Wilhelm von Polenz
Gesammelte Werke

Wilhelm von Polenz

Gesammelte Werke

Band 5

Gesammelte Werke

von

Wilhelm von Polenz

Band V

Sühne

F.F.&Co.

F. Fontane & Co.
Berlin

Wilhelm von Polenz

Sühne

Dritte Auflage

F. Fontane & Co.
Berlin

Erstes Buch.

Erstes Kapitel.

Der Senatspräsident am Kammergericht, Geheimer Oberjustizrat Dr. Theobald Mörner, ging, wie gewöhnlich, mittags gegen ein Uhr, vom Bureau kommend, seinem in der Regentenstraße gelegenen Quartiere zu.

Er pflegte, sobald er den Potsdamer Platz gekreuzt hatte, die Bellevuestraße einzuschlagen und noch ein halbes Stündchen im Tiergarten spazieren zu gehen, ehe er sich nach Hause und zu Tisch begab, denn sein Hausarzt hatte ihm Bewegung empfohlen.

„Mein lieber Justizrat," hatte der Medizinalrat Dr. Busse gesagt, „Sie sind der gesündeste Mann in Berlin, Herz, Magen, Lunge alles in bester Ordnung, eine beneidenswerte Konstitution, aber — korpulent dürfen Sie mir nicht werden — also: Bewegung!"

Und Mörner, dem es im Blute lag, allen Autoritäten aufs Wort Folge zu leisten, gehorchte der Anordnung des Medizinalrates, der für ihn in Fragen der Gesundheit unfehlbar war. So machte er denn, wenn es das Wetter irgend gestattete, des Tages viermal den langen Weg von der Regentenstraße bis zu seinem Gerichtslokale.

Und wer ihm so begegnete, wenn er, wie heute, einen der Tiergartenwege mit festem, gleichmäßigem,

nicht allzu eiligen Schritt herab kam, der mußte dem Arzte recht geben, das war ein gesunder Mann, eine „beneidenswerte Konstitution". Aber mehr noch konnte einem der Anblick dieser robusten Männergestalt mit dem ehrlichen, vom grauen, kurzgehaltenen Vollbart umrahmten Gesichte und den klugen, hellen Augen lehren: das war ein offenherziger, biederer, zuverlässiger Mensch. Und wenn man Gelegenheit hatte, ihn weiter zu beobachten, wie sorgsam und freundlich lächelnd er den Kindermädchen und den Kleinen auswich, wie teilnahmsvoll und dabei diskret er die Kranken anblickte, die im Wagen an ihm vorbeigerollt wurden, und wie rasch er in die Tasche griff, wenn er an einem Invaliden mit dem Leierkasten vorüberkam, so konnte man nicht im Zweifel darüber sein, daß Theobald Mörner auch ein gutmütiger und feinfühlender Mann sei, der das Herz auf dem rechten Flecke habe.

Wie ein Mensch lacht, wenn er sich unbeachtet glaubt, das sagt sehr viel. Mörner lächelte heute in einem fort stillvergnügt vor sich hin. Er lachte nicht hämisch, auch nicht leichtsinnig, auch nicht selbstzufrieden, sondern herzlich, einfach, beinahe kindlich, mehr noch mit den Augen als mit dem Munde.

Er war in glücklichster Stimmung. Einmal war das Wetter herrlich; ein klarer, sonniger Spätherbsttag. Dann gab es für Mörner aber heute noch einen ganz besonderen feierlichen Grund zur Freude.

Er hatte unter dem heutigen Tage den Titel eines Geheimen Oberjustizrates erhalten.

Diese Auszeichnung kam ihm zwar durchaus nicht überraschend, sie war sogar fällig gewesen, und er wußte schon seit Wochen, daß er sie um diese Zeit erhalten werde, und doch gab sie ihm in seinen eigenen Augen

eine neue Würde; er freute sich an dem volltönenden Titel, mit dem die Untergebenen natürlich nicht verfehlt hatten, ihn am heutigen Tage bei jeder möglichen oder unmöglichen Gelegenheit anzureden, und der ihm in Verbindung mit seinem Namen doch noch immer fremd klang. So legt man ja wohl auch einen neuen Anzug mit einer gewissen Weihe an und freut sich halb verschämt, von anderen Anerkennendes über seinen Sitz zu hören.

Aber was diesen angenehmen Gefühlen für Mörner noch einen ganz besonderen Zusatz des Pikanten hinzufügte, das war der Gedanke, daß er seine Frau, die noch nichts von der Rangerhöhung ahnte, nach Tisch in der gemütlichen Kaffeestunde mit der Neuigkeit überraschen wollte.

Etwas Schelmisches mischte sich daher in Mörners Lächeln.

„Meine kleine Eva," dachte er, „Geheime Oberjustizrätin. Welch ein Titel! Er paßt eigentlich gar nicht zu ihr. Sie kommt jung zu hohen Würden." Und er bog nun in den nächsten Querweg ein, um mit beschleunigten Schritten seiner Wohnung zuzueilen.

Als er auf dem Treppenabsatze der zweiten Etage angekommen war, hörte er drinnen Gesang und Klavierbegleitung ertönen. „Ah, Eva ist noch beim Üben," sagte er zu sich selbst, öffnete die Vorsaaltür und ging nach seinem Zimmer, um abzulegen.

Dann öffnete er geräuschlos die Tür nach dem Salon seiner Frau und lauschte ihrem Gesange mit vergnügter, aber zugleich auch mit der kritischen Miene eines Sachverständigen.

Sie saß, ihm den Rücken zuwendend, am Flügel, die schlanke Taille im Takte der Melodie wiegend,

schlug einzelne Akkorde an und sang Passagen des „Ständchens“ von Schubert.

Sie ahnte nichts von der Gegenwart ihres Gatten, bis Mörner nach einiger Zeit vortrat und sagte: „Das hohe ‚g‘ hier hast du ausgezeichnet genommen, aber das ‚fis‘ in ‚mich‘ möchte ich noch einmal hören, das war nicht ganz rein.“ Zugleich gab er die betreffende Stelle, neben ihr stehend, auf dem Klavier an.

Erstaunt erhob sie den Kopf, als er sich so plötzlich in ihren Gesang mischte, und auf ihrem reizenden Gesichte erschien ein mißmutiger Zug.

„Nimm das ‚fis‘ noch einmal, willst du nicht?“ fragte er.

„Nein ich wollte eben schließen,“ erwiderte sie, „ich habe den ganzen Morgen geübt.“

„Du hast recht,“ meinte er darauf, „schone deine Stimme.“

Sie stand auf, schloß den Flügel und räumte die Noten weg.

„Gibts etwas Neues?“ fragte er.

„Was soll's denn Neues geben? Hier — ach, ja doch, einige Briefe. Sie sind für dich. Einer scheint mir von Damenhand.“

„Laß sehen! das ist ja interessant. Ich korrespondiere doch mit niemandem vom zarten Geschlecht.“ Damit griff er nach den Briefen.

Er öffnete eines der Schreiben und las. Während des Lesens hellten sich seine Züge immer mehr auf. „Reizend! Das ist wirklich eine Freude!“ rief er mehrfach aus. „Weißt du, von wem der Brief ist? Du hattest ganz recht gesehen, er ist von einer Dame, aber rate einmal, von wem!“

„Wie kann ich denn das erraten,“ gab sie ihm mit gleichgültigster Miene zurück.

„Ha, ha, du bist wohl gar eifersüchtig? Ja, ja, von einer Dame ist der Brief, und von was für einer lieben, reizenden Frau.“

Sie hatte nur ein Zucken der Achseln, und ein geringschätziges Lächeln spielte einen Augenblick um ihren Mund, indem sie ihre Augen kühl auf ihm ruhen ließ, während er weiter las.

„Nun denn,“ sagte Mörner, am Schlusse des Briefes angelangt, „er ist von Frau von Choiseule, meiner lieben, alten Freundin, und weißt du, welch große Neuigkeit sie mir zu berichten hat? Ihr Sohn Friedrich, mein ehemaliges Mündel, kommt in diesen Tagen nach Berlin, um ganz hier zu bleiben. Er hat die juristische Karriere aufgegeben; ich habe mir schon immer so etwas gedacht, er hatte nie das rechte Fachinteresse. Ich weiß nicht, woher ihm die schriftstellerische Ader kommt, vom Vater gewiß nicht. Ah, der alte Regierungsrat, wenn er das erfahren könnte, daß sein Sohn unter die Skribenten geht, er würde mehr tun, als sich im Grabe umwenden. — Aber jedem muß schließlich die Entscheidung selbst überlassen werden, welchen Beruf er ergreifen will. Talent zum Schreiben hat dieser Friedrich unbedingt, er hat mir neulich eine Broschüre zugeschickt: ‚Was kann man von der Poesie noch erwarten‘, oder so ähnlich —“

„Was kann die Poesie dem modernen Deutschland bedeuten?“ berichtigte ihn seine Frau.

„Weißt du den Titel besser als ich; du hast die Broschüre wohl gar gelesen?“

„Warum nicht? Ich sah sie bei dir liegen,“ sagte Eva, und ein zartes Rot bedeckte plötzlich ihre weiße Haut.

„Gelesen, aber kaum verstanden, mein Herzchen!" meinte ihr Gatte und fuhr fort: „Es freut mich, daß Friedrich von Choiseule hierher kommt. Er erinnert mich an teure Menschen und schöne Zeiten. Wie die Leute heranwachsen! Ich besinne mich noch, als wäre es gestern gewesen, auf seine Taufe. Ich war zwar nicht Pate, aber geladen. Gediegene, vornehme Leute, diese Choiseules. Der alte Geheimerat, ein seltener Mann, obgleich er seine großen Eigentümlichkeiten hatte. Ein Regierungsbeamter, wie er im Buche steht. Energisch, klar, selbstbewußt. Und die Frau! Sieh nur, wie dieser Brief geschrieben ist, wie in Stahl gestochen. Die Frau muß jetzt in den Sechzigern sein. Und dieser klare, beredte Stil, ganz sie selbst. Ich denke mir, Friedrich hat seine Begabung von ihr geerbt. Sie könnte auch schreiben, wenn sie wollte, aber sie hat die Hände voll wichtigerer Dinge."

„Ähnelt Herr von Choiseule seiner Schwester?" warf seine Frau dazwischen.

„Der Schwester, der Hauptmännin Schaurott — nein, eigentlich nicht, nein, er ist ganz anders. Die Agnes Schaurott ist einfach, nicht übermäßig beanlagt, schlicht —"

„Und herzlich langweilig!" fügte sie hinzu.

„Nein, nein, das mußt du nicht sagen, Eva. Ich wünschte, du lerntest Agnes Schaurott besser kennen. Sie ist eine treffliche Gattin und Mutter, freilich nicht nach außen glänzend, eben so wie eine deutsche Hausfrau sein soll. Ich hoffe, durch Friedrich von Choiseule werden wir auch intimer mit Schaurotts werden. — Ja, was ich dir über Friedrich sagen wollte; er ist sehr von seiner Schwester verschieden, weit selbstbewußter, aristokratischer, dabei begabt und lebhaft,

kurzum ein prächtiger Mensch, — nun, du wirst ihn ja sehen."

„Du hast ihn mir viel zu sehr gepriesen, als daß er mir in Wirklichkeit gefallen könnte. Er ist gewiß arrogant."

„Ach, keine Idee von arrogant!"

„Ja, ich kann mir schon ganz genau vorstellen, wie er ist. Diese Art Menschen kann ich nicht ausstehen."

Das Zwiegespräch der Eheleute wurde hier durch die Haushälterin unterbrochen, die ihre mager knochige Gestalt durch die Tür schob und ihr verwittertes Gesicht zu einem schiefen Lächeln verziehend, meldete, es sei angerichtet. Ihrem unbefangenen Auftreten konnte man es leicht anmerken, daß die Alte keine untergeordnete Rolle in dem Hauswesen spiele.

Mörner bot seiner Frau den Arm an, und das Air von Galanterie, das er sich dabei gab, schien sie unangenehm zu berühren. Wieder flog jener mißmutig geringschätzige Ausdruck über ihre jugendlich frischen Züge, zu denen er so schlecht paßte.

So begab sich das Paar nach dem Speisezimmer.

Theobald Mörner stammte aus einer Herrnhuter Familie. Er war in dem Mutterstädtchen der Brüdergemeinde geboren. Der Vater hatte dort das größte Kolonialwarengeschäft des Platzes innegehabt und, wie die meisten Herrnhuter in reger, überseeischer Verbindung mit den Missionären der Gemeinde und durch diese wieder mit fremdländischen Märkten gestanden. Nach dem Tode der Gattin zog der Kaufmann mit seinen zwei kleinen Söhnen, von denen Theobald der jüngere war, nach Stettin, wo er in der bisher innegehabten Branche ein Geschäft begründete. Dem Missionswerke

blieb er sein Leben lang treu zugetan. Der christliche Sinn und schlichte Geist der Brüdergemeinde behielten auch am fremden Orte die Herrschaft in seinem Hauswesen und Geschäfte, und gaben da Ton und Sitten eine ganz besondere milde puritanische Färbung. Der älteste Sohn studierte Theologie und ging, von des Vaters Segen geleitet, mit den Missionären der Brüdergemeinde nach Südamerika, wo er nach mehrjähriger Tätigkeit dem mörderischen Klima erlag. Sein Tod hatte auf den von jeher zum Mystizismus neigenden Vater eine eigentümliche Wirkung. Er fühlte sich verpflichtet, den durch das Ableben des Sohnes leer gewordenen Posten auszufüllen. Dieser Gedanke wurde bei ihm zur fixen Idee. Und da der jüngere Sohn, Theobald, die Juristenkarriere eingeschlagen und sich in dieser bereits ein gut Stück vorwärts gebracht hatte, also nicht daran zu denken war, diesen an Stelle des verstorbenen Bruders hinauszuschicken, so entschloß er sich denn selbst, ein angehender Sechziger, zu den Heiden zu gehen, um diesen das Evangelium zu bringen. Er liquidierte sein Geschäft, teilte den erheblichen Barerlös in zwei gleiche Teile, von denen er den einen dem Sohne mit warmer Hand vermachte. Die andere Hälfte, die dem Verstorbenen zugefallen wäre, wandte er im Dienste der Mission auf. Er hatte kaum in Natal den Fuß aufs Land gesetzt, so packte ihn das Fieber und raffte ihn dahin.

Theobald hatte sich zwar in der Atmosphäre des Vaterhauses mit christlich frommer Denkweise erfüllt, so daß seine Person fürs ganze Leben damit gesättigt war, aber dem Bruder und Vater als Dritter zu folgen, davor bewahrte ihn sein praktischer, auf reales Schaffen gerichteter Sinn und seine Lebenslust.

Er war Jurist und Staatsdiener mit Leib und Seele. Eine Kombination von glücklichen äußeren und inneren Eigenschaften halfen ihm, flott auf dem Wege des Staatsdienstes vorwärts zu schreiten, den so mancher hochbegabter Feuergeist, ach, mit wie langsamem Schneckengange zurücklegen muß.

Einmal war Mörner mit äußeren Glücksgütern gesegnet; und in welcher Karriere hülfe dieser Umstand nicht die Wege ebnen! Dann war er eine kerngesunde Natur, der selbst die jahraus, jahrein geatmete Bureauluft nichts anhaben konnte. Geistig war er von guter Mittelstatur und hatte den Vorzug, mit den Jahren nachzuwachsen, seine Anschauungen und Fähigkeiten zu erweitern und zu vermehren, statt sie sich, wie es so häufig bei Berufsjuristen geschieht, verengern und verkrüppeln zu lassen.

Was ihn aber am meisten begünstigte und bei Vorgesetzten, Kollegen und Untergebenen gleichmäßig gut gelitten machte, war, daß er sich als ein so durchaus normaler Mensch auswies. An ihm war nichts Außergewöhnliches, er war nicht schwierig zu rubrizieren, eine Eigenschaft, welche die Bequemlichkeit der Menschen immer sehr willig anerkennt; von ihm brauchte man nicht zu besorgen, daß er sich plötzlich als verkapptes Genie entpuppen werde. Er erschreckte auch nicht durch unberechenbare Launen, phantastische Weltverbesserungspläne oder hypergeistreiche Ideen; er war verständig, immer gleichmäßig, hatte ein warmes Herz, aber ein nüchternes Haupt, war strebsam, aber doch kein Streber, ein guter Christ und ausgezeichneter Bürger, für revolutionäre Ideen gab es auf keinem Gebiete Platz in seinem Kopfe, er hielt sich eben in allem auf der guten, solid gepflasterten Mittelstraße, ohne auf Seiten-

wege abzuirren und mutwillig über Hecken und Gräben zu setzen, und überholte darum manchen, der beim Start viel bessere Gewinnchancen zu haben schien, als er.

Eine Stufe nach der anderen erklomm er auf der Leiter des preußischen Richterstaates. Mit dem Auskultator fing er an, wurde Referendar, dann Assessor und Kreisrichter.

Die längste Zeit seines Dienstes, und damit seine besten Mannesjahre, verlebte er in einer Stadt der Rheinprovinz mit einem Appellationsgerichte, an dem er erst Rat war, um schließlich zum Vizepräsidenten desselben aufzurücken.

Dort knüpfte er innige Beziehungen mit der Familie des höchsten Verwaltungsbeamten an, des Regierungspräsidenten, Geheimen Oberregierungsrats von Choiseule. Vor allem mit Frau von Choiseule war Mörner nahe befreundet, während zwischen ihm und dem Regierungspräsidenten ein auf gegenseitige Achtung und Hochschätzung gegründetes Verhältnis bestand, welches seinen beredtesten Ausdruck schließlich darin fand, daß Herr von Choiseule Mörner zum Vormund seines Sohnes Friedrich ernannte.

Mörner und Frau von Choiseule fanden sich vor allem auf religiösem Gebiete. Mörner war religiös, weil er eine christliche Erziehung genossen und er instinktiv an den Gewohnheiten der Väter festhielt; Frau von Choiseule dagegen war es aus tiefinnerstem Bedürfnis einer feurigen, liebebedürftigen Natur, die, weil sie in der irdischen Liebe nicht genügende Befriedigung finden konnte, sich mit um so tieferer Inbrunst der überirdischen zuwandte.

Außer der Religion gab es noch ein anderes, was die beiden zusammenführte: die Musik.

Mörner verband reges Interesse mit wirklichem Verständnis für die Kunst. Er hatte sich mit großem Fleiße zu einem leidlichen Klavierspieler herangebildet.

Frau von Choiseules Salon war der gesellschaftliche und geistige Mittelpunkt der provinzialstädtischen Gesellschaft; es wurde viel Musik bei ihr getrieben, und Mörner gehörte offiziell, wie privatim zu ihren häufigsten Gästen.

Der Regierungspräsident von Choiseule starb und hinterließ eine an einen Offizier verheiratete Tochter, Frau Schaurott, und einen unmündigen Sohn, Friedrich, Mörners Mündel.

Zwei Jahre etwa nach dem Tode des alten Choiseule wurde Mörner bei Gelegenheit der Neuordnung des Gerichtswesens durch das Gerichtsverfassungsgesetz nach Frankfurt am Main versetzt.

In Frankfurt geriet er infolge seiner musikalischen Interessen in den Kreis der Musikliebhaber, die dort eine besondere Clique in der Gesellschaft, eine Art von Zunft bildeten, in der nur Bevorzugte, durch Talent oder angebliches Verständnis Ausgezeichnete, Aufnahme fanden.

An dem Horizonte dieser Gesellschaft ging damals ein neues Gestirn auf. Der Star war ein junges Mädchen von siebzehn Jahren, das allerdings durch seine vielversprechende Stimme und eigenartige Schönheit berechtigt erschien, einiges Aufsehen zu erregen.

Sie war die Tochter eines vor nicht allzulanger Zeit verstorbenen Schauspielers. Wie so mancher Künstler hatte sich dieser größer in seiner Kunst als im Privatleben bewiesen. Der große Mime besaß nicht den Halt eines festen Charakters, seine Lebensführung

war eine zerfahrene, verlotterte, sein Dasein ein abenteuerliches und unglückliches gewesen.

Dabei war er eine bestechende Persönlichkeit, schön, glänzend, temperamentvoll, mit jener dämonischen Kraft begabt, die auf Frauenherzen einen verführerischen Zauber wirkt.

Er heiratete ein junges, wohlerzogenes, liebenswürdiges Mädchen aus angesehener bürgerlicher Familie, die er für wohlhabend hielt, und mit deren Erbteil er seinen zerrütteten Finanzen aufzuhelfen gedachte.

Sie schenkte ihm ein Mädchen, dessen Geburt der Mutter das Leben kostete.

In sehr frühem Alter schon wurde die kleine Eva in einem Institute der französischen Schweiz vom Vater untergebracht, wo sie den größten Teil ihrer Jugendzeit verlebte.

Von Zeit zu Zeit erhielt sie dort Besuche von ihrem Vater, wenn dieser einmal zufällig auf seinen Gastspieltourneen in ihre Nähe kam. Er unterließ es nie, bei solchen Gelegenheiten dem Mädchen ein luxuriöses, meist aber höchst unpraktisches Geschenk zu überreichen.

Einer wirklich tiefen Liebe war diese egoistische, durch Eitelkeit verflachte Komödiantenseele selbst dem eigenen Kinde gegenüber nicht fähig. Man mußte nur sehen, wie der Mime sein Töchterchen bei solchen Besuchen zu begrüßen pflegte.

Zunächst stürzte er mit weit ausgebreiteten Armen und dem Rufe: „Mein Kind!" auf die Kleine zu, umarmte sie, indem er dabei einen tränenfeuchten Blick gen Himmel warf und das ganze Gesicht in tief tragische Falten legte. Dann trat er einige Schritte von ihr weg, blickte sie lange starren Auges an, um

schließlich mit zuckenden Lippen und dumpfer, pathetischer Stimme auszurufen: „Wie sie meinem heißgeliebten, mir allzufrüh entrissenen Engel gleicht!“

So spielte er die Rolle des trauernden Witwers und Waisenvaters der Bühne mit einer im Leben anwidernden Affektation.

In Wahrheit war ihm sein Kind eher eine Last als eine Freude. Die Erziehung des Mädchens kostete ihm viel Geld. Evas Großvater, der einzige mütterliche Verwandte, den sie besessen, war inzwischen verstorben und hatte ganz gegen die Erwartung des Schwiegersohnes ein kaum nennenswertes Vermögen hinterlassen.

Bei einem seiner Besuche in dem Schweizer Pensionate hörte Evas Vater den Gesang seiner Tochter und erkannte sofort mit geübtem Ohre, welcher Entwickelung die Stimme fähig sei.

Den Gedanken, das Mädchen die Bühnenkarriere einschlagen zu lassen, hatte er schon früher im Kopfe bewegt, jetzt stand es für ihn fest, wozu sie berufen sei. Alles, was zu einer großen Sängerin gehört, war ja hier, noch freilich unentwickelt, aber in viel versprechender Weise vorhanden: Stimme, reizendes Gesicht, graziöse Figur, Anmut der Bewegungen und Temperament. Wenn hierzu noch die nötige Schulung trat — so spekulierte dieser hochherzige, großdenkende Vater —, so mußte sich aus dem Kinde etwas Aufsehenerregendes, noch nie Dagewesenes entwickeln.

Es mußte eben nur für ihre Ausbildung Sorge getragen werden. Ihre Stimme sollte die beste Schulung erhalten, er selbst würde ihr die Bühnen- und Aktionsroutine beibringen, und wenn sie schließlich fertig sei, wollte er sie in die Theaterwelt lanzieren,

selbst ihr Impresario sein; sie würde Furore machen, volle Häuser, Engagements, große Gagen haben, wer weiß am Ende ein Sort machen, und er, der Vater, würde von dem Ruhme und den Einnahmen der Tochter den Hauptanteil genießen.

Er nahm also das Mädchen aus der Pension zu sich und ging eifrig an die Ausführung des Geplanten, als jener wichtige, von den Menschen bei ihren Wahrscheinlichkeitsrechnungen so häufig übersehene Faktor, der Tod, einen Strich durch sein Exempel machte.

Die Tochter war damals eben erst dem Kindesalter entwachsen und stand beim Tode des Vaters gänzlich vereinsamt, schutz- und mittellos in der Welt da.

Sie fand zunächst Aufnahme und Obdach bei einer reichen, jüdischen Bankiersfamilie Frankfurts, die zu den Verehrern des verstorbenen Mimen gezählt hatte. In dessen Nachlasse fanden sich bedeutende Passiven, im übrigen aber nur eine Anzahl persönlicher Reminiszenzen aller Art: Kunstgegenstände, Bilder, Geschenke aus der vielbewegten Künstlerlaufbahn des Toten.

Seine persönlichen Freunde sorgten dafür, daß diese Erinnerungen an den Vater dem hinterbliebenen Kinde erhalten wurden und nicht in den Händen der Gläubiger blieben.

Die gastliche Aufnahme, welche das junge Mädchen in der Bankiersfamilie gefunden, resultierte wohl nicht allein aus großmütig selbstloser Barmherzigkeit, sondern entsprang zum Teil sicherlich der Sucht, mit der Guttat zu prunken und dem Wunsche, durch die Anwesenheit einer so Aufsehen erregenden, reichbegabten jungen Person anziehend zu wirken.

Eva war damals ein höchst eigenartiges Wesen; große Widersprüche schienen sich in ihr zu vereinigen: liebenswürdige Naivität, Lebhaftigkeit, harmlose Zutulichkeit und dann wieder Eigenwille, ein wunderbar krauser Sinn und Herzenskälte.

Diese Widersprüche waren in ihren Charakter nicht nur durch Naturanlage gebracht, sie waren genährt und verstärkt worden durch das Leben, welches das junge Mädchen bisher geführt, durch all die Erfahrungen einer verfehlten Jugend, welcher vor allem der erwärmende Strahl der Mutterliebe gefehlt hatte. Eva war kein Charakter, wie ihn harte Lebenserfahrung zuzeiten auch aus dem weichen Material eines Frauengemütes modelt. Sie glich eher einem Rohre, das dem Winde elastische Schmiegsamkeit, nicht aber die festgewurzelte zähe Kraft des Baumes entgegensetzt.

Den Vorwurf bewußter Koketterie konnte man ihr nicht machen. Sie bezauberte ohne großes Dazutun ihrerseits, durch die Lieblichkeit ihrer Züge, die Grazie ihrer Bewegungen, den ganzen unbeschreiblichen Charm ihrer Erscheinung und ihres Auftretens. Ihre verwaiste einsame Stellung in der Welt rief das Mitleid, ihr Talent die Bewunderung hervor; das alles vereinigt machte sie zum bewunderten, allgeliebten, verhätschelten Liebling der Gesellschaft.

Die Herrenwelt lag natürlich zu ihren Füßen, aber Eva setzte den verliebten Torheiten und Fadessen der Frankfurter jeunesse dorée Kühle und Unnahbarkeit entgegen. Das trug nur dazu bei, die Gemüter noch mehr für sie zu entflammen.

Manche hielten sie damals für raffiniert. Das war sie nicht. Ihre zeitig fertige Erscheinung und

ihr frühreifes Talent täuschten die Menschen. Ihr Charakter war nach keiner Seite hin ausgebildet. Das Gemütsleben schlummerte noch völlig in dem Mädchen, selbst ihre Sinnlichkeit war noch nicht erwacht, die Männer waren ihr völlig gleichgültig. Es war also weder ein Zeichen von Raffinement, noch auch von Tugendhaftigkeit, wenn sie sich diese fernzuhalten wußte.

In diesem Stadium der Entwickelung lernte sie Mörner kennen.

Ihr Gesang, ihre Erscheinung, ihr Wesen entzückten ihn, nahmen ihn bald völlig gefangen.

Mörner verliebte sich leidenschaftlich in das Mädchen. Dieser gerade, unkomplizierte Mann war alt geworden, ohne jemals sein Herz verloren zu haben, nun geschah es ihm, wo er den Sechzigen nahe stand, während die, welche er liebte, das Dritteil seiner Jahre zählte.

Eine Zeitlang war Mörner mit sich im unklaren, ob er, der Stimme der Leidenschaft Folge gebend, den Versuch machen solle, Eva für sich zu erringen. So verliebt er war, hatte er sich doch so viel gesunden Sinn bewahrt, um zunächst das Wesen, mit dem er sein Geschick für immer verknüpfen wollte, ein wenig auf seinen Charakter hin zu prüfen.

Er hatte dazu nur Gelegenheit auf dem Parkett; da sah er denn freilich weiter nichts, als daß Eva gegen die sie umschwärmende Männerwelt löbliche Zurückhaltung übe. In den Augen des Liebenden wurde das zu einem untrüglichen Beweise für ihre Vorzüglichkeit in jeder Beziehung.

So warb er denn um das Mädchen, ohne eigentlich Hoffnung auf Erhörung zu haben, und Eva nahm seinen Antrag an, wie sie wahrscheinlich den jedes

anderen ebenso angenommen haben würde, denn sie wußte in Wahrheit nicht, was sie tat.

Die Bankiersfamilie, die ganz andere Dinge mit ihrem Schützling vorgehabt hatte, die Gesellschaft, ganz Frankfurt waren höchlichst erstaunt über dieses von niemandem vorhergesehene Ereignis. Man belachte Mörner oder bemitleidete ihn, und diejenigen, welche Eva vordem „raffiniert" genannt hatten, triumphierten jetzt über ihren Scharfblick.

Evas Brautstand war nur ein sehr kurzer, schon zwei Monate nach dem Verlöbnis führte sie Mörner in sein Haus ein.

Die erst gelacht oder Mörner bemitleidet hatten, verstummten mit der Zeit. Dieses ungleiche Paar schien wirklich glücklich zu sein. Den Gedanken, sich zur Sängerin ausbilden zu lassen, hatte Eva aufgegeben. Mörner sah gerne Gäste, besonders musikalische Freunde in seinem Hause, Eva entzückte nach wie vor durch ihren Gesang und ihre Schönheit, die sich jetzt erst recht zu entwickeln begann.

Schon ein Jahr nach der Heirat wurde Mörner abermals, diesmal nach Berlin ans Kammergericht, versetzt.

Mörner freute sich über diese Versetzung nach der Reichshauptstadt aus mehr als einem Grunde. Einmal erkannte er in ihr eine seltene Auszeichnung, dann aber erhoffte er auch von dem Aufenthalte in Berlin mancherlei Annehmlichkeiten für sich selbst und vor allem Anregung und Amüsement für seine junge Frau.

Denn jetzt, wo bei ihm der erste Liebesrausch verflogen, konnte er seine Augen dem Umstande nicht verschließen, daß er mit dieser Heirat doch einen sehr gewagten Schritt getan. Den gewissenhaften Mann

überkam das Gefühl großer Verantwortlichkeit, als er erkannte, daß er ein Kind ohne Urteil, Erfahrung und Selbstbestimmung veranlaßt habe, ihm die Hand fürs Leben zu reichen. Evas innerstes Wesen durchschaute er freilich auch jetzt noch nicht, er erkannte vor allem nicht, daß ihr Charakter noch keineswegs zur vollen Entwickelung gelangt sei, und daß eben deshalb dieses weiche, noch nicht im Leben zur Härte erstarrte Material diejenige Gestalt annehmen werde, die ihm die umgebenden Verhältnisse und Personen geben würden.

Mörner hatte ein dumpfes, mehr instinktives als bewußtes Gefühl, daß er der jungen Frau mit seiner Person allein ein volles Lebensglück nicht zu gewähren vermöge. Er hoffte, ein Ersatz dafür solle in den Zerstreuungen der Großstadt gefunden werden. Aber in den Hoffnungen, die er auf Berlin gesetzt, täuschte er sich.

Man ist in der großen Stadt viel leichter vereinsamt als in der kleineren. Mörner sowohl wie seine Frau hatten keinerlei gesellige oder familiären Beziehungen nach Berlin. Sie standen der Gesellschaft Berlins mit allen ihren tausend Nüancen und Verzweigungen ohne einen Anknüpfungspunkt gegenüber, mit Ausnahme des Juristenkreises, dem ja Mörner seiner Berufsstellung nach angehörte. Er versäumte es denn auch nicht, seine Frau bei den Kollegen und deren Gattinnen einzuführen, aber es fand sich unter den letzteren keine einzige Frau, die einen geeigneten Umgang für Eva hätte bilden können und wollen. Eva war überhaupt kein Wesen, das anderen Frauen leicht Gefallen einflößte. Man beneidete sie ihrer Schönheit und Jugend wegen im geheimen, nahm als festgestellt an. daß sie kokett und hochmütig sei, und

tadelte laut, daß ein Mann in dem Alter und der Stellung Mörners ein so junges, unliebenswürdiges Ding, noch dazu die Tochter eines Schauspielers, geheiratet habe.

In der Juristengesellschaft, wie in allen Kreisen Deutschlands, spielt die Rang- und Anciennitätsfrage eine weit bedeutsamere Rolle bei den Frauen als bei den Männern.

Eine jugendliche Kommandeuse mag den älteren Majors- und Hauptmannsfrauen gegenüber eine ähnlich heikle und angefeindete Stellung haben, wie Eva als Gattin eines Senatspräsidenten den bejahrten Gattinnen der Direktoren und Räte gegenüber, die zum Teil mit nicht geringem Stolze auf verheiratete Töchter und angestellte Söhne blickten.

Kurz, Eva wurde von den Frauen der Kollegen mit Vorurteil, Kälte, ja mit schlechtverhehltem Übelwollen empfangen. So kam es, daß sie sehr bald dieses Verkehres herzlich satt wurde und ihrem Gatten erklärte, sie ziehe die Einsamkeit einer derartigen Geselligkeit vor.

So war denn die junge Frau in der nächsten Zeit auf den alleinigen Umgang mit ihrem Gatten angewiesen. Sie war den ganzen Tag allein, außer mittags, wo Mörner zu Tisch nach Haus kam, und des Abends, den er ihr ganz widmete.

Konzert- und Theaterbesuche waren das einzige Amüsement, das die Einförmigkeit dieses Daseins zeitweilig unterbrach.

Daß sich Eva in dieser Lage bei einer Leihbibliothek abonnierte, ist eigentlich selbstverständlich. Sie las sehr viel, hauptsächlich Romane und Novellen; dann beschäftigte sie sich neuerdings auch mit Handarbeiten,

obgleich ihr dazu weder Talent noch Passion eigen waren. Aber die Leere der Zeit mußte ausgefüllt, das graue Gespenst der Langeweile doch auf irgendeine Weise ferngehalten werden.

Um die Wirtschaft hatte sich Eva niemals gekümmert. Mörner hatte in der richtigen Erkenntnis, daß die junge Frau auf diesem Gebiete mehr Schaden als Nutzen anstiften und allen Teilen nur Unlust bereiten würde, die Haushaltung völlig in die Hände einer älteren, erfahrenen Person, Frau Brake, gelegt. Diese, eine Witwe, war von Mörner aus seiner Junggesellenzeit in die junge Ehe hinübergenommen worden. Sie hatte ihm damals die Wirtschaft lange Jahre hindurch geführt.

Diese Frau und ein Mädchen besorgten jetzt Wirtschaft und Bedienung, ohne daß Eva sich nur im geringsten damit abgegeben hätte. Eva hatte in ihrer Kindheit niemals ein wirkliches Heim kennen gelernt. Sie war daran gewöhnt, überall eine Fremde, eine Pensionärin zu sein, und so mochte es kommen, daß sie diesen Zustand, im eigenen Hause wie in einem Chambregarni zu leben, zu ertragen vermochte.

Natürlich sang Eva viel, aber auch mit ihrem Gesange war sie jetzt an eine gewisse Grenze gekommen. Das einzige, was sie noch hätte erstreben können, war öffentlich aufzutreten, und manchmal im Theater überkam sie wirklich die Sehnsucht, auf jene Bretter zu treten, für die sie durch Abstammung und Begabung prädestiniert schien. Aber das waren leere Träume, sie hatte sich ja ein anderes Los gewählt.

Und so lebte sie denn dahin, beinahe pflanzenartig vegetierend, ohne glücklich zu sein, aber auch ohne das ausgesprochene Bewußtsein, daß sie unglücklich sei.

Nur manchmal durchzuckte eine prophetische Ahnung ihr Hirn, daß für sie hiermit noch nicht das Ende aller Dinge gekommen sein könne, daß vielleicht noch Bedeutsames für sie ausstünde, daß in ihrer Natur noch eine ganze Welt schlummere, deren Keime bisher nur der Anregung ermangelt, um sich zu entwickeln.

Aber solche Ahnungen gewannen in ihr niemals die Form mit Bewußtsein erwogener Gedanken.

Zweites Kapitel.

Auf dem Anhalter Bahnhofe wurde der aus Frankfurt am Main kommende Abendzug erwartet.

Unter dem auf dem Perron harrenden Publikum ragte die Gestalt eines Offiziers um Hauptеslänge über alle Umstehenden hervor.

Neben ihm, eingehängt in seinen Arm, stand eine zartgebaute Dame mit nicht unschönen, etwas leidend aussehenden Gesichtszügen, äußerst schlicht in ihrer Toilette, die echte Frau eines preußischen Linieninfanteristen.

Sie hielt einen Knaben von etwa acht Jahren in kurzen Höschen, die Schülermütze auf dem Kopfe, mit der stets regen Besorgnis der Mutter am Ärmel fest, die in dem Bahnhofstrubel eine Menge Gefahren für ihr Kind ahnt.

Hauptmann Schaurott erwartete mit Frau und Sohn die Ankunft seines Schwagers Friedrich von Choiseule.

Der Hauptmann war eine in die Augen fallende Erscheinung. Er hielt sich in den Schultern stark nach vorn übergebeugt, als laste das Bewußtsein seiner abnormen Körperlänge auf ihm und wünsche er sie

ein wenig herabzumindern. Der Kopf war für die Figur, auf der er saß, verhältnismäßig klein, das Haupthaar von semmelblonder Färbung, ebenso der dünne Schnurrbart. Über den wasserblauen, nichtssagenden Augen trug er einen Kneifer, und seine unbeholfenen Bewegungen, die stets etwas Suchendes an sich hatten, ließen auf große Kurzsichtigkeit schließen.

Der ganze Mann machte den Eindruck, als habe man einen großgewachsenen Stubengelehrten hergenommen und in die Uniform eines preußischen Offiziers gesteckt. Schaurott war in der Tat auch weit mehr Gelehrter als Soldat und neben seinem Kommando zum Nebenetat des großen Generalstabes als Lehroffizier an der Kriegsakademie tätig und in dieser Schulmeisterstellung ganz an seinem Platze.

Seine Frau hatte er sich nicht ganz ohne Schwierigkeiten erobert. In der rheinischen Heimatsgarnison verkehrte er als junger Offizier im Hause des Regierungspräsidenten von Choiseule, dessen einzige Tochter er kennen und lieben lernte.

Als er seinen Antrag machte, wies ihn der alte Choiseule in einer Weise ab, die manchen anderen, weniger hartnäckigen Mann für immer entmutigt haben würde. Der Geheime Oberregierungsrat von Choiseule wollte mit seiner Tochter höher hinaus, als sie einem unadeligen, unbemittelten Leutnant in die Ehe zu geben. Aber die Ausdauer der beiden jungen Leute, die sich liebten und nicht voneinander ließen, und das Zureden von Frau von Choiseule, die sie auf ihrer Seite hatten, trugen schließlich den Sieg davon und zwangen dem Alten trotz seiner Starrheit die Einwilligung zur Verbindung ab.

Fritz, der beiden Sohn, war ein frischer Junge,

mit einem hellen, neugierigen Augenpaare im Kopfe, aus dem er aufgeweckt, wißbegierig und verschlagen in die Welt hinausschaute, stets als wolle er fragen: „War denn das schon alles, was kommt denn weiter?"

Der Zug brauste in die mächtige Halle des Anhalter Bahnhofs, und aus einem Coupé zweiter Klasse stieg ein junger Mensch, in dem Frau Schaurott ihren Bruder Friedrich erkannte.

Er umarmte die Schwester, schüttelte dem Schwager die Hand, strich dem Neffen über das semmelblonde Borstenhaar und erklärte ihn für sehr gewachsen.

Nachdem die Begrüßungszeremonie in dieser Weise ihre Erledigung gefunden, sagte der Hauptmann, er habe einen Wagen am Bahnhofe, der für sie alle und Friedrichs Gepäck genügenden Raum biete.

Der Bursche, welcher bis dahin ehrfurchtsvoll im Hintergrunde gewartet hatte, eignete sich auf den Wink seines Herrn Choiseules Handgepäck an, nahm in militärischer Schlußstellung den Gepäckschein entgegen und stürzte dann eilfertig von dannen.

Schaurotts gingen im Strom des hinausdrängenden Publikums mit dem Ankömmlinge langsam dem Ausgange zu.

Der Präsident Mörner hatte recht gehabt, wenn er seiner Frau gegenüber geäußert, Friedrich von Choiseule sei seiner Schwester sehr unähnlich.

Die Hauptmannsfrau konnte man leicht übersehen, ihre Erscheinung war sympathisch, aber unbedeutend, nur beim näheren Zublicken erkannte man wohl, daß sie feine Züge und schöne Augen habe, die manche liebenswerte Eigenschaft ahnen ließen.

Ihr Bruder hatte etwas weit Auffälligeres, Herausforderndes in seiner Erscheinung. Er war hochgewachsen,

Haar und Hauttypus brünett, während sie zu den Blondinen gehörte, sein Gesicht scharf geschnitten und ausdrucksvoll, nur die Augen erinnerten an die der Schwester. Er war modern, wenn auch nicht stutzerhaft gekleidet. Man sah ihm an, daß er etwas darauf gebe, welchen Eindruck sein äußerer Mensch auf andere hervorbringe. In seiner Haltung verleugnete sich das Selbstbewußtsein des Aristokraten nicht, während sich die schlichtere Erscheinung seiner Schwester gut dem bürgerlichen Namen anpaßte, den sie seit der Verheiratung trug.

Die beiden Geschwister hatten nie in einem besonders nahen Verhältnisse zueinander gestanden, obgleich sie die einzigen Kinder ihrer Eltern geblieben. In Temperament, Neigungen und Interessen waren sie zu grundverschieden, als daß eine tiefergehende Sympathie zwischen ihnen hätte aufkommen können. Zudem war sie um fünf Jahre älter als der Bruder, hatte zeitig geheiratet und ging seitdem gänzlich in der Liebe zu Mann und Kind auf. Ihre Hausstandssorgen waren in der letzten Zeit noch vermehrt worden, da sie vor einigen Monaten noch einem zweiten Kinde, einem Mädchen, das Leben gegeben hatte.

Man war inzwischen durch die in langen Reihen am Bahnhofe aufgefahrenen Droschken zu dem vom Hauptmann mitgebrachten Fiaker gelangt.

Vor dem Einsteigen gab es zwischen den Schwägern, die selbst in den geringfügigsten Dingen selten ein und derselben Ansicht waren, eine längere Auseinandersetzung, weil Choiseule auf dem Rücksitze Platz nehmen wollte und Schaurott verlangte, er müsse neben der Dame im Fond des Wagens sitzen.

Als der Hartnäckigere von beiden setzte der Hauptmann denn auch seinen Willen schließlich durch.

Schaurotts wohnten im äußersten Südwesten Berlins auf einer Straße, die mitten im freien Felde endet, nachdem sie vorher mit einigen verlorenen Bauten, verwahrlosten Gärten und Bretterzäunen wenigstens den guten Willen gezeigt hat, ihr Dasein hier noch weiter in die Länge zu ziehen.

Die Hauptmannsfamilie bewohnte am Anfange dieser Straße, wo die Häuser wenigstens auf einer Seite in ziemlich geschlossener Front standen, einen dritten Stock. Als besondere Vorzüge dieses Quartiers pries Schaurott seinem Schwager, daß es ruhig gelegen, der frischen Luft zugänglich und von der Pferdebahn nur zehn Minuten entfernt sei.

Nachdem man ausgestiegen, hatte Choiseule den zweiten noch hartnäckigeren Strauß mit seinem Schwager auszufechten, diesmal die Auslohnung des Kutschers betreffend. Schaurott wollte nämlich um keinen Preis dulden, daß Friedrich auch nur den geringsten Teil der Bezahlung trage und behielt wiederum seinen Willen.

Das Haus war ein echtes Bauwerk aus der Berliner Gründungsperiode: himmelhoch, mit dünnen Wänden, die Fassade mit üppigen Barockmotiven prunkend, die in dieser nüchternen Umgebung an exotische Pflanzen denken machten, welche der Unverstand eines nordischen Gärtners an irgendeinen mageren Fleck gesetzt hat, wo sie ein kümmerliches Dasein fristen. Stillos und mit unsolider Scheinpracht aufgeputzt, wie die Außenseite, war auch das Innere dieses Hauses. Das Treppenhaus zeigte Wandungen von imitiertem Marmor, goldig gleisende Messinggeländer und grob geschnitzte Holztäfelung. Die Vorderzimmer der Wohnung hatten

Decken mit farbigem Stuck und parkettierte Fußböden, aber der Korridor war eng und die Hinterzimmer und vor allem die Wirtschaftsräume arg vernachlässigt.

Trotz dieser unleugbaren Mängel des Quartieres hatte Friedrichs Schwester es verstanden, für sich und die Ihren aus dem vorgefundenen ein wohnliches und sogar leidlich gemütliches Heim herzustellen.

Das Abendessen wurde der vorgerückten Stunde wegen sofort nach Choiseules Ankunft eingenommen, dann begab man sich in die Stube des Hauptmanns, das eigentliche Familienzimmer.

Schaurott besaß eine umfangreiche und wertvolle Büchersammlung von militärischen Fachschriften. Er hatte den Grund zu dieser Sammlung schon als junger Offizier gelegt und lieber seine Abende bei einfachem Bier und Brot zugebracht, als sich ein neu erschienenes Werk von einiger Bedeutung entgehen zu lassen.

Choiseule hatte seine Verwandten lange Zeit nicht gesehen, selbst seine Schwester war ihm fremd geworden. Die beiden Schwäger hatten nie besonders miteinander sympathisiert. Choiseule sah in Schaurott nur den vertrockneten Philister und langweiligen Pedanten, der Hauptmann dagegen erblickte in Friedrich einen unklaren Phantasten und freisinnigen Schöngeist.

Einen um so wärmeren Verehrer besaß Choiseule dafür an seinem Neffen, Fritz Schaurott. Die beiden waren gute Bekannte schon von früher her. Fritz war mehr als einmal bei der Großmutter zu Besuch gewesen, während Friedrich noch bei der alten Dame lebte.

Die letzten Tage über hatte sich der leicht erregbare Knabe in Erwartung des Onkels in aufgeregtester Stimmung befunden, denn Onkel Friedrich war der Held seiner Träume. Jetzt, wo der Heißersehnte nun

endlich da, war Fritz stumm wie ein Fisch; die Anwesenheit seines Idols ließ ihn alles vergessen, womit er ihn hatte begrüßen wollen.

Aber allmählich kam ihm die angeborene Keckheit wieder, und nach Tisch schwang er sich dem nichtsahnenden Choiseule, während dieser bequem in einem Schaukelstuhle zurücklehnte, unversehens auf die Knie, indem er losplatzte: „Onkel, ich habe dich fürchterlich gerne!"

Choiseule lachte. Er mochte den lebhaften, zutraulichen Jungen wohl leiden.

„Du besinnst dich also noch auf deinen alten Onkel?" sagte er.

„Na ob!" meinte Fritz, der sich den Berliner Jargon zum Schrecken seiner Eltern merkwürdig schnell angeeignet hatte.

„Ich habe dir auch was mitgebracht," sagte Choiseule.

„Was denn, Onkel?"

„Ein Buch."

„Famos! Hat es einen Band oder zwei Bände!"

„Einen Band. Morgen, wenn ich ausgepackt haben werde, sollst du es haben."

„Dann habe ich achtzehn Bücher mit den Schulbüchern."

„Der scheint die Passion seines Vaters geerbt zu haben. — In welcher Klasse bist du denn jetzt, Fritz?"

„In der ersten des Progymnasiums; zu Ostern komme ich auf das wirkliche Gymnasium. Progymnasialschüler klingt so albern, Gymnasiast macht sich viel besser; meinst du nicht auch, Onkel?"

„Sage mal an, du kleiner Gernegroß, treibt ihr denn schon Latein auf eurem Progymnasium?"

„Aber, Onkel, natürlich! Wir sind jetzt schon bei der vierten Deklianation."

Choiseule ließ ihn „domus" deklinieren.

Fritz schnurrte Singular und Plural herunter. Der Onkel fragte weiter und stellte auch einige Fragen aus der Vaterlandskunde. Fritz kam nicht in Verlegenheit; wußte er etwas nicht, so entschuldigte er sich mit: „Das haben wir noch nicht gehabt."

„Der Wievielste bist du denn, junger Mann?" fragte der Onkel jetzt. „Der zweite," gab Fritz zur Antwort.

Sein Vater schien es für nötig zu halten, diese Tatsache zu entschuldigen, er erklärte: „Fritz erkrankte im letzten Frühjahr an den Masern, er war deshalb während nahezu zwei Monaten abgehalten, die Schule zu besuchen; das hat ihn etwas zurückgebracht."

„Wer ist denn euer Primus?" forschte Choiseule weiter, der sich die kleine Bosheit nicht versagen konnte, den Umstand, daß Fritz nicht Primus in seiner Klasse sei, noch weiter zu beregen; er hatte wohl gemerkt, daß dies ein wunder Fleck bei seinem Schwager sei.

„Sertorius," antwortete Fritz. — „Der Sohn des Majors von Sertorius," ergänzte der Hauptmann. „Der Knabe ist um zwei Jahre älter als mein Fritz."

„Und zu Ostern werde ich als Primus versetzt," rief Fritz. „Ich habe bereits dreimal eine bessere Zensur im Lateinischen gehabt als Sertorius, und im Rechnen bin ich der beste. Dabei ist er ein fürchterlicher Spießkopf, büffelt den ganzen Tag und läßt niemanden abschreiben."

Fritz ereiferte sich über die Schändlichkeiten seines Rivalen so gewaltig, daß er heftig mit den Armen gestikulieren und mit den Beinen zu schlenkern begann.

„Belästige doch den guten Onkel nicht so," ermahnte die Mutter.

„Überhaupt ist es die höchste Zeit, daß der Junge zu Bett geht," rief der Hauptmann, nach der Uhr sehend.

Fritz machte sich eben daran, mit süßsaurer Miene Abschied zu nehmen, als seine Mutter meinte:

„Friedrich hat ja noch gar nicht unser Helenchen gesehen. Kommt, wir wollen hören, was er zu der Nichte sagt."

Man begab sich in die Schlafstube, dort stand neben dem Bette der Mutter das Kinderbettchen. Der Hauptmann und Fritz schliefen in einem schmalen Kabinette nebenan.

„Sachte, sachte! Fritz, tapse nicht so, das Schwesterchen wacht sonst auf," flüsterte die Mutter.

Der Hauptmann hielt die Lampe und leuchtete.

In einem Gewirr von Betten, Laken und Unterlagen vergraben, erblickte Choiseule das kleine Wesen, das ihm als seine Nichte, Helene, vorgestellt wurde.

Wie die meisten jungen Leute hegte er einen gelinden Abscheu vor kleinen Kindern in diesem Stadium der Entwickelung. Dieses froschartige kleine Geschöpf von rosa Farbe, mit den durchschimmernden Adern an den Schläfen und dem spärlichem Flaum auf dem Kopfe, das den Finger im Mund hatte, an dem es im Schlafe zulpte, und das, wenn es etwa erwachen sollte, sicher schrecklich zu schreien anfangen würde, jagte ihm gruselnden Schrecken ein.

Aber er tat seinen Gefühlen Zwang an, ein dumpfer Instinkt sagte ihm, daß er den Eltern gegenüber irgend etwas Schmeichelhaftes über ihr Erzeugtes äußern müsse, und da ihm nichts Besseres in den Sinn

kam, sagte er zu seiner Schwester, das Kind mache einen recht gesunden, kräftigen Eindruck.

Leider hatte Friedrich mit dieser Bemerkung nicht ganz das Richtige getroffen; das arme Würmchen war sehr schwächlich und von seiner Geburt an ein Sorgenkind gewesen.

Die Mutter lächelte melancholisch und meinte: „Nun, hoffen wir, daß mein armes Helenchen wird, wofür du es hältst: ein kräftiges Kind."

Die Erwachsenen begaben sich nun in das Herrenzimmer zurück. Fritz bat sich, ehe er zur Ruhe ging, noch vom Onkel die Erlaubnis aus, früh, ehe er in die Schule gehe, an dessen Bett kommen zu dürfen.

„Ein famoser Bengel," meinte Choiseule, als er mit den Eltern allein war. „So voller Leben und Geist; was wollt Ihr ihn werden lassen?"

„Er will natürlich Offizier werden," gab der Vater zur Antwort. „Ich lasse ihn aber erst das Gymnasium durchmachen, dann mag er sich entscheiden."

„Du tust sehr recht daran, ihn in dieser Beziehung nicht zu beeinflussen, man sollte nie einen jungen Menschen in eine bestimmte Karriere weisen. Die Wahl eines Berufes ist eine für das ganze Leben zu folgenschwere Sache; darin ist jeder für sich selbst der allein kompetente Richter."

Man schwieg nach diesen Worten Choiseules eine Weile. Dann fragte der Hauptmann: „Und was gedenkst du eigentlich hier in Berlin zu beginnen?"

Choiseule, den die spöttisch überlegene Miene, mit der sein Schwager diese Frage an ihn richtete, ärgerte, gab in beinahe schroffem Tone zur Antwort:

„Das zu tun, was ich bisher getan habe, zu arbeiten, aber auf einem Gebiete, das meiner Begabung und meiner Neigung zusagt."

„Hm!" meinte Schaurott, „also du wirst schreiben; ich wünsche dir alles Glück dazu."

Choiseule, der die Empfindung hatte, daß er auf diesem Gebiete mit seinem Schwager niemals zu einem Einverständnis gelangen werde, wechselte das Thema und fragte: „Mit wem geht Ihr hier in Berlin um; lebt Ihr überhaupt gesellig?"

„Wir verkehren mit einigen meiner verheirateten Kameraden und ihren Familien."

„Steht Ihr nicht im Verkehr mit dem Senatspräsidenten Mörner?"

„Wir haben ihn und seine Gattin, seit sie hier in Berlin sind, zweimal, glaube ich, gesehen. Warm sind wir nicht mit ihnen geworden. Frau Mörner sagt uns nicht zu."

„Durch einen Bekannten, der sie gesehen hat, hörte ich neulich ganz zufällig von ihr. Der konnte Mörners Glück nicht genug preisen. Sie soll sehr schön sein."

„Ihr Vater war Schauspieler. Sie hat sich ursprünglich selbst für die Bühne als Sängerin ausbilden lassen, wie man hört. So etwas verleugnet sich nicht im Wesen. Sie ist kein Umgang für meine Frau."

„Nun, wir werden ja sehen. Ich werde natürlich nicht verfehlen, Mörner, meinen ehemaligen Vormund, aufzusuchen. Mutter hält große Stücke auf ihn und steht noch immer mit ihm in Briefwechsel. Sie möchte gern etwas Näheres über die junge Frau, die sie ja auch noch nicht kennt, erfahren."

„Für uns ist Frau Mörner kein Umgang." Damit beendete der Hauptmann das Gespräch.

Es entstand eine Pause. Choiseule, der von der

Eisenbahnfahrt her ermüdet war, konnte ein verstohlenes Gähnen nicht unterdrücken.

„Armer Friedrich! Du bist müde," rief seine Schwester aus. „Komm, geh zu Bett."

Choiseule ließ sich nicht weiter nötigen, eine Viertelstunde darauf schon schlief er fest.

Seine Schwester saß inzwischen am Bett der Kleinen, die erwacht war und leise zu wimmern anfing. Die Mutter nahm sie aus den Betten und ging in der Stube auf und ab, das Kind auf den Armen wiegend.

„Was fehlt dir denn, mein Herz?" flüsterte sie; „kannst du mirs denn nicht sagen," und nach einer Weile: „Der Onkel hat dich ein gesundes, kräftiges Kind genannt, hast du's wohl gehört, mein Liebling? Ach möge der liebe Gott dazu helfen!"

Ihr Gatte saß inzwischen an seinem Schreibtische und schrieb an einem Werke über Taktik, das er demnächst erscheinen lassen wollte.

Er hatte die Uniform mit einem grauen Flauschrocke vertauscht und sah nun noch mehr als zuvor einem stubenhockenden Schulmeister gleich. Beim Scheine der Studierlampe beugte er sich tief über seine Karten und Bücher, und wenn er sich von Zeit zu Zeit aufrichtete, um das Niedergeschriebene nachzulesen, flog ein selbstgefälliges Lächeln über seine nichtssagenden Züge.

Fritz lag in seinem Bette und schlief gesund. Unter seinem Kopfkissen hatte er die lateinische Grammatik verborgen. Er wollte früh während des Ankleidens noch lernen. Morgen kam die fünfte Deklination daran, und der Ordinarius hatte gesagt, wer mit seinen anderen Arbeiten fertig sei, könne sich das neue Pensum schon im voraus ansehen.

Wie wird sich Sertorius, der Primus, dann „fuchsen", wenn Fritz Schaurott „Dies" schon deklinieren kann.

Drittes Kapitel.

Friedrich von Choiseule blieb nicht lange bei seinen Verwandten in Wohnung. Schon am Tage nach seiner Ankunft in Berlin sah er sich nach einem Quartiere um und fand ein seinen Wünschen entsprechendes in einer ruhigen Nebenstraße des Nordens, nicht weit von einer kleinen, in Rohziegeln erbauten Kirche und dem weitläufigen Garten eines Krankenhauses, dessen hohe alte Bäume im Sommer mit ihrem Blätterwerk eine angenehme Unterbrechung des eintönigen Häusergraues bilden mochten; jetzt freilich ragten sie, von zeitigen Herbstfrösten bereits entlaubt, als kahle Besen über die Gartenmauer zu den drei Paterrefenstern hinüber.

Friedrich entstammte einer jener französischen Emigrantenfamilien, wie sie über alle Teile des preußischen Staates verstreut sind. Wie die meisten dieser Familien war auch dieses altfranzösische Adelsgeschlecht, das sich ehemals gerühmt hatte, mit den Ducs de Choiseule verwandt zu sein, mit der Zeit gänzlich germanisiert worden.

Friedrich von Choiseule war in der rheinischen Provinzialstadt, die er soeben verlassen, geboren und aufgewachsen. Sein Vater, der Regierungspräsident, hatte, bereits im mittleren Lebensalter stehend, ein Mädchen bürgerlicher Herkunft geheiratet, die er als Gesellschafterin in einer befreundeten Familie kennen gelernt. Es war eine Neigungspartie, denn die junge Frau brachte als einzige Aussteuer nur ihre große

Liebenswürdigkeit mit. Der Verbindung entsprossen ein Mädchen, die spätere Frau Schaurott, und ein Knabe, Friedrich.

Da die Heimatstadt ein gutes Gymnasium besaß, behielt man den Sohn bis in seine Jünglingsjahre im Hause. Der Knabe lernte auf der Schule gut und absolvierte schließlich das Abiturientenexamen mit der Zensur „vorzüglich". Darauf wurde er vom Vater auf ein Jahr nach der französischen Schweiz geschickt, damit der allzuschnell aufgeschossene Jüngling dort in frischer Gebirgs- und Seenluft seine Gesundheit stählen möge. Kaum war Friedrich von dort nach der Heimat zurückgekehrt, so starb sein Vater nach kurzer Krankheit. Sein Vermögen hinterließ er zu gleichen Teilen den beiden Kindern und der Gattin, dieser außerdem noch die Witwenpension.

Friedrich widmete sich dem Wunsche des Verstorbenen gemäß der Jurisprudenz. Er studierte in Heidelberg, Leipzig und Berlin und absolvierte schließlich die erste Staatsprüfung, ohne hierbei ein Prädikat zu erhalten. Darauf diente er sein Jahr bei einem Gardeinfanterieregimente ab, unternahm eine Reise nach Italien und Frankreich und ließ sich dann als Referendar in seiner Heimatstadt anstellen.

Choiseule hatte sich niemals aus voller Seele für das juristische Studium und noch weniger für die juristische Praxis, die er jetzt im Vorbereitungsdienste kennen lernte, zu begeistern vermocht. Er hatte dieses Fach eigentlich nur erwählt, weil er von seinem Vater von früh auf dazu bestimmt und erzogen worden war.

Seine Interessen lagen auf ganz anderen Gebieten. Literatur und moderne Wissenschaft zogen ihn an. Er hatte während seiner Studienzeit weit mehr philo-

sophische Kollegien besucht als juristische. Schon früh war er schriftstellerisch tätig gewesen, hatte, während er noch auf der Schulbank saß, süßliche Gedichte und Weltschmerzepen geschrieben, ja sogar eine himmelstürmende Tragödie verfaßt. Inzwischen hatte sich sein Denken und Empfinden um ein gutes geklärt. In der strammen, den Geist disziplinierenden Schulung der Gerichtspraxis war er nüchterner, positiver geworden.

Das Schriftstellern hatte er niemals ganz gelassen. An verschiedenen Blättern fand er Abnehmer für seine Artikel. Er hatte mit Bagatellen den Anfang gemacht, allmählich wuchs seine Freude an der literarischen Tätigkeit, sein Mut und seine Routine; mit der Zeit wagte er sich an größere Sachen.

Es konnte nicht ausbleiben, daß Choiseules publizistische Wirksamkeit, der er immer mehr sein regstes Interesse und seine besten Kräfte zuzuwenden begann, in Kollision geraten mußte mit seiner Berufstätigkeit. Er war inzwischen in seiner juristischen Laufbahn an den Punkt gelangt, wo die meisten jungen Beamten an eine ernste Vorbereitung für die zweite Staatsprüfung herangehen. Choiseule wurde also vor die Frage gestellt, ob er seine Schriftstellerei oder seine Karriere als Jurist aufgeben wolle; denn beide Beschäftigungen nebeneinander zu betreiben, wie er es bisher getan, das sah er ein, war in Zukunft nicht möglich.

Und so entschied er sich denn, die Juristerei ein für allemal an den Nagel zu hängen und sich von nun an ganz der literarischen Tätigkeit zu widmen. Trotz des lebhaften Abredens seiner Vorgesetzten, Kollegen und Bekannten, die sein Tun für gelinden Wahnsinn erklärten, nahm er seinen Abschied und beschloß nach

Berlin zu gehen, um sich dort eine Existenz mit der Feder zu gründen.

Frau von Choiseule kam dieser Schritt ihres Sohnes nicht unerwartet, sie vermochte nicht ihn zu mißbilligen, aber sie war nicht frei von mütterlichen Bedenken und Zukunftssorgen. Sie war wohl von Natur vertrauensfreudig und begeisterungsfähig, aber so manche bittere Erfahrung hatte sie hoffnungsärmer gemacht. Das lange, ereignisvolle Leben, auf das sie zurückblickte, lehrte sie, an Menschen und Dinge mit kühlem, mißtrauendem Erwägen heranzugehen; sie besorgte, ob ihr Sohn in dem neugewählten Berufe auch wirklich das Glück und die Befriedigung finden werde, die er erwartete. Aber die Begeisterung des jungen Mannes riß schließlich auch sie zum Hoffen des Besten mit fort, und die schönen Erfolge, die er aufzuweisen vermochte, beschwichtigten einigermaßen ihre Bedenken.

Friedrich hatte von früh auf einen Beichtstuhl für seine poetischen Sünden bei der Mutter gefunden. Sein Vater, der Geheimrat — ein Pedant vom reinsten Wasser —, zeigte für diese Ader seines Sohnes niemals Verständnis und Wohlwollen; er hatte im Gegenteil alles getan, was in seinen Kräften stand, um dem erwünschten Hange zur Schöngeisterei bei Friedrich Damm und Riegel zu setzen. Umsonst! Die Mutter wachte, einer Vestalin gleich, über der heiligen Flamme in des Sohnes Brust.

Das Verhältnis zwischen Mutter und Sohn war ein sehr inniges. Er war ihr Stolz, ihre geheime Bewunderung. Sie liebte ihn heißer, als sie ihren Gatten geliebt hatte. Und er erwiderte ihre Liebe mit der zärtlichsten Hingebung.

Friedrich von Choiseule war sich wohl bewußt, daß

er in diesem Augenblicke an einem wichtigen Wendepunkte seines Lebens stehe, daß die Jugend hinter ihm, das Mannesalter vor ihm liege.

Pekuniär war seine Zukunft gesichert. Die Zinsen des vom Vater ererbten Kapitals gewährten ihm, dem ledigen Manne, ein anständiges Auskommen, wenn ihm auch ihr mäßiger Umfang keinerlei Extravaganzen gestattete. Für die dem Staate von ihm, als Beamten, geleisteten Dienste hatte er noch keinen Pfennig erhalten, während ihm seine Schriftstellerei schon manchen Verdienst eingebracht. Und jetzt, wo er seine ganze Zeit, alle Kräfte der neuergriffenen Tätigkeit widmen konnte, mußte sich dieser Verdienst ja um ein bedeutendes steigern.

Choiseule war nicht ohne Ehrgeiz und wälzte weitschauende Pläne in seinem Kopfe. Der Begründer einer belletristischen Zeitschrift von einigem Rufe hatte ihm die Offerte gemacht, sich an der Redaktion zu beteiligen, und Choiseule beschloß, diesen Antrag im Auge zu behalten.

Jedenfalls ging er der Zukunft nicht hoffnungsarm entgegen, sondern erwartungsvoll gespannt auf das harrend, was das Lebensgeschick für ihn in petto habe.

Nachdem Choiseule in seiner neubezogenen Wohnung mit dem Auspacken und Einräumen fertig geworden, dachte er daran, die wenigen Bekannten, die er in Berlin hatte, aufzusuchen. Da war in erster Linie der Geheime Oberjustizrat Mörner, sein ehemaliger Vormund.

Er begab sich denn nach der Wohnung des Präsidenten in der Regentenstraße. Das öffnende Mädchen erklärte, der Herr sei noch nicht vom Gerichte zurückgekehrt, aber die gnädige Frau sei zu Haus.

Choiseule ließ anfragen, ob die gnädige Frau ihn annehmen wolle, und wartete auf die Antwort mit einer gewissen Spannung. Er war doch neugierig, diese junge Frau nun endlich kennen zu lernen, über die er so widersprechende Urteile gehört. Was Schaurott über sie geäußert, hatte ihn nicht im geringsten gegen sie eingenommen, im Gegenteil, nach diesem absprechenden Urteil aus dem Munde seines Schwagers erwartete Friedrich noch mehr von ihr als zuvor.

„Es sei der gnädigen Frau sehr angenehm," brachte die Zofe zurück und ließ Choiseule in ein Zimmer ein, in dem er unschwer den Salon der Dame des Hauses erkannte.

Das Zimmer war mit jenem kokett niedlichen Komfort ausgestattet, den nur eine Frau um sich zu verbreiten versteht, den aber auch nur eine Frau um sich zu ertragen vermag.

In die Augen fallend war eine Anzahl Porträtstücke, alle einen bartlosen, mit dunklem Lockenhaar geschmückten Mann, von schönen, aber weibisch schlaffen Zügen in den verschiedensten Kostümen und Posen darstellend.

„Ah so, ihr Vater, der Schauspieler!" sagte sich Choiseule und betrachtete die Bilder mit Interesse.

Jetzt öffnete sich die Tür des Nebenzimmers und Frau Mörner trat ein.

„Ein junges Mädchen." Das war der erste Eindruck, den Choiseule von ihr empfing.

Und in der Tat, man hätte sie ihrer Erscheinung nach kaum für eine verheiratete Frau halten können.

Daß man nur die Wahrheit berichtet, als man ihm Frau Mörner als eine Schönheit gepriesen, erkannte Choiseule, nachdem er den ersten Blick in ihr Gesicht

geworfen. Aber merkwürdig, er hatte sich etwas ganz anderes unter ihr vorgestellt; die Erkenntnis, daß sie so jung und schön sei, machte ihn befangen.

Seine Befangenheit vermehrte sich, als sie ihm die Hand reichen wollte, und er, eine solche Zuvorkommenheit nicht erwartend, nur ein tiefes Kompliment machte. Dann ihre Absicht erkennend, wollte er die Hand ergreifen, aber sie zog sie schon zurück und war errötet.

„Dümmer konnte es nicht anfangen," dachte Friedrich, während er Platz nahm, und begann die Unterhaltung. Er sprach in erkünstelter Lebhaftigkeit, von dem Wunsche beseelt, sich und ihr über die peinvolle Verlegenheit, die mit jedem Kennenlernen verbunden ist, möglichst schnell hinwegzuhelfen.

Die erste Frage galt natürlich dem Befinden des Gatten, dann kam Berlin an die Reihe, ja sogar das Wetter mußte herhalten.

Die junge Frau machte ihrem Partner das Geschäft, die Unterhaltung im Flusse zu erhalten, nicht leicht; Friedrich erkannte endlich, daß sie verlegen sei, das gab ihm sein ganzes Selbstgefühl wieder. Er begann das angenehme Gefühl der Überlegenheit zu empfinden, das uns im tete-a-tete mit Frauen zu überkommen pflegt und das für ihn um so prickelnder, weil diese Frau so schön war.

Er fragte sie nach ihrem Gesange; es war das erste Mal während des Gespräches, daß er sie lebhafter werden sah.

Sie fragte ihn ihrerseits, ob er musikalisch sei.

„Ich verstehe zuzuhören, gnädige Frau, das ist alles; selbst ausübend bin ich nicht," erwiderte er. „Aber

Sie sind eine vollendete Künstlerin, Sie haben daran gedacht, aufzutreten, wie ich höre?"

„Ja, ich habe ursprünglich daran gedacht, zur Bühne zu gehen; mein Vater hatte mich dazu ausbilden lassen."

„In Ihren Adern rollt Künstlerblut?"

„Ja, mein Vater war Schauspieler."

„Sein Name ist unvergessen."

„Haben Sie ihn spielen sehen?"

„Nein, ich habe leider niemals Gelegenheit dazu gehabt."

„Ich war noch ein halbes Kind, als er starb. Er ist ein großer Künstler gewesen, mein armer Vater. Sehen Sie dort sein Bild in der Rolle des Karl Moor, dort in späteren Jahren als Narziß und als Hamlet. Da ist auch ein goldener Kranz, den ihm Verehrer geschenkt haben, und seine Büste, sehen Sie."

Sie war aufgestanden und zeigte Friedrich die verschiedenen Reminiszenzen aus dem Leben des glorreichen Mimen.

Die Ähnlichkeit, welche ihre Züge mit denen des Vaters trugen, war nicht zu verkennen; sie lag aber mehr in dem ganzen Typus als in Einzelheiten.

Frau Mörners Schönheit war nicht eine von jenen ruhig kalten, auf der bloßen Regelmäßigkeit der Züge beruhenden, die man kühlen Blutes konstatiert, wie die Schönheit einer Landschaft oder eines Bildes; sie war auch nicht die heilige, mild sanfte Schönheit einer Madonna, vor der man das Knie beugen möchte, sondern ihr war etwas von dem faszinierenden Zauber einer bestrickend schönen Nixe eigen, die das Verlangen nach dem Besitze anregt.

Ihre Figur war von mittlerer Frauengröße.

In dem Gesichte hätte zweierlei als Schönheitsfehler gelten können: ihre schmalen, dunklen Augenbrauen traten am Stirnansatz sehr nahe zusammen, und das gab ihrem Gesichtsausdrucke etwas Eigenwilliges, im Affekte sogar Trotziges, und dann stand ihre Oberlippe ein wenig über, aber da man dadurch ihre tadellosen Zähnchen zu sehen bekam, so vermehrte dieses nicht völlige Schließen der Lippen eigentlich nur den pikanten Reiz des Gesichtes.

Ihre Haut war von einer gleichmäßig elfenbeinfarbenen, durchschimmernden Bläße, die doch nichts Ungesundes hatte. Sie trug ihr braunes Haar, das einen leichten Schimmer zu Rotgold zeigte, schlicht nach hinten gestrichen und im Nacken zu einem griechischen Knoten verschlungen.

Wunderbar an ihr waren die Augen. Sie zeigten eine seltene Farbennüance, ein tiefes dunkles, intensives Veilchenblau, während die langen Wimpern die glänzende Färbung der Haare trugen. Diese Augen waren es, die dem Gesichte seinen geheimnisvollsten Reiz gaben. Man fühlte sich versucht, tief da hinein zu blicken, und tat man es, so empfand man doch keine Befriedigung, eher Befremden und peinigende Unruhe, denn es lag etwas Unstetes, Seelenloses in ihnen, etwas, das warnte.

Choiseule schoß es mehrfach während der Unterhaltung mit der jungen Frau durch den Kopf: „Wie in aller Welt ist nur gerade Mörner zu ihr gekommen."

Schon einigemal hatte er daran gedacht, daß es nicht schicklich sei, diesen Antrittsbesuch allzulange auszudehnen, aber immer wieder hatte er sich nicht zum Gehen entschließen können.

Sie schien zu erwarten, daß er sich nun verabschiede, wenigstens war sie wieder in jene Stimmung zurückversunken, die er sich als Verlegenheit auslegte, und deren Grund zu erforschen es ihn gerade so sehr reizte.

Endlich riß er sich empor. Er wartete diesmal, ob sie ihm die Hand zum Abschiede reichen werde, aber sie hatte nur einen Gruß mit dem Haupte für seine Verbeugung.

Friedrich war kaum einige hundert Schritte von dem Hause entfernt, noch ganz in Gedanken bei der Frau, die er soeben verlassen, als er, um die Ecke biegend, sich dem Gatten gegenüber befand.

Mörner begrüßte seinen ehemaligen Mündel mit großer Herzlichkeit. „Darf ich denn noch ‚du' sagen, wie ehemals?" fragte er mit seinem lauten Lachen.

„Ich würde es als eine Kränkung ansehen, Herr Geheimrat," sagte Friedrich, „wenn Sie mich anders anreden wollten."

„Hatte kürzlich einen Brief von deiner Mutter, Friedrich, sie teilt uns deine Ankunft mit, und daß du deine Karriere aufgegeben habest. Nun, du magst deine guten Gründe dazu gehabt haben. — Leid tut es mir aber doch, daß wir in Zukunft nicht mehr in demselben Fache arbeiten sollen. Wir sprechen darüber wohl noch ein andermal ausführlicher. — Es geht deiner Mutter gut, das freut mich von Herzen. Möchte sie wohl einmal wiedersehen. Wie die Zeit vergeht! Wir haben uns auch an die vier Jahre nicht gesehen. Du standest damals in der ersten Staatsprüfung. Seitdem hat sich mancherlei zugetragen, ich bin grauer geworden, nicht wahr? Habe mir dafür aber eine junge Lebensgefährtin genommen. Hast du meine Frau

zu Haus angetroffen? Denn du kommst doch von uns —."

„Ihre Frau Gemahlin war so gütig, mich anzunehmen, Herr Präsident."

„Laß doch den Präsidenten, Friedrich, du weißt, ich bin kein Freund von solchen steifen Förmlichkeiten; und welchen Titel soll ich dir denn geben, da du dich des Referendars freiwillig begeben hast? Ha, ha! — Übrigens besuche uns doch, so oft du Zeit und Lust dazu hast, und ganz ohne Umstände, hörst du. Du wirst es doch mit meinem Gegenbesuch nicht allzu genau nehmen, ich bin sehr beschäftigt, überladen mit Arbeit, das kann ich wohl sagen. Ich wünschte, ich hätte einige Stunden mehr frei, vor allem meiner kleinen Frau wegen. Sie sitzt den lieben langen Tag allein zu Haus und langweilt sich, und ich kann das nicht ändern. Ja, es ist keine leichte Sache, der Staatsdienst; vielleicht warst du doch nicht so dumm, wenn du ihn quittiertest. Ha, ha! — Aber des Abends bin ich immer zu Haus anzutreffen. Komme doch gleich morgen abend, wenn du nichts Besseres vorhast. Du mußt Eva singen hören."

Friedrich nahm diese Einladung an und verabschiedete sich von Mörner.

„Also morgen um sieben Uhr zum Tee," rief ihm dieser noch nach, dann eilte er seiner Wohnung zu.

„Wie ist er nur zu dieser Frau gekommen?" fragte sich Friedrich nochmals, als er in Gedanken die beiden Persönlichkeiten verglich. Mörner hatte recht, die letzten Jahre waren nicht spurlos an ihm vorübergegangen. Sein grauer Bart und sein Embonpoint entgingen Friedrichs Augen nicht.

Als Mörner heute nach Haus kam, freute er sich von Herzen, Eva heiter und aufgeräumt zu finden.

Sie zeigte eine Angeregtheit und Lebhaftigkeit, wie er sie lange nicht an seiner Frau gesehen hatte.

In irgend einen Zusammenhang mit dem Besuche Friedrichs von Choiseule brachte er diese Erscheinung nicht.

Viertes Kapitel.

Choiseule schlug, nachdem er sich von Mörner getrennt, den Weg durch den Tiergarten nach dem Zentrum der Stadt ein.

Die Wohnung eines seiner Jugendbekannten, Doktor Burt, war nördlich von den Linden am Spreeufer gelegen; dorthin lenkte Friedrich seine Schritte jetzt.

Dieser Doktor Burt war Arzt in Friedrichs Heimat gewesen, zunächst als Assistent eines älteren Mediziners und nachdem dieser verstorben, als Nachfolger in dessen Praxis.

An diesen Mann, welcher Hausarzt in der Familie des Geheimrats von Choiseule war, schloß sich der junge Friedrich frühzeitig aufs engste an, obgleich ein Altersunterschied von nicht weniger als zehn Jahren zwischen ihm und dem Arzte bestand. Friedrich von Choiseule war ein frühreifer Knabe; in seiner Klasse der jüngste, nahm er dennoch einen der ersten Plätze ein.

Unter seinen Altersgenossen besaß er keinen wirklichen Freund, er galt unter diesen für hochmütig, und das vielleicht nicht ganz mit Unrecht; jedenfalls zeigte der Knabe einen starken Zug zum Ungewöhnlichen. Er suchte mit Vorliebe die Gesellschaft Älterer auf, die ihn, den geistig und körperlich frühzeitig Entwickelten, wie ihresgleichen zu behandeln pflegten und dadurch

den Hang zu altklugem Wesen in dem jungen Menschen bestärkten.

Den intimsten Verkehr aber pflog Friedrich mit Doktor Burt. Dieser war ein Mann, der viel gelesen, gelernt und selbst erlebt hatte, an wenig glaubte, einen beißenden, manchmal ins Zynische ausartenden Witz besaß, und über dessen Herkunft ein sagenhaftes Dunkel schwebte; er sollte nämlich, wie sich in der Stadt herumgesprochen hatte, der natürliche Sohn eines hohen Herrn sein.

Eine solche Persönlichkeit war wie dazu geschaffen, auf einen jungen Menschen von Friedrichs Schlage faszinierend zu wirken. Der junge Choiseule hatte manchen direkten Vorteil aus dem Umgange mit diesem Manne. Der Arzt ließ es sich angelegen sein, dem Knaben das Beste aus dem Schatze seines reichen Wissens auf naturwissenschaftlichem Gebiete mitzuteilen.

Burt hatte sich von jeher stark mit Physiologie beschäftigt. Er arbeitete viel mit dem Mikroskope, zu dem er sich die Präparate selbst herstellte. Zu solchen Experimenten zog er den lernbegierigen Knaben oft herzu, der ihm auch beim Einfangen von Käfern, Schmetterlingen, Fröschen und anderen Versuchstieren nur zu gern behilflich war.

Mehr denn einmal freilich kam es auch zu Zerwürfnissen zwischen den beiden so eng Befreundeten. Den Grund dazu bildeten Friedrichs dichterische Versuche. Der Arzt hielt nicht viel von denselben und pflegte seiner Ansicht in der ihm damals eigentümlichen, rücksichtslos spöttischen Art und Weise Ausdruck zu geben.

Friedrich war ein überaus empfindlicher Knabe und konnte besonders, was seine poetischen Leistungen

anbetraf, Tadel nicht vertragen; es kam zum Streite, in welchem der kühle, überlegene Sarkasmus des Arztes natürlich einen leichten Sieg über die hitzige Gereiztheit des jungen Brausekopfs davontrug. Oft folgte dann auf einen solchen Streit grollendes Zurückziehen von seiten Friedrichs, das aber nie von langer Dauer war, denn der junge Mensch konnte des Freundes und Lehrers nicht entraten.

Der Umgang Friedrichs mit diesem Manne fand ein Ende dadurch, daß Burt, während sich Choiseule gerade in der Schweiz zur Kräftigung seiner Gesundheit aufhielt, plötzlich auf Nimmerwiedersehen von seinem bisherigen Aufenthaltsorte verschwand. Er schrieb damals einen Brief an den jungen Freund nach Lausanne, in welchem er diesem mitteilte, er habe eine unerwartete Erbschaft gemacht und gedenke auf Reisen zu gehen. Seitdem hatte Choiseule nichts mehr von Burt gehört, bis etwa vor Jahresfrist, wo dieser ihm ganz überraschend mitteilte, er sei wieder im Lande, habe sich in Berlin etabliert und sehe Friedrichs Besuch dort entgegen.

Choiseule fand an der Eingangstür zu der Wohnung des Arztes, unter dem Namensschilde, folgenden Anschlag:

„Würdige Arme finden hier unentgeltlich Rat und Behandlung.“

Friedrich las diese Worte nicht ohne Verwunderung.

Auf sein Klingeln öffnete ihm ein Diener, der ihm erklärte, der Herr Doktor sei jetzt nur für Patienten zu sprechen, aber die Sprechstunde werde in nicht allzu langer Zeit vorüber sein.

Choiseule nannte seinen Namen, erklärte, warten zu wollen und wurde nach einem besonderen Zimmer gewiesen. Dieses Zimmer zeigte eine höchst wunderliche

Ausstattung. Man hätte glauben können, sich hier in einer Naturaliensammlung zu befinden.

Ringsherum an den Wänden standen, auf Regalen geordnet und mit Nummern versehen, unzählige Flaschen von allen Größen und Formen mit Amphibien, Schlangen, menschlichen und tierischen Organen, Embryonen und Präparaten verschiedenster Art in Spiritus. Daneben hingen Käſten mit Insekten, in den Ecken standen Tierskelette, an einer anderen Stelle erblickte Choiseule Knochen und Schädel von Menschen, deren Bein mit Linien, Zahlen und Aufschriften bedeckt war.

Friedrich ging in diesem Museum, in welchem ein intensiv beizender Geruch herrschte, staunend auf und ab. Jeden Augenblick machte sein Auge eine neue wundersame Entdeckung.

Nicht ohne Freude stieß er auch auf einen unter einer Anzahl weit umfang- und inhaltreicherer hängenden Kasten mit Schmetterlingen und Käfern, den Burt mit seiner Hilfe vor Jahren zusammengestellt hatte.

Der Anblick dieses alten, verstaubten Kastens, in dem die Schmetterlinge mit feinen Nadeln sorgfältig auf Korkstückchen gespießt in regelmäßigen Reihen standen, hier und da schon arg lädiert und mit zerbrochenen Flügeln, rief in Friedrich eine lebhafte Erinnerung an die Knabenjahre und vor allem an die Freundschaft mit dem Manne wach, den er heute nach nunmehr achtjähriger Trennung wiedersehen sollte.

„Ob er wohl noch der alte ist?“ dachte Choiseule.

Wie oft schon hatte er die schmerzliche Erfahrung gemacht, daß Dinge und Personen, die in der Jugend seine staunende Bewunderung erregt, wenn er sie nach Jahren wiedergesehen, den Nimbus, den sie einst für den harmlosen Knaben gehabt, vor dem kritischen Auge

des Mannes verloren, sich wohl gar als mittelwertige oder unechte Ware erwiesen hatten.

Jetzt tat sich die Tür des Nebenzimmers auf, Burt trat ein und ging schnell auf Friedrich zu.

Sie begrüßten sich mit Handschlag und herzlichen Worten.

Einem Beobachter dieser Szene hätte die Verschiedenheit auffallen müssen, mit der sich die Empfindung der Wiedersehensfreude in den Zügen der beiden Freunde spiegelte.

Choiseule war stark errötet, seine Augen glänzten lebhaft, er lächelte, zeigte sich aber in seiner Freude nicht ohne aufgeregte Nervosität.

Burt blieb anscheinend sehr kühl und gelassen, obgleich ihn das Wiedersehen mit Friedrich innerlich keineswegs gleichgültig ließ. Sein Blick glitt forschend über die ganze Erscheinung des Freundes, als ob er die Veränderung erspähen wollte, welche mit dessen Natur während der Zeit, wo er ihn nicht gesehen, vor sich gegangen sein mochte. Er lächelte nicht, es lag ein großer, ungeheuchelter Ernst auf den Zügen dieses Mannes, der es schwer machte, sich dieses Gesicht überhaupt lächelnd vorzustellen. Seine Züge waren durchaus nicht schön, konnten aber auch nicht für alltäglich gleichgültige gelten.

Die untere Partie des Gesichtes war lang und schmal bis zu den Augen, über diesen erhob sich eine hohe, gewölbte Stirn, die sich in einen stark entwickelten Schädel fortsetzte, dessen Haar bereits gelichtet erschien. Die tiefliegenden Augen waren nur mittelgroß, aber blickten scharf und beobachtend. Die hohlen Schläfe, die emporgezogenen Brauen, der dunkle, spitzgehaltene Bart und die Bläſſe der Haut gaben dem Gesichte einen

mephistophelischen Anstrich. Die Figur, auf der dieser Kopf saß, war mittelgroß und hager. Die Bezeichnung „interessante Häßlichkeit“ hätte vielleicht am besten für die ganze Erscheinung gepaßt.

Nach den ersten begrüßenden Worten forderte Burt den Freund zum Niedersetzen auf. Er selbst ging im Zimmer auf und ab, hin und wieder vor Choiseule stehen bleibend, den er immer wieder von neuem mit Interesse betrachtete.

„Du hast dich zu deinem Vorteile verändert,“ begann Burt. „Ich meine damit nicht, daß du hübscher geworden, das mögen dir die Frauenzimmer sagen, nein, daß du kräftiger, gesünder bist als vordem. Offen gestanden, als du damals deinen Maturus hinter dir hattest, sahst du einem Schwindsuchtskandidaten verzweifelt ähnlich, schnell aufgeschossen, schmalbrüstig, ohne Saft und Kraft. Und jetzt laß einmal sehen, Rücken und Brust haben sich entwickelt, sind breit, gewölbt, die hektische Röte hat einem gesunden Braun Platz gemacht —“

„Lieber Burt,“ unterbrach ihn Choiseule mit Lachen, „du irrst dich, wenn du denkst, ich sei einer Konsultation wegen zu dir gekommen.“

„Sei unbesorgt, ich werde dich auch nicht auskultieren; wer so aussieht, hat gesunde Organe im Leibe und einen normalen Kreislauf.“

„Wie geht es denn deiner Frau Mutter?“

„Sie ist wohl, Gott sei Dank! Aber Burt, sie ist eine alte Frau geworden.“

„Bewahre, das ist bei ihr nicht möglich. Herz und Kopf sind gewiß noch frisch und jung, und auf das übrige bißchen Körper hat deine Mutter nie viel geachtet.“

„Du hast recht, sie ist eine Greisin mit dem Herzen eines jungen Mädchens und dem Kopfe eines weisen Mannes. — Aber nun zu dir; wo bist du gewesen, was hast du getrieben, wo in aller Welt hast du während dieser ganzen Zeit gesteckt?"

„Du sagst es selbst: In aller Welt. Ich habe mir die vier anderen Erdteile ein wenig angesehen."

„Wie lange warst du auf Reisen?"

„Vier Jahre."

„Das ist lange, besonders bei einem Manne wie du, der seine Zeit auszufüllen und zu verwerten versteht. Welch einen Sack voll neuer Erfahrungen und Entdeckungen magst du eingesammelt haben, während unsereiner sich über grauen Akten die Finger wund und den Kopf dumm geschrieben hat. Packe nur bald damit aus, ich bin sehr gespannt."

„Mein Freund, das Wasser läuft überall bergab, und alles, was auf zwei Beinen umherstolziert, ist sich sehr ähnlich."

„Nun, ich hoffe, du hast noch mehr Beobachtungen mitgebracht als diese Paradoxe; das, was man hier alles sieht und — riecht, ist wohl ein Resultat deiner Reise?"

„Es ist ein Teil meiner Reisesammlung; der bessere besteht in Präparaten für das Mikroskop, doch die sind in meinem Studierzimmer. Du sollst sie sehen, wenn dich dergleichen noch interessiert wie früher. Ich habe jetzt auch einige bessere Instrumente als damals, wo wir stolz waren, wenn wir den Unterschied zwischen Menschen- und Taubenblut festzustellen vermochten, oder wenn es uns gelungen war, eine Amöbe zu färben und dann bei ihren Wechselfahrten zu beobachten. — Und was ist eigentlich deine Beschäftigung hier in Berlin?"

„Ich habe den Juristen aufgegeben, es gibt deren genug schlechte; ich will ihre Zahl nicht vermehren. Ich bin dafür unter die Skribenten gegangen."

„Ah so, diesem Fetisch wird also noch immer geopfert. — Sei ruhig, ich werde dich weder tadeln noch verhöhnen. Eine andere Lehre, die ich aus der weiten Welt mitgebracht habe, ist die, jeden tun und treiben zu lassen, was ihm beliebt, und wäre es selbst der Freund."

„Und ich habe inzwischen gelernt Mißachtung und Tadel meiner Produkte mit mehr Ruhe hinzunehmen als früher. Also die Gefahr, daß wir über diesen Punkt je wieder in Streit geraten sollten, ist beseitigt. Nun aber will ich wissen, was du hier treibst, Burt; ich muß gestehen, die Aufschrift an deiner Tür war mir einigermaßen rätselhaft. Bist du angestellt als Armendoktor?"

„Angestellt? Der Himmel sei gepriesen, nein! Was ich bin, bin ich auf eigene Gefahr und aus freier Wahl. Behörden und Vorgesetzte waren mir von jeher ein Graus."

„So treibst du die Armenpflege wohl neben deiner Praxis?"

„Sie ist meine ganze Praxis. Gehe in mein Empfangszimmer, deine Nase schon wird dich belehren, welche Sorte von Leuten ich behandle. Hierher kommen keine moschusduftenden Gräfinnen, der tic douloureux ist ein Ding, das bei mir nicht vorkommt, dafür oft genug Schwäche und Abzehrung, nicht als Folge einer lockeren, raffinierten Lebensweise, sondern hervorgebracht durch Hunger, Überanstrengung, Mangel. Und dabei habe ich eine größere Praxis als mancher Geheime Medizinalrat."

„Und was verlangst du von den Leuten als Gegenleistung?"

„O, ich verlange vielerlei von ihnen: Erstens, daß sie krank, dann daß sie arm sind, ferner, daß sie meine Vorschriften befolgen, sich das Trinken und Faulenzen abgewöhnen, wenn sie dem ergeben sein sollten, und schließlich, daß sie, im Falle sie einmal zu Gelde kommen, die Medikamente nachträglich bezahlen."

„Burt, was für ein Mensch bist du! Das alles tust du so bloß um der guten Sache willen, ohne Lohn und Unterstützung, ohne daß die Welt davon weiß."

„Es ist meine eifrigste Sorge, daß sie nichts davon erfährt. Die sogenannte Öffentlichkeit ist ein schreckliches Ungeheuer, ein ungeschlachter Elefant, der alles zertrampelt, worauf er kommt. Ich suche dieses Untier von meinem Pflanzgarten fernzuhalten."

„Ich staune, Burt, du mußt dich sehr verändert haben in den letzten Jahren. Du warst doch früher kein Menschenfreund."

„Du hast recht, ich habe mich verändert, aber wenn du mich einen Menschenfreund nennst, so tust du mir zu viel Ehre an. Ich liebe das Individuum nicht. Was ich tue, geschieht zum großen Teil zu meiner eigenen Belehrung und Unterhaltung. Das Analysieren, Diagnosieren und unter Umständen auch Kurieren gehört nun einmal zu meinem Leben, wie ein anderer Sekttrinken und Spielen, ein dritter das Verseschreiben nicht lassen kann. — Und dann ist ja eigentlich das, was ich tue, das natürlichste Ding der Welt. Ich suche die Art, der ich selbst angehöre, zu erhalten, indem ich sie gegen ihre tausend Feinde, so gut es in meinen Kräften steht, verteidige. Ich wirke darin der großen Natur konform, deren Atom ich bin; auch sie

sucht die Gattung zu erhalten, wie du wissen mußt, wenn anders du deinen Darwin inne hast."

„Mensch, Burt, was ist aus dir geworden; wer hätte das gedacht. — Nun aber eine Frage —"

„Ich glaube sie im voraus zu erraten. Du willst wissen, wovon ich eigentlich lebe, nicht wahr?"

„Allerdings, das wollte ich dich fragen."

„Ich will deine Wißbegier voll befriedigen. Ich lebe von den Zinsen des Kapitals, welches ich von meinem Vater geerbt habe. Es waren runde sechsmalhunderttausend Mark."

„Alle Wetter, das lobe ich mir. Wie ist denn das gekommen?"

„Auf die einfachste Weise der Welt. Du wirst wohl wissen, daß ich ein Fürstensohn bin. Als der Fürst, mein hoher Erzeuger, starb, und man sein Testament eröffnete, fand man mich mit der genannten Summe bedacht."

„Aber was sagten die übrigen Erben?"

„Was sie gesagt haben, weiß ich nicht, jedenfalls nichts für meine Ohren besonders Schmeichelhaftes; sie fochten das Testament an, da es aber in der Form korrekt war, und auch sie nach Gebühr bedacht, drangen sie nicht durch mit ihrer Anfechtungsklage, und ich erhielt meine sechsmalhunderttausend in guten preußischen Staatspapieren und Konsols ausgezahlt. Als mir dieses Glück so unerwartet in den Schoß gefallen, überlegte ich nicht lange, was damit anfangen. Von Jugend auf war es mein sehnlichster Wunsch gewesen, die Welt kennen zu lernen, jetzt hielt ich die Mittel in der Hand, diesen Jugendtraum zur Wahrheit zu machen. So sah ich mir denn an, was es außer diesem kleinen Flecken hier noch anderes am großen

Weltgewande gibt. Vor anderthalb Jahren etwa kehrte ich ins Vaterland zurück, und seit einem Jahre treibe ich das, was du mich jetzt treiben siehst. Das heißt, ich suche mich in meiner Weise nützlich zu machen. Im übrigen will ich dir meine ganze Geschichte zu gelegener Zeit mit allen Details erzählen, wenn du mir versprichst, mich nicht in einem deiner Romane zu verwenden."

„Das Versprechen wird mir schwer ankommen; du würdest einen herrlichen zweiten Monte Christo abgeben."

„Der Abend ist so ziemlich die einzige Zeit, wo ich unbeschäftigt bin. Laß uns ein Rendezvous für einen der nächsten Abende verabreden. Wie wäre es morgen zum Beispiel?"

„Für morgen abend bin ich eingeladen, zum Präsidenten Mörner. Du entsinnst dich seiner wohl noch?"

„Ob ich Mörner kenne! Ich habe ihn viel bei euch gesehen. Auch hier habe ich nicht verfehlt, ihn aufzusuchen. Was sagst du zu seiner Frau?"

„Sie ist schön."

„Dieses möchte nur ein Blinder leugnen; daß es dir entgehen würde, habe ich niemals angenommen. Nein, was hältst du im übrigen von ihr?"

„Ich kenne sie so gut wie gar nicht, ich habe sie nur ganz flüchtig beim Antrittsbesuche gesehen."

„Nun, ein Schriftsteller müßte doch ein wenig Menschenkenner sein, sollte man denken, und wo euch die Erkenntnis fehlt, hilft die Inspiration oder Phantasie nach. Darin seid ihr in einer weit bequemeren Lage als wir; wir dürfen uns nur an die nackten Tatsachen, an das, was wir in Wirklichkeit erkannt

haben, halten. — Aber unsere Zusammenkunft; wir können uns ja treffen, wenn du von Mörners kommst; du bleibst schwerlich länger als bis um elf Uhr dort. Also nach elf Uhr in der Friedrichstraße."

Burt bezeichnete dem Freunde ein Lokal in der Friedrichstraße, in welchem er ihn zu erwarten gedachte, — und dieser willigte in den Vorschlag.

„Jetzt komm, wir wollen zusammen in die Nationalgalerie gehen," sagte Burt darauf.

„In die Nationalgalerie?"

„Wundert dich das? Es sind Sachen dort, die sehenswürdig genug sind, um eine Stunde daran zu wagen."

„Bist du vielleicht auch gar ein verkappter Künstler, du wunderbarer Mensch?"

„Nein, die Ausübung überlasse ich anderen, aber ich sehe gern gute Bilder. Nun komm!"

Fünftes Kapitel.

Am nächsten Abende pünktlich um sieben Uhr fand sich Choiseule bei Mörners ein.

Eva empfing ihn in ihrem Salon mit freundlichem Lächeln und herzlichem Händedruck. Sie erschien Friedrich, der sich den Tag über in Gedanken viel mit ihr beschäftigt hatte, jetzt, wo sie leibhaftig vor ihm stand, als eine andere, von dem Bilde seiner Erinnerung gänzlich verschiedene.

Choiseule kannte Eva Mörner zu kurze Zeit, um wissen zu können, wie widerspruchsvoll, wandlungsfähig, sich selbst ungetreu und darum unfaßbar und rätselhaft das Wesen dieser Frau sei.

Ihre Erscheinung frappierte ihn durch neue Reize. Er hatte sie noch nicht in der Beleuchtung des Abends

gesehen. Die günstigste, die es für Schönheiten ihres Genres geben kann.

Evas Augen erglänzten in tiefdunkler Färbung, ihr Teint erschien mattweiß und durchschimmernd, der Bronzeschimmer ihres braunen Haares zitterte über dessen Wellen wie ein Lichtreflex auf dunklem Gewässer.

Sie trug ein schwarzes, mit Spitzen garniertes Kleid von Moiree antique; der Kragen war à cœure ausgeschnitten, die Ärmel von durchbrochenen Spitzen reichten bis zum Ellenbogen.

Es entging Choiseule nicht, wie weiß und schlank ihr Hals, wie schön geformt der Arm und wie zart gefesselt ihre feine Hand war.

Sie hatten nur wenige Worte gewechselt, als Mörner aus seinem nebenan gelegenen Arbeitszimmer zu ihnen trat.

Es entspann sich nun eine Unterhaltung, die der Hauptsache nach ein Monolog Mörners genannt werden konnte. Eva war urplötzlich in eine kühle, beinahe eigensinnige Gleichgültigkeit gesunken, und diese Wandlung in ihrem Benehmen, die Choiseule nicht bemerkt hatte, und die grell gegen ihr bisher zur Schau getragenes Wesen abstach, trug nicht dazu bei, sein Interesse für das von Mörner angeschlagene, ihm sehr gleichgültige Thema zu erhöhen.

Selbstverständlich ließ es Friedrich an äußerer Aufmerksamkeit für die Worte des Präsidenten, der ein zwangloses Geplauder liebte, nicht fehlen, aber seine Gedanken schweiften auf ganz anderem Gebiete umher.

Der Zufall hatte es gefügt, daß Eva und Mörner nebeneinander und Friedrich ihnen gegenüber saß. Der Kontrast in den Erscheinungen der Eheleute drängte sich ihm so mit aller Gewalt auf.

In diesem, mit modern barockem Geschmacke eingerichteten Boudoir, neben der Jugend und Schönheit strahlenden eleganten Frau, nahm sich Mörner in seinem altfränkischen schwarzen Rock, mit seiner zwar wohltönenden, aber für den Salon zu lauten Stimme und seinen schwerfälligen Manieren recht hausbacken spießbürgerlich aus.

Wenn er der Vater dieser Frau gewesen wäre, wie ganz anders hätte man sein graues Haar, die Spuren des Alters in seiner Figur und seinem Wesen beurteilt, wie gern hätte man dann die ehrbare Schlichtheit seiner Erscheinung neben die pikanten Reize Evas gestellt gesehen.

Aber er war ihr Gatte. Choiseule empfand diese Tatsache in ihrer ganzen unumstößlichen Bedeutung, als man sich erhob, um zu Tisch zu gehen und Mörner, ehe er seine Gattin der Führung des Gastes anvertraute, ihr einen Kuß auf die Stirn drückte.

Das Eßzimmer trug im Gegensatz zu Evas Salon den Stempel gediegen solider Nüchternheit; Choiseule schloß daraus mit Recht, daß bei der Einrichtung dieses Raumes Mörners Geschmack den Ausschlag gegeben habe. Denselben Charakter zeigten Tischzeug, Porzellan und Silber.

Nach Schluß des Mahles ging man in das Empfangszimmer zurück. Eva begab sich an den Flügel, um zu singen; sie ließ sich von ihrem Gatten begleiten. Ihr Gesang war Choiseule nicht mit Unrecht gepriesen worden. Ihre Stimme, ein reiner, glockenheller Sopran, hatte bedeutenden Umfang. Die Technik des Vortrages war bei der vortrefflichen Ausbildung und langjährigen Übung, die sie genossen, künstlerisch vollendet.

Choiseule hatte gute Musik im Elternhause und anderwärts gehört und besaß einiges Verständnis für Gesang; er erkannte daher schnell alle diese Vorzüge in Evas Vortrag. Aber was ihm weit über die äußere Vollendung ihrer Kunst ging, was ihn an diesem Gesange packte und sein Herz traf, war die Empfindung, daß hier Evas innerstes Wesen, das Geheimnis ihrer Seele zum Ausdruck komme.

Ihr Erscheinung hatte Eindruck auf ihn gemacht, ihr Wesen ihn angezogen, und doch, wenn er sich fragte, was es eigentlich sei, das ihn mit geheimnisvoll gewaltigem Zuge zu ihr hinriß, so fand er keine Antwort auf diese Frage. Er wußte nicht, wer sie sei, wußte nichts von ihrem innersten geheimsten Leben, sie war ihm eine Sphinx, die ihm ein Rätsel zur Lösung aufgab, das Rätsel ihrer eigenen Persönlichkeit. Jetzt, wo er diese Töne hörte, glaubte er die wahre Sprache ihrer Seele zu vernehmen.

Mörners Begleitung paßte sich ihrem Vortrage vortrefflich an, sie war durchaus dezent, ließ immer den Gesang als Hauptsache erscheinen und unterstützte und ergänzte ihn dennoch.

Mörner war ein verständnisvoller Klavierspieler ohne große Originalität, aber mit um so mehr Korrektheit; er hatte sich diese vortreffliche Fertigkeit im Begleiten durch viel Übung und Fleiß angeeignet.

Choiseule schlürfte den berauschenden Zauber mit vollen Zügen ein. Bei diesen bald weichen, in Wehmut hinschmelzenden, bald wild frohlockenden, bald verführerisch und schmeichelnd kosenden Lauten, die sein Ohr erfüllten, ward ihm zumute, als sei er an irgend einen seligen Ort, fern von dieser Welt versetzt. Er

schloß die Augen, um diese Vision ungestört genießen zu können.

Er sah sich in einem Garten von nie gesehener Pracht, exotische Blumen mit berauschendem Duft winkten, aus der Ferne klangen bestrickende Sirenenklänge, und er war nicht allein; Gefährtin seiner Seligkeit war eine Frau von wundersamer Schönheit, mit dunklen Veilchenaugen, deren Blick ihm jetzt kein Rätsel mehr war.

Eva gab viel und von ihrem Besten. Als sie endlich schloß, erklärte ihr Gatte, ihre Stimme sei selten so klangvoll, der Ton noch nie so warm gewesen wie am heutigen Abend.

Es wäre Choiseule wie eine Profanisierung erschienen, jetzt in banalen Worten der Anerkennung dem Ausdruck zu geben, was er von Evas Gesange halte. Mörner enthob ihn dieser Verlegenheit, indem er sich sofort über die vorgetragenen Lieder und ihre Schönheiten im Detail verbreitete.

Choiseule nahm sich vor, Eva ein andermal, wenn sie allein miteinander sein würden, für den Genuß zu danken, den sie ihm am heutigen Abende gegeben.

Die junge Frau erschien jetzt um ein gut Teil frischer und angeregter als zuvor. Ihre Wangen, sonst bleich wie Elfenbein, zeigten jetzt den feinen Hauch einer durchschimmernden Röte.

Es lag etwas Triumphierendes in ihren Zügen, als sie wieder Platz nahm und sich der Unterhaltung widmete. Sie wußte, daß sie mit ihrem Gesange auf Friedrich Eindruck gemacht; einige flüchtige Blicke nach dem Zuhörenden hatten sie davon überzeugt.

Choiseule war erstaunt, wie lebhaft und gesprächig sie sich jetzt zeigte. Es war inzwischen spät geworden.

Er erinnerte sich seiner Verabredung mit Burt und erhob sich zum Abschiede.

Mörner sprach den Wunsch aus, ihn des Abends öfters bei sich zu sehen.

Friedrich durchschnitt den Tiergarten. Es war eine stille, kalte Oktobernacht, kein Luftzug regte sich in dem dunklen Baumgeäste über ihm, langsam, als geschähe es gegen ihren Willen, sanken die trockenen Blätter zum Boden nieder; das Leben war wie ausgestorben in dem großen Parke, nur ganz aus der Ferne schimmerten die Lampen der angrenzenden Straßen, tönten Laute des nächtlichen Stadtlebens herüber.

Friedrich achtete nicht auf die umgebende Natur, seine Gedanken hielten ein Bild umschlungen: Eva.

Seine Augen sahen sie, in seinem Ohr klang ihre Stimme, er glaubte ihre körperliche Nähe zu empfinden; ihre ganze bestrickende Gegenwart stand in greifbarer Wirklichkeit vor seiner Seele.

Als er in die Stadt und auf belebte Straßen kam, wurde er nüchterner.

Der Freund fiel ihm ein, den er jetzt treffen würde, und es war ihm, als habe er ein Geheimnis vor scharfsichtigen Augen zu verbergen.

Choiseule fand ihn bereits an dem Rendezvousplatze eingetroffen, eine jener sogenannten „altdeutschen Bierstuben", wie sie in Berlin während des letzten Jahrzehnts pilzartig aufgeschossen sind, und die vom Altdeutschen etwa ebensoviel haben wie die Tivolibrauerei von dem römischen Cäsarenpalaste, seine stolzen Namen sie trägt.

Die Wandung der Bierstube war bis zu zwei Drittel Höhe holzgetäfelt und weiter oben mit sinn-

vollen Malereien, die meist in irgend einer Beziehung zum Leben unserer Altvordern standen — welches nach diesen Darstellungen in stetem Biertrinken hingegangen sein mußte — bedeckt; daß die Fenster hier nur Butzenscheiben sein konnten, ist selbstverständlich. Auf den breiten Wandsimsen erblickte das Auge in wunderlichem Durcheinander: Majolikakrüge, griechische Lampen, Vasen mit Makartbuketts, Büsten der kaiserlichen Familie, Bilder von Bismarck und Moltke, Hirschgeweihe, ausgestopfte Vögel und Schilder von Cuivrepoli. Erleuchtet wurde dieses Raritätenkabinett durch elektrisches Glühlicht, das aus metallnen Kandelabern strahlte.

Burt hatte in einer Ecknische, die sich von dem übrigen Lokale etwas absonderte, Platz genommen.

„Ist dies dein Stammlokal?" fragte ihn Choiseule, indem er sich auf den lederüberzogenen Sitz niederließ.

„Allerdings!" war die Antwort. „Du kannst mich jeden Abend hier antreffen. Der Kellner reserviert mir diese stille Ecke. Ich lese hier die Abendblätter und trinke meine drei Krüge von dem ausgezeichneten Echten. Ich empfehle es dir. Man kann die Welt durchwandern, aber ein Bier wie in Deutschland wird man nirgends finden." Damit trank er dem Freunde zu.

„Ich bin auch kein Verächter dieses Stoffes," meinte Friedrich und bestellte sich einen Krug.

„Nun, was sagst du zu Frau Mörner?" fragte Burt jetzt; „bist du heute tiefer in ihr Wesen eingedrungen?"

Friedrich nahm eine möglichst unbefangene Miene an, indem er antwortete: „Sie ist schön, unterhaltend und singt hervorragend; ich glaube, sie tut ihre

Pflicht, liebt Mörner und ist alles in allem eine vortreffliche Frau."

„Hm, diese Beurteilung ist ziemlich oberflächlich; solltest du wirklich nicht mehr gesehen haben: meinst du, daß sie glücklich mit ihrem Gatten ist?"

„Wie, hältst du sie für unglücklich?"

„Das wäre zuviel gesagt, aber sie könnte es werden. Eine Ehe, bei der ein solcher Unterschied in den Jahren besteht, kann nur dann glücklich ablaufen, wenn von beiden Teilen sehr viel Hingebung, Geduld und Entsagung geübt wird, und ich fürchte die Mörnersche Ehe gehört nicht zu diesen Ausnahmefällen. Es gibt einmal Gesetze in der Natur, die man nicht ungestraft übertritt. Eine Verbindung, wo der Mann dreimal älter ist als die Frau, ist eine physische Verirrung."

„Von diesem Gesichtspunkte aus habe ich das Ehepaar noch gar nicht betrachtet."

„Und ich meine, du solltest wohl auf deiner Hut sein."

„Ich! wieso, was meinst du damit?"

„Vor dir selbst und vor ihr. — Blicke dieser Frau in die Augen, es mag eine Lust für Götter sein, denn sie sind schön, aber es sitzt ein Teufel darin, der dich mit Haut und Haar verschlingen möchte. Darum sage ich, sei wohl auf deiner Hut. Sie heißt nicht umsonst „Eva"; sie wäre die Frau dazu, einem Manne wie dir die verbotene Frucht zu reichen."

Choiseule war tief errötet; Unmut über Burts Rede, die er für eine Anmaßung hielt, und zugleich das peinigende Gefühl, daß Wahrheit in ihr liege, bewegten ihn.

Burt sah, welche Wirkung seine Worte bei dem Freunde hervorgebracht und sagte: „Ich werde dieses

Thema nicht wieder berühren, du kannst darüber beruhigt sein. Ich wollte dich nur gewarnt haben. Ob du auf wohlgemeinten Rat hören willst, ist deine Sache. — Also von etwas anderem!

„Ich habe dir gestern versprochen, dich mit meiner Lebensgeschichte bekannt zu machen. Du wirst dich vielleicht gewundert haben, daß ich dir nicht bereits früher etwas über meine Herkunft und Jugendgeschicke erzählt habe; ich hatte meinen guten Grund, dir gegenüber damals noch damit zurückzuhalten, es ist mancherlei in meiner Geschichte, das für die geistige Verdauungsfähigkeit eines Knaben zu schwere Nahrung sein dürfte. Nun, du wirst ja hören. — Bist du aufgelegt dazu?"

Choiseule war einverstanden. Burt warf noch einen Blick in das Lokal, um sich zu überzeugen, daß kein Unberufener seine Worte zu vernehmen vermöge, dann begann er:

„Mein Vater — sein Name tut nichts zur Sache — war der Senior eines alten, reichsunmittelbaren Geschlechtes und ist niemals verheiratet gewesen. Meine Mutter war Näherin. Als sie sich kennen lernten, war er ein Vierziger, sie ein Mädchen von etwa zwanzig Jahren, arm und hübsch. Auf welche Weise es meinem Vater gelungen ist, das bis dahin brave und unbescholtene Mädchen sich gewillt zu machen, vermag ich nicht zu sagen, Tatsache ist, daß die beiden ein Jahr lang miteinander verkehrt haben, dann entließ der Fürst die Geliebte in Gnaden, er war ihrer satt geworden; vielleicht mochte ihn die sentimentale Weichherzigkeit, zu der meine Mutter neigte, gelangweilt haben, kurzum, er schickte sie nach der kleinen Stadt, aus der sie stammte, zurück; dort wurde ich bald darauf geboren.

„Die ersten zehn Jahre meiner Jugend, während der ich bei der Mutter aufwuchs, waren für uns beide verhältnismäßig glückliche. Der Fürst, mein Vater, ließ der ehemaligen Geliebten halbjährlich durch seinen Sachwalter eine Summe zustellen, die es ihr möglich machte, sorgenfrei zu leben und mich aufzuziehen. Meiner Mutter konnte, abgesehen von dem Fehltritt ihrer Jugend, damals nichts vorgeworfen werden, sie führte ein durchaus ehrbares, zurückgezogenes, fleißiges Leben, nur ihrem kleinen Haushalte und meiner Aufziehung gewidmet. Sie erwarb sich auf eigene Hand einiges Geld durch Nähen und Sticken, schaffte sich nach und nach eine kleine Ausstattung an, und brachte es zuwege, außerdem noch eine hübsche Summe zurückzulegen. Ich besuchte damals eine Volksschule und war gut gehalten und ordentlich gekleidet.

„Als ich im elften Jahre stand, machte meine Mutter die Bekanntschaft eines Menschen, Krolup mit Namen, ein angeblicher Verwandter unserer Hausnachbarin, einer Person, die ein Dienstbotenvermietungsbureau innehatte, sich in Wahrheit aber mehr mit Kartenlegen, Heiratsvermitteln und derartigen dunklen Hantierungen abgab.

„Krolup, der um einige Jahre jünger als meine Mutter, war kein häßlicher Mensch, trug sich elegant, hatte Manieren, die in niederen Kreisen für fein gelten konnten, führte hochtrabende, schönklingende Redensarten im Munde, kurz war ganz der Mann dazu, ein leichtgläubiges, empfindsames Frauenherz, wie das meiner Mutter war, zu betören.

„Die Kartenschlägerin sorgte für Vermittlung und Gelegenheit, Krolup machte sich immer mehr an die arglose Frau heran, die nicht ahnte, daß es dem

durchtriebenen Schurken um ihr erspartes Geld und den Mitgenuß ihrer Pension zu tun war; eine Zeitlang hielt sich meine Mutter den stürmischen Bewerber vom Leibe, sie zögerte, wohl um meinetwillen, seinen verführerischen Lockungen Folge zu leisten, dann siegte seine Raffiniertheit über ihre Schwäche Er kam nicht mehr wie zu Anfang nur auf Besuch, er nistete sich in unserem Hause ein, fing an, den Herren darin zu spielen.

„So jung ich war, empfand ich, daß hier etwas nicht recht sei. Ich stellte meine Mutter darüber zur Rede; sie weinte, statt mir eine Antwort zu geben. Aber am Abende jenes Tages nahm Krolup mich vor und machte mir mit der Faust verständlich, welche Stellung im Hause er einnehme.

„Später erst erkannte ich, welches Verhältnis zwischen ihm und meiner Mutter bestand. Er nannte sich damals ihren Bräutigam, gab vor, Kaufmann von Profession zu sein und auf eine Erbschaft zu warten; wenn diese ihm zugefallen sein würde, werde er mit Gewißheit meine Mutter freien. Er hatte die Verruchtheit anzudeuten, daß er befürchten müsse, wenn jener Erblasser — ein vornehmer Verwandter, den er natürlich nicht nennen dürfte — von seiner Verbindung mit meiner Mutter — er wies dabei auf meine sie angeblich kompromittierende Existenz hin — höre, werde er um die Aussicht jener Erbschaft kommen.

„Inzwischen nutzte er meine Mutter in schändlichster Weise aus. Was diese an zurückgelegtem Gelde in der Sparkasse gehabt, war schnell verbraucht, dann kam ein Stück des Hausrates nach dem anderen an die Reihe. Auch das Geld, das meine Mutter als Pension erhielt, nahm Krolup zum größeren Teile in Beschlag,

tat sich damit einige Wochen lang meist außer dem Hause gütlich, bis es aufgebraucht war, dann ließ er sich von ihrer Hände Arbeit ernähren und wartete, bis der Termin einer neuen Geldzahlung am Ende des Halbjahres herankam.

„Zwischen uns beiden bestand die bitterste Feindschaft, ich haßte diesen Menschen, der das Verhängnis meiner Mutter geworden und von dessen Brutalität ich selbst oft genug zu leiden hatte. Ich entsinne mich, daß ich eines Tages in wahnsinniger Wut ein Messer gegen ihn zückte; unfehlbar würde ich ihn niedergestochen haben, hätte sich nicht meine Mutter zwischen uns geworfen. Seitdem wagte Krolup, der im Grunde ein feiger Geselle war, keine Tätlichkeiten mehr, aber er erschwerte mir das Dasein durch Bosheit und Tücke; er wußte, wie sehr ich an meiner Mutter hing, und an dieser weichen Stelle packte er mich jetzt.

„Es war dies die düsterste Zeit in meinem Leben, ich habe die Eindrücke dieser Jahre erst spät verwunden; zu viel des Hasses, des Ekels, der ohnmächtigen Wut habe ich damals hinunterschlucken müssen.

„Unsere Verhältnisse waren inzwischen immer mehr heruntergekommen. Wir waren längst in eine andere kleinere Wohnung übergesiedelt, meine Mutter, deren Gesundheit schwach zu werden anfing, arbeitete wie das ärmste Weib, um nur diesen Schurken, an den sie sich weggeworfen hatte, mit Geld versorgen zu können. Sie gebar ihm zwei Kinder, die beide kurz nach der Geburt starben.

„Die Liebe zu diesem Menschen hielt sie gefangen wie eine Besessenheit, sein gutes Aussehen, Manieren, Haltung, wodurch er sie anfangs betört, waren längst von ihm gewichen; er hielt nichts mehr auf sich, war

im Faulenzerleben verlodbert, die Spuren eines liederlichen Wandels und des Trunkes begannen sich bereits an dem Manne zu zeigen, aber sie ließ nicht von ihm.

„Nie wird das Bild aus meinem Gedächtnis schwinden, das Bild, das ich als Knabe täglich vor den Augen gehabt; Krolup auf dem Kanapee unserer Wohnung, bequem ausgestreckt Zigaretten paffend, beim Morgenkaffee die Zeitung lesend, und in demselben Raume meine arme, törichte Mutter, elend, abgehärmt, das einst so reputierliche schmucke Mädchen jetzt eine alte, ärmliche Frau geworden, scheuernd, kochend, sich abmühend und quälend, aus Liebe zu ihm, für ihn.

„Da eines Tages trat der Sachwalter meines Vaters unvorhergesehen bei uns ein. Der Fürst hatte ihm den Auftrag gegeben, persönlich nach mir und meiner Mutter zu sehen. Meine Mutter versuchte ihre Verhältnisse zu beschönigen, aber von mir erfuhr er die ganze Wahrheit. Er ging, ohne eine Entscheidung zurückzulassen. Jetzt wurde Krolup, der nichts Gutes ahnte, geschmeidig und fügsam wie ein Ohrwurm.

„Nach einigen Tagen schon kehrte der Advokat wieder; er brachte den Bescheid des Fürsten mit sich. Dieser lautete dahin, daß ich von meiner Mutter weggenommen würde, daß Krolup auf der Stelle das Haus zu verlassen habe, und daß meiner Mutter Pension bis auf ein Viertel ihrer jetzigen Höhe herabgesetzt werden solle, im Falle sie weiteren Verkehr mit Krolup pflege.

„Hierauf wurde ich befragt, welchen Beruf ich ergreifen wolle; ich gab den ärztlichen an. Der Advokat nahm mich sofort mit sich nach Berlin, wo ich bei einer Schuhmachersfamilie in Wohnung und Kost gegeben wurde, von da aus sollte ich nach kurzer Vorbereitung das Gymnasium besuchen.

„Die Stellung, welche ich in der Schule einnahm, war eigentümlich genug. Meine Bildung war bisher sehr vernachlässigt worden, ich kam daher in eine für mein Alter äußerst niedrige Klasse. Über meine Herkunft hatten sich natürlich schnell allerhand Gerüchte verbreitet, persönlich war ich nichts weniger denn liebenswürdig und suchte etwas in rauhem, absonderlichem und absprechendem Wesen; so war es kein Wunder, daß ich bei meinen Mitschülern verhaßt und auch bei den Lehrern unbeliebt war.

„Meine Mutter sollte ich nicht wieder sehen. In der ersten Zeit nach unserer Trennung erhielt ich öfters Briefe von ihr, sie schien mutig und getrost, sie hoffte bestimmt auf eine Wiedervereinigung mit mir. Doch dann kamen ihre Briefe seltener, und ein veränderter, meinen Verdacht wach rufender Ton sprach aus ihnen, schließlich blieben sie ganz aus.

„Meine Befürchtung fand bald durch den Sachwalter des Fürsten Bestätigung; Krolup hatte sich wieder an sie heran gemacht und war von ihr aufgenommen worden.

„Nunmehr wurde das Angedrohte zur Wahrheit, sie bekam nur noch ein Vierteil ihrer bisherigen Pension ausgezahlt.

„Ein halbes Jahr darauf etwa erhielt ich die Nachricht ihres Todes.

„Ich eilte zu ihrem Begräbnisse und mußte das Ekelhafte erleben, Krolup neben mir als Hauptleidtragenden figurieren zu sehen.

„Über meine arme Mutter den Stab zu brechen, habe ich weder den Willen noch das Recht. Ihre Fehler waren: Schwäche, Gutherzigkeit, Unklugheit. Ein Fehltritt ist es gewesen, dem ich meine Existenz

verdanke, aber seine Schuld trägt derjenige, der ihre Schwachheit ausgenutzt hat, mein Vater. An mir hat sie nur Gutes getan, und ich halte ihr Andenken in Ehren.

„Nachdem ich den Maturus absolviert, bezog ich die Universität. Mein Vater ließ mir eine Zulage auszahlen, von der ich leben und studieren konnte.

„Ich hatte diesen Mann nie gesehen, aber ich haßte ihn eher, als daß ich mich ihm für so viele Wohltaten zu Danke verpflichtet gefühlt hätte. Er als mein Erzeuger bedeutete mir damals, wo ich gänzlich in den Wogen des Schopenhauerschen Pessimismus schwamm, den Urgrund meines Unglücks, nämlich meines Daseins.

„Die Unterstützung, die ich von ihm empfing, sah ich als eine Demütigung an, ich wollte nur erst so weit sein, mir selbständig Geld verdienen zu können, dann würde ich ihm seinen schnöden Mammon vor die Füße werfen.

„Doch das kam anders, als ich es mir in jugendlich über das Ziel hinausschießender Entrüstung ausgedacht hatte. Ich stand kurz vor dem Physikum, als der Fürst, mein Vater, mir den Wunsch mitteilen ließ, mich von Angesicht zu Angesicht zu sehen.

„Ich hatte anfangs wenig Lust, seinem Rufe Folge zu leisten. Dann aber überlegte ich mir, daß es für mein Fortkommen wohl besser sein möchte, wenn ich mich ihm, von dessen Gnade meine Existenz abhing, hierin zu Willen zeige. Nicht wenig wirkte auch die begreifliche Neugier mit, denjenigen zu sehen und kennen zu lernen, dem ich das Leben verdankte.

„Auf keinen Fall aber, das nahm ich mir vor, wollte ich mir ihm gegenüber etwas vergeben, Gefügigkeit, oder gar den Wunsch, ihm zu gefallen, merken lassen.

„Ich war damals ein Geselle rauh und spröde wie ein scharf gebrannter Ziegel, der, wo man ihn bricht, sich nur noch scharfkantiger und körniger zeigt.

„Mein Vater bewohnte schon seit Jahren den uralten Stammsitz seines Geschlechtes in der Wetterau. Er war jetzt ein hoher Sechziger.

„Der Fürst saß in seinem Bibliothekszimmer, als ich ihn zum ersten Male erblickte, in einen Rückenstuhl zurückgelehnt, in dem vor ihm aufgeschlagenen Buche durch ein Augenglas lesend.

„Als ich eintrat und ihm mein Name gemeldet wurde, blickte er kaum von seiner Lektüre auf und wies mich durch eine Handbewegung an, in seiner Nähe Platz zu nehmen. Ich benutzte die nächste Viertelstunde, während er ungestört im Lesen fortfuhr, mich mit seinen Zügen vertraut zu machen.

„Ich hatte keineswegs den Kopf eines schönen Greises vor mir, und diese Züge konnten selbst in seiner Jugend nichts Ansprechendes gehabt haben.

„Die Physiognomie zeigte eine merkwürdige Mischung von Sinnlichkeit und Geist. Nase, Mund und Unterkiefer waren auffällig stark entwickelt, in ihrer Langgezogenheit und Grobheit gaben sie der unteren Partie des Gesichtes etwas dem Pferde Ähnliches; aber die Augen waren lebhaft, für einen Greis noch wunderbar dunkel und sprechend, die Stirn gewölbt und klug und der Schädel schön gebaut.

„Mein Vater trug keinen Bart, sein Kopf war beinahe ganz kahl, die wenigen Haare, die ihm das Alter noch gelassen und die starken, schrägstehenden Augenbrauen ließ er sich absonderlicher Weise dunkel färben.

„In seiner Figur und in seinen Zügen waren die Spuren eines lockeren Wandels unverkennbar aus-

geprägt. Der Kopf des Greises erschien blutleer, die Augen von tiefen Schatten umsäumt, die Haut von unzähligen Falten durchfurcht, die lange, hagere Figur gebrochen.

„Aber er war nicht nur der ausgebrannte Roué, der alte Wolf mit stumpfen Zähnen, sondern auch der vornehme geist- und witzreiche Grandseigneur.

„Seine Physiognomie erinnert mich an Bilder, die ich später in Frankreich von vornehmen Leuten aus Ludwigs XV. Zeit gesehen habe.

„Und auch in seinem Wesen zeigte er jene wunderliche, jetzt ausgestorbene Mischung von Herzenskälte und Frivolität neben geistiger Überlegenheit, ästhetischem Feingefühl und Esprit, der jenen Leuten eigen war, welche lächelnd und kühl die Revolution sich vorbereiten sahen.

„Endlich klappte der Fürst sein Buch zu, legte es beiseite und wandte sich mir zu.

„‚Konrad Burt?‘ fragte er. ‚So heiße ich,‘ gab ich zur Antwort.

„Hierauf musterte er mich eine geraume Weile eingehend mit seinem Augenglase.

„‚Nun, schön bist du nicht,‘ sagte er darauf, ‚und insofern mehr nach mir als nach deiner Mutter geraten. Sie war ein hübsches Mädchen, als ich sie kannte, das kannst du mir glauben.‘

„Ich fühlte keine Veranlassung, hierauf etwas zu erwidern. Nach einer langen Pause begann der Fürst von neuem:

„‚Du studierst Medizin, sagt man mir. Fühlst du Neigung zu diesem Fache?‘

„Ich bejahte.

„‚Auch darin erkenne ich den Einfluß deiner Abstammung von mir,‘ meinte er weiter, ‚das studium medicum ist mir mein Leben lang interessant gewesen, denn das ist eine praktische Wissenschaft; um spekulative Philosophie, Metaphysik oder gar Theologie habe ich mich nie viel gekümmert, das ist blauer Dunst. Aber Medizin à la bonheur! — Wenn du dich hier umsiehst, wirst du manches Werk über Physik, Physiologie und Chemie entdecken.‘

„In der Unterhaltung, die sich hieran anschließend zwischen uns entspann, zeigte sich, daß der Fürst in der Tat auf physiologischem wie rein medizinischem Gebiete einige Kenntnis gesammelt habe. Er ließ sich von mir über den jetzigen Stand dieser Wissenschaften, sowie über die neuesten Erfahrungen auf dem Gebiete der Pathologie und Anatomie Bericht erstatten und folgte meinen Worten scheinbar mit Interesse.

„Darüber kam die Tischzeit heran.

„Wir speisten zu zweien in einem mächtigen, altertümlichen Saale, an dessen Wänden Ahnenbilder in größerer Zahl hingen.

„‚Da, deine Väter,‘ sagte der Fürst, auf die Bilder deutend und lächelte mir dabei höhnisch zu.

„Er liebte überhaupt den Hohn; ich hatte in der Unterhaltung mit ihm mehr denn einmal Gelegenheit, das zu erfahren. Mehrfach versuchte er es, seinen Spott an mir zu üben, aber er ertrug auch eine offene Antwort, ja selbst die Heimzahlung mit gleicher Münze schien ihn eher zu amüsieren als zu verdrießen.

„‚Ah, man scheint sehr stolz zu sein, und einen steifen Nacken zu besitzen,‘ meinte er auf eine meiner

Antworten. ‚Worauf in aller Welt so eingebildet, junger Mann?‘

„‚Wahrlich nicht auf meine Abstammung,‘ erwiderte ich ihm.

„Er lachte. ‚Nun sie ist zwar keine legitime,‘ sagte er, ‚aber darum doch eine nicht minder direkte durch mich und jene da oben bis hinauf zu unserer aller Väter, den Geschwänzten, Behaarten. Aber wenn auch kein Pfaffe meinen und deiner Mutter Bund gesegnet hat, so scheint mir in deinen Adern doch genug vom echten Fürstenblute zu rinnen. Natur bleibt Natur; sie kümmert sich bei ihrem Schaffen keinen Pfifferling um die copula spiritualis.‘

„Küche und Keller meines Vaters waren ausgezeichnet, das Menu ein sehr reichhaltiges; ein vollständiges Diner mit allem Zubehör wurde uns beiden serviert. Der Fürst erklärte mir, er sei Gourmand von Anlage und aus Prinzip, er halte sich einen Pariser maître de cuisine und stellte jeden Tag selbst den Küchenzettel fest.

„‚Siehst du, Essen und Trinken,‘ so philosophierte er, ‚das sind doch reelle Freuden. Und mein Magen ist glücklicherweise gut, er ist der einzige Freund, der mir Stich gehalten hat, jedenfalls aus Dankbarkeit, daß ich ihn stets so gut versorgt habe. Das Herz, das mir früher auch manchen Spaß bereitet, ist in das Stadium blasierter Ruhe getreten, in den Beinen sitzt das Podagra, mit Aventüren und Sport ist's also nichts mehr. Wäre dieser alte Genosse, der Magen nicht, so hätte ich wahrlich nicht das geringste Amüsement mehr.‘

„Den Kaffee nach Tisch nahmen wir auf der Terrasse des Schlosses ein. Das Schloß war ein altes Geniste, mit einem Anbau aus der Barockzeit, dem auch diese

Terrasse angehörte. Vor uns erstreckte sich ein weitläufiger Park im Versailler Geschmack, mit Orangerie, Wasserwerken, Marmorstatuen und Buxbaumhecken; den Hintergrund bildeten Alleen von verschnittenen Laubhölzern.

„Auf diesem herrlichen, für viele Bewohner und einen großen Train berechneten Sitze lebte der Greis einsam, jahraus, jahrein, und sah nur selten Gäste.

„‚Er liebte seine Anverwandten nicht,‘ erklärte er mir: ‚Sie sind allesamt heuchlerische Leisetreter. Daß sie auf meinen Tod warten, weiß ich und verdenke es ihnen gar nicht, nur sollten sie es ruhig zeigen und nicht Interesse für meine Person vorgeben, das sie gar nicht fühlen. Ihre wahren Gefühle für mich sind etwa denen gleich, die man einem Sacke mit Gold gegenüber hegt. Der alte Sack ist einem sehr gleichgültig, man möchte ihn je eher je lieber zerschnitten sehen, um zu seinem Inhalte, dem Golde zu gelangen. — Nichts ist mir verhaßter als Heuchelei. Selbstsucht ist das die Welt zusammenhaltende Prinzip, und Egoismus erhält den Einzelnen und die Gesamtheit. Das wage man nur sich zu gestehen, denn handeln wird man so wie so nach diesem Gesetze. Aber heucheln, sich selbst und anderen eine schlechte Komödie vorspielen wollen — ist ridikul.‘

„An mir schien dieser Sonderling Gefallen gefunden zu haben. Er empfand nicht etwa Liebe oder Zuneigung für den Sohn, solcher Gefühle wäre er nicht fähig gewesen, nein, es gewährte ihm eine Art zynisch-diabolischen Ergötzens, in mir, seinem illigitimen Sprossen, so manchen von ihm ererbten Zug wieder zu erkennen, denn wir beide waren uns ähnlich in vielem, das empfand ich selbst sehr stark; aber mir

bereitete diese Erkenntnis eher peinliches Unbehagen als Freude.

„Und was ich erst später begreifen konnte, es mochte dem Alten schon damals jener boshafte Plan gegen seine Familie aufgehen, in welchem ich eine Rolle spielen sollte.

„Der Fürst machte mir den Vorschlag, wenn ich mein Examen hinter mir haben würde, zu ihm zu kommen und einige Zeit mit ihm zusammen zu leben: ich solle ihm vorlesen, im übrigen könne ich tun und lassen, was mir belieben würde.

„Ich lehnte diesen Vorschlag rundweg ab und erklärte dem Fürsten, daß ich nur einen Ehrgeiz habe, in meinem Berufe vorwärts zu kommen, um mir eine unabhängige Stellung als Arzt zu begründen. Auch sagte ich ihm ganz offen, daß ich der Ansicht sei, wir beide würden uns auf die Dauer schwerlich vertragen. Ich hatte seine Natur darin genauer durchschaut, als er selbst denken mochte.

„Daß ihn meine Weigerung nicht gekränkt hatte, erkannte ich daraus, daß er mich bald darauf aufforderte, einen Wunsch auszusprechen.

„Nach einigem Überlegen gab ich an, daß ich nach der Prüfung noch ein Jahr im Auslande weiter studieren möchte, um meinen Gesichtskreis und meine Kenntnisse zu erweitern.

„‚Und wohin möchtest du gehen?‘ fragte er.

„‚Ich hatte an Paris gedacht,‘ gab ich zur Antwort.

„‚Paris! das ist ein guter Gedanke. Dort wirst du etwas sehen und erfahren. Auch ich habe meine Lehrjahre in Paris durchgemacht. Dort wirst du die Weiber kennen lernen, und diese hohe Schule ist unentbehrlich, vor allem für einen Arzt. —

Dein Wunsch ist gewährt; du sollst die nötigen Mittel zugestellt erhalten, um ein Jahr nach Paris zu gehen.‘

„Damit fand unsere Zusammenkunft ein Ende. Der Fürst bedeutete mich, daß ich nun gehen könne und nahm mit einem leichten Kopfnicken Abschied von mir.

„Das war das erste und letzte Mal in meinem Leben, daß ich meinen Vater gesehen.

„Nach bestandener Staatsprüfung begab ich mich denn mit der reichlichen Unterstützung des Fürsten nach Paris und setzte dort meine medizinischen Studien fort.

„Kaum war ich ins Vaterland zurückgekehrt, so brach der Krieg aus. Ich machte ihn, wie du weißt, als freiwilliger Arzt mit, und betrat so das Land, das mich soeben noch als Gast beherbergt, nunmehr als Feind.

„Von meinem weiteren Lebenslaufe bist du zum Teil selbst Zeuge gewesen, denn nach dem Feldzuge kam ich ja in eure Stadt.

„Ich will nur noch einiges über meines Vaters Tod und sein Testament hinzufügen.

„Des alten Fürsten Natur hatte sich zäher erwiesen, als ich nach jener Begegnung mit ihm erwartet. Er starb als hoher Siebziger, und zwar am Magenkrebs. Also auch dieser alte Freund, sein Magen, hatte ihm zuletzt einen undankbaren Streich gespielt.

„Sein Schloß und seine Güter fielen nach der Erbordnung der Familie an seinen ältesten Neffen, über sein weiteres Vermögen hatte er durch Testament verfügt.

„Dieses Testament war hoch charakteristisch für den Verfasser. Es waren in seinem Tenor eine Fülle

spöttischer Bemerkungen und scharfer Hiebe gegen seine Verwandten enthalten. Während der Verlesung, bei der ich mit der ganzen hochgeborenen Sippe zusammenkam, war es mir, als klänge die etwas näselnde, scharf pointierende Stimme des frivolen und doch geistreichen Mannes aus dem Grabe zu uns, den Lebenden, herüber, um uns zu verhöhnen.

„Die bitterste Pille, die er seiner Familie zu schlucken gab, war jedenfalls jenes Legat von sechsmalhunderttausend Mark, mit dem ich bedacht war.

„Die Erben traten zunächst mit mir in Unterhandlung, ob ich nicht freiwillig auf einen Teil des mir Zugedachten verzichten wolle. Da ich dieses Ansinnen abschlug, fochten sie, wie ich dir schon sagte, das Testament an, jedoch ohne Erfolg.

„Es bliebe mir nun noch, dir von meinen Reisen zu erzählen, aber das läßt sich besser an der Hand meiner Sammlungen tun — wir wollen es daher aufschieben, bis du wieder einmal zu mir kommst. — Nun, was sagst du zu meiner Geschichte?“

„Zunächst meinen aufrichtigen Dank,“ erwiderte Friedrich, „daß du mich des Vertrauens gewürdigt hast, mir dein Leben und ein solches Leben zu berichten.“

„Ja, darauf magst du stolz sein; es ist das erste Mal und wird wohl auch das letzte bleiben, daß ich einen Menschen in das Geheimnis meiner Existenz eingeweiht habe.“

„Ich weiß, daß allzu große Mitteilsamkeit nie deine Sache war. Um so dankbarer bin ich dir, Burt. Man kann vieles aus deiner Geschichte lernen; eines habe ich jedenfalls daraus gelernt: dich besser zu verstehen. Wie vieles an dir ist mir jetzt erklärlich geworden, mein Freund.“

Die beiden schwiegen während einer Weile, jeder seinen eigenen Gedanken nachhängend.

Dann sagte Burt: „Genug für heute. Es ist spät, ich glaube, wir sind die letzten Gäste. Der Kellner wird unzufrieden sein, laß uns bezahlen."

Choiseule begleitete den Freund bis vor seine Tür, dann begab er sich nach der eigenen Wohnung.

Sechstes Kapitel.

Seit jenem Abende, den Friedrich von Choiseule bei Mörners zugebracht, waren zwei Wochen verstrichen, und sein erneuter Besuch, den Eva Mörner täglich erwartete, stand noch immer aus.

Eva hatte bereits ihren Mann gefragt, ob er denn Friedrichs Besuch erwidert habe, und auf dessen verneinende Antwort gemeint, Herr von Choiseule zögere jedenfalls mit seinem Kommen, weil er einen Gegenbesuch erwarte, worauf Mörner erklärte, das habe Zeit; mit Friedrich stehe er auf familiärem Fuße und brauche sich darum ihm gegenüber nicht streng an die steifen Regeln der Etikette zu binden, er werde seinen Besuch gelegentlich erwidern.

Frau Mörner sollte übrigens nicht länger auf Choiseules Kommen zu warten haben. Hätte er nur auf die Stimme seines Herzens gehört, so wäre er nicht so lange fern von ihr geblieben.

Aber einmal hatten Burts warnende Worte ihren Eindruck auf ihn nicht verfehlt, und dann besaß er in Momenten kühler Erwägung Vernunft und Selbsterkenntnis genug, um sich zu sagen, daß der Verkehr im Mörnerschen Hause eine Gefahr für ihn berge, der auszuweichen Pflicht und Ehre ihm geböten. Denn

Eva Mörner hatte Eindruck auf ihn gemacht, und daß dieser Eindruck kein flüchtiger, vom Augenblick geborener und mit ihm verfliegender sei, das konnte er selbst am besten daran erkennen, daß jeder Tag, den er sich von ihr fernhielt, den Wunsch nach einem Wiedersehen mit ihr verstärkte.

Da führte ihn der Zufall Mörnern auf der Straße in den Weg, der in seiner biederen Weise sofort die Frage an ihn richtete: „Warum läßt du dich denn gar nicht mehr bei uns blicken, Friedrich? Du hast mir doch nicht etwa übel genommen, daß ich noch nicht bei dir gewesen? Verzeihe das einem Manne, der so überladen ist, wie ich. Also komm, hörst du! Meine Frau hat schon nach dir gefragt." Und damit war der Brave mit einem Aktenstück unter dem Arme davongeeilt.

Diese Aufforderung Mörners kam Friedrich im Grunde sehr gelegen, er konnte doch nun seine Bedenken damit beschwichtigen, daß hiernach ein weiteres Fernbleiben von dem Mörnerschen Hause einer groben Unhöflichkeit gleichkommen würde.

Freilich in den Nachmittagsstunden, wo der Präsident, wie Friedrich sehr wohl wußte, auf dem Gerichte beschäftigt war, seinen Besuch abzustatten, das hatte ihm Mörner nicht befohlen, aber auch hierfür fand Friedrich einen Entschuldigungsgrund, mit dem er die Stimmen, die sich in seinem Innern widerratend und warnend erhoben, zu übertäuben wußte; der Nachmittag war ja die übliche Besuchszeit.

Auf dem Wege zu Eva Mörner, denn dieser galt sein Besuch, gab er sich die Versicherung, daß er sich möglichst steif und förmlich verhalten und alles vermeiden wolle, was ihr sein Interesse für sie verraten könne. Er hatte sich sogar schon ausgedacht, was er

mit ihr sprechen wolle, ganz alltägliche, unverfängliche Sachen.

Mit diesen guten Vorsätzen war es wie mit einem Schlage aus, als Eva ihn in der ganzen Freude, den sehnlich Erwarteten endlich bei sich zu sehen, mit lebhafter Herzlichkeit begrüßte. Diese Freude kam ihr wirklich von Herzen, das sah er; und die Erkenntnis, daß er ihr etwas bedeute, verbunden mit dem Zauber, den ihre Erscheinung und die Empfindung ihrer Nähe auf ihn ausübten, nahmen ihn gefangen, berauschten seine Sinne, entwaffneten seine Vernunft.

Es war nicht raffinierte Koketterie, was ihr die Frage in den Mund legte, warum er so lange ausgeblieben sei. Diese Frage drängte sich ihr vielmehr als das Erste und Wichtigste, was sie von ihm wissen wollte, beinahe ohne Überlegung auf.

Er wollte mit irgend welchen banalen Entschuldigungen antworten, verwirrte sich aber in den eigenen Worten, stockte und errötete.

Nun errötete auch sie; ein gegenseitiges Anblicken, und sie empfanden beide, daß sie einander verstanden hatten.

Dieser kleine Zwischenfall, so unbedeutend er auch an sich war, hatte die Beiden doch einander bedeutend näher gerückt.

Eva, die bei der eben gemachten Entdeckung ein freudiger vorahnender Schreck durchzuckte, faßte sich nach Frauenart äußerlich schnell und sorgte dafür, daß keine Verlegenheitspause entstand, indem sie Choiseule nach seiner Beschäftigung und seinen Aussichten befragte.

Choiseule berichtete ihr, daß er stehender Mitarbeiter an einer neu erscheinenden literarisch-wissenschaftlichen Zeitschrift in Berlin geworden sei.

Sie erkannte, daß er dies als einen Erfolg ansehe und wünschte ihm Glück.

„Ja, ich habe allen Grund, mich darüber zu freuen," sagte er, „das Blatt ist gut und wird viel gelesen. Ich werde dadurch bekannt werden, und ein wenig Reklame gehört einmal zu unserem Handwerke. Meine Verpflichtungen dem Blatte gegenüber sind glücklicherweise nicht allzu strenge, es bleibt mir noch genug Zeit zu anderweiten Arbeiten übrig."

„So bereiten Sie wohl ein Buch vor?"

„Eine Novelle, gnädige Frau."

„Eine Novelle! Spielen Frauen eine Rolle darin?"

„Der Hauptinhalt ist eine leidenschaftliche Liebe."

„Und endet sie glücklich?"

„Nein, unglücklich."

„Wie stellen Sie die Frauen dar? Idealisieren Sie dieselben oder schildern Sie sie so, wie sie sind, oder machen Sie uns gar schlecht?"

„Das kann ich selbst nicht beurteilen, gnädige Frau; vielleicht werden Sie mich darüber aufklären können, wenn Sie meine Arbeit gelesen."

„Sagen Sie mir, benutzen Sie Selbsterlebtes, schildern Sie Personen und Verhältnisse, die Sie kennen, in Ihren Dichtungen?"

„Selbstverständlich beeinflussen Erfahrungen, Bekanntschaften und Erlebnisse meine Arbeit, denn schließlich ist jeder, der schreibt, vor allem wenn er aktuelles Leben schildert, auf die Erforschung und Beobachtung der Welt und Menschen um sich her angewiesen, wenn anders seine Figuren Lebenswahrheit und Plastik haben sollen. Aber ich gehöre nicht zu denen, die in einer möglichst getreuen, gleichsam photographischen Wieder-

gabe der Natur den Zweck der Kunst erblicken; ich strebe zwar nach Realismus, aber nach einem idealisierten, geadelten. Wozu hätten wir denn sonst eine Kunst, wenn sie uns nichts Veredelteres, Abgeklärteres zu bieten vermöchte, als das häßliche, nüchterne Leben."

„So finden Sie das Leben also nicht schön, da Sie es häßlich und nüchtern nennen."

„Nein, ich finde das Dasein nicht schön, nicht glücklich."

„Aber warum?"

„Ja, warum! Vielleicht weil ich zu sehen gelernt habe, weil mir der naive Kinderglaube und Kindessinn abhanden gekommen ist, weil ich den Kontrast empfinde, welcher zwischen dem, was mir als Ideal vorschwebt und der Wirklichkeit besteht, weil meinem Denken und Empfinden, kurz meinem ganzen Sein die Harmonie fehlt, weil ich nicht mehr sorglos froh zu genießen vermag, wie ehedem, und das vermag ich darum nicht, weil sich in meinem Dasein Wollen und Können, Wünschen und Dürfen nicht decken, Pflicht und Genuß nicht vereinigen lassen."

Choiseule schwieg; ob Eva ihn verstanden habe, wußte er nicht, der Ausdruck ihrer Züge gab ihm keinen Aufschluß.

Eva brach das Schweigen, indem sie fragte:

„Und wie lange werden wir auf das Erscheinen Ihrer Novelle zu warten haben, Herr von Choiseule?"

„Das läßt sich jetzt noch nicht sagen, gnädige Frau, erst muß ich einen Verleger für meine Arbeit gefunden haben. Aber wenn es Ihnen recht ist, lese ich Ihnen die Novelle vor, sobald ich sie im Manuskript fertiggestellt habe. Sie werden mir sicher manchen guten Rat geben, vor allem meine Frauen betreffend, und ich könnte dann noch Änderungen anbringen."

„Nichts wäre reizender als das! Ja, so soll es sein. Dann werde auch ich meinen Anteil an Ihrem Ruhme haben.“

Choiseule fragte sie jetzt, ob sie nicht singen wollte.

„O nein, nein, nicht singen! nicht heute — ich bin nicht aufgelegt zum Singen. Ich will mit Ihnen plaudern; ich fühle ein solches Bedürfnis, mich einmal recht von Herzen auszuplaudern. Bedenken Sie doch, ich sehe ja den ganzen lieben langen Tag niemanden außer Theobald, und mit dem kann ich doch nicht plaudern, der weiß schon alles, was ich sagen will, im voraus, dem kann ich ja nichts Neues erzählen.“

Und nun begann sie, und wahrlich, sie verstand die Kunst des Plauderns.

Choiseule hütete sich wohl, sie zu unterbrechen, er saß wie gebannt und vermied es selbst, sich zu bewegen, aus Furcht, er möge den lieblichen Traum zerstören; alle seine Sinne genossen, sein Auge hing voll von Entzücken an ihren von der Lebhaftigkeit des Erzählens angeregten Zügen, an ihrem lieblichen Munde, dessen weich melodische Stimme sein Ohr trank, während das Bewußtsein, ihr nahe zu sein, ihn mit heimlich trunkener Wonne erfüllte.

Inzwischen war die Dämmerstunde hereingebrochen, sie hatten es beide nicht bemerkt. Schon webte ein mattes Abenddunkel im Zimmer, das an die Stelle der grellen, indiskreten Tagesbeleuchtung das heimlich vertrauliche Dämmerlicht brachte.

Von draußen drang das gelbliche Licht des Herbstnachmittags herein, welches die Dinge verstellt und ändert, ihre Züge verwischt und ihre Umrisse mit goldigem Rande, wie mit einem Heiligenscheine umgibt.

Geisterhaft weiß wie Totenbein hob sich die

Marmorbüste von Evas Vater, auf die ein greller Streifen fiel, von dem Dunkel der Portiere ab, wunderlich glitzerten Reflexe auf den Goldrahmen der Bilder an den Wänden. Evas Züge verschwanden allmählich für Friedrich in tiefen Schatten, er sah nur noch die feine Silhouette ihres graziösen Kopfes gegen das helle Fenster und ab und zu den Glanz ihrer Augen, die den phosphoreszierenden Schimmer des Abendlichtes wiedergaben.

„Wie schnell es dunkel wird," unterbrach sie sich plötzlich. „Der Winter kommt heran. — Soll ich eine Lampe bestellen oder den Kronleuchter anzünden lassen?"

„Nein, nein!" entgegnete Choiseule, „lassen Sie alles, wie es ist. Es ist so schön."

„Also lieben Sie auch die Dämmerung? O, ich habe diese Stunde so lieb. Das Tageslicht schwinden zu sehen und so allmählich in die Dunkelheit hinüberträumen, bis man sich selbst und alles um sich her vergißt — wie heimlich, süß melancholisch das ist.

„In der Pension in der Schweiz, wo ich als Mädchen war, hatten wir eine englische Erzieherin, eine junge Person und so schön! Das Gesicht eines Engels mit blondem, herrlichen Haar und großen dunklen, träumerischen Augen. Sie hatte etwas Heiliges, Verklärtes, etwas, das nicht von dieser Welt war. Von uns Mädchen wurde sie vergöttert, es ging die Sage von ihr, daß sie verlobt gewesen und daß ihr Bräutigam in Indien oder auf dem Meere umgekommen sei. Ob etwas Wahres an dem Gerede war, weiß ich nicht, aber es gab ihr in unseren Augen etwas außerordentlich Poetisches; abends, wenn die Dämmerung hereinbrach, pflegte Edith mit dem Unterrichte auszusetzen, sie ließ das Licht nicht eher anzünden, bis es völlig

dunkel geworden. Dann rückten wir nahe um sie zusammen, und wen sie besonders auszeichnen wollte, den zog sie an ihr Herz, der durfte dort liegen und sie liebkosen, bis die schöne Stunde vorüber war. Sie lehnte dann zurück in ihrem Sitze und blickte mit ihren überirdischen Augen hinaus nach dem schwindenden Lichte, das ihre bleichen Züge geisterhaft verklärte. O, was fühlte ich dann, wenn ich an ihrem Herzen lag.

„Ich weiß nicht, was aus ihr geworden ist, aber ich fürchte, sie ist nicht mehr am Leben, denn sie war lungenschwach. Aber stets, wenn es so ist wie jetzt, muß ich an Edith denken."

Eva schwieg eine Weile, in Nachdenken versunken und selbst den Blick hinaus nach dem Lichte gewendet. Ein träumerisch melancholisches Lächeln glitt über ihre Züge.

Dann plötzlich diese Stimmung von sich schüttelnd, mit jener Wandlungsfähigkeit, die Choiseule schon mehrfach an ihr frappiert hatte, richtete sie die Frage an diesen:

„Können Sie sich denken, Herr von Choiseule, wie ich als Mädchen gewesen sein mag?"

„Ich möchte Sie wohl als Mädchen gekannt haben," gab dieser zur Antwort.

„Sie wissen nicht, was Sie sich da wünschen. Sie würden mich abscheulich, unausstehlich gefunden haben, ich bin dessen gewiß. Eine Lehrerin hat einmal von mir gesagt, ich sei den einen Tag ein Engel und am nächsten eine wilde Katze. Diese Charakteristik war, glaube ich, nicht schlecht. Ich will Ihnen eine Geschichte aus jener Zeit erzählen, aber es muß Sie nicht langweilen."

Choiseule beteuerte das Gegenteil.

„Es war in jenem Schweizerpensionat. Ich hatte irgendeine Ungezogenheit begangen und sollte deshalb zur Strafe bei Tisch in einer Ecke abgesondert von den übrigen sitzen. Diese Strafe war bei uns Pensionärinnen besonders gehaßt und verpönt, weil sich ihr allerhand Neckereien der anderen anschlossen. Ich hätte die Schande nimmer ertragen und sann nach, auf welche Weise ich der Strafe aus dem Wege gehen könne. Endlich fiel mir etwas ein; auf dem obersten Boden des anstoßenden Wirtschaftshauses war mir ein kleiner, unbenutzt liegender Verschlag bekannt, ich hatte ihn einmal beim Versteckenspielen entdeckt. Dorthin trug ich mir Eßwaren und Lesebücher zusammen, ja sogar eine zahme Taube brachte ich hin, damit mir die Zeit nicht lang werden möchte. Kurz vor dem Mittagessen nun begab ich mich ungesehen in mein heimliches Verließ. Während der ersten Zeit war alles ruhig, dann vernahm ich deutlich von meinem Verstecke aus, wie sie unten umherzulaufen, durcheinander zu reden und schließlich nach mir zu rufen begannen. Ich rührte mich nicht vom Flecke, ja ich muß bekennen, daß mich innigste Schadenfreude erfüllte bei dem Gedanken, in welche Bestürzung und Angst das ganze Pensionat durch mein Fernbleiben versetzt würde. Ich blieb den ganzen Nachmittag über in meinem Verstecke und vertrieb mir die Zeit in bester Weise; als aber der Abend kam und es dunkel wurde, da ward es mir ängstlich in meiner Einsamkeit, und ich begab mich hinunter. Als ich so unverhofft wieder zum Vorschein kam, überhäufte man mich mit Liebkosungen, besonders die Lehrerin, welche mir die Strafe zudiktiert hatte, konnte sich gar nicht genug tun in Zärtlichkeiten gegen mich. Sie lobte mich und dankte mir, daß ich nicht davongelaufen sei oder mir ein Leids angetan

habe, wie man bereits angenommen hatte. Und so feierte ich einen Triumph, statt eine Strafe zu erleiden."

Über Evas Erzählung war es jetzt völlig dunkel im Zimmer geworden. Sie schien zu erwarten, daß ihr Partner etwas auf ihre Worte erwidern würde, aber Choiseule schwieg. Den Ausdruck seiner Züge konnte sie nicht erkennen.

Plötzlich stand Eva auf und sagte in ganz verändertem, befangenem Tone: „Es ist so dunkel, ich will die Lampe bestellen."

Choiseule fuhr auf, wie aus einem Traume. „Es ist spät, jawohl, es ist spät!" sagte er hastig.

„Wollen Sie gehen?" fragte Eva, und der Ton, mit dem sie das vorbrachte, verhehlte ihm ihr Bedauern nicht.

„Jawohl, ich gehe," erwiderte er kurz und barsch, als wollte er durch diese Energie der eigenen Schwäche imponieren.

„Wenn Sie das nächste Mal kommen, will ich Ihnen ein neues Lied vorsingen," sagte sie. „Ich möchte Ihr Urteil darüber hören."

Er versprach, bald wiederzukehren.

Beim Auseinandergehen, als er Evas Hand in der seinen hielt, fühlte er, daß sie zittere. Ihnen war beiden zumute, als sei ihr Fühlen für diesen Augenblick in ihre Fingerspitzen gebannt, als suchten sich ihre Seelen dort zu treffen.

Auch ihre Augen fanden sich in einem raschen Aufzucken des Verständnisses, während ihr Mund heuchlerische, konventionelle Abschiedsphrasen hersagte.

* * *

Für Eva Mörner war ein neues Leben angebrochen, seit sie Friedrich von Choiseule kennen gelernt.

Die junge Frau war sensitiv beanlagt, sie besaß Geschmack am verfeinerten Lebensgenuß, Temperament, Sinnlichkeit, Genußfähigkeit lagen ihr im Blute. Diese Erbteile vom Vater her waren zwar in den zwei Jahren, die sie an der Seite ihres Gatten dahingedämmert, in stetem Schlafe gehalten worden, aber dieser Schlaf war ein leiser.

Die Liebe hatte in Evas Leben bisher noch keine bedeutsame Rolle gespielt. Im Pensionat hatte sich zwar der Zeichenlehrer in sie verliebt, und in Frankfurt waren anonyme Liebesbriefe an sie adressiert worden, aber eine wirklich große Leidenschaft war ihr noch nicht in den Weg getreten.

Die höchste Seligkeit und die tiefsten Abgründe des Lebens waren ihr gleicherweise noch unbekannt, und sie hatte sich eine gewisse Naivität des Denkens und Empfindens gewahrt; das war nicht Keuschheit, sondern einfach Unwissenheit.

Mörner hatte ihre Lektüre überwacht und dafür gesorgt, daß ihr keine Bücher erotischen oder naturalistischen Inhalts in die Hände fielen; aus den sentimentalen Romanen, die sie gelesen, deren Verfasser meist Damen waren, hatte sich Eva ein ziemlich schiefes Bild von dem eigentlichen Wesen der Liebe gemacht. Sie glaubte an ein Schäferidyll mit schmachtenden Blicken, süßen Reden und Gedichten und verstohlen romantischer Schwärmerei. In ihrem Eheleben aber hatte sie die Beziehungen vom Manne zur Frau in ihrer das ganze Dasein beherrschenden Bedeutung nicht kennen gelernt.

Eine Ahnung hatte zwar immer davon in ihr gelebt, daß es außerhalb dieses Lebens voll Singsang, abgeschmackter Lektüre, Theaterbesuchen, Essen und Trinken, Schlaf und Langeweile noch etwas anderes

Aufregenderes, Erstrebenswertes geben müsse, aber zum klaren Bewußtsein wurde ihr das erst, als sie Friedrich gesehen.

Und wo ihr Erfahrung und tieferes Verstehen fehlte, da half ihr der weibliche Instinkt nach, der sich in dem, was für die Frau Lebensbedürfnis ist, wohl in seiner Betätigung unterdrücken läßt, niemals aber in der Sicherheit seines Erkennens und der Kraft seines Wollens.

Ein Augenblick der Aufklärung war für sie gekommen. Sie wußte plötzlich, daß sie unbefriedigt und unglücklich sei. Sie fing an, sich in Gedanken mit ihrem Gatten zu beschäftigen, der ihr bisher so völlig gleichgültig gewesen war, den sie als eine alltägliche Notwendigkeit hinzunehmen sich gewöhnt hatte. Sie stellte Vergleiche zwischen Mörner und Choiseule an, und diese fielen natürlich nicht zugunsten ihres Gatten aus.

Friedrich von Choiseule war kein „schöner Mann" im landläufigen Sinne des Wortes, aber sein äußerer Mensch hatte Eigenschaften, die das Gefallen einer Frau auf den ersten Anblick erregen konnten.

Es lag etwas in seinem Wesen, worüber sich der geistige Tastsinn der Frau selten täuscht, er besaß Männlichkeit, jene Eigenschaft, welche der Frau sagt, daß derselbe, der ihr als williger Sklave dienen mag, Mannes genug ist, ihr Herr und Gebieter zu sein, dem sie sich, wenn er will, ergeben wird.

Auch sonst besaß Choiseule manches, was ihm helfen mochte, sich in das Gefallen einer Frau einzuschmeicheln. In seiner ganzen Erscheinung lag etwas, das man nicht leicht übersah, das in Gesellschaft die Leute unwillkürlich veranlaßte, zu fragen, wer dieser junge Mann sei.

Der wahre Takt, den man nicht erlernt, der im Blute liegt, eine Mischung von Sicherheit und Zurückhaltung war ihm angeboren. Der Anstand war bei ihm nicht Resultat der Erziehung und Selbstsucht, sondern eine rein instinktive Betätigung seines innersten Wesens. Wie seine Lippen nicht vermocht hätten, gemeine Worte zu sprechen, ebenso wäre es ihm unmöglich gewesen, salopp einherzugehen, oder in ordinärer Gesellschaft sich wohl zu fühlen. Seine Nerven würden dagegen revoltiert haben.

Eva besaß, wie fast alle Frauen, Sinn für vornehme Besonderheit, gute Manieren und Äußeres. Schon Friedrichs Auftreten allein hatte ihr Wohlgefallen erregt. Bei näherem Bekanntwerden folgte dann bald ein tieferes Interesse für seine Person. Es war ihr zumute, als sei er ein alter Bekannter, mit dem sie längst in Beziehung gestanden, nur daß sie durch irgendeinen wunderbaren Zufall bisher verhindert worden waren, sich von Angesicht zu Angesicht zu sehen. Sie fühlte ein starkes Bedürfnis, vertraulich, herzlich, aufrichtig ihm gegenüber zu sein.

Diese Betätigung ihrer aufkeimenden Neigung war sehr verschieden von dem Liebesideal, das sie sich an der Hand harmlos gefühlsinniger Romane zurecht gemacht hatte. Neue Triebe schienen in ihr erwacht zu sein, von deren Bedeutung und Kraft sie bisher keine Ahnung gehabt hatte.

Eva war so viel allein und unbeschäftigt, daß ihre Gedanken sich unwillkürlich mehr und intensiver mit den wenigen für sie bedeutsamen Ereignissen ihres Tageslebens beschäftigen mußten, als es der Fall gewesen wäre, wenn sie häusliche oder gesellige Abziehung gehabt hätte.

Eine Frau braucht Umgang, Aussprache, Anregung, Gelegenheit, ihren Überschuß an Gefühl auszuströmen.

Eva fehlte das alles. Sie konnte und wollte es nicht verwehren, daß ihre Gedanken viel zu Friedrich hinüberflogen, daß seine Person ein stiller Gesellschafter ihrer Existenz wurde, und ganz allmählich, unvermerkt schmeichelte sich der Wunsch in ihr Herz ein, ihn zu besitzen.

Seine Verliebtheit, von welcher sie jener dem weiblichen Herzen eigene Spürsinn schnell belehrt hatte, war ein süßer Triumph, an dem sie, im Innersten nach mehr verlangend, einstweilen zehrte.

Choiseule würde wiederkommen und von nun an oft bei ihr sein, das nahm sie als eine Gewißheit an.

In glücklicher Naivität, allein dem Drange ihrer Gefühle folgend, dachte sie kaum jemals daran, daß ihre Annäherung an diesen jungen Mann früher oder später bedeutsame Konsequenzen nach sich ziehen müsse. Wie eine Somnambüle wandelte sie ahnungslos und vertrauend im Schein des neuen Glückes ihren gefährlichen Gang weiter.

Mörner erschien sie heiterer, glücklicher in dieser Zeit, ihre Züge selbst hatten einen innigeren, seelenvolleren Ausdruck angenommen. Oft lächelte sie vor sich hin, als denke sie an ein heimliches Glück. Und wenn Mörner sie fragte: „Was hast du, mein Mäuschen, sag' mir's!" Dann fuhr sie auf aus ihren Träumen, sah ihren Gatten an wie einen Fremden und sagte: „Es ist nichts, laß mich!"

Aber Mörner, der an das sprunghafte, wandelbare Naturell seiner Frau gewöhnt war, beunruhigte sich über derartige Erscheinungen nicht, im Gegenteil, ihr

jetziges Wesen sagte ihm besser zu, als die völlige Apathie, in die er sie vordem zeitweise hatte versinken sehen und die seine Besorgnis wach gerufen hatte.

Theobald Mörner war ein durchaus argloser, vertrauensseliger Mensch. Trotz seiner grauen Haare glich er in allem, was seine persönlichen Verhältnisse anbetraf, einem Kinde an naiver Harmlosigkeit. Vor allem war er gar kein Frauenkenner, sie hatten vordem nie eine Rolle in seinem Leben gespielt.

Dieser Mann, der die verwickeltesten Rechtsfälle zu durchschauen und klarzulegen gewohnt war, der als judex curiae den Zeugen ins Herz geblickt und den Angeklagten das Innerste nach außen gekehrt, war über seine Frau, mit der er tagein, tagaus zusammenlebte, völlig verblendet.

Höchlichst erstaunt würde er gewesen sein, wenn ihm jemand glaubhaft versichert hätte, seine Ehe sei keine glückliche und seiner Ruhe drohten ernste Gefahren.

Solche Worte würde er sicherlich mit seinem herzlichen, gutmütigen Lachen beantwortet haben.

Siebentes Kapitel.

Von den weitschauenden Arbeits- und Schaffensplänen, mit denen Friedrich von Choiseule nach Berlin gekommen, war bisher noch nicht allzuviel erfüllt worden.

Jenem Blatte, dem er jetzt als Mitarbeiter angehörte, hatte er einige seiner älteren, noch ungedruckten Sachen zur Verfügung gestellt, um seinen Verpflichtungen nachzukommen. Denn um zu schreiben fehlte ihm augenblicklich Ruhe und Sammlung.

Er ging viel in der Stadt umher, ohne eigentlichen Zweck, nur um sich durch neue Eindrücke Zerstreuung

zu verschaffen. Viel war er auch in Sammlungen und abends im Theater zu treffen, ohne daß er doch den Sehenswürdigkeiten oder dem Spiele tiefere Aufmerksamkeit zugewendet hätte.

Schon mehrfach hatten ihn Offiziere seines Regiments auf der Straße angehalten und den Kameraden von der Reserve aufgefordert, sie zu besuchen oder mit ihnen im Kasino zu speisen; er hatte solchen Einladungen gegenüber stets Ausreden.

Selbst mit Burt zusammenzutreffen vermied er geflissentlich; ein Gefühl des Unmuts beschlich ihn, so oft er daran dachte, wie richtig Burt seine Gefühle für Eva durchschaut, wie schnell sich die Prophezeiung des Freundes zu bewahrheiten schien und wie schlecht er selbst Burts wohlgemeinten Rat befolgt habe.

Seit jenem letzten Besuche bei Eva Mörner war er bereits zwei weitere Male bei ihr gewesen, und er konnte nicht mehr im Zweifel darüber sein, daß die Gattin seines ehemaligen Vormundes seine Neigung erwidere.

Eines Abends, als Friedrich in seine Wohnung zurückkehrte, fand er einen Brief vor.

An den regelmäßig korrekten Schriftzügen der Adresse erkannte er sofort, daß seine Mutter die Schreiberin sei.

Frau von Choiseule schrieb: „Mein lieber Sohn! Wie habe ich mich von ganzem Herzen gefreut, daß Du bereits einen Erfolg zu verzeichnen hast, daß Deine Hoffnungen sich zu verwirklichen scheinen. Ich erhoffte ja das Beste; niemand kann so von Deiner Begabung für den Beruf, welchen Du Dir gewählt hast, durchdrungen sein, wie ich, und trotzdem konnte ich mich eines geheimen Bangens nicht erwehren, als

ich Dich plötzlich den alten Weg verlassen und einen neuen, noch unbekannten Pfad betreten sah. Verzeihe diese Ängstlichkeit, die vielleicht kleinmütig sein mag — denn nie ja ist etwas Großes ohne Wagnis erreicht worden. — Aber wenn man so alt geworden ist wie ich und so manches Vielverheißende hat scheitern sehen, dann fließt der Quell der Hoffnung spärlicher, dann rafft man sich schwerer von den Alltagssorgen zum Schwunge idealer Begeisterung empor, denn trübe Erfahrungen und Sorgen hängen sich an unseren Mut wie Bleigewichte.

„Hiervon genug! Du wirst bald Gelegenheit haben, mir persönlich von Deinem Streben mitzuteilen, denn ich gedenke nach Berlin zu kommen.

„Höre, wie sich das geschickt hat:

„Du entsinnst Dich wohl noch meiner Cousine: Frida Wangen. Sie ist in Deiner Kindheit einige Male in unserem Hause zu Besuch gewesen, einmal auch mit ihrem Gatten. Aber über ihre Verhältnisse und späteren Schicksale wirst Du schwerlich näher unterrichtet sein, da wir lange Zeit ganz außer allem Verkehr mit ihnen gestanden.

„Also Wangen starb vor etwa zehn Jahren, die beiden Söhne gingen nach Amerika, um sich dort eine Existenz zu gründen, und meine Cousine lebte fortan allein mit ihrer Tochter Sophie, in der Hauptsache von ihrer schmalen Witwenpension.

„Neulich, nur wenige Tage nach Deiner Abreise von hier, kommt plötzlich Sophie Wangen bei mir an, in Trauerkleidung. Ihre Mutter ist gestorben. Kurz vor ihrem Tode hatte sie der Tochter anbefohlen, zu mir zu gehen, und ihr auch einen Brief an mich mitgegeben.

„Der Inhalt dieses Briefes hat mich tief ergriffen; Du sollst ihn selbst lesen, wenn ich nach Berlin komme.

„Frida hatte ihren Tod schon seit einiger Zeit nahen gefühlt, und kannte nur noch eine Sorge auf dieser Welt: ihre Tochter. Was sollte aus der achtzehnjährigen, unbemittelten Waise werden, wenn sie nicht mehr war? Von ihren Söhnen in Amerika konnte sie nichts erwarten, denn die ringen dort selbst mit Sorgen um das tägliche Brot, und ihre Pension ging, wie sie wußte, mit dem Augenblicke ihres Ablebens zu Ende.

„In ihrer Herzensangst nun wendete sie sich an mich, weil sie zu mir, wie sie schreibt, von allen Menschen das meiste Vertrauen habe. Sie beschwört mich, ich möge mich ihres Kindes annehmen. Es handle sich nur um eine gemessene Zeit, die mir das Mädchen zur Last fallen könne; sie besitze ein schönes, bereits geschultes Talent für Malerei, und bei einer weiteren Ausbildung von zwei Jahren würde Sophie soweit sein, sich selbständig erhalten zu können, schon jetzt habe sie hier und da einiges durch ihre Kunst erworben. Bis dahin aber brauche das Mädchen ein Heim und Schutz und Rat für ihre Hilflosigkeit. Daß ihre Tochter das alles bei mir finden werde, wisse sie, und darum erflehe sie Gottes Lohn sterbend auf mich herab.

„Daß ich Sophie bei mir behalte, brauche ich Dir wohl kaum zu sagen. Sie ist ein stilles, anspruchsloses, durchaus braves Mädchen und trägt ihr herbes Geschick mit einer Seelengröße, die man an einem so jungen Kinde bewundern muß. Ihr Talent zeigt sich weit bedeutender, als ich erwartet; nach meinem laienhaften Dafürhalten ist sie bereits eine fertige Malerin.

„Ich habe nun einige ihrer Sachen Professor Pröls vorgelegt, der ebenfalls eine hohe Meinung über ihre Begabung geäußert und mich dringend aufgefordert hat, diesem Talente eine gute Ausbildung angedeihen zu lassen. Über den Unterricht, den sie bisher genossen, meint Pröls, sei sie längst hinausgewachsen; am besten würde es für die weitere Entwickelung ihres Könnens sein, wenn man sie in das Atelier eines tüchtigen Malers bringe.

„Nach reiflicher Überlegung habe ich nun folgenden Plan gefaßt: ich will Sophie nach Berlin bringen und dort bei Agnes in Wohnung und Kost geben; so findet sie das, was ihre Mutter so sehr für ihr Kind gewünscht: ein Heim zugleich mit der Gelegenheit, in ihrer Kunst vorwärts zu kommen. Auch für Agnes wird Sophie eine angenehme Zugabe sein, es fehlt ihr an weiblichem Umgang. Die beiden werden sehr gut harmonieren, denn Sophie ist ein angenehmes, bescheidenes Mädchen, das man gern um sich hat.

„Ich habe an Agnes darüber geschrieben. Sie freut sich sehr auf Sophiens Kommen, auch Schaurott ist einverstanden. Möglicherweise hast Du von ihnen bereits hierüber gehört.

„Und so kannst Du mich denn am Sonnabend erwarten. Wir kommen mit dem ersten Zuge. Ich gedenke einige Zeit in Berlin zu bleiben, um zu sehen, wie sich Sophie bei Agnes einrichtet und vor allem, um ihre Aufnahme bei einem tüchtigen Lehrer zu betreiben.

„Ich erwarte, Euch alle gesund und fröhlich anzutreffen und verbleibe bis zum baldigen Wiedersehen Deine alte treue Mutter."

Schwerlich hatte Frau von Choiseule beim Schreiben

dieses Briefes die Wirkung geahnt, welche er auf ihren Sohn hervorbringen werde; statt ihn freudig zu überraschen, versetzte Friedrich die erhaltene Nachricht von dem Kommen seiner Mutter in die peinvollste Unruhe.

Er hatte während der letzten Zeit so ganz in seiner Leidenschaft gelebt, daß alles, was außerhalb dieser lag, und vor allem was sich hindernd zwischen ihn und ihren Gegenstand drängen wollte, ihm als hassenswerte Störung erschien. Und so kam es, daß er sich dem Wiedersehen mit der alten Dame nicht entgegenzufreuen vermochte; sein Gewissen ihr gegenüber war nicht rein, er mußte sich verstellen, sie hintergehen, wenn anders er sein Geheimnis vor ihrem scharfen Blicke verbergen wollte.

* * *

Zu dem von Frau von Choiseule angegebenen Zuge fand sich Friedrich auf dem Bahnhofe ein. Er traf seinen Schwager und Fritz auf dem Perron.

Friedrich fühlte sich dem Hauptmann gegenüber nicht ganz frei von drückendem Schuldbewußtsein. Er war nämlich seit jener Zeit, wo er gastliche Aufnahme in seines Schwagers Hause gefunden, nicht wieder dort gewesen, und das Gefühl dieser Unterlassungssünde ließ ihm heute den Hauptmann noch unsympathischer erscheinen, als er ihm für gewöhnlich schon war.

„Wie lächerlich sieht dieser Mensch doch aus," dachte er, als er die große eckige Figur seines Schwagers an seiner unbeholfen nach vorn gebeugten Haltung schon von weitem erkannte.

Er beeilte sich nicht allzusehr, zu Schaurett hinzugehen, aber Fritz, der seine hellen Augen überall hatte,

„Ich habe nun einige ihrer Sachen Professor Pröls vorgelegt, der ebenfalls eine hohe Meinung über ihre Begabung geäußert und mich dringend aufgefordert hat, diesem Talente eine gute Ausbildung angedeihen zu lassen. Über den Unterricht, den sie bisher genossen, meint Pröls, sei sie längst hinausgewachsen; am besten würde es für die weitere Entwickelung ihres Könnens sein, wenn man sie in das Atelier eines tüchtigen Malers bringe.

„Nach reiflicher Überlegung habe ich nun folgenden Plan gefaßt: ich will Sophie nach Berlin bringen und dort bei Agnes in Wohnung und Kost geben; so findet sie das, was ihre Mutter so sehr für ihr Kind gewünscht: ein Heim zugleich mit der Gelegenheit, in ihrer Kunst vorwärts zu kommen. Auch für Agnes wird Sophie eine angenehme Zugabe sein, es fehlt ihr an weiblichem Umgang. Die beiden werden sehr gut harmonieren, denn Sophie ist ein angenehmes, bescheidenes Mädchen, das man gern um sich hat.

„Ich habe an Agnes darüber geschrieben. Sie freut sich sehr auf Sophiens Kommen, auch Schaurott ist einverstanden. Möglicherweise hast Du von ihnen bereits hierüber gehört.

„Und so kannst Du mich denn am Sonnabend erwarten. Wir kommen mit dem ersten Zuge. Ich gedenke einige Zeit in Berlin zu bleiben, um zu sehen, wie sich Sophie bei Agnes einrichtet und vor allem, um ihre Aufnahme bei einem tüchtigen Lehrer zu betreiben.

„Ich erwarte, Euch alle gesund und fröhlich anzutreffen und verbleibe bis zum baldigen Wiedersehen Deine alte treue Mutter."

Schwerlich hatte Frau von Choiseule beim Schreiben

dieses Briefes die Wirkung geahnt, welche er auf ihren Sohn hervorbringen werde; statt ihn freudig zu überraschen, versetzte Friedrich die erhaltene Nachricht von dem Kommen seiner Mutter in die peinvollste Unruhe.

Er hatte während der letzten Zeit so ganz in seiner Leidenschaft gelebt, daß alles, was außerhalb dieser lag, und vor allem was sich hindernd zwischen ihn und ihren Gegenstand drängen wollte, ihm als hassenswerte Störung erschien. Und so kam es, daß er sich dem Wiedersehen mit der alten Dame nicht entgegenzufreuen vermochte; sein Gewissen ihr gegenüber war nicht rein, er mußte sich verstellen, sie hintergehen, wenn anders er sein Geheimnis vor ihrem scharfen Blicke verbergen wollte.

* * *

Zu dem von Frau von Choiseule angegebenen Zuge fand sich Friedrich auf dem Bahnhofe ein. Er traf seinen Schwager und Fritz auf dem Perron.

Friedrich fühlte sich dem Hauptmann gegenüber nicht ganz frei von drückendem Schuldbewußtsein. Er war nämlich seit jener Zeit, wo er gastliche Aufnahme in seines Schwagers Hause gefunden, nicht wieder dort gewesen, und das Gefühl dieser Unterlassungssünde ließ ihm heute den Hauptmann noch unsympathischer erscheinen, als er ihm für gewöhnlich schon war.

„Wie lächerlich sieht dieser Mensch doch aus," dachte er, als er die große eckige Figur seines Schwagers an seiner unbeholfen nach vorn gebeugten Haltung schon von weitem erkannte.

Er beeilte sich nicht allzusehr, zu Schaurott hinzugehen, aber Fritz, der seine hellen Augen überall hatte,

entdeckte den Onkel schnell trotz des Bahnhofsgewühles und eilte mit lautem Rufe der Freude auf ihn zu.

Die Begrüßung der beiden Schwäger war recht kühl. Schaurott verzog den Mund zu einem spöttischen Lächeln. „Die Mutter muß kommen, damit man wieder einmal etwas von dir zu sehen bekommt,“ sagte er.

Fritz, das enfant terrible, bestürmte den Onkel sofort mit Fragen, warum er so lange ausgeblieben sei, sie hätten ihn immer erwartet, besonders am letzten Sonntag — bis ihm sein Vater den Mund verbot, indem er erklärte: „Laß den Onkel nur, er ist jedenfalls so mit Arbeit überhäuft, daß ihm keine Zeit für seine Verwandten übrig bleibt.“

Choiseule, der sich über diese Malice ärgerte und seinen Verdruß um keinen Preis merken lassen wollte, lachte kurz, entschuldigte aber sein Fernbleiben nicht.

Nun kam der Zug heran. Fritz, der bis zum Anfang der Wartehalle gegangen war, um die Großmutter zuerst zu begrüßen, war es auch geglückt, die alte Dame ausfindig zu machen; nun lief er atemlos neben dem Zuge her, bis dieser hielt, dann riß er die Coupétür auf.

Frau von Choiseule stieg aus, küßte ihren Sohn, reichte Schaurott die Hand, der sich ehrfurchtsvoll darüber beugte, umarmte Fritz und machte dann die beiden Herren mit einer jungen Person in Trauerkleidern bekannt, die nach ihr dem Coupé entstiegen war: Sophie Wangen.

Frau von Choiseule war nicht groß, ihre zarte Gestalt vom Alter bereits gebeugt, die Gesichtsfarbe bleich, aber die dunklen Augen, in denen das Feuer der Jugend noch keineswegs ausgebrannt war, zogen

den Blick unwillkürlich auf sich. Die Züge der alten Dame erinnerten in ihrer Verblaßtheit an ein Pastellgemälde. Sie war äußerst einfach gekleidet, ihr von grauen Fäden durchzogenes Haar trug sie unter einer altmodischen Kapotte glatt zurückgestrichen.

Sophie zeigte sich als ein noch wenig entwickeltes Mädchen, weder häßlich noch hübsch, mit Zügen, in denen nichts Außergewöhnliches zu lesen stand, höchstens zurückhaltende, spröde Jungfräulichkeit.

Schaurott hatte wiederum einen Fiaker am Bahnhof, in welchem diesmal die beiden Damen, er selbst und Friedrich Platz nahmen, während Fritz auf den Bock kletterte, wo er sich, auf dem Gepäcke thronend, sehr erhaben über das Weltgetümmel fühlte.

Daß es der Hauptmannsfrau gelungen, aus den beschränkten Räumen ihres kleinen Quartiers ein Zimmer für das fremde Mädchen zu gewinnen und außerdem ihre Mutter zu beherbergen, war ein Meisterstück zu nennen.

Mit das erste war natürlich, daß die Großmutter zu dem Enkelkinde, Helenchen, das sie seit seiner Taufe nicht gesehen hatte, geführt wurde. Bei dieser Angelegenheit von höchster Wichtigkeit traten die Männer als nicht Sachverständige völlig in den Hintergrund.

„Wir wollen in mein Zimmer gehen," sagte Schaurott zu Friedrich, „ich kenne diese Art Okularinspektionen, sie sind vor einer Stunde niemals zu Ende. Wir Herren sind dabei nicht erwünscht."

Friedrich hatte hiergegen selbstverständlich nichts einzuwenden, und so begaben sich die beiden Schwäger und Fritz, der sich auch zu den Herren zählte, in das Zimmer des Hauptmanns.

„Eine Zigarre?" fragte Schaurott Friedrich, „ach

richtig, du rauchst ja nicht. Nun dann, erlaube wenigstens, daß ich mir eine Pfeife anstecke."

Während die Frauen mit dem Kinde beschäftigt waren und das nackte kleine Wesen von allen Seiten betrachtet, gewendet und befühlt wurde, sorgte im Herrenzimmer Fritz für die Unterhaltung, die sonst wohl keine allzu lebhafte gewesen sein würde.

Er hatte das Buch, welches ihm der Onkel geschenkt, natürlich längst ausgelesen und konnte es nahezu auswendig. Dann kamen die Schulereignisse an die Reihe, eine „große Geschichte", wie er sich ausdrückte, war kürzlich passiert und erfüllte ihn ganz.

„Einer," berichtete er, „hatte neulich eine junge Katze mitgebracht, die war während der Stunden in seinem Pulte; in den Pausen spielten wir alle damit. Während der Rechenstunde auf einmal, wie er seinen Pultdeckel aufklappt, springt sie ihm heraus in die Klasse, über die Bänke weg aufs Katheder und schließlich auf den Ofen. Natürlich ging eine große Jagd los, der Lehrer war wütend und lief zum Rektor. Während er fort war, versteckten wir die Katze; als der Rektor kam, war sie weg. Der Rektor machte eine große Untersuchung, wer die Katze mitgebracht hatte; wir hatten uns aber das Ehrenwort gegeben, es nicht zu sagen, weil der, der's gewesen war, ein famoser Kerl ist und wahrscheinlich geschaßt worden wäre, wenn sie's herausgekriegt hätten. Einige wollten gerne klatschen, Sertorius natürlich war darunter, aber sie hatten Angst vor der großen Acht und sagten nichts. Die ganze Klasse hat zweimal am freien Nachmittage hereinkommen und Strafarbeiten machen müssen, aber es ist nichts herausgekommen. Ist das nicht famos, Onkel!"

„Was ist denn die große Acht?“ fragte Choiseule, „das klingt ja ganz gefährlich.“

„Die große Acht!“ rief Fritz aus, „das ist, wenn einer gepetzt hat; da darf keiner ein Wort mit ihm reden, selbst wenn er fragt nicht, wer nicht selbst in die große Acht kommen will.“

„Da gibt es wohl auch eine kleine Acht in eurem Rechtsstaate?“ forschte Choiseule weiter.

„Natürlich,“ war Fritzens Antwort. „Wenn einer in der kleinen Acht ist, kann ihm geantwortet werden, wenn er fragt, nur anreden darf ihn niemand, sonst fliegt der auch in die kleine Acht.“

Schaurott behielt recht, die Damen blieben länger als eine Stunde aus. Als sie endlich mit ihrer geheimen Beratung zu Ende gekommen, begab man sich zu Tisch.

Es war seit langer Zeit das erste Mal wieder, daß alle Mitglieder der Familie vereinigt waren. Es herrschte darum in dem kleinen Kreise eine Art von Feststimmung, als werde eine Geburtstag oder etwas derartig Besonderes gefeiert. Aber die Freude blieb in gemessenen Grenzen, denn jeder fühlte, daß ausgelassene Lustigkeit schlecht zu dem frischen Schmerz der fremden Waise gepaßt haben würde.

Friedrich hatte seine mißmutige Stimmung längst aufgegeben, wie immer wirkte die Anwesenheit seiner alten Mutter belebend und erlabend wie ein Trunk aus reiner, frischer Quelle auf ihn.

Jeder edlen, lauteren Persönlichkeit ist eine starke Einwirkung auf ihre Umgebung eigen, sie reinigt gewissermaßen die Atmosphäre um sich her durch ihre bloße Anwesenheit.

Friedrich fühlte, daß die Ankunft seiner Mutter

in Berlin einen Wendepunkt in seinem Verhältnisse zu Eva Mörner bedeutete.

Er wußte, wie streng seine Mutter über Moral dachte, daß es für sie kein ärgeres Greuel gebe, als Laxheit auf sittlichem Gebiete. Er wußte, daß sie in diesem Punkte eine Härte zeigen konnte, die bis zur Starrheit ging. Sittliche Zucht und Reinheit des Lebenswandels, das war die erste Anforderung, die sie an jedermann stellte. Fand sie das vor, so vermochte sie leicht Fehler und Schwächen anderer Art zu übersehen.

Die kühleren, nüchternen Elemente ihrer Natur: Vernunft, Pflichtgefühl, Verstandesschärfe ergänzten sich bei ihr zu schöner Harmonie mit milderen, weiblicheren Eigenschaften. Ihr Herz war durch und durch das einer Frau: weich, gefühlvoll, liebefähig. Ihr war jene vielgepriesene und doch so unendlich seltene Herzensgabe eigen: echte, lautere Menschenliebe. Die Armen, Elenden und Kranken daheim in ihrer Stadt konnten davon erzählen. Wie vielen, die mit Todesnot rangen, hatte die magere, wachsbleiche Hand dieser Frau den Schweiß von der Stirn gewischt, wie vielen ihr tröstender Zuspruch Frieden in die Seele gegeben. Daß diese altersgebeugte, zusammengeschrumpfte Gestalt die Seele eines Engels an Güte und Hingebung beherberge, das wußten verzagte Mütter, sieche Männer und hilflose Kinder.

Und wie schlicht und anspruchslos war diese Frau dabei in ihrem Wesen, wie milde in ihrem Sinn, und wie angenehm und fördernd war darum der Verkehr mit ihr.

Nichts lag ihr ferner als Engherzigkeit. Die Greisin hatte sich ein für alles Schöne und Gute feurig

schlagendes Herz, einen für das Große und Neue, auf allen Gebieten empfänglichen und begeisterungsfähigen Sinn zu bewahren gewußt.

Selbst Ansichten, die den ihren entgegenstanden, verstand sie anzuhören, und — wenn sie nur nicht unsittlich waren — ihre Existenzberechtigung anzuerkennen. Fremde Individualität ließ sie voll zur Geltung kommen und besaß die nicht jedermann eigene Gabe, die guten Eigenschaften anderer herauszuerkennen, selbst wenn sie unter Schwächen und Absonderlichkeiten tief versteckt lagen.

Ja, ihre Gegenwart schien die Menschen dahin zu bestimmen, nach Möglichkeit ihre edleren und tüchtigen Seiten hervorzukehren; ihr Einfluß hatte schon manchen dazu gebracht, sich auf sein besseres Ich zu besinnen.

Friedrich empfand diesen reinigenden, das Gute in ihm anregenden Einfluß seiner Mutter heute ganz besonders stark.

Beim Anbruche der Dämmerstunde stieg wohl für Augenblicke ein verführerisches Bild vor ihm auf, und die Sehnsucht, zu ihr zu eilen, überkam ihn mit schier übermächtiger Gewalt, aber ein Blick nach dem ehrwürdigen Gesichte seiner Mutter gab ihm Vernunft und Selbstbeherrschung wieder; er stand nicht auf, um sich mit einer Lüge zu verabschieden, sondern blieb den ganzen Nachmittag und Abend im Kreise der Seinen.

* * *

Am nächsten Tage, einem Sonntage, holte Friedrich seine Mutter schon frühzeitig zur Kirche ab, wie er ihr am Abend vorher versprochen hatte.

Frau von Choiseule hatte ihren Lieblingsprediger in Berlin, einen streng orthodoxen Geistlichen von

altlutherischer Richtung, der in einem kleinen Gottes-
hause vor einer unscheinbaren Versammlung seine Vor-
träge hielt.

Diesen Mann suchte sie auch heute auf, während
Schaurott im Helm, seine Frau am Arm, sich zur
Garnisonkirche begab, gefolgt von Sophie Wangen und
Fritz, die schnell vertraut miteinander geworden waren.

Friedrich war es von jeher schwer geworden, den
Worten eines Geistlichen zu folgen; alle Predigten
sagten ihm dasselbe, nämlich: nichts.

Auch der heutige Vortrag vermochte ihn nicht zu
fesseln. Er gab sich alle erdenkliche Mühe, diesen
oder jenen Gedanken der Predigt seinem Gedächtnisse
einzuverleiben, denn er wußte, daß seine Mutter es
liebe, mit ihm nach beendetem Gottesdienste über das
Gehörte zu sprechen, trotzdem sie über den Unglauben
ihres Sohnes nicht im Zweifel war.

Friedrich war ungläubig nicht aus Indolenz oder
Gleichgültigkeit, sondern aus tiefster Überzeugung,
aber als guter Sohn pflegte er Sonntags mit seiner
Mutter zur Kirche zu gehen, ja am Tische des Herrn
teilzunehmen.

Frau von Choiseule wußte, daß lediglich Rücksicht
für sie, nicht gläubiges Verlangen ihn dazu veranlaßten,
aber sie war voller Hoffnung für ihn, denn sie glaubte
an die Gnadenwahl, sie war in innerster Seele davon
überzeugt, daß Gott mit ihrem Sohne, dem er so
große Gaben geschenkt, besonders große Dinge vorhaben
müsse, daß er ihn nicht aus seiner Gnade fallen lassen
könne, daß er sein Herz eines Tages rühren und von
seinen Augen die Saulus-Blindheit nehmen werde.

Nach der Kirche begleitete Friedrich seine Mutter
zum Senatspräsidenten Mörner. Frau von Choiseule

wollte ihren alten Freund wiedersehen und seine junge Frau kennen lernen.

Friedrich sah der Begegnung der beiden Frauen mit banger Spannung entgegen; er hätte sie gern verhindert, aber er sah kein Mittel dazu.

Sie trafen Mörner und seine Gattin, die den Gottesdienst im Dome besucht hatten, zu Haus an.

Mörner war durch Frau von Choiseules Besuch überrascht und hocherfreut, aber Eva zeigte sich verlegen, ja geradezu bestürzt. Sie errötete bei jeder Frage, welche die alte Dame an sie richtete, und gab mit niedergeschlagenen Augen kurze, nichtssagende Antworten.

Friedrich saß mißmutig daneben und trug nichts dazu bei, über diese peinliche Situation wegzuhelfen.

Aber Mörner, welcher dringend wünschte, daß die beiden Frauen sich näher kommen möchten, forderte, in der richtigen Voraussicht, daß dies nur geschehen könne, wenn man sie allein miteinander ließ, Friedrich auf, mit ihm in sein Zimmer zu kommen; er müsse ihn mit einem hochinteressanten Rechtsfall bekannt machen, sagte er.

Dort legte er Choiseule einen mächtigen Stoß Akten vor, an der Hand derer er ihm mit jener pedantisch wichtigen Ausführlichkeit, die vielen Berufsjuristen eigentümlich ist, seinen interessanten Fall darlegte. Mörner begnügte sich aber nicht, die eigenen Ansichten in dieser Sache zu deduzieren, Friedrich, dessen Gedanken sehr wenig bei der Sache waren, mußte auch Einblick von der einschlägigen Literatur nehmen und sich dafür interessieren, was Windscheid und die Romanisten dazu sagten, und wie Ihering und Bäseler sich zu der Frage stellten.

Als sie endlich zu den Damen zurückkehrten, erkannte Friedrich an dem frohen Lächeln Evas und seiner Mutter freundlich verständnisvollem Gesichtsausdrucke, daß sie sich ausgesprochen und gegenseitig gefallen hatten.

Und während Mörner jetzt mit Frau von Choiseule besprach, wie man ihren Aufenthalt in Berlin benutzen könne, um sich möglichst häufig zu sehen, flüsterte Eva Friedrich zu: „Ihre Mutter ist noch viel lieber, als Sie mir beschrieben haben; wenn ich nur wüßte, was sie von mir denken mag."

Sie dachte gut von Eva, das erfuhr Friedrich sehr bald aus seiner Mutter eigenem Munde. Die verschämte Zurückhaltung und später, nachdem sie Vertrauen gefaßt, das lebhafte, innige Hingeben Evas hatten das Wohlgefallen der alten Dame erregt.

Tiefer in Evas Charakter und vor allem in das Verhältnis zu ihrem Manne einzudringen hatte bei einer so kurzen Begegnung selbst Frau von Choiseules Menschenkenntnis nicht vermocht.

„Ich begreife, daß Mörner glücklich ist," sagte sie im Gehen zu ihrem Sohne, „und auch sie mag sich glücklich preisen, einen solchen Mann zu haben."

Friedrich antwortete hierauf nichts, er hatte seine eigenen Gedanken über diesen Punkt; mit dem Resultate der Zusammenkunft aber war er zufrieden.

Choiseule erschien sein Verhältnis zu Eva Mörner jetzt in einem ganz neuen Lichte. Seine Liebe zu ihr war nicht etwa erstorben, aber er hatte seiner Leidenschaft gegenüber eine selbständigere Stellung gewonnen, er ließ sie nicht mehr auf sich wirken wie eine Naturgewalt oder ein Verhängnis, gegen die anzukämpfen aussichtslos ist.

* * *

Frau von Choiseule gab sich dem Zwecke ihres Aufenthaltes in Berlin, Sophie Wangen in dem Atelier eines tüchtigen Malers unterzubringen, mit der energischen Rastlosigkeit hin, die ihr beim Verfolgen eines jeden einmal vorgesetzten Zieles eigen war. Die alte Dame pflegte fast immer das durchzusetzen, was sie wollte, da sie niemals etwas in Angriff nahm, was überhaupt oder doch für ihre Mittel unerreichbar war, und weil sie den einmal gefaßten Plan mit einer Konsequenz betrieb, der vor keiner Mühe, keiner persönlichen Unbequemlichkeit zurückschreckte.

Oft zwar ereignete es sich, daß man die schlichte, unmodisch gekleidet alte Dame übersah, aber meist wandelte sich die anfängliche Geringschätzung schon nach den ersten mit ihr gewechselten Worten in ehrerbietige Aufmerksamkeit um. Die Art und Weise, wie sie bewußt und klar auf ihr Ziel losging, verbunden mit der einfachen Vornehmheit ihres Wesens und der echten Herzenshöflichkeit, machten ihr die Menschen untertan und geneigt, ihre Wünsche zu erfüllen.

Auch das Ziel, welches sie jetzt verfolgte, war nicht ganz leicht zu erreichen, es stellten sich eine Menge unvorhergesehener Hindernisse entgegen.

Frau von Choiseule hatte an einer großen Anzahl von Türen anzuklopfen, man verwies sie von dieser an jene Stelle, man wollte Zeugnisse über den genossenen Vorunterricht des jungen Mädchens sehen. Nachdem diese beschafft, wurden einige ihrer früheren Arbeiten eingefordert. So zog sich die Entscheidung über Sophiens Schicksal in die Länge, und Frau von Choiseule mußte durch persönliches Erscheinen zur Beschleunigung antreiben. Nachdem nun endgültig

festgestellt war, daß Vorbildung und Talent in hinreichendem Maße vorhanden, um das Mädchen zur Aufnahme in einen Lehrkursus zu befähigen, war die Lehrgeldfrage zu entscheiden.

Frau von Choiseule hatte zwar die Erhaltung Sophiens und die Bestreitung ihrer Weiterbildung auf sich genommen, mußte aber, da ihre Mittel bereits von vielen anderen Seiten in Anspruch genommen waren, darauf sehen, daß diese neue Ausgabe nach Möglichkeit verringert werde. Sie suchte daher einen teilweisen Erlaß des Lehrgeldes für Sophie zu erwirken, und auch hier gelang es ihr, das Erstrebte durchzusetzen.

Die, für welche all dies geschah, Sophie Wangen, war ein Mädchen von achtzehn Jahren, dem man aber der Erscheinung nach nicht mehr als fünfzehn gegeben haben würde.

Auf den oberflächlichen Beobachter machte sie den Eindruck eines stillen, braven, nicht übermäßig beanlagten Kindes, und doch versteckte sich mehr hinter der nüchternen Schlichtheit ihres Äußeren. Auf dem tiefsten Grunde ihrer noch ungeweckten Seele lagen herrliche, vielversprechende Gaben, geheimnisvoll wie ein ungehobener Schatz unter einem unscheinbaren Gewebe hervorleuchtend; die einzige Ader seines Goldes, die bisher zutage getreten, war das Talent des Mädchens.

Dieses Talent hatte in seiner Originalität, Tiefe und frühen Entwickelung etwas Überraschendes, beinahe Unbegreifliches, wenn man das bleiche, unscheinbare Wesen sah, dem es eignete. Fühlte dieses Kind mit der flachen Brust, der zarten Gestalt, den unfertigen Zügen und unsicheren Bewegungen denn wirklich das, was sie an Ideen mit genialer Sicherheit aufs Papier warf, hatte sie das alles gesehen, verstanden und in sich

verarbeitet, oder war nicht sie die Schaffende, sondern eine ihr innewohnende höhere Gewalt, der sie nur als schlichtes Instrument diente?

Die einzige, die bisher eine Ahnung von dem gewonnen hatte, was in Sophie schlummere, war Frau von Choiseule, aber auch sie hatte den Schleier nur ein wenig zu lüften vermocht, der dieses Mädchen Innerstes keusch verdeckte.

Nicht daß Sophie verschlossen oder heimlich von Natur gewesen wäre, sie war nur nicht mitteilsam, sie fühlte kein Bedürfnis, anderen tieferen Einblick in ihr Wesen zu gestatten; für das, was sie zu sagen hatte, war ihr in ihrer Kunst die reichste und verständlichste Sprache gegeben.

In der Hauptmannsfamilie war Sophie schnell heimisch geworden; ein so durchaus anspruchsloses und im Innersten bescheidenes Wesen wie sie, fügte sich überall schnell ein. Im Zimmer des Hauptmanns, welcher den größten Teil des Tages außer dem Hause existierte, war ihr eine Ecke eingeräumt worden, wo sie gutes Licht für ihre Arbeit fand, bis der tägliche Besuch des Ateliers dann an Stelle ihrer Privatstudien trat.

Friedrich war nach besten Kräften bemüht gewesen, seiner Mutter einen Teil der Mühen und Plackereien, die sie um Sophie Wangens willen gehabt, abzunehmen.

Mehrfach während dieser Zeit hatten sie Mörners aufgesucht, und einmal war der Präsident und Eva auch in der Hauptmannsfamilie zu Gaste.

Schaurott, der früher die Ansicht vertreten, Eva sei kein Umgang für seine Frau, hatte jetzt, wo er Zeuge der Intimität geworden, die zwischen seiner Schwiegermutter und Mörners bestand, seine Abneigung

gegen die Komödiantentochter etwas mehr in den Hintergrund treten lassen.

Der Aufenthalt von Frau von Choiseule in Berlin neigte sich seinem Ende zu, und Mörner wünschte, die alte Dame noch einmal, mit all den Ihrigen vereint, zu sich zu Gaste zu bitten. Er hätte es gar zu gern gesehen, wenn zwischen seiner Frau und der Hauptmannsfamilie ein intimeres Verhältnis entstanden wäre, der Umgang mit diesen Leuten war ganz nach seinem Geschmacke.

Er hatte also Frau von Choiseule, den Hauptmann mit Gemahlin, Sophie Wangen, Friedrich und Dr. Burt eingeladen.

Burt hatte nicht versäumt, Frau von Choiseule seine Aufwartung zu machen, und Mörner, der wußte, daß Friedrichs Mutter viel von ihrem früheren Hausarzte hielt, und der Burts Verehrung für die alte Dame kannte, hatte auch ihn aufgefordert, um den Kreis alter Freunde voll zu machen.

Man vereinigte sich der Einladung gemäß gegen sieben Uhr in Frau Mörners Salon.

Eva trug jenes dunkle Abendkleid, welches Friedrich bereits früher an ihr bewundert hatte, und war es das sieghafte Bewußtsein, gut auszusehen, oder das langentbehrte Vergnügen, die Wirtin zu spielen, jedenfalls strahlten Freude und Lebenslust aus den Augen und Mienen der jungen Frau.

In Evas Zimmer waren die Kronleuchter und Wandkandelaber angezündet, ihr Licht ließ die kokette Einrichtung heute glänzend erscheinen; auch die übrigen Zimmer, deren Türen man geöffnet hatte, waren erleuchtet und zeigten ihre bürgerlich gediegene Ausstattung. Das Souper, das Frau Brake angerichtet, machte ihrer Kochkunst alle Ehre.

Schaurott, der seiner Frau gegenüber die Erwartung ausgesprochen hatte, eine „geniale Kulissenwirtschaft“ bei Mörners anzutreffen, war fast beleidigt, als er hier alles in bester Ordnung und opulenter und komfortabler vorfand, als er es in seinem eigenen Heim gewohnt war. Anfangs lebte er unter dieser fatalen Empfindung und war infolgedessen noch eckiger und aufstütziger als gewöhnlich; aber während des Soupers besserte sich seine Laune, da ihn Eva mit ausgesuchter Liebenswürdigkeit behandelte, und für weibliche Schönheit und Grazie war selbst seine hausbackene Philisterseele nicht unempfänglich.

Nach Tisch sang Eva. Sie hatte Lieder gewählt, die Friedrich bei früheren Gelegenheiten gut gefallen, und sich für ihren heutigen Vortrag mit besonderer Sorgfalt vorbereitet.

Sie sang das Lisztsche: „Es muß ein Wunderbares sein, ums Lieben zweier Seelen“. Dann Mendelsohns: „Auf Flügeln des Gesanges“ und Schumanns herrliches: „Daß du so krank geworden“. Von dem letzteren besonders wußte sie, daß es Friedrichs ausgesprochener Liebling sei.

Als sie jetzt ihren Vortrag endete und von allen Seiten reicher Beifall ertönte, blickte sie nach Friedrich hin. Sie hatte mit Bestimmtheit ein Wort der Anerkennung oder einen Blick des Verständnisses, irgendein geheimes oder offenes Zeichen der Freude und des Dankes von ihm erwartet, aber sie wartete vergebens. Friedrich verharrte in scheinbar gleichgültiger Ruhe und äußerte nichts.

Das verdroß Eva; was bedeutete ihr noch so reicher Beifall der anderen, wenn ihr Gesang ihn kalt ließ. Sie gab der allgemeinen Aufforderung zur Fort-

setzung ihres Vortrages nicht Folge, indem sie Indisposition vorschützte.

Sie hatte sich geirrt, wenn sie glaubte, ihr Gesang habe Friedrich kalt und gleichgültig gelassen. Der hatte sehr wohl bemerkt, daß ihr Programm eine Aufmerksamkeit für ihn bedeute, und auch diesmal brachte Evas Vortrag einen tiefen Eindruck auf ihn hervor.

Aber gerade weil er jene zauberische Kraft, die sein Wesen zu dem ihren hinzog, wieder mächtig in sich wirken fühlte, nahm er alle Kräfte der Vernunft und des Willens zusammen, um keinen Widerschein von dem, was in seinem Innern glühte, für fremde Augen erkenntlich hervorbrechen zu lassen.

Seiner Mutter und all der anderen Gegenwart und der geheime Verdacht, daß Burt seinen Verkehr mit Eva beobachte, nahmen ihm die Harmlosigkeit, machten ihn befangen und ließen ihn jedes Zeichen der Bewunderung und des Interesses für sie mit Ängstlichkeit vermeiden.

So kam es, daß Friedrich sich steif und hölzern im Verkehre mit der jungen Frau zeigte, und sie nahm diese Maske für echt.

Einmal an diesem Abende, als er eine ihrer Fragen kurz und gleichgültig beantwortete, füllten sich ihre Augen mit Tränen; für einen Augenblick zeigte ihr Gesicht den Ausdruck trostlosen Schmerzes, aber gleich darauf warf sie den Kopf zurück, nahm eine gleichgültige Miene an, und von da an schien Friedrich nicht mehr für sie zu existieren.

Sie ließ sich darauf in ein Gespräch mit dem Hauptmann ein, der ihr einen lehrreichen Vortrag über die Oper hielt, ein Institut, das er so gut wie gar nicht kannte, denn er besuchte das Theater nicht, aber über

welches er nichtsdestoweniger, wie über alle Dinge, sehr bestimmte vorgefaßte Ansichten hegte.

Mörner war inzwischen mit der Hauptmannsfrau in eine eingehende Unterhaltung über häusliche Dinge vertieft, er war über Butter-, Fleisch- und Eierpreise orientiert, wie die beste Hausfrau.

Sophie Wangen verhielt sich fast den ganzen Abend hindurch schweigend; nicht teilnahmslos, aber still und wie in sich selbst zurückgezogen. Nur bei Evas Gesang belebten sich ihre Züge, leuchteten ihre Augen in verständnisvoller Begeisterung auf.

Ein Gespräch von tiefem Gehalte hatte sich zwischen Frau von Choiseule und Burt entwickelt.

Friedrich hatte seiner Mutter einiges über Burts Tätigkeit als Kranken- und Armenpfleger mitgeteilt. Frau von Choiseule war auf diesem Gebiete zeitlebens wirksam gewesen, und seit sie für die eigene Familie nicht mehr Sorge zu tragen hatte, nahm die Fürsorge für Notleidende und Elende nahezu ihre gesamte Zeit ein. Sie hatte in ihrer Stadt einen Frauenhilfsverband ins Leben gerufen, an dessen Spitze sie selbst stand. Es war ihr von Bedeutung, aus Burts eigenem Munde über die Art seines Vorgehens und die Erfahrungen, die er gewonnen, zu hören.

Für Burt lag nichts ferner als ein Prunken mit dem eigenen Verdienste, jedes Bekanntwerden seiner Tätigkeit, die eine durchaus private war, würde ihm wie eine Herabwürdigung seiner Sache erschienen sein; er ging allen Fragen geflissentlich aus dem Wege, aber mit Frau von Choiseule machte er eine Ausnahme. Er setzte ihr mit Ausführlichkeit auseinander, welches Ziel er im Auge habe, welchen Weg zu seiner Er-

reichung er eingeschlagen, und welche Motive ihn bei seinem Tun leiteten.

Frau von Choiseule hatte schon in früherer Zeit reges Interesse für den damals noch jungen Arzt, den Freund ihres Sohnes, bekundet. Mit sicherem Blick erkannte sie das Vorhandensein großer menschlicher Tugenden in ihm. Die freigeisterische Skepsis und frivol paradoxe Negation, mit der Burt damals sich selbst ironisierte und andere zu mystifizieren suchte, hatten sie nicht über seine innerste Natur, die in Wahrheit ernst und sittlich war, zu täuschen vermocht. Jetzt nun war die alte Dame aufs herzlichste erfreut, ihn nach langen Jahren der Trennung als geläuterten, abgeklärten, gesetzten Mann wiederzufinden, der zwar, wie sie sehr bald aus seinen Reden erfuhr, weit davon entfernt war, ein gläubiger Christ zu sein, aber wie Frau von Choiseule weitherzig genug war anzuerkennen, am Ende doch demselben Ziele zustrebte, wie sie, wenn auch freilich auf einem anderen Wege.

Burt saß neben Friedrichs Mutter, den klugen Kopf mit dem ernsten Mienenspiel ihr zugewendet, und berichtete ihr in der ihm eigentümlich gehaltenen und doch ausdrucksvollen Art und Weise von seiner Tätigkeit.

Am Schlusse dieses Abends sang Eva auf Frau von Choiseules Bitte noch ein Lied. Sie wählte das Schubertsche „Ruhn in Frieden alle Seelen“.

Dann trennte man sich.

Achtes Kapitel.

Trotz Friedrichs eifrigen Bemühungen, von seinen wahren Gefühlen für Eva Mörner nichts an die Oberfläche treten zu lassen, war es dem scharfsichtigen Auge

seiner Mutter nicht entgangen, daß zwischen diesen beiden etwas bestehe, was es sei — das wußte sie nicht; es konnte Liebe sein, auf keinen Fall war es Gleichgültigkeit.

In Evas Zügen zu lesen war nicht schwer. Trübe und sonnige Stimmungen wechselten schnell auf ihrem Gesichte, sie errötete häufig, aber besonders ihr Auge wurde zum Verräter ihrer Gedanken und Gefühle, es füllte sich leicht mit Tränen, war äußerst ausdrucksfähig und ein getreues Spiegelbild ihres innersten Empfindens.

Friedrich hatte es gelernt, sein Denken und Fühlen besser zu maskieren, aber seine Mutter kannte ihn sehr genau, sie verstand die Regungen seines Innern und wußte, wie sie sich äußerten. Einige Blicke und Worte Evas und die Art und Weise, wie ihr Sohn sie aufgenommen und beantwortet, hatten genügt, ihren Argwohn zu erregen; sie beobachtete von da an die beiden und fand neue Verdachtsmomente. Eine schlaflose Nacht, die sie darauf in Sorge um ihren Sohn verbrachte, zeitigte den Entschluß bei ihr, um jeden Preis erfahren zu wollen, welches Verhältnis zwischen den beiden bestehe.

Der einfachste Weg, um das zu erreichen, schien ihr, Friedrich direkt zu befragen, denn sie hielt ihren Sohn für zu ehrlich und stolz, als daß er fähig wäre, sie zu belügen.

Sobald es ihr möglich war, Friedrich ohne Zeugen zu sprechen, brachte sie diesen Entschluß zur Ausführung. Sie erklärte ihm ohne Umschweife, welchen Verdacht sie hege, und forderte ihn auf, er möge ihn entkräften, wenn er es vermöge.

Friedrich erschrak in tiefster Seele, als er sein

Geheimnis so vor den Augen seiner Mutter enthüllt sah. Er erwog bei sich, ob er ihr die Beantwortung der Frage rundweg verweigern solle, doch schnell sah er ein, daß ein solcher Schleier, das was dahinter liegt, nicht zu verstecken vermöge, sondern nur noch ungeheuerlicher erscheinen lassen müsse.

Seine Mutter hatte ihn zu hoch taxiert, wenn sie glaubte, er sei einer Lüge ihr gegenüber unfähig. Er sprach diese Lüge jetzt aus, ja um sie durch die scheinbare Leichtigkeit, mit der er die Frage behandelte, völlig zu täuschen, nahm er die Sache nicht einmal besonders ernst und belachte ihren Argwohn.

Frau von Choiseule pflegte Menschen und Dinge nüchtern zu beurteilen, aber wo ihr Herz mitspielte, ließ sie ihr scharfes Urteil zeitweise von dem Enthusiasmus trüben, welcher den innersten glühenden Kern ihres Wesens ausmachte; dann sah aber auch sie, wie jede andere ihres Geschlechtes, die Welt durch das Medium ihres Gemütes.

Sie war als reiferes Mädchen an einen älteren Mann geschmiedet worden, einen Sonderling, der sie wohl aus Neigung geheiratet, aber sie in der Ehe viel mit seinen egoistischen Schrullen, seinem reizbaren Naturell und seiner eigensinnigen Pedanterie geplagt hatte.

Sie hatte ihr Los, an der Seite eines Mannes, der sie nicht verstand, der ihrer warmen, tiefen, liebebedürftigen Natur nicht genügte, in heroischer Weise ertragen.

Doch all den Überschuß an Liebe, der unverbraucht in ihr aufgespeichert lag, hatte sie auf den Sohn geworfen; er war der Geliebte, den sich ihr Herz erwählt.

Es wäre ihr sehr schwer geworden, ihn heiraten zu sehen; aber wenn sie sich gesagt hätte, daß die

Heirat sein Glück begründen könne, so hätte sie das Opfer gebracht, ihn einer anderen Frau zu überlassen. Nie aber würde sie zugegeben haben, daß er in ein anderes als eheliches Verhältnis zu einer Frau träte.

Und gerade in diesem Punkte wurde sie von ihrem Sohne hintergangen. In allen Dingen war sie seine Vertraute; seine Sorgen, Hoffnungen und Freuden war er seit den Knabenjahren gewohnt, zu ihren Füßen auszuschütten, aber stets hatte er sich gehütet, ihr nur das geringste über seine Herzenserlebnisse zu berichten. Er kannte die puritanische Strenge ihrer moralischen Anschauungen und wußte, daß sie imstande sein würde, sich eher von ihm los zu sagen, als daß sie ihm eine Laxheit auf diesem Gebiete durchgelassen hätte.

Und doch hatte er seine Liebesabenteuer gehabt, aber die Mutter ahnte davon nichts.

Heute direkt auf verbotenen Wegen von ihr ertappt, nahm er seine Zuflucht zu Lüge und Verstellung.

Da seine Mutter auf den leichten Ton, den er angeschlagen, nicht einging, sondern mit ernster Hartnäckigkeit weiterforschte, sah er ein, daß sie wohl schwerwiegende Indizien kennen müsse, und daß es ihm kaum gelingen würde, sich ganz von dem Verdachte zu reinigen, der auf ihn gefallen. Er versuchte also, den Argwohn seiner Mutter wenigstens abzuschwächen. Er gab zu, daß ihm Eva gefalle, daß er sie schön finde, daß ihr Gesang ihn entzücke, und daß er die junge Frau bedaure, mit Mörner verheiratet zu sein, der sie doch unmöglich glücklich machen könne.

Frau von Choiseule durchschaute das Spiel nicht, das ihr Sohn mit ihr trieb. Niemals hätte sie ihn der Perfidie für fähig gehalten, sie in so raffinierter Weise zu hintergehen. Sie ließ sich wirklich von dem

harmlosen Gewande täuschen, das er seinen Gefühlen für Eva umgehängt. Sie atmete beruhigter auf, ihre Befürchtungen hatten sich nicht bewahrheitet, ihr Sohn war nicht das Opfer einer verhängnisvollen Leidenschaft.

Aber die einmal rege gewordenen Besorgnisse hatten zu feste Wurzel gefaßt, als daß sich Frau von Choiseule sofort hätte völlig beruhigen können.

„Gehe der Gefahr lieber aus dem Wege," sagte sie zu ihrem Sohne; „am besten wäre es, du verließest Berlin ganz."

„Berlin verlassen!" rief er aus. „Alles, was ich hier angefangen, liegen lassen, und warum? Aus Furcht vor einer Gefahr, die nicht existiert, die niemand anders heraufzubeschwören vermag als ich selbst. Nein, das wäre lächerlich, das wäre feige."

„Bedenke, wie oft werdet ihr euch begegnen. Du selbst [sagst], daß ihre Erscheinung dir gefallen habe. Wirst du immer die Selbstbeherrschung besitzen, die du bisher bewiesen hast?"

„Ich werde immer einen Talisman bei mir haben, und das ist der Gedanke an dich, Mutter."

„Möge er dich schützen, mein Sohn, meine Gebete sollen dich in Zukunft noch mehr umschweben wie bisher, vielleicht daß sie dir zu schützenden Geistern werden. Versprich mir wenigstens das eine, vermeide jedes Zusammensein mit Eva nach Möglichkeit, gehe ihr aus dem Wege, begib dich nicht tollkühn in Gefahr."

„Ja, das verspreche ich dir, das will ich tun. Ich hatte mir schon selbst gesagt, daß das nötig sei. — Hast du Sorgen um meinetwillen, Mutter?"

„Ich bin nicht völlig beruhigt, Friedrich. Ich sehe zwar deinen guten Willen, und ich weiß, daß es dir

heiliger Ernst ist mit deinen Vorsätzen, aber ich sehe auch auf der anderen Seite die Größe der Versuchung, und ich zittere, ich darf den Gedanken nicht ausdenken — gäbe es denn einen größeren Schmerz für mich, als einen Fehltritt meines Sohnes erleben zu müssen! Es ist bisher meine innigste Freude, mein Stolz gewesen, daß du nicht bist wie tausend andere junge Leute, daß du deine Männlichkeit nicht durch Sittenlosigkeit, sondern durch Sittenreinheit betätigst. Laß mich nicht sehen, daß auch du nicht besser bist wie die anderen. Und dann, denke daran, daß Mörner der Mann ist, dem dein seliger Vater sein höchstes Vertrauen schenkte, indem er ihn zu deinem Vormunde ernannte; willst du, daß in die Seele dieses Mannes auch nur der Schatten eines Argwohnes gegen dich fiele? Sage nicht, daß er nicht imstande sei, diese Frau glücklich zu machen. Das ist ein vermessenes Urteil. Die Ehe ist mehr als eine Vereinigung zweier Leute verschiedenen Geschlechts zum täglichen Zusammenleben. Was diese beiden Menschen zusammengeführt und wie sie zueinander stehen, kann niemand wissen, aber ihr Bund ist ein von Gott geheiligter. Wenn diese Frau dein Gefallen erregt, so vergiß keinen Augenblick, daß sie vor Gott und Gesetz einem anderen Manne gehört, achte sie, halte die Keuschheit ihres Empfindens, die Reinheit ihres Seins heilig; eine Frau, die das verliert, ist so gut wie gefallen. Der kleinste Verstoß, das geringste Abweichen vom Wege der Moral ist hier der Sünde gleich. Die Lockung führt dich ihr zu, als ginge es zum Tanz, und die Lust trägt dich gaukelnd über die Bedenken des Gewissens hinweg, und wenn es geschehen, dann wandelt sich der Genuß in Schande, die Freude in verzehrende Pein."

Frau von Choiseule hatte die letzten Worte in großer Erregung gesprochen, sie vermochte die Tränen, deren ihr Herz voll war, nicht länger zurückzuhalten.

Friedrich war tief ergriffen, er faßte seiner Mutter Hände und küßte sie, dann sprach er ihr in eindringlichem, schmeichelndem Tone Worte der Beruhigung zu. Er beschwor sie, sich auf sein Wort zu verlassen, sich keine weiteren Sorgen zu machen, er werde alles tun, was sie gefordert habe, er werde vor sich selbst auf der Hut sein, er sei ja außer stande, seiner Mutter einen Schmerz zu bereiten.

Es war Friedrich mit seinen Beteuerungen wirklich ernst; wenn er erst geheuchelt hatte, jetzt meinte er es aufrichtig. Die Worte und Tränen der alten Frau hatten ihn erschüttert. Sein ganzes Sein war in einer gehobenen, sittlich begeisterten Stimmung. Seine Leidenschaft erschien ihm wie der böse Traum einer Fiebernacht und Eva wie eine gänzlich Fremde, deren Andenken schneller und schneller in seiner Seele verblaßte.

Seiner Zärtlichkeit und dem Ernste seiner Vorstellungen gelang es bald, der alten Dame Ruhe und Fassung wiederzugeben. Sie trocknete ihre Tränen, lächelte ihrem Sohne freundlich zu und erkärte schließlich, sie vertraue ihm und hege keinerlei Besorgnisse mehr für die Zukunft.

* * *

Frau von Choiseule wollte, ehe sie Berlin verließ, Eva Mörner noch einmal sehen. Ihr war es nicht entgangen, daß in der Mörnerschen Ehe nicht alles so bestellt sei, wie es sein sollte.

Friedrichs Mutter war noch keine Stunde bei Eva,

so hatte sie vollen Einblick in deren Seelenzustand gewonnen und von der jungen Frau alles über ihr Leben, ja selbst über das Verhältnis zu ihrem Manne erfahren. Eva schüttete der alten Dame, in einer Anwandlung von Rührung und Vertrauensseligkeit, ihr ganzes Herz aus. Ihr war zumute, als müsse sie allem, was sich in der letzten Zeit an Bitterkeit und Kümmernissen in ihr angesammelt, einmal voll die Schleusen öffnen, und so berichtete sie denn der geduldig sie anhörenden Frau von Choiseule alle ihre wirklichen und eingebildeten Leiden. Nur eines verschwieg sie wohlweislich: die Bedeutung, die Friedrich für ihr Dasein gewonnen, seiner tat sie überhaupt nicht Erwähnung.

Frau von Choiseule empfand innigstes Mitleid mit Eva. So lieb und wert ihr auch Mörner persönlich war, so konnte sie sich andererseits nicht verhehlen, daß er einem Wesen wie diesem kein volles Glück zu bieten vermöge. Doch die beiden waren nun einmal vor Gott und Menschen angetraute Eheleute, das war eine unabänderliche Tatsache, mit der man rechnen mußte.

Aber der Zustand der jungen Frau mußte erträglicher gemacht werden, sie brauchte ein Interesse, einen Inhalt für ihr Leben, sonst trieb sie der Verzweiflung entgegen.

Frau von Choiseule sann nach, als gläubige Christin dachte sie natürlich zuerst an die Religion, aber ihr Scharfsinn sagte ihr schnell, daß mit dem Hinweisen auf dieses Trostmittel hier wenig geholfen sein möchte. Denn sie hatte aus Evas Worten weniger heraus g e h ö r t als mit feinem Instinkte heraus g e f ü h l t, daß die Religion keinerlei Rolle in ihrem

Frau von Choiseule hatte die letzten Worte in großer Erregung gesprochen, sie vermochte die Tränen, deren ihr Herz voll war, nicht länger zurückzuhalten.

Friedrich war tief ergriffen, er faßte seiner Mutter Hände und küßte sie, dann sprach er ihr in eindringlichem, schmeichelndem Tone Worte der Beruhigung zu. Er beschwor sie, sich auf sein Wort zu verlassen, sich keine weiteren Sorgen zu machen, er werde alles tun, was sie gefordert habe, er werde vor sich selbst auf der Hut sein, er sei ja außer stande, seiner Mutter einen Schmerz zu bereiten.

Es war Friedrich mit seinen Beteuerungen wirklich ernst; wenn er erst geheuchelt hatte, jetzt meinte er es aufrichtig. Die Worte und Tränen der alten Frau hatten ihn erschüttert. Sein ganzes Sein war in einer gehobenen, sittlich begeisterten Stimmung. Seine Leidenschaft erschien ihm wie der böse Traum einer Fiebernacht und Eva wie eine gänzlich Fremde, deren Andenken schneller und schneller in seiner Seele verblaßte.

Seiner Zärtlichkeit und dem Ernste seiner Vorstellungen gelang es bald, der alten Dame Ruhe und Fassung wiederzugeben. Sie trocknete ihre Tränen, lächelte ihrem Sohne freundlich zu und erkärte schließlich, sie vertraue ihm und hege keinerlei Besorgnisse mehr für die Zukunft.

* * *

Frau von Choiseule wollte, ehe sie Berlin verließ, Eva Mörner noch einmal sehen. Ihr war es nicht entgangen, daß in der Mörnerschen Ehe nicht alles so bestellt sei, wie es sein sollte.

Friedrichs Mutter war noch keine Stunde bei Eva,

so hatte sie vollen Einblick in deren Seelenzustand gewonnen und von der jungen Frau alles über ihr Leben, ja selbst über das Verhältnis zu ihrem Manne erfahren. Eva schüttete der alten Dame, in einer Anwandlung von Rührung und Vertrauensseligkeit, ihr ganzes Herz aus. Ihr war zumute, als müsse sie allem, was sich in der letzten Zeit an Bitterkeit und Kümmernissen in ihr angesammelt, einmal voll die Schleusen öffnen, und so berichtete sie denn der geduldig sie anhörenden Frau von Choiseule alle ihre wirklichen und eingebildeten Leiden. Nur eines verschwieg sie wohlweislich: die Bedeutung, die Friedrich für ihr Dasein gewonnen, seiner tat sie überhaupt nicht Erwähnung.

Frau von Choiseule empfand innigstes Mitleid mit Eva. So lieb und wert ihr auch Mörner persönlich war, so konnte sie sich andererseits nicht verhehlen, daß er einem Wesen wie diesem kein volles Glück zu bieten vermöge. Doch die beiden waren nun einmal vor Gott und Menschen angetraute Eheleute, das war eine unabänderliche Tatsache, mit der man rechnen mußte.

Aber der Zustand der jungen Frau mußte erträglicher gemacht werden, sie brauchte ein Interesse, einen Inhalt für ihr Leben, sonst trieb sie der Verzweiflung entgegen.

Frau von Choiseule sann nach, als gläubige Christin dachte sie natürlich zuerst an die Religion, aber ihr Scharfsinn sagte ihr schnell, daß mit dem Hinweisen auf dieses Trostmittel hier wenig geholfen sein möchte. Denn sie hatte aus Evas Worten weniger heraus*gehört* als mit feinem Instinkte heraus*gefühlt*, daß die Religion keinerlei Rolle in ihrem

Seelenleben spiele, daß ihr Sinn dafür noch nicht geweckt sei.

„Vielleicht meldet sich dieses höhere Bedürfnis von selbst," dachte Frau von Choiseule, „man darf es ihr auf keinen Fall aufzwingen und dadurch verleiden."

Da kam ihr ein Plan, der mehr Aussicht auf Erfolg zu bieten schien, und sie sagte zu Eva, indem sie deren Hand ergriff: „Liebste Eva, verlieren Sie den Mut nicht; solche Augenblicke der Trostlosigkeit und Verzagtheit haben wir Frauen alle schon durchgemacht. Glauben Sie mir, Sie werden auf diese Periode ihres Lebens noch einmal mit einem Lächeln des Staunens zurückblicken und nicht begreifen, warum Sie sich das Herz so unnötig schwer gemacht haben. Jeder hat sein Kreuz zu tragen und Ihres ist noch nicht das schwerste. Aber trotzdem muß etwas für Sie geschehen, müssen Sie selbst etwas dazu tun, um sich aus diesem Zustande der Mutlosigkeit emporzureißen."

Hier wurde sie von Eva unterbrochen, welche rief: „Ja, aber was soll ich tun, nennen Sie mir ein Mittel! Ich bin so unglücklich, und niemand kann mir helfen. Nur Sie können es, zu Ihnen habe ich Vertrauen, Sie sind so gut —" und Eva blickte die alte Dame mit einem so hilfesuchenden Blicke ihrer großen, tränenschimmernden Augen an und mit einem so innigen Zuge kindlichen Vertrauens in ihrem Gesichte, daß deren Herz unwillkürlich davon getroffen wurde und sie sich sagte: „Nein, sie ist nicht schlecht, sie hat eine Kindesseele und muß nur auf den rechten Weg gewiesen werden."

„Ich möchte Ihnen einen Vorschlag machen, liebe Eva," hob Frau von Choiseule an, „ich meine, nichts auf der Welt ist geeigneter, uns die eigenen Sorgen

und Nöten vergessen zu machen, als wenn wir uns um die Drangsale und Schmerzen anderer bekümmern, zu deren Linderung beizutragen suchen. Sie sollten diesen Weg beschreiten, Eva, widmen Sie einige Stunden Ihres Tages der Armen- und Krankenpflege, da lernt man den eigenen Schmerz an dem anderer messen und erfährt, wie nichtig und verschwindend er gegenüber dem Elend und Jammer ist, in denen Tausende unserer Mitmenschen dahinleben. Und nichts auf der Welt gewährt edlere Befriedigung als das Bewußtsein, solchen Unglücklichen Linderung gebracht, ein Leben, vielleicht eine Seele vom Verderben errettet zu haben. Ich spreche aus eigener Erfahrung, ich habe hohes Glück in solchem Tun gefunden und möchte auch Ihnen daran Anteil geben. Es wäre so ein schöner Inhalt für Ihr Leben, und ich glaube, die Gaben zu diesem Berufe liegen in Ihnen, Eva, Sie haben ein gutes, feinfühlendes Herz. — Wie ist es, was sagen Sie zu meinem Plane?"

Eva ging auf Frau von Choiseules Vorschlag mit einer Begeisterung ein, die in ihrer Überschwenglichkeit der alten Dame ein Lächeln abnötigte. Am liebsten wäre sie sogleich in die Hütten der Armen und die Lazarette gegangen, um Gaben auszuteilen und Kranke zu pflegen.

Frau von Choiseule hielt es für nötig, Evas überstürzten Eifer zu zügeln, und wies sie darauf hin, daß eine derartige Tätigkeit Ziel und Plan haben müsse, wenn etwas Ersprießliches daraus erwachsen solle.

Friedrichs Mutter hatte als Vorsteherin jenes Frauenhilfsverbandes ihrer Heimat Beziehungen zu Berliner Vereinen ähnlicher Art. Sie schlug Eva vor,

sie an die ihr persönlich bekannte Leiterin eines solchen Vereins zu weisen.

Sie schrieb einen Brief an diese Dame, mit dem Eva sich bei ihr einführen solle.

Natürlich dürfe nichts in dieser Sache geschehen, ohne daß Mörner seine ausdrückliche Genehmigung erteilt habe, das legte Frau von Choiseule Eva besonders ans Herz.

Nachdem sie der jungen Frau noch manchen guten Rat erteilt, machte sich Frau von Choiseule auf den Weg. Eva küßte ihr beim Abschied wiederholt die Hand und konnte sich nicht genug tun im Versichern, wie zufrieden und glücklich sie sich jetzt fühle.

Und Friedrichs Mutter verließ Berlin mit dem Bewußtsein, dort in mehr als einer Hinsicht Gutes gestiftet zu haben, und voll der besten Hoffnungen für alle die Lieben, die sie zurückließ.

Neuntes Kapitel.

Eva Mörner hatte in ihrem Charakter viel von einem Kinde an sich. Eine gewisse Naivität weniger der Weltanschauung als des Empfindens war ihr eigen. Ihre Natur war durchaus impressionabel, wandelbar, in tausend stets wechselnden Farben schillernd. Sie ließ sich von den Ereignissen des Lebens und den Personen ihrer Umgebung stark beeinflussen und bedurfte der Anregung von außen zu ihrem Wohlbefinden; neue Ideen, jede Abwechslung übte einen großen Zauber auf sie aus.

Darum ergriff sie Frau von Choiseules Vorschlag mit solcher Begeisterung; diese Idee, anderen Glück zu bringen, um selbst glücklich zu werden, hatte sie in

ihrer Neuheit gepackt, es erschien ihr, als sei damit das erlösende Wort für sie gesprochen, als käme es nur noch darauf an, das Vorgeschlagene auszuführen, und das verheißene Glück müsse alsdann auf ihr Haupt niedersinken.

Und Gutes tun, war ja so leicht, Hilfsbedürftiger gab es ja so viele.

Eva hatte nicht unterlassen, ihrem Gatten Mitteilung von ihrem Vorhaben zu machen, und dieser hatte sich im höchsten Grade einverstanden mit dem neuen Plane erklärt.

Mörner war allen philanthropischen Zwecken gewogen, aber an eine aktive Beteiligung bei derartigen Bestrebungen konnte er nicht denken, da sein Leben völlig von der Amtstätigkeit eingenommen wurde; um so herzlicher freute er sich, daß seine Frau für das große Werk der Barmherzigkeit und Menschenliebe, dem sie bisher völlig gleichgültig gegenüber gestanden, auf einmal begeistertes Interesse äußerte.

Mörner wußte wohl, wem er diese Wandlung in Evas Gesinnung zu danken habe, und gab seinem Dankesgefühle in einem Briefe an Frau von Choiseule warmen Ausdruck.

Am nächsten Tage tat Eva den ersten Schritt in ihrem neuen Berufe; sie ging zu jener Dame, an welche sie von Frau von Choiseule gewiesen worden war, ihren Einführungsbrief in der Tasche.

Die betreffende Dame hieß Frau Kirsten und hatte, wie Eva mit Erstaunen aus dem Adreßbuche ersah, eine tägliche Sprechstunde.

Auch von dieser Frau hatte sich Eva bereits im Geiste ein Bild entworfen; sie war gewiß sehr edel, milde und freundlich, ein Wesen, von dem himmlische Güte ausstrahlte.

In solchen Erwartungen betrat sie das Zimmer, in welches sie gewiesen worden war und das völlig wie ein Kontor aussah.

Von ihrem Platze vor einem mächtigen Sekretär erhob sich eine Dame, die in ihrer Erscheinung den denkbar stärksten Gegensatz zu Evas Phantasiebild darstellte.

Frau Kirsten war eine in mittleren Jahren stehende Frau, mit nüchtern gleichgültigen Gesichtszügen in einer Kleidung, die mit ihrer Einfachheit zu prunken schien.

Sie bat Eva, Platz zu nehmen, las den Brief, den diese ihr überreichte, ohne den gleichgültigen Ausdruck ihres Gesichtes während des Lesens irgendwie zu verändern, und fragte schließlich, indem sie Eva das Schreiben zurückgab:

„Sie wollen unserem Vereine beitreten? Wenigstens verstehe ich Frau von Choiseule dahin.“

„Jawohl,“ sagte Eva, „das heißt —“

„Versteht sich,“ fiel jene ein, „nachdem Sie von unserem Statut Einsicht genommen. Wir nehmen niemanden auf, ohne ihm vorher Gelegenheit zu geben, sich über die Zwecke unseres Vereins und die Verpflichtungen, denen er sich mit seinem Beitritte unterwirft, zu orientieren. Ich werde Ihnen zunächst ein Statutenexemplar einhändigen, Sie werden darin alles finden, was Ihnen wissenswert sein kann.“

Damit ging sie an den Sekretär, welcher nahezu ein Viertel des ganzen Zimmers ausfüllte, und nahm dort von einem Stoße dünnleibiger Heftchen das oberste herab, welches sie Eva überreichte.

Diese war noch gar nicht fähig gewesen, sich von ihrem Staunen über die nüchterne, geschäftsmäßige

Art und Weise zu erholen, in welcher diese Frau eine so ideale Sache betrieb, und blätterte zerstreut und verlegen in dem Statutenexemplare herum.

„Sie können sich das mit nach Hause nehmen," hub jetzt Frau Kirsten wieder an, „und wollen uns, nachdem Sie Einsicht davon genommen, Ihre Entschließung mitteilen."

Eva erhob sich, das Wesen dieser Frau reizte sie. Sie war einmal in einem Dienstboten-Vermittelungsbureau gewesen, dort hatte ein ähnlicher Ton geherrscht. „Sie tut doch gerade, als wolle ich mich vermieten," dachte Eva.

Etwas von oben herab sagte sie dann im Gehen, sie werde sehen, ob ihr die Bedingungen zusagten.

Evas Begeisterung hatte durch diesen Besuch starken Abbruch erlitten, aber zu Haus angekommen, nahm sie doch das Statut vor und las es durch.

Vieles davon erschien ihr mysteriös und absurd. Vor allem begriff sie nicht, warum zur Mildtätigkeit so viel Umstände gehörten. Da las sie von einer Eintragung ins Genossenschaftsregister, einer Kasse, einem Reservefond, Mitgliederversammlungen, Beschlußfassungen mit zwei Drittel Majorität, Vorstandswahlen, Revisionen und unzähligen anderen Bestimmungen, deren Sinn ihr teilweise vollkommen unverständlich war. Da gab es einen aus Herren und Damen gemischten Vorstand, mehrere vornehme Namen waren unter den aufgezählten, auch Frau Kirsten gehörte diesem Vorstande an. Dann ein Direktorium von drei Mitgliedern, einen Kassierer, einen Schriftführer, einen Syndikus. Die Mitglieder zerfielen in Helfende und Zahlende. Der Verein hatte ein Haus, in welchem

eine Krankenstation war, dem eine besondere Oberin vorstand.

Das alles war ganz anders als Eva es sich vorgestellt hatte.

Ein einziges Kapitel in dem ganzen Statut gefiel ihr, das über die sogenannten helfenden Mitglieder.

Während nämlich die zahlenden Mitglieder sich nur mit einem Geldzuschusse beteiligten, hatten die helfenden die ihnen vom Vereine zugewiesenen Armen und Kranken aufzusuchen und ihnen Hilfe und Unterstützung zu bringen.

Diese Aufgabe entsprach einigermaßen Evas ursprünglichen Ideen, und sie beschloß, dem Verein beizutreten und sich zu den helfenden Mitgliedern zu melden.

Sie begab sich daher ein zweites Mal zu Frau Kirsten und teilte ihr diesen Entschluß mit. Diese trat auch heute nicht aus ihrer frostigen Ruhe heraus. Nachdem sie Evas Entscheidung vernommen, begab sie sich wieder nach dem bewußten Riesen von Sekretär und holte aus einem seiner unzähligen Fächer ein dickes Buch hervor, in welchem sie eifrig zu blättern begann. Als sie gefunden zu haben schien, wonoch sie suchte, sagte sie zu Eva:

„Aus den Statuten werden Sie ersehen haben, daß Sie als helfendes Mitglied bestimmte Personen zur Pflege überwiesen bekommen."

Eva bejahte.

„Hier ist nun vor kurzem eine Familie frei geworden, Krätzer mit Namen. Die Dame, welche bisher dort gepflegt hat, ist erkrankt und von den helfenden zu den zahlenden Mitgliedern übergegangen. Wenn es Ihnen recht ist, können Sie gleich in deren Stelle

eintreten. In bezug auf ihre Pflichten und die Verantwortung, die Sie übernehmen, verweise ich Sie auf Kapitel drei der Statuten, welches darüber hinreichenden Aufschluß enthält."

Eva sann eine Weile nach, sie dachte einen Augenblick daran, ihre Zusage, dem Vereine beizutreten, zurückzunehmen, und das Wohltun auf eigene Faust zu versuchen.

Aber zur Ausführung dieses letzten Planes fühlte sie sich schließlich doch zu unerfahren und unsicher; dann bedachte sie auch, daß Frau von Choiseule sie an diesen Verein gewiesen habe, und daß also doch etwas Gutes daran sein müsse.

Sie betrachtete Frau Kirsten eine Weile, die unbekümmert um Evas Anwesenheit an ihrem Sekretär saß und dort eifrig schrieb. „Viel Sympathisches hat diese Frau nicht," sagte sich Eva, „und dieser ganze Verein ist eigentlich auch nicht nach meinem Sinne, aber wer weiß, vielleicht sitzt das Gute, was ich nicht entdecken kann, in einem der vielen Fächer dieses unheimlichen Schreibtisches". Eva lächelte über ihrem eigenen Gedanken und erklärte Frau Kirsten nunmehr, sie wolle die genannte Familie übernehmen.

Frau Kirsten erbat sich darauf die Angabe von Evas Namen, Stand, Wohnung, Geburtstag und Konfession und trug das alles in ein Buch mit sehr vielen Rubriken ein.

Dann ließ sie Eva Verschiedenes unterschreiben und händigte ihr schließlich eine Karte ein, indem sie versicherte, das sei eine Mitgliedskarte. Der Termin der nächsten ordentlichen Mitgliederversammlung sei noch nicht bestimmt, erklärte sie, Eva werde jedoch rechtzeitig davon benachrichtigt werden.

Schon am nächsten Morgen nach ihrem Beitritt zu dem Vereine suchte Eva die Familie Krätzer auf. Nie vielleicht in ihrem bisherigen Leben hatte ihr ein Gang soviel Überwindung gekostet, als dieser zu Leuten, denen sie Hilfe bringen wollte.

Die Wohnung der Krätzers lag im Nordosten Berlins, eine Gegend, die Eva noch nie betreten hatte; erst nach mehrfachem Fehlgehen und Erkundigen machte sie die Straße ausfindig, welche ihr Frau Kirsten genannt hatte.

Endlich war sie vor dem Hause angelangt, das die ihr bezeichnete Nummer trug: eine riesenhafte Mietskaserne; hier also im Hinterhaus drei Treppen.

Eva ging einige Male unschlüssig vor dem Hause auf und ab. Die Armut war etwas Neues für sie; jetzt, wo sie ihr zum ersten Male ins Angesicht schaute, erschrak sie im Innersten vor der Häßlichkeit ihrer Züge. Wie nüchtern, grau, düster war hier alles: die Straße, die Häuser, der lärmende Geschäftsverkehr, die Arbeiter, die beschmutzt und mit bleichen Gesichtern eilig einhermarschierten, die Lastwagen, die vorbeipolterten — alles sprach von rastlos harter Arbeit, von Mühe und Entbehrung.

Eva, die im Wohlleben, Müßiggang und Verwöhnung aufgewachsen, fühlte sich wie krank bei diesem Anblick, bange Scheu ergriff sie; ihr war, als habe sie ein anderes Land betreten, als befinde sie sich unter fremdem Volke; was wollte sie hier, wie würde man sie, die Fremde, aufnehmen!

Schließlich faßte sie einen herzhaften Entschluß und betrat das Haus. Sie durchschritt einen geräumigen Hof, in welchem sich Kinder jeden Alters, mehr schreiend und lärmend als spielend umhertrieben. Dann

kam sie an das Hinterhaus, ein himmelhohes Gebäude, das mit seinen merkwürdig geschlitzten, unregelmäßig über und nebeneinander stehenden, teils schiefen, teils geraden Fensteröffnungen den Eindruck machte, als schnitte es eine wahnwitzige Grimasse.

Die Holztreppe war schmutzig und schlecht erhellt, die Luft dumpf, stickig und übelriechend, wie sie sich überall zu entwickeln pflegt, wo viele Menschen eng zusammengepfercht beieinander wohnen.

Einige Leute, die Eva auf der Treppe begegneten, sahen sie verwundert an, und ein junger Mensch blickte ihr frech in die Augen. „Ich hätte mich einfacher kleiden sollen," sagte Eva sich, und es kam ihr wie ein Verbrechen vor, daß sie einen Sealskin an hatte und eine perlengestickte Kapotte trug.

In der dritten Etage angekommen, betrat sie den schmalen Korridor, auf welchen die Türen der einzelnen Wohnungen gingen. „Krätzer!" Hier war es also.

Zaghaft pochte Eva an. Eine Frauenstimme rief: „Herein!"

Eine ältere Frau stand mit hochaufgeschürzten Röcken am Waschfaß, in welchem sie eingeseifte Wäsche hatte. Bei Evas Eintritt hielt sie erstaunt in ihrer Arbeit inne.

Eva erklärte ihr unter starkem Erröten und mit stockender Stimme, was sie herführe.

Die Frau musterte sie mit mißtrauischen Blicken, sie war aus Evas Worten nicht klug geworden und argwöhnte, hinter dem Besuche der fremden vornehmen Dame verstecke sich eine Spionage oder etwas der Art.

Eva erklärte ihr, welchem Vereine sie angehöre und was der Zweck ihres Kommens sei, und wurde nun verstanden.

Frau Krätzers Gesicht hellte sich auf, sie wischte einen Stuhl mit der Schürze ab und bat Eva, darauf Platz zu nehmen. Sie sei allein zu Haus, erklärte sie, der Mann und die beiden älteren Kinder seien auf Arbeit und die beiden jüngeren in der Schule.

Eva verlor ihre anfängliche ängstliche Befangenheit allmählich. Die Frau sah nicht bösartig aus. Sie war groß und hager. Ihr Gesicht mit den vielen Runzeln, den tiefen Schatten unter den Augen und der pergamentbleichen Farbe machte einen weit älteren Eindruck, als die elastische Gestalt und die kräftigen Glieder.

Daß diese Frau Sorgen und Not in ihrem Leben kennen gelernt, sah man ihr an; sie schien im Kampfe mit ihnen wohl gelitten zu haben, aber nicht gebrochen worden zu sein.

Das Zimmer war nur spärlich möbliert, die Wände erschienen durchaus kahl, auf Eva machte sein Anblick einen trostlosen Eindruck. „Wie kann man so leben!" dachte sie. Alles, worauf hier ihr Auge fiel, war für des Lebens Notdurft bestimmt, da war nichts, was von Wohlleben, Komfort oder auch nur von Gemütlichkeit gesprochen hätte.

In diesem Zimmer standen zwei Betten, und in einem kleineren nebenan, dessen Tür offen stand, zwei weitere.

„Wo is denn die andere Dame jeblieben, die vor Sie kommen dhat?" fragte Frau Krätzer jetzt in ausgesprochenem Berliner Jargon. Sie hatte inzwischen ihre Wascharbeit wieder aufgenommen.

„Die Dame ist leider krank geworden, liebe Frau," erwiderte Eva. Das „liebe Frau" hatte sie irgendwo in einem Romane als Anrede für geringe Frauens-

personen verwendet gefunden, und es schien ihr hier sehr angebracht.

„Wat Se sagen!“ rief Frau Krätzer. „Dat dhut mir abers wirklich leed. Die war jarnich übel, freilich närrische Ideen hatte se man öfters, und so jung und hübsch wie Sie, Madamken, war se nich. Wissen Se, se war so eene mit ne blaue Brille und Schmachtlocken.“

Eva errötete, es verdroß sie, daß diese Frau über eine Person spottete, die ihr wohlgetan hatte. „Was wird sie hinter meinem Rücken von mir sagen?“ war ein Gedanke, der sehr nahe lag.

„Die Dame hat aber doch sicherlich viel für Sie getan,“ sagte sie, „und ich fürchte, ich werde meine Sache nicht halb so gut wie meine Vorgängerin machen.“

„Ne, ick will och jarnischt damit jesagt haben,“ fiel ihr Frau Krätzer ins Wort, „mißverstehen Se mir nich. Undankbarket is nich mei Fehler. Ick habe och meiner Grete, als das dumme Jör en freches Wort von die Dame jesagt hat, eens uf'n Mund jejeben, weil ick det nich leiden mochte.“

Eva knüpfte hieran die Frage, wie viele Kinder Frau Krätzer habe und welche ihre Namen seien.

Die Frau berichtete, ihr Mann sei Arbeiter, ebenso ihr ältester Sohn Wilhelm, ihre Tochter Grete, ein Mädchen von siebzehn Jahren, arbeite in einer Druckerei, und die beiden jüngsten Kinder, Liesbeth und Ernst, besuchten noch die Schule.

Frau Krätzer schien sehr klar über die Schwächen der einzelnen Mitglieder ihrer Familie zu sehen; sie erklärte Eva offen, ihr Mann sei ein Säufer, die Grete auf dem besten Wege, eine Dirne zu werden,

und die beiden Jüngsten ungezogene Rangen; ihr Liebling schien der Älteste zu sein, von ihm sagte sie:

„Ja, wenn mei Wilhelm nich wäre, denn wüßte ick jarnich, wo ick bleiben sollte, der is en juter Sohn, det muß ick ihm nachsajen, aber man muß alle Hände drüber halten, sonst macht des och dumme Streiche."

Der derbe, beinah harte Ton, in welcher Frau Krätzer von den Ihrigen sprach, mißfiel Eva. Sie wußte eben nicht, daß arme Leute selten anders voneinander reden. Denn sentimentale Zärtlichkeit gehört auch dem Luxus an, welchen sich nur die Reichen gewähren können.

Die Frau war inzwischen mit ihrer Wäsche zu Ende gekommen und fing an, die einzelnen Stücke auszuwringen und aufzuhängen.

Eva wußte nicht recht, was sie noch weiter mit ihr reden solle. Am liebsten hätte sie die Frau gefragt, ob sie nichts nötig habe, aber sie fand den Mut nicht zu dieser Frage, die sie für indiskret hielt. Nach einigem Schwanken stand sie auf und sagte, sie müsse nun gehen, wolle aber bald einmal wieder nachsehen.

„Soll mir stets ene Freude sin," sagte Frau Krätzer und schüttelte Eva die Hand.

Eva legte ein Zehnmarkstück auf den Tisch und ging dann schnell hinaus.

Sie hatte kaum die Tür hinter sich, so öffnete sich diese wieder und Frau Krätzer rief ihr nach: „Danke och schen für det Geld, es kommt mir jrade jut zu passe."

Eva Mörner war durchaus nicht zufrieden mit diesem ersten Besuche bei ihren Schutzbefohlenen.

Was sie selbst getan und geredet hatte, kam ihr nachträglich im höchsten Grade verfehlt und töricht vor, und dann hatte sie auch mancherlei an Frau Krätzer

auszusetzen; sie erschien ihr zum mindesten unbescheiden, denn Eva lebte, wie so viele besser Gestellte, der Ansicht, armer Leute verdammte Pflicht und Schuldigkeit sei es, sich zerknirscht und unterwürfig zu zeigen.

Aber als Mörner sie noch am selben Tage fragte, wie ihr Besuch abgelaufen sei, erklärte sie sich mit seinem Resultate sehr befriedigt; Eva schämte sich einzugestehen, wie ganz anders alles gekommen sei, als sie es erwartet hatte.

* * *

Als Eva Mörner das nächste Mal zu Frau Krätzer kam, fand sie deren Töchterchen Liesbeth am Fieber daniederliegend.

„Et is nich ansteckend," sagte Frau Krätzer, als sie Evas besorgt fragende Miene sah, „jehen Sie man ruhig ran, die Jöre hat sik nur verkältet, und in en paar Dagen läuft det wieder munter herum."

Man hatte das Kind in einem Bette der Wohnstube untergebracht, weil es hier wärmer war, als in der Kammer nebenan. Der Stubenofen war zugleich Kochherd, und Frau Krätzer war eben dabei, das Mittagessen zuzubereiten.

„Kartoffeln mit Spicke," erklärte sie Eva, „det is mein Ollen sen Leibessen."

Eva trat an das Bett der Kranken heran und ließ sich auf dessen Rande nieder; sie strich der Kleinen die verwirrten Haarsträhne zurecht und brachte ihr die Kissen in Ordnung.

Das Kind zeigte sich anfangs der fremden Dame gegenüber scheu und ängstlich, mit der Zeit aber wurde sie zutulicher, versteckte den blonden Kopf halb in den Kissen und zwinkerte Eva schelmisch verschmitzt mit einem Auge an, indem sie verstohlen kicherte.

Eva fand großes Wohlgefallen an der Kleinen, und sie gab das der Mutter zu verstehen.

„Ja, wenn se man immer so sin wollten, wie det Wurm da jetzt, aber lassen Se die erst wieder uf'n Damme sin, dann sollten Se man erleben, wat en solches unsereinen für ne Not macht, und viere davon erst. — Haben Se och Kinder zu Haus, sein Se überhaupt verheiratet? Dhun Se mer die Frage abers nich krumm nehmen."

Eva errötete und erklärte der Frau, daß sie zwar verheiratet sei, aber keine Kinder habe.

„Na, denn sein Se schöne raus, man hat nichts als Schinderei und Not mit die verdammte Jören," meinte Frau Krätzer.

„Ich dachte eben darüber nach," sagte Eva, „wie süß und herzig doch so ein kleines Wesen ist."

Das Mädchen war in eine Art von Halbschlaf gefallen, in welchem sie nur ab und zu die Augen schlaftrunken öffnete, um sie dann lächelnd zu schließen. Sie hielt einen Finger Evas, mit dessen Ringen sie gespielt hatte, fest in ihr Fäustchen geschlossen.

„Na, von wegen det süße und herzige," rief Frau Krätzer aus, „wie Se sagen, det müßte jrade noch kommen. — Aber so is es in der Welt, wer kene Kinder hat, der möchte welche, und wer welche hat, dem sein se zu viel, und er wäre se je eher je lieber los."

„Möchten Sie Ihre Kinder wirklich los sein, Frau Krätzer? Das kann ich Ihnen nicht glauben," sagte Eva.

„Na, so war mir det schon nich bemeint," erwiderte die Frau und hielt im Kartoffelschälen inne. „Sehen Se, det is so ne Sache. Lieb hat man ja sein eigenes Fleisch und Blut doch, man mag wollen oder nich, denn zum Beispiel, als mir mein klener Aujust

starb, da hab ick vor Schmerz nich jewußt, wohin, und det Kind, der Aujust, war en elend Ding; der Olle hat immer jesagt, es wäre en Wechselbalg, wie er sich so rüdig ausdrückt, und sehen Se, als det Würmchen kalt und steif dalag, dort jerade in dasselbe Bett, wo Se dran sitzen, ob er sich da nich hat de Oogen aus'n Koppe heulen wollen."

„Ach, das muß schrecklich sein, ein Kind sterben zu sehen," sagte Eva. „Haben Sie noch mehr Kinder verloren?"

„Ja, noch ens, det heeßt, des kann man nich für voll ansehen, det war nämlich ne Fehljeburt und hat nur en halben Dag jelebt. Sehn Se, det kam nämlich so, ich hatte dazumal zu schwer jehoben und mir dabei en Schaden jedhan—"

Und nun berichtete sie Eva die Einzelheiten dieses Falles mit der niederen Frauen eigentümlichen derben Offenheit in solchen Dingen. Eva hörte ihr staunend zu, in so ungeschminkter Nacktheit war ihr Derartiges noch niemals vor die Seele gestellt worden.

„Ja, sehen Se," schloß Frau Krätzer, „det is allens, was man von det Verheiratetsein hat. Und dann, wenn se erst ranjewachsen sein, danken se es unsereinem so, wie meine Grete, det unjeratene, liederliche Frauensmensch, und dazu noch en Mann, wie meiner is — ne Madamken, arme Leute sollen det Heiraten man lieber janz bleiben lassen, det is en Verjnügen, des nur für die Reichen jeschaffen is."

„Aber warum haben Sie denn geheiratet, wenn Sie Ihren Mann nicht lieb haben?" fragte Eva.

„Wenn Se det interessiert, des kann ick Se verzählen, wie dat mit meine Verheiratung jekommen is.

„Also ick war Dienstmädchen bei einer feinen Herrschaft, und mein Oller war dazumal Unteroffizier bei die Drajoner. Se werden ihm det freilich heute nich mehr ansehen, aber Krätzer machte en schmucken Soldaten. Wie det nu mal so is bei unsereinem, ick ließ mir mit ihm ein und bekam en Kind von ihm, was unser Wilhelm is, weshalb ick den Dienst bei meiner Herrschaft verlassen mußte. Krätzer hat sich damals schlecht jegen mir benommen, indem daß er det Wurm nich als det seinige anerkennen wollte, abers er is von Gerichts wegen dazu jezwungen worden. Ick hatte mir nach diesem etabliert als Wäscherin von feine Herrenwäsche und kam durch, denn det Verdienst war dazumal noch nich so miserabelich als jetzt. Von Krätzer wollte ick jedoch nichts mehr wissen, von wejen die Schlechtigkeit, die er jezeigt hatte. Als sie ihn nu von seinem Regimente wegjagen dhaten, wegen sein vieles Trinken, was er schon damals nich lassen konnte, da kam er denn zu mir, und weil er sagte, er wolle sich en Leids antun, wenn ick en nich aufnähme, und weil ick ne dumme Gans war, habe ick en bei mir behalten. Sehen Se, er war ja och der Vater von det Kind, und denn hat er sich hoch und heilig verschworen, er wolle det Saufen in Zukunft bleiben lassen und en ordentlicher Mensch werden. Und so is er bei mir jeblieben, und weil es denn enmal nich anders war, habe ick mir mit ihm trauen lassen, und nich bloß vor det Standesamt, sondern och von en Geistlichen. Und im Anfang hat Krätzer Wort jehalten, ick habe ihm aber och düchtig ufjepaßt. Er is Maurer von Profession, und da habe ick ihn jeden Abend von der Arbeit abgeholt, damit er nich in die Kneipe jehen sollte. Und damals is es och janz jut jegangen, wir hatten unser schenes Auskommen,

denn ick habe die Wäscherei immer weiter jetrieben. Aber als ick die Grete jeboren hatte, war ick ene lange Weile krank und konnte meinen Ollen nich nachlaufen wie früher, und da is er in schlechte Gesellschaften jeraten und hat sich des Saufen und Bummeln wieder anjewöhnt und seitdem och nich wieder davon jelassen. Und so is es schlimmer und schlimmer mit ihm und uns jeworden, dann kamen noch mehr Kinder und der Lohn wurde schlechter, und ick habe die Wäscherei schließlich janz ufjeben müssen, und nu sin mehr uf die Almosen von jute Menschen anjewiesen, wenn wir nich janz verhungern wollen."

Frau Krätzer war über ihrer Erzählung mit den Kartoffeln fertig geworden und setzte sie nunmehr auf den Herd. Das kleine Mädchen hatte den Kopf auf die Seite gelegt und war fest eingeschlafen.

Eva war durch das Vernommene nachdenklich gestimmt worden. Sie hatte bisher der rauhen Wirklichkeit des Lebens sehr fern gestanden, an sie selbst waren Sorgen um die Existenz niemals herangetreten; sie hatte wohl von dergleichen gelesen und gehört, aber in Wahrheit war dies alles doch viel jammervoller und trostloser als in der Vorstellung.

Jetzt tat sich die Tür auf und ein junger Mensch in Arbeiterkleidung trat ein.

„Des is mei Wilhelm," erklärte Frau Krätzer.

Der junge Krätzer war ein etwa zwanzigjähriger Mensch von ansprechendem Äußeren. Seine Gesichtszüge waren weich, beinahe mädchenhaft. Das zarte Weiß und Rot seiner Wangen kontrastierte merkwürdig mit den groben, braunroten, ausgearbeiteten Händen.

Er zog sich beim Anblicke der fremden Dame verlegen in eine Ecke zurück und machte sich dort zu schaffen,

vielleicht schämte er sich seiner arbeitsbeschmutzten Kleidung; aber Evas Erscheinung ließ ihn offenbar nicht gleichgültig, er betrachtete sie unausgesetzt, und als sie einmal nach ihm hinblickte, schlug er, wie auf einem Unrecht ertappt, die Augen verschämt zu Boden und errötete bis unter die Haarwurzeln.

Der Eindruck, den Eva Mörner diesmal von ihren Pflegebefohlenen empfangen, war ein weit günstigerer als der ihres ersten Besuches.

Ehe sie ging, fragte sie Frau Krätzer, was ihr etwa in ihrem Haushalte fehle; die Frau machte verschiedenerlei namhaft, und Eva suchte diese Dinge ihrem Gedächtnisse einzuprägen; sie hatte beschlossen, den Krätzers eine Weihnachtsbescherung zu bereiten.

Auf dem Heimwege dachte sie sich aus, wie sie diese Feier arrangieren wolle. Sie freute sich diesmal ganz besonders auf das Fest; im geheimen trug sie sich nämlich noch mit einem anderen Plane, sie wollte ihren Mann bitten, daß er Friedrich von Choiseule auffordere, den Weihnachtsabend mit ihnen zu verleben.

Friedrich war seit seiner Mutter Abreise nicht mehr bei Mörners gewesen, und Eva erwartete seinen Besuch täglich. Sie malte sich im Geiste schon seine Überraschung aus, wenn er von ihrer neuen Tätigkeit und deren Resultaten vernehmen werde.

„Ob er wohl unsere Einladung annehmen wird,“ dachte sie, „gewiß, er hat ja niemanden sonst, bei dem er das Fest feiern könnte. — Halt -- seine Schwester! Ich hatte ja Schaurotts ganz vergessen. Natürlich geht er zu denen. Wie schade, nun ist es nichts mit meinem Plane.“

Und Eva empfand ernstliches Bedauern. Der Gedanke, den Weihnachtsabend mit ihrem Gatten allein zu verleben, kam ihr jetzt doppelt trübe vor.

Als sie nach Haus kam, berichtete ihr das Mädchen, es sei Besuch da gewesen.

„Wer!“ fragte Eva, und eine Ahnung, daß es Friedrich sei, durchzuckte sie.

Die Zofe überreichte ihr zwei Karten: „Friedrich von Choiseule.“

Evas erstes Gefühl war Betrübnis, daß sie ihn verfehlt, dann begann sie Mißmut zu empfinden. Sie ärgerte sich über diese Karten; seit wann warf er Karten ab? Wie steif und lächerlich von ihm, und dann, warum kam er mittags? Der Nachmittag war doch ihre Zeit, wie er sehr wohl wußte. — Es war also klar, er hatte sie verfehlen wollen, sie war ihm gleichgültig; wer weiß, auf welchen Pfaden er jetzt überhaupt wandelte.

So erging sie sich in bitteren Vorwürfen gegen Friedrich, als ob sie ein Anrecht auf seine Person habe. Schließlich aber sagte sie sich, daß sie ihm vielleicht unrecht tue, daß ein Zufall sein könne, was sie für Absicht genommen. — Doch ein Stachel blieb trotzdem in ihrer Seele zurück.

Zehntes Kapitel.

Friedrich von Choiseule war der Mahnung seiner Mutter und seines ihr gegebenen Versprechens wohl eingedenk. Ja, er tat mehr, als er gelobt hatte, er mied das Mörnersche Haus völlig, um der Gefahr eines Wiedersehens mit Eva aus dem Wege zu gehen. Begehrenswert erschien sie ihm noch immer, und er konnte es nicht hindern, daß sich seine Gedanken und geheimen Wünsche viel mit ihrer Person beschäftigten.

Um den verführerischen Bildern, die sich ihm

wider Willen immer und immer wieder vor die Seele stellten, zu entfliehen, suchte er Abziehung in Arbeit und Zerstreuung. Er schrieb für die Zeitschrift, der er als Mitarbeiter angehörte, eine Reihe von Artikeln, die gut gefielen und ihm auch von anderen Blättern Aufträge einbrachten. Vor allem aber beschäftigte ihn jetzt die Arbeit an seiner Novelle.

Auch den Aufforderungen seiner Regimentskameraden zu Liebesmahlen, Bowlen und Kriegsspielabenden im Kasino kam er nunmehr nach. Choiseule fühlte sich wohl in diesem Kreise. Zwar manche Ansicht, die hier laut wurde, vermochte er nicht zu teilen, viele der Vorurteile, die man hegte, waren ihm lächerlich, aber die ganze Atmosphäre, der chevaleresk ungezwungene und doch auf festen Gesetzen ruhende Verkehr, der flotte, oft etwas laute und breitspurige, aber zum mindesten nicht trockene Ton, die hier herrschten, waren ihm sympathisch. Sich in den Formen des Kavalierkomments zu bewegen, fiel Choiseule nicht schwer, er wurzelte ja in diesem Boden mit einem Teile seines Seins.

Friedrich wurde von den Offizieren mit offenen Armen aufgenommen; man wußte zwar, daß er weder sehr hoch spielte noch allzulange beim Glase aushielt, aber er hatte allerhand andere Eigenschaften, die diese Fehler ausglichen. Er war unterhaltend, hatte etwas gelernt, viel gelesen und war dabei doch kein Rauhbein, sondern ein Gentleman im Auftreten und Wesen. Seine schriftstellerische Tätigkeit vor allem gab ihm in diesem Kreise einen gewissen Nimbus; in allen ästhetischen Fragen galt er als unfehlbar, kurz er genoß unter den Kameraden das Renommee eines gelehrten, geistreichen und dabei anständigen und netten Kerls.

Der Umgang mit Burt andererseits war in der letzten Zeit für Friedrich zu einem Herzens- und Geistesbedürfnis geworden. Im Verkehr mit diesem, seinem innersten Wesen nach so gänzlich von ihm verschiedenen Manne fand er Ergänzung und Anregung zugleich mit Befriedigung des tiefempfundenen Triebes, sein Bestes mitzuteilen und Besseres dafür zurück zu empfangen.

Als Friedrich eines Mittags zu dem Freunde kam, um ihm zum Besuche einer eben in einem bekannten Bilderladen eröffneten Gemäldeausstellung abzuholen, wurde er wie gewöhnlich in das Zimmer, in welchem Burt seine Reisesammlung aufgestellt hatte, gewiesen.

Da der Arzt längere Zeit auf sich warten ließ und die Sprechstunde längst vorüber war, begab sich Choiseule in das nebenanliegende Studierzimmer; er fand Burt zwar nicht dort, hörte aber seine Stimme im nächsten Raume.

Außer dem Arzte mußte sich noch eine andere Person dort befinden, denn Choiseule vernahm deutlich sonderbar stöhnende und klagende Laute.

Friedrich schloß daraus, daß Burt es mit der Behandlung eines Kranken zu tun habe und zog sich in das erste Zimmer zurück.

Als Burt bald darauf zu ihm kam, fragte er ihn nach der Ursache jener geheimnisvollen Laute.

Burts Gesicht nahm bei Friedrichs Frage einen noch ernsteren Ausdruck an als gewöhnlich, er schien einen Augenblick zu überlegen, dann sagte er: „Warum solltest du es nicht wissen? — Komm, ich will dir ihn zeigen, meinen Patienten."

Sie schritten durch das Studierzimmer, und Burt erschloß die Tür zu dem anstoßenden Raume.

Dieser machte auf Choiseule den Eindruck einer Gefangenenzelle.

Die Fenster waren von innen durch Holzläden verdeckt, das Licht fiel aus einer hoch oben an der Decke angebrachten Lampe; von Möbeln waren nur ein schwerer Tisch, eine an der Wand hinlaufende gepolsterte Bank und ein Bett vorhanden.

In diesem Raume existierte ein Mensch, ein Mann, mit merkwürdig aufgedunsenem Gesichte und glasigen Augen. Von seiner Gestalt konnte Friedrich nichts sehen, da er in einer Ecke zusammengekauert saß und sich eine dicke, wollene Decke bis an den Hals über den Körper gezogen hatte, obgleich eine normale Temperatur in dem Zimmer herrschte.

Er glotzte die Eintretenden verdutzt und voller Angst an, murmelte unverständliche Worte und spielte mit seinen Fingern in wunderbar hastig ruheloser Weise auf der Decke, die ihn einhüllte, herum.

„Wer in aller Welt ist das?“ fragte Choiseule den Freund, ihn am Arme fassend.

„Du sollst es erfahren,“ erwiderte dieser mit gedämpfter Stimme; „beobachte jetzt, es ist nicht uninteressant, ein Fall von delirium tremens. Er leidet an Wahnvorstellungen; jetzt zum Beispiel bildet er sich ein, daß auf seinem ganzen Körper Ameisen herumkriechen.“

Choiseule sah staunend dem Gebaren des Beklagenswerten zu, dessen Hände in wildem, rastlosen Tanze auf der Decke auf und ab flogen, als seien sie unabhängig von dem übrigen Körper mit eigenem Willen begabte Lebewesen, während der ganze Leib des Kranken von starken Schauern geschüttelt wurde.

Jetzt schien er sprechen zu wollen, er brachte einige

gurgelnde Laute hervor, deren Sinn für Choiseule unverständlich blieb, während Burt ihm antwortete: „Er ist ein guter Herr, Ihr braucht keine Angst vor ihm zu haben; er will sich nach Eurem Befinden erkundigen."

Dem Kranken schien diese Erklärung etwas mehr Ruhe zu geben.

„Reich ihm die Hand," sagte Burt zu Choiseule, „er ist sehr furchtsam, aber Teilnahme tut ihm wohl."

Friedrich tat, wie ihm geheißen. Die Hand des Mannes war heiß und trocken und zappelte in der seinen hin und her wie ein Tier.

Choiseule überkam ein Gefühl starken Ekels, aber auf Burts Wink überwand er sich und hielt die Hand weiter fest.

„Spüren Sie nichts, guter Herr?" lallte der Kranke. „Spüren Sie nicht, wie sie auf mir herumkriechen? Nehmen Sie sich in acht, sie werden Sie ankriechen, und dann werden Sie sie niemals wieder los — o, das ist fürchterlich!"

Choiseule verstand jetzt, daß er die Ameisen meine, und sagte, er könne nichts von ihnen bemerken.

„Doch, doch!" fuhr der Unglückliche fort. „Ich fühle sie ganz genau. Heute sind sie mir auf den Händen, aber manchmal kriechen sie mir ins Haar und den Rücken hinunter und herauf wie eine Schlange, oder in die Nase — o, das ist das Gräßlichste," und er stöhnte laut auf und blickte mit seinen verglasten Augen hilfesuchend umher.

Choiseule ließ jetzt seine Hand fahren und wendete sich an Burt: „Ist es gut, ihn bei seinen Einbildungen zu lassen, oder sollte man nicht den Versuch machen, sie ihm auszureden?" sagte er.

Der Arzt erwiderte: „Das sind nur Begleiterscheinungen eines tiefer liegenden Leidens. Sein Nervensystem ist durch den übermäßigen Alkoholgenuß zerrüttet, dieser ganze verzweigte Apparat mit der Zentralstation im Kopfe ist bei ihm in Verwirrung geraten und funktioniert nicht mehr normal: einzelne Linien sind tot gelegt, andere tragen der Kopfstation falsche Nachrichten zu, und diese selbst vermag die Nebenstationen nicht mehr zu kontrollieren. Sein Gehirn sieht Dinge, deren Bilder nicht auf die Netzhaut seines Auges gefallen sind und fühlt Einwirkungen, die niemals seine Haut berührt haben. Im Staatswesen seines Körpers ist völlige Anarchie ausgebrochen, die kleinen Nervenzentren gehorchen nicht mehr dem obersten, die Muskeln nicht mehr ihren Nerven, die Drüsen wollen nicht sekretieren, der Kreislauf des Blutes ist gestört, und die Glieder wollen sich in dieser allgemeinen Unordnung als selbständige Herren aufspielen, wie du an diesen zappelnden Händen siehst.

„Nein, diese Erscheinungen kurieren zu wollen, ehe man nicht der causa morbi zu Leibe gegangen ist, deren Folge sie nur sind, würde verfehlt sein. Man muß sein Allgemeinbefinden heben, vor allem den Nerven Ruhe und dem Gehirne Kraft zu geben suchen. Freilich ist das eine langwierige und nicht leichte Sache. Der Körper hat sich so sehr an den Alkoholgenuß gewöhnt, daß er ihm zu einem Bedürfnis geworden ist, dessen man ihn nur allmählich entwöhnen kann. Ernährung und Verdauung sind sehr schlecht, denn der Magen ist verfettet und die Därme sind erschlafft; er lebt von Tagesrationen, bei denen ein fünfjähriges Kind nicht bestehen könnte.

„Wahnvorstellungen, wie diese hier, treten sporadisch

bei ihm auf und wechseln vielfach in ihrer Art und Intensität; anfangs hatte er Anfälle von Tobsucht, daher die Vorsichtsmaßregeln, die du hier siehst. Ist ein solcher Anfall vorüber, so zeigt er sich äußerst matt und melancholisch und leidet an starker Schlaflosigkeit —"

Hier unterbrach ihn der Kranke, indem er hervorstieß: „Jetzt kriechen sie mir an den Armen in die Höhe. Ich halte es nicht mehr aus! — Guter Herr, helfen Sie mir." — Sein Gesicht nahm dabei den Ausdruck trostloser Hilflosigkeit an, so daß Choiseule tiefstes Mitleid mit ihm empfand.

„Ist ihm denn gar nicht zu helfen!" wendete er sich an Burt.

„Sage ihm, er solle sich die Decke bis an den Hals ziehen und fest darein wickeln, dann würde es besser werden; er hat offenbar Zutrauen zu dir gefaßt," flüsterte Burt dem Freunde zu.

Choiseule tat so und war dem Kranken beim Einhüllen in seine Decke behilflich. Dieser schien bald darauf wirklich einige Besserung seines Zustandes zu empfinden.

„So, laß uns jetzt gehen," sagte Burt, „er muß Ruhe haben."

„Nun muß ich aber wissen, Burt, wer der Mann ist," sagte Choiseule, als die Tür sich hinter ihm geschlossen hatte.

„Dieser Mann stand einstmals in sehr naher Beziehung zu mir und meinem Leben, er war der Geliebte meiner Mutter, es ist Krolup," war Burts Antwort.

Friedrich konnte einen Ausruf der Überraschung nicht zurückhalten.

„Ja, es ist anders gekommen,“ sagte Burt, „als er sowohl wie ich früher gedacht haben. Wie oft habe ich als Kind seine Hand verspürt, ich trage noch jetzt hier am Ohre eine Narbe, wo er mich mit einem schweren Stocke hingetroffen.“

„Und das ist die Rache, die du an ihm nimmst, Burt,“ rief Friedrich, den Freund mit einem Blicke aufrichtiger Bewunderung messend.

Burt fuhr fort: „Ich wußte nichts von seinem Hiersein, hatte seit vielen Jahren überhaupt keine Kunde von ihm gehabt, da fiel mir vor Monatsfrist bei Durchsicht des Jahresberichts eines hiesigen Heilinstituts für Deliranten der Name ‚Krolup‘ auf; auch Alter und Herkunft stimmten mit den seinen überein, so daß ich über die Identität des hier Aufgeführten mit meinem früheren Peiniger nicht im Zweifel sein konnte. Ich begab mich nach dem betreffenden Institute. Ich erfuhr, daß Krolup bereits seit einem Vierteljahre dort in Pflege sei. Er galt für unheilbar. Der behandelnde Kollege gab mir zu verstehen, daß er an dem Aufkommen des Patienten verzweifle. Ich bat, den Kranken meiner Privatpflege zu überlassen, und erhielt ihn unverzüglich ausgeliefert.“

„Und hast du Hoffnung, ihn herzustellen?“ fragte Friedrich.

Der Arzt erwiderte: „Ja, ich hege diese Hoffnung. Sein Zustand hat sich bereits gebessert, seit er bei mir ist. Die Anfälle werden seltener und lassen auch an Intensität nach, und die Pausen, in denen er völlig bei Besinnung ist, werden dementsprechend länger.“

„Und erkennt er dich in solchen lichten Zeiten, entsinnt er sich deiner?“

„Ein einziges Mal wollte es mir erscheinen, als dämmere ihm eine Ahnung auf, wen er vor sich habe. Ich unterhielt mich mit ihm und erkundigte mich nach seinem früheren Leben; er gab mir völlig vernünftige Antworten, erwähnte auch meine Mutter, deren Namen er mir nannte. Plötzlich fixierte er mich genauer, schien heftig zu erschrecken und fing darauf an, irre zu reden. — Ich bin sehr auf die weitere Entwickelung dieses Falles gespannt, es ist einer der hartnäckigsten, die mir jemals vorgekommen."

Friedrich stellte noch mehrere den Kranken betreffende Fragen an Burt, aber dieser schien den Wunsch zu hegen, das Thema nicht weiter zu behandeln, und so begnügte sich Choiseule mit dem, was er gesehen und gehört hatte.

Die Freunde begaben sich nunmehr nach der neueröffneten Gemäldeausstellung.

Sie enthielt manch sehenswertes Stück, unter vielen geringeren Sachen waren da Bilder von Uhde, einige Böcklins, Porträts von Lenbach und ein Gabriel Max.

Die meiste Zugkraft übten unstreitig die Böcklinschen Bilder aus. Vor ihnen war stets eine größere Beschauermenge versammelt. Gleichgültig ließ ihr Anblick die wenigsten.

Alte Damen gingen kopfschüttelnd vorbei und verboten ihren Töchtern mit Ostentation, dorthin zu sehen; wohlbeleibte Herren machten laute Bemerkungen und lachten dann selbst dröhnend über ihre Witze, Freunde und Jünger des Meisters standen mißmutig daneben und ärgerten sich über den Unverstand der Menge.

„Abscheulich, gänzlich verzeichnet, blödsinnig," konnte man vernehmen. „Sehen Sie bloß die Hüften dieser Frau und dann die Farbenzusammenstellung."

„Aber ich bitte Sie, achten Sie doch auf diesen herrlichen Hintergrund, wie satt diese Farben —"

„Ach was, so blauen Himmel gibt es nicht, und solche Wesen! Sollen das eigentlich Menschen oder Vögel oder Fische sein?"

„Ich bitte Sie, das sind doch Phantasiegebilde, und als solche nur können sie verstanden werden."

„Jawohl, das ist jetzt die moderne Richtung, was so verrückt ist, daß es der gesunde Menschenverstand nicht zu fassen vermag, ist tiefsinnig, ist genial. — Ein rechtes Zeichen der Zeit!"

„Und sehen Sie diese Zypressen; das kann eben nur Böcklin."

„Ja, und Beine verzeichnen kann auch niemand so genial wie er — nein, es ist Luxus auf Barbarei gepfropft."

So jagten sich die geistreichen Bemerkungen, und die Böcklinschen Faune lächelten schalkhaft verschmitzt auf die gaffende Menge hernieder, während sich seine rätselhaften Frauengestalten durch das profane Geschwätz nicht in ihrer ambrosischen Seligkeit stören ließen; mochten die da unten doch ihren schwachen Menschenwitz an ihnen üben, ihre Existenzfähigkeit anzweifeln, sie, die Kinder einer schöneren Welt, wußten ja doch, daß es auch auf der Erde eine Stätte gibt, wo Wesen wie sie existieren, nämlich in der Phantasie des Genies.

Burt stand lange vor dem Gabriel Maxschen Bilde in Anschauung versunken. Es stellte ein betendes Mädchen dar, sie kniete und hielt zwischen den gefalteten Händen den Rosenkranz. Ihr Gesicht, das von hellem Oberlicht getroffen wurde, war bleich und abgehärmt, die Gestalt zart, eben erst zur Weiblichkeit

erblüht; in den großen, nach oben gerichteten Augen lag der Ausdruck schwärmerischer Inbrunst.

Burt äußerte kein Wort der Bewunderung, aber Choiseule erkannte, daß dieses Gemälde einen tiefen Eindruck auf ihn mache.

Sie näherten sich einem Bismarck-Porträt von Lenbach, als Burt plötzlich die Gestalt eines Herrn, der vor demselben stand, scharf ins Auge faßte, dann schnell auf ihn zuging und ihn an der Schulter berührte.

Der Herr drehte sich um, stieß bei Burts Anblick einen Ruf freudiger Überraschung aus, umarmte ihn und küßte ihn auf beide Wangen, und Burt ließ sich das alles zu Friedrichs größtem Staunen ohne Widerwillen und lächelnd gefallen.

Der Herr war klein von Figur, nach englischem Modejournal gekleidet, sein Kopf mit dem feinen Näschen, dem milchweißen Teint und den Kirschlippen hatte etwas Mädchenhaftes, ein Henriquatre von feinem, blonden Haar und eine Schmarre, offenbar von einem Säbelhiebe stammend, bildeten dagegen eine männlichere Zier seines Gesichtes.

Mit einer dünnen, hohen Stimme rief er in prononziert österreichischen Akzent: „O welche Freude, welch eine Überraschung! Sie, Doktor, mein lieber verehrter Doktor, erlauben Sie, daß ich Sie nochmals umarme.“

Und der kleine bewegliche Mann ließ die Tat auf das Wort folgen.

Der Fremde überstürzte Burt nun mit tausend Fragen; dieser suchte ihn zu beschwichtigen und machte ihn zunächst mit Choiseule bekannt.

„Graf Landskerrotitsch“ nannte er ihn.

„Sie sind ein Freund des Doktors,“ sagte der Graf zu Choiseule, „dann teilen Sie dieses glückliche Geschick mit mir — wenigstens,“ wandte er sich wieder an Burt, „hoffe ich, daß ich doch noch das Recht habe, mich zu Ihren Freunden zu zählen, Doktor; wir haben so vieles zusammen durchgemacht, und Sie haben mir das Leben gerettet, damals in Bombai.“

„Ihre gute Natur hat sich selbst geholfen,“ meinte Burt.

„O nein, ich kenne Ihre Art, stets Ihre Verdienste verkleinern zu wollen. Aber nehmen Sie es nur ruhig auf sich, mir das Leben gerettet zu haben, es wird Sie nicht drücken, es ist ein sehr geringes Verdienst,“ rief der Graf und belachte seine eigene Bemerkung herzlichst. Er zeigte dabei eine Reihe blendend weißer Zähne, und sein kokett nach oben gewichster Schnurrbart schien ordentlich vor Vergnügen auf der Oberlippe zu tanzen.

„Wissen Sie,“ fuhr er, zu Choiseule gewendet, fort, „wir sind Reisegefährten. Unter anderem haben wir die Fahrt über den Stillen Ozean zwischen San Franzisko und Yokohama zusammen gemacht. O, diese Nächte auf dem Verdeck der seagull, im Gespräch mit Ihnen, ich werde Sie nie vergessen. — Dann bereisten wir gemeinschaftlich Japan und die chinesischen Küsten. Der Doktor wäre mich, glaube ich, gerne los gewesen, aber ich ging nicht von ihm weg. Wie interessant und lehrreich waren nicht unsere Expeditionen; was haben wir nicht alles gesammelt, eingefangen, seziert und analysiert; das heißt er hatte die Arbeit und ich das Vergnügen. Besinnen Sie sich noch, Doktor, wie ich Ihnen einmal das Mikroskop verschraubt habe? Ha, ha! das waren herrliche Zeiten. Dann ging's nach

Indien, wo ich mir in den Dschungeln das Fieber holte. Der Doktor ließ mich nach Bombai schaffen und hat mich dort gepflegt wie eine barmherzige Schwester, bis ich wieder auf den Beinen war. — Sagen Sie, Doktor, mußte ich damals wirklich nach Madeira, wohin Sie mich zur Kur schickten, oder war das nur eine Finte von Ihnen, um einen solchen Plagegeist wie mich mit guter Fasson los zu werden? Eh!"

„Nein, Sie hatten damals einen Wechsel des Klimas dringend nötig; das Fieber hatte Ihnen übel mitgespielt."

„Nun, ich will Ihnen glauben. — Nein, und Sie nun hier zu treffen, wahrhaftig, Doktor, das ist der glücklichste Tag meines Lebens. Leben Sie etwa hier in Berlin?"

„Jawohl, ich habe Berlin zu meiner Heimat gemacht."

„Besser, immer besser! So werden wir uns häufig sehen, so hoffe ich wenigstens. Ich bin für diesen ganzen Winter hier. Vor acht Tagen bin ich angekommen mit meiner Frau."

„Wie, sind Sie verheiratet?"

„Jawohl, Doktor, seit anderthalb Jahren, lassen Sie sehen, seit sechzehn — nein, seit siebzehn Monaten, und ich bin selig, Doktor, glücklich, überglücklich."

Dabei schnitt der Graf eine unendlich komische Grimasse, indem er die Nase in die Höhe zog, das Kinn vorstreckte, schelmisch mit den Augen blinzelte und Burts Arm mit beiden Händen drückte.

Choiseule wußte nicht, ob er sich hierbei mehr über den sonderbaren Fremdling oder über Burt wundern sollte, der ganz seiner sonstigen Gewohnheit zuwider

immer lächelte, als ob ihm das Wesen des kleinen Mannes, wie etwas Altbekanntes, behagliches Vergnügen bereite.

„Ihr Herz war damals nicht ganz frei, wenn ich mich recht entsinne," sagte Burt; „Sie machten mich zum Vertrauten Ihres Geheimnisses. Aber Sie liebten hoffnungslos."

„Was ich damals nicht zu hoffen wagte, ist inzwischen zur Wirklichkeit geworden, Angelika ist meine Frau. Sie ist tot, meine arme, gute Mutter, die nichts von dieser Verbindung wissen wollte, oh ma chère mère, bien aimée!" Und bei diesen Worten legte sich der Ausdruck eines wirklichen, tief empfundenen Schmerzes über seine lebhaften, ungemein wandlungsfähigen Züge.

„Und Ihre Frau Gemahlin ist mit Ihnen hier?" fragte Burt den in melancholisches Nachsinnen Versunkenen.

„Gewiß, gewiß!" rief dieser, und seine Züge hellten sich schnell auf. „Denken Sie, ich könnte mich von ihr trennen; keinen Tag, keine Stunde vermöchte ich fern von ihr zu existieren. Doktor, Sie werden Angelika kennen lernen, dann werden Sie begreifen —" und wieder drückte er Burts Arm heftig. „Sie weiß schon von Ihnen; ich habe ihr alles erzählt, sie kennt mein ganzes Leben, alle meine Torheiten, und können Sie es glauben, sie hat verziehen. — O, sie ist eine große Seele! — Wo wohnen Sie, Doktor?"

Burt nannte ihm seine Adresse. „Dann erwarten Sie mich in den nächsten Tagen. Jetzt muß ich zu Angelika, sie wird schon auf mich warten. Wir wohnen noch im Hotel, suchen aber nach einem passenden Quartier. Adieu, meine Herren. Küß das Herz, Doktor!"

Damit empfahl er sich von den beiden, und sie sahen seine zierliche Figur in dem hohen Hute und dem kurzen Paletot rasch durch die Eingangstür verschwinden.

„Nun sage mir, Burt," fragte Choiseule, als sie allein waren, „was für sonderbare Bekanntschaften hast du?"

„Ja, er ist ein Sonderling," entgegnete Burt, „aber er hat ein vortreffliches Herz, und seine Torheiten, so viele ihrer sein mögen, sind liebenswürdig. Ich habe alle seine Aventüren und Geheimnisse erfahren. Sein Vater, ein österreichischer Magnat, ist früh gestorben, seine Mutter war Polin von Geburt, wenn ich nicht irre. Er muß immens reich sein und besitzt Güter in Ungarn und Galizien. Er reiste damals, um zu vergessen, wie er mir versicherte; in Wahrheit glaube ich, hat ihn seine Mutter auf Reisen geschickt, in deren deutsche Gesellschafterin er sich verliebt hatte. Nach dem Tode der Mutter hat er das Mädchen doch noch heimgeführt, wie wir vorhin von ihm erfahren haben. Ich kenne diese Angelika nur aus seinen Beschreibungen, danach ist sie eine Venus an Schönheit, eine Aspasia an Geist und eine Hermione an Tugend — nun, wir werden sie ja zu sehen bekommen, da sie hier ist; aber laß uns jetzt gehen!"

Elftes Kapitel.

Inzwischen war Weihnachten herangekommen.

Eva Mörner hatte ihre Besorgungen für die Familie Krätzer nicht ohne großes Kopfzerbrechen und viel Mühe zustande gebracht.

Am Spätnachmittage des Festes begab sie sich, von einem Dienstmann mit den Geschenken gefolgt, nach der Krätzerschen Wohnung.

Als sie in der dritten Etage angelangt war, vernahm sie aus dem ihr wohlbekannten Zimmer ein lärmendes Stimmendurcheinander, offenbar stritt man sich. Sie unterschied deutlich Frau Krätzers Organ, welche rief: „Det fehlte jrade noch, heut abend uf'n Bummel jehn, des wäre mir en heiliger Christ! Aber 's jiebt keen Jeld, hier jeblieben wird!" Darauf noch ärgerer Lärm als zuvor; sie schienen hart aneinander zu sein.

Eva zögerte, unter diesen Umständen einzutreten. Der Dienstmann, der ihr Schwanken bemerkte, fragte, ob er voraus gehen sollte, und klopfte dann resolut an.

Drinnen entstand hierauf lautlose Stille, und Frau Krätzer blickte zur Tür heraus. Als sie Eva erkannte, rief sie: „Herr Jotte doch, des jute Madamken; spazieren Se man rinn, bei uns jing's jrade ä bisken bunt zu. — Aber jetzt is Ruhe!" fügte sie mit befehlender Stimme, zu den Ihren gewandt, hinzu.

Eva lohnte den Dienstmann ab und fing an, ihre Geschenke auf dem Tische auszubreiten. Frau Krätzer war ihr beim Auspacken behilflich, die übrige Familie, welche diesmal vollzählig anwesend war, hielt sich schweigsam im Hintergrunde des Zimmers.

Eva war dieses Verhalten der anderen in hohem Grade peinlich; sie wußte nicht, ob deren Teilnahmlosigkeit aus Verlegenheit oder Widerwillen stamme.

Sie wendete sich um und sagte mit zaghafter Stimme: „Wollen Sie nicht herankommen, ich habe hier einiges für Sie mitgebracht zum heiligen Christ."

„Na, man ran hier!" verstärkte Frau Krätzer diese Aufforderung.

Zögernd trat zunächst der Mann aus dem Dunkel hervor an den durch die Lampe erleuchteten Tisch mit der Bescherung.

Krätzer war eine echte Berliner Proletarier-erscheinung: untersetzt von Figur, mit struppigem Kopf- und Barthaar, elender Kleidung, ein wollenes Tuch um den Hals geschlungen, mit mürrisch stumpfem Gesichtsausdrucke.

Für Eva hatte dieser Mann etwas Unheimliches, er war gewiß Sozialdemokrat, Anarchist oder gar noch Schlimmeres; seine Anwesenheit erfüllte sie mit geheimem Bangen, sie befürchtete jeden Augenblick einen Ausbruch seiner Roheit.

„Immer ran, Wilhelm, Irete, Liesbeth, Ernst, marsch allons! Seid doch man nich wie von Holz," rief jetzt Frau Krätzer, als die anderen noch zögerten.

Diesem mütterlichen Befehle wurde Folge geleistet, sie traten allmählich an den Tisch: der älteste Sohn, Grete und die beiden Jüngeren.

Grete war hübsch, das ließ sich nicht in Abrede stellen, aber ihre ganze Erscheinung paßte nicht in den umgebenden Rahmen. Ihr Aufzug stach von der ärmlichen Kleidung ihrer Eltern und Geschwister stark ab; sie war sorgfältig frisiert und trug Kleider von modernem Schnitt, so daß man sie beim flüchtigen Hinblicken wohl für eine wirkliche Dame hätte halten können, aber ihre roten Hände, der unechte Schmuck, den sie trug, und vor allem ihre Manieren mußten einen solchen Irrtum schnell berichtigen.

Weder in den Zügen noch in dem Wesen der Siebzehnjährigen lag etwas von weiblich verschämter Zurückhaltung. Ein Zug von gemeiner Dreistigkeit entstellte ihr niedliches Gesicht.

Für dieses Mädchen gab es keine Illusionen, keine Geheimnisse mehr; sie wußte alles, hatte alles gesehen und trotz ihrer Jugend von allem bereits gekostet. Dafür hatte das Leben in der Druckerei gesorgt und ihre Freunde, mit denen sie abends auf der Straße flanierte, öffentliche Lokale, Tingeltangel und Tanzsäle besuchte und von denen sie die Mittel zur Beschaffung ihres Toilettenaufwandes bezog.

Aber eine solche Existenz machte das Mädchen keineswegs unglücklich, im Gegenteil, sie fühlte sich wohl in dieser Atmosphäre der Verpestung. Sie war voll wilder, frecher Lebenslust und gedieh in Gesundheit und Frische, wie eine jener geil aufgeschossenen, blütenprächtigen Pflanzen, die man zuweilen in schmutzigen Winkeln, mitten aus dem Unrat emporwachsen sieht.

Höhere Bedürfnisse fühlte sie nicht, wenn sie Wünsche hatte, so betrafen diese Kleider, Schmuck und Amüsement, und sie beneidete die Großen und Reichen, weil die dergleichen haben konnten, so teuer, so schön und so viel sie nur wollten.

Sie unterwarf Evas Erscheinung und Toilette einer eingehenden Musterung. Lüsterne Neugier und mißgünstiger Neid leuchteten dabei in ihren grauen Katzenaugen auf. Daß die vornehme Dame in ihrem Innern gemein und verdorben sei, wie sie selbst, das war für dieses Mädchen selbstverständlich. Doch jene war reich und durfte daher haben, wonach ihr der Sinn stand, und tun, was sie wollte; aber Anstand und Tugend, die sie zur Schau trug, waren erheuchelt.

Sie beschloß, sich von der da um keinen Preis imponieren zu lassen; daher der Ausdruck trotzigen Hohnes in ihrem Gesichte, als sie jetzt an den Bescherungstisch trat.

Eva hatte an Geschenken mitgebracht: mehrere Stücke Kochgeschirr, eine Rolle Leinewand, einen kompletten Anzug für den Ältesten, Jäckchen, Schuhwerk und Strümpfe für die beiden Jüngsten, außerdem für die ganze Familie Stollen und einen Sack mit Äpfeln und Nüssen.

Frau Krätzer war die erste, welche ihrer Freude über die Gaben Worte verlieh.

„Ne so wat!" rief sie aus, „ne, wie Se det allens so praktisch rausjefunden haben, Madamken, ich konnte es mir im Traume ja nich besser jewünscht haben," und als die anderen noch immer in verlegenem Schweigen verharrten: „Nu, Oller, sagst denn du jarnischt, kiek mal hier das feine Linen, det kommt vor Hemden, und der feine Anzug für unsern Wilhelm, der wird aber jetzt nobel gehen. Abers nu bedankt euch mal schön. Oller, jib der juten Dame die Hand!"

Krätzer tat, wie ihm geheißen, ohne daß sich der mürrische Ausdruck seines Gesichtes aufgehellt hätte.

„Und ihr da," fuhr sie zu den Kindern gewendet fort, „küßt der Dame die Hand!"

Eva wollte dem wehren, aber die Frau meinte: „Allens was recht ist, det gehört sik so, uf andre Weise können wir uns nu einmal nich bedanken; aber zeijen, daß er Lebensart hat, muß der Mensch."

Eva forderte nun die beiden Kleinen auf, von den Äpfeln und Nüssen zuzulangen; damit war bei diesen das Eis gebrochen, sie fingen an, sich über die Äpfel herzumachen und ihre Freude nach Kinderart laut zu äußern.

Jetzt erst fiel es Eva auf, daß die Hauptzierde des Christfestes, der Lichterbaum, ja noch fehle. Sie erklärte Frau Krätzer, daß sie ihr einen Baum mit

allem Zubehör schicken wolle, den sie für die Kinder zurechtputzen und anzünden möge. Sie selbst wolle jetzt gehen, da sie auch zu Haus noch Weihnachten herzurichten habe.

„Na, da nehmen Se unseren besten Dank mit, Se haben uns ene jroße und janz unerwartete Freude jemacht," sagte Frau Krätzer, „und für all des Jute, des Se heute an uns getan haben, möje Se der liebe Jott zum nächsten Jahre so ä kleenes Christkindel in den Arm legen, Se wern schon wissen, wat ick meene. — Aber meinen Wilhelm will ick Se doch mitjeben, damit Se nicht erst mit die Schickerei von dem Christbom Unjelegenheiten haben, der kann den Kram ja schleppen. Wilhelm, jeh mit die Dame!"

Eva reichte der Frau zum Abschiede noch einmal die Hand und ging dann.

Der junge Krätzer, der bei dem Auftrage seiner Mutter stark errötet war, schritt hinter Eva die Treppe hinab. Im Hausflur begegneten ihnen ein paar jüngere Männer, Bekannte von Wilhelm, wie es schien; sie machten Eva nur langsam Platz und lachten in rohem Tone, als die beiden vorbei waren.

Der junge Mensch hielt sich von da an einige Schritte entfernt von Eva; dieser Beweis von Zartgefühl gefiel ihr, auch sonst hatte das bescheiden zurückhaltende Wesen des jungen Mannes einen angenehmen Eindruck auf sie gemacht; auf der Straße rief sie ihn zu sich heran und fragte ihn nach seiner Beschäftigung und seinem Verdienste aus.

Dann kaufte sie bei einem Händler, der an einer Ecke Christbäume feil hielt, einen mittelgroßen Baum und in verschiedenen Läden Lichter, Christbaumschmuck und Süßigkeiten, und entließ schließlich den jungen

Menschen, dem sie alle diese Dinge übergeben hatte, mit freundlichem Gruße.

Dieses Weihnachtsfest war das dritte, das Eva Mörner seit ihrer Verheiratung erlebte. Ihr Gatte hatte sie bisher stets mit einem schönen Geschenke bedacht, sie wußte, daß auch heute ein solches nicht ausbleiben werde, und auch sie hatte eine Überraschung für Mörner; aber sie sah der Bescherung diesmal ohne alle Freudigkeit entgegen, sie überlegte, wie sinnlos und lächerlich es doch eigentlich sei, daß sie ihrem Manne von seinem eigenen Gelde etwas kaufe und ihn damit beschenke. Und doch würde Mörner den Beglückten und Überraschten spielen, wie die Jahre daher, und das langweilte und verdroß sie im voraus.

Als sie zu Haus ankam, empfing Mörner sie mit einer geheimnisvoll wichtigen Miene, dann eilte er nach seinem Zimmer.

Eva machte sich nun daran, die Bescherung für ihn in ihrem Salon aufzubauen; sie hatten es bisher immer so gehalten, sich getrennt zu bescheren. Eva hatte sich in größerem Formate photographieren lassen und dieses Bild in einem reich stilisierten Metallrahmen bildete das Hauptgeschenk seines Tisches.

Nach einiger Zeit klopfte Mörner an die Tür und fragte aus seinem Zimmer: „Eva, bist du soweit?"

„Du kannst anfangen," antwortete sie in gleichgültigem Tone.

Mörner öffnete die Tür, und Eva trat bei ihm ein.

Mörners Geschenk an seine Frau bestand in einem kostbaren Perlenkollier. Er wußte, daß sie sich einen solchen Schmuck schon immer gewünscht, und hatte beschlossen, sie diesmal mit der Erfüllung ihres Wunsches zu überraschen. Und die Überraschung war ihm ge-

lungen, das konnte er aus dem freudig erstaunten Ausdrucke ihres Gesichtes entnehmen, während sie mit glänzenden Augen den Schmuck in seinem mit dunkel violettem Sammet ausgeschlagenen Etui musterte.

Er sah, daß sie zufrieden mit dem Geschenke war, und sein ehrliches Gesicht strahlte von seliger Freude.

„Hab ich's getroffen, mein Herzchen?“ fragte er.

„Ja, das ist sehr schön, wirklich auserlesen schön,“ sagte sie. „Hast du es denn selbst ausgewählt? Es ist sehr geschmackvoll, gerade so, wie ich es mir geträumt hatte. Ich danke dir!“ und damit hielt sie ihm das Gesicht zum Kusse hin.

„Und weißt du auch, was das bedeutet, mein Herzchen?“ fragte Mörner geheimnisvoll lächelnd.

„Du meinst doch nicht etwa Tränen,“ erwiderte sie.

„O nein, wer wird heute an Tränen denken — nun Perlen trägt man doch nicht für Alltag im Hause. Verstehst du mich nun?“

„Ah so, ich verstehe, du meinst, wir werden diesen Winter in Gesellschaft gehen. Also das war der tiefere Sinn dieses Geschenkes. O, du bist ja raffiniert.“

Mörner lachte sein herzliches breites Lachen und rieb sich die Hände, er war von Herzen vergnügt.

„Und nun komm und sieh, was ich für dich habe,“ sagte Eva jetzt und führte ihren Gatten ins Nebenzimmer.

Auch ihr war die Überraschung gelungen. Mörner rief bei dem Anblicke ihres Bildes aus: „Wie vorzüglich getroffen; meine liebe, kleine Frau, wie sie leibt und lebt.“

„Es ist geschmeichelt,“ sagte Eva.

„Nicht im mindesten!“ rief er, „das Original ist doch noch weit hübscher und mir lieber; aber warum

hast du denn auf dem Bilde den Hut auf und den Schirm in der Hand?"

„Weil es Straßentoilette ist, siehst du denn das nicht?" erwiderte sie.

„Nun tut nichts. Haustoilette wäre vielleicht noch hübscher gewesen. Du bist ja meine Hausfrau — Evchen, ha ha! Aber es ist auch so allerliebst, und der schöne Rahmen!"

„Wo willst du es denn aufstellen?" fragte sie.

„Auf meinem Schreibtisch, wo schon die anderen Bilder von dir stehen: das als Backfisch, dann als Braut und nun als langverheiratete Frau. Ja, ja, mein Herz, so vergeht die Zeit. — Ich danke dir, mein Liebling, das war eine reizende Überraschung."

Jetzt wurden die Dienstboten herbeigerufen: Frau Brake und das Mädchen.

Sie erhielten wie immer ein Geldgeschenk von Mörner, dann durften sie sich die Bescherung der Herrschaft betrachten.

Der Perlenschmuck erregte natürlich großes Gaffen und Bewundern bei den Frauen, und Frau Brake, die, auf ihre gewichtige Stellung im Hause vertrauend, bei solchen Gelegenheiten immer mit dem Munde vornweg war, unterließ es nicht, mit überschwänglichen Worten Evas Glück und Mörners Güte zu preisen und ihrer Herrin verblümte Andeutungen zu machen, daß sie einen so vortrefflichen Gatten auch gebührend lieben und ehren müsse.

Eva sah der alten Person vieles durch, aber ihre heutige dreiste Geschwätzigkeit ärgerte sie doch.

Beim Abendessen gab es ein Gericht, ohne welches für Mörner Weihnachten nicht Weihnachten gewesen wäre: Heringssalat. Frau Brake hatte diese aus den

heterogensten Elementen zusammengesetzte Speise genau in der Mischung hergestellt, wie sie ihr Herr liebte, aber Eva war trotz Mörners eifrigem Zureden nicht dazu zu bewegen, davon zu kosten.

Nach Tisch begab man sich in den Salon zurück. Eva schlug den Flügel auf und suchte die Noten zu einigen Weihnachtsliedern auf. Sie wußte, daß ihr Gatte es liebe, ein oder das andere auf das Fest bezügliche Lied von ihr vorgetragen zu hören. Dann rief sie die beiden Frauen wieder herein, die in einer Ecke Platz nahmen, während Mörner sich in einem Lehnstuhl ihr gegenüber niederließ, denn Eva hatte erklärt, sich selbst begleiten zu wollen.

Sie machte sich ohne Freudigkeit und Liebe an den Gesang, denn die alte Stimmung des Überdrusses und Widerwillens war wiederum über sie gekommen. Wozu das alles? Diese Überraschung, diese Freude und diese Lieder, war es nicht Schauspielerei? Sie wenigstens empfand doch nichts von dem, was sie hier vorstellen mußte — und würde das immer so fortgehen, jahrein, jahraus, immer dasselbe, dasselbe.

Sie sang als erstes: „Stille Nacht, heilige Nacht". Dann: „O du selige, o du fröhliche, gnadenbringende Weihnachtszeit".

Als sie hiermit zu Ende gekommen, stand sie brüsk auf und klappte das Instrument zu, ihr Zustand war ihr unerträglich geworden. Das Herz voller Tränen haben und dazu von Friede und Freude singen, nein!

„Noch ein Lied, Herzchen," rief Mörner, indem er ihre Hand ergriff. „Singe uns: ‚Es ist ein' Ros' entsprungen,' das herrliche Weihnachtslied."

„Nein," rief Eva im Tone höchster Erregung, „ich

will nicht, ich kann nicht – laß mich!" und sie stieß seine Hand von sich.

Mörner stand erschrocken auf. „Eva, was ist dir?"

„Mir ist nicht wohl. Laß mich allein."

Ihr Gatte winkte den Frauen, die hinausgingen, und näherte sich ihr mit besorgter Miene.

„Nein, laß mich!" rief sie in einem Tone, den er noch nie von ihr vernommen hatte.

„Aber ich möchte doch vielleicht — wäre es nicht" — stammelte er.

„Hörst du es nicht, ich will allein sein, ganz allein!" rief sie abermals.

Mörner ging kopfschüttelnd und tiefbekümmert in sein Zimmer. Daß die Feier so hatte enden müssen! — „Es ist körperlich," murmelte er, „sie hat sich jedenfalls überanstrengt bei ihren Armenbesuchen. Wir werden den Arzt fragen müssen." Er lauschte. Im Nebenzimmer war nichts mehr zu hören.

Eva hatte sich in das Schlafzimmer begeben, aber auch dort trat ihr mit dem Anblicke der beiden nebeneinander stehenden Betten die verhaßte Tatsache entgegen, daß sie gefesselt sei, daß sie kein Recht habe, allein zu sein.

Und sie brach in hysterisches Weinen aus. Das Geschenk, das ihr Mörner heute gegeben, hatte seine Vorbedeutung schnell wahr gemacht.

* * *

Friedrich hatte, wie Eva richtig vermutet, das Weihnachtsfest bei seinen Verwandten verlebt.

Zu einem richtigen Weihnachten gehören Kinder, an deren Jubel die Erwachsenen ihre Freude erzünden

können. In der Hauptmannsfamilie sorgte Fritz dafür, daß die Feststimmung keinen Augenblick einschlief.

Das Elternpaar war über eine Stunde im Salon geheimnisvoll beschäftigt, während Choiseule die nicht leichte Aufgabe übernommen hatte, Fritz, der heute Quecksilber statt Blut in den Adern zu haben schien, in der Zwischenzeit zu beschäftigen.

„Jetzt müssen wir die Lampe ausblasen!" rief er auf einmal aus. „So haben wir's immer gemacht; wenn das Christkindchen kommen soll, muß es ganz dunkel sein." Und er löschte richtig die Lampe aus, so daß Onkel und Neffe jetzt im Dunkeln saßen. „Weißt du, Onkel, früher, wie ich noch klein war —"

„Was bist du denn jetzt, du Gernegroß?" unterbrach ihn sein Onkel.

„Nein, ich meine, wie ich ganz klein war, da glaubte ich, das Christkindchen käme wirklich: aber seit vorvorigem Jahre weiß ich, daß es die Mama ist, die sich verkleidet; du sollst sehen, sie kommt heute wieder. — Riechst du's? Es riecht ganz nach Weihnachten, ich glaube, es kommt durchs Schlüsselloch herein, da ist drinnen wahrscheinlich ein Zweig angebrannt. — Ich weiß schon etwas, was ich bekomme, ich hab's neulich gesehen, aber ich tue so, als ob ich nichts davon wüßte, sonst betrübt sich Mama, daß mir die Überraschung verdorben ist. — Wo steckt aber nur Sophie eigentlich! Onkel, hast du Sophie gern?"

„Wen? Sophie Wangen. O gewiß!" erwiderte Choiseule zerstreut.

„Ach Onkel, ich habe Sophie so lieb. Sie ist so gut, du kannst dir gar nicht denken, wie gut sie ist. — Höre Onkel, ich möchte dich mal was fragen."

„Nun, frage immerzu, wenn die Frage nicht zu hoch gestellt ist, will ich sie zu beantworten versuchen," sagte Choiseule.

„Wie alt muß man denn sein, um heiraten zu dürfen?"

„Was kümmert dich denn das, gehst du etwa auf Freiersfüßen?"

„Ich möchte es gern wissen; ich will dir sagen warum — du mußt aber versprechen, es nicht weiter zu erzählen, versprichst du mir das?"

„Ich werde das tiefste Schweigen beobachten; das Grab soll eine Waschfrau gegen mich sein."

„Ich will nämlich Sophie heiraten."

„Nanu! Wann soll denn Hochzeit sein?"

„Kann man gleich heiraten, wenn man von der Schule kommt, Onkel?"

„Sage mal, Fritz, weißt du denn auch, ob sie dich nehmen wird; zum Heiraten gehören stets zwei."

Das war für Fritz eine neue Erwägung; er wurde sehr nachdenklich.

Da tat sich mit einem Male die Tür des Nebenzimmers auf, und ein Lichtmeer strömte auf die beiden im dunkeln Sitzenden ein, so daß sie für den ersten Augen- völlig geblendet waren.

Ein großer, bis zur Decke reichender Christbaum mit unzähligen Kerzen stand mitten im Zimmer.

Und jetzt schwebte eine Gestalt zu ihnen hinein, in lichter durchschimmernder Gewandung, auf der Silbersterne glitzerten, ein goldenes Krönchen auf dem lang herniederwallenden Haare und ein Kindlein im Arme haltend.

Fritz war wie erstarrt, sein beredter Mund verstummte für Minuten vor diesem Wunder. Dort

stand ja die Mutter geheimnisvoll lächelnd neben dem Vater, also sie konnte es nicht sein, und hier diese Gestalt mit dem Kinde – sollte es doch ein Christkindchen —

„Hurra! das ist Sophie und Helenchen," erscholl es auf einmal von Fritzens Lippen.

Und so war es: Sophie Wangen als Mutter Gottes mit dem Kinde auf dem Arme. Freilich, sie war schwer zu erkennen, ihre Gestalt erschien größer, ihr Gesicht war zart gerötet von schamhafter Erregung, und ihr geöffnetes braunes Haar gab den feinen Zügen einen wirksamen Hintergrund. Konnte man sich eine lieblichere Verkörperung jener wundersamen Legende von der jungfräulichen Mutter denken als durch diese Gestalt.

Aber Fritz war ein derber Realist; seine anfängliche Betroffenheit machte schnell ausgelassener Freude Platz. Er wollte die Mutter Gottes umarmen, aber das Christkindchen auf ihrem Arme erschrak darüber und verzog das Schnütchen bedenklich zum Weinen.

Damit war der Zauberbann gelöst, der alle gefangen gehalten hatte. Die wirkliche Mutter nahm ihr Töchterchen zu sich und beruhigte es wieder, und man machte sich nunmehr daran, seinen Platz am Bescherungstische herauszufinden.

Friedrich hatte seinem Schwager ein soeben erschienenes Werk eines französischen Militärschriftstellers über die nächste Kampagne zwischen Deutschland und Frankreich geschenkt, Schaurott hingegen Friedrich mit einem schönen Schreibzeug und einem wahren Berg von leerem Schreibpapier bedacht, und Geschenk wie Anspielung wurden von Choiseule gut aufgenommen. Sophie Wangen hatte für jedermann allerliebste Bildchen in

Kartenformat gemalt, Illustrationen von Weihnachts-sprüchen enthaltend.

Fritz beschenkte die Anwesenden mit Produkten seines Schulfleißes. Der Vater erhielt das letzte lateinische Extemporalienheft, in welchem die schlechteste Censur eine zwei war, wie er mit Stolz hervorhob; die Mutter bekam das Schönschreibeheft, Friedrich die deutschen Aufsätze, Sophie das Zeichenheft.

Fritz hatte von seinem Onkel ein Wettrennspiel erhalten, das gleich nach Tisch gespielt werden müsse, wie der kleine Mann verlangte.

Für Helenchen war dies das erste Weihnachtsfest, sie war im Frühjahr geboren. Das Kind war anfangs wie erstarrt und betäubt von dem Lichterglanz und all dem Unbegreiflichen, was um sie vorging; dann, als dränge ein plötzlicher Strahl des Verständnisses in ihre Kindesseele, fing sie an, die Ärmchen im Takte zu erheben und zu senken, zu lächeln, den kleinen Körper auf dem Arm der Mutter emporzurecken, und durch einen durchdringenden Schrei gab sie das aufkeimende Gefühl der Freude kund. Gleich darauf fiel sie in ihr vorheriges lautloses Staunen zurück, fing an, mit den kleinen Augen gegen das Licht zu blinzeln und war schnell eingeschlafen.

Die Mutter schaffte ihr Kind zu Bett, Sophie Wangen vertauschte das Himmelsgewand mit dem Alltagskostüm, Schaurott ging mit einem an der Spitze gekrümmten Messingrohre um den Weihnachtsbaum und löschte die Lichter aus, und damit fand die Feier ihr Ende.

Als Friedrich von Choiseule spät des Nachts nach Haus ging, dachte er, daß sein Schwager doch eigent-

lich kein so übler Mensch sei; „wenigstens macht er meine Schwester glücklich,“ sagte er sich.

Dann flogen seine Gedanken zu Eva Mörner; wie mochte sie wohl das Weihnachtsfest verlebt haben?

Zwölftes Kapitel.

Weihnachten war einige Tage vorbei, als bei Mörners eine Einladung zum Silvesterabend vom Hauptmann Schaurott eintraf.

Eva hätte sich aus der Einladung unter gewöhnlichen Verhältnissen schwerlich viel gemacht, aber der Gedanke, daß sie Friedrich von Choiseule bei seinen Verwandten antreffen werde, ließ sie dem Abende mit aufgeregter Spannung entgegensehen.

Friedrichs Verhalten während der letzten Zeit, sein langes Ausbleiben und sein Besuch zu ungeeigneter Stunde hatten Eva gekränkt; sie schalt sein Benehmen kalt, arrogant und noch schlimmer, aber im geheimen hegte sie dabei den sehnlichen Wunsch, ihn wieder zu erobern, neu zu fesseln und diesmal besser zu halten.

Dieser Stimmung entsprechend waren die Pläne, die sie in ihrem Kopfe wälzte, äußerst widerspruchsvoll und wechselnd. Sie hatte anfangs beschlossen, Friedrich bei dem kommenden Wiedersehen mit Kälte zu strafen, ihm zu zeigen, wie völlig gleichgültig er ihr sei, dann überlegte sie, daß dies ein allzu gewagtes Spiel sein möchte, daß sie auf diese Weise seine Neigung für immer verscherzen könne, und sie kam schließlich zu dem Entschlusse, daß sie sich ihm gegenüber natürlich und unbefangen verhalten und die Dinge sich entwickeln lassen wolle, wie sie sich von selbst entwickeln würden.

So kam der letzte Abend des Jahres heran.

Der Mietwagen hielt vor der Tür, und Theobald Mörner saß bereits eine geraume Weile angekleidet da, die massive Figur in den beengenden Gesellschaftsrock geklemmt, aber Eva ließ noch auf sich warten. Mörner kannte die Unpünktlichkeit seiner Frau, und ihm, dem peniblen, ordnungsliebenden, pedantischen Mann, war diese Eigenschaft Evas schon oft Anlaß zum Ärger geworden; aber er hatte sich bei ihr in vieles schicken müssen, und mit der Zeit schickte er sich, obwohl seufzend, auch hierein.

Und wer hätte ihm aus dieser nachsichtigen Schwäche einen Vorwurf machen mögen! Jedenfalls der nicht, der sie jetzt aus ihrem Zimmer treten sah, in elegant kleidsamer Toilette und Frisur, lächelnd im Bewußtsein ihrer Reize.

Sie hatte ein glattes, cremefarbenes Mullkleid angelegt, mit enganschließenden Ärmeln, am Hals geschlossen. Im Haar trug sie eine Teerose und als einzigen Schmuck ein steinbesetztes Medaillon an schwerer Goldkette, ein Geschenk ihres Vaters, das auch sein Bildnis enthielt.

„Nun, wie gefalle ich dir?" fragte sie, auf ihren Mann zugehend, und gab ihm einen leichten Schlag mit dem Fächer.

Mörner erkannte zu seiner Freude, daß sie heute gut gelaunt sei, und vergaß seinen Ärger über ihr langes Ausbleiben.

„Reizend bist du, mein Herz, allerliebst!" sagte er und blickte sie strahlenden Auges an.

„Nun, und bemerkst du denn gar nichts Außergewöhnliches, gar keine Veränderung an mir?" fragte Eva.

„Das Kleid ist wohl neu?" erwiderte Mörner.

„Dieses Kleid neu! Du hast es wohl schon zehnmal an mir gesehen. Ach nein! Du siehst aber auch gar nichts," sagte Eva halb amüsiert, halb ärgerlich. „Ich habe eine neue Frisur, bemerkst du denn das nicht; findest du, daß sie mir steht?"

„Ja, ja, ausgezeichnet!" erwiderte ihr Gatte aufspringend, „aber wir müssen jetzt fort, Herzchen; es ist die höchste Zeit. Komm, komm!"

Außer Mörners hatte der Hauptmann nur seinen Schwager und Doktor Burt eingeladen.

Nachdem Eva die übrigen Anwesenden begrüßt, erwiderte sie auch Friedrichs Kompliment mit leichtem Kopfneigen; die Hand reichte sie ihm jedoch nicht.

Fürs nächste wurde sie durch Schaurott völlig in Beschlag genommen, der ihr einen eingehenden Vortrag über die Neujahrsgebräuche in den verschiedenen Ländern hielt.

Eva schenkte seinen Worten nur soviel Aufmerksamkeit, um ab und zu eine verwunderte oder zustimmende Bemerkung einwerfen können.

Im übrigen war ihre Aufmerksamkeit Friedrich zugewendet. Wann wird er zu mir kommen, oder wird er sich gar nicht um mich bekümmern? Jetzt unterhält er sich mit Mörner, wenn ich nur hören könnte, wovon. Wie eifrig sie scheinen! Und hier dieser unausstehliche Mensch mit seinen Neujahrsgebräuchen! Was geht es mich denn an, ob sie in Friesland Julklapp haben und in England mistletoe, und ob sie in Sachsen Blei gießen, so kreuzten sich die Gedanken in Evas Kopfe, während sie mit jener höchstes Interesse ausdrückenden Miene, die nur Frauen zu erheucheln vermögen, Schaurotts wohlgesetzten Reden zuhörte.

Endlich war sie erlöst, der Hauptmann wurde von seiner Frau beiseite gerufen.

Friedrich, der seit ihrem Eintritte für nichts anderes Sinn und Interesse gehabt hatte, als für sie, trat nunmehr zu Eva.

Er heuchelte kühle Gelassenheit; in Wahrheit hatte ihre Erscheinung und das Bewußtsein, ihr wieder nahe zu sein, einen Sturm der widersprechendsten Gefühle in seiner Seele aufgeregt.

„Haben Sie ein fröhliches Weihnachtsfest verlebt, gnädige Frau?“ leitete er das Gespräch ein.

„Ein sehr fröhliches Weihnachten, Herr von Choiseule,“ erwiderte Eva. „Und wo waren Sie am heiligen Abend?“

„Hier bei meinen Verwandten.“

„Wie lange wir uns nicht gesehen haben, Herr von Choiseule,“ erwiderte Eva jetzt mit der unbefangensten Miene der Welt.

„Ja, allerdings eine ganze Weile,“ meinte Friedrich, und sie glaubte Verwirrung in seinen Zügen zu lesen. „Ich habe sehr bedauert, Sie bei meinem Besuche neulich verfehlt zu haben, gnädige Frau.“

„Wie konnten Sie aber auch den Vormittag als Besuchsstunde wählen, Sie wissen, da ist mein Mann auf dem Gericht und eine Hausfrau entweder in der Wirtschaft tätig oder mit Besorgungen beschäftigt.“

„Ich glaubte nicht, daß Sie eine so passionierte Hausfrau wären.“

„O, ich weiß sehr gut, was Sie für eine geringe Meinung von mir haben; Toilette, Romane und ein wenig Gesang, das sind die Dinge, mit denen ich nach Ihrer Ansicht meine Zeit hinbringe, nicht wahr?“

Friedrich stammelte irgend etwas, das ebensogut eine Bestätigung als eine Ableugnung dieses Vorwurfs sein konnte.

„Ich sage Ihnen aber, daß Sie mir damit sehr unrecht tun, Herr von Choiseule," fuhr Eva fort. „Wenn Sie sich in der letzten Zeit nicht fern von unserem Hause gehalten hätten, würden Sie erfahren haben, daß ich mich jetzt mit sehr ernsthaften Dingen beschäftige. Mit nichts Geringerem als der Armenpflege; hören Sie nur — —"

Und nun erzählte sie ihm von ihrer neuen Tätigkeit alles, von dem Gespräche mit Frau von Choiseule anfangend.

Eva verstand es zu erzählen, wenn sie wollte, sie wußte Menschen und Verhältnisse skizzenhaft graziös zu schildern, und heute legte sie all den bestrickenden Reiz, dessen sie fähig war, in ihre Worte, Mienen und Blicke; sie wollte ihn bezaubern, wollte den Verlorenen wiedergewinnen.

Sie erreichte ihren Zweck schneller, als sie es zu hoffen gewagt. Friedrich schien wie unter magischen Bann geraten zu sein, er äußerte nichts, lauschte schweigend ihren Worten, verzehrte sie mit seinen Blicken; seine Züge schienen nur noch fähig, einem Gefühle Ausdruck zu geben: Hingebung an sie. Und Evas Herz frohlockte über den leicht errungenen Sieg.

Jetzt ging es zu Tisch. Schaurott führte Eva, Mörner die Hauptmannsfrau, Burt Sophie Wangen; Choiseule und Fritz folgten ohne Damen.

Fritz war die Teilnahme an dem Souper nur unter der Bedingung gestattet worden, daß er sich mucksmäuschenstill verhalte, sonst komme er das nächste Mal an den Katzentisch, und diese Aussicht war so schrecklich für ihn, daß er über Tisch schwieg wie das Grab; aber er saß ja neben seiner angebeteten Sophie, außerdem gab es lauter gute Sachen, und der Papa war so

beschäftigt, daß er nicht aufpassen konnte, wieviel sich sein Fritz zulangte; das waren alles Trostgründe, die ihm sein Papageno-Geschick erleichterten.

Die Bedienung wurde, wie es sich in einer schlichten Offiziersfamilie gehört, von dem Burschen besorgt, dem das Mädchen half.

Der Hauptmann war sehr stark mit Eva Mörner engagiert. Schaurott besaß ein gut Teil Selbsteingenommenheit; unter anderem hielt er sich für geistreich und interessant, und er gehörte zu den Männern, die, wenn eine Dame ihren Worten nur die geringste wirkliche oder scheinbare Aufmerksamkeit geschenkt hat, für ausgemacht ansehen, daß sie Eindruck gemacht haben.

Eva war in bester Unterhaltungslaune, ihr scheinbares Interesse für seine Person veranlaßte ihren Partner zu den possierlichsten Extravaganzen. Eine übermütig ausgelassene Stimmung hatte Eva ergriffen, es reizte sie, Choiseule für seine vorhergegangene Gleichgültigkeit ein wenig abzustrafen; und dazu bot sich hier die beste Gelegenheit. Sie kannte Friedrichs Gesinnung gegen seinen Schwager und wußte, daß ihr Kokettieren mit diesem und Schaurotts Aufmerksamkeit für sie ihm Qualen eifersüchtigen Verdrusses bereiten mußten.

Und in der Tat verdüsterte sich Choiseules Gesicht, der ihr gegenüber saß, mehr und mehr, und im Schweigen wetteiferte er schließlich mit Fritz.

Burt war mit Sophie Wangen in ein Gespräch über deren Kunst vertieft, bei dem er freilich weit mehr der gebende als der empfangende Teil war. Sophie war nicht redselig, sie schien die Aussprache ihrer Gedanken der Hauptsache nach den Augen zu überlassen. Diese brachten in der Unterhaltung ihr Verständnis und ihre Empfindungen zum Ausdruck; es waren

klare, ausdrucksvolle, im wahren Sinne des Wortes sprechende Augen.

Burt hatte den Wunsch ausgesprochen, einige von ihren Arbeiten zu sehen, und nach Tisch brachte Sophie ihre Skizzenmappe herbei.

Man machte sich an die Besichtigung ihrer Blätter, die der Hauptsache nach in Blei und Kreide, zum Teil auch in Aquarell und Tusche ausgeführt waren.

Da waren landschaftliche Motive, Studien nach Gips und Photographieköpfen, Porträts, Farbenskizzen und Entwürfe zu selbsterdachten Bildern, Sujets aller Art, reich, lebendig, aus dem Borne einer schier unerschöpflichen Phantasie heraufgeholt, wie eben ein junges Talent zu geben pflegt, dessen Reichtum durch Ausgaben noch nicht geschwächt ist.

Da zeigte sich wohl hie und da eine Übertreibung, eine Verzeichnung oder ein perspektivischer Fehler, zurückzuführen auf den Mangel an Routine bei der Künstlerin, aber keines ihrer Werke erschien seicht oder langweilig; es war Temperament und Schwung darin, und manche Stücke sprachen von einer Reife des Empfindens, die frappieren mußte, wenn man die Jugend ihrer Schöpferin damit verglich.

Der Hauptmann gefiel sich darin, den Patron dieses jungen Talentes zu spielen; er reichte mit wichtiger Miene Sophiens Arbeiten zur Ansicht herum, indem er auf die Vorzüge einzelner Stücke besonders aufmerksam machte.

Man geizte nicht mit Lob, das von Sophie mit Gleichmut hingenommen wurde. Sie empfand nicht den brennenden Durst nach Anerkennung des verkannten oder unterdrückten Genies, sie konnte ja gar nicht anders, sie mußte so schaffen; das, was andere so außer-

gewöhnlich fanden, kam ihr selbst so leicht, so selbstverständlich vor; warum davon viel Aufhebens machen!

Die eigentliche Feier des Silvesterabends sollte nach den Intentionen des Wirtes aber erst noch beginnen. Schaurott hatte einen detaillierten Plan für den Abend entworfen, wie er es überhaupt liebte, nach untergelegten Ideen zu handeln. Für diese Gelegenheit hatte er folgende Anordnungen getroffen: Eine Stunde nach dem Abendessen kommt heißes Wasser und die Ingredienzien zu einem Punsch herein, dazu wird Stollen gegeben; darauf soll Blei gegossen werden; um elf Uhr geht Fritz zu Bett; die Erwachsenen erwarten gemeinschaftlich die Neujahrsstunde.

Zum Bleigießen wurde eine umfangreiche, mit Wasser gefüllte Schüssel herbeigeschafft, nebst einem Blechlöffel mit langem Holzgriff, welcher, um das Blei zum Schmelzen zu bringen, auf die glühenden Kohlen des Ofens gelegt wurde.

Eva hatte auf den Wunsch des Wirtes den Anfang mit dem Gießen gemacht. Das glühflüssige Blei fiel zischend in das kalte Wasser und nahm dort eine merkwürdig krause Gestalt an. Der Hauptmann, welcher die Pflicht der Deutung übernommen, konnte nichts als „verschlungene Lebenswege" daraus entnehmen.

Die Anwesenden kamen nacheinander alle an die Reihe, und die verschiedenartigen Formen, die beim Gießen zutage gefördert wurden, gaben zu den abenteuerlichsten Vermutungen Anlaß. Da erschien ein wahrer Regen von kleinen, länglichen Klümpchen: das waren Tränen; dort runde flache Plättchen: das konnte nur Geld bedeuten. Friedrich goß ein sonderbares Ding. „Eine Schlange" hieß es, „nein, ein Ring; er wird

also heiraten." — „Ein Lorbeerkranz" entschied der Hauptmann als Augur.

Als das Bleigießen vorüber war, schickte der Vater Fritzen zu Bett. Der wäre nur gar zu gerne geblieben, denn er hatte noch niemals die Neujahrsstunde herangewacht, und seine kindliche Phantasie verknüpfte mit dem Momente des Jahreswechsels ganz außergewöhnliche Vorstellungen. Er gehorchte dem Befehle des Vaters, sich zu Bett zu begeben, aber im geheimen hatte er beschlossen, den Versuch zu machen, ob er sich nicht bis Schlag zwölf Uhr im Bette wach erhalten könne. Schon vorm Jahre hatte er das angestrebt, war aber vorzeitig eingeschlafen; heute wollte er einmal probieren, durch Kopfrechnen den Schlaf fernzuhalten.

Eva fragte den Hauptmann, ob ihm das „Lichtelschwimmen" bekannt sei. Schaurott verneinte. Sie hätten das in der Pension zum Silvester gemacht, erklärte Eva; dann beschrieb sie es ihm: In leere Nußschalen werden kleine Wachslichte geklebt. Man wählt sich eine der Schalen aus und setzt sie auf das Wasser, sie sollen Lebensschifflein und die Lichtlein darinnen das Lebenslicht bedeuten.

Schaurott nannte diese Idee „äußerst sinnig" und ließ sofort Nüsse und kleine Lichter herbeischaffen.

Nach Evas Anordnung machte man sich nun daran, die Lebensschifflein herzustellen, dann wurden sie auf das vom Bleigießen her noch vorhandene Wasserbecken gesetzt und die Lichtchen angezündet.

Es war merkwürdig genug, zu beobachten, wie jedes der kleinen Fahrzeuge, als wohne ihm ein lebendiger Wille inne, von Anfang an ein eigenartiges Benehmen zeigte. Eins ließ sich von der leisen Bewegung der Wasserfläche an den Rand des Beckens tragen und

verharrte dort in einsiedlerischer Abgeschiedenheit. Je zwei Paare vereinigten sich und schienen sich aneinander festklammern zu wollen. Eine der Schalen schöpfte durch ein unsichtbares Leck schnell Wasser und sank plötzlich zischend zum Boden des Gefäßes.

„Ich hätte Ihnen mehr Lebenskraft zugetraut, Herr Doktor," sagte Schaurott lachend zu Burt, dessen Schifflein dieses jähe Ende genommen.

Die Lichter fingen nach und nach an niederzubrennen; eins der Boote legte sich auf die Seite, es war Friedrichs, im Sinken riß es ein anderes mit sich hinab, Evas. Dann verlöschten zwei Lichtlein, deren Boote lange einmütig zusammengehangen hatten, und schließlich auch der Einsiedler, der am längsten geglimmt hatte.

So rückte die Neujahrsstunde heran.

Jetzt tönte draußen der erste Glockenschlag deutlich durch die klare Nachtluft vom nächsten Turme herüber. Man schüttelte sich die Hände und wünschte sich ein glückliches Neujahr.

Die Hauptmannsfrau hielt es nun nicht länger bei ihren Gästen aus, sie mußte zu ihren Kleinen, um diesen heimlich den ersten Kuß im neuen Jahr zu geben und ein kurzes Gebet an ihren Betten zu sprechen.

Sie fand Helenchen und auch Fritz in festestem Schlummer liegend; also Fritz hatte die Neujahrsstunde wiederum verschlafen — wie wird er sich darüber morgen beim Erwachen ärgern!

Nunmehr trennte sich die Gesellschaft.

Mörner bot Friedrich einen Platz in seinem Fiaker an, und da Eva sich dieser Aufforderung anschloß, sagte Friedrich zu und setzte sich zu dem Ehepaar in den Wagen.

Anfangs plauderte Mörner, dann wurde er still; er glaubte, Eva sei abgespannt. Sie lag zurückgelehnt in dem Fond des Wagens, aber nicht aus Ermüdung, ihr Denken und Empfinden war erregter und wacher denn je. Sie wußte, daß der, welcher ihr gegenübersaß, dessen Augen die ihren trotz der Dunkelheit gesucht und gefunden hatten, jetzt wieder ihr gehöre und fortan ewig ihr gehören werde.

So fuhren sie durch die von wüstem Silvesternachtslärm erfüllten Straßen dem neuen Jahre entgegen, Friedrich nichts sehend, nichts denkend, nichts fühlend als Evas Gegenwart, Mörner in seiner Ecke eingenickt.

Dreizehntes Kapitel.

Was dachte sich eigentlich Eva Mörner am nächsten Morgen, als die Erregtheit ihres Gemütes einer nüchterneren Stimmung Platz gemacht hatte? Bereute sie etwa ihr Tun vom Abend vorher? Keineswegs!

Das wilde Frohlocken ihres Herzens über den errungenen Sieg hatte sich in eine ruhige, aber darum nicht weniger innige Freude umgewandelt.

Eva schwamm hingerissen von dem Strom der Wonne einer ersten wahren Leidenschaft. Sie hatte sich anfangs nur schwach gewehrt, jetzt ließ sie sich widerstandslos tragen, berauscht, besiegt, hingegeben an das Gefühl, das sie ganz durchglühte mit nie geahnter Seligkeit.

Für sie war ein neues Leben angegangen; alles Vergangene erschien ihr traumhaft, schal, wesenlos. Sie lebte nur noch in der seligen Gegenwart, die Vergangenheit war versunken für sie, an die Zukunft dachte sie in diesem Wonnetaumel ihrer Gefühle nicht.

Zu ihrem tiefsten Erstaunen sah sie Empfindungen, Gedanken, Fähigkeiten in sich ersprießen, wie Blätter an einem Baume im Frühjahr. Eine neue Welt schien für sie entdeckt, auf der sie fortan leben wollte; mochte das Meer ihre alte mit Vergessenheit bedecken.

Ihr Alltagsleben, ihr Gatte traten dagegen in den Hintergrund; das Alte, was aus ihrem früheren Leben in ihr jetziges hineinragte, nahm sie wie etwas Zufälliges, etwas, das nicht zu ändern war, hin. In ihrem Dasein hatten nur noch die Stunden Bedeutung, wo er kam, die übrige Zeit füllte das Denken aus auf die Momente seiner Gegenwart hin oder an sie zurück.

Besorgnis, was mit der Zeit hieraus entstehen müsse, Bedenken, ob das, was sie tue, recht und vernünftig sei, Gewissensbisse, Reue oder Scham störten nur vorübergehend ihren seligen Traum; wenn sich derartige Erwägungen warnend vor ihrer Seele erhoben, dann jagte sie diese schnell daraus hinweg. Sie wollte nicht sehen, wollte blind und taub sein gegen alles, was ihrem jungen Glücke feindlich war.

Wahrlich, an ihr lag es nicht, wenn zwischen ihr und Friedrich das entscheidende Wort noch nicht gefallen war, wenn eine Wand bestehen blieb, die sie trennte, wenn nichts geschah, das Sitte und Anstand äußerlich verletzt hätte.

Die Form wurde zwischen ihnen gewahrt, Choiseule klammerte sich an diese wie an ein letztes, schützendes Bollwerk, in der Tat das einzige, das sie schied, denn wenn er auch das süße Geständnis noch nicht zu ihren Füßen gestammelt hatte, ihre Seelen hielten einander längst in verzehrender Liebesglut umschlungen.

Und so saß er Eva gegenüber oft wie gelähmt vor geheimer Angst, wenn er jetzt wie ehemals in der

Zeit der Abenddämmerung zu ihr kam, nicht selten schweigsam und in Träumerei verloren, dann wieder unnatürlich lebhaft und gesprächig, als zittere er vor einer dämonischen Macht in seinem Inneren, die geweckt und wider seinen Willen zum Durchbruch kommen könne; oft in Wonne erschauernd, wenn ein Wort oder ein Blick von ihr ihn belehrte, daß sie ihn liebe, und dann wieder in Furcht erbebend vor dem Augenblicke, der die endliche Besiegelung ihres Bundes bringen mußte.

Wenn Choiseules Leidenschaft auch eine stürmischer verlangende sein mochte, so besaß er als Gegengewicht auch eine stärkere, sittliche Selbstbeherrschung und vor allem einen schärferen, logischer denkenden Verstand als die Frau, die er liebte, einen Verstand, der ihm die Folgen der Tat, wenn sie einmal geschehen war, klar voraus erkennen ließ.

Und dann klangen ihm die Worte seiner Mutter noch in den Ohren; oft in seinen fieberischen Liebesträumen tauchte das bleiche, treue Gesicht der alten Frau vor ihm auf, und wie durch einen Tropfen Öl geglättete Wogen, so legte sich die Brandung seiner Leidenschaft vor diesem Bilde voll heiliger Reinheit. Dann sah er sich im Geiste zurückversetzt in jene Stunde, wo sie ihn angefleht, mit Tränen beschworen, der Versuchung obzusiegen, und wo er ihr gelobt, sie solle an ihrem Sohne keine Schande erleben.

Aber diese warnenden Stimmen in seinem Inneren wurden mehr und mehr übertäubt von den verlockenden Sirenenklängen der Verführung.

„Warum so zaghaft, so bedenklich!“ sagte er sich — da war ein junges, schönes Weib, erglühend und liebedürstend wie er, sollte er ewig blöde von fern

stehen, die unmännliche Rolle eines David spielen? Wie viele Männer in seiner Lage würden sich da keinen Augenblick besinnen, kühn und unbedenklich nach dem greifen, was sich ihnen selbst antrug. — Konnte hier überhaupt von einem Unrecht die Rede sein? Sie liebten einander, das Schicksal hatte Eva für ihn bestimmt, ihre Ehe mit Mörner war ein Irrtum; und waren die Gebote der Natur nicht stärker als die des Vorurteils und der Konvenienz?

So schwankte Friedrich zwischen Recht und Unrecht, vernünftiger Erwägung und verliebter Tollheit, zwischen Selbstanklagen und rücksichtslosem Begehren in einem Wirbel umgetrieben, der seinen Kopf schwindeln machte, seinen Blick für das Richtige immer mehr trübte, ihm schließlich allen Glauben an die eigene Kraft und jede Hoffnung, aus diesem Chaos jemals auf sicheren Grund zurückzukehren, benahm.

Sein Zustand wurde ihm oft zur rasenden Pein, und einmal dachte er im Ernste daran, um dieser Höllenqual ein Ende zu bereiten, Berlin zu verlassen, ins Ausland zu gehen, aus den Armen der Verführung zu entfliehen, ehe sie ihn gänzlich entmannt habe.

Aber seine Leidenschaft hatte ihn in Banden geschlagen, die mit einem mutigen Rucke zu zerreißen er schon nicht mehr imstande war — und so blieb er und besuchte Eva Mörner noch häufiger als vordem.

In der Unterhaltung mit ihr vermied er mit ängstlicher Scheu alles, was ihn zu einer Aussprache seiner Gefühle hätte fortreißen können, er haschte geradezu nach unverfänglichen Gesprächsstoffen.

Er las ihr seine Artikel vor, und da diese öfters Gebiete berührten, welche Eva fremd waren, so knüpfte er an die Lektüre erklärende Unterweisungen. Häufig

brachte er ihr auch Bücher mit, ernsteren Inhalts als die Unterhaltungsliteratur, mit der sie sich bisher vorwiegend die Langeweile vertrieben hatte! Eva machte sich mit Eifer an diese Lektüre. Friedrich zuliebe überwand sie wirklich für einige Zeit ihre Abneigung gegen die Beschäftigung mit ernsten Dingen in einer anderen als kokettierend spielenden Weise.

Eva faßte leicht, aber ihr Verstehen ging über die Oberfläche der Dinge dahin, eignete sich nur das Äußerlichste von ihnen an, dem Schmetterlinge vergleichbar, der den Blütenstaub des Blumenkelches abstreift. Sie besaß große Beweglichkeit des Geistes und verstand es, in der Unterhaltung durch glückliche Einfälle, die den Eindruck tieferen Verständnisses hervorriefen, über viele Mängel ihrer geistigen Entwickelung liebenswürdig hinwegzutäuschen. Eva dachte graziös, das war ihr Geheimnis, und sie äußerte ihre Gedanken in leichter gefälliger Form.

Im vertrauten Verkehre mit ihr konnte es Choiseule freilich nicht entgehen, wie oberflächlich Evas Bildung sei, und daß sie so ziemlich von allem eine Ahnung, aber für nichts ein wirklich tieferes Verständnis besitze.

Doch welcher Mann wollte darum einen Stein auf Friedrich werfen, weil ihn an der Frau, die er liebte, dieser Mangel eher entzückte als störte? — Wir wollen es ja nun einmal so haben, daß die Frauen unfertige, vernachlässigte, zu uns emporschauende Geschöpfe bleiben; hilfloses Anschmiegen, schwächliche Naivität flößt uns ein Mitleid ein, das wir Liebe nennen; Bedeutendheit, überlegene Selbständigkeit oder gar das Streben nach Gleichstellung mit uns, den stolzen Herrn der Schöpfung, von seiten des schwächeren Geschlechts, erfüllt uns mit

geheimem Grauen; eifersüchtig erschreckt, bangen wir für unsere Prärogative.

Und zudem schmeichelte sich Friedrich mit dem Gedanken, an Eva ein gutes Werk zu tun, wenn er höhere Interessen in ihr erwecke, ihre Kenntnis bereichere, ihre Anschauungen erweitere, ihr Empfinden vertiefe. Die lebhaft freudige Aufmerksamkeit, welche Eva seiner Belehrung entgegenbrachte, nahm er als ein wirkliches Interesse für die Sache hin und erkannte nicht, daß sie nur der Person des Lehrers gelte.

Choiseule hatte noch im alten Jahre seine Novelle zu Ende geführt, jetzt war er dabei, eine Reinschrift für den Druck herzustellen.

Eva hatte ihn bereits mehrfach nach dem Fortschritte seiner Arbeit gefragt und gedrängt, er möge doch endlich sein Versprechen einlösen und sie mit der Novelle bekannt machen.

Friedrich konnte sich dazu nur schwer entschließen; „Die Lebensmüden", so hieß seine Dichtung, behandelte die Liebe eines verheirateten und in seiner Ehe unglücklichen Mannes und eines jungen Mädchens, deren verhängnisvolle Leidenschaft im selbsterwählten, gemeinschaftlichen Tode ein Ende findet.

Es war nicht unbegreiflich, daß Friedrich Bedenken trug, der Frau, die er liebte, eine Arbeit solchen Inhalts vorzulegen, aber schließlich gab er Evas Bitten nach, deren Neugier durch sein Zögern nur noch reger geworden war, und las ihr seine Novelle vor.

Wenn Friedrich befürchtet hatte, das von ihm behandelte Thema oder der Pessimismus, der in seiner Arbeit zur Aussprache kam, werde Eva unangenehm berühren, so täuschte er sich. Sujet und Behandlung sagten ihrem Geschmacke zu, sie folgte den einzelnen

Wendungen der Erzählung mit lebhaftem Interesse; der traurige Abschluß schien weniger erschütternd oder niederschlagend auf sie zu wirken als aufgeregt sentimentales Wohlgefallen in ihr zu erregen. Sie fand das Ganze, als Friedrich sie nach beendetem Vorlesen um ihr Urteil fragte, „entzückend, interessant und so romantisch."

Wie stand nun eigentlich Choiseule während dieser Zeit zu Evas Gatten?

Daß Mörner um Friedrichs häufige Besuche bei seiner Frau wisse, konnte Friedrich nicht annehmen; es geschah wie auf stillschweigendes Einvernehmen zwischen Eva und ihm, daß er zu seinem Kommen stets Stunden wählte, wo er sicher sein konnte, Mörner nicht zu Haus zu finden. Für Choiseules Stolz war das Bewußtsein, in dieser Weise einen Mann hintergehen zu müssen, der seines Vaters Vertrauter und sein eigener Vormund gewesen, ein tief demütigendes, peinvolles Gefühl. Freilich hatte er auch Entschuldigungen für sein Tun zur Hand, mit denen er die Stimme des Anklägers in seinem Inneren zu beschwichtigen suchte. Warum ließ Mörner seine junge Frau auch so viel allein, warum gab er so wenig Acht auf sie; war er nicht überhaupt ein gänzlich unpassender Gatte für sie? Wie hätte er, Friedrich, an seiner Stelle Eva auf Händen tragen, sie lieben und hegen und pflegen wollen! Mörner wußte gar nicht, welchen Schatz er an ihr besaß, und war seines Besitzes darum nicht wert. So philosophierte Friedrich, aber alle diese wohlerdachten Rechtfertigungsgründe vermochten nicht, sein Gewissen zu übertäuben. Er fühlte sich Mörner gegenüber wie ein heimlicher Verbrecher, dessen Entdeckung jeden Augenblick erfolgen kann, und darum vermied er die Begegnung mit ihm geflissentlich.

Zwischen Eva und Friedrich wurde Mörners so gut wie niemals Erwähnung getan, es schien, als ob Eva die Tatsache, daß sie einen Gatten besitze, völlig negieren wolle; einmal jedoch ließ sie, wie von ungefähr, eine abfällige Bemerkung über ihren Mann fallen, der Ausdruck von Friedrichs Gesicht aber belehrte sie sofort, daß sie mit ihrer Äußerung dessen Zartgefühl verletzt habe, und sie lenkte daher schnell ein.

Eva fing mehr und mehr an, ihren Gatten als etwas zu betrachten, das lästig ist und im Wege zu einem besseren Glücke steht.

Seitdem sie Friedrich kennen gelernt, war es ihr, als seien ihr die Augen über Mörner erst aufgegangen. Sie sah auf einmal, daß er alt war, und vor allem eine Ansicht setzte sich mehr und mehr fest in ihr, nämlich daß ihr Gatte ordinär sei. Seine Erscheinung, seine Manieren, seine Art zu sprechen, kurz alles an ihm fand sie neuerdings unvornehm.

Sie tat ihm damit großes Unrecht; Theobald Mörner war freilich kein Blender, er war ein schlichter, deutscher Bürgersmann, dem nichts verhaßter war als Ziererei und falscher Schein, der sich nicht schniegelte und bügelte, aber stets sauber und akkurat kleidete und eine würdige Haltung zur Schau trug.

Aber Eva hatte für die bürgerlich anspruchslosen Vorzüge seines Charakters keinen Sinn, und was die Hauptsache war, sie suchte mit Eifer nach etwas, das sie mit einem Scheine des Rechtes ihrem Gatten vorwerfen könne, um darin eine Entschuldigung für ihr eigenes Tun zu finden.

Aber von ihrer wahren Stimmung gegen ihn ließ sie Mörner nichts merken; wie alle Frauen, die drauf und dran sind, ihre Männer zu hintergehen, zog sie im

Verkehr mit ihm jetzt ganz besonders gefügige und liebenswürdige Saiten auf, um seinem Argwohn von vornherein entgegenzutreten.

Vierzehntes Kapitel.

Friedrich von Choiseule hatte seine Novelle einem Verleger angeboten, und dieser erklärte sich bereit, nachdem er von dem Manuskript Einsicht genommen, die Arbeit in Verlag zu nehmen. Friedrich kam eben von diesem Herrn, mit dem er die Verlagsbedingungen festgestellt, als er auf der Straße seinem Freunde Burt begegnete.

„Wo gehst du hin, so feierlich im hohen Hute?" rief er diesem zu.

„Ich mache dem Grafen Landskerrotitsch meinen Gegenbesuch," erwiderte Burt. „Ich denke bei dieser Gelegenheit seine Frau kennen zu lernen und muß gestehen, ich bin einigermaßen gespannt, als was sie sich entpuppen wird. — Willst du mich nicht begleiten?"

„Meinst du nicht, daß sie sich wundern würden, wenn ein gänzlich Fremder —"

„Ah, bah wundern! Landskerrotitsch ist ein Weltmann, der das Verwundern längst verlernt hat. Übrigens interessiert er sich lebhaft für dich, er fragte mich neulich nach dir aus, und als ich ihm versicherte, du seiest das größte schriftstellerische Genie deiner Zeit, vorläufig nur noch nicht erkannt, wuchs sein Interesse gewaltig. Er protegiert alles, was zur Kunst gehört, das Ballett und den Zirkus, wie die Malerei und Poesie. Du wirst es nicht bereuen, ihn näher kennen zu lernen, zum mindesten ist er ein Typus; du solltest ihn in deinem nächsten Romane verwenden."

Friedrich ließ sich überreden und begleitete den Freund.

Der Graf hatte nicht weit vom zoologischen Garten Quartier genommen, in jenem behaglich opulenten Villenviertel, dem man es kaum zutraut, daß es ein Teil der von Lärm, Arbeit, Schmutz und Elend erfüllten Millionenstadt ist.

Hier in einer ruhigen, baumbepflanzten Allee hatte Landskerrotitsch das Hochparterre einer in modernisiertem Renaissancestil aus gelben Sandstein erbauten kleinen Villa gemietet und sich mit Weib und Dienerschaft da eingenistet. Das Haus war in einem Garten gelegen, der jetzt freilich mehr an einen Kirchhof erinnerte, denn seine Beete waren mit Hügeln von Stroh, Reisern und Laub bedeckt, und die exotischen Gewächse schliefen in sorglicher Winterverpackung der Auferstehung im Frühjahr entgegen. In diesem Garten, der von der Straße durch ein schweres, eisernes Gitter getrennt war, lag die Villa, kokett und graziös wie ein Schmuckkästlein. Die kostbaren, spitzengarnierten Vorhänge hinter den Spiegelscheiben der Parterrefenster ließen ahnen, daß die innere Einrichtung der Außenseite würdig sei.

Graf und Gräfin waren zu Hause, wie der Diener in schnürenverzierter Livree, dem Kostüm und Typus nach ein Magyar, mit fremdländischem Akzent versicherte.

Landskerrotitsch kam den beiden ins Entree entgegen, rosig und parfümiert, in ein Morgenkostüm von mattgrauem Sammet gekleidet.

„Scharmant, scharmant!“ rief er, ihnen die zarten Händchen entgegenstreckend, „mein lieber Doktor und Sie, sein Freund; les amis de mes amis sont mes amis. Kommen Sie! Die Gräfin wird sich unaus-

sprechlich freuen; ich habe ihr so viel von Ihnen erzählt. Treten Sie bitte hier ein."

Die Gräfin zeigte sich als eine stattliche Erscheinung, gewiß um einen halben Kopf größer als ihr Gatte. Doch war ihre Figur durchaus proportioniert, die Glieder standen in gutem Verhältnisse zu ihrer Körpergröße; auch Hände und Füße waren groß, wenn auch keineswegs plump. Sie hatte dunkelblondes Haar, dessen mächtige Flechten zu einer schlichten Krone verschlungen auf dem Hinterkopfe lagen; der Teint war von gesunder Milchweiße, die großen grauen Augen mandelförmig geschnitten, lang bewimpert und ruhig blickend. Sie machte den Eindruck einer späten Zwanzigerin, in Wahrheit war sie dreiunddreißig und somit nur um ein Jahr jünger als der Graf.

Ihren Zügen war zwar kein eigentlicher Liebreiz eigen, aber es lag etwas in denselben, das Zutrauen und Sympathie erweckte. Sie war eine von den Frauenerscheinungen, auf denen man das Auge um so lieber mit Wohlgefallen ruhen läßt, als man nicht zu besorgen braucht, das Herz sofort an sie zu verlieren; sie war eine ruhige, keine beunruhigende Schönheit.

Die Gräfin begrüßte die Herren, indem sie ihnen kräftig die Hand schüttelte und ihnen sagte, sie habe schon von beiden durch ihren Gatten gehört.

Sie sprach mit einer für eine Frau etwas tiefen, aber trotzdem weich und wohlklingenden Stimme, die ausgezeichnet mit ihrer stattlichen Erscheinung und ihrem ruhig imposanten Auftreten, in dem etwas Männliches lag, harmonierte.

Ihre Kleidung war durchaus anspruchslos, eine dunkle, anliegende Kaschmirrobe ohne allen Aufputz. Nur an den Handgelenken trug sie einen auserlesenen

Schmuck; zwei starke Armspangen aus unvermischtem Golde, mit eingelassenen blitzenden Steinen, ein Geschenk ihres Gatten, das aus Indien stammte.

Die Erscheinungen der beiden Eheleute bildete den denkbar stärksten Gegensatz.

Der kleine, niedliche, stets kokett gekleidete und ewig in Aktion und Ekstase befindliche Mann nahm sich an Seite dieser junonischen Persönlichkeit etwa wie ein zierlicher King-Charles neben einer schönen Ulmer Dogge aus.

Man hatte sich gesetzt und die Gräfin eine Handarbeit, in der sie offenbar nur durch den Eintritt der Herren gestört worden, wieder aufgenommen. Sie unterhielt sich mit dem neben ihr sitzenden Burt über dessen gemeinschaftliche Reiseerlebnisse mit ihrem Gatten.

Landskerrotitsch war in ein Gespräch mit Choiseule vertieft, das sich um Berlin und seine Fortschritte in den letzten zwei Jahrzehnten drehte. Der Graf begann ein begeistertes Loblied auf Berlin:

„Es ist, wenn auch nicht die schönste, so doch ganz gewiß die interessanteste unter den Kapitalen Europas. Was ist Wien? Eine tote Stadt. Und Paris; eine interessante Ruine. Und nehmen Sie London, ist es eine Stadt? Nein eine Wüstenei von düsteren Häusern, winkeligen Straßen und sehr vielen Menschen, in der Sie sich winzig, zwergenhaft, erdrückt vorkommen. Sie können diesem Riesenungeheuer nirgends beikommen, Sie finden nicht einmal einen Standpunkt, um einen Überblick darüber zu gewinnen. Ich liebe das nicht, ich meine dieses Bewußtsein, sich als Molekül fühlen zu müssen. Darum ist mir London unsympathisch. Und dazu kommt, diese Städte sind fertig, überreif, beinahe schon Hautgout; ob in Paris ein neuer Prachtbau er-

richtet wird, ist gleichgültig, das Louvre und die Notredame werden sie doch nicht übertreffen, und ob London eine fünfte Million seinen vieren hinzufügt, ist bedeutungslos, es verliert dadurch noch mehr an Individualität. Aber Berlin, das ist eine Stadt, die den Höhepunkt ihrer Entwickelung noch vor sich hat, die, ich möchte sagen, im Jünglingsalter steht, und die Reize, aber auch die Schwächen dieser Lebensperiode zeigt. Hier spürt man auf Schritt und Tritt Wachstum, Aufblühen und Vorwärtsdrängen. — Glauben Sie nicht, daß ich deshalb blind für die Mängel Ihrer Hauptstadt bin. Ich kann Ihnen nicht verhehlen, daß ich ihre Pferde und Equipagen unter aller Kritik finde, daß ihre Theater, besonders die Hofbühne, herzlich langweilig sind, und daß ich mich vielleicht noch wohler hier befinden würde, wenn die stete Anwesenheit und Beaufsichtigung von seiten ihrer hochwohllöblichen Polizei sich ein wenig unauffälliger machen wollte; aber wo viel Licht, da viel Schatten."

„Sind Sie zum ersten Male in Berlin, Herr Graf?" fragte Choiseule.

„Jawohl, zum ersten Male. Ich kannte ganz Europa und habe ein gut Teil der übrigen Welt gesehen, aber nach Deutschland war ich nie anders als auf der Durchreise gekommen. Und nun habe ich eine Deutsche geheiratet."

„So sind Sie unsere Landsmännin, Gräfin?" wandte sich Choiseule an diese.

„Von Geburt ja, ich stamme aus Württemberg," erwiderte die Gräfin. „Man sagt, der schwäbische Dialekt sei mir immer noch ein wenig anzuhören."

„Da Sie mich darauf aufmerksam machen, Gräfin, glaube ich es jetzt wirklich auch zu hören," meinte

Choiseule. „Ich liebe die schwäbische Mundart, sie hat so etwas anheimelnd trauliches!"

„Ich bin lange Jahre von meiner Heimat weg gewesen," erzählte die Gräfin, „ich sehnte mich danach, sie einmal wiederzusehen —"

„Und da ich meiner Frau noch eine Hochzeitsreise schuldig war," fiel der Graf ein, „so haben wir ihr Vaterland gemeinschaftlich aufgesucht. Wahrhaftig, meine Herren, wenn ich nicht zu sehr Kosmopolit wäre, ich könnte Sie beneiden, daß Sie Bürger dieses Landes sind. — Aber was sagen Sie zu unserer Wohnung," rief Landskerrotitsch jetzt, der die Eigentümlichkeit hatte, niemals lange bei einem Thema auszuhalten. „Gefällt Ihnen diese Einrichtung, Doktor?" und ohne die Antwort abzuwarten, fuhr er fort: „Ich richte mich nämlich nach eigenem Geschmacke ein; was ich hier an Möbeln vorfand, war so steif und altmodisch, daß ich es auf den Boden schaffen lassen mußte. Habe ich Ihnen schon erzählt, daß ich der Gräfin ein neues Schloß in Dzöröneck gebaut habe? Es ist noch nicht völlig ausgestattet, dort kann ich alle diese Dinge vortrefflich gebrauchen."

Choiseule und Burt sahen sich in dem Raume um, der einen höchst phantastischen Anblick bot und aus dessen Ausstattung der exzentrische, zu barocken Einfällen geneigte Sinn des Grafen sprach.

Man hätte sich ebensogut in einem Zelte als in einem Zimmer wähnen können, denn Dielen, Wände und Decke waren hinter Teppichen von dunklen, gesättigten Farben und prächtigen Mustern versteckt. Die Fenster verbargen sich hinter schweren Portieren und gewobenen Stores, der Ofen war durch einen geschliffenen, mit Malereien bedeckten Spiegel verdeckt;

nur der Kamin, in dem mehr der Behaglichkeit als der Erwärmung wegen einige Kohlen glühten, war freigelassen. Das Meublement bestand aus Diwans, Chaiselongues, Stühlen und Taburetts, welche die denkbar größte Abwechselung in Größe, Form, Farbe und Stoff aufwiesen. In grotesker Unordnung standen dann noch in dem Raume chinesische Etageren und niedrige Tische mit Lackgegenständen, Majoliken, Fayencen und allerhand moderne Brickabracke umher; eine Ecke des Zimmers nahm ein umfangreicher, goldbronzener Blumentisch ein, aus dem tropische Blattgewächse hervorquollen.

„Es ist das Boudoir der Gräfin," erklärte Landskerrotitsch den beiden. Aber diese sagten sich, daß die Ausstattung des Raumes durchaus nicht in Harmonie mit Erscheinung und Wesen der Frau stehe, zu deren Person es einen Rahmen bilden sollte.

Und wie zur Bestätigung dieser Bemerkung erklärte jetzt die Gräfin: „Sie müssen nicht denken, daß mir soviel Prunk Bedürfnis ist, ich bin von Haus aus einfacher gewöhnt und könnte ganz gut ohne soviel unnütze Dinge um mich her leben. Aber der Stach hält das für nötig."

Stach (eine Abkürzung für Stanislaus) fiel ihr lebhaft ins Wort: „Es ist auch nötig, cherie! Sagen Sie selbst meine Herrn, können Sie sich eine schöne Frau in einer häßlichen, pauvren Umgebung denken — wäre das nicht, als ob man einen Brillanten in Blei fassen wollte? — Das hier ist noch lange nicht schön genug für dich, noch lange nicht! Ich will noch viel mehr —"

„Nein," ließ sich hier seine Gattin mit großer Entschiedenheit vernehmen, „es ist genug; ich vermag

mich so schon kaum zu rühren unter so vielem Kram. Bitte, laß es damit genug sein."

„Wie du befiehlst! Du weißt, mein ganzes Leben hat nur einen Zweck, dir zu gefallen und deinen Befehlen zu gehorchen," und damit eilte er zu ihr und küßte ihr die großen, schönen Hände. Sie ließ es geschehen und lächelte mit der nachsichtig freundlichen Miene einer Mutter, die ihrem Wildfang von Jungen einen Streich durchläßt.

„Vorläufig ist nur dieses Zimmer fertig," fuhr Landskerrotitsch fort, „ich bin noch dabei, einen Gesellschaftsraum und das Tafelzimmer einzurichten".

„Ich entnehme daraus, daß Sie gesellig leben wollen?" äußerte Burt.

„Je nun," meinte der Graf und warf einen Seitenblick nach seiner Frau, der Burt belehrte, daß sie anderer Ansicht über diesen Punkt sei, als ihr Gatte, „jawohl, vielleicht — nous verrons."

Burt wendete sich an die Gräfin, die, ohne aufzusehen, weitergehäkelt hatte. „Gedenken Sie auszugehen, Gräfin, in diesem Winter?" fragte er.

„O nein, ganz gewiß nicht!" erwiderte sie. „Ich bin viel zu alt, um an dergleichen noch Gefallen zu finden."

„Aber Angelika," fiel hier der Graf in höchster Ekstase ein; „quelle idee, vous si charmante si belle, avec votre air d'une fille de dix huit —"

„Wozu braucht eine verheiratete Frau in Gesellschaft zu gehen?" fragte sie in gelassenem Tone und zählte die Maschen nach.

„Wozu?" rief Landskerrotitsch und schnitt eine tragikomische Grimasse, „grand dieu, mais ça va sans dire — um zu glänzen, zu brillieren."

„So willst du, daß ich Eroberungen machen soll?" fragte sie und sah ihren Gatten voll an.

„Nun natürlich," gab er zur Antwort.

„Für mich oder für dich?" fragte sie weiter, und ein ironisches Lächeln zuckte um ihre Mundwinkel.

Ihr Gatte war durch diese geschickte Doppelfrage etwas aus dem Text gebracht und sagte: „Ah, du mokierst dich über mich, das ist nicht recht; du weißt, ich adoriere dich, aber ich möchte mein Glück nicht so im geheimen, so verstohlen genießen — enfin, ich will keinen Hehl daraus machen, ich möchte dich von der Welt bewundert und mich beneidet sehen."

Nachdem Choiseule und Burt Zeugen dieses kleinen Intermezzos geworden, hielten sie es an der Zeit, ihrem Besuche ein Ende zu machen. Die Gräfin verabschiedete sie mit ihrem festesten Händedrucke, der Graf begleitete sie bis ins Vorzimmer und dann weiter ins Vestibül; er hatte noch etwas auf dem Herzen.

„Ist es nicht eine Schande, meine Herren," rief er, „sagen Sie selbst, ist es nicht unverantwortlich, wenn eine solche Frau sich einspinnen will. Ich habe ihr Toiletten kommen lassen aus Paris, sie zieht sie nicht an. Begreifen Sie das? Leider habe ich sehr wenig Einfluß auf Angelika, vielleicht könnten Sie mir zu Hilfe kommen, meine Herren; man müßte es ihr so unter den Fuß geben, Sie verstehen schon, ohne daß sie merkt, woher es kommt. Sprechen Sie mit ihr von Geselligkeit, von Ihren Bekannten, machen Sie ihr den Mund wässerig. — Vielleicht ändert sie dann ihren Sinn und wir knüpfen nach und nach einige Beziehungen an. — Nicht wahr, das wollen Sie tun!"

„Nun, bist du mit der Wahl des Grafen ein-

verstanden?" wendete sich Choiseule an den Freund, als sie auf der Straße waren.

„Landskerrotitsch hat in seinem ganzen Leben keinen gescheiteren Streich ausgeführt, als diese Heirat," erwiderte Burt. „Eine herrliche Frau, diese Gräfin, schön, gesund und klug. Sie weiß, was sie will, ihr Urteil ist klar wie ihr Auge, wie an Körper überragt sie ihren Mann an Geist und Charakter."

„Und hältst du das für das richtige Verhältnis? Ich meine, der Mann sollte der bedeutendere, in jeder Beziehung stärkere Teil in der Ehe sein," warf Friedrich ein.

„Ich hasse derartige Gemeinplätze," erwiderte Burt; „verallgemeinere einen an und für sich richtigen Satz, und du machst ihn zur Parodie der Wahrheit. In solcher Allgemeinheit aufgestellt, wird deine Behauptung Unsinn. Danach müßte jeder geistig oder körperlich mittelmäßig oder schwach beanlagte Mann eine Lebensgefährtin ausfindig zu machen suchen, die auf noch tieferem Niveau stände, als er selbst. Und was für Kinder, meinst du, würden solche Ehen ergeben?"

„Du bist Arzt und Naturforscher," sagte Choiseule, „und hast dich von religiösen und sozialen Vorurteilen frei gemacht. Beantworte mir die eine Frage offen: vertrittst du als Kenner der menschlichen Natur und ihrer Bedürfnisse die Ansicht, daß der Mann ein Weib wählen soll, und für die Dauer seines und ihres Lebens allein mit der einen verkehren darf? Ich meine, hältst du diese vom Gesetze unter dem Namen Ehe eingeführte Einrichtung für die richtigste, höchste, mit einem Worte für die ideale Form des Zusammenlebens der Geschlechter?"

„Allerdings, das tue ich," erwiderte Burt. „Ich sehe in der Monogamie eine Kulturerrungenschaft der

Menschheit, die geheiligt ist, weil in ihr eine vieltausendjährige geistige und sittliche Arbeit unserer Vorfahren zum Ausdrucke kommt. Das Institut der Ehe aufgeben, zur öffentlich sanktionierten Vielweiberei zurückkehren würde ein Zurücksinken auf eine tiefere, bereits überwundene Stufe der menschlichen Entwickelung bedeuten."

„Scheint denn aber nicht der Mensch von Natur zur Polygamie hingewiesen?" warf Friedrich ein; „gibt es denn nicht mehr Frauen als Männer, und die Zeugungsfähigkeit des Mannes übertrifft die Empfangs- und Gebärfähigkeit des Weibes in ihrer Ununterbrochenheit und Dauer."

„Daraus, daß die Gaben so verteilt sind, folgt noch nicht, daß sie auch in ihrem größtmöglichsten Umfange ausgebeutet werden müssen. Über die ganze Erde findest du Keime zu neuem Leben verschwenderisch ausgestreut; aber müssen diese Keime, weil sie existieren, auch zur Entwickelung gelangen, erscheint es nicht vielmehr als Ausnahme und wie durch ein Wunder, wenn sie zur Entfaltung und Reife kommen? Die Natur will wohl das Leben erhalten, darum sorgt sie in überreicher Weise für die Möglichkeit seiner Weiterbildung, aber das einzelne Individuum ist ihr gleichgültig, sie steht dem Menschen gegenüber nicht anders als der Blume oder dem Vierfüßler. — Wenn man sagt, es ist eine Ungerechtigkeit, daß es alte Jungfern gibt, die durchs Leben gehen, ohne Liebes- und Mutterglück genossen zu haben, so ist das in menschlich sentimentaler Weise gesprochen. Die Natur ist realistisch, wahr und hart, sie kennt keine Sentimentalität. Lust und Glück des Einzelwesens fallen nicht in ihre Wagschale. Eins soll man bei der Verhandlung solcher Fragen nicht

vergessen: der Mensch ist nicht auf eine Stufe mit der übrigen Natur zu stellen. Unser Großhirn und die millionenjährige Geistesarbeit unserer Väter, die darin niedergelegt ist, hebt uns über das Tier unendlich höher empor, als dieses über dem toten Mineral steht. Und eine größere Errungenschaft als selbst unser Erkennen und Wissen ist die Selbstbeherrschung, welche uns die Vernunft lehrt. Die bewußte Sittlichkeit, das ist unsere Selbstschwebekraft, sie stellt uns so hoch über die uns umgebende Natur, die, wo sie nicht nach unbekannten Gesetzen willenlos vegetiert, von Reizen und Trieben beherrscht wird. — Hebe einmal die Schranken der Ehe und der durch sie bedingten Sittlichkeit auf, laß jeden jede wählen nach Lust und Trieb, glaubst du, daß daraus eine bessere Gerechtigkeit für die Menschheit im allgemeinen und eine größere Befriedigung für den einzelnen entstehen würde? Auf keinen Fall! Einige Männer würden wie die Paschas dahinleben, andere, minder bevorzugte, würden leer ausgehen. Freilich alte Jungfern würde es nicht geben, aber eine Herde Kinder ohne Ernährer, ohne den sicheren Rückhalt der Familie. Das Familienleben, den Zugehörigkeitssinn der Verwandten, die so unendlich viel zur Förderung und Veredelung der Menschen beigetragen haben, würden wir eintauschen gegen eine häufigere Befriedigung der Geschlechtslust bei dem einzelnen. Und wie würde dieser Trieb entarten, wenn nicht mehr die Sorge um Weib und Kinder einschränkend und läuternd neben ihm stünde!"

„Gut!" erwiderte Friedrich, als der Freund geendet, „das leuchtet mir alles ein. Die Monogamie ist gerechtfertigt, die Ehe sei und bleibe ein geheiligtes Institut. Was aber ist deine Ansicht über die

Wahl zur Ehe, nach welchen Gesichtspunkten soll sie erfolgen?"

„Nach den freiesten, die denkbar sind. Innerhalb der von der Menschheit sich selbst gesetzten Schranken soll die Wahl der Geschlechter eine freie sein. Das Gesetz der Anziehung zum Zwecke der Ergänzung ist uralt; die Natur hat es von Anfang der Dinge an geübt, wenn es die Menschen auch erst merkwürdig spät erkannt haben. Hier handle der Mensch der Natur konform. Und unbewußt handelt ja auch ein jeder danach, soweit seine Instinkte gesund und nicht unterdrückt und verfälscht von Interesse sind. Mit einem Worte, ich befürworte: Heirat aus Liebe, nicht aus Konvenienz und Interesse. — Eine Verbindung, wie sie Landskerrotitsch eingegangen, ist für mich eine Idealehe. Er hat sich mutig über die Schranken sozialer Vorurteile hinweggesetzt, dem innersten Triebe und Bedürfnisse seiner Natur Folge gebend. Er konnte gar nicht besser wählen. Dem Arzte lacht das Herz im Leibe, wenn er ein solches Paar sieht. Wie vortrefflich sich die beiden Leute ergänzen! Die Gräfin wird ihre Pflichten als Gattin in jeder Weise vortrefflich erfüllen. Hast du ihren Körperbau beobachtet? — Das Ideal eines weiblichen Körpers: breite Hüfte, der Oberkörper schlank, dabei die Büste entwickelt. Wie gesund und kernig ihr Fleisch ist, an Nervenstörungen wird die Frau nicht leiden; sind dir ihre großen, ruhigen Augen aufgefallen, und wie gleichmäßig sie atmet, und ihre vortrefflichen Zähne —"

„Das ist zum mindesten eine originelle Art, die Schönheit einer Frau zu analysieren, Burt," fiel ihm Choiseule lachend ins Wort.

„Vielleicht die einzig vernunft- und naturgemäße,"

meinte der Arzt. „Wollten die Ehestandskandidaten ein wenig mehr von diesem Gesichtspunkte aus ihre Zukünftigen ansehen und ihre Wahl durch Rücksichten auf Gesundheit und Kraft, statt auf Mitgift, Vornehmheit usw. beeinflussen lassen, so würden wir wahrscheinlich weniger unglückliche Ehen, liederliche Männer, hysterische Weiber und sieche Kinder haben."

„Gleichwohl hat die Gräfin keine Kinder," warf Friedrich ein.

„Sie wird welche haben, sei ganz ruhig. Das erste wird gar nicht mehr so lange auf sich warten lassen. Als Arzt wirst du mir darüber ein gewisses Urteil zutrauen. Und ich denke, es soll keine schlechte Rasse geben."

Choiseule war in Nachdenken verfallen; nachdem er eine Weile schweigend neben dem Freunde hergegangen, sagte er:

„Was denkst du, wie die Gräfin zu Eva — Frau Mörner," korrigierte er sich, „passen würde? Der fehlt es so sehr an anregendem Verkehr mit einer Frau, und der Graf scheint Umgang für seine Gattin und sich selbst zu suchen."

„Frau Mörner und die Gräfin," meinte Burt, „hm, laß sehen — die könnten, meine ich, gut miteinander auskommen, denn es gibt, soviel ich sehen kann, keinen Punkt, in dem ihre Ambitionen in Rivalität treten könnten; und das ist bei Frauenfreundschaften die Kardinalfrage. Je verschiedener ihre Lebenssphären und Interessenkreise, um so berechtigter die Hoffnung, daß es ohne Streit, Intrigen und Eifersüchteleien abgehen möge. — Übrigens halte ich die Gräfin für einigermaßen erhaben über diese Weiberschwächen."

Diese letzten Worte verletzten Friedrich in Evas Interesse, da er aus ihnen heraushören mußte, daß Burt ihr die Schwächen zutraue, von denen er jene freisprach. Die Art, wie der Freund über Eva Mörner urteilte, hatte ihn von jeher aufgebracht, aber auch heute hielt er es für rätlich, seinen Verdruß zu verbergen. Mit erheuchelter Gleichgültigkeit antwortete er vielmehr:

„Auf die Probe könnte man es ja immerhin ankommen lassen, wie sich die beiden Frauen gefallen werden. Ich werde jedenfalls Frau Mörner davon sprechen, wenn ich sie das nächste Mal sehe" — daß dies in wenigen Stunden der Fall sein würde, verschwieg er dem Freunde.

Fünfzehntes Kapitel.

Eines Vormittags erschien bei Eva Mörner ein kleiner Mann, mit einer Art von Livreerock angetan, glattrasiertem Gesichte, wichtiger Miene und salbungsvollen Reden, der sich ihr als Bote des wohltätigen Vereines präsentierte, dem sie angehörte.

Er überreichte Eva eine Einladung zu der in den nächsten Tagen stattfindenden ersten ordentlichen Mitgliederversammlung des Jahres, weiter ein gedrucktes Programm, und für Eva noch ein besonderes Billett von Frau Kirsten, in welchem diese Dame sie aufforderte, nicht auszubleiben, da ihre Vorstellung als neues Mitglied wünschenswert sei.

Eva vermochte sich keinen rechten Begriff davon zu machen, was auf einer derartigen Mitgliederversammlung eigentlich getrieben werde, auch das Programm gab ihr wenig Aufschluß darüber; denn man konnte aus ihm nur Zeit und Ort der Versammlung

entnehmen, im übrigen war folgendes darauf zu lesen: „Rechenschaftsbericht des Kassierers, Ergänzungswahl für die vakante Stelle eines Vorstandsmitgliedes, Beschlußfassung über einen eingegangenen Antrag, die Änderung eines Statutenparagraphen betreffend.“ Und auch hieraus wußte Eva, die dem wirklichen Leben bisher sehr fern gestanden und daher oft seine mannigfaltigen Erscheinungsformen nicht zu deuten vermochte, nicht viel zu machen.

Die Versammlung sollte auf dem in der Chausseestraße gelegenen Vereinshause stattfinden, ihr Beginn war auf abends sieben Uhr festgesetzt.

Ursprünglich hatte Mörner seine Frau begleiten wollen, sie hatte das aber abgelehnt und bestellte sich ihr Mädchen zur Abholung.

Nachdem Eva Hut und Mantel in der Garderobe abgelegt und, dem Beispiele der anderen Damen folgend, die Handschuhe anbehalten hatte, betrat sie ein wenig beklommen durch den Anblick so vieler ihr gänzlich fremder Gesichter den hellerleuchteten, geräumigen Versammlungsraum, in welchem sie einen langen Mitteltisch mit vielen Stühlen daran und im Hintergrunde eine Art von Podium erblickte.

Eva wußte zunächst nicht recht, was sie hier mit sich anfangen sollte; sie kannte niemanden in dieser zahlreichen Menge, überall um sie her unterhielt man sich lebhaft, stand in Gruppen zusammen und debattierte oder lauschte den Worten anderer.

Das peinliche Gefühl des Nicht-am-rechten-Platze-seins wurde in Eva noch durch eine Bemerkung erhöht, die sie mit dem Frauen in solchen Dingen schnellen Blicke sofort machte, daß sie nämlich eine für diese Gelegenheit zu elegante Toilette gewählt habe, daß sie

daher gegen die geradezu gesuchte Einfachheit der übrigen Damenwelt absteche und, wie sie sich einbildete, Mißfallen errege.

Endlich erblickte sie Frau Kirsten im Kreise einiger Herren, die an ihren glattrasierten Gesichtern, langen Röcken, weißen Halsbinden und lauten Worten unschwer als Geistliche zu erkennen waren. Eva erschien Frau Kirsten in ihrer Verlegenheit wie ein Engel der Rettung, sie eilte auf sie zu, durchbrach den Kreis von Schwarzröcken und begrüßte sie wie eine liebe Freundin.

Die resolute Dame nahm Eva sofort ins Schlepptau und nach wenigen Minuten war diese mit den wichtigsten Leuten des Vereins bekannt gemacht.

Die Damenwelt bereitete Eva einen ziemlich kühlen Empfang, nur eine ältere Dame mit langen Schmachtlocken und einem altjüngferlich vertrockneten Gesichte, Fräulein von Dürenhofen, nahm sich ihrer mit lebhaftem Interesse an. Und da Eva froh war, unter so vielen Fremden einen Anhalt gefunden zu haben, beantwortete sie die einigermaßen indiskreten Fragen, welche die Dame sofort an sie richtete, mit Bereitwilligkeit. Nachdem Fräulein von Dürenhofen ihre erste Wißbegierde befriedigt hatte, fing sie an, Eva in die Intimitäten des Vereinslebens einzuweihen.

Dort jener Herr mit dem kahlen Kopfe und dem grauen Backenbart war der Vorsitzende, Kommerzienrat Berndorf, er sei Millionär, wie vielfacher wußte die Dame nicht anzugeben, und wende dem Vereine jährlich bedeutende Summen zu. Jene starke blonde Dame, in aschgrauer Taille, war Prinzeß M . . . . . Durchlaucht, das Renommierstück des Vereins, welche mit den allerhöchsten Kreisen in intimster Beziehung stehe, wie Fräulein von Dürenhofen unter ehrfurchtsvollem Augen-

verdrehen und im gedämpften Flüstertone der Andacht versicherte. Und dort der General a. D. Soundso und Exzellenz Dieunddie, ferner ein bekannter Hofprediger, und schließlich all die Kleineren.

Fräulein von Dürenhofen schien merkwürdig genau orientiert über die intimsten Angelegenheiten der Anwesenden, ihre Vergangenheit, Familien-, Vermögens- und sonstigen Verhältnisse.

Die Begabung dieser Dame mußte sehr vielseitig sein, denn in der weiteren Unterhaltung mit ihr erfuhr Eva, daß sie nicht weniger als sechs gemeinnützigen Vereinen mit den verschiedensten Zwecken angehöre. Vor allem die Mitgliedschaft eines dieser Vereine schien sie mit besonderem Stolze zu erfüllen; derselbe erfreue sich der allerhöchsten Protektion, man sei dort aber auch sehr exklusiv; zweifelhafte Elemente, die sich leider überall, auch zu den besten Zwecken herandrängten, fänden dort keine Aufnahme. Und ein Zucken ihrer spitzen Schultern und einige vielsagende Blicke sollten Eva belehren, daß die „zweifelhaften Elemente" leider auch hier vertreten seien.

Nachdem sie dann Eva noch dringend aufgefordert, an einem Teeabende teilzunehmen, der in der nächsten Woche stattfinden werde, verkaufte sie ihr schließlich eine Partie Lose zu einem Wohltätigkeitsbazar, deren verhältnismäßig hohen Preis sie dadurch motivierte, daß sich unter den Gewinnen einige von einer Prinzessin des Königlichen Hauses höchst eigenhändig angefertigte Arbeiten befänden.

Endlich erklang die Glocke des Präsidenten, die Anwesenden suchten die Plätze an der Mitteltafel auf. Fräulein von Dürenhofen plazierte Eva neben sich.

Ein Herr mit schwarzem Bart und goldener Brille,

der erste Schriftführer, wie Eva durch ihre Beschützerin erfuhr, verlas in gleichgültigem, gänzlich unverständlichem Tone das Protokoll über die letzte Versammlung. Ihn löste der Vereinskassierer ab, der einen endlosen Bericht über Einnahmen und Ausgaben vortrug und am Schluß um Decharge bat, die ihm auch bereitwilligst gewährt ward; gleich darauf wurde er mittelst Akklamation von neuem zum Kassierer erwählt. Nun folgte die Ergänzungswahl für den Vorstand; bei dieser Gelegenheit wurde es lebhafter. Während sich das Bisherige unter gleichgültiger Ruhe der Anwesenden vollzogen hatte, entstand jetzt eine merkliche Aufregung, man steckte die Köpfe zusammen, schien sich eifrig zu beraten, und Eva wurde von Fräulein von Dürenhofen stark zugesetzt, bei der jetzt folgenden Abstimmung ihre Stimme einem Geistlichen, auf keinen Fall aber einem gewissen Doktor zu geben, der ebenfalls auf der Wahlliste stand, und den sie ihr als „Wolf im Schafskleide" darstellte.

Die Abstimmung ergab die Wahl des Geistlichen mit sehr geringer Majorität, und Fräulein von Dürenhofen erklärte dies für einen „herrlichen Sieg der guten Sache".

Hierauf wurde der Antrag eines Mitgliedes, die Veränderung eines Statutenparagraphen betreffend, zur Debatte gestellt.

Der betreffende Antrag ging von einer kleinen, etwas verwachsenen Dame aus, mit scharfen Zügen und noch schärferem Mundwerke, wie sich bei der Begründung ihres Antrages herausstellte.

Ihre Rede wimmelte von Anschuldigungen, Spitzen und Invektiven, sie eiferte gegen „eine laxe Richtung, das Cliquenwesen und den Kastengeist, gegen Maß-

nahmen des Vorstandes und dabei vorgekommene Begünstigungen und Zurücksetzungen, gegen Mißbräuche und Mißgriffe, und die Kriecherei nach oben und das Liebäugeln mit einer bestimmten politischen Partei."

Und das alles brachte sie in klaren, scharfen Worten und mit einer Redegewandtheit und Sicherheit vor, welche Eva einer Frau niemals zugetraut hätte.

Unter dem größeren Teil der Mitglieder herrschte sichtliche Aufregung und Entrüstung über die Worte der kleinen Dame, aber eine Anzahl, zu der auch der „Wolf im Schafskleide" gehörte, applaudierte lebhaft.

Es folgten nun noch mehrere Redner und Rednerinnen, die Debatte wurde äußerst heftig, die Beifalls- und Mißfallsbezeugungen erklangen immer lauter, so daß die Glocke des Präsidenten mehrfach zur Ruhe mahnen mußte.

Auch Fräulein von Dürenhofen meldete sich zum Wort und sagte nur folgendes:

„Ich habe weiter nichts zu bemerken, als daß wir, wie ich hoffe, alle Christen sind, und als solche die christliche Milde doch ja nicht vergessen wollen."

Zu Evas Erstaunen erregten diese Worte bei einem Teile der Versammlung Bewunderung; sogar die Prinzeß Durchlaucht nickte der Sprecherin voll Anerkennung zu.

Dann sprach Frau Kirsten äußerst sachlich und ruhig, sie brachte einen Gegenantrag gegen den der kleinen, verwachsenen Dame ein, der mit erdrückender Majorität angenommen wurde.

Damit hatte die Versammlung ihr Ende erreicht. Im Aufbruchstrubel versicherte Fräulein von Dürenhofen Eva noch, wie sehr sie sich über ihre Bekannt-

schaft freue, und daß sie bestimmt hoffe, sie bei der nächsten Versammlung wiederzusehen.

Was alles das am heutigen Abende Gehörte und Gesehene mit der Wohltätigkeit zu tun habe, blieb für Eva Mörner ein ungelöstes Rätsel.

* * *

Eva hatte inzwischen ihre Besuche bei der Familie Krätzer keineswegs eingestellt. Einmal war auch Frau Krätzer bei ihr gewesen, um sich alte Kleider, die ihr Eva versprochen hatte, abzuholen.

Bei dieser Gelegenheit war von Frau Brake die Arbeitersfrau gesehen worden, deren höchstes Mißfallen das Wohltätigkeitsunternehmen ihrer Herrin von Anfang an erregt hatte. „Diese Bettelwirtschaft,“ wie sie es nannte, war der alten Person ein Dorn im Auge; die abgelegten Kleider der Gnädigen zu tragen, war bisher ihr und der Jungfer Recht gewesen; zudem befürchtete sie, ihre Herrin möge sich bei ihrem unpraktischen Sinn von den Leuten „das Fell über die Ohren ziehen lassen“.

„Schließlich schleppt uns die Package noch alles aus dem Hause,“ äußerte sie in heller Wut zu Eva, als Frau Krätzer sich mit dem Kleiderpaket entfernt hatte, „denn das ist Gaunervolk, das der gnädigen Frau Güte mißbraucht. Ich habe das der Frau gleich an der Nase angesehen. Die Gnädige werden mir's noch mal wiedersagen, Sie wird keine guten Erfahrungen mit den Leuten machen; früher oder später nimmt die Sache doch ein Ende mit Schrecken.“

Eva ließ sich jedoch durch diese düsteren Prophezeiungen Frau Brakes, deren schwarzgalligen Sinn sie

kannte, nicht abhalten, ihre Schutzbefohlenen nach wie vor aufzusuchen.

Der Weg dahin war ihr jetzt ganz vertraut. Der Lärm des Arbeiterviertels, das große Haus und die drei Holzstiegen bereiteten ihr kein bangendes Grauen mehr. Die Verhältnisse der Familie kannte sie jetzt aus- und inwendig, dank der offenherzigen Redseligkeit der Frau, die vor ihrer Wohltäterin kein Geheimnis kannte.

Schon immer hatte Eva im geheimen den Wunsch gehegt, auch Friedrich mit der Familie Krätzer bekannt zu machen; es war ihr ein tiefempfundenes Bedürfnis, ihn mit allem in Verbindung zu bringen, das in näherer Beziehung zu ihrem Dasein stand.

Wie sie aber in vielen Dingen von einer wunderlichen und ihr selbst oft ganz unverständlichen Zaghaftigkeit beherrscht wurde, so hatte sie auch hier den Mut bisher nicht zu finden vermocht, diesen Wunsch ihm gegenüber auszusprechen.

Da fügte es sich, daß Friedrich selbst, als sie ihm eines Tages wieder von Krätzers erzählte, das Verlangen äußerte, die Leute persönlich kennen zu lernen.

Sie erwogen nun, in welcher Weise das am besten zu bewerkstelligen sei, und kamen schließlich dahin überein, sich am nächsten Tage zu bestimmter Stunde vor dem Hause, in welchem Krätzers wohnten, treffen zu wollen, um sie dann gemeinschaftlich aufzusuchen.

Ob sie ihren Gatten in diesen Plan einzuweihen beabsichtige, darüber ließ Eva kein Wort fallen, aber Friedrich nahm im stillen an, daß Mörner nichts von dieser Exkursion erfahren werde und traf mit seiner Vermutung das richtige.

Als Eva und Friedrich am nächsten Tage die

Krätzersche Wohnung betraten, fanden sie wie gewöhnlich am Vormittage nur die Frau zu Haus.

Die machte erstaunte Augen, als sie den großen, ihr unbekannten Herrn an Evas Seite erblickte. Dann hellten sich ihre Züge in plötzlichem Verständnis auf, und sie rief:

„Na, bringen Se uns och ä mal Ihren Herrn Jemahl mit, det is recht!" und zu Friedrich gewandt: „Abers, wat Sie vorn jlückliches Menschenkind sein, so'n Engel von ne Frau erwischt zu haben — en leibhaftigen Engel, sage ick."

Das Mißverständnis war peinlich; Eva sowohl wie Friedrich verfehlten nicht zu erröten und erstere erklärte nunmehr der Frau in einiger Verwirrung, der Herr sei nicht ihr Gatte, sondern ein Fremder, dem sie von ihr und ihrer Familie erzählt habe und der sich für sie interessiere.

Frau Krätzer schickte sich, ohne Erstaunen zu äußern, auch hierein.

Dieser kleine Zwischenfall führte Eva jedoch zu Gemüte, wie ungewöhnlich und leicht mißzuverstehen das eigentlich sei, was sie unternommen hatte, und ein Gefühl des Unbehagens, ja der Bangigkeit beschlich sie. Ein Glück war nur, daß die Frau wenigstens allein war.

Frau Krätzer war damit beschäftigt, den Mittagstisch zu bereiten, ihre Tätigkeit hinderte sie jedoch nicht, Friedrich und Eva von einem Ereignisse der letzten Tage, das ihr ganzes Interesse in Anspruch nahm, zu berichten.

Ihr Mann hatte mit anderen Arbeitern Krakeel gehabt, ein Schutzmann griff ein, Krätzer setzte sich gegen diesen zur Wehr, wurde unter Beihilfe anderer

Schutzleute dingfest gemacht und zur Wache geschafft; dort hatte er weiter getobt und Beleidigungen gegen den Wachthabenden ausgestoßen und war, nachdem man seine Personalien festgestellt, inhaftiert worden. Inzwischen war er wieder auf freien Fuß gesetzt, bereits einmal vom Richter vernommen worden, der Termin, an welchem über seine Straftaten Recht gesprochen werden sollte, aber noch nicht bestimmt.

„Und nun läuft er herum aus eine Kneipe in die andere," berichtete die Frau, „schwadroniert, verzählt die Leute seine Jeschichte und schimpft auf die Polizei. Ick sehe es schon kommen, daß sie ihm noch vor die Verhandlung wieder beim Wickel kriegen werden und inspinnen, wenn er et so weiter macht — und det wäre am Ende och das beste, denn uf Arbeit jehn tut er ja doch nich; er meent, jetzt is jute Jelegenheit zum Blaumachen, und wenn er dann nach Hause kommt, denn macht er mir bloß die Jören rebellisch. Ick sage Ihnen, der Mann führt Sie solche gottserbärmliche Redensarten, daß es einem angst und bange werden könnte. Sie werden et ja gleich selbst erleben, denn ick höre ihm schon uf der Treppe."

Eva wäre am liebsten auf der Stelle gegangen, denn die Scheu, welche ihr Krätzer von Anfang an eingeflößt hatte, war durch das eben Vernommene noch um ein bedeutendes vermehrt worden, aber sie wußte nicht, wie sie Friedrich dazu bewegen sollte, der Frau Krätzer über den genaueren Hergang des von ihr Berichteten ausforschte.

Jetzt trat Krätzer ein. Er starrte die Fremden mit vertierten Zügen und nichtssagenden, wässerigen Augen an, durchschritt das Zimmer und ließ sich schwer auf einen Stuhl fallen. Sein schwankender Gang und

der Fuselgeruch, den er verbreitete, ließen keinen Zweifel über seinen Zustand aufkommen.

Er schien sich vorläufig um Evas und Friedrichs Anwesenheit nicht weiter zu kümmern; er brütete stieren Blickes vor sich hin, unverständliche Worte in seinen Bart brummend.

„Ja, wat globen Se woll, wat er diesmal abkriegen wird?“ wendete sich die Frau an Friedrich. „Ick mene vor Gericht von wegen des, was er ausjefressen hat.“

„Das ist nicht leicht zu sagen, Frau Krätzer,“ erwiderte Friedrich. „Lassen Sie mal sehen, zunächst wahrscheinlich grober Unfug, wegen des der Beamte eingegriffen hat, dann Widerstand gegen die Staatsgewalt, vielleicht auch Beamtenbeleidigung.“

„Wo so!“ fuhr jetzt Krätzer dazwischen, „Beamtenbeleidigung und Widerstand jegen der Staatsjewalt — die Staatsjewalt, det bin ich ebensojut wie die Polizei; dat will ick Ihnen beweisen: der Jendarm is Bürger und ick bin Bürger, ick zahle meine Steuern, und von meine Steuern wird der Jendarm gefuttert — und die Burgeoisie und die — und die allgemeine Gleichheit und — und die soziale —“

Hier verlief seine Rede im Sande, er stieß noch einige unartikulierte Laute aus und fiel darauf in die frühere Apathie zurück.

„Da haben Sie ihm,“ rief Frau Krätzer, „det kommt von die Sozialdemokratie und die Volksversammlungen und die Flugblätter, und all det Zeug, dort lesen sie dergleichen auf und reden, wat nich jehauen und nich jestochen is. — Es is ja richtig, et is mancherlei in die Welt, was nich sein sollte, und vor allem uns Armen jeht es oft miserabelich jenug, aber

die Sozialdemakraten mit ihre ausjestunkene Redensarten helfen uns nu schon lange nich, die Brüder kenne ick; wohin die Art kommt, des sehen Se an meinem Ollen, wenn se den Lauf der Welt bessern wollen, möjen se man zu allererst bei sick selbst den Anfang machen. Det sage ick und menen Se nich och, daß ick recht habe?"

Friedrich begann an dem derb aufrichtigen, gesunden Wesen dieser Frau aus dem Volke großes Wohlgefallen zu empfinden. Er unterhielt sich weiter mit ihr, während Eva, die sich inzwischen niedergelassen hatte, der Unterhaltung schweigend zuhörte. Es freute sie, daß Friedrich so liebenswürdig auf die Eigenart der Frau einging, im Geiste sah sie schon aus dem gemeinsamen Interesse für diese Leute ein neues Band zwischen sich und Friedrich entstehen.

Inzwischen kamen die übrigen Familienmitglieder allmählich zum Mittagbrot herbei, erst die beiden Kleinen, dann Grete aus der Fabrik. Ihr Wilhelm könne heute nicht zu Tisch kommen, erklärte Frau Krätzer, er sei weit draußen beim Tempelhofer Felde auf Arbeit.

Grete, die, wie alle Berliner Fabrikmädchen, mögen sie an der Arbeitsstätte noch so abgelumpt und verwahrlost einhergehen, für die Straße eine Paradegarnitur besaß, trat auch heute wieder in aufgedonnerter, der Halbwelt schlecht nachgeahmter Eleganz auf.

Die Persönlichkeit des fremden Herrn interessierte das Mädchen offenbar nicht wenig. Daß er Evas Gatte nicht sei, witterte sie mit dem Instinkte des Bösen, und als sie ihn Eva gelegentlich mit „Sie" anreden hörte, glitt ein eigentümliches Lächeln über dieses jugend-

liche Gesicht, während ihre lasterhaften Katzenaugen triumphierend aufleuchteten.

Da hatte man's ja, wenn er ihr Gatte nicht war, was konnte er dann anderes sein als ihr Geliebter! Also das war die Tugendhaftigkeit dieser großen Dame: Unter dem Vorwande, Mildtätigkeit zu üben, gab man sich Rendezvous — so folgerte dieses Mädchen aus dem, was sie sah.

Dabei maß sie Friedrich, dessen Erscheinung ihr gefiel, mit jenen nicht mißzuverstehenden Blicken, welche die Berliner Mädchen (und zwar nicht immer nur die der niederen Stände) eigens für junge Männer in Reserve zu haben scheinen, wie jeder, der Berliner Pflaster getreten hat, wissen wird.

Frau Krätzer war inzwischen im Gespräche mit Friedrich wieder auf die Affäre, wegen der sich ihr Mann vor Gericht verantworten sollte, zurückgekommen.

„Es wird woll wat Tüchtiges setzen, diesmal?" fragte sie Friedrich, zu dessen Rechtskenntnis sie offenbar Vertrauen gefaßt hatte. „Unter ä paar Monate wird der Olle am Ende nich wejkommen; wat menen Se?"

„Ist Ihr Mann schon vorbestraft?" erwiderte Friedrich.

„Wie menen Se det?" fragte die Frau.

„Ich meine, ob Ihr Mann bereits gerichtliche oder polizeiliche Strafen erlitten hat, vielleicht gar wegen derselben Vergehen," erklärte Friedrich.

„Freilik is er schon vorjestraft," rief Frau Krätzer, „zwei- oder dreimal woll ins Janze," und sich an ihren Gatten wendend, „Justaph, wie war det doch jleich, weswejen hatten sie dir früher injelocht?"

„Weshalb se mir injelocht haben," erwiderte Krätzer, der nach kurzem Schlafe etwas mehr bei Be-

sinnung zu sein schien als zuvor; „wejen jar nischt, ick war so unschuldig wie en neujeborenes Kind. Et war och wieder die Polizei, die an det Janze schuld hatte, jrade wie diesmal. Der Jendarm faßte mir an, und det lasse ick mir nu einmal nich jefallen."

„Also Widerstand gegen die Staatsgewalt im Wiederholungsfalle," sagte Friedrich; „ja, beste Frau Krätzer, da werden Sie sich wohl darauf gefaßt machen müssen, Ihren Mann auf vier bis fünf Monate zu entbehren."

„Wat!" schrie Krätzer auf und erhob sich. „Ick fünf Monate brummen, wejen so ne Lumperei! Der Jendarm muß ins Loch — so'n jrüner Junge, so'n Aas, mir anzujreifen. — Ick bin Unteroffizier jewesen bei die Jardedrajoner, dat Se's nur wissen. Ick will ihnen aber kommen diesmal, ick will mein Recht, ick bin en freier Bürger von des deutsche Reich —"

Er war dicht an Friedrich herangetreten und fuchtelte mit den Armen vor diesem herum. Friedrich, dem der üble Geruch, welcher von den Kleidern und dem Körper des verwahrlosten Mannes ausging, Ekel verursachte, trat einen Schritt zurück. Krätzer folgte ihm jedoch, weiter schwadronierend und mit den Armen gestikulierend.

„Kommen Sie mir nicht so nahe, wenn ich bitten darf," sagte Friedrich jetzt.

Der Mann ließ die Arme sinken und stierte Friedrich mit seinen wässerigen Augen einen Augenblick an, als habe er nicht recht verstanden; dann brach er los:

„Wat, nich zu nahe kommen! Bin ick en räudiger Köter, bin ick etwa nich jut jenug for Sie — und wer sin denn Sie überhaupt? Am Ende och en Spitzel —"

Hier unterbrach Frau Krätzer seine Rede. „Willst du woll still sein, Justaph, und dir anständig benehmen jegen den Herrn!“ rief sie.

Aber Krätzer war nicht mehr zu halten, sein Gesicht hatte den bissig wilden Ausdruck eines bösen Hundes angenommen.

„Hier bin ick Herr!“ brüllte er. „Hier hat mir niemand wat zu befehlen. — Überhaupt, wat wollen Sie hier mit Ihrem Frauenzimmer; menen Se vielleicht, bei mir is en Bordelierhaus —“

Weiter kam er nicht, denn Friedrich war mit einem Satze neben ihm und würde ihn zu Boden geschlagen haben, wenn ihn nicht Eva am Arme gepackt hätte.

„Friedrich!“ rief sie mit angstgellender Stimme.

Das eine Wort besänftigte ihn, er ließ den Arm sinken, die Zornesröte auf seinem Gesichte verwandelte sich in aschfahle Blässe.

Grete war über diesen Vorgang, der ganz nach ihrem Geschmacke war, in ein tolles Gelächter ausgebrochen, die Kleinen hatten sich erschreckt unter ein Bett verkrochen. Frau Krätzer stand mit offenem Munde und erhobenen Armen da und wußte offenbar nicht, wo zugreifen; ihr Mann war auf seinen Sitz zurückgetaumelt und blickte, keines Wortes mehr mächtig, mit wildrollenden Augen um sich.

Da stürzte plötzlich Frau Krätzer auf die noch immer vor Lachen sich windende Grete los und versetzte ihr eine schallende Ohrfeige mitten ins Gesicht. Das Mädchen brach in heulende Klage aus, in welche die Kleinen unter dem Bette einfielen.

Friedrich hatte sich inzwischen soweit gefaßt, um der kreideweißen und an allen Gliedern zitternden Eva den Arm anzubieten und sie zum Gehen aufzufordern.

Und keine Bitte der armen Frau Krätzer vermochte ihren Aufbruch zu verhindern. —

Eva hielt Friedrichs Arm auch noch, als sie dem verhängnisvollen Hause den Rücken gekehrt; er konnte deutlich das erregte Zittern ihrer Hand durch den Ärmel fühlen, so schritten sie schweigend die endlose graue Straße hinab.

Friedrich, der seine Ruhe völlig wiedergewonnen hatte, dachte darüber nach, was ein Prozeß vor Gericht, eine Klage wegen Körperverletzung oder gar wegen Hausfriedensbruchs, die schwerlich ausgeblieben wäre, im Falle er Krätzer niedergeschlagen hätte, für Eva, die man jedenfalls als Zeugin vernommen haben würde, und für ihn selbst und den Senatspräsidenten Mörner bedeutet hätte. Er durchlebte die ganze Situation noch einmal, er sah Krätzers gedunsenes Trinkergesicht mit den zornfunkelnden Augen vor sich und hörte Evas Ruf: „Friedrich!" — Was verriet ihm dieses eine Wort und die Betonung, mit dem sie es gerufen, nicht alles!

Nach einiger Zeit brach Friedrich das Schweigen; mächtig wallte die Versuchung in ihm auf, sie mit „Eva" anzureden, aber er widerstand ihr sieghaft und sagte: „Gnädige Frau, nehmen Sie sich doch das Geschehene nicht allzusehr zu Herzen. Die Sache ist für mich weit fataler als für Sie, aber ich habe meinen Verdruß längst bezwungen. Treten Sie den Schmutz, mit dem Sie in Berührung gekommen sind, mutig unter die Füße."

„Ach, es war so schrecklich!" entgegnete Eva mit bebender Stimme. „Ich habe mich so gefürchtet."

„Weshalb gefürchtet?" rief Friedrich. „Halten Sie denn meine Gegenwart für gar keinen Schutz?"

„Nicht meinetwegen hatte ich Furcht — für Sie," entfuhr es ihr.

„Für mich! aber ich bitte Sie," sagte Friedrich und lachte. „Meinen Sie im Ernste, dieser betrunkene Lümmel hätte mir etwas anhaben können! Es wäre nicht einmal eine Heldentat gewesen, ihn für seine Schamlosigkeiten zu züchtigen. Ich war toll, mich so fortreißen zu lassen. Ich danke Ihnen, daß Sie mir noch rechtzeitig in den Arm fielen; Sie haben mich und sich selbst dadurch vor größeren Unannehmlichkeiten bewahrt, als Sie vielleicht ahnen." —

Sie waren inzwischen an das Ende der Straße gelangt, und nun war es, als höre Berlin mit einem Male auf, vor ihnen lag, wie eine Oase im Häusermeere, eine Fläche mit Bäumen, Strauchwerk und Rasenplätzen: der Friedrichshain.

Sie lenkten ihre Schritte der Anlage zu, und Friedrich, der wahrgenommen, daß auch Eva jetzt wieder einigermaßen beruhigt sei, stellte die Frage an sie, wie sie sich nach dem Vorgefallenen Krätzers gegenüber zu verhalten gedenke.

Eva schien das Erlebte die Lust an jeder weiteren Beschäftigung mit den Leuten benommen zu haben. Sie erklärte, nie wieder einen Fuß über die Krätzersche Schwelle setzen zu können, ja sie sprach den Gedanken aus, gänzlich aus der Reihe der pflegenden Mitglieder ihres Vereins austreten zu wollen und künftighin nur noch durch Geldbeiträge ihre Mitgliedspflichten zu erfüllen.

Friedrich ließ sie ausreden, dann sagte er: „Ich begreife vollkommen, daß das Vorgefallene Ihre Entrüstung wachgerufen hat, die Täuschung, die Sie erlebt haben, ist gewiß bitter und mag Sie mit Recht ver-

drießen; aber ich meine trotzdem, Sie sollten Ihre Hand deshalb nicht völlig von den Leuten abziehen."

„Soll ich mich vielleicht ein zweites Mal derartigem aussetzen? Ich begreife nicht, wie Sie so etwas von mir verlangen können, Herr von Choiseule!" rief Eva erregt.

„Ich habe überhaupt kein Recht, etwas von Ihnen zu verlangen, gnädige Frau," erwiderte Friedrich. „Ich wollte Ihnen nur zu bedenken geben, daß die Leute in ihrer augenblicklichen kritischen Lage ganz besonders der Hilfe bedürfen."

„Aber der Mann ist ein Verbrecher, wie Sie selbst gehört haben; wollen Sie denn, daß ich mit Verbrechern verkehre?" meinte Eva.

„Daß Sie zu den Leuten, nach dem, was sich zugetragen hat, nicht mehr persönlich gehen können, ist selbstverständlich," sagte Friedrich, „doch gibt es noch andere Wege, um Gutes für sie zu wirken. Völlig fallen dürfen Sie sie nicht lassen. Denn die Frau ist brav, wenigstens hat sie auf mich diesen Eindruck gemacht, und verdient wohl, daß man sie über Wasser zu halten sucht. — Darf ich Ihnen einen Vorschlag machen? Überlassen Sie mir die Familie; ich werde sie von Zeit zu Zeit aufsuchen und zusehen woran es bei ihnen fehlt. Und wenn Sie den Leuten noch etwas zuwenden wollen, so kann es in Zukunft durch mich geschehen. Sind Sie damit einverstanden?"

Eva sah Friedrich mit einem ihrer wunderbar leuchtenden Blicke an, senkte dann den Kopf und erwiderte mit leiser Stimme: „Wie gut Sie sind! Viel besser als ich."

„Sie tun mir zu viel Ehre an, gnädige Frau," sagte Friedrich. „Wenn ich ein wenig Blick für die

Verhältnisse der Armen und Sinn für ihre Leiden habe, so ist das ein Verdienst meiner Mutter, die mich dazu angehalten hat, mein Herz dem Elend meiner Mitmenschen nicht zu verschließen; nennen Sie mich nicht gut, alles, was nicht verabscheuenswert an mir ist, stammt von meiner Mutter. — Also, es bleibt dabei, ich nehme Ihnen die Krätzers ab, nicht wahr?"

Eva zögerte mit der Antwort, dann sah sie Friedrich mit besorgter Miene an und äußerte: „Aber bedenken Sie auch die Gefahren —"

Dieser lachte. „Gefahren!" rief er, „von seiten dieses Trunkenbolds! Mit dem nehme ich es zur Not noch auf. Zudem wird der Bursche binnen kurzem hinter Schloß und Riegel sitzen und seiner Frau schwerlich vor Ablauf eines halben Jahres wieder zur Last fallen."

Evas Bedenken hatten in Wahrheit eine ganz andere Ursache, als die Befürchtung, Friedrich und Krätzer möchten von neuem aneinander geraten; ihr waren die Blicke nicht entgangen, mit denen Grete Friedrich betrachtet hatte; sie zitterte bei dem Gedanken, Friedrich könne jemals wieder mit diesem Mädchen zusammenkommen. Natürlich äußerte sie ihm gegenüber nichts von diesen Befürchtungen, und bald darauf kam ihr ihre Besorgnis selbst töricht vor.

Sie schritten, den gewundenen Sandgängen des Friedrichshaines folgend, ohne bestimmtes Ziel auf und ab.

Es war ein sonderbarer Tag; das Wetter völlig charakterlos, in den oberen Regionen mußten starke Windströmungen herrschen, die Wolken sausten, zu wunderlichen Gestalten geballt, wie tolles Reitervolk am Himmel daher. Unten war es verhältnismäßig still,

die Äste der Bäume bewegten sich schwach; nur manchmal erhoben sich die trockenen Blätter an irgendeiner Stelle wie von selbst, vollführten einen kurzen, aufgeregten Wirbelreigen und sanken dann wiederum, wie ermattet von ihrem sinnlosen Beginnen, zu Boden nieder. Die Erde war feucht, denn es hatte in den letzten Tagen stark getaut, und unter den Sträuchern und an einigen Stellen auf dem braunen Rasen hatten sich einige Streifen körnig schmutzigen Schnees erhalten. Die Luft war matt, aber wenn die Sonne, was hin und wieder geschah, das Wolkengetümmel am Himmel durchbrach, dann herrschte eine brütend schwüle Temperatur.

Bei einem dieser Sonnenblicke blieb Eva plötzlich stehen und äußerte: „Ich bin so müde, meinen Sie, daß ich mich hier irgendwo für einen Augenblick setzen könnte?"

Friedrich sah sich um und entdeckte eine Bank; als man hinzukam, fand sich jedoch, daß sie naß und schmutzig war.

Friedrich nahm sein Taschentuch und reinigte ein Ende der Bank, so gut es eben gehen wollte, dann entledigte er sich seines Überziehers, den er zusammenzulegen begann.

„Aber Sie werden Ihren Überzieher gänzlich verderben," rief Eva, als sie sein Beginnen sah.

„Was tut das!" erwiderte Friedrich, „wenn ich Ihnen eine Bequemlichkeit dadurch verschaffen kann."

Ein dankbarer Blick Evas lohnte ihn, sie setzte sich auf das Kissen, welches er für sie bereitet hatte. Friedrich blieb vor ihr stehen.

Eva unterbrach das Schweigen, das für einige Minuten zwischen ihnen geherrscht hatte, und sagte:

„Wie sonderbar, daß mich Frau Brake erst vor wenigen Tagen vor diesen Krätzers gewarnt, und nun sieht es fast so aus, als habe sie recht behalten — wie schlecht dieser Mensch ist; die arme Frau Krätzer, einen solchen Mann zu haben!“

„Und doch ist es ein selbsterwähltes Los, das sie trägt,“ sagte Friedrich; „als sie heiratete, mußte sie wissen, daß es so kommen könne.“

„Meinen Sie, eine Frau wisse überhaupt, was sie tut, wenn sie heiratet?“ fuhr Eva auf. „Die meisten Frauen heiraten blind, und die Augen gehen ihnen erst auf, wenn es zu spät ist.“

An Friedrichs Mienenspiel erst erkannte sie, welch verfängliches Thema sie angeschlagen, und stockte befangen.

Die Sonne hatte sich wiederum verdüstert. Eva stand auf und sagte: „Ziehen Sie Ihren Überzieher wieder an, Herr von Choiseule, Sie werden sich erkälten.“

Friedrich gehorchte ihr, und sie gingen nun weiter, dem nächsten Ausgange des Parkes zustrebend.

„Man vermeint kaum, sich hier mitten im Arbeiterviertel zu befinden,“ bemerkte Friedrich, um etwas zu sagen, „es ist alles so reinlich, so gut gehalten; und doch gehört diese Anlage ganz dem Proletariat. Im Sommer sollten Sie den Friedrichshain einmal sehen, da spielen arme Kinder hier in ungezählten Schwärmen, wühlen im Sande wie die Ameisen, mittags halten Arbeiter unter den Büschen ihren Schlaf, und die Alten und Kranken sonnen sich auf den Bänken. Selbst die dort unter dem Rasen schlummern, sind Arbeiter,“ und er wies nach einer kleinen, buschigen Anhöhe, die mit einem niedrigen Zaune umgeben war, über welchen

Denksteine und schlichte Monumente zu den Vorbeischreitenden hinüberblickten. „Das sind die Achtundvierzigergräber,“ fuhr Friedrich in seiner Erklärung fort, „wie sie im Volksmunde heißen, dort liegen diese Beklagenswerten eingescharrt. Wo Sie den schönen, kräftigen Baum aufschießen sehen, ist das Massengrab; einzelne haben ringsherum abgesonderte Grabstätten gefunden.“

„O bitte, sprechen Sie nicht weiter von solchen fürchterlichen Dingen,“ fiel ihm Eva ins Wort.

Friedrich sah sie erstaunt an, er glaubte zu bemerken, daß sie erblaßt sei.

„Fürchterliche Dinge?“ sagte er. „Es sind die natürlichsten und alltäglichsten der Welt: Kampf und Tod — aber wie Sie befehlen,“ und er schwieg.

Als sie an das Ende der Anlage gekommen, fragte Friedrich, wohin Eva ihre Schritte nunmehr zu lenken gedächte.

Sie bat ihn, nach der Uhr zu sehen. — Halb drei Uhr!

„Wie, schon so spät!“ rief sie, „eine halbe Stunde nach unserer Essenszeit. Mein Mann muß längst zu Haus sein.“

Friedrich besorgte ihr in Eile eine Droschke.

Beim Abschied drückte ihm Eva fest die Hand, sah ihn aber nicht an.

Auf der Fahrt nach Haus ersann sie dann eine Notlüge, mit der sie ihr langes Ausbleiben Mörner gegenüber erklären wollte.

Sechzehntes Kapitel.

Durch Friedrichs Vermittelung hatten sich Eva Mörner und die Gräfin Landskerrotitsch kennen gelernt.

Wie er gehofft hatte, zeigte Eva rege Sympathie für die Gräfin und auch diese schien Wohlgefallen an Eva zu finden.

Leicht erregbar, Enthusiasmus und Liebe fähig, wie Eva war, schloß sie sich mit großer Lebhaftigkeit an die neugefundene Freundin an.

Und sie hatte ihre Neigung keiner Unwürdigen geschenkt; Angelika war eine höchst eigenartige, Eva an Charakter, Weltkenntnis und Erfahrung weit überlegene Person.

Sie war als die dritte Tochter eines Württembergischen Staatsministers geboren. Ihr Vater hatte seine Karriere weniger infolge genialer Begabung und überlegenen Wissens, als durch Gewandtheit, Lebensklugheit und seine Verbindung mit einem Mädchen aus vornehmem Hause bewerkstelligt. Wie die meisten süddeutschen höheren Staatsdiener hatte er durch Verleihung einer Ordensdekoration den Personaladel erhalten. Die beiden älteren Töchter heirateten jung, dann starb die Mutter, und Angelika blieb allein beim Vater zurück, dem sie nunmehr den Hausstand führte.

Angelikas Vater hatte einen starken Hang zur Opulenz, zudem besaß er den Ehrgeiz, sein Haus zum elegantesten und geselligsten des Ländchens, in welchem er schließlich den ersten Regierungsposten einnahm, zu machen, und seine Haushaltung wurde daher im großen Stile geführt. In Angelika, die schon frühzeitig in Erscheinung und Wesen etwas stattlich Imponierendes hatte, und der die Kunst der Repräsentation angeboren

zu sein schien, fand er einen vortrefflichen Ersatz der verlorenen Gattin. Das junge Mädchen hatte in dieser Zeit mehrfach Gelegenheit sich zu verheiraten, und zwar Gelegenheiten, nach denen andere nur zu begierig gegriffen haben würden, aber die Anträge waren alle nicht nach ihrem Geschmacke, sie blieb ledig und schien in ihrer Tätigkeit als Dame d'honneur des Vaters volle Befriedigung zu finden. Da starb dieser plötzlich, ein Mann in der Blüte seines Lebens.

Persönliches Vermögen hatte der Verstorbene nie besessen, das von der Gattin zugebrachte war schon in frühen Jahren der Ehe und durch die den Töchtern mitgegebene Aussteuer verzehrt worden, den beträchtlichen Gehalt, den er bezogen, hatte die opulente Lebensweise verschlungen.

So blieb denn Angelika beim Tode ihres Vaters keine andere Aussicht, als zu ihren Schwestern, die beide gut situiert waren, zu gehen oder sich selbständig den Lebensunterhalt zu verdienen.

Ihr stolzer selbständiger Sinn, der ihr ein Leben von der Gnade anderer als Demütigung erscheinen ließ, veranlaßte das Mädchen, der letzteren Alternative den Vorzug zu geben.

Angelika nahm als Gesellschafterin in vornehmen Häusern Stellung, ein Beruf, zu dem sie sich durch praktischen Sinn wie gesellschaftliche Gewandtheit in hervorragender Weise eignete.

Sie war in verschiedenen Stellen in Rom, Petersburg und Kopenhagen gewesen, als sie schließlich nach Wien kam. Dort lernte die alte Gräfin Landskerrotitsch Angelika kennen, faßte eine starke Zuneigung zu ihr, und nahm sie als Begleiterin zu sich.

Die Gräfin Zofia Landskerrotitsch war von Geburt

Polin aus fürstlichem Geschlecht. In ihrer Ehe mit dem reichen österreichischen Magnaten hatte sie kein Glück gefunden. Ihr Gatte war einer von jenen, glücklicher Weise seltenen großen Herren, die dem Namen nach zur Aristokratie, in Wahrheit aber zum Abschaume der Menschheit gehören.

Landskerrotitsch war ein kleiner rothaariger, krummbeiniger Geselle mit einem Rattengesicht, allen Lastern ergeben, der sich mit Erfolg bestrebte, wie ein Stallknecht auszusehen und sich noch viel ordinärer als diese Klasse von Leuten aufzuführen, dem das unglaubliche gelang, in den Kreisen der österreichisch-ungarischen Magnatenwelt durch die Liederlichkeit seines Lebenswandels Aufsehen zu erregen.

Er würde vielleicht das noch unglaublichere fertiggebracht haben, sein enormes Vermögen, das auf diesen Unwürdigen in unerwartetster Weise, durch jähe Todesfälle unter mütterlichen wie väterlichen Verwandten gekommen war, zu vergeuden, wenn seine Konstitution das wahnwitzige Leben, das er führte, länger ausgehalten hätte. Vom Schlage mitten in einer wüsten Orgie getroffen, und an einer Körperseite völlig gelähmt, führte er eine Zeitlang noch eine jämmerliche Scheinexistenz, dann wurde seine Frau von ihm durch den Tod befreit, und seinem Sohne, der zur Zeit des väterlichen Ablebens noch im Kindesalter stand, blieb ein schönes Vermögen gerettet, das sich in der langen Periode seiner Unmündigkeit noch um ein Bedeutendes vermehrte.

Die überlebende Witwe hatte von nun an kein eifrigeres Bestreben, als ihren einzigen Sohn abzuhalten, die gleichen Bahnen wie der Vater einzuschlagen. Da sie bigott katholisch, ließ sie ihn zunächst eine Anstalt in Wien, deren Lehrer Schwarzröcke sind, deren Leitung

sich in Jesuitenhänden befindet und in der nur Knaben blauen Blutes Aufnahme finden, besuchen. Als er die Schule absolviert hatte und seine Universitätsstudien begann, ließ ihn die Mutter keineswegs aus ihrer Obhut, sie bewachte jeden seiner Schritte mit Ängstlichkeit und zog, als der leichtblütig beanlagte junge Mensch einmal sündige Neigungen zeigte, unverweilt mit ihm von Wien weg nach Dzöröneck, der ungarischen Herrschaft ihres verstorbenen Gatten, in dessen ländlicher Einsamkeit sie ihren Sohn sicherer vor Lockungen jeglicher Art wähnte, als in der lastererfüllten Residenz.

Diese mütterliche allzu rigorose Strenge hatte nur zur Folge, daß der junge Graf, als er majorenn wurde und damit in den Vollbesitz seines Vermögens und seiner Freiheit trat, aus der mönchisch asketischen Weltabgeschlossenheit, in der er die letzten Jahre verbracht hatte, entlassen, alles, was ihm bisher versagt geblieben, so schnell wie möglich nachzuholen begann.

Er lebte während einiger Jahre sehr flott in Wien, Pest und Paris, und genoß alle Vergnügungen und Freuden, die es für einen jungen Mann von Familie und Vermögen gibt, in vollen Zügen. Er hielt sich einen Rennstall, er gewann mit gleichgültiger Miene Hunderttausende und verlor noch größere Summen mit einer Grazie, die ihm großes Renommee in Spielerkreisen verschaffte. Er betrank sich zeitweise, aber nur in guter Gesellschaft, und es war bekannt, daß sich der kleine Landskerrotitsch, so scharmant und liebenswürdig er auch als nüchterner Mensch sei, in der Trunkenheit berserkerhaft und für seine Umgebung geradezu gefährlich betrage. Es war ihm ein kleines nach einem Champagnerdiner, Gläser, Vaiselle, Spiegelscheiben, Stühle, kurz alles um sich her, was nicht von Stein

und Eisen war, zu zertrümmern. Selbstverständlich spielten auch Liebe und Frauen und was damit eng zusammenhängt, Händel und Duelle, eine nicht unbedeutsame Rolle in seinem Dasein.

Zu dieser Zeit zeigte seine Lebensführung bedenkliche Ähnlichkeit mit der seines Vaters. Nur eins war es, das Landskerrotitsch junior davor bewahrte, gänzlich in die Fußtapfen dieses Roués zu treten, sein gutes Herz.

Stanislaus Maria Landskerrotitsch war zwar liederlich, genußsüchtig, verschwenderisch, sein Leben war völlig plan- und direktionslos, er wütete gegen seine Gesundheit und verwüstete sein Vermögen, aber trotz alledem war er kein schlechter Mensch, er sündigte nicht aus Freude am Schlechten und Gemeinen, sondern aus purem Leichtsinn und überschwellender Lebenslust. Bei all dem tollem, zerlotterten Treiben wahrte er sich einen Rest besserer Gefühle. Er war edleren Regungen sehr wohl zugänglich; er besaß ein warmes mitfühlendes Herz für Hilfsbedürftige jeder Art. Kein Armer klopfte vergeblich bei ihm an; mit derselben Verachtung des Geldes, die er am Spieltisch bewies, gab er jedem, der sich bittend in seine Wege drängte.

Er hegte eine allerdings rein äußerliche, nicht auf tiefere Kennerschaft gegründete Bewunderung für die Kunst, und fand Gefallen darin, sich als Mäzen aufzuspielen. Er unterstützte arme Künstler, gab ihnen Aufträge und ließ eine junge Person auf seine Kosten für die Oper ausbilden. — Es braucht kaum erwähnt zu werden, daß seine Freigebigkeit, die ebenso unverständig und planlos war, wie sein ganzes übriges Dasein, maßlos mißbraucht wurde.

Seine Mutter liebte er zärtlich, und hielt sie in hohen Ehren, wie sich das bei einem jungen Kavalier

von selbst versteht, aber er gewährte ihr nicht den geringsten Einfluß auf sein Leben; er hatte ihr in generöser Weise ein reiches Auskommen ausgeworfen, schrieb ihr von Zeit zu Zeit einen ehrerbietigen Brief, küßte ihr, wenn er sie sah, die Hand und nannte sie: „chère maman“, kurz, ließ es an Wohlerzogenheit und chevaleresker Höflichkeit der Mutter gegenüber nicht fehlen, aber die Warnungen, Mahnungen und Tränen der alten Dame machten keinen Eindruck auf ihn, er lauschte ihren Gardinenpredigten zwar ehrfurchtsvoll, schlug sie aber hinterher mit Eleganz in den Wind.

Zudem sah die Gräfin ihren Sohn auch nur selten. Sie hatte sich Dzöröneck zum stehenden Aufenthalte gewählt, das sie im Winter auf einige Monate verließ, um nach Wien zu gehen. Der junge Graf kam nur zur Jagdzeit auf seine ungarische Herrschaft, gewöhnlich von einem ganzen Troß übermütiger Jagdfreunde umgeben.

Inzwischen hatte die alte Gräfin Angelika als Gesellschafterin zu sich genommen, die über die unpraktische, abergläubische und zudem kränkelnde alte Frau schnell einen dominierenden Einfluß gewann. Als Polin von Geblüt war die Gräfin in wirtschaftlichen Dingen völlig unbewandert, sie hatte einen großen Train von Dienerschaft um sich, eine faule, liederliche Diebsbande, von der die alte Dame in jeder Weise hintergangen und ausgenutzt wurde. Angelika räumte unter diesen Banditen ganz gehörig auf, engagierte eine weit kleinere Anzahl ehrlicher, brauchbarer Leute, nahm selbst die Führung des Hauswesens in die Hände, und setzte an Stelle der bisherigen polnischen Wirtschaft mit französischem Anstrich eine deutsche.

Die Folge davon war, daß die Gräfin von nun

an weit besser versorgt und bedient war und komfortabler und dabei billiger lebte als je zuvor, und daß Angelika völlig unentbehrlich für sie wurde. —

Angelika war bereits über Jahresfrist in Dzöröneck und hatte den Herrn des Hauses noch nicht zu Gesicht bekommen. Da kam dieser eines Tages, aber ohne den üblichen Freundesschwarm mitzubringen, auf seiner Besitzung an.

Seine Gesundheit hatte durch das tolle Leben der letzten Jahre einen bedenklichen Stoß erlitten, und von den Ärzten war ihm Ruhe und Landluft anempfohlen worden.

Stanislaus Maria blieb den ganzen Sommer hindurch bei seiner Mutter, schwerlich würde er es solange in der ländlichen Einsamkeit Dzörönecks ausgehalten haben, hätte ihn nicht ein starker Magnet dort gefesselt: Angelika, in die er sich sterblich verliebt hatte. Diese machte ihm jegliche Courmacherei durch ihre brüske Nüchternheit unmöglich. Vielleicht war es gerade dieses kühl unnahbare Verhalten, das die Verliebtheit des jungen, heißblütigen Menschen allmählich zu einem Grade steigerte, der bedenklich zu werden anfing.

Die Gräfin sah bald, wie es um ihren Sohn stand, sie warnte ihn, indem sie ihn darauf aufmerksam machte, daß seine Verbindung mit Angelika eine Unmöglichkeit sei, und daß er das Mädchen schlecht kenne, wenn er eine Liäson anderer Art mit ihr für erreichbar halte.

Die alte Dame war in einem schwierigen Dilemma; sie wollte Angelika um keinen Preis verlieren, und doch sah sie, daß die Leidenschaft ihres Sohnes für ihre Gesellschafterin von Tag zu Tag ernster wurde; sie traute ihm zu, er möchte Angelika eines Tages einen Heiratsantrag machen. Das mußte um jeden Preis verhindert

werden, denn Angelika war bürgerlich, und was in den Augen der bigotten Katholikin noch schlimmer war, eine Protestantin, und wenn sie die persönlichen Eigenschaften des Mädchens auch noch so hoch schätzte, über diese beiden Punkte vermochte sie sich doch nicht hinwegzusetzen.

Angelika selbst riß die alte Dame aus dieser Verlegenheit, indem sie ihren Anbeter, als er eines Abends einen Fußfall vor ihr tat und sie um Erhörung anflehte, dermaßen abführte, daß der kleine Graf sich für tödlich gekränkt erklärte, Dzöröneck, seine Mutter und diese kalte Schönheit unversehens verließ, um, wie er sagte, sein zum Tode verwundetes Herz fern von ihr verbluten zu lassen.

Die Liebe zu Angelika hatte wenigstens das eine Gute für Landskerrotitsch gehabt, daß sein Inneres einmal gehörig aufgerührt wurde, und dabei waren die guten Eigenschaften, die nur überwuchert von allerhand wüstem Unkraut in seiner Natur lagen, in die Höhe gebracht worden.

Niedergeschmettert und sentimental, wie er sich nach der erlittenen Niederlage fühlte, war er dem Gefühle reuiger Zerknirschung besonders zugänglich; er hielt eine Art von innerer Einkehr und beschloß, in seinem Lebenswandel eine Änderung eintreten zu lassen.

Er veräußerte seinen Rennstall, zog sich von seinen bisherigen Freunden zurück, schaffte sich eine Bibliothek an, trat mit künstlerischen und wissenschaftlichen Kapazitäten in Verbindung, und las Hegel, Schopenhauer, Strauß und Hartmann. Diese Beschäftigungen machten ihn zwar nicht klüger oder weiser, füllten seine Zeit aber doch besser aus als die Narrheiten, denen er früher ergeben war, und hatten jedenfalls den Erfolg, unter

seinen ehemaligen Freunden und Spießgesellen die Ansicht zu verbreiten, der kleine Landskerrotitsch sei übergeschnappt und für die Welt verloren.

Aber auch die Philosophie zeigte nicht die heilende Wirkung, die Landskerrotitsch von ihr erwartet hatte, die Wunde seines Herzens wollte sich nicht schließen, und so faßte er denn einen neuen Plan; er wollte reisen, um zu vergessen.

Er unternahm eine Expedition, die auf drei Jahre projektiert war und auf der er die ganze Welt kennen zu lernen beabsichtigte.

Auf dieser Reise machte er Burts Bekanntschaft, an den er sich eine Zeitlang anschloß, dann fand seine Tour einen unvorhergesehenen Abschluß durch das Fieber, welches ihn in Indien befiel und ihn zwang nach Madeira zur Wiederherstellung seiner Gesundheit zu gehen.

Aus Madeira wurde er durch eine Depesche abgerufen, die ihm meldete, seine Mutter läge im Sterben und sehne sich danach, den Sohn noch einmal zu sehen. Als er in Dzöröneck ankam, war die alte Frau bereits entschlafen.

Angelika hatte die Gräfin bis zum Tode gepflegt und ihr die Augen zugedrückt, jetzt wollte sie natürlich das Haus verlassen, um sich nach einer neuen Tätigkeit umzusehen. Aber Landskerrotitsch ließ sie nicht ziehen. Er machte ihr seinen Antrag und da sie erkannte, daß er inzwischen ein anderer, ernsterer, vernünftigerer Mann geworden, und da jetzt nach der Gräfin Ableben ein wirkliches Hindernis ihrer Verbindung nicht entgegenstand, willigte sie ein, seine Frau zu werden.

Für Landskerrotitsch, der sich um religiöse und soziale Vorurteile wenig kümmerte, hatte Angelikas bürgerliche

Herkunft und Konfession keinerlei Bedeutung. Als die katholische Geistlichkeit, die seine Ehe mit einer Protestantin scheel ansah, Schwierigkeiten bei der Verbindung machen wollte, ließ er sich einfach evangelisch trauen und gab seine Einwilligung, daß auch die etwaigen Kinder protestantisch erzogen werden sollten.

Mit der Familie seiner verstorbenen Mutter hatte er dadurch völlig gebrochen; freilich machte er sich daraus nicht viel, im Gegenteil, es bereitete ihm ironisches Vergnügen, diese edle Sippe von Hungerleidern, die bisher von ihm reichliche Unterstützung erhalten hatten, die materiellen Vorteile, die sie aus der Freundschaft mit dem reichen Vetter zogen, lieber entbehren zu sehen, als daß sie seine Heirat mit einer Protestantin, und noch dazu einer deutsch bürgerlichen anerkannt hätten.

Aber daß man ihm seine Verbindung auch in Österreich, diesem Lande der Gemütlichkeit und Toleranz, in dem man lebt und leben läßt, nicht verzeihen würde, das hätte sich der Graf nimmermehr träumen lassen; aber er sollte es nur zu bald erfahren.

Bald nach der Heirat ging Landskerrotitsch mit seiner jungen Frau nach Wien, um dort den Fasching mitzumachen. Er war ehemals einer der verwöhntesten Favorits der Wiener Salons gewesen, man hatte ihn auf Händen getragen und verhätschelt, als einen der vornehmsten und begütertsten jungen Männer.

Er fand diesmal die Luft gegen früher sehr verändert. Viele, die ihn ehemals geduzt hatten, redeten ihn jetzt mit „Herr Graf" an, alle waren gegen ihn äußerst kühl, förmlich und zugeknöpft. Landskerrotitsch wunderte sich zwar über diese sonderbaren Erscheinungen, dann erklärte er sie sich aber durch seine lange Ab-

wesenheit, die ihn fremd gemacht habe, und dadurch, daß der gesellige Ton in Wien jetzt ein ernsterer und steiferer geworden sei.

Er ahnte nicht, daß man ihm vorwarf, sich mesaliiert zu haben. In seinen Augen war Angelika das schönste, vollendetste, vornehmste Weib unter der Sonne, um deren Besitz ihn jeder König beneiden mußte; daß man seine Verbindung mit ihr eine Mesalliance nennen könne, auf diesen Gedanken wäre er nie und nimmer von selbst gekommen.

Und das Verhalten der Gesellschaft trug dazu bei, ihn längere Zeit in seinem Wahne zu erhalten. Man trat ihm und seiner Gattin nirgends schroff abweisend entgegen. Den offen groben Hochmut, der den Norddeutschen von Adel auszeichnet, kennt die glattere österreichische Aristokratie nicht, man geht da gegen Unliebsame niemals aggressiv vor, man läßt ihnen gegenüber einfach das Visier der Exklusivität herab.

Vor allem war es natürlich die Damenwelt, welche in geschlossener Phalanx gegen diese bürgerliche Gräfin Front machte.

Gräfin Mimi, Pimpi und Theresel fürchteten, daß die Heiratschancen sich noch mehr verringern möchten, wenn diese unerhörte Unsitte, daß sich blaues Blut mit anderen Menschenklassen vermischte, etwa unter den Epouseuren des Landes Fortschritte machen sollte.

Landskerrotitsch war wie gesagt dem allen gegenüber völlig arglos und unbefangen, aber nachdem er selbst eine Soiree arrangiert hatte, zu der er Absagen in Überzahl erhalten, und nachdem ihm vor allem Angelika, die weit scharfsichtiger war als er, die Augen über die wahren Gründe des Verhaltens der Leute geöffnet, kannten sein Ärger und seine Entrüstung keine Grenzen.

Bei der nächsten Gesellschaft, die er mit seiner Gattin besuchte, befand er sich in der Stimmung eines Kampfhahnes; mit Argusaugen beobachtete er das Benehmen der Leute, und diejenigen Männer, welche Gleichgültigkeit, oder deren Frauen auch nur den Schatten von Mißachtung Angelika gegenüber an den Tag gelegt, hatten am nächsten Morgen den Kartellträger des beleidigten Ehemannes auf dem Halse.

Von den fünf Forderungen, die Landskerrotitsch hatte ergehen lassen, kamen nur zwei zum Austrag. Das eine Duell verlief resultatlos, bei dem zweiten verwundete Landskerrotitsch seinen Gegner leicht.

Die Gesellschaft war ihm durch diese Angelegenheit gründlich verleidet. Er verließ Wien und ging mit seiner Gattin nach Dzöröneck, wo er sich daran machte, ein neues Schloß zu erbauen, da das alte baufällig und für Angelika nicht gut genug sei, wie er behauptete.

Von seinen Standesgenossen wollte er fortan nichts mehr hören noch sehen, die Kränkung, die ihm widerfahren, hatte ihn zu scharf getroffen.

Er war jetzt ganz ins liberale Lager geschwenkt, schimpfte auf die Regierung, den Adel, die Geistlichkeit, hielt nur noch der äußersten Linken angehörige Blätter, und spielte sich mit Vorliebe auf den Demokraten und Freigeist.

Seine Frau betete er nach wie vor an, er befand sich in steter Flitterwochenstimmung, und hätte am liebsten den ganzen Tag über zu ihren Füßen gesessen.

Zum Glück war Angelika viel zu vernünftig und einsichtsvoll, um die Gewalt, die sie über ihren Gemahl besaß, in anderer als in der angemessensten Weise auszunützen. Angelika hatte gelegentlich den Wunsch ausgesprochen, ihre Verwandten in Deutschland, vor allem

ihre beiden Schwestern nach langjähriger Trennung wiederzusehen. Ihr Gatte faßte diesen Gedanken sofort mit Lebhaftigkeit auf und projektierte eine Reise durch Deutschland, mit einem Winteraufenthalt in Berlin als Abschluß.

Ihre Schwestern fand Angelika in behäbigen Verhältnissen, beide umgeben von einer Schar blonder Kinder jeden Alters.

Anfangs traten die Verwandten der Schwester und dem fremden Grafen mit kühler Zurückhaltung entgegen, aber Angelika wußte dieser Stimmung bald ein Ende zu bereiten, und auch der lebhaften Liebenswürdigkeit des Grafen Schwagers konnte die deutsche Steifheit auf die Dauer nicht widerstehen, man kam sich bald näher, lernte sich achten und lieben und beim Abschied wurde ein Gegenbesuch der Verwandten in Dzöröneck verabredet.

Landskerrotitsch war ein von Stimmungen und Eindrücken des Augenblicks stark beeinflußter ungemein impressionabler Mensch. In seiner jetzigen Lage, wo er gerechten Grund zu haben vermeinte, seinem Vaterlande und seinem Stande zu grollen, wo er gewissermaßen alle alten Traditionen über Bord geworfen hatte, war er nur zu sehr geneigt, allem neuen, anders gearteten, das ihm in den Weg kam, ungeteilte Bewunderung zu zollen.

Deutschland und deutsche Verhältnisse, die er früher, ohne sie zu kennen, als höchst „ridicule und malchic“ verachtet und belächelt hatte, das war jetzt sein Ideal. Hier allein war noch Ordnung, Vernunft und Bildung zu finden.

In dieser Laune sah er Berlin, wo er alles schön, interessant, herrlich und nachahmenswert fand. In dieser

entzückten Stimmung lernte er durch seinen Freund Burt zunächst Friedrich von Choiseule und durch dessen Vermittelung erst Mörners und später auch Schaurotts kennen, und fand, daß er nie in seinem Leben mit gebildeteren, edleren, prächtigeren Menschen verkehrt habe.

Für Burt hatte er bereits früher aufrichtige Bewunderung gehegt. Choiseule erklärte er, wie Burt richtig vorausgesagt hatte, nachdem er dessen soeben erschienene Novelle gelesen, für den ersten Schriftsteller seiner Zeit, Eva Mörner entzückte ihn durch ihren Gesang, Mörner war für ihn der Typus eines hochgestellten, durch Charakter und Wissen ausgezeichneten deutschen Beamten, Schaurott der eines hochgebildeten preußischen Offiziers, die Hauptmannsgattin eine echte deutsche Hausfrau und Sophie Wangen eine junge Künstlerin, deren geniale Veranlagung zu den höchsten Erwartungen berechtigte.

Für Sophiens Begabung zeigte der Graf wirkliches Verständnis und reges Interesse. Seine alte Passion, den Mäzen zu spielen, war von neuem in ihm erwacht. Eines Tages suchte er Sophie bei ihrer Arbeit im Atelier ihres Lehrers, eines Professors der Malerei, auf. Er fand sie mit mehreren anderen Damen bei Studien nach lebendem Modell und war frappiert durch die kühn realistische Sicherheit, mit der sie den Kopf eines alten Mannes wiedergab.

Er hatte darauf eine eingehendere Rücksprache mit dem Professor, die in ihm die Absicht befestigte, sich dieses hoffnungsvollen Talentes wirksam anzunehmen.

Er ersuchte sie zunächst, ein Porträt von Angelika anzufertigen, wobei er Auffassung und Material der Wahl der Künstlerin überließ.

Sophie stellte eine Zeichnung von Angelikas Kopf in Lebensgröße auf grauem Karton mit farbigem Pastell her, eine Methode, die sie eben erlernt hatte.

Der Graf wußte nicht, wie er die Ähnlichkeit und den graziösen Wurf, mit dem das junge Mädchen den Kopf gleichsam auf den Karton nur hingehaucht hatte, genügend anerkennen sollte.

Er ließ der erstaunten Sophie eine Summe zustellen, die in keinem Verhältnis zu der geleisteten Arbeit stand, und wollte von einer Herabminderung des Honorares nichts wissen, denn die Schöpfungen eines Künstlers hätten keinen Marktpreis, auf diese Behauptung steifte er sich Schaurotts und Choiseules Vorstellungen gegenüber.

Zwischen Angelika und Eva Mörner hatte sich inzwischen ein intimer Verkehr entwickelt, sie waren schnell vertraut miteinander geworden, und besonders Eva brachte enthusiastische Liebe in die junge Freundschaft. Sie hatte solange jeden weiblichen Umgang entbehrt, es mochten überhaupt nicht viele Frauen existieren, die ihrem kapriziösen Naturell auf die Dauer zusagen konnten.

Das Geheimnis ihrer Freundschaft war, daß sie grundverschiedene, einander ergänzende Individualitäten darstellten.

Denn in der Freundschaft sucht jeder Teil wie in der Liebe psychisch und physisch eine Ergänzung der eigenen Persönlichkeit zu einem ihm unbewußt vorschwebenden Ideale.

Angelikas nüchterne, beinahe zur Kälte ruhige Gemütsart, ihre selbstbewußte überlegene Sicherheit, ihre Charakterfestigkeit und Erfahrenheit erfüllten Eva mit hingebender Bewunderung, der jeder Neid fernlag.

Angelika dagegen fand Wohlgefallen an Evas beweglichem leicht erregbaren Sinn, der Lebhaftigkeit ihres Empfindens, der Pikanterie ihres ganzen Wesens. Sie pflegte Eva „meine Kleine" zu nennen, und zeigte ihr gegenüber eine nachsehende Zärtlichkeit, wie man sie in der Tat nur Kindern entgegenzubringen pflegt.

Auch in ihrer Erscheinung ergänzten sich die beiden aufs beste. Nicht selten, wenn man zwei schöne Frauen nebeneinander stellt, erleidet die Schönheit jeder einzelnen starke Einbuße. Das war hier nicht der Fall; im Gegenteil, die beiden Erscheinungen hoben einander durch den Kontrast, die eine diente der anderen zur Folie.

Neben Angelikas reifer, ruheatmender Schönheit der Dreißigerin erschien Evas anmutige Mädchengestalt nur noch liebreizender und bestrickender.

Einmal war Angelika bei Eva Mörner mit Friedrich von Choiseule zusammengetroffen; sie war von Natur durchaus nicht argwöhnisch und nichts lag ihrem Wesen ferner als Neugier, aber wenngleich Eva ihre Gefühle für Friedrich nach Möglichkeit vor der Freundin zu verbergen suchte, so konnte es doch nicht fehlen, daß Angelika, vermöge jenes allen Frauen für Liebesangelegenheiten angeborenen Instinktes etwas von dem wahren Stand der Dinge zu ahnen begann.

Angelika äußerte kein Erstaunen, keine moralische Entrüstung; sie war eine Frau, die viel in ihrem Leben gesehen und erfahren hatte, und sich darum über wenig wunderte. Sie selbst war in ihrem Denken und Tun keusch wie Schnee, aber anderen gegenüber als Sittenrichterin aufzutreten, dazu fühlte sie keinen Beruf in sich.

Sie ließ sich hierin wie in allem von äußerst

praktischen und nüchternen Anschauungen leiten. Sie wußte, welch schlechtgelohntes Geschäft es ist, sich in anderer Leute Angelegenheiten zu mischen, und daß es ein aussichtsvolleres Beginnen sei, Wasser in einem Siebe davonzutragen, als Liebende durch Worte zur Vernunft zu bringen.

Siebzehntes Kapitel.

Der Berliner Karneval neigte sich stark seinem Ende zu.

Es war ein belebter, vergnügter, glänzender Karneval gewesen. Kein politisches Ereignis, kein Börsenkrach, kein Todesfall eines gekrönten Hauptes hatte die Freude vorzeitig zerstört.

In allen Gesellschaftskreisen der Residenz mit ihren ungezählten Variationen, Stufen, Schattierungen und Unterabteilungen, vom Hofkreise bis zum Kränzchen der Ladenfräuleins und Droschkenkutscher herab war in diesem Winter ausgiebig getanzt worden.

Wie oft mochte der Lieblingswalzer der Saison, das „Komm herab o Madonna Theresa!" erklungen sein, und sie schien sich immer noch nicht erweichen lassen zu wollen, die spröde Schönheit, trotz aller Lockungen von Geigen- und Flötenklängen.

Schon sammelten sich die Buketts in den Doppelfenstern der beliebtesten Ballschönheiten zu wahren Heuschobern an und bei den Lions des Parketts in gleichem Verhältnisse die Kotillondekorationen. Modistin, Friseure, Schneider und Hühneraugenoperateure machten andauernd gute Geschäfte.

Die Heiratsbörse, an der zum Beginn der Saison eine bedenkliche Baisse geherrscht hatte, so daß die Ball-

mütter schier alle Hoffnung aufgaben, ihre Ware an den Mann zu bringen, zeigte jetzt eine steigende Tendenz; Verlobungen schossen wie die Pilze nach einem warmen Sommerregen aus dem Boden.

Alles, was sich im Laufe des Winters an geheimen Wünschen, fein ersonnenen Plänen, ränkevollen Intriguen, auf dem Parkett des Tanzsaales, wie auf der Eisbahn, im Herrenklub und Damenklatschkaffee, genährt durch süß verschämte Blicke, verstohlene Seufzer, Kotillonschleifen und Vielliebchen, zusammengebraut hatte, das klärte sich jetzt allmählich und entpuppte sich in verschiedenster Gestalt, als Verlobung, Korb oder gar als Courmacherei ohne ernstere Absichten.

Und noch immer erklang die Fiedel, noch immer wurde getanzt, geliebäugelt und Süßholz geraspelt, als sei es nicht genug an den gefallenen Opfern. — Aber die Saison trug den hippokratischen Zug im Angesichte, das sah jedes kundige Auge, noch einige Zuckungen, dann trug man sie zu Grabe und für dieses Jahr wurde der Kehraus gemacht.

Auch die Berliner Juristengesellschaft hatte ihren Fasching gehabt. Einige große, allgemeine Juristenbälle hatten stattgefunden, und bei mehreren Präsidenten, Direktoren und Räten des weitverzweigten Berliner Juristenstandes, die mit heiratsfähigen Töchtern gesegnet waren, wurde getanzt.

Eva Mörner hätte also, wenn sie gewollt, mehrfach Gelegenheit haben können, zu tanzen, aber jede Einladung war von ihr meist mit der Entschuldigung des Unwohlseins abgelehnt worden.

Der brave Mörner war über die Halsstarrigkeit seiner Gattin ganz außer sich, ihre Abneigung gegen alles gesellige Leben war ihm geradezu rätselhaft. Wie

gern würde er es gesehen haben, wenn Eva Zerstreuung und Anregung darin gefunden hätte.

Daß seine Amtsgenossen und vor allen deren Frauen seiner Gattin das stete Fernbleiben von ihren Unterhaltungen als hochmütigen Dünkel auslegten, wußte er. Die fast spöttischen Mienen, mit denen ihn seine Kollegen häufig nach dem Befinden Evas fragten, hatten ihn darüber belehrt.

Da kam ziemlich am Ende der Saison die Aufforderung an ihn, sich mit seiner Gemahlin an einem Subskriptionsballe zu beteiligen. Aus der Liste der bereits Unterschriebenen ersah er, daß fast alle seine Bekannten dabei beteiligt waren.

Er beschloß, diesmal bei Eva durchzusetzen, daß diese Aufforderung nicht wieder mit einer Absage beantwortet werde.

Es bedurfte gar keiner Überredungskünste seinerseits, um Eva auf den Vorschlag eingehen zu machen; sowie sie erfahren hatte, daß es sich um einen Subskriptionsball handele, erklärte sie sich bereit, das Fest zu besuchen.

Mörner war hocherfreut, „das Eis ist gebrochen,“ dachte er, „nun wird sie schon Geschmack daran finden und dieser erste Ball wird nicht der letzte bleiben,“ und beeilte, sich für seine Frau und sich zu unterzeichnen.

Einige Stunden darauf schon stand auch Friedrich von Choiseules Name auf der Liste.

* * *

Der Ballabend war herangekommen. Am Arme ihres Gatten betrat Eva den in einem Hotel unter den Linden gelegenen Festsaal, der sich schnell mit einer bunten Menge zu füllen begann.

Kurz vorher war Evas Kommen noch einmal sehr zweifelhaft geworden. Während der Toilette begann sie sich plötzlich unwohl zu fühlen; Mörner geriet bereits in die größte Verzweiflung, aber schließlich hatte sie sich wieder erholt, und erklärte, sie wolle den Ball besuchen.

Während der Fahrt klagte sie über Frost, aber jetzt durch das glänzende Licht, die prächtige Dekoration der Räume, und den Ballstaat um sich her animiert, vergaß sie ihre Unpäßlichkeit völlig; und dann war ja auch der Gedanke, daß er da sein, sie sehen und bewundern und mit ihr tanzen würde, der wie ein belebendes Elixier auf sie wirkte.

Mehr denn je glich Eva heute einer Nixe, mit ihren schmiegsamen Bewegungen, dem blendenden Weiß ihres Gesichtes und der Schultern, den geheimnisvoll leuchtenden dunklen Augenrätseln, und dem duftigen Flitter ihrer Toilette von drap d'argent.

Als Taillenausputz trug sie eine Girlande von rankenden Wasserrosen, einige Buketts derselben Blumen an der Seite, und eine einzelne Blüte im Haar. Ihren Hals schmückte das Perlenkollier, das ihr Mörner zu Weihnachten geschenkt hatte.

Hals, Schultern und Arme zeigten sich tadellos geformt, und ließen die Schönheit des übrigen Körpers ahnen.

Eva hatte lange Zeit keinen Ball mehr besucht, das kalte Gefühl an den bloßen Schultern und Armen war ihr ganz ungewohnt geworden, und eine leichte Aufregung bemächtigte sich ihrer zu Anfang. Aber diese Ballfieberanwandlung ging schnell vorüber, als sie bemerkte, daß ihre Toilette eine der gelungensten im Saale sei, und daß sie Aufsehen errege.

„Er kann noch nicht hier sein, sonst wäre er ja längst bei mir,“ sagte sie sich.

Inzwischen hatte sie Zeit, die Gesellschaft ein wenig zu mustern.

In dieser war das vorwiegende Element das höhere Zivilbeamtentum; der schwarze Frack hatte die unbestrittene Vorherrschaft, eine in Berliner Gesellschaften nicht gerade häufige Erscheinung.

Trotzdem war die Gesellschaft keineswegs aus homogenen Bestandteilen zusammengesetzt. Die verschiedensten Kreise waren vertreten, und sehr bald trat denn auch ein Prozeß der Trennung ein, die große, bis dahin verschwommene Masse teilte sich in Gruppen und diese wieder in Abteilungen und Unterabteilungen; der Deutsche kann eben seine Neigung zum Kastenwesen und Kotteriebilden selbst auf geselligem Gebiete nicht verleugnen. Kommen wie hier verschiedene Kreise auf ein und demselben Terrain zusammen, so halten sie sich in starrer Exklusivität voneinander gesondert, es tritt keine Verschmelzung ein, es bleibt eine Mischung, die sich niemals zur harmonischen Verbindung einigt.

Da war in erster Linie der bürgerliche Beamtenkreis, die Menge derer, die sich nur durch die verschiedene Setzung der Buchstaben im Namen und durch die für die Uneingeweihten schier sinnverwirrende Variation des „geheimen“, „ober“ und „wirklichen“ vor den üblichen Ratstiteln unterschied. Kahlkopf, Vollbart und Brille herrschte bei den Männern vor, unter denen man manch sympathische Erscheinung erblicken konnte, Leute, denen Geist und Wissen von der Stirn, Charakter und Herzensgüte aus den Augen leuchtete.

Durchweg traten die Frauen hinter ihren Männern zurück, eine Erscheinung, die sich auch anderwärts im

deutschen Bürgertume geltend macht. In der männlichen deutschen Rasse ist eben der Mann der wirkliche Herr der Schöpfung, und fühlt und geriert sich als solcher.

Die meisten dieser Frauen waren unbedeutend schlichte Erscheinungen, denen man ansah, daß ihr Herrschaftsbereich das Haus und die Familie, nicht aber der Salon sei.

Ihre blonden Töchterlein hatten diese Mütter nichtsdestoweniger allerliebst herauszuputzen verstanden; so schienen auch ihre Tänzer zu denken, die sich hauptsächlich aus Referendaren rekrutierten, und von denen wurden diese freundlich lichtfarbenen Blumen wie von einem Schwarm dunkler Falter umschwirrt.

Neben dem Bürgertum war auch der Adel vertreten, jener niedere preußische Adel, der so patriotisch, königstreu, konservativ, fromm und tatkräftig, aber auch sehr hochmütig und einseitig ist.

Die älteren Herren, meist Beamte in hohen Stellungen, unterschieden sich von ihren bürgerlichen Kollegen hauptsächlich durch ihr selbstbewußteres Auftreten und den etwas militärischen Anstrich ihres äußeren Menschen. Während jene mehr wie Gelehrte aussahen, hätte man manchen von diesen eher für einen pensionierten Oberst als für einen Geheimen Rat gehalten. Sie waren aufs sorgfältigste gekleidet, hielten sich stramm, trugen das spärliche Haar vom Hinterkopf nach vorn in Form der Armeelocke gestrichen und sprachen im Kommandiertone. Ihre Gattinnen, meist in großer, aber altmodischer Toilette, die sie vor zehn Jahren bei einem Hoffeste getragen haben mochten, hielten den Nacken sehr steif, rümpften die Nase, besprachen, wenn sie unter sich waren, Familienangelegen-

heiten und Hofklatsch, und trugen im ganzen eine Miene zur Schau, die deutlich sagte: „wie gemischt diese Gesellschaft hier ist".

Ihre Töchter schienen die Unzufriedenheit der Mütter nicht in dem Maße zu teilen, es waren ja Offiziere da, sogar verschiedene Kavalleristen darunter, und dann gab es auch unter den anwesenden Referendaren und Assessoren einige anständige Menschen, mit denen man tanzen konnte.

Es waren schöne Erscheinungen unter diesen jungen Damen, einzelne hochgewachsene Gestalten mit strohgelbem Haar und dem Teint der Aprikose, von jener norddeutschen Frauenschönheit, die nicht blendend ist, wie die englische, nicht pikant wie die französische oder frappant wie die südländische, der vielmehr etwas Nüchternes eigentümlich ist, die aber doch einen undefinierbaren ihr allein eigenen Zauber besitzt.

Eine dritte Gruppe, die sich von den beiden vorher geschilderten stark abhob, war die Judenschaft, die durch Beamte, Rechtsanwälte, Großindustrielle und Börsenleute vertreten wurde.

Die Männer waren meist klein von brünettem Typus, unter den Alten konnte man manchen klugen scharfgeschnittenen Charakterkopf sehen, sie erschienen geschäftig, beobachtend, immer auf den qui vive, als gälte es selbst auf dem Parkett Chancen auszuwittern und Vorteile zu finden. Die jüngeren Leute zeigten besonders im Verkehr mit den Damen jene den Juden eigentümliche Mischung von geschmeidig zuvorkommender Höflichkeit und zudringlicher Arroganz.

Manche der Mädchen waren reizvolle Erscheinungen, aber man bangte für das Schicksal ihrer Reize, wenn man sie neben ihren Müttern sah. Diese fetten, hoch-

busigen Damen mit den groben, auseinandergegangenen Zügen hatten ihrer Zeit jedenfalls den Töchtern an Pikanterie nicht nachgestanden, denn nichts ist vergänglicher als die Schönheit der Orientalin. In den Toiletten dokumentierte sich der Hang der Semiten zum Auffallenden, Prahlerischen. Die älteren Frauen waren mit blitzenden Schmuckstücken überladen, eine Rüstung, in welcher sie das Tournier mit der nur mit dem verblaßten Glanze ihrer alten Namen gewappneten aristokratischen Damenwelt siegreich bestehen zu können vermeinten.

Eva Mörner gehörte durch die Stellung ihres Mannes zu den Damen des bürgerlichen Beamtentums; Mörner hatte sie auch sofort zu einigen ihm bekannten Kollegenfrauen geführt, aber es war zwischen ihnen und Eva bei ein paar förmlichen Redensarten geblieben.

Mörner, der heute seine Dekorationen angelegt hatte, und als Senatspräsident in diesem Kreise eine Person von Distinktion war, wurde von jüngeren Herren förmlich belagert, die seiner Gattin vorgestellt sein wollten. Das geschah denn auch, die Tanzlustigen unter ihnen ersuchten Eva um einen Tanz, aber diese erklärte, sie tanze keine Rundtänze; worauf Ausrufe des Bedauerns und der Verwunderung von seiten der Herrenwelt.

Endlich, als eben der erste Tanz seinen Anfang nahm, betrat Friedrich von Choiseule den Saal. Eva erkannte ihn schon von weiten und begrüßte ihn mit den Augen.

Er bahnte sich einen Weg durch die Menge zu ihr.

„Sie kommen spät!" rief ihm Eva entgegen.

„Weil ich glaubte, Sie würden sich getreu bleiben," erwiderte er.

„Wie das?"

„Ich meine in der Unpünktlichkeit."

„Ah, Sie Spötter! Ich sollte Ihnen zur Strafe gar keinen Tanz geben. — Man hat mich schon arg bestürmt. Ich habe Ihnen die zweite Quadrille aufgehoben, die anderen Kontres sind vergeben."

„Werden Sie dabei bleiben, keine Rundtänze zu tanzen?"

„Wir werden sehen. Sollte ich zu große Tanzlust verspüren, dann sollen Sie gegen den Schluß einen Walzer haben. Aber ich fürchte, ich habe das Tanzen gänzlich verlernt. Denken Sie, daß mich anfangs so etwas wie Ballfieber befiel. — Ist das nicht kindisch?"

Jetzt trat Mörner wieder an sie heran, gefolgt von einer Schar Referendare und Assessoren.

„Ah Friedrich, du hier!" rief er, als er Choiseules ansichtig wurde. „Das ist ja reizend, ich wußte gar nicht — Eva, Herr . . . . . bittet um die Ehre."

Friedrich zog sich etwas zurück, ließ aber Eva, deren Erscheinung im Ballkostüm ihn mit Entzücken erfüllte, nicht aus den Augen.

Mit grimmigem Behagen sah er, wie sie einen nach dem anderen der tanzlustigen Jünglinge abblitzen ließ.

Eva schien es vortrefflich zu verstehen, die Nase hoch zu nehmen. Einige der Herren, denen sie einen Tanz abgeschlagen, versuchten noch weiter in sie zu dringen, mit Redensarten, wie: „Es sei doch gar nicht möglich, nicht zu begreifen, bei solchem Aussehen nicht tanzen, gar nicht tanzen. Gnädige Frau werde sich vielleicht noch eines Besseren besinnen usw."

Eva hatte für solche Bemerkungen kaum ein Achselzucken, die Redner schienen Luft vor ihren Blicken zu sein, und zogen zu Friedrichs Schadenfreude verwirrt ab.

Man fing an, besonders unter den Damen, Evas Benehmen äußerst auffällig zu finden. Friedrich fing zufällig einige Brocken einer Unterhaltung auf, die in seiner Nähe geführt wurde:

„Wer ist sie eigentlich?"

„Die Frau des Senatspräsidenten Mörner."

„Ah die — man hat schon so viel von ihr gehört, — welch' extravagante Toilette."

„Ihr Vater war Schauspieler."

„Ja, das sieht man, und dabei noch solcher Dünkel. — Begreifen Sie diesen Mörner?"

Der Ball nahm nun seinen regelrechten Verlauf. Mörner hatte sich mit einigen Altersgenossen zu einer Partie Skat ins Spielzimmer zurückgezogen, er lebte der Ansicht, seine Frau amüsiere sich vortrefflich und er könne daher ruhig seinem Vergnügen nachgehen.

Inzwischen hatte sich Friedrich von Choiseule Eva wieder genähert und ihr einen Platz auf einem der Wandsofas verschafft. Er blieb fortan neben ihr stehen, gemeinsam beobachteten sie die Tanzenden, und Eva machte nach Weiberart ihre kleinen mokanten Bemerkungen über Toiletten und Erscheinungen.

Natürlich fiel Evas ausschließlicher Verkehr mit Friedrich auf, aber niemand wußte, wer dieser junge Mann mit den dunklen Augen und scharfgeschnittenen Zügen sei.

„Vielleicht gar ein Schauspieler," taxierte jemand.

„Auf jeden Fall ist er ein Verwandter von ihr, denn für eine Courmacherei treiben sie's zu öffentlich," entschied die weiseste unter den Kollegenfrauen.

Jetzt wurde Eva zur Française geholt. Ihr Tänzer war ein würdiger Landgerichtsdirektor, der ihr einen sehr ausführlichen Vortrag über die Karriere ihres Mannes hielt, von der er versicherte, sie sei eine „exzeptionelle“.

Den Lancier, der bald darauf folgte, tanzte sie mit einem Gerichtsassessor. Dieser hatte sehr ausgesprochene, aber völlig irrtümliche Ansichten über Lancier, und da die übrigen Herren des Karrees dieselben nicht zu teilen vermochten, er aber auf seinen Ansichten mit rühmlicher Festigkeit bestehen blieb, so ereignete es sich, daß die Musik aussetzte, ehe man sich noch über die erste Tour geeinigt hatte.

So kam das Souper heran. Eva wurde von einem „Wirklichen Geheimen Oberjustizrat“ zu Tisch geführt. Friedrich war allein geblieben, aber im letzten Augenblicke und ehe er recht wußte, wie ihm geschah, hatte er eine Dame am Arm, welche ihm von Mörner oktroyiert worden war.

Anfangs wollte er darüber ungehalten sein, und saß stumm neben seiner Nachbarin, aber diese, ein kleines blondes Ding, kaum dem Backfischalter entwachsen, schien so glücklich, daß sie noch einen Kavalier für das Souper erwischt, und gab ihre Freude darüber in so naiv unverhohlener Weise Ausdruck, daß Friedrichs Unmut schnell verflog und er auf ihr unbefangenes Geplauder lächelnd einging.

Er saß nicht allzu weit von Eva entfernt und vermochte von Zeit zu Zeit einen ihrer Blicke aufzufangen.

Eva unterhielt sich nicht schlecht mit dem wirklichen Geheimen, einem Manne, der großes Wissen mit weltmännischer Bildung und Formen vereinigte; er nahm die Kosten der Unterhaltung zum größten Teil auf sich,

und so blieb Eva die Möglichkeit, öfter nach Friedrich hinüberzulugen und sich im Geiste mit ihm zu beschäftigen. „Was hat er nur da für ein kleines Wesen in Weiß und mit etwas undefinierbar Grünen im Haar, an seiner Seite?" dachte sie. „Sie scheint ihn zu unterhalten. Sieht sie nicht gerade aus wie ein Gänseblümchen?" Eva mußte unwillkürlich über ihren eigenen Einfall lächeln, und beschloß, Friedrich nachher mit dem Gänseblümchen zu necken.

Das Kind an Choiseules Seite machte diesem die Unterhaltung sehr leicht, sie war die Vertrauensseligkeit in Person. Sie weihte Friedrich in die wichtigsten Geheimnisse ihres Lebens ein, er erfuhr, daß sie ein Tagebuch führe, sich vor Ratten fürchte, Schiller über Goethe stelle, daß ihr Kanarienvogel ihr das liebste auf der Welt sei, daß sie ihre Freundin aber doch noch lieber habe, und daß dies der erste wirkliche Ball sei, den sie besuche, da sie eben aus der Pension komme.

Die Bemerkungen, die Friedrich hin und wieder einwarf, nahm sie wie etwas sehr Bedeutungsvolles, Beherzigenswertes auf.

Nachdem er den Souperwalzer mit ihr getanzt, lieferte er das freudestrahlende Mädchen ihrer Mutter ab, einer stattlich korpulenten Dame in brauner Toilette, die mit ihrem Töchterchen neben sich aussah wie eine Gluckhenne mit einem einzigen, hellfarbigen Küchlein.

Zu der Quadrille, die er mit Eva tanzte, hatte Friedrich als Gegenüber den einzigen Bekannten, den er angetroffen, gebeten, einen Husarenleutnant, mit dem er vor kurzem im Kasino seines Regimentes gemeinschaftlich gespeist hatte. Auch die beiden anderen Herren des Karrees waren Offiziere, die Damen: Eva, eine

Geheimratstochter und zwei junge Mädchen, Schwestern, aus altpreußischer Adelsfamilie.

Die Quadrille wurde tadellos nach dem Kommando des Husaren ausgeführt, der nach beendetem Tanze zu Friedrich äußerte: „Schneidiges Karree, nicht wahr? Das anständigste des ganzen Balles. Scharmante Weiber alle vier und die Herren lauter — Christen. A propos, wer war denn die allerliebste Person, mit der Sie tanzten? Habe Namen nicht recht verstanden."

„Die Frau des Senatspräsidenten Mörner," gab Friedrich reserviert zur Antwort.

„Donnerwetter verheiratet und mit so einem großen Tier — alter Krippensetzer jedenfalls — Sie, Sie — Schwerenöter!"

Da Friedrich keine Miene machte, auf seinen Ton einzugehen, klopfte der Husar ihm auf die Schulter, kniff das eine Auge zu und schnitt ein äußerst pfiffiges Gesicht, dann rief er: „bonne chance!" machte auf dem Absatz kehrt und entfernte sich.

Friedrich suchte hiernach Eva wieder auf, die ihren alten Platz auf dem Wandsofa eingenommen hatte, es fiel ihm auf, daß sie bleich und ermattet aussah; auf seine besorgte Frage erwiderte sie, jenes eigentümliche Gefühl von Schwindel und Beklemmung, das sie heute schon wiederholt empfunden, habe sie von neuem befallen.

„So lassen Sie uns in einen anderen Raum gehen," sagte Friedrich. „Hier herrscht ja eine wahre Stickluft, etwas kühlere Temperatur wird Ihnen wohltun," und er führte Eva in ein anstoßendes Zimmer, und ließ sie in einem Fauteuil niedersitzen.

Der Anfall war nur von kurzer Dauer. „Ich fühle mich schon wieder ganz wohl," erklärte sie. „Was

nur heute mit mir ist? Ich glaube, ich werde krank. — Herr Gott, was machen Sie denn für ein Leichenbittergesicht! Als gingen Sie schon hinter meinem Sarge her. — Soweit ist es noch nicht."

„Darf ich Ihnen ein Glas Wein oder Limonade holen," sagte Friedrich, „hier nebenan ist ein Büffet."

„Nein, nein, ich danke Ihnen, bleiben Sie nur. Wir wollen uns einbilden, wir wären in meinem Zimmer und plaudern, als wäre niemand außer uns auf der Welt. Hier stört uns ja doch kein Mensch — kommen Sie, setzen Sie sich."

Friedrich schob einen Stuhl heran und nahm seitlings hinter Eva Platz; sie lag in ihrem Fauteuil lässig zurückgelehnt, er konnte sie voll sehen, während sie den Kopf wenden mußte, wenn sie ihn ansehen wollte.

Sie plauderte von allerhand, aber nur die Worte schlugen an sein Ohr, ihren Sinn erfaßte er nicht, eine tiefgehende Erregung hatte sich seiner bemächtigt.

So hatte ihre Nähe noch niemals auf seine Sinne gewirkt, sein sittliches Wollen schmolz dahin in der verzehrenden Flamme der entfachten Leidenschaft, verzückt ruhte sein Blick auf ihren weißen Schultern, von denen der berauschende Duft eines feinen Odeurs zu ihm emporstieg, auf ihren weichen gerundeten Armen, dem schwellenden Busen, der sich unter ihren regelmäßigen Atemzügen hob und senkte.

Friedrich ist nicht mehr er selbst; Vernunft, Selbstbeherrschung, alles Edle in ihm ist erstickt, nur noch der Trieb beherrscht ihn.

Sie ahnt nichts von dem, was in ihm vorgeht, denn sie kann seine gespannten Züge, seine flammenden Augen nicht sehen, unbefangen plaudert sie weiter.

„Angelika sagt, ich sei noch ein halbes Kind," meint sie. „Finden Sie das auch?"

Keine Antwort erfolgt.

Eva wendet sich um und sieht in Friedrichs Gesicht, dessen Ausdruck sie befremdet.

„Sie hören ja gar nicht auf das was ich sage," ruft sie.

„Eva!" bringt Friedrich jetzt hervor.

Eine Ahnung durchzuckt sie, sie erbleicht, zittert und schweigt.

Noch einmal ertönt es da nahe ihrem Ohre, dieses inbrünstige „Eva!"

Jetzt blickt sie ihn voll an, mit einem Blicke, der ihm sagt, daß sie sein Verlangen versteht und erwidert.

Er beugt sich vor, sein Arm umschlingt ihren Nacken und sein Mund findet den ihren.

Da werden Schritte im Nebenzimmer laut. Friedrich springt auf.

Es ist nur ein Herr, der den Fächer seiner Dame sucht.

Aber ihr Wonnetaumel ist gestört, erschreckt, mit bebenden, blassen Lippen stehen Eva und Friedrich vor einander, starren sich entsetzt ins Angesicht, auf dem das Bewußtsein der Schuld geschrieben steht.

„Komm!" flüstert er, „wir wollen tanzen — tanzen."

Und er führt sie schnell in den Saal; eben beginnt ein Walzer.

Friedrich umfaßt Evas Taille, zieht sie an sich und fliegt mit ihr durch die Reihen.

„Tanzen, tanzen" — die Stimme übertäuben, die da in seiner Brust laut werden will.

Und sie tanzen. Der Saal, das Licht, die Menschen um sie her, sind nur noch ein wilder, wirbelnder Chaos

für sie. Er und sie, so eng, so nahe, wie sie jetzt beieinander sind, Brust an Brust, Hand in Hand, zusammengeschmiedet für alle Ewigkeit, das ist die Zukunft. Gewissen, guten Namen, Mutter, Ehegatten, haben sie dreingegeben; sie haben nur noch sich.

Sie tanzen noch immer, da fühlt Friedrich, wie Eva in seinen Armen die Spannkraft zu verlieren scheint, wie ihre Bewegungen matter, ihre Last schwerer wird.

Er blickte in ihr Gesicht, sie hat die Augen halb geschlossen, ist totenblaß, nur auf ihren Wangen zeigen sich scharf abgegrenzte rote Flecke.

Bestürzt hält er im Tanzen inne und führt sie in das Zimmer, das sie soeben verlassen. Ihr Gang ist schleppend, ihr Atem, der seine Wange streift, heiß.

„Was — was ist dir?“ stammelt er, „war es zuviel, nicht wahr?“

„Ich bin krank,“ erwiderte sie.

„Ich bringe dich nach Haus,“ ruft Friedrich.

„Mein Mann“ — hat sie gerade noch Kraft genug, hervorzustoßen.

Ja, der Mann! — Eine Art von dumpfer Wut erfaßt Friedrich bei dem Gedanken, daß er kein Recht hat, bei ihr zu sein, nicht einmal jetzt, wo sie leidend ist.

„Hole Mörner,“ sagt Eva, „sage ihm, ich wolle nach Haus.“

Friedrich stürzt fort. Er findet Mörner im Spielzimmer, das von Zigarrendampf wie von einem Nebel erfüllt ist.

Mörner wird nicht gleich aus Friedrichs erregten Worten klug.

„Herr Gott, Ihre Frau ist krank und will fort,“ ruft Friedrich zornig, alle Schicklichkeit vergessend, „wenn

Sie sie nicht nach Haus bringen wollen, dann werde ich es tun."

„Eva krank — um Himmels willen — entschuldigen Sie, meine Herren," stottert Mörner, läßt Spiel und alles im Stich und eilt mit Friedrich zu ihr.

Friedrich besorgt die Garderobe, hüllt Eva in ihren Ballumhang, und während Mörner einen Wagen mietet, führt er sie die Treppe hinab. Sie sprechen kein Wort, aber im Gehen drückt Eva Friedrichs Hand fest, fest.

Eva steigt in den bereitstehenden Wagen, Mörner ihr nach, dann rollt er davon.

Friedrich holt seine Sachen von der Garderobe, und verläßt den Ball ebenfalls. Er eilt die Linden hinab durchs Brandenburger Tor, ihrer Wohnung zu.

Dort angekommen, schreitet er lange vor dem Hause auf und ab, was er damit bezweckt, weiß er selbst nicht.

Oben ist an zwei Fenstern Licht, es ist Evas Salon; jetzt geht es aus, die ganze Fassade ist dunkel. Das Schlafzimmer liegt nach hinten hinaus.

Und so von ihr gehen zu müssen, sie in den Händen eines anderen wissen — Friedrich stampft wütend mit den Füßen auf und eilt fort durch den Tiergarten nach der Stadt.

Auf den Gängen des Tiergartens liegt der Schnee fußhoch, denn es hat während der letzten Stunden stark geschneit. Trotz seiner ausgeschnittenen Ballschuhe bemerkt Friedrich das nicht, in ihm ist nur Raum für eine Empfindung: Es ist geschehen, der erste Schritt ist getan, nun muß er weiter auf der einmal betretenen Bahn, möge sie zum Himmel oder zum Abgrunde führen.

Achtzehntes Kapitel.

Zu Haus angekommen, hatte Mörner Frau Brake und das Mädchen geweckt, er ließ Feuer anmachen, Tee bereiten und Evas Bett wärmen.

Dann wurde die von heftigen Fieberschauern geschüttelte Kranke von den Frauen ihres Ballstaates entkleidet, ins Bett geschafft, dort in warme Tücher und Hüllen eingewickelt und ihr die eiskalten Füße frottiert.

Sie klagte auch jetzt noch über Frost, und ihre Zähne schlugen hörbar gegeneinander.

Mörner wollte nach dem Hausarzt schicken, aber Eva bat ihn, damit bis zum Morgen zu warten, es sei nur eine Erkältung, die schnell vorübergehen werde.

Nach einiger Zeit hörte der Frost auf. Evas Wangen begannen sich hochrot zu färben, ein warmer Schweiß brach am ganzen Körper aus; sie klagte nun über Hitze.

Nach Verlauf einer Stunde etwa fiel sie in unruhigen Schlaf.

Mörner schickte die Frauen zu Bett. Den Rest der Nacht saß er am Lager seiner Gattin, mit besorgter Spannung ihre Atemzüge und jede ihrer Bewegungen im Schlafe belauschend.

Er machte sich jetzt Vorwürfe, daß er sie veranlaßt hatte, diesen unseligen Ball zu besuchen; er nannte sich einen Egoisten, der die Gesundheit seiner Frau dem eigenen Vergnügen und Ehrgeiz zum Opfer gebracht habe.

Und während er so in banger Sorge den Anbruch des Tages heranwachte, schickte er manches inbrünstige Gebet zum Himmel empor; denn Theobald Mörner war ein gläubiger Christ.

Gegen acht Uhr morgens erschien Mörners Hausarzt, Medizinalrat Doktor Busse, ein älterer, wohlbeleibter Herr mit grauem Backenbart und Brille. Nachdem er die Kranke untersucht, befühlt, auskultiert und durch tausend Fragen nach ihrem Befinden in den letzten Tagen gequält, nahm er Mörner, der sich vor Unruhe nicht zu lassen wußte, ins Nebenzimmer. Nachdem er hier an den Gatten eine Menge nach dessen Ansicht gar nicht zur Sache gehörige Fragen gerichtet, räusperte er sich, schob die Brille auf die Stirn und erklärte: Die Diagnose sei mit völliger Sicherheit noch nicht festgestellt. Die Symptome ließen auf allerhand schließen. Man müsse eben die Entwickelung abwarten; Gefahr sei keine vorhanden. Nachmittags werde er wiederkommen. — Damit ging er.

Eva verharrte den ganzen Morgen und Vormittag über in Apathie, nur einmal, als das Mädchen dem noch immer an ihrem Lager sitzenden Mörner meldete: Herr von Choiseule sei da und erkundigte sich nach dem Befinden der gnädigen Frau, richtete sie sich plötzlich im Bett auf und bat, Mörner möge selbst hinausgehen und Friedrich sagen, sie sei ganz wohl und es habe gar keine Gefahr, rief sie ihm noch nach.

Als Mörner nach einer Weile wieder zu ihr zurückkehrte, mußte er ihr genau berichten, was Friedrich gesagt und wie er die Nachricht aufgenommen habe.

„Er schien sehr besorgt," meinte Mörner, „der gute Junge, er hat soviel Anhänglichkeit an uns."

Während der nächsten Zeit lag Eva da mit weitgeöffneten, glänzenden, starr auf einen Fleck gerichteten Augen, ihre Wangen brannten noch stärker als zuvor und ihre Lippen bewegten sich hin und wieder leise, während ein Lächeln über ihre Züge flog; es mußte

eine liebliche Phantasie sein, die ihrem Geiste vorschwebte.

Ihren Gatten fing der Ausdruck ihres Gesichtes an zu beunruhigen, er redete freundlich in sie hinein, um sie wieder zu sich zu bringen.

Es dauerte Minuten, ehe sie ihn überhaupt erkannte; dann verdüsterten sich ihre Züge plötzlich, als sei sie aus einer süßen Illusion gerissen, sie schloß die Augen und wendete ihr Gesicht der Wand zu.

Am Nachmittag kam Doktor Busse wieder, nahm eine erneute Untersuchung der Kranken vor, fragte genau dieselben Dinge wie am Morgen und erklärte schließlich Mörner, dessen Seelenangst auf einen höheren Grad unmöglich geschraubt werden konnte, bei seiner Gattin sei ein Scharlachfieber in Entwickelung.

„Scharlachfieber — mein Gott," stammelte Mörner, „ist das nicht sehr gefährlich, besonders bei Erwachsenen?"

„Es kommt ganz darauf an, welchen Verlauf die Krankheit nimmt," erklärte der Arzt.

Nun gab er Verhaltungsmaßregeln, schrieb ein Rezept und legte die Wartung der Kranken in die Hand der Frau Brake, die er über ihre Pflichten instruierte.

Wenn das Fieber in der Nacht über vierzig Grad steigen sollte, möge man ihn rufen lassen, sagte er im Gehen.

Während der ersten Tage der Krankheit sah Evas Haut wie roter Marmor aus, sie hatte starkes Fieber, litt an Kopfschmerz, das Sprechen wurde ihr schwer und das Schlingen so gut wie unmöglich; sie befand sich Tag und Nacht in einem Halbschlummer, in dem sie häufig phantasierte.

Dieser Zustand dauerte ohne wesentliche Änderung etwa acht Tage, dann trat langsam eine Wendung zum Bessern ein. Die Schälung begann sich vorzubereiten.

Eva Mörner war keine leicht zu behandelnde Kranke; Frau Brake, die sich als eine ausgezeichnete Pflegerin erwies, und Mörner hatten viel von ihrem Eigenwillen zu leiden.

Die zärtliche Besorgtheit, mit der ihr Gatte um sie bemüht war, erregte nicht ihre Dankbarkeit, sie schien ihr vielmehr Mißbehagen zu bereiten.

Der Brave zermarterte sich oft den Kopf, um Dinge zu finden, die sie interessieren mochten, aber meistens hörte sie kaum auf seine Worte und gab ihm, wenn er wohlmeinende Fragen nach ihrem Befinden an sie richtete, ungeduldige, ja oft barsche Antworten.

Mörner war schließlich mit seinem Latein zu Ende, er wußte nicht mehr, auf welche Weise er es ihr recht machen sollte. Eine düstere Ahnung beschlich sein Herz, daß er die Liebe seiner Gattin verloren habe, aber wie — wodurch? Was war denn geschehen, daß sie ihm so hatte entfremdet werden können? Er sann und sann, aber er vermochte die Lösung des Rätsels nicht zu finden; und ein dumpfer Schmerz bemächtigte sich seiner.

Täglich kam Friedrich von Choiseule und erkundigte sich nach dem Befinden der Kranken. Der Refrain des Berichtes, den er erhielt, war immer derselbe: „Die Krankheit verläuft normal."

Wie er dieses „normal" haßte, wie kalt und nichtssagend es klang — und Friedrich fühlte sich von ingrimmigem Neide gegen die erfaßt, die das Vorrecht vor ihm genossen, um Eva sein zu dürfen.

Besonders dieser Arzt mit seinen wichtigen Mienen

und gespreizten Redensarten reizte seinen Zorn. Er war gewiß ein Tropf mit all seiner Pedanterie und Vielwisserei, meinte Friedrich. Und in seiner zornigen Laune redete er sich ein, daß Eva falsch behandelt werde, daß ihre Umgebung nicht sorgsam, nicht liebevoll genug mit ihr verfahre; wie hätte er sie pflegen wollen, wie würde er an ihrem Lager sitzen Tag und Nacht, wenn er nur ein Recht dazu gehabt.

Schließlich kam Friedrich auf den Gedanken, ob es nicht eine angenehme Zerstreuung für die Kranke sein möchte, wenn die Gräfin Landskerrotitsch sie besuchte; er wußte, wie lieb Eva diese gewonnen.

Dann bedachte er, daß Angelika sich möglicherweise vor der Ansteckung fürchten könnte, aber auf den Versuch wollte er es doch ankommen lassen und suchte sie auf.

Er traf die Gräfin allein, ihr Gatte war auf den Bilderhandel aus, der neueste Sport, den er betrieb. Er schien in Dzöröneck eine Gemäldegalerie auftun zu wollen; täglich konnte man ihn jetzt in den Bilderläden und Kunsthandlungen treffen, und unter den Händlern des Berliner Kunstmarktes war er bald als einer der besten Käufer bekannt. Selten kehrte er von einem Ausgange zurück, ohne einige Quadratmeter bemalter Leinewand erworben zu haben.

Angelika ließ ihn gewähren; sie wußte, daß die Verhältnisse des Grafen derartige seien, um ihm eine so kostspielige Liebhaberei zu gestatten.

Auch war sie viel zu lebensklug, um nicht zu wissen, daß eine Frau den Gatten nur dann auf die Dauer in ihrer Gewalt zu halten vermag, wenn sie ihm in Kleinigkeiten seinen Willen läßt, seine unschuldigen Passionen respektiert, und ihn auf diese Weise in dem

Wahne erhält, er sei kein Sklave, sondern sein eigener Herr.

Friedrich fand die Gräfin gern bereit, Eva Mörner in ihrer Krankheit aufzusuchen; Besorgnis wegen Ansteckung schien sie nicht zu kennen.

Von nun an besuchte Angelika die Kranke jeden Tag auf einige Stunden, saß an ihrem Lager, sprach ihr zu, und als Evas Zustand sich merklich zum Besseren zu wenden anfing, las sie ihr wohl auch ein wenig vor.

Angelika war die einzige, die mit Eva in der Zeit ihrer Rekonvaleszenz auszukommen verstand. Sollte etwas von der Kranken erreicht werden, das sie dem Arzte, Frau Brake und Mörner gegenüber hartnäckig verweigert hatte, so wurde auf das Kommen der Gräfin gewartet. Die pflegte kurzen Prozeß mit der Kranken zu machen, schalt sie tüchtig aus über ihre Unvernunft und bewog sie schließlich mit Leichtigkeit, das zu tun oder geschehen zu lassen, was zu ihrem Besten war.

Wenn Angelika jetzt bei Eva saß, so ruhte diese nicht eher, bis sie die Hand der Freundin erlangt hatte, die sie dann stundenlang in der ihren halten konnte, um wie ein Kind mit dieser großen, schöngeformten Frauenhand zu spielen, sie an die Wange zu legen oder mit ihren jetzt ganz durchsichtig gewordenen Händchen zu streicheln.

Sie fragte häufig nach Friedrich und nahm jede Nachricht, die Angelika ihr von diesem brachte, wie die Verschmachtende einen Trunk Wasser hin.

Ihre Liebe zu Friedrich hatte sie der Freundin noch nicht gestanden; sie wußte nicht, wie Angelika ein solches Geständnis aufnehmen würde, aber das Geheimnis wollte ihr schier das Herz abdrücken.

Eines Tages fragte Eva, während sie mit dem Trauring an Angelikas Goldfinger spielte: „Angelika, sage mir, liebst du eigentlich deinen Gatten sehr?"

Das vertrauliche „du" hatte sich schon seit einiger Zeit zwischen ihnen eingefunden —

„Du hast dir angewöhnt, recht indiskret zu fragen, meine Kleine," erwiderte die Gräfin lächelnd. „Wie Kinder, die alles wissen wollen; überhaupt wirst du von Tag zu Tag mehr zum Baby — also ob ich Landskerrotitsch liebe und zwar sehr liebe." Sie sann einen Augenblick nach. „Nun denn, ich liebe ihn."

„Nicht sehr, nicht über alles?" — rief Eva. „O Angelika, warum hast du dann geheiratet! Du wirst unglücklich werden, wie ich es bin."

„Sei unbesorgt, Eva. Ich habe gewußt, was ich tat, als ich dem Grafen meine Hand reichte. Ich habe meinen Entschluß noch nie bereut und werde ihn auch niemals bereuen. — Unglücklich werden? Nein! Ich trage kein so törichtes Herz in der Brust, wie — jemand anders."

„Ah, so weißt du es also!" rief Eva, aus ihrem Kissen auffahrend. „Angelika, hast du's erraten, weißt du alles?"

Die Gräfin lächelte und erwiderte: „Nun, allzu schwer macht ihr es einem beide nicht; es gehörte wahrhaftig nicht viel Scharfsinn dazu, hinter euer Geheimnis zu kommen."

Statt der Antwort schlang Eva beide Arme um der Freundin Hals, zog ihr Gesicht zu dem ihren herab und vor Wonne erglühend und unter Tränen gestand sie der geduldig Zuhörenden ihre Seligkeit und ihre Pein.

Sie schloß mit einer rührenden Klage: „Angelika," sagte sie, „siehst du nun ein, daß ich sehr, sehr un-

glücklich bin. Ach, wäre ich doch gestorben in dieser Krankheit, es wäre besser für mich und ihn. Er würde jetzt an meinem Grabe weinen, aber mit der Zeit würde er sich trösten, und ohne mich wäre er freier, glücklicher, denn ich bin sein Verderben, ich weiß es, und doch kann ich nicht von ihm lassen, ich muß ihn lieben. — Ach, liebste, beste Angelika, gib mir deinen Rat, du bist so klug und gut und erfahren; was sollen wir tun — gibt es denn gar keinen Weg, um glücklich zu werden?"

„Liebst du ihn wirklich?" fragte Angelika nach einigem Nachsinnen. „Ist deine Liebe nicht vielleicht nur eingebildet? Und vor allem, bist du dessen sicher, daß seine Liebe zu dir eine ernsthafte ist, nicht bloß eine, die nur flüchtigen Genuß bei dir sucht, um zu verfliegen, wenn sie das Gesuchte erlangt hat. — Hast du Beweise dafür, daß er es ehrlich meint, daß du auf seine Treue bauen kannst?"

Hier unterbrach sie Eva. „Angelika," rief sie und nahm eine feierliche Miene an, „du ahnst nicht, wie wahr und groß unsere Liebe ist; sie wird Schmach, Elend, Tod überdauern, ich kann es dir schwören."

Die Gräfin mußte unwillkürlich über diesen enthusiastischen Ausbruch Evas lächeln. „Nur nicht so erregt, mein Herzchen," meinte sie, „von Tod und Elend ist vorläufig gar nicht die Rede."

„Ja aber, was soll denn werden!" gab Eva zurück; „wir lieben uns, und außer unserer Liebe gibt es kein Glück für uns auf der Welt, und doch werden wir niemals einander gehören dürfen; wir sind getrennt durch — nun, du weißt es ja wodurch. O, wie ich diesen unseligsten Schritt meines Lebens schon bereut habe, und doch, was nützt das alles, er ist nicht mehr ungeschehen zu machen — oder siehst du einen Ausweg?

Dann rate, hilf beizeiten, denn ich wäre eines verzweifelten Schrittes fähig."

Mit ernster Miene erwiderte die Gräfin: „Wenn du deinen Gatten nicht lieben kannst, wenn du deine Verbindung mit ihm für den unseligsten Schritt deines Lebens erklärst, und wenn du anderseits deiner Liebe zu Herrn von Choiseule und der seinigen zu dir ganz sicher zu sein glaubst, so gibt es nach meiner Ansicht nur einen Weg, den du einschlagen kannst und mußt, und der ist — dich von deinem Gatten scheiden zu lassen und eine neue Ehe einzugehen."

„Scheiden!" rief Eva und fuhr hoch empor, so daß Angelika sie niederdrücken mußte, „scheiden! — Ja, ist denn das möglich?"

„Ich kenne das Recht nicht, das hierüber zu entscheiden hat," meinte Angelika, aber ich sage mir, es muß möglich sein, auf diese oder jene Weise. Denn eine Ehe, wo der Gatte der Frau gleichgültig, ja vielleicht noch mehr: lästig und verhaßt ist, wo sie in Wahrheit einem anderen zugehört, ist ein Unding, und ich denke, das Recht kann nicht verlangen, daß ein solches Unrecht bestehen bleibt; darum muß eine Scheidung möglich sein."

Eva erwiderte nichts, lange starrte sie mit leuchtenden Augen vor sich hin. „Scheidung!" der Gedanke wühlte sich schnell in ihrer Brust ein. Wäre es möglich, könnte es diesen Ausweg für sie geben!

„O, dann ist alles gut!" rief sie, wie aus einem Traume erwachend, aus.

„Nicht zu sanguinisch, Eva," hob da die Gräfin an. „Bedenke, daß das, was du in dieser Sache tust, über das Glück oder Unglück deiner Zukunft entscheidet. Ich möchte diesen Gedanken nicht ausgesprochen haben,

wenn ich wüßte, daß du leichtsinnig und unbedacht zu Werke gehen könntest. — Prüfe vor allem denjenigen, um dessentwillen du deine jetzige gesicherte Existenz aufgeben willst. Siehe genau zu, ob er auch eines solchen Opfers würdig ist. Beobachte sein Verhalten, nicht mit dem Auge der verliebten Frau, sondern mit kühlem, kritischen Blick, erforsche, was er von dir will, stelle ihn auf die Probe, ob er der Mann ist, der alles für dich zu erdulden vermag, der alle anderen Rücksichten, Zwecke, Wünsche, Beziehungen deinetwegen hintansetzt, und findest du, daß es Dinge oder Personen gibt, die er über dich stellt, dann lasse ihn fallen, dann lohnt es sich nicht für dich, das zu tun, was du für ihn tun willst. — Beherzige das!"

Und damit ging sie und ließ Eva in tiefem Nachdenken zurück.

Neunzehntes Kapitel.

An seine Mutter hatte Friedrich von Choiseule diese ganze Zeit über nur selten geschrieben, und seine Briefe an sie waren äußerst inhaltlos gewesen.

Denn dasjenige, wovon sein ganzes Denken und Sinnen erfüllt war, mußte er ihr ja verheimlichen.

Er war gezwungen, ihr gegenüber die Worte zu wägen, Phrasen zu drechseln, ja geradezu Verstellung anzuwenden, damit ihr Verdacht, der, wie er wohl wußte, einen leisen Schlummer hatte, nicht geweckt werde.

Da kam es ihm denn nicht ungelegen, daß sich wie von ungefähr ein Thema fand, welches eine eingehende Besprechung zwischen ihm und seiner Mutter nötig machte, und das durchaus unverfänglich war: Sophie Wangens Zukunft.

Landskerrotitsch hatte nämlich die Idee gefaßt und Friedrich gegenüber ausgesprochen, für die weitere Ausbildung des jungen Mädchens, deren Talent sein regstes Interesse erweckte, Sorge tragen zu wollen.

Sein Plan dazu war folgender: Zunächst sollte Sophie seine Frau nach Dzöröneck begleiten, um dort landschaftliche Studien zu machen. Im Winter könne sie, wenn sie so gewillt sei, nach Berlin zu ihrem jetzigen Lehrer zurückkehren, später sollte sie dann etwas von der Welt sehen, ihren Gesichtskreis erweitern, in Paris ihren Geschmack, in Italien den Stilsinn bilden.

Friedrich hatte es übernommen, seine Mutter mit diesem Projekt des Grafen bekannt zu machen.

Frau von Choiseule hegte begreiflicherweise anfangs Bedenken, das ihrer Obhut anvertraute junge Mädchen in die Hände ihr völlig Unbekannter zu geben; auf der anderen Seite übersah sie die Vorteile nicht, die der generöse Vorschlag Landskerrotitschs für Sophiens Zukunft bot.

Friedrich veranlaßte schließlich seine Mutter, um deren Zweifeln ein Ende zu machen, sich an Burt um Auskunft über den Grafen und die Gräfin Landskerrotitsch zu wenden; seine Antwort beschwichtigte ihre gewissenhaften Bedenken, und sie erteilte zur aufrichtigsten Freude des Grafen die Erlaubnis, daß Sophie mit ihren neuen Beschützern zunächst für den kommenden Sommer nach Ungarn gehe.

Den Verkehr mit Burt, den Choiseule eine Zeitlang arg vernachlässigt hatte, nahm er jetzt mit Lebhaftigkeit wieder auf. Wie in seiner Knabenzeit beteiligte er sich an den Experimenten und mikroskopischen Untersuchungen des Arztes.

Burts Versuche und Beobachtungen bezogen sich in

der Hauptsache auf die niederen Pilzarten in ihrer Beziehung zu den menschlichen und tierischen Infektionskrankheiten.

Die Bakteriologie war ein von den Medizinern schon lange geahntes, aber vor kurzem erst betretenes und bei weitem noch nicht nach allen Richtungen hin durchforschtes Land.

Burt hatte sich schon seit Jahren eingehend mit der Frage beschäftigt, er war der Ansicht, daß keine der bisher aufgestellten Theorien in dieser für die Hygiene so wichtigen Frage bis zur vollen Wahrheit durchgedrungen sei; er glaubte den Weg zu sehen, auf dem dies mit der Zeit gelingen möchte, aber er wollte mit seiner Ansicht nicht eher an die Öffentlichkeit treten, bis er ihre Untrüglichkeit voll zu erweisen vermöchte.

Friedrich, den Burt oberflächlich in seine Theorie und ihr Endziel eingeweiht, folgte mit Interesse seinen Versuchen, welche die Züchtung der verschiedenartigsten Bakterien und ihre Anpassung an die mannigfachsten Nährböden zum Gegenstande hatten.

Nach Krolup hatte Choiseule den Freund nur einmal gelegentlich gefragt, da er aber zu bemerken geglaubt, daß Burt dadurch unangenehm berührt worden, weitere Fragen vermieden.

Es war ihm daher unbekannt, ob sich der Zustand des Deliranten, seit jenem einzigen Male, wo er ihn gesehen, gebessert habe, und ob er sich überhaupt noch in Burts Pflege befinde.

Eines Nachmittages nun, während Friedrich eben einer mikroskopischen Untersuchung, die Burt an Milzbrandpilzen anstellte, zusah, trat der Diener des Arztes ein und fragte, ob er einen Ausgang mit dem Kranken unternehmen solle.

„Wie benahm er sich denn auf der Straße, als Sie das letzte Mal mit ihm gingen?“ fragte Burt.

„Er zeigte große Scheu vor allem vor den Menschen, schrak häufig zusammen und klagte über den Straßenlärm,“ erwiderte der Diener, ein älterer, graubärtiger Mann mit sympathischen, vertrauenerweckenden Gesichtszügen.

„So nehmen Sie heute eine Droschke,“ bestimmte der Arzt, „und fahren Sie mit ihm in eine weniger belebte Gegend; er muß sich allmählich an Menschen und das Leben überhaupt gewöhnen. Behandeln Sie ihn mit größter Schonung, sagen Sie ihm niemals ein hartes Wort; die Hauptsache ist, daß er jetzt, wo sich sein physisches Befinden gehoben hat, Zutrauen zu seiner Umgebung und damit moralischen Mut zu einem selbständigen, auf die eigene Kraft angewiesenen Dasein fassen lernt.“

„Es handelte sich um Krolup,“ sagte Burt, zu Friedrich gewendet, als der Diener sich entfernt hatte.

„Das nahm ich an,“ erwiderte dieser, „und ist dir die Kur mit ihm gelungen?“

„Wie es den Anschein hat, ja,“ meinte der Arzt. „In der letzten Zeit habe ich ihn übrigens gänzlich der Pflege dieses Alten überlassen. Krolup mußte mich erkannt haben, und das Gewissen scheint der Branntwein doch nicht völlig in ihm ersäuft zu haben; wenigstens zeigte er, sobald ich mich näherte, Anwandlungen von Ängstlichkeit und Schwermut, die nicht selten bedenkliche Dimensionen annahmen. Ich hielt es daher für geboten, mich ihm fortan ferne zu halten, denn alle seelischen Erregungen müssen in einem solchen Falle nach Möglichkeit vermieden werden.“

„Und was soll aus ihm werden, wenn er gänzlich hergestellt und von dir entlassen sein wird?“ fragte Choiseule.

„Das ist eine Frage, auf die ich selbst eine endgültige Antwort noch nicht zu finden vermocht habe,“ erwiderte Burt. „Ihn laufen lassen, sobald er genesen, wie es in den Krankenhäusern zu geschehen pflegt, vielleicht mit einem gefüllten Portemonnaie, einer Garnitur neuer Kleider und guten Ermahnungen, würde zur sicheren Folge haben, daß er im Laufe weniger Monate da angelangt wäre, wo ich ihn vor einem halben Jahre fand. Ich will versuchen, ob ich ihm eine seinen Kräften und Gaben angemessene Lebensstellung verschaffen kann, vielleicht mag er sich dann mit einiger Unterstützung und Beaufsichtigung meinerseits in seinem jetzigen Zustande erhalten; fällt er dennoch in die alte Form zurück, so ist ihm nicht mehr zu helfen, aber es ist ihm wenigstens die Gelegenheit geboten worden, sich aus seiner Vertierung zu einem menschenwürdigen Dasein emporzuarbeiten.“

Damit schloß das Gespräch Krolup betreffend zwischen den beiden Freunden.

Friedrich hatte seine Eva gegenüber übernommene Verpflichtung, sich um die Familie Krätzer zu kümmern, nicht vergessen.

Acht Tage etwa waren vergangen, seit Eva sich aufs Krankenlager niedergelegt hatte, als er sich zu den Leuten begab. Wie er erwartet, hatte die Gerichtsverhandlung gegen Krätzer bereits stattgefunden, und er saß seit einigen Tagen im Gefängnis.

„Fünf Monate haben se ihm ufjebrennt und die Kosten noch,“ berichtete Frau Krätzer. „Dabehalten haben se ihn och jleich, wat am Ende det beste war,

denn hier draußen jing er man bloß uf'n Unjedeihe rum. Aber fünf Monate is viel, menen Se nich och?"

„Ich glaube, ich habe Ihnen vorausgesagt, daß Ihr Mann so viel zu erwarten hätte," erwiderte Friedrich. „Wer sich gegen das Gesetz auflehnt, muß seine Strenge fühlen; das ist nun einmal nicht anders, Frau Krätzer."

„Als et mein Oller erfuhr, wieviel er hatte," fuhr die Frau in ihrem Berichte fort, „hat er des Resonement hübsch sein lassen, det Wort blieb ihm im Halse stecken, und als er von mir Abschied nehmen tat, war er ordentlich klenmütig.

„Ach wat, Oller, habe ick zu ihm jesagt, nimm dir det man nich weiter zu Herzen, schlechter als draußen kannst du et da drinne och nich haben. — ‚Ja,' hat er da jement, ‚wenn's man bloß uf den Winter losjinge, da wollte ick mir's schon jefallen lassen, abers jetzt, wo die bessere Jahreszeit kommt, janze fünf Monate ins Loch, so lange hab' ick noch niemals jehabt,' — und wie se ihn schließlich abjeführt haben, tat er flennen."

Hier fuhr sich Frau Krätzer selbst mit der Schürze einigemal über die Augen.

„Sehen Sie nur zu," sagte Friedrich, „daß Sie Ihren Mann, wenn er aus dem Gefängnisse entlassen ist, vor weiteren Exzessen bewahren. Er ist ein Schnapstrinker; nun während der nächsten fünf Monate wird er keinen Tropfen dieses Giftes über die Lippen bekommen, er wird sich an Ordnung, Gehorsam und Arbeit gewöhnen müssen; vielleicht bekommen Sie ihn gebessert wieder. Er wäre nicht der erste, an dem das Gefängnis eine Wunderkur ausgeübt hat; nur müssen Sie, wenn Sie ihn wieder haben, gut auf ihn Acht geben, daß er den alten Pfad nicht von neuem betritt;

vor allem verhindern Sie ihn, sich dem Trunke wieder zu ergeben.“

„Ick werde ihm schon uf de Finger passen, da sin Se man janz unbesorgt; mein Oller is jarnich so übel, er läßt sich man immer bloß von die anderen verführen, und wenn er zuviel im Koppe hat, dann kennt er sich selbst nich mehr. — Wie ick mir neulich jeschämt habe, als er sick hier so rüdig ufjeführt hat, vor Sie und die jute Dame. Ick habe ihr schon immer mal aufsuchen wollen, und sie um Entschuldigung bitten und ihr sajen, daß det man nich so jemeint war.“

Sie erfuhr nun von Friedrich, daß Eva erkrankt sei, augenblicklich niemanden empfangen könne, und daß er an Evas Stelle fortan für deren Pfleglinge sorgen werde.

„Die Dame hat es übel jenommen und will nu nichts mehr von uns wissen, ick habe mir det jleich jedacht. Aber se könnte man ruhig wiederkommen, sowat passiert se hier nich wieder, davor habe ick Sorje jetragen. — Die Jrete, der habe ick det Lachen versalzen, wie Se woll selbst noch mit erlebt haben, — wissen Se, daß det Mädel seitdem keinen Fuß mehr über meine Schwelle jesetzt hat?“

„Ihre Tochter! Ist sie Ihnen davongelaufen?“ fragte Friedrich erstaunt.

„Davonjelofen oder enfach wejjeblieben, wie Se det wollen,“ meinte die Frau, ohne besondere Erregung beim Berichten dieses Umstandes zu zeigen. „Als ick ihr damals die Dachtel versetzt hatte, kam det Mädel desselben Abends nich nach Haus; na, det war schon öfters passiert, ick dachte also: Unkraut verdirbt nich, und ließ ihr bleiben, wo se wollte. Aber als es der nächste Mittag und der nächste Abend wurde und das

Mädel kam noch nich, da wurde ick uffstützig und jing nach die Polizei, um mir zu erkundigen, Se verstehen, im Falle ihr wat zujestoßen sin sollte; aber dort wußten se von nischt. — Den nächsten Morjen kommt so ene von det Kaliber, wie se abends uf der Friedrichstraße rumlungern, und verlangt von mir der Jrete ihre Sachen raus; die wollte von jetzt an appart lojieren, wie sick det Frauenzimmer ausdrückte. Na, det war nu jrade jefundenes Fressen for mir, — det Weibsbild is de Treppe schneller runter, als se rufjekommen is, det können Se mir jloben.

„Ick überlejte mir nu, ob ick der Jrete die Polizei uf'n Hals schicken sollte, damit die se zu ihren Eltern zurückbrächte, aber ick habe et jelassen; denn sehen Se, det Mädel is nu mal en unjeratenes Kind, bessern werde ick ihr och nich können, und se verdirbt mir am Ende noch die Klenen durch ihr Beispiel, und — schließlich is es och en Mund weniger zu füttern. So habe ick ihr denn lofen lassen."

„Und wissen Sie denn, wo sich Ihre Tochter jetzt aufhält und was sie treibt?" fragte Friedrich.

„Wat se treibt! det werden Se jleich verstehen, wenn ick Ihnen folgendes verzähle: Neulich bejejne ick ihr uf der Straße; aber wie sah Sie det Mädel aus — beinah hätte ick ihr nicht erkannt; en Sammetjackett hatte se an, und en Hut mit ne Feder so lang und en Schleier und en Muff und Handschuhe und was weeß ick alles, — aber jloben Se vielleicht, daß det Mädel ausjerissen wäre als ick, ihre Mutter, ihr entjejenkam? Nich mit ene Wimper hat se jezuckt, frech ins Jesicht hat se mir jeblickt, das schamlose Jeschöpf, dat ick janz starr jewesen bin for den ersten Momang; denn wollte ick ihr nachlofen und ihr anhalten und se fragen, ob se

ihre Mutter nich mehr kennen täte, aber da habe ick mir jesagt: laß det man lieber bleiben, wer Dreck anfaßt, macht sick de Finger schmutzig.

„Se soll in die Kochstraße Belletasche wohnen, und meine Nachbarin hat se neulich ins Theater in ene Loje sitzen jesehen, mit en jelbes Atlaskleid anjetan und Brillanten in de Ohren. Det Jeschäft muß also jehn — pfui, daß man sowat an sein eigenes Fleisch und Blut erleben muß! — Aber mein Kind is se jewesen, über meine Schwelle kommt sowas nich."

Friedrich war bei Frau Krätzers Erzählung ein Erlebnis eingefallen, das er einige Tage zuvor auf der Straße gehabt: ein junges Mädchen von guter Figur und hübschem, in lebhaften Farben prangenden Gesicht, aber mit jenem undefinierbaren Etwas in Gang, Haltung und Toilette, das auf den ersten Blick die Zugehörigkeit zur Demimonde erkennen läßt, war ihm entgegengekommen, hatte ihn scharf ins Auge gefaßt, war, wie er bald darauf bemerkte, umgekehrt und ihm gefolgt, um ihn schließlich zu überholen und im Vorbeigehen ein „Kommst du mit?" zuzuflüstern.

Friedrich hatte dem Vorkommnis keine Bedeutung beigelegt, — ähnliches war ihm in Berlin schon öfter begegnet — jetzt wußte er, mit wem er es damals zu tun gehabt hatte.

Er erkundigte sich nunmehr nach den übrigen Kindern.

Frau Krätzer klagte, daß die beiden Jüngsten manche Unarten hätten und viele Kleider zerrissen; über den ältesten Sohn, ihren Liebling, war sie wie gewöhnlich des Lobes voll.

„Mein Wilhelm," sagte sie — und Friedrich wollte es scheinen, als nehmen ihre harten Züge, da

sie von ihm sprach, einen weicheren Ausdruck an, „det is so en braven jungen Menschen, und so en juten Sohn, wie es kenen zweeten jibt."

„Was ist denn Ihr Sohn, womit beschäftigt er sich?" fragte Choiseule.

„Maurer hat er jelernt, aber des Handwerk sagt ihm nich zu, er möchte jerne höher hinaus. Aber sehen Se, det is ja unmöglich, der arme Mensch kann sik ja nich vorwärts bringen, wenn er och den Willen hat. Det is mein jrößter Kummer — wenn et unsereinem schlecht jeht, du mein Jott, man is alt und hat sik mit die Zeit daran jewöhnt, aber det Herze möchte einem bluten, wenn man denkt, daß die armen Jören et nu ebenso haben sollen. — Mein Wilhelm, der hätte des Zeug zu was bessern als zum Arbeiter, wo er jerade soviel verdient, daß er nich verhungert. Er is en janz absonderlicher Mensch, janz verschieden von seine Eltern und Jeschwister. Überall, wo er jewesen is, uf der Schule und och jetzt, wenn er uf Arbeit jeht, verlachen sie ihn, weil er so still is und wenn en jewöhnliches Wort fällt, jleich rot wird bis über de Ohren, und weil er sik von die paar Jroschen, die er verdient, och noch wat spart und Bücher davor koft. Er is nämlich so wat wie en Jelehrter; in die Schule und später, als er de Fortbildungsschule besuchte, hat er immer die besten Zeugnisse jehabt und hat immer mang die ersten in der Klasse jesessen. En Lehrer von ihm hat mal mit mich über ihm gesprochen. Der mente, wir sollten den Jungen doch wat Tüchtiges werden lassen von wejen seine Begabung. Aber du lieber Jott, war denn det zu machen! Überall wollen se Lehrjeld haben, und wo sollte dat herauswachsen. Und so is er denn Arbeiter jeworden, weil det wenigstens nischt

kosten tut. Aber schade is es um en, det können Se mir jloben."

„Sie sagen, Ihr Sohn kauft sich manchmal Bücher von seinen Ersparnissen, — hat er sie etwa hier?" sagte Choiseule, der während des Berichtes der Frau nachdenklich geworden war.

„Seine Bücher, die hat er hier," erwiderte Frau Krätzer und öffnete einen Wandschrank, in dessen oberstem Regale ein Stoß Hefte und eine Anzahl Bände verschiedensten Umfangs zu erblicken waren.

„Sehen Se, det sind hier seine Hefte, wo er drin schreibt," erklärte die Frau, nahm den Stoß mit erfurchtsvoll wichtiger Miene herab und ließ Friedrich Einblick in die einzelnen Hefte nehmen. Dann brachte sie die Bücher herbei, unter denen Choiseule eine Sammlung von algebraischen Aufgaben, Lehrbücher der Arithmetik und Geometrie, eine Anleitung zur kaufmännischen Buchführung, sowie einige Bücher über Naturgeschichte und Weltgeschichte vorfand.

„Sehen Se, da drin studiert mein Wilhelm, wenn er mal en paar Stunden übrig hat, und ick habe immer mein Möglichstes jetan, damit er seine Ruhe dazu hatte, denn Se können sik wohl denken, daß ihn de Kinder und vor allem die Irete oft stören taten — und haben Se jesehen, was er for ne schöne Hand schreibt, wie in Stahl jestochen." —

Choiseule unterwarf die vorgelegten Hefte und Bücher einer eingehenden Prüfung, dann sagte er: „Schicken Sie mir Ihren Sohn doch einmal zu, ich werde mich freuen, ihn kennen zu lernen. Hier ist meine Adresse. Ich bin jeden Tag bis um ein Uhr zu Haus anzutreffen. — Er scheint in der Tat schöne Anlagen zu besitzen, die wert sind, ausgebildet zu werden. Ich

hoffe etwas für das Fortkommen Ihres Sohnes tun zu können."

„Det wäre en jroßes Jlück for ihm, und wenn Se etwas an die Dankbarkeit von ene arme Mutter jelegen is, denn kann ick Sie versichern, daß Se die bejleiten soll Ihr Leben lang," sagte die Frau, als Choiseule sich zum Gehen anschickte.

Am nächsten Tage schon nach diesem Gespräche ließ sich der junge Krätzer bei Friedrich melden.

Er hatte zu diesem Besuche offenbar seinen besten Anzug angelegt, und man hätte den sauberen, gut gekleideten Jüngling mit den feinen, bleichen Gesichtszügen schwerlich für ein Proletarierkind angesehen.

Seine Erscheinung und sein bescheidenes Auftreten brachten einen günstigen Eindruck auf Choiseule hervor. Dieser knüpfte ein Gespräch mit dem jungen Menschen an, der mit der Zeit seine anfängliche Befangenheit fahren ließ und besseres Vertrauen faßte.

Als Friedrich ihn endlich nach seinen Zukunftsplänen ausforschte, erklärte er, daß er keinen sehnlicheren Wunsch hege, als aus seiner jetzigen Beschäftigung herauszukommen. Ob er denn auch bereit sei, ins Ausland zu gehen, wenn man ihm dort eine geeignete Stellung anbiete, fragte ihn Choiseule darauf. Krätzer erwiderte, er werde freudig jedes Land und jeden Beruf gegen seine jetzige Lage eintauschen.

Friedrich entließ ihn mit dem Versprechen, sich für ihn umtun zu wollen. Bestimmtere Hoffnungen auf Erfüllung seiner Wünsche machte er dem jungen Menschen vorläufig noch nicht, aber er hatte beschlossen, Landskerrotitsch, von dessen Generosität er manche Probe gesehen, auf ihn aufmerksam zu

machen, vielleicht, daß dieser ihm eine seiner Befähigung entsprechende Stellung in seinem Dienste geben würde.

* * *

Friedrich war in der letzten Zeit mehr denn vorher in die Gesellschaft seiner Regimentskameraden hereingezogen worden.

Der Verkehr mit ihnen war so bequem, man mußte sich nur in ihren Ton zu schicken wissen; sie waren Leute, die lebten und leben ließen, und die weder in geistiger noch moralischer Beziehung große Anforderungen an ihren Umgang stellten.

Da war der dicke Wrangel, der bei der zweiten Flasche amüsant, und Graf Wieden, der beim fünften Glase zärtlich wurde, und Meßner, der sie alle unter den Tisch trank, und Porstell, die Spielratze, mit einem Kopfe glatt wie eine Billardkugel, von der die Haare heruntergerutscht und zwischen Nase und Mund hängen geblieben schienen, wo sie sich in Gestalt eines mächtigen, schwarzen, lang ausgezogenen Schnurrbarts um so breiter machten, und der patente Saldern, der in Toilettenfragen maßgebend war, nach dessen Schnitt alles arbeiten ließ.

Der älteste in diesem Kreise meist jüngerer Offiziere war Hauptmann von Wackerrath. Der hatte die Feldzüge von sechsundsechzig und siebzig-einundsiebzig mitgemacht, war bei Königgrätz als einziger unverwundeter Offizier des Bataillons übrig geblieben, dafür aber bei Gravelotte von Kugeln durchlöchert worden. Im Kasino präsidierte er bei Tisch, hatte die Menage unter sich, zog die Strafgelder ein und hielt die Schnapper in strenger Zucht. Er war ein alter bär-

beißiger Isegrimm, bereits stark ergraut und ein eingefleischter Junggeselle. Einer von denen, die in ingrimmiger Schadenfreude auflachen, wenn ihnen ein Bekannter seine Verlobung anzeigt. Man erzählte sich, daß er früher durchaus kein Frauenverächter gewesen sei, aber eine Liebesaffäre, über welche die abenteuerlichsten Gerüchte unter seinen jüngeren Kameraden umgingen, hatte, wie es schien, sein Herz für ewige Zeiten gegen alle zarteren Gefühle verhärtet.

Sein Gegenstück war Bolko von Bandlin, Sekondeleutnant und Bataillonsadjutant, der stets in tausend Liebesaffären verwickelt. Bandlin war ein mittelgroßer, gutgewachsener, geschmeidiger, fixer Geselle, ebenso schneidig im Dienste wie im Salon, am Spieltisch wie auf dem Pferde, von laxen moralischen Anschauungen, was Frauen und Liebeshändel anbetraf, von den strengsten Grundsätzen, wo es sich um Standes- und Berufsehre handelte, mit einem Mundwerke begabt, das man außerhalb Preußens „Zündnadelschnauze“ zu nennen pflegt, das enfant terrible des Kasinos, der Abgott der Fähnriche und der verzogene Liebling der Stabsoffiziere, bei den Mannschaften einer der beliebtesten Offiziere des Regimentes, in seinen Reden und Auftreten der höhere Gassenjunge: unverfroren bis zur Dreistigkeit, voll schlagfertigen Witzes, dabei gutmütig und, wenn er wollte, von unwiderstehlicher Liebenswürdigkeit.

Er stammte aus altpreußischer Landjunkerfamilie. Das Familiengut lag in Ostpreußen, und seine Erträgnisse mußten nicht weniger als fünf Söhne, von denen drei in der Armee, ernähren. Bolko von Bandlin steckte bis über die Ohren in Schulden, ein Umstand, der seiner Lebenslust jedoch nicht den geringsten Eintrag tat.

Er war einer von den Offizieren, deren es genug in unserer Armee gibt, für die eigentlich immerwährender Krieg sein müßte. Im Felde da kommen derartige Leute zur Geltung, mit solchen Offizieren kann ein Truppenführer dem Feinde die Seele aus dem Leibe holen. Aber im Frieden, da führt der Überschuß an Kraft und Lebenslust und angeborener und anerzogener Leichtsinn manchen von ihnen auf traurige Abwege. Frägt man über Jahr und Tag nach den frischen, flotten Jungen, die man gekannt und gern gemocht hat, so erfährt man von dem einen wohl, er ist in Amerika und treibt dort das Gewerbe eines Kellners oder Pferdebahnkutschers, oder er weidet in Australien Büffelherden als berittener Hirt; vielleicht ist er verschollen, hat sich das Leben genommen, um der Unehre aus dem Wege zu gehen, ist wohl gar „an zu vielem Schneid gestorben", wie mir neulich von ihrer einem versichert wurde.

Friedrich von Choiseule war ein häufiger und gerngesehener Gast im Kasino seines Regiments. Bei den Liebesmahlen und Regimentsdiners, an Gedenktagen oder sonstigen festlichen Gelegenheiten fehlte er nie. An solchen Tagen erschienen auch die älteren Kameraden, der Kommandeur, die Stabsoffiziere und die Verheirateten, welche sonst nicht an der Alltagstafel teilnahmen.

Unterhaltungen, die nach einem Liebesmahle geführt werden, sind gewöhnlich nicht wert und in den meisten Fällen auch nicht geeignet, niedergeschrieben und veröffentlicht zu werden; aber ein solches Nachtischgespräch, das sich zwischen Choiseule und einigen seiner Kameraden entwickelte, soll für uns eine Ausnahme bilden.

Man hatte sich wie gewöhnlich nach dem Diner

ins Gesellschaftszimmer zurückgezogen, dort saß man in Gruppen zusammen, rauchend, Bier trinkend und der Unterhaltung pflegend. Im Spielzimmer nebenan, zu dem die Tür offen stand, hatten sich bereits einige Tische etabliert, und von Zeit zu Zeit klangen von dort das: „Rot, Grün, Eichel — passe!" des Skates und das „Respekt, Obskur, Tournee, Solo" des L'Hombres in die Unterhaltung hier hinüber. Aus dem Nebel des Zigarrenrauches, der über allem ausgebreitet lag wie ein bläulicher Schleier, blitzten die Achselstücke und Uniformknöpfe, leuchteten die roten Kragen und noch röteren Köpfe grotesk hervor. Ordonnanzen mit Chassekaffees, Biergläsern und Zigarren flogen hin und her. In einer Ecke saß oder lag vielmehr ein dicker Major, die Uniform aufgeknöpft und zurückgeschlagen, die Beine weit von sich gestreckt, und berichtete einer Korona von ehrfurchtsvoll Lauschenden mit tiefem Bierbaß von seinen Feldzugsabenteuern. Von den Wänden herab schauten die Bilder der ehemaligen Kommandeure des Regimentes, grimmige Kriegergestalten in wunderlichen Uniformen; sie sahen aus, als würden sie nur gar zu gern aus ihren Rahmen herabsteigen, um sich auf einige Stunden in das lustige Treiben zu ihren Füßen zu mischen, zu fragen, ob das Regiment noch immer das brave, tapfere, herrliche sei wie ehedem, und von ihren Waffentaten zu erzählen.

Choiseule saß mit einigen seiner intimeren Bekannten zusammen, sie hatten seine Novelle „Die Lebensmüden" aus Interesse für den Autor angeschafft und gelesen; jetzt sprach man über die Arbeit, die verschiedensten Urteile wurden laut.

„Ihre Novelle ist die großartigste Liebesgeschichte, die ich seit lange gelesen habe," lautete eine Kritik.

„Mir mißfällt der Schluß,“ meinte ein anderer; „warum lassen Sie die Leute sich das Leben nehmen, es wäre doch viel netter, wenn sie leben blieben.“

Verschiedene erklärten, daß dies auch ihre Ansicht sei; der Selbstmord der beiden Liebenden, behaupteten sie, zerstöre den ganzen Effekt.

Choiseule suchte darzulegen, daß die Fabel, wie er sie einmal angelegt habe, notwendig zu diesem Resultate führen müsse.

„Hättest du sie weiter leben lassen, statt sie umzubringen,“ fiel ihm Bandlin, der sich mit Friedrich schon von früheren Jahren her duzte, in die Rede, „so könntest du nun in deiner nächsten Novelle beschreiben, wie glücklich die Leutchen miteinander sind, wie sie sich immerfort lieb haben, außer wenn sie sich prügeln, und was für einen Haufen Kinder sie mit der Zeit erzeugen.“

„Ihr Tod ist die notwendige Sühne, welche die poetische wie die moralische Gerechtigkeit verlangt,“ erläuterte Friedrich, ohne auf Bandlins scherzenden Ton einzugehen.

Bandlin lachte, klemmte das Monokel ins Auge und fragte mit spöttischer Miene: „Schreibst du denn für die höhere Töchterschule, Choiseule?“

„Ich hege keine Besorgnis,“ erwiderte dieser, „daß meine Novelle in den Mädchenschulen als Lektüre eingeführt werden wird; ich schreibe für das große Publikum, für jedermann, der mich lesen will.“

„Ich verstehe nichts von der Schriftstellerei,“ sagte Bandlin, „aber soviel kann ich mir ungefähr denken, ihr wollt in euren Büchern das Leben beschreiben. — Nicht wahr?“

„Jawohl, so wie es sich in unseren Köpfen malt.“

„Nun, zum Teufel, warum willst du denn in deiner Erzählung sittlicher und strenger sein als das Leben selbst? Die wenigsten Männer sind ihren Frauen treu, und umgekehrt ist es auch so so, la la. Siehst du, daß jedes unerlaubte Verhältnis seine Strafe findet? Im Gegenteil, die Leute befinden sich sehr wohl dabei, es gibt auch gar nichts Amüsanteres, Prickelnderes als verbotene Liebe. Der Gedanke, daß eine Gefahr mit dem Genusse verknüpft ist, und daß man einem Schafskopf von Ehemann Hörner aufsetzt, gibt der Sache erst ihren wahren Reiz. Wenn alle Leute, welche die eheliche Treue brechen, sich ums Leben bringen wollen, dann würden wir bald auf den Aussterbeetat kommen."

„Ich will dir zugeben, daß viele Männer so denken und handeln, aber bin ich genötigt, das darzustellen, was sich alltäglich vor unseren Augen zuträgt? Im Schmutze wühlen und das Laster verherrlichen mögen andere; ich habe eine höhere Anschauung von meiner Kunst. — Daß ein verheirateter Mann, der in seinem Eheleben nicht glücklich ist, wie der Held meiner Erzählung, sich in ein junges Mädchen verliebt und sie verführt, wird vielleicht ein nicht allzuseltenes Vorkommnis sein; zu den Seltenheiten dagegen wird es gehören, daß ein in dieser Weise verbrecherisch liebendes Paar den Tod aufsucht. Trotzdem habe ich meine Erzählung diese Wendung nehmen lassen, denn mich beseelte beim Schreiben nicht der Wunsch, dem Leser etwas Pikantes, Spannendes, seiner Sinnlichkeit Schmeichelndes zu bieten, sondern ich wollte ein Problem von hoher, sittlicher Bedeutung erläutern, ich wollte an diesem einen Falle dartun, wohin im allgemeinen das Abweichen von dem Pfade der Sitte führt, wohin der

Mensch gelangt, wenn er sich gegen urewige, heilige Satzung auflehnt."

„Choiseule, das ist einfach ridikul; stelle dich doch nicht so gefährlich an. Ich wette, wenn dir eine hübsche Frau begegnet, bei der sich was machen läßt, du frägst keinen Augenblick nach Sitte und heiligen Gesetzen, sondern greifst zu. Aber so seid Ihr Herren von der Feder: Im Buche lächerlich moralisch, und im Leben — na, ich werde dir in Zukunft aufpassen, alter Freund, sollte mich wundern, wenn du hier in Berlin ganz als Mönch lebtest."

Vandlin klopfte Friedrich einigemal freundschaftlich aufs Knie.

Der schwieg; das Gespräch nahm eine Wendung, die ihm nicht angenehm war. Er mußte sich sagen, daß Vandlin mit seinen letzten Worten der Wahrheit ziemlich nahe gekommen sei, und daß er selbst Grundsätze verfochten habe, denen er in Wahrheit nicht huldige. Hatte er nicht soeben das Urteil seines eigenen Denkens und Tuns gesprochen, war er nicht ein Heuchler, wenn er über den Ehebrecher in moralischer Entrüstung den Stab brach? Er sann darüber nach und verlor sich in Gedanken, als er durch ein Gelächter der Umsitzenden aufgestört und der Unterhaltung von neuem zugewendet wurde.

Vandlin gab eine Anekdote aus seinem Leben zum Besten. Er pflegte kein Hehl aus seinen Liebesabenteuern zu machen; manche hatten ihn im Verdacht, er schneide stark auf, andere wieder schworen auf die Wahrheit seiner Erzählungen.

„Fahre da, mag wohl jetzt zwei Jahr her sein, in der Pferdebahn, hatte Zivil an, da steigt eine scharmante Person ein, nett angezogen, hübsch formiert; daß sie

kein Mädchen sei, erkannte ich sofort, taxierte sie auf junge Witwe oder dergleichen und faßte sie scharf ins Auge. Da will doch der Zufall, daß sie ihr Portemonnaie vergessen und kein Geld bei sich hat. Sie sucht in allen Taschen, vergebens, gerät in reizende Verwirrung, der Pferdebahnkondukteur zuckt die Achseln und will sie aussteigen lassen. Da springe ich auf. „Meine Gnädige, meine Kasse steht Ihnen zur Verfügung, wieviel brauchen Sie?" — Sie errötet, schlägt die Augen nieder und lispelt: „Mein Herr, das kann ich doch unmöglich annehmen." — „Meine Gnädige," sage ich, „ich will Ihnen die Summe auch nur vorschießen; in der Lage, Geld zu verschenken, bin ich nicht." Darauf ging sie ein. Nun mache ich ihr tüchtig die Cour, bin ihr beim Aussteigen behilflich, begleite sie noch ein Stück auf der Straße und übergebe ihr beim Abschiede meine Adresse. Tags darauf schon erhalte ich die zwanzig Pfennige richtig in Briefmarken zurück mit einem allerliebsten Dankbriefe und ihrem vollen Namen darunter. Ihre Wohnung war schnell ausfindig gemacht, und zwei Wochen darauf schon saß ich feste bei ihr. Sie war keine Witwe, sondern eine junge Frau, seit zwei Jahren mit einem krummbeinigen Juden verheiratet. Der Alte paßte ihr höllisch auf, und sie hatte eine kindische Furcht vor ihm. Ich kam daher nicht recht vorwärts, obgleich sie verliebt war, wie ich nie wieder ein Weib gesehen habe. Da kam ich auf einen rettenden Gedanken: Der Sommer war vor der Tür, sie mußte ein wenig die Kranke spielen und sich in ein Bad wünschen, da sie die Luft von Berlin nicht vertrage. Der Coup gelang glänzend, ihr Mann gab ihr die Erlaubnis, nach Heringsdorf zu reisen, er selbst (er war Juwelier) mußte seines Geschäftes wegen in

Berlin bleiben. Der Gatte bringt sie selbst zur Bahn, setzt sie ins Damencoupé des Zuges, in den auch ich natürlich steige; ich sehe, wie sie rührenden Abschied nehmen. Auf der nächsten Station schon hole ich sie zu mir herüber, und wir machen eine kleine Hochzeitsreise nach Heringsdorf. Dort blieben wir acht Tage, dann mußte ich nach Berlin zurück, hatte leider nicht länger Urlaub erhalten, aber ich nahm die Kleine mit mir. Ich mietete sie in einem Gartenhaus in Moabit ein, wo keine Menschenseele sie kannte, und besuchte sie dort täglich. Niemals habe ich ein glücklicheres Eheleben geführt als mit Bertha, so hieß der mollige Engel. Wir setzten gemeinsam die Briefe an ihren Ehegatten auf, beschrieben ihm die Schönheiten des Strandes, der See und des Badelebens. Diese Briefe schickten wir ihm auf Umwegen über Heringsdorf zu; dort hatte ich einen Kellner, einen verständnisvollen Burschen ausfindig gemacht, der unsere Machwerke nach Berlin beförderte und uns die Briefe des Gatten zukommen ließ.

Schließlich nahm unser honey-moon ein Ende, ich mußte ins Manöver und Bertha zu ihrem Gatten zurück. Als wir Abschied voneinander genommen, wobei sie mir ewige Treue und Liebe geschworen, glaubte ich, die Sache sei aus und, offen gestanden, ich war damit ganz zufrieden, denn das reizendste Weib wird nach zwei Monaten ledern, da bekomme ich eines Tages einen Brief von ihr: Ihr Mann hatte alles entdeckt.

Der Unglücksmensch hatte seiner Frau eine angenehme Überraschung bereiten wollen, vielleicht war er auch mißtrauisch geworden, kurz, er war nach Heringsdorf gereist, dort findet er sie nicht, kehrt nach Hause zurück, wo sie soeben eingetroffen — Szene — Resultat. — Ihr werdet denken: Scheidung, Todschlag, Duell.

Nichts von alledem. Er löst sein Geschäft in Berlin auf und geht mit ihr auf und davon. Ich habe später noch einmal von Bertha gehört. Sie hat einen Jungen gekriegt, soll ein strammer Bengel sein, aber ihrem Manne verdammt unähnlich, und sie ist ganz stolz auf die zweibeinige Erinnerung, die ich ihr hinterlassen habe."

Bandlins Geschichte fand allgemeinen Beifall. Einmal bei dem Thema „Weiber" angelangt, ging man nicht sogleich von diesem interessantesten aller Gesprächsstoffe ab. Es folgten noch mehrere wahre oder mehr oder weniger glücklich erfundene Anekdoten.

Für Choiseule bedeutete dieses Gespräch eine Art von Wendepunkt in seiner Anschauung.

Seit er an Evas Lippen von der verbotenen Frucht gekostet hatte, war die letzte Schranke, die er selbst gegen den wilden Ansturm seiner Begierden aufgerichtet hatte, gefallen. Er kämpfte nicht mehr, er bereute nicht, er dämpfte die Flammen nicht, er ließ brennen, was brennen wollte; er ließ seiner Phantasie die Zügel schießen, die ihm sein ferneres Zusammenleben mit dem geliebten Weibe in glühenden Farben ausmalte.

Aber mit dem Augenblicke, wo er in jenem Gespräche mit den Kameraden Partei gegen sich selbst genommen, die laxe Moral in Liebesangelegenheiten mit strengen Worten verdammt, wo ihm vor allem Bandlins Erzählung ein warnendes und abschreckendes Beispiel vorgeführt hatte, sah er sein Vorhaben plötzlich mit anderen Augen an. Eva aufgeben, daran dachte er nicht; aber wie eine plötzliche Erleuchtung kam ihm der Gedanke, daß es noch einen anderen Weg, um in ihren Besitz zu gelangen, geben müsse, als den, welchen zu betreten er sich bereits angeschickt hatte.

Zwanzigstes Kapitel.

Stanislaus Maria Landskerrotitsch befand sich in großer Aufregung.

Mit gewaltigen Schritten und heftig gestikulierend durchmaß er das Boudoir seiner Frau, während diese in größter Seelenruhe in einem Fauteuil saß und häkelte.

Angelika schien der Erregtheit ihres Gatten keine allzu große Bedeutung beizulegen. Die Worte, die er gebrauchte, konnte sie nicht verstehen, denn er bediente sich irgendeines osteuropäischen Idioms, aber aus der Kraft und dem zornigen Eifer, mit denen er sie hervorstieß, schloß sie, daß er fluche.

Der kleine Mann hielt ein zerknittertes Papier in der Hand, ein aufgerissener Briefumschlag lag am Boden; von Zeit zu Zeit hielt er in seinem Löwengange inne und stampfte mit den Füßen auf, was sehr geringen Effekt machte, denn das Parkett war mit einem dicken Teppich belegt, und er trug dünnsohlige Schlippers an seinen zierlichen Füßchen.

Diese Wandlung in dem sonst heiter liebenswürdigen und durchaus nicht galligen Wesen des Grafen hatte der Brief hervorgebracht, den er in der Hand hielt und der ihm Nachrichten von Dzöröneck brachte. Landskerrotitsch hatte nämlich von Wien, wo er jene gesellschaftliche Schlappe erlitten, auf seine Besitzung in Ungarn zurückgekehrt, den abenteuerlichen Plan gefaßt, eine Art von sozialer Musterwirtschaft im Bereiche seiner Herrschaft einzuführen.

Zunächst unternahm er eine Orientierungsfahrt durch die verschiedenen Dörfer seiner Besitzung, und von der Armut, dem Elend und der Verkommenheit,

die dort herrschte, wurde sein empfindsames, mitleidsfähiges Herz wirklich tief getroffen. Am liebsten hätte er einige Säcke mit Goldstücken unter die Hilfsbedürftigen ausgeschüttet, aber er war jetzt doch nicht mehr der leichtsinnige Unbedachte von ehemals; er sagte sich, daß die Menschenbeglückung mit Planmäßigkeit betrieben werden müsse, wenn anders sie nicht mehr Schaden als Nutzen stiften solle.

Aus verschiedenen nationalökonomischen und sozialpolitischen Schriften, die er gelesen, spukten ihm halbverdaute Begriffe verworren im Kopfe, aber Landskerrotitsch besaß Selbsterkenntnis genug, um einzusehen, daß er ohne fremden Rat und Beistand nicht imstande sein würde, die von ihm geträumten philanthropischen Ideen in die Wirklichkeit umzusetzen.

Wie von ungefähr erstand ihm da ein Helfer in dieser Verlegenheit. Ein Mensch, der auf irgendeine Weise Witterung von seinen Plänen bekommen haben mußte, bot dem Grafen aus freien Stücken seine Dienste an. Es war dies ein gewisser Kasimir Britzky, Arzt in der Dzöröneck nächstgelegenen Stadt, der nebenher noch das Gewerbe eines Agenten ausübte. Dieser Britzky schien eine Art von Universalgenie zu sein, er sprach die sämtlichen landesüblichen Sprachen und Dialekte, kannte Land und Leute auf zwanzig Meilen im Umkreise aufs genaueste und rühmte sich umfassender Kenntnisse und Fertigkeiten auf allen erdenklichen Gebieten menschlichen Wissens und Könnens.

Landskerrotitsch pries sein Glück, eine solche Perle gefunden zu haben, und Britzky trat gegen ein seinen Talenten entsprechendes Honorar in den Dienst des Grafen.

Er zeigte sich als ein äußerst anschlägiger Kopf und praktischer Mensch, er verstand es wie kein anderer, Landskerrotitschs oft sehr vagen Ideen Realität zu geben, bei verschiedenen Gelegenheiten bewies er große Zuverlässigkeit und Diensttreue, kurz, erfüllte die Hoffnungen, die der Graf auf ihn gesetzt hatte, in jeder Weise.

Britzky hatte seinem Herrn klar gemacht, daß er, wenn er die Lage seiner Gutsuntertanen bessern wolle, vor allem ihr physisches Wohlbefinden heben müsse, und das auf dreierlei Weise: durch bessere Nahrung, bessere Kleidung, bessere Wohnung. Um diese drei Dinge zu schaffen, bedurfte man Geld, und eine Person, die es verstand, dieses Geld in zweckentsprechender Weise zu verwerten.

Natürlich war kein anderer als Britzky selbst diese Person.

Landskerrotitsch zögerte nicht, ihm reiche Mittel zur Verfügung zu stellen, und als er bald darauf mit seiner Gattin nach Deutschland reiste, ließ er eine namhafte Summe in Britzkys Händen zurück, welche dieser in der von ihm selbst vorgeschlagenen Weise verwenden sollte. Über die erzielten Erfolge hatte er, so war ausgemacht worden, monatliche Berichte an den Grafen einzusenden.

Diese Berichte waren denn bisher auch pünktlichst eingelaufen, und die Resultate, von denen Britzky zu erzählen wußte, hatten Landskerrotitsch mit enthusiastischem Entzücken erfüllt.

Der letzte Monatsbericht jedoch war ausgeblieben und der Brief, den der Graf deshalb an Britzky gerichtet hatte, kam uneröffnet zurück, und zugleich mit ihm ein Schreiben vom Hausverwalter des gräflichen Schlosses in Dzöröneck, das folgendes mitteilte:

Eines Tages war Britzky bei dem Schreiber des Briefes erschienen, hatte ein angeblich vom Grafen stammendes Schreiben vorgewiesen, in welchem zu lesen gewesen, der Hausverwalter möge Britzky das sämtliche Mobiliar des Schlosses überliefern. Der Graf wünsche, daß er, Britzky, dasselbe veräußere. — Obgleich der Brief die Handschrift und das Siegel des Grafen gezeigt, war die Sache dem Beamten dennoch unglaublich erschienen, und er hatte Britzkys Verlangen rundweg abgeschlagen. Er hatte dann, durch diesen Vorfall argwöhnisch geworden, weitere Erkundigungen über Britzkys Tun und Treiben eingezogen und in Erfahrung gebracht, daß dieser von dem ihm anvertrauten Gelde nicht einen Heller für den wirklichen Zweck verwendet, sondern im Gegenteil die Leute, welche seiner Fürsorge übergeben waren, zum eigenen Vorteil in der ärgsten Weise ausgebeutet habe. — Der Schreiber des Briefes hatte darauf beim Stuhlrichter Anzeige über Britzkys Tun erstattet, aber noch ehe es gelungen, Hand an ihn zu legen, war er mit sämtlichem Gelde verschwunden, wahrscheinlich über die russische Grenze.

Daß diese Nachrichten nicht gerade süß in das Ohr des kleinen Grafen klangen, ist begreiflich.

Sein Ärger schien sich übrigens mit der Zeit besänftigen zu wollen, er fing bereits an, auf deutsch zu fluchen. Schließlich zündete er sich eine Zigarette an, warf sie gleich darauf ins Kamin, stieß einige entlastende Seufzer aus und setzte sich mit einem Ausdrucke tiefen Weltschmerzes auf seinen rosigen Zügen neben Angelika nieder.

„Wie schlecht die Menschen sind, wie schlecht!" deklamierte er; „lohnt es sich überhaupt, einen Finger für sie zu rühren, muß sich einem nicht das Herz ver-

härten bei solchen Erfahrungen — aber ich will fortan keinem Menschen mehr über den Weg trauen; das soll mir eine Lehre für alle Zeiten gewesen sein. — Ich habe mich düpieren lassen, in lächerlicher Weise düpieren lassen, von einem Erzschurken und Betrüger."

„Besinnst du dich noch," unterbrach ihn hier seine Gattin, „welche Meinung ich über Britzky äußerte, als du mir ihn vorstelltest und mich nachträglich fragtest, wie er mir gefallen habe? — Ich gab ihm damals ähnliche Beinamen wie du jetzt; wenn ich nicht irre, sagte ich dir in gutem Deutsch: ‚Ich halte ihn für einen Gauner und Spitzbuben,' aber du nahmst ihn in Schutz und versichertest mir, er sei ein Ausbund aller Vorzüge."

„Du hast recht, du hast recht!" rief Landskerrotitsch, „ich besinne mich jetzt sehr wohl, daß du damals Mißtrauen gegen ihn äußertest. — Ah ich Tropf, klüger sein zu wollen als du! — Angelika, was bist du für eine Frau!" Dabei blickte er sie verliebt bewundernd an; Zorn und Ärger waren dahin, ausgesogen von dem Gefühle der Bewunderung für seine geliebte Angelika.

Die Folge jenes bedeutungsvollen Briefes war, daß Landskerrotitsch beschloß, seinen Aufenthalt in Berlin abzukürzen, um nach Dzöröneck zurückzukehren und dort selbst nach dem Rechten zu sehen.

Vorher versammelte er noch einmal seine Freunde und Bekannten um sich zu einem kleinen Diner in seiner Wohnung.

Es waren zugegen: Mörner, Schaurott und Gattin, Sophie Wangen, Friedrich von Choiseule, Burt und außerdem Sophiens Professor, einige andere Maler und der Inhaber einer bekannten Berliner Kunsthandlung.

Der Wirt gedachte in einem Toaste Eva Mörners und sprach an dessen Schlusse den Wunsch ihrer baldigen Genesung aus.

Mörner sprach auf die Dame des Hauses.

Der Kunsthändler feierte den Grafen als Mäcen und wünschte seine Rückkehr im nächsten Winter; ein Wunsch, den man nur begreiflich finden konnte, wenn man die Geschäfte kannte, die er mit Landskerrotitsch gemacht hatte.

Gegen Schluß des Diners hielt dann der vom Abschiedsschmerz und Champagner ein wenig montierte Graf noch eine Rede auf den deutschen Mittelstand, dessen Tugenden und Vorzüge er mit überschwänglichen Worten pries. Beim Kaffee bot er Burt und Choiseule die Brüderschaft fürs Leben an und besiegelte den neugeschlossenen Bund bei jedem von ihnen durch ein paar herzhafte Küsse.

Die Abreise des gräflichen Ehepaares war für den nächsten Tag angesetzt. Landskerrotitsch hatte die während seines Berliner Aufenthaltes angeschafften Möbel, Bilder, Raritäten und Brickebracks aller Art einem Spediteur zur Verpackung und Versendung nach Dzöröneck übergeben.

Der Reise schlossen sich Sophie Wangen und der junge Krätzer an, den Landskerrotitsch auf Choiseules Empfehlung, ohne ihn nur gesehen zu haben, engagiert hatte. Auf welchen Posten er den jungen Menschen stellen werde, wußte er noch nicht, aber intelligente, strebsame, zuverlässige Leute könne er unter allen Umständen gebrauchen, hatte er Friedrich gegenüber geäußert.

Zum Abschiede hatten sich Choiseule und Burt auf dem Bahnhofe eingefunden, auch Schaurotts waren

gekommen, die ihren bisherigen Schützling Sophie ihren neuen Beschützern übergeben wollten, und Fritz.

Der Zug war noch nicht eingelaufen, man stand umher und suchte noch möglichst viel Kapital aus den wenigen Minuten des Zusammenseins zu schlagen.

Landskerrotitsch nahm Burt beiseite und redete mit der ihm eigentümlichen dringlichen und dabei doch nicht unliebenswürdigen Lebhaftigkeit auf ihn ein.

„Lieber Freund,“ sagte er, „ich habe eine große Bitte an dich; erfüllst du sie, so machst du mich zum Glücklichsten der Menschen, schlägst du sie ab, so betrübst, nein, ich kann sagen, verletzt du mich aufs tiefste, — du mußt im nächsten Sommer nach Dzöröneck kommen — willst du?“

„Deine Aufforderung ist sehr freundlich,“ meinte Burt, „aber ich bin hier nicht abkömmlich; ich kann doch meine Patienten nicht im Stiche lassen.“

„So nimm einen Assistenten an, der während deiner Abwesenheit die Kranken pflegt, oder mache eine andere Einrichtung, aber kommen mußt du; hörst du, mein Freund? — Sieh, es ist mir nicht bloß um das Vergnügen deiner Gesellschaft zu tun, daß ich es dir offen gestehe, ich bedarf deines Rates, deiner Unterstützung. In die Pläne, die ich verfolge, habe ich dich ja eingeweiht, du kennst meine Probleme; es fehlt mir weder an gutem Willen, noch an Gelegenheit und Mitteln, sie auszuführen, aber an Erfahrung auf diesem Gebiete und vielleicht noch mehr an praktischem Sinn. Ich sehe wohl das Ziel, aber kenne die Wege nicht, die zu ihm führen; ich selbst mache Mißgriffe und werde von anderen getäuscht und gemißbraucht. — Zu dir nun habe ich unendliches Vertrauen, mein Freund, ich denke, wenn du nur einmal kämest und zusähest, du würdest

sofort erkennen, woran es Not tut, und mich auf den rechten Pfad bringen. Bedenke auch, das ist ein edler Zweck; du würdest durch dein Eingreifen Gutes stiften für Tausende. — Also abgemacht! Nicht wahr! Im nächsten Sommer begrüßen wir dich in Dzöröneck."

Man mußte es Landskerrotitsch lassen, er besaß Beredsamkeit, nicht die geschulte des Dozenten oder Parlamentariers, sondern eher die natürliche des Wilden, welche durch die Lebhaftigkeit der Gebärde und des Mienenspiels wirksam unterstützt wird. Auf Burt schienen seine Worte nicht ohne Eindruck geblieben zu sein; nach einigem Nachdenken sagte er: „Wenn es sich mit meinen Pflichten hier vereinigen läßt, komme ich."

„Also mit einem Worte: Du kommst! — Das nenne ich mir einen Glückscoup, noch im letzten Augenblicke gemacht! —"

Angelika war inzwischen in ein Gespräch mit den Hauptmannsleuten, Sophie Wangen betreffend, vertieft. Das Mädchen hatte schnell Zutrauen zu seiner neuen Pflegemutter gefaßt. Während der letzten Tage war die Gräfin mit ihr in der Stadt umhergefahren und hatte eine kleine Ausstattung für sie besorgt.

Fritz schien der Abschied von Sophie schwer mitzuspielen. In seinem neunjährigen Knabenherzen war eine wirklich tiefe Neigung für das Mädchen erwachsen.

Sie waren gute Kameraden gewesen die beiden, während ihrer freien Zeit hatten sie stets zusammengesteckt, waren gemeinschaftlich spazieren gegangen, Fritz sah ihr beim Malen zu, sie las seine Arbeiten durch und überhörte ihn die Vokabeln, er teilte ihr alle Schulereignisse von Wichtigkeit brühwarm mit, kurz die Freundschaft war die denkbar innigste gewesen.

Kinder sind ein viel weicheres Material als er-

wachsene, durch das Leben bereits verhärtete Menschen; was sie berührt, läßt Spuren bei ihnen zurück, und sie sind dem Mikrophon nicht unähnlich, das jede auch die schwächste Erregung der Luftwellen in seiner Umgebung wiedergibt.

Auf Fritz hatte Sophie Wangen während der Zeit, die sie im Hause seiner Eltern zugebracht, einen tiefgehenden Eindruck ausgeübt; mit dem ganzen Wesen des Knaben war eine Wandlung vor sich gegangen. Äußerlich war er ernster und gesetzter geworden, und das Gefühlsleben, das bisher vollständig bei ihm gefehlt hatte, fing an sich zu entwickeln.

Zudem war er jetzt in eine Periode schnelleren Wachstums eingetreten; aus dem Knirps hatte sich eine jener halbwüchsigen Knabenfiguren entwickelt, deren Magerkeit und Blässe unser Mitleid erregt, während die Unbeholfenheit, mit der sie sich ihrer schlodderigen Gliedmaßen bedienen, unser Lächeln herausfordert.

In diesem unglücklichen Stadium befand sich Fritz Schaurott augenblicklich, sehr zum Leidwesen seiner Mutter, der er aus sämtlichen Kleidungsstücken herausgewachsen war. Diese Kalamität wurde durch die Pedanterie des Hauptmanns erhöht, der nicht gestattete, das seinem Sohne bereits jetzt neue Sachen angeschafft wurden, weil er es in seinem Wirtschaftsplane einmal so eingerichtet hatte, daß zweimal im Jahre zu bestimmten Terminen die Garderobe der gesamten Familie aufgebessert wurde, und der nächste solche Termin trat erst mit Anbruch des Sommers ein.

So kam es denn, daß Fritz aus seinen Höschen unten sehr weit herausguckte, und in seinem knappen Überzieher mit dem blassen Gesichte unter der farbigen Schülermütze bot er einen bedauernswerten Anblick.

Er hielt verstohlen Sophiens Hand in der seinen und kämpfte mit den Tränen.

Sehr verschiedenartige Gefühle stürmten in seiner jungen Brust: Der Abschiedsschmerz, der Wunsch, sich diesen Schmerz um keinen Preis anmerken zu lassen — denn das Weinen hielt er eines preußischen Offizierssohnes für unwürdig — und schließlich ernsthafter Groll gegen diese fremden Leute, die seine Sophie mit sich fortnamen. Mit seinem Heiratsprojekte sah es jetzt sehr windig aus, das sagte er sich selbst. Aber es war noch nicht aller Tage Abend; wenn er nur erst die Schule absolviert haben würde, dann — ja dann wird er Sophien in der weiten Welt suchen und sie heimführen als seine Frau.

Friedrich hatte sich von der Gruppe getrennt, um noch eine kurze Rücksprache mit dem jungen Krätzer zu nehmen, der sich in bescheidener Entfernung von den Herrschaften hielt. Er fand Frau Krätzer bei dem Sohne, sie war gekommen, um ihren Wilhelm abfahren zu sehen und ihm noch ein paar Butterstullen mit Wurst als Wegzehrung mitzugeben.

Friedrich machte es den Eindruck, als läge in der Haltung des jungen Menschen mehr Sicherheit als früher; das Zutrauen, welches man in ihn gesetzt, hatte sein Selbstvertrauen gehoben. Sein Blick leuchtete hoffnungsfreudig, und er sprach Friedrich seinen Dank aus, als dieser jetzt zu ihnen herantrat.

Frau Krätzer hielt die Hand ihres Lieblings fest in ihrer derbknochigen Rechten und wischte sich mit der anderen die Tränen aus den Augen.

„Sind Sie denn nicht zufrieden, Frau Krätzer?“ redete Friedrich sie an. „Ihrem Sohne eröffnet sich

eine hoffnungsvolle Zukunft; möchten Sie ihn denn von seinem Glücke zurückhalten?"

„Ja, det is allens janz schen und jut," entgegnete Frau Krätzer und ihre Stimme ertönte noch rauher als gewöhnlich, „und ick danke Ihnen och, dat Se meinem Jungen det verschafft haben, aber Se können det ener ollen Mutter nich verdenken, dat et ihr zu Herzen jeht, wenn ihr der enzige von die janze Familie, der wat taugte, so mir nischt dir nischt wejjenommen wird, und man weß nichemal, wohin er jeht. Jloben Se, dat ick ihm jemals wiedersehen werde? Ick jlobe et nich. — Wer weß denn, wie et da unten zujeht, meine Nachbarin hat jesagt, da sprechen se nichemal deutsch. Ick jlobe nich, daß er zurückkommen wird, und dat ick ihm in diesem Leben wiedersehe," und die brave Frau weinte jetzt bitterlich.

„Beruhigen Sie sich nur, Frau Krätzer!" sagte Friedrich in beschwichtigendem Tone. „Sie werden Ihren Sohn wiedersehen. Er wird da unten sein Glück machen und als ein wohlhabender Mann zu Ihnen zurückkehren."

„Menen Se wirklich?" fragte Frau Krätzer. „Na, ick will nu och nich mehr flennen und nischt mehr dajejen sagen, det sähe am Ende undankbar aus und nutzt zu nischt, aber rumreißen tut es mir."

Inzwischen war der Zug eingelaufen. Friedrich schüttelte dem jungen Manne noch einmal die Hand, rief ihm ein „Macht's gut, Krätzer!" zu und begab sich zu den anderen zurück.

Landskerrotitsch hatte ein Coupé erster Klasse in Beschlag genommen. Der Schaffner, der mit dem Blicke des Menschenkenners in dem kleinen Manne sofort den großen Herrn erkannt hatte, versprach sein

möglichstes zu tun, damit die Herrschaften ungeniert für sich bleiben könnten.

Die Frauen umarmten sich, die Männer schüttelten sich die Hände wieder und immer wieder, Landskerrotitsch beschwor Burt noch einmal, sein vorhin gegebenes Versprechen wahr zu machen, dann, vom Schaffner mehrfach gemahnt, stieg er mit seinen Damen ins Coupé.

Als sich der Zug in Bewegung setzte, winkten sie sich, in Trauer lächelnd, noch ein Lebewohl zu. Fritz biß die Zähne übereinander und ballte die Fäuste in den Taschen seines Überziehers, aber er konnte es nicht hindern, daß ihm die hellen Tränen über die Backen liefen.

An einem Coupéfenster der zweiten Wagenklasse weiter hinten im Zuge sah man dann für einen Augenblick Wilhelm Krätzers Gesicht erscheinen, der seiner Mutter noch ein „Auf Wiedersehen!" zurief.

Dann verschwand der Zug mit einem grellen Pfiff und donnerndem Gepolter aus der Bahnhalle.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Eva Mörner war auf dem Wege zur Genesung; sie durfte bereits jeden Tag einige Stunden außerhalb des Bettes zubringen.

Sie befand sich in jenem eigentümlichen Zustande, der sich häufig nach längerer Krankheit einstellt, wo uns zumute ist, als sei uns der Körper vertauscht worden, als müsse man das Leben noch einmal und unter veränderten Bedingungen anfangen; was vor der Krankheit war, erscheint dann wie vor unvordenklicher Zeit geschehen, unsere Umgebung, die Einrichtung der Stuben, wenn wir sie das erstemal wieder betreten,

unsere Kleider, alles ist uns unbekannt geworden, berührt uns fremdartig.

In der Einsamkeit des Krankenzimmers hat man wie auf erdentrückter Insel gelebt, hat so unendlich viel gesonnen, gegrübelt und geträumt in den langen schlaflosen Nächten, hat das Leben nur von ferne branden hören, und nun, wo man den einsam träumerischen Winkel verlassen, in die scharfe Zugluft des Alltagslebens zurückkehren soll, steht man scheu und ängstlich, wie das Kind am Rande eines unheimlichen Gewässers, und wagt kaum einen Fuß vor den anderen zu setzen.

Auch Eva konnte sich nur schwer an den Gedanken gewöhnen, daß sie nun wieder das alte Dasein aufzunehmen habe, dieses Dasein, das ihr in der letzten Zeit oft so trostlos und schier unerträglich erschienen war.

Aber wie aus finsterem Schacht ein Silberblick, so leuchtete ihr durch das verschwommene Dunkel, in welchem die Zukunft für sie gehüllt lag, ein Schimmer der Hoffnung: Seine Liebe.

Die Krankheit, so gewaltig sie ihren Körper auch gepackt, hatte nicht sein Bild aus ihrer Seele gerissen, das Fieber, das in ihrem Blute tobte, brannte nicht so heiß als der Kuß, das flammende Siegel, das er auf ihr Bündnis gedrückt, in ihrem Gedächtnis.

In den traumumfangenen Nächten ihrer Krankheit war er ihr steter Begleiter durch die himmlischen Gefilde gewesen, in welche ihre fieberirre Phantasie sie eingeführt.

Da hatten sie paradiesische Freuden in tiefen, seligen Zügen genossen, sie und er allein in wonnetrunkener Umarmung; nur glutvolle Rosen, sehnsuchtsvoll rankende Winden, hingebend schmiegsame Palmen zu Zeugen ihrer Liebeslust, umfächelt von kosenden, mit berauschen-

dem Wohlduft erfüllten Lüften, umschwebt von fernen Gesängen seliger Chöre — so hatten sie einander gefunden.

Und jetzt, wo sie aus dem Wahne des Traumes zur tageshellen Wirklichkeit des Lebens erwacht war, tönte noch etwas von den Harmonien der durchkosteten Seligkeit in ihrer Seele weiter.

So im Wechsel von träumerischem Sinnen, bangem Zagen und ahnungsvollem Sehnen, dämmerte Eva der Zukunft entgegen.

Verließ sie jetzt das Krankenzimmer, so geschah es meist, um sich in ihr Boudoir zu begeben. Dort ließ sie sich in einem bequemen Armstuhl gegenüber der Tür nach dem Korridor nieder. Traf sie Mörner so, dann schloß sie die Augen, als sei sie vom Schlaf umfangen, und der brave Rücksichtsvolle schlich dann auf den Zehenspitzen nach seinem Zimmer, um ihren vermeintlichen Schlummer nicht zu stören; aber wußte sie sich allein und ging draußen die Tür oder klingelte es, dann lauschte sie, als erwarte sie eines Freundes Kommen.

So saß sie auch eines Abends zurzeit der jetzt schon spät hereinbrechenden Dämmerstunde, in ihren Lehnstuhl zurückgelehnt, matt beleuchtet von dem scheidenden Lichte, ihre Gestalt, die niemals ätherisch duftiger gewesen war, als jetzt im Stadium der Rekonvaleszenz, von einem gelblichen, mit cremefarbenen Spitzen besetzten Peignoir umflossen.

Ihre Züge, die abgemagert waren während der Krankheit, erschienen durchgeistigter als früher, ihre Haut war weiß wie frisch gefallener Schnee und die Hände so durchsichtig, daß man vermeinte, das Blut in den Adern rinnen zu sehen. Die Augen waren größer geworden und leuchteten in tiefem Dunkel. Evas Schön-

heit war nicht mehr sinnlich bestrickend wie ehemals, aber sie hatte an edlerem Reize gewonnen.

Jetzt klingelt es draußen, man öffnet, und Eva vernimmt eine Stimme, deren Klang sie lange vermißt hat; alles Blut strömt ihr mit einem Male zum Herzen.

Er ist da und erkundigt sich nach dem Befinden der gnädigen Frau.

Eva hört jedes seiner Worte, sie möchte aufstehen, zur Tür eilen und ihn hereinrufen, aber der Freudenschreck hat ihr die Glieder gelähmt; gerade daß sie sich mühsam zu erheben vermag.

Da tritt Frau Brake ein, sie fragt, was sie Herrn von Choiseule über der gnädigen Frau Befinden sagen solle.

„Ich will ihn selbst empfangen — lassen Sie ihn ein,“ sagt Eva mit einer Stimme, die vor körperlicher Schwäche und seelischer Erregung bebt.

Frau Brake stellt vor, daß sie das nicht verantworten vermöge, Doktor Busse habe jegliche Aufregung verboten, und sie sei die verantwortliche Krankenwärterin.

Eva unterbricht sie und ruft der alten Person in heftigem Tone zu:

„Lassen Sie Herrn von Choiseule ein; ich wünsche es so, hören Sie!“

Frau Brake erwidert hierauf kein Wort, sie verläßt das Zimmer; bald darauf tritt Friedrich ein.

Eva will ihm entgegen, aber die Füße versagen ihr den Dienst, sie muß sich am Tisch festhalten, um nicht in die Knie zu sinken; dann läßt sie sich in den Stuhl zurückfallen.

Friedrich bleibt einen Augenblick wie zaudernd an der Tür stehen, dann aller Vorsicht gebietenden Vernunft vergessend, eilt er auf sie zu und wirft sich vor ihr auf die Knie. Seine Arme umfangen sie, er verbirgt den Kopf in ihrem Schoße, er bedeckt ihre Hände mit glühenden Küssen, von seinen Lippen kommen keine Worte, sondern Töne, wie verworrenes, schluchzendes Stammeln.

Sie läßt es geschehen, dann wo er ruhiger geworden, gleiten ihre Finger verloren über sein Haar, über seine Züge; den Oberkörper aufrichtend, nimmt sie plötzlich seinen Kopf zwischen ihre Hände und blickt ihm lange und tief in die Augen, sie lächelt, und mit einem Ausdrucke seliger Zufriedenheit, als habe sie dort gelesen, was sie gesucht, lehnt sie sich wieder zurück und schließt die Augen.

Die Wogen leidenschaftlicher Erregung legen sich allmählich in Friedrichs Brust, er verharrt in seiner knieenden Stellung, wagt sich nicht zu rühren, denn das, was er in diesen Minuten empfunden, ist zu süß, zu wonnig, als daß er recht an seine Wirklichkeit zu glauben vermöchte; er meint, eine Bewegung, ein Wort könnte das liebliche Traumbild zerfließen machen.

In stummer Andacht betrachtet er Evas Züge.

Ihr Haar hat sich aufgelöst und fließt in breiten Wellen um ihr Gesicht, von dessen geisterhaftem Weiß sich die langen, dunklen Wimpern ihrer geschlossenen Augen scharf abheben. Es liegt etwas überirdisch Verklärtes über die ganze Erscheinung ausgegossen — sie gleicht einer schönen Leiche, aus der das Leben soeben in leichtem Kampfe entflohen ist.

Da sieht Friedrich, wie sich ihre Lippen leise bewegen, kaum vernehmbar hört er sich bei Namen gerufen.

Er erhebt sich und neigt das Ohr zu ihrem Munde.

„Friedrich,“ flüstert sie und schlägt jetzt ihre wunderbaren Augen voll zu ihm auf, „liebst du mich?“

Feierlich gibt er zur Antwort: „So wahr ich lebe, Eva, ich schwöre dir, daß ich dich liebe.“

Sie lächelt und ruft, indem sie die Arme um seinen Nacken wirft: „Dann bin ich sehr glücklich.“

In der Nacht nach Friedrichs Besuche stellte sich bei Eva ein erneuter Fieberanfall ein, am nächsten Tage war sie sehr ermattet.

Doktor Busse schüttelte den Kopf und fragte Frau Brake, ob eine seiner Vorschriften nicht beachtet worden sei. Die zuckte die Achseln und murmelte etwas Unverständliches.

Doch dieser Anfall ging vorüber, und bald machte Evas Genesung schnellere Fortschritte wie zuvor.

Doktor Busse erteilte nunmehr seine Erlaubnis, daß Eva im geschlossenen Wagen Ausfahrten unternehmen dürfe. Die ersten paar Male fuhr Frau Brake mit, dann aber lehnte Eva ihre Begleitung ab.

Von nun an ließ sie den Kutscher hinaus in den Tiergarten fahren und gewöhnlich am großen Stern halt machen. Dort stieg sie aus und schlug einen seiner Abgelegenheit wegen spärlich belebten Seitenpfad ein. Bald gesellte sich ein Begleiter zu ihr, auf dessen Arm gestützt sie langsam den schmalen, von dichtem Gehölz und Untergestrüpp eingeschlossenen Gang auf- und abwandelte.

Mittlerweile war der Frühling ins Land gekommen; nicht ein trauriger, griesgrämiger, sondern ein heiterer, lachender, glänzender, der mit seinen Gaben nicht mürrisch geizte, sondern mit freigebiger Hand all seinen Segen auf einmal ausstreute über die beglückte

Erde. Wie ein junger Fürst, der einen überlebten, alten, verhaßten ablöst, hatte er seinen Einzug gehalten, jubelbegrüßt, erlösend, das Herrlichste verheißend.

Schon schimmerte es grün auf den Flächen, in den Büschen und im Geäste der uralten Baumgerippe des Tiergartens. Die Luft war mit kräftigen Wohlgerüchen geschwängert, in das lose Gezwitscher kleiner Vögel ertönte das langgezogen kräftige Girren der Wildtauben, in den Nächten gingen warme Regenschauer nieder, aber die Frühjahrssonne des Tages trocknete schnell die Tränen im Angesichte der Natur. Zwischen weißen, wie Tücher flatternden Wolkenfetzen lachte der blaue Himmel freundlich hernieder.

Es ging wie ein Hauch der Fruchtbarkeit durch die Schöpfung; die Eiskruste, die den Leib der Gebärerin Gäa während Monden gefangen gehalten, war vor den wollüstigen Blicken des strahlenden Gottes geschmolzen; ihre jungfräuliche starre Kälte ward besiegt durch sein liebeglühendes Werben, willig gab sie sich jetzt seinem Kusse hin, Leben empfangend, um Leben zu geben.

Es war der uralte und jedes Jahr neue Liebesfrühling, der im Baume den Saft steigen macht, der die Kehle des Vogels zu Liedern stimmt, der auch dem Menschen das Herz wundersam bewegt, sein Blut heißer strömen macht, heimlich süßes Sehnen in seiner Brust erweckt.

Durch diesen Frühling, der üppiger täglich und herrlicher um sie aufschoß, schritten Friedrich und Eva, ein Paar, würdig, König und Königin in dem Zaubergarten der umgebenden jungen Natur zu sein.

Friedrichs Liebe zu Eva war eine tief ernsthafte, nicht etwa bloß ein sinnliches Begehren, entfacht durch

die Reize des schönen Weibes; er liebte die ganze Frau mit allen ihren Eigentümlichkeiten: Vorzügen und Tugenden wie Fehlern und Schwächen.

Und während ihm früher seine Leidenschaft für die verheiratete Frau wie ein Verbrechen erschienen, das ihn mit Grauen vor sich selbst erfüllte, so war er jetzt dahin gelangt, die Liebe zu ihr als sein gutes Recht anzusehen. Die Periode des Zauderns, der Gewissensbisse und des unsicheren Umhertappens war für ihn vorüber, in seiner Seele reifte der Entschluß heran, Eva für sich zu erobern.

Menschen, die leidenschaftlich lieben, steht ihre Liebe so sehr im Vordergrunde des Empfindens und Denkens, daß sie alle Ereignisse, Dinge und Verhältnisse nur noch durch das Medium ihres Gefühls zu sehen und zu beurteilen vermögen.

In Friedrichs durch Leidenschaft verblendeten Augen war Mörner nicht mehr der rechtmäßige Eigentümer eines von ihm begehrten Schatzes, er erschien ihm vielmehr als ein Usurpator, der ohne Titel und widerrechtlich besitzt, und den aus seinem Besitze zu verdrängen sein Recht sei. Denn kraft des Rechtes der Liebe und ihrer eigenen freien Entschließung gehörte Eva ihm; daß sie sich des Rechtes, nach eigenem Belieben über ihre Person zu entscheiden, durch das Bündnis mit einem anderen begeben hatte, wollte Friedrich nicht sehen, und machten sich derartige Erwägungen ja einmal bei ihm geltend, so fehlten ihm die Gegengründe nicht, die er sogar rechtlich zu präzisieren wußte. Ihr Wille war damals nicht frei, sagte er sich dann, oder: von ihrer Seite lag ein unverschuldeter Irrtum vor, der den Kontrakt nichtig macht.

Aber vor den Augen der Welt, die anders urteilte.

blieb Mörner nun einmal Evas rechtmäßiger Ehegatte, und die Schleichwege, die Friedrich betreten mußte, um diesen zu hintergehen, die Lüge, die in Evas Verhältnis zu ihrem Gatten und in seinem eigenen zu dem ehemaligen Vormunde lag, waren Friedrich in tiefster Seele zuwider und verhaßt. Alles, was anständig in seiner Natur war, sehnte sich aus dem Dunkel dieses lichtscheuen Treibens heraus, er wollte sich Klarheit und Recht für seine Liebe erobern.

Wie? das wußte er selbst noch nicht. — Er sah nur das Ziel winken: Evas unbestrittenen, anerkannten, ungeteilten Besitz. Dieser Preis erschien ihm so köstlich, daß er jedes Hindernis, das sich zwischen ihm und dem Erstrebten auftürmen mochte, zu überwinden entschlossen war.

Evas völlige Genesung nur noch wollte er abwarten und dann in den Kampf um sie eintreten.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Das Verhältnis zwischen Frau Brake und ihrer Herrin war in der letzten Zeit ein für beide Teile ganz unleidliches geworden.

Frau Brake war Zeugin der häufigen Besuche Friedrichs bei Eva gewesen, sie hatte sich ihr Teil dabei gedacht und nach Art gewöhnlicher Leute von Anfang an das Schlimmste angenommen.

War ihr Respekt der Herrin gegenüber niemals ein allzu großer gewesen, so nahm sie sich jetzt, wo sie Evas Moralität anzuzweifeln begann, noch größere Freiheit gegen sie heraus, ja ließ ihr deutlich ihre Mißachtung fühlen.

Während Evas Krankheit und Rekonvaleszenz hatte sie sich zwar als treffliche Pflegerin bewährt, aber gerade in dieser Zeit war es zu steten Reibereien zwischen der pedantischen, zur Tyrannei geneigten alten Person und der oft eigensinnigen Kranken gekommen.

Das hatte dazu beigetragen, in Eva den Entschluß zur Reife kommen zu lassen, diese Person mit ihren Anmaßungen so schnell wie möglich aus dem Hause zu schaffen.

Mörner natürlich wollte von dem Plane, Frau Brake zu entlassen, durchaus nichts wissen. Sie war in seinen Augen ein alter, treuer Dienstbote, auf den er große Stücke hielt; zudem mußte er sich sagen, daß Frau Brakes Tüchtigkeit durch die Tätigkeit einer neu engagierten Person kaum zu ersetzen sein würde. Und sie nun gar jetzt, wo sie sich durch Evas Pflege ein neues Verdienst erworben, Knall und Fall entlassen — nein! Dieser Kaprice seiner Frau wollte er sich nicht fügen; sein ehrlicher, rechtliebender Sinn sträubte sich gegen eine solche Ungerechtigkeit.

Aber Mörner beschloß, mit Frau Brake Rücksprache zu nehmen, er wolle sie zu größerer Gefügigkeit seiner Frau gegenüber ermahnen; vielleicht möchte es ihm gelingen, auf diese Weise ein besseres Verhältnis zwischen den beiden herzustellen.

Eines Tages nach Tisch, als Eva ihre alltägliche Nachmittagsausfahrt angetreten, rief er daher Frau Brake zu sich ins Zimmer.

Nachdem er der Frau versichert, daß er persönlich mit ihren Leistungen durchaus zufrieden sei, erklärte er ihr, was seine Frau an ihrem Benehmen während der letzten Zeit auszusetzen gefunden habe, und forderte sie

auf, darin eine Änderung eintreten zu lassen, da sonst ihre Entlassung unvermeidlich sei.

Frau Brake hatte es ihrem Herrn stets verdacht, daß er auf seine alten Tage noch geheiratet, und noch dazu so ein junges, unerfahrenes, unbemitteltes Ding, in deren hübsches Gesicht er sich vergafft. Wie so oft alte Wirtschafterinnen über die Junggesellen, deren Wirtschaft sie führen, hatte Frau Brake mit der Zeit eine Art von Pantoffelherrschaft über Mörner ausgeübt; als er heiratete, sah sie sich daher für depossediert an und brachte der jungen Gebieterin nicht die freundschaftlichsten Gefühle entgegen.

Bisher hatte sie ihren geheimen Groll gegen Eva nur einigen Klatschfreundinnen gegenüber auslassen können, vor denen sie tüchtig über die wirtschaftliche Unkenntnis ihrer Herrin und ihre Zimperlichkeit herzog; ihres Gesanges wegen pflegte sie Eva die „Schreipuppe" zu nennen.

Daß Mörners Ehe schlecht ablaufen werde, hatte sie von Anfang an prophezeit. Nun sah sie mit hämischer Schadenfreude, daß ihre Voraussagung sich zu erfüllen begann.

Jetzt war der Augenblick gekommen, wo sie einmal frei von der Leber weg reden wollte, wo sie Mörner beweisen würde, welch eine Torheit er mit dieser Heirat begangen habe, wie nichtswürdig und schlecht ihre Herrin sei, und wie groß sie selbst in ihrer Weisheit und Tugend dastehe.

„Vor allem beklagt sich meine Frau," schloß Mörner, „daß Sie es an der gehörigen Bescheidenheit ihr gegenüber fehlen ließen, Frau Brake. Ich hoffe, daß ich über diesen Punkt keine Klagen mehr zu hören bekommen werde. Sie müssen nie vergessen, Frau Brake,

daß, wenn Sie auch älter und erfahrener sind als meine Frau, diese immer ihre Herrin und darum berechtigt ist, Respekt von Ihnen zu verlangen."

Ein spöttisches Lächeln flog über Frau Brakes welke Züge. „Also ich bin unbescheiden," begann sie, „die Gnädige denkt wohl, Dienstboten sollen taub und blind sein, und wenn sie Augen im Kopfe haben und mehr sehen, als der Herrschaft lieb ist, dann heißt das unbescheiden — aber ich verstehe schon, warum sie mich gerne los sein will."

„Was wollen Sie damit sagen, was sind das für zweideutige Reden, Frau Brake? Ich fange an, einzusehen, daß meine Frau sehr recht hat mit ihrer Behauptung," rief Mörner, den milden Ton aufgebend, dessen er sich bisher bedient hatte.

„Na, gnädiger Herr," erwiderte Frau Brake scheinbar kühl, aber mit dem Aufleuchten giftiger Schadenfreude in den Augen, „einmal müssen Sie die Geschichte ja doch erfahren, und da ist es am Ende besser, Sie erfahren es gleich jetzt und von mir, statt von anderen Leuten —"

Und nun begann sie ihre Enthüllungen.

Sie kannte keine Schonung, kein Mitleid. Mit rücksichtsloser Hand riß sie den Schleier von Evas und Friedrichs Geheimnis.

Mörner hatte ihr erst in zorniger Entrüstung den Mund verboten, aber die Frau ließ sich nicht irre machen. Sie brachte alles vor, was sie bemerkt hatte, von Friedrichs erstem Kommen bis zu seinem jüngsten Besuche während Evas Rekonvaleszenz. Und sie blieb dabei nicht stehen, sie äußerte allerhand Vermutungen und kleine Beobachtungen, die sie im Laufe der Zeit gemacht und

zu geeigneter Verwendung in ihrem Gedächtnisse aufgespeichert hatte.

Warum hatte Herr von Choiseule mit Vorliebe die Stunden zu seinen Besuchen gewählt, wo der Herr Präsident mit Sicherheit nicht zu Haus zu treffen war. Was habe es zu bedeuten, daß die gnädige Frau im Fieber so häufig den Namen dieses Herrn ausgerufen habe. Daß sie bei ihren Armenbesuchen mehrfach so lange ausgeblieben sei, würde wohl seinen guten Grund haben, und daß sich die Gnädige neuerdings bei ihren Ausfahrten jede Begleitung verbeten habe, sei doch auch zum mindesten auffällig.

Wie Keulenschläge fielen ihre Worte betäubend auf Mörners Kopf, zerschmetternd auf sein Herz.

Anfangs hatte er zweifeln wollen, alles für teuflische Lüge gehalten, aber Frau Brake wußte die Pfeile der Verdächtigung geschickt zu entsenden, mit eisiger Ruhe häufte sie ein Verdachtsmoment auf das andere.

Und nun, wo der Argwohn in Mörners Seele einmal rege geworden, kam ihm so mancherlei in den Sinn, was ihm selbst in der letzten Zeit an dem Benehmen seiner Frau auffällig, unverständlich und rätselhaft erschienen war, und das die Angaben der Frau zu bestätigen schien.

Mörner war wie vernichtet, seine Glieder zitterten, statt Worten kam Lallen aus seinem Munde, kalter Schweiß trat ihm auf die Stirn.

Aber Frau Brake ruhte nicht. Tiefer und tiefer bohrte sie den Stachel mit rücksichtsloser Hand in sein Herz. Sie wollte ihren Triumph voll auskosten. Zuviel des Hasses, der Bosheit und Kränkung hatte sich in ihr angesammelt, um die Regung des Mitleids einem solchen Jammer gegenüber aufkommen zu lassen.

Was sie gesagt habe, könne sie alles beschwören, beteuerte sie. Und wenn der gnädige Herr es ihr nicht glauben wolle, möge er nur die Zofe ausfragen, die wisse es auch, wie oft Herr von Choiseule zu der Gnädigen gekommen sei, daß er stundenlang mit ihr im Salon zusammengesessen habe und noch dazu häufig ohne Licht. „Und," fügte sie mit einem Lächeln hinzu, das alle ihre Zahnlücken sehen ließ, „gebetet werden sie da wohl auch nicht gerade haben."

Mörner hatte genug gehört; er winkte der Frau, daß sie gehen solle. Frau Brake entfernte sich mit triumphstrahlender Miene, sie war selten so zufrieden mit sich gewesen. „Wie der Gnädigen wohl die Suppe munden wird, die ich ihr da gekocht habe," dachte sie.

Die nun folgende Stunde war vielleicht die qualvollste in Mörners ganzem Dasein.

Wenn man von einem Menschen sagen konnte, er sei in Ehren grau geworden, so war es sicherlich von Theobald Mörner.

Ein Leben voller Arbeit und Mühen, reich an Erfahrungen und an Erfolgen lag hinter ihm, und doch war sein Gemüt das eines Kindes geblieben: harmlos und einfältig; er hatte sich ein reines Herz und einen schlichten, bescheidenen Sinn zu erhalten gewußt und besaß eine bei einem Berufsjuristen doppelt seltene Eigenschaft: Vertrauen zu den Menschen.

Er hatte Eva vertraut, weil er sie liebte. Nicht der Schatten eines Verdachtes gegen ihre Treue war bisher in seine Seele gefallen.

Und jetzt, wo sich das Unerhörte ereignet, wo er Beweise in Händen hatte, daß seine Frau ihn hintergehe, stand er, wie man wohl vor der Leiche eines geliebten Menschen steht, der jäh an unserer Seite nieder-

gestreckt worden ist, starr, versteint, nicht fähig, das Schreckliche zu betrauern, weil man es noch nicht zu fassen vermag. Sein Denken irrte wie ein steuerloses Schiff auf dem Meere dieses riesengroßen, hoffnungslos tiefen Schmerzes. Er verstand nicht, wie es gekommen, wußte nicht, wie es enden werde, sah nicht, was er selbst zu tun habe. Den Fall zu präzisieren, was ihm durch die Gewohnheit einer langen Berufsübung zur zweiten Natur geworden, war er ganz außer stande. Rätselhaft, sinnlos, unfaßlich starrte ihn sein Unglück an.

Jetzt fuhr Mörner erschreckt zusammen; ein Wagen fuhr unten vor und hielt an.

Er schleppte sich ans Fenster. — Sie war es.

Nun ging die Entreetür, er hörte ihren Schritt auf dem Korridore und wie sie zu dem Mädchen sagte: „Ich will den Tee im Salon trinken." Dann Stille; sie schien sich ins Schlafzimmer begeben zu haben.

Mörner wollte sie zur Verantwortung ziehen, jetzt gleich.

Vielleicht — ja vielleicht war sie dennoch unschuldig. — Konnte denn Frau Brake nicht gelogen oder wenigstens übertrieben haben? Ihr Urteil war befangen, sie hatte ja niemals gut mit Eva gestanden, und in der letzten Zeit hatten die beiden Streit miteinander gehabt — und langsam stahl sich die Hoffnung wieder in seine Brust ein.

Mörner trat also in den Salon, um seine Frau dort zu erwarten, das Mädchen hatte inzwischen das Teezeug hereingebracht. Die Gegenwart der Zofe war Mörner peinlich. Er erinnerte sich jetzt, daß sich Frau Brake auf sie als Zeugin für die Wahrheit ihrer Aussagen berufen hatte.

Mörner biß sich auf die Lippen, ging einige Male hastig im Zimmer auf und ab, blieb an einem Tische stehen und machte sich ganz unmotiviert mit einem Photographienalbum zu schaffen; dann griff er nach einem anderen Gegenstande, den er gegen das Licht hielt, als ob seine Beschaffenheit ihm im hohen Grade interessant sei — sein Beginnen war ganz sinnlos.

Jetzt fiel sein Blick auf das große Porträt von Evas Vater. Ihre Ähnlichkeit mit dem Vater frappierte ihn auf einmal.

Mörner wußte sehr wohl, wie zerfahren und liederlich der Lebenswandel dieses Mannes gewesen war. „Ist sie nicht sein Kind —," dachte er, „fließt nicht sein Blut in ihren Adern?"

Noch niemals vordem waren ihm derartige Gedanken gekommen.

Das Mädchen hatte das Zimmer verlassen, Eva trat ein.

„Du noch hier?" fragte sie, als sie seiner ansichtig wurde. „Deine Amtszeit ist doch längst angegangen." Sie warf das in dem geringschätzigen Tone hin, dessen sie sich in der letzten Zeit ihrem Gatten gegenüber mit Vorliebe bediente.

„Ich werde heute nicht zum Gerichte gehen," erwiderte Mörner.

Eva trat an den Teetisch. „Darf ich dir eine Tasse Tee zurecht machen?" fragte sie, erhielt aber keine Antwort; Mörner hatte ihre Frage gar nicht gehört.

Ihr Anblick, der gelassene Gleichmut ihres Auftretens, der auf ihn den Eindruck eines schuldfreien Gewissens hervorrief, hatten ihn in seinem Entschlusse, jetzt Rechenschaft von ihr zu fordern, schwankend gemacht.

Wie gemein und unwürdig kam ihm das vor, was er sie fragen wollte, wie niedrig der Verdacht, wenn er diese lieblich reinen Züge betrachtete. Konnte sie den Kopf so hoch tragen, wenn sie so große Schuld auf ihr Gewissen geladen hätte, wie man ihr andichtete?

Dann dachte er wieder an Frau Brakes schwerwiegende Verdachtsgründe, und insonderheit an die Vermutungen, die sie an den Umstand geknüpft hatte, daß Eva bei ihren Ausfahrten ohne Begleitung zu sein wünsche.

Wie hinfällig war dieser Verdachtsmoment, aber um sich ein für allemal Klarheit zu verschaffen und seinen Zweifeln ein Ende zu bereiten, fragte er Eva: „Wo bist du heute hingefahren?"

„Wie gewöhnlich ein wenig in den Tiergarten."

„War es schön?"

„Wie immer."

„Warum fährst du so allein, möchtest du nicht lieber jemanden mitnehmen? Wenn dir nun unterwegs etwas zustößt!"

Eva zögerte einen Augenblick mit der Antwort; es war weniger der Inhalt seiner Rede, als der Ausdruck seines Gesichtes und der ernste, bedeutsame Ton, in dem er sprach, was sie stutzig machte.

„Was soll mir zustoßen?" gab sie zur Antwort. „Willst du eine Tasse Tee?"

„Eva," rief er da ungewöhnlich laut, „ich muß mit dir sprechen."

Jetzt wußte Eva, um was es sich handle, er hatte Verdacht geschöpft, wußte vielleicht alles.

Ihre erste Empfindung war tödlicher Schrecken, an dessen Stelle bald feige Angst trat. Aber er ließ ihr Zeit, sich zu fassen; denn als sei er selbst noch nicht

ins Reine mit sich gekommen, schritt er einige Male im Zimmer auf und ab. Er schien für das, was er fragen wollte, Vorbereitung zu bedürfen.

Der Schrecken war inzwischen aus Evas Gliedern gewichen, es war ihr gelungen, ihr Herz gegen die Stimme des Gewissens, das sich einen Augenblick in ihr geregt, zu verstocken. Ein kalter, trotziger Zug hatte sich über ihr Gesicht gelagert, sie war entschlossen, dem, was er vorbringen würde, eine kecke Stirn zu bieten.

„Ich erfahre," begann Mörner mit stockender Stimme, indem er Eva gegenüber Stellung nahm und mit beiden Händen die Lehne eines Stuhles ergriff, den er in nervöser Erregung vor sich hin- und herschob. „Ich erfahre, daß Friedrich von Choiseule viel häufiger in meinem Hause gewesen ist, als ich bisher gewußt hatte." — Hier schwieg er, um den Eindruck dieser Worte auf Eva zu beobachten. Er fand den Ausdruck ihrer Züge gleichgültig bis zur Kälte.

„Friedrich ist stundenlang mit dir zusammen gewesen, zu einer Zeit, wo ich amtlich außer dem Hause beschäftigt war, und neulich hat er dir seinen Besuch abgestattet, als du noch nicht einmal von der Krankheit hergestellt warst, du hast ihn nichtsdestoweniger angenommen. — Sage mir, verhält sich das so, Eva?"

„Die Quelle, aus der du deine Nachrichten schöpfst, kenne ich sehr wohl: Frau Brake."

„Allerdings, Frau Brake."

„Also du horchst die Dienstboten über ihre Herrin aus — reizend."

„Weiche mir nicht aus, Eva, es handelt sich hier — ich will von dir wissen, ob das, was ich dir soeben vorgehalten habe, wahr ist oder nicht. Ist Friedrich wirklich so oft bei dir gewesen?"

„Herr von Choiseule hat mir mehrfach die Freude seines Besuches gemacht.“

„Und warum habe ich davon nichts erfahren, warum ist mir das verheimlicht worden?“

„Es ist dir nichts verheimlicht worden. Du hast nur nicht danach gefragt, das ist alles.“

„Eva, soll ich das glauben! Ein junger Mann besucht meine Frau zuzeiten, wo ich nicht zu Haus bin; ich erfahre davon nichts, und du behauptest gleichwohl, daß hier keine geflissentliche Verheimlichung vorliege!“

„Ich begreife dich nicht, was willst du eigentlich von mir wissen, was soll dir denn verheimlicht worden sein?“

„Nun eben Friedrichs Besuche bei dir.“

„Ich bitte dich, warum hätte ich daraus ein Geheimnis machen sollen. Hast du mir jemals verwehrt, ihn anzunehmen?“

Ihre Glätte brachte ihn außer sich; war sie denn gar nicht zu fassen? Er trat näher an sie heran und blickte ihr scharf in die Augen. Sie schlug sie nicht nieder, errötete nicht einmal, sondern lächelte ihn an, als sei sie gänzlich unbefangen. Sie hatte in diesem Augenblicke etwas von der Katze, die mit der Maus spielt; ihm heute noch die grausamen Krallen ins Herz zu schlagen, dazu war sie fest entschlossen.

„Eva!“ rief er verzweifelt, „was bedeutet dieses Versteckenspiel? Willst du mich glauben machen, du wüßtest nicht und habest nicht gewußt, daß der Verkehr einer Frau mit einem jungen Manne hinter dem Rücken des Gatten, gelinde ausgedrückt, unpassend ist, daß er Verdächtigungen herausfordert? — Was hast du dir bei solchem Tun gedacht, warum hast du mir Friedrichs Besuche verschwiegen? Wäre dein Gewissen so rein

gewesen, wie du mich glauben machen willst, so hättest du zu solchen Mitteln deine Zuflucht zu nehmen nicht nötig gehabt."

„Nun denn, wenn du es wissen willst, ich habe seinen Besuchen nichts in den Weg gelegt, weil mir der Umgang mit ihm zu einem Bedürfnis geworden ist. Hatte ich denn eine andere Zerstreuung? Meinst du, ich könne mich glücklich fühlen in einem Dasein, einer Umgebung wie die meine ist? Immer und ewig dieses tote Einerlei — nein, das hielt ich nicht länger aus. Habe ich mich in dieser Stimmung verleiten lassen, Unrecht zu tun, so ist es deine Schuld! Warum hast du mir ein solches Dasein geschaffen!"

„Eva, das erdreistest du dich, mir zu sagen, mir, der keinen heißeren Wunsch gekannt, als dich glücklich zu sehen. — Ist dir denn meine Liebe, die Sorgfalt, mit der ich dich umgeben, gar nichts gewesen?"

„Liebe — Sorgfalt!" unterbrach sie ihn mit verächtlich geschürzter Oberlippe, während eine teuflische Flamme in ihren Augen auflohte; alle Dämonen, die ihr Busen beherbergte, waren jetzt entfesselt. „Deine Liebe ist mir eine Qual gewesen, sie hat mich mit Ekel, mit Abscheu erfüllt. Es ist Zeit, daß diese Lüge ein Ende nimmt. Als ich dich heiratete, war ich ein Kind, das nicht verstand, was es tat. Wußte ich damals, daß eine Ehe ohne Liebe eine Schmach, eine Fessel, ein Betrug ist? Aber du mußtest das wissen, du mußtest dir sagen, daß du mich und dich unglücklich machen würdest mit dieser Verbindung! — Du hast mich damals überlistet, meine Arglosigkeit mißbraucht, du trägst die Schuld an meinem Unglück. Denn daß du es nur weißt: Ich liebe Friedrich und werde von ihm geliebt. Er ist bei mir gewesen Tag für Tag, noch vor einer Stunde

war er an meiner Seite, ich sehe ihn täglich; hier an dieser Stelle hat er zu meinen Füßen gelegen, hat sein Mund auf dem meinen geruht — nun, was sagst du nun, willst du noch mehr wissen?"

Sie bekam keine Antwort von ihm zu hören auf diesen Ausbruch ihrer Leidenschaft. Er bedeckte die Augen mit den Händen, er wollte sie nicht mehr sehen.

Das Gebäude seines Lebens, das ihm so fest gezimmert erschienen, war zusammengebrochen wie ein Kartenhaus, und jetzt stand er zwischen den Trümmern, ein armer, um sein Höchstes betrogener Mann.

Seine Ehe war eine Lüge gewesen, sie selbst hatte das richtige Wort gebraucht. Sie hatte ihn niemals geliebt, wie klar war ihm das plötzlich, wie waren ihm die Augen aufgerissen worden und wie schmerzte ihn das Licht, das grell hineinfiel!

Und je mehr er sich an die neue Beleuchtung, in der die Dinge ihm jetzt erschienen, gewöhnte, um so abschreckender, häßlicher wurde das, was er sah.

Wie hoch hatte er bisher von seiner Frau gedacht, wie erniedrigt stand sie jetzt vor ihm. — Und ihr Komplice Friedrich, der ihm so nahe gestanden, von dem er so viel gehalten, er war zum Buben an ihm geworden, — wie schmutzig war das!

Mörner fühlte zum ersten Male in seinem Leben ein Gefühl des Ekels vor dem Leben.

Er war ein gläubiger Christ, aber noch war es ihm nicht in den Sinn gekommen, Linderung für seinen Schmerz im Glauben zu suchen. Sein Denken hatte einen ganz anderen Gang genommen: Er dachte daran, wie oft ihm in seiner juristischen Praxis Fälle ehelicher Untreue vorgekommen, wie alltäglich waren betrogene Ehemänner und Scheidungen wegen Ehebruchs,

und wie viel Laster und Unreinlichkeit existierte im Verborgenen, kam niemals ans Licht des Tages. Und doch, wie wäre es ihm noch gestern möglich erschienen, daß auch sein reinliches Heim mit Schmutz besudelt werden könne!

Und nun war es geschehen; sein Heiligtum war geschändet.

Plötzlich fuhr Mörner aus seinem Sinnen auf und blickte um sich. — Niemand außer ihm war im Zimmer. Wo war Eva?

Er eilte in die Nebenstuben, ins Schlafzimmer, — nirgends eine Spur von ihr.

„Wo ist die gnädige Frau?" schrie er das Dienstmädchen im Vorsaale an.

„Die gnädige Frau?" gab diese erstaunt über seinen Ton zur Antwort, „die ist vor einer Viertelstunde schon fortgegangen, sie hatte ihren Pelz an und eine Tasche in der Hand."

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Eva Mörner war aus dem Hause ihres Gatten entlaufen.

Sie hatte den Salon verlassen, von Mörner, dessen Seele und Sinne von Schmerz umnachtet waren, unbemerkt, hatte im Schlafzimmer hastig verschiedenerlei in Eile Zusammengerafftes in eine Tasche gepackt, dann ihren Pelz umgeworfen, einen Hut aufgesetzt — so war sie davongegangen.

An der nächsten Ecke nahm sie eine Droschke.

„Wohin, mein Fräulein?" fragte der Droschkenkutscher. Ja, wohin? — Sie nannte den Namen des ersten besten Hotels, das ihr einfiel.

Dort angekommen, bat sie um ein Wohnzimmer und ein Schlafzimmer.

Der Portier machte zwar ein erstauntes Gesicht, als er bemerkte, daß sich das Gepäck der Dame auf eine Handtasche beschränke, aber ließ ihr nichtsdestoweniger die verlangten Zimmer anweisen.

Als der Kellner mit dem Meldezettel bei Eva eintrat und sie um die Namensangabe ersuchte, zögerte sie einen Augenblick, dann schrieb sie ihren Mädchennamen.

Darauf bat Eva um die Beförderung eines Briefes, den sie in fliegender Eile geschrieben und an Friedrich von Choiseule adressiert hatte. Dem Boten, der ihr vom Hotel gestellt wurde, schärfte sie ein, die Besorgung des Briefes mit größtmöglichster Schnelligkeit zu bewirken.

Eine halbe Stunde etwa verging, die Eva mit bange klopfendem Herzen verbrachte, da trat Friedrich bei ihr ein.

Sie eilte ihm entgegen und fiel ihm laut weinend um den Hals. Er löste die Fassungslose sanft von sich, veranlaßte sie, niederzusetzen, nahm neben ihr Platz und sagte: „Vor allen Dingen laß mich wissen, Eva, wie das gekommen ist."

Eva berichtete ihm nun, wie sich alles zugetragen. Während sie sprach, versiegten ihre Tränen, ihr Gesicht nahm einen freudigen Ausdruck, ihre Augen einen begeisterten Glanz an.

Was sie getan hatte, war wie im Traume geschehen; ohne auf den Ausgang zu sehen, hatte sie sich nur von ihren Impulsen leiten lassen.

Jetzt, wo es geschehen, wo sie ihren Gatten verlassen und sich ihrem Geliebten in die Arme geworfen

hatte, begriff sie selbst nicht, woher ihr der Mut zu solchem Tun gekommen war. Sie kam sich wie eine Heldin vor, sie hatte ein großes Wagnis auf sich genommen, und nun erwartete sie bewundernde Anerkennung und jubelnde Zustimmung von seiten dessen, für den sie all dies getan hatte.

Aber auf Friedrich wirkte das, was er durch sie erfuhr, ganz anders als Eva annahm. Mit Zentnerlast wälzte sich das Gefühl der Verantwortlichkeit für das Geschehene und seine Folgen auf Friedrichs Bewußtsein. Die Dinge nahmen eine ganz andere Wendung, als er erwartet. Niemals wäre Eva mit seinem Willen aus dem Hause ihres Gatten heimlich entlaufen; sein Plan war gewesen, sie Mörner auf gesetzlichem Wege abzustreiten. Dieser unvorhergesehene Schritt Evas hatte die Situation völlig verändert, und für Friedrich galt es nun, mit den neugeschaffenen Verhältnissen zu rechnen. Darum blickte er so ernst und vermochte, als sie ihren Bericht geendet, ihre Beglückung nicht zu teilen.

Für Minuten saß er da, die Stirn in der Hand, und sann nach. So kam es, daß er die Veränderung nicht bemerkte, die inzwischen in Evas Zügen vor sich ging.

Eva fühlte sich durch sein Benehmen stark enttäuscht; daß er sie in den Arm nehmen, ihren Mund mit Küssen bedecken und in Worte beseligter Wonne ausbrechen würde, hatte sie erwartet; statt dessen schwieg er mit verdüsterter Miene und schien durch das Vernommene eher unangenehm berührt, als mit Freude erfüllt. Sie dachte an Angelikas Worte, sie solle Friedrich prüfen, ob er des Opfers wert sei, das sie für ihn bringen

wolle, solle ihn erforschen, ob er es wirklich treu meine mit seiner Liebe.

Ein plötzlicher Verdacht schoß jäh in Evas Seele auf. — Wenn Friedrichs Liebe nun nicht so ernst und wahrhaftig war, wie er ihr zugeschworen, wenn er nur der Zerstreuung und des Genusses wegen mit ihren Gefühlen ein schändliches Spiel getrieben, um sich jetzt, wo sie ernsthafte Beweise seiner Neigung von ihm forderte, feige zurückzuziehen; sein Verhalten in diesem Augenblicke schien dafür zu sprechen.

Als Friedrich endlich auf die für sein und Evas Dasein entscheidende Frage eine Antwort gefunden zu haben glaubte, blickte er auf und griff nach Evas Hand.

Sie riß ihre Hand aus der seinen, und er sah ein Gesicht vor sich, dessen kalten Ausdruck er sich nicht zu erklären vermochte.

„Eva," begann er, „was ist dir?"

„Du liebst mich nicht!" fuhr sie auf.

„Eva —" versuchte er sie zu unterbrechen.

„Nein, ich will deine Entschuldigung nicht hören," rief sie, „was du sagen wirst, weiß ich im voraus."

„Eva, ich bitte, ich beschwöre dich, ändere diesen Ton; ich kann ihn von deinen Lippen nicht hören! Du bist noch krank, und das, was du soeben durchgemacht, hat deine krankhafte Erregung vermehrt."

„Um so häßlicher von dir, auf meinen Zustand keine Rücksicht zu nehmen; ich habe alles für dich geopfert, und du begegnest mir so. Angelika hatte sehr recht, ich sehe es leider zu spät ein."

„Aber um Himmels willen, was habe ich denn verbrochen, was wirfst du mir denn eigentlich vor? — ich verstehe dich nicht!" —

„Deine Kälte, deine Gleichgültigkeit werfe ich dir

vor. Was ich getan habe, ist dir nicht recht, ich sehe es ganz genau. Ich hätte meinen Mann nicht verlassen sollen, dort war ich ja versorgt und gut aufgehoben, du hattest keinerlei Not mit mir; mich besuchen, mir den Hof machen, das war keine große Last, das paßte dir. Aber jetzt, wo ich, verführt durch den Glauben, du liebtest mich wirklich, meinen Gatten, mein Haus, alles verlassen habe um deinetwillen, wo ich mich dir selig um den Hals werfe und ausrufe: ‚Nimm mich, jetzt bin ich ganz und für ewig dein!' da trittst du zurück, das hattest du nicht erwartet, das ist nicht nach deinem Geschmacke, das hätte ich nicht tun sollen — nicht wahr? Ah Friedrich, wie habe ich mich in dir getäuscht!"

Friedrich schwieg; auf solche Anschuldigungen, so hart und so ungerecht, hatte er nichts zu erwidern; Evas Leidenschaftlichkeit entwaffnete ihn.

Wie ein Blitz in dunkler Nacht dem Wanderer für einen Augenblick die Landschaft bis in ihre weitesten Fernen mit tageheller Deutlichkeit erkennen läßt, so sah Friedrich in einer plötzlichen Vision seine Zukunft mit erschreckender Gewißheit vor sich.

Er lehnte sich in den Stuhl zurück und bedeckte die Augen mit der Hand, ebenso wie Mörner es vor einigen Stunden nach Evas Worten getan, und verharrte so in dumpfem Schweigen.

Da fühlte er plötzlich seine Hand sanft berührt und weggezogen. Er blickte in Evas tränenüberströmtes Gesicht, sie kniete vor ihm.

„Verzeih, o verzeih!" flüsterte sie „kein Wort von dem, was ich gesagt, habe ich selbst geglaubt. Ich bin so erregt, darum verzeihe, — nie, nie wieder soll es geschehen," und sie verbarg ihren Kopf schluchzend wie ein Kind an seiner Brust.

Wohin war die düstere Vision, die noch eben vor Friedrichs Seele gestanden? Verblaßt, verschwunden war sie vor der holden Wirklichkeit.

Er umschlang Eva mit beiden Armen, er küßte ihr die Tränen von den Wangen und zog sie vom Boden zu sich empor.

Von Verzeihung wollte er nichts wissen, er sei der schuldige Teil, behauptete er, und müsse sie um Vergebung angehen; seine Rauheit habe das Mißverständnis zwischen ihnen herbeigeführt.

So war die Versöhnung schnell hergestellt, und wie nach einem kurzen Regenschauer im Frühjahr die Natur, so lachte ihnen nach diesem ersten Streite ihre junge Liebe um so lieblicher.

Hand in Hand und Auge in Auge versenkt, saßen sie nebeneinander und berieten über die Zukunft.

Eva war von ihrem Gatten gegangen, ohne zu wissen, was sie tat, sie war einem instinktiven Drange gefolgt; eines nur hatte ihr als festes Ziel vorgeschwebt: die Vereinigung mit Friedrich.

Sie konnte und wollte in Zukunft nicht mehr ohne ihn leben, die Scheidung von dem ihr angetrauten Manne, ein Gedanke, den zuerst Angelika Landskerrotitsch in ihr angeregt und den sie seitdem eifrig in ihrem Herzen bewegt hatte, mußte auf diese oder jene Weise möglich sein.

Eva hatte, wie die meisten Frauen, über die rechtliche Regelung des Lebens äußerst unklare Begriffe. Ein glücklicher Leichtsinn gab ihr, daß sie sich über eingehendere Erwägungen wichtiger Lebensfragen mit der Kühnheit einer Somnambulen hinwegzusetzen wußte. Als echte Frau ließ sie sich von Impulsen und In-

stinkten leiten, nicht von der erwägenden Vernunft und dem logisch folgernden Verstande.

Ihr schwebte ein liebliches Ideal vor, es stammte wohl noch aus den vom Halbtraum umfangenen Stunden ihrer Rekonvaleszenz. Sie sah sich mit Friedrich an irgend einem idyllisch einsamen Winkel der Welt ein seliges, verliebtes Dasein führen, ob als Eheleute oder als Liebespaar, das war ihr unbewußt, genug, sie waren beieinander, ungestört und unbelauscht lebten sie ganz ihrem jungen Glücke.

Wenn Friedrich sie jetzt aufgefordert hätte, mit ihm zu entfliehen und ein Dasein in der von ihr erträumten Weise zu beginnen, Eva hätte sich nicht einen Augenblick besonnen, ihm zu folgen.

Fragen wie die: ob solches Tun gesetzlich als Unrecht angesehen werde, wovon sie leben sollten und welchen Einfluß ihre Vereinigung auf Friedrichs Lebensweg nehmen müsse, stellte Eva nicht.

Auch über Friedrich war die Versuchung mächtig gekommen, als Eva willenlos hingegeben, liebeheischend in seinen Armen lag, sie zu nehmen, mit ihr zu fliehen und den Wonnemond mit dem geliebten Weibe zu feiern. Aber er widerstand seiner Lockung siegreich, noch hatte er sich den Kopf so weit klar erhalten, um hinter dem lieblichen Bilde der Phantasie die unausbleiblichen Folgen eines solchen Schrittes warnend drohen zu sehen.

Es war kein leichtes Stück Arbeit für ihn, Eva von der Notwendigkeit vernunftgemäßen planvollen Handelns in diesem Augenblicke zu überzeugen. Mehr als einmal flammte ihre kaum beschwichtigte Leidenschaftlichkeit wieder auf.

„Zu meinem Manne kehre ich nicht zurück!" rief

sie, „eine solche Schmach würde ich nimmermehr ertragen.“

„Das sollst du auch nicht, Eva,“ erwiderte er. „Niemand verlangt das von dir. Auf alle Fälle aber ist es nötig, daß wir uns für die nächste Zeit trennen. Ein Zusammenleben, wie du es dir vorgestellt hast, ist vorläufig noch unmöglich für uns. Du hast mir vorgeworfen, ich scheue das Urteil der Welt, glaube mir, ich frage nichts danach; ich gebe nur auf das Urteil sehr weniger Menschen etwas, aber deren Achtung möchte ich mir erhalten. Denke an meine Mutter — ich weiß es, ich würde mir ihre Liebe für ewig verscherzen, sie würde sich lossagen von mir, wenn ich die ewigen Gesetze der Moral mit Füßen treten wollte. — Verstehst du mich, Eva!“

Statt der Antwort senkte sie das Haupt und schwieg. Er wußte nicht, wie er ihr Schweigen zu deuten habe und ließ sich vor ihr auf die Knie nieder, um ihr in die Augen blicken zu können.

„Eva, Geliebte, was hast du, was ist dir?“ fragte er in einschmeichelndem Tone, „traust du mir denn nicht? Glaube mir, ich liebe dich, ich schwöre es dir zu mit dem heiligsten Eide. Ich kenne nichts auf der Welt, das ich mit heißerer Sehnsucht erharrte, als die Vereinigung mit dir. Und doch ist es meine Pflicht, den Weg ausfindig zu machen, auf dem allein wir zu wahrem Glücke gelangen können; verfehlen wir ihn, so stürzen wir uns selbst in jammervolles Verderben. Siehst du denn das nicht — sprich, Eva?“

„Du hast deine Mutter lieber als mich!“ stieß sie hervor.

„Ich liebe meine Mutter, und wenn ich es nicht täte, wäre ich ein Schurke. Aber du mußt nicht eifer-

süchtig auf sie sein, Eva; in meinem Herzen ist Platz für euch beide. Wie süß ist die Hoffnung, daß sie dich noch einmal als liebe Schwiegertochter begrüßen wird, denn wir werden, wir müssen die Hindernisse überwinden, die sich unserer Verbindung in den Weg stellen. Es wird ein harter Kampf werden, ich weiß es, aber der herrlichste Preis winkt. Und darum gilt es, Vernunft, Standhaftigkeit, Selbstbeherrschung und vor allem Geduld üben. — Siehst du das jetzt ein wenig ein, mein süßes Herz!"

„Ja, ja — wie du willst," sagte sie plötzlich sehr weich geworden, und wieder schimmerten Tränen in ihren dunklen Augen. „Ich muß dir ja vertrauen, ich habe ja niemanden außer dir auf der Welt. — Friedrich, vergiß niemals, daß ich alles um deinetwillen aufgegeben habe."

„Das werde ich nie vergessen, Eva," erwiderte er. „Dein Leben ist fortan mein Leben, dein Glück mein Glück."

Ihr Widerstand war jetzt gebrochen. Willig ging sie auf seine Vorschläge, ihre nächste Zukunft betreffend, ein.

Friedrich erklärte es für nötig, daß sie zunächst Berlin verlasse; das war auch ihr Wunsch, aber wohin sollte sie gehen? Sie hatte keine Verwandten, und wo ihre verschiedenen Jugendfreundinnen sich jetzt aufhielten, war ihr nicht bekannt.

Da kam ihr ein rettender Gedanke: Angelika. Bei wem konnte sie bessere Zuflucht finden als bei ihrer besten, teuersten Freundin.

Bei Angelika würde sie nicht nur Aufnahme, sondern auch Trost und Rat finden. Die würde in Evas Handlungsweise nichts Unbegreifliches sehen, die

Kluge, Welterfahrene, hatte wohl gar voraussehend geahnt, daß es so kommen werde.

Bei Friedrich fand dieser Plan volle Beistimmung. Er tat sofort die nötigen Schritte, um ihre Reise zu der Freundin vorzubereiten.

Zunächst setzte er in Evas Namen ein Telegramm an Angelika auf, in welchem dieser ihr Kommen angemeldet wurde. Dann stellte er aus verschiedenen Reisehandbüchern einen Reiseplan für Eva zusammen.

Auch die Mittel zu der Fahrt wurden von Friedrich beschafft; denn Eva hatte ihr bisheriges Heim verlassen, ohne etwas anderes mit sich zu nehmen, als einige Toilettenartikel, etwas Leibwäsche und ein Kästchen mit Schmucksachen; was sie an Geld zufällig bei sich hatte, war nicht nennenswert.

Friedrich eilte nach dem Bankhause, bei welchem er den größten Teil seines vom Vater ererbten Vermögens, ein Kapital von sechzigtausend Mark, deponiert hatte, und erhob dort eine Summe, die er für die Bestreitung der Reisekosten und der nächsten Bedürfnisse Evas für hinreichend hielt.

Auf dem Rückwege zum Hotel kaufte er für Eva eine Reisedecke, einen pelzgefütterten Fußsack und noch verschiedene andere Artikel, die zu ihrem Komfort dienen sollten, und trat, mit diesen Einkäufen beladen, vor sie.

Seine Fürsorge rührte Eva, wie bereute sie jetzt ihren Argwohn von vorhin, und an seinem Halse hängend, erbat sie sich nochmals mit bebender Stimme Verzeihung.

„Mein ganzes Leben soll in Zukunft solcher Fürsorge für dich gewidmet sein,“ sagte Friedrich. „Wie glücklich mich der Gedanke macht, daß du nun ganz

von mir abhängst, Eva. Früher mußte ich zähneknirschend von ferne stehen, durfte dir nichts sein, denn du gehörtest einem anderen. Aber dieser Zwang ist aufgehoben, ich darf nicht nur, nein, ich habe die Pflicht, für dich zu sorgen, und das macht mich glücklich."

Jetzt, wo sich ihm Eva ganz anvertraut hatte, wo Friedrich fühlte, daß ihm und ihm allein die Verantwortung für ihre Zukunft auf die Schultern gelegt sei, war ein Gefühl zuversichtlicher Beruhigung über ihn gekommen. Nun brauchte er nicht mehr, wie ehedem, von Zweifeln und Bedenken gequält, unsicher umherzutappen. Denn seit heute war eine Tatsache geschaffen, die in ihrem Bestehen nichts mehr an sich ändern und deuten ließ. Indem Eva ihren Gatten verlassen und sich Friedrichs Obhut anvertraut, hatte sie erklärt, wem sie in Zukunft das Recht erteile, über ihr Dasein zu entscheiden. Das Leben hatte für ihn an Bedeutung und Wert gewonnen, seit es der Ankergrund für ein anderes, ihm so teueres, geworden war.

Choiseule ging an jenem Abende beizeiten von Eva, ihre Liebkosungen und Vorstellungen vermochten nicht, ihn zu längerem Bleiben zu bewegen; er sagte sich, daß die eben erst von schwerem Krankenlager Erstandene am Vorabende einer längeren Reise ungestörter Ruhe dringend bedürfe.

Aber die glühenden Küsse, mit denen er ihr beim Abschied den Mund bedeckte, konnten sie belehren, wie schwer es dem Geliebten wurde, in diesem Augenblicke entsagende Selbstbeherrschung zu üben.

Am nächsten Morgen fand sich Friedrich schon frühzeitig wieder bei Eva im Hotel ein, er begleitete sie im Wagen zum Bahnhofe, und mit demselben Zuge, der vor einigen Wochen Angelika und ihren Gatten von

Berlin geführt hatte, eilte jetzt Eva Mörner aus der Stadt, die während des letzten Jahres ihre Heimat gewesen, mit bang klopfendem Herzen einem fremden Lande und unbekannten Verhältnissen entgegen.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Als Choiseule vom Bahnhofe nach seiner Wohnung zurückkehrte, wurde ihm von seiner Wirtin gemeldet, bereits vor Stunden sei ein älterer Herr gekommen, welcher den Wunsch geäußert habe, Herrn von Choiseule zu sprechen; er sei drinnen im Zimmer und warte.

Obgleich Friedrich eben erst mit sich ins Reine gekommen war, daß es seine Pflicht sei, eine Unterredung mit Mörner aufzusuchen, schrak er jetzt doch zusammen, bei dem Gedanken, vor den Mann treten zu sollen, dessen Frau er für sich begehrte.

Das Ungeheuerliche seines Ansinnens kam ihm auf einmal klar zum Bewußtsein; er zögerte einen Augenblick, die Klinke in der Hand, dann warf er den Kopf zurück und trat entschlossen in sein Zimmer.

Mörner saß in der Mitte des Raumes am Tische, die Hände vor sich auf der Tafel liegend, anscheinend hatte er eben noch den Kopf in den Händen gehalten. Sein Hut lag neben ihm, er hatte den Paletot anbehalten, Bart und Haupthaar schienen ungekämmt, es war zu erkennen, daß er während der letzten Nacht nicht ins Bett gekommen.

Friedrich erbebte unwillkürlich, als er in Mörners Gesicht blickte; war denn der Mann seit gestern um Jahre älter geworden? Tiefe Gramfalten durchfurchten seine Züge, die Haut war blaß und erschlafft, die Augen düster umschattet.

Es lag so etwas Jämmerliches in der ganzen Erscheinung, das zu der behäbig heiteren Ruhe, die Mörner sonst zur Schau trug, in lebhaftem Kontraste stand.

Friedrich wartete seine Ansprache ab. Mörner setzte mehrfach zum Sprechen an und brachte schließlich mit zuckenden Lippen und heiserer, gebrochener Stimme ein: „Wo ist Eva?" hervor.

„Sie ist verreist, Herr Präsident," erwiderte ihm Choiseule.

„Verreist — wohin?"

„Nach Ungarn, zu ihrer Freundin, der Gräfin Landskerrotitsch."

„Zu ihrer Freundin, der Gräfin Landskerrotitsch" — wiederholte Mörner automatisch, und nach einer Pause, während der er geschluckt hatte, als schlinge er an einem Bissen, der seinem Gaumen widerstand, sagte er: „Also entflohen — davongelaufen."

Friedrich hatte inzwischen an seinem Schreibtische Platz genommen, er kehrte Mörner auf diese Weise halb den Rücken zu; dem Manne ins Gesicht zu blicken war ihm ein peinigendes Gefühl. Wie viel lieber hätte er Evas Gatten die Pistole auf seine Brust richten sehen, als diese gramvollen Blicke, in denen ein Vorwurf lag, der seinen Stolz tief demütigte.

Wenn Mörner ihm ein gänzlich Fremder gewesen wäre, wenn er sich ihm nicht in mehr als einer Beziehung zu Danke verpflichtet gefühlt hätte, wenn er ihn hätte hassen oder verachten dürfen, Friedrich würde kühn vor ihn hingetreten sein und seine Forderungen gestellt haben; aber dieser bemitleidenswerten Gestalt eines Mannes gegenüber, auf den er von Jugend an gewöhnt war, mit Achtung zu blicken, erstarben ihm die Worte auf den Lippen.

„Und du bist ihr Mitschuldiger und Helfershelfer!“ begann jetzt Mörner, „das erleben zu müssen, an dir, den ich geliebt habe, als seist du mein eigener Sohn, dem ich vertraut habe, wie einem Freunde — du hast mein Vertrauen in schändlicher Weise betrogen. Ich selbst führte dich meiner Frau als einen lieben, jungen Freund zu, mein Haus stand dir von da an jederzeit offen, ich kannte keinen Argwohn dir gegenüber, und nun gehst du hin und tust mir das an, betrügst mich mit meiner Frau, hast heimlichen Verkehr mit ihr wochen-, monatelang, ohne daß mir die Ahnung eines Verdachtes kommt — Ehebruch mit der Gattin des ehemaligen Vormundes, des Vertrauten deines seligen Vaters, des Freundes deiner Mutter — Friedrich, ist das nicht elende, schändliche Ruchlosigkeit?“

Friedrich war aufgesprungen, er war bleich im Gesicht und blickte mit düsterer Entschlossenheit drein, Mörners Vorwürfe und vor allem diese Bezichtigung des Ehebruchs und eines sträflichen Verkehrs mit Eva verwandelten seine Zaghaftigkeit in trotzigen Mut.

„Sie irren sich, Herr Präsident,“ rief er. „Ich sage Ihnen, daß Sie sich völlig irren. Ich leugne nicht, daß ich Ihre Frau liebe, und daß Eva um meinetwillen Sie verlassen hat; aber gerade weil ich sie liebe, ist mir nichts heiliger gewesen als ihre Ehre, sie ist rein und unbefleckt geblieben, das kann ich Ihnen beschwören. — Glauben Sie nicht, daß ich von der Begierde sinnlichen Genusses getrieben, frivol in diese Leidenschaft hinein getaumelt bin; so wahr ich in Ihnen den treuen Bewahrer und Ratgeber meiner Jugend verehre und so wahr ich meine Mutter liebe, ich habe gegen diese Liebe, die mich zu ihrer Gattin hinriß, angekämpft, ich habe sie niederzuringen, zu übertäuben

versucht, umsonst, sie blieb, sie wuchs, und nur mit dem Leben kann sie aus meiner Brust gerissen werden."

„So pochst du also, wie es scheint, noch auf dein Recht, meine Frau zu lieben."

„Die Liebe hat allerdings ihr Recht."

„Nicht eure Liebe, die verbrecherisch ist. Denn trotz deiner Worte, denen ich Glauben schenken will, erkläre ich euer Tun für Ehebruch. Mag der weltliche Richter entscheiden, wie er will, es gibt noch ein höheres Tribunal. Denke an die Worte des Erlösers: ‚Wer ein Weib ansiehet, ihrer zu begehren, der hat schon mit ihr die Ehe gebrochen in seinem Herzen'."

„Hören Sie mich an, Herr Präsident, es muß in dieser Frage klar zwischen uns werden, und darum will ich offen heraus sprechen. Sie mögen meine Motive für falsch erklären, aber für verbrecherisch dürfen Sie sie nicht halten. Ich behaupte, ein gut begründetes Recht auf Eva zu besitzen, obgleich sie in diesem Augenblicke noch im Sinne des Rechtes Ihre Ehefrau ist. Eva liebt mich, sie hat mir erklärt, ohne mich nicht mehr leben zu können und zu wollen, sie sieht die Verbindung mit Ihnen als einen verhängnisvollen Irrtum an, dem ein Ende zu bereiten sie entschlossen ist. Der erste Schritt dazu ist getan, Eva hat Sie verlassen, und zwar ohne mein Anraten und Dazutun; diese Tat entspringt ihrer eigenen, freien Entschließung. Sie hat sich dann, wiederum aus freien Stücken, in meinen Schutz begeben und mir die Sorge um ihr weiteres Leben anvertraut. Darin liegt meines Erachtens moralisch das Recht für mich begründet, Eva in Zukunft als die meine betrachten zu dürfen."

Er wurde von Mörner unterbrochen, der von seinem Sitze aufsprang und dicht an Friedrich herantrat; aus

seinen Zügen war der fassungslose Schmerz gewichen, er hatte dem Ausdrucke zorniger Entrüstung Platz gemacht.

„Friedrich," rief er aus, „wohin bist du geraten! Die Art und Weise, wie du dein Tun beschönigst, ist Blasphemie. Sprich nicht von Recht und Moral, deine Worte richten sich gegen dich selbst. Eine Handlungsweise, wie die deine, schlägt der sittlichen Weltordnung ins Gesicht. Du hast dich nicht nur gegen deine Mutter und mich, sondern vor allem auch gegen Eva selbst vergangen, denn sie ist von euch beiden der unschuldigere Teil; sie ist jung und unerfahren, es war keine Kunst, sie zu betören, und — sie war schlecht bewacht. Das ist der bitterste Tropfen in meinem Kelche, daß ich mir sagen muß, ich selbst trage an dem Unglück schuld, das über mich hereingebrochen; ich bin leichtsinnig, ich bin sorglos und verblendet gewesen, ich habe als Hüter eines köstlichen Schatzes geschlafen, während der Dieb einbrach. — Friedrich, wir alle haben gefehlt, gib die Sophismen auf, die du nur ersonnen hast, um dich vor dir selbst zu entschuldigen; die einzige Rechtfertigung eines Unrechtes ist, es erkennen, bekennen und gut zu machen suchen. Laß uns dabei vereint ans Werk gehen; sage mir zunächst offen und ehrlich, was hast du mit Eva verabredet, warum ist sie nach Ungarn gereist, was plant ihr für die Zukunft?"

„Sie sollen die offene Antwort haben, die Sie wünschen, Herr Präsident: Eva will sich von Ihnen scheiden lassen, und ich werde sie dann heiraten."

„Scheiden! — Und das sagst du so leicht hin, wie etwas Selbstverständliches — Scheiden! Da habe auch ich noch ein Wort mitzureden. Meinst du, ich werde meine Frau, die ich liebe, obgleich sie schwer an mir

gefehlt hat, von der Seite reißen lassen, ohne einen Finger zur Verteidigung meines Eigentums zu rühren! — Scheidung? Nimmermehr! Sie ist meine Frau und wird es bleiben, ich werde sie halten, und wenn sie jetzt fern von mir weilt, so werde ich dafür Sorge tragen, daß sie dahin zurückkehrt, wo ihr Platz im Leben ist, an meine Seite — und sie wird zurückkehren."

„Glauben Sie nicht, Herr Präsident, daß Evas Neigung für mich eine flüchtige sei, unsere Liebe ist tiefgewurzelt und wird jede Prüfung überstehen. Ihre Versuche, unsere Verbindung zu verhindern, sind aussichtslos, es steht nur in Ihrer Macht, sie zu verzögern. — Eva wird nicht zu Ihnen zurückkehren. Und würden Sie eine Frau, die Ihnen ihre Liebe für einen anderen offen bekannt hat, wieder in Ihrem Hause aufnehmen, weiter mit ihr leben wollen, als ob nichts vorgefallen sei?"

„Es wäre nur meine Pflicht, so zu handeln, meine Einwilligung zu eurer Verbindung würde nichts anderes sein als eine Billigung, eine Unterstützung des Unrechtes. An mir ist es, die Verirrte mit Milde und Ernst auf den Weg der Pflicht und des Rechtes zurückzuführen, unverantwortlich wäre es von mir gehandelt, wollte ich euren Plänen Vorschub leisten — oder hast du wirklich geglaubt, ich würde in eine Scheidung willigen?"

„Mit dieser Hoffnung habe ich mich allerdings getragen, ja, daß ich es offen heraussage, ich habe angenommen, Ihnen selbst müßte nach dem, was Sie erfahren, eine Scheidung als die einzig richtige Lösung eines Verhältnisses erscheinen, dessen Voraussetzungen: gegenseitige Liebe und Achtung, weggefallen sind, und

das in seinem weiteren Bestehen eine Unwahrheit, ja ein Unrecht sein würde."

„Deine Verblendung ist lächerlich. Ich soll die Frau, der ich meine Liebe, mein Alles geschenkt habe, der ich Treue geschworen und die vor Gott und Menschen mir angetraut ist, so von mir gehen lassen, wie man einen Dienstboten aus dem Hause ziehen läßt, dessen Kontrakt abgelaufen ist, und das, weil sie von einem vermessenen, verblendeten jungen Menschen, in dessen Kopfe die Leidenschaft die Begriffe des Rechtes und der Moral verwirrt hat, betört und verführt worden ist. Es gibt noch etwas Höheres als das Recht der Liebe, das du für dich in Anspruch nimmst, Friedrich, das ist die göttliche Weltordnung, und die duldet nicht, daß der Mensch das trenne, was Gott zusammengefügt hat."

Mörner griff nach seinem Hute; dann trat er noch einmal vor Friedrich hin und blickte ihm in die Augen.

„Friedrich," hob er dann in weicherem Tone an, „komme zu dir selbst, besinne dich auf dein besseres Ich, denke an deine Mutter, die du unter den Rasen bringst, verharrst du auf dem eingeschlagenen Wege, und vor allem denke an Eva, die du zu lieben behauptest, und deren Ehre, Leben und Ruf du mit dem deinen aufs Spiel setzen willst; und wenn du nicht ganz verblendet bist, wenn noch ein Funken gesunden Verstandes in deinem Hirn, ein Rest von Bewußtsein des Rechten und Sittlichen in deiner Brust wohnt, so wirst du abstehen von dem, was du vorhast, du wirst deine Verirrung einsehen und selbst Schritte dazu tun, euer Unrecht gut zu machen, indem du Eva dazu veranlaßt, an meine Seite zurückzukehren — willst du das tun?"

„Nein!" erwiderte Choiseule mit dumpfer Stimme.

„Dann habe ich nichts mehr mit dir zu schaffen,“ erklärte Mörner und trat von ihm zurück.

Friedrich ließ ihn gehen, lange blickte er ihm mit verdüsterter Miene nach; war es denn wirklich so, mußte er mit allem, das ihm bisher verehrungswürdig und teuer gewesen, brechen, um nur das eine zu behalten: Eva und ihre Liebe!

War der Preis des Einsatzes wert?

Er mußte es sein, sonst war er selbst der bejammernswerteste der Menschen.

Zweites Buch.

Erstes Kapitel.

Nach jener Unterredung mit Mörner währte Friedrichs Bleiben in Berlin nicht lange. Der Boden brannte ihm hier unter den Füßen. Er scheute sich, den Leuten, denen er am nächsten stand: Mörner, Burt, Schaurotts zu begegnen. Sein Zustand war der eines Verbrechers nach vollbrachter Tat; innere Unruhe treibt ihn von dem Orte, wo sie geschehen, in einer veränderten Umgebung, fern von den Zeugen seines Unrechts allein noch kann er hoffen, seinen Gleichmut wiederzufinden.

Friedrich beschloß daher, sein Bündel zu schnüren und Berlin zu verlassen. Schon immer hatte es ihm im Sinne gelegen, Dresden, das er noch nicht kannte, aufzusuchen. Jetzt schien ihm der geeignetste Zeitpunkt, diesen Plan zur Ausführung zu bringen. Er wartete nur noch auf ein Telegramm, das ihm Eva verabredetermaßen von Dzöröneck aus schicken sollte. Das Telegramm traf ein, es meldete ihm Evas glückliche Ankunft bei den Freunden.

Friedrich ging von Berlin, ohne die üblichen Abschiedsbesuche zu machen; nur Burt und seiner Schwester schickte er die Nachricht, daß er für die nächste Zeit auf Reisen nach Süddeutschland gehe.

Friedrich sah die sächsische Hauptstadt in dem Kleide, das ihr am besten steht: im Frühlingsgewande. Vom wolkenlosen Himmel schien eine prächtige Sonne hernieder und täuschte mit ihrem verschönenden, goldverbrämenden Glanze freundlich über die bräunliche Färbung des Elbstromes und die düster schmutzigen Töne der engen Straßen und rußigen Häuser der inneren Altstadt hinweg. In den Gärten des englischen Viertels, auf den Zwingeranlagen, im großen Garten und der Bürgerwiese prangten Bäume, Strauchwerk und Rasen in saftigem, hellen Frühlingsgrün, und rings auf den Anhöhen am Strome entlang, die zur altehrwürdigen Augustusbrücke und der Brühlschen Terrasse herüberblicken, lag es wie Schnee; ein lieblicher Nachwinter: die Baumblut.

„Hier ist gut sein," dachte Friedrich; und vor seiner Seele entstand schnell ein reizvolles Phantasiegemälde: Hierher wollte er einst mit Eva ziehen, wenn sie einander ganz zugehören würden; hier, in dieser schönen Stadt, wollten sie sich niederlassen, hier gedachte er sich einen Wirkungskreis zu schaffen, hier würde er Arbeit finden, Geld verdienen und im Kreise seiner Familie der glücklichste Mensch unter der Sonne werden. Diese Fata Morgana beständig vor Augen, ging Choiseule umher wie ein Träumender. Er spielte unaufhörlich mit seinen Phantasien; wie im Kaleidoskop den bunten Steinchen, so gab er seinen Plänen jeden Augenblick eine andere Zusammenstellung. Daß Schwierigkeiten, ja vielleicht unüberwindliche Hindernisse in seinem Wege lägen, davon wollte er jetzt nichts wissen. Er eliminierte die Faktoren, die ihm in seine Rechnung nicht paßten, einfach aus dieser.

Gänzlich befangen von dem süßen Zauber dieser

Traumwelt eilte er, mehr von einem gewissen Pflichtgefühl denn von Interesse getrieben, in die Museen. Er sah die Madonna, den Zinsgroschen und ungezählte andere Perlen und wunderte sich über sich selbst, daß er so gleichgültig blieb, und über die Kunstwerke, daß sie ihm nichts zu sagen hatten. Dann dachte er daran, daß er ja hierher zurückkehren werde und sah sich im Traume an Evas Seite diese Galerien durchwandern; wie reizend würde es sein, ihr die Bedeutung und Schönheit all der Schätze zu erläutern.

Am dritten Tage seines Aufenthaltes in Dresden erhielt Friedrich einen Brief von Eva. Wie hastig riß er das Kuvert auf. Eva schrieb:

„Lieber Friedrich! Wie Du schon durch mein Telegramm erfahren hast, bin ich glücklich in Dzöröneck angekommen. Die Fahrt war so endlos und so entsetzlich einsam; ach, wie viel habe ich an Dich gedacht und mich zurückgesehnt nach Dir, und jede Minute vermehrte doch nur die Entfernung zwischen uns. Ich freue mich, daß Du jetzt in Dresden bist; Du bist mir dort doch um ein kleines Stück näher gerückt. Nun aber von hier, denn Du wirst gewiß begierig sein, zu erfahren, wie ich mich mit den Landskerrotitschs eingerichtet habe. Laß Dir denn sagen, daß sie mich reizend freundlich aufgenommen haben. Ich war zuletzt doch im Zweifel, ob es auch ganz passend sei, daß ich mich so mir nichts dir nichts bei ihnen angesagt hatte, und ich war recht verlegen, als ich Angelika wiedersah, denn ich konnte ja noch nicht wissen, wie sie das, was inzwischen geschehen ist, auffassen werde. Aber sie war ganz die alte; herzlich und liebenswürdig. Die eigentliche Ursache meines Kommens wurde zunächst gar nicht von uns berührt. Sie ist doch eine Frau von

sehr viel Welt; findest Du nicht auch? — Ich bewohne zwei reizende Zimmer hier im Schloß, elegant und komfortabel wie alles in Dzbröneck. Wände und Möbel des Schlafzimmers sind mit demselben Stoffe überzogen; das Muster ist japanisch mit großen bunten Phantasieblumen und Vögeln. Das Wohnzimmer hat eine mattgelbe Tapete und Möbel mit Goldbrokatstoff. Ein Bechsteinflügel ist darin, den mir der Graf hat hereinsetzen lassen, damit ich meiner Kunst unter den Barbaren nicht ganz fremd werde, wie er sagte. Er ist so amüsant, der Graf, und wie vortrefflich paßt er zu Angelika. Sie verkehren allerliebst miteinander, die beiden. Ach Friedrich, wäre uns doch auch ein solches Glück beschieden, wie selig wollte ich sein, und nie, nie wieder würde ich Dir Grund zu Betrübnis geben, verlaß Dich darauf.

„Ich habe in den ersten Tagen mit Angelika nicht über Dich gesprochen, sie fing von selbst nicht an, und ich scheute mich davor. Endlich gestern abend, als sie mir gute Nacht sagen kam, faßte ich mir ein Herz und erzählte ihr alles. Sie sagte nicht viel und meinte, sie habe vorausgesehen, daß es so kommen werde. Dann fragte sie mich, ob ich wisse, welche Schritte Mörner tun werde, um mich zur Rückkehr zu ihm zu veranlassen. Ich wußte darüber natürlich nichts, verstand auch nicht recht, was sie meinte, aber es hat mich erschreckt. Kann mich denn Mörner zwingen, zu ihm zurückzukehren? Mir ist recht bange geworden, Friedrich; was wir getan haben, ist doch sehr gewagt. Ach Friedrich, schreibe doch bald an mich und beruhige mich, sage mir, daß Du mich liebst und daß alles gut werden wird, dann will ich ganz ruhig sein, denn ich vertraue Dir, mein Geliebter, über alles.

„Im übrigen fühle ich mich hier so glücklich. Du kannst Dir nicht vorstellen, wie schön alles ist: das Schloß, der Park, die Umgebungen. Die Menage ist fürstlich, und doch fühlt man sich nicht gedrückt, denn der Graf ist die Courtoisie in Person und Angelika so schlicht und einfach in ihrem Wesen, wie wir sie in Berlin kennen gelernt haben. Eine Verwandte des Grafen, ich glaube eine Cousine seiner verstorbenen Mutter, ist hier: Prinzeß Oblonska, eine ältere unverheiratete Dame. Sie spricht sehr gutes Französisch, weiß eine Menge Geschichten, scheint selbst viel erlebt zu haben und ist sehr freundlich gegen mich. Der Graf fährt uns viel spazieren, um uns die Umgegend zu zeigen. Alles ist hier so eigenartig; die Leute küssen einem den Arm, so oft sie unser ansichtig werden. Gestern abend kam eine Zigeunerbande, die reizende Lieder aufspielte, so süß und melancholisch. Ich war froh, daß es dunkel war, sonst hätten die anderen meine Tränen gesehen. Die Sehnsucht nach Dir, mein Geliebter, überkam mich allzumächtig. Friedrich, darf es denn nicht sein, müssen wir getrennt voneinander leben, und wie lange soll diese Qual dauern!

„Ich will nun schließen, obgleich ich die ganze Nacht hindurch so weiter mit Dir plaudern könnte. Ist es nicht, als wären wir Jahre voneinander getrennt, und es ist doch noch keine Woche her, daß ich zum letzten Male in deinen Armen ruhte. Lebe wohl, schreibe bald und viel an Deine, Dir in alle Ewigkeit treue Eva."

Der Inhalt dieser Zeilen war so charakteristisch für die Schreiberin, daß es Friedrich beim Lesen zumute ward, als stünde sie leibhaftig vor ihm und spräche zu ihm, und mit Riesengewalt packte ihn die Sehnsucht nach dem geliebten Weibe.

Von Dresden aus reiste Friedrich über Prag, wo er nur einen kurzen Aufenthalt machte, nach Wien. Dort endlich fand er den Mut, einen Brief an seine Mutter zu richten. Er teilte ihr das Geschehene in schonendster Form mit und versuchte es, Evas und sein Tun nach Möglichkeit zu rechtfertigen. Wie bereits Mörner gegenüber, betonte er das Recht ihrer Liebe und erklärte die eheliche Verbindung mit Eva als das Ziel seines Strebens.

Friedrich kannte seine Mutter zu genau, um annehmen zu können, daß dieser Brief, so viel Beredsamkeit er in demselben auch aufgewandt haben mochte, sie umstimmen und seinen Plänen geneigt machen werde; er wußte, daß ihm mit seiner Mutter der schwerste Kampf bevorstehe, aber er hoffte viel von dem Einfluß der Zeit, die selbst harten Stein mürbe macht.

Die aufdringliche Pracht der Wiener öffentlichen Gebäude, die Ringstraße mit ihren glänzenden Läden, das elegante Treiben der Frühjahrssaison im Prater, die das Entzücken jedes Reisenden hervorrufen, waren ihm in seiner jetzigen Gemütsverfassung zuwider. Er sehnte sich nach dem Genusse des Unverfälschten, Ursprünglichen. Was waren für ihn Sehenswürdigkeiten, wie klein erschienen sie ihm neben dem, was ihn durchglühte. Nur die Natur in ihrer unwandelbaren Frische, mit ihren Reizen, die sich nicht anspruchsvoll aufdrängen, sondern bescheiden warten, daß man sie empfinde, durfte sich neben seine Liebe stellen.

Er verließ das bereits im Frühjahr sonnenheiß staubige Wien und ging über den Semmering tiefer hinein nach Steiermark. Das Wandern durch dunkel schattige Tannenwälder, das Erklimmen von Felswänden und Gipfeln, der Anblick von leuchtenden Schneefeldern

und tiefgrünenden Waldseen, von steinigen Halden, blumigen Matten und friedlichen Gebirgsdörfern erfrischte ihm Körper und Seele, aber Evas Bild vermochten diese Eindrücke nicht in den Hintergrund zu drängen, es stand fest auf seinem Altare, und in inbrünstiger Andacht beugte der Liebende seine Knie vor ihm.

Die Sehnsucht nach einem Briefe von ihr trieb ihn nach Wien zurück, und seine Erwartung hatte sich nicht getäuscht, er fand ein Schreiben von Evas Hand dort vor.

Evas Brief war in anderem Tone gehalten als der erste, sie schrieb: „Geliebter Friedrich! Mörner hat an mich geschrieben, er fordert meine sofortige Rückkehr zu ihm. Der Ton seines Briefes hat mich erschreckt, er schreibt so, als habe er noch irgendwelche Gewalt über mich. Kann er mich denn zwingen, zu ihm zurückzukehren? Das wird niemals geschehen, eher gebe ich mir selbst den Tod. — Ich hatte gehofft, nie wieder von ihm zu hören; die drei Jahre an seiner Seite kommen mir vor wie ein böser Traum, ich versuchte ihn zu vergessen, und nun das! Sage mir, Friedrich, wie ich diesen Brief zu verstehen habe, hilf, rate, was soll ich tun? Soll ich von hier weggehen an einen Ort, wo er mich nicht ausfindig machen kann, wo ich vor jeder Verfolgung sicher bin? Ach, ich bin so ratlos, so furchtsam, mir ist, als müsse ich vergehen vor Sehnsucht nach Dir, mein Friedrich. Ende doch diese Pein, was hindert Dich daran, uns beide glücklich zu machen? Es sind nur Skrupel, übertriebene Gewissenhaftigkeit. Ich habe um Deinetwillen meinen Gatten verlassen und habe darum ein Recht, zu fordern, daß Du fortan an meiner Seite bleibst zu meinem Schutz und meiner Ver-

teidigung. Sollte man darin etwas Unrechtes finden können? Nun, wir sind über das Urteil der Welt erhaben. Angelika und ihr Gatte wenigstens denken groß genug, sich über derartige Vorurteile hinwegzusetzen, sie würden nichts gegen Deine Hierherkunft einzuwenden haben; daß alle Dehors zwischen uns aufs strengste gewahrt werden, ist ja selbstverständlich. Also, Friedrich, wenn Du mich lieb hast, so komme, beweise, daß ich Dir mehr wert bin als jene kleinlichen Rücksichten auf das Urteil anderer, folge der Stimme Deines Herzens, die Dir rät, hierher in meine Arme zu fliegen, wenn anders mir dieses Herz seine Treue gehalten hat. Wenn es noch eines weiteren Ansporns für Dich bedarf, so höre denn, daß Dein Freund, Doktor Burt, heute hier erwartet wird. Schreibe nicht, komme selbst! In dieser Hoffnung begebe ich mich jetzt zu Bett; süße Hoffnungsträume werden mich umgaukeln, möchten sie doch in Erfüllung gehen. Deine in alle Ewigkeit treue Eva."

Eine Stunde nachdem Friedrich diesen Brief erhalten, waren seine Sachen gepackt, die Hotelrechnung bezahlt und eine Droschke wartete, um ihn nach dem Bahnhofe zu bringen.

Zweites Kapitel.

Friedrich fuhr die Nacht durch. Als gegen vier Uhr des Morgens der Tag zu grauen anfing, befand er sich bereits in der ungarischen Ebene mit ihren Weizen- und Kukuruzfeldern. Auf den Bahnhöfen, durch die der Zug eilte, zeigten sich fremdartige Gestalten: Magyarische Bauern im weißen Kamisol, Kniestiefeln und breitrandigem Hut, Schwaben (wie man

dortzulande die eingesessenen Deutschen nennt), mit langem Haar, kleinen runden Hütchen und bunten, mit Silberknöpfen verzierten Westen; Zigeuner: schwarzbraune Gesellen, die Männer und Frauen in phantastische Lumpen gehüllt, die Kinder ebenso nackt, wie sie ihr trauriges Geschick auf die Erde geworfen, die Alten musizierend, die Jungen bettelnd.

Es war Nachmittag, als Friedrich in der Station ankam, von der aus man zur Besitzung des Grafen Landskerrotitsch gelangt. Friedrich hatte es unterlassen, seine Ankunft telegraphisch anzusagen, er wollte Eva durch sein Kommen überraschen, er mußte sich also selbst um eine Fahrgelegenheit nach Dzöröneck bekümmern.

Der Stationschef, an den er sich zunächst um Rat gewendet hatte, teilte ihm mit, daß Dzöröneck mit dem Wagen in zwei Stunden zu erreichen sei und nannte ihm den Ort, wo er ein Gefährt mieten könne.

Friedrich ging in die Stadt, die aus einer breiten, ungepflasterten Hauptstraße bestand, in welche die engen Nebengassen wie Bäche in einen Fluß einmündeten. Die meisten Häuser waren aus Lehm aufgerichtet, einstöckig und mit Stroh bedeckt. In der von Pfützen häufig unterbrochenen Gasse waren wenig Menschen zu erblicken, aber um so mehr Vierfüßler: Hunde, Kühe, Schweine, Pferde. Nur um das Rathaus, ein umfangreiches, steinernes Gebäude, gruppierten sich einige mit moderner Eleganz ostentativ prunkende Häuser von mehreren Etagen, im Parterre Schaufenster, und blickten wie eine Anzahl feinerer Leute von ihrem Standplatze hochnasig auf die geringeren herüber.

In dieser Umgebung fand Friedrich auch den Gasthof, an den er gewiesen worden war; sein jüdischer

Besitzer war zu gleicher Zeit Pferdehändler und Fuhrwerksvermieter.

Der Jude erklärte Friedrich, die Besitzung des gnädigen Herrn Grafen liege so weit entfernt, daß er sie heute unmöglich mehr erreichen könne, und schlug ihm vor, in seinem Hotel zu übernachten, um am nächsten Tage die Fahrt anzutreten. Als ihm aber Friedrich versicherte, er kenne die Entfernung genau und werde sich, falls er hier nicht bedient werde, nach einer anderen Fahrgelegenheit umtun, beeilte sich der Hebräer, ihm seine eleganteste Kalesche und ein Paar magere Braune, die er als vorzügliche Renner pries, zur Verfügung zu stellen.

Die Fahrt ging mit Benützung von Feldwegen teilweise auch ohne Wegegleis, querfeldein über hügeliges Land, das mit kurzem Grase bewachsen war; Pferdeherden, vermischt mit Rindvieh und Schafen, weideten darauf.

Die Braunen schienen an diese Art von Terrain gewöhnt zu sein; in gleichmäßigen Galoppsprüngen ging es bergab, bergauf, ohne Hemmzeug mit schlaffen Zügeln. Der Kutscher dirigierte sie mehr mit der Zunge als mit der Hand.

Frischer Steppenwind wehte Friedrich ins Gesicht; hinter ihm dehnte sich die Ebene ins Unendliche, vor ihm aber in weiter Ferne türmten sich mächtige Gebirgsmassen zu einer Mauer. „Dos die Karpathen," sagte der Kutscher, der einige Brocken Deutsch aufgeschnappt hatte, mit dem Peitschenstiele nach der Bergkette deutend. Dann verließen sie das kahle Hügelland und kamen in eine Niederung mit Feldern, zwischen denen Akazienhaine und Dörfer verstreut lagen. „Dort Magyar — dort Schwob — dort Slowak," erklärte der Kutscher,

auf die einzelnen Ortschaften aufmerksam machend. Er hielt sich nun mehr auf der Landstraße.

Als sie auf den Kamm eines Hügels gekommen, wies er auf einige in der Entfernung aus den Wipfeln alter Bäume hervorschimmernde Gebäude und rief „Dzöröneck“, indem er dabei ehrfurchtsvoll den Hut lüftete.

Von der Landstraße ging jetzt eine kiesbestreute, schattige Kastanienallee ab, in die sie einbogen; bald befanden sie sich in einem Park mit wohlgepflegten Rasenplätzen und Baumgruppen, und bei einer Biegung des Weges lag in einem Parkett von Blumen ein weißes Gebäude mit hohem Mansardendach vor ihnen, an dessen Portal sie anhielten.

Die Physiognomie des Dieners, der an den Wagen trat, war Friedrich nicht unbekannt, es war derselbe, den Landskerrotitsch mit in Berlin gehabt hatte. Friedrich erfuhr, die Herrschaften seien im Park, und bat, zu ihnen geführt zu werden.

Bald wurden Stimmen vernehmbar und helle Kleider leuchteten hinter einem Boskett hervor. Friedrich ließ den Diener zurückgehen, er selbst blieb stehen, durch Sträucher gedeckt; er fühlte sein Herz ungestüm klopfen.

Man war beim Lawntennisspiel. Friedrich hatte Evas Stimme längst erkannt, jetzt bekam er auch sie selbst durch eine Lücke im Gebüsch zu Gesichte. Sie trug ein loses Sommerkleid, ihr Gesicht war durch einen breitkrämpigen Gartenhut geschützt, an den Füßen hatte sie Tennisschuhe und das Racket in der Hand. Wie leicht und graziös sie über den Spielplatz dahinflog, bald um den Ball abzuwehren, oder um ihn selbst zu versenden. Ihre Wangen glühten, sie schien mit ganzer Passion bei dem Spiel zu sein.

Jetzt lachte sie über ihre Ungeschicklichkeit, die sie einen Ball ihres Gegners, des Grafen, hatte vermissen lassen. Friedrich hielt sich nicht mehr länger, er trat aus seinem Verstecke hervor, dem Tennisground zugehend.

Landskerrotitsch sah ihn zuerst, in weitem Bogen warf er das Racket weg und eilte mit lautem Rufe der Freude auf Choiseule zu, an dessen Hals er sprang.

Eva war bei seinem Anblicke wie erstarrt, sie verharrte regungslos in der Stellung, die sie zuletzt innegehabt hatte.

Friedrich, der sich inzwischen aus der Umarmung des kleinen Grafen losgemacht hatte, ging zuerst auf sie zu, blickte ihr fest ins Auge, ergriff ihre Hand und küßte diese. Er wollte, daß niemand der Anwesenden im Zweifel bleiben könne, wessentwegen er hierher gekommen sei. Dann erst begab er sich zur Gräfin. Sie befand sich mit einer älteren Dame in einer nahen Laube, von der aus man den Tennisground übersah.

Der Empfang, den sie Choiseule bereitete, war kein allzu herzlicher. Sie ließ ihre großen, grauen Augen eine Weile durchdringend auf ihm ruhen, um ihm dann in kühlem Tone zu versichern: „Sie hätte ich zu allerletzt jetzt hier zu sehen erwartet, Herr von Choiseule.“

Eva war inzwischen herangetreten, sie war sehr bleich geworden und ihr Gesicht zuckte in nervöser Erregung.

Aber Landskerrotitsch machte dieser peinlichen Szene schnell ein Ende. „Du hattest uns nur noch zu unserem Glücke gefehlt,“ rief er; „so sind wir denn alle wieder beisammen, die Freunde des letzten Winters. Siehst du das Graue dort unter der großen Plantane? Es ist ein Malschirm, er deutet dir Sophie Wangens Anwesenheit an. Sie ist ein Wunderkind, ein großes Talent, du

wirst Sachen von ihr sehen, sage ich dir — und Doktor Burt, weißt du denn, daß er hier ist? Seit gestern. Augenblicklich ist er auf einer wissenschaftlichen Expedition, es betrifft das Grundwasser. Das Lawntennis war unter seiner Würde. Ich habe ihm deinen Protege Krätzer zum persönlichen Adjutanten gegeben; der junge Mensch schlägt sehr gut an." — Und so schwatzte der kleine Mann, der in seinem weißblau gestreiften Trikot einem Clown ähnlicher sah als einem Magnaten, munter fort, vom Hundertsten ins Tausendste kommend.

Angelika, wie um ihre vorige Barschheit gut zu machen, forderte Friedrich auf, bei ihnen niederzusitzen, da er von der Reise her ermüdet sein müsse, und stellte ihn der alten Dame neben sich vor, der Prinzeß Oblonska.

Friedrich bat, daß man seinetwegen das Spiel nicht unterbrechen möge.

„Spielst du Tennis?" rief der Graf.

Friedrich versicherte, daß er ein schwacher Anfänger sei.

„So paßt du vortrefflich zu uns," meinte Landskerrotitsch. „Mein Spiel ist schwach, und Frau Mörner ist eine Anfängerin, aber eine vielversprechende. Kommen Sie, lassen Sie uns Herrn Choiseule zeigen, was wir können."

Eva sprach den Wunsch aus, heute nicht mehr zu spielen.

„Schön, also auf morgen die Fortsetzung," rief Landskerrotitsch. „Nun haben wir noch einen dritten Spieler an Herrn von Choiseule gewonnen; das ist scharmant, so brauchen wir nicht mehr single zu spielen."

„Komm jetzt," wandte er sich an Friedrich, „damit ich dich in meine niedere Hütte führe," und er schritt mit ihm dem Schlosse zu.

Als sie so weit waren, daß sie von den anderen nicht mehr verstanden werden konnten, sagte er, Friedrich vertraulich unter den Arm fassend: „Sehr recht von dir, mein alter Junge, daß du gekommen bist; ich erwartete dich alle Tage, und jemand anders, glaube ich, auch.“ — Dabei lachte er mit seiner hellen Kinderstimme und zwinkerte vergnügt mit den runden Äuglein. „Sie ist charmant, ich begreife dich vollkommen. Guten Mut, mein Freund, ihr seid füreinander bestimmt, und es müßte mit dem Teufel zugehen, wenn ihr euch nicht am Ende kriegen solltet. Inzwischen mögt ihr hier einen schönen Sommer miteinander verleben.“

„Deine Frau Gemahlin schien anders darüber zu denken als du,“ wendete Friedrich ein. „Ich hatte Evas Brief dahin verstanden, daß ihr mit meinem Kommen einverstanden wäret. Hier muß ein Mißverständnis vorliegen, und ich bin in einer sehr fatalen Lage der Herrin des Hauses gegenüber.“

„Ah bah!“ rief Landskerrotitsch. „Laß dir doch nicht gleich die Pferde scheu machen, Weibermarotten! Ich kenne Angelika besser als du, sie ist weit davon entfernt, prüde Vorurteile zu hegen; aber darin macht sie doch der Weiblichkeit eine Konzession, erst muß die Nase ein wenig gerümpft werden, damit ist das Herz erleichtert. Kehre dich nicht daran, mein Freund; ich werde mit Angelika sprechen und verspreche dir, sie wird dir nichts in den Weg legen.“

Friedrich beruhigte sich vorläufig hierbei, denn das, was Landskerrotitsch geäußert hatte, entsprach seinem eigenen Hoffen; er hätte Dzöröneck jetzt nur höchst ungern wieder verlassen. —

Die beiden waren inzwischen ins Schloß gelangt.

Landskerrotitsch wies dem Gaste ein Zimmer im ersten Stocke an.

Das Haus war im Stile englischer Landhäuser errichtet. Im Parterre befand sich eine geräumige Halle, als Zimmer eingerichtet, die Steinfließen mit riesigen Fellen wilder Tiere belegt, die Wände mit Waffen, Geweihen und allerhand ausländischen Raritäten phantastisch verziert. Von dieser Halle, die das Licht von oben her durch ein Glasdach erhielt, führte eine reichgeschnitzte Holztreppe zur ersten Etage. Hier lief eine Galerie rings um den quadratischen Lichthof, auf welchen sämtliche Zimmer ausmündeten. Im Parterre waren die Gesellschaftsräume, im ersten Stock die Schlaf- und Wohnzimmer, im dritten wohnte die Dienerschaft; die Wirtschaftsräume waren im Souterrain und in einem Nebengebäude untergebracht.

„Wir dinieren um sieben Uhr; du hast also noch eine Stunde Zeit, dich vom Reisestaub zu reinigen," sagte der Graf, Friedrichs Zimmer verlassend.

Dieser war mit seiner Toilette noch nicht zu Ende, als sich die Tür auftat und Burt zu ihm eintrat.

Friedrich war gerade im Begriff, sich zu rasieren, und stand da, eingeseift und das Messer in der Hand, aber der Seifenschaum vermochte die Röte, die ihm beim Anblick des Freundes jäh in die Wangen stieg, nicht zu verbergen.

In gezwungener Heiterkeit rief er aus: „Welch wunderbares Zusammentreffen, wie in einem verwunschenen Schlosse. — Auch du hier, Burt!"

„Ich weiß nicht, wer mehr Grund zum Erstaunen über des anderen Anwesenheit hat, du oder ich," meinte Burt und zeigte seine spöttischste und zugleich ernsteste Miene.

Friedrich lachte verlegen. Als er mit seiner Rasierbeschäftigung zu Ende gekommen, wandte er sich von neuem an Burt, der inzwischen Platz genommen und ihn nachdenklich betrachtet hatte. „Womit vertreibst du dir hier die Zeit, hast du bereits eine verbreitete Praxis unter den Zigeunern und Slowaken der Umgegend?"

Burt verspürte, wie es schien, heute keine Lust, auf den scherzenden Ton, der sonst zwischen den Freunden geherrscht hatte, einzugehen. In Kürze berichtete er, daß er, dem Drängen Landskerrotitschs nachgebend, sich entschlossen habe, auf einige Monate nach Dzöröneck zu kommen, um hier zu ergründen, in welcher Weise den mangelhaften hygienischen Verhältnissen der Gegend aufgeholfen werden könne. Für Berlin habe er sich einen Assistenten engagiert, der seine Praxis dort inzwischen weiterführe.

Jetzt brummten die langgezogenen Töne eines Gongs durch das Haus. „Das ist das erste Zeichen für den Tisch," sagte Burt. „Ich will mir noch einen anderen Rock anziehen. — Übrigens sind wir Zimmernachbarn." Damit ging er.

Friedrich wußte, warum ihm Burt mit solcher Kühle begegnet war, und er fing an einzusehen, daß sein Kommen nach Dzöröneck, während Eva sich dort aufhielt, im Grunde eine große Vermessenheit bedeute, und von sehr widersprechenden Empfindungen bewegt, begab er sich zu Tisch.

Man speiste in einem im Parterre gelegenen dreifenstrigen Saale. Decken und Wände waren mit dunkelgebeiztem Eichenholz getäfelt, eingelassene Medaillons stellten Frucht- und Tierstücke dar. Von dieser matt abgetönten Umgebung hob sich der Glanz der

Krystallkaraffen und -Gläser der Tafel effektvoll ab. Das Service war Markolini. Es stammte aus der Familie der verstorbenen Gräfin, Landskerrotitschs Mutter. Einer ihrer Vorfahren war zurzeit der sächsisch-polnischen Personalunion Adelsmarschall in Polen gewesen und hatte das kostbare Service, zu dem eine Garnitur: Tafelaufsätze, Vasen und Kandelaber gehörte, vom sächsischen Hofe zum Geschenk erhalten. Der Tisch war im übrigen nach jener modernen Art, welche die Tafel in ein Blumenbeet umwandelt, mit reichem Blumenschmuck ausgestattet.

Der Meister dieses ganzen Arrangements, der Butler John, hielt seine gravitätische Figur mit dem tadellosen Westenausschnitt und den roten Koteletten am Sideboard, von wo aus er zwei Livreediener durch kaum wahrnehmbare Winke dirigierte. Ein Wort zu diesen zu sprechen, würde er für unpassend und seiner unwürdig gehalten haben. —

Friedrich saß zwischen der Gräfin und Sophie Wangen; er fand beide Frauen in ihrer Erscheinung verändert.

Angelikas Schönheit erlitt durch eine bereits vorgeschrittene Schwangerschaft starke Einbuße. Sophie hatte sich in den letzten Monaten erstaunlich entwickelt. Sie hatte aufgehört, Backfisch zu sein, und war in ihrer Entwicklung an den Punkt gekommen, wo es sich für ein junges Mädchen von unregelmäßigen Zügen darum handelt, ob sie häßlich oder pikant sein wird, und Sophie war entschieden das letztere. In der sorgfältigeren Art, sich anzukleiden und zu frisieren, war Angelikas wohltätiger Einfluß zu spüren. Sophie war gewachsen, und an Stelle der früher völlig flachen Brust war jetzt der zarte Ansatz einer Büste getreten, während ihre Glied-

maßen noch die schlanke Magerkeit des Kindesalters beibehalten hatten.

Gleich zu Anfang der Tafel hatte Friedrich eine Frage gleichgültigster Natur an die ihm gegenübersitzende Eva gerichtet. Eva war errötet und hatte ihm eine verwirrte Antwort gegeben. Friedrich sagte sich, daß er einen gelegeneren Zeitpunkt abwarten müsse, um zu einer Verständigung mit ihr zu gelangen.

Evas Verwirrung war von niemandem bemerkt worden, denn Angelika, Burt und der Graf waren in ein lebhaft geführtes Gespräch über den Gesundheitszustand der umliegenden Ortschaften vertieft, und Sophie war viel zu harmlos von Natur, um auf derartige Vorkommnisse überhaupt zu achten.

Nur einer Person am Tische war Evas eigentümliches Benehmen nicht entgangen, der Prinzeß Oblonska.

Sie mußte früher schön gewesen sein, einzelne Partien des Gesichts konnten noch jetzt dafür gelten, so die scharfgeschnittene, rassige Nase und die dunklen, funkelnden Augen. Aber der volle Mund, der früher vielleicht einen besonderen Reiz in dem Gesichte gebildet haben mochte, widerte jetzt an mit seinen tadellosen Zahnreihen, deren Echtheit die Falten ringsum Lügen straften. Aus ihrer Erscheinung war das Alter der Prinzeß kaum zu taxieren, denn sie wußte die Mittel der Toilette mit solchem Raffinement anzuwenden, daß es selbst für ein Kennerauge schwer wurde, zu unterscheiden, wo bei ihr das Unechte aufhörte und das Echte anfing. Ihr Haar schien mit seiner Weißheit zu kokettieren und trug nicht wenig dazu bei, den rosa Schimmer ihrer Wangen und den blauschwarzen Glanz ihrer Augenbrauen und Wimpern effektvoll

wirken zu lassen. Ihre Toilette war dunkel und gesucht einfach.

Den Mund der Prinzeß umschwebte stets ein bedeutungsvolles Lächeln, das sagen zu wollen schien: „Ich habe vieles erlebt und weiß vieles.“ Ihre Hauptforce bestand darin, die Harmlose zu spielen. Mit der harmlosesten Miene der Welt konnte sie Dinge anhören und selbst sagen, die jeder anderen Frau das Rot der Scham in die Wangen treiben mußten. An ihr war eine große Schauspielerin verloren gegangen; ihren Zügen, vor allem ihren Augen, wußte sie den Ausdruck taubenhafter Unschuld zu geben, diesen Augen, die beständig auf der Lauer lagen, denen nichts entging, was skandalös, obszön und vor allem auch nicht, was irgend vorteilhaft für sie selbst war.

Evas Verhalten bei Friedrichs Ankunft hatte die Alte bereits etwas wittern lassen, ihr Erröten bei seiner Anrede erregte die Wißbegier der Prinzeß noch mehr. Während sie die wohlwollendste und zugleich unbefangenste Miene der Welt aufgesteckt hatte, wanderten ihre Blicke von einem zum anderen der jungen Leute, und als sie schließlich festgestellt zu haben glaubte, was zwischen den beiden bestehe, flog es wie ein Schimmer der Befriedigung über ihre Züge.

Als sie erkannte, daß keine Unterhaltung zwischen den beiden aufkommen wollte, versuchte die Alte, sie zusammenzuführen, indem sie Fragen an Friedrich richtete, und sich, nachdem sie eine Antwort erhalten, an Eva wendete, um diese mit ihrem unschuldigsten Lächeln zu fragen: „Qu'en ditez-vous petite?“ Oder sie stellte sich, als habe sie Friedrich nicht verstanden und fragte zu Eva hinüber: „Voulez-vous bien m'expliquer, ce que cela veut dire chèrie, vous qui

connaissez monsieur?“ Und als sie es auf diese Weise dahin gebracht, daß die beiden in Unterhaltung miteinander kamen, lächelte sie triumphierend und begnügte sich fortan, mit verständnisvoller Miene zuzuhören.

Nach Tisch saß man auf einer Steinterrasse, die von dem neben dem Speisesaale gelegenen Herrenzimmer in den Park führte. Es war noch hell genug, daß Friedrich einen allgemeinen Eindruck von der nächsten Umgebung des Hauses gewinnen konnte.

Vor ihnen lag ein großer, hufeisenförmiger Platz mit kurzgeschorenem Rasen, dessen plüschartige Fläche wie mit bunten Arabesken bestickt war. Teppichbeete von schreienden Farbenkontrasten. In weitem Bogen umrahmten diesen Platz Gruppen von Laub- und Nadelhölzern, aus niedrigeren Bosketts und Strauchpartien hervorragend. An einer Stelle hatte man einen Durchblick nach einem Wasserspiegel; ein kleiner Fluß bildete dort eine seeartige Erweiterung, wie Friedrich von Landskorrotitsch erfuhr. Am jenseitigen Ufer dieser Wasserfläche sah man eine dichte Linie von Bäumen, einen Wald, diesen schon in unbestimmten Konturen. Im Hintergrunde, dem Bilde einen festen Abschluß gebend, stand starr und großartig die dunkle Masse des Gebirges.

Nebel zogen allmählich wie ein duftiger Schleier über die Fernen, das jenseitige Ufer verschwand, die Bäume im Parke schwammen in eins zusammen und sahen aus wie riesenhafte Flecken. Der Himmel erschien heller und das Gebirge massiger und drohender.

Unter den Anwesenden, die eine Zeitlang eine lebhafte Unterhaltung vereinigt hatte, wurden die Worte spärlicher.

Angelika erhob sich, um sich zurückzuziehen; die übrigen Damen folgten ihrem Beispiele.

Beim Abschiede nahm Eva die Gelegenheit wahr, Friedrichs Hand verstohlen zu drücken und ihm zuzuflüstern: „Morgen früh um sieben Uhr am Tennisground."

Die Herren blieben noch beieinander, aber Friedrich, bei dem sich die Ermattung der Reise geltend zu machen anfing, fühlte, daß er keinen liebenswürdigen Gesellschafter abgeben würde, und zog sich daher ebenfalls bald zurück. — —

Die Blumen und Sträucher ließen noch tauschwer die Häupter zu Boden hängen, als Friedrich am Morgen den Park betrat. Die Sonne wirkte zu so früher Stunde bereits stark und ließ die kühle Feuchte, die dem Boden entströmte, um so angenehmer empfinden.

Wie sie Friedrich versprochen, wartete Eva am Tennisground auf ihn.

Kaum war sie seiner ansichtig geworden, so eilte sie auf ihn zu, und ohne Umstände fiel sie dem Geliebten um den Hals.

„Ich habe die ganze Nacht kein Auge zugetan," versicherte sie, als sie jetzt Hand in Hand tiefer in den Schatten des Parkes schritten, „aus Aufregung und weil ich befürchtete, ich könne die Zeit verschlafen. Ist dir's etwa auch so gegangen?"

„Im Gegenteil," erwiderte Friedrich, „ich habe vortrefflich geschlafen, die ganze Nacht durch, bis mich heute früh die helle Sonne weckte. Glücklicherweise fiel sie mir gerade ins Gesicht, sonst wäre ich schwerlich vor neun oder zehn Uhr erwacht. — Bedenke, ich war Nacht und Tag hindurch unterwegs."

Eva fand seine Müdigkeit erklärlich und bedauerte

nun, die Veranlassung geworden zu sein, daß er sich so zeitig dem Schlafe entrissen hatte. Dann versicherte sie ihm, wie glücklich sie sei, ihn wieder bei sich zu wissen.

„Ich wußte, daß du kommen würdest," sagte sie, „aber ich hatte mir ausgerechnet, daß du frühestens heute hier eintreffen könntest; so war mir deine Ankunft gestern doch eine Überraschung. Hast du gesehen, wie ich rot wurde, und wie verlegen ich nachher bei Tisch war? Ich habe mich fürchterlich albern benommen; aber so bin ich immer — du mußt dir nichts daraus machen, mein Herz."

„Eva," sagte Friedrich und blieb mitten auf dem Kieswege stehen, „hast du mit Angelika über mein Kommen gesprochen? Wußte sie etwas davon?"

Eva errötete und schlug die Augen nieder, die Bewegung der Blätter über ihr malte wechselnde Schatten und Lichtmuster auf ihr Gesicht und die helle Morgentoilette, während er sie forschend anblickte.

„Nein," sagte sie endlich und schlug die Augen zu ihm auf, „ich will es eingestehen, ich habe ihr nichts gesagt."

„Aber hast du mir denn nicht geschrieben, der Graf und Angelika würden nichts gegen mein Kommen einzuwenden haben? — so lautete es da, glaube ich."

„Ziehe den Brief nur nicht erst heraus, ich weiß selbst, daß ich das geschrieben habe. Bist du mir deshalb böse, Friedrich? Sieh, ich wußte, daß du auf keinen Fall kommen würdest, wenn ich diese kleine Finte nicht anwandte. Es war eine Notlüge. Ich kannte deine übertriebene Peinlichkeit zu genau, tausend Bedenken hätten dich verhindert, hierher zu kommen. Und ich fühlte, daß ich es ohne dich nicht länger auszuhalten

vermöchte; ich wäre zu dir gereist, wärest du auch auf diesen Brief hin nicht gekommen. Außerdem glaubte ich wirklich, Angelika würde nichts einzuwenden haben. — Bist du mir böse, Friedrich, sage?"

Friedrich schwieg, aber sie erfaßte seine Hände und versuchte sie zu küssen, und mit ihrem einschmeichelnsten Lächeln fragte sie:

„Hattest du denn gar nicht ein wenig Sehnsucht nach mir?"

„Gewiß, gewiß, das ist alles sehr schön, aber —"

„Nun, was — aber?"

„Es ist die alte Geschichte; wir müssen vernünftig sein, Eva."

„Was tun wir denn Unvernünftiges? Ich kann nicht begreifen, was man an unserem Zusammensein hier Unrechtes finden kann. Im Gegenteil, ich finde es viel richtiger, wenn du in meiner Nähe bist, als wenn ich so ganz auf mich allein angewiesen bin; so kannst du mir doch wenigstens mit Rat und Tat beistehen."

„Das ist eine sehr erzwungene Auslegung; andere urteilen schwerlich so glimpflich."

„Ich möchte nur wissen, wer diese ‚anderen' sind, auf deren Urteil du so sehr viel Gewicht legst."

„Nun zum Beispiel, Sophie Wangen, die meine Mutter der Gräfin anvertraut hat."

„Ach, das Gänschen, sie weiß ja nichts anderes als ihre Malerei, um die mache dir keine unnötigen Sorgen."

„Und Burt, ich weiß, daß er mein Hiersein mißbilligt."

„Komme mir nicht mit ihm, er ist ein fataler Mensch. Denkst du, daß er mich einer Anrede ge-

würdigt, seit er hier ist? Ich bin Luft für ihn. Ich kann ihn nicht ausstehen mit seinem Beobachten und seinem spöttischen Lächeln."

„Eva, er ist mein bester Freund; du mußt in meiner Gegenwart nicht so häßlich über ihn sprechen. Du verstehst ihn nur nicht."

„Ja, er scheint zu hoch für mich; lassen wir ihn — was sagst du zu der Prinzeß?"

„Ich weiß nicht recht, was ich von ihr denken soll."

„Sie ist eine sehr nette Person und so amüsant."

„Ihre Jugendlichkeit scheint mir nicht ganz natürlich."

„An Äußerlichkeiten darfst du dich bei ihr nicht stoßen, sie hat in der großen Welt gelebt und sehr viel durchgemacht; solche Leute gewöhnen sich schwer daran, alt zu werden. Gegen mich ist sie sehr liebenswürdig; ich bin jetzt intimer mit ihr, als mit Angelika."

„Ist Angelika weniger freundlich gegen dich als früher?"

„O durchaus nicht, sie ist ganz die alte, nur ist sie viel beschäftigt, und du weißt, sie muß sich jetzt sehr in acht nehmen. Übrigens hat sie doch ihre Eigenheiten, die mir früher nicht so an ihr aufgefallen sind. Die Prinzeß hat mich erst darauf aufmerksam gemacht."

„Hast du dich von der Alten etwa aufhetzen lassen?"

„Wie ihr Männer gleich alles übertreibt — von Aufhetzen ist gar keine Rede. Die Prinzeß und Angelika sind etwas brouilliert, du wirst das schon selbst sehen, und ich glaube, daß Angelika im Unrecht ist; sie benimmt sich nicht nett gegen die Oblonska, die älter und vornehmer und außerdem eine Verwandte der verstorbenen Gräfin ist, der sie im Grunde doch ihre jetzige Stellung verdankt."

Friedrich, der während der letzten Worte Evas

seine eigenen Gedanken verfolgt hatte, sagte: „Daß Angelika nichts von meinem Kommen gewußt hatte, ist mir doch sehr unangenehm. Was muß sie nur von mir denken!"

„Worüber machst du dir Gedanken?"

„Ich überlege, ob es nicht schicklicher wäre, nach kurzem Besuche mich wieder auf den Weg zu machen, wenigstens mit der Gräfin davon zu sprechen; es steht ja dann in ihrer Hand, mich zum Bleiben aufzufordern, wenn sie mich hier haben will."

„Auf keinen Fall, das wirst du nicht tun! — Außerdem würde dich der Graf gar nicht fortlassen. Er ist sehr erfreut über deine Ankunft. Schließlich ist er der Herr im Hause, und du bist sein und nicht ihr Gast."

„Und wenn er zehnmal der Herr ist! Sollte ich sicher in Erfahrung bringen, daß ihr meine Anwesenheit unerwünscht ist, dann gehe ich."

„Dann gehe ich auch, ich will und kann nicht ohne dich sein, ich weiche nicht mehr von deiner Seite."

Friedrich sah Eva erstaunt an, er war eine solche Entschiedenheit nicht an ihr gewöhnt. Daß sie so fest an ihn halte, erfüllte ihn mit einer gewissen Befriedigung.

Jetzt öffneten sich die Laubmassen vor ihnen, und sie standen am Ufer jener Wasserfläche, die Friedrich am Abend vorher von der Terrasse aus gesehen.

Ein Boot lag an einem Pflock befestigt.

„Fahre mich ein wenig hinaus," sagte Eva.

Sie bestiegen die Nußschale, und Friedrich legte die Ruder aus.

Über das Wasser strich ein lebhafter Wind, der die Oberfläche leicht kräuselte und hin und wieder einen Schaumspritzer von seinen Ruderschlägen Eva ins Gesicht warf.

„Es ist ein allerliebster kleiner See und das Boot vortrefflich," sagte Friedrich. „Ihr seid wohl manchmal hier gefahren?

„Ein einziges Mal," erwiderte sie, „aber ich wurde ängstlich und bat den Grafen, umzukehren; ich bin so furchtsam auf dem Wasser."

„Wie kommt's, daß du heute so mutig bist?"

„Weil ich mit dir bin."

Friedrich hielt im Rudern inne und reichte ihr mit einem dankbaren Blicke die Hand.

Sie hielt die Hand fest und sah ihn mit einem jener heißen Blicke an, die es stets wie einen Schauer durch sein Mark gehen ließen.

„Bleibst du?" sagte sie mit leise flehender Stimme.

„Ja, ich bleibe," erwiderte er, — „man müßte mich denn hinauswerfen."

Dann ergriff er mit fester Hand die Ruder und lenkte dem Ufer zu.

Drittes Kapitel.

Abgesehen von Eva war niemand glücklicher über Friedrichs Bleiben als Landskerrotitsch. Er liebte es, Freunde um sich zu haben, und war das Ideal eines Wirtes; das Wohlbefinden und die Unterhaltung seiner Gäste stand ihm im Vordergrunde aller Interessen.

Er hatte ausfindig gemacht, daß Friedrich Passion für Jagd habe, und da die Hühner- und Fasanenjagd noch nicht aufgegangen und auch die Hasen jetzt nicht jagdbar waren, fuhr er mit seinem Gaste nach einem innerhalb seiner Besitzung gelegenen See, wo Wasservögel aller Art zahlreich anzutreffen war. Ihre Ausflüge galten hauptsächlich dem Abendeinfall der Enten.

Gleich nach dem Diner, das diesen Jagdpartien zu Ehren etwas früher gelegt worden war, fuhren sie ab, trafen gegen Sonnenuntergang an Ort und Stelle ein, ließen sich von einem Fischerknaben in ein Versteck im hohen Schilf rudern, lagen hier auf Anstand, bis die Dunkelheit das Zielen unmöglich machte, und kehrten dann mit größerer oder geringerer Beute zum Schlosse zurück; die Damen waren zu dieser Zeit meist nicht mehr auf, aber Landskerrotitsch, Friedrich und Burt blieben in lebhaftem Gespräch, zu dem die verschiedensten Themata den Stoff hergeben mußten, meist bis in die tiefe Nacht auf der Terrasse vereinigt.

Die Gewohnheit, frühzeitig aufzustehen und einen gemeinsamen Morgenspaziergang zu machen, hatten Eva und Friedrich beibehalten. Es war dies die einzige Zeit am Tage, wo sie sich unter vier Augen sehen und aussprechen konnten.

So zärtlich die Liebenden bei diesen Tete-a-tetes, im Bewußtsein dessen, daß sie außer den Vögeln in den Bäumen keine Beobachter hatten, auch sein mochten, in Gegenwart der anderen übten sie eine so steife Zurückhaltung, daß ein gewiegter Beobachter die Unwahrheit dieses Spieles leicht durchschauen mochte.

Der scharfe Spürsinn der Prinzeß Oblonska hatte schnell herausgefunden, wie es zwischen den beiden stand.

Die Prinzeß Anna Marie Oblonska sah auf ein Leben von fünfundsechzig Jahren zurück, das von der frühesten Jugend an reich an Abenteuern gewesen war.

Geboren war sie im Oblonskyschen Palaste zu Warschau. Ihr Vater, der, noch ein halbes Kind, bereits unter Kosciuszko gefochten, gehörte sein Leben lang zu den Vorkämpfern der polnischen Sache. Seine Kinder waren: drei Söhne und eine Tochter, Prinzeß

Anna. Die beiden ältesten Söhne fielen, der eine bei Grochow, der andere bei Ostrolenka. Nach Unterdrückung des Aufstandes wurde der alte Fürst mit dem überlebenden Sohne zur Deportation nach Sibirien verurteilt. Es gelang ihnen jedoch mit Hilfe mächtiger Freunde, auf dem Transporte zu entkommen und ins Ausland zu flüchten. Sie wendeten sich nach Paris, wo sie mit Anna zusammentrafen, die dort in einem Kloster ihre Erziehung genoß.

In Paris spielten die Oblonskys eine Reihe von Jahren hindurch in der ersten Gesellschaft eine hervorragende Rolle, was um so erstaunlicher erscheinen mußte, da ihr gesamtes Vermögen, soweit es nicht bereits zu Konspirationszwecken verausgabt, von seiten Rußlands konfisziert worden war. Sie besaßen tatsächlich nichts; aber zu jener Zeit war das Gewerbe, als polnischer Verbannter das öffentliche Mitleid zu erregen, noch ein sehr einträgliches.

Besonders französische Frauenherzen konnten dem melancholisch tragischen Zauber nicht widerstehen, der jene beiden Männergestalten umschwebte, Vater und Sohn, die letzten ihres Stammes, wie man sie nannte. Und daß die Männerwelt nicht ohne Interesse an der Familie vorüberging, dafür sorgte Prinzeß Anna, von der sich schwer sagen ließ, ob ihre Schönheit oder ihre Koketterie größer sei.

Als in Paris die Februarrevolution ausbrach und für halb Europa das Zeichen zur Nachahmung gab, glaubten die Oblonskys, auch Polen müsse sich gegen seine Bedrücker erheben und kehrten nach Warschau zurück. Dort warf sich der alte Fürst, damals schon ein hoher Siebziger, zum Haupte einer Verschwörung auf, die kläglich endete. Noch ehe es zur geplanten

Erhebung kam, erhielt die russische Regierung Kenntnis davon und hob die Verschwörer auf. Die beiden Männer wurden nun wirklich nach Sibirien transportiert, während Prinzeß Anna, deren schöne Hände bei Knüpfung der Konspirationsfäden mit im Spiele gewesen waren, auf Lebenszeit des Landes verwiesen ward.

Sie wendete sich nach Paris zurück, wo sie sich mit Hilfe ihrer Schönheitsreste, ihres weiten Gewissens und ihrer großen geselligen Talente von neuem eine Stellung in der Gesellschaft zu erobern wußte. Als aber mit dem heranrückenden Alter ihre Schönheit allmählich bis auf schwache Spuren schwand, da vermochte ihr selbst das größte Raffinement keine Anbeter und Zahler ihrer Schulden mehr zu verschaffen. Noch ehe sie die Schmach erlebte, ganz zum alten Eisen geworfen zu werden, verließ sie den Schauplatz ihrer Triumphe und zog sich nach Lemberg zu Verwandten zurück, deren Elend sie einige Jahre teilte. Um diese Zeit wurde sie plötzlich fromm.

Als ihre Cousine den reichen Grafen Landskerrotitsch heiratete, machte sie sich an diese heran und fand bei der bigotten und gutmütigen Zofia Landskerrotitsch günstige Aufnahme. Aber auch deren Gatten wußte sie sich angenehm zu machen. Der Graf war ein Gourmand des Obszönen, dem Erzähler einer ihm zusagenden Zote war er imstande, die gefüllte Börse zu schenken. Anna war nie in Verlegenheit um eine pikante Anekdote, deren sie eine gute Zahl während ihrer Pariser Zeit angehört und selbst durchgemacht hatte, und Landskerrotitsch kannte daher keine Gesellschafterin, die ihm die Zeit angenehmer vertrieben hätte als Anna. Nach des Grafen Ableben fand man

sie denn auch in seinem Testamente mit einer lebenslänglichen Rente bedacht.

Sie wählte nunmehr Krakau zu ihrem Aufenthaltsorte und machte dort eine Art Haus, in dem allerhand fragwürdige Persönlichkeiten: Konskribierte, Unzufriedene, Deklassierte aller Art und vor allem viele katholische Geistliche aus und ein gingen. Auch die Gräfin Zofia Landskerrotitsch wußte sie sich warm zu halten; den Einfluß, den deren deutsche Gesellschafterin über die schwache Frau ausübte, hätte sie gern gebrochen, aber ein in dieser Richtung unternommener Versuch mißglückte; Angelika behauptete ihre Stellung bei der Gräfin.

Als die alte Dame starb und der Sohn die Gesellschafterin der Mutter als Gattin heimführte, war sie die einzige der ganzen Verwandtschaft, die sich nicht zürnend von dem mißratenen Vetter abwandte; sie gratulierte ihrem Neffen und sagte sich für den Sommer zum Besuche in Dzörōneck an.

Anna Oblonska war gewitzigt genug, um sich zu sagen, daß ihre Anwesenheit dort nur dann auf die Dauer möglich sein werde, wenn sie sich der Neuordnung der Verhältnisse völlig anpasse. Sie kam der Hausherrin mit aller ihr zu Gebote stehenden Liebenswürdigkeit entgegen, aber dergleichen war an Angelika verschwendet; diese setzte den Freundschaftserklärungen und Schmeicheleien der Prinzessin eine geradezu schroffe Geringschätzung und Kälte entgegen. Anna, der das Leben Geschmeidigkeit gelehrt, fand sich auch hierein, und von da an herrschte scheinbare Gleichgültigkeit zwischen den Frauen.

Landskerrotitsch begegnete der Cousine seiner verstorbenen Mutter mit jener Courtoisie, die ihm den

Damen gegenüber, mochten sie alt oder jung sein, zur zweiten Natur geworden war.

Für Eva hatte die Prinzeß vom ersten Tage an ein lebhaftes Interesse an den Tag gelegt. Daß es mit der jungen, schönen Frau, die so plötzlich auf eine telegraphische Ansage von Berlin angekommen war, eine besondere Bewandtnis haben müsse, war ihr klar. Sie witterte mit dem ihr eigenen Spürsinn für das Gemeine irgendeinen Skandal, und da der Versuch aussichtslos erschien, von Angelika etwas in Erfahrung zu bringen, so machte sie sich daran, Eva selbst auszuhorchen, um, wenn möglich, hinter ihr Geheimnis zu kommen. Aber obgleich sie mit Eva schnell intim geworden, so hatte diese bisher der Versuchung, sich der alten Person anzuvertrauen, sieghaft widerstanden.

Nachdem nun auch Friedrich von Choiseule in Dzöröneck angekommen war, und sie Zeuge davon geworden, wie verschieden sein Kommen auf die einzelnen Hausgenossen gewirkt hatte, glaubte die Oblonska alles zu durchschauen und zu verstehen: Dieser war der amant der jungen Frau.

Sie begann sofort die beiden jungen Leute unter ihre Protektion zu nehmen, nach Art alter Koketten, denen das Gelegenheitsmachen einen Ersatz für Genüsse bieten muß, die ihnen längst versagt sind.

Wenn sie, was häufig der Fall war, sich mit Eva allein befand, und der Zufall es fügte, daß Friedrich in ihre Nähe kam, so brach sie sofort das Gespräch ab und entfernte sich mit ihrem vielsagenden Lächeln und bedeutsamen Blicken, als wolle sie sagen: „Ich weiß, meine Kinder, ich weiß alles; meinetwegen keine Gene."

Nachdem sich dieselbe Szene einige Male abgespielt, fiel Friedrich das Benehmen der Alten auf, und er be-

fragte Eva darüber, aber diese lachte nur und sagte: „Ach, sie ist ja so furchtbar drollig, diese alte Prinzeß; du hast keine Ahnung, Friedrich, was für eine amüsante Person sie ist.“

* * *

Zwischen Friedrich und Burt hatte während der ersten Tage ein gespanntes Verhältnis bestanden, das von der Herzlichkeit ihres Verkehrs in früheren Tagen grell abstach; aber Friedrich machte diesem Zustande, der ihm unerträglich war, dadurch ein Ende, daß er eines Abends in das Zimmer des Freundes trat und ihm einen offenen Austausch der Meinungen anbot, wie es sich zwischen Freunden zieme.

Jede Freundschaft besteht mehr oder weniger in der Hingabe unserer Person an eine andere, bei der wir etwas von den eigenen Anschauungen und Gewohnheiten, vor allem aber von unserem Egoismus aufgeben müssen. Man paßt sich einer anderen Natur an, fügt sich fremder Eigenart, übersteht fremde Schwächen und urteilt milder, als man sonst zu tun pflegt; ja ein wenig vielleicht unbewußte Schmeichelei ist ein Kitt, ohne den eine Freundschaft auf die Dauer kaum haltbar sein wird.

Aber ein Verhältnis, wo die gegenseitigen Beziehungen nur auf kritikloser Bewunderung und schmeichlerischer Anerkennung basiert sind, darf nicht Freundschaft genannt werden.

Die beste Probe darauf, ob eine Freundschaft wahr und gesund ist, bleibt das Experiment, schonungslos die Wahrheit zu sagen und mit Tadel nicht hinter dem Berge zu halten, und auf der anderen Seite Wahrheit und Tadel, wenn sie berechtigt waren, ohne Kränkung aufzunehmen.

Friedrichs und Burts Freundschaft bestand diese Probe.

Friedrich bekam Worte aus dem Munde des Freundes zu hören, wie er sie von keinem anderen Manne geduldet haben würde, und verteidigte sich, ohne leidenschaftlich zu werden.

Eine wirkliche Einigung ihrer Ansichten fand nicht statt, aber jene Mißstimmung war beseitigt, welche die Klarheit ihrer Beziehungen zu verdunkeln gedroht hatte.

Fast täglich unternahmen sie jetzt gemeinsame Fahrten in die Umgegend, wo Burt die Lebensweise der Leute, die Wohnungen, Brunnen usw. und vor allem die Grundwasserverhältnisse einer eingehenden Prüfung unterzog. Friedrich war hierbei nur der lernbegierige Zuschauer, während sich Landskerrotitsch als Ortskundiger und Dolmetscher nützlich machte.

Sie nahmen den jungen Krätzer als Begleiter auf diese Exkursionen mit. Landskerrotitsch war von der Willigkeit und Anstelligkeit dieses jungen Menschen so entzückt, daß er in seiner generösen Art und Weise versprochen hatte, ihn auf seine Kosten in dem Berufe ausbilden zu lassen, zu welchem er die besten Anlagen zeigen würde. Die jetzige Zeit sollte als Probezeit für ihn gelten. Friedrich hatte ihn kaum wiedererkannt, als er sich ihm mit freudestrahlendem Gesichte vorstellte. Von der Sonne der Pußta war die Bleichsuchtsfarbe des Berliner Dachstubenbewohners schnell in ein gesundes Braunrot verwandelt worden. Es ging ihm gut hier, das konnte Friedrich, ohne ihn zu fragen, in der selbstbewußteren Haltung des jungen Mannes, seinem hellen Blicke und elastischen Gange lesen.

Friedrich hatte schon mehrfach darüber nachgedacht, ob er das viele Interessante, das er jetzt fast täglich

zu sehen bekam, nicht in irgend einer Weise literarisch verwerten könne. Das Gefühl, den untätigen Zuschauer spielen zu müssen, während andere arbeiteten, war ihm drückend.

Ohne daß er mit Landskerrotitsch darüber gesprochen hätte, kam dieser seinem Gedankengange entgegen. Eines Abends, als die drei Herren beisammen saßen, diesmal eines Gewitters wegen nicht auf der Terrasse, sondern im anstoßenden Herrenzimmer, rief der Graf ganz von ungefähr aus:

„Du solltest uns eine Abhandlung über ungarisches Leben schreiben, Friedrich.“

„Ich habe selbst an etwas Ähnliches gedacht,“ meinte Friedrich, „nur erscheint mir der Titel: Ungarisches Leben, zu weit und vielbedeutend. Ich habe ja nur einen kleinen Teil desselben gesehen.“

„O, du sollst noch mehr davon sehen!“ rief Landskerrotitsch, „laß mich nur machen; wir werden reisen. Unsere Gegend ist so interessant und reich an Gegensätzen. Ich habe die grande tournée um die Welt unternommen und doch nichts gesehen, was sich diesem Lande an die Seite stellen läßt.“

Landskerrotitsch zog während des Sprechens seine zierlichen Beinchen auf die buntgestreifte Ottomane herauf und rauchte den Dschibuk wie ein Türke, mit untergeschlagenen Beinen hockend: seine Lieblingsstellung, wenn keine Damen in der Nähe waren.

„Ja, die Gegensätze stehen sich hier wunderbar schroff gegenüber,“ fuhr Friedrich fort, Landskerrotitschs Gedanken weiterführend. „Ich behaupte, es läßt sich vielleicht in ganz Europa kein Land nennen, wo auf so kleinem Raume eine solche Abwechselung besteht,

was Klima, Bodenverhältnisse und Bevölkerung betrifft, wie hier."

„Südrußland," warf Burt ein.

„Wirklich Südrußland! Das habe ich nicht gewußt," meinte Friedrich.

„Das Land hier erinnert mich an Südrußland," fuhr Burt fort, „nur ist alles da noch größer und weiter. Du findest dort denselben schroffen Wechsel von südlichem und nordischem Typus. Doch ist die Bevölkerung eine homogenere als hier."

„Auf meinen Besitzungen allein," rief Landskerrotitsch dazwischen, „werden sieben, ich sage sieben verschiedene Mundarten gesprochen. Und dann, was die Produkte betrifft. — Hier herum in der Ebene wird der Roggen im Juni reif, Melonen und Wein im Juli, Kukuruz ernten wir zweimal im Jahre. Dagegen oben an den Gebirgshängen schneiden sie den Hafer erst im späten Herbst, und dann ist er meistens noch grün."

„Dafür habt ihr hier unten," sagte Burt, „fetten Humus, gute Bewässerung und Schutz gegen Norden, während auf dem Gebirge, was euch schützt, der Boden steril ist und das Wasser nicht als Freund, sondern als Feind des Anbaues auftritt."

„Das ist sehr wahr," meinte Landskerrotitsch, „aber auch in der Ebene, gar nicht so weit von hier, will ich dich in eine Gegend führen, wo du, so weit der Blick reicht, nichts siehst als Morast, stagnierende Tümpel und Schilf, und das in Ausdehnung von Meilen. Friedrich, à propos, dort müssen wir einmal hin auf Jagd, da verlohnt es sich, ein Gewehr bei sich zu haben."

Friedrich erklärte sich mit diesem Plane einverstanden, dann das Gespräch fortsetzend, meinte er:

„Eins ist mir nur rätselhaft, wie sich die verschiedenen Rassen, die hier doch schon seit Jahrhunderten so buntscheckig durcheinander wohnen, so rein in ihrer Art und Sprache haben erhalten können, sich nicht vermischt und eine neue Spezies gebildet haben, wie dies doch anderwärts geschehen ist."

„Das ist das Verdienst oder, wenn du willst, die Schuld der Magyaren," erklärte Landskerrotitsch, „sie sind ungemein stolz und exklusiv und heiraten darum fast nur unter sich. Sie und die Deutschen sind die beiden privilegierten Stämme, aber die Magyaren, an Zahl nach geringer, sind ihrem Auftreten und Selbstbewußtsein nach die ersten. Sie haben auch die besten und fettesten Striche inne und gerieren sich auf ihrem Eigentum wie kleine Fürsten. Da sie sich nur schwach vermehren, bleiben die Güter auch mehr unzersplittert. Sie halten sehr fest zusammen, streben nach Macht und verachten all die anderen."

„Welche Rolle spielen denn unsere Landsleute hier?" fragte Friedrich; „es sind Kolonisten sächsischer und fränkischer Abstammung, soviel ich weiß."

„Die Schwoben, wie man euch hier nennt," erwiderte Landskerrotitsch, „nun, sie sind die Schlauen, Regsamen und Gewinnsuchenden und machen den Juden Konkurrenz. Sie haben Handel und Kleingewerbe in ihren Händen, denn der magyarische Bauer verachtet die Industrie, als unter seiner Würde stehend, er ist weit lieber Landwirt, Pferdezüchter, Weinbauer, sie sind Grandseigneurs, aber das materielle Übergewicht haben Juden und Deutsche."

„Und in welchem Verhältnisse stehen die Leute auf deinen Besitzungen zu dir, haben sie dir irgendeinen Tribut zu leisten?" erkundigte sich Friedrich weiter.

„Sie haben sich meist schon zuzeiten meines Großvaters und Urgroßvaters von der Frone und sonstigen Diensten losgekauft, viele sind auch in der Revolutionszeit freigegeben worden. Jetzt sind sie meine Pächter. Anders ist es oben im Gebirge, dort ist alles mein: der Grund und Boden, der Wald, die Fischerei und die Mineralien; ja selbst die Häuser, in denen diese armen Schlucker von Slowaken wohnen, gehören dem Grundherrn. Traurige Verhältnisse herrschen dort; ich habe schon viel Zeit und Geld aufgewendet, ihnen aufzuhelfen, aber es ist, als ob man Wasser in einem Siebe sammeln wollte. Schenkt man ihnen Geld, so legen sie sich auf die faule Haut und kommen aus der Betrunkenheit nicht heraus; gibt man ihnen Arbeit, so tun sie gerade so viel, als nötig ist, um sich durch den Verdienst vorm Verhungern zu schützen; versucht man es nun gar, ihr geistiges Niveau durch Anleitung zu heben, so stößt man auf einen störrigen Widerstand. Was macht man mit solchen Menschen? Die Verhältnisse sind so verrottet, daß es eine Gewissenlosigkeit wäre, hier mutlos die Hände in den Schoß sinken zu lassen. Ich meine, im neunzehnten Jahrhundert kann man nicht ruhig zusehen, wie eine ganze Rasse verkommt in Armut, Schmutz, Dummheit und Laster. Könnt ihr mir keinen Rat geben, ihr Weisen, kannst du nicht helfen, Doktor? Hier ist eine tödliche Krankheit, ein wirklicher Marasmus; wenn du hier hilfst, erwirbst du dir ein unvergängliches Verdienst um unsere Gegend, und oben auf dem höchsten Bergesgipfel will ich dir ein Monument errichten lassen, aere perennio."

Burt schwieg eine Weile, den Blick durch die offene Türe ins Freie gerichtet, wo die Dunkelheit der

Sommernacht durch die Blitze eines Wetterleuchtens unterbrochen wurde. Dann sagte er:

„Ich will selbst hinausgehen zu deinen armen Slowaken und zusehen, was sich für sie tun läßt.“

Landskerrotitsch schnellte aus seiner Türkenstellung empor und sprang mit beiden Füßen zugleich auf den Boden.

„Was, du wolltest dich selbst unter diese Gesellschaft mischen!“ rief er, „nein, das sind die Halunken doch nicht wert. Sprichst du wirklich im Ernst?“

„Ja, ich habe mich dazu entschlossen.“

„Aber du ahnst nicht, welch miserable Zustände, welch ekelhaften Schmutz du in ihren Hütten vorfinden wirst; das ist nicht wie hier in den Dörfern, die ihr gesehen habt.“

„Ich habe am Kap in einem Typhuslazarett gearbeitet und in Tiflis eine Choleraepidemie erlebt, Schlimmeres werde ich hier auch nicht antreffen. Wo könnte ich denn wohnen? Das ist die wichtigste Frage.“

„Wohnen — ja das wird schwierig werden, in ihren Hütten, das kann man keinem zivilisierten Menschen zumuten. — Ach, wo habe ich denn meine Gedanken!“ rief Landskerrotitsch plötzlich. „Der shooting box, natürlich! Dort muß er wohnen. Freund, ein herrliches Hotel steht dir zur Verfügung, komfortabel, wetterfest, am Fuße der Berge gelegen, mit herrlicher Aussicht, eine Sommerfrische, wie es keine zweite gibt. Das Ding steht völlig unbenutzt; so findet es doch einmal Verwendung.“

Und Landskerrotitsch berichtete nunmehr, daß er vor Jahren in der Nähe seiner besten Jagdgründe ein Blockhaus habe errichten lassen, für Jagdrendezvous und zur Unterbringung von Jagdgästen bestimmt.

„Dort soll das Hauptquartier sein, der Sitz des kommandierenden Generals in diesem Feldzuge gegen körperliche und geistige Verkommenheit,“ entschied der kleine Graf.

Mit dem ihm eigenen enthusiastischen Eifer für jede neue Idee, ging er dann an den weiteren Ausbau dieses Planes.

Burt, der Hauptbeteiligte, sprach sich nicht weiter über seine Absichten aus; Friedrich erschien es, als sei er schweigsamer und in sich gekehrter als sonst. Überhaupt glaubte er in der jüngsten Zeit eine Wandlung an dem Freunde bemerkt zu haben.

Burt war weicher geworden, es lag etwas wie Resignation in seinem Wesen. Friedrich ertappte ihn sogar einmal auf einer Sentimentalität. Als er ihn lachend darauf aufmerksam machte, hatte Burt ein eigenartiges Lächeln, als wollte er sagen: „Es ist so; ich weiß es selbst, aber den Grund soll niemand erfahren.“

Die scharfe Skepsis, mit der der Arzt in Friedrichs Knabenjahren so oft hervorgebrochen war, die den jugendlichen Freund ebenso oft abgestoßen als angezogen hatte, schien er gänzlich verlernt zu haben.

„Die Jahre machen ihn milder, wie den edlen Wein —“ dachte Friedrich, als er diese Veränderung an dem Freunde konstatierte.

Viertes Kapitel.

Burt brachte seinen Plan schon in den nächsten Tagen zur Ausführung.

Landskerrotitsch hatte Betten für den Arzt und Krätzer, der ihn begleiten sollte, sowie einiges Meublement und Kochgeschirr nach dem Blockhause fahren

lassen. Angelika sorgte dafür, daß es ihrem Gaste in seinem freiwilligen Exil an leiblicher Verpflegung nicht mangele, Burt selbst nahm seinen gesamten medizinischen Apparat: Bücher, Instrumente und Medikamente mit auf die Expedition.

So nach allen Seiten hin vortrefflich ausgerüstet, fuhr der Arzt mit seinem Begleiter zu früher Stunde in dem Break des Grafen ab, von diesem und Friedrich ein Stück Wegs zu Pferde begleitet. Beim Abschied versprachen diese beiden dem Freunde, ihn baldigst in seinem Waldidyll aufsuchen zu wollen.

Burt hatte für sein Unternehmen außer den Gründen, die er dem Grafen und Friedrich gegenüber entwickelt, noch einen anderen, den er verschwieg. Er floh Dzöröneck und die dort versammelte Gesellschaft eines weiblichen Wesens wegen, das sein Herz während der letzten Wochen in lebhafte Unruhe versetzt hatte. Er suchte die Einsamkeit des Walddorfes auf, um sich diesem Einflusse zu entreißen, der ihn wider seinen Willen gänzlich gefangen zu nehmen drohte.

Burt gehörte nicht zu den Naturen, die leicht zu entflammen sind. Er hatte seine Sinnlichkeit während der Jugend durch strenge Zucht scharf im Zügel zu halten gewußt, in dem Fühlen des gereiften Mannes spielte sie eine völlig untergeordnete Rolle. Und wenn es einen Beruf gibt, der dieses Feuer, dem die Phantasie die Hauptnahrung zuführt, im Menschen zu dämpfen vermag, so ist es der ärztliche mit seiner jede Illusion zerstörenden Nüchternheit. Vor dem Auge des Arztes schwinden die Reize des anderen Geschlechtes.

Bei dem weiblichen Wesen, das Burts Liebe gewonnen hatte, spielten die sinnlichen Reize eine sehr untergeordnete Rolle.

Sophie Wangen war nicht schön. Weder ihrem Gesicht noch ihrer Gestalt war das eigen, was der männliche Sinn vorzüglich in der Erscheinung der Frau sucht.

Was das junge Mädchen dem ernsten, nicht mehr jungen Manne so anziehend machte, war schwer zu sagen, ihm selbst war es nicht bewußt.

Jede Neigung wird eben in ihren letzten Gründen stets ein Geheimnis bleiben; man kann die Liebe nicht analysieren, ihrem Wesen läßt sich mit Sonde, Mikroskop oder Seziermesser nicht beikommen.

Vielleicht zog ihn, den kühlen, nüchternen Kopf, an ihr jene geheimnisvolle Tiefe an, die das unergründliche Wesen jeder echten Künsternatur ausmacht.

Er, eine kritisch-skeptische, durchaus nicht intuitive Natur, verdankte alles, was er war, dem logisch scharfen Denken und seiner Ziele bewußten, klaren Wollen, während bei ihr alles unbewußtes Empfinden war; sie schuf und handelte nach innerem Drange, ohne Berechnung, ja scheinbar ohne Zweck.

Vielleicht suchte er instinktiv diesen Gegensatz zu seiner Natur.

Jedenfalls war es für diesen Mann, der sein Handeln und Wollen bisher nur von der Vernunft hatte leiten lassen, und der es gewöhnt war, daß ihm seine geistigen wie seelischen Funktionen völlig Order parierten, etwas Neues, ja Unerhörtes, sich so plötzlich von einer Leidenschaft übermannt zu sehen, die ihm selbst sehr töricht und aussichtslos erschien. Dagegen anzukämpfen war ihm gar keine Zeit geblieben; mit dem Augenblicke, wo er sich seiner Liebe bewußt geworden, war sie ihm auch schon über den Kopf gewachsen.

Burt hatte zwar schon im letzten Winter, wo er hier und da mit Sophie zusammengekommen, Interesse für sie bekundet, das aber mehr ihrer Kunst als ihrer Persönlichkeit, die ihm damals noch völlig unaufgeschlossen war, gegolten. Jetzt, wo ihn das Geschick unter ein Dach mit Sophie zusammengebracht, wurde er durch das räumliche Beisammensein schon dazu geführt, sich mehr um sie zu kümmern.

Sophie drängte sich niemandem auf, ihre seelischen Vorzüge wirkten in ganz ähnlicher Weise, wie die versteckten Reize ihrer Erscheinung, die man beim ersten Anblicke übersah, um sie später um so erstaunter zu konstatieren.

Wie das Auge des Kenners durch das Feuer des echten Steines, so fühlte sich Burt überrascht und entzückt, als ihm die Augen über den wahren Wert dieses schlichten Mädchens aufgingen. Und von da an erwuchs eine Neigung in ihm, die von Tag zu Tag an Größe zunahm.

Von Anfang an war er fest dazu entschlossen, dem jungen Mädchen nichts von seinen Gefühlen merken zu lassen.

Burt hatte niemals ans Heiraten gedacht; er wußte, daß er kein Mann sei, wie sich ihn Frauenherzen zu ersehnen pflegen.

Seine Jugend, die Erfahrungen, die er bereits als Knabe gesammelt, warnten ihn davor, ein Glück in der Liebe zu suchen; und seine ganze Welt- und Lebensanschauung war viel zu ernst, als daß er sich zu einer unbedachten Verbindung hätte hinreißen lassen können.

Nach wie vor hielt er an der Ansicht fest, die er einstmals Friedrich gegenüber ausgesprochen hatte, daß

ein bedeutender Altersunterschied bei Gatten wirkliches Eheglück von vornherein ausschließe.

Und darum war es ihm klar, daß Sophiens Besitz ein unerreichbares Glück für ihn bleiben müsse.

Die übrigen in Dzörröneck Anwesenden ahnten nichts von Burts Gefühlen, mit einer Ausnahme: Angelika.

Zwischen ihr und dem Arzte hatte sich mit der Zeit eine wirkliche Freundschaft entwickelt.

Ihm war die Ursprünglichkeit ihres Wesens, die harmonische Entwickelung dieser durch und durch gesunden Natur sympathisch; sie, die anfangs mehr seine Klugheit und sein Wissen bewundert hatte, lernte bei näherem Bekanntwerden die Gediegenheit seines Charakters kennen, und eine unbegrenzte Achtung begann sie zu erfüllen.

Angelika neigte dazu, nicht allzuviel von den Männern zu halten, vielleicht weil in ihre eigene Natur so viel Männliches gelegt war; jedenfalls war ihr noch niemals ein Mann begegnet, dem gegenüber sie sich gebeugt hätte; ihr Freund war der erste, vor dem sie es im Geiste tat.

Sie suchte den Verkehr mit dem Arzte auf, sie liebte seine gehaltreiche Unterhaltung, und die zurückhaltend gemessene Art, welche eine Eigentümlichkeit seiner Umgangsformen war, tat ihr wohl.

Burt ahnte nicht, wieviel er ihr war; in der Natur dieser Frau waren Tiefen, in die sie keines Menschen Auge dringen ließ.

Angelika kam hinter Burts Herzensgeheimnis durch einen Zufall. Eines Tages fehlte Sophie beim zweiten Frühstück. Man maß ihrer Abwesenheit anfangs keine große Bedeutung bei und glaubte, sie habe sich bei ihrer Arbeit verspätet. Angelika entsann sich, sie am

Morgen, mit Mappe und Malzeug versehen, im Parke erblickt zu haben.

Man war daran gewöhnt, das junge Mädchen selbständig ihrer Beschäftigung nachgehen zu sehen. Der Graf hatte ihr im Dachstock ein kleines Atelier eingerichtet, wo sie in einem bodenartigen Raume durch hohe Mansardenfenster gutes Licht für ihre Arbeit fand. Aber sie zog es vor, sobald Wetter und Beleuchtung draußen günstig waren, im Freien zu arbeiten.

Im täglichen Verkehr der Hausgenossen aber merkte man wenig von Sophie. Sie hatte die Angewohnheit, dem Gespräche anderer mit Aufmerksamkeit zu folgen, ohne sich selbst, außer wenn gefragt, zu beteiligen. So spielte sie bei der allgemeinen Unterhaltung meist die Rolle einer stummen Zuhörerin, aber ihre dunklen Augen hatten für den, der darin zu lesen verstand, eine Sprache.

Das Mahl ging vorüber, und das junge Mädchen erschien nicht.

Angelika schickte nach ihrem Zimmer und dem Atelier, ohne Erfolg. Darauf wurden einige der Dienerschaft in die Umgebung des Schlosses ausgesandt, aber sie kehrten zurück, ohne eine Spur von der Gesuchten entdeckt zu haben.

Da brachte Krätzer atemlos, aus dem Park herbeieilend, die Nachricht, das kleine Boot sei nicht mehr an seinem gewöhnlichen Platze und auch auf der ganzen Wasserfläche nicht zu erblicken.

Diese Kunde alarmierte die Anwesenden.

Angelika, im Bewußtsein ihrer Verantwortlichkeit für Sophiens Wohlergehen, geriet außer sich und machte allen Anwesenden und sich selbst die heftigsten Vorwürfe, daß man sich so wenig um das junge Mädchen bekümmert habe.

Sie wollte selbst hinaus an das Wasser, aber Burt hielt sie davon zurück.

Er versprach Angelika, ihr volle Gewißheit über den Verbleib der Vermißten zu verschaffen, rief Krätzer und einige von dem Hauspersonal herbei und machte sich mit diesen auf den Weg, um den Park und vor allem das Ufer nach Spuren der Vermißten abzusuchen.

Landskerrotitsch, nicht weniger um Sophiens Schicksal besorgt, als Angelika, hatte für sich und Friedrich Pferde bestellt, er wollte an das jenseitige Ufer reiten; es war denkbar, daß sich die junge Künstlerin hinübergerudert haben mochte, vielleicht um dort Aufnahmen zu machen. Das Boot war ja so leicht, daß es eine Dame selbständig lenken konnte.

Landskerrotitsch und Friedrich sprengten davon und gelangten, eine Brücke oberhalb jener seeartigen Erweiterung des Flusses benutzend, schnell ans jenseitige Ufer, das sie abritten.

In der Entfernung sahen sie Burt und Krätzer in einem Boote an der anderen Uferseite entlang rudern.

Da sich ihr Suchen erfolglos erwies, schlug Landskerrotitsch vor, im nächsten Dorfe Nachfrage zu halten. Unterwegs ritten sie an verschiedene, auf den Feldern arbeitende Leute heran, doch diese wollten nichts von der Gesuchten gesehen haben.

Kaum waren sie in die breite Dorfstraße mit ihren kalkbeworfenen, strohbedeckten Häusern eingeritten, als ihnen in einem nach der Straße zu offenen Hofe eine zahlreiche Menschengruppe auffiel, die sich um irgendeinen nicht zu erkennenden Gegenstand des Interesses geschart hielt.

Sie ritten heran und fanden zu ihrem Erstaunen Sophie Wangen mitten in diesem Knäuel von wenigstens

dreißig Zuschauern auf einem Melkschemel sitzend, vor sich den Malblock, einen Kasten mit Aquarellfarben neben sich auf einem Stuhle, ein magyarisches Bauernmädchen porträtierend.

Das Modell hatte offenbar die beste Tracht angelegt, bestehend aus dem roten, goldbordierten Rock, blauer, bis an die Knie reichender Jacke mit Pelzverbrämung und Schnüren, koketten Stiefelchen und runder Pelzmütze.

Sophie war so ganz in ihre Arbeit vertieft, daß sie die Annäherung der Reiter gar nicht bemerkte.

Die gaffende Menge schaute dem Porträtieren mit atemloser Spannung zu. Ein junger Mann, offenbar in Beziehung zu dem Modell stehend, stand hinter der Malerin, ihrem Pinsel mit jenem, dem magyarischen Landvolke eigenen gehaltenen Ernste folgend.

Die Eltern des Mädchens, ein paar behäbige Bauersleute, standen wohlgefällig lächelnd in ihrer Haustür.

Die junge Person selbst konnte hübsch genannt werden.

Ihr bräunlicher Teint erschien matt neben dem Rabenschwarz des Haares. Das Gesicht war ein weiches Oval mit kleinen, mehr niedlichen als großartigen Zügen. Die Formen ihres Körpers wurden durch das Kostüm fast ganz versteckt, die Hände und die gestiefelten Füßchen waren klein und zierlich.

Als Sophie die letzten Pinselstriche geführt und aufblickte, sah sie Landskerrotitsch und Friedrich, die diese Szene mit Vergnügen beobachtet hatten.

Sophie war nicht wenig erstaunt, als sie vernahm, man habe sich im Schlosse ihres Ausbleibens wegen die ernstesten Sorgen gemacht.

Sie erzählte nunmehr den beiden, wie sie hierher gekommen sei.

Sie war am Morgen ausgegangen mit der Absicht, einige Bauernhäuser aufzunehmen, war durch den Park gegangen, hatte den Fluß auf derselben Brücke überschritten, die Landskerrotitsch und Friedrich soeben passiert, und war, immer der Landstraße folgend, in dieses Dorf gekommen.

Hier hatte sie sich an die Skizzierung des baufälligsten und darum groteskesten Hauses gemacht, das sie entdecken konnte.

Unter der Menge, die sich schnell um sie versammelt, war ihr der Kopf eines jungen Mannes aufgefallen, von dem sie schnell eine Skizze genommen. Dieser hatte sein Wohlgefallen an dem eigenen Porträt so offenkundig gezeigt, daß sie es ihm geschenkt.

Darauf kam eins nach dem anderen mit der Bitte um ein Konterfei; sie hatte sich aber mit dem scharfen Blicke der Künstlerin das lieblichste Mädchen herausgesucht, und nachdem man ihr das Staatsgewand angelegt, dieses Bild angefertigt.

Landskerrotitsch ließ sich das Blatt aufs Pferd reichen.

Die weichen Aquarellfarben gaben den matten Teint der magyarischen Schönheit glücklich wieder.

„Und wollen Sie dies dem Mädchen als Spiegel ihrer Schönheit geben?“ fragte der Graf.

„Ich will es der Mutter schenken,“ erwiderte Sophie.

Landskerrotitsch mußte nunmehr das Amt eines Dolmetschers übernehmen, denn die magyarischen Bauersleute wollten sich von der Fremden nichts schenken lassen, hätten das Bild aber trotzdem gern gehabt, und Sophie wiederum weigerte sich, Lohn von ihnen zu nehmen.

„Der Vater dieser Dorfschönheit ist der Biró oder Gemeinderichter und der reichste Mann ringsum; ein stolzerer Bauer ist mir noch nicht vorgekommen. Er fährt mit vier Pferden, deren ich mich nicht schämen würde. Sie müssen ein Gegengeschenk von ihm annehmen," meinte der Graf.

Die alte Bäuerin war inzwischen ins Haus geeilt, und kam mit einem jener bunten, plaidartigen Tücher wieder, welche in Ostungarn so geschmackvoll gewirkt werden. Ihre Tochter mußte es der Malerin anlegen.

„Es gehört zur Ausstattung des jungen Mädchens, das Sie gemalt haben," erklärte Landskerrotitsch, der sich in kordialster Weise mit dem wohlbeleibten Biró unterhielt und dem dieser wie einem Gleichgestellten Antwort gab.

„Sie ist Braut und wird in einigen Wochen heiraten," fuhr er fort, „dort jenen jungen Mann; der Gemeinderichter ladet uns zur Hochzeit. — Aber nun fort, die anderen wissen noch nicht, daß sich das verirrte Lamm inzwischen gefunden hat, und wenden jedes Blättchen im Parke, um zu sehen, ob unsere Künstlerin darunter sitzt. Kommen Sie! Der Bauer wird sich eine Ehre daraus machen, Sie mit seinen Rappen nach Dzöröneck zu fahren."

Und so geschah's. Die Rappen waren schnell vor die Kalesche gespannt, Sophie nahm Platz darin, während der Graf und Friedrich vorauseilten, um die Besorgnis der übrigen abzukürzen.

Angelika wollte ungehalten sein, als sie den Hergang erfuhr, aber die unschuldig bestürzte Miene Sophiens und ihre Versicherung, über dem Malen habe sie die Tischzeit völlig vergessen, entwaffneten sie.

„So gebt ihr schnell etwas Ordentliches zu essen," meinte Angelika, „denn vom Malen wird niemand satt."

„Ich werde ihr eine Uhr schenken," sagte Landskerrotitsch; „wie kann man verlangen, daß sie die Zeit innehält, wenn sie keine Uhr hat."

„Stach, willst du nicht Doktor Burt benachrichtigen," unterbrach ihn Angelika, „daß Sophie gefunden ist?"

„Ach ja, der Doktor," rief dieser, „er hat inzwischen womöglich ein Netz herbeigeeilt und macht einen regelrechten Fischzug nach ihr."

Friedrich war schon hinaus, um Burt die Nachricht zu verkündigen.

Er sah nicht, wie der Schimmer einer großen Freude die ernsten Züge des Freundes erhellte, als er Sophiens glückliche Auffindung erfuhr; auch bemerkte er nicht, wie Röte und Blässe in seinem Gesichte wechselten, als Friedrich auf dem Wege nach dem Schlosse das eben Erlebte wiedergab.

„Und wie war's mit dem Kahn?" fragte Friedrich.

„Wir fanden ihn, natürlich leer, er war ans diesseitige Ufer getrieben," erwiderte Burt. „Vielleicht hat ihn der Wind losgerissen oder der Pfahl war morsch, irgendeine ganz natürliche Ursache — wir haben uns unnütz aufgeregt."

„Meintest du, sie wäre herausgefallen und ertrunken?" forschte Friedrich weiter.

„Ja!" erwiderte Burt und dieses „ja" klang wie das Aufatmen eines von schwerem Kummer Befreiten.

Ins Schloß zurückgekehrt, hatte der Arzt jenen starren Gleichmut wieder angelegt, unter dem er alle tieferen Regungen anderen gegenüber zu verbergen pflegte.

Kein Wort, keine Miene verriet, daß eine Stunde peinvollster Seelenangst hinter ihm lag.

Nur Angelika wußte von diesem Tage an, daß ihr Freund Sophien liebe.

Fünftes Kapitel.

Inzwischen war ein Brief von Frau von Choiseule an ihren Sohn angekommen.

Dieser Brief war Friedrich von Wien aus nachgeschickt worden; noch hatte er seiner Mutter nicht mitgeteilt, daß er in Dzöröneck und somit wieder mit Eva zusammen sei. Er verschob ihre Benachrichtigung davon vielmehr von einem Tag auf den anderen.

Der Brief der Mutter lautete: „Mein Sohn! Möchte ich die Kraft finden, in diesem Briefe eindringlich zu Deinem Gewissen zu sprechen.

„Bist Du noch mein Sohn, derselbe, dessen Ehrenfestigkeit bisher mein Stolz gewesen? Oder bist Du mir vertauscht worden? Hat eine teuflische Gewalt Macht über Dich gewonnen? — Mörner war bei mir, er hat mir alles erzählt. Dein Brief aus Wien war in meinen Augen weiter nichts, als eine Deiner unwürdige Beschönigung des Geschehenen. Erregung, Kummer über das, was ich vernahm, haben mich aufs Krankenlager geworfen; ich bin kaum soweit hergestellt, daß ich die Feder führen kann, aber Entrüstung und Sorge um Dich drückt sie mir in die Hand. So also erfüllst Du Deine Versprechungen, hältst Du Dein mir gegebenes Wort! O, daß ich damals meinen Argwohn einschläfern ließ, wie bitter bereue ich es jetzt; aber wem soll man denn noch trauen, wenn

nicht dem eigenen Kinde. — Diese ganze Zeit über hast Du mich hintergangen, mich in falscher Sicherheit erhalten, ich ahnte nichts Böses, bis ich mit einem Male erfahren muß: Eva ist ihrem Manne davongelaufen und Du ihr Verführer — und da wagst Du noch von Deinem guten Recht zu sprechen, wie mir Mörner berichtet. — Friedrich, wie weit ist es mit Dir gekommen, wie müssen sich Deine Begriffe von Recht und Sittlichkeit verwirrt haben. Du willst Mörner zwingen, daß er sich von seiner Frau scheiden läßt, willst die Bande mit frevelnder Hand sprengen, mit denen Gott diese beiden Menschen für alle Ewigkeit verbunden hat! — Friedrich, wache auf, Du bist in einem bösen Traum befangen, besinne Dich wieder auf Dich selbst! Weißt Du denn, was Du angerichtet hast? Ich wünschte, ich hätte Dich vor Mörner stellen können, als er hier bei mir war und mir von seinem Jammer erzählte; Friedrich, sein Herz ist gebrochen, er ist ein unglücklicher, elender Mann. Er hat diese Eva wirklich geliebt, aber nicht der Verlust beugt ihn so tief; die Schande ist es, ihre, Deine, seine eigene Schande. Von mir selbst will ich im Angesichte eines solchen Kummers nicht sprechen; aber ich bin alt, mein Sohn — willst Du mich durch Gram schneller ins Grab bringen?

„Ich rufe Dir zu: Friedrich, halte ein auf dieser Bahn, sie führt zum Abgrund, nie kannst Du mit dieser Frau glücklich werden; ihr Besitz wird Dir wie der eines unrechten Gutes auf der Seele brennen! Es gibt ein einziges Mittel, das Dich und sie vom Verderben retten kann: Umkehr. Sage nicht, daß es schon zu spät dazu sei. Der Mann, den Ihr betrogen habt, hat ein Herz von wunderbarer Güte, und Gott hat ihm herrliche Langmut geschenkt; er will der ungetreuen

Gattin und Dir verzeihen, wenn sie jetzt noch an seine Seite zurückkehrt.

„Weise die dargebotene Hand nicht zurück, versuche gut zu machen, was Du gefrevelt, führe die Verirrte zu dem rechtmäßigen Gatten zurück, dann sollen Dir meine mütterlichen Arme offen sein wie ehemals. Deine Mutter."

Dieser Brief seiner Mutter weckte in Friedrich alles, was er an Sorgen und Bedenken geflissentlich unterdrückt hatte.

Daß sich seine Mutter mit seinem Verhältnisse zu Eva nicht versöhnen würde, hatte er voraus gewußt, aber daß sie so schroffe Worte gegen ihn brauchen werde, hatte er nicht erwartet. Wie viel schärfer würde sie sein Tun verurteilen, wenn sie erst erfuhr, daß er jetzt mit Eva unter einem Dache weile; mußte das nicht den vollen Bruch zwischen ihnen herbeiführen?

Und wenn er nun Dzöröneck verließ, würde sich Eva in eine abermalige Trennung schicken? Hatte sie nicht erklärt, ihm nachreisen zu wollen, wohin er auch immer gehen werde? Oder konnte Eva von hier gehen? Wo sollte sie sich denn hinwenden, wenn ihres Bleibens hier nicht länger war?

Es war dies ein Dilemma, aus dem er keinen Ausweg sah.

Hierzu gesellten sich Sorgen anderer Art für ihn.

Seit Eva ihren Gatten verlassen, hatte er für ihre Ausgaben aufzukommen. Alles, was sie ihr eigen genannt, war in Berlin, im Besitze ihres Gatten zurückgeblieben, und es war nicht anzunehmen, daß dieser sich eines solchen Pfandes gutwillig begeben werde. Eva fehlte es daher, als sie nach Dzöröneck kam, am notwendigsten. Statt sich nun in dieser Kalamität an

Angelika zu wenden, was sicherlich das Natürlichste für sie gewesen wäre, bat sie ihre neue Freundin, die Oblonska, um Rat. Diese nannte ihr sofort Adressen von Konfektionshäusern in Pest, Krakau und Lemberg, bei denen Eva dann unter Mitwirkung der Prinzeß ihre Bestellungen machte.

Hüte, Sommertoiletten, Wäsche, Schuhe, Schirme, Bänder, Essenzen und unzählige andere Artikel, welche das Arsenal einer Frau ausmachen, kamen an, alles aufs reizendste und eleganteste nach den neuesten Pariser und Wiener Moden; aber die Rechnungen lagen dabei und wollten bezahlt sein. Es war ein peinlicher Augenblick für beide Teile, als Eva ihm diese Rechnungen zu übergeben hatte, und Friedrich mußte eine größere Summe bei der Bank in Berlin erheben, um sie begleichen zu können.

Je kleinlicher derartige Sorgen ihrer Natur nach waren, desto peinigender wirkten sie auf Friedrich. Sein Leben hatte eine ganz andere Wendung genommen, als er ihm selbst zu geben geglaubt. Er hatte alle diese Möglichkeiten bei seinen Zukunftsträumen übersehen.

So geht es uns, wenn wir in das gelobte Land der Zukunft blicken, wir sehen nur die luftigen Gipfel des Daseins von der Sonne der Hoffnung rosig erleuchtet, aber die dunklen Täler mit ihren steinigen Wegen und Dornenhecken erkennen wir nicht.

In diese Sorgen fiel der Brief Frau von Choiseules; er machte Eindruck auf Friedrich.

Nicht daß er den von der Schreiberin beabsichtigten Erfolg gehabt hätte, Friedrich zur Lösung seines Verhältnisses zu Eva zu veranlassen; das wollte und konnte er nicht tun; er mußte auf dem einmal betretenen Wege weiter, eine Umkehr gab es für ihn nicht mehr. — Das

sagte er sich selbst in Augenblicken kühlster Erwägung, wo sein Denken von Leidenschaft unbeeinflußt war. Aber dieser Brief wurde ihm zum Sporn, seine Energie anzuspannen, auf Mittel und Wege zu sinnen, um aus der Unklarheit der gegenwärtigen Lage heraus zu kommen, Schritte zu tun auf das Endziel seiner Bestrebungen zu: die legale Verbindung mit Eva Mörner.

Er richtete einen Brief an Evas Gatten, in dem er diesem von neuem das Ansinnen stellte, die Scheidung einzuleiten; er wiederholte alle die Gründe, welche er bei seiner letzten Zusammenkunft mit Mörner vorgebracht hatte, und fügte neue hinzu. Am Schlusse erklärte er, im Falle Mörner auf seinen Vorschlag nicht eingehen werde, würde er Eva veranlassen, ihrerseits die Scheidungsklage anzustellen, was immer daraus resultieren möge.

Den Brief seiner Mutter ließ er vorläufig unbeantwortet. Er fühlte, daß er nichts Neues zur Erklärung und Entschuldigung seines Verhaltens anzuführen habe. Die alten Gründe wollte er nicht nutzlos wiederholen, und einen Brief mit leeren Redensarten an seine Mutter zu schreiben vermochte er nicht.

Aber der Hauptgrund, warum er ihr nicht antwortete, war der: er wünschte, seiner Mutter möge es so lange wie möglich verschwiegen bleiben, daß er mit Eva an ein und demselben Orte weile. Bis jetzt ahnte sie davon ja noch nichts; das hatte ihm ihr Brief bewiesen.

* * *

Wenige Tage nachdem Burt Dzöröneck verlassen, machten sich auch Landskerrotitsch und Friedrich auf, um die vom Grafen projektierte Fahrt nach Ungarn anzutreten.

Neben dem von Anfang ausgesprochenen Plan, Friedrich mit Land und Leuten bekannt zu machen, damit er in seiner Schrift ein möglichst wahrheitsgetreues Abbild des ungarischen Lebens geben könne, verfolgte der Graf noch einen kleinen Nebenzweck mit dieser Tour, den er niemandem verriet, ja sich selbst kaum eingestehen wollte.

Schon seit einiger Zeit fühlte der kleine Graf das rege Bedürfnis, mit seinen Standesgenossen wieder auf besseren Fuß zu kommen, mit den alten Freunden und Bekannten von neuem anzuknüpfen.

Er hatte, über den geselligen Mißerfolg, den er nach der Verheiratung mit Angelika erlitten, verstimmt und entrüstet den Verkehr mit all den Kumpanen seines Junggesellenlebens jäh abgebrochen; ja er war noch weiter gegangen, im Ärger über eine nichtige Rangstreitigkeit, die er mit einem Standesgenossen gehabt, war er aus der Magnatentafel, der er als geborenes Mitglied angehörte, mit großem Eklat ausgetreten. Eine Zeitlang hatte er sich in der Rolle des Grollenden äußerst interessant und darum wohl gefühlt.

Aber allmählich wurde seine lebhafte, abwechselungs- und umgangsbedürftige Natur der Vereinsamung, welche er sich selbst geschaffen, überdrüssig. Er war nicht veranlagt, ein Timon zu werden.

Seine ursprüngliche Verliebtheit in Angelika hatte sich mit der Zeit doch abgekühlt, er war ihr noch immer in Liebe und Bewunderung zugetan, aber die Flitterwochenstimmung hatte selbst für ihn aufgehört, ja manchmal fühlte er sich vor ihrer Überlegenheit, der völlig sich unterzuordnen früher sein höchstes Glück ausgemacht, etwas bedrückt. Trotzdem wollte er den Schein des ehemaligen Zustandes noch immer aufrecht

erhalten, er überbot sich in Galanterien seiner Frau gegenüber, aber Angelika schnitt diese „Faxen", wie sie sein Gebaren bezeichnete, meist in brüsker Weise ab.

Als er jetzt mit Friedrich diese Reise, für die mehrere Wochen in Aussicht genommen waren, antrat, war Angelika über die Entfernung der beiden Männer vom Hause aus mehr als einem Grunde zufrieden, und der Graf atmete mit vollen Zügen die langentbehrte Luft völliger Ungebundenheit ein.

Landskerrotitsch führte seinen Begleiter zunächst über Kaschau nach Pest. Dort hielten sie sich nur so lange auf, daß Friedrich die Sehenswürdigkeiten der Stadt: die Radialstraße mit ihren Palästen, die Oper, das Volkstheater, die Bildersammlung kennen lernen konnte.

Da aber der Graf beim Anblick der menschenwimmelnden Plätze und der belebten Straßen ein über das andere Mal in den Ruf ausbrach: „Kein Mensch ist um diese Jahreszeit in Pest, wahrhaftig kein Mensch!" so verließen sie die Hauptstadt und begaben sich an den Plattensee, wo sich denn auch in dem reizenden Balaton-Füred ein kleiner Kreis derer vorfand, die Landskerrotitsch als wirkliche Menschen anerkannte: die beau monde von Pest und ganz Ungarn.

Nachdem der kleine Graf hier von der Gesellschaft als ein zur Herde zurückgekehrtes Lamm mit besonderem Jubel aufgenommen worden war, und Friedrich reichliche Gelegenheit gehabt hatte, Zigeunermusik zu hören, Tschardas tanzen zu sehen und von champagnerberauschten Kavalieren geküßt und „Bruder" genannt zu werden, nachdem er ferner erlebt, wie ein junger Magnat ein Vermögen am Spieltisch verlor, und einem Säbelduell beigewohnt, das den blutigen, aber nicht

tödlichen Abschluß einer Liebesaffäre bildete, und er somit die wichtigsten Momente im geselligen Leben jenes Landes aus eigener Anschauung kennen gelernt, reisten sie vom Plattensee weiter über das altertümliche Veszprim und Stuhlweißenburg zur Donau. Mit dem Dampfer ging's den herrlichen Strom hinab bis Peterwardein, von dort wurde ein Abstecher gemacht nach Temesvar. In der fruchtbaren Theiß-Ebene reisten sie dann langsam von Stadt zu Stadt, gelegentlich wurden die Sitze ungarischer Edelleute aufgesucht, wo man die beiden mit echt magyarischer Gastfreundschaft aufnahm, das heißt ihnen vorsetzte, was Küche und Keller barg, ihnen alles zeigte, was man besaß, dafür aber auch die unbeschränkteste Bewunderung des Gesehenen geradezu diktatorisch von den Gästen forderte, um sie gelegentlich zur Nachtzeit im Hazard tüchtig zu rupfen.

Gerade bei dieser zwanglosen Art des Reisens, meist im offenen Wagen durchs Land fahrend, bekam Friedrich einen guten Einblick in die ländlichen Verhältnisse Ungarns.

Er schrieb seine Eindrücke frisch und unmittelbar, wie er sie gewann, nieder.

Ein Berliner Blatt brachte sie als „Reisebilder aus Ungarn". Nach Dzörönecк zurückgekehrt, beabsichtigte er, diese Skizzen weiter auszuarbeiten. Er wollte dann den bisher nur tagebuchartigen, locker gefaßten Inhalt nach bestimmten Gesichtspunkten einteilen, ihm nach vorausgegangenen, eingehenderen Studien einen mehr wissenschaftlichen Hintergrund geben und so die bis jetzt lose herumflatternden Blätter zu einem wirklichen Buche zusammenheften.

Während des Ausfluges der beiden Herren, der

etwa vier Wochen in Anspruch nahm, waren die Damen allein zu Hause.

Angelika machte in dieser Zeit den Versuch, Eva ein wenig für die Wirtschaft zu interessieren; sie glaubte, Kenntnisse auf diesem Gebiete könnten der jungen Frau für die Zukunft nicht schaden. Aber Eva, die sich anfangs begeistert für den Gedanken gezeigt hatte, ließ bald in ihrem Eifer nach. Als Entschuldigung brachte sie vor, daß ihr das Talent zur Wirtschaftlichkeit von Natur versagt sei.

Die Wissenschaft, wie man einen Kuchen von Blätterteig mit Johannisbeerfüllung zubereite, von dem Friedrich einmal gesagt hatte, er esse ihn gern, war der einzige sichtliche Erfolg, welchen sie aus dieser Lehrzeit davontrug.

Dafür widmete sie sich jetzt nach längerer Unterbrechung mit großem Fleiße der Ausbildung ihrer Stimme.

Einen großen Teil des Tages brachte sie in Gesellschaft der Oblonska zu. In je intimeren Verkehr sie aber mit dieser trat, um so mehr kühlte sich ihr Verhältnis zu Angelika ab.

Die Prinzeß verstand es, ihre Abneigung gegen die Gräfin hinter geschmeidigem Wesen und korrekten Formen zu verbergen: ihrem diplomatischen Talente war es zu verdanken, daß es zwischen diesen vier so grundverschieden gearteten Frauen, die jetzt in Dzöröneck zusammenlebten, niemals zu einer Reibung kam.

Aber obgleich sie sich wohl hütete, offen gegen die Herrin des Hauses Front zu machen, so wußte die Oblonska doch Eva ganz allmählich von ihrer Liebe für die früher so schwärmerisch verehrte Freundin abzubringen.

Angelika durchschaute das Treiben der alten Intrigantin und ließ sie gewähren; sie fühlte sich erhaben über dergleichen kleinliche Rankünen.

Aber in ihrem Fühlen für Eva, die sie früher wirklich gern gehabt hatte, war nach diesen neuesten Erfahrungen eine starke Abkühlung eingetreten.

Die Prinzeß sorgte dafür, daß Eva die Zeit nicht allzu lang wurde.

In der Bibliothek des Schlosses war vor allem die französische Literatur gut vertreten und eine Kollektion der namhaftesten französischen Romane vorhanden.

Eva hatte in der Schweizer Pension, in welcher sie den größeren Teil ihrer Mädchenjahre verbracht, Französisch wie ihre Muttersprache zu sprechen und zu verstehen gelernt.

Sie überließ es der Prinzeß, aus dem vorhandenen Bücherschatze die geeignetsten Bände zur gemeinsamen Lektüre auszuwählen.

Eva hatte niemals Gelegenheit gehabt, in Wirklichkeit die düstersten Nachtseiten des Lebens kennen zu lernen. Sie besaß eine gewisse mädchenhafte Naivität, die ihr das Leben als verheiratete Frau und selbst die Liebe Friedrichs nicht zu rauben vermocht hatten.

Um diese Naivität war es jetzt, dank dem intimeren Umgange mit der Oblonska, geschehen. Wenn sie einer Führerin auf schlüpfrigem Gebiete bedurfte, so hätte sie keine bessere finden können als die neue Freundin.

Die Prinzeß hatte inzwischen aus Eva alles herausgelockt, was sie über deren Vorleben und vor allem über ihr Verhältnis zu Friedrich wissen wollte.

Diese ganze Angelegenheit war der Alten äußerst interessant und völlig neu.

Ein Liebespaar, wo die Frau dem Manne durchgegangen, und das nach einem Vierteljahre noch nicht weiter als bis zum Kusse gekommen, war etwas für sie noch nicht Erlebtes.

Diese Erfahrung bestätigte für sie eins ihrer eigenen Bonmots, das ihr in Pariser Cerclen viel nachgesprochen worden war: daß nämlich die Deutschen eine Kreuzung von Stockfisch und Eisbären seien.

Sie sah es gewissermaßen als ihre Pflicht an, den jungen Leuten über ihre Schüchternheit hinweg zu helfen und vor allem diese junge Frau in ihrer lächerlichen Ignoranz über die wissenswertesten Dinge aufzuklären.

Sie fiel nicht plump mit der Tür ins Haus, ganz allmählich zog sie vor Evas Augen einen Schleier nach dem anderen weg.

Die französische Sprache eignet sich zu einem solchen Geschäfte wie keine andere; selbst der äußersten Gemeinheit verleiht sie noch einen Schimmer von Grazie.

Man mußte es der Oblonska lassen, sie verstand amüsant und geistvoll zu unterhalten.

Mit Vorliebe erzählte sie aus der Zeit ihrer Pariser Triumphe, aber was sie davon vorbrachte, waren nicht etwa bloße ruhmrednerische Flunkereien; sie hatte feine, gesellschaftliche Beobachtungen gemacht, wußte zu charakterisieren und hatte den Franzosen jene Kunst abgelernt, selbst die einfachsten Vorgänge pointenreich und darum packend zu schildern.

Eva war durch sie fasziniert; an ihrer Seite schienen die Stunden nur so hinzufliegen.

Sie glaubte wirklich, durch den Umgang mit der Prinzessin zu profitieren, und war naiv genug, die Routine dieser Frau als Lebensweisheit anzustaunen.

Eva ahnte nicht, daß sie mit diesen Erzählungen,

denen es sich so angenehm und leicht zuhörte, ein Gift einsog, das, einmal aufgenommen, nie wieder gänzlich aus dem Blute weicht.

An verschiedene Eigenheiten der Oblonska, die Eva anfangs sonderbar berührten, hatte sie sich bald gewöhnt.

Früh brauchte diese Dame mehrere Stunden zur Toilette und kein indiskretes Auge durfte dann in ihre Geheimwerkstatt dringen, ehe das Kunstwerk ihrer Erscheinung fertiggestellt war.

Wohlfrisiert, rosig, duftend, mit glänzenden Augen, tadellos geradem Rücken und jenem wohlberechneten Lächeln, das nur den vorderen, unechten Teil ihrer Zahnreihen sehen ließ, trat sie dann unter die anderen Hausgenossen, nahm ihr verspätetes Frühstück ein, las den „Figaro" und andere Blätter, die der Graf hielt und unternahm dann einen Spaziergang mit Eva, wo sie über große wie kleine Dinge mit derselben Grazie zu plaudern wußte.

Dann, um der Mittagshitze aus dem Wege zu gehen, ging man ins Schloß, gewöhnlich um auf dem Zimmer der Oblonska zu lesen.

Nach dem Luncheon zog sich die Prinzessin auf einige Stunden zurück, während Eva ihren Gesang zu üben pflegte.

Zum Diner erschien die alte Dame dann wieder in einer anderen Robe. Den Abend widmete sie der allgemeinen Gesellschaft.

Die Oblonska war eine starke Raucherin.

Sie bevorzugte Zigaretten von feinparfümiertem türkischem Tabak, die sie mit großem Geschick, unglaublicher Geschwindigkeit und in appetitlichster Weise selbst anfertigte. Sie benutzte dazu eine flache, silberne

Dose, das Geschenk eines Prinzen von Geblüt, wie sie Eva gegenüber gelegentlich erwähnte, dessen Wappen man auf dem Deckel eingraviert erblicken konnte.

Andere eigentümliche Gegenstände, die mit ihrer Existenz unzertrennlich verbunden zu sein schienen, waren: ein Riechfläschchen, ein Rosenkranz, das Bildnis ihres Schutzheiligen en miniature, ein Batisttaschentuch und ein Büchschen mit Cachous.

Während Eva vorlas, saß sie meist in ihren Armstuhl zurückgelehnt, all die genannten Dinge bei sich in einem Pompadour, an einer Mitra arbeitend, welche sie in Goldstickerei auf weißem Grunde für den Erzbischof von Krakau ausführte.

Trotz der frivolen Freigeisterei, die ihr noch aus einer früheren Epoche ihres Lebens anhaftete, war die Oblonska eine bigotte Katholikin.

Um ihre religiösen Bedürfnisse zu befriedigen, fuhr sie öfters nach der nächsten Stadt zur Messe, Predigt, Beichte oder Kommunion.

Ein und das andere Mal bewog sie auch Eva dazu, sie zu begleiten.

Diese konnte sich dann nicht genug verwundern, wie peinlich die Prinzessin alle Formalitäten des Gottesdienstes erfüllte, wie sie sich mit Weihwasser besprengte, das Kreuz schlug, und welche Ausdauer dieselbe Frau im Knien und Respondieren bewies, von deren Lippen sie zu anderen Zeiten Äquivoken und Blasphemien der stärksten Art zu hören bekam.

So vergingen die Wochen, während Friedrich und der Graf abwesend waren, schneller und angenehmer für Eva, als sie erwartet hatte.

Von Friedrich erhielt sie hin und wieder indirekte Kunde aus Briefen des Grafen an seine Gattin.

Friedrich hatte ihr beim Abschied erklärt, ihr nicht schreiben zu wollen, und seinen Vorsatz auch gehalten; er hielt es besonders in Rücksicht auf Angelika für geboten, die Reserve, die er sich bisher in seinem Verkehr mit Eva auferlegt hatte, auch weiterhin aufs strengste zu wahren.

Friedrich wußte sehr wohl, daß es für Angelika ein Abweichen von ihren eigentlichen Prinzipien bedeutete, wenn sie ihm und Eva ein gemeinsames Asyl in ihrem Hauswesen einräumte, eine Handlungsweise, die ihr leicht dahin ausgelegt werden konnte, als begünstige sie einen Skandal.

Er war ihr dankbar für den Mut, sich über die Möglichkeit derartiger Verdächtigungen hinwegzusetzen, und vor allem für das Vertrauen, welches sie in seine Ehrenhaftigkeit und Evas Anstandsgefühl setzte.

Er wollte ihr seine Dankbarkeit durch ein peinliches Beobachten aller Forderungen der guten Sitte beweisen; sie sollte auf keinen Fall Grund haben, sich zu beklagen, daß er das in ihn gesetzte Vertrauen getäuscht habe.

Seine Zurückhaltung war jedoch sehr wenig nach Evas Geschmack, und besonders seit die verfänglichen Lehren der Oblonska mehr und mehr bei ihr zu wirken begannen, fing sie an, Friedrichs Verhalten als lächerliche Pedanterie zu betrachten.

Ein Brief des Grafen zeigte seine und Friedrichs Ankunft für den nächsten Tag an.

Mit derselben Post erhielt Eva einen Brief aus Berlin, dessen großes Format und amtliches Siegel sie in Erstaunen setzten.

Der Inhalt erschreckte sie noch mehr als das Äußere: Es war ein „Rückkehrbefehl" vom Berliner

Amtsgericht, durch den sie aufgefordert wurde, umgehend zu ihrem Gatten nach Berlin zurückzukehren.

Da sie die übertriebensten Begriffe von der Machtsphäre und den Befugnissen eines Gerichtes hatte, befürchtete sie das Schlimmste.

Friedrich fand sie bei seiner Rückkehr in größter Aufregung, die sich in ihren Gesichtszügen, obgleich sich Eva zu beherrschen suchte, unverkennbar ausprägte.

Sobald sie sich ohne Zeugenschaft Dritter sah, legte sie ihm das gerichtliche Schreiben vor. Während er es durchlas, hing sie mit gespannten Blicken an seinen Zügen.

Zu ihrem Erstaunen zeigte Friedrich nicht das geringste Zeichen von Erregung. Ruhig faltete er das Papier zusammen und gab es ihr zurück.

„Das hat gar nichts zu bedeuten," sagte er. „Ich hatte etwas dergleichen längst erwartet."

„Wirklich, Friedrich. — Ach, wie froh bin ich!" rief sie aufatmend.

„Du glaubtest wohl, Häscher würden hier erscheinen, dich in Banden schlagen, um dich direkt nach Berlin ins Gefängnis zu transportieren?" meinte er lachend.

„Ach, ich verstehe ja so wenig von all diesen schrecklichen Dingen. — Kann mir denn wirklich nichts passieren?" fragte sie, noch immer nicht ganz beruhigt.

„Nicht das Geringste," erwiderte er. „Laß das Ding da nur völlig unbeachtet; und wenn sie noch ein Dutzend solcher Wische schicken, du kümmerst dich nicht darum. Mörner soll sehen, daß wir fest auf unserem Willen bestehen; mit der Zeit wird er dann wohl zu der Einsicht kommen, daß er nachgeben muß."

Sechstes Kapitel.

Burt weilte bereits über einen Monat in seinem freiwilligen Exil. Einige Male hatte er Krätzer mit Nachrichten nach Dzöröneck geschickt, er selbst war nie dorthin gekommen. An den Grafen hatte er geschrieben, daß er vollauf zu tun gefunden habe und vorläufig seinen Posten nicht verlassen könne.

Nachdem Landskerrotitsch von seinem Ausfluge zurückgekehrt war, erinnerte er sich seines Versprechens, den Freund aufsuchen zu wollen.

Einige Wegstunden von Burts jetzigem Aufenthaltsorte, da, wo das Terrain die Gebirgsnatur verliert und beinahe unvermittelt den Charakter der Pußta annimmt, zog sich ein Gürtel von Sümpfen und Morästen hin, gespeist vom Regen und einigen Gebirgsbächen, die in der regnerischen Jahreszeit wilde Sturzbäche, im Sommer aber schwache Rinnsale waren.

Mit dem Besuche bei Burt gedachte Landskerrotitsch einen Jagdausflug in diese an Wasservögeln überreichen Sümpfe zu vereinigen.

Am zweiten Tage sollten dann die Damen nachkommen, um sich mit den Herren bei jenem Blockhause, in dem Burt gegenwärtig hauste, Rendezvous zu geben.

Landskerrotitsch und Friedrich, die bald nach dem Luncheon in Dzöröneck abgefahren waren, trafen am späten Nachmittage bei der Jagdhütte ein.

Das Haus war verschlossen, und auf ihr Klopfen antwortete niemand.

„Er ist ausgeflogen," sagte der kleine Graf, „wer weiß, welche Wunderkur er vor hat. Komm, wir wollen uns inzwischen hier ein wenig umsehen; von dort oben

ist eine gute Aussicht, wenn du den steilen Weg nicht scheust."

Er wies auf einen waldbestandenen, kegelförmigen Hügel, über dessen höchsten Fichtenwipfeln die Sonnenscheibe eben noch tanzte.

„Laß uns die Büchsen mitnehmen," sagte Landskerrotitsch umkehrend, „wozu haben wir sie denn. Ein bewaffneter Spaziergang ist immer amüsant, auch wenn man nichts schießt; da oben sind Wildkanzeln, vielleicht läuft uns etwas vor den Lauf."

„Auf was wird denn geschossen?" fragte Friedrich.

„Auf Hirsch, Reh, Damwild, Schwarzwild, Wolf und Bär," erwiderte der Graf. „Lache nicht, eine viertel Meile von hier hat der Pötöfy Paul einen wirklichen Bären geschossen."

„Habt ihr denn hier gar keine Schonzeit?" forschte Friedrich weiter.

„Wer den Stuhlrichter zum Freunde hat," erwiderte Landskerrotitsch mit verschmitztem Augenzwinkern, „kann in Ungarn alles tun."

Sie nahmen die Büchsen, welche im Wagen geblieben waren, aus ihren Futteralen und schritten der waldigen Anhöhe zu.

Bei der ersten Kanzel, die etwa fünfzehn Meter über dem Boden in dem Geäste einer mächtigen Kiefer angebracht war, machte Landskerrotitsch Halt und hieß Friedrich auf der Treppe hinaufsteigen.

„Ich gehe noch weiter bis zur nächsten Kanzel; wir kümmern uns nicht umeinander, hörst du, und auf alles, was rauch ist, wird hingehalten. Wenn's mit dem Büchsenlichte aus ist, steigen wir wieder hinunter."

Auf der Plattform angelangt, stellte Friedrich die Büchse beiseite; er glaubte nicht daran, daß er heute

noch zum Schusse kommen werde, und zog es vor, sich dem Genusse der Aussicht hinzugeben.

Er hatte von seinem erhöhten Standpunkte aus einen guten Ausblick nach allen Seiten.

Er stand auf diesem Hügel, wie auf der untersten Stufe eines riesigen Amphitheaters. Hinter ihm türmten sich mächtige Gebirgsmassen auf: zerklüftet, starr, unbewaldet, der kahle Fels. Nach rechts und links schoben sich die sanfteren Formen bewaldeter Höhen vor, in Hügelland verlaufend, mit Waldwiesen, Häuschen mit grauen Strohdächern hier und da verstreut, die sich aus der Entfernung wie Haufen ausnahmen, die der Maulwurf aufgestoßen. Jenseits des Hügellandes sah Friedrich einen Ausschnitt der Ebene, wie eine Palette flach und bunt. Die Pußta war noch hell beleuchtet von der Sonne, während in den Gebirgstälern schon die Abenddämmerung webte. Hier und da blitzte unter den stumpferen Farben der Felder und Wiesen der Silberblick eines Gewässers auf, wie ein in die Landschaft eingelassener Spiegel.

Unmerklich wandelten sich die hellen Tagestöne in die matteren des Abends um. Die Gegenstände mit ihren scharfen Konturen verschwanden und machten fahlen Lichtern und verhüllenden Schatten Platz.

Dann brach am Himmel urplötzlich eine dunkle Glut aus, deren Quell unsichtbar war, denn sie, die Lichtspenderin, war schon verschwunden dort, wo die Erde rund wurde; wie Leuchtfeuer flammten die obersten Gipfel der Berge jetzt auf, sie, die bisher starr und kalt auf das Leben in der Tiefe geblickt, nun kam ihre Stunde. Sie durften der Scheidenden nachblicken und von ihr den Flammenkuß empfangen, wenn ringsum längst das Düster herrschte; bis auch sie wieder er-

falteten und ihre grauen Felsengesichter leichenhaft in den Abendhimmel hinausstarrten.

Plötzlich ertönte ein Schuß und störte diesen Abendfrieden.

Friedrich schrak unwillkürlich zusammen und griff nach dem Gewehre. Weg war alles Interesse für das Naturschauspiel; der Schußneid und damit der Jagdeifer waren in ihm rege geworden.

Gespannten Auges und Ohres lauschte er. Im letzten Dämmerlichte konnte er gerade noch die Umrisse der Bäume und Sträucher in der nahen Umgebung erkennen, alles übrige verschwamm bereits in große, zusammengeballte Massen.

Da ein Knacken, als ob ein dürrer Zweig zertreten worden sei.

Friedrich fühlte das Blut in einer heißen Welle vom Herzen zum Kopfe dringen, atemlos spannte er weiter.

Dort im Gestrüpp bewegte sich etwas, jetzt schien es Halt zu machen.

Friedrich dachte an die Aufforderung des Grafen, auf alles zu schießen, und riß das Gewehr zur Backe; ohne richtig abzukommen, drückte er los.

Gleich nach dem Schuß ein Knacken und Brechen, und Friedrich sah ein Tier, wie er jetzt genau zu erkennen glaubte, einen Rehbock mit hohen Sprüngen über das Niederholz setzen und in der Dunkelheit verschwinden.

Mit dem ärgerlichen Bewußtsein, gefehlt zu haben, stieg er von der Kanzel herab.

Ein Jodler belehrte ihn, daß Landskerrotitsch sich nähere.

„Hoffentlich hat er wenigstens auch gefehlt," dachte Friedrich in seinem Mißmute.

Die Gestalt des kleinen Grafen wurde sichtbar, er zerrte und schleifte etwas Großes, Dunkles hinter sich am Boden her.

„Was Teufel, ein Bär!" rief Friedrich aus.

„Nein, kein Bär, aber ein kapitaler Keiler," erwiderte ihm der keuchende Graf.

Friedrich eilte zu ihm und betrachtete den Eber mit seinen struppigen, schwarzbraunen Borsten und dem grimmigen Gebräche, aus dem der rote Schweiß troff.

„Ich konnte nicht auf die Kanzel," erzählte der glückliche Schütze und wischte sich den Schweiß von der Stirn, „die Treppe war zusammengebrochen; ich blieb also unten und deckte mich durch einen dicken Baum. Da hör' ich auf einmal ein Stampfen und sehe auch schon den Schwarzrock gerade auf mich loskommen, als wolle er mich mitsamt dem Baume über den Haufen rennen. Als ich anlegte, bekam er mich weg und wollte ausbiegen, aber da lag er auch schon im Feuer. — Nun und was hast du denn gemacht?"

„Ein Loch mehr in die Luft geschossen," erwiderte Friedrich mit erheuchelter Gleichgültigkeit.

„Was war's denn?"

„Ein Stück Rehwild, ich glaube ein Bock, er ging gesund ab; aber wer soll denn bei solcher Dunkelheit etwas erkennen!"

„Schade, der Rücken hätte uns morgen gut zum Souper gepaßt, wenn die Damen hier sind."

Und Friedrichs schlechte Laune bemerkend, fügte der Graf schnell hinzu: „Tut nichts; für morgen verspreche ich dir hundert Gelegenheiten, um die Scharte

auszuwetzen. Hilf mir jetzt den Schwarzen runterschaffen."

Unten wußte man bereits von ihrer Ankunft.

Krätzer war mit dem Kutscher dabei, die Pferde in einem schuppenartigen Nebengebäude zu versorgen, während Burt drinnen im Hause den Tisch für das Abendbrot ordnete.

„Wohlan, Robinson Crusoe!" rief Landskerrotitsch von draußen herein, „Fremde sind angekommen auf deiner Insel, keine Menschenfresser, aber doch sehr hungrige Gäste."

Burt trat ins Freie und schüttelte den Ankömmlingen die Hände.

„Man lernt erst voll erkennen, was menschlicher Umgang bedeutet, wenn man ihn eine Zeitlang entbehren muß," sagte er, und auf den Keiler deutend: „Ah, ihr versorgt den Wigwam mit Wild; aber ich hörte zwei Schüsse."

„Das Echo hat dich wohl getäuscht, es ist stark hier in den Bergen," erwiderte Landskerrotitsch mit schalkhaftem Lächeln. — „Nun, laß uns einmal sehen, wie ihr hier lebt; wie der Mann aussieht, mager und braun wie ein Räuber der Pußta."

So schwatzend ging Landskerrotitsch, den das Jagdglück besonders animiert hatte, ins Haus, gefolgt von den beiden anderen.

Das Haus war von behauenen Fichtenklötzern aufgeführt, die verzahnt waren und von Bankeisen zusammen gehalten wurden. Nach innen hatte es eine Verkleidung von tannenen Brettern. Das weit überladende Dach war mit Schindeln gedeckt; in dem ganzen Gebäude war nur Herd und Esse aus Ziegeln aufgeführt, alles übrige das Werk des Zimmermanns.

Trotzdem erschien es äußerst wohnlich und bequem, besaß im Erdgeschoß mehrere große Räume und im ersten Stock eine Anzahl Kammern, die als Schlafzimmer eingerichtet waren.

Nachdem man das Haus besehen, wurde das Abendessen eingenommen.

Man aß tüchtig und ungeniert, so wie es Männer nur tun, wenn sie untereinander sind.

Vorräte von Wein und Konserven aller Art waren reichlich vorhanden, da die Gräfin mehrfach Succurs geliefert hatte.

Krätzer besorgte zunächst die Bedienung, dann ließ er sich auf des Grafen Aufforderung hin bescheiden am untersten Ende des langen Tisches nieder, um die Mahlzeit zu teilen.

Nach beendetem Abendessen traten die Herren wieder hinaus vor das Haus, um hier auf einer Bank sitzend im Mondschein die Nachtgespräche von Dzöröneck nach mehrwöchiger Unterbrechung fortzusetzen.

Wenn Friedrich den Freund beim Abschied ernst und in sich gekehrt gefunden hatte, so war er jetzt freudig überrascht, ihn aufgeräumt, heiter und gesprächig wiederzufinden.

Wenn Burt im geheimen einen Kummer gehabt hatte, so schien er ihn überwunden zu haben.

Das Gespräch wandte sich naturgemäß der Tätigkeit des Arztes während der letzten Wochen zu.

Burt berichtete ausführlich darüber; sein Unternehmen schien ihm Interessantes in Fülle geboten zu haben und ihn voll zu befriedigen.

Mit der ihm eigenen Gründlichkeit des Deutschen hatte er die Lebensverhältnisse der Bevölkerung aufs

sorgfältigste untersucht und, wo es nötig und aussichtsvoll war, helfend eingegriffen.

Soweit in diesem Striche Landskerrotitschs Besitz sich ausdehnte, war keine noch so kleine Hütte zu finden, die er nicht aufgesucht hätte.

Das Gerücht, daß ein fremder Mann in dem allen Slowaken der Umgegend wohlbekannten Blockhause wohne, der unentgeltlich Rat, Lebensmittel und Medizin verteile, hatte sich schnell verbreitet und Burt eine Riesenpraxis unter der ärmlichen Bevölkerung verschafft.

Diese abgelegenen Gebirgstäler hatten vielleicht noch niemals einen wirklichen Arzt gesehen; nur eine alte Zigeunervettel trieb Hokuspokus mit Geisterbeschwören, Besprechen und Kräuterkuren in einer verlassenen Köhlerhütte. Und doch war ärztliches Eingreifen hier nötiger als irgendwo.

Unter dieser vom schlechten Leben und Branntweingenuß entnervten Bevölkerung starb das Nervenfieber niemals ganz aus, und nach jedem harten Winter trat die schreckliche Epidemie des Hungertyphus als sichere Folge auf.

Die Leute ringen hier mit den härtesten Daseinsbedingungen.

Der Boden ist zu steinig, um den Anbau der Kartoffel zu gestatten, das Korn treibt magere Ähren mit spärlichen Körnern und kurzem Stroh. Das Vieh, für das es keine Ställe gibt, leidet von Winterkälte und schlechtem Futter.

Selten essen die Bewohner dieser sterilen Gegend, die ihrer Nationalität nach meistens Slowaken sind, Fleisch; der Branntwein ist ihr Hauptnahrungsmittel an den Genuß dieses Giftes ist schon der kleine Slowakenbube gewöhnt.

Die Wohnungen sind aus Balken und Brettern in primitivster Art zusammengeschlagene Hütten, mit Strohdach, die nur spärlichen Schutz gegen die Unbilden der Witterung gewähren. Oft fehlt die Feueresse; der Rauch mag sich seinen Weg durch die zahlreichen Klinzen in den Wänden und sonstigen Öffnungen des elenden Gebäudes suchen.

Burt hatte die Welt umfahren und als Arzt Einblick in die verschiedensten Verhältnisse genommen, aber einem solchen Marasmus, wie Landskerrotitsch es richtig bezeichnet hatte, war er noch nirgends begegnet.

Unter den Kindern fand er Verkrüppelungen, Rachitis, Epilepsie und Idiotismus verbreitet. Die Sterblichkeit war eine erschreckende; wenige kamen über ein mittleres Lebensalter hinaus, trotzdem begegnete der Arzt vielen greisenhaften Erscheinungen.

Er hatte hier eine Rasse vor sich, die für sein physiologisch gebildetes Auge den Stempel des Todes sichtbar im Angesichte trug.

Und doch zeigten diese Leute in ihrer Verkommenheit eine Anzahl Eigenschaften, die sie dem Arzte menschlich nahe brachten, die ihn rührten und ihn anspornten, für die Rettung einzelner soviel zu tun, als in seinen Kräften stand.

Der Slowak ist treu, dankbar, kindlich vertrauend gutmütig und gemütvoll, aber ihm fehlen jene Eigenschaften, die im Dasein den einzelnen wie ganze Völker vorwärts bringen.

Eine hervorstechende Eigenschaft dieser vertrauensseligen und anlehnungsbedürftigen Naturen ist Frömmigkeit. Aber diese führt sie nicht zu höherer Erleuchtung, sie verführt sie nur zu oft zu verderblichem Aberglauben.

Kirche und Priester sind weit entfernt, draußen in den reichen Strichen gelegen, welche andere innehaben.

Wenn dann an Sonntagen und hohen Festen die armen Slowaken dorthin wallen, um ihr frommes Gemüt an einem Gottesdienste zu erbauen, der ihnen meist unverständlich ist, dann fallen sie dem jüdischen Schankwirt und Branntweinhändler nach der Feier als sichere Beute in die Hände.

Den vorgeschriebenen Schulbesuch der Kinder sehen sie als eine Strafe an; denn die Kleinen sind daheim bei der Arbeit nötig, und vor der Bildung empfinden sie eine instinktive Abneigung. Mit großer Verschlagenheit wissen sie die Kinder der Kontrolle der Schulbehörden zu entziehen.

Was unter ihnen noch annähernd wohlhabend, selbständig und kräftig ist, das wandert aus und entzieht so dem elenden Volke noch die besten seiner Kräfte.

In seinem täglichen Verkehr mit den Leuten lernte Burt die Krebsschäden, welche an diesem Stamme fraßen, aufs eingehendste kennen. Er dachte viel über ihr Schicksal nach.

Eines war ihm mit der Zeit klar geworden, wenn hier geholfen werden sollte, so konnte es nur dadurch geschehen, daß man diese Menschen in neue und gänzlich veränderte Lebensbedingungen verpflanzte; daß man sie wegschaffte aus ihren bisherigen Wohnstätten, sie in einer besseren Lage in menschlichen Behausungen ansiedelte. Alle anderen Hülfen: Geld, Pflege, Aufklärungsversuche waren nichts anderes als Tropfen, die der heiße Stein aufsaugt.

Blieben sie hier in den alten Verhältnissen leben, so ging dieses Geschlecht in absehbarer Zeit einem Ende

entgegen, welches an das der Rothäute in Nordamerika erinnern mochte.

* * *

Am nächsten Morgen nach dem Frühstück bestiegen die drei Freunde den leichten Break, Landskerrotitsch und Friedrich mit Jagdzeug ausgerüstet. Krätzer mit dem Pointer des Grafen zwischen den Füßen, saß neben dem Kutscher auf dem Bocke.

Die Fahrt entfernte sich von den Bergen.

Das sumpfige Terrain, das man heute aufsuchen wollte, zeichnete sich schon von weitem durch sein dunkles Grün ab.

Nach einiger Zeit verließ man den steinigen Grund, und der Wagen flog über eine elastische Decke, in der die Pferdehufe dunkle Spuren zurückließen. Oft erzitterte das gesamte Erdreich ringsum; die feuchtesten Flecke bezeichnete stärkerer Binsen- und Schilfwuchs.

Der Kutscher schien die Physiognomie des Sumpflandes gut zu kennen; er umfuhr die gefährlichen Stellen oft in weiten Kurven, gab das starke Trabtempo aber keinen Augenblick auf.

Die Pferde schnauften unruhig, beinahe lautlos flog der Wagen über die immer stärker erbebende Bodendecke; an vielen Stellen fuhren Wasservögel einzeln und in Schwärmen aus dem Schilfe auf. In bedeutender Höhe sah man ein Adlerpaar kreisen. An einer verhältnismäßig trockenen Stelle ließ Landskerrotitsch Halt machen.

„Dieses Herumfahren im Sumpfe,“ sagte er, „besonders mit starkbesetztem Wagen ist gefährlich; man sitzt, ehe man sich's versieht, drinnen, daß vom Kutscher

nur noch der Hut herausguckt. Einer meiner Jugendfreunde fand so den Weg zu einer besseren Welt."

„Was ist das?" fragte Friedrich, da in diesem Augenblicke ein eigenartiges Geräusch hoch in den Lüften erklang.

„Sieh dorthin," erwiderte Landskerrotitsch, nach dem Himmel weisend. „Ein Schwarm wilder Gänse. Sie kommen, um hier einzufallen."

„Sollten wir uns nicht lieber verstecken?" meinte Friedrich. „Vielleicht kommen wir zu Schuß."

„Auf diese da nimmermehr, sie haben uns längst weg. Kein Wild ist so scharfsichtig und scheu wie die Wildgans. Tausende von Metern hoch ziehen sie in Keilform, nur ihr durchdringendes Geschrei verrät sie. Erst nach langem Sichern fallen sie ein. Aber ich denke, wir werden heute doch auf ein oder den anderen Flug zu Schuß kommen. Gegen Mittag sind sie träger und weniger vorsichtig, besonders wenn sie von weither kommen. — Nimm einstweilen mit einigen von diesen hier vorlieb," er wies auf ein Wildentenpaar, das kurz vor ihnen aufprasselte. „Laß uns breit über die Fläche gehen, mit weiten Abständen, in dieser Richtung, der Wagen mag uns folgen; aber nehmt euch vor dem Einbrechen in acht."

„Willst du kein Gewehr?" wandte er sich an Burt.

„Ich bin kein Jäger," erwiderte dieser.

„Er tötet nur seine Patienten!" rief Landskerrotitsch zu Friedrich hinüber, der ihn aber nicht hörte, da er im Anlegen war. Gleich darauf tat er einen Fehlschuß.

„Viel zu weit zugeschossen!" rief ihm der Graf zu; „spare deine Schüsse für bessere Gelegenheit. Das Wild hier ist ganz unbeschossen und wird vortrefflich halten."

Langsam drang man vorwärts, Friedrich und Landskerrotitsch an den Flügeln, Burt und Krätzer mit dem Hunde in der Mitte. In einiger Entfernung folgte der Wagen.

Es gelang Friedrich, der ein scharfes Auge und einen festen Arm besaß, aber allzu hastig zuschoß und darum ein sehr wechselnder Schütze war, einige Enten und einen Regenpfeifer zu erlegen.

Das Schilf wurde immer dichter, der Boden schwankender und die Wasserlöcher häufiger.

Nach einiger Zeit rief Landskerrotitsch, der seiner kleinen Figur wegen für die anderen in dem hohen Schilfe kaum mehr zu erkennen war: „Genug nun, wir wollen noch einige Enten für ein andermal übrig lassen. Der Wagen soll herankommen!"

Man stieg wieder ein und die Fahrt ging weiter, jetzt aber langsamer, denn die Schwierigkeiten wurden mit jedem Augenblicke größere.

„Dort ist eine schwache Erhebung," sagte Burt, „wenn wir die erreichen könnten, würden wir wahrscheinlich festen Grund und einen Überblick gewinnen."

Landskerrotitsch ließ nach der von Burt bezeichneten Stelle lenken.

In der Tat übersah man von dort das Terrain weit und breit.

Burt schien nicht ohne besonderen Grund den Wunsch nach einem Ausblick geäußert zu haben, er zog ein Fernrohr hervor, stellte es ein und begann, die Landschaft nach allen Himmelsrichtungen hin eingehend zu mustern.

Friedrich, der heute voller Jagdeifer war, drängte zum Weitergehen.

„Nein, laß uns hier warten," meinte Lands-

kerrotitsch, „der Doktor scheint Interesse an diesem Fleckchen Erde gefunden zu haben.“

„Ja, das habe ich allerdings,“ sagte Burt, das Fernrohr zusammenschiebend. „Hier im Grunde liegen ungehobene Schätze.“

„Pied de diable! Witterst du Gold oder Kohlen?“

„Der Schatz, den ich meine, ist die Fruchtbarkeit welche in diesem Boden gebunden liegt; sie frei machen würde heißen, den Schatz heben.“

„Wie verstehst du das?“

„Nun, man müßte diese Moräste drainieren, das Wasser ableiten und den gewonnenen Boden bebauen.“

„Das wäre eine Herkulesarbeit; die sumpfigen Strecken dehnen sich meilenweit.“

„Um so mehr kostbarer Ackerkrume gewinnst du, wenn die Urbarmachung gelingt. Untersuche die Bodendecke hier, sie ist ein reines Zersetzungsprodukt von Pflanzensubstanz, also der edelste, nahrungsreichste Humus. Nur das Wasser gilt es abzuziehen, dann hast du Meilen von Weizenboden gewonnen und kannst deinen sämtlichen Slowaken oben aus den Bergen hier Ackerlose anweisen.“

„Du machst mir das Wasser im Munde zusammenlaufen, Doktor. Hältst du es wirklich für möglich, daß man diese Moräste entwässert, hast du einen Plan?“

„Ich bin kein Fachmann, einem solchen würdest du die Sache doch übertragen müssen.“

„Ach, du weißt und versteht alles, sage nur, wie du dir die Sache denkst.“

„Nun, so viel ich sehen kann, ist die Bodenerhebung, auf der wir hier stehen, ein Ausläufer des gebirgigen Terrains. Seht hinter euch; man erkennt das an der Vegetation, das Grün ist nicht so intensiv,

der Wuchs weniger geil, also festerer Boden im Morast. Diese Landrippe müßte benutzt werden, sie würde gewissermaßen die Wirbelsäule des Werkes zu bilden haben. Von ihr aus müßten nach beiden Seiten Kanäle geführt werden, in die wieder kreuz und quer gehende Nebenstränge zu leiten hätten. Fall ist vorhanden, wenn er auch schwach sein mag; der Ablauf der Frühjahrswässer beweist das. Den wilden Wassern müßten feste Betten angewiesen werden. Vielleicht wird sich auch hier und da die Anlage von Stauteichen empfehlen, aus denen man in der trockenen Jahreszeit Wasser abgeben könnte. Das aus den Sümpfen abgeleitete Wasser wird schließlich an geeigneten Stellen in den Lauf eines Flusses gebracht werden müssen. Sollten sich nach alledem noch Tümpel halten, die ihrer tiefen Lage wegen nicht abzuziehen sind, so bliebe immer noch die Anwendung von Pumpwerken übrig. Auszuführen ist das Werk, und ich glaube, es wird lohnen. Denn außer dem Gewinn von weiten Ackerflächen wird es auch noch eine wesentliche Besserung der hygienischen Verhältnisse der ganzen Gegend zur Folge haben. Ich habe gefunden, daß hier ringsherum in den Dörfern die Malariaerkrankungen besonders häufig sind. Solche Moräste, wie diese, sind aber geradezu Brutstätten für Wechselfieber und Malaria. Durch Austrocknen dieser Sümpfe würdest du dir um die Gegend ein hohes Verdienst erwerben. — Freilich, Geld und Zeit wird die Sache kosten."

„Und es wird gemacht werden!" rief Landskerrotitsch, der Burts Ausführungen angehaltenen Atems und mit leuchtenden Blicken gefolgt war. „Nach einer solchen Arbeit habe ich mich schon längst gesehnt. Mag die Sache Geld kosten, so viel sie will, wenn ich nur einmal

in meinem Leben das Glück kosten kann, mich in Wahrheit um die Menschheit verdient zu machen. — Burt, das werde ich dir niemals vergessen, daß du mich auf diesen Gedanken gebracht hast; er ist großartig. Diese Sümpfe werden entwässert, in Ackerland verwandelt und unter die Slowaken verteilt. Ihre elenden Hütten lasse ich niederbrennen, hier auf dem neugewonnenen Lande Dörfer bauen, wo ich sie ansiedele. — Ah, Doktor, laß dich umarmen für diese Idee; du hast mir meinen Lebenszweck gezeigt."

Man war noch dabei, diesen Plan eingehender in Erwägung zu ziehen, als abermals das durchdringende Kreischen der Wildgänse ertönte.

„Diesen Flug hätten wir abermals verpaßt," sagte Friedrich mißmutig.

„Schon gut," meinte Landskerrotitsch, „wir wollen aus Philanthropie die Jagd nicht vergessen. Wir müssen Verstecke aufsuchen, wenn wir auf Gänse zu Schuß kommen wollen. Also wohlgemerkt, Friedrich, nicht eher schießen, bis sie nicht dicht über dir sind. Die Entfernung in der Luft täuscht sehr; wenn du ihre Augen erkennen kannst, dann ist's Zeit, nicht vorher; sie vertragen eine tüchtige Ladung. Auf den ersten Schuß fahren sie gewöhnlich in einen dichten Knäuel zusammen, dann schnell noch einmal hineingelangt; so fallen, wenn's glückt, auf einen Schuß mehrere."

Die beiden Schützen suchten nun Verstecke auf, während Burt mit dem Wagen ein gutes Stück zurückfuhr. Krätzer hielt sich mit dem Hunde zum Grafen.

Friedrich hatte sich im hohen Schilfe, am Rande eines teichartigen Wasserloches niedergekauert. Vor ihm auf dem bräunlichen Gewässer tummelte sich eine größere Zahl Enten in Schußnähe, aber er dachte nicht

daran, auf sie anzulegen; ein junger Reiher von graublauem Gefieder zog mit schwerfälligem, ruckweisen Fluge über ihn hin, und er widerstand auch dieser Versuchung.

Endlich ertönte das ersehnte Geschnatter hoch in den Lüften, und vorsichtig sich ein wenig emporreckend, konnte Friedrich das Dreieck wilder Gänse langsam in großer Höhe heranziehen sehen. Sie kreisten und sicherten lange, dann verlor Friedrich den Flug völlig aus dem Auge. Plötzlich hörte er ein merkwürdiges Brausen und Rauschen über sich, er sah auf, die Gänse waren eben im Begriff, sich vor ihm in den Tümpel niederzulassen.

Friedrich hielt sich nicht länger, auf die nächste legte er an; auf seinen Schuß flog der Schwarm lautschreiend zusammen; er gedachte der Lehre des Grafen, mitten in den Haufen hinein schoß er den zweiten Lauf. Gleichzeitig ertönten zwei Schüsse nebenan, drei Gänse sanken nieder und klatschten im Wasser auf.

Friedrich sprang in die Höhe, um seine Beute eigenhändig zu greifen.

Wenige Schritte nur hatte er vorwärts getan, und er steckte unversehens bis an den Gürtel im Morast.

Vergebens versuchte er sich herauszuarbeiten, je mehr er sich anstrengte, um so tiefer sank er in der weichen Masse ein.

Lachend rief er Landskerrotitsch zu, daß er im Begriff sei, von der Erdoberfläche zu verschwinden.

Der Graf und Krätzer kamen auf sein Rufen schnell herbeigeeilt und befreiten ihn mit Hilfe eines Strickes aus seiner unbequemen Lage.

„Wo sind die Gänse?“ war Friedrichs erste Frage

als er auf dem Trockenen stand; „eine war ganz sicher mir.“

Der Hund apportierte zwei Stück, die dritte, jedenfalls nur geflügelt, mußte nach längerem Suchen aufgegeben werden. Jeder der beiden Schützen schrieb sich eine Gans zu.

Man beschloß, zum Wagen zurückzukehren und die Rückfahrt anzutreten.

Friedrich hatte von seiten Landskerrotitschs noch manche mokante Bemerkung über seinen Unfall auszuhalten. Er triefte von Wasser und war über und über mit Schlamm besudelt.

Der Aufenthalt in diesen schattenlosen, feuchten Strichen fing an, seine Unannehmlichkeiten zu zeigen.

Die Hitze war versengend, Schwärme von Mücken und anderen geflügelten Plagegeistern verließen ihre gewohnten Schwarmplätze über den Tümpeln, um sich blutdürstig auf Menschen und Pferde zu stürzen.

Der Graf fand daher mit seinem Vorschlag, so schnell wie möglich den Platz zu verlassen und das Frühstück während der Fahrt zu verzehren, den Beifall der anderen.

Im Blockhause angekommen, gaben sich Friedrich und der Graf im kühlsten Raume, der aufzufinden war, der Ruhe hin, während Burt nach kurzer Rast noch einen Gang in eine abgelegene Slowakenhütte unternahm, um einen Mann aufzusuchen, der beim Holzfällen von einem stürzenden Baume getroffen und arg zugerichtet worden war.

Friedrich und Landskerrotitsch lagen eine lange Weile, ohne den ersehnten Schlaf finden zu können. Die Hitze drückte, ihnen klopfte das Blut in den Schläfen, außerdem summte eine Brummfliege in dem

Raume umher und keiner der Schlafesbedürftigen fand die Energie, sich zur Jagd auf das Untier zu erheben.

Friedrich, der sich seiner durchnäßten Sachen entledigt und beinahe ohne Kleidung dalag, war endlich in das angenehme Stadium gekommen, wo man mit schwindendem Bewußtsein bemerkt, daß man einschlummert, als ihn Landskerrotitsch fragte: „Schläfst du?" und ihn dadurch völlig erweckte.

„Nein, aber ich gäbe viel darum, wenn ich es könnte," erwiderte Friedrich und wendete sich ärgerlich auf die andere Seite.

„Sage mir, habt ihr viele Männer, wie diesen Burt, in Deutschland?" fragte Landskerrotitsch weiter. „Meine Bewunderung für ihn ist unbegrenzt; welch ein Charakter, welch umfassendes Wissen und Können auf allen Gebieten, und dabei diese Bescheidenheit!"

Landskerrotitsch setzte sein enthusiastisches Preisen des abwesenden Freundes noch eine ganze Weile fort, als ihn ein Schnarchen an seiner Seite belehrte, wie aufmerksam seiner Rede gelauscht werde.

Er hielt inne, blickte nach dem schlafenden Friedrich, lachte und schlief in einigen Minuten ebenfalls.

Rädergerassel und laute Stimmen weckten die Schlafenden nach geraumer Zeit. Der Graf sprang ans Fenster.

„Die Damen!" rief er; „wir müssen Toilette machen."

Die Damen: Angelika, die Prinzeß, Eva und Sophie waren der Verabredung gemäß mit der großen Coach des Grafen nachgekommen.

Diese Coach war ein Erinnerungsstück aus Landskerrotitschs toller Pesther Zeit, wo dieser enorme gelbräderige Wagen, mit je drei Füchsen und Schimmeln

übers Kreuz gespannt, auf keinem Rennen, keinem Korso fehlte. Sein Verdeck war damals mit auserlesenen Blumen und einem nicht minder bunten, aber weniger gewählten Damenflor bedeckt gewesen.

Der Butler war mitgekommen, und seine würdevolle Gestalt, heute in einen mattgrauen Sommeranzug gehüllt, hätte einem Lord des upper-house keine Schande gemacht.

Angelika war noch niemals hier gewesen, mit Interesse nahm sie das Haus in Augenschein.

Landskerrotitsch schlug vor, die Damen auf jene Anhöhe zu führen, die er am Abende vorher mit Friedrich erstiegen hatte, um sie von dort das Schauspiel des Sonnenunterganges genießen zu lassen.

Angelika blieb zurück ihres Zustandes wegen, die Prinzessin, weil sie sich angeblich zu erkälten fürchtete, in Wahrheit, weil ihr für ihre Schminke bange war.

„Wissen Sie, daß wir unseren gemeinsamen Freund heute morgen beinahe eingebüßt hätten?“ wandte sich Landskerrotitsch im Gehen an Eva.

„Wen?“ fragte sie, nicht verstehend.

„Hier, Herrn von Choiseule. — Er strebte mit solchem Eifer dem Erdmittelpunkte zu, daß wir ihn zu zweien kaum über Wasser zu halten vermochten. Er wäre uns bei einem Haar ertrunken; nur dem Umstande, daß er sechs Fuß hoch in seinen Schuhen steht, ist es zu verdanken, wenn er jetzt noch unter uns wandelt. Einem Manne von meinem Kaliber wäre der Mund für immer gestopft worden, durch Schlamm — sacre cœur, eben kein Tod, den ich keinem Gentleman wünsche.“

Eva war nicht die Person, ihren Schrecken beim Erfahren dieser Nachricht zu verbergen.

„Friedrich!“ rief sie aus und hielt dann errötend inne.

Der kleine Graf schnitt ein ungemein verschmitztes Gesicht und stieß Friedrich mit dem Ellenbogen an.

Es war gut, daß Sophie Wangen ein Stück vorausgegangen und bereits in den Anblick der abendlichen Landschaft vertieft war; diese Szene hätte selbst ihrer Arglosigkeit die Augen öffnen müssen.

* * *

Einige hundert Schritt von dem Blockhause entfernt lag von hochstämmigen Fichten eingeschlossen, eine Rasenfläche, kreisrund und eben wie eine Tenne, entstanden durch einen Windbruch. Nach dieser Lichtung hatte Landskerrotitsch Strohschütten, Decken, ein Zelt und andere Mittel der Bequemlichkeit bringen lassen.

Aus gesammeltem Reisig und jungen Bäumen wurde ein Feuer entzündet. Lustig stieg die Flamme zum hellen Abendhimmel empor. Der Rauch, den an diesem geschützten Orte kein Wind entführte, zog langsam in den nahen Wald und hing sich dort wie ein lichtes Gewebe in das Geäst der Bäume.

Inzwischen war auch Burt zurückgekehrt und hatte sich der Gesellschaft auf der Waldwiese angeschlossen.

Man machte sich an die Zubereitung des Abendbrotes.

Landskerrotitsch ließ eine der erlegten Gänse, die zufälligerweise eine junge gewesen, am Spieße braten; dazu wurden am offenen Feuer Maiskolben geröstet, eine Lieblingsspeise des ungarischen Landvolkes.

Der kleine Graf, der heute voller Schelmerei und Schabernack war, hatte die Gänsekiele in ein Paket zusammengebunden und sie Friedrich zugestellt.

Vessaille, Wein und alles, was zu einem solennen

Souper gehört, war in einem geräumigen Coach mitgekommen; und John, der Butler, fungierte hier unter freiem Himmel bei Holzfeuer und Strohschütten mit derselben gravitätisch respektablen Miene, als stünde er am Sideboard des gräflichen Tafelzimmers.

Wie Motten vom Glanze des Feuers waren die Bewohner der Umgegend herbeigezogen worden.

Anfangs standen sie scheu von fern, hielten sich hinter Büschen und Stämmen versteckt, um das Treiben auf der Waldwiese mit staunenden Augen zu betrachten. Allmählich aber wagten sie sich näher an das Feuer heran, und da ihnen nichts Böses geschah, traten sie schließlich ganz herzu, um mit grenzenlosem Staunen die Kleider der Damen, die Speisen, das Geschirr, die Dienerschaft, den ganzen fremdartigen, nie geahnten Luxus zu begaffen.

Die Slowaken sehen es von alters her als ein gutes Recht der Großen an, sie zu schlagen und zu treten; finden sie aber gute Behandlung, so werden sie schnell zutraulich; sie sind wie Kinder, die bald von ängstlicher Scheu zu hingebender Vertrauensseligkeit umspringen.

Manch eigenartige Erscheinung zeigte sich unter ihnen, wie sie so in der wechselnden Beleuchtung der Flamme dastanden.

Die Männer bartlos, bleich, mit langen dunklen Haarsträhnen, hager und ausgemergelt. Die meisten klein von Statur, hier und da eine derbknochige Erscheinung unter ihnen, die bewies, daß dem Stamme doch noch nicht alle männliche Kraft abhanden gekommen.

Die Züge von Mann und Weib, jung und alt, waren sich ungemein ähnlich; wenig eigenartige Abweichungen vom allgemeinen Stammestypus traten auf, die auf originelle Entwicklung der Charaktere hätten

schließen lassen. Mangel des Individuellen, willenlose Hingebung an ein hartes Geschick, das war es, was aus diesen blutleeren Gesichtern und dem melancholisch resignierten Schimmer der dunklen Augen sprach.

Aus ihrer Mitte trat jetzt ein Mann, eine jüngere Frau an der Hand führend, hervor.

Sie sah womöglich noch blässer und schwächlicher aus als die anderen, doch waren ihre Züge fein und nicht ohne Liebreiz. Sie hielt die Augen zu Boden geschlagen.

Der Mann hielt zaghaft inne, er wagte nicht, sich noch weiter zu nähern, und doch schien er ein Anliegen zu haben.

Angelika machte ihren Gatten auf das Paar aufmerksam.

„Willst du zu mir?“ rief ihn der Graf an, der soviel von der slowakischen Mundart verstand, um sich notdürftig mit den Leuten verständigen zu können.

„Herr,“ gab ihm der Slowak zurück, „ich will zu jenem dort,“ und er wies auf Burt.

„Bist du denn krank, daß du seine Hilfe brauchst?“

„Ich bin gesund, Herr; hier meine Frau ist krank gewesen, und er hat sie geheilt.“

„Du hast ein schmuckes Weibchen, Freund; ich glaubte, sie sei deine Tochter.“

„Sie ist erst ein Jahr bei mir, Herr, und ist die zweite; von der anderen habe ich Kinder, von dieser nicht.“

„Nun, und was wollt ihr hier?“

„Danken wollen wir dem Herrn da, dem Arzte, durch ihn ist sie mir am Leben erhalten worden. Ich hätte sie nicht gern verloren, Herr, denn sie ist erst ein Jahr bei mir, wie ich schon sagte.“

„Nun, so sprecht ihm euren Dank aus und seid nicht so furchtsam, es geschieht euch hier nichts Böses.“

Das Paar trat vor, und wie zum Gebet ließen sie sich vor Burt auf die Knie nieder. Die junge Frau bleich, zitternd, immer noch mit niedergeschlagenen Augen. Ihre Lippen lispelten etwas, das Dank sein mochte.

Sie küßten dem Widerstrebenden Arm und Hand, während ein Gemurmel des Beifalls durch die Reihen der umstehenden Genossen lief.

Landskerrotitsch erklärte seinen Gästen, die den Vorgang mit Staunen betrachteten, was die Szene zu bedeuten habe. Dann wendete er sich an die Slowaken und sagte ungefähr folgendes:

„Dieser große Arzt, ihr Leute, ist hierher gekommen aus weiter Ferne, weil ich ihm von eurem Elende erzählt habe. Eure Not hat ihn gejammert; er will euch helfen. Seid ihm dankbar und befolgt, was er euch sagt.“

Das Paar hatte sich inzwischen erhoben und war zurückgetreten.

All die Dankbarkeit, die Burt in den Gesichtern der Umstehenden lesen konnte, bedeutete für ihn nichts im Vergleich zu dem bewundernden Blick, den er aus Sophie Wangens Augen aufgefangen hatte.

Jetzt erklangen vom Walde her trillernde Töne, scharf und keck und doch melodisch.

„Zigeuner!“ rief Landskerrotitsch und sprang wie elektrisiert auf. „Ich sage, die Burschen haben eine feine Nase; sie wittern auf Meilen, wo der Edelmann ist. Ruft sie her, sie haben uns nur zur vollen Seligkeit gefehlt. — Das wird eine echt ungarische Nacht: Champagner, schöne Frauen und Zigeuner.“

Die Spieler traten in den Lichtkreis des Feuers; an groteskеr Zerlumptheit übertrafen sie die Slowaken, aber es lag etwas Freieres, Verwegeneres in ihrem Auftreten, in den braunen, kühn geschnittenen Zügen, den verschmitzt funkelnden Augen.

Auch der Zigeuner ist von der herrschenden Kaste getreten, malträtiert und gehetzt worden, ja vor keineswegs unvordenklicher Zeit galt er noch als jagdbares Wild, und wenn er im Treiben vorkam, wurde, wie auf Keiler und Hirsch, auch auf ihn geschossen. Aber dieser Stamm hat sich im tausendjährigen Vagabundenleben mehr Lebenskraft und Elastizität zu erhalten gewußt als der Slowak.

Die braunen Gesellen, sieben an der Zahl, versäumten nicht, ehe sie ihr Spiel begannen, den Herren und Damen den Arm zu küssen und ihnen Glück, Gesundheit und langes Leben zu wünschen.

Dann fingen sie an, ohne scheinbare Direktion, ja ohne Takt; jeder setzte ein und aus, wenn es ihm beliebte, und doch war das Ganze harmonisch und ergab einen eigenartigen rhythmischen Zusammenklang.

Sie spielten, wie es schien, keine feststehenden Melodien; sie variierten vielmehr ein Thema jeder nach seiner Laune. Es war ein fortlaufendes Vibrieren, Durcheinanderklingen, Vereinigen und Auseinandergehen, wilder und sanfter, klagender, schmachtender, bald lustig lärmender, bald traurig ersterbender Töne; nichts Erlerntes, Gemachtes, sondern etwas Natürliches, wie das Brausen des Windes oder der Gesang der Vögel.

So ging es fort, die Leute gingen während ihres Spieles auf und ab, hier setzte einer aus, um bald darauf wieder einzufallen; erst Landskerrotitschs Zuruf ließ die Instrumente jäh verstummen.

„Genug!“ rief er. „Ihr habt gezeigt, daß ihr aufzuspielen versteht, zur Belohnung soll euch Champagner fließen. Nachher werdet ihr uns ins Ohr spielen.“

Die Augen der Spieler leuchteten bei dem Worte Champagner auf.

Der Zigeuner kennt den Champagner, für ihn verkauft er seine Seele.

Wo immer er bei den Großen und Reichen mit seinem Spiele Gefallen erregt, wird ihm dieser Trank gereicht, der ihm Feuer in die Adern gießt, seine Sehnen anspannt und die Melodien wilder tönen macht.

Mit Begier schlürften sie den Trank ein, der ihnen in Wassergläsern verabreicht wurde.

„Jetzt spielt den Gästen ins Ohr!“ rief Landskerrotitsch. „Die Herrschaften sollen euch ihre Lieblingsmelodie vorsingen oder pfeifen, aber macht eure Sache gut, damit die Fremden sehen, was Zigeunerkunst ist.“

Die Spieler traten herzu und erbaten sich von jedem einzelnen eine Melodie, von der sie nur wenige Strophen zu hören brauchten, um sie sofort wiederzugeben und dann, das Grundmotiv nach der eigenen Phantasie variierend, weiter zu entwickeln.

Zeitweise legten sie den Hörern ihre Instrumente auf die Schultern und spielten nahe bei ihrem Ohre, sanft, mit wunderbarer Weichheit des Striches, um ihnen die angegebene Melodie hören zu lassen; dann entfernten sie sich und ließen ihre eigenen Modulationen in lauteren, wilderen Tönen ausklingen, zeitweise vereinigten sie sich dann wieder, wie auf ein gegebenes Zeichen zu gemeinsamen Akkorden.

So brauste es fort und fort, ein wogendes Meer von widerstrebenden, einander verschlingenden und sich vereinigenden Klängen.

„Jetzt ein Lied! Lassen Sie uns eines ihrer entzückenden Lieder hören," wandte sich Landskerrotitsch an Eva. „Singen Sie, ohne sich zu bedenken, was Ihnen gerade einfallen wird."

Eva begann, erst ein wenig unsicher, sie vermißte die gewohnte Klavierbegleitung; aber schnell hatten die Zigeuner die Melodie erfaßt, sie fielen ein, das Lied schützend und tragend und doch die einzelne Stimme mit dem Mehrklang ihrer Instrumente nicht erstickend.

Landskerrotitsch brach in enthusiastischen Jubel aus, als das Lied verklungen. Den Zigeunern bewies er seine Zufriedenheit durch reichlich geschenkten Champagner. Von diesem hatte er selbst mehr, als seine Natur ungestraft vertrug, zu sich genommen.

„Eine echt ungarische Stimmung," versicherte er ein über das andere Mal.

Plötzlich zog er seinen gutgefüllten Geldbeutel aus der Tasche, leerte den Inhalt in seine Hände und warf alles: Kupfer, Silber und Gold hoch in die Luft, so daß es wie ein Regen unter die umstehende Volksmasse fiel.

Sofort war diese nur noch ein wilder Knäuel sich um die Geldstücke raufender Menschen. Die Hälfte lag am Boden, Zigeuner, Slowaken, Männer und Frauen, alles durcheinander. Die Balgerei dauerte Minuten, hier und da wurden Schmerzensrufe laut.

„Was ist das für ein Unsinn," sagte Angelika zu ihrem Gatten, der sichtliches Wohlgefallen an der Szene fand. „Welcher Anblick für deine Gäste. Sorge dafür, daß sie aufhören, sich zu schlagen, oder ich entferne mich mit den Damen!"

Sie stand auf und machte Miene, ihr Wort wahr zu machen.

Landskerrotitsch schrie die Raufer an und riß einzelne vom Boden empor, Friedrich, Burt und die Dienerschaft halfen ihm, und so gelang es allmählich, Ruhe und Frieden wieder herzustellen.

„Einen Tschardas!" rief der noch immer montierte Graf den Zigeunern zu und dachte damit die gestörte Stimmung wieder herzustellen.

Die Bande stimmte eine übermütige Weise an.

Die Menge, von der Güte und Lebendigkeit des großen Herrn entzückt und kecker gemacht, begann ungeniert den Tanz auf der weichen Rasenfläche.

Landskerrotitsch sah sich unter den umstehenden Frauen nach einer geeigneten Tänzerin um, als Angelika ihn zu sich rief und ihm mit gedämpfter Stimme einige Worte sagte, die ernüchternd auf ihn zu wirken schienen. Wenigstens mischte er sich nicht unter die Tänzer.

Inzwischen war der Mond soweit am Himmel emporgerückt, daß er über die Fichtenhäupter hinweg neugierig nach dem fremdartigen Leben auf der sonst so stillen Waldwiese blicken konnte.

Sein Licht schien die Kühle zu wecken, die jetzt von allen Seiten aus dem Grase und dem Waldesdickicht hervordrang.

Angelika mahnte zum Aufbruch. Ihr Gatte wäre nicht ungern noch länger geblieben, aber ihrer Weisung zuwider zu handeln wagte er nicht.

Er ließ die Reste des Soupers unter die Menge verteilen.

Man zog sich zur Nachtruhe in das Blockhaus zurück, wo die unteren Zimmer für die Damen eingerichtet worden waren.

Ausgelassenes Lachen und Schreien, vermischt mit

den Klängen der Fidel, tönten bis in den frühen Morgen von der Waldwiese in den Schlummer der im Blockhause Ruhenden hinüber.

Siebzehntes Kapitel.

Der Sommer war bisher ein außergewöhnlich heißer gewesen und die Ernte, die in Ungarn schon im Juli schnittreif ist, gut eingekommen.

Die andauernde Hitze verbot alle Vergnügungen im Freien während der Tagesstunden; man war mehr denn je auf das kühle Haus angewiesen.

Friedrich schrieb an seinen Artikeln über Ungarn. Landskerrotitsch, der die Bogen las, während sie noch naß waren, und großes Interesse für den Fortschritt der Arbeit an den Tag legte, hatte dem Schriftsteller die gesamte einschlägige Literatur: ethnologische und nationalökonomische Schriften, Karten und Statistiken verschafft, um das Werk zu fördern.

Eva hielt nach wie vor ihre Lesestunden mit der Prinzessin, während Sophie Wangen ihren Studien auf eigenen Wegen nachging.

Die Gräfin war neuerdings fast gänzlich ans Zimmer gefesselt. Ihre Schwangerschaft war in das Stadium getreten, wo sie die Frauen zwingt, sich dem zukünftigen Kinde fast so ausschließlich zu widmen, als sei es bereits ins Leben getreten.

Dieser Zustand des Gebundenseins war ihr völlig ungewohnt. Angelika war nicht frei von Ahnungen und geheimer Bangigkeit; oft glaubte sie bestimmt zu wissen, daß sie das zu Erwartende nicht überleben werde.

In ihrem bisherigen Leben hatte sie alles nach ihrem Willen kraftvoll geführt und darüber selbst fast vergessen, daß sie dem schwächeren Geschlechte angehöre.

Es war ihr neu, daß hier etwas mit ihr vorging, das geheimnisvoll und unbestimmbar war, das sich nicht leiten lassen wollte, das sie zum Dulden und Leiden zwang und ihrer Kraft Fesseln anlegte.

Vergebens kämpfte ihre Energie, ihr Stolz, ihre Selbständigkeit gegen den Einfluß an, den ihr Zustand mehr und mehr über ihr ganzes Sein gewann; sie war eben Frau und teilte die Gebundenheit ihres Geschlechtes.

Aber sie wollte wenigstens nicht von anderen in ihrer Schwäche gesehen werden. Ihr Gatte war der Letzte, den sie in dieser kritischen Lage gern um sich gehabt hätte. Sie wußte, daß die Männer den Zustand, dessen Urheber sie selbst sind, an den Frauen nicht lieben. Seine Mitleidsbezeugungen nun gar berührten sie aufs unangenehmste. Vor allem fürchtete sie, er könne dahinterkommen, daß sie im Grunde ihrer Seele voller Bangigkeit dem Augenblicke der Entscheidung entgegensehe. Für seine konventionellen Fragen nach ihrem Befinden hatte sie immer dieselbe Antwort: Sie befinde sich wohl, und alles gehe nach Wunsch.

Und der kleine Graf glaubte ihr nur zu gern; er liebte die tieferen Lebenssorgen nicht.

In Stimmungen der Kleinmut und Verzagtheit, wie sie Angelikas starke Natur jetzt zeitweilig überfielen, hatte sie mehrfach der geheimen Sehnsucht nach dem entfernten Freunde Raum gegeben.

Nicht daß sie Burt in seiner Eigenschaft als Arzt hätte um sich haben wollen, sie sehnte sich nach ihm, weil er derjenige Mensch war, zu dem sie auf der Welt das meiste Vertrauen hegte.

Ihr geheimer Wunsch sollte sich schneller erfüllen, als sie zu hoffen gewagt hatte; ein bedeutsames Ereignis rief Burt nach Dzöröneck zurück.

In jenem nicht weit von Dzöröneck gelegenen Dorfe, in welchem man die verloren geglaubte Sophie beim Porträtieren aufgefunden hatte, war eine größere Anzahl gerade der kräftigsten und bisher gesündesten Leute beiderlei Geschlechts unter bedenklichen Symptomen erkrankt. Wie gewöhnlich in solchen Fällen, wurde die Ursache der Erkrankung am unrechten Orte gesucht. Ärzte sind in Ungarn auf dem flachen Lande selten, eine größere Anzahl Kleingemeinden haben gewöhnlich einen gemeinschaftlichen Körorvos oder Bezirksarzt; um so mehr ist die Quacksalberei im Schwunge.

Ungebildete neigen dazu, jede Epidemie auf das Eingreifen böswilliger, im geheimen wirkender Mächte zurückzuführen.

Nun war durch jenes Dorf einige Tage vor Ausbruch der Seuche ein Szegény legény oder „armer Bruder" gekommen. Diese Art Leute sind in Ungarn keine seltene Erscheinung. Als privilegierte Bettler ziehen sie fechtend durchs Land. Sie treten nur in die Häuser der Wohlhabenden ein, wo ihnen fast immer eine Gabe verabreicht wird, denn man weiß, daß der Szegény legény ein verzweifelter Bursche ist, der unter seinen Lumpen oft Waffen verbirgt und zu passender Gelegenheit auch das Räuberhandwerk betreibt. Bei dem Landvolk ist die Ansicht verbreitet, daß es nicht weise gehandelt sei, einen dieser armen Brüder unbeschenkt von der Schwelle zu weisen, und ein oder dem anderen, welche übermütig den Bettler zum Haus hinausgeworfen, soll der Hof in Flammen aufgegangen oder zur Nachtzeit eine Kugel durchs Fenster gepfiffen sein.

Ein solcher „armer Bruder" also war von dem Gemeinderichter des Ortes, weil er Ungebührliches gefordert, barsch angelassen und abgewiesen worden.

Mit drohenden Gebärden gegen Haus und Dorf und unverständliche Worte murmelnd, wollten ihn einige Leute den Ort haben verlassen sehen.

Zwei Tage darauf legte sich die Tochter des Mannes, eben jenes Mädchen, das Sophie porträtiert hatte, am nächsten Tage ihr Bräutigam im Nachbargrundstücke, und von diesem Augenblicke an erkrankten in den Häusern ringsum eine größere Anzahl Menschen. Für die meisten war es klar, daß diese unheimlichen Erscheinungen mit der Verwünschung des beleidigten „armen Bruders“ zusammenhingen, vielleicht hatte er die Brunnen vergiftet. Diese letzte Vermutung erhielt noch größere Wahrscheinlichkeit; man bemerkte, daß nur in denjenigen Häusern Krankheitsfälle vorkamen, die ihren Wasserbedarf aus Brunnen bezogen, während eine an einem Bache gelegene Häusergruppe, deren Bewohner aus dem freifließenden Gewässer schöpften, von der Epidemie völlig unberührt geblieben war.

Die Dorfhexe, eine alte Zigeunerin, erklärte, ein unfehlbares Mittel zu wissen, um die vergifteten Quellen zu reinigen. Nächtliche Umzüge mit Lichtern spielten eine große Rolle dabei; vor allem aber Eier, junge Ferkel und Branntwein, behauptete die Alte zu wirksamer Beschwörung nötig zu haben. Einige Tage lang trieb sie unter lebhafter Beteiligung der Dorfbewohner ihren Hokuspokus, und ihre elende Hütte hatte sich in einen Wallfahrtsort verwandelt. Als man sie aber eines Morgens kalt und steif an ihrem Herde liegen fand, ergriff die Bevölkerung namenloser Schrecken. Der Fluch, den der Szegény legény über das Dorf verhängt, hatte sich stärker erwiesen als die Zauberkraft der Alten.

Daß die an Hungern und Darben gewöhnte Alte,

deren magere Hand noch im Tode eine Branntweinflasche umklammert hielt, infolge der Völlerei der letzten Tage vom Schlage gerührt worden sei, erkannten die Dorfweisen eben nicht.

Als jetzt schnell hintereinander mehrere Todesfälle eintraten, brach eine wahre Panik in dem Orte aus; viele der Gesundgebliebenen gingen auf und davon und überließen die Kranken und Sterbenden ihrem Schicksale.

Sowie Landskerrotitsch von dem Stande der Dinge erfahren hatte, begab er sich, begleitet von Friedrich, zu Burt, um dessen Rat einzuholen.

Sie nahmen ihn und Krätzer auf und fuhren nach dem von der Seuche heimgesuchten Orte.

Burt konstatierte eine Typhusepidemie.

Die Epidemie schien ihren Höhepunkt noch nicht erreicht zu haben; der Arzt fand Kranke in allen Stadien der Krankheitsentwickelung vor von jenen, bei denen sich das Leiden durch Benommenheit, Mattigkeit und Schwindel erst ankündigte, bis zu denen, die schon die bedenklichen roten Flecken auf Brust und Unterleib zeigten und jenen, die, völlig betäubt, oder in Delirien, abgemagert, fast ohne Puls- und Herzschlag, der nahen Auflösung entgegengingen.

Von einer angemessenen Verpflegung der Kranken war bei der Kopflosigkeit, welche die Bevölkerung ergriffen hatte, natürlich nicht die Rede.

Viele Patienten drohten an den Folgen völliger Vernachlässigung einzugehen. Die Luft in den Zimmern, wo die Kranken meist familienweise beisammen lagen, war verpestet, tagelang waren die Fenster nicht geöffnet worden, die unglücklichen Hilflosen starrten von Schmutz.

Zu Friedrichs und Landskerrotitschs Entsetzen entdeckte der Arzt in einem Raume, wo zwei Erkrankte

lagen, die Leiche eines in der letzten Nacht Verschiedenen, an deren Beseitigung noch niemand gedacht hatte.

So von Haus zu Haus und von Lager zu Lager gehend, war man ans Ende des Dorfes gekommen. Der Graf und Friedrich hatten den Eindruck empfangen, daß dieser Ort dem Untergang geweiht sei.

Anders als die Laien sah der Arzt die Verhältnisse an.

Wo den anderen jede Möglichkeit der Hilfe ausgeschlossen erschien, da sah er nur eine Veranlassung, alle Kräfte anzuspannen, um zu retten, was gerettet werden konnte.

Burt war unerschrocken; er besaß die beste Eigenschaft, die ein Arzt haben kann, er war kalt, sowie er sich in Ausübung seines Berufes befand. Er liebte den Kampf mit jeder Art der dem Menschen drohenden Vernichtung, und er gab den einmal aufgenommenen erst dann als aussichtslos auf, wenn er vor der Besiegelung des Lebensschicksales stand.

Die Gegenwart der Gefahr gab ihm Ruhe, wie dem Helden vor der Schlacht gehobenes Kampfgefühl, und spornte ihn zur Entfaltung der höchsten Energie an.

Landskerrotitsch zeigte sich äußerst kleinmütig. Der Anblick des Elends hatte stark auf die Nerven des Sanguinikers gewirkt. Er war totenbleich, und Tränen standen ihm in den Augen. Auch Friedrich war erschüttert durch das, was er gesehen hatte, wußte aber seine Fassung besser zu wahren als der Graf.

Friedrich richtete an den Freund die Frage, was er zu tun gedenke.

Da sich bei den meisten der vorliegenden Fälle die Krankheit bereits als eine vorgeschrittene erwiesen hatte, so müsse, meinte der Arzt, die Behandlung lediglich

eine symptomatische sein. Zur Anwendung der Abortivmethode, die man wirksam anwendet, wenn die Epidemie im Entstehen begriffen, sei es schon zu spät. „Was uns hier zu tun bleibt, ist das Fernhalten aller weiteren schädlichen Einflüsse von den Kranken, Bekämpfung der gefährlichsten Symptome, Unterstützung des Körpers in seinem Kampfe mit dem Infektionsgift, diätetische Maßregeln: gute und kräftige Nahrung in geringen Portionen, frische Luft, Reinlichkeit, Waschungen, gute Lage, Umschläge und vor allem kalte Bäder," ließ er sich vernehmen.

„Und wo wollen wir die Pfleger hernehmen zur Durchführung einer solchen Behandlung?" fragte Landskerrotitsch dazwischen.

„Wenn die Epidemie nicht weiter um sich greift, so sind wir selbst Mannes genug, um sie zu bekämpfen," erwiderte Burt.

„Ich bitte dich, Burt!" rief der Graf, „allen Respekt vor deiner Kunst, aber du kannst doch nicht an hundert Betten zugleich sein. Auf wieviel taxierst du denn die Kranken?"

„Es sind dreiundvierzig; ich habe sie gezählt. Wenn mir zwei, drei Pfleger zur Hand gehen, so denke ich, brauche ich keine Unterstützung von auswärts."

„Ich werde doch an die Regierung schreiben, sie werden uns Hilfe senden."

„Wenn es irgend möglich ist, lasse die Regierung außer dem Spiele; es wird hier sein wie überall anders, sie schicken uns Kommissionen zur Begutachtung, superkluge Leute, die wenig handeln und um so mehr schwatzen, und unterdessen sterben die Patienten. Nein, wir wollen uns selbst helfen."

„Willst du meine Hilfe annehmen?" fragte Friedrich.

„Ich denke, wenn du mich nur ein wenig anleitest, könnte ich von Nutzen sein.“

„Gewiß kann ich dich brauchen,“ erwiderte Burt, „dann ist Krätzer, den ich schon ein wenig abgerichtet habe. Vielleicht leihen uns auch die Damen ihren Beistand.“

„Aber wie ist es mit der Ansteckung?“ fragte Landskerrotitsch.

„Die Ansteckungsgefahr ist gering, denn wir haben es hier mit dem Abdominaltyphus zu tun. Bei diesem wird das Typhusgift nur durch den Darmkanal ausgeschieden, durch die Luft pflanzt es sich niemals fort. Darum ist Ansteckung von Person zu Person nur dann denkbar, wenn Partikeln der vergifteten Dejektion in den Verdauungskanal eines anderen gelangen. Ein Fall, dem man durch Vorsicht und häufige Reinigung vorbeugen kann.“

„Aber wie entstehen denn die Epidemien, wenn die Ansteckung so gering ist?“ meinte Friedrich.

„Dadurch, daß eine Anzahl Menschen gleichzeitig denselben gefährlichen, schädigenden Bedingungen ausgesetzt sind. Die gegenwärtige Epidemie ist jedenfalls so entstanden: das Krankheitsgift war aus den Aborten, seiner eigentlichen Brutstätte, auf irgendeine Weise, sei es durch direkte Verbindung oder durch das Grundwasser, in das Trinkwasser geraten. Ist euch nicht aufgefallen, daß eine Anzahl Häuser verschont geblieben? Das ist kein Zufall. Wie ich erfahren, schöpfen die Bewohner aus dem Bach, und dieser scheint nicht infiziert zu sein. In jenen Häusern aber, wo man den täglichen Wasserbedarf aus den Brunnen bezog, liegen die meisten Erkrankten. Darum hatten die Leute in ihrer Torheit doch nicht so ganz unrecht, wenn sie an-

nahmen, die Seuche rühre von einer Vergiftung ihrer Brunnen her; freilich war sie auf natürlichem Wege und nicht durch Bosheit geschehen."

Man schwieg eine Weile.

Dann sagte Landskerrotitsch, der seine Fassung allmählich wiedergewonnen hatte: „Ich fürchte, ich werde dir nicht von großem Nutzen sein können; ich tauge nicht viel an Krankenbetten. Aber etwas tun möchte ich doch auch."

„Stelle uns nur deinen Wein- und Eiskeller zur Verfügung, deine Pferde und deine Kasse," erwiderte Burt; „denn wir werden viel brauchen."

„Sage, was du brauchst, du sollst alles haben. Wir werden ein Depot in Dzöröneck anlegen. Die Anschaffungen und Bestellungen übernehme ich; so kann ich mich doch ein wenig nützlich machen."

* * *

Burts Wunsch, die Damen möchten sich an dem Hilfswerke beteiligen, fand nur von einer einzigen Seite Erfüllung. Sophie Wangen meldete sich auf seine Anfrage ohne weiteres.

Es war ein eigentümlicher Blick, mit dem der Arzt das junge Mädchen maß, als sie mit der Bitte an ihn herantrat, sich an der Pflege der Kranken beteiligen zu dürfen.

„Wissen Sie, daß das, was Sie tun wollen, kein Kinderspiel," sagte Burt, „daß es mit Anstrengungen, ja mit persönlicher Gefahr verbunden ist? Sie sind noch sehr jung und ahnen wohl kaum, was es bedeutet, dem Tode ins Antlitz schauen."

„Ich fürchte mich gar nicht vor dem Tode," er-

widerte ihm Sophie mit einem jener ihr eigentümlichen warmen und unbewußt schönen Blicke.

„Sie haben es selbst gewollt," meinte Burt, sich zur Rauheit zwingend. Weicheren Gefühlen, die ihn beim Anblicke des Kindes, das diese Worte gesprochen, überkamen, wollte er nicht nachgeben.

Angelikas Tätigkeit mußte sich darauf beschränken, daß sie dem Arzte ihre Vorräte zur Verfügung stellte; am selbsttätigen Eingreifen, das sie unter anderen Umständen sicherlich geleistet haben würde, war sie durch ihren kritischen Zustand verhindert.

Die Prinzessin entschuldigte ihr Fernbleiben von dem Hilfswerke durch ihr Alter.

„Pauvres diables," sagte sie, „ils font pitié, mais enfin ils seront sans doute mieux dans l'autre monde qu'ici bas. Qu'on lise des messes pour ces pauvres animaux."

Sie warnte Eva vor der Ansteckungsgefahr und bot ihr ein Geheimmittel an, das sie als bewährtes Präservativ gegen alle Krankheit schon seit Jahren bei sich führe. Es waren Knochensplitter des heiligen Antonius.

Sie erzählte Eva eine geheimnisvolle Geschichte, wie sie durch die Gunst eines ihr befreundeten Priesters in den Besitz dieses kostbaren Schatzes gekommen sei, auf dessen Echtheit und Wunderkraft sie schwor.

Eva lächelte zwar über den Aberglauben der Alten, ließ es sich aber doch gefallen, daß diese eines der Wunderknöchlein in Seide einnähte und ihr als Amulett um den Hals hing, wo sie es unter dem Kleide tragen sollte.

An der Krankenpflege beteiligte sich Eva nicht, obgleich ihr Friedrich den Gedanken nahe gelegt hatte; sie erklärte diesem, daß es ihr unmöglich sei, von Doktor Burt Weisungen hinzunehmen.

Unter der Anleitung des Arztes gingen die anderen inzwischen an die Rettungsarbeit.

Zwischen Dzöröneck und dem von der Epidemie befallenen Orte wurde eine Art von Stundenpost eingerichtet. Das Depot der Verpflegungsmaterialien ward im Schlosse aufgeschlagen und stand unter Landskerrotitsch Verwaltung. Friedrich hatte die Beförderung und Verteilung der Hilfsmittel übernommen; er fuhr mit Wein, Lebensmitteln, Eis, Fruchtsäften, Linnen, Decken, Luftkissen und Betten von Haus zu Haus und versorgte damit die Kranken. Burt überwachte das Ganze und besorgte unter Beihilfe Krätzers die wirklich ärztlichen Handgriffe.

Der Pflege Sophie Wangens hatte Burt eine Anzahl weiblicher Patienten überwiesen.

Der Arzt schonte das junge Mädchen durchaus nicht. Er ersparte ihr keine Mühe, keine Anstrengung, zog sie selbst zu Nachtwachen an Krankenlagern heran. Es schien fast, als wolle er sie prüfen, ob ihr anfänglich bezeugter Eifer nur einem flüchtigen Enthusiasmus entsprungen, der bei wirklichen Schwierigkeiten versiegte, oder ob ihrer Natur Energie eigen sei.

Als er aber Sophie die Arbeit, welche er ihr zuwies, ruhig, unverdrossen, wie etwas Gewohntes erledigen sah, fing er an zu verstehen, aus welchem Material dieses still und anspruchslos dahinlebende Geschöpf gebildet sei.

Er schloß die Bewunderung für sie tief in seinem Innern ein, ließ ihr nichts von seinen Gefühlen merken. Sein Benehmen gegen sie war nach wie vor kühl und steif, ihr Tun und Lassen schien nur sachliches Interesse für ihn zu haben.

Während der ersten Tage gab es im Verkehr mit den Kranken und ihrer Angehörigen Schwierigkeiten. Die Verständigung zwischen ihnen und den Pflegern wurde dadurch erschwert, daß die wenigsten der deutschen Sprache mächtig waren.

Vielfach stießen die Helfer auch auf Widerwillen und Mißtrauen. Sie kehrten sich daran wenig und taten für die Leidenden, was in ihren Kräften stand, selbst gegen deren Willen.

Allmählich aber drang bei den Leuten das Verständnis durch, daß sie in dem Arzte und seinen Begleitern nicht Feinde, sondern Retter zu erblicken hätten.

Dank den von Burt ergriffenen Maßregeln traten keine neuen Erkrankungen ein; von den Schwererkrankten wurden einige dem scheinbar unvermeidlichen Tode entrissen.

Wetterwendisch, wie Ungebildete sind, vor allem wenn schwere Schicksale sie betroffen, begannen die Leute, nachdem sie Zeugen solcher Erfolge geworden, ihren Helfern unbegrenztes Vertrauen, ja geradezu abgöttische Verehrung zuzuwenden.

Dem Arzte gelang es, aus der Zahl der nicht Erkrankten eine Anzahl Vertrauensleute zu gewinnen, die er zu Hilfeleistungen und vor allem zu Nachtwachen am Krankenlager verwendete.

So war denn nach Verlauf einer Woche das Hilfswerk organisiert, und Burt durfte getrosten Mutes dem weiteren Verlaufe der Epidemie entgegensehen.

Achtes Kapitel.

Um jede Möglichkeit der Krankheitsverschleppung zu verhüten, hatte Burt für die Pfleger und sich eine Art von Quarantäne eingeführt. Sie nahmen ihre Mahlzeiten getrennt von den übrigen ein und vermieden den Verkehr mit diesen, soweit es angängig war, überhaupt völlig.

Friedrich und Eva sahen einander auf diese Weise während ganzer Tage nicht.

Friedrich hatte so vollauf zu tun, daß ihm keine Zeit zu sentimentalen Betrachtungen über diesen Umstand übrig blieb, während Eva die Vereinsamung schwer empfand.

Wenn sie ihre eigene Untätigkeit mit dem aufopfernden Wirken der anderen verglich, fühlte sie einen geheimen Vorwurf. Das Bewußtsein, daß Friedrich ihr Fernbleiben von der Hilfstätigkeit mißbillige, peinigte sie. Sie haßte Sophie Wangen, weil diese sich zur Teilnahme an dem Rettungswerke gemeldet und jetzt für ihre Tätigkeit allseitige Bewunderung einerntete. Sie mißgönnte dem Mädchen diesen Ruhm und auch, daß sie mit Friedrich in gemeinsamem Wirken täglich zusammen sein durfte, während sie selbst so gut wie nichts von ihm sah.

Von Tag zu Tag wuchs ihr Verlangen nach einer Unterredung mit Friedrich.

Sie wollte ihr Verhalten vor ihm entschuldigen und sich vergewissern, ob seine Liebe zu ihr nicht etwa im Erkalten begriffen sei, denn, wie jede liebende Frau, neigte Eva zum Argwohn.

Eines Tages um die Mittagszeit fand sich eine passende Gelegenheit dazu. Friedrich war eben auf

eine Stunde in Dzöröneck anwesend, um Vorräte aus dem Depot abzuholen, als ihm Eva in Gartenhut und langen dänischen Handschuhen, den Sonnenschirm in der Hand, wie zufällig in der Haushalle entgegentrat. Sie forderte ihn zu einem Gang in den Garten auf.

„Mit der Ansteckungsgefahr kannst du mir nicht mehr Angst machen," sagte sie; „ich bin jetzt dagegen gefeit," und lachend erzählte sie ihm von dem Amulett, das ihr die Prinzeß geschenkt hatte.

Draußen brannte die Mittagssonne grell hernieder. Sie suchten den schattigsten Teil des Parkes auf.

„Ich möchte, daß diese Epidemie bald ein Ende nähme," begann Eva das Gespräch; „man sieht ja gar nichts mehr voneinander. Was macht ihr eigentlich den ganzen Tag? Ich kann mir gar nicht denken, was du bei dieser Sache helfen kannst."

Friedrich erzählte ihr mit der Ausführlichkeit eines an der Sache lebhaft Interessierten den Verlauf der ganzen Epidemie und beschrieb dann seine und der anderen Pfleger Tätigkeit.

Eva hörte nur halben Ohres zu; das alles interessierte sie sehr wenig, sie hatte diese Epidemie schon lange für höchst unnötig, unbequem und langweilig erklärt.

Friedrich unterließ nicht, Sophie Wangens in seinem Berichte zu erwähnen.

„Natürlich Sophie," unterbrach ihn Eva, „um ihren Ruhm zu verkünden, gibt es ja nicht Worte genug. — Du bist wohl nicht damit einverstanden, daß ich mich von eurer Sache ferngehalten habe? Sage es nur ganz offen heraus, du findest das sehr schlecht, sehr feige von mir."

„Wie du wieder einmal übertreibst, Eva; ich habe doch kein Wort der Mißbilligung geäußert."

„Also du mißbilligst mein Verhalten; ich wußte es ja!“

„Wer sagt das?“

„Du selbst hast es gesagt.“

„Wieder dieses Verdrehen der Worte, das mich zur Verzweiflung bringt. Warum suchst du Streit mit mir, Eva? Sage es doch gleich! Wozu das Versteckenspiel?“

Da sie ihn ernstlich beleidigt sah, lenkte sie ein.

„Ich will nicht streiten, Friedrich. In der letzten Zeit ängstigte mich der Gedanke, du könntest es mir verdenken, daß ich mich nicht an der Krankenpflege beteiligt habe. Aber sieh mal, ich glaube wirklich, ich hätte euch nicht von Nutzen sein können. Ich passe einmal nicht dazu; du weißt ja, wie mir's im vorigen Winter ergangen ist. Die Sache anfangen und mich dann vor den anderen blamieren, um das spöttische Lächeln dieses süffisanten Doktors zu sehen, nein, das wollte ich nicht, und für Sophie Wangen eine Folie abgeben, mag ich auch nicht.“

Friedrich machte eine Bewegung, die seinen Unmut ausdrückte.

„Sei mir nicht böse, Herz,“ fuhr sie fort und haschte nach seiner Hand. „Ich weiß es selbst, daß ich närrisch bin; aber du mußt mich nun einmal nehmen, wie ich bin.“

Friedrich schwieg auf ihre Worte; er hatte den Ärger, den ihm ihre früheren bereitet, noch nicht verwunden.

Sie überschritten eben eine weite, von Sonnenbrand ausgedörrte Rasenfläche.

„Laß uns ein wenig niedersitzen, aber im Schatten,“ sagte Eva. „Ich weiß wirklich nicht, warum wir bei

solcher Glut unnötig herumlaufen; man echauffiert sich schon genug mit Worten, nicht wahr, mein Liebling? Und nun mach' ein freundliches Gesicht. Komm! Ich weiß einen reizenden, lauschigen Fleck hier herum;" und sie übernahm, den Pfad verlassend, die Führung durch das Gebüsch, Friedrich an der Hand nach sich ziehend.

Ein Ast streifte ihr den breitkrämpigen Hut vom Kopfe; sie lachte über das kleine Mißgeschick und, den Hut in die Hand nehmend, drang sie weiter.

An einem Platze, der mit einigen weitästigen Platanen bestanden war, machte Eva Halt.

„Hier," sagte sie, „ist es nicht reizend hier, kühl und dunkel, wie in einem Hause?" Dann brachte sie ihr etwas zerzaustes Haar in Ordnung.

Wie reizend und verführerisch sie aussah, als sie so vor Friedrich stand, beide Arme erhoben, die Hände im Nacken mit dem Ordnen der Frisur beschäftigt.

Ihr Gesicht war von Sommerwärme und Bewegung gerötet, aus dem halbgeöffneten Munde fühlte er ihren Atem auf sich eindringen; ihre Körperstellung spannte das dünne Sommerkleid aufs straffste an und zeigte ihm die Schönheit ihrer Formen.

Im Nu war Friedrichs Stimmung umgewandelt; ihre Reize hatten seinen Mißmut besiegt.

„Setzen wir uns und plaudern wir," sagte Eva, als sie mit ihren Haaren fertig geworden; den Hut setzte sie nicht wieder auf.

Der Mittagszauber hielt die Natur gefangen, selbst die Blätter waren zu lässig, um sich zu bewegen; der Atemzug der Schöpfung schien inne zu halten.

In einer Kapelle konnte es nicht stiller und weltabgeschlossener sein als unter diesen Bäumen. Wie

durch kleine Fenster fielen Lichtflecke durch das Blätterwerk auf den feinen Rasen und lagen da wie angenagelt. Gras und Blumen waren hier im Baumschatten noch nicht der versengenden Kraft der Sonne zum Opfer gefallen. Ringsum bildete Gestrüpp und Unterholz eine dichte Hecke. Ein wilder Rosenstrauch mit Blüten und Knospen stand nicht fern.

In ihrem lichten, blumig gemusterten Sommerkleide erschien Eva selbst wie eine dieser Umgebung entsproßte Blüte.

Für ihre Erscheinung war gerade jetzt eine besonders günstige Zeit.

Die Sonne des Ungarlandes hatte Evas Teint ein wenig lebhafter gefärbt, ohne ihm seine Gleichmäßigkeit geraubt zu haben.

Wie sie jetzt neben dem sitzenden Friedrich auf dem weichen Rasenteppich lag, den Kopf in die Hände gestützt, ihm nahe ins Gesicht blickend, erschien sie diesem wie eine schöne, reife Frucht, die sich zum Genusse anbietet.

Und was hinderte ihn, nach dieser Frucht zu greifen? Die Verstecktheit des Platzes, die wollustgesättigte Sommerschwüle ringsum, ihre verführerische Gestalt in der duftigen Hülle, ihre Blicke und das Lächeln dieses frischen, rosigen Mundes, rief ihm das nicht alles zu: „Nimm sie, sei kein Tor, sie ist für dich gewachsen.“

„Du überanstrengst dich gewiß, mein süßer Liebling,“ sagte Eva, mit einigen Grashalmen spielend, die sie zu einem Kranz zusammenwand und dann wieder auseinanderriß. „Wie abgespannt du aussiehst! Fühlst du dich auch wirklich ganz wohl?“

„Was soll mir fehlen?“

„So behagt dir also dieser Samariterdienst. — Ich habe oft solche Sehnsucht nach dir; die Tage gehen jetzt recht einförmig herum. Bei Tisch sind wir zu vieren, manchmal sogar nur zu dreien, denn Angelika fehlt häufig. Die Arme scheint recht zu leiden. Leider darf ich ihr nicht helfen, ich hätte mich so gern revanchiert; weißt du, wie sie mich im vorigen Winter gepflegt hat, als ich das Scharlachfieber hatte? Aber sie will allein sein, läßt niemanden vor. Meine einzige Unterhaltung ist noch die Oblonska. Wir lesen jetzt ‚Le bonheur de Madame Montedon‘. Kennst du das?“

„Ich habe darin geblättert, gerade genug, um zu wissen, welche Art Buch das ist.“

„Nicht wahr, es ist reizend?“

„Ich wüßte passendere Bücher für dich.“

„Wie engherzig du bist! Die Prinzeß sagt, es gibt überhaupt nichts, was eine Frau nicht wissen dürfe, ja wissen müsse. Je mehr man weiß, desto vorsichtiger wird man sein. Oder willst du, daß die Frauen kleine Kinder bleiben sollen?“

„Diese Oblonska ist gar kein günstiger Umgang für dich.“

„Was du nur gegen sie hast? Sie ist eine so liebenswürdige Person. Du tust ihr sehr unrecht. Wenn du wüßtest, wie gut sie von dir spricht. Ich will dich nicht eingebildet machen, sonst würde ich dir erzählen, was sie für reizende Dinge von dir sagt. Ich glaube wirklich, sie ist regelrecht verliebt in dich. Die alte Person hat so ein junges Herz. Schade, daß ich sie nicht als Mädchen gesehen habe; sie muß fürchterlich kokett gewesen sein. Ich sage dir, was sie mir von ihren Courmachern für Dinge erzählt hat. Sie hat einen großen Kasten voller Bilder, Billetdoux und

Briefen; einige habe ich sehen dürfen. Sie hat die Männer schrecklich an der Nase herumgeführt. Sie lacht über die Männer."

„Und der Intimität mit einer solchen Person rühmst du dich, Eva?"

„Ach, Herz, sei doch nicht ein so furchtbar strenger Sittenrichter! Du erschreckst mich oft durch den Ernst, mit dem du alle Dinge ansiehst. Die Prinzeß sagt auch, wir beide machten uns das Leben unnütz schwer, wir könnten viel glücklicher miteinander sein. Sie findet nicht das geringste Unrecht darin, daß ich meinen Mann verlassen habe. Deine Bedenklichkeiten, sagt sie, wären lächerlich und echt deutsch."

Friedrich ward hochrot im Gesicht und wollte sich erheben.

Sie drückte ihn mit beiden Händen zum Boden nieder und küßte ihn auf den Mund.

„Sei nicht böse, nicht böse!" flüsterte sie nahe seinem Gesichte. „Ich mußte dir das einmal sagen; nun ist's heraus, und wir sprechen nicht mehr davon. Aber nur nicht böse, nicht wahr, mein Schatz?"

Dann sprang sie auf, pflückte einige Blüten von dem wilden Rosenstrauche, kniete neben ihm nieder und schmückte ihn und sich selbst mit den Blumen.

„Sage, daß du mich lieb hast, das macht mich so glücklich," sagte sie, sich über ihn beugend.

Er umfing sie mit den Armen und zog sie ganz an sich heran.

Sie gab sich der Umarmung willig hin. Das Gift, das Eva im Umgange mit der Oblonska eingesogen, zeigte jetzt seine Wirkung.

Sie scheute sich nicht mehr, ihr leidenschaftliches

Verlangen offen zu zeigen; ihre Küsse waren unkeuscher als sie es vordem gewesen.

Die Gefahr war groß; ein Zufall rettete Eva noch einmal.

Vom Schlosse her tönte deutlich und laut durch die stille Mittagsluft der durchdringende tiefsummende Ton des Tamtams, das zur Mahlzeit rief.

Als fühlten sie sich entdeckt, hielten beide unwillkürlich in ihren wilden Liebkosungen inne.

Und der bloße Gedanke an eine Entdeckung trieb ihnen die Schamröte in die Wangen.

Verlegen und mit niedergeschlagenen Augen, keines Wortes mächtig, stand Eva vor Friedrich, setzte ihren Hut auf und zog sich die Handschuhe an.

„Man wird dich vermissen," flüsterte Friedrich, als fürchte er einen Lauscher. „Und für mich ist es längst Zeit; ich hatte Burt versprochen, um ein Uhr mit frischem Eis bei ihm zu sein."

Sie suchten durch das Gebüsch ihren Weg nach dem nächsten Pfade.

Dann sagte Friedrich: „Wir wollen auf verschiedenen Wegen nach dem Schlosse gehen."

Neuntes Kapitel.

Unter den Typhuserkrankten befand sich ein junges Paar. Der Mann war vor nicht allzu langer Zeit aus der Fremde zurückgekehrt und hatte seine Braut, die drei Jahre lang getreulich auf ihn gewartet, heimgeführt. Mit dem Gelde, das sie sich beide während dieser Zeit verdient, wollten sie von dem Grundherrn ein Stück Land kaufen. Landskerrotitsch fand Wohlgefallen an den Leuten und ließ ihnen das erwünschte

Land für einen geringen Preis. Darauf erbauten sie sich ein Haus und saßen als selbständige Leute auf ihrem Eigen.

Jetzt warf ihn die tückische Krankheit aufs Lager. Mühsam schleppte sich die Frau im Hause herum und tat, was ihr die Seelenangst um das Leben des Gatten eingab, ahnungslos, daß sie selbst den Keim des Leidens in sich trage.

So entdeckte Burt diese beiden. Er zwang die Frau, sich zu legen; aber so oft er von dem Lager anderer Patienten kommend in das kleine Haus trat, fand er sie außer dem Bette, um den Gatten beschäftigt.

Zureden und Drohungen machten auf sie keinen Eindruck, der Sinn für die Vorgänge der Außenwelt schien ihr abhanden gekommen. Selbst von heftigen Fieberschauern geschüttelt, die glänzenden Augen auf den Kranken gerichtet, so saß sie an dem Sterbelager.

Burt ließ kein Mittel unversucht, um den jungen kräftigen Mann am Leben zu erhalten; zweimal hatte er ihn dem hochgradigsten Fieber durch ein Kaltwasserbad entrissen und die darauf eingetretene Herzschwäche durch Champagner und andere Kraftmittel bekämpft. Da trat eine Darmperforation hinzu und machte seinem Leben ein schnelles Ende.

Einen Kampf, in dem Gewalt gegen die Frau angewendet werden mußte, kostete es, als die Leiche aus dem Hause geschafft wurde.

Nachdem dieser traurige Akt vorbei war, ward sie still und ließ mit sich geschehen, was die Pfleger für gut befanden. Nur dem Angebote von Nahrung setzte sie einen so zähen Widerstand entgegen, daß der Arzt sich genötigt sah, zur Einführung mittelst Sperrhebel und Röhre zu schreiten.

Eine psychologische Erklärung des Zustandes der Kranken vermochte Burt nicht zu geben; im geheimen befürchtete er geistige Störung.

Auf keinen Fall wünschte er, sie allein gelassen zu sehen, und traf daher die Bestimmung, daß Tag und Nacht eine Krankenwache an ihrem Bette gegenwärtig zu sein habe.

Eines Abends versah Sophie Wangen den Dienst bei der Kranken. Um Mitternacht sollte sie durch den Wagen Landskerrotitschs abgeholt werden, während Krätzer dann den Rest der Nacht dort zu wachen hatte.

Sophie saß dem Krankenlager gegenüber; bis zum Anbrechen der Dunkelheit hatte sie gelesen, aber der Kranken wegen wollte sie kein Licht anzünden. Diese lag beinahe regungslos, die weit offenen Augen starr zur Decke gerichtet. Von Zeit zu Zeit hatte Sophie ihre Lage zu berichtigen, so wie es ihr der Arzt gelehrt hatte; denn eines der häufigsten Symptome bei Typhuserkrankungen ist das unausgesetzte Herabrutschen der Kranken im Bette.

Die Frau ließ sich aufrichten, stützen und neu betten, sie schien völlig willenlos und geistesabwesend zu sein.

Wenn das geschehen, kehrte Sophie zu ihrem Sitze zurück, um dort weiter ihren Gedanken nachzuhängen. Sie gehörte zu den glücklichen Menschen, die sich nie langweilen. Sie war nicht eine von jenen hypersensitiven Künstlernaturen, die sich in Momenten der Begeisterung auf ein hohes Maß der Ekstase heraufzuschrauben imstande sind, um dann in Zeiten der Nüchternheit die geistigen Schwingen zusammenzuklappen und mit mißmutiger Miene das trockene Brot des Alltagslebens zu genießen.

In der Seele dieses Mädchens herrschte eine gleich-

mäßige Temperatur, bei der die Knospen ihrer Beanlagung gedeihliche, nicht ungesund übertriebene Fortschritte machten.

Sophie war durchaus schlicht in ihrem Fühlen und Denken, eine allmählich reifende, unkomplizierte Natur. Die großen Geheimnisse der menschlichen Existenz lagen noch in wohltätige Schleier für sie gehüllt, und niemals hatte sie Sehnsucht empfunden, diese zu lüften. Selbstsucht und Argwohn waren ihr völlig fremd; sie liebte die Menschen und traute ihnen. Eine wohltuende, gleichmäßige Freundlichkeit gegen jedermann ohne Unterschied war ihr eigen, aber sie empfand auch für niemanden eine wirklich große Liebe; einige Leute standen ihr näher als das Gros der Menschheit, weil sie sich ihnen für Wohltaten verpflichtet fühlte. Daß ihre Person einem Manne Liebe eingeflößt habe, ahnte sie in ihrer Harmlosigkeit nicht. Sie war im Grunde eine kühle Natur, ohne Sinnlichkeit, leidenschaftslos; wirklich stark empfand sie nur, soweit sie Künstlerin war; hier entwickelte sie starke Energie im Streben nach einem heißersehnten Ideale, aber im Alltagsleben führte sie die unbewußt passive Existenz einer Pflanze.

Während Sophie eine Stunde nach der anderen an dem Lager der scheinbar Bewußtlosen heranwachte, war draußen der Vollmond aufgegangen und warf seine Strahlen durch die Fenster, einen Teil des Zimmers taghell erleuchtend.

Eine ängstliche Natur würde den Anblick des bleichen von der Krankheit abgemagerten Gesichtes der Kranken, vom geisterhaften Schimmer des Mondlichtes umwebt, geängstigt haben, aber Sophie neigte weder zu Furchtsamkeit noch zu Aberglauben.

Sie betrachtete die Erscheinung mit wachsendem

Interesse. Im Geiste stellte sie sich ein Bild vor, das sie später in Wirklichkeit auszuführen gedachte. Es sollte einen in Kissen ruhenden weiblichen Kopf mit geschlossenen Augen darstellen, bei dessen Anblick der Beschauer im Zweifel bleiben konnte, ob er eine Schlafende oder eine Entschlafene vor sich habe.

Dann, als bei vorschreitendem Monde ein tiefer Schatten auf die Züge der Kranken fiel, wendete sich ihre Aufmerksamkeit den mannigfachen Dingen zu, die das weiterziehende Licht in dem Zimmer gleichsam neu hervorzauberte.

Da war der Feuerplatz mit dem großen glänzenden Kupferkessel, ein Wandsims mit zierlichen ungarischen Krügen, metallenen Tellern und Gefäßen; von einem mächtigen Querbalken, der die Decke zu tragen schien, hingen gelbe Maiskolben in Bündeln hernieder, auf einem Schranke lagen Kürbisse und Melonen, hinter seinen Glasfenstern konnte man die Leinenvorräte der Hausfrau erkennen.

Mit der Zeit begann unüberwindliche Schlafsucht das junge Mädchen zu befallen. Sie kämpfte anfangs dagegen an, aber vergeblich; anstrengende Tage lagen hinter ihr, und dieser Nacht, die sie zur Hälfte opferte, waren andere ähnliche vorausgegangen. Sophie schlief ein.

Lautes Phantasieren der Kranken weckte sie jählings auf.

Sophie eilte sofort an das Lager und fand die Leidende in heftigem Fieberdelirium liegen. Sie hatte die Decken von sich geworfen, schleuderte wild mit den Armen um sich und sprach laute für Sophie natürlich unverständliche Worte.

Das junge Mädchen deckte sie zu und machte sich

daran, eine Eiskompresse zu bereiten, die sie nach Vorschrift Burts der Kranken im Falle eintretenden stärkeren Fiebers auf den Kopf legen sollte.

Die Fiebernde wollte die Kompresse anfangs nicht leiden, allmählich aber schien sie die Kühlung angenehm zu empfinden, sie wurde ruhiger und schloß die Augen.

Sophie blieb an ihrem Lager sitzen; auch ihr fielen mit der Zeit die Augen wieder zu, doch verfiel sie nur in einen leichten Halbschlaf, aus dem sie sich in kurzen Zwischenräumen aufraffte, um nach dem Lager zu blicken.

Plötzlich erschien es ihr, als sei dieses leer, das war gewiß nur Einbildung; sie betastete das Bett, um sich von der Anwesenheit der Kranken zu überzeugen.

Nein wirklich, sie war nicht mehr da, das Bett war leer.

Sophie erschrak und sah sich im Zimmer um.

Da erkannte sie in einer weißen Gestalt, die in einer dunklen Ecke des Zimmers mit dem Rücken ihr zugewendet stand, die Frau.

Sophie hatte von Mondsüchtigen gehört, und in diesem Augenblicke schoß es ihr durch den Kopf, sie möchte es hier mit einer solchen zu tun haben. Sie regte sich nicht, weil ihr gesagt worden, man solle sich hüten, Somnambüle durch brüskes Erwecken zu erschrecken.

Da sah sie, wie die Frau das Fach eines Schrankes öffnete; gleich darauf hörte sie ein klirrendes Geräusch, als hantiere sie mit Metallgeräten.

Sophiens Besorgnis wurde rege; sie glaubte die Kranke auf irgendeine Weise in ihr Bett zurückbringen zu müssen. Sie stand auf und näherte sich der Gestalt.

Jetzt erst erkannte sie, daß die Frau ein blitzendes Instrument, wie es schien ein Messer, in der Hand halte.

Im Nu war das unerschrockene junge Mädchen bei ihr und hielt sie fest.

Ein gellender Schrei ertönte aus dem Munde der Überraschten. Sie wollte die Hand mit dem Messer befreien, aber Sophie hielt sie mit ihren beiden Händen am Gelenk umklammert. Die Frau stemmte ihre freie Hand gegen die Brust des Mädchens, und ein heftiges Ringen begann, dessen Ausgang bedenklich für Sophie werden konnte, denn die Wahnsinnige begann in toller Wut um sich zu beißen und zu schlagen.

Da flog die Tür auf, und Burt erschien.

Nicht weit von dem Hause an einem anderen Krankenlager beschäftigt, hatte er den Schrei durch die Nachtstille vernommen und war herzugeeilt.

Er sprang Sophien zu Hilfe. Die Wahnsinnige ward entwaffnet und auf ihr Lager zurückgeschleudert.

Bei Sophie wirkte das Entsetzen über das Durchgemachte nach; sie war schreckensbleich, zitterte an allen Gliedern und begann heftig zu weinen.

Nachdem der Arzt sich überzeugt, daß der Kranken eine augenblickliche Gefahr nicht drohe, wandte er sich ganz der Sorge um das junge Mädchen zu.

Solche Augenblicke gemeinsam durchlebter bedeutsamer Ereignisse reißen die Schranken nieder, welche die Konvenienz zwischen den Menschen aufrichtet.

Was Burt unter gewöhnlichen Verhältnissen niemals getan haben würde, tat er jetzt: er nahm Sophiens Hände in die seinen, beugte sich zu ihrem gesenkten Haupte nieder und redete ihr in tröstendem, zärtlichem Tone zu.

Es dauerte längere Zeit, ehe Sophie ihre Fassung

wiederzugewinnen vermochte. Fest drückte sie die Hände des vor ihr Stehenden, als wolle sie seine Hilfe für immer festhalten.

In der Brust des ernsten Mannes wurden Gefühle lebendig, deren er sich selbst nicht für fähig gehalten haben mochte.

Wie rührten ihn ihre Tränen, er hätte die seinen darein mischen mögen, wie liebte und bewunderte er dieses Kind, das sich im Augenblicke der Gefahr so heroisch benommen, wie beglückte ihn das Vertrauen, mit dem ihre schamhafte Seele ihn in diesem Augenblicke der Erregung beschenkte.

Es war ihm, als müsse er die Knie vor ihr beugen, um ihr zu gestehen, was er für sie empfinde.

Da schlug Sophie einen tränenschimmernden Blick zu ihm auf, in dem sich die arglose Zuversicht der reinen Kindesseele aussprach. Burt erzitterte in Wonne und zugleich in Schmerz bei diesem Blicke, der ihm sagte, wie hold und gut dieses Wesen sei, aber auch wie weit entfernt und unerreichbar für ihn.

Würde sich die holde Blüte, die ihren Kelch jetzt so offen vor ihm auftat, nicht bei der ersten Berührung schließen. Er wollte den kristallreinen Spiegel ihres Wesens nicht getrübt sehen, nicht durch den Hauch einer Ahnung.

Ein Stöhnen rief den Arzt an das Lager der Kranken zurück. Sie begann von neuem heftig zu delirieren. Mit verdrehten Augen, in wilden Zuckungen warf sich die Frau hin und her, so daß es Burt schwer wurde, sie auf dem Lager festzuhalten.

Er machte sich jetzt die schwersten Vorwürfe, den eigentlichen Zustand der Kranken nicht früher durch-

schaut und das junge Mädchen einer Geisteskranken als Wache beigegeben zu haben.

Ein narkotisches Mittel, das der Arzt ihr gab, beruhigte die Frau endlich. Sie fiel in ihre vorige Apathie zurück.

Draußen rollte jetzt ein Wagen vor das Haus.

Landskerrotitsch saß selbst kutschierend auf dem Bock; er war gekommen, um Sophie abzuholen.

Sie stand auf und reichte Burt die Hand zum Abschiede. Er drückte sie fest und geleitete das junge Mädchen hinaus.

„Herrlicher Mondschein, nicht wahr?" rief ihnen der Graf entgegen. „Solche Nächte erinnern mich stets an unsere unvergeßliche Fahrt über den stillen Ozean. He, alter Doktor, was meinst du, waren das nicht schöne Zeiten! Aber du bist so kühl wie jener da oben; sein Licht leuchtet hell, aber ohne Wärme, und seine Vulkane sind längst ausgebrannt." Burt schwieg und war Sophie behilflich, den Wagen zu besteigen.

„Kommen Sie, nehmen Sie auf dem Bocke neben mir Platz, ich bin ein alter, ungefährlicher Ehemann," sagte Landskerrotitsch, seine Füchse, die ungeduldig anzogen, noch einmal zurückreißend.

„Adieu, Doktor, so viel Amüsement bei deinen Kranken wie möglich," rief der Graf noch, dann brauste er mit den Füchsen davon.

„Wie jung dieser Mensch noch denkt und fühlt," dachte Burt, dem Gefährt nachblickend. Durch die atemlos stille Nacht konnte er das gleichmäßige Klappen der Hufe auf der harten Straße noch lange vernehmen.

Er warf einen Blick in die Dorfgasse, die im Mondlichte wie versilbert dalag.

Burt war an die Einsamkeit gewöhnt, er war sein

ganzes Leben hindurch einsam gewesen, und doch fühlte er jetzt, wo das junge Mädchen von ihm gegangen war, den herben Stachel der Vereinsamung in seiner Seele.

Ein Gefühl tiefer Wehmut beschlich den wetterharten Mann.

Es war in ihm ein Kern warmen und innigen Empfindens, eine Glut tiefverhaltener Leidenschaft. Vor anderer Augen ließ er sie den festen Panzer eherner Ruhe niemals durchdringen, in den er selbst das Allerheiligste seines Innern geschmiedet hatte, und auch wenn er allein war, räumte er diesem Teile seiner Natur nur selten Rechte ein.

Heute tat er es.

Der Gedanke an das holde Geschöpf, dessen Hände er noch in den seinen zu fühlen glaubte, diese Nacht mit dem seelenlösenden Zauber riefen Empfindungen und Träume in ihm wach, die er längst in ferner Jugend begraben zu haben glaubte.

Aber seine Gedanken an sie waren keusch wie das Licht des Mondes, in dem er stand.

Zehntes Kapitel.

Sophie hatte den anderen nichts von dem Erlebten erzählt, und auch Burt schwieg darüber. Zwei Tage nach jener Nacht brachte der Arzt dem jungen Mädchen die Nachricht, daß jene Unglückliche verschieden sei.

Sie war eines der letzten Opfer gewesen, das die Epidemie forderte. Der größere Teil der Erkrankten befand sich jetzt auf dem Wege der Besserung. Aber Burt ließ demungeachtet in sorgsamster Überwachung der Patienten nicht nach; er wußte nur zu gut,

daß gerade beim Typhus heimtückische Rückfälle die oft schon Halbgenesenen bedrohen.

Inzwischen hatte auch die Regierung Kunde von dem Auftreten der Epidemie erhalten, und nun kamen nacheinander der Obergespan, der Vizegespan mit den Obernotären und Vizenotären, ja selbst der Stuhlrichter nach dem betroffenen Orte, um den Stand der Kalamität in Augenschein zu nehmen und ihr Gutachten abzugeben.

Alle diese hohen Behörden, so verschieden auch ihre Namen sein mochten, zeigten ein sehr ähnliches Verhalten.

Vor dem Orte machten sie mit ihrem Wagen halt, ließen sich den Arzt herausrufen, fragten diesen nach allen Richtungen hin aus, erklärten aber einer wie der andere, wenn Burt sie aufforderte, sich mit eigenen Augen von dem Stande der Dinge zu überzeugen, sie seien sehr beschäftigt, und die Pflege schiene ja in den besten Händen zu ruhen. Dann jagten sie durch das Dorf und nahmen bei Landskerrotitsch ein Diner ein, wo sie äußerst weise über den Abdominaltyphus, seine Gründe und seine Bekämpfung zu sprechen wußten. Die Weine des gastfreien Landskerrotitsch ließen sie sich aufs beste schmecken, und wenn sie dann meist spät nachts Dzöröneck verließen, rühmten sie mit lallender Zunge die Großmut des Grafen, den sie einen „edlen Menschenfreund" nannten.

Nachdem bereits eine volle Woche kein Todesfall mehr eingetreten, starb infolge eines heftigen Rückfalles ein junger Slowak. Er war nicht aus dem Orte gebürtig, sondern hatte sich nur als wandernder Topfstricker für einige Zeit dort aufgehalten.

Da niemand dem Fremden in seinem Hause Herberge geben wollte, hatte er sich, als ihn die Krank-

heit erfaßte, in einen Schuppen geschleppt und in dem halb offenen Gebäude Tage und Nächte zugebracht ohne Nahrung und Pflege.

Dort war er von Krätzer, der seine Klagelaute im Vorbeigehen vernommen, aufgefunden worden.

Burt ließ ihn in ein Haus zu anderen Kranken schaffen, und es gelang ihm, den schwer Erkrankten dem Tode abzuringen. Der Patient war bereits so weit hergestellt, daß er wieder feste Nahrung zu sich nehmen konnte, als ein Rückfall eintrat und ihn nach kurzem Kampfe wegriß.

Im Orte wußte niemand, wo der Mensch herstammte; er war eben ein Slowak, das will in Ungarn heißen: ein verächtliches, gleichgültiges Wesen. Denn ein magyarisches Sprichwort sagt: „Die Grütze ist keine Speise, der Slowak kein Mensch“.

Burt beschloß, diese Leiche, zu der sich keine Angehörigen melden wollten, einer vollständigen Sektion zu unterwerfen, während er sich bei den anderen Fällen mit Konstatierung des Todes begnügt hatte.

Der vorliegende Fall war dem Arzte interessant; er glaubte durch die Sektion neues Material zur Beurteilung der Epidemie überhaupt finden zu können.

Er hatte die Leiche zu diesem Zwecke nach dem kleinen, jetzt leer stehenden Hause schaffen lassen, welches jenem kürzlich verstorbenen Paare angehört hatte.

Friedrich sprach den Wunsch aus, bei der Sezierung gegenwärtig zu sein.

Es war nicht die erste, der er beiwohnte; in seiner juristischen Laufbahn hatte er mehr denn einmal gerichtlichen Leichenöffnungen assistiert.

Und wenn auch bei jedem solchen Akte seine Nerven gegen das Abstoßende desselben stark reagiert hatten,

so fühlte er sich doch bei jeder Sezierung wie durch die Lüftung eines großen interessanten Geheimnisses mächtig gepackt.

Denn es ist ein zwar schauerliches, aber erhabenes Vergnügen, einen Blick in das größte aller Kunstwerke tun zu dürfen, in den menschlichen Körper.

In der Mitte des Raumes hatte der Arzt den Seziertisch aufgeschlagen. Einen großen Lederschurz vorgebunden, die Arme in Guttaperchaärmeln, so ging es ans Werk.

Er öffnete den Körper seiner ganzen Länge nach und untersuchte die Eingeweide. Auf den Wunsch des Arztes schrieb Friedrich einige Notizen, die er ihm diktierte, über den Befund auf. Aus allen Teilen nahm der Arzt Proben zu Schnittpräparaten für die weitere Untersuchung mittelst Mikroskop.

Burt hatte die Arbeit in den frühen Morgenstunden vorgenommen; er war der Beendigung nahe, als an der Haustür, die er abgeschlossen, starkes Klopfen vernehmbar wurde.

Friedrich begab sich hinaus und fand Krätzer mit einem halbwüchsigen Knaben vor, der, wie er aussagte, den Arzt nach einem anderen Dorfe rufen solle.

Friedrich erfuhr von dem Jungen, der aus einem Schwabendorfe stammte, und also des Deutschen mächtig war, daß dort eine Anzahl Leute plötzlich erkrankt seien, der Gemeindeälteste habe ihn geschickt, um den fremden Arzt so schnell wie möglich herbeizuholen, denn bei ihnen sei die gefährliche Krankheit nunmehr auch ausgebrochen.

Burt erklärte dem Knaben seine Bereitschaft, sobald er die Leiche besorgt, nach der bedrohten Ortschaft zu folgen.

Friedrich schloß sich an, und so machten sie sich,

nachdem man den gräflichen Wagen herbeigerufen, auf die Fahrt.

An Ort und Stelle wurden sie von dem Gemeindeältesten empfangen und in ein Bauerngehöft geleitet; dort war die ganze Familie und auch ein Teil des Gesindes unter heftigem Erbrechen und starker Kolik erkrankt. Die Typhusepidemie in der Nachbarschaft hatte diesem Falle in den Augen der Dorfbewohner einen besonders bedenklichen Hintergrund verliehen.

Der Arzt und sein Begleiter fanden das halbe Dorf um das betroffene Gehöft versammelt; die Patienten selbst gebärdeten sich aufs kläglichste und hielten sich offenbar für sichere Todeskandidaten.

Das kundige Auge des Arztes erkannte schnell, daß er es hier keineswegs mit Typhus zu tun habe.

Nach genauerer Untersuchung eines der Erkrankten und einigen Fragen ließ er sich die Speisereste des vor einigen Stunden eingenommenen Frühmahles zeigen, prüfte diese und die Kochgeschirre und konstatierte eine Grünspanvergiftung, herbeigeführt durch einen schlecht gehaltenen Kupferkessel, in dem die Morgensuppe gekocht worden war.

Burt gab die Verhaltungsmaßregeln, beruhigte die Patienten über die Natur ihres Leidens, dessen einfache Ursache er ihnen darlegte.

Hierauf wollten Burt und Friedrich den Ort wieder verlassen, aber der Dorfälteste forderte sie auf, ihm die Ehre anzutun, ein Mahl in seinem Hause einzunehmen. Sie waren außerstande, dem alten ehrwürdigen Manne die mit treuherziger Dringlichkeit vorgetragene Bitte abzuschlagen; auch waren sie beide im Grunde froh, auf diese Weise zu einem Mittag-

essen zu kommen; denn seit dem frühesten Morgen hatten sie nichts zu sich genommen.

Der Bauer erwies sich als ein äußerst jovialer alter Mann und angenehmer Gesellschafter. Er sprach das Deutsch mit einem an die allemanische Mundart erinnernden Akzent, und seinen Gästen war es interessant zu hören, daß der Familientradition gemäß der Großvater des Alten unter Königin Maria Theresia von Württemberg aus hier eingewandert sei. Damals hatte man überall in Ungarn Deutsche aus dem Reiche, hauptsächlich allemanischer und fränkischer Abstammung, dörferweise angesiedelt. Die Abkömmlinge dieser Kolonisten haben sich noch ein gut Teil von dem Volkstum ihrer Vorfahren erhalten. Mit Stolz zeigte der Alte seinen Gästen die silbernen Knöpfe seines Sonntagsstaates, die der Ältervater aus dem Schwarzwalde mitgebracht hatte.

Burt und Friedrich unterhielten sich trefflich mit dem alten Burschen, der jenen dem deutschen Bauer eigenen Mutterwitz ebenso wie verschlagene Lebensklugheit nicht verleugnete. Er kannte Land und Leute ringsum genau, hatte selbst vieles mit angesehen und durchgemacht und sich sein originelles Urteil über Leben und Menschen gebildet.

Er geizte nicht mit seinem alten Tokaier. Das Essen, welches die Tochter des Witwers zubereitete und die Enkelin auftrug, zog sich seiner vielen Gänge wegen sehr in die Länge.

Es war am späten Nachmittage, als die Gäste unter herzlichem Abschiede von ihrem Wirte aufbrachen, um die Rückfahrt anzutreten.

Als sie eine Zeitlang gefahren, klagte Burt über heftigen Kopfschmerz.

„Das ist der Tokaier," meinte Friedrich; „er war höllisch schwer, auch mir brummt der Kopf; wir werden diese Orgie wohl beide mit einem Katzenjammer zu büßen haben."

Sie fuhren weiter in den sinkenden Abend hinein.

Nach einiger Zeit glaubte Friedrich den Freund an seiner Seite zittern zu fühlen.

„Was hast du?" fragte er, „hat dir denn der Wein so arg mitgespielt?"

Burt schwieg. Schon konnte man in der Ferne die Häuser des Dorfes erkennen, nach dem sie zurück wollten.

„Sag dem Kutscher, er soll direkt nach Dzöröneck fahren, nicht erst dorthin, und zwar so schnell die Pferde laufen können," brachte Burt jetzt mit klappernden Zähnen vor.

„Weshalb, was hast du?" fragte Friedrich, erstaunt in die merkwürdig veränderten Züge Burts blickend. „Um was handelt es sich denn?"

„Um ein Menschenleben," gab ihm Burt mit rauher Stimme zurück.

„Um wessen Leben? Ich verstehe dich nicht."

„Um mein eigenes. — Sieh hierher," und Burt streifte den Ärmel des rechten Armes ein wenig zurück. „Ich muß mich heut früh geritzt haben; wann und wie es geschehen, weiß ich nicht, ich habe nichts davon gemerkt, als eben erst, wo es mich zu schmerzen anfing."

„Um Gottes willen!" rief Friedrich. „Du hast dich doch nicht an der Leiche vergiftet?"

„Das gerade fürchte ich. Was anderes kann dieser Schwindel und hier dieser Schmerz in der Achselhöhle nicht bedeuten."

„Zeig deine Hand. — Ich kann keine Wunde sehen."

„Und was hälst du von diesem roten Streifen hier? Das ist die Wirkung des Giftes!“

„Aber kann denn gar nichts geschehen? Solche Vergiftungen sind doch äußerst gefährlich. Du bist selbst Arzt, rate, sinne auf etwas.“

„Karbol oder Sublimat sind gut, nach frischer Infizierung angewandt; ich habe nichts davon bei mir. In Dzöröneck habe ich alles.“

Friedrich schrie den Kutscher an, er solle fahren, was das Zeug halte, und nun flogen sie in rasender Gangart die holprige Landstraße entlang.

„Es muß etwas geben,“ rief Friedrich im Tone der Verzweiflung, „ein so jämmerliches Ende kann dir vom Schicksale nicht bestimmt sein. Nützt denn Brennen oder Aussaugen nichts?“

„Wenn du etwas für mich tun willst, so halte mir den Arm hoch, das stillt den Schmerz und leitet die Entzündung ab.“

Friedrich tat, wie ihm geheißen. Mit beiden Händen hielt er den Arm des Freundes hoch und blickte schmerzlich bewegt in das Gesicht des Arztes, das den Ausdruck völliger Starrheit angenommen hatte, als habe der Tod ihn bereits mit der Hand berührt.

So ging die rasende Fahrt weiter. Endlich, endlich zeigten sich die Zinnen von Dzöröneck; einige Minuten darauf hielten die schaumbedeckten Pferde vor dem Portale des Schlosses.

Langsam stieg Burt vom Wagen, gestützt von Friedrich, der ihn die Treppe zu seinem Zimmer im ersten Stock hinaufführte.

Dort angekommen, bedeutete er Friedrich, ihm den Rock auszuziehen. „Zünde die Lampe an,“ sagte der Arzt, „ich muß genau sehen.“

„Nun, wie sieht's aus, was hältst du davon?" fragte Friedrich atemlos.

„Sieh das hier."

Friedrich sah hin und erblickte rötliche von der Hand nach dem Oberarme zulaufende Streifen.

Der Arzt hatte sich inzwischen mit einem Messerchen versehen; er machte sich daran, mit diesem die Wunde zu erweitern, so daß sofort eine starke Blutung eintrat.

Friedrich wandte sich entsetzt ab. Burt ließ die Wunde ausbluten und desinfizierte sie darauf mit einer starken Sublimatlösung. Bleich vor Schmerz und mit geschlossenen Augen ertrug er die ätzende Wirkung des Mittels.

„Wird das helfen?" fragte Friedrich.

„Ich habe wenig Hoffnung. Das Gift ist schon viel zu weit. Hier in der Achselhöhle ist bereits eine starke Schwellung."

„Und was gibt es dann noch?" Der Arzt schwieg eine geraume Weile, dann sagte er mit dumpfer Stimme: „Amputation."

„Der rechte Arm!" rief Friedrich aus.

„Jawohl, der rechte. — Und selbst damit wird es zu spät sein; ich kann mich selbst nicht amputieren und ehe der Arzt kommt, vergehen Stunden."

„Ich hole Landskerrotitsch," meinte Friedrich; „er muß sofort einen Arzt schaffen," und er eilte aus dem Zimmer.

Der Graf saß mit Eva und der Oblonska auf der Terrasse; er hatte zuvor einen single mit Eva gespielt und befand sich noch im Tenniskostüm.

Friedrich störte durch sein Auftreten eine wie es schien sehr animierte Unterhaltung zwischen den dreien.

Nachdem Landskerrotitsch begriffen, um was es

sich handle, befahl er, sofort anzuspannen, er selbst nahm sich nur Zeit, einen langen Überzieher über sein buntes Trikot zu werfen, dann eilte er nach dem Stalle, ergriff selbst die Zügel; der Groom hatte gerade noch Zeit, hinten aufzuspringen.

„In zwei Stunden bin ich mit dem Arzte hier!“ rief er im Abfahren Friedrich zu.

Burt lag inzwischen auf dem Bette; auf seine Anweisung hin hatte ihm Friedrich den Arm kurz unter der Achsel mit einem starken elastischen Gurt umschlungen, um so die Zirkulation des Blutes zu verhindern und das kranke Glied von dem übrigen Körper abzuschnüren. Als Ableitungsmittel hatte sich der Arzt Eisumschläge auf den Kopf verordnet, die Friedrich von Zeit zu Zeit zu erneuern hatte.

Wie oft während dieser zwei Stunden sah Friedrich nach der Uhr, und es gelang ihm nicht, ihren peinvoll langsamen Schritt zu beschleunigen. Zu den zweien gesellte sich eine dritte und noch immer blieb die Hilfe aus.

Es wurden nicht viele Worte zwischen den Freunden gewechselt. Mit bleichem, oft vom Schmerze verzogenen Antlitz lag Burt auf seinem Lager, was er dachte, konnte Friedrich aus seinem Mienenspiele nicht erraten.

Mehrfach eilte er, von einem Geräusche zum Narren gehalten, ans Fenster, um zu erkennen, daß Landskerrotitsch mit dem Ersehnten noch immer nicht zurückgekehrt sei.

Endlich rasselten Räder auf der gepflasterten Anfahrt. Friedrich flog hinab.

Dem Grafen folgte ein Mann in schwarzem langschößigen Rocke, einen Kasten unter dem Arme tragend.

„Wie steht es?“ rief Landskerrotitsch Friedrich entgegen.

„Ich fürchte, schlecht. — Aber um des Himmels willen, warum kommt ihr so spät? Es ist ja bereits Mitternacht."

„An mir und den Pferden hat es nicht gelegen. Ich traf den Herrn Doktor leider nicht zu Haus an, mußte ihn erst ausfindig machen. Das hat mir Zeit gekostet."

Der Arzt war seinem scharfgeschnittenen Gesichte, den zurückliegenden Ohren und dunklen Haupt- und Barthaare nach zu schließen ein Semit.

Friedrich faßte vom ersten Augenblicke an ein starkes Vorurteil gegen den Mann.

Sie traten in das Zimmer des Kranken. Die beiden Ärzte begrüßten sich stumm, dann machte sich der fremde sofort an die Auswickelung des Armes aus seiner Bandage; er examinierte das Glied eine Weile und begann dann die Untersuchung der rechten Körperseite.

Landskerrotitsch, der seine Nervosität nicht länger zu bemeistern vermochte, fuhr heraus: „Spannen Sie uns nicht so lange auf die Folter! Wie steht es?"

Der fremde Arzt lehnte sich auf seinem Sitz zurück, und mit einem fragenden Blicke nach dem Patienten, sagte er zögernd: „Der Herr ist selbst Arzt, wie ich höre, und es kann ihm daher keine Neuigkeit sein, daß es nicht gut steht."

„Sagen Sie hoffnungslos," fiel ihm Burt in die Rede.

„Aber im Namen der Jungfrau," rief Landskerrotitsch, „für jedes Leiden, außer dem Tode, ist doch ein Kraut gewachsen, habe ich immer gedacht. Wozu seid ihr denn Ärzte. Soll denn dieser Mann hier umkommen wegen einer solchen Sottise, weil er einen elenden Slowaken tranchiert hat. Dazu ist er viel zu

gut. Doktor, ich glaube nicht daran, daß es schlimm steht. Sie machen uns nur Angst, um uns Ihre Kunst in größter Glorie erscheinen zu lassen, denn ich weiß, Sie werden ihn retten."

Der Arzt zuckte die Schulter. „Es bleibt nur noch die Amputation," sagte er dann.

„Nun so amputieren Sie im Namen des Himmels!" rief der Graf aus. „Burt, mein alter Junge, du wirst uns mit einem Arme ebenso lieb sein wie bisher — aber nur nicht sterben — nicht sterben."

Jetzt übermannte den kleinen Mann die lange zurückgehaltene Rührung, er begann zu weinen und zu schluchzen wie ein Kind. Im bunten Tenniskostüm, das abzulegen er noch nicht Zeit gefunden, bildete seine Erscheinung einen merkwürdigen Kontrast zu dem Ernste der Situation.

Der fremde Arzt machte sich an seinem Kasten, den er auf den Tisch gestellt hatte, zu schaffen. Er fragte nach Becken, Wasser und Tüchern. Der Anblick der blitzenden Instrumente machte Friedrich und Landskerrotitsch erbeben.

Burt unterbrach ihn in seinen Vorbereitungen.

„Ich halte die Amputation für völlig nutzlos," sagte er, sich auf seinem Lager mühsam aufrichtend. „Sehen Sie hierher, das Gift ist bis zum Rumpfe vorgedrungen; mit dem Abtrennen des Gliedes ist also nichts geholfen. Und zudem — ich will meinen Körper unversehrt ins Grab nehmen."

„Das darf nicht sein, bei Gott und allen Heiligen, das darf nicht sein," jammerte Landskerrotitsch. „So etwas ist unerhört! Ich lasse es nicht zu."

Burt lächelte unwillkürlich über die Ereiferung seines Freundes.

„Ich will mich mit meinem Kollegen allein konsultieren," sagte er dann; „entschuldigt diesen Wunsch, aber so ist es einmal unter uns Ärzten Sitte."

Friedrich und der Graf gingen hinaus. Nach kurzer Zeit rief der fremde Arzt sie wieder ins Zimmer.

„Der Kranke hat die Amputation als nutzlos verworfen," sagte er; „und da er sich so klar über seinen Fall ist, so habe ich mich ihm nur anschließen können."

„Aber Sie haben doch jedenfalls ein anderes Mittel vorzuschlagen!" meinte Friedrich in gereiztem Tone; „denn im Angesichte eines solchen Falles die Hände ruhig in den Schoß legen, das erscheint mir denn doch frevelhaft."

Der Semit ging nicht auf den Ton ein, den Friedrich angeschlagen; er erwiderte geschmeidig: „Der Patient ist selbst Arzt, ich richte mich nur nach seinem eigenen Verlangen. Wäre der Herr ein Laie, so würde ich unbedingt zur Amputation schreiten, obgleich ich weiß, daß sie, wie der Fall einmal liegt, nur eine unnütze Qual für den Patienten bedeutet. Ich bin eben um einige Stunden zu spät gerufen worden."

„So gäbe es keine Hoffnung!" rief Landskerrotitsch.

„Wenn der aufgenommene Giftstoff qualitativ und quantitativ schwach ist, so könnte er durch das Blut so verdünnt werden, daß der Körper seiner Wirkung Widerstand zu leisten vermag," erklärte der Arzt, „aber das scheint hier nicht der Fall, im Gegenteil, das Gift muß ein äußerst intensives sein, sonst würde es nicht so rapid gewirkt haben. War die Leiche jung oder alt, die der Herr seziert hat?"

Friedrich antwortete für den Patienten, denn dieser schien, seinem verzerrten Mienenspiele nach zu schließen,

eben einen heftigen Anfall körperlichen Schmerzes zu überstehen.

„Die Leiche war kaum zwölf Stunden alt."

„Also jung, um so gefährlicher," meinte der Arzt. Er gab dem Patienten etwas Äther, um seine Lebenskräfte anzufrischen.

„Und wir sollen, ganz ohne Kampf, mit ansehen, wie er hier vor unseren Augen verlischt," meinte Friedrich. „Burt, sinne doch selbst nach, ich will und kann die Hoffnung nicht aufgeben; Verzweifeln wäre Sünde."

„Was halten Sie von einem Eisbade?" fragte der Arzt zu dem Patienten gewendet.

„Es wird keine Wirkung haben," erwiderte Burt mit schwacher Stimme, „aber versuchen Sie's, wenn Sie wollen."

Es verging eine geraume Zeit, ehe das Bad hergestellt werden konnte. Das gesamte Schloß lag in tiefer Nachtruhe und die zur Herbeischaffung erforderlichen Dienstboten mußten erst aus dem Schlafe geweckt werden.

Als das Bad nach den Vorschriften des Arztes hergestellt war, wurde der Kranke, dessen Arm steif geworden, während sich auch die rechte Körperseite bereits schmerzhaft und an einigen Stellen geschwollen zeigte, von dem Arzte und Friedrich in die Wanne gehoben.

Kaum war der Patient in die kalte Flut gesunken, so schloß er die Augen, verzog den Mund zur Seite und ließ den Kopf willenlos sinken.

„Er stirbt uns unter den Händen!" rief Friedrich im Tone der Verzweiflung.

„Es ist eine Ohnmacht," erwiderte der Arzt. „Wir

müssen ihn wieder herausnehmen und horizontal legen. Frottieren Sie ihm die Füße!"

Burt kam durch ein scharfes Riechmittel, das der Arzt anwendete, nach einiger Zeit wieder zu sich; er klagte über Frost nach dem Anfalle, der selbst nicht aufhören wollte, als man ihn bis an den Hals in wollene Decken eingewickelt hatte.

Friedrich zog den Arzt beiseite. „Wie steht es?" fragte er.

„Selbst dieses Gewaltmittel hat keine Wirkung gehabt," erwiderte der Gefragte. „Es steht schlecht."

Friedrich ließ tief erschüttert den Kopf sinken.

„Sie geben ihn also auf?" forschte er weiter.

„Er wird die nächste Nacht nicht überleben," erwiderte der Arzt.

Friedrich trat ans Fenster; er wollte seine Tränen nicht vor dem Fremden zeigen.

Der Morgen war inzwischen heraufgedämmert. Friedrich öffnete das Fenster. Wunderbar schlug ihm die frische Luft entgegen, der Gesang der Vögel, die unten im Parke laut wurden, berührte sein Ohr eigentümlich. Es wollte ein schöner Sommertag werden. Klar hob sich die ferne Karpatenkette vom milchweißen Himmel ab.

Landskerrotitsch hatte inzwischen Angelika und die übrigen Hausgenossen von dem, was sich seit dem letzten Abend zugetragen, unterrichtet. Es war das erste, was Angelika über das Unglück, das ihren Freund betroffen, hörte; sie war aufs heftigste ergriffen. Begleitet von Sophie Wangen kam sie jetzt an das Lager des Kranken.

Auch Friedrich kehrte dorthin zurück. Er war erschreckt über die Wandlung, die während seiner kurzen

Abwesenheit mit den Zügen des Kranken vor sich gegangen war.

Sein Gesicht schien wie durch eine unsichtbare Hand in die Länge gezogen, die Farbe war geisterhaft bleich, die Augen erschienen größer, wie tief aus dem Innern des Kopfes hervordringend; ein merkwürdig flackerndes Licht leuchtete darinnen.

Angelika saß neben dem Lager, von Zeit zu Zeit legte sie dem Kranken die Hand auf die heiße Stirn und blickte ihm angstvoll in die jetzt stark arbeitenden Gesichtszüge.

Sophie stand am Fußende des Bettes, die Blicke des Sterbenden ruhten unausgesetzt auf ihr.

Alle schwiegen, denn man sah ihm an, daß sein Geist mit wichtigen Erwägungen beschäftigt war.

Burt schloß für eine Zeit die Augen; die Freunde unterhielten sich inzwischen im Flüstertone. Er schlug sie auf, und wieder leuchtete jene unheimliche Glut, die ihren Quell tief im Innersten seiner Natur zu haben schien, daraus hervor.

Sein Zustand war ein wechselnder, oft schien er in ohnmachtähnlichen Schlaf zu verfallen, dann wieder schüttelten ihn heftige Fieberanfälle, zeitweise war er bei völlig klarem Bewußtsein. Dann unterhielt er sich in ruhiger, beinahe heiterer Weise mit den Umstehenden; der nahende Tod hatte keinerlei Schrecken für ihn. Friedrich nahm einen jener Augenblicke tiefen Schlafes wahr, in dem sich der Kranke befand, um das Zimmer auf einige Zeit zu verlassen. Die ganze vergangene Nacht hatte er ohne einen Augenblick Schlaf in angespanntester Erregung zugebracht, er fühlte sich zerrüttet und erschöpft und wollte sich, um dem traurigen

Bilde des sterbenden Freundes zu entfliehen, in den Park retten.

Er hatte nur wenige Schritte ins Freie getan, als ihm Eva vom Schlosse her nachgeeilt kam.

Unwillig blieb er auf ihren Ruf hin stehen und ließ sie herankommen. Es erschien ihm wie eine Entweihung, daß sie sich zwischen ihn und seinen Schmerz drängen wollte.

Friedrich dachte daran, daß Eva den Sterbenden niemals zu würdigen verstanden, und er wußte, wie wenig dieser selbst von ihr gehalten, das verkleinerte sie jetzt in Friedrichs Augen.

Eva fragte pflichtgemäß nach dem Befinden des Kranken und sprach die Hoffnung aus, daß sich sein Befinden bessern möchte.

Friedrich ärgerte ihre Art, er glaubte nicht, daß ihre Worte aufrichtig gemeint seien, er erklärte ihr mit kurzen, beinahe rauhen Worten, daß Burt sterben müsse.

Evas Schrecken bei dieser Nachricht war nicht geheuchelt; sie empfand ein unüberwindliches Grauen vor allem, was mit Tod und Sterben zusammenhing.

Friedrich war äußerst wortkarg während des Ganges. Als sie es einmal versuchte, seine Hand zu ergreifen, entzog er sie ihr mit unwilliger Gebärde.

Nach kurzem Rundgange standen sie wieder vor dem Schlosse. Als Friedrich gehen wollte, hielt sie ihn an und sagte mit bittender Miene: „Verzeihe, daß ich dich in diesem Augenblicke das frage, aber — hast du seit gestern irgend etwas zu dir genommen?“

„Wer denkt jetzt an Essen und Trinken!“ erwiderte er.

„Das ganze Hauswesen ist umgestürzt,“ klagte sie, „die Prinzeß und ich haben kaum das Frühstück er-

langen können. Und du hast noch nichts gegessen; gestehe es! Du siehst sehr schlecht aus."

Friedrichs Miene verdüsterte sich bei ihren Worten; sie erschienen ihm unzart. Ohne ihre Frage zu beantworten und Abschied zu nehmen, ging er, Eva schwer gekränkt stehen lassend.

Im Krankenzimmer fand er den Grafen, Angelika, Sophie und den fremden Arzt.

Burt war wach und bei völligem Bewußtsein, er unterhielt sich mit Angelika, die noch immer neben ihm saß. Seine Stimme war matt, aber doch verständlich.

„Ich bin froh," sagte der Kranke, „daß ich in meinem Berufe sterbe, und schnell, nicht nach langem Siechtum; einen solchen Tod habe ich mir immer gewünscht."

„Wir können Ihren Gleichmut nicht teilen," erwiderte Angelika. „Sie sehen Ihren Tod an wie der Soldat das Ende auf dem Schlachtfelde, wie einen natürlichen Abschluß Ihrer Laufbahn. Sie haben das Leben tausendmal mutig gewagt, und der Tod ist Ihnen ein vertrauter Bekannter, dem Sie oft genug begegnet. Aber für uns hat dieses Ende etwas Grauenhaftes."

Und indem sie das, was sie für Burt bisher in den geheimsten Tiefen ihrer Seele empfunden, jetzt im Angesichte seiner vom nahenden Tode bereits gezeichneten Züge ungescheut zutage treten ließ, sagte sie:

„Warum müssen Sie uns denn so schnell verlassen, mein Freund? Sie halten nicht viel vom Leben und fürchten den Tod nicht, aber denken Sie an uns, die Zurückbleibenden, wir — ach, Sie wissen nicht, was Sie uns gewesen sind."

Die sonst so kühle Frau, die sich stets in der Gewalt hatte, war sehr erregt; Burt bat sie, sich zu be-

ruhigen, er wies auf ihren Zustand hin, der ihr Aufregungen verbiete.

„Lassen Sie die sterben, Gräfin," sagte er, „die zum Sterben reif sind. Ich habe mein Tagewerk vollbracht. Denken Sie an die Lebenden und die, die leben sollen. Das ist Ihre große Pflicht, und Sie werden sie herrlich erfüllen."

Der Sterbende schwieg, dann nach einer Pause sagte er in gedämpfterem Tone, so daß nur Angelika und der Graf ihn verstehen konnten: „Machen Sie sich keine Sorgen, Gräfin, Sie werden eine leichte Entbindung haben; möchten Sie einem gesunden Kinde das Leben geben."

„Wenn es ein Junge wird, soll er Konrad heißen," meinte Landskerrotitsch unter Tränen, „das verspreche ich dir, mein Freund." Der Sterbende konnte sich eines Lächelns nicht enthalten.

Angelika reichte dem Kranken, der sich über Durst beklagte, zu trinken. Der Arzt trat heran und untersuchte die Temperatur des Körpers. Um das steigende Fieber zu bekämpfen, gab er Antifebrin und ließ die Eisumschläge vermehren.

Lange Zeit herrschte jetzt Schweigen unter den Anwesenden; jeder war mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt, denen die Nähe des Todes, die jeder fühlte, einen tieferen, weihevollen Gehalt gab.

Der Sterbende lag ruhig ausgestreckt, die Augen mit langverweilenden, durchdringend prüfenden Blicken auf die Umstehenden gerichtet, als wolle er die Bilder seiner Freunde noch einmal ganz in sich aufnehmen, ehe er von ihnen schied.

Auch auf Sophie Wangen blieben seine Blicke haften. Nur Angelika bemerkte, daß sie einen be-

sonderen Glanz annahmen, so oft sie sich auf das junge Mädchen richteten.

„Sophie mag einmal meine Stelle einnehmen," sagte Angelika sich von ihrem Platze neben dem Kranken erhebend. Doch dieser hielt sie mit seiner gesunden Hand fest. „Nein, nein!" murmelte er, nur für Angelika verständlich. „Sie ist zu jung — viel zu jung. — Lassen wir sie bei ihrer Reinheit. — O, wie mich diese Reinheit anzieht."

Der Mittag war bereits vorüber, nach längerem Schweigen begann Burt:

„Ich will jetzt von den Damen Abschied nehmen."

Angelika legte noch einmal ihre Hand auf die Stirn des Sterbenden und ließ sie da eine Weile ruhen, die starke Frau erbebte in tiefer Erschütterung, heiße Tränen fielen aus ihren Augen auf das Lager nieder.

Dann griff sie nach der gesunden Hand Burts, führte sie an ihre Lippen, riß sich los und ging aus dem Zimmer.

Als Sophie herantrat, richtete sich der Kranke mit anderer Hilfe in seinen Kissen auf.

„Weinen Sie um meinetwegen?" fragte er.

„Ich habe Sie so viel Gutes tun sehen," erwiderte Sophie schluchzend; in ihrer Schlichtheit traf sie mit dem Worte das, was in Wahrheit das Größte an dem sterbenden Manne gewesen war.

Ein helles Licht der Verklärung flog über Burts Züge, er griff nach des Mädchens Hand, und schaute sie mit einem tiefglühenden Blicke an, seine Lippen bewegten sich, aber es kam kein vernehmbares Wort über sie.

Dann ließ er die Hand fahren, wandte sich ab, und Sophie ging, nicht ahnend, wie dieses brechende Herz sie geliebt habe.

„Ich möchte mit Friedrich allein sein," äußerte der Kranke.

Der Arzt gab Friedrich noch einige Verhaltungsmaßregeln, ehe er ging, und erklärte, im Nebenzimmer warten zu wollen, bereit, sobald man ihn brauchen würde, an das Krankenlager zurückzukehren.

Landskerrotitsch nahm Friedrich beiseite. „Meinst du, daß er sich geistlichen Zuspruch wünscht?" fragte er.

Friedrich lächelte.

„Ich weiß, ich weiß," sagte der Graf. „Er ist libre penseur, aber immerhin, er stirbt — enfin, ich halte das für comme il faut."

„Ich werde ihn fragen," erwiderte Friedrich.

„Er hat sich jeden geistlichen Zuspruch verbeten," brachte er zurück.

Nun ging auch Landskerrotitsch. „Ich sehe dich noch wieder," sagte er zu dem Kranken.

„Er irrt sich," meinte dieser. „Ich will niemanden mehr sehen, auch den Arzt nicht mehr. Rufe ihn nicht, wenn es schlechter mit mir wird. Hörst du! — Jetzt möchte ich dich bitten, einige Worte niederzuschreiben, die ich dir in die Feder diktieren werde. Ich will ein Legat vermachen."

Friedrich versah sich mit Tinte, Feder und Schreibmaterial.

Burt erklärte ihm zunächst, daß er sein Testament bereits gemacht und in Berlin beim Amtsgericht deponiert habe. Er wünschte, dasselbe solle völlig zu Recht bestehen.

Friedrich erfuhr, daß Burt in seinem Testament eine Anzahl von ihm behandelter Kranker bedacht, sowie, daß er ein reiches Stipendium für arme Studierende der Medizin an der Berliner Universität gegründet

habe. Seine Instrumente und Sammlungen waren einem naturwissenschaftlichen Kabinette vermacht.

Das Kodizill, welches er dem Testamente jetzt hinzufügte, bestimmte eine bisher noch nicht vergebene Summe von fünfzigtausend Mark für Sophie Wangen.

Der Kranke ließ sich das Diktierte von Friedrich noch einmal vorlesen, unterschrieb und siegelte es dann mit der linken Hand.

„Die Besorgung dieser Sache lege ich in deine Hände," sagte er, sich erschöpft von der Anstrengung zurücklehnend.

Friedrich nahm neben dem Krankenlager Platz. Plötzlich fragte ihn der Kranke: „Verstehst du, warum ich dieses Legat gemacht habe?"

„Ich glaube dich zu verstehen, mein Freund," erwiderte dieser, „seit vorhin, wo du Abschied von ihr nahmst."

„So hast du recht gesehen; ich liebe sie," sagte Burt mit zitternder Stimme, und für einen Augenblick trat eine Art Lebensfarbe an Stelle seiner Totenbläſſe.

„Und nun mußt du sterben," rief Friedrich aus, sprang auf und ging erregt durch das Zimmer. „Jetzt, wo das Leben so recht für dich beginnen sollte. Ich glaube, diese Sophie wäre deiner würdig gewesen. Du liebst sie und mußt sterben. Hat man je etwas Tragischeres gesehen als dein Geschick."

„Du täuschest dich," meinte Burt. „Ich würde mich niemals erklärt haben. Ich bin kein Mann, ein junges Geschöpf, wie sie, zu beglücken."

„Wenn sie dich kennen lernte, mußte sie dich lieben."

„Nein! — Selbst wenn wir den Unterschied im Alter übersehen wollen, so bleibt meine Lebensanschauung; sie hat nichts Anziehendes. Diese unschuldige Kindes-

seele kränken mit dem, was wir unsere Lebensweisheit nennen, an der wir selbst schwer genug tragen — nein! Ich war nicht der Mann, sie glücklich zu machen. Mein Charakter hat nichts Gastliches. Siehe mein düsteres Jugendgeschick an, seine Schatten reichen weit in mein Leben hinein, bedenke, das Verbrechen, dem ich meine Existenz verdanke. Ein Mensch, der aus solcher Quelle stammt, ist verdammt, einsam zu bleiben, es ist gut, wenn er dahinscheidet, ohne ein anderes Menschenkind in den verhängnisvollen Kreis seines Daseins gezogen zu haben. Es ist gut, wenn der wilde Sprößling keine weiteren Sprossen treibt."

„Und hast du dich nicht gereinigt von jeglichem Makel! Wer kann für seine Geburt! Wir erhalten die Anlagen, aber was wir aus ihnen machen, dafür allein haben wir einzustehen. Du kannst auf deinem Sterbelager mit Stolz auf dein Leben zurückblicken."

Ein Schimmer von Befriedigung flog bei Friedrichs Worten über das Antlitz des Kranken.

„Es gibt einiges in meinem Leben, auf das ich in der Tat stolz bin," entgegnete er.

„Ich wünschte, ich könnte mit einem ähnlichen Bewußtsein dereinst meine Seele aushauchen. O, könntest du mir doch etwas von dir, von deinem männlichen Charakter, deiner großen Seele zurücklassen, mein Freund!" rief Friedrich. „Warum, ach warum mußt du gehen!"

„Laß das," meinte Burt. „Ich scheide gern aus dem Leben. Es ist eine Last, mein Freund, die man mit Freuden von sich wirft."

Nach einiger Zeit begann der Sterbende von neuem von Sophie zu sprechen; seine Gedanken schienen sich viel mit ihr zu beschäftigen.

„Sie ist rein und soll es bleiben," sagte er, mit kaum vernehmbarer Stimme vor sich hin sprechend. „Nichts Unkeusches soll ihre Existenz trüben. — Daß es mir gelungen ist, die tierische Lust, der ich meine Existenz verdanke, in mir selbst niederzukämpfen, darauf bin ich stolz und doch, sie ist nicht aus meinem Blute getilgt, der Fluch ist nicht von meinem Haupte genommen, der Fluch der Sünde, in der ich geboren, ihn nimmt nur der Tod. Es ist gut so — mein Tod ist nicht tragisch, er ist ein Glück für mich, er ist eine Erlösung, eine Sühne."

Dann sagte er, mit lauterer Stimme sich wieder zu Friedrich wendend:

„Ich fühle, daß ich die Besinnung bald verlieren werde. Ich will dir noch ein Wort sagen, das dich selbst betrifft: Laß von dieser Frau, Friedrich! Sie ist dein Verderben. Ich habe dich in früheren Tagen vor ihr gewarnt, ohne Erfolg, vielleicht daß dir die Mahnungen eines Sterbenden tieferen Eindruck machen. Hier, im Angesicht des Todes sage ich es dir: es gibt einen sittlichen Weltzusammenhang und darum sittliche Pflichten; keiner vernachlässigt sie ungestraft. — Das Sprechen wird mir schwer. — Prüfe genau, was deine Pflicht ist, und dann überwinde dich, sei nicht schwach gegen dich selbst. In dir steckt das Zeug zu Tüchtigem; es wäre ein Jammer, sollte es in Schmach zugrunde gehen."

Friedrich erwiderte nichts, gesenkten Hauptes saß er an dem Lager des Sterbenden.

Nach einiger Zeit begann Burt mit schwacher Stimme, kaum vermochte ihn Friedrich noch zu verstehen: „Deine Mutter wird sich Sophiens annehmen; sie ist in guten Händen. — Daß ich nicht sehen kann,

wie sich dieses Mädchen entwickelt, wird mir schwer. — Ich hätte ihr mehr vermachen können, als die Fünfzigtausend, aber ich glaubte, es sei so am besten für sie. Sie ist verwaist, wäre sie dazu noch reich, so möchte sie großen Gefahren ausgesetzt sein."

Burt schwieg, aufs äußerste erschöpft. Nach einiger Zeit machte er Friedrich ein Zeichen, ihm sein Ohr zu nähern.

„Wenn ich gestorben bin, hörst du," brachte er mühsam hervor, „und sie erfährt von dem Legate, so kannst du ihr sagen — ihr sagen —"

Das übrige erstarb in unverständlichem Gemurmel, aber Friedrich hatte den Freund verstanden, und er versprach, seinen Auftrag auszurichten.

Bald darauf verfiel der Kranke in einen dumpfen, schlafartigen Zustand. Als Friedrich einen Eisumschlag erneuern wollte und dabei Burts Oberkörper entblößte, fand er die rechte Seite von der Schulter abwärts rot unterlaufen. Seinem Versprechen gemäß, rief er den Arzt nicht herbei.

Es konnte sich hier nur noch um wenige Stunden handeln, das sah er jetzt selbst.

Später trat erneutes Fiebern ein. Der Kranke warf sich ruhelos auf seinem Lager umher und erschien doch ohne Besinnung. Friedrich richtete mehrfach Fragen an ihn und erhielt nur irre Antworten. Der Mann, der sich hier in Todeskrämpfen wand, war nicht mehr Burt.

Ein wildes Phantasieren begann. Der Sterbende schien mit einem Phantome, das ihn schreckte, in heftigem Kampfe begriffen. „Du hast mich mit dem Fluche des Lebens beladen, sei verflucht dafür!" rief er mehrmals hintereinander.

Friedrich wußte, zu wem der Sterbende diese Worte sprach.

Dann trat eine Pause ein. Plötzlich begann das Irrereden von neuem; eine andere Erscheinung schien seine Seele zu foltern. „Das Messer weg!" schrie er mit überlauter Stimme.

Friedrich konnte nicht ahnen, welche Szene der Sterbende hier noch einmal durchlebte.

Allmählich wurde er ruhiger. Ein milder Zug legte sich über seine Züge. Er schien ein Zwiegespräch mit einer dritten Person zu führen. Seine Stimme war kaum noch flüsternd, aber die Verklärung, die aus seinem Gesicht strahlte, sagte Friedrich, wer jetzt bei ihm sei.

Als er den Kranken jetzt wiederum in tiefem Schlummer sah, trat Friedrich ans Fenster. Der Abend sank bereits hernieder.

Sein Herz war voll tiefer Wehmut. Die Gedanken flogen zurück in die Kindheit, wo Doktor Burt Arzt und Freund zugleich im Hause seiner Eltern gewesen war.

Friedrich gedachte seiner kindlichen Schärmerei für den eigenartigen Mann. Wie manches Wort des Arztes aus jener Zeit klang ihm noch im Ohre, als sei es gestern gesprochen. Auch der letzte Winter mit seinen gemeinsamen Erlebnissen kam ihm ins Gedächtnis. Tiefe Reue beschlich Friedrich. Warum hatte er damals nicht auf den warnenden Ruf des Freundes gehört! Er bohrte den Stachel herbster Selbstanklage in sein Inneres. Welches hehre Beispiel einer sittlichen Lebensführung hatte ihm Burt gegeben, und wie wenig hatte er sich dieses Vorbild zunutze gemacht. Jetzt erst verstand und würdigte er den Freund in seiner schlichten Größe,

seine Gestalt wuchs vor ihm ins Übermenschliche. Mächtig klang jenes „zu spät!“ in Friedrichs Seele wieder, das uns jedes Sterbelager eines geliebten und doch niemals genug geliebten Menschen predigt.

Er hatte lange im offenen Fenster gelegen. Die Nacht war in voller Dunkelheit niedergesunken. Da er kein Geräusch vom Bette her vernahm, glaubte Friedrich, der Kranke schlummere weiter. Schließlich begab er sich an das Lager zurück und beleuchtete den Kranken. Der starre Ausdruck des Gesichtes machte ihn stutzen. Er hob die Hand des Freundes auf, sie fiel schwer auf die Decke zurück.

Friedrich rief den Arzt aus dem Nebenzimmer herbei, der den Tod konstatierte; er nahm Herzschwäche als Todesursache an.

Friedrich hatte es nicht nötig, dem Verstorbenen die Augen zuzudrücken, da sie geschlossen waren.

Die Züge der Leiche zeigten sich durchaus nicht verzerrt. Ernst war ihr charakteristischer Ausdruck; jener Ernst, der das Gesicht des Arztes bei Lebzeiten selten verlassen, jetzt noch verstärkt durch den Stempel eherner Ruhe, welchen der Tod ihnen aufgedrückt.

Landskerrotitsch kam herauf. Nachdem er am Lager des Toten reiche Tränen vergossen, begaben sie sich hinab, um den übrigen Hausgenossen Burts Tod zu verkünden.

Sehr verschieden war die Art und Weise, wie die vier Damen die Nachricht aufnahmen.

Die Prinzessin bekreuzigte sich und murmelte etwas, das ebensogut ein Fluch wie ein Gebet sein konnte. Eva erbleichte und zitterte vor Schreck wie ein Espenlaub. Angelika blieb ruhig, aber große, heiße Tropfen liefen ihr über die Wangen herab. Sophie öffnete

ein paar weite, verwunderte Kinderaugen, als sei ihre junge Seele noch nicht imstande, das große Geheimnis des Todes zu erfassen.

Elftes Kapitel.

Sophie Wangen wußte noch nichts von dem Legate, das ihr der Verstorbene ausgesetzt. Friedrich hatte den Grafen und Angelika davon benachrichtigt; er hielt es an der Zeit, auch die Bedachte selbst damit bekannt zu machen.

Am zweiten Tage nach Burts Tode — die Leiche lag noch unbestattet — gegen Abend forderte er das junge Mädchen zu einem gemeinsamen Gang in den Park auf.

Sophie sah ihn erstaunt an, sie war es nicht gewohnt, daß Friedrich sich sonderlich mit ihr abgab, aber willig und arglos wie sie war, fand sie sich schnell dazu bereit, mit ihm zu gehen.

Friedrich war in Verlegenheit, wie er das einleiten sollte, was er dem jungen Mädchen zu eröffnen hatte. Das Bewußtsein, daß er sie bisher so völlig vernachlässigt habe, war ihm unbequem und machte ihm jetzt, wo er sich ihr gegenüber eines so delikaten Auftrages zu erledigen hatte, unsicher und verlegen.

Friedrich begann von dem für beide Teile Nächstliegenden, von seiner Mutter, zu sprechen. Er sagte, daß er schon längere Zeit hindurch nichts von ihr gehört, worauf Sophie erklärte, sie habe auf ihre letzten beiden Briefe an Frau von Choiseule ebenfalls noch keine Antwort erhalten.

Das Thema erregte in Friedrich nichts weniger als angenehme Gedanken. Es fiel ihm ein, daß er

seiner Mutter den gemeinsamen Aufenthalt mit Eva in Dzöröneck bisher verheimlicht habe; jedenfalls hatte sie durch die Briefe des jungen Mädchens Kunde davon erhalten. Er überlegte, welchen Eindruck diese Nachricht auf seine Mutter gemacht haben mochte.

Dann riß er sich mit Gewalt von solchen Überlegungen los, die er auf einen späteren Zeitpunkt verschob, und wendete das Gespräch nunmehr dem Tode des Freundes zu.

Sophie wollte wissen, ob Doktor Burt noch viel habe leiden müssen, nachdem sie ihn nicht mehr gesehen. Friedrich berichtete ihr mit Ausführlichkeit den weiteren Verlauf seines Dahinscheidens. Es hätte ihn interessiert, ausfindig zu machen, ob Sophie Burts Neigung für sie erkannt, und vor allem, ob sie dieselbe erwidert habe. Aber er vermochte in ihren Mienen und Worten nichts zu entdecken, als allgemein menschliches Mitleid mit dem Schicksal des Verstorbenen, aber nichts von leidenschaftlichem Schmerz; einen tiefer gehenden Eindruck hatte der Freund nicht auf das junge Mädchen hervorgebracht, das er so heiß geliebt.

Endlich begann Friedrich von dem letzten Willen des Verstorbenen zu sprechen.

Als er Sophie erklärt hatte, daß sie mit der Summe von fünfzigtausend Mark von ihm bedacht worden sei, mußte er den Satz mehrfach wiederholen, ehe sie überhaupt die Tatsache in sich aufnahm; aber auch dann noch fehlte ihr jegliche Erklärung für das Vernommene.

Friedrich begann den Schleier von Burts Herzensgeheimnis zu lüften, soviel als es ihm möglich war, gab er wörtlich wieder, was der sterbende Freund über sie geäußert hatte.

Das Mädchen an seiner Seite schwieg, aber an der purpurnen Röte, die ihre sonst so bleichen Züge überzog, erkannte er, daß diese Nachricht sie nicht gleichgültig lasse.

Für jedes weibliche Wesen ist es ein bedeutungsvoller Augenblick, wo sie selbst entdeckt oder durch andere erfährt, daß sie die Liebe eines Mannes gewonnen hat.

Sophie wurde von der Entdeckung nicht minder tief ergriffen, weil das Herz, das für sie geschlagen, jetzt kalt war.

Wie oft wirkt die Erinnerung an Verstorbene gewaltiger auf uns als die Gegenwart der Lebenden.

Die Gestalt des Toten erschien ihr in dem idealen Lichte des Überirdischen. Sie staunte und vermochte es kaum zu fassen; er, der edle, der große Mann hatte sie geliebt, das einfache unbedeutende Mädchen. Ein wunderbares Gefühl, neu für sie, gemischt aus geheimer Wonne und schamhaftem Erschauern, erfaßte ihre Seele, als sie von seiner Liebe erfuhr. Darein mischte sich der Schmerz um seinen Tod; auch ihr klang das „zu spät!" in die Ohren, das Friedrich an der Leiche des Freundes empfunden hatte. Reuig sagte sich Sophie, daß ein Glück an ihr vorübergegangen sei, während sie mit verbundenen Augen dagestanden. Und diese Selbstanklage vermehrten die Gefühle der Liebe und Dankbarkeit für den Verstorbenen in ihr, eben weil sie für ihn zu spät kamen.

Daß ihre Situation sich durch das Vermächtnis völlig geändert habe, daß ihre Zukunft nunmehr gesichert, nicht mehr rein von der Güte anderer abhängig sei, daran dachte Sophie kaum; ihr war die Gabe allein darum wert, weil sie von ihm kam, weil sie ihr ein greifbarer Beweis seiner Neigung war.

Sie lebte im Geiste noch einmal die letzten Wochen durch: ihre Tätigkeit unter des Verstorbenen Anleitung, jene mitternächtliche Szene an dem Lager der Wahnsinnigen, von der sie nunmehr als einzige Zeugin übrig war, und sein trauriges Dahinscheiden, dessen letzte Gedanken und Worte, wie sie erfuhr, ihr gewidmet waren.

Sophie stand an der bedeutsamen Schwelle, wo in der Frau das Kind aufhört und das Weib anfängt. Die bedeutsame Erfahrung dieser Stunde vollendete das mit einem Schlage in ihr, was die Natur zu Ende zu führen bisher verzögert.

Ihr Inneres war in tiefer, nachhaltiger Bewegung; ihre Erregtheit vor den Augen ihres Begleiters zu verbergen, wäre unmöglich gewesen, aber sie dachte daran auch gar nicht; sie schämte sich ihres Schmerzes und seiner Äußerung nicht und ließ die Tränen fließen.

Friedrich hatte längst im Sprechen innegehalten, er ahnte etwas von dem, was in der Seele seiner jungen Begleiterin vorging.

Da die Dunkelheit hereinzubrechen begann, hielt er es für angezeigt, seine und ihre Schritte dem Schlosse zuzulenken.

Auf der Terrasse fanden sie die Oblonska in Evas Gesellschaft.

Evas Augen richteten sich erstaunt und gespannt auf Friedrichs und Sophiens Züge, als sie die beiden von so spätem Spaziergange zurückkehren sah. In dem Gesichte des jungen Mädchens waren trotz der Dämmerung die Spuren der Erregung noch deutlich zu erkennen.

Mit ihrem süßen Lächeln wandte sich die Oblonska an Friedrich: „Quel beau soir n'est ce pas, monsieur!

— Mais la jeune fille me parait échauffée," meinte sie Sophie fixierend, „il ne fait pourtant pas si chaud."

Ein Diener, der Friedrich zur Gräfin entbot, beendete diese für ihn peinliche Szene.

Angelika war keine weichmütige Natur. Sie liebte es nicht, wie so viele andere Frauen, sich der sentimentalen Lust der Wehmut hinzugeben. Die tieferen Bewegungen ihres Innern spielten sich bei ihr unter einer unbewegten Oberfläche ab, sie war volle Meisterin ihrer Gefühle.

Als Friedrich in ihr Boudoir trat, empfing sie ihn im Fauteuil sitzend und forderte ihn mit einer Handbewegung auf, neben ihr Platz zu nehmen. Vor ihr auf einem Tischchen lagen Briefschaften.

„Hier ist ein Brief für Sie, Herr von Choiseule," hob sie an, „er war in einem Briefe Ihrer Frau Mutter an mich eingeschlossen."

Friedrich überkam unbehagliches Erstaunen.

„Ich möchte, daß Sie den Brief gleich lesen," fuhr Angelika fort. „Ich glaube, er steht im Zusammenhang mit dem, was ich hier habe. Wir wollen dann darüber sprechen."

Friedrich erbrach seinen Brief und las:

„Mein Sohn! Wochen und Wochen habe ich vergeblich auf eine Beantwortung meines letzten Briefes an Dich gewartet. Dann, weil ich nicht einmal ahnte, wo Du Dich hingewendet, schrieb ich nach Wien, Deinem letzten Aufenthalte, von dem ich wußte. Ich erhielt den Brief zurück mit dem Bemerken, du seiest in Wien nicht zu ermitteln. Die lebhafteste Sorge um Dich ergriff mich bereits. Da erfahre ich, wie durch Zufall, wo Du bist und in wessen Gesellschaft — Friedrich, solange Du offen zu Werke gingst, mußte

ich Dich als einen Verirrten beklagen, aber ich konnte in Dir doch wenigstens meinen Sohn anerkennen; nun aber, wo Du Dich verbirgst wie der gewöhnlichste Verbrecher, der die Entdeckung fürchtet, muß ich Dich verachten. — Ich will keine weiteren Worte an Dich verschwenden, ich weiß, die Leidenschaft hat Deine Augen so verblendet, daß Du Recht nicht mehr von Unrecht zu unterscheiden vermagst, hat Dein Ohr der Stimme der Vernunft gegenüber taub gemacht. Du brauchst keine weiteren Mahnungen von mir zu befürchten, Du bist gewarnt. Gehe diesen Weg weiter, Du wirst sehen, wohin er Dich führt. Zwischen uns ist das Tuch zerschnitten. Merke wohl auf: Mit dieser Frau an Deiner Seite hoffe auf keine Aussöhnung mit mir. Deine Mutter."

Friedrich, der sich von Angelika beobachtet fühlte, nahm sich zusammen, um die Erregung nicht zu zeigen, die ihm diese Worte seiner Mutter verursachten.

„Sie sagten, Gräfin, auch Sie hätten einen Brief von meiner Mutter erhalten," wendete er sich an sie.

„Hier ist er, lesen Sie ihn."

Frau von Choiseules Brief an Angelika lautete:

„Verehrte Gräfin. Mein Brief betrifft das junge Mädchen, das Sie mit so viel Güte in ihrem Hause aufgenommen haben, Sophie Wangen. Sie wissen, daß dieses Kind von seiner sterbenden Mutter meiner Obhut anvertraut worden ist. Ich fühle mich für das leibliche und seelische Wohl dieser Waise verantwortlich und denke, ich werde dereinst seiner Mutter in einer besseren Welt Rechenschaft abzulegen haben darüber, wie ich ihr Kleinod bewahrt habe.

„Entschuldigen Sie nur die Abschweifung, sie soll nur das erklären und rechtfertigen, was ich weiter vorzubringen habe. Der Aufenthalt des jungen Mädchens

in Ihrem Hause ist gewiß von großem Vorteile in mehr als einer Hinsicht für sie gewesen, und ich könnte nur wünschen, daß Sophie noch länger von Ihrer und Ihres Grafen Gemahls Gastfreundschaft Gebrauch machte, wenn ich nicht durch den letzten Brief des jungen Mädchens erfahren hätte, daß sich nicht nur Frau Eva Mörner, sondern auch mein Sohn Friedrich in Ihrem Hause aufhält.

„Um dem Mißverständnisse sofort vorzubeugen, als hätte Sophie in diesem Umstande irgendein Arg gefunden, teile ich Ihnen mit, daß sie die Anwesenheit der beiden in ihrem Briefe ganz zufälligerweise erwähnt. Sie ist ein viel zu argloses Kind, um irgend welcher indiskreten Zwischenträgerei, die ihr vielleicht dieser Erwähnung wegen zur Last gelegt werden möchte, mit Bewußtsein fähig zu sein.

„Ein Urteil über das Verhalten meines Sohnes abzugeben, ist hier nicht der Ort. Er ist mündig und trägt selbst die Verantwortung für sein Tun; ich habe keine Gewalt in Händen, um seine Wege zu bestimmen, aber über jenes junge Mädchen, das meiner Fürsorge anvertraut wurde, ist mir allerdings jene Gewalt geblieben. Ich stehe dafür ein, vor meinem Gewissen und einem höheren Richter, daß ihre junge Seele nicht gekränkt werde. — Sie werden mich also nicht mißverstehen, verehrte Gräfin, wenn ich Sie um Erlaubnis bitte, das junge Mädchen zu mir zurückzunehmen. Ich würde mich selbst aufgemacht haben, um sie abzuholen, aber meine Gesundheit hat unter dem schweren Herzeleid, das ich in letzter Zeit erfahren, zu sehr gelitten, als daß ich die weite Reise wagen könnte.

„Ich denke, wenn Sie Sophie mit Reisemitteln versehen, die Ihnen umgehend zurückerstattet werden

sollen, und wenn Sie ihr den Weg genau vorschreiben wollen, so wird sie sich mit Gottes Hilfe allein bis zu mir finden.

„Schließlich bitte ich Sie noch, meinen wärmsten Dank für all die Güte und Liebenswürdigkeit, die sie für meinen Pflegling gehabt haben, hinnehmen und denselben auch ihrem Herrn Gemahl übermitteln zu wollen. Ich verbleibe Ihre ganz ergebene Ida von Choiseule.“

Hatte der Inhalt des ersten Briefes Friedrich bestürzt, so verwirrte ihn dieser vollends.

Die Art und Weise, wie seine Mutter über ihn und sein Verhältnis zu Eva in indirekter Weise einer dritten Person gegenüber sich geäußert hatte, machte ihm tieferen Eindruck als ihr offener gegen ihn gerichteter Tadel. Angelika gegenüber, in der er eine Zeugin seiner Demütigung sah, empfand er die heftigste Scham.

Gesenkten Hauptes saß er vor ihr, er fühlte wohl ihren kühlen, mißbilligenden Blick auf sich ruhen, dann gab er ihr den Brief zurück und sie errötend anblickend fragte er: „Hat Sie der Brief meiner Mutter beleidigt, Gräfin?“

„Nein,“ erwiderte diese, „nicht im mindesten. Ich finde, daß Ihre Frau Mutter sehr recht hat. Ich bin völlig mit ihr einverstanden.“

„Daraus folgt ein schwerer Vorwurf für mich,“ erwiderte Friedrich.

Eine längere Pause gab ihm die Bestätigung seiner Worte.

„Ich habe Sie in eine sehr peinliche Lage gebracht, Gräfin,“ fuhr er nach einiger Zeit fort.

„Ich kann Ihnen den Vorwurf nicht ersparen,

Herr von Choiseule," gab sie zurück, „daß Sie nicht offen mir gegenüber zu Werke gegangen sind. Sie haben mich nicht ahnen lassen, daß Ihre Frau Mutter nichts von Ihrem und Evas Hiersein wußte. Freilich, auf mich selbst fällt ein großer Teil der Schuld; ich hätte Ihr Zusammensein mit Eva unter einem Dache niemals dulden sollen. Mein Gefühl sträubte sich auch dagegen von Anfang an, aber ich habe mich durch das Zureden meines Mannes und weil ich für Eva ein unangebrachtes Mitleid empfand, verleiten lassen, ein Auge zuzudrücken. Das war falsch und eine große Torheit, die sich in mehr als einer Beziehung gerächt hat."

Friedrich atmete etwas beruhigter auf. Angelikas Vorwürfe waren weniger scharf ausgefallen, als er erwartet. Vom ersten Augenblicke ihrer Bekanntschaft an hatte er ein unbedingtes Vertrauen zu dieser Frau gefaßt; heute mehr denn je fühlte er ihr gegenüber das Bedürfnis, sein Herz von manchem Schweren, das ihn bedrückte, zu entlasten und auch sich in ihren Augen doch in etwas von seiner Schuld zu reinigen.

„Sie haben nur zu recht, Gräfin," begann er. „Ich hätte niemals hierher kommen sollen, während Eva sich in Ihrem Hause aufhielt. Mein Verhältnis zu ihr ist durch diesen Sommer in keiner Weise gefördert worden. Ich bin dem Ziele einer Verbindung mit ihr nicht um einen Schritt näher gekommen. Ich könnte verzweifeln, wenn ich bedenke, wie nutzlos für uns die Zeit verstrichen ist. Der jetzige Zustand ist unhaltbar. Statt uns näher zu kommen, hat uns dieser Sommer immer weiter auseinandergebracht. Oft bin ich auf dem Punkte gewesen, mich zu fragen, ob wir überhaupt füreinander geschaffen sind. Aber solchen Gedanken darf ich keinen Platz einräumen. Denn zu-

gegeben, ich hätte mich getäuscht, so würde das nichts anderes heißen, als daß die Rechnung meines Lebens zu einem falschen Resultate geführt hat. Auseinandergehen können wir nicht mehr, das würde unser beider Untergang bedeuten. Ich muß einen anderen Weg zum Ziele suchen, der jetzige war verfehlt. Ich hätte Evas Bitten, hierher zu kommen, niemals nachgeben sollen. Das war eine Schwachheit von mir, die wir nun zu büßen haben. Ich habe einen Bruch mit meiner Mutter herbeigeführt, der schwer auszugleichen sein wird. Und was mir das peinlichste ist, ich habe Sie, Gräfin, für all die Liebenswürdigkeit und gütige Nachsicht, die sie für uns gehabt, in die fatalste Lage gebracht. Ich werde mir das nie verzeihen, selbst wenn Sie es mir verzeihen sollten."

Friedrich hielt inne und wartete auf eine Erwiderung Angelikas.

Sie ging nicht auf seine letzten Worte ein, sondern sagte:

„Die wichtigste Frage erscheint mir, was soll in der nächsten Zeit mit Eva geschehen."

„Das ist auch für mich die wichtigste Frage," meinte Friedrich. „Ich selbst gehe selbstverständlich von hier, sobald nur die Beerdigung unseres Freundes vorüber ist. Meine Pflichten sind mir klar vorgezeichnet. Ich muß Evas Gatten bewegen, in die Scheidung einzuwilligen, ich habe meine Mutter mit dem Gedanken unserer Verbindung auszusöhnen, und ich muß mir eine Existenz schaffen, um Eva ein gesichertes Heim bieten zu können. Wie lange ich zu diesen drei Dingen Zeit brauche, weiß ich nicht, vielleicht lange, vielleicht auch, wenn mir das Glück hold ist, eine kürzere Zeit. Eva will ich nicht wiedersehen, bis ich sie zum Altare führen

kann; die Erfahrung dieses Sommers soll mir eine Lehre sein. Aber ich muß dafür sorgen, daß Eva während der kommenden Zeit eine Heimat hat."

Friedrich ließ von neuem eine Pause eintreten. Er hoffte, Angelika werde die Frage an ihn richten, ob er bereits einen geeigneten Aufenthaltsort für Eva wisse, aber die Gräfin schwieg, und aus ihrer Miene vermochte er nicht zu entnehmen, wie sie seine bisherigen Worte aufgenommen habe.

Friedrich fuhr daher fort: „Ich weiß nur einen einzigen Ort, wo ich Eva sicher und in besten Händen wüßte, und das ist hier bei Ihnen, Gräfin. Sie haben schon so viel für uns getan, daß ich Sie auch noch um dieses Opfer zu bitten wage."

Angelika ließ ihn lange mit der Antwort warten, endlich sagte sie: „Gut, Eva mag hier bleiben; ich sehe, daß es wirklich keinen anderen Ort in der Welt gibt, wo sie hingehen könnte."

Friedrich sprang auf und neigte sich über die Hand der Gräfin.

„Ich weiß nicht, wie ich Ihnen danken soll!" rief er aus. „An Ihnen besitzt Eva eine wirkliche Freundin."

„Unsere Freundschaft," meinte Angelika mit ironischem Lächeln, „nun, die ist wohl längst in die Brüche gegangen, — nein, wenn ich noch etwas für Eva tue, so geschieht es, weil ich mich in dieser Angelegenheit als eine Art von Mitschuldige betrachten muß. Es würde mir eine Beruhigung sein, wenn Ihre Sache einen leidlichen Ausgang nähme."

„Das soll sie, Gräfin!" rief Friedrich, „verlassen Sie sich auf mich! Sie dürfen es nicht zu bereuen haben, daß Sie sich mit uns eingelassen. — Schon um Sie nicht zu kompromittieren, will ich meine Kräfte

aufs äußerste anspannen, um uns endlich aus dieser zweifelhaften Lage herauszubringen."

„Schon gut!" unterbrach ihn Angelika. „Ich wollte noch wegen des jungen Mädchens, wegen Sophie, mit Ihnen sprechen. — Zunächst werde ich an Ihre Frau Mutter schreiben, um einer Ansicht derselben entgegenzutreten, die ich zwischen ihren Zeilen lese. Ich glaube sagen zu dürfen, Sophie hat in meinem Hause keine Gelegenheit gehabt, ein unpassendes Wort zu hören, oder Zeuge einer fraglichen Situation zu werden. Dann muß Ihre Frau Mutter doch auch erfahren, welch unerwartetes Glück dem Kinde in den Schoß gefallen ist —"

„Haben Sie gewußt, daß er sie liebte?" wendete sie sich beinahe schroff an Friedrich.

Friedrich verneinte.

„Nun, ich habe es gewußt," sagte sie, und schwieg.

„Stach soll Sophie bis Wien bringen," fuhr sie dann fort. „Dort lasse ich sie bei Bekannten übernachten und unter sicherer Begleitung weiterbringen. Ihre Mutter soll mir nicht den Vorwurf machen können, daß ich leichtfertig mit dem mir anvertrauten Kleinod umgegangen sei."

„Jetzt, Herr von Choiseule," sagte sie plötzlich mit stockender Stimme, die Augen schließend, „bitte gehen Sie! Die letzten Tage waren sehr schwer für mich."

Friedrich verließ mit leisem Tritte das Boudoir.

Zwölftes Kapitel.

Eva Mörner hatte niemals irgendwelche Sympathie für Doktor Burt gefühlt. In seiner Gegenwart empfand sie stets ein Gefühl von Unbehagen und Abneigung,

das sich zu Ärger und Eifersucht steigerte, als sie nach mehrfachen Versuchen, Friedrich von seiner Neigung für Burt abzubringen, erkennen mußte, daß die Treue der beiden unerschütterlich sei.

Burts plötzlicher Tod hatte sie nicht gleichgültig gelassen, aber es war weniger Erschütterung, oder gar Schmerz, was sie empfand, sondern jener Schreck, wie er jede schwache Seele befällt, wenn der Knochenmann nahebei vorüber geht.

Die Oblonska hatte ihr jedoch bald über ihre kleinmütige Stimmung hinweggeholfen. Sie war zynisch genug, das Andenken des Verstorbenen durch Spottreden zu verunglimpfen.

Doch es schien, als wolle selbst der tote Freund Eva in Friedrichs Herz Konkurrenz machen.

Seit jenem kurzen Gange im Parke, während Burt noch mit dem Tode rang, hatten sie sich einander noch nicht wieder genähert. Sie, weil sie eine ungerechte Kränkung erfahren zu haben vermeinte, deren Abbitte sie erwartete; er, weil die Eva betreffenden Worte des sterbenden Freundes nicht verfehlt hatten, Eindruck auf ihn zu machen.

Sie war ihm in den letzten ereignisvollen Tagen zu einer Fremden geworden.

Eva fühlte die Vereinsamung schwer und beklagte sich aufs bitterste bei ihrer Vertrauten, der Prinzessin, über Friedrichs Verhalten.

Die Oblonska hielt mit ihrem guten Rate nicht hinter dem Berge und sagte:

„Mais vous le gâtez, ma chérie, je vous l'ai dit mille fois vous le gâtez. Il ne faut pas tant s'occuper d'eux, des ces hommes. Je suis de l'ancienne école, moi, j'ai vu des ducs et des am-

bassadeurs à mes pieds, je les connais ces gaillards, ils se valent tous. — Je vous le répéte, il faut qu'on les traite en canaille et vous verrez, qu'ils vous lècheront les souliers."

Und Eva befolgte den Rat der Alten.

Als Friedrich abends, nach jener Unterredung mit Angelika, sich Eva näherte und sie um Gehör bat, nahm sie die hochmütigste Miene an, die ihr zu Gebote stand, und gab ihm zur Antwort: „Sie irren sich, Herr von Choiseule, ich bin nicht Fräulein Wangen."

Damit verschwand sie nach ihrem Zimmer.

Friedrich wußte nicht, wie er ihr Benehmen deuten sollte. Schwer besorgt zog er sich an diesem Abend zurück und nur den Anstrengungen der letzten Tage dankte er es, daß er in jener Nacht Schlaf fand.

Am nächsten Tage fand Burts Beerdigung statt.

Landskerrotitsch hatte bestimmt, daß die Leiche in der Seitenkapelle einer in dem nächsten Städtchen gelegenen Kirche, wo sich das gräfliche Erbbegräbnis befand, beigesetzt werde.

Der Priester, welcher Bedenken wegen der Einsegnung der Leiche geäußert, als er erfuhr, der Verstorbene sei Protestant gewesen, fügte sich dem ausdrücklichen Wunsche des Grafen, auf dessen Unterstützung dieser Inhaber einer schlecht dotierten Stelle angewiesen war.

Früh am Morgen wurde die Einsargung vorgenommen, ein Akt, dem Friedrich beiwohnte, dann wurde der Sarg nach dem Begräbnisplatze vorausgefahren.

Gegen Mittag begaben sich der Graf, Friedrich, Angelika und Sophie im geschlossenen Wagen ebenfalls dahin.

Das Wetter paßte zu dem traurigen Vorgange. Es war der erste schlechte Tag seit langer Zeit. Der Sturm bog die Bäume zur Seite der Landstraße und warf den Regen in Güssen gegen die Fenster des Landauers.

Angelika hatte es sich nicht nehmen lassen, an der Beisetzung teilzunehmen. Ein wunderbarer Kontrast diese beiden Frauen, die Gräfin und Sophie, heute noch ausgesprochener als gewöhnlich.

Angelika in den schwarzen Schleiern ihrer Trauertoilette, majestätisch, aber zu groß in den Formen, um schön zu sein. Sie weinte nicht. Was hinter ihrer weißen Stirn vor sich ging, konnte niemand ahnen, ihre Augen spiegelten wie gewöhnlich kühle Ruhe wieder, heute waren sie oft wie beobachtend auf Sophie Wangen gerichtet.

Sophie hatte das einzige Trauerkleid, das sie besaß, angelegt, dasselbe, welches sie zum Begräbnisse ihrer Mutter getragen, und machte darin den Eindruck eines halbwüchsigen Kindes. Sie war tief ergriffen, sie schämte sich ihres Schmerzes nicht, und machte keine Versuche, ihn zu verbergen. Die erste schlaflose Nacht in ihrem jungen Leben lag hinter ihr. Sie weinte viel, und Friedrich, der ihr gegenüber saß, fühlte das heftige Zittern ihrer Glieder.

Die Begräbniskapelle, das Anhängsel einer im Jesuitenstile gehaltenen umfangreichen Kirche, bildete ein mäßig großes Achteck von abgestumpften Ecken. Wände und Decken waren mit reichen, teils vergoldeten Barockzieraten ausgestattet. Der Boden bestand aus Steinplatten in Sternformen gelegt, die nach der Mitte zu schmäler, nach den Wänden zu breiter wurden. Einer jeden solchen keilförmigen Platte entsprach ein

unterirdischer Begräbnisplatz. An der Wand zeigte dann ein Monument Namen und Wappen, oder auch ein Konterfei des Bestatteten. In der Mitte der gewölbten Decke war das Familienwappen in Stukkatur angebracht, an den vier Enden von pausbäckigen Stuckengeln gehalten. In einer Ecke des Raumes befand sich ein Altar mit einem stark nachgedunkelten Gemälde, vor diesem hing ein ewiges Lämpchen hernieder.

Neben der geöffneten Grabstätte stand der Sarg, auf hohem Gestell aufgebahrt, mit einer goldverbrämten Decke verhangen. Ein mächtiges Kreuz von weißen Blüten lag darüber. Neben dem Sarge stand der treue Diener des Toten, Krätzer, der die Aufbahrung besorgt hatte.

Kerzen waren am Altare und um den Sarg angezündet. Der süßlich betäubende Geruch des Weihrauchs herrschte in dem Raume.

Landskerrotitsch hatte, als er anordnete, daß sein Freund mit all den Ehren beigesetzt werde, die einem Mitgliede seines Hauses zukamen, geäußert, jedes Fürstengeschlecht müsse stolz sein, einen solchen Mann tot oder lebendig zu den Seinen zu zählen.

Als Friedrich jetzt den Wappenschmuck und all die Insignien eines edlen Geschlechtes ringsum erblickte, mußte er daran denken, welches Blut in den Adern des Freundes gerollt habe. Er allein wußte um das Geheimnis von Burts Abstammung.

Landskerrotitsch wünschte, daß auch Burt seinen Denkstein erhalte, wie die übrigen hier Beigesetzten. Er hatte Friedrich gebeten, eine Aufschrift für den Stein abzufassen; Friedrich glaubte Burts Andenken am besten mit folgenden Worten gerecht zu werden:

„Hier ruht Konrad Burt, von dem seine Freunde

wissen, daß er der Edelsten einer gewesen, der über die Erde gegangen."

Der Priester, welcher einige zigeunerhaft aussehende Chorknaben neben sich hatte, war selbst eine wenig ansprechende Erscheinung mit rundem Kopf, schwammigen Gesichtszügen, buschigen Brauen, schlecht rasiert und mißmutig dreinschauend. In monotoner Weise leierte er lateinische Sprüche herab, von denen nur hier und da ein Wort verständlich wurde.

Friedrichs Gedanken schweiften weit ab von der Handlung.

Jene Frage, die sich uns an einem Sarge mit Gewalt aufdrängt: was wird aus dem, der von uns gegangen, hatte ihn in ihrer ganzen Fürchterlichkeit erfaßt.

Er dachte an ein Wort Burts, daß dieser bei der Sektion jenes jungen Slowaken, die ihm das Leben kosten sollte, geäußert hatte.

Während er die Hirnschale auseinandersprengte und über die vermutlichen Sitze der verschiedenen Sinneszentren sich äußerte, hatte der Arzt ungefähr folgendes gesagt:

„Die Seele ist eine Funktion des Gehirns. Mit dem Augenblicke, wo das Gehirn aufhört, tätig zu sein, endet auch die Seelentätigkeit; ebenso wie die Tätigkeit der Muskeln mit dem Tode zu grunde geht. Eine Funktion ohne Organe aber läßt sich ebenso wenig denken wie der Ton eines Musikinstrumentes selbständig ohne dieses."

Jetzt, wo der Sprecher dieser Worte selbst eine seelenlose Masse war, die in wenigen Augenblicken für immer dem Verfalle anheimgegeben werden sollte, gewann ihr Sinn eine furchtbare Bedeutung für Friedrich.

Also nach seinem eigenen Glauben sollte nichts von dem Freunde übrig bleiben.

Das sollte das Resultat eines Lebens voll Arbeit, ernsten Strebens und Forschens sein: Nichts.

Die Erfahrungen und Kenntnisse, die der Verstorbene gesammelt, die Tugenden, die er in sich erzogen, die sittliche Größe seines männlich festen Charakters, all das sollte vernichtet sein, unwiederbringlich verloren, aufgelöst in Nichts und wodurch? Durch die blinde Macht des Zufalls.

Gab es denn in der ganzen Natur etwas einem solchen Vorgange analoges? Der Baum, wenn er gefällt wird, bleibt Holz, die Flüssigkeit, wenn verflüchtigt, löst sich in Gase auf, das zerborstene Gestirn bildet neue Körper im Weltall — nur das edelste aller Geschöpfe, der Mensch, sollte im Nichts verschwinden.

Denn das, was sie hier bestatten, war doch nie und nimmer Burt, das war doch nur seine zufällige Form gewesen. Wohin war denn aber jenes andere gekommen, das, was diese Masse da groß, edel, liebenswert gemacht hatte?

Das große Rätsel unseres Daseins hatte niemals zuvor in so schreckhafter Form vor Friedrich gestanden.

* * *

Nachdem er dem toten Freunde die letzte Ehre gegeben, wünschte Friedrich Dzöröneck so schnell wie möglich zu verlassen.

Landskerrotitsch ahnte nichts von dem Inhalte jenes Gespräches, das am Abende zuvor zwischen Angelika und Friedrich stattgefunden hatte. Er geriet außer sich, als er erfuhr, daß Friedrich gehen wolle, und ließ kein Mittel der Überredung unversucht, ihn zu halten. Aber der

Ansturm seiner Beredsamkeit brach sich an Friedrichs festem Entschlusse. In weinerlichem Tone rief der kleine Mann aus: „Den einen Freund raubt mir der Tod, und nun muß ich den anderen durch seinen verstockten Eigensinn verlieren. Was soll ich denn hier so mutterseelenallein anfangen, ich, der ich so wenige Ressourcen in mir selbst habe. Und Angelika, die ihrer Entbindung entgegensieht. — Säuglingsgeschrei und Ammen — wie soll ich denn das ohne den Zuspruch eines Freundes aushalten!“

Als Friedrichs Hartherzigkeit sich auch nach diesem Gefühlsausbruch nicht erweicht zeigte, schlug ihm der Graf schließlich eine gemeinsame Reise in diejenigen Teile Ungarns vor, die Friedrich noch nicht gesehen hatte, um auch von diesen eine Beschreibung liefern zu können. Aber dieser Vorschlag fand kein Gehör. Friedrich versicherte, er werde die angefangene Serie von Artikeln über das ungarische Leben zu Ende führen, und wie anfänglich projektiert war, zu einem Buche verarbeiten. Aber diese Aussicht vertröstete den Grafen nicht.

„Ich hoffe auf sie, auf Eva Mörner, sie wird ihn nicht fortlassen,“ dachte Landskerrotitsch und ließ davon ab, weiter in Friedrich zu dringen. Doch auch diese Hoffnung schlug ihm fehl.

Friedrich wollte mit Eva Rücksprache nehmen, ehe er ging, um ihr seinen Entschluß und dessen Gründe mitzuteilen. Er war auf Tränen, auf eine leidenschaftliche Szene gefaßt und hatte sich bis an die Zähne mit Entschlossenheit gerüstet, aber die Antwort, die sie ihm auf seine Anmeldung erteilen ließ, hatte er nicht erwartet: Eva ließ ihm sagen, sie habe augenblicklich keine Zeit für ihn, eine Wendung, die ihr die Oblonska zugeraunt hatte.

Das machte das Maß voll. Friedrich ließ seinem lange verhaltenen Mißmut über ihr Verhalten voll die Zügel schießen. Sie mochte denn ihren Willen haben! Er wünschte gewiß nicht den Aufdringlichen zu spielen.

Er hinterließ ihr die Nachricht, die sie mündlich nicht hatte annehmen wollen, in einigen kurzen Zeilen, und schied von Dzöröneck nach herzlichem Abschied von seinen Wirten, aber ohne Lebewohl von ihr.

Er ahnte nicht, daß eine Stunde nach seiner Abfahrt Eva, die seine Zeilen inzwischen empfangen, mit heißen Tränen ihre Handlungsweise beklagte; sie hatte ihn ja nur zur Abbitte seiner vorhergegangenen Schroffheit bringen wollen; daß ihre Entzweiung einen so ernsten Ausgang nehmen könne, war ihr nie in den Sinn gekommen. Jetzt, wo sie einsehen mußte, daß sie sich durch ihr leichtsinniges Spiel selbst die Partie verloren habe, kannte ihre Bestürzung und leidenschaftliche Reue keine Grenzen.

Sie machte der Oblonska, ihrer Ratgeberin, eine Szene, welche der Freundschaft zwischen den beiden für immer ein Ende bereitete.

Eva war nur noch von einem Gedanken beseelt: Ihm nach, und den Verlorenen sich wiedergewinnen!

Dreizehntes Kapitel.

Von Dzöröneck aus reiste Friedrich von Choiseule nach Pest, wo er sich einen Tag aufzuhalten gedachte. Von da wollte er unverzüglich weiter nach Berlin, um sich mit Mörner auseinanderzusetzen, und dann zu seiner Mutter.

Er machte in Pest nur darum Halt, um mit einem Verleger, an den ihn Landskerrotitsch gewiesen hatte,

wegen des Verlages seiner Schrift über Ungarn in Unterhandlung zu treten.

Das Geschäft hatte sich zu seiner Zufriedenheit abgewickelt, und Friedrich saß nun in dem am Donaukai gelegenen Hotel auf dem Balkon seines Zimmers in den Sommerabend hinausträumend und seine Lage überdenkend.

Obgleich zu ernster Nachdenklichkeit gestimmt, konnte er der Schönheit des Bildes, das sich vor ihm entrollte, die Augen nicht verschließen.

Majestätisch wälzte der Strom seine graugelblichen Wassermassen vorbei. In scharfem Bogen um die felsigsteilen Ofener Höhen biegend, tritt er plötzlich und um so imponierender in das Bild. Breite baumbepflanzte Kais geben ihm das Geleite. Pfeilschnell brausen die Wellen unter der mächtigen Kettenbrücke hinweg. Die waldige Margareteninsel, dieses lieblichste Eiland, hält der Strom wie ein Liebender mit seinen Armen umschlungen.

Hell von der Abendsonne beschienen lag die Ofener Seite vor Friedrich, wie in das feurige Gold jenes Weines getaucht, dessen Trauben auf ihren Geländen gedeihen. Langsam rückte der scheidende Strahl von den Tiefen der Häuser aufwärts an den kahlen Felsen, bis er nur noch das Schloß, welches ihre Zinnen krönt, in ein feuriges Gewand hüllte, daß es da stand wie in Flammen gesetzt und die Fenster ein blendendes Scheinen widerstrahlten. Dann als die feurige Lohe ausgebrannt war, woben bernsteinbraune und tiefviolette Töne wunderbar durcheinander. Ein feiner Nebel zog von der Margareteninsel den Fluß hinauf, hie und da tauchten rote und grüne Lichter auf den Schiffen im Strome auf und durchbrachen die Verschwommenheit

der Dämmerung. Die Laternen am Kai standen da, wie eine Reihe aufmarschierter Glühwürmchen. Als dunkle Silhouette starrte die Ofener Burg jetzt gegen die Himmelsglocke mit ihrem helleren Rande und der in die endlose Ewigkeit hinein dunkelnden Wölbung.

Zu Friedrichs Füßen auf dem Kai herrschte reges Leben.

Aus einem bauchigen Donaukahne wurden Wassermelonen ausgeladen und zu einem mächtigen Haufen auf dem Pflaster geschichtet. Der Handel um die Früchte war im vollen Zuge und ging mit viel aufgeregtem Geschrei vor sich.

In einem Volksgarten nebenan spielte eine Zigeunerkapelle. Bald schmachtend, bald stürmisch klangen die Weisen zu Friedrich herauf; auf den Tönen jener Liebesklänge stahlen sich Gedanken an die Geliebte in seine Seele.

War es nicht Unrecht gewesen, sie so ohne Abschied zu verlassen?

Schon begann Friedrich seine Handlungsweise zu bereuen. Dann fielen ihm wieder Burts letzte Eva betreffende Worte ein, und er gedachte alles dessen, was ihm selbst in den letzten Tagen an ihr mißfallen hatte. Und doch konnte er der melancholischen Sehnsucht nicht wehren, die ihn erfaßte, wenn er ihrer und aller ihrer bestrickenden Reize gedachte.

Und während er so saß, in Gedanken ihr Bild umschlungen haltend, fühlte er sich plötzlich von hinten erfaßt, sah im Halbdunkel ein bekanntes Angesicht, empfand einen warmen Atem und glühende Küsse auf seinen Lippen.

Sie war da, nicht im Traume, sondern in körperlicher Wirklichkeit.

Er wollte sie fragen, aber sie ließ ihn nicht sprechen, sondern küßte ihm die vorwurfsvollen Fragen von den Lippen.

Schließlich aber mußte sie ihn doch zu Worte kommen lassen. Warum hatte sie Dzöröneck verlassen, wie war sie hierher gekommen, und vor allem, was wollte sie von ihm?

Sie war zu ihm gekommen, um zu seinen Füßen um Verzeihung zu flehen, sie hatte ihr Unrecht eingesehen und mit tausend heißen Tränen beweint, nie, nie wieder sollte es geschehen! Als sie seine Abreise erfahren, hatte wahnsinnige Angst sie ergriffen, sie glaubte, er wende sich für immer von ihr.

Niemand hätte sie in Dzöröneck zu halten vermocht. Zu Fuß würde sie zur Station gelaufen sein, wäre ihr der Wagen verweigert worden. Angelika freilich hatte ihren Plan, dem Geliebten nachzulaufen, für eine Tollheit erklärt, aber der Graf hatte es nicht übers Herz gebracht, den Bitten und Tränen einer schönen Frau etwas zu versagen, von ihm erfuhr sie Friedrichs Aufenthalt in Pest, er brachte sie zur Bahn, zum ersten Male in direkter Auflehnung gegen Angelikas Willen.

Und so war sie denn hier. — Was sie wollte? Bei ihm bleiben, nie wieder von ihm gehen.

Von unten tönte jetzt eine neue Weise der Zigeuner wie lockendes Liebesgirren zu ihnen herauf. Eva lag, des harten Bodens nicht achtend, vor Friedrich auf den Knien. Sie wußte sehr wohl, daß die kühlere Stimmung des Erwägens, die jetzt, nachdem die Überraschung vorüber war, über ihn kommen wollte, der gefährlichste Feind ihrer Wünsche sei. Sie war entschlossen, diese Stimmung heute nicht Herrschaft über ihn gewinnen zu lassen.

Sie ließ ihn nicht nachdenken und grübeln, sie lenkte mit Macht seine Aufmerksamkeit auf ihre Gegenwart, sie schmeichelte und liebkoste ihn, und es gelang ihr nur zu gut, jenes Feuer in seinem Blute zu entzünden, das jede vernünftig nüchterne Erwägung weit hinweg verbannte.

Es wurde an die Zimmertür geklopft, der Kellner erschien, um anzufragen, was mit dem Gepäck der Dame, das noch unten stehe, werden solle, und ob er ihr ein Zimmer anweisen dürfe.

Die Dunkelheit verdeckte Evas und Friedrichs Erröten bei dieser Frage.

„Lassen Sie das Gepäck hierherauf schaffen," befahl Friedrich, „wir brauchen kein anderes Zimmer."

Als sie allein waren, verbarg Eva ihr glühendes Gesicht an Friedrichs Brust, dessen Herz sie in wildester Erregung hämmern fühlte.

Es war geschehen. Den letzten entscheidenden Schritt, er hatte ihn mit vollem Bewußtsein getan.

Wilde Dissonanzen schrillten zu ihnen hinauf, wie Jauchzen der Leidenschaft und Schreie der Verzweiflung.

Fester und fester umklammerte er den warmen Körper, der in seinen Armen lag.

Einen Augenblick unterbrach er die wilden Liebkosungen und blickte sie wie prüfend an.

Ihr Haupt lag zurückgelehnt in seinem Arme, die Haare aufgelöst in langen Strähnen herniederwallend, der aufgehende Mond schien ihr grell ins Gesicht, in welchem jene wunderbaren Augenrätsel jetzt in einer verzehrenden Flamme leuchteten.

Für den Augenblick erschreckte ihn das nixenhafte dieser Züge, aber die Warnung wurde von den Wogen

der Leidenschaft verschlungen, wie der Strom den Hilferuf eines Ertrinkenden übertönt.

Er war verzaubert; die Nixe hielt ihn in ihrer Umarmung.

Im Zimmer erschien jetzt Licht, Evas Gepäck wurde hereingebracht, alles für die Nacht hergerichtet.

Kaum waren die lästigen Störer gegangen, so löschte Friedrich das Licht.

Drittes Buch.

Erstes Kapitel.

Vierzehn Tage nach dieser entscheidenden Nacht finden wir Eva und Friedrich in einem weltabgeschiedenen Tale des südlichen Schwarzwaldes. Dorthin hatten sie ihr junges Glück vor unliebsamen Zeugen geflüchtet.

Friedrich betrachtete Eva als seine Gattin, seitdem sie ihm alle Rechte eines Gatten eingeräumt hatte, und da sie auf ihrer Reise, die über Wien und München geführt, von aller Welt für ein junges Paar auf Hochzeitsreise angesehen wurden, so waren sie, wenigstens von Außen her, noch nicht daran erinnert worden, daß ein Zusammenleben, wie das ihre, von Menschen und Gesetz gemeinhin als Ehebruch bezeichnet wird.

Ein heimlich lauschigeres Plätzchen hätten sie wohl nicht leicht finden können, als der Gasthof zum Sternen es war, in dem sie Aufenthalt genommen.

Der Gasthof ist ein solides steinernes Haus, Sauberkeit und Wohnlichkeit blicken ihm aus allen Fenstern. Er liegt hart an der Landstraße, hinter ihm braust der Bach, ringsum erstrecken sich Wiesen, auf denen das Vieh des Besitzers weidet, denn eine umfangreiche Landwirtschaft gehört dazu.

Wenige hundert Schritte talab stehen einige andere Gebäude, von denen eine Holzschneidemühle das ansehnlichste ist.

Und auf grünem Wiesenhange erhebt sich ein Kirchlein, ein altes Gemäuer, der spitze Turm und das steile Dach schindelgedeckt, ein Friedhof mit schlichten Holzkreuzen daneben.

Ringsum überziehen dieses schmale, tiefeingeschnittene Tal bewaldete Kuppen, so daß man meinen könnte, wenn man unten auf einer der blumigen Wiesen liegt, dieses Tal mit seinen Häusern, Kühen und der Kapelle, die Wälder, die es umsäumen, und das Stück Himmel darüber sei eine kleine Welt für sich.

Erklimmt man aber eine jener Höhen, so genießt man eine herrliche Weitsicht. Weit und breit dehnt sich der dunkle Wald über Bergrücken und Täler, hie und da einem Weiler, Dorfe oder auch einem dunklen Gebirgssee Platz machend.

Und bei klarem Wetter kann man draußen in der Ebene das Silberband des Rheines erkennen und sieht aus weitester Ferne die schimmernden Eispaläste der Alpen hinüberstarren.

Friedrich und Eva lockten jene Gipfel umsonst. Was gingen sie die Schönheiten der Welt da draußen an; sie hatten genug aneinander, sie wollten nichts anderes sehen, denken und fühlen, als sich und ihre Liebe. Die Reize der Umgebung nahmen sie hin als eine willkommene Staffage ihres Glückes.

Der Frühherbst war sonnig, klar und regenlos, ein Tag wie der andere. Hie und da nur deutete die bunte Färbung eines Ahorns unter den dunklen Tannen an, daß die Sommerlust nicht ewig währen könne.

Sie konnten den ganzen Tag im Freien zubringen.

In einer Laube im Garten, umstanden von fruchtbeladenen Nußbäumen, nahmen sie ihr Frühstück ein. Dann schrieb Friedrich. Eva saß bei ihm, eine Hand-

arbeit mehr im Schoß als in den Händen, denn nur zu oft war ihr Blick auf sein über die Arbeit gebeugtes Haupt gerichtet, von der er nur aufschaute, um ihr mit Augen und Mund einen Gruß zuzulächeln.

Nach Tisch ging's dann hinaus in den Wald, nicht übermäßig weit, an irgendeinen lauschigen Fleck, wo niemand sie sah, als die Sonne, die ab und zu wohl einen Blick daran wagte, und mit neugierigem Strahl durch eine Ritze im Blätterdache hindurchblinzelte.

Da lagen sie Seite an Seite im buschigen Moose oder auf der elastischen Decke von Nadeln im kirchenstillen Walde. Hie und da fielen welke Blätter nieder, langsam in der Luft sich drehend, ehe sie zu ihnen herabsanken; wie ein Tribut, den die Bäume diesem einzigen Menschenpaare weit und breit darbrachten.

Aber das schönste waren doch die Abende, wenn sie im Schimmer des sinkenden Lichtes zurückkehrten, um sich dann nach genossenem Abendbrote, das gemeinsam mit den Wirten und ihren Leuten an der großen Tafel in der Gaststube eingenommen wurde, draußen in dem Dunkel der Laube zu finden.

Hier störte sie niemand. Die Wirtsleute waren ein junges Ehepaar, vorm Jahre mit Zwillingen gesegnet. Der Mann hatte sich die Laube selbst errichtet und wußte, wie schön sich's dort mit einer Liebsten an der Seite sitze und kose.

Wenige Tage nach der Ankunft der Fremden hatte er mit schalkhaftem Augenzwinkern in gemütlichem Schwäbisch zu Friedrich geäußert:

„'sch ist doch wunderlich, wie a jedsch junge Liebesch- und Ehepaar die Laub da glei rauschfinde tut; i werd no dran schreibe lasche müß: Des Häusele dahier ischt für Liebeschleute rescherviert."

Und da der biedere Schwabe sah, daß sein Gast von dieser Entdeckung wenig angenehm überrascht schien, fügte er hinzu:

„Na habe sche koane Bang, i bi kein Spaschverderber. Hab' auch in der Laub gesesche mit meiner Liebste, jetzt überlasch ich se meine Gäscht."

Mit Eva war in der letzten Zeit eine bedeutsame Wandlung vor sich gegangen; obgleich sie schon seit Jahren den Namen einer Frau führte, so war sie doch jetzt erst wahrhaft zur Frau geworden.

Das, wonach sie vordem instinktiv und ohne sich selbst Rechenschaft davon zu geben, seit sie Friedrich kennen gelernt, aber mit vollem Bewußtsein getrachtet, sie hatte es jetzt erreicht: volles befriedigtes Liebesglück.

Für die Frauen, denen ein solches Glück beschieden, wird die Zeit, in die es fällt, zur bedeutsamsten ihres Lebens.

Alles in ihnen scheint von der Natur für diesen Gipfelpunkt ihres Daseins aufgespart worden zu sein: Schönheit, Gemüt, Liebefähigkeit, alle besten Gaben des Leibes und der Seele, bisher nur zurückgehaltene Knospen, erschließen sich dem vollen Sonnenkusse der Liebe.

Von einer solchen Frau pflegt man wohl zu sagen: „Man sieht ihr das Weib an, das glücklich liebt."

Auch mit Eva war es so gekommen.

Ihre Augen strahlten den ruhigen gesättigten Glanz der Befriedigung wieder. In der Figur war sie ein wenig voller geworden, eine Wandlung, die ihrer Erscheinung trefflich stand. Selbst ihre Bewegungen, ihr Gang waren frauenhafter, alle Hast schien aus ihrem Wesen genommen. Sie war gesetzter, weicher und nachgiebiger geworden. Sie sprang nicht mehr wie

früher in jähem Wechsel von einer Laune zur anderen über. Vordem hatte sie in verhängnisvollem Eigensinn den Streit mit Friedrich oft genug geradezu gesucht, jetzt kannte sie kein seligeres Glück, als ihm nicht nur Geliebte, sondern auch dienende Magd zu sein, die sich seinem Willen untertänig fügte.

Friedrich staunte über diese Wandlung und pries sein Glück. Der dunkelste Punkt in der Zukunft war für ihn Evas unberechenbare Launenhaftigkeit gewesen, und nun schien sich das von selbst zum Besseren gewendet zu haben.

Der Eifer, mit dem sie jetzt bestrebt war, die Lücken ihrer Wirtschaftskenntnisse auszubessern, hatte etwas Rührendes für Friedrich.

Des Morgens stand sie oft zeitig auf, ohne ihn zu wecken, wenn ein wichtiges Ereignis in der Wirtschaft stattfand, und während er des Vormittags in der Laube schrieb, blieb der Platz an seiner Seite dann leer, denn Eva war in der Küche beschäftigt, mit hochaufgestreiften Ärmeln, eine bunte Küchenschürze der Wirtin vorgebunden. Diese gute Frau konnte sich anfangs gar nicht beruhigen über Evas Unkenntnis, was das Kochen und andere häusliche Dinge anbelangte. Oft genug schlug sie die Hände über dem Kopf zusammen und wollte sich vor Lachen ausschütten, und eines Tages sagte sie zu Friedrich: „Die junge Frau ischt schmuck wie a Engel, aber dumm wie der Teufel.“

Eva hatte die derbe Offenherzigkeit der biederen Schwäbin oft genug unangenehm berührt, aber sie gewann es über sich, das Begonnene nicht aufzugeben, sie bewies diesmal, ihrem innersten Naturell zuwider, eine zähe Beharrlichkeit des Strebens.

Oft war sie auch in der Kinderstube bei den

Zwillingen zu finden, ein Paar rosige, flachshaarige kräftige Buben, die sich gerade in dem Entwickelungsstadium befanden, wo Kinder ihren Pflegern die meiste Not zu machen pflegen.

Die Mutter fand sich gern bereit, Eva die verschiedenen zur Kinderpflege nötigen Handgriffe zu zeigen, und auch hier machte diese den mutigen Versuch, durch persönliches Zugreifen Erfahrungen für die Zukunft zu sammeln.

Ein wunderbar gemischtes Gefühl des Entzückens und der Beklommenheit überkam Friedrich, als er eines Tages Eva mit einem dieser Kinder am Busen betraf, während sie tief errötete und ihre Verwirrung umsonst zu verbergen suchte.

Und noch ein anderer, echt weiblicher Sinn war urplötzlich, als habe er bis dahin nur in ihr geschlummert, bei Eva erweckt worden: der religiöse.

Die Religion hatte so gut wie keine Rolle in ihrem bisherigen Leben gespielt. Eva war ohne jede religiöse Anregung aufgewachsen.

In dem Schweizer Institut, wo sie ihre Erziehung genossen, hatten die meisten Zöglinge dem katholischen Glauben angehört, und für die Andersgläubigen war der Religionsunterricht und Kirchgang arg vernachlässigt worden. In den Kreisen, mit denen sie darauf unter der Leitung ihres Vaters in Berührung kam, hatte es zum guten Ton gehört, gegen alles, was mit Religion zusammenhing, Gleichgültigkeit, ja Verachtung zur Schau zu tragen.

Der erste wirklich religiöse Mensch, mit dem sie das Leben zusammenbrachte, war ihr Gatte gewesen.

Doch Mörner hatte auch auf diesem Gebiete einerlei nennenswerten Einfluß auf sie ausgeübt. Eva

war eine von jenen Naturen, die in ihrer scheinbaren Unbeständigkeit, doch im Innersten frühzeitig fertig sind, und die trotz offenbaren Mangels an Energie, dem was ihrem Wesen antipathisch ist, eine unüberwindliche Starrheit entgegenzusetzen vermögen.

Was Mörner mißlungen war: religiöses Interesse in Eva zu erwecken, war einer anderen Person geglückt, der Prinzessin Oblonska. Diese hatte den Einfluß, den sie über Eva gewonnen, zu dem Versuche benutzt, die junge Frau der römischen Kirche zuzuführen. Und sie hatte in Evas Sinnesart keinen ungünstigen Boden für ihre Bestrebungen gefunden. Denn Eva, auf die das Äußere einen großen Einfluß übte, hatte die reicheren und sinnbetörenden Formen des Katholizismus von jeher dem evangelischen Gottesdienste vorgezogen, der sie durch seine strenge Nüchternheit abstieß.

Der heilige Vater in Rom mit dem ihn umgebenden Klerus, die Messen in ihrer Prachtentfaltung, die Bedeutung der guten Werke, der Ablaß und Beichtstuhl, alles das hatte sich Evas Phantasie lebhaft eingeprägt, das war ansprechender und leichter faßbar, als die Askese und der aller schmückenden Hüllen entkleidete verstandesmäßige Inhalt des evangelischen Glaubens.

Und obgleich Eva mit der Oblonska gebrochen hatte, so wirkten die Anschauungen, die sie im Verkehr mit ihr eingesogen, doch im stillen fort. Die Fäden unserer inneren Welt laufen wunderbar verschlungen durcheinander, ein vielverzweigtes Gewebe, wie das Wurzelwerk unter einem Rasenteppich. Gedanken, die wir längst begraben glaubten, sie wachsen unversehens wieder vor uns empor. Die Decke des Vergessens, welche die Zeit über unser inneres, stets sich verjüngendes Leben breitet, ist doch nur dünn, der Samen,

den wir früher gesät, er wächst hindurch, und so bleibt Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft in ununterbrochenem, organischen Zusammenhange.

Gegenüber dem Gasthof zum Sternen steht eine kleine Kapelle. Vorüberziehende Handwerksburschen und Fuhrleute pflegen, nachdem sie sich drüben mit einem Schoppen gestärkt, dort hinein zu treten, um ihr Knie vor der Mutter Gottes zu beugen, und dann guten Mutes talab zum Rheine oder tiefer in die Berge, je nachdem sie ihr Weg führt, weiterzuziehen.

In einem Altarschreine sitzt die holzgeschnitzte Jungfrau, im blauen mit goldenen Sternen besäten Gewande, den fleischfarbenen Leichnam des Erlösers im Arme haltend, aus dessen Wundenmalen das rote Blut fließt. Ähnlich der pietà des Michelangelo hält hier die Holzpuppe den Arm des Sohnes mit klagender Gebärde zum Himmel empor.

Vor diesem Bildnis pflegte Eva ihre Andacht zu verrichten. Oft legte sie Blumen vor den Schrein oder erzündete Kerzen neben dem Bilde, wie sie diese Gebräuche in katholischen Kirchen gesehen hatte. Von der Wirtin waren ihr Brevier und Rosenkranz willig hergeliehen worden, und so erging sie sich, während sie Friedrich in seine Arbeit vertieft wußte, oft in stundenlangen eifrigen Gebetsübungen. Friedrich ließ sie von diesen Dingen nichts ahnen, das war das einzige Geheimnis, das sie vor ihm haben wollte.

Für Friedrich und Eva gab es noch manches Gebiet, das gemeinsam zu betreten sie bisher nicht gewagt hatten, sie kannten sich noch nicht bis in die letzten Falten des Inneren, die Liebe war ihnen ein schönes neues Besitztum, auf dem sie noch nicht jeden

Raum, jeden lauschig geheimen Fleck besucht hatten, täglich machten sie neue Entdeckungen darin.

Noch war für sie das Zusammenleben nicht zu einer alltäglichen Gewohnheit, wie Essen und Trinken eine ist, herabgesunken, sondern ihnen bedeutete das tägliche Vereinen, Auseinandergehen und Wiederfinden ein hohes, mit Zittern und geheimem Erglühen herbeigesehntes Glück, ein Mysterium, dem sie sich immer nur wie schamhafte Neulinge zu nähern wagten.

Jene Frage, die zwischen Liebenden niemals ausbleibt, die früher oder später ganz sicher einmal gestellt wird, sie war zwischen ihnen noch nicht zur Sprache gekommen: die Frage „Wen hast du vor mir geliebt?" Eines Abends fiel sie von Evas Lippen.

Friedrich wollte eine ausweichende Antwort geben. Aber Eva ließ ihm keine Ruhe, es war klar, sie war nicht zufällig auf dieses Thema gekommen, sie hatte im stillen diese Frage ernstlich bewegt, und war jetzt gesonnen, ihr auf den Grund zu gehen.

Friedrich ließ sich zu einem umfassenden Geständnis herbei. Es hatte ihm in seiner Studenten- und Militärzeit nicht an Aventüren gefehlt, aber niemals zuvor hatte das Verhältnis zu einem weiblichen Wesen eine mehr als vorübergehende Rolle in seinem Dasein gespielt.

Eva war weder betrübt noch entrüstet, als sie erfuhr, daß Friedrichs Vergangenheit weniger rein sei, als sie angenommen haben mochte. Sie hätte gern gewußt, wie die Frauen gewesen, denen ihr Geliebter früher seine Neigung geschenkt. Sie drang so lange in Friedrich, bis dieser ihr nähere Details über seine Liebesabenteuer erzählte, und zu seinem Staunen fand er sie nicht im geringsten durch seine Berichte verletzt.

Er stellte dann dieselbe Frage, die Eva erst an ihn gerichtet hatte, an sie.

Sie erwiderte: „Wirklich geliebt habe ich vor dir keinen Mann. Es sind mir wohl einige begegnet, die mir gefallen haben, aber von einer Neigung war keine Rede."

„Aber in dich verliebt hat sich mancher," meinte er, „nicht wahr?"

„Das fing schon in der Pension an. Der Zeichenlehrer hatte sich in mich verschossen."

„Machte er dir ein Geständnis?"

„Nein, soweit kam's nicht, aber ich und die anderen Mädchen alle, wir wußten es. Wir haben ihn fürchterlich zum Narren gehabt, den armen Menschen. Er war so lächerlich, groß und plump, wie ein Bär, und so verliebt. Einmal hatte er einen Streich, den wir ihm gespielt, der Direktorin angezeigt, und als die Sache untersucht wurde, stellte es sich heraus, daß ich die Hauptschuldige war. Ich wurde streng bestraft; da hättest du sehen sollen, wie unglücklich er war."

„Also das war dein erstes Opfer; es sind deren gewiß noch mehr — laß hören!"

„Ach, noch verschiedene, zum Beispiel ein Bekannter meines Vaters, ein Schauspieler. Ich glaubte nie recht an seine Liebe, die er mir oft genug beschwor. Ich hatte ihn immer im Verdacht, er wolle Studien für Liebesszenen auf der Bühne machen, wenn er mir von seiner Leidenschaft in großartigen Tiraden sprach. Als ich dann in Frankfurt ausging, kamen einige ernstlichere Courmachereien. Ich erhielt damals die lächerlichsten Briefe. Schade, daß ich sie nicht aufgehoben habe, wie die Oblonska es getan hat, sie würden dir Spaß machen."

„Und warum nahmst du gerade Mörner, wenn du noch andere Aussichten hattest?"

„Ja, wenn ich das selbst wüßte! Wenn ich an jene Zeiten zurückdenke, so verstehe ich mich nicht mehr. Es kommt mir vor, als sei die Eva von damals eine ganz andere Person, als ich selbst."

„Vielleicht reizte dich seine hohe Stellung und sein Vermögen."

„Nein, das zog mich nicht an. Ich glaube, wenn ich mir damals überhaupt etwas gedacht habe, so war es das: Mörner ist gutmütig und bis über die Ohren in dich verliebt, du wirst also tun und lassen können, was dir beliebt. Von der Bedeutung des ehelichen Lebens wußte ich so gut wie nichts, ich hatte ja keine Mutter, niemanden, der mich darüber aufklären konnte. Ich heiratete, ohne zu wissen, was ich tat. Die Augen gingen mir erst auf, als es schon zu spät war. Es war widerwärtig — ich will nicht mehr daran denken, und wir wollen auch nicht davon sprechen."

„Und doch, bedenke, wir würden uns schwerlich kennen gelernt haben, hättest du Mörner nicht geheiratet."

„Das ist wahr, ich hätte dich niemals kennen gelernt. Wer weiß, wo ich jetzt wäre, und du — du würdest auch nicht hier sein. Was meinst du wohl, ob es nicht besser für dich gewesen wäre, wenn du mich nie gesehen hättest? Glaubst du nicht? Sage mir's!"

Er küßte ihr die weiteren Fragen vom Munde weg.

„Daß ich dich gefunden habe, ist das größte Glück meines Lebens," sagte er.

War er wirklich glücklich, wie er sie glauben machen wollte?

Es gab Augenblicke, ja Stunden in jener Zeit, wo er es war. Aber der Becher der Freude hatte

einen bitteren Bodensatz für ihn, den er umso herber schmeckte, je tiefer er ihn leerte.

Denn anders als die Frau genießt der Mann die Liebe.

Die Frau, die wirklich liebt und das gefunden hat, dem ihr ganzes Sein unbewußt sehnend entgegengeblüht, findet in diesem Bewußtsein ihre höchste Befriedigung, geht willig in dem Gefühle unter, gibt ihre Individualität auf für die Liebe, die für sie Lebenszweck wird; alles was mit diesem großen Berufe zusammenhängt, übt sie wie etwas Natürliches, ja Notwendiges; Bestimmung und höchstes Glück fallen für sie in eins zusammen.

Anders der Mann!

Er taucht in die Wogen der Leidenschaft verlangender und tiefer, aber er darf nicht rasten in den wollüstigen Tiefen, ihn reißt es nach kurzem Genusse wieder empor zum grellen Lichte der Wirklichkeit. Ihm, dem die leichtere, sorgenfreiere Seite des Liebesglückes beschert ist, der, ohne Kindesnöte befürchten zu müssen, scheinbar nur genießt, hat die Natur, wie zum gerechten Ausgleiche, eine herbe Qual in ihre Gabe eingebunden: das jähe Erwachen aus flüchtigem Genusse zur Nüchternheit, ja zum Widerwillen und Ekel.

Auch Friedrich litt unter diesem geheimen Stachel, den jedes Liebesglück, wenn es rein sinnlicher Natur ist, für den Mann in sich birgt.

Und weiter lasteten auch Sorgen äußerer Art auf ihm. Das Bewußtsein, daß seinem Zusammenleben mit Eva, die gesetzliche Anerkennung fehle, daß sie in wilder Ehe miteinander lebten, trat oft plötzlich und erschreckend, wie ein böser Geist vor seine Seele, und scheuchte ihn mitten aus höchstem Liebestaumel empor.

Eva erkannte mit dem untrüglichen Instinkte des Herzens in jenem dumpfen Hinbrüten, dem Friedrich sich zeitweise hingab, den gefährlichsten Feind ihres Glückes, und mit allen Mitteln, die ihr zu Gebote standen: Küssen, Bitten, Schmeicheln, Liebkosungen suchte sie den Geliebten aus der Umarmung dieses Gegners in die ihre herüberzuziehen.

Friedrich wußte, daß ein Leben, wie sie es jetzt in dieser idyllischen Weltabgeschiedenheit führten, nicht ewig fortdauern konnte.

Sie mußten zurück in die Welt, wo er sich nach einer Beschäftigung, einem Broterwerb umzutun hatte. Und da draußen dasselbe Verhältnis weiterführen, unter den Augen der neugierigen, skandalsüchtigen, splitterrichterischen Menschen, wie schwer mußte das werden.

Er hatte die Muße der letzten Wochen dazu benutzt, seine Feder den verschiedensten Zeitungen anzubieten. Da er sich auf eine Anzahl von ihm bereits publizierter Sachen berufen konnte, so blieben die Offerten nicht aus. Nur Berlin hatte er ausgelassen. Mörners und seiner Verwandten Anwesenheit dort ließen ihm den Aufenthalt in Berlin von vornherein als unmöglich erscheinen.

Unter den Anträgen, die er erhalten, war auch einer von einem Dresdner Blatte, dessen Feuilleton er redigieren sollte, diesen beschloß er anzunehmen. Friedrich glaubte sich für das Feuilleton besonders begabt, sodann waren die Bedingungen günstige und schließlich zog es ihn nach der Stadt, die ihn, als er sie im Frühjahr kennen lernte, so sehr entzückt hatte. Den Ausschlag aber gab die Erwägung, daß er sowohl wie Eva in Dresden von niemandem gekannt sein würde.

So nahm er denn die angebotene Stelle bei jenem

Blatte an, und erklärte Eva, daß sie am Ende der Woche ihren Aufenthalt hier aufgeben und nach Dresden ziehen würden. Er fand keinen Widerspruch bei Eva. Sie war bedingungslos mit allem einverstanden, was er wollte und tat, wenn sie nur an seiner Seite bleiben durfte.

Das Resultat von Friedrichs schriftstellerischer Tätigkeit aus jener Zeit war einmal die Fertigstellung seiner Broschüre über Ungarn, und dann die Anfangskapitel eines Romanes, den er im Laufe des Winters neben seinen journalistischen Arbeiten weiterzuführen gedachte.

Noch ehe sie abreisten, kam ein Brief von Landskerrotitsch aus Dzöröneck an. Er schrieb:

„Lieber Freund. Das Wichtigste an die Spitze: Angelika ist gestern von einem gesunden, allerliebsten, süßen, kleinen Geschöpf entbunden worden, von welchem mir Sachkundige versichert haben, es sei ein Mädchen. Wie unser unvergeßlicher Freund Burt auf dem Sterbelager vorausgesagt, war die Entbindung eine leichte. Angelika ist wohlauf und will das Kind selbst stillen.

„Zwischen Vater und Tochter hat sich vorderhand noch kein rechtes Verhältnis herausbilden wollen. Das Herz überfließend von Vaterstolz und Liebe zu dieser kleinen Dame, wollte ich sofort beginnen, ihr die Cour zu machen, aber meine zärtliche Annäherung wurde mißverstanden und ein ohrenzerreißendes Gequäk war die unmelodische Antwort, darauf wurde ich von den Frauen, als sehr wenig am Platze, entfernt. — Es ist doch ein eigenes Gefühl, sich Vater zu wissen, und die damit verbundene Verantwortlichkeit ist geeignet, selbst einen vaurien wie mich, ernst zu stimmen.

„Wie es Dir geht, brauche ich nicht erst zu fragen;

Du schwimmst im Meere der Seligkeit. Genieße diese Zeit, sie kommt so nicht wieder. Empfiehl mich Deiner Frau Gemahlin, denn das ist sie für mich; Eure Verbindung kann ja nur noch eine Frage der Zeit sein.

„Noch einige andere Neuigkeiten gibt es von hier, die Dich interessieren könnten. Sophie, unser Wunderkind, hat uns bald nach Eurem Fortgange von hier verlassen. Wie sie an Angelika geschrieben, ist sie glücklich bei Deiner Frau Mutter angelangt. Prinzeß Oblonska ist ebenfalls gegangen und nach Warschau zurückgekehrt, sie hat mir aufgetragen, Euch zu grüßen, und bedauerte ein kleines Mißverständnis sehr, das zwischen ihr und Frau Eva stattgefunden zu haben scheint. Sie hofft Euch nächsten Sommer in Dzöröneck wiederzusehen, und diesem Wunsche schließe ich mich von ganzem Herzen an. — Deinen Protegé Krätzer habe ich auf eine landwirtschaftliche Schule geschickt; einem Briefe nach zu schließen, den er mir geschrieben hat, befindet er sich dort sehr wohl und hofft, etwas Tüchtiges zu lernen.

„Von Berliner Gerichten sind zwei Briefe an Dich hier angekommen; ich übersende Dir dieselben anbei.

„Lege mich, bitte, Frau Eva zu Füßen, und schreibe mir gelegentlich, was Ihr macht. Ganz der Deine. Landskerrotitsch."

— Die Bäume hatten sich schon gefärbt, als Eva und Friedrich den Schwarzwald verließen. Nachtfröste und Frühreif zeigten in dem hochgelegenen Tale das Heranrücken der kalten Jahreszeit an.

Als das Paar nach herzlichem Abschied von den Wirtsleuten vom Gasthof zum Sternen die Landstraße nach Freiburg hinabfuhr, da standen die Wälder zu seiten des Weges wie in heller Lohe.

Der Ahorn schimmerte in goldigen und blutigroten Tönen, dazwischen mischte sich die Birke mit ihrem Honiggelb und die Buche mit dem stumpfen Braun des Blätterwerkes, dem leuchtenden Silber des Stammes. Die Esche brachte ein fahles Rosa hinein, und wie Inseln in diesem grellen, unruhigen Farbendurcheinander standen die Tannen mit ihrem düsteren Schwarzgrün.

Eine warme Herbstsonne beschien diese Pracht, frischer Bergwind umfächelte die Fahrenden, und die Schönheit des Tages schien gut für die Zukunft, der sie entgegengingen, zu weissagen.

Zweites Kapitel.

In Dresden hatten Friedrich und Eva in einem Chambre garnie am Altmarkt Wohnung genommen. Der Unterschied zwischen dem sauberen Gasthause im Schwarzwald, das sie vor kurzem verlassen, und der hohen rußgeschwärzten Mietkaserne mit dem Blick auf andere rußige Häuser ringsum und dem leidigen Markttreiben zu ihren Füßen, war empfindlich.

An Friedrich trat jetzt eine peinliche Frage heran. Wie sollte er es der Welt gegenüber mit seiner Stellung zu Eva halten? Durfte er sie als seine Frau ausgeben oder sollte er ihr wirkliches Verhältnis, wie es nun einmal war, offen bekennen?

Er wählte einen Mittelweg. Bei der Polizeibehörde gab er Evas Namen und Stand in voller Richtigkeit an, der Wirtin gegenüber ließ er sie für seine Frau gelten.

Im übrigen hatte er beschlossen, ein völlig zurückgezogenes Leben zu führen, keinerlei Bekanntschaften anzuknüpfen, und da, so viel er wußte, in Dresden

niemand existiere, der sich um ihn oder Eva kümmern mochte, so hoffte er, würde die eigentliche Natur ihres Verhältnisses unerkannt bleiben.

Die Wohnung, die sie bezogen, war äußerst einfach. Denn Friedrich hatte bei einem gelegentlichen Rechnungsabschluß voller Schrecken gesehen, wie viel ihm der vergangene Sommer mit seinen Reisen und den mannigfachen Anschaffungen für Eva gekostet habe. Es galt jetzt, sich aufs Äußerste zusammenzunehmen, um sparsam zu leben, und vor allen Dingen, von jetzt ab mußte er Geld verdienen, wenn nicht ihre Lage in absehbarer Zeit eine äußerst schwierige werden sollte.

Eva, welche Friedrich über seine Verhältnisse voll aufgeklärt hatte, war mit Enthusiasmus auf den Gedanken eingegangen, sparsam zu leben. Eigentlich war nach ihrem Sinne diese Wohnung mit ihren drei kleinen, spärlich möblierten Zimmern noch viel zu großartig und kostspielig, sie würde am liebsten mit Friedrich in ein Dachzimmer gezogen sein, das wäre noch poetischer gewesen.

Sie hatten sich ein Mädchen für alles genommen, welche die Zimmer besorgte, Evas Jungfer war und das Essen in der Küche der Quartierwirtin kochte.

Eva kümmerte sich sehr eingehend um die Wirtschaft, ja sie ging, zu Friedrichs freudigem Staunen, jeden Morgen mit dem Mädchen in die Stadt, um selbst die Einkäufe für ihren kleinen Haushalt vorzunehmen. So richtete sich ihr Leben unter den neuen Verhältnissen schneller und besser ein, als Friedrich zu hoffen gewagt hatte. Er wollte Eva nur noch ein wenig fester werden lassen in ihrer Tätigkeit, und sich selbst einarbeiten in seine neue Stellung, als Journalist, um dann auf einige Tage nach Berlin zu gehen.

Er hatte in Sachen des Burtschen Nachlasses mit dem Berliner Amtsgericht zu konferieren, dann aber wünschte er vor allem in Berlin mit Mörner Rücksprache zu nehmen.

Da Mörner seit jenem Rückkehrbefehl, den er im Sommer seiner Frau in Ungarn hatte zustellen lassen, keine weiteren Schritte zu ihrer Zurückerlangung getan, so wagte Friedrich sich mit der Hoffnung zu tragen, er möchte jetzt einer Scheidung geneigter sein, als vordem. Friedrich wollte es auf alle Fälle versuchen, durch nochmaliges persönliches Zureden Mörnern zum Nachgeben zu bringen, und ihn bewegen, daß er die Scheidungsklage anstelle, damit Eva nicht in die Lage käme, ihrerseits den Prozeß anhängig zu machen.

Er schrieb darum jetzt an Mörner, um beizeiten für jene in Aussicht genommene Unterredung vorzuarbeiten.

Jener Brief an Mörner war erst drei Tage fort, als Friedrich, am Schreibtische sitzend, die Klingel der Etagentür anschlagen hörte, und gleich darauf eine Stimme vernahm, deren Klang ihn im Innersten erbeben machte. Er sprang von seinem Sitze auf, die Augen in äußerster Spannung nach der Tür gerichtet. — Er hatte sich nicht getäuscht, die Eintretende war seine Mutter.

Er stand ihr gegenüber, zweifelnd, unschlüssig, zitternd wie ein Verbrecher, nicht wissend, wie er ihr begegnen sollte. Aber ihre Mienen und der Ausdruck ihrer Augen, die zärtlich auf ihm ruhten, belehrten ihn mit der Schnelligkeit, die eben nur das instinktive Fühlen hat, daß die alte Frau gekommen sei, um Versöhnung mit ihrem Sohne zu suchen.

Er eilte auf sie zu und fand ihre Arme wie ehemals.

Dann mußte sie sich niedersetzen, er nahm neben ihr Platz und nun erst fanden sie Zeit, die ersten Fragen noch mit bebender Stimme aneinander zu richten.

Mit geheimem Bangen forschte sein Blick nach den Spuren der letzten Krankheit in ihren Zügen, aber Frau von Choiseule war angeregt und das gab ihrem alten Gesichte eine gewisse Frische. Sie lobte sein blühendes Aussehen und lächelte über die Stoppeln in Friedrichs Gesicht, der sich einen Vollbart stehen lassen wollte.

„Ob sie von Evas Anwesenheit hier weiß?“ fuhr es Friedrich durch den Sinn. Er dachte daran, wie lange er ihr nicht mehr geschrieben. „Und wie reimt sich überhaupt ihr Kommen mit ihrem letzten Briefe zusammen, wo sie sich von mir lossagt — wie hat sie überhaupt in Erfahrung gebracht, daß ich in Dresden bin?“

Diese letzte Frage beantwortete Frau von Choiseule sogleich selbst. Sie war in Berlin bei Schaurotts gewesen. Durch Mörner hatte sie Friedrichs Adresse gehört, und sich, sobald sie dieselbe erfahren, aufgemacht, um ihn aufzusuchen.

Evas erwähnte sie mit keinem Worte, Friedrich war sich noch immer nicht darüber klar, ob sie von seinem Zusammenleben mit ihr wisse.

„Wenn sie meine Adresse durch Mörner erfahren hat,“ dachte Friedrich, „so ist eigentlich anzunehmen, daß sie auch alles andere von ihm erfahren. Doch halt! — Ich habe ja auch an Mörner nicht geschrieben, daß wir zusammenleben — also weiß sie jedenfalls nichts.“

Ihm bangte vor dem Augenblicke, der ihm volle Klarheit verschaffen würde. Ein Glück war es noch, daß Eva vor kurzem mit dem Mädchen ausgegangen, um Einkäufe zu machen; sie war in der nächsten Zeit

nicht zurückzuerwarten. Dieses Bewußtsein war in diesem Augenblicke eine Art von Beruhigung für Friedrich.

Um seine Mutter von dem Thema, das er so sehr fürchtete, fern zu halten, fragte er nach Verwandten und Freunden.

Er erfuhr, daß sein Schwager vor kurzem Major geworden sei, daß Fritz wachse und gut anschlage, auch die Kleine hatte sich gekräftigt. Sophie Wangen wohnte wieder bei den Schaurotts, sie hatte jetzt eine Art von Atelier ganz für sich und Privatunterricht bei einem der ersten Meister. Von Sophie kamen sie auf Burt zu sprechen. Frau von Choiseule ließ sich von ihrem Sohne ausführlich über das Ende des Freundes berichten. Und so verging eine Viertelstunde nach der anderen im Austausch von Neuigkeiten.

Friedrich ward zumute, als sei er in die Knabenjahre zurückversetzt, wie lange hatte er das Glück entbehrt, so neben seiner guten und weisen Mutter zu sitzen, ihr seine Gedanken mitzuteilen und ihre wohlbedachten Erwiderungen zu vermehren. Die Hoffnung begann sich in sein Herz einzuschleichen, daß sie alles wisse und alles verziehen habe.

Aber diese Illusion sollte ihm nur zu bald zerstört werden.

Als ob sie selbst nur ungern davon anfange, zögernd und mit plötzlich ernsterem Gesichte sagte Frau von Choiseule jetzt:

„Ich habe noch über anderes mit dir zu sprechen, wie du dir wohl denken kannst, Friedrich."

Friedrich schwieg und senkte das Haupt. Sie fuhr mit ihrer leisen, jetzt ein wenig zitternden Stimme fort: „Zunächst muß ich dich bitten, vergiß meinen letzten

Brief, er war im Übereifer niedergeschrieben, und das war nicht gut. Es hieß unklug und vor allem unchristlich gehandelt, dich so von mir zu weisen. Du magst schwer gefehlt haben, aber ich, deine Mutter, habe nicht das Recht, mich von dir loszusagen. Dich auf den rechten Weg zurückzuführen, das ist meine Pflicht. Und das zu tun, bin ich hierher gekommen. — Du hältst nach wie vor an dem Gedanken fest, diese Frau zu heiraten, wie ich von Mörner erfahre. Warum ich das für Unrecht und unerlaubt halte, weißt du; ich will es nicht wiederholen. Aber mehr! Ich halte es für Torheit, für Verblendung, die ich mir bei deinem hellen Verstande, bei einem Menschen von Vernunft und Geist, wie du, nicht zu erklären vermag. Selbst wenn diese Frau, die du zu lieben glaubst, ledig wäre, ich würde mich mit aller Kraft, mit allen Mitteln, die mir zu Gebote stehen, dem entgegenstellen, daß du sie heimführtest. Siehst du denn nicht, wes Geistes Kind sie ist. Was kann dich denn an ihr anziehen, außer dem Reize ihrer Erscheinung? Und auf ein so äußerliches, flüchtiges Element willst du dein Lebensglück aufbauen? Sie würde, sie müßte dein Verhängnis werden. Sage, hat dir der letzte Sommer nicht selbst Klarheit über sie verschafft? —"

Friedrich schwieg.

„Wenn noch irgendwelche Beziehungen zwischen dir und ihr bestehen, so löse sie, mein Sohn —"

Friedrich schwieg noch immer, es war ihm jetzt klar, daß die Mutter nichts von der weiteren Entwickelung seines Verhältnisses zu Eva ahne.

Und nun kam die Frage, die er die ganze Zeit über mit Zittern erwartet hatte: „Wo ist Eva Mörner jetzt?"

„Mutter, sie ist — hier, bei mir.“

Friedrich hatte es noch nie erlebt, daß seine Mutter die Haltung verloren hätte. Der Schrei, den sie ausstieß, fuhr ihm durch Mark und Bein.

„Sie lebt mit dir — ihr — lebt zusammen?“

Die alte Frau rang die Hände und stöhnte, Tränen hatte sie noch nicht. „Friedrich — Friedrich!“ das war das einzige, was sie ächzend hervorzubringen vermochte.

Er fühlte sich zu schwach dieser Szene die Stirn zu bieten, er konnte das nicht mit ansehen, und trat an das Fenster, vielleicht dachte er auch daran, nach Eva auszuschauen.

Die tausend Dinge, die mit einem Male, als er zum Fenster hinausblickte, ihm in die Augen fielen: das gegenüberliegende Rathaus mit seinem steilen Dache, Firmenschilder, Buden, ein paar Marktweiber, die sich zankten, ein Polizist, die Germania umflattert von einem Schwarm Tauben, sie alle und viele andere Dinge sah er, und wunderte sich über sie und noch mehr darüber, daß sie ihn in einem solchen Augenblicke Eindruck machten, während hinter ihm jetzt ein Schluchzen vernehmbar ward.

Da hörte er, wie die Vorsaaltür geöffnet wurde. Es war Eva mit dem Mädchen.

Ein Gedanke kam ihm. Wie, wenn er seine Mutter mit Eva auszusöhnen versuchte. Er hoffte soviel von Evas persönlichem Zauber, von dem Liebreiz ihrer Erscheinung, von all dem, was seiner Mutter vordem selbst so sehr an ihr gefallen hatte. Dieser Plan enthielt in seinen Augen die letzte Möglichkeit einer Rettung.

Er eilte aus dem Zimmer, nahm die erstaunte Eva

in das nebenanliegende Kabinett, erklärte ihr in hastigen Worten, was sich ereignet und um was es sich handle. Sie wollte sich anfangs weigern, nähere Erklärung haben, zauderte, aber er ließ ihre Bedenken überhaupt gar nicht aufkommen, ehe sie sich's versehen, war sie hinübergeführt, und stand vor seiner Mutter, von dunkelroter Scham übergossen. Die Mutter war aufgestanden und blickte Eva eine Weile starren Auges an. Friedrich war erschreckt über den harten Ausdruck, den die Züge der alten Dame angenommen hatten. Er flüsterte Eva zu: „Küsse ihr die Hand, flehe sie um Verzeihung an!" aber sie stand gesenkten Blickes da und rührte sich nicht. „Mutter, wir wollen — hier ist —" fing Friedrich an, da kam Bewegung in die scheinbar erstarrten Glieder der alten Frau. Sie machte einige Schritte, vor Eva blieb sie stehen, und vor Erregung bebend, mit zornfunkelnden Augen und verächtlich herabgezogener Unterlippe sagte sie: „Ich schäme mich meines Geschlechtes, wenn ich Sie ansehe."

Mit diesen Worten ging sie. Kein Bitten, kein Flehen Friedrichs, der ihr nacheilte, vermochte sie zu halten. „Geh zu ihr zurück," sagte sie, „zu deiner — zu deiner — dein Platz ist bei ihr."

Und Friedrich ging zurück. Er fand Eva in Tränen, aber nicht in Tränen der Reue, sondern der Wut.

Sie ersparte ihm keinen Vorwurf. Diese Schmach hatte er ihr bereitet, absichtlich; er hatte sie vor seiner Mutter in den Staub werfen wollen, hatte geduldet, daß man sie beleidige, ihr Schmähungen ins Gesicht schleudere. Warum war er nicht ganz bei seiner Mutter geblieben, was kehrte er zu ihr zurück, doch nur um sich an ihrer Schmach zu weiden.

Sie war ganz die Eva von früher. Die ungezügelte

Leidenschaftlichkeit, von der es eine Zeitlang geschienen, als sei sie erloschen, heute brach sie wilder hervor denn jemals zuvor.

Ihre maßlosen Anschuldigungen fanden keine Erwiderung und darum versiegte ihre Beredsamkeit mit der Zeit, verlosch wie ein Feuer, das ohne Zug bleibt.

Friedrich hatte kaum gehört, was sie gesagt, er saß am Schreibtisch, bleich, regungslos vor sich hinstarrend. Dann verbarg er das Gesicht in den Händen und weinte wie ein kleines Kind.

Drittes Kapitel.

Friedrich war nach Berlin gereist. Die Entzweiung mit seiner Mutter ward ihm ein Sporn dazu, Mörner aufzusuchen, um sich mit ihm über den Besitz Evas auseinanderzusetzen.

Mörner bewohnte noch das alte Quartier in der Regentenstraße, aber schon auf einige Entfernung leuchtete Friedrich von der zweiten Etage her das: „Herrschaftliches Quartier sofort zu vermieten" entgegen.

Friedrich hatte die Mittagszeit zu seinem Besuche gewählt; er wußte aus alter Erfahrung, daß der Geheime Justizrat um diese Zeit vom Gerichte nach Haus komme. Er traf jedoch Mörner noch nicht an und erklärte, auf ihn warten zu wollen. Das Mädchen war ihm unbekannt, Mörner hatte also jedenfalls die Dienstboten gewechselt. Sie führte ihn in das Zimmer des Präsidenten.

Hier war nicht viel verändert, nur die Photographien Evas, die auf ihres Gatten Schreibtisch gestanden, suchte Friedrichs Auge jetzt vergeblich. Dafür sah Friedrich eine Bibel, mehrere Andachtsbücher und

ein Kruzifix, welche früher hier gesehen zu haben er sich nicht entsinnen konnte.

Er wollte es sich doch nicht versagen, einen Blick in das Nebenzimmer, früher Evas Salon, zu werfen. Dort war alles verhangen: die Möbel, die Bilder, der Teppich war aufgerollt, die Gardinen abgenommen, Kälte und Dunkelheit herrschte, und Friedrich ward es zumute, als trete er in eine Gruft.

Seine Gedanken flogen unwillkürlich zurück zu den Stunden, die er hier verlebt. Jetzt war es gerade ein Jahr her, da hatten seine Besuche bei Eva Mörner ihren Anfang genommen. Er dachte an die Schäferstunden in diesem damals so traulichen Boudoir, an ihre ersten verstohlenen Blicke, die zu verschämten Liebesboten wurden, da ihr Mund noch nicht wagte das Geheimnis zu verraten. — Und wieder wehte es ihn aus diesem Raume wie Grabesluft an, wiederum hatte er das Gefühl, als läge hier etwas begraben, das nie mehr auferstehen könne.

Jetzt hörte er draußen langsame, gewichtige Schritte; der Präsident kam.

Friedrich hatte schon von seiner Mutter vernommen, daß Mörner gealtert sei, aber so groß hatte er sich die Veränderung doch nicht vorgestellt, die im letzten halben Jahre mit dem Manne vor sich gegangen.

Sein Haar erschien weißer, seine Gestalt gebückter; aber darin lag die Wandlung nicht, es war noch etwas anderes: der Mann hatte die Haltung verloren. Er hielt sich nicht mehr stramm wie vordem, sein Gang war schleppend, sein Aufzug vernachlässigt.

Friedrich sah nicht all die einzelnen Details dieser Veränderung an seinem ehemaligen Vormund, aber er erfaßte den allgemeinen Eindruck sofort.

Mörner schien durch Friedrichs Anwesenheit nicht gar so sehr betroffen. „Das Mädchen sagte mir, ein fremder Herr sei da; ich dachte mir gleich, daß du es sein würdest," meinte er. Selbst seine Stimme, so erschien es Friedrich wenigstens, schien an sonorer Kraft eingebüßt zu haben.

Friedrich war froh und faßte es als eine gute Vorbedeutung auf, daß er ihn mit dem vertraulichen „Du" angeredet; er hatte das kaum erwarten können.

Es entstand zunächst eine Pause, da keiner der beiden Männer mit Sprechen den Anfang machen wollte.

Mörner kramte in Papieren herum, ohne doch scheinbar nach etwas zu suchen, und Friedrich sah seinem Treiben in nervöser Spannung zu. Schließlich ergriff Mörner einen Stuhl, bat Friedrich, sich ihm gegenüber niederzulassen, und begann, die Augen zur Diele niedergeschlagen, mit unruhigen, unmotivierten Handbewegungen.

„Laß uns gleich in medias res gehen; du bestehst noch immer auf deiner Absicht, Eva zu heiraten."

„Jetzt mehr denn je!"

„Wo hält sie sich denn gegenwärtig auf?"

„Sie lebt mit mir zusammen in Dresden," erwiderte Friedrich mit erzwungener Entschiedenheit, einen Ausbruch der Entrüstung von seiten des Gatten erwartend.

Aber dem war nicht so. Mörner senkte nur das Haupt tiefer und murmelte: „Ich hatte mir's ja gedacht." Dann fragte er laut: „Weiß deine Mutter das?"

„Sie hat es neulich erfahren, als sie uns in Dresden aufsuchte."

„Die Arme, die Arme!“ sagte Mörner für sich hin und schüttelte den grauen Kopf. „Ich hatte mir's ja gedacht, aber ich brachte es nicht übers Herz, es ihr zu sagen.“

Wieder entstand eine Pause, dann meinte Mörner: „Wenn du Eva heiraten willst, ich werde euch kein Hindernis in den Weg legen. Ich bin bereit die Scheidungsklage einzureichen.“

„Wirklich, Herr Präsident?“

„Ja, ich will es tun. Ich habe meine Ansicht in dieser Beziehung geändert, vielleicht ist mir von obenher höhere Einsicht gekommen,“ und Friedrich sah, wie sich seine Augen dem Kruzifix zuwendeten.

„Du bist vielleicht kein Gläubiger,“ fuhr er fort, „du belachst wohl gar die christliche Frömmigkeit, aber ich gehöre nun einmal zu den altmodischen Leuten, die noch daran glauben, daß unser Leben von Anfang bis zum Ende geleitet und hinausgeführt wird von Gottes gnädiger Hand. Der Herr hat es so gewollt, ich erkenne seine Allweisheit und Güte auch in der Prüfung, die er mir auferlegt. Es war sein Werk; wir, die scheinbar Handelnden, waren nur Werkzeuge in seiner Hand, zu einem höheren Zwecke. Meine Augen waren anfangs mit Blindheit geschlagen, so daß ich nicht erkannte, wohin alles das hinauswolle, ich steifte mich hartnäckig auf mein gutes Recht, und lehnte mich damit nur auf gegen die allmächtige Hand des Herrn, der unsere Sache führt, aber nun ist mir durch seine Erleuchtung die Erkenntnis gekommen und ich beuge mich in Demut seinem Ratschluß.“

Friedrich war mit Staunen Mörners Worten gefolgt, er vermochte dessen Gedankengang nicht völlig zu folgen, auch waren ihm Mörners Beweggründe ziemlich

gleichgültig; das wichtigste, was er erfahren hatte, war ihm die Gewißheit, daß Evas Gatte zur Vornahme der Scheidung bereit sei.

Sie kamen nunmehr auf die Modalitäten des Scheidungsprozesses zu sprechen, und vereinigten sich auf folgendes: Mörner, als Gatte, solle die Klage beim Landgericht einbringen, darauf würde Eva ihrerseits einen Anwalt in Berlin zur Vertretung bevollmächtigen und die Klage in zustimmendem Sinne erwidern lassen. Mörner versprach seinen Einfluß dafür einzusetzen, daß die Termine nach Möglichkeit beschleunigt würden. Er glaubte aus seiner juristischen Erfahrung heraus mit Bestimmtheit vorhersagen zu können, daß das endliche Urteil auf Scheidung ergehen und kein Teil für den Schuldigen erklärt werden würde.

Nachdem sie alles das endgültig festgestellt, fühlte sich Friedrich veranlaßt, dem Präsidenten für seine Bereitwilligkeit zu danken.

„Laß es gut sein," meinte dieser, „du bist mir nicht zu Dank verpflichtet, ebenso wie ich kein Recht habe, dir Vorwürfe zu machen. Wir alle tragen in dieser Sache schwere Schuld, ich nicht weniger als ihr. Und wenn der Herr unsere Sache dennoch gut hinausführt, so ist das nicht unser Verdienst, sondern seine ewige Güte und Barmherzigkeit."

„Er ist dem Mystizismus verfallen," dachte Friedrich, als er die Treppe hinabstieg, und traf damit das Richtige.

* * *

Den Abend jenes Tages brachte Friedrich im Lesezimmer des Hotels zu, Zeitungen lesend und einen Brief an Eva schreibend. Er verspürte nicht die geringste Lust, auszugehen, ein Theater oder ein Lokal zu besuchen.

Zudem wollte er jede Gelegenheit möglichst vermeiden, die ihn mit Bekannten zusammenführen konnte.

Am nächsten Morgen begab er sich nach dem Amtsgericht zur Abteilung für Testamentssachen, wo Burt seinerzeit sein Testament niedergelegt hatte. Man verlangte dort von Friedrich noch eine Ergänzung des von ihm gleichzeitig mit dem Burtschen Kodizill von Dzöröneck aus eingeschickten Berichtes.

Vom Gericht kommend, wo sich seine Angelegenheiten schneller abgewickelt, als Friedrich, der die Umständlichkeit des gerichtlichen Wesens aus eigener Erfahrung kannte, zu hoffen gewagt hatte, ging er zum Hotel zurück, um noch mit dem Nachmittagszuge nach Dresden zurückzukehren.

Unterwegs geriet er in den Strom buntmütziger Gymnasiasten, die aus einem an seinem Wege gelegenen Schulgebäude soeben mit jenem ausgelassenen, alles übertäubenden und doch so herzerfreuenden Lärm herausgesprudelt kamen, den eben nur eine Schar der Klasse enteilender Schüler zu machen vermag.

Bald kam Friedrich hinter eine Gruppe von drei Knaben, an deren selbstbewußtem Auftreten man unschwer die „Hauptkerle" der Klasse erkennen konnte.

Der Mittelste von ihnen, ein schlanker, blonder Junge, schwadronierte besonders lebhaft, die Hände, in denen er Büchermappe, Hefte, Lineal und andere Schülerutensilien trug, flogen auf und ab und gaben seinen Worten nach rechts und links hin den handgreiflichsten Nachdruck.

Das konnte niemand anderes sein als Fritz Schaurott.

Friedrich hatte seinen Neffen nicht sofort erkannt,

weil er seit dem letzten Male, wo er ihn gesehen, wohl um einen halben Kopf in die Höhe geschossen war.

Er gab ihm einen leichten Schlag auf die Schulter, Fritz, der eine Neckerei eines Kameraden vermutete, fuhr in Kampfbereitschaft herum, „He!“ schrie er laut: „Onkel Friedrich!“

Dieser ließ den lärmenden Schwarm der Jungen an sich vorbei, dann folgte er mit Fritz, der sofort mit tausend Fragen und Erzählungen auf ihn einstürmte.

„Wo bist du denn den ganzen Sommer gewesen?“ fragte er unter anderem.

„Ich war in Ungarn.“

Fritz dachte einen Augenblick nach, was er in der Geographie über Ungarn gehört, dann fragte er mit Kennermiene: „Ist Pest noch immer stark im Aufblühen begriffen?“

Friedrich mußte über die altkluge Frage herzlich lachen, dann erzählte er dem Neffen einiges über Pest und Ungarn, wovon er annahm, es könne den Knaben interessieren.

„Wirst du diesen Winter wieder in Berlin sein?“ fragte Fritz weiter; der Knabe fing dem Onkel mit seiner wohlgemeinten Neugier an unbequem zu werden. Friedrich gab eine unbestimmte Antwort.

„Du kommst doch heute zu uns, nicht wahr?“ meinte Fritz treuherzig. Auf das „nein“ Friedrichs sah er den Onkel erstaunt an. Dann, als ob ihm ein plötzliches Verständnis der Sachlage aufgehe, rief er: „Du hast wohl gar Angst vor Papa?“

Friedrich lachte bitter auf.

„An deiner Stelle machte ich mir nichts daraus; die Mama hat dich immer in Schutz genommen,“ meinte Fritz in biederem Tone.

„Dein Vater hat wohl manchmal von mir gesprochen?“ fragte der Onkel.

„O ja! Neulich zum Beispiel sagte Papa — wie war das doch gleich — ja, so war's: ‚Er rutscht die schiefe Bahn schneller herab als ich gedacht hätte.‘ — Ist das nicht gut?“

Friedrich schoß das Blut in die Wangen, er biß die Zähne zusammen und es war gut, daß Fritz inzwischen schon zu einem anderen Thema übergesprungen war, nämlich die Rangerhöhung seines Vaters, die für ihn natürlich ein bedeutsames Ereignis bildete. Dann erzählte er, daß sie nächstens in ein anderes Quartier ziehen würden, Sophie Wangens wegen, die ein Atelier brauche.

Jetzt war er bei seinem Lieblingsthema angelangt. Sein Interesse für Sophie Wangen schien keineswegs erkaltet zu sein. „Onkel?“ fragte er, „hast du denn schon Sophiens Bild gesehen, das sie ausgestellt hat?“

Friedrich verneinte.

„Es macht berechtigtes Aufsehen,“ meinte Fritz, und in diesem Augenblicke glaubte Friedrich den Vater des Knaben sprechen zu hören, so steif und eingebildet brachte er das hervor. „Du mußt es auch sehen, Onkel,“ und nun beschrieb er Friedrich, wo sich die Ausstellung befinde, in welchem Saale und an welcher Stelle Sophiens Bild hänge.

„Sieh mal, bitte, nach deiner Uhr, Onkel!“ rief er dann.

Friedrich nannte ihm die Zeit.

„Dann muß ich mit der Pferdebahn fahren, sonst komme ich zu spät zu Tisch. Adieu Onkel!“ Damit lief er auch schon dem nächsten Pferdebahnwagen nach. Friedrich konnte ihm nur noch Grüße an die Mutter nachrufen.

Die Äußerung seines Schwagers, die Friedrich auf diese Weise erfahren hatte, verstimmte ihn tief und nachhaltig. Er sah den Gatten seiner Schwester mit seinen nichtssagenden Augen, der Schulmeistermiene und dem impertinent selbstzufriedenem Lächeln; er hörte ihn mit seiner näselnden Stimme sagen: „Das mußte ja so kommen, habe ich's nicht vorausgesagt? Dahin führt so etwas schließlich." Und Friedrich wußte nur zu gut zu deuten, welche unausgesprochenen Gedanken sich hinter seiner scheinheiligen Miene verbargen; ungefähr so mochte der Herr Major zu sich selbst sagen: „Da seht, wohin es mit eurem Friedrich, diesem großen Geiste, gekommen ist, was ist er denn jetzt? Ein verbummeltes Genie. Reden hat er allerdings von sich gemacht. Der Mörnersche Ehebruchsskandal ist ja stadtbekannt. — Wer ist denn nun der Halt der Familie? Ich, den man zum Major gemacht hat mit Überspringung von mehreren Vorderleuten, ich, dessen Broschüre über den nächsten Feldzug in aller Welt Munde ist, ich, der ich es noch sehr weit bringen werde."

Und Friedrich ballte die Faust in ohnmächtiger Wut.

Das Bild Sophiens, von dem ihm Fritz erzählt, wollte er doch sehen, schon um sich auf andere Gedanken zu bringen, er hatte nach Tisch gerade noch anderthalb Stunden Zeit.

Sophie Wangen debütierte in einer Ausstellung der Malerinnen Berlins mit ihrer Arbeit. Es wurde Friedrich nicht schwer, das betreffende Bild nach der genauen Beschreibung, die er von seinem Neffen erhalten, unter der großen Zahl weiblicher Kunstleistungen herauszufinden.

Das Bild packte Friedrich beim ersten Anblick,

und zwar weniger durch seine gute Ausführung, die es von den Nachbarstücken günstig auszeichnete, als durch das Süjet, dessen tiefere Beziehung er sofort verstand.

Sein Auge sah folgendes: Eine Kapelle, deren Tür halb geöffnet ist, so daß man das Licht des ewigen Lämpchens darin erkennt und die Umrisse eines Grabmales gerade ahnen kann. Von dieser Kapelle stellte das Bild eigentlich nur den Eingang, einige Stufen und die halboffene Tür dar, und doch erkannte Friedrich unschwer, woher das Modell dazu entnommen sei. Wunderbar wirkungsvoll in dem einfachen Bilde war der Kontrast der hellen Sommerstimmung draußen, wo sich das frische Grün von Gras und Laub in üppiger Lebensfülle breit machte, und dem geheimnisvollen Dunkel drinnen in der Kapelle, nur unterbrochen von dem melancholischen Schimmer des Totenflämmchens.

Friedrich blieb lange vor dem Bilde stehen, tiefergriffen; ihm war, als umschwebten ihn die Manen des toten Freundes.

Viertes Kapitel.

Friedrich warf sich jetzt mit aller Kraft in die Arbeit. Der ihm von der Redaktion zugewiesene Teil am Feuilleton bestand in Bücherbesprechung und Schauspielkritik; eine Arbeit, die ihm zusagte. Sie gab ihm Gelegenheit, die zeitgenössische Literatur eingehend kennen zu lernen. Sämtliche an das Blatt eingesandte Bücher, soweit ihre Beurteilung nicht besondere Fachkenntnisse erforderte, wurden ihm zur Rezension zugestellt. In den beiden Häusern des Hoftheaters hatte er für die Schauspiele einen ständigen Freiplatz.

Friedrich kam seinen Berufspflichten, vom Feuereifer des Anfängers beseelt, mit großer Gewissenhaftigkeit nach. Er arbeitete sich durch all die Novellen, Romane, Gedichtsammlungen und Dramen, die dem angesehenen Blatte massenhaft zugingen, soweit er imstande war, durch und gab sein Urteil nach bestem Wissen und Gewissen ab.

Die Redaktion schien mit seinen Artikeln zufrieden, und er selbst hatte sich nur über eins zu beklagen: man kürzte ihm zu viel. Oft fand er im Gedruckten kaum die Hälfte seiner Manuskripte wiedergegeben. Wenn er sich darüber beschwerte, lächelte man, versprach Abhilfe und bei der nächsten Gelegenheit sah er sich trotzdem wieder arg beschnitten.

Er war mit diesen Arbeiten so vollauf beschäftigt, daß er zur Selbstproduktion vorläufig nicht kam. Der Plan zu seinem Romane blieb einstweilen im Kopfe und die angefangenen Stücke in der Schublade unvollendet liegen, einer Ausführung zu gelegener Zeit entgegenharrend.

Der Winter war inzwischen mit aller Gewalt hereingebrochen. Gleich in den ersten Übergangstagen vom nassen Herbstwetter zur strengen Winterkälte hatte sich Eva eine Erkältung zugezogen, die sie eine Zeitlang ans Bett fesselte. Das Weihnachtsfest fand sie noch als Rekonvaleszentin. Friedrich hatte die bescheidenen Einkäufe dazu allein besorgt und auch den Aufbau der Bescherung selbst übernommen.

Bitter empfand es Friedrich, daß seine Mutter zum Christfeste ihm kein Zeichen ihres Gedenkens zukommen ließ. Er hatte sich im geheimen mit der Hoffnung getragen, daß sie vielleicht diese Gelegenheit benützen würde, um den ersten Schritt zur Versöhnung

zu tun. Er litt schwer unter dem Bewußtsein des völligen Bruches mit ihr, und um so schwerer, da er sich in diesem Punkte mit Eva vollständig ungleichen Sinnes wußte. Sie hatte die Worte, mit denen Friedrichs Mutter von ihnen gegangen, nicht vergessen und nicht vergeben, und sowie zwischen ihnen die Sprache auf jene Szene kam, blieben herbe Auseinandersetzungen niemals aus. Friedrich geriet in das peinlichste Dilemma, er konnte seiner Mutter in diesem Falle nicht recht geben, er wollte aber auf der anderen Seite nicht dulden, daß Eva ihrem Groll gegen die alte Dame in maßlosen Ausdrücken Luft machte, wie es nur zu oft geschah. Friedrich suchte daher eine Abhilfe darin, daß er die Berührung dieses Themas überhaupt nicht mehr zuließ, damit die Wunde, die nun einmal da war, durch unvorsichtiges Betasten nicht verschlimmert werde.

Die einzigen, die ihrer zum Weihnachtsfeste in der Ferne gedacht hatten, waren die Landskerrotitschs. Friedrich war mit dem Grafen in Korrespondenz geblieben, und kürzlich hatte dieser ihm eine Anzahl Besprechungen seiner „Lebensbilder aus Ungarn" zugeschickt, welche ungarische Blätter über Friedrichs Arbeit gebracht.

Jetzt zum Weihnachtsfeste hatte er einen riesenhaften Korb ungarischen Obstes an seine Freunde geschickt. Ein Brief, den er dazu geschrieben, lautete:

„Liebster Freund! Herzliche Grüße zum Christfeste, und bei dieser Gelegenheit gleich die besten Wünsche für das kommende neue Jahr, möge es Dir und Frau Eva die Erfüllung aller Eurer Hoffnungen bringen. — Wie Dich der Poststempel belehrt haben wird, schreibe ich Dir aus Pest. Ich bin mit Weib, Kind und dem ganzen Hausstande für den Winter hierher übergesiedelt.

Der Reichstag hat augenblicklich Session, und, da das Vaterland wie es schien — lache nicht — meinen Rat brauchte, bin ich seinem Rufe gefolgt. Es ist nun einmal eine verkehrte Welt, in der wir leben, sollte ich als einzelner gegen ihren Strom schwimmen? So bin ich denn zur Magnatentafel zurückgekehrt, wo ich gegenwärtig der Hauptkrakeeler bin. Ich glaube ein zweitesmal wird man sich hier kaum den Ärmel nach mir ausreißen, man hat mir schon den Beinamen eines enfant terrible beigelegt. Ich sage es ja, es gibt nichts Konfuseres als diese Welt. Höre nur! Neulich, wahrscheinlich um mir den Mund zu stopfen, hat mir die Regierung eine Dekoration angeboten, und weißt Du wofür? Für die mutige und umsichtige Bekämpfung der Typhusepidemie auf meinen Besitzungen im letzten Sommer. — Ich habe die Auszeichnung natürlich rundweg abgelehnt. Hätte ich sie angenommen, so wäre das einer Blasphemie gleichgekommen; der, dem sie gebührt, ist dort, wo man über dergleichen Faxen erhaben ist. Ach, mein Freund, daß ein solcher Mann ein solches Ende finden mußte! — Der Stein für Burts Grab mit Deinen Worten ist zu seinen Häupten aufgestellt, aber noch ein ganz anderes Denkmal gedenke ich ihm zu setzen, ein Denkmal, das in alle Zeiten hinaus die unerkannte Größe und das Verdienst unseres Freundes verkünden soll. — Erinnerst Du Dich noch seines Planes, den er uns auf jener Jagd in den Sümpfen darlegte? Er soll ausgeführt werden. Ich will diese Moräste entwässern lassen, ganz in der Weise, wie er es vorgeschlagen, und auf dem gewonnenen Ackerlande soll eine Niederlassung für die Verarmten und Verkommenen der ganzen Umgegend gegründet werden; der Name dieser Ansiedlung aber wird seinem Andenken

zu Ehren Konradsdorf lauten. — Schon im nächsten Sommer will ich an die Ausführung des Planes gehen, die Lösung dieses Problems wird fortan eine meiner Lebensaufgaben bilden. Die Leitung der Sache will ich in die Hände Krätzers legen. Ich habe Vertrauen zu ihm, daß er sich der Aufgabe gewachsen erweisen wird. Er ist ehrlich, voller Eifer und zuverlässig, und das will hierzulande viel sagen. Der letzte Bericht, den ich von der landwirtschaftlichen Schule über ihn erhalten, ist seines Lobes voll. — Also, wenn Du nächsten Sommer mit Deiner Frau Gemahlin nach Dzöröneck kommst, wirst Du uns in voller Arbeit finden.

„Unsere kleine Prinzeß gedeiht vortrefflich. Sie macht in meinem Herzen der Mutter bereits starke Konkurrenz. — Angelika erfährt, daß ich Dir schreibe; sie läßt Dir sagen, daß Du daran denken sollst, Eva bald den Familienstand und ein gesichertes Heim zu bieten. Ich weiß, daß dies in den besten Händen ist. Lege mich Deiner Herzenskönigin zu Füßen. Ganz der Deine, Landskerrotitsch.“

Der Weihnachtsabend war still und friedlich. Draußen fiel der Schnee in dichten Flocken und bedeckte die Buden auf dem Altmarkte mit einer fußdicken Decke. Da unten herrschte noch ein reger Verkehr bis in die Nacht hinein, denn viele der ärmeren Leute, die erst am Abende mit dem Geschenke des Brotherrn in der Tasche aus den Geschäften eilten, kamen erst jetzt dazu, ihre Einkäufe zu machen. Überall an den Häusern um den großen Platz glänzten hellerleuchtete Fensterreihen. Das Glockengeläute der nahen Kreuzkirche rief die Andächtigen zum Weihnachtsgottesdienst.

Friedrich und Eva kam es heute besonders gemütlich in ihrem bescheidenen Wohnzimmer vor, wo sich in

dem alten Kachelofen ein tüchtiges Feuer mit lautem Krachen und Sausen hörbar machte.

Das Zimmer war beiden anfangs ein Greuel gewesen, mit seinen unzähligen ästhetischen Sünden. Aber allmählich hatten sie sich an das, grünes Weinlaub mit blauen Trauben darstellende Muster der Tapete, ja selbst an die fünf Farbendrucke in beschabten Goldrahmen gewöhnt, und Friedrich überraschte sich eines Tages dabei, daß er die Burg am Rhein, hinter der die Sonne in karmesinroter Glut unterging, nicht ohne behagliches Interesse betrachtete. Auch die vielen gehäkelten Lappen und Läppchen, die überall, auf dem unbequemen Sofa, einer wahren Marterbank, auf den Stühlen, ja selbst auf Tischen und Kommoden umherlagen, störten sie nur vorübergehend, wenn sie beim Aufstehen vom Sitze unfehlbar an den Kleidern haften blieben oder wenn sich ein Gegenstand, den man ablegte, sicherlich in diesem Labyrinth von Maschen fing, die überall wie Vogelschlingen lauerten. Was aber die ungezählten perlengestickten Behälter für den verschiedenartigsten Gebrauch, die Gipsfiguren, künstlichen Buketts unter Glasglocken und vor allem die Kugel mit den zwei stumpfsinnigen Goldfischen anbelangte, so hatten sie sich mit der Zeit so an diesen spießbürgerlichen Zierat ihrer Umgebung gewöhnt, daß sie ein gewisses mitleidiges Wohlwollen für denselben zu hegen begannen.

Ihr Gespräch hatte sich dem vorjährigen Weihnachtsfeste zugewandt; wie so ganz anders war es doch damals gewesen, sie hatten den heiligen Abend getrennt voneinander verlebt, Eva mit ihrem Gatten, Friedrich bei Schaurotts.

Eva wollte sich entsinnen, daß es ihr an jenem

Abende eigentlich zum ersten Male klar zum Bewußtsein gekommen sei, daß sie mit Mörner unglücklich lebe, und wie es nur ein Glück für sie geben könne: Friedrichs Liebe.

Dann sprachen sie vom nächsten heiligen Abend, und wie es da wohl sein möchte. Sie würden Mann und Frau sein, daran war nicht zu zweifeln. Der Scheidungsprozeß war ja nun glücklich im Gange, und wenn erst das Urteil auf Scheidung ergangen war, stand ja ihrer Verbindung nichts mehr im Wege.

Und während es draußen stiller wurde auf dem weiten Platze, die Kirchenglocken längst ihr Tönen eingestellt hatten, der Schnee in immer dichteren Massen vom Himmel fiel, im Ofen das niedergegangene Feuer nur noch leise summte, und die Lichtchen auf ihrem kleinen Christbaume bis in die Dillen heruntergebrannt waren, saß das Paar, Hand in Hand, Auge tief in Auge gesenkt, und ließ die Zukunft in den lieblichsten Bildern vor sich aufsteigen.

Wie glücklich fühlten sie sich jetzt, und um wieviel glücklicher würden sie noch sein, wenn erst der Ehestand ihrem Bunde seine Weihe verlieh.

Fünftes Kapitel.

In ihrem Hauswesen hatten Friedrich und Eva inzwischen eine Menge unvorhergesehener Unannehmlichkeiten zu überstehen.

Das Mädchen, welches sie gemietet, stellte sich bald als unbrauchbar heraus, es hatte ihr zwar nicht an gutem Willen gefehlt, aber sie war zu jung und unerfahren, um mit einer ebenfalls unerfahrenen Herrin zusammen wirtschaften zu können.

Man nahm nunmehr zu einer älteren erfahreneren Person seine Zuflucht, aber diese verzankte sich gleich am Tage ihres Dienstantritts mit der Quartierwirtin. Es brach ein völliger Fehdezustand aus, verriegelte oder verbarrikadierte Türen waren nichts Seltenes, Redegefechte von halbstündiger Dauer und mehr, ohne alle parlamentarische Kontrolle in bezug auf die Kraft der Ausdrücke wurden geführt, ja zeitweise ward die Ruhe des Hauses durch verdächtige Töne, wie Klirren, Klatschen, Kreischen und dumpfe Schläge, die nichts Gutes weissagten, in bedenklicher Weise gestört. Man war daher froh, als die streitbare Jungfrau, mit einem vollen Monatslohn in der Tasche, nach den ersten vierzehn Tagen abzog.

Es löste sie eine professionelle Trinkerin ab, vor der die Spiritusreste in der Kochmaschine nicht sicher waren.

Dann zog ein Mädchen ins Haus, die alle Vorzüge und Tugenden in sich zu vereinigen schien; sie war reinlich, liebenswürdig, flink und fleißig, aber sie übte eine solche Anziehungskraft auf das Militär aus, daß die Treppen in den Abendstunden den Eindruck machten, als sollte hier Parole für die Garnison ausgegeben werden. Die übrigen Hausbewohner, besonders aber die empfindsame Tochter der Quartierwirtin, waren darüber im höchsten Grade empört und verlangten die Entlassung der allzu anziehenden Fee.

Eva und Friedrich waren daher nach solchen Erfahrungen froh, als die Quartierwirtin sich erbot, in eigener Person für sie die Wirtschaft führen zu wollen.

Die Frau war eine echte Dresdnerin vom alten Schlage, sie liebte den Kaffee, aber über alles ging ihr der Klatsch. Friedrich und Eva wußten oft nicht,

wohin sie sich vor den Attacken ihrer Beredsamkeit flüchten sollten. Jedes kleinste Vorkommnis gab ihr Gelegenheit zur Anknüpfung endloser Erzählungen. Sie war zweimal verheiratet gewesen, und es war kaum zu bezweifeln, daß sie die beiden Gatten unter die Erde geredet hatte. Der besseren Unterscheidung wegen pflegte sie diese Opfer ihrer Redseligkeit kurzweg als „mein erster Seliger" und „mein zweiter Seliger" zu bezeichnen.

Während diese Frau also die offenherzige Mitteilsamkeit in Person war, vertrat ihre Tochter erster Ehe die stumme, heimliche Neugier. Sie war eine skrofulöse Dreißigerin, ein Mädchen, das nie eine Blüte gehabt, so recht ein kümmerliches Topfgewächs, aufgewachsen in einem luft- und lichtarmen Stadtquartiere. Die Mutter hatte das Kind verhätschelt, und mit sehr viel Kaffee und Süßigkeiten großgezogen. Während sich die sechzigjährige Mutter nach Kräften plagte und mühte, tat dieses Wesen nichts, als Leihbibliothekromane lesen, den Eintretenden die Entreetüre öffnen, um dann verlegen lächelnd zu verschwinden, und, wenn sie sich unbeobachtet wußte, neugierig umherzuschnüffeln.

Friedrich und Eva waren ihr von Anfang an sehr interessant gewesen. Merkwürdig, dieses Mädchen, das selbst niemals irgendwelche Liebeserfahrungen gemacht, das die Welt nur aus zwei blinden Hinterstubenfenstern sah, hatte vom ersten Tage an gewittert, daß dieses Paar nicht verheiratet sei und mit lüsterner Gier suchte sie von da an Tatsachen zu entdecken, die diese ihre Ansicht bestätigen konnten.

Dieses bedauernswerte Geschöpf, dem die Natur die Aufregung sinnlicher Freuden versagt hatte, suchte dafür eine Entschädigung zu finden, indem es sich an der Sünde anderer erregte.

Friedrich und Eva hatten keine Ahnung davon, daß dieses scheue linkische Mädchen, dessen Augen man überhaupt nicht zu sehen bekam, weil sie beständig zum Boden gerichtet schienen, heimlich alle ihre Sachen durchstöbere, ihre Besitztümer und Toilettenstücke bis in das kleinste Detail genau kenne, jeden Brief, den sie liegen gelassen, auswendig wußte, und mehrfach schon ihr abendliches Zusammensein mit Auge und Ohr durch die Klinze einer schadhaften Tür belauscht hatte.

Im übrigen war es Friedrich gelungen, neugierige Blicke von seinem und Evas gemeinsamem Leben fernzuhalten. Sie hatten mit niemandem Verkehr. Friedrich hatte es geflissentlich gemieden, mit den übrigen Mitarbeitern und Redakteuren seines Blattes in Beziehungen zu treten, die über das Geschäftliche hinausgingen.

Er war froh, daß der Urlaub, welchen er bei seinem Weggange von Berlin im Frühjahre beim dortigen Bezirkskommondo fürs Ausland erbeten, noch vorhielt. So kam er auch mit den Militärbehörden und den Reserveoffizierkorps in keinerlei Berührung.

Einem einzigen Bekannten war er begegnet, einem ehemaligen Major seines Regimentes, der jetzt die große Zahl abgegangener preußischer Offiziere, die in der sächsischen Residenz ihre Pension verzehren, vergrößern half.

Friedrich war niemals genauer mit ihm bekannt gewesen, auch hatten sie sich mehrere Jahre lang nicht gesehen, aber trotzdem sich Friedrich einen Vollbart stehen ließ, um sich unkenntlich zu machen, hatte ihn der Major, als er ihn zufälligerweise auf der Straße begegnet, mit dem Falkenblicke des alten Militärs sofort erkannt und in kordialster Weise gegrüßt.

Von da ab begegneten sie einander nicht selten. Der Major machte seinen Morgenspaziergang nach dem großen Garten hinaus, wenn Friedrich sich nach dem Redaktionsbureau zu begeben pflegte. Er war eine jener Dutzendfiguren pensionierter preußischer Militärs: sorgfältig gekleidet, die Reste des Haares vom Hinterkopf über das Ohr nach vorn in Gestalt der Armeelocke gekämmt, stramm in Gang und Haltung, trotz seines grauen Backenbartes, beim Gruße aus langjähriger Gewohnheit eine Bewegung mit der Hand ausführend, nicht als ob er den Hut abnehmen, sondern die Finger an den Schirm der Kopfbedeckung führen wolle.

Er zeigte anfangs mehrfach die augenscheinliche Absicht, Friedrich anzureden, da dieser aber in nicht mißzuverstehender Weise auswich, blieb es beim freundschaftlichen Gruße zwischen ihnen.

Der Major war wie alle „Abgehalfterten" den ganzen Tag auf den Beinen, und so traf ihn denn Friedrich auch hin und wieder, wenn er mit Eva einen Spaziergang unternahm. Der alte Herr grüßte dann besonders höflich, und seine Mienen nahmen jenen respektvoll interessierten Ausdruck an, den man oft an älteren Junggesellen einem jungen Paare gegenüber beobachten kann.

Daß er und Eva des Alten Neugier wachgerufen hatten, war Friedrich klar. Einmal ging er ihnen ein ganzes Stück Wegs nach; Friedrich, der dies merkte, kehrte plötzlich um und setzte dadurch den so auf der Tat Ertappten in einige Verlegenheit.

In die ersten Tage des neuen Jahres fiel ein Ereignis von Bedeutung; Eva wurde gewahr, daß sie in anderen Umständen sei. Unerfahren, wie sie war,

hatte sie die Entdeckung erst zwei Monate nach dem wirklichen Eintrittspunkte gemacht.

Friedrich erschrak heftig, als er davon erfuhr. Merkwürdig! diese natürlichste Folge der Liebe wird von den Männern selten in Betracht gezogen. In jenem Augenblick, wo er ganz von der Leidenschaft beherrscht wird, denkt der Mann daran zu allerletzt, und in Momenten ruhigerer Erwägung unterdrückt er die Warnungen des eigenen Innern geflissentlich. Wenn er dann vor der unabänderlichen Tatsache steht, ist sein Unbehagen um so stärker, jetzt auf einmal wird die Stimme der Vernunft laut, die so lange geschwiegen, und Bangen, Abscheu und Verzweiflung dringen mit dem Bewußtsein der Verantwortlichkeit, die jetzt an die Stelle der leichtsinnigen Genußfreude tritt, um so peinerweckender auf den zukünftigen Vater ein.

Für Friedrich hatte die eben gemachte, unerwartete Entdeckung noch eine ganz besondere verhängnisvolle Bedeutung. Durch Evas Schwangerschaft wurde die Situation, wie sie bisher für das Paar bestanden, völlig geändert.

Friedrich hatte, seit seiner Rücksprache mit Mörner, die Hoffnung hegen dürfen, daß seine eheliche Verbindung mit Eva nunmehr bald erfolgen könne, jetzt stellte sich dem ein neues Hindernis in den Weg; denn Friedrich wußte nur zu gut, daß die Möglichkeit einer Wiederverheiratung der geschiedenen Frau in dem nächsten dreiviertel Jahr nach erfolgter Scheidung durch einen speziellen Erlaubnisschein bedingt sei, und diese Lizenz war nur dann zu erlangen, wenn ein ärztliches Attest die Nichtschwangerschaft der geschiedenen Frau versicherte. Ihre Verbindung wurde dadurch also von neuem in unbestimmte Ferne hinausgeschoben.

Der Schlag war hart, es war der härteste, den Friedrich bisher empfunden, denn er vernichtete mit einem Male alles, woran sich seine Hoffnung auf eine Wandlung des augenblicklichen, so drückenden und beschämenden Zustandes geknüpft hatte.

Friedrich hatte sich längere Zeit gescheut, Eva über die folgenschweren Konsequenzen ihres Zustandes aufzuklären. Derselbe brachte es mit sich, daß sie leicht erregt und trübe gestimmt war, er wünschte ihr daher, solange es anging, eine so wenig erfreuliche Nachricht vorzuenthalten.

Eines Abends — Eva lag ausgestreckt auf dem Sofa, das ihr Friedrich mit Hilfe mehrerer Decken und Kissen zu einer erträglichen Lagerstätte zugerichtet hatte, er selbst saß neben ihr — kamen sie aber im Gespräch diesem Thema so nahe, daß Friedrich seine Erörterung nicht mehr vermeiden konnte.

Eva stellte, einer ihrer plötzlichen scheinbar unvermittelten Gedankeneingebungen folgend, die Frage an Friedrich: „Wirst du mich dann auch noch lieben, wenn — nun wenn das Kleine erst da sein wird?"

„Aber Eva, noch viel mehr!" beeilte er sich zu versichern. „Wenn das überhaupt möglich ist."

„Ich habe solche Angst vor der Zeit. Eine Ahnung sagt mir, daß ich die Geburt nicht überstehen werde."

„Ach Unsinn, das sind ja nur Einbildungen."

„So viele Frauen gehen dabei zugrunde."

„Sieh doch Angelika an. Wie leicht hat sie die Entbindung überstanden, und sie ist soviel älter als du."

„Ich habe oft solche Visionen, da ist mir als ob — wie soll ich es nur beschreiben — als ob alles um mich her versänke. Mir wird dann so angst, ich weiß

vor Unruhe nicht wohin, ich verliere alle Zuversicht, selbst zu dir."

„Solche Stimmungen hat, glaube ich, jede Frau in diesem Zustande durchzumachen. Fasse nur Mut, es wird schon alles gut abgehen. Mich peinigen Sorgen ganz anderer Art."

„Wie meinst du?"

„Nun, ich sorge mich, wenn ich an den Stand und Namen unseres Kindes denke."

„Der Name! Nun das ist doch wirklich keine große Sorge; wir werden schon einen finden."

„Nein, du mißverstehst mich, ich meine nicht den Vornamen; es handelt sich um den Familiennamen."

„Wird denn das Kind nicht nach dir heißen?"

„Nein Eva, das Kind wird deinen Mädchennamen tragen."

„Wie, sind wir dann nicht längst getraut?"

„Nein, wir werden es noch nicht sein, das Recht läßt es nicht zu. Eben dieses Kind, das unter deinem Herzen heranwächst, ist das Hindernis unserer Verbindung."

„Wir müssen uns darein schicken. Es ist hart. Nicht wahr?"

Sie schwiegen beide eine Weile. Eva schien das Gehörte in ihrem Geiste zu bewegen. Sie hatte die Nachricht weit ruhiger hingenommen als er erwartet. Nach einiger Zeit begann sie:

„Und wird das Kind diesen anderen Namen für sein Leben tragen?"

„Nein, wir werden ihm, wenn wir erst getraut sind, durch nachträgliche Adoption unseren Namen geben."

„Nimmst du dir die Sache sehr zu Herzen, Friedrich?" fragte Eva, als sie seine verdüsterte Miene bemerkte.

„Ja, ich nehme mir's zu Herzen!" rief er und sprang auf, um das Zimmer mit großen Schritten zu durchmessen.

„Und warum?" meinte sie. „Ist es denn nicht einerlei, ob wir uns einige Monate früher oder später heiraten? Das ändert doch sehr wenig. Lieben wir uns denn nicht wie Eheleute, und vielleicht noch mehr als die meisten Eheleute?"

„Ja, wenn es sich darum allein handelte! Auch ich glaube nicht, daß die Trauungszeremonie an unserem Verhältnisse zueinander irgend etwas ändern wird, aber es ist nun einmal die gesetzlich verlangte Form, ohne welche die Welt unser Zusammenleben für ein Verbrechen ansieht, und uns selbst nicht als anständige Leute anerkennt. Wir können uns nicht über diese Schranken hinwegsetzen. Ja, wer auf eine einsame Insel flüchten könnte. Aber man ist einmal Mensch unter Menschen. — Die Welt urteilt schnell und hart und vergißt schwer, sobald es sich um einen Makel handelt. Kommen wir erst ins Gerede, so sind wir gebrandmarkt für immer. — Wissen denn die anderen, wie sich das alles so geschickt hat? Ich verstehe es oft selbst nicht, wie es dahin hat kommen können."

„Ach, laß das doch, Friedrich!" rief Eva, „wozu das Grübeln! Ich sage dir ja, daß ich mir auch nicht das geringste daraus mache, was die anderen von uns denken, und du, der du immer behauptet hast, du verachtetest das Gerede der Menschen. — Komm, setz dich zu mir, o komm. — Ich liebe dich ja — heute und immer, komm!"

Aber es gelang ihr heut nicht, die trüben Wolken, die sich auf sein Gemüt gelagert, zu verscheuchen.

Sechstes Kapitel.

Noch nie war Friedrich ein Winter so lang erschienen wie dieser. Seit Monaten schon wich die Schneedecke nicht von den Hügeln rings um Dresden, und die Elbe ging mit Eis, das sich an der Augustusbrücke zu einer mächtigen Masse angestaut hatte, die einem Gletscherfelde ähnlich sah und dem Strome nur wenige Pfeiler auf der Altstädter Seite frei ließ.

In der inneren Stadt freilich bekam das Auge wenig von dem Weiß der Schneedecke zu sehen. Kaum gefallen, bedeckte ihn schon der Ruß mit seinem schwarzen Mantel. Hunderte von Wagenladungen der grauschwarzen Masse wurden täglich aus der Stadt gefahren, aber, wie es schien, vergeblich, immer wieder warf der Himmel über Nacht neue Flockenmassen herunter.

Und als nun schließlich Tauwetter anbrach, da glich die Straße dem schmutzigen Bette eines zurückgetretenen Flusses, tagelang watete man durch einen schlüpfrigen, dunkelfarbigen Schlamm, der von den Dächern immer neue Nahrung erhielt.

Friedrich, dem Dresden bei seiner ersten Bekanntschaft einen so lachenden, einladenden Eindruck gemacht, war längst von dieser Anschauung kuriert worden. Er haßte diese Stadt jetzt, die ihm nichts von dem geboten hatte, was er hier zu finden erwartet.

Die ersten Monate des neuen Jahres brachten ihm eine Enttäuschung nach der anderen.

Mit seinen Rezensionen machte er kein Glück. Das Publikum warf ihm vor, daß er umstürzende Ideen vertrete, und die Kritik anderer Blätter lieh dieser Anschauung Stimme. Die Mitarbeiter und die

Redaktion dagegen gaben ihm schuld, er sei schroff und einseitig.

Die Wahrheit war, daß Friedrich völlig unbeeinflußt von irgendwelchen Rücksichten auf Namen, Stellung, oder Renommee der Autoren, deren Arbeiten ihm zur Kritik vorlagen oder der Künstler, deren Leistungen er zu beurteilen hatte, sein Urteil einfach nach bester Überzeugung fällte.

An dem Blatte, dem er angehörte, war eine derartig rücksichtslos unparteiische Kritik bisher nicht üblich gewesen. Friedrichs Vorgänger am Feuilleton, eine kritische Feder ersten Ranges, hatte sich in seinen Kritiken doch vielfach von rein persönlichen Rücksichtnahmen leiten lassen. Um so größere Entrüstung erregte die unnahbare Selbständigkeit seines Nachfolgers, den man gerade deshalb, weil er vom Publikum bisher in den Himmel erhobene Götzen, deren Hohlheit er erkannt, von ihrem Sockel warf und andere verkannte und ungerechterweise vernachlässigte Elemente erhöhte, der Ungerechtigkeit und Parteinahme bezichtigte.

Sehr angenehm für Friedrich war es, daß man ihn seiner völligen Weltabgeschiedenheit wegen im Publikum und selbst in Künstlerkreisen gar nicht kannte. Die geifernde Anfeindung traf nicht seine Person, sondern nur die Chiffre („Ch.“), unter der er veröffentlichte.

Um so unerquicklicher gestaltete sich sein Verhältnis zu den übrigen Journalisten, durch seine Exklusivität und das zurückgezogene Leben, welches er führte. Man legte ihm sein reserviertes Wesen als dünkelhaften Hochmut aus und wartete nur auf eine passende Gelegenheit, um dem „Baron“, wie er in dieser Umgebung hieß, ein Bein zu stellen.

Auch die Redaktion war nicht mehr mit ihm zufrieden, seit er einige Bücher abfällig beurteilt, die man ihm mit dem Bemerken zugestellt, der Autor verdiene besondere Berücksichtigung, und diese Unzufriedenheit wuchs, als er einen Wink, sich in seinen Theaterkritiken etwas mehr dem herrschenden Geschmacke anzupassen, in den Wind geschlagen hatte.

Friedrich fühlte die Abneigung, die er einflößte, wohl, aber er suchte ihre Ursache an einer falschen Stelle. Der Gedanke, daß man sein Verhältnis zu Eva durchschaue, war neuerdings zu einer fixen Idee bei ihm geworden. Die Furcht der Entdeckung verfolgte ihn wie ein Gespenst. Wenn er mit Eva auf der Straße ging, so glaubte er in jedem zufällig auf sie und ihn gerichteten Blicke die Kenntnis ihres Geheimnisses zu lesen. Den wenigen Menschen, mit denen er bei seiner jetzigen Lebensweise zusammen kam, begegnete er mit täglich zunehmendem Mißtrauen.

Die trübselige Vereinsamung, in der er seine Tage zubrachte, fing mit der Zeit an, sein ganzes Wesen zu beeinflussen. Der Mensch ist einmal auf den Menschen angewiesen; wer mit der Last des Daseins beladen, abgesondert von den anderen einen einsamen Weg wandelt, hat um so schwerer daran zu tragen.

Der ideale Schwung, ein Erbteil seiner Mutter, der ihn früher über die Zufälligkeiten des Tageslebens hinweggetragen hatte, die Enthusiasmusfähigkeit in Friedrich, war ermattet. Eine Kleinigkeit vermochte ihn jetzt völlig aus dem seelischen Gleichgewicht zu werfen, er war mißmutig, reizbar und grämlich, er fing an zu grübeln und machte sich so seine schwierige Lage durch selbstgeschaffene Sorgen noch um ein gut Teil drückender.

Eine andere fixe Idee, die ihn verfolgte, war der Gedanke, er werde mit dem Gelde nicht auskommen. Als er nach Dresden ging, hatte er ausgerechnet, daß er mit Eva von den Zinsen des ihm verbliebenen Kapitals und dem Ertrage seiner Feder werde leben können. Aber diese Berechnung hatte sich in der Folgezeit als irrtümlich ausgewiesen.

Bei Eintritt der kälteren Jahreszeit mußte er für Eva eine vollständige Wintergarderobe beschaffen, und diese Anschaffung verschlang viel Geld. Auch der Hausstand mit dem anfänglichen häufigen Wechsel des Mädchens hatte ihnen weit mehr gekostet, als Friedrich ursprünglich angenommen. So sah er sich denn abermals genötigt, Kapital anzugreifen. Und für die Zukunft gab es keinerlei Aussicht auf Besserung in dieser Beziehung. Im Gegenteil: mit der Geburt eines Kindes mußte sich der Hausstand ja noch um ein bedeutendes verteuern.

Solche Erwägungen führten ihn naturgemäß auf den Gedanken, durch Nebenarbeiten auf literarischem Gebiete seine Einnahmen zu vermehren, aber es war eigentümlich, die kleinlichen Nebensorgen, die jetzt an ihm arbeiteten, schienen die Fähigkeit der Selbstproduktion in ihm ertötet zu haben.

Der Anfang des Romans, den er vor einigen Monaten im Schwarzwalde, vom Feuer poetischer Begeisterung glühend, niedergeworfen hatte, starrte ihn jetzt an wie das Werk eines Fremden. Die Arbeit in gleichem Geiste weiterzuführen, wäre er nicht fähig gewesen; es würde ein Marmortorso mit einer Gipsergänzung daraus geworden sein. Sein Geist glich einem Vogel, dem die Schwingen durchnäßt worden, kaum vermochte er sie mühsam vom Boden zu erheben,

vielleicht würde er sie in der Sonne eines besseren Glückes wieder regen können; augenblicklich, das sah Friedrich ein, durfte er nicht hoffen, auf poetischem Gebiete etwas Ersprießliches zu schaffen.

Bei weitem die traurigste Seite seines Geschickes aber war, daß er an Eva keinerlei Stütze in dieser schweren Zeit fand. Es trat jetzt offener zutage denn jemals zuvor, daß sie sich im Grunde der Seele gegenseitig nicht verstanden. Das, was sie zueinander hingezogen und bisher aneinander gefesselt hatte, war ein rein sinnliches Wohlgefallen gewesen.

Wie jeder Verliebte hatte auch Friedrich dem geliebten Weibe zu ihren körperlichen Reizen eine Fülle der höchsten seelischen und geistigen Vorzüge hinzugedichtet; er liebte lange Zeit in Eva ein Idealgebilde, wie es sich die gefällige Phantasie nach den Wünschen seines Herzens zurechtgemacht. Allmählich freilich lernte er diejenige besser kennen, die er liebte, und als er sich dann über ihre mannigfachen Fehler klar geworden, ließ ihn die sinnliche Liebe doch immer noch nach ihrem Besitz schmachten. Jetzt, wo der Sinnenrausch verflogen, wo sie ihm nichts mehr zu geben vermochte als eine Wiederholung des schon Genossenen, kam eine peinliche Ernüchterung als notwendiger Rückschlag über ihn.

Der Mann sucht im Weibe, solange er es nicht kennt, immer mehr, als sie ihm zu bieten vermag. Die Enttäuschung ist um so bitterer, je höher sich der Verliebte seinem Temperamente gemäß in sanguinischen Hoffnungen verstiegen hat.

Das nahe Zusammenleben in einem engen Stadtquartier, zu dem sie in der letzten Zeit verdammt gewesen waren, hatte dazu beigetragen, ihm den Rest von Illusionen zu rauben, denen er sich in früheren

Tagen so willig über Evas Person hingegeben. All die süßesten Reize eines jungen Liebesglückes: das mysteriöse, selbst in höchster Leidenschaft verschämte, im gegenwärtigen Genusse schon nach der Wiederholung glühende Vereinigen der Leiber und Seelen kam nicht wieder. Sie standen jetzt in der kritischen Zeit, wo es sich für ein Paar darum handelt, ob aus der Asche der niedergebrannten geschlechtlichen Liebe Treue erwachsen wird, ob an Stelle der Flitterwochenliebelei ein auf gegenseitige Achtung und Vertrauen gebautes Verhältnis erstehen mag, oder ob die Zukunft nur noch allmähliches Erkalten bringen kann, das in völliger Gleichgültigkeit oder in Haß und Widerwillen enden muß.

Für Friedrichs höchste Interessen, für das, was ihm das Leben wert machte, ebenso wie für seine tiefsten Kümmernisse hatte Eva kein Verständnis.

Sie begriff nicht, warum er über den Bruch mit seiner Mutter nicht hinwegkam. Sie verstand auch nicht, warum ihm das Bewußtsein ihres ehebrecherischen Zusammenlebens so martervoll war. Sie hatte es ihm gegenüber ja selbst in naivster Weise ausgesprochen, wie wenig dieser Zustand sie geniere. Das Ehrgefühl des Mannes, das sich selbst, seine Umgebung und sein Leben von der Welt als ehrenhaft und makellos anerkannt sehen will, dieses Streben in ihm war ihr unfaßlich. Darum war sie auch unfähig, die Wandlung, welche in letzter Zeit in seinem Wesen eingetreten war, zu verstehen.

Diese Wandlung traf sehr ungünstig zusammen mit der Periode ihrer Schwangerschaft, wo die Frauen am schwersten zu leiden haben von dem in stärkster Entwicklung begriffenen Kinde. Die nervös sensitiv beanlagte Eva litt besonders arg; ihre lebhafte Ein-

bildungskraft ließ sie die Schmerzen stärker empfinden, ihrem Gemüte die bevorstehenden Kindesnöte besonders schreckhaft erscheinen. Die häufige, scheinbar unmotivierte Erregtheit und Unruhe, in der sie sich jetzt befand, erhöhte Friedrichs Reizbarkeit.

Aber es war jetzt nicht mehr wie früher, wo sie bei Meinungsverschiedenheiten leicht in leidenschaftlichen Streit aneinander gerieten. Das waren Gewitter gewesen mit starken Entladungen, nach deren Vorüberziehen ihnen die Sonne der Versöhnung um so lieblicher geschienen, jetzt glich ihr Zusammensein häufig einem trüben Tage mit wolkenumhülltem Himmel. Zu leidenschaftlichen Ausbrüchen kam es selten mehr zwischen ihnen, sie beleidigten einander aber um so mehr durch Kälte und Gleichgültigkeit, absichtliches Mißverstehen, kleinliche Nörgeleien. Sie trugen einander die Kränkungen im geheimen nach, wo sie schwerer und nachhaltiger wirken, als wenn sie in offenem Streite ausgetragen werden. Kam es dann doch zur Versöhnung, weil sie ja aufeinander angewiesen waren, dann war es nicht, wie ehemals, eine selige Wiedergeburt der Liebe, sondern ein Kompromiß mehr der Vernunft als des Herzens mit dem melancholischen Ausblick auf erneuten Streit und Bruch.

Dieser Zustand wurde auf die Dauer unerträglich und schien einer Katastrophe zutreiben zu wollen.

Siebentes Kapitel.

Eines Tages erhielt Friedrich eine sekrete Order von seinem Regiment, laut deren er sich sofort nach Berlin zu begeben habe behufs Rücksprache mit dem Kommandeur in Privatangelegenheiten.

Friedrich war im höchsten Grade erstaunt über diese Order. Was konnte das Regiment von ihm wollen, jetzt, wo er keine Einziehung zu gewärtigen hatte, und woher kannte man überhaupt seinen Aufenthaltsort. Ihm ahnte nichts Gutes.

Gegen Mittag in Berlin angekommen, begab sich Friedrich sofort zur Kaserne und dort aufs Regimentsbureau.

Der Adjutant war ihm wohlbekannt, er empfing Friedrich mit großer Zuvorkommenheit, gratulierte ihm zu seinem Vollbart und fragte schließlich nach seinem Begehr.

Friedrich erkannte schnell, daß er den Unbefangenen spiele, und gab reserviert zur Antwort, er sei zum Kommandeur befohlen.

Der Adjutant setzte die Geschäftsmiene auf, sagte, der Herr Oberst wünsche Herrn von Choiseule nach Erledigung der übrigen Geschäfte zu sprechen, und er möge selbst einen Stabsoffizier des Regiments namhaft machen, welcher bei der Unterredung zugegen sein soll, da der Herr Oberst nicht das Vernügen habe, Herrn von Choiseule persönlich zu kennen.

Friedrich erfuhr bei dieser Gelegenheit, daß das Regiment vor kurzem den Chef gewechselt habe. Er ließ sich nun die Stabsoffiziere nennen und entschied sich für den Etatsmäßigen, welcher, als er sein Jahr abdiente, sein Bataillonschef gewesen war.

Dienstliche Angelegenheiten nahmen jetzt den Adjutanten in Anspruch, er bot Friedrich an, in seinem Wohnzimmer zu warten, aber dieser schlug das Anerbieten aus, er wollte auf dem Bureau bleiben.

Nach geraumer Zeit öffnete sich die Tür des Kommandeurzimmers und der Etatsmäßige trat zu

ihm. Friedrich hatte den Mann immer gern gemocht, seines biederen, männlichen Charakters wegen. Sein mißtrauisch forschender Blick konnte auch heute keine Wandlung in dem Wesen des Offiziers entdecken.

Er fragte Friedrich ohne große Umschweife, wo er sich in der letzten Zeit aufgehalten, und was seine gegenwärtige Beschäftigung sei.

Friedrich berichtete ihm von seinem Aufenthalte in Ungarn im vergangenen Sommer und gab seine augenblickliche Tätigkeit an. Seines Zusammenlebens mit Eva tat er natürlich keinerlei Erwähnung.

Nach einiger Zeit schien der Offizier genug erfahren zu haben; er verbeugte sich und begab sich in das Zimmer zurück, aus dem er gekommen.

Bald darauf wurde Friedrich zum Kommandeur gebeten.

Der Oberst war eine stattliche elegante Erscheinung mit langem blonden Backenbart und männlich schönen Zügen.

Nachdem der Etatsmäßige Friedrich vorgestellt hatte, begann der Kommandeur in kameradschaftlichem Tone, dessen Freundlichkeit Friedrich etwas gesucht erschien:

„Herr von Choiseule, sehr erfreut Ihre Bekanntschaft zu machen. Habe gehört, daß Sie als Reservist bei unserem Regiment stets Ihre Schuldigkeit getan, hier, der Herr Oberstleutnant hat Ihnen ein sehr günstiges Zeugnis ausgestellt, freue mich, wie gesagt, Sie kennen zu lernen. — Über Ihre jetzige Lebensweise sind — wie soll ich gleich sagen — sind Gerüchte zu uns gedrungen, die es uns wünschenswert machten, sie persönlich zu sprechen. Was nun Ihre Beschäftigung betrifft, so sind zu meiner Freude die Bedenken gehoben.

Der Herr Oberstleutnant hier ist der Ansicht, daß sich Ihre Tätigkeit mit der Stellung eines Reserveoffiziers unseres Regiments verträgt — und ich bin ebenfalls seiner Ansicht. — Freut mich, daß dem so ist. Aber da ist noch eine andere etwas delikatere Affäre, über die Sie uns auch noch Auskunft geben möchten. Bin überzeugt, die Sache wird sich ebenfalls zur Zufriedenheit aufklären. — Sie leben mit einer Dame zusammen?"

„Zu Befehl, Herr Oberst!"

„Ach lassen Sie doch den dienstlichen Ton. Wir sprechen hier ganz unter uns, als Kavaliere — verstehen Sie. — Ich möchte die Sache rein privatim behandeln. Es kann Ihnen ja selbst nur höchst erwünscht sein, wenn wir die Sache nicht an die große Glocke hängen. — Also, Sie leben mit einer Dame zusammen, sind aber nicht mit ihr verheiratet; dies würde ja an und für sich nichts zu bedeuten haben, wenn diese Dame nicht —"

„Darf ich mir zunächst eine Frage gestatten, Herr Oberst!"

„Bitte!"

„Kann ich den Namen desjenigen erfahren, der sich um meine intimsten Angelegenheiten in so indiskreter Weise bekümmert hat?"

„Der Name des Herrn tut gar nichts zur Sache. Gerüchtweise haben wir von Ihrem Verhältnisse zu einer verheirateten Dame schon längst erfahren, haben aber nicht darauf geachtet, da es eben nur Gerüchte waren. Jetzt sind wir direkt darauf aufmerksam gemacht worden. Seien Sie uns dankbar, daß wir Sie in eigener Person zu einer Vernehmung herangezogen haben; es ist dies eine Rücksicht, die wir gar nicht nötig haben. Wollen Sie uns nun nähere Auskunft

über Ihr Verhältnis zu der betreffenden Dame geben?"

„Nein, Herr Oberst, ich verweigere jede Auskunft," sagte Friedrich, blaß bis in die Lippen und vor Erregung zitternd, behielt aber die Unbeweglichkeit der militärischen Stellung bei.

Der Oberst hatte eine Gebärde des Unmutes und wandte sich an den Etatsmäßigen, der die Achseln zuckte. Dann sagte er:

„Es ist eine Dame im Spiel, Sie mögen deshalb Ihre Gründe zum Schweigen haben. Jedenfalls haben wir keine Mittel, Sie zum Sprechen zu bringen. Aber Sie berauben sich selbst der Gelegenheit, eine Entschuldigung anzubringen, und ich gebe Ihnen zu bedenken, daß Ihre Hartnäckigkeit unter Umständen nachteilige Folgen für Sie haben könnte."

Friedrich schwieg.

„Haben Sie nichts weiter zu sagen?"

„Nein, Herr Oberst."

„Dann ist es gut! Das weitere werden Sie erfahren."

Damit endete das Gespräch.

Tief verstimmt kehrte Friedrich nach Dresden zurück. Lange sann er hin und her, wem er wohl die Anschwärzung zu verdanken haben möge, um schließlich zu der Überzeugung zu gelangen, daß niemand anderes der Denunziant sein könne, als jener pensionierte Major, mit dem in näheren Verkehr zu kommen, Friedrich so eifrig vermieden hatte.

Noch im frischen Ärger beschloß er, den Herrn aufzusuchen und ihn zur Rede zu stellen.

Es gelang ihm, die Adresse des Majors ausfindig zu machen, und er begab sich nach dessen Wohnung.

Die Logiswirtin erklärte ihm jedoch, der Herr sei für längere Zeit verreist, soviel ihr bekannt, sei er nach Berlin gegangen.

Friedrich war im Grunde froh, daß er auf diese Weise um eine Auseinandersetzung kam, die auf alle Fälle unerquicklich gewesen wäre und an den Tatsachen nichts zu ändern vermocht hätte.

Der Bescheid von Berlin ließ nicht lange auf sich warten. Er erhielt per Dienstbrief angezeigt, daß er zu einem Linienregimente in Posen versetzt sei.

Friedrich atmete auf; wenigstens hatte sich kein Ehrengericht mit seiner Angelegenheit befaßt, wovor ihm gebangt hatte. Er glaubte es auf die Vermittlung des Etatsmäßigen zurückführen zu müssen, daß er davor bewahrt geblieben, und war diesem dafür dankbar.

Aber schmerzlich traf ihn diese Versetzung dennoch. Er hatte an seinem alten Regiment gehangen und sich nicht ohne Stolz als der Garde angehörend gefühlt.

Seine pessimistische Laune aber wurde durch dieses Ereignis noch um einige Nuancen düsterer gefärbt. Man wendete sich von ihm ab, stieß ihn aus; nur weiter so fort, dann würde bald niemand mehr etwas von ihm wissen wollen.

Friedrich fing jetzt an zu begreifen, was es heißt, sich als einzelner gegen die Satzungen der Gesellschaft aufzulehnen. Wer das wagen will, der muß in sich selbst so sicher und nach außen so hart sein, daß er den Verlust von Liebe, Nachsicht und Mitgefühl verschmerzen kann, denn diese hat er bei den Menschen verscherzt, nur noch ihr Haß, Groll und Hohn wird ihn in Zukunft verfolgen; wie das Hühnervolk über ein Krankes unter ihnen, so werden seine Mitmenschen über ihn herfallen, wenn er eine Schwäche zeigt. Und

ist er nicht ganz gepanzert in Selbstgenügsamkeit und Menschenverachtung, ist eine Stelle weich an ihm geblieben, und wäre sie nur so groß wie der verhängnisvolle Fleck auf Siegfrieds Rücken, dann wird ihn der Speer der Rache ganz sicher dort treffen.

In diese Zeit fiel ein Ereignis, welches Friedrich den längst in Erwägung gezogenen Plan, Dresden zu verlassen, nunmehr zur Ausführung bringen ließ.

Eines Abends aus dem Theater zurückkehrend, hatte er die Vorsaaltür nicht wie gewöhnlich abgeschlossen, sondern nur angelehnt gefunden. Um Eva, die er bereits schlafend wähnte, nicht zu wecken, war Friedrich möglichst geräuschlos nach seinem Zimmer gegangen und hatte hier die Tochter seiner Wirtin überrascht, wie sie einen Brief, den er beim Weggehen in ein Schubfach geworfen, eifrigst studierte.

Das schwächliche Geschöpf war so erschreckt, als sie sich in flagranti ertappt sah, daß sie einer Ohnmacht nahe zusammenbrach und Friedrich sie selbst aus dem Zimmer geleiten mußte.

Friedrich zog die Mutter zur Verantwortung des Geschehenen heran. An und für sich in einer reizbaren Stimmung und durch das Erlebte besonders verdrossen, herrschte er die Frau in einer Weise scharf an, wie es sonst nicht in seiner Gewohnheit lag. Die Frau machte ihrer erprobten Zungenfertigkeit keine Schande, sie kehrte den Spieß um, machte Friedrich, der sich bald völlig von ihr überschrien sah, die härtesten Vorwürfe und schleuderte ihm schließlich die Anschuldigung ins Gesicht, er lebe mit Eva in „wilder Ehe".

Vor dem Zorne, den diese Worte in Friedrich aufkochen ließen, floh die Frau. Am nächsten Morgen machte sie dann einen Versuch reuiger Abbitte. Aber

Friedrich wies alle Vermittlungsvorschläge kurzerhand ab, er kündigte. Nunmehr war er fest entschlossen, dieser Stadt den Rücken zu kehren, wo sich für ihn Demütigung auf Demütigung häufte.

Ein Bekannter aus seiner Studentenzeit, welcher durch das Staatsexamen gefallen und ihm seitdem aus den Augen gekommen war, hatte kürzlich an Friedrich geschrieben. Er war jetzt in München und im Begriff, eine belletristische Wochenschrift zu begründen, zu der er Mitarbeiter suchte. Er hatte sich mit der Aufforderung, an seinem Unternehmen teilzunehmen, auch an Friedrich gewandt.

Jetzt beantwortete Friedrich diesen Brief, erhielt umgehende Gegenantwort, und es ward abgemacht, daß er gegen ein festgesetztes Honorar seine Feder dem neuen Blatte widmen werde.

Friedrichs Kontrakt in Dresden wurde schnell gelöst, er schied leichten Herzens, und man war zufrieden, ihn ziehen zu sehen.

So wollte er denn seinen Stab abermals an einen anderen Fleck setzen, in der Hoffnung, daß er dort grünen möge; diesmal nach München.

Eva setzte seiner Entschließung keine Hindernisse entgegen. Bei ihr war das Heimatgefühl so gut wie nicht entwickelt, ein wirkliches Heim hatte sie ja niemals gekannt.

Noch während des Auszugstrubels erhielten sie die Nachricht von Berlin, daß der Mörnersche Ehescheidungsprozeß beendet sei. Das Urteil war auf Scheidung ergangen und kein Teil für den Schuldigen erklärt worden.

Zugleich schrieb Mörner an Friedrich.

Er stellte Eva alles zur Disposition, was sie in die Ehe eingebracht, sowie alles, was sie während der Ehe von ihm als Geschenk erhalten hatte.

Friedrich leitete es ein, daß Evas Sachen von Berlin nach München übergeführt wurden.

In seinem Briefe teilte Mörner zu gleicher Zeit mit, daß er um seinen Abschied eingekommen sei; die Gründe zu dieser Handlungsweise gab er zwar nicht an, aber Friedrich war über dieselben nicht im Zweifel.

Achtes Kapitel.

In München mietete Friedrich ein Quartier nicht weit von der Theresienwiese. Was ihnen nach Zusendung von Evas Besitztümern aus Berlin dann noch an Hausgerätschaften fehlte, das wurde angeschafft, so daß sie jetzt, wie ein junges Ehepaar, im Besitze einer vollständigen Einrichtung waren.

Das literarische Unternehmen seines Studiengenossen fand Friedrich noch nicht so weit entwickelt, als er nach dessen Briefen erwartet hatte. Während der ersten vierzehn Tage, wo Friedrich vollauf mit der Einrichtung der Wohnung beschäftigt war, drang er nicht besonders darauf, Arbeit zu erhalten, als aber, nachdem er nun selbst unter Dach und Fach gekommen, das Erscheinen der ersten Nummer des Blattes immer noch erfolgen sollte, ging er den Unternehmer mit dringenden Mahnungen an.

Da rückte dieser, Leixer mit Namen, mit dem Geständnis heraus, daß es ihm an Geld fehle. Das Erscheinen der Zeitung, erklärte er, hänge lediglich davon ab, daß es ihm gelinge, das nötige Geld irgendwo aufzutreiben.

Friedrich war im höchsten Grade entrüstet und drohte klagbar gegen Leixer vorgehen zu wollen, aber dieser wußte ihn zu beschwichtigen. Er weihte ihn voll in den Stand des Unternehmens ein, legte ihm einen Kostenanschlag vor, zeigte ihm den Kontrakt mit der Druckerei, die Zusagen einiger Mitarbeiter und die Abonnements verschiedener Leseinstitute. Schließlich machte er Friedrich den Vorschlag, er möge die erforderliche Geldsumme vorschießen und solle dafür als Mitbesitzer des Blattes mit halben Unternehmergewinn in die Redaktion eintreten.

Friedrich überlegte sich die Sache einige Tage lang, versuchte inzwischen bei anderen Münchener Blättern Arbeit zu finden, konnte aber nichts erhalten und ging schließlich auf den Vorschlag ein.

Nunmehr gingen Leixer und er an die Arbeit, und das Unternehmen ward denn auch bald mit Hilfe von Friedrichs Gelde flott und eröffnet unter Auspizien, die nicht ganz ungünstig schienen.

Leixer war ein Mensch, der schon mancherlei Außergewöhnliches durchgemacht hatte.

Er hatte Jura studiert und sich während einer Studienzeit von zehn Semestern als Korpsstudent das Gesicht zerhacken lassen, sich eine Fettleber angezecht und sein Erbteil bis auf den letzten Pfennig verjubelt. Nachdem er durch das Examen gefallen, entschloß er sich, Kaufmann zu werden; als es ihm damit in Europa nicht glückte, wandte er sich nach Amerika, bewegte sich dort während mehrerer Jahre in den verschiedenartigsten Lebensstellungen, die im Pferdebahnkondukteur und Schauspieldirektor ihre äußersten Pole erreichten, und kehrte dann, als es ihm auch in Amerika nicht gelang, auf einen grünen Zweig zu kommen, nach Europa

zurück, um es hier in seiner Geburtsstadt München mit einem Zeitungsunternehmen zu versuchen.

Leixer war im Kampfe mit widrigen Geschicken ein wetterharter Bursche geworden. Das Wasser hatte ihm oft bis nahe an den Mund gestanden, physisch und moralisch war er mehrfach dem Untergange nahe gewesen, er hatte sich immer wieder emporgerissen.

Durch all das Durchgemachte war sein Lebensmut nicht gebrochen, der Humor ihm nicht geraubt worden. In seinem Wesen und Gebahren war er Korpsstudent geblieben, und die drüben in Amerika zugebrachten Jahre hatten seinem burschikosen Wesen noch etwas von der rücksichtslosen Unverfrorenheit des Yankee hinzugefügt.

Die Kunst des Reklamemachens hatte er jenseits des Wassers gründlich erlernt, und so ging denn sein und Friedrichs Unternehmen jetzt mit dem gehörigen Aufsehen vom Stapel.

Um die Ausgaben nach Möglichkeit zu verringern, schrieben die Redakteure den größeren Teil des Blattes, das zweimal wöchentlich erschien, selbst. Friedrich hatte das Feuilleton und den wissenschaftlichen Teil übernommen, Leixer behandelte die Tagesfragen.

Keck und burschikos, wie sein Wesen, war der Ton, den er in seinen Artikeln anschlug. Leixer war ein geborener literarischer Klopffechter. Schnell war es ihm gelungen, mit einigen anderen Münchener Blättern anzubinden, und gegen die Erwiderungen und Anklagen, die nunmehr von allen Seiten wider das neue, so übermütig auftretende Blatt anflogen, führte er seine Klinge mit Schneidigkeit und Geschick.

Friedrich ließ sich durch das frische wagelustige Wesen seines Gefährten ebenfalls zu einer leichteren Lebensanschauung mit fortreißen.

Den Gedanken, sich gegen die Welt abzuschließen, wie er es in Dresden getan, hatte er aufgegeben. Leixer führte ihn in den Kreis seiner Bekannten ein. Es war dies eine Anzahl von Schriftstellern und Künstlern, die sich jeden Abend beim Schoppen trafen und eine Art geschlossener Gesellschaft bildeten. Diesen Kreis suchte Friedrich jetzt öfters in den Abendstunden auf.

Im übrigen war er fast den ganzen Tag in der Redaktionsstube, und Eva bekam ihn nur zu sehen, wenn er zum Mittag und Abendbrot nach Haus zurückkehrte. Sie fand sich schwer in diese Neuordnung der Dinge. Den Ernst der Lage, in der sich Friedrich befand, war sie unfähig zu verstehen. Er hatte ihr mehrfach zu erklären versucht, daß er mit diesem Unternehmen reüssieren müsse, oder er sei ruiniert. Sie hörte ihm schweigend zu, aber im Innern hielt sie an der Überzeugung fest, daß die angestrengte Arbeitstätigkeit, welche ihn jetzt fast den ganzen Tag fern von ihr hielt, lediglich in einer Kaprice ihren Grund habe. Sie haßte darum dieses Blatt und alles was damit zusammenhing.

In der ersten Zeit hatte Friedrich den Versuch gemacht, aus seinem Zusammenleben mit Eva vor Leixer ein Geheimnis zu machen, aber auf die Dauer war das bei dem scharfen Blicke seines Gefährten unmöglich. Eines Tages, als er von diesem in seiner Wohnung aufgesucht wurde, konnte er es sogar nicht vermeiden, ihn mit Eva bekannt zu machen. Leixer, der sich in der neuen Welt die Eigenschaft angewöhnt hatte, über nichts zu erstaunen, nahm Evas Anwesenheit ohne Verwunderung hin und quälte Friedrich auch nachträglich nicht mit irgendwelchen indiskreten Fragen.

Eva hatte gegen den häßlichen, äußerlich vernach-

lässigten und in seinem Wesen so kühlen und selbstbewußten Mann beim ersten Anblick eine starke Antipathie gefaßt. Sie verdachte es Friedrich, daß er sich einem so gewöhnlichen Menschen angeschlossen habe, und im geheimen hegte sie eine unbestimmte Furcht, Friedrich könne von ihm zu irgendwelchen Zügellosigkeiten verleitet werden.

Evas Lage war eine beklagenswerte. Ihre Schwangerschaft verhinderte sie nahezu an jeglicher Tätigkeit. Dazu kam, daß sie nicht wußte, was man in einem solchen Zustande zu tun und was man zu lassen habe. Sie beging den großen Fehler, sich so gut wie gar keine Bewegung zu machen. Fast den ganzen Tag saß sie zu Haus, allein, ohne Beschäftigung, grübelnd und trüben Gedanken nachhängend.

Ihren Gesang, den sie in Dresden für eine kurze Zeit wieder aufgenommen, hatte sie aufgegeben, weil sie die Anstrengung des Singens für unvereinbar mit ihrem Zustande hielt. Die Wirtschaft ließ sie ganz in den Händen einer Vollblutmünchnerin, die Friedrich engagiert hatte, denn der Enthusiasmus, den sie eine Zeitlang für die häusliche Tätigkeit gehegt, war schnell verflogen. Die Erlebnisse in Dresden hatten sie entmutigt; sie äußerte Friedrich gegenüber, als dieser sie einmal zum Sorgen für die Küche aufzumuntern versuchte, sie verderbe ja doch alles und verstünde nicht, billig zu wirtschaften.

Zuletzt verfiel sie darauf, Handarbeiten anzufertigen, sie hatte auf diesem Gebiete niemals viel gelernt und mußte sich von der Köchin im Stricken unterweisen lassen. Von da an saß sie vielfach und strickte an kleinen Enden und Zipfeln, die allmählich die Gestalt von Strümpfchen und Röckchen annahmen. Für wen

sie diese bestimme, brauchte Friedrich nicht erst zu fragen.

Der Winter begann zu weichen, die Theresienwiese fing an, sich aus schmutzigem Braun in smaragdenes Grün umzuwandeln.

Eva saß mit ihrer Arbeit gern am Fenster. Da hatte sie durch eine Lücke in der gegenüberliegenden Häuserreihe einen Blick auf ein Stück der Theresienwiese, die Bavaria und die dahinterliegende Ruhmeshalle. Doch war von der Figur nur die eine Körperseite, ein Viertel des Kopfes und der riesenhafte Arm zu sehen. Die Proportionen des Kolosses wurden durch diese Halbierung nur noch mehr ins ungeheuerliche verzerrt. Für Eva hatte die Gestalt in dieser sinnlosen Verstümmelung zu Anfang etwas Schreckhaftes gehabt, allmählich aber gewöhnte sich ihr Auge daran, und mit der Zeit ward es ihr geradezu zum Bedürfnis, ab und zu hinüberzublicken, um zu sehen, ob der riesenhafte Arm noch immer an seiner Stelle sei. In ihrer Einsamkeit war ihr jene eine Art von Gesellschaft.

Oft flogen Evas Gedanken zurück zu jener Zeit im Jahre vorher, wo mit der neuerwachenden Natur der Liebesfrühling für ihr Leben angebrochen war. Der Tiergarten stand vor ihrem rückschauenden Blick mit dem Prachtgewand des ersten Grünes angetan. Sie sah sich mit Friedrich unter den alten knorrigen Eichen wandeln. Wie hatte sich das alles verändert in einem kurzen Jahre! Damals war er jederzeit bereit gewesen zu einem Rendezvous mit ihr. Konnte er denn jetzt nicht ebensogut mit ihr spazieren gehen. Aber er schämte sich wohl, sich mit ihr, wie sie jetzt war, auf der Straße sehen zu lassen. So dachte Eva, wenn sie die Spaziergänger einzeln, paarweise und in Trupps

über die grüne Wiese hinaus zur Bavaria und weiter strömen sah. Absichtlich ließ sie bei solchen Gedankengängen unberücksichtigt, daß Friedrich ihr bereits mehrfach den Vorschlag gemacht, gemeinsam in den Mittagsstunden auszugehen, und daß sie ihm stets eine abschlägige Antwort erteilt hatte.

Sie selbst hegte eine unüberwindliche Abneigung dagegen, sich auf der Straße sehen zu lassen. Fast mehr noch als von den wirklichen Nöten der Schwangerschaft litt sie unter dem Gedanken, wie durch diese ihre Erscheinung entstellt werde. Oft stand sie vor dem Spiegel und betrachtete sich selbst mit staunendem Schrecken, und sie hatte Friedrich in dem steten Verdacht, daß ihr Anblick ihm zuwider sei. An die Entbindung wagte sie kaum zu denken, ein namenloses Grauen befiel sie, wenn sie in irgendeiner Weise an dieses bevorstehende Ereignis erinnert wurde. Und doch machte sich die weibliche Natur insofern auch bei ihr geltend, daß sie an das Kind selbst oft genug dachte. Die gefürchtete Zeit seiner Geburt übersprang sie dann im Geiste, sie dachte nur an das Glück, das ihr das wirkliche Dasein des Kindes bringen würde.

Von Natur sanguinisch beanlagt, war Eva in dieser kritischen Zeit, wo jede Frau an jähen Stimmungswechseln leidet, launischer und veränderlicher denn je. Ihr Wesen war unberechenbar wie das Aprilwetter, das jetzt draußen herrschte.

Wenn sie so stundenlang allein über ihrer Handarbeit saß, ließ sie ihre Gedanken und Empfindungen ein ungezügeltes Spiel treiben. Dann machte sie dem abwesenden Friedrich die bittersten Vorwürfe, sie klagte ihn an, daß er sie ihr Leben vertrauern lasse und selbst dem Vergnügen nachgehe. Wie gut hatten es andere

Frauen, und sie dachte an Theater, Bälle und allerhand glänzende Vergnügungen. Sie konnte sich dann in eine solche Bitterkeit hineinreden, daß ihr Friedrich von allen Menschen als der hassenswerteste erschien. Mit wahrer Wollust nährte sie ihren Ärger, durchlebte sie im Geiste Zwiegespräche mit ihm, wo sie ihn die häßlichsten Dinge sagen ließ, auf welche sie ihm dann antwortete. Sie trieb dieses kindische Phantasiespiel soweit, daß ihr zuweilen wirkliche Tränen über die Wangen liefen, und ihr der Ärger die Kehle zuschnürte. Wenn sie so eine Weile das eigene Unglück sattsam genossen, worin sich stets für sie ein Gefühl des Triumphes über seine Ungerechtigkeit und die eigene Schuldlosigkeit mischte, und sie in ihren Anschuldigungen gegen den Abwesenden bis an die äußersten Grenzen gegangen, dann schlug ihre Stimmung gewöhnlich ins Gegenteil um. An Stelle des schnell verflogenen Hasses trat dann die heißeste Sehnsucht nach der Gegenwart des Geliebten.

Auch in Friedrichs Anwesenheit setzte sie dieses Spiel ihrer Launen oftmals fort. Wenn er nach angestrengter Arbeit erschöpft, oft auch sorgen- und gedankenvoll nach Haus kam, war ihm Ruhe das Hauptbedürfnis. Aber meist fand er Eva in erregter Stimmung. Fast immer hatte sie Vorwürfe für ihn, daß er so spät komme, oder sie bestürmte ihn mit allerhand Fragen, die er zum Teil gar nicht beantworten konnte. Und sie paßte ihm scharf auf, ob er in Miene, Wort oder Gebärde das geringste Zeichen von Ungeduld zutage treten lasse; glaubte sie etwas dergleichen zu bemerken, dann spielte sie die Beleidigte. Und wenn sie ihm dann nach einer solchen Szene plötzlich weinend und mit den zärtlichsten Liebkosungen um den Hals fiel, ihn um Ver-

zeihung anflehte, und zum tausendsten Male erklärte, daß sie ihn über alles liebe, so zog dieses Mittel nicht mehr bei ihm. Der häufige Wechsel ihrer Stimmungen hatte seine Liebefähigkeit auf einen tieferen Grad herabgedrückt. Mit Verzweiflung fühlte sie dann, daß seine Küsse kalt, seine Umarmungen gezwungen seien, daß in seiner Zärtlichkeit, wenn er diese jemals noch für sie hatte, etwas Gemachtes liege. Dann stieg blitzschnell der Verdacht in ihr auf, daß er sie überhaupt nicht mehr liebe, und sie je eher je lieber los sein möchte.

So wurde sie in einem verhängnisvollen Strudel der widersprechendsten Gefühle umgetrieben, oft erkennend, wie gefährlich ihr Beginnen sei, und verzweifelt darüber, und doch unfähig diesem grausamen Wüten gegen das eigene Glück ein Ende zu machen.

Neuntes Kapitel.

Während der ersten Wochen, wo das „Zeitkind", so hieß das von Friedrich und Leixer gegründete Blatt, herauskam, mehrte sich die Zahl der Abonnenten, dann aber trat ein Stillstand in den Bestellungen ein. Und trotz Friedrichs angestrengtem Fleiße und Leixers Rührigkeit und Reklamekünsten gelang es nicht, den Leserkreis des Blattes wesentlich zu erhöhen. Es war zu berechnen, daß in der Folge die Einnahmen die Betriebskosten zwar übertreffen würden, aber der Reingewinn repräsentierte nicht einmal ganz die Zinsen des in das Unternehmen gesteckten Kapitals.

Dieses Resultat wurde von den beiden Eigentümern des „Zeitkindes" in sehr verschiedener Weise aufgefaßt. Für Leixer war es nichts Neues, daß ihm ein Unternehmen fehlschlug. Er ließ den Kopf nicht hängen,

sann halb und halb schon auf etwas Neues, und lebte inzwischen flott vom Schuldenmachen. Friedrich faßte die Lage weit ernster auf. Von den geringen Einnahmen, die das Blatt abwarf, und die ja noch zwischen ihm und seinem Gefährten geteilt wurden, konnte er seine und Evas Existenz nicht bestreiten. Er mußte also wiederum Kapital angreifen, und nunmehr konnte er sich so ziemlich ausrechnen, wann er mit seinem Erbteil zu Ende kommen würde.

Dieses Unternehmen, in das er soviel gesteckt, aufgeben und sich in ein neues werfen, wie es ihm Leixer anriet, das wollte er nicht, dazu fehlte ihm der glückliche Leichtsinn, der seinem Gefährten eigen war. Mit wahrem Eigensinn setzte er die Arbeit fort, von der er sich doch sagen mußte, daß sie fruchtlos sei.

Nicht selten geschah es jetzt, daß er seinen Austritt aus der juristischen Karriere bereute. Was hatte sich denn von seinen hochgespannten Hoffnungen realisiert? Er hatte von Ruhm und Vermögen geträumt, die er sich mit der Feder erringen wollte, und wie sahen denn nun die Früchte seiner Bestrebungen in Wahrheit aus. Demütigungen, Enttäuschungen, Verluste hatte er eingeerntet, statt des Lorbeers und Goldes. Da war es doch besser, sich im Dienste des Staates die Finger krumm zu schreiben mit der Aussicht auf ein langsames Aufrücken zu sicheren Anstellungen und eine Pensionierung im Alter.

Ja, wäre er allein gewesen in der Welt, so würde er die Mißlichkeit seiner gegenwärtigen Lage nicht so schwer genommen haben. Er hätte sich auf seinen guten Kopf verlassen, ein Kapital, das richtig angelegt, ihm ja mit der Zeit unbedingt Zinsen tragen mußte.

Aber er war nicht allein. Die Last, welche er

einst so leichten Herzens auf die Schultern genommen hatte: Evas Besitz, sie war mit der Zeit zu einer Bürde angewachsen, unter deren Druck er jetzt keuchend einherschritt. Von ihr loszukommen war nicht mehr möglich, tausend Fäden verbanden diese beiden Menschen und vor allem das gemeinsame Vergehen schmiedete sie mit unzerbrechlichen Banden aneinander.

Wenn Friedrich auch jetzt noch zeitweise an eine eheliche Verbindung mit Eva dachte, so behandelte er dies im Geiste wie etwas ganz Fernes, kaum mehr Wahrscheinliches. Er wußte jetzt, daß Eva immer dieselbe bleiben würde, mochte sie seine Geliebte oder seine rechtmäßige Gattin sein. Es lag ihm wenig mehr daran, sein wahres Verhältnis zu ihr vor den Augen der Welt zu verbergen, wer es sehen wollte, mochte es sehen, daß sie in wilder Ehe lebten.

Er gab sich absichtlich einem Leichtsinn hin, der nicht in seiner Natur lag, alle Bedenken und Sorgen schob er nach Möglichkeit von sich weg. Eine Ahnung, die sich zur fixen Idee bei ihm festsetzte, sagte ihm, daß irgendein noch unbekanntes, aber sicher kommendes Ereignis alles Sorgen für die Zukunft unnütz machen werde.

Es war, als ob eine Saite in seinem Inneren gesprungen wäre, die Saite, ohne deren sanfte Begleitung das Menschenleben trostlos ist: die Hoffnung.

Friedrich vermochte nichts mehr von der Zukunft zu hoffen. Er sah ein, daß er sich das Tor zum Glücke selbst verschlossen habe. Er arbeitete in der Gegenwart ohne Schaffensfreude, ohne Enthusiasmus, automatisch, wie eine in Gang gesetzte Maschine, deren Werk noch nicht gänzlich abgelaufen ist.

Und je unglücklicher und hoffnungsloser er war, um so mehr suchte er eine äußere Abziehung, eine

Gelegenheit, wo er sich selbst und sein elendes Dasein zu vergessen vermochte, und die ward ihm in jener Gesellschaft, in welche ihn Leixer eingeführt.

Es befand sich ein und der andere witzige Kopf unter den jungen Leuten und alle verfügten sie über einen guten Vorrat von Übermut und Mitteilsamkeit. Ein lebhaftes, eben nicht allzu tiefes, aber auch nicht immer bloß seichtes Gespräch war die übliche Unterhaltung in dieser Runde. Leixer, der älteste von allen, war infolge seiner Erfahrungen und seines renommistischen Auftretens, das den alten Korpsburschen nicht verleugnete, die Führung zugefallen. Er hatte eine Art von Komment eingeführt, welcher den abendlichen Zusammenkünften einen Halt gab, und der doch nicht so streng gehandhabt wurde, daß er die Gemütlichkeit hätte stören können.

Friedrich ging meist erst von der Redaktionsstube nach Haus, nahm das Abendbrot mit Eva ein, und begab sich dann zu den Freunden.

Anfangs war es Eva öfter gelungen, Friedrich zum Bleiben zu bewegen, aber mit der Zeit ward das Ausgehen zur Regel und das Bleiben zur Seltenheit, bis er sich daran gewöhnte, jeden Abend im Kreise der Genossen zuzubringen.

Zu dem Schmerz über ihre Vereinsamung gesellte sich bei Eva auch noch die Eifersucht. Sie fing sich an einzubilden, daß es irgend etwas Unrechtes sein müsse, was ihn da draußen so unwiderstehlich anlocke. Ihre Einbildung zeigte ihr Friedrich in einem Strudel verbotener Freuden. Geschichten, die ihr die Oblonska erzählt und Andeutungen über nächtliche Abenteuer, denen Männer nachzugehen pflegen, die sie gelesen, schwirrten ihr dabei wild durch den Kopf.

Jeden Abend, ehe er sie verließ, ermahnte sie Friedrich zu Bett zu gehen, und wie oft fand er, wenn er spät nachts nach Hause kam, Eva mit schlaffen, bleichen Zügen, die großen übernächtigen Augen vorwurfsvoll auf ihn gerichtet, gegen sein Gebot noch auf, ihn erwartend, und ihrem Gesichte konnte er dann den triumphierenden Gedanken ablesen, wie schlecht er und wie beklagenswert sie selbst sei.

Dann nahm sie ihm den Überzieher ab, spürte heimlich in allen Taschen, musterte ihn selbst mit argwöhnischen Blicken, aber ein starker Rauchgeruch, der seinen Sachen entströmte, war das einzige, was sie zu entdecken vermochte.

In seinem Verkehre mit Eva vergaß sich Friedrich jetzt sehr oft bis zur Rauheit. Die Wandlung, die sich in seinen äußeren Verhältnissen vollzogen hatte, war nicht ohne Rückwirkung auf seine Manieren geblieben. Er hielt nicht mehr auf seine Erscheinung und vernachlässigte seine Toilette. Und das tat er mit einer gewissen Absichtlichkeit. Während er früher in Wesen und Neigungen mit Stolz aristokratisches Wesen zur Schau getragen hatte, fühlte er jetzt einen dumpfen Haß gegen die herkömmliche Ordnung der Gesellschaft in sich aufkeimen, und den Drang, sich ostentativ gegen ihren Zwang aufzulehnen.

Bei jenen abendlichen Zusammenkünften fiel manch freies Wort. Sie hatten sich selbst den Namen der „verlorenen Söhne" beigelegt, sie waren durchgehends junge Menschen von akademischer Bildung, gelehrtes Proletariat, die nichts ihr eigen nannten als Talent und Wissen, und die mehr oder minder das Recht zu haben glaubten, mit der Gesellschaft, die sie nicht anerkennen wollte, unzufrieden zu sein. Sie straften die

Welt mit dem einzigen Mittel, das ihnen zu Gebote stand, mit dem kecken Worte.

Die kühnsten Reden unter ihnen führte Friedrich.

Es ist eine Art von Erleichterung für den, welcher im wirklichen Leben Schiffbruch erlitten hat, in der Theorie eine andere bessere Welt aufzurichten, in der alles nach seinem Willen und seiner Weisheit eingerichtet wird.

Friedrich verurteilte die moderne Gesellschaft mit ihrem lächerlichen Zwange, ihrer Prüderie, ihrem überfirnißten Aberglauben und ihrer Heuchelei. Er plädierte für Emanzipation auf allen Gebieten, und stellte eines Abends zum Jubel der Freunde, die ihn durch ihren Beifall zu immer ärgeren Paradoxen zu steigern suchten, das Prinzip der freien Liebe als das einzige Heilmittel aller sozialen Schäden auf.

Es war gut, daß sie ihre Sitzungen in einem reservierten Zimmer abhielten, wo kein unliebsamer Zeuge sie belauschen konnte, sie würden sonst wohl bald als staatsgefährliche und gemeinschädliche Vereinigung polizeilich aufgehoben worden sein.

Friedrich pflegte seine paradoxen Behauptungen hitzig und nicht ohne Schlagfertigkeit zu verfechten, gerade weil er im Grunde seiner Seele nicht von ihrer Richtigkeit überzeugt war. Es waren diese hochtönenden Reden nur eine Spiegelfechterei, er schob der Gesellschaft die Schuld an allem Übel in die Schuhe, weil er sein Gewissen beschwichtigen wollte, das ihn eines ungesühnten Vergehens beschuldigte.

Während Friedrich in dieser Geselligkeit eine Abziehung suchte, hatte auch Eva eine Art von Zerstreuung gefunden, und das war die Religion.

Seit jener religiösen Anwandlung, die sie während der Flitterwochen ihres Liebesglückes im Schwarzwalde

gehabt, hatte Eva das Liebäugeln mit dem Katholizismus nie ganz aufgegeben. In Dresden ging sie hin und wieder in die katholische Hofkirche, um der Predigt und der Messe beizuwohnen, in München pflegte sie trotz ihrer Scheu, sich auf der Straße sehen zu lassen, Sonntags dem Hochamt in der Michaelskirche beizuwohnen.

Evas Köchin, eine Person von ausgesuchter Häßlichkeit, die aus diesem Grunde wohl veranlaßt worden war der Weltlichkeit und ihren Vergnügungen zu entsagen, brachte ihre freien Stunden mit Betrübungen, frommer Beschaulichkeit und dem Lesen religiöser Schriften zu. Als Eva, der sie öfter eines ihrer Legendenbücher zur Lektüre anbot, sich gelegentlich erkundigte, von wem denn dieser Büchersegen stamme, erfuhr sie, daß der Vetter des Mädchens Geistlicher sei. Eva mußte über den Stolz lächeln, den die Person zur Schau trug, als sie von ihrem Cousin in der Soutane sprach.

Einige Tage darauf trat die Köchin vor Eva und meldete ihr mit vielsagendem Lächeln, ihr Vetter sei da, ob ihn die gnädige Frau kennen lernen wolle.

Eva glaubte hierauf nicht „nein" sagen zu können, und obgleich sie dieser unvorhergesehene Besuch nicht wenig in Verlegenheit setzte, nahm sie den Priester an. Ihre Verlegenheit steigerte sich, als sie sah, daß der so Eingeführte ein jüngerer, gut aussehender Herr sei, der die Manieren eines Weltmannes zeigte. Sie hatte sich unter dem Vetter ihrer Köchin nur einen tölpelhaften, gewöhnlichen Burschen vorstellen können. Sie wußte eben noch nicht, welch' feine Figuren die katholische Kirche selbst aus dem groben Rohmaterial zu drechseln versteht, welches ihr das Volk liefert.

Der Geistliche half Eva schnell über ihre Verlegenheit hinweg, indem er das Wort ergriff und mit klangvoll angenehmer Stimme einen halbstündigen Vortrag hielt, der so flüssig, klar und lieblich wie Lindenhonig war. Dann erhob er sich.

Was er eigentlich gesagt habe, wußte sich Eva nachträglich kaum mehr zu entsinnen, er hatte die verschiedensten Gesprächsstoffe berührt, von der Mission, den Madonnenbildern, dem heiligen Vater, der geistlichen und der profanen Musik gesprochen, aber die einzelnen Worte hatte Eva über dem Gesamteindrucke verloren, welchen der Mann auf sie gemacht, und der war ein äußerst günstiger gewesen.

Der Schwarzrock war jetzt hin und wieder bei seiner Cousine zu treffen, die niemals verfehlte, ihre Herrin davon in Kenntnis zu setzen und Eva bat sich dann stets die Ehre seines Besuches aus. Auch Eva pflegte er jetzt mit geistlicher Lektüre zu versehen. Auffällig an dem Priester war die einschmeichelnde Geschmeidigkeit seines Wesens, der eine taktvolle Zurückhaltung die Wage hielt. Wenn er es nicht von seiner Base erfahren hatte, so mußte ihn sein Scharfblick bald darüber belehren, in welchem Verhältnisse Eva lebe. Die Vorsicht, mit der er jede indiskrete Frage vermied, ließ darauf schließen, daß er über ihr Zusammenleben mit Friedrich vieles, ja vielleicht alles wisse. Seine Gespräche arteten niemals in Moralpredigten aus, trotzdem gab er denselben immer einen lehrhaften und sittlichen Inhalt, wußte eine Menge Bezüge zur Religion hineinzubringen, und schien nach einem Plane zu verfahren, wie jemand, der vorsichtig, aber sicher einem bestimmten Ziele zustrebt. Er hatte es Eva bisher durch keine Andeutung nahe gelegt, zu seiner

Konfession überzutreten; er wartete jedenfalls, daß sie mit diesem Wunsche selbst an ihn herantreten solle.

Der Verkehr mit diesem Manne sagte Eva ungemein zu. Und zwar nicht bloß, weil sie in seiner Unterhaltung eine angenehme Zerstreuung fand, und ihr die religiöse Spielerei einen neuen Lebensinhalt zu geben schien, sondern vor allem auch, weil sie hierin eine Art von Ausgleich für die Vernachlässigung sah, die sie neuerdings von Friedrichs Seite erfuhr. Sie sagte sich, es sei nur gerecht, daß, wenn er in so rücksichtsloser Weise seinen eigenen Weg verfolge, auch sie ihre Interessen für sich habe, an denen er nicht teil hatte. Und der Gedanke, daß Friedrich die Besuche des Priesters, wenn er von ihnen erführe, auf keinen Fall billigen würde, verlieh der ganzen Sache zum Reize der Neuheit auch noch den pikanteren des Unerlaubten.

Eine Zeitlang blieb ihr neuestes Tun ein Geheimnis für Friedrich, endlich aber konnte Eva der Versuchung doch nicht widerstehen, ihn mit dieser Nachricht zu überraschen und seine Eifersucht wachzurufen.

Sie ließ Bücher, welche ihr der Priester geliehen, in auffälliger Weise umherliegen und provozierte dadurch, daß Friedrich sie fragte. Sie erzählte ihm soviel, als sie für gut befand, und es gelang ihr wirklich seinen Mißmut zu erregen. Aber auch nicht mehr. Vordem würde er wohl versucht haben, sie von der Verkehrtheit ihres Treibens zu überzeugen, er hätte wohl gar Maßregeln getroffen, ihren weiteren Verkehr mit dem Schwarzrocke zu verhindern, aber jetzt tat er nichts dergleichen. Er ließ die Dinge gehen, wie sie gehen wollten. Apathie hatte ihn ergriffen. Er hoffte nicht mehr, Eva beeinflussen oder gar verändern zu können.

Zehntes Kapitel.

Wenn Friedrich in der letzten Zeit alle früheren Hoffnungen und Ideale mit Bewußtsein in sich vernichtet hatte, und nun eigentlich recht wie ein Schiff, das die Ladung in Seenot über Bord geworfen, zwecklos den alten Kurs weitersteuerte, so hatte er sich im Innersten doch noch eins gewahrt, eine Hoffnung, ein Ideal: den glühenden Wunsch einer Versöhnung mit seiner Mutter.

Die Liebe zu seiner Mutter, das war der unverschüttete Brunnen in seinem Herzen, den er niemals hatte verunreinigen lassen. Der einzige schwache Hoffnungsschimmer, der die düstere Nacht, die sich dunkler und dunkler auf ihn herabsenkte, noch durchdrang, ging von hier aus, von diesem Urquell seiner Existenz.

Friedrich wußte jetzt, daß ein weiteres Zusammenleben mit Eva, so wie es jetzt war, Aufreibung und Untergang für ihn bedeute. So konnte es nicht fortgehen. Aber wer in aller Welt würde ihnen helfen? Und so oft er sich diese Frage stellte, nahmen seine Gedanken, wohin immer sie sich Rettung suchend gewendet haben mochten, ihre Zuflucht zu der alten Frau, die ihm das Leben gegeben.

Er hatte die letzten Worte, die er von ihr gehört, noch wohl im Gedächtnis, er sah ihr von Entrüstung brennendes Gesicht, den starren auf Eva gerichteten Blick und das verächtliche Arbeiten ihres Mundes, und es wurde ihm klar, daß die Aussöhnung mit ihr ein schweres Stück Arbeit kosten würde, aber für eine Unmöglichkeit konnte und wollte er sie nicht halten.

Die Zeit mußte den Zorn seiner Mutter gemildert

haben; welch außerordentlichen Einfluß hatte nicht der bloße Ablauf der Zeit auf Mörner ausgeübt, vielleicht bereute die alte Frau bereits jetzt ihre Härte. Gewiß, sie liebte ihn noch immer, er war ja ihr einziger Sohn, und von jeher ihr erklärter Liebling gewesen. Sie konnte ihn trotz allem, was sich zwischen sie gedrängt haben mochte, nicht ganz aus ihrem Herzen verstoßen haben.

Dieses Bewußtsein gab Friedrich die meiste Hoffnung, das schwierige war nur, wie die Versöhnung eingeleitet werden sollte.

Und eines Mittags auf dem Nachhausewege, als Friedrich hierüber nachgrübelte, kam ihm wie eine plötzliche Eingebung der Gedanke: „Eva muß an sie schreiben, und sie um Verzeihung bitten. Freilich wird es schwer genug halten, sie dazu zu bringen." Und nachdem er die beste Art, wie er seinen Plan ins Werk setzen wolle, überdacht, fiel ihm ein: „Wenn das nun auch vergeblich ist, wenn sie den Brief unbeantwortet läßt, was dann? — Dann, nun dann reisen wir gemeinschaftlich zu ihr: sie muß nachgeben, wenn sie uns so elend sieht."

Dann überlegte er, wie wohl seine Mutter Evas Zustand aufnehmen würde, von dem sie ja noch nichts wußte. „Vielleicht rührt sie das," dachte er, „und sie kann mein Kind, ihr Enkelkind, doch nicht im Stiche lassen." Den größten Einfluß aber hoffte er, würde der Umstand auf seine Mutter ausüben, daß die Scheidung Evas von ihrem Gatten nunmehr zur Tatsache geworden.

Und das, was er wünschte, bereits als erreicht annehmend, überlegte Friedrich weiter, daß Eva für ihre Niederkunft nirgends ein besseres Unterkommen finden

könne, als bei seiner Mutter. Wie ganz anders würde er sich dann selbst vorwärts zu bringen vermögen, befreit von dieser schwersten Sorgenlast. Und Eva — unter dem Einflusse seiner Mutter allein konnte sie noch zu einer anderen werden.

Ganz erfüllt von diesen Plänen, wie neu belebt aus dem verjüngenden Bade der Hoffnung auftauchend, kam er an diesem Tage zu Eva.

Wie die meisten Menschen, die von einer Empfindung ganz erfüllt sind, annehmen, jeder andere müsse ihnen sofort ansehen, was sie denken und wollen, und seine Gedanken auf die ihren umstimmen, so erwartete auch Friedrich heute von Eva ein augenblickliches Harmonieren mit seiner eigenen gehobenen Gemütsverfassung, aber es traf sich, daß sie gerade in sehr trüber Stimmung war. Sie hatte früh heftige Schmerzen zu leiden gehabt, die ihr, so oft sie jetzt auftraten, stets die größte Beängstigung verursachten. Dann als sich die Schmerzen gelegt, hatte sie bitteren Gedanken über ihr jetziges elendes Leben nachgehangen.

Sie bemerkte Friedrichs Eintritt, aber schenkte ihm keinerlei Beachtung. Am Fenster, ihrem gewöhnlichen Aufenthalte sitzend, starrte sie hinaus, in jene Häuserlücke, durch welche man die Riesenfigur der Bavaria in ihrer wunderlichen Halbierung erblickte. Die Bäume dahinter prangten jetzt schon im hellen Grün des jungen Laubes.

Friedrich ging mit großen Schritten im Zimmer auf und ab, er überlegte, auf welche Weise er Eva am besten für seinen Plan gewinnen solle.

Die Köchin meldete, daß das Essen warte, und man begab sich zu Tisch.

Friedrich zeigte sich aufgeräumter und animierter

als gewöhnlich, und Eva fühlte aus seinem Wesen ihr gegenüber mit der Schärfe des weiblichen Instinktes heraus, daß er einen Zweck verfolge, daß seine augenblickliche Gesprächigkeit nur eine Vorbereitung bedeute, für etwas, das noch kommen sollte.

Sie war neugierig zu erfahren, was das wohl sein werde, zugleich aber, ohne noch zu wissen, um was es sich handle, auch schon entschlossen, Front dagegen zu machen. Sie selbst verhielt sich zurückhaltend und einsilbig, und verfolgte seine Reden mit Argwohn.

Nach Tisch gingen sie in das Wohnzimmer zurück, wo Friedrich seinen Kaffee zu trinken pflegte, ehe er von neuem zur Arbeit eilte.

Langsam und schwer ließ sich Eva ihm gegenüber in einen Stuhl nieder. Die Art, wie seine Blicke dabei halb mitleidsvoll, halb entsetzt auf ihrem entstellten Körper ruhten, ärgerte sie. Und innerlich kochend, äußerlich mit affektierter Geringschätzung erwartete sie, was er vorbringen werde, fest entschlossen ihn zu kränken.

Friedrich zauderte noch immer und machte sich mit seinem Kaffee zu schaffen, schließlich lächelnd über die eigene Unschlüssigkeit, brach er los: „Du möchtest einmal an meine Mutter schreiben, Eva, wir haben so lange nichts von ihr gehört.“

„Ich — an deine Mutter!“

„Nun ja, daß ich es offen heraussage, ich leide schwer darunter, daß sie uns zürnt.“

„Warum schreibst du denn nicht selbst an sie, wenn du ein so guter Sohn bist. Was habe ich denn damit zu schaffen?“

„Ich glaube, es würde besser wirken, wenn du es tätest; wir können aber auch gemeinsam schreiben, wenn du das für richtiger hältst.“

„Um uns eine Demütigung zu holen, wie in Dresden. Ich danke für diese Ehre, ich habe vom ersten Male genug."

„Eva, versuche doch diese traurige Szene zu vergessen, statt sie dir und mir immer wieder ins Gedächtnis zu rufen. Meine Mutter war damals erregt. Sie sieht nun einmal die Dinge von ihrem einseitigen puritanischen Standpunkte an. Sie legt denselben Maßstab an alle Menschen, nachdem sie ihre eigene Handlungsweise richtet. — Aber wozu das alles? Du weißt so gut wie ich, warum sie uns zürnt. Was gäbe ich darum, wenn ich eine Versöhnung mit ihr herbeiführen könnte, noch mehr um deinet- als um meinetwillen. Wie ganz anders würden sich unsere Verhältnisse gestalten, wenn sie uns mit Rat und Tat zur Seite stünde. Wieviel könnte sie dir nützen in deinem jetzigen Zustande mit ihren Erfahrungen. Du mußt das doch einsehen — sage?"

„Jawohl, ich sehe alles ein, alles —"

„Wie meinst du?"

„Ich meine, daß ich jetzt ganz genau sehe, wo das hinaus soll."

„Ich will eine Versöhnung zwischen ihr und uns, weiter nichts."

„Nein! Du willst mich los sein, das ist die ganze Sache."

„Was sagst du?"

„Du willst mich los sein. Denkst du, daß ich das nicht längst bemerkt habe? Deiner Mutter willst du mich aufhalsen, obgleich du ganz genau weißt, wie sie mich empfangen und behandeln wird. Jetzt soll ich an sie schreiben und sie um Aufnahme anbetteln, nicht wahr?"

„Das ist nicht wahr!“

„Du wolltest mir das vorschlagen, leugne es nicht. Ich habe auf diesen Vorschlag gewartet. Ich bin nicht so einfältig, wie du denkst, und durchschaue deinen ganzen Plan, als ob er vor mir läge.“

„Eva, bringe mich nicht außer mich. So wahr ich lebe, ich habe die besten Absichten. Siehst du denn nicht ein, daß es das größte Glück für dich und für mich wäre, wenn du jetzt in dieser kritischen Zeit bei meiner Mutter Aufnahme fändest?“

„Siehst du, daß ich recht hatte, jetzt gestehst du es selbst ein?“

„Was gestehe ich ein?“

„Daß du mich von dir schicken willst.“

„Wer redet von fortschicken. Ich möchte dich in guten Händen sehen, in der schweren Zeit, der du entgegengehst.“

„Als ob es dir um mein Wohl zu tun wäre. Du bist meiner satt und willst frei sein; das ist's.“

„Beweise mir das, beweise mir, daß ich diesen Plan hege.“

„Dein ganzes Betragen mir gegenüber, deine Kälte, dein Leben in der letzten Zeit beweist das. Den ganzen Tag bist du außer dem Hause und läßt mich hier allein —“

„Weil ich arbeiten muß, um uns die Existenz zu erhalten.“

„So! Hast du vielleicht auch abends zu arbeiten, wenn du zu deinen Freunden gehst. Saubere Freunde mögen das sein. Weißt du, daß ich dir kein Wort von alledem glaube, was du mir von deiner Arbeit und deinen Bekannten und alledem erzählst.“

„Eva, das geht zu weit!“

„Nein, nichts davon glaube ich dir. Es ist kein wahres Wort daran. Du treibst etwas, wovon ich nichts wissen soll, und darum willst du mich auch jetzt los sein."

„Eva, wahre deine Zunge. Ich lasse mir nicht derartige Beschuldigungen ins Gesicht schleudern, auch nicht von einer Frau, — auch nicht von dir."

„Ha, ha! was willst du denn tun? Vielleicht mir die Tür weisen, vielleicht mich schlagen?"

„Ich halte an mich, aber ich bitte dich, ich rate dir, höre auf. Du treibst mich zur Verzweiflung, wenn du so fortfährst."

„Du entpuppst dich schön, so mußte es ja kommen. Ich werde von dir beleidigt, bedroht, es fehlt nur noch, daß du mich mißhandelst."

„Wer hat mich denn soweit gebracht, daß ich kaum mehr weiß, was ich sage und was ich tue?"

„Ich etwa?"

„Ja du! Du bist mein Fluch. Meine Mutter hat recht, ich werde an dir zugrunde gehen."

„Jetzt zeigst du dich endlich in deiner wahren Gestalt, alles andere war nur Heuchelei. Ich weiß längst, daß du mich haßt. Du beleidigst und plagst mich absichtlich, damit ich es nicht länger bei dir aushalte und freiwillig von dir gehe, damit es dann heißt, ich sei dir davongelaufen, damit du deiner Mutter sagen kannst: ‚Gottlob, ich bin sie los!' — Ein feines Spiel, das ihr da zusammen ausgeheckt habt, du und deine liebe Frau Mutter —"

Eva kam nicht weiter. Außer sich stürzte er auf sie los. Es schien einen Augenblick, als würde er sie schlagen. Sie schrie und floh in eine Ecke des Zimmers.

Aber er ließ mit verächtlicher Miene den erhobenen Arm sinken, ergriff seinen Hut und stürmte bleich und mit zuckenden Lippen aus dem Hause.

Elftes Kapitel.

Friedrich rannte die Straße weiter, heraus aus der Stadt und immer weiter auf der Landstraße fort, bis ihm der Atem ausging und er seinen Schritt mäßigen mußte.

Er hatte noch keine zusammenhängende Gedanken, nur instinktive, blitzartig in seinem Hirn aufzuckende Empfindungen.

„Weg aus dieser Stadt," murmelte er zwischen den Zähnen, „fort von diesem Weibe — sie ist mein Fluch — sie jagt mich in den Tod — ah, ich hätte sie beinahe geschlagen. — Welche Schande! Wer das vor einem Jahre gedacht hätte. Wozu sie mich gemacht hat. Weg von ihr, immer weiter, immer weiter!"

Allmählich begannen die Wogen seiner Aufregung tiefer zu gehen. Er durchlebte den Wortwechsel, den er mit Eva gehabt hatte, noch einmal.

Sein Haß gegen sie wurde fast noch überboten durch den Widerwillen, den sie ihm einflößte. Ihre Erscheinung stand vor ihm, seine Phantasie dichtete ihr keine Reize an, er sah ihren entstellten Körper, ihre schlaffen, in die Länge gezogenen Gesichtszüge. „Und um einer solchen Larve willen hast du deine Existenz ruiniert," dachte er.

„Fort von ihr, weit weg, sie nie wieder sehen — aber wohin?"

Bei dem Gedanken, daß er sie jemals wiedersehen könne, an die Verstellung, die sie und er anwenden

würden, wenn sie sich nach dieser Szene träfen, überkam ihn Ekel.

„Wenn ich jetzt zurückkehre," dachte er, „wird sie heulen, mich um Verzeihung anflehen und mir schwören, daß es nie, nie wieder geschehen soll; ich kenne das. Nichts da! Das Mittel verfängt nicht mehr. Zu oft schon hat sie mich damit übertölpelt. Diesmal soll sie sehen, daß es grimmiger Ernst ist. Jeden Tag dieselbe Leier: Streit und Versöhnung, um am nächsten Tage von neuem anzufangen — nein! Besser ein Ende mit Schrecken, als ein Schrecken ohne Ende!"

Und er schritt weiter auf der Landstraße, die er anfangs ohne sein Wissen und Wollen angenommen, allmählich mit festen ausgreifenden Schritten, den Blick starr vor sich gerichtet, wie ein Mann, der weiß, wohin er will.

Er sah und hörte nicht, was um ihn vorging, er bemerkte nicht die grünenden Saatfelder, an denen er vorbeischritt, warf keinen Blick nach den Dörfern rechts und links der Straße, die zwischen alten Lindenbäumen selbstzufrieden weiter durch das Dasein träumten, seine Aufmerksamkeit war ganz nach Innen gerichtet, wo ein Plan zur Reife gedieh, der über sein Lebensschicksal entschied.

Die Sonne war inzwischen tief herabgesunken, es wurde kalt und auf einer Höhe angelangt, blieb Friedrich stehen. Einmal mußte er ja doch noch zu dieser Stadt zurück, wenn er das zur Ausführung bringen sollte, was er vor hatte.

Er blickte hinaus in die Ebene, die vor ihm lag, deren Wälder, Felder, Wasserspiegel und Dörfer in der letzten intensiven Beleuchtung der schrägen Abendstrahlen vor ihm lagen. Er schaute in die glühend

rote Scheibe, welche scheinbar in gleicher Höhe mit ihm über dem Rande der Landschaft tanzte. Er vermochte, ihren Glanz ertragend, hineinzublicken, und freute sich dessen unwillkürlich. Er dachte daran, wie oft er als Knabe den Versuch gemacht, in die grelle Mittagssonne zu blicken, und wie er, von ihrem Strahle geblendet, schnell hatte davon abstehen müssen.

„Der Tod ist nicht so fürchterlich; kindische Angst nur macht uns davor bangen. Man muß ihm fest ins Angesicht blicken, dann schwinden seine Schrecken," sagte er sich.

Er wartete noch bis das Sonnenbild ganz verschwunden war, dann wandte er sich um und ging denselben Weg zurück, den er gekommen.

Schnell verglühte das Abendrot und dunkle Schatten huschten herbei von dort, wo eben noch das große Licht gebrannt. Vor Friedrichs Augen führten grüne und rote Scheiben noch lange einen wüsten Tanz auf.

Die Gaslaternen brannten, als Friedrich die Straßen der Stadt betrat. Er vermied die Straße, auf der er wohnte. Einmal wollte er zwar noch nach Haus gehen, aber nicht jetzt, spät in der Nacht, wenn sie schlief, denn er wollte sie nicht mehr sehen.

Nachdem er längere Zeit zwecklos auf den Gassen umhergeirrt, von wo ihn der Anblick der Schaufenster und all das städtische Treiben verscheuchte, suchte er, dem Zuge der Gewohnheit folgend, das Lokal auf, in dem er abends zu verkehren pflegte. Von seinen Bekannten war noch keiner da.

Der Raum, in dem sie ihre Zusammenkünfte hatten, glich einer halbierten Tonne. Ein breiter Tisch füllte ihn fast ganz aus, an den Wänden liefen Bänke hin.

Die Kellnerin hatte noch keine Gäste zu bedienen

und suchte Friedrich zu einer Unterhaltung zu gewinnen. Um sie loszuwerden, bestellte er Abendessen und Zeitungen.

Nach und nach kamen die Genossen, lärmend, vom ersten Augenblicke des Eintretens an erzählend, lachend, schwadronierend.

Friedrich saß in seiner Ecke und brütete. Das ganze gewohnte Treiben widerte ihn heute so sehr an, daß er am liebsten gleich gegangen wäre, wenn er nur gewußt hätte, wohin.

Man hatte anfänglich soviel mit sich selbst, dem Abendessen und der Kellnerin zu tun, daß man des stummen Gastes nicht groß achtete. Endlich wurde einer und durch ihn die ganze Sippe auf Friedrich aufmerksam.

Man fragte und neckte an ihm herum und brachte ihn schließlich dazu, aus sich herauszugehen.

„Wollt ihr Streit?" rief Friedrich plötzlich mit eigentümlich aufflammenden Augen. „Dann her mit dem Streite! ich bin bereit dazu; aber heut geht's auf Tod und Leben."

„Tod und Leben," fing einer das Wort auf. „Ich bin für Leben. Was gibt es schöneres als leben? Die Pessimisten sind Tröpfe, die nicht wissen, was gut ist."

Friedrich lachte bitter auf. „Und ich behaupte," rief er, „daß das Leben die größte Qual ist, eine ärgere Folter könnte es auch in der Hölle nicht geben. Ein Tor, wer sich am Leben freut. Nur der allein ist weise, der dieses Leben freiwillig von sich wirft."

„Ja das Leben ist eine schlechte Angewohnheit," meinte der Spaßvogel der Gesellschaft, „aber alle schlechten Angewohnheiten legen sich schwer ab. Meistens wird man sie nur mit dem Tode los."

„Wie kann man die Frage auf ein so niedriges Niveau herabdrücken?“ warf ein anderer ein, der gelegentlich zu moralisieren liebte. „Ob das Einzelwesen sein Dasein als Glück oder Unglück empfindet, kommt nicht in Betracht gegenüber der Wohlfahrt des Weltganzen. Der Selbstmord ist ein Verbrechen gegen dieses Allgemeine, dem der Lebende vielleicht noch Dienste zu leisten vermocht hätte.“

„Ach was!“ fiel ein Zyniker ein, „das ist verwässertes Christentum. Ein Aas mehr oder weniger ist gleichgültig. Die Maden sind ebensogut Lebewesen wie die Menschen, und sie wollen ihre Speise haben.“

Friedrich führte seine Gedanken weiter aus, ohne auf die banalen Einwände der anderen zu achten.

„Nie geboren sein, ist das größte Glück, das wußten schon die Alten,“ sagte er mehr für sich als für die Genossen. „Und wonach sehnt sich der indische Weise, was ist der Inbegriff aller Seligkeit für ihn? Nirwana.“

„Was gehen uns die Alten und die Inder an?“ meinte ein junger Mediziner, der kürzlich zu der Gesellschaft gestoßen war. „In der Zeit der Deszendenzlehre wissen wir, daß die höchste Sittlichkeit in der Arterhaltung liegt —“

Er wollte seine Ansicht weiter erläutern, aber schon schrien andere dazwischen: „Wozu Deszendenzlehre? Die Beweise liegen viel näher. Was ist denn der stärkste Trieb im Menschen? Der der Lebenserhaltung, und was ist das Sinnbild des Schreckens? der Tod. — Und welche Verbrechen straft das Gesetz als die schwersten? die gegen das Leben. Welche Taten rühmen wir als die edelsten und verdienstlichsten? die auf Errettung oder Erhaltung von Menschenleben gerichtet

sind — ergo, das Leben wird trotz Schiller als der Güter höchstes allgemein anerkannt.“

„Auch hat keinen von den Philosophen des Lebensüberdrusses ihre Doktrin verhindert, das Leben zu genießen und selbst neue Lebewesen in dieses geschmähte Dasein zu setzen,“ meinte der Spaßvogel.

„Ja, der Drang zu leben und Leben zu geben,“ erwiderte ihm Friedrich, „das ist der schlechteste und dümmste aller Instinkte. Ihn müßte man ertöten —“

„So würden Sie als Hauptfach für die Zukunftsschule vorschlagen: Unterweisung im Ertöten des Lebenstriebes, verbunden mit praktischer Anleitung zum Selbstmord,“ war die Antwort, die ein dröhnendes Gelächter der Korona zur Folge hatte.

Man diskutierte das Thema nicht weiter, sondern begann sich mit Späßen zu ergötzen, wie sie jedem gerade einfielen.

Der Mediziner erzählte den Selbstmordversuch eines Arztes, der Arsenik zu nehmen geglaubt, aus Versehen aber nur unschuldiges Natronbikarbonikum erwischt hatte. Der Mann sei trotzdem mit allen Symptomen, die jenes Gift hervorzurufen pflegt, erkrankt, habe sich schließlich eingebildet er sei tot, und wäre nur schwer zu der Überzeugung gebracht worden, daß er noch am Leben und völlig gesund sei.

Leixer war inzwischen eingetreten. Heiter überflog sein Blick die Schar der „verlorenen Söhne“, die heute vollzählig erschienen waren.

„In die Kanne!“ rief er, „für diese Sohle,“ als der Mediziner seine Geschichte beendet und „geschenkt,“ nachdem dieser gehorsam sein Quantum getrunken.

Es wurde ihm nun berichtet, wie man auf diesen Gesprächsstoff gekommen sei.

„Wenn du uns zu deiner Lehre vom Unwerte des Lebens bekehren willst," wandte sich Leixer an Friedrich, „so gehe uns mit gutem Beispiele voran. Wirf dein Leben von dir, wir versprechen dir zu folgen. — Nicht wahr ihr anderen?"

Alle stimmten bei.

„Abgemacht!" sagte Friedrich. „Ein Schuft, wer sein Wort nicht hält." Dann verfiel er wieder in Nachsinnen, an dem allgemeinen Gespräche beteiligte er sich nicht mehr. Man trennte sich erst nach Mitternacht und Friedrich gehörte zu den letzten, die gingen.

Er schritt seiner Wohnung zu. Die kalte Nachtluft und die Ruhe umher wirkten beruhigend und klärend auf seine Stimmung. Er versuchte es, nüchternen Sinnes seine Lage noch einmal zu überdenken. Sie erschien ihm in ganz anderem Lichte als eine Stunde vorher.

Durfte er wirklich so leichten Mutes aus der Welt gehen, wie er sich's vorgenommen hatte? Was sollte aus Eva werden und aus dem Kinde? Mußte er nicht allein dieses Kindes wegen am Leben bleiben?

Wohl das Leben war eine Qual, und der Tod mochte Erlösung für ihn bedeuten, aber würde es nicht einer schmählichen Feigheit gleichkommen, für sich selbst diese Ruhe aufzusuchen, und jene zurückzulassen im Elend, ohne Stütze, ohne Helfer?

Wenn man ein fremdes Leben hervorgerufen, mußte man es dann nicht auch erhalten und schützen? Oder — sollte er vielleicht mit einem Schlage alle drei Leben vernichten, sie mit dem Ungeborenen und dann sich selbst?

Nur wie ein Vision erschien ihm dieser Gedanke für den Augenblick, schnell ließ er den Vorhang selbst

darüber fallen. Dann raffte er sich zu einem Entschlusse auf, noch einmal wollte er es versuchen, zu leben, um der anderen willen.

Friedrich öffnete die Vorsaaltür geräuschlos und schlich auf den Zehen in das Schlafzimmer, auf keinen Fall wollte er jetzt eine Unterredung mit Eva haben.

Er fand ihr Bett unberührt. Sollte sie noch im Wohnzimmer sitzen, aber von dorther drang kein Lichtschimmer. Zagend öffnete er die Tür.

Ein jäher Schrecken machte Friedrich zusammenfahren: „Sollte sie etwa — dasselbe, was ich wollte." — Und kaum wagte er, Umschau zu halten, aus Angst, der nächste Augenblick müsse ihm einen schrecklichen Anblick zeigen.

Aber es war nichts. Das Zimmer war leer. „Entflohen!" sagte Friedrich laut. Er durchsuchte ihre Sachen. Es fehlten ein Hut, ein Mantel, eine Tasche, also „davongelaufen". Zum Überfluß blickte er noch in das Fach ihres Schreibtisches, wo sie das Wirtschaftsgeld aufzuheben pflegte. Es war leer, und er hatte ihr vor kurzem erst dreihundert Mark gegeben.

Friedrich wunderte sich über sich selbst, daß ihn die Wahrnehmung ihrer Flucht nicht tiefer errege. Es war merkwürdig, ihn überkam ein Gefühl der Beruhigung, der Erleichterung.

Sie war fort, er war von ihr befreit, aus freien Stücken hatte sie ihn verlassen, jetzt war er aller Verantwortung ledig, jetzt konnte er tun, wonach es ihn verlangte.

„Wo mag sie hingegangen sein?" fragte er sich. „Sie wird mit dem Gelde nicht weit reichen," überlegte er dann. „Sie wird mir sicher bald schreiben oder sie kommt selbst und jammert um Aufnahme. — Aber

sie soll mich nicht finden, nein, finden soll sie mich nicht, niemand, und wenn sie die ganze Welt nach mir absuchten."

Mit großen Schritten durchmaß er das Zimmer, die Arme verschränkt, mit leuchtenden Augen, als beseele ihn eine bedeutungsvolle Idee.

Lange ging er so auf und nieder, dann schien er mit sich selbst ins reine gekommen, löschte das Licht aus und warf sich in einen Stuhl, um für einige Zeit in unruhigen Halbschlummer zu verfallen.

Als das fahle Licht der Morgendämmerung durch die angelaufenen Scheiben in das Zimmer zu dringen begann, sprang er auf, stöberte noch einmal, ohne scheinbar einen bestimmten Zweck dabei zu haben, in seinen und ihren Sachen herum, warf verstörte Blicke auf verschiedene Briefe und Schriftstücke, und schluchzte beim Anblicke einer Photographie, die seine Mutter darstellte, laut auf. Dann zog er den Siegelring, den er trug, vom Finger, leerte sämtliche Taschen seiner Kleider, legte den Inhalt beiseite, steckte Geld zu sich und verließ das Haus.

Durch den Dunst des Morgens richtete er seinen Weg nach dem Zentralbahnhof, löste ein Billett nach Kufstein und fuhr mit dem Frühzuge ab.

Zwölftes Kapitel.

Zu Tode erschreckt war Eva nach jenem jäh beendeten Streite mit Friedrich allein im Hause zurückgeblieben.

„Jetzt ist alles aus," dachte sie und die zornige Laune, in die sie sich selbst hineingesteigert, verflog schnell, nachdem sie kein Objekt mehr vor sich sah, gegen das

sie dieselbe hätte richten können. Die Anspannung war zu scharf gewesen, ein starker Rückschlag trat ein, sie brach in einen Strom von Tränen aus.

Es war nicht mehr Haß und Zorn, was sie beseelte, und ihr diese Tränen auspreßte, Wehmut und Kummer hatten sich bei ihr eingestellt.

Von jeher war es so gewesen, erst riß die Leidenschaft sie hin, mit Wollust häufte sie Ungerechtigkeit auf Ungerechtigkeit, Kränkung auf Kränkung, kaum aber sah sie ihr Ziel erreicht, saßen erst alle ihre Pfeile im Herzen des anderen, dann ergriff sie Verzweiflung über das, was sie angestellt.

Wie oft hatte sie das Spiel schon so getrieben, immer mehr hatte sie sich den Mann, den sie liebte, entfremdet, bis aus Liebe Haß geworden war, und die Kluft zwischen ihnen unüberschreitbar schien.

Nachdem jetzt die Leidenschaft allmählich dem nüchternen Erwägen Platz gemacht, stand das Unheil, das sie mutwillig angerichtet und die Gefahr, in der sie sich befand, klar vor Evas Augen.

Er würde sie verlassen, sich von ihr lossagen, sie dem Elend preisgeben. Was band ihn denn an sie, sie war ja nur seine Geliebte. Und was wurde aus ihr, wenn er sich jetzt von ihr wandte, jetzt, wo sie vor der Entbindung stand.

Es war die elende feige Besorgnis um die eigene Sicherheit, die sie plötzlich so kleinmütig stimmte, vor der all die hochmütige Halsstarrigkeit, die sie eben noch zur Schau getragen, dahinschmolz.

Eine Angst überfiel Eva, wie sie solche noch nie vordem gekannt hatte. Verzweifelt lief sie im Zimmer auf und ab, nicht wissend, was sie tun und was sie lassen sollte.

Was hätte sie darum gegeben, wenn er jetzt zurückgekehrt wäre, wie hätte sie zu seinen Füßen um Verzeihung betteln wollen, er war ja ihr ein und alles, ihre Stütze, ihr Helfer, ihr Geliebter. — Sie verstand sich selbst nicht, wie sie ihm jemals hatte ein hartes Wort sagen können. Wenn sie an jenen Auftritt zurückdachte, so war es ihr, als habe er sich da mit einer ganz anderen Person, aber nicht mit ihr gestritten; denn von all den Beschuldigungen, die sie ihm ins Gesicht geschleudert, glaubte sie selbst kein Wort. Ja ihre Zerknirschung ging soweit, daß sie an die schwere Beleidigung, die sie selbst von ihm erfahren hatte, kaum mehr dachte.

Und so verging ihr die Zeit in banger Furcht, verzweifelter Selbstanklage und fruchtloser Sehnsucht nach ihm.

Er kam nicht. Es war also klar, er hatte sie aufgegeben.

Eva hatte eine dumpfe Ahnung, daß sich etwas Außergewöhnliches in ihrem Geschicke vorbereite, und die Bangigkeit, die sie ganz beherrschte, flößte ihr den Wunsch ein, selbst etwas Außerordentliches zu tun, um dem Unheil, das sie über sich schweben fühlte, vorzubeugen.

Sie sann und sann. Einen Augenblick dachte sie an den Priester, der in der letzten Zeit eine Art von Gewissensrat für sie geworden war. Aber im Angesichte eines so gewichtigen Ereignisses, erkannte sie, wie bedeutungslos ihr im Grunde dieser Mann sei. Was konnte er ihr helfen, wo es galt, sich den Geliebten zurückzugewinnen.

Darauf griff sie zur Feder, um einen Brief an Friedrich zu schreiben, doch schnell gab sie den Plan

auf, denn sie fühlte, daß die bloße Bitte um Verzeihung ein zu abgenutztes Mittel sei, und daß er ihren Versprechungen nicht mehr Glauben schenken werde. Sie mußte etwas Großes, etwas ganz Besonderes unternehmen, um ihn wieder an ihre Liebe glauben zu machen.

Sie dachte darüber nach, womit sie ihm wohl eine große, überraschende Freude bereiten könne. Was war denn sein glühendster Wunsch?

„Versöhnung mit seiner Mutter —" endlich hatte sie es gefunden. Dieser Wunsch zehrte an ihm. Darüber war es zum Streite zwischen ihnen gekommen. Der Streit war geschlichtet, wenn sie jetzt nachträglich sich seinem Willen fügte und den Brief schrieb.

Sie war entschlossen, den Brief an Frau von Choiseule zu schreiben. Bald aber erschien ihr selbst das nicht genug, die Sühne war zu klein in ihren Augen, und sie fürchtete vor allem, die erhoffte Wirkung könne ausbleiben. Denn wenn nun seine Mutter den Brief unbeantwortet ließ, dann blieb alles beim alten, und er war ihr durch nichts verpflichtet.

Nein, sie wollte etwas viel Größeres tun, etwas, das er nie von ihr erwartet haben würde, das ihr seine Dankbarkeit gewinnen, seine Liebe und Bewunderung unbedingt zurückerobern mußte.

Es gab nur eins, was diese Wirkung haben konnte, das war: Ihre Reise zu seiner Mutter.

Zuerst erschrak Eva selbst vor der Idee und wagte kaum an ihre Ausführbarkeit zu denken, allmählich aber gewöhnten sich ihre Gedanken daran, ja sie kam schließlich dahin, sich einzureden, ihr Vorhaben sei durchaus nicht schwierig. Und als sie den Mut gefunden hatte, die Idee zum Entschluß werden zu lassen, zögerte sie

auch nicht lange mit der Ausführung, mißtrauisch gegen sich selbst, und befürchtend, sie könne schwankend werden.

Schon einige Male hatte sie in wichtigen Momenten eine Energie im Handeln entwickelt, die mit ihrer sonstigen Zaghaftigkeit und Unbeständigkeit nicht im Einklange zu stehen schien. So als sie sich entschloß, Mörners Antrag anzunehmen, ebenso, als sie ihn um Friedrichs Willen verließ, weiter, als sie Friedrich von Dzöröneck aus nachreiste und schließlich hier.

Sie fühlte in solchen Augenblicken das, was für sie Bedürfnis war, so stark und unmittelbar in sich wirken, daß es ihre schwache Natur zu Taten fortriß, die energische, tatkräftigere Frauen vielleicht niemals gewagt haben würden.

Sofort traf sie die nötigen Vorbereitungen zur Abreise.

Zunächst schrieb sie einen Brief an Friedrich und wies die Köchin an, diesen dem Herrn zu übergeben, sobald er ins Haus zurückkehren werde.

In aller Eile hatte sie die folgenden Zeilen hingeworfen:

„Verzeihe mir noch einmal, ich weiß, daß ich Dir schweres Unrecht getan habe. Du wirst nicht an die Wahrhaftigkeit meiner Reue glauben wollen. Damit Du siehst, daß es mir diesmal Ernst ist, tue ich das, was Du verlangst, und noch mehr, ich reise selbst zu Deiner Mutter, um sie mit uns auszusöhnen. Du sollst nicht eher von mir hören, bis mir das gelungen ist. Ich reise sofort ab. Deine Dir in alle Ewigkeit treue Eva."

Darauf raffte sie von notwendigen Toilettenartikeln zusammen, was ihr gerade in die Hände fiel, steckte

das Wirtschaftsgeld in ihr Portemonnaie, bestellte einen Wagen und fuhr nach dem Bahnhofe.

Sie wußte nicht, wann ein Zug abgehe, selbst über die Strecken, die sie zu befahren hätte, war sie im Unklaren, nur ihr Ziel hatte sie klar vor Augen.

Der Kofferträger, welcher ihr das Gepäck abnahm, fragte, wohin die Dame wolle. Eva nannte ihm den Ort und erkundigte sich, wie man dahin gelange. Der Mann bot sich an, ihr das Billett zu besorgen und erklärte, der Zug gehe in einer Stunde ab.

Während dieser Stunde, die Eva allein auf dem großen, lärmerfüllten Bahnhofe zu warten hatte, wäre sie beinahe in ihrem Entschlusse wankend geworden. Jetzt, wo die Begeisterung abgekühlt war, in der sie ihren Entschluß gefaßt, begann sie die Schwierigkeiten zu erkennen, die seine Ausführung mit sich bringen würde.

Aber konnte sie jetzt noch umkehren, wo der Brief an Friedrich schon geschrieben und das Billett schon genommen war?

Und so stieg sie fast gegen ihren Willen, zaghaft und bangend in den Zug, der sie schnell von München wegführte.

Dreizehntes Kapitel.

So hatten sie denn, ohne voneinander zu wissen, Eva am Abend, Friedrich am frühen Morgen, nach entgegengesetzten Richtungen fahrend, München verlassen.

Evas Brief harrte noch, wohlgeborgen in der Tasche der Köchin, von Friedrich eröffnet zu werden. Das Mädchen hatte in der Küche auf die Rückkehr des Herrn gewartet, dann war sie eingeschlafen und hatte nichts davon gemerkt, daß er inzwischen in die Wohnung gekommen und sie wieder verlassen habe.

Friedrich fuhr den Alpen entgegen. Immer deutlicher wurden ihre mächtigen Formen, die erst nur wie eine große, unbewegliche Wolke am Horizonte gestanden. Was anfangs eine unzertrennliche Masse geschienen, trat auseinander, ließ einzelne Berggruppen und Höhenzüge erkennen, dazwischen Täler und Quertäler, in denen Wasser rauschten und Dörfer lagen. Da hinein fuhr der Zug, einem Flußlaufe folgend; immer enger wurden die Täler, immer steiler die Hänge. Dann ging es durch finstere Tunnel, und im Freien schien das Tageslicht um so greller, lachte der Himmel um so klarer.

Friedrich hatte keinen Sinn für die Gegend, die da draußen an ihm vorbeiflog.

Er saß in seiner Ecke beinahe regungslos, bleich vor innerer Erregung, mit starrem, auf einen Fleck gerichteten Blicke.

Seine Mitreisenden wurden allmählich auf ihn aufmerksam. Zwei junge Damen schielten öfters nach dem sonderbaren Reisegefährten hinüber, steckten die Köpfe zusammen und kicherten. Doch gelang es ihnen nicht, seine Aufmerksamkeit auf sich zu lenken.

Sein Gegenüber, ein älterer Herr, fragte, um in ein Gespräch mit Friedrich zu kommen, nach dem Namen einer Station; er mußte seine Frage wiederholen; Friedrich sah ihn mit geistesabwesendem Blicke an und erwiderte nur: „Jawohl — gewiß."

Der Herr schüttelte den Kopf, zog ein Gesicht, das Mitleid ausdrücken sollte, und machte den kichernden Mädchen ein erklärendes Zeichen, indem er mit der Hand auf die eigene Stirn wies.

Was gingen Friedrich jetzt noch die Menschen und ihre kleinen Ränke an, was kümmerte ihn überhaupt noch die Welt und alles, was in ihr existierte! Ihm

war, als stünde er mit dem Rücken gegen alles, was Leben heißt, vor ihm lag der unendliche, leere Raum. — Er ging dem Tode entgegen.

Er wollte von der Erde verschwinden, kein menschliches Auge sollte eine Spur von ihm entdecken, niemand wissen, was aus ihm geworden, kein Zeitungsschreiber sich in Vermutungen ergehen können, wie, wann und aus welchen Gründen er sich das Leben genommen.

Mochte den wenigen, die sich um sein Schicksal bekümmerten, die Hoffnung unbenommen bleiben, er sei am Leben und werde vielleicht noch einmal zu ihnen zurückkehren.

Vor allem mochte seiner Mutter der schwerste Kummer erspart bleiben, zu erfahren, daß der, dem sie das Leben gegeben, dieses Leben von sich geworfen habe, weil es ihm zum Fluche geworden.

Oben in den Nordtiroler Alpen kannte er einen einsamen Gebirgssee, ringsum von steilen Felswänden umgeben, weit und breit keine Ortschaft, nicht einmal eine vereinzelte Sennhütte. Als Student war er auf einer Alpentour dorthin gekommen. Vieles aus jener Zeit war seitdem in seinem Gedächtnisse verblaßt, die Erinnerung an diesen Alpensee nicht, wie er so plötzlich, als Friedrich an einen Vorsprung trat, tief unten in funkelnder Bläue vor ihm gelegen, so daß es ihm im ersten Augenblicke gewesen, als blicke ihn mitten aus der Einsamkeit der Felsenwildnis ein großes, dunkles, tiefes Menschenauge an. Dieser Eindruck war ihm geblieben, frisch und packend, wie er ihn empfangen hatte.

Dieses Meeresauge war das Ziel seiner Reise; hier sollte diese letzte Wanderschaft enden.

Am Vormittage kam er in Kufstein an. Wie ein Träumender stieg er aus dem Coupé, nahm in der

Bahnhofsrestauration etwas Speise zu sich, wobei er selbst darüber nachsann, wie sonderbar es doch sei, daß er jetzt noch auf Nährung seiner Lebenskräfte bedacht, und schritt dann durch die Stadt.

Er war nicht besorgt, den Weg zu verfehlen; noch ganz genau wußte er, wie er damals mit dem Führer gegangen war. Zunächst geht's im Inntal hin, dem Laufe des Flusses entgegen, bis dort, wo sich das Tal plötzlich verengt; da, bei einer kleinen Kapelle, zweigt sich links ein Fußsteig von der Landstraße ab, diesem folgend steigt man durch Wälder und Halden zu einem kahlen Felsplateau hinan.

Die traumumfangene Stimmung des Morgens, die ihn einem Somnambulen hatte gleichen lassen, war von Friedrich gewichen. Klar, wie die scharfe Bergluft, die ihn jetzt umfächelte, war sein Bewußtsein. Mit hellen Augen, entschlossener Miene und festen eiligen Schritten ging er dahin. Als der Pfad steiler und beschwerlicher wurde, schnitt er sich einen festen Stock als Stütze.

Wer ihm so begegnet wäre, würde sich gewiß über den schlanken, kräftig gebauten Mann mit intelligentem Gesichtsausdruck und den energischen Bewegungen gefreut haben. Wer hätte daran denken mögen, daß ein Mensch, von der Natur so herrlich zum Leben ausgestattet, dem selbsterwählten Tode entgegengehe.

Während er dahinschritt, zogen tausend Erlebnisse und Gestalten aus früherer Zeit an seinem geistigen Auge vorüber. Es war, als solle er in gedrängtester Form sein Leben noch einmal von Anfang an durchleben. Wie ganz anders sah er die Dinge und Menschen an und die Rolle, die er selbst zwischen ihnen gespielt, jetzt, wo er am Ende der Bahn angelangt war.

Wenn wir auf einem Turme stehen, scheint die zu unseren Füßen liegende Stadt nicht dieselbe, die wir in ihren Gassen zu sehen gewohnt waren. Wir übersehen die Häusermassen, blicken in unbekannte Winkel, sehen, wie das Einzelne zusammenhängt und begreifen den allgemeinen Plan. Friedrich befand sich in einem Zustande geistiger Clairvoyance, er fühlte sich auf einen Platz außerhalb des Weltgetriebes gestellt, von dem er wie aus der Vogelperspektive auf dieses herabblickte. Er überdachte sein Leben, wie ein Buch, das er durchlesen. Die Episode mit Eva stand ihm am nächsten und schärfsten vor den Augen.

Er entsann sich deutlich, wie er das erstemal von Eva gehört hatte, als ihm seine Mutter eine Photographie von ihr gezeigt, welche Mörner ihr zugeschickt hatte; dann wie er sie in Berlin aufgesucht, all die ersten Abende im Mörnerschen Hause. Evas Erscheinung, ihre Mienen und Blicke, ihre und seine Worte, körperhaft anschaulich stand alles das vor ihm, als sähe er es auf der Bühne von Schauspielern wiedergegeben. Und weil das, was er in jenen Tagen empfunden, in seinem Herzen längst ausgebrannt war, so erschienen ihm Worte und Tun jener Personen, deren eine er selbst war, töricht, unwahr und unverständlich. Als er zu jenem entscheidenden Abende in Pest kam, da durchbebten ihn keine Wollustschauer bei dem Gedanken an ihre erste Liebesnacht.

Und welche klägliche Rolle hatte er in dieser Komödie gespielt! Mit bitterer Selbstverachtung gestand sich Friedrich, daß er sich mit Eva selbst betrogen habe. Wie poetisch liebreizend, wie erfüllt von allerhand geheimnisvollen Gaben und Tugenden war sie ihm nicht in der Blütezeit seiner Liebestollheit erschienen;

hatte er sich nicht unter ihrem Besitze ein Glück vorgestellt, wert, sein ganzes zukünftiges Leben daran zu geben? Und welcher Art war dieses Glück gewesen, was hatte er, als er den Schleier gelüftet, dort gefunden, wo er vordem nichts als Poesie, Liebreiz und Vollkommenheit geahnt?

Friedrich war inzwischen zu einer beträchtlichen Höhe emporgeklommen. Schon wurde der Wald lichter, der Baumwuchs niedriger. Bald standen nur noch pyramidenförmige Fichten einzeln und in Gruppen auf den Alpenmatten umher, wie durch eine Heckenschere beschnitten, mit verkümmerten Wipfeln, im Wachstume stockend, umsonst bestrebt, himmelaufwärts zu schießen. Dann kam knieholzartiges, niederes, am Boden hinkriechendes Gestrüpp, ab und zu noch ein höherer Lerchenbaum dazwischen, dicht bedeckt mit zopf- und bartartigen Schmarotzermoosen. Schließlich hörte der Baumwuchs ganz auf und nur noch blanker Fels und magerer Rasen wechselten miteinander ab. Darauf führte der Pfad abermals in eine Talsenke hinab, wo in geschützter Lage eine üppigere Vegetation aufsproßte, und dann hieß es eine fast senkrecht steile Felswand erklettern, die sich quer in den Weg stellte.

Friedrich hatte längere Zeit nach der Stelle zu suchen, wo er damals mit dem Führer diese Wand erklettert; endlich fand er sie.

Es war ein tollkühnes Wagnis, sich allein an die Ersteigung zu machen; aber was bedeutete ihm jetzt die Todesgefahr! Von Vorsprung zu Vorsprung klomm er empor, sich an Gestrüpp festhaltend, das nur locker wurzelte, bald auf Rasenstücke tretend, die, unter seinem Fuße nachgebend, zum Abgrunde rollten. Aber er kam wohlbehalten oben an. Ermattet ließ er sich hinfallen.

Ein herrliches Panorama entrollte sich in klarer Sommerluft unter wolkenlosem Himmel vor seinen Augen. Die Sonne stand bereits tief, aber noch war keine Spur von Dämmerung zu bemerken.

Wie zum Greifen standen die Berge der nächsten Ketten neben ihm. Er entsann sich einiger Namen. Dort jene gewaltige steinerne Festung mit Zinnen und Bastionen war der „hohe Kaiser", dieser bewaldete Gipfel gehörte der „hohen Salve" an, und die glänzenden weißen Streifen und Flecken in der Ferne, das mußten die Gletscher und Firne der „hohen Tauern" sein. Dahinter noch mehr weißblaue Kuppen, auf allen Seiten vielgestaltige Häupter, ein Meer von Formen. Und dann näher zu seinen Füßen die Wälder, durch die er gekommen, auf freier Halde eine Sennhütte und über die Matten verstreut Kühe, zierlich und klein, wie Kinderspielzeug. Kein Laut war vernehmbar, ab und zu nur ließ der Wind das Rauschen eines fernen Gießbaches aus einer Schlucht zu ihm hinaufdringen.

Wider seinen Willen mußte Friedrich den Zauber dieses Bildes in sein Empfinden eindringen lassen. Wie schön war doch diese Welt, die er verlassen wollte. Und was wartete seiner dort — wirklich der leere Raum, das ewige Vergessen? War das verbürgt? Der in der Kindheit ihm eingeprägte Glaube, von dem er jahrelang geglaubt, er könne ihm nichts mehr anhaben, wurde wieder in ihm lebendig. Er sah die Bilder des zukünftigen Lebens, so wie es sich der Knabe ausgemalt hatte, vor sich aufsteigen. Dort oben im lichten Äther den Thron Gottes mit dem Sohn zu seiner Rechten, umgeben von den Engeln und den Scharen der Seligen, und unter seinen Füßen im innersten Eingeweide der Erde jene andere Welt, wo das Heulen und Zähne-

klappern herrscht. Aber diese Vision schwand bald vor seiner Skepsis. „Die Seele ist eine Funktion des Gehirnes.“ Diese Worte Burts sagte er einige Male halb unbewußt vor sich hin.

Seine Gedanken flogen zu dem verstorbenen Freunde, wie starr er dagelegen, und schaudernd dachte er daran, wie das wohl jetzt beschaffen sein möchte, was von ihm übrig geblieben.

Und nun fühlte er sich selbst den Sprung tun, den er vorhatte, er empfand die rasende Geschwindigkeit des Sturzes, und der Atem verging ihm. Dann sah er sich liegen, tief unten auf dem Grunde des Sees; wie kalt würde es dort sein und wie einsam — ihn fröstelte und Schweiß brach an ihm aus.

Warum denn nicht lieber zurückkehren in dieses warme Leben, in diese Welt zu seinen Füßen, über der die Sonne so lieblich schien, um dort ein neues Dasein zu beginnen. Er sann darüber nach; einen Augenblick war die Versuchung groß, dann verwarf er den Gedanken. Ein neues Leben anfangen — war denn das nicht eine leere Phrase? Wer kann von sich selbst loskommen? So lange wir Geschehenes nicht ungeschehen machen können, so lange bleibt auch die Vergangenheit der stille Gesellschafter unserer Gegenwart.

Friedrich gehörte nicht zu jenen grob organisierten Naturen, die in einer verdorbenen Atmosphäre zu leben vermögen, und auch nicht zu jenen beidlebigen, die in Wasser und in Luft mit gleichem Wohlbehagen existieren. Selbst wenn er der alten Existenz den Rücken kehrte, einen Ozean zwischen sich und alles brachte, was bisher eine Rolle in seinem Dasein gespielt, was änderte das an ihm selbst, das Schuldbewußtsein lebte in ihm fort, ein stummer Mahner, ein Wurm,

der jedes Lebensglück zerfressen mußte, das er noch finden mochte.

Jählings sprang er auf und wandte dem lieblichen Bilde den Rücken, eilig seinen Weg fortsetzend, als wolle er die Lockungen zu Glauben und Hoffen, die, von da unten aufsteigend, sich in sein Herz einzuschmeicheln versucht hatten, unter die Füße treten.

Er wanderte jetzt über ein kahles, zerklüftetes Felsplateau dahin, ohne einem bestimmten Pfade zu folgen. Er nahm an, das Ziel, dem er zustrebte, sei nicht mehr entfernt und glaubte, die einzuschlagende Richtung genau zu kennen. Es dunkelte. Aschgrau starrten ihn rings die Felsblöcke an, wie Leichengesichter. Ein steinernes Meer von zackigen, aufbäumenden Wogen dehnte sich die Halde mit ihren wild übereinandergetürmten Felsblöcken vor ihm aus. Eine mächtige, unbewegliche Wand stand vor ihm, die schwarze Silhoutte des „hohen Kaisers". Der Mond ging auf, und in seinem bleichen Lichte verwandelte sich die Gegend in einen endlosen Kirchhof mit Steinen und Platten besät, dazwischen riesenhafte Monumente aufragend.

Friedrich mußte sich gestehen, daß er in diesem Labyrinth die Richtung verloren, er schritt nur noch auf das Geradewohl weiter. Und immer beschwerlicher ward das Vorwärtsdringen, und immer mehr fühlte sich Friedrich von Ermattung übermannt.

Da erblickte er plötzlich ein schwaches Lichtchen in der Ferne, klein wie ein Marienwürmchen. Und dieses Anzeichen menschlicher Nähe verursachte ihm freudigen Schreck, ihm, der dem Leben und den Menschen zu entfliehen vorhatte. Er ging auf das Licht zu, und nach halbstündiger Wanderung gelangte er zu einer Sennhütte.

Er stand erst eine Weile vor dem schuppenartigen Gebäude still. Von drinnen drangen Laute zu ihm heraus: Männerstimmen, dazwischen Lachen und Kreischen, wie es schien, von einer Frau herrührend. Friedrich war unschlüssig, sollte er draußen bleiben, im Freien ein Lager für die Nacht aufsuchen, oder sollte er da hineingehen, zu diesen Leuten, die, wer sie auch immer sein mochten, voll Vergnügen und Lebenslust waren? Schließlich trat er ein.

Das Lärmen verstummte, als seine hohe Gestalt in der niederen Tür erschien. Dann schallte ihm ein mehrstimmiges: „Grüß di Gott" entgegen.

Es war für den vom Freien Kommenden schwer zu erkennen, wer sich in dem engen, dunsterfüllten Raume aufhielt, der durch ein hellflackerndes Herdfeuer erleuchtet wurde.

Friedrich erkannte zunächst zwei Männer in Hemdärmeln, offenbar keine Eingeborenen, sondern Touristen. Außerdem war noch die Sennerin da und ein Bube.

Nur wenn allein mit sich selbst, gibt sich der Mensch natürlich und so, wie er ist; in Gesellschaft anderer spielt ein jeder mehr oder weniger Komödie und verdeckt sein innerstes Wesen hinter einer angenommenen Maske.

Und so führen wir alle, die meisten freilich, ohne sich dessen bewußt zu sein, ein Doppelleben, eins für uns selbst, das intime, natürliche und wahre, und ein anderes offizielles, vorbedachtes, auf die Wirkung berechnetes.

Und dieses Scheinwesen wird dem Menschen so zur zweiten Natur, geht ihm so in Fleisch und Blut über, daß es mancher selbst im Angesichte des Todes nicht aufgibt.

Ja, der zum Tode verurteilte Verbrecher versucht noch auf dem Wege zur Richtstätte fest und gleichgültig dreinzuschauen.

Friedrich, der der Welt den Rücken gewandt zu haben vermeinte, war sofort ein ganz anderer, als er aus der Einsamkeit jetzt in diesen Kreis von Mitmenschen trat.

„Darf ich an dem schönen Feuer teilhaben?" fragte er herzutretend, als ob ihm wirklich daran gelegen wäre, sich an diesem Herde zu wärmen. Man machte ihm sofort bereitwilligst Platz, und er ließ sich nieder, unwillkürlich nach den Gesichtern blickend, die ihn ihrerseits neugierig betrachteten.

Die beiden Touristen wiesen sich durch ihre auffällige Ähnlichkeit als Brüder aus. Beide trugen sie Brille und blonden Vollbart und gehörten dem Friedrich wohlbekannten Typus des deutschen Mannes aus dem Gelehrtenstande an.

Sie waren mit dem Zubereiten irgend einer Speise beschäftigt und hantierten mit Kasserolle, Löffeln und einer Konservenbüchse.

Die Sennerin sah mit Erstaunen zu, offenbar glaubte sie nicht an die Kochkunst der beiden Männer. Die Touristen, ihrer Aussprache nach Norddeutsche, radebrechten den Landesdialekt und trieben ihren Scherz mit dem Weibe, einer häßlichen Vierzigerin von nicht allzugroßer Sauberkeit, die abwechselnd kichernd und keifend mit dem wunderlich harten Gutturallaute der Älpler beim Sprechen, in dem Raume umhereilte. Der Bua endlich, ein Junge von etwa acht Jahren, war ein dunkelhaariger Gnom, der scheu und unverständig aus kleinen Maulwurfsaugen von ferne nach dem Feuer und den fremden Leuten hinüberblinzelte.

Das Gericht, eine Art von Fleischsuppe, war inzwischen fertig geworden und wurde von den Köchen verteilt. Die Sennerin kicherte und jauchzte in schrillen Kehltönen, als sie von der fremden Kost genossen, vor Erstaunen und Lust. Der Bua verbrannte sich beim gierigen Schlingen den Mund und heulte, worauf ihm das Weib eins versetzte, daß die Hütte davon erschallte.

Auch Friedrich aß von der Fleischsuppe und lobte sie. Er war jetzt wieder ganz Mensch unter Menschen.

Die Touristen waren, wie Friedrich richtig vermutet hatte, Brüder, beide Naturforscher, der eine Botaniker, des anderen Spezialfach war die Entomologie. Es schienen einfache, biedere Gesellen zu sein, die sich freuten, in Friedrich einen Landsmann hier oben in der Alpeneinsamkeit getroffen zu haben. Sie kramten schnell alles über ihre Studien und Touristenpläne aus und erwarteten von dem Fremden offenbar dasselbe. Schließlich stellten sie sich vor.

Friedrich nannte den ersten besten Namen, der ihm einfiel, und machte einige erdichtete Angaben über seine Reisepläne. Um der Gefahr, weiter befragt zu werden, aus dem Wege zu gehen, erklärte er, müde zu sein und ruhen zu wollen, da er am nächsten Morgen zeitig aufzubrechen habe. Die Brüder versicherten, das sei auch ihre Absicht, und man suchte das Lager auf.

Die Hütte bestand aus zwei Teilen. Der kleinere bildete den Wohnraum für die Menschen, der größere einen Stall für das Jungvieh. Über dem Stall befand sich ein niederer, bodenartiger Raum, mit einer Streu. Man erreichte diese Stätte vom Wohnraume aus durch eine Art Hühnerstiege. Dorthin begaben sich die Brüder, schließlich auch die Sennerin und der Bua.

Friedrich hatte erklärt, auf einer Bank ruhen zu

wollen, um den geringen Platz auf der Streu nicht noch mehr zu beschränken. In Wahrheit blieb er unten, um sich früh beizeiten, unbemerkt von den anderen, auf den Weg machen zu können.

Bald verkündete ihm ein Schnarchkonzert, daß man oben schlief. Er setzte sich zum Feuer, das mangels frischer Nahrung kleiner und kleiner wurde, bis nur noch blaue Flämmchen wie kleine, selbständige Wesen über den rotglühenden Kohlen tanzten, und schließlich die ganze Glut zusammenbrach und nichts als ein matter Schein unter der schwarzen Decke hervorleuchtete.

Friedrich hatte das Schauspiel bis zum Ende verfolgt, mit dem völligen Verglimmen des Feuers fielen ihm die Augen zu; er fühlte seine Glieder schwerer werden, die Gedanken, die er ausdenken wollte, verwirrten sich, er konnte ihre Enden nicht mehr finden. Schließlich dachte er nur noch einen bestimmten zusammenhangslosen Satz und schlief so ein.

Er träumte, er sei daheim in seiner Vaterstadt, eben war er mit der Bahn angekommen und schritt dem elterlichen Hause zu. Er ging durch all die ihm von Kindheit auf wohlbekannten Straßen, sah alte Freunde, mit denen er sich begrüßte, bemerkte mit Vergnügen, daß die Läden und ihre Firmen noch an denselben Stellen wie vordem waren, ja selbst in den Schaufenstern erkannte er die nämlichen Gegenstände wieder, welche die Neugier und Kauflust des Knaben gereizt hatten. Als er sich nach langer Wanderung dem Hause der Mutter näherte, sah er eine große Menschenmasse um dasselbe versammelt, so daß es ihm schwer wurde, sich einen Weg durch dieselbe zu bahnen. Endlich fragte er einen der Gaffenden, was denn hier vorgehe, und dieser zeigte auf das Haus und sagte:

„Sehen Sie denn nicht, daß es brennt?" Da erst bemerkte Friedrich, daß die Fenster hell erleuchtet waren, wie von einer inneren Glut, zugleich schlug auch eine hohe Feuergarbe aus dem Schornstein empor. Er stürzte vor und wollte zur Haustür eindringen, aber sie war verschlossen, er rannte um das Gebäude herum, nirgends ein Eingang. Eine wahnsinnige Angst befiel ihn, denn er wußte, seine Mutter sei in dem Hause, obgleich niemand ihm das gesagt hatte. „Mutter, Mutter!" rief er mit lauter Stimme, aber keine Antwort erfolgte. Schon schlug die Lohe aus den Fenstern. Da sah er Leute eine Leiter anlegen, er eilte herzu, war der erste auf der Leiter, erkletterte sie und drang durch ein Fenster, das er einschlug, in das Haus. Da stand er auf einmal in dem Wohnzimmer seiner Mutter. Hier war alles wie in früheren Tagen, die Möbel, die Bilder, unter ihnen das Porträt seines Vaters. In dem Raume befanden sich seine Mutter und eine Frau, die er erst nicht erkannte, bis er entdeckte, daß es niemand anderes als Eva sei. Er schrie ihnen zu, daß das Haus in Flammen stehe. Seine Mutter sah ihn mit einem merkwürdigen ernsten, durchdringenden Blicke an und erwiderte in gemessenem Tone: „Ich weiß es." „Warum rettet ihr euch denn nicht?" rief er. „Es ist besser, der Leib verbrennt," erwiderte die Greisin, „als daß die Seele verderbe." — „Aber so sagt mir doch, was ihr hier tut?" rief Friedrich verzweifelt. „Ich versuche, sie zu läutern," sagte seine Mutter, auf Eva weisend, „aber es ist verlorene Arbeit." Jetzt schlugen die hellen Flammen durch die Tür ins Zimmer, Balken krachten, Rauch drohte sie zu ersticken, unten heulte die Menge. „Rette mich!" jammerte Eva und warf sich an Friedrichs Brust. „Soll ich die Mutter

im Stiche lassen?" fragte er. „Rette mich, wenn du mich liebst," heulte Eva. Er nahm sie in seine Arme und trug sie nach dem Fenster, bereit, sie die Leiter hinabzutragen. Aber die Leiter war nicht mehr da, von unten starrte ihm ein Abgrund entgegen, der sich ins Bodenlose hinabzusenken schien. Ringsum alles Feuer und Rauch, schon begann die Decke über ihnen niederzubrechen. Eva lag ohnmächtig in seinen Armen. Er wandte sich nach der Mutter um, sie stand da mitten in Dampf und Flammen, nicht mehr in menschlicher Form, ein überirdisches Wesen, ein richtender Engel, mit dem Schwert in der einen und der Wage in der anderen Hand. Sie herrschte ihm zu: „Auf deine Knie nieder, bete zu Gott, daß er dich rette." Er wollte es tun. Die Gestalt rief: „Erst das Weib weg! Sie ist unrein." Da erwiderte er: „Nein, wir gehören zusammen!" Der Engel verschwand, und mit furchtbarem Krachen brach das Haus in Flammen zusammen.

Hier erwachte Friedrich über den Schrei des Entsetzens, den er selbst ausgestoßen hatte. Er lag am Boden, halb in der Asche des ausgegangenen Herdfeuers. Der Raum war dunkel, er wußte nicht, wo er sich befinde. Er stand auf, tappte umher und stieß gegen die Tür, welche aufging. Die auf ihn eindringende Morgenkälte erweckte ihn zum Bewußtsein. Im Freien war alles eine graue Masse; kaum vermochte er mit der Zeit, den Himmel vom Erdreich zu unterscheiden. Allmählich wurde ihm klar, daß jenes Schreckliche, was er durchgemacht, nur ein Traum gewesen. Dann fiel ihm ein, warum er hier oben sei. Und obgleich ihm sein Plan für den Augenblick völlig fremd und unverständlich erschien, so übte doch das, was er am Tage vorher so klar und energisch gewollt

hatte, eine solche Macht auf ihn aus, daß er sich, wie einer fremden Anregung Folge leistend, auf den Weg machte, entschlossen, das einmal Gewollte zur Ausführung zu bringen.

Er schritt zunächst aufs Geratewohl zu. Allmählich gewöhnte sich sein Auge an das fahle Licht der Morgendämmerung. Er sah eine Kuppe vor sich, die ihm nicht allzufern deuchte, von dort aus gedachte er sich zu orientieren.

Er hatte lange zu marschieren, denn die Entfernungen in den Alpen täuschen, besonders im Zwielicht des Morgens. Inzwischen wurde es heller und heller um ihn. Die Sonnenscheibe selbst sah er noch nicht, er erkannte ihre Wirkung nur an den goldigen Säumen der Wolken und an dem Schimmer, der sich allmählich rings um ihn selbst ergoß.

Als er endlich auf der Erhöhung angelangt war, machte er Halt. Der Sonnenball trat eben über der entferntesten Bergkette hervor. Im Nu glühten die Gipfel umher in gelblichem Lichte. Das Gewölk aber wurde bleich und erschien plötzlich wie aufgesogen vom Blau des Morgenhimmels. Unten in den Tälern und Schluchten lagen unbewegliche Nebelmassen, wie große Tücher; kein Wald, kein Silberblick eines Gewässers war durch diese dichte Hülle hindurch zu erkennen.

Friedrich beschloß, auf seiner Warte auszuharren, denn er wußte, daß vor der Kraft der Sonne der Frühnebel schnell weichen müsse. Und er täuschte sich nicht. Kaum fielen die ersten Strahlen in die Tiefen, da begann es da unten zu weben und zu streben, als fasse eine unsichtbare Hand hinein und ziehe die Schleier nach oben.

Die weißen Massen erhoben sich, stiegen höher

und höher, bauschten sich auf wie Segel, schwammen ineinander und zerrissen in Fetzen, so daß Friedrich schon Täler und Wälder in der Weite zu erkennen vermochte. Da war er plötzlich selbst vom grauweißlichen Dunst umgeben, aber das zog vorüber, die Wolke lichtete sich, flog weiter, und klar und sonnenglänzend lag das Alpenrund wieder vor ihm, mit all seinen Schlünden, Felsenfestungen und Eispalästen.

Er sah jetzt, in welcher Richtung er weiterzugehen hatte. Dort drüben war's. Den See selbst zwar konnte er nicht sehen, aber es war zu erkennen, daß dort das Hochplateau plötzlich aufhöre. Die Felsen dahinter waren schon ganz anders schattiert, und mußten das jenseitige Ufer bilden.

Wenn er jetzt darauflos schritt, konnte er wohl in einer Viertelstunde an jener senkrecht steilen Wand sein, von der aus er vor Jahren schwindelnd hinabgeblickt hatte, in den grünlichen Spiegel.

Aber er ging noch nicht. Noch einmal rangen der Lebensüberdruß und die Liebe zum Dasein einen verzweifelten Kampf in ihm. Er hatte sich auf einem Felsblocke niedergelassen. Dieses Bild der umgebenden Landschaft, das ihm wider seinen Willen in die Augen drang, ergrimmte ihn durch die Schönheit seiner unschuldig reinen Morgenfrische. Er warf sich auf den Rücken, um nichts mehr zu sehen.

Wie lange war es doch her, daß er nicht mehr so ausgestreckt auf dem Boden liegend, in den Himmel geblickt hatte. Das erinnerte ihn an seine Knabenzeit, wo er es so gern getan. Wie geheimnisvoll tief, wie ewig hoch und unergründlich war ihm der Himmel stets erschienen, wie klein die Erde, von der er nichts mehr sah. — Er verfolgte mit den Augen eine zierliche weiße

Wolke, die wie ein Schifflein in dem unendlichen blauen Meere einhersteuerte. Er dachte daran, wie er als ganz kleiner Junge sich eingebildet habe, wenn man es fertig bringe, ganz unverwandt und aufmerksam in den Himmel zu blicken, müsse man den lieben Gott sehen können, aber niemals hatte er es lange genug ausgehalten. Wie fromm, unschuldig und gut war er damals gewesen.

Und andere Erinnerungsbilder aus seiner Kindheit stiegen vor ihm auf: Seine Eltern. Der Vater so ernst und unnahbar für ihn, solange er Kind war, das Bild der Würde, der Vollkommenheit und Allmacht, eine Gottheit, die hinter Wolken thronte, aus denen sie nur zeitweise hervortrat, um sich zu offenbaren. Und als er dann im Jünglingsalter schärfer zuzusehen und ein frühreifer Knabe das zweischneidige Schwert der Skepsis zu handhaben begann, wie schnell hatte er da diese irdische Gottheit, ebenso wie die andere, in der Bibelstunde ihm gelehrte, ihres Nimbus entkleidet. Die eine hatte er als einen Menschen wie andere herausgefunden, nur noch ein wenig eigensinniger, pedantischer, tyrannischer als die Mehrzahl, der andere Gott aber war von seinem kritischen Urteil zu einem von der Menschheit selbst erfundenen Phantom degradiert worden. Was er schon damals geahnt, und was ihm später zur Gewißheit geworden, fiel ihm hier wieder ein, daß nämlich die Mutter mit ihrem Gatten nicht glücklich gewesen sein könne. — Ach seine Mutter! Er sah sie, wie sie sich abends über ihn beugte und an seinem Bettchen kniend mit ihm betete: „Ach, lieber Gott, ich bitte dich, ein frommes Kind laß werden mich, und wenn ich das nicht sollte werden, so nimm mich lieber von der Erden, nimm mich zu dir ins Himmelreich . . . . . .“ und er konnte den Schluß nicht

mehr finden. Wie mild und engelsgut war seine Mutter immer zu ihm gewesen, und wie zum Kontraste dazu, sah er sie auf einmal vor sich, mit Zornfalten auf der Stirn, verächtlich herabgezogenen Lippen, harten Blickes, wie sie damals in Dresden vor ihm und Eva gestanden, und, merkwürdig, plötzlich wandelten sich ihre Züge in die jenes richtenden Engels, als welcher sie ihm in der vergangenen Nacht erschienen war.

Erregt sprang Friedrich auf. Er griff sich nach dem Kopfe, war er denn noch bei klarem Verstande. Diese Visionen, die, er wußte nicht wie und woher, in sein Hirn eindrangen, drohten ihn wahnsinnig zu machen. Was sollte ihm denn dieses Grübeln und Herumschlagen mit Phantomen jetzt noch fruchten? Jetzt, wo er vor der Pforte stand, die es nur zu durchschreiten galt, um allem Empfinden und Erinnern für ewig ein Ende zu bereiten.

Und doch war es so schwer diesen Schritt zu tun. Scheu blickte er dort hinüber, wo, wie er wußte, tief unten im Grunde der See lag. Er sah sich am steilen Hange stehen, springen, hörte in der Tiefe etwas aufklatschen. — Der Atem stockte ihm, Furcht schüttelte seine Glieder. Zaghaft blieb er stehen.

Noch einmal überkam ihn der Wunsch zu leben, aber nur für kurze Zeit. Als er an seine ruinierte Existenz und all die Widerwärtigkeiten dachte, die seiner warteten, wenn er hier umkehre, sank sein Lebensmut schnell.

„Ich will, ich will!" sagte er ganz laut. „Ich Feigling, bin ich denn zu nichts gut, nicht einmal zum Sterben," und er blickte noch einmal hinüber die Entfernung messend.

Dann verwirrten sich seine Gedanken gar wunderlich. Eine Menge toller Fratzen jagten mitten im hellen Sonnenlichte des Tages an ihm vorüber. Seine

Mutter in leibhaftiger Form trat vor ihn als ganz junges Mädchen, wie er sie doch nie gesehen, und als er näher zublickte, waren ihre Züge die Evas, Evas, wie er sie in der ersten Liebesnacht erkannt. Hinter dieser Gestalt grinste eine entsetzliche Erscheinung hervor, Burts Leichengesicht, ihn löste der kleine Graf ab, der eine lächerliche Grimasse schnitt.

„Ich bin toll geworden," sagte Friedrich und setzte sich in Bewegung.

„Halt!" rief er plötzlich im Gehen. „Ich will doch versuchen, ob ich noch beten kann," und ließ sich auf die Knie nieder. Er suchte in seinem Gedächtnisse nach einem Gebete. „Ach, lieber Gott, ich bitte dich, ein frommes Kind . . . ." kam ihm auf die Zunge. „Unsinn!" schrie er mitten darinnen, sprang auf und mit wildverzerrten Zügen, die Augen aus dem Kopfe drängend, raste er vorwärts, über Steine und Blöcke, in mächtigen Sätzen.

Der Hang war abschüssig, schon hätte er sich nicht mehr halten können, selbst wenn er es gewollt.

Jetzt flimmerte etwas vor seinen Augen, ein glänzender Spiegel lag da unten. Er jauchzte laut auf, rannte noch toller darauf los, der Boden schwand ihm unter den Füßen, aus dem Laufen wurde ein Rollen, und von steiler Felsenhöhe sauste wild sich überschlagend ein Körper blitzschnell zum Abgrunde nieder.

Vierzehntes Kapitel.

Trotz der wiegenartig schaukelnden Bewegung des Coupés und des eintönigen Ratterns der Räder vermochte Eva nicht zu schlafen; die Gedanken ließen sie nicht zur Ruhe kommen.

Von Viertelstunde zu Viertelstunde wechselte ihre Stimmung. Bald kam ihr das, was sie vor hatte, wie ein tolles Wagstück vor, unausführbar und zudem zwecklos, und am liebsten wäre sie sofort umgekehrt. Dann wieder erschien es ihr, als sei ihr Tun großartig und heroisch, und sie schwelgte schon im voraus in dem triumphierenden Bewußtsein, eine Versöhnung zwischen Mutter und Sohn zustande gebracht zu haben. Schließlich aber kam völlige Verzagtheit über sie. Frau von Choiseule würde sie jedenfalls gar nicht annehmen, oder wenn sie es täte, ihr in ähnlicher Weise entgegentreten wie in Dresden. Eva schauderte bei dem Gedanken, was ihr bevorstände. Es ist alles aus, sagte sie sich und beschloß, auf der nächsten Station auszusteigen und nach München zurückzufahren.

In dem Damencoupé zweiter Klasse, in welchem Eva saß, befanden sich außer ihr noch zwei andere Damen, die für die Nacht Toilette gemacht hatten und nun bis zur Unkenntlichkeit vermummt in ihren Ecken lehnten, wie es schien schlafend. Eva wagte nicht sie anzureden, um sich Rat, die Rückfahrt nach München betreffend, zu holen.

Die Nacht war kühl, und in der Hast der Abreise hatte Eva vergessen, eine Decke mitzunehmen; trotz ihres Mantels fror sie empfindlich. Sie wurde immer kleinmütiger und verzagter, sie dachte an ihren Zustand; wenn ihr nun etwas zustieß. Wer würde ihr beistehen, was sollte aus ihr werden? Wie hatte sie nur so toll sein können und diese Fahrt unternehmen?

Als der Schaffner das nächste Mal die Tür öffnete und einen kurzen Aufenthalt ankündigte, hielt sie ihn an und fragte mit schüchterner Stimme, wie sie wohl am schnellsten nach München zurückkäme. Der Mann

sah sie erstaunt an, von dort kam sie ja eben. Dann nach längerem Besinnen und Räuspern erklärte er ihr, sie müsse da und da aussteigen und bis drei Uhr des Morgens dort bleiben. Doch riet er ihr davon ab, da das Bahnhofsrestaurant um ein Uhr geschlossen werde, und sie daher genötigt sein würde, für den Rest der Zeit eine andere Unterkunft zu suchen.

Der gutmütige Bayer sprach noch darüber hin und her, als die beiden Damen sich über Kälte an den Füßen zu beschweren begannen. Der Schaffner schloß also die Tür.

Eva war in neue Zweifel gestürzt, aus denen sie nach keiner Seite hin einen Ausweg sah. Wiederholt war sie mit sich selbst eins darüber geworden, an jener Station auszusteigen, aber ebenso oft warf sie den Plan um, denn ihr graute vor dem Aufenthalte auf dem nächtlich einsamen, fremden Bahnhofe. Und als der Schaffner endlich kam und sich erkundigte, ob sie hier aussteigen wolle, das sei die betreffende Station, war sie nicht fähig, einen Entschluß zu fassen, und auf den treuherzigen Rat des Mannes: „Bleibesch lieber bei unsch im Zug, do ischt bescher als auf de kalte Perron," blieb sie wirklich sitzen, und weiter brauste der Zug.

Darauf verfiel sie in eine Art von Halbschlaf, aus dem sie hin und wieder erwachte, ohne recht zu wissen, wo sie sich befinde. An einer Station hatten sie längeren Aufenthalt, der Wagen wurde umgeschoben, die Schaffner wechselten, aber obgleich Evas Sinne diese Dinge wohl wahrnahmen, so fand sie doch nicht die Energie, sich zu wachem Bewußtsein der Vorgänge um sie her aufzuraffen, sie dämmerte weiter bis der Morgen mit seiner Helligkeit und der vermehrten Kühle sie völlig erweckte.

Eva blickte zum Fenster hinaus in die Gegend. Es war eine Art Zerstreuung für sie, sich vorzustellen, was hinter dem weißen Dunste des Frühnebels, aus dem nur hie und da Baumwipfel, Dächer, hohe Essen und andere verschwommene Formen hervorblickten, wohl stecken und vorgehen möge.

Mit der Dunkelheit der Nacht schien die Verzagtheit von Eva gewichen zu sein, apathische Gleichgültigkeit war an ihre Stelle getreten. Sie hatte sich in ihre Lage geschickt und dachte nicht mehr an Umkehr.

Am Ziele ihrer Reise angekommen, ließ sie sich von dem ersten Gasthofsportier, der sich ihr anbot, in einen Omnibus bringen und nach dem Hotel fahren.

Sie fühlte sich von der Nachtfahrt so angegriffen, daß sie sich, auf ihrem Zimmer angelangt, sofort ins Bett legte. Der Kopf war ihr benommen, sie glaubte noch immer die schwankende Bewegung des Zuges zu empfinden, und nicht ohne geheime Angst konstatierte sie, daß in ihrem Inneren jenes Gefühl eines fremden geheimnisvollen Regens heute stärker sei, als jemals zuvor.

Sie holte das Wachen der Nacht durch einen mehrstündigen Schlaf nach. Als sie erwacht war, konnte sie sich lange Zeit nicht entschließen, ihr Lager zu verlassen. Ihr Vorhaben erschien ihr immer aussichtsloser und unmöglicher.

Wie sie so dalag und an das in der letzten Zeit durchgemachte zurückdachte, und dann erwog, was ihr noch bevorstünde, schloß sie erbebend die Augen, und nur noch ein Wunsch beseelte sie: Nicht mehr hinauszumüssen in dieses häßliche Leben, ewig so liegen zu können, still und ungestört, schmerzlos hinüberzuträumen in die Bewußtlosigkeit.

Gegen Mittag klopfte man an ihre Tür und fragte, ob sie an der Table d'hote teilnehmen werde.

Sie bestellte sich das Mittagessen auf das Zimmer.

Nach Tisch beschloß sie auszugehen und sich nach Frau von Choiseules Wohnung umzutun. Aber ein Regenwetter, das inzwischen eingetreten, bot ihr einen willkommenen Vorwand, im Hause zu bleiben. Als es sich schließlich wieder aufgehellt hatte, begab sich Eva auf die Straße, ohne bestimmten Plan, wohin sie gehen wolle. Die Adresse von Friedrichs Mutter hatte sie inzwischen erfahren, aber sie ließ es unentschieden, ob sie die alte Dame heute noch aufsuchen wolle. Es war, als warte sie auf irgendeinen Zufall, ein außergewöhnliches Ereignis oder ein Zeichen vom Himmel, das sie zum Handeln antreiben solle.

Sie ging eine lange baumbesetzte Straße herab, mit breiten Trottoirs und zahlreichen Schaufenstern. Die ausgelegten Waren erweckten Evas Interesse, und deren Betrachtung zog sie in willkommener Weise von ernsteren Erwägungen ab.

Einen Schirm hatte Eva von München aus nicht mitgenommen, die Nachmittagssonne blendete sie, und sie fühlte sich geniert, nichts in der Hand zu halten.

„Ich könnte mir einen Sonnenschirm kaufen," dachte sie. „Der einzige, den ich vom vorigen Jahre her noch habe, ist ja doch nicht mehr modern." Sie sah sich an den Schaufenstern um, bis sie gefunden, was sie suchte, und trat in ein Konfektionsgeschäft ein.

Sie konnte es nicht unterlassen, einen schnellen Blick in einen der langen Wandspiegel zu werfen, die hier allerwärts angebracht waren, um ihre eigene Erscheinung zu mustern. Sie erschrak über das Bild, welches ihr das Glas zurückwarf. „O, wie ich aus-

sehe!" dachte sie und nur um den neugierig unverschämten Blicken der Verkäuferinnen zu entgehen, die sie auf sich gerichtet fühlte, nahm sie den ersten besten Schirm, den man ihr vorlegte, bezahlte und eilte aus dem Laden.

Sie lenkte nun von der Straße in nahegelegene Anlagen ein, wo sie unbeobachtet zu sein hoffte. Es kam ihr vor, als kümmerten sich alle Passanten nur um sie und ihren Zustand. In den Anlagen selbst war es einsam, sie begegnete nur zahlreichen Mädchen mit Kindern an der Hand, auf dem Arme oder im Wagen.

Das machte sie an die Mutterfreuden denken, die ihr bevorstanden, und in zärtlicher Rührung fühlte sie urplötzlich dem kleinen Wesen entgegen, dessen Ankunft sie erwartete. „Wird es ihm wohl ähnlich sein?" dachte sie. Und der Traum des Mutterglücks kam über sie.

Vom Kinde flogen ihre Gedanken zum Vater desselben hinüber. „Was er wohl gesagt haben mag, als er meinen Brief erhielt. Das hat er mir gewiß nicht zugetraut, daß ich die Courage haben würde, hierher zu fahren. Angst hat es mich ja genug gekostet und wie oft wäre ich beinahe umgekehrt. Aber das braucht er ja nicht zu erfahren. Ich werde ihm schreiben oder noch besser telegraphieren: „Deine Mutter versöhnt mit uns, alles gut! Komme hierher." — Was er für Augen machen wird. Und das Wiedersehen. — Eva lächelte vergnügt und war sehr mit sich zufrieden, während sie weiter schritt.

Dann dachte sie an den Besuch, den sie Frau von Choiseule abstatten wollte, dessen Erfolg sie eben noch als so sicher angenommen hatte.

„Soll ich heute schon zu ihr gehen?" fragte sich Eva. Nach einigem Schwanken entschied sie. „Nein, lieber erst morgen, dann aber auch ganz gewiß!"

Da es Abend zu werden begann, beschloß sie umzukehren.

Aber es ward ihr auf einmal so wunderbar zumute. Schwindel ergriff sie, und sie hatte das Gefühl, als halte sie jemand an den Füßen fest. Hilfesuchend sah sie sich um, nahebei in einem Boskett stand eine Bank, mühsam schleppte sie sich dorthin und sank darauf nieder.

Die sitzende Stellung tat ihr wohl, aber als sie aufstehen wollte, um ihren Weg fortzusetzen, fühlte sie erst ihre Schwäche. Etwas Eigentümliches ging mit ihr vor; sie hatte ein ähnliches Gefühl noch niemals empfunden. Es war, als würde dieses zweite Leben, das sie beherbergte, plötzlich seiner selbstbewußt; so deutlich hatte sich seine Gegenwart noch nie zuvor fühlbar gemacht.

Ein jähes Angstgefühl machte sie auf einmal erbeben: „Wie, wenn es jetzt — hier —“ und sie wollte aufspringen, um fortzueilen, aber kraftlos sank sie zurück, wieder jenes Gefühl, als halte man sie an den Füßen fest.

Sie zitterte, wie im heftigsten Fieber, eine fliegende Hitze drang ihr zum Kopfe, sie war in Schweiß gebadet und dazu diese Stiche, die ihr den Leib durchbohrten. Sie schrie aus Schmerz und Angst, aber niemand hörte die jämmerlichen Töne.

„Sie werden mich so finden,“ dachte Eva, „o, wie abscheulich!“ und dann fing alles um sie an zu verschwimmen. Der Schmerz hörte auf, ihr wurde leicht und frei zumute, sie glaubte zu fliegen, höher immer höher. Da auf einmal, als sie schon unendlich hoch war, ohne Schwindel zu empfinden, tat sie einen jähen Fall. Sie erwachte, sah um sich, und bemerkte, daß sie am Boden liege. In der Ferne sah sie etwas flimmern, eine Reihe großer Lichter wie Fackeln,

Schatten tanzten davor auf und ab. Sie fühlte, wie eisige Kälte aus dem Boden, auf dem sie lag, in ihren Körper zog. Sie hatte ein unendliches Bewußtsein dessen, daß diese Kälte nicht gut für sie sei, und versuchte, sich aufzuraffen. Aber etwas, wie ein schweres Gewicht hielt sie am Boden fest. Dann überkam sie wieder jenes leichte Gefühl und ihr Kopf sank zurück.

Eva blieb in ihrer Ohnmacht, bis zufällig Vorübergehende sie liegen sahen.

Ein herbeigerufener Polizist ließ sie in einen Wagen schaffen, und brachte sie nach dem städtischen Krankenhause.

Dort wurde sie nach Namen und Adresse gefragt, aber aus ihren schon im Fieber gesprochenen wirren Reden vermochte man nur den in dem Hospital wohlbekannten Namen der Frau von Choiseule, als einzigen Anhalt für die Persönlichkeit der Gefundenen, herauszuhören.

Der Polizist erklärte, selbst zur Frau Oberregierungsrat von Choiseule gehen zu wollen, um sie von dem Vorfalle zu unterrichten.

Fünfzehntes Kapitel.

Bei Frau von Choiseule war seit einigen Tagen der Senatspräsident außer Dienst, Mörner, zu Besuch anwesend.

Mörner hatte seinen Abschied aus dem Staatsdienste aus verschiedenen Gründen genommen. Einmal war ihm das Bewußtsein peinlich, noch länger eine der höchsten Stellungen in der Richterhierarchie einzunehmen, nachdem seine Ehestandstragödie durch die Verhandlung vor dem Landgerichte, allen seinen Kollegen,

Vorgesetzten wie Untergebenen, soweit sie nicht schon davon wußten, bekannt gemacht worden war. Er hatte während des letzten Jahres schweres auszustehen gehabt. In jedem Blicke las er Besonderes, aus jedem Worte hörte er etwas auf ihn Bezügliches heraus. Bald war es Verachtung, bald Mitleid, bald Spott, bald Neugier oder Schadenfreude, die ihn seine Einbildung in den Mienen und Reden der täglich mit ihm Verkehrenden entdecken ließ. In Wahrheit erregte sein Fall allgemeines Mitleid, denn Mörner war ein wegen seiner Herzensgüte, Lauterkeit und Schlichtheit äußerst beliebter Mann, und trotz seiner bevorzugten Stellung im öffentlichen Leben hielten ihm gegenüber Spott und Scheelsucht ihre Pfeile zurück. Aber er legte die Zurückhaltung, die man ihm gegenüber übte, falsch aus, er glaubte, man wende sich aus Verachtung von ihm ab, er fühlte sich gedrückt und vernachlässigt.

In übertriebenem Zartgefühl ging Mörner so weit, daß er sich selbst nicht mehr für würdig hielt, den Richterstuhl innezuhaben, seit in den Augen der Welt dieser Makel an ihm hafte.

Weiter war aber noch eine andere tiefere Wandlung mit ihm vorgegangen. Er hatte in der Zeit der Einsamkeit und des Kummers, die mit Evas Flucht für ihn angebrochen, mehr über den Weltlauf und sich selbst nachgegrübelt, als er es in früheren glücklicheren Zeiten zu tun gepflegt. Er glaubte zu erkennen, welch große Begehungs- und Unterlassungssünden er in seinem bisherigen Leben verschuldet habe. Er klagte sich der Gleichgültigkeit, des Unbedachts und des Leichtsinnes an. Und den religiösen Mann ergriff Bangen um seiner Seele Heil. Es kam dieselbe Stimmung über ihn, die vor nun vierzig Jahren seinen Vater gepackt

hatte, als er sein Geschäft aufgab, und ein Mann in reiferem Lebensalter hinauszog, um Heiden zu missionieren.

Nachdem sein Abschied bewilligt, litt es ihn nicht länger in Berlin. Seinen Hausstand hatte er bereits vordem aufgelöst, er stand jetzt mit müßigen Händen da, ohne zu wissen, was mit sich anfangen. Denn Kirchenbesuch, Lektüre und Grübeln das war für den an anstrengende Tätigkeit Gewöhnten keine genügende Lebensausfüllung.

Geheime Sehnsucht trieb ihn, Frau von Choiseule, seine bewährte Freundin aus früheren Jahren aufzusuchen. Sie war ja mit seinem Unglücke nahe verknüpft, und erschien ihm als Leidensgefährtin doppelt teuer. Mit ihr gedachte er sich auch über ernste Gewissensfragen auseinander zu setzen, die ihn peinigten.

So reiste er denn zu Frau von Choiseule und wurde von der alten Dame aufs freundlichste aufgenommen.

Er fand die Freundin verändert. Sie war in den letzten schweren Zeiten bedeutend gealtert. Es lag nicht mehr jener Schimmer von Geistesfrische und Begeisterungsfähigkeit auf ihrem Gesichte, der ihm früher einen so frappanten Stempel verliehen hatte. Ihr Auge, das ehemals so herrlich warm und milde leuchten konnte, blickte jetzt ernst, starr, oft sogar kalt. Häufig sprach ein herber Zug aus dem kleiner und faltenreicher gewordenen Gesichte der alten Frau.

Auch ihre Gesundheit war erschüttert. Sie litt jetzt zeitweise an Atmungsbeschwerden, und die schwerste Pein bejahrter Leute, die Schlaflosigkeit, quälte sie.

Aber es schien als wolle sie sich den Schwächen des Alters nicht gutwillig ergeben, mit Hartnäckigkeit

führte sie die gewohnte arbeitsreiche Lebensweise weiter, stand zeitig auf, schaffte den ganzen Tag, machte Krankenbesuche, inspizierte das Wohltätigkeitsinstitut, das ihr unterstellt war, kontrollierte eine weitläufige Wirtschaft, die damit zusammenhing, und führte eine rege Korrespondenz.

In ihrem eigenen Haushalte hatte, seit sie Witwe war, ein einziges Mädchen unter ihrer Leitung alles zu besorgen.

So gingen die Tage in straffer Tätigkeit für sie hin; aber womit die endlosen Nächte ausfüllen, wenn kein wohltuender Schlaf sich auf die alten Augen senken wollte.

Frau von Choiseule hatte von jeher viel Lektüre getrieben. Früher las sie Bücher aller Richtungen, selbst solche von ausgesprochen atheistischer Tendenz; in letzter Zeit war ihre Lektüre einseitiger geworden, sie bevorzugte Bücher religiösen Inhalts, bis sie schließlich nur noch solche las, die sich ihrer orthodoxen Richtung anpaßten.

Während es früher Bedürfnis für sie gewesen war den Kampf aufzusuchen, an fremdem Unglauben ihren Glauben zu stärken, und an der gegnerischen Kritik ihre Waffen zu schärfen, mied sie jetzt den Feind, wie ein gealterter Kriegsführer, der nicht mehr schlagen will, um die einmal geernteten Erfolge keiner Gefahr auszusetzen.

Aber die religiöse Lektüre vermochte ihr nicht über einen tiefen inneren Kummer hinwegzuhelfen, der sich um so fester bei ihr einnistete, je eifriger sie ihn bekämpfte.

Sie wollte den Schmerz um den verlorenen Sohn niederringen, sie wollte ihn totschweigen, seine Existenz vor sich selbst verleugnen. — Vergebliches Bemühen!

Dieser Sohn, dem sie so viel von sich gegeben, war ein Teil von ihr selbst geworden. Nur mit der Vernichtung ihres eigenen Lebens konnte die Liebe zu ihm in ihrem Innersten gelöscht werden.

In dieser Gemütsverfassung fand Mörner seine alte Freundin.

Für ihn war es naheliegend, mit Frau von Choiseule über seine Scheidungsangelegenheit zu sprechen, aber er merkte, daß sie derartigen Gesprächen ausweiche; sie wollte offenbar in keiner Weise an ihren Sohn und dessen Gefährtin erinnert sein.

Mörner achtete ihren Wunsch, aber es konnte nicht fehlen, daß man im Gespräche öfters dieses für beide Teile im äußersten Vordergrunde stehende Ereignis berührte.

Am Abende jenes Tages, an welchem Eva in den Morgenstunden in die Stadt gekommen, saßen die beiden alten Leute wie gewöhnlich an dem großen, runden Mahagonitische des Wohnzimmers einander gegenüber.

Das Gespräch war auf das so oft umgangene und doch unvermeidliche Thema der Mörnerschen Scheidung gekommen, und diesmal schien Frau von Choiseule gewillt, auf dasselbe einzugehen.

Mörner hatte ausgeführt, wie er sich anfangs gegen den Gedanken einer Scheidung aufgelehnt, wie er getan habe, was in seinen Kräften stand, um Eva zu einer Rückkehr an seine Seite zu bewegen. Dann fuhr er fort: „Als aber Monat um Monat verging, und sie sich fern hielt von mir, da wurde ich anderen Sinnes. Diese Frau, die ich so sehr geliebt, wurde mir selbst in der Erinnerung fremd. Ich kam zu der Überzeugung, daß, nachdem eine solche Entfremdung

eingetreten war, an ein eheliches Zusammenleben nicht mehr zu denken sei, und so gewöhnte ich mich allmählich an den Gedanken, der mir anfangs so schrecklich gewesen war, an die Scheidung, ja ich sah darin schließlich den einzigen Ausweg aus einem unwahren und darum unsittlichen Verhältnisse."

Frau von Choiseule unterbrach ihn mit einer Lebhaftigkeit, die an frühere Tage erinnerte; man sah es wohl, diese Angelegenheit, die sie bisher geflissentlich unerörtert gelassen hatte, war in Wahrheit die wichtigste ihres Lebens.

„Ich werde Ihnen darin niemals recht geben, Mörner," erwiderte sie. „Sie durften nicht nachgeben. Mochte Ihre Frau Ihnen innerlich noch so fremd werden, mochte sie verächtlich in Ihren Augen sein, wenn sie die Treue brach, so hatten Sie nur um so fester an ihr zu halten. Ihnen lag die Pflicht ob, die Verirrte zurückzuführen auf den Weg der Tugend und Vernunft, aber niemals durften Sie durch Ihre Einwilligung in die Scheidung das geschehene Unrecht sanktionieren."

„Ich habe denselben Standpunkt vertreten, und nicht ohne schwere Kämpfe habe ich ihn aufgegeben, das können Sie mir glauben, liebe Frau von Choiseule. Aber das Ausschlaggebende, dasjenige, was mich dazu zu bringen vermochte, das Gegenteil von dem zu tun, was ich ursprünglich als Norm für meine Handlungsweise festgestellt hatte, war die Erkenntnis, daß in dieser ganzen Angelegenheit ich selbst der Hauptschuldige sei."

„Sie! — Inwiefern?"

„Erstens, weil ich als Hüter meiner Frau und ihrer Tugend meines Amtes schlecht gewartet habe. Unter meinen Augen hat sich die ganze unselige Affäre

angesponnen und ich habe nichts gesehen, weil ich verblendet, vertrauensselig und leichtfertig war. Dann, weil ich es unterlassen habe, meiner Frau und ihrem Charakter gerecht zu werden, sie zu verstehen, und sie ihrer Eigenart gemäß zu behandeln, weil ich überhaupt darüber niemals nachgedacht, ob sie an meiner Seite glücklich sei, und ob sie es sein könne. Schließlich und das ist die größte und schwerste Schuld, die mich trifft, daß ich Eva überhaupt geheiratet habe. Das war ein unvernünftiger, übereilter, leichtfertiger Streich. Was hat mich denn dabei geleitet? Verliebtheit, also Egoismus in höchster Potenz. Denn danach fragte ich nicht: wirst du sie glücklich machen? Sondern ich ließ mich nur von dem Wunsche leiten, dieses junge liebreizende Geschöpf an meine Existenz zu knüpfen, mir zur Freude. Ob eine Harmonie der Empfindungen und Anschauungen vorhanden sei, darum kümmerte ich mich nicht. Darum war diese Verbindung ihrem innersten Wesen nach unsittlich, und als ich sie auflöste, befolgte ich nur eine Forderung der Vernunft und der Moral."

„Nein, Mörner, das ist Sophistik. Wenn Ihre Eheschließung auf Übereilung beruhte, so konnten Sie das nicht durch eine Auflösung der Ehe gut machen, denn das schaffte das Unrecht und seine Folgen nicht aus der Welt. Diese Folgen aber bestanden darin, daß das Glück einer Frau zerstört, ihr Ruf geschädigt, ihre Moral verdorben war. Für das alles gab es nur eine Heilung in der bessernden Zucht, die Sie an sich und ihr zu üben hatten. Hat man ein Werk errichtet und sieht mit der Zeit ein, daß Fehler daran sind, so zerbricht man es nicht, sondern man verbessert es."

„Wie aber, wenn die Grundlagen fehlerhafte sind?"

„Dann trägt man den Bau ab, verbessert die Grundlage und setzt einen neuen an seine Stelle, aber man überläßt es nicht fremden Händen, auf den Trümmern unseres Baues ein anderes, noch fehlerhafteres Werk aufzuführen.“

„Sie verdammen mich. Und doch, mag ich in Ihren und in jedermanns Augen noch so sehr unrecht haben, so weiß ich doch, daß ich hierin nicht dem Antriebe meines eigenen Inneren, sondern einer Stimme gefolgt bin, die von oben her zu mir gesprochen hat.“

„Woher wissen Sie, Mörner, daß das, was Sie für höhere Inspiration halten, nicht eine individuelle Regung war?“

„Ich sehe einen Beweis dafür darin, daß ich jetzt, wo ich meinen Entschluß zur Ausführung gebracht habe, mehr inneren Frieden, ja eine Art von Genugtuung fühle, während ich vordem vor Unruhe und Kummer schier an mir selbst verzweifeln wollte.“

„Das ist ein schlechter Beweis. Das Gewissen ist leicht beschwichtigt, ja man kann es betrügen. Wir können Jahre hindurch in Zufriedenheit mit uns selbst dahinleben, und doch ist unser augenblickliches Wohlbefinden auf einer Lüge errichtet. Der Versucher spricht oft mit lieblicher Stimme zu uns, und wir lassen uns nur zu gern in Sicherheit wiegen. In solchen Zweifeln ist für mich allein maßgebend das Wort Gottes. Wozu ist es uns gegeben, wenn nicht zu einer Richtschnur des Lebens, zu einem Born, aus dem wir Rat schöpfen sollen, so oft wir dessen bedürfen. Was sagt die Heilige Schrift? ‚Was denn Gott zusammengefüget hat, soll der Mensch nicht scheiden,‘ und ‚Wer sich von seinem Weibe scheidet, der macht, daß sie die Ehe bricht‘. Das ist, meine ich, klar und läßt keinerlei

Zweifel oder Andersdeuten zu. Was die weltlichen Gerichte für erlaubt und Recht erklären, ist für mich ohne Belang einem solchen ausdrücklichen Gottesworte gegenüber."

„Auch ich habe viel über diese Stellen nachgesonnen; das Verbot ist klar, und doch gab Moses, der Diener Gottes, Scheidebriefe, und unser Erlöser nimmt an einer Stelle, wo er die Scheidung verbietet, ausdrücklich den Fall des Ehebruches aus. Es ist in der Bergpredigt und kurz vorher sagt er offenbar mit Beziehung darauf: „Ärgert dich deine rechte Hand, so haue sie ab und wirf sie von dir." — Nein, hierin habe ich recht gehandelt, mein Gewissen sagt es mir. Das Unrecht, das ich begangen, liegt weiter zurück. Wenn ich es doch allein wäre, den die gerechte Strafe trifft. Das ist das schwerste für mich, zu sehen, wie von denjenigen, die mir am nächsten standen, meine Fehler mitgebüßt werden. So haben Sie es wahrhaftig nicht um mich verdient, am Lebensabende noch solchen Kummer erleben zu müssen —"

„Lassen Sie das, Mörner, es geht gerecht zu auf Gottes Welt. Mich selbst trifft der Kummer, den ich an meinem Sohne erlebe, nicht unverschuldet. Wenn Sie sich der Blindheit und des Leichtsinnes anklagen, so muß ich es auch tun. Wissen Sie, daß ich das Unheil erkannt hatte, damals, als es im Entstehen war, als man noch vorbeugen konnte. Anstatt nun einschreiten, die beiden, Ihre Frau und meinen Sohn, zu trennen, ließ ich mich von ihm in Sicherheit wiegen, überließ die beiden dem Verhängnisse. Und warum? Weil ich ihn blind liebte, seine Fehler nicht sah, oder nicht sehen wollte, weil er mein Idol, mein Abgott war. Und nun sehen Sie, Mörner, warum ich gerade

in meiner Liebe zu ihm so hart gestraft worden bin. Ich habe es erleben müssen, daß dieser Sohn, auf den ich mein Vertrauen gesetzt, in dem ich die Verkörperung aller männlichen Gaben und Vorzüge sah, mich in so gewöhnlicher Weise hintergangen, getäuscht, betrogen hat, noch mehr, daß er mir trotzt, sich von mir abwendet, sein Glück bei einer Frau sucht, die seiner nicht würdig ist, offen vor aller Welt mit dieser Frau in Ehebruch dahinlebt, schamlos, ohne Religion, den Gesetzen zum Hohn — ah, ich habe von diesen Dingen nicht sprechen wollen, aber sie übermannen mich."

Frau von Choiseule war auf das äußerste erregt. Ihre Lippen zuckten, und heftige Atembeschwerden stellten sich ein. Sie schloß die Augen und führte das Taschentuch vors Gesicht, aber als Mörner zuspringen wollte, winkte sie ihm ab.

Besorgt und mitleidsvoll blickte Mörner auf die alte Dame. Als sie wieder zu sich gekommen, meinte er: „Ich habe Ihrem Sohne und auch Eva äußerlich und auch in meinem Herzen vergeben. Über die beiden zu richten, kommt mir, der ich mich so schuldig fühle, nicht zu. Und Ihr Sohn wenigstens hat in letzter Zeit ehrlich gehandelt; er hat alles getan, um Eva zu rehabilitieren. Ich habe, soweit ich es konnte, ihnen die Wege geebnet, damit ihre Verbindung durch die Eheschließung zur legalen werden kann. Auch Sie sollten der Versöhnung nicht aus dem Wege gehen. Wenigstens, wenn sie sich reuig nahen, sollten Sie —"

„Niemals! Sie haben aufgehört für mich zu existieren, und ich will auch von niemandem mehr irgend etwas über sie erfahren. — Hören Sie, Mörner!"

Mörner erkannte seine Freundin kaum wieder, so

hart war ihr Gesichtsausdruck, so schroff und unversöhnlich ihr Ton.

Schmerzlich betroffen schwieg er eine längere Zeit, dann sagte er, den Blick zum Boden gewandt, mit leisem Kopfschütteln: „Meine liebe Frau von Choiseule, das ist nicht christlich gedacht. Sie versündigen sich, wenn Sie Ihr Herz so verhärten."

Sie erwiderte nichts, und in ihren starren Zügen konnte er nicht lesen, welchen Eindruck seine Worte auf sie gemacht hatten.

Da erklang die Hausglocke. Das Mädchen brachte die Nachricht, ein Stadtpolizist wolle die Frau Oberregierungsrat sprechen.

Der Mann ward eingelassen und berichtete die Auffindung einer fremden Dame im Stadtpark, die ins Krankenhaus geschafft worden sei, und dort im Fieber Frau von Choiseules Namen genannt habe.

Mörner wurde abwechselnd bleich und rot während des weitschweifigen Berichtes des Sicherheitsbeamten, der es nicht unterließ, eine eingehende Schilderung von der gefundenen Dame zu geben. Frau von Choiseule verzog keine Miene. Als der Polizist zum Schlusse gekommen, erklärte sie, sie habe nichts mit dieser Dame zu tun, man möge ihr Asyl geben, wie jeder anderen.

Der Beamte war verwundert, denn Frau von Choiseules Herzensgüte und Hilfsbereitschaft war ja stadtbekannt. Er blieb noch zögernd stehen.

Da sprang Mörner auf, schweratmend mit leuchtenden Blicken. „Gehen Sie," sagte er zu dem Manne, „in einer halben Stunde wird Frau von Choiseule bei der Dame sein" und damit schob er ihn hinaus.

„Eva — es ist Eva!" stieß Mörner hervor, mit großen Schritten im Zimmer auf und ab gehend.

„Welche Fügung! Wir beide hier zusammen von ihr sprechend, und nun das —" Darauf blieb er vor Frau von Choiseule stehen. „Das ist höhere Schickung, sehen Sie denn das nicht," rief er. „Sie ist krank, schwer krank, hat zu Ihnen gewollt, ist unterwegs zusammengebrochen. Und Sie könnten so hartherzig sein, sie ihrem Schicksale zu überlassen. Vielleicht stirbt sie und verlangt nach Ihnen. Gehen Sie, ich flehe Sie an. Sie würden es bitter bereuen, wollten Sie die Unglückliche so verkommen lassen. — O, das ist Gottes Finger!"

Er schritt weiter auf und ab, hocherregt. Tränen liefen ihm über die Wangen, ohne daß er es selbst merkte.

Frau von Choiseule saß in ihrem Stuhl aufrecht, unbeweglich, aber in ihren Mienen arbeitete es gewaltsam, sie schien einen schweren Kampf mit sich selbst zu kämpfen.

Nach einiger Zeit blieb Mörner abermals vor ihr stehen und nach ihren Händen greifend, fragte er: „Nicht wahr, Sie werden zu ihr gehen?"

„Ja ich will," kam es leise über ihre Lippen.

„O, ich wußte es ja," jubelte er, „endlich haben Sie sich selbst wiedergefunden."

Sechzehntes Kapitel.

Mörner begleitete Frau von Choiseule bis an das Hospital, doch ging er nicht mit hinein.

Sie fand Eva in einem Separatzimmer untergebracht. Eine Schwester und der erste Assistent waren bei ihr. Sie lag in heftigem Fieberdelirium.

Frau von Choiseule trat an das Lager. Kaum daß sie in dem dunkelroten, aufgedunsenen Gesichte Evas

Züge wiederzuerkennen vermochte. Ihr Haar war aufgelöst und lag wie ein großes dunkles Kissen unter dem Kopfe. Rastlos warf sie ihren Körper von einer Seite auf die andere, stieß die Decke weg, und schlug mit den Armen um sich. Dann wieder lag sie regungslos, wie im Starrkrampf, die Augen weit geöffnet, den Augapfel verdrehend, so daß man zeitweise nur das Weiße sah. Ein unheimlicher Anblick.

Frau von Choiseule überkam eine Anwandlung von starkem Widerwillen gegen die Daliegende. Also das war ihre siegreiche Rivalin, das war die Frau, die ihr den Sohn geraubt hatte.

Der erste Assistent, ein jüngerer Arzt, erst vor kurzem zu diesem Posten aufgerückt, und vielleicht darum besonders pflichteifrig, trat zu Frau von Choiseule und begann seine Ansichten über den Fall zu erläutern. Von ihm erfuhr die alte Dame, daß Eva hochschwanger sei, ein Umstand, den sie zwar geahnt, aber bisher noch nicht als gewiß erfahren hatte.

Friedrichs Mutter ließ sich nicht anmerken, in welch tiefe innere Erregung sie diese Nachricht versetzte.

„Ich fürchte eine Frühgeburt ist unausbleiblich," sagte der Assistent. „Ist es das erste Kind?"

Frau von Choiseule gab ein zustimmendes Zeichen.

„Wer mag der Mann sein?" fuhr der Arzt fort. „Ich glaube, man hat die Pflicht, ihn zu avertieren, die Sache kann schnell die schlimmste Wendung nehmen."

Friedrichs Mutter erwiderte nichts.

Jetzt begann Eva zu phantasieren. „Nehmt es weg, nehmt es weg!" rief sie mehrmals laut. „Ach das böse, häßliche Tier," wimmerte sie dann kläglich, und verkroch sich mit dem Kopfe in die Kissen. Darauf

bat sie, man möchte ihr den Rosenkranz geben, sie wolle beten.

Plötzlich verklärten sich ihre Züge, sie wurde ganz ruhig, blickte mit großen, verwunderten Augen um sich, sah Frau von Choiseule, die am Fußende des Bettes stand, lange an, lächelte, schloß die Augen wieder und lispelte: „Ah, du bist es, Friedrich."

Frau von Choiseule blieb etwa eine Stunde. Als sie sah, daß die Kranke sich beruhigt hatte und schließlich in Schlaf verfiel, ging sie mit dem Versprechen, am nächsten Morgen wiederzukommen.

Sie traf Mörner, der noch auf der Straße vor dem Gebäude auf und ab schritt. Was er von Frau von Choiseule erfuhr, besonders über Evas Schwangerschaft, erschütterte auch ihn aufs tiefste.

Lange waren die beiden alten Leute schweigend und ohne es zu wissen, beide denselben Gedanken bewegend, nebeneinander hergegangen, als Mörner das, was ihn beschäftigte, auszusprechen wagte: „Ist sie ihm davongelaufen, oder hat er sie verstoßen?"

„Das werde ich morgen erkunden," erwiderte ihm Friedrichs Mutter.

Am nächsten Morgen fand sich Frau von Choiseule zeitig im Krankenhause ein. Die Dame habe den Rest der Nacht verhältnismäßig ruhig verbracht, wurde ihr berichtet, und sei jetzt völlig bei Besinnung.

Frau von Choiseule trat in das Zimmer, Eva lag mit geschlossenen Augen da, ihre Züge hatten jetzt wieder ein normales Aussehen genommen. Die Schwester war bei ihr. Auf Frau von Choiseules Wunsch entfernte diese sich jedoch.

Als Eva die Augen aufschlug und Friedrichs Mutter vor sich stehen sah, schoß ihr eine Blutwelle

ins Gesicht, sie fuhr in die Höhe, schien etwas sagen zu wollen, besann sich aber eines anderen und ließ sich in die Kissen zurückfallen.

Die alte Dame sagte nichts, aber mit ihren dunklen Augen sah sie die vor ihr Liegende unverwandt an. Eva litt Folterqualen unter diesem Blicke, dem sie nicht zu entfliehen vermochte. Schließlich bedeckte sie die Augen mit den Händen.

Endlich begann Frau von Choiseule: „Wo ist Friedrich?"

Der Ton ihrer leisen Stimme hatte nichts Erschreckendes, und Eva wagte darum die Hände vom Gesicht zu nehmen und zu antworten: „Er ist in München."

„Warum sind Sie hier?" forschte die alte Dame weiter.

Keine Antwort erfolgte, ein Zittern flog über Evas ganzen Körper.

„Hat er Sie von sich gewiesen?"

„Ich, nein —" Eva stockte, dann sich zusammenraffend, sagte sie hastig, ohne es doch zu wagen, Friedrichs Mutter dabei anzusehen: „Ich bin hierher gekommen, um Sie um Verzeihung zu bitten, Friedrich sagte, er könne nicht mehr leben ohne Ihre Verzeihung, darum bin ich hierher gekommen." Sie hatte etwas ganz anderes sagen wollen, aber wider ihren Willen war es so herausgekommen.

„So!" meinte die alte Dame, und ein verächtlicher Zug legte sich um ihre Lippen. „Dazu schickt er Sie hierher."

„Nein, nein!" fiel Eva ein, „er hat mich nicht geschickt, ich bin ganz von selbst gekommen: er wußte nicht einmal etwas davon, ich wollte ihn überraschen."

„Auf diese Weise sollte ich überrumpelt werden," sagte Frau von Choiseule bitter. „Es ging wohl nicht mehr gut bei euch, und da besann er sich darauf, daß er noch eine Mutter habe. Das ist nur leider zu spät, seine Mutter bin ich gewesen."

Eva begann von neuem heftig zu zittern, Tränen liefen ihr über die Wangen, sie schluchzte. Wie ganz anders hatte sie sich doch die Versöhnungsszene im Geiste ausgemalt. Auf solche Härte war sie nicht gefaßt. Wohl durch die seelische Erregung beschleunigt, begannen sich von neuem die Vorboten der Wehen bei ihr zu melden.

Das Blut stieg ihr zu Kopfe, Schweiß brach am ganzen Körper aus, sie wand sich unter der Bettdecke, stemmte den Kopf nach hinten in die Kissen ein und die Augen wie flehend nach oben gerichtet, zog sie die Oberlippe mit jenem kläglichsten Ausdrucke menschlichen Schmerzes in die Höhe und stöhnte.

Frau von Choiseule trat zu ihr. Wider ihren Willen griff sie zu, stützte die Kranke, legte ihr die Hand auf die feuchte Stirn, zog ihr die Kissen zurecht. Alles Herbe war aus ihren Mienen gewichen, sie war jetzt ganz das mitfühlende Weib, das selbst Kindesnöte gekannt hat.

Eva hatte ihre Hand zu erhaschen gewußt und preßte sie krankhaft. Auch als die Krämpfe nachließen, behielt sie diese Hand in der ihren, und die alte Dame entzog sie ihr nicht. Dann begann Eva in Absätzen zu erzählen:

„Wir waren so unglücklich miteinander in der letzten Zeit. — In Dresden fing es an, und in München wurde es immer schlimmer. Er war so hart gegen mich, so kalt und gleichgültig, und ich war gereizt und

heftig. — Dann hat er die Hand gegen mich erhoben. Darauf ist er aus dem Hause gelaufen und ich reiste hierher, um — ach, er wünschte die Versöhnung mit Ihnen so sehr. Deshalb bin ich hierhergekommen. O, diese fürchterliche Fahrt in der Nacht. Dann wollte ich zu Ihnen und getraute mir's doch nicht — ich wurde ohnmächtig, und da haben sie mich hierher geschafft."

Frau von Choiseule vermochte aus dem verworrenen Berichte doch eines zu erkennen; wie über alle Maßen elend Eva und Friedrich in der letzten Zeit gewesen sein mußten. Unvermerkt schlich sich das Mitleid in ihre Seele ein.

Schon duldete sie es, daß Eva ihre Hand an die heißen Lippen zog und sie mit Küssen und Tränen bedeckte.

Die alte Dame blieb bei der Kranken, bis der Anstaltsarzt kam. Nach einer eingehenden Untersuchung der Kranken erklärte er, daß Eva sich eine Unterleibsentzündung zugezogen habe. Als Ursache mochten die Eisenbahnfahrt in der Nachtkühle, oder auch das Liegen auf kaltem Erdboden zu betrachten sein. Der Arzt bezeichnete das Hinzutreten dieses Leidens zu Evas Schwangerschaft als eine „Komplikation höchst bedenklicher Natur."

Als Frau von Choiseule Mörner mitgeteilt hatte, was sie in Erfahrung gebracht, erklärte dieser, daß seiner Ansicht nach nunmehr Friedrich von Evas Hiersein und vor allem von der Bedenklichkeit ihres Zustandes zu benachrichtigen sei.

Frau von Choiseule sträubte sich lange gegen diesen Gedanken. In dieser Benachrichtigung Friedrichs schien ihr unausgesprochen und doch ersichtlich eine Anerkennung seines Verhältnisses zu Eva zu liegen.

Mörner aber war so sehr von der Richtigkeit, ja Notwendigkeit des von ihm vorgeschlagenen überzeugt, daß er, ohne die ausdrückliche Erlaubnis zu diesem Schritte von Frau von Choiseule erhalten zu haben, an Friedrich einen Brief richtete, in dem er ihm das Vorgefallene mitteilte. Diesen Brief schickte er an die ihm wohlbekannte Adresse Friedrichs nach München ab.

Siebzehntes Kapitel.

Die beiden Brüder, mit denen Friedrich in der Sennhütte zusammengetroffen war, hielten sich noch immer in jener Gegend der Alpen auf.

Sie trugen sich mit der Absicht, ein Werk über die gesamte Alpenwelt, mit besonderer Berücksichtigung ihrer Fauna und Flora zu veröffentlichen, und bereisten und durchforschten daher jedes Jahr einen bestimmten Abschnitt der Alpen.

Jener See, der auf Friedrich beim ersten Anblick einen so tiefen Eindruck gemacht, daß er ihn nie wieder vergessen konnte, war auch diesem Brüderpaare interessant geworden, aber aus rein wissenschaftlichen Gründen.

Bei der Untersuchung des Seeufers hatte nämlich der Entomologe in einer tieferen Tonschicht mehrere Exemplare einer Muschelart in fossilem Zustande gefunden, die in nächster Verwandtschaft zu den Myaciden des Weltmeeres stand. Und nach weiterer Sondierung des Grundes und Prüfung der Wasserflora kamen die Brüder auf die Vermutung, daß sie es in diesem Alpensee mit einem der seltenen Überreste jener Periode der Weltentwickelung zu tun haben möchten, wo ganz Mitteleuropa unter Salzwasser stand.

Natürlich war es für die beiden Forscher ein ver-

lockendes Problem, diese Hypothese durch Herbeischaffung weiterer Belege zur bewiesenen Tatsache zu gestalten. Daher machten sie sich denn an die Untersuchung des Uferschlammes und der gesamten Umgebung mit jenem pedantischen Forscherfleiß, dessen nur der Deutsche fähig ist.

Eines Mittags, vier Tage, nachdem sie mit Friedrich zusammengetroffen, saßen sie beim Frühstück. Neben ihnen im Ufer angepflöckt lag ein primitiver Kahn, den sie sich in der nächsten Ortschaft in der Eile hatten zusammenzimmern lassen. Der Botaniker war, während er hie und da einen Bissen in den Mund steckte, mit der Präparierung eines Algenfadens für das Mikroskop beschäftigt, als ihn sein Bruder auf einen großen Vogel aufmerksam machte, welcher über der jenseits der Wasserfläche aufsteigenden Felswand langsame Kreise zog.

Sie beobachteten das Tier eine Weile voller Interesse.

„Es ist eine Geierart," sagte der Botaniker.

„Jawohl, ein Gänsegeier," bestätigte der Bruder. „Selten genug, daß sie sich soweit nördlich verfliegen. Ein schönes Exemplar, über zwei Meter Spannweite."

„Er muß dort etwas erspäht haben," meinte der Botaniker. „Sieh, er kommt tiefer und tiefer. Vielleicht sehen wir, wo er sich niederläßt, das wäre interessant."

„Er hat ein Aas gewittert," unterbrach ihn der andere, „ich bin dessen sicher. Der Geruchssinn dieser Tiere ist viel schärfer als ihr Auge." Dabei holte er ein Fernrohr herbei, zog es auseinander und richtete es erst auf den Vogel, dann auf die Felswand, über der er schwebte.

Plötzlich fuhr er, wie erschreckt, zusammen und setzte ab.

„Was gibt's denn," fragte der Bruder.

Der Entomologe erwiderte nichts, blickte von neuem durch das Glas, und sich abwendend, mit bleichem, gänzlich veränderten Gesichte rief er: „Ein menschlicher Leichnam zwischen den Felsen."

Der andere fuhr auf: „Wo?" und nahm seinerseits das Glas zur Hand.

„Tiefer, tiefer," erklärte der Bruder, „kaum zwanzig Meter über dem Wasserspiegel."

Endlich hatte auch der Botaniker die Stelle gefunden. „Wahrhaftig!" rief er, „ein Mann, ich erkenne den Stiefel, ah — und eine Hand."

„Ob er schon lange daliegt?"

„Mir scheint es nicht so."

„Was ist zu tun?"

Und nach kurzer Beratung beschlossen sie, Leute mit Stricken und Leitern herbeizuholen, um die steile Wand ersteigen und die Leiche herunterholen zu können.

Am Abende dieses Tages lag Friedrichs Leichnam an dem Ufer jenes Sees, auf dessen Grunde er ewigen Schlummer zu finden gehofft hatte. Ein Kreis von Leuten stand um den Toten, unter ihnen das Brüderpaar.

Die beiden hatten in dem Toten denselben Mann wiedererkannt, dessen flüchtige Bekanntschaft sie in der Sennhütte gemacht.

Der Botaniker meinte: „Armer Mensch, wer hätte das gedacht. Er war ein prächtiger Bursche — und wie sieht er jetzt aus. Jedenfalls ist er abgestürzt."

„Das glaube ich nicht," erwiderte sein Bruder.

„Wieso?" fragte jener.

„Nun, ich glaube, es ist kein Zufall hier im Spiel. Hast du nichts bemerkt, neulich abends. Sein Wesen war so eigentümlich.“

Nachdenklich betrachtete der andere die Leiche. „Wirklich, meinst du das?“ sagte er. „Vielleicht hat er sich doch nur zu weit vorgewagt, ist ausgerutscht und gestürzt. — Auf jeden Fall müssen wir erkunden, wer er gewesen ist. Besinnst du dich noch auf den Namen, den er uns nannte?“

„Nein!“

„Ich auch nicht.“

„Laß uns seine Kleider durchsuchen. Vielleicht finden wir einen Anhalt. Der Sprache nach war er ein Norddeutscher.“

Die Untersuchung ergab, daß die Taschen völlig leer waren. Kein Notizbuch, kein Portemonnaie, nicht der geringste Gegenstand, der auf eine Spur hätte leiten können, selbst an den Fingern nicht einmal ein Ring.

Dieser Befund verstärkte die Vermutung des Entomologen nahezu zur Gewißheit. „Laß uns seine Körperlänge messen,“ meinte er, „und die Zähne untersuchen, damit man ein vollständiges Signalement hat.“

Nachdem dies geschehen, untersuchten sie die Wäsche. „Hier ist eine Spur,“ rief einer der Brüder. ‚F. v. Ch.‘ seine Namenschiffre, und hier der Stempel der Wäschefabrik. Er kommt aus Berlin. Nun wird es nicht schwer fallen, seine Herkunft ausfindig zu machen.“

Sie ließen den Leichnam nach dem nächsten Dorfe schaffen, avertierten die Behörde in Kufstein, gaben, was sie wußten, zu Protokoll, und richteten dann ein Schreiben an die Polizeidirektion in Berlin, dem sie das Signalement der Leiche beifügten.

Nachdem sie sich dann noch um die Einsargung und Beisetzung des Toten gekümmert hatten, begaben sie sich wieder an ihre Forschungsarbeit.

Achtzehntes Kapitel.

Evas Leiden schien inzwischen eine Wendung zum Besseren nehmen zu wollen, jedenfalls hatte sich ihr Zustand nicht verschlimmert, und das, was der Arzt anfangs befürchtet hatte, eine Frühgeburt, war nicht eingetreten.

Aber noch etwas anderes hatte sich vollzogen, das niemand hätte voraussagen können, Frau von Choiseules Herz war für Eva gewonnen worden. Das Mitleid, welches die Kranke in ihrer Hilflosigkeit der alten Dame eingeflößt, hatte den Weg zur Liebe angebahnt.

Friedrichs Mutter wollte anfangs nichts von dieser weicheren Regung wissen, sie sprach mit Eva nur das nötigste, auf deren Leiden bezügliche, und wo sie ihrem innersten Hange nach hätte hingebend und mitfühlend sein mögen, zeigte sie nur Ernst und Strenge in ihren Mienen und Worten. Aber dieses Versteckenspielen mit den eigenen Gefühlen war auf die Dauer nicht durchführbar, es war ein geheimer instinktiver Trieb, der sie zu Eva hinzog: Das Bewußtsein, daß jenes Werdende, das immer mehr dem Eintritte ins Leben zudrängte, ihr Enkelkind sein werde.

Evas Leiden erforderte eine stets wachsame und aufopfernde Pflege; Frau von Choiseule hatte diese fast ganz aus den Händen der Schwester in die eigenen genommen. Mehr und mehr trat Evas Befinden für sie in den Vordergrund aller Interessen.

Eva lohnte ihr mit enthusiastischer Liebe. Sobald

sie die anfängliche Scheu vor Friedrichs Mutter abgestreift, begann sie den lebhaften Drang zu fühlen, dieser die geheimsten Falten ihres Herzens zu eröffnen. Sie suchte einen Beichtiger, dem sie ihr ganzes Elend bekennen wollte. Mit einer Offenherzigkeit, wie sie sie bisher vielleicht noch niemals, selbst Friedrich gegenüber nicht, an den Tag gelegt hatte, erzählte sie der alten Dame ihr gesamtes Leben, die Ehestandsepisode, und schließlich auch die Geschichte ihrer Liebe zu Friedrich; alles ohne Rückhalt, ohne Beschönigung.

Frau von Choiseule beschränkte sich darauf, ihr zuzuhören; daß hier nicht der Ort zum Tadeln und zu Vorwürfen sei, die ihr oft genug auf den Lippen schwebten, sah sie ein.

Aber, was sie von Eva erfuhr, gab ihr zu denken. Wie klar schien ihr jetzt dieser ganze unselige Handel, der ihr den Sohn entfremdet hatte, wie scharf erkannte sie die Fehler, die jeder einzelne der darin Handelnden begangen hatte, und allmählich änderte sich die Stellung, welche sie zu dem Vorgegangenen bisher eingenommen. Von dem Augenblicke an, wo sie es über sich gewonnen hatte, der erkrankten Eva ihre Fürsorge zuzuwenden, verlor der Widerstand seinen Sinn, den sie vordem einer Verbindung ihres Sohnes mit dieser Frau entgegengesetzt. Unmerklich und doch unaufhaltsam schmolz das Eis ihres Starrsinnes dahin, und allmählich begann sie einzusehen, daß Mörner recht habe, hier blieb für sie nur eins zu tun, und das hieß: Vergeben und versöhnen.

Für Eva war diese Zeit vielleicht die zufriedenste ihres Lebens. Sie fühlte, daß sie gesiegt habe. Sie hatte das erreicht, weshalb sie hierher gekommen. Denn wenn Frau von Choiseule bisher auch noch nicht mit

Worten zugestanden hatte, daß sie verziehen habe, aus dem Verhalten der alten Dame ihr gegenüber konnte Eva es entnehmen. Und durch dieses Bewußtsein fühlte sie sich im Geiste auch mit Friedrich versöhnt, jene innigen Gefühle, welche sie in den ersten Tagen ihres Liebesglückes für ihn empfunden, schienen neu in ihr erwacht, aller Streit, all das Häßliche, das zwischen ihnen vorgefallen, war vergessen, die Zukunft sollte all die Widrigkeiten des Vergangenen ausgleichen.

Und dazu kam noch ein anderer Umstand, der beitrug, sie einen vordem nie gekannten Seelenfrieden genießen zu lassen. Frau von Choiseule war es gelungen, Eva für einen wirklich lebendigen Glauben zu gewinnen.

Diese alte erprobte Christin hatte gar bald herausgefunden, wie völlig unbebaut Evas Sinn auf religiösem Gebiete sei. Das wenige, was sie sich im Laufe des letzten Jahres von katholischem Wesen angewöhnt, war schnell beseitigt, denn es war nur durch Persönlichkeiten, mit denen sie zufällig in Berührung gekommen, in sie hineingetragen worden, ohne dort festere Wurzel gefaßt zu haben.

Nachdem es Friedrichs Mutter aber einmal gelungen, das religiöse Bedürfnis, das so lange unbetätigt in Eva geschlummert, zu wecken, war das Verlangen nach der neuen Nahrung bei dieser schier unersättlich. Und die Einsamkeit des Krankenlagers, wo nichts sie von der frommen Beschaulichkeit abzog, die Schmerzen, welche sie weich und trostbedürftig machten, die bevorstehende Gefahr, die sie angstvoll nach Hilfe ausschauen ließ, sie alle trugen dazu bei, die Kranke in ihrer religiösen Schwärmerei zu erhalten und weiter zu treiben.

Frau von Choiseule ging mit Eifer an das Missionswerk. Sie erklärte ihrer Schülerin das ge-

samte System des Christentums, die Fundamente des evangelischen Glaubens, las ihr aus der Bibel vor und veranlaßte Eva, das Abendmahl zu nehmen, an dem sie selbst teilnahm.

Von Mörners Anwesenheit hatte Friedrichs Mutter der Kranken nichts mitgeteilt. Auch in Mörners Dasein bildete jetzt Evas Befinden das erste Interesse.

Er begleitete Frau von Choiseule zum Krankenhause, holte sie zu bestimmten Zeiten ab, und ging oft ganze Stunden lang in dem Garten des Institutes umher, oftmals nach jenem Fenster im ersten Stock mit dem herabgelassenen Rouleau blickend.

Die Liebe für Eva, die er tief in seinem Inneren begraben zu haben vermeinte, war doch noch nicht abgestorben. Eine mächtige Sehnsucht erfüllte ihn im geheimen, die Züge derjenigen wiederzusehen, die seine Frau gewesen.

Einmal, als er Frau von Choiseule im Vorzimmer abholte, erzählte diese, Eva sei soeben in festen Schlaf gesunken. Da offenbarte Mörner, wie ein Mädchen über und über errötend, der alten Freundin seinen geheimen Wunsch.

Frau von Choiseule kehrte sofort um, und leise die Tür öffnend trat sie, von dem vor Erregung zitternden Mörner gefolgt, in das Zimmer der Kranken.

Angetan mit einer weiten Flanelljacke ruhte Eva bis zur Brusthöhe wohl zugedeckt in den Kissen, die Arme hatte sie gleichmäßig von sich gestreckt, und die feinen Händchen lagen platt auf dem Deckbett. Regelmäßig hob sich ihr Busen unter den tiefen Atemzügen des Schlafes. Mit ihrem halb zur Seite gefallenen Kopfe, den geöffneten zu leichtem Lächeln verzogenen

Lippen, und den rosig angehauchten Wangen hatte sie etwas von einem schlummernden Kindchen an sich.

Mörner ergriff dieser Anblick im Innersten. Schluchzend mit gefalteten Händen stand er an dem Lager, und Frau von Choiseule, welche besorgte, die Kranke möchte erwachen, hatte Mühe, ihn hinwegzuführen.

Mörner erwartete täglich Friedrichs Ankunft. Als aber weder Friedrich noch eine Antwort von ihm kam, schrieb er einen zweiten Brief. Da erhielt er beide Briefe von München aus zurückgeschickt, mit dem Bemerken, der Adressat sei seit vierzehn Tagen verschwunden, unbekannt wohin.

Mörner erschrak heftig, was hatte das zu bedeuten? Umgehend schrieb er an die Polizeidirektion in München, forderte sie zu Nachforschungen wegen Friedrichs Verbleib auf und erbat sich Benachrichtigung.

Er befürchtete das Schlimmste, doch schwieg er Friedrichs Mutter gegenüber; sie in Sorge und Kummer zu versetzen, ehe er gewisse Nachrichten erhalten, hielt er nicht für angebracht.

Inzwischen kam der Termin von Evas Entbindung heran.

Eines Morgens als Frau von Choiseule, wie gewöhnlich gegen acht Uhr ins Krankenhaus kam, erkannte sie schon an dem Gesichte der ihr entgegenkommenden Wärterin, daß etwas Außergewöhnliches vorgehe. „Die Nacht war sehr schlecht, gnädige Frau," sagte die Frau im Flüstertone, „heute wird's wohl werden —"

Frau von Choiseule fand Eva im Bette kauernd, mit vorgebeugtem Oberkörper, die Seiten mit den Händen haltend. Ihr Gesicht war hochrot gefärbt und die Augen leuchteten in fieberischem Glanze.

„Was geht mit mir vor — was ist das?“ stöhnte sie.

Frau von Choiseule brachte sie durch Zureden und sanfte Handgriffe dazu, wieder die liegende Stellung einzunehmen.

„O, ich sterbe, ich sterbe,“ jammerte Eva. „Das ist zu fürchterlich — verlassen Sie mich nicht,“ und sie erhaschte den Arm der alten Dame, an den sie sich krampfhaft klammerte.

„Gottvertrauen, liebe Eva,“ sagte Friedrichs Mutter mit bleicher, aber fester Miene. „Wenn der Herr es so will, werden Sie unversehrt durch dieses schwere Leid gehen.“

„Nein, nein, ich werde sterben,“ rief sie. „Ich weiß es ganz gewiß,“ und sie sah starren und entsetzten Blickes ins Leere.

Nach einer Weile veränderte sich ihr Gesichtsausdruck, sie rief die alte Dame mit leiser Stimme zu sich heran, als wollte sie ihr etwas Besonderes anvertrauen, und obgleich niemand anderes im Zimmer anwesend war, flüsterte sie kaum vernehmbar: „Wo ist er — weiß er, wie krank ich bin?“

„Mein Sohn hat nichts von sich hören lassen,“ erwiderte Friedrichs Mutter.

Verwundert, als könne sie nicht fassen, was die andere gesagt, blickte Eva vor sich hin. Und Frau von Choiseule, die jetzt neben dem Lager Platz genommen, hörte, wie sie im Selbstgespräche sagte: „Ach, könnte ich ihn doch noch einmal sehen — Friedrich, — er konnte so lieb sein, wenn er wollte, so lieb und gütig — Verzeihung!“

Dann wandte sie sich von neuem zu Frau von Choiseule und fragte: „Wollen Sie mit mir beten?“

Die alte Dame kniete neben dem Bette nieder und sprach ein inbrünstiges Gebet mit lauter Stimme, das ihr Eva nachsprach. Aber mitten im Beten unterbrach Eva Friedrichs Mutter und sagte: „Wir wollen auch für ihn beten.“

Da begannen die Wehen von neuem und setzten nicht wieder aus. Der geburtshelfende Arzt erschien und die Wärterin hielt sich zur Stelle.

Eva litt furchtbar. Frau von Choiseule war an den Anblick menschlicher Leiden in jeder Form gewöhnt, aber das, was sie hier mit ansehen mußte, zerriß ihr das Herz. Sie bat den Arzt mit ihr ins Nebenzimmer zu kommen, sie wünschte ihn dort ohne Zeugen zu sprechen.

„Haben Sie denn kein Mittel, den Qualen der Unglücklichen ein Ende zu machen?“ fragte sie den Mann, am ganzen Körper vor Erregung zitternd.

„Ich warte noch eine Viertelstunde,“ erwiderte der Arzt, „wenn dann noch keine Aussicht auf Besserung eingetreten ist, muß ich zur Perforation schreiten, sonst stirbt mir die Frau unter den Händen.“

Da kam Mörner, sein Gesicht war bleich, die Augen gerötet, er mußte geweint haben. Zaudernd blieb er stehen, als er Frau von Choiseules ansichtig wurde.

Der Arzt kehrte wieder zu der Kreißenden zurück, während die alte Dame auf Mörner zueilte und ihm berichtete, wie es mit Eva stehe.

Aber er achtete kaum auf ihre Worte, was mit Eva vorging schien augenblicklich von ganz nebensächlicher Bedeutung für ihn zu sein. Endlich fiel Frau von Choiseule sein verstörtes Wesen auf.

„Was ist geschehen?“ fragte sie.

„Schlechte, sehr schlechte Nachrichten von Ihrem Sohne — fassen Sie sich," brachte er stockend hervor und schwieg.

Frau von Choiseule sah ihm scharf prüfend ins Gesicht, er senkte den Kopf vor ihrem Blicke, und ohne daß er es hindern konnte, begannen seine Kinnladen krampfhaft zu zucken, und verrieten seinen Schmerz.

Friedrichs Mutter wandte sich ab, schwankte einige Schritte vorwärts, und ließ sich schwer in einen Stuhl sinken, sie bedeckte die Augen mit den Händen.

Ein Stöhnen schreckte Mörner auf, er eilte zu ihr.

„Tot?" fragte sie.

Mörners Schweigen bejahte ihre Frage.

„Selbst— Selbst—" und endlich brachte sie es über ihre Lippen: „Selbstmord?"

„Man hat ihn an einer Felswand in den Alpen gefunden," erwiderte Mörner, „vielleicht ist er abgestürzt."

„In Sünden dahingefahren," heulte die Mutter auf, „mein Sohn — selbstentleibt."

Und in ihr Klagen mischten sich jetzt Töne aus dem Nebenzimmer, die Mörner erbeben machten. Waren das menschliche Laute?

Das währte nicht lange. Alles wurde plötzlich totenstill, die Tür tat sich auf und mit düsterer Miene trat der Arzt heraus. „Das Kind lebt," sagte er, „aber die Mutter ist tot."

Frau von Choiseule verstand ihn nicht. „Wollen Sie nicht hereinkommen?" fragte der Arzt. „Es ist ein Knabe."

Friedrichs Mutter blickte ihn wie geistesabwesend an.

Da tönte durch die offengebliebene Tür ein Ge-

räusch ganz eigener Art, durchdringend und jämmerlich, eines Kindchens Stimme.

Bei diesen Tönen schien Leben in die alte Frau zurückzukehren, sie lauschte.

Mörner faßte sie am Arme und führte sie ins Nebenzimmer. Unter einem weißen Tuche, das die Wartefrau über sie gebreitet hatte, lag die, welche einstmals seine Frau gewesen war.

„Wollen Sie die Tote sehen?" fragte die Frau.

Mörner, jedes Wortes unfähig, winkte mit der Hand ab.

„Es war schnell mit ihr aus," schwatzte die Frau, „so schnell habe ich noch keine verlöschen sehen, wie ein Licht — ja, ja, das ist der Herzschlag, ich dachte mir's gleich — aber der Junge ist ein Prachtkerl."

Mörner wandte sich nach dem Kinde um. Er sah in Frau von Choiseules Händen ein kleines, rötliches, zappelndes Wesen. Sie hielt es in zitternden Armen, und benetzte es mit ihren Tränen.

Der Anblick erschütterte Mörner mehr als alles voraufgegangene. „Das Kind der Schande in ihren Armen!" dachte er.

Das Kindchen dehnte sich und schlug die Augen auf.

„Sehen Sie, sehen Sie doch!" hauchte Frau von Choiseule. Mörner trat hinzu. „Die Augen — seine Augen!"

„Es ist Ihr Enkelsohn," sagte Mörner. „Lassen Sie uns dieses Kind gemeinsam zu einem tüchtigen, christlichen Mann erziehen."

Piererſche Hofbuchdruckerei Stephan Geibel, Altenburg.

Wilhelm von Polenz Gesammelte Werke

Wilhelm von Polenz

Gesammelte Werke

Band 6

Gesammelte Werke

von

Wilhelm von Polenz

Band VI

Wurzellocker

Dritte Auflage

F.F.C.

F. Fontane & Co.
Berlin

Wilhelm von Polenz

Wurzellocker

Dritte Auflage

F. F. & C.

F. Fontane & Co.
Berlin

Wurzellocker

Erstes Buch.

Die schwüle Luft eines Spätsommertages lag auf der Stadt. Kein Windzug entführte den Rauch, welcher aus ungezählten Essen emporstieg und, zu einem Schleier von totem Grau verdichtet, über dem ganzen Weichbilde stand. Der Fluß führte wenig Wasser unter den breitspannenden Brückenbogen talwärts, und das bißchen Kühle, das er auf seinen gelben Wellen mit sich gebracht, verflog schnell, aufgesogen von der Sonne, die, schon seit Wochen unbarmherzig vom wolkenlosen Himmel herniedersengend, den Blättern der Alleebäume längst die Farbe des Tabaks gegeben und das Erdreich in morschen Zunder verwandelt hatte. Jeder Windzug entführte davon Teile, die sich in inniger Verquickung mit dem Straßenstaub, dem Ruß der Fabrikessen und der Schornsteine auf Menschen, Tiere, Pflanzen legten und den Lungen eines jeden Lebewesens das Atmen erschwerten.

Wem in dieser Jahreszeit Beschäftigung oder Kasse nicht erlaubt hatten, ins Hochgebirge oder an die See zu entfliehen, der suchte in den Feierstunden wenigstens aus den Mauern hinaus zu gelangen in die luftig gebauten Villenvororte, in die Obstgärten und Weinberge unterhalb der Stadt, vielleicht auch in die ausgedehnten Waldungen im Norden.

Die Menschenwogen, welche sich aus dem rauchigen Zentrum in die Naturfrische ergossen, hatten jenen herdenartigen Charakter angenommen, den die Menge zeigt, sobald ein Naturereignis, ein gemeinsames Erleben oder auch nur verwandtes Bedürfnis sie nach einer bestimmten Richtung treibt. Das Gefühl unerträglicher Schwüle hatte in diesen Tausenden den nämlichen Drang erzeugt: hinaus unter freien Himmel.

Eine Gruppe von drei Menschen trennte sich ab von dem allgemeinen Schwarme: zwei Männer, ein Mädchen. Während die meisten anderen der ausgestreckten Hand eines Wegweisers folgten, der in fünf Minuten die schönste Aussicht, Kegelbahn, Bier, Kaffee und andere Herrlichkeiten verhieß, schlugen diese drei einen sandigen Fußsteig ein, der in den Wald hineinführte.

Einem Mädchen wie diesem begegnet man gern. Frische Wangen, schönes Haar, guter Wuchs. In den Bewegungen die Leichtigkeit und anmutige Weichheit, die nur das junge Weib hat. Helle, freundlich blickende Augen, welche man sich mit Tränen gefüllt sehr rührend vorstellen konnte, Augen, die nicht kokett blickten, aber aus denen unbewußt die rührende Mädchenbitte sprach: Finde mich hübsch! Nichts Rätselhaftes, nichts Dämonisches, nichts Mystisches, aber um so mehr gesunde Sinnlichkeit.

So mancher Mann wendete unwillkürlich den Kopf nach dieser Erscheinung, und „ein bildhübsches Mädchen", das war eine häufige Bemerkung, die Alma Lux hinter sich geflüstert hören konnte.

Wahrscheinlich war das gestreifte Sommerkleidchen, das sie gut kleidete, ihr eigenes Machwerk. Aus ihrem Hut mit allzuviel künstlichen Blumen und dem grellfarbigen Sonnenschirm, den sie nicht recht zu handhaben

verstand, sprach das harmlose Bestreben des Kindes aus dem Volk, für eine Dame gehalten zu werden.

Von den beiden Männern trug der ältere seinen einfachen, braunen Lodenanzug mit einem gewissen großartigen Selbstbewußtsein zur Schau, als wolle er sagen: Wenn ich mich gut anzöge, würde meine Häßlichkeit nur noch grotesker wirken. Und in der Tat, aus diesen abfallenden Schultern, eckigen Hüften und dünnen Beinen hätte die größte Schneiderkunst nichts Anmutiges zu gestalten vermocht.

Die Gesichtszüge dieses Mannes, der im Anfang der dreißig stehen mochte, machten freilich manches wieder gut, was der Körper an ästhetischen Sünden beging. Es war das Gesicht eines intelligenten Pudels. Schmale, hohe Stirn, in die rotblondes Haar in lockigen Büscheln fiel. Lebhafte, glänzende, kluge und zugleich gute Augen. Brauen, die sich von der gleichmäßig roten Farbe des ganzen Gesichts nur wenig abhoben. Eine spitze Nase mit weiten, beweglichen Nüstern. Das Untergesicht vorspringend. Oberlippe und Mundwinkel ganz vom blonden Schnauzbart versteckt.

Von ganz anderem Schrot und Korn war der Jüngere. Die lässige Haltung, die Art, wie er seinen ehemals gut gemachten, jetzt abgenutzten Anzug trug, sprachen von dem stolzen Gehenlassen eines Menschen, dem der Stempel guter Herkunft von Natur aufgedrückt ist. Die Haut zart, die Glieder schlank und gut proportioniert, die Züge eigentümlich kapriziös gemischt. Die edle Stirn, das ausdrucksvolle Auge schienen einen Anlauf zu energischer Männlichkeit nehmen zu wollen, doch waren Kinn und Lippen die eines Weibes. Niemand konnte es dem jungen Menschen verargen, daß er das Haar im Nacken lang trug, denn es

hatte einen ungewöhnlichen, an matte Seide erinnernden Glanz.

Der Ältere der beiden schien des Weges kundig zu sein. Zwar war Doktor Lehmfink kein Autochthone. Seine Wiege hatte in einem schwäbischen Gebirgsstädtchen, nahe der Schweizer Grenze gestanden. Sein Leben war eine Wanderung nach Wissen und nach Brot. Ein eigentliches Heim hatte er auch hier nicht; man müßte denn eine Chambre garnie und einen Schemel vor einem Redaktionspult so nennen. — Seit zwei Jahren lebte er in dieser Stadt. Er schätzte den Platz, wie man eine Schutzhütte zu schätzen weiß im Gebirge, die einem eine Zeitlang notdürftige Unterkunft gewährt.

Und auch sein um etwa fünf Jahre jüngerer Begleiter war ein moderner Nomade. Das holperige Pflaster des nordhannöverschen Nestes, dem er entstammte, hatte Fritz Berting seit Jahren nicht mehr betreten. Er war mit seiner Familie zerfallen, galt den Verwandten als ein verlorener Sohn. Trotz seiner Jugend hatte er seine Füße schon an den verschiedensten Herdfeuern gewärmt.

Sie kannten einander von Berlin her, wo sie sich in literarischen Kreisen getroffen hatten. Lehmfink besaß eine hohe Meinung von Bertings Begabung. Er liebte den Jüngling mit einer Art schmerzlicher Bewunderung, wie es selbstlose Menschen tun, die in einem jüngeren Genossen jene glücklichen Anlagen finden, die sie in sich selbst zu erziehen einstmals heiß bemüht gewesen sind.

Auch nach seinem Wegzug von Berlin hatte Doktor Lehmfink den jungen Berting nicht aus den Augen verloren. Vor einiger Zeit erfuhr er durch die Zeitungen, daß ein Drama des jungen Dichters bei seiner Erstaufführung in Berlin in aufsehenerregender Weise

durchgefallen war. Er schrieb an den Autor einen Beileidsbrief. Daraufhin war Fritz Berting eines Tages bei ihm erschienen, mit wenig Gepäck, ohne Geld und in Begleitung eines weiblichen Wesens.

Lehmfinks Auffassung von Liebe war nicht eng. Das Leben hatte ihn gelehrt, daß man in allem, was die Beziehungen der Geschlechter betrifft, nicht weitherzig genug urteilen kann. Aber er wußte auch, daß es keine gefährlichere Klippe gibt für den Menschen, der noch keine gefestigte Stellung hat, als ein ernsthaftes Liebesverhältnis.

Er nahm scheinbar Almas Gegenwart als etwas Selbstverständliches hin, stellte keine neugierigen Fragen, forschte nicht, wie die beiden einander gefunden hätten und was ihre Zukunftspläne seien.

Lehmfink sah es für Freundespflicht an, zunächst für Fritzens äußeres Unterkommen zu sorgen. Er half eine möblierte Wohnung suchen für die beiden; dann wußte er einen Verleger, der gerade auf Ausschau war nach verheißungsvollen Talenten, zu interessieren für den jungen Dichter. Auf Doktor Lehmfinks Empfehlung hin gab der sonst äußerst vorsichtige Geschäftsmann für einen Roman, den Berting noch nicht einmal zu schreiben begonnen hatte, einen Vorschuß von etlichen hundert Mark.

Fritz Berting hatte die nächsten Wochen dazu gebraucht, sich in der fremden Stadt umzuschauen. Man mußte doch erst in Stimmung kommen, ehe man sich niedersetzte zum Schreiben. Der Verleger hatte nichts wieder von ihm gesehen, seit dem Tage, wo er so unvorsichtig gewesen war, seine guten Scheine in Fritzens Hand zu legen, in der Hoffnung, sie in Gestalt von beschriebenem Papier zurückzubekommen. Dem Freunde

gegenüber hatte Berting die Entschuldigung, daß man bei der herrschenden Hitze von keinem Menschen Gedanken und Einfälle verlangen dürfe.

Lehmfink hätte erwidern können, daß er bei jeder Temperatur tagein tagaus sein Pensum abarbeiten müsse; aber er unterdrückte die Bemerkung, denn es kam ihm nicht bei, seine Tätigkeit mit der Bertings zu vergleichen.

So streifte Fritz denn in der Stadt umher, betrachtete die Auslagen in den Schaufenstern, studierte Physiognomie und Wesen der Einwohner, amüsierte sich über ihre Aussprache, die eine Karikatur war des Hochdeutsch, saß in Restaurationen und Cafés, schlürfte einen Eiskaffee nach dem anderen, las Zeitungen und ging abends ins Gartenkonzert.

Alma saß derweilen in der gemieteten Wohnung allein. Anfangs hatte sie die Zeit damit zugebracht, seine und ihre Garderobe in besseren Zustand zu bringen. Als sie damit schnell fertig geworden war, dachte sie daran, sich nach Arbeit umzusehen. Das Nächstliegendste für sie wäre gewesen, wieder in einem Konfektionsgeschäft Stellung zu suchen, als Probierfräulein oder dergleichen. Zwar war tote Saison, aber mit ihrer Figur konnte sie schon den Versuch wagen. Fritz jedoch wollte davon nichts wissen, er fand diese Art Broterwerb ihrer durchaus unwürdig. Da entsann sich Alma, daß sie in der Zeit, ehe sie in die Konfektion gekommen, Krawatten genäht hatte. Ganz verlernt würde sie das inzwischen auch nicht haben. Sie fragte in verschiedenen Geschäften nach Arbeit und erhielt schließlich einen Posten zugeschnittener Ware überwiesen. Gern hätte sie sich eine Nähmaschine gekauft oder geliehen. Aber Fritz legte dagegen ein entschiedenes Veto ein. Bei

der Engigkeit ihres Logis würde ihn das impertinente Geräusch der Nähmaschine stören. Alma, die gewohnt war, sich in allen Stücken seinen Wünschen zu fügen, mußte daher die Arbeit mit der Hand verrichten.

Heute hatte Doktor Lehmfink die beiden abgeholt, um ihnen etwas von der Umgebung der schön gelegenen Stadt, von der sie so gut wie noch nichts gesehen hatten, zu zeigen.

Die Unterhaltung war nicht gerade lebhaft; Lehmfink trug ihre Kosten so ziemlich allein. Fritz Berting war schon seit einigen Tagen schlechter Laune. Machte das die andauernde Hitze oder eine ungünstige Besprechung, die neulich in einer angesehenen Zeitschrift über seine Gedichte gestanden hatte, oder endlich die Entdeckung, daß die von dem Verleger vorgeschossene Summe wie der abnehmende Mond unaufhaltsam kleiner wurde; oder waren es diese unangenehmen Dinge vereinigt? Kurzum, Fritz sah die Welt durch eine rauchgeschwärzte Brille und nahm sich nicht die Mühe, diesen Seelenzustand vor seiner Umgebung zu verbergen.

Doktor Lehmfink sprach wie gewöhnlich von Literatur. Er hatte in früheren Jahren nach dem Dichterlorbeer gestrebt, ohne es weiter zu bringen als zum Literaten.

Eine von Lehmfinks Liebhabereien war, die Literaturgeschichte nach vergessenen oder bei Lebzeiten irgendwie zu kurz gekommenen Autoren zu durchstöbern, um diese Verkannten nachträglich zu Ehren zu bringen. Schon verschiedene solcher Verschollenen hatte er in Anthologien und billigen Ausgaben populär zu machen versucht. Er setzte bei solchem Bemühen nur Geld zu und Zeit. Von der Not getrieben, war er schließlich zum Journalismus übergegangen. Bei dem Feuilleton einer politischen Tageszeitung fand er Unterschlupf. Hier

mußte er so ziemlich über alles schreiben: Theater, Bücherbesprechungen, Wissenschaftliches. Seine gründliche Bildung kam ihm dabei zu statten, während der hohe, künstlerische Maßstab, den er an literarische Erzeugnisse anzulegen für Pflicht hielt, ihn oft genug in Kollision brachte mit den banalen Forderungen des Publikums, das vor allem Lesefutter will und Sensationelles.

Fritz Berting hörte nur mit halbem Ohre hin.

Mehr Interesse legte Alma Lux an den Tag. Sie besaß die Bildung der Volksschule, schrieb unorthographisch und kam in ihren literarischen Interessen nicht über den Kolportageroman hinaus. Aber auf sie wirkte, wie auf die meisten Frauen, viel weniger das Thema als die Persönlichkeit des Sprechenden.

Doktor Lehmfink war ihr interessant. Noch nie in ihrem Leben hatte sie einen Menschen gesehen, der ihm ähnlich gewesen wäre. Die großen Augen, das strubbelige Haar und die rötliche Hautfarbe seines Gesichts, dazu seine Storchbeine reizten sie beständig zum Lachen. Sie konnte sich gar nicht in die Existenzbedingungen eines solchen Wesens hineindenken, betrachtete diesen Menschen als etwas Neues, Fremdes, Erstaunliches, wie eine Art Schauspiel, das zu ihrem besonderen Vergnügen aufgeführt wurde. Auch wenn sie seine Worte gar nicht verstand, bereitete es ihr doch Genuß, ihnen zu folgen und dabei zu denken, wie freundlich es von diesem hochgelehrten Herrn sei, sich überhaupt mit ihr abzugeben.

Und was ihr Vertrauen zu Doktor Lehmfink unendlich vertiefte, war das instinktive Gefühl, daß er ein anständiger Mann sei, der nichts Unrechtes von ihr wolle. Sie hatte trotz ihrer neunzehn Jahre die Erfahrung gemacht, daß das bei Männern etwas äußerst Seltenes ist.

Die drei hatten ein schmales, mit dünnem Wald bestandenes Tal durchschritten, in dessen Grunde ein seichtes Wässerlein hie und da aufblitzte. Nun stiegen sie durch tiefen Sand zu einer unbedeutenden Erhöhung empor. Der Gipfel war gelichtet und gestattete freien Ausblick.

Da unten über Baumwipfel hinweg sah man die Stadt liegen. Sie füllte das breite Flußtal mit ihren Häusermassen bis zu den jenseitigen Hügelreihen. Im Osten standen, gleich blauen Würfeln, eine Anzahl Berge gegen den milchweißen Himmel, deren Gipfel wie mit dem Messer abgeschnitten schienen. Der Fluß, von zahlreichen Brücken überspannt, trat in gefälliger Kurve aus der Stadt heraus, nur für ein kurzes Stück durch freies Land fließend, dann verdeckten ihn schon wieder Gebäudemassen, Häuserzeilen, Fabriken. Das ganze, weite, muldenartige Tal besetzt von menschlichen Anwesen. Selbst die niederen Höhenzüge, die, nach beiden Seiten zurücktretend, breiten Bänken fruchtbaren Vorlandes Platz machten, waren besät mit Dörfern, Einzelgehöften, Schlößchen und Landhäusern, die inmitten von Obstgärten und eingehegten Parks lagen. Wo nach Süden das Gelände offen im Anprall der Sonne sich breitete, hatte der Weinbau seinen Platz gefunden. Nach Norden hin aber dehnte sich auf rauhem Hochplateau dunkler Kiefernwald, sandige Heideflächen, sumpfiges Wiesenland.

Und in diesen breiten, prächtigen Rahmen eingebettet lag die Stadt, halb in ihrem eigenen Dunst und Rauch verhüllt, mit ihren unzähligen Dächern, Essen, Schornsteinen, Giebeln, aus denen hie und da ein schlanker Turm, eine majestätische Kuppel, das Glasdach eines Bahnhofs, der viereckige Kasten einer Kaserne als Ruhepunkt im Wechsel kleinerer Formen auftauchten.

Lehmfink machte den Erklärer. Er benannte die einzelnen Stadtteile, die öffentlichen Gebäude, die Kirchen, die Paläste, die gewerblichen Anlagen, die großen Straßenzüge.

Es war der günstigste Augenblick. Die Sonne, im Sinken von intensiver Farbenkraft, vergoldete die Kirchturmspitzen und die Kuppeln, spiegelte sich in tausend großen und kleinen Scheiben, ließ einzelne Gebäude selbstleuchtend hervortreten, verlieh sogar den Fabrikessen, den großen Steinkästen, den kahlen Brandmauern einen wärmeren Ton und durchleuchtete die Wolke von Dunst und Staub, die über dem Ganzen lag.

Fritz Berting ließ die blasierte Miene fallen; seine Züge belebten sich bei dem Anblick dieses Bildes voll Mannigfaltigkeit. Er war überrascht. Er hatte da unten gesteckt in einer heißen, engen, wenig sauberen Vorstadtwohnung; hatte unter Kohlenstaub und Straßenlärm gelitten und schon manch liebes Mal den ganzen Ort verwünscht.

„Nicht wahr, das hättest du nicht vermutet?" fragte ihn Lehmfink.

„Ja, was denn! Das ist ja wirklich eine schöne Stadt!" rief Fritz.

„Wenn man so mitten drin steckt, Berting, merkt man zu viel von den Details und zu wenig von der Physiognomie. Hier aus der Vogelschau sieht man, daß das Ding einen Anfang hat und ein Ende, eine Umgebung und eine Lage. Und man versteht nun auch den Sinn, nicht wahr? — begreift, daß eine Stadt gerade hier hat entstehen müssen."

„Und da man als Deutscher, mein lieber Lehmfink, ja natürlich nicht Ruhe hat, bis nicht Zweck und Ursache eines Dinges endgültig festgestellt sind, erkenne ich diesem

Orte jetzt erst Existenzberechtigung zu, erkläre mich mit seinem Dasein ausgesöhnt und einverstanden." Fritz lächelte ein wenig spöttisch, dann verlor er sich wieder ganz in Gedanken.

Lehmfink wollte in seinen Erläuterungen fortfahren, aber Fritz unterbrach ihn. „Verschone mich mit Namen, Lehmfink, oder gar mit Geschichte! Wenn mir jemand eine Landschaft erklärt, streift er für meine Augen unfehlbar allen Reiz davon ab. — Ist das da unten nicht wie ein persönliches Wesen? So müßte man von irgendeinem Punkte aus auf unseren Maulwurfshaufen von Erde herabblicken können! Dann würde man vielleicht die richtige Würdigung des Lebens haben. Distanz ist alles! Das ist ja mein Traum; den höchsten Standpunkt zu finden, von dem aus man mit überlegenem und alles umfassendem Blick ein Bild geben könnte, zwingend durch Wahrheit, erdrückend durch Natürlichkeit. Das müßte ein wunderbares Kunstwerk geben, wenn man das ganze große Leben von solcher Warte aus belauschen könnte."

„Schreibe dieses Buch!" rief Lehmfink lebhaft. „Schreibe uns dieses Buch!"

„Die Stadt müßte man erweitern zu einem Symbol des gesamten Volkes, der ganzen Menschheit. Ach! Man müßte die Dächer da unten aufdecken können und den Leuten in ihre Stuben blicken und Kammern. Wie sie essen, wie sie schlafen müßte man wissen, wie sie sich gebärden, wenn sie sich ganz unbeobachtet glauben. Hüllenlos sie sehen bei jeder Betätigung, in ihren primitiven Leidenschaften sie belauschen, wenn sie lieben und hassen, wenn sie hungrig sind, wenn sie sich voll gegessen haben und getrunken. Wie Neid, Eifersucht und Liebe abwechselnd sie gegeneinander und aufeinander

treiben, wie sie sich bald umarmen, bald einander belügen und betrügen und sich den Tod an den Hals wünschen. Durch all die heuchlerischen Hüllen müßte man hindurchblicken können, die sie Geselligkeit, Familie, Gesetz, Sitte zu nennen belieben. Wem das gelänge, die Menschen so im Allerheiligsten der Alltagsprosa zu fassen! Die Tiere, ja die kann man belauschen. Aber der Mensch ist Schauspieler. Es ist so schwierig, menschliche Dokumente, wirklich echte Dokumente zu sammeln!" Fritz seufzte.

„Und was hättest du schließlich davon, wenn du auch ein paar Dutzend solcher Dokumente glücklich in deine Scheuern gesammelt hättest?" meinte Lehmfink. „Den großen Schatz ewiger Wahrheit hättest du damit nicht bereichert. Überlasse doch das Sammeln solch kleiner Augenblickswahrheiten der Wissenschaft. Warum willst du in einem Kehrichthaufen wühlen, lieber Berting, wo dir als Künstler das ganze Weltall zum Tummelplatz frei steht! Früher schrieb man Gedichte über Helden und Götter, über Menschen nur, wenn sie außerordentliche Dinge wollten; jetzt wird nicht mehr das Erhabene geschildert, sondern das Zwergenhafte. Ja, man verläßt das Gebiet des Geistigen und Seelischen vollständig, stellt in den Mittelpunkt einen toten Mechanismus als Symbol: ein Warenhaus, eine Straße, ein Bergwerk und schreibt darüber Dithyramben."

„Schließlich bedarf die Seele doch des Leibes," warf Berting ein, „und der Leib wieder des Kleides und der Behausung. Wir sind Sklaven der Sachen, in denen wir leben. Wie die Menschen essen, trinken, schlafen, davon hängt ab, wie sie denken, fühlen und handeln. Diese Grundlage des menschlichen Daseins muß auch die Kunst anerkennen, sie kann nicht, wie sie

es bisher getan hat, nur in den Wolken schweben wollen. Auf die allernüchternste Unterlage des Alltäglichen soll sie ihre glänzenden Muster sticken. Gefühl, Stimmung, Phantasie haben wir; aber das genügt noch lange nicht, um den großen Experimentalroman zu schreiben, so wie ihn das Ausland hat, wie wir ihn überhaupt noch nicht haben. Die Wissenschaft, die Technik, die Soziologie, die ganze Natur, die Welt, alles, was es gibt, müßte man beherrschen, im Detail sowohl wie im Ganzen. Wir haben ein modernes Leben, ein großes, gewaltiges. Überall drängt es sich uns in die Sinne, aber es ist gewissermaßen nur äußerlich da, seine Eindrücke bleiben auf der Netzhaut. Wir sind so von ihm befangen, so von seiner Neuheit betäubt, daß noch niemand dazu gekommen ist, es zu verarbeiten. Und es ist so riesenhaft in seinen Dimensionen, daß die Arbeit fast hoffnungslos scheint, es jemals künstlerisch zu durchdringen. Ja, wenn man den Optimismus hätte und die Arbeitskraft eines Zola!"

„Ich begreife deine Hoffnungslosigkeit nicht," sagte Lehmfink nach einigem Überlegen. „Daß eine Fülle von Stoff vorhanden ist, der der Verarbeitung harrt, kann man doch für den Künstler unmöglich als Unglück betrachten. Es kommt eben darauf an, den Geist zu erfassen, den höheren Sinn der tausend verwirrenden Einzelheiten um uns her. Wenn der Gelehrte vor dieser Aufgabe erschrickt, so kann ich das begreifen, denn er muß Kleinarbeit leisten und wird sich möglicherweise darin aufreiben. Der Dichter aber faßt zusammen, schenkt uns einen Blick von hoher Warte aus, der uns plötzlich die dunklen Täler der Empirie aufhellt. Der Künstler kann seinen Standpunkt gar nicht erhaben genug wählen. Ängstliches Forschen, Sezieren, pedantische

Wiedergabe der Wirklichkeit überlasse er den Forschern. Ihm ist Freiheit gegeben und Intuition, er soll uns die Harmonie hören lassen aus allen Disakkorden des Lebens, die nur seinem Ohre vernehmbar ist. Muß ich dir das sagen, Berting!"

„Klingt ganz gut, Lehmfink. Du vergißt nur eins: wir Modernen sind an die Wirklichkeit gebunden mit ehernen Klammern. Unsere Vorfahren hatten es leicht; sie entfalteten einfach die Phantasieschwingen; je höher sie flogen, je mehr wurden sie bewundert. Aber inzwischen ist die Menschheit älter geworden. Die Naturwissenschaft hat sie aus ihren Träumen zum hellen Bewußtsein aufgeweckt. Die Sinne wollen zu ihrem Rechte kommen. Alles schreit nach Tatsachen. Die vorige Dichtergeneration hat sich Mühe gegeben, dem Publikum den Wirklichkeitssinn auszutreiben, alles mußte verhüllt, vergoldet, idealisiert werden. Wir lachen über diese Gestalten, die eine unmögliche Sprache sprechen, von Heroismus triefen und von bürgerlicher Tugendhaftigkeit. Dazu ein Milieu, das kein Milieu ist. Mit einem Worte: Unnatur, Mangel an Mut, Kraft, Originalität. Diesen ganzen falschen Idealismus wollen wir ausfegen. Das moderne Leben ist längst über ihn hinweggeschritten. In der Politik, im Erwerb, in der Technik herrscht der Realismus. Nur in der Literatur sind wir um ein halbes Jahrhundert zurück. Das Ausland belächelt uns. Wir, die wir uns mit unzähligen Siegen brüsten, die wir uns anschicken, der ganzen Welt ein wissenschaftliches Gravelotte und ein industrielles Sedan zu bereiten, müssen uns einfach verkriechen, wenn man uns nach unseren künstlerischen Taten fragt. Minnige, innige Butzenscheibenlieder, gedrechselte Professorenromane mit wissenschaftlichen Fußnoten, tönende

Jambendramen, falsch nach Schiller empfunden. — Was soll ich noch weiter unser ganzes Elend aufzählen! — Du weißt doch, Lehmfink, wofür wir Jungen kämpfen, daß wir heraus wollen aus der Misere. Wenn je eine Revolution berechtigt, notwendig, ja heilig ist dann diese!" —

Fritz Berting ließ seinen Blick über die Stadt gleiten, über das ganze, weite von Leben und Arbeit erfüllte Tal. Doktor Lehmfink hätte noch manches zu erwidern gehabt, aber er verschluckte es. Er wollte den Freund nicht aus seinem Träumen reißen. Er sah, daß in jenem ein Entschluß arbeite; und das schien ihm gut zu sein.

Fritz Berting sprach ein paar Worte, wie zu sich selbst: „Den großen, deutschen, naturalistischen Roman, wer den schriebe! Ein freies, rücksichtsloses Buch! Größer als Stendhal, Flaubert, Balzac und die Goncourts, als Zola und Dostojewskij. Wem das gelänge!" —

Alma blickte ihn mit scheuer Miene von der Seite an. Wenn Fritz so ernst dreinschaute, dann begriff sie den Abstand zwischen sich und ihm. Und das Bewußtsein dieses Abstandes machte sie traurig.

Berting umfaßte das ganze Rund noch einmal mit den Augen, dann nickte er befriedigt.

* * *

Sobald man das Weichbild der Stadt wieder erreicht hatte, trennte sich Doktor Lehmfink von seinen Freunden. Er hatte in der Redaktion seines Blattes zu tun, wo heute abend Konferenz der Redakteure stattfand.

Alma hatte sich bei Fritz eingehängt. Sie war doch ein wenig müde geworden von dem ungewohnten Marschieren. Langsam schlenderten die beiden die Straße hinab; es kam ja wenig darauf an, ob sie eine

halbe Stunde früher oder später in ihrem Quartier ankamen. Was wartete ihrer dort, als ein unerträglich heißes Zimmer, ein schmales Abendbrot, das man appetitlos genoß, und später ein Lager, auf dem man sich ruhelos wälzen würde, bis einen in den Morgenstunden bleierner Schlaf ohne Erquickung umfing.

Nicht immer gestattete es Fritz, daß sie sich so bei ihm einhängte. Er liebte die „Vertraulichkeiten auf offener Straße", wie er das nannte, im allgemeinen nicht. Alma aber wünschte, wie die meisten Mädchen in ihrer Lage, alle Welt solle wissen, daß sie einander zugehörten, daß er ihr Schatz sei. Sie war unendlich stolz auf ihn. Oft genug, während sie so schritten, streifte ihn ihr Blick heimlich bewundernd von der Seite. Er hing seinen eigenen Gedanken nach, vor denen sie großen Respekt hatte. Das Mädchen war schon zufrieden, wenn er nur duldete, daß sie ab und zu seinen Arm ein wenig drückte, um ihm ein verstohlenes Zeichen ihrer Anwesenheit zu geben.

An einer Mauer, auf die ihr Weg sie gerade zuführte, war unter anderen ein großes, rotes Plakat angebracht, auf dem ein Gastwirt sein Gartenetablissement anpries. Heute abend sollte dort bei „feenhafter Beleuchtung" ein „Monstrekonzert" von zwei Militärkapellen ausgeführt werden.

Alma hatte Halt gemacht und schickte sich an, das Plakat von Anfang bis zu Ende durchzulesen. Fritz zog sie davon weg. „Schauderhaft!" meinte er.

Mit einem bedauernden Blick nach dem roten Zettel folgte ihm Alma. In ihrer Phantasie hatte das Gelesene eine starke Wirkung hervorgebracht. Sie glaubte wörtlich an die feenhafte Beleuchtung, an das Monstrekonzert, und malte sich das Ganze aus als ein

Paradies von Schönheit und vornehmem Genuß. Aber sie sagte nichts, obgleich sie sich lebhaft sehnte, nach der Langeweile der letzten Wochen gerade heute ein Vergnügen zu haben.

Fritz kam unerwarteterweise selbst auf den Gedanken, daß man den Abend dort zubringen könne. „Die Musik wird zwar peinigend sein," sagte er. „Mißverstandener Wagner und ungarische Rhapsodie im Stile eines Defiliermarsches vorgetragen. Auch auf die Beleuchtung würde ich gern verzichten, ein paar chinesische Lampions in den Bäumen und Fettnäpfchen an den Rasenplätzen. Aber wenigstens werden wir gute Luft haben. Ich bekomme die ewige Zervelatwurst, die uns Frau Klippel jeden Abend besorgt, nachgerade auch satt. Wir können uns schon mal eine Ausschweifung gönnen."

Alma jubelte.

Man beschloß trotzdem, erst nach Haus zu gehen, denn es war gegen sieben Uhr, und das Konzert sollte in der neunten Stunde beginnen.

Der Weg führte durch Straßenzüge, die im freien Felde endigten, an Lattenzäunen vorbei, über liederliches Bauland, auf dem Schutt und Kehricht abgeladen worden war. Dann ein freier Platz, dessen Hintergrund die weitläufige Anlage einer Fabrik bildete. Und wieder kamen Straßen mit häßlichen, graugelben Häuserfronten und hohen, kahlen Brandmauern.

In den Gassen dieses Viertels herrschte freies, ungeniertes Leben, Männer in Hemdsärmeln, Zigarre im Munde, und Frauen in lockeren Flanellblusen lehnten zum Fenster hinaus. Ganze Familien hatten sich's auf der Straße gemütlich gemacht, wo sie in voller Öffentlichkeit ihr Abendbrot verzehrten. Kinder balgten sich und trieben mit viel Geschrei wilde Spiele auf dem

Bürgersteig. Ein Leierkastenmann drehte sein Instrument und veranlaßte die Hunde der Umgegend zu kläglichem Heulen. Mädchen, modisch aufgeputzt, mit schlecht gepflegtem Haar und unsauberen Händen, hatten miteinander zu tuscheln, liefen kichernd über die Straße und schielten gelegentlich nach einer Gruppe junger Burschen, die, Hände in den Taschen und Hut im Genick, an einer Straßenecke standen und vorläufig auf die Koketterie dieser Schönen nicht zu achten vorgaben. Gerüche aller Art strömten aus den offenen Haustüren und Kellerlöchern. Die Schaufenster schienen hauptsächlich für die Fliegen da zu sein; Fliegen schwammen in Glocken und klebten, schwarzen Rosinen ähnlich, am Leim der Tüten und Bänder, die man ihnen als heimtückische Fallen aufgestellt hatte. Was sonst an Auslagen vorhanden war hinter den schmutzigen Glasscheiben, konnte eher abschrecken als zum Kaufen anlocken.

Unter gewöhnlichen Umständen würde Fritz Berting sich beeilt haben, möglichst schnell solchen Eindrücken zu entkommen. Heute verweilte er dabei mit einem gewissen liebevollen Interesse. Es war, als hätten diese schlampigen Weiber, diese groben Männer, die aufgeputzten Mädel, die schmutzigen Kindergesichter, als hätten die häßlichen Häuser, die ganze Straße ihm irgendwelche wichtigen Geheimnisse zu erzählen. Der Hauch von Armseligkeit und Vernachlässigung aber, der über allem lag, seinen verwöhnten Nerven sonst ein Greuel, gab ihm heute nur den Eindruck einer intim charakteristischen Stimmung.

Alma wußte nicht recht, warum er jetzt in einem fort Halt machte und mit interessierter Miene die gleichgültigsten Dinge betrachtete. Aber sie hütete sich wohl, ihn darüber auszufragen. So lieb er häufig sein

konnte, so empfindlich und unberechenbar war er zu anderen Zeiten. Dann brachte ihn eine Frage, eine Bemerkung, ein Lachen ganz außer sich.

Alma fürchtete sich vor Szenen. Nicht aus gewöhnlicher Feigheit. Sie ahnte dunkel, daß mit jedem Streit, den sie miteinander hatten, ein Teil des Liebeskapitals unwiederbringlich dahinschwinde, des gemeinsamen Kapitals, zu dem sie so wie so den größeren Teil beisteuerte.

An der nächsten Straßenecke gab es einen großen Menschenauflauf. Ein Mann und ein junges Weib zankten sich. Es war schwer zu erkennen, um was es sich eigentlich handelte, denn die halbe Straße hatte sich im Nu versammelt. Weiber nahmen Partei, Männer lachten und feuerten an, Kinder lärmten dazwischen. Aus allen Fenstern blickten neugierig Köpfe.

Das junge Weib in anderen Umständen, nur leicht bekleidet mit Rock und Nachtjacke, das Haar zerzaust, warf ihrem Manne, einem großen, ungeschlachten Burschen, Untreue vor. Er stand trotzig da, kam nicht zu Worte unter der Flut von Beschuldigungen, die sich über ihn ergoß. Die Frau plauderte alles aus, enthüllte das ganze traurige Familienleben, gab es der Schadenfreude der Zuhörer preis. Er ballte die Fäuste, bedrohte sie. Da trat sie dicht vor ihn hin, forderte ihn heraus, sie zu schlagen, sie ins Gesicht zu schlagen, vor der ganzen Straße sie zu schlagen, wie er es, wenn sie allein seien, so oft tue. Der große Kerl knirschte mit den Zähnen vor Wut, rollte die Augen und wagte es doch nicht, sie anzurühren.

Fritz Berting betrachtete den Vorgang mit atemloser Spannung. Alles nahm er in sich auf, jede kleinste Veränderung der Züge, die wechselnden, blitz-

artigen Bewegungen, jede Nuance der Stimmen. Das armselige Weib, wie sie unter der Wucht ihrer Gefühle und im Bewußtsein ihres Rechtes über sich selbst hinaus gesteigert wurde. Wie sie Worte fand von Kraft und Größe, die ihr im gewöhnlichen Leben sicherlich niemals zu Gebote gestanden hätten, während bei dem brutalen Manne vor diesem unerwarteten Ausbruch großer Leidenschaft die feige Hundsnatur zum Durchbruch kam. — Nichts entging Fritz. Er sah die Physiognomien der Zuschauer, ihre Lüsternheit; wie sie danach lechzten, daß jener zuschlagen möge, wie sie ein blutiges Schauspiel herbeisehnten.

Alles das nahm der Dichter in sich auf, mit einer gewissen kühlen Befriedigung den Schatz von Dokumenten bereichernd, den er, wo er ging und stand, zu vermehren bemüht war.

Als sich die Streitenden schließlich bei der Annäherung eines Polizisten ins Haus zurückzogen, verließen auch Fritz und Alma den Platz.

‚Wahrhaftig!' dachte Fritz Berting bei sich, ‚man braucht doch nur die Nasenspitze eines Gesichtes zu sehen, um den ganzen Menschen mit Leichtigkeit daraus zu rekonstruieren. Ich kenne die ganze Vorgeschichte, die intimsten Erlebnisse dieser beiden Menschen. Und nicht bloß sie, ihre Sippe, die Klasse, die ganze Straße, die Atmosphäre, das Milieu, in dem sie leben. Es steht klar und deutlich vor mir, als lebte ich seit Jahren mit ihnen zusammen, teilte ihre Genüsse, ihr Elend. Über ihre Gedanken, ihre Regungen, ihre Bedürfnisse könnte ich Rede stehen, bis ins kleinste.'

Bei Alma hatte das Erlebnis ganz andere Gefühle ausgelöst. Sie kannte solche Szenen, wie die eben gesehene, nur zu gut. Mit geheimem Grauen erfüllte sie

dergleichen. Erinnerte es sie doch an ihre traurige Kindheit. In ähnlicher Umgebung war sie aufgewachsen. Armut und Elend tragen überall in der Welt das gleiche Gewand. Schamlosigkeit, Zügellosigkeit, Mangel an Würde blicken durch die Löcher ihres zerfetzten Kleides. Wie genau kannte sie diese Auftritte auf offener Gasse, die rohen Männer, die keifenden Weiber, die gaffende, schadenfrohe Menge, wenn der Jammer der Häuslichkeit herausgeschafft wird wie Kehricht, in dem dann jedermann nach alten Knochen und dergleichen zu wühlen sich für berechtigt hält.

Fritz Berting spann das Erlebnis mit Behagen weiter aus. Ihm hatte es einen noch weit intensiveren Genuß bereitet, als der Anblick der schönen Stadt zu seinen Füßen im Abendsonnenschein.

Als die beiden von dem Ausfluge in ihre Wohnung zurückkehrten, sagte Frau Klippel, die Quartierwirtin, es wäre ein Herr dagewesen, der nach Herrn Berting gefragt hätte und etwas Geschriebenes zurückgelassen habe; außerdem sei auch ein Brief mit der Post gekommen.

Fritz ging ins Wohnzimmer. Er griff zunächst nach dem Brief. Der Umschlag zeigte ihm die Hand seiner Schwester. Schrieb Konstanze auch einmal wieder! — Was darin stehen würde, glaubte er im voraus zu wissen. Ihre Briefe waren sich ja alle ziemlich gleich. Sie enthielten Berichte darüber, was ihr Mann, den sie über alles bewunderte, gesagt und getan habe, und ermahnende Worte für Fritz, der, seit er sich der Literatur zugewendet hatte, von der Familie als verlorener Sohn betrachtet wurde.

Fritz hätte die Lektüre des schwesterlichen Briefes, der ihm schwerlich Neues bringen würde, auf später

aufgeschoben, wenn nicht der Poststempel Berlin gewesen wäre, der ihn stutzen machte. Sein Schwager Wedner war in einer östlichen Provinzialhauptstadt Regierungsbeamter. Wie kam es, daß Konstanze ihm aus der Reichshauptstadt schrieb? —

Der Brief gab ihm hierüber sofort Aufklärung. Die Schwester vermeldete, daß sie nach Berlin versetzt seien. Wedners brennender Wunsch, ins Kultusministerium zu kommen, sei damit erfüllt. Sonach wäre ihr Mann nun endlich in der Stellung angelangt, in die er seinen religiösen Interessen und seiner ernsten Gesinnung nach gehöre. Daß die Versetzung außerdem auch eine Rangerhöhung und eine nicht unbedeutende Gehaltsaufbesserung bedeute, ließ die Schreiberin mit einfließen. Eines sei ihr nur wehmütig, daß jetzt, wo sie nach Berlin gekommen, Fritz gerade die Stadt verlassen hätte. Dann kamen Fragen, wie es ihm gehe, und die Bitte, ihr doch zu schreiben. Die Verstimmung, die leider zwischen ihm und Wedner bestehe, dürfe nimmermehr auch auf sie übergreifen. Sie wollten doch ja nicht vergessen, daß sie beide einzig noch übrig seien von den Geschwistern. Ganz nebenbei erwähnte die Schwester, daß Fräulein Mariechen Pauli noch immer unverlobt sei.

Fritz mußte lächeln, als er an diese Stelle kam. Konstanze blieb doch immer dieselbe: stets bereit, den Bruder für die Ehe einzufangen, um ihn damit der soliden Bürgerlichkeit wieder zuzuführen.

Eines fehlte Fritz noch zur Vollständigkeit des schwesterlichen Briefes: die Ermahnungen. Sie kamen auch und in unerwarteter Form. Neulich, so schrieb Konstanze, habe Wedner in einem Blatte, noch dazu in einem anerkannt schlecht gesinnten, eine Erzählung

von Fritz gefunden. Wedner, der sonst niemals solche Sachen lese, habe hier einmal eine Ausnahme gemacht, um zu sehen, was sein Schwager eigentlich jetzt schreibe. Er sei entsetzt gewesen, habe Fritzens Arbeit eine „Verhöhnung" genannt, „alles dessen, was uns heilig ist". Sie selbst habe das Blatt gar nicht in die Hand nehmen dürfen, könne nur aus Wedners Entrüstung ihre Schlüsse ziehen. Warum denn Fritz so etwas tue? Ob er denn gar nicht daran denke, daß er aus guter Familie stamme? Wenn der Vater das erlebt hätte, der so auf den Namen Berting gehalten habe! —

Hier hielt Fritz inne. Er war gegen Konstanzens Vorwürfe ziemlich abgebrüht und machte sich im allgemeinen aus ihren mütterlichen Winken nicht viel; wußte er doch, daß die Gute nur ein Echo war ihres Gatten. Von dem Schwager Wedner aber Verständnis oder gar Billigung seiner Kunst zu erwarten, hätte geheißen, vom Maulwurf Sinn für Astronomie zu verlangen. Fritz wunderte sich über Mißdeutung seines Schaffens von der Seite nicht. Wenn aber die Schwester ihm sagen wollte, was er seinem Namen schuldig sei, brachte sie sein Blut in Wallung.

Über den letzten Teil des Briefes hingegen konnte Fritz nur lachen. Die Schwester erkundigte sich, ob er denn immer noch mit „dieser Person" in Beziehung stünde, mit der er in Berlin gesehen worden sei. Sie könne ihm nicht verschweigen, was Wedner über diesen Punkt gesagt habe: daß, solange Fritz seinen Wandel nicht ändere und nicht ernsthafte Zeichen von Besserung an den Tag lege, an eine Aussöhnung nicht zu denken sei. Außerdem, so fügte die Schwester charakteristischer Weise hinzu, müsse ihm ein solches Leben doch sehr teuer kommen. Wie es denn mit Fritzens Geldverhältnissen

stünde? Sie könne doch unmöglich glauben, was in der Verwandtschaft erzählt werde, daß Fritz das Seine schon völlig vertan habe. Er solle nur nicht denken, daß die Familie für ihn eintreten würde; dazu seien sie einmal nicht in der Lage und außerdem, habe Wedner gesagt, müsse man es Gott überlassen, Fritz auf den rechten Weg zurückzuführen.

Mit der abermaligen Bitte, recht bald zu antworten, schloß der Brief der Schwester.

Fritz faltete das Schreiben zusammen und legte es in ein besonderes Fach, zu dem er den Schlüssel stets bei sich in der Tasche trug. Er traute der Quartierwirtin nicht, und auch Alma brauchte diesen Brief nicht zu lesen.

Dann summte er sich einen Gassenhauer, suchte die lästigen Gedanken, die ihm Konstanzens Geschreibsel erweckt hatte, loszuwerden.

Auf dem Tisch lag auch noch der Zettel von jenem Herrn, der in seiner Abwesenheit dagewesen war. Fritz nahm ihn zur Hand und trat damit ans Fenster.

Er entzifferte aus der ziemlich unleserlichen Handschrift, daß ein gewisser Karol ihn ersuche, heute abend in ein Bierlokal der inneren Stadt zu kommen: der Tisch, an dem Herr Karol sitzen würde, war genau bezeichnet.

Er kenne Herrn Berting aus seinen Veröffentlichungen, schrieb Karol, und fühle den lebhaften Wunsch nach persönlicher Bekanntschaft. Auch er sei ein Mann der Feder. Er glaube, verwandte Ziele zu haben mit Berting, und darum würde es ihm eine Genugtuung bedeuten, sich einmal unter vier Augen mit ihm auszusprechen.

Karol, Karol! — — Fritz strengte sein Gedächtnis an. Er glaubte sich zu entsinnen, den Namen beim

Durchblättern sozialistischer Blätter einige Male unter Feuilletons gesehen zu haben. Er hatte die Artikel nicht gelesen, weil er im allgemeinen nicht viel von einer Verquickung der Kunst mit Parteipolitik hielt. Aber ein Gedicht war ihm in Erinnerung geblieben, das auch die Unterschrift „Karol“ trug. Es hatte angefangen: „Laßt eure Federn Dolche sein!“ und war, wie Fritz bei flüchtigem Durchlesen erschien, stark an Herwegh angelehnt. Und dieser Mann schrieb ihm jetzt, daß er die persönliche Bekanntschaft des Dichters Berting herbeisehne. —

Fritz mußte unwillkürlich lächeln. Er seinerseits sehnte sich nicht nach Begegnung mit diesem Kollegen. Es war zehn gegen eins zu wetten, daß es eine Enttäuschung geben werde.

Von dem Spaziergang etwas ermüdet, hatte er sich auf dem Sofa niedergelassen. Er überlegte, sollte er der Aufforderung Folge leisten? Es war doch eigentlich Arroganz, jemanden, den man gar nicht kannte, einfach zum Rendezvous aufzufordern mit der Behauptung, daß man „gemeinsame Ziele“ habe.

Aber gerade das Selbstbewußtsein, das sich in den Zeilen ausdrückte, reizte auch wieder die Neugier, den Schreiber kennen zu lernen. Vielleicht war Herr Karol doch nicht ganz ohne literarischen Einfluß. Man konnte nicht wissen, ob man sich nicht eine Chance verdarb, wenn man den Mann einfach an seinem Tische vergeblich warten ließ.

Eben war er mit sich ins reine gekommen, daß er den Abend diesem Karol opfern wolle, als aus dem Schlafzimmer Alma eintrat. Sie hatte sich umgezogen, ihr bestes Kleid angelegt.

„Soll ich den Sammethut aufsetzen?“ fragte sie, „oder den mit den Mohnblumen?“

Da fiel ihm ein, was er ihr vorhin zugesagt hatte.

„Ach richtig, dein Monstrekonzert! — Entschuldige, Liebling, daraus kann heute nichts werden. Ich muß mich mit einem Herrn treffen, der mir geschrieben hat."

Das eben noch strahlende Gesicht des Mädchens verdüsterte sich. Die Tränen kamen ihr sofort. Sie schluckte an irgendeinem unausgesprochenen Wort und trat ans Fenster.

Fritz setzte ihr vom Sofa her auseinander, daß die Sache von größter Bedeutung für ihn sei. Er erklärte, daß er durch diesen Herrn Karol mit einem angesehenen Blatte in Verbindung kommen werde. Alma glaubte ihm nicht. Sie lebte lange genug mit Fritz zusammen, um sofort zu fühlen, wenn er es nicht ganz aufrichtig meinte.

Ihr Ohr war das der Eifersüchtigen. Alma war eifersüchtig auf jedes Ding, jeden Menschen, mochte es Mann sein oder Weib. Sie war in diesem Falle auch gekränkt. Da schrieb ein beliebiger, wildfremder Herr an ihn, und sofort hatte Fritz darüber vergessen, was er ihr versprochen.

Wie hatte sie sich auf dieses Konzert gefreut! Gar nicht so sehr der Musik wegen oder der Beleuchtung, wie er wohl annahm, sondern darauf, mit ihm dorthin gehen zu dürfen, an seinem Arme, überhaupt ihn einmal wieder für sich zu haben einen ganzen Abend lang. Das war nun alles zu Wasser geworden, und seine schönsten Erklärungen änderten daran nichts.

Was bedeuteten Vernunftgründe für Alma? Sie hörte nur das eine aus seinen Worten, daß die Kunst, oder um was es sich sonst handeln mochte, ihm mehr bedeute als sie.

Sie schwieg beharrlich. Das hübsche Gesicht, das

man nur immer heiter und aufgeräumt zu sehen gewohnt war, glich auf einmal einem festlichen Zimmer, in dem alle Kerzen ausgelöscht sind.

„Übermorgen ist Sonntag!“ sagte Fritz. „Ich wollte längst einmal Lehmfink einladen. Dann gehen wir zusammen aus, Liebchen. Ich will sogar Sekt spendieren. Den haben wir lange nicht getrunken. Denke mal: Sekt!“

So ließ Alma sich nicht beschwichtigen. Sie hatte eine jener Enttäuschungen erlebt, die Frauen nicht leicht vergessen. Fritz kannte sie schlecht, wenn er glaubte, sie mit einem in Aussicht gestellten Sektdiner zu versöhnen. Er begriff überhaupt nicht, um was es sich für sie handelte. Wenn er ihr in diesem Augenblicke gesagt hätte: Ich werde dem fremden Herrn abschreiben, gib du dein Konzert auf, wir wollen den Abend ganz still hier verbringen — jubelnd würde sie diesem Vorschlage zugestimmt haben. Mit ihm zusammen sein, am liebsten allein! Fühlen, daß man einander zugehöre, die Stunde genießen, die so nicht wieder kam. Übermorgen! — Was war übermorgen? Er hätte ihr ebensogut versprechen können, daß er sie morgen heiraten wolle, das würde sie nicht getröstet haben über das verlorene Glück, das sie für heute geträumt hatte.

Er trat zu ihr, streichelte ihr die Wange und raunte ihr ins Ohr: „Nicht maulen, Liebchen! Wir können noch oft gehen. Konzerte gibt's viele.“

Aber die Stirn blieb kraus und die Augen voll Tränen. Es war so bitter zu denken, daß er ihr das antun konnte, gerade ihr! Daß sie ihm so wenig bedeutete, nach allem, was sie gemeinsam durchlebt.

* * *

Fritz Berting und Alma Lux hatten einander in Berlin kennen gelernt, etwa vor fünf Vierteljahren. Sie war damals noch nicht lange in der Reichshauptstadt gewesen, in die ein Zufall sie aus ihrer schlesischen Heimat verschlagen hatte.

Ihr Vater war als Aufseher in einer großen Spinnerei angestellt. Sie selbst hatte von der Konfirmation ab der Mutter in der Haushaltung geholfen. Die Familie war stark, das Auskommen schmal und die Frau nicht sonderlich wirtschaftlich. Alma lernte alle Sorgen eines ärmlichen Hausstandes in früher Jugend kennen.

Dann starb der Vater nach kurzer Krankheit. Die Mutter heiratete bald darauf einen jüngeren Mann, der früher Schlafbursche im Hause gewesen war. Alma, empört über das, was ihr wie Treulosigkeit vorkam, verließ die Mutter und trat als Verkäuferin in ein Geschäft ein.

Dort sah sie ein Berliner Geschäftsreisender. Er redete dem jungen, bildhübschen Mädchen zu, nach Berlin zu kommen, in der Hauptstadt wolle er ihr eine bessere Stellung verschaffen. Alma wäre vielleicht nicht auf die Lockungen des redegewandten Mannes eingegangen, wären nicht die unerquicklichen Verhältnisse in der Familie gewesen.

In Berlin erwiesen sich die Versprechungen des Reisenden als blauer Dunst. Alma besaß jedoch Besonnenheit genug, sich seinen kupplerischen Plänen zu entziehen. Auf eigene Faust suchte sie sich Beschäftigung.

In einem großen Geschäftshause für Damenkonfektion fand sie feste Stellung. Aber auch hier wurde ihr das Leben schwer gemacht. Ein jugendlicher Kommis wollte sie durchaus heiraten, und einer der Chefs näherte sich

ihr mit minder ehrenvollen Anträgen. Sie wechselte die Stelle, ohne daß es ihr an dem neuen Platze in dieser Beziehung besser ergangen wäre.

Die Kolleginnen verlachten sie wegen ihrer Sprödigkeit, und die abgewiesenen Männer waren nicht gut auf sie zu sprechen. Aber sie ließ sich nicht irre machen. Was sie daheim in ihrer nächsten Umgebung als junges Ding gesehen, hatte dem Mädchen einen tiefen Abscheu beigebracht vor Leichtsinn in Liebesdingen. Lieben wollte sie, aber nur wenn der Rechte käme und nur diesen einen. Heute diesem, morgen jenem ohne Liebe sich hingeben, wie sie es bei so manchem Mädchen erlebte, das schien ihr ekelhaft und ein großes Unrecht.

Eines Tages lernte sie Fritz Berting kennen bei einem öffentlichen Balle, den zu besuchen sie sich durch eine Freundin hatte bereden lassen. Er brachte sie abends bis vor die Haustür und bat um Erlaubnis, sie wiedersehen zu dürfen. Sie sagte nicht nein, und man traf sich von da ab häufig.

Zwar begriff Alma sehr bald, daß es sich bei Fritzens Liebeswerbung auch nicht um Heirat handle; aber es fiel ihr darum nicht ein, ihn mit den Männern, die sich ihr bisher genähert hatten, auf eine Stufe zu stellen. Ihr hatte sich mit seinem Erscheinen ein Traum erfüllt. Der Rechte war gekommen.

Fritz Berting verlangte von Alma, daß sie ihre Stellung als Ladenfräulein aufgebe, er werde für sie sorgen. Sie zogen nicht zusammen. Er besaß damals noch eigenes Vermögen und konnte sich den Luxus gestatten, zwei Wohnungen zu bezahlen. Alma wurde von ihm reichlich mit Kleidern ausgestattet; er wünschte, daß sie wie eine Dame auftreten solle. Auch verlangte er, daß sie ihre Hände schone, damit ihre Fingernägel

in „anständigen Zustand“ kämen. Sie tat ihm den Gefallen, enthielt sich jeder groben Arbeit, obgleich das langweilig genug war; das Nichtstun lag gar nicht in ihrem Wesen. Aber dieses Mädchen hätte schließlich noch ganz andere Opfer gebracht für den Mann, den sie liebte.

Was Fritz Berting eigentlich sei, womit er den Lebensunterhalt verdiene, hätte Alma damals kaum anzugeben vermocht. Sie kümmerte sich darum auch nicht im ersten Liebesglück. Dann, als sie in aller Unbefangenheit über einen Menschen spottete, der aussehe „wie ein Dichter“, sagte er ihr: auch er sei ein solcher, und er kenne keinen höheren Titel. Sie war belustigt über seine Bemerkung, die sie für Spaß hielt, bis sie ein Buch fand, das seinen Namen als Verfasser trug. Neugierig begann sie darin zu blättern. Es waren Verse. Er nahm ihr das Buch weg; davon verstehe sie nichts. Sie erklärte stolz, daß sie auf der Schule manches Gedicht auswendig gelernt hätte. Zum Beweise begann sie zu deklamieren. Aber er hielt sich entsetzt die Ohren zu und rief: mit Uhland könne man ihn umbringen.

Mit der Zeit lernte Alma auch verschiedene seiner Bekannten näher kennen. Das waren die wunderlichsten Leute der Welt. In ihren Reden und Angewohnheiten konnte man sich gar nicht zurecht finden. Ernsthafte Dinge behandelten sie leicht und leichte äußerst ernsthaft. Die Männer waren noch nicht das Erstaunlichste; aber die Damen dieses Kreises! Wie sie sich kleideten und über was für Dinge sie sprachen! — Der kleinen Alma blieb oft der Mund offen stehen. Zu schreiben schienen sie mehr oder weniger alle, Männlein wie Weiblein. Und die, die nicht schrieben, malten, traten öffentlich auf, hielten Vorträge vor Hunderten und Tausenden von Zuhörern.

Alma versuchte gelegentlich zu den Gesprächen auch ein Wort zu sagen; aber da sah man sie erstaunt an, als rede sie in fremder Zunge. Oder man belustigte sich über ihre Aussprache, zog sie wohl gar auf. Fritz saß mit verdrossener Miene dabei und machte ihr, wenn sie allein waren, Vorwürfe. Sie hielt ihm vor, daß sie doch nichts dafür könne, wenn sie wenig gelernt habe. Er meinte: auf Bildung komme es in diesem Falle gar nicht an, sondern auf Geschmack. Bildung könne sie sich noch jetzt zur Not erwerben, aber Geschmack sei eine Sache der Kultur und des Taktes; die habe man oder man habe sie nicht. Das verstand sie nun wieder nicht; aber das Demütigende fühlte sie wohl heraus. Am meisten aber grämte sie sich, daß Fritz sich ihrer vor seinen Freunden zu schämen schien. Sie verhielt sich fortan ganz stille in Gesellschaft, gab nur noch verschüchtert Antwort, wenn sie direkt gefragt wurde.

So war Alma, obgleich sie mitten drin stand in einem Kreise interessanter, ungewöhnlicher Menschen, doch eigentlich einsam. Sie fühlte sich herausgerissen aus allem, was sie bisher gehabt. Freilich hatte sie ihren Fritz. Er konnte sehr lieb sein und gütig in den glücklichen Augenblicken ihres Zusammenlebens. Manchmal aber war er schroff und kalt, ja geradezu feindlich gegen sie.

Das machte, er hatte Sorgen. Sie merkte es sehr bald, obgleich er ihr nicht Einblick gewährte in seine Verhältnisse. Wie gern hätte sie geholfen! Warum war er nur so stolz? Warum verdiente er sich nichts? Sie stellte ihn einmal darüber zur Rede. Er antwortete ihr: in Deutschland habe alles seinen Marktpreis, nur nicht Verse. Als sie darauf sagte: dann möge er das Versemachen doch lassen und etwas

schreiben, das Geld einbrächte, da lachte er bitter auf und nannte sie „Eva“.

Fritz Berting war jetzt ganz in Anspruch genommen von etwas Neuem. Er hatte sich entschlossen, sein Drama „Leiser Schlaf“, das alle Bühnen bisher abgelehnt hatten, auf eigene Kosten zur Aufführung zu bringen.

Er nannte es: einen „letzten Wurf“. Wenn das ein Mißerfolg sei, dann könne er sich eine Kugel vor den Kopf schießen.

Ohne alles zu verstehen, was er sagte, begriff Alma doch, daß es sich für ihn um Großes, Entscheidendes handle. Sie klagte nicht, wenn er fortan durch Proben, Besuche bei Schauspielern und Kritikern und andere Vorbereitungen für den „Tag der Schlacht“ ihr immer mehr entzogen wurde.

Fritz Berting hatte auf diese Aufführung, wie auf eine letzte Karte, den Rest seines kleinen Vermögens gesetzt. Mit seiner Familie war er zerfallen. Der Vater, dem Korrektheit über alles ging, hatte ihm niemals verziehen, daß er die begonnene juristische Karriere aufgegeben und zur Bohême übergelaufen war, daß er anstößige Gedichte schrieb und Dramen, die alles andere waren als hofbühnenfähig.

Die Kunst hatte für ihn einen goldenen Boden noch nicht gehabt. Seine Gedichtsammlungen waren in preciösester Ausstattung erschienen und brachten ihm, obgleich sie im Kreise der Kenner nicht unbeachtet geblieben waren, die Herstellungskosten keineswegs zurück.

Dramen zu schreiben hatte er sehr früh angefangen. Lessing, Schiller, Körner, Laube standen bei seinen Erstlingen Pate. Dann hatte er fünfaktige Römerdramen verfaßt und die große, von der Geschichte selbst geschriebene Hohenstaufentragödie in schlechten Jamben

verballhornisiert. Durch Zufall kam ihm Grabbe in die Hände, und nun wimmelten seine Entwürfe von grausamen Lüstlingen und Bluthunden, die sich mit dem Mantel philosophischen Weltschmerzes zu drapieren verstanden. In der Zeit, wo der junge Dichter mit der lebendigen Bühne in erste Berührung kam, beherrschte das französische Sittenstück und seine Nachahmungen das Repertoire. Von da ab ließ er seine Stücke nur noch im Salon spielen. Natürlich handelte es sich um Ehekonflikte. Die Gestalt des allwissenden, die Absicht des Dichters interpretierenden, witzigen Raisonneurs fehlte auch in Fritz Bertings Komödien nicht.

Diese Einflüsse verblaßten vor einem Gestirn von unerhörter Form und Strahlenbrechung, das damals am Himmel der deutschen Literatur aufstieg: Ibsen.

Er wirkte wie die Entdeckung eines neuen Erdteiles. Alles war an diesem Dramatiker ungewöhnlich: die Technik, die Sprache, die Probleme, auch seine Persönlichkeit, sein Werdegang. Als eine fertige, gereifte, in sich geschlossene Erscheinung stand er mit einem Male da, auftauchend aus dem Unbekannten. Er war weit mehr als ein Theaterdichter. Wenn auch nur für seine kleine Heimat geschrieben, meinten seine Dichtungen doch die ganze Welt. Er war der Dichter der Epoche, weil er die Sehnsucht nach einer neuen Ethik zu erfüllen schien. Denn bei ihm gab es keine Staatsaktionen, keine Intrigen und Verwicklungen im Sinne des alten Theaters, das Interesse war konzentriert auf das Seelische, die Handlung verlegt in das Gewissen der Menschen. Moralisch waren seine Stücke, aber im Sinne einer neuen, subtileren, freieren Moral als die alte, nach himmlischer Belohnung schielende. Eine Moral, die auf gesundem Egoismus und kühner Selbst-

verantwortung ruhte. Die moderne, selbstherrliche, dem Gängelbande von Staat und Kirche entwachsene Menschheit wurde gezeigt, nach welchen Grundsätzen sie in Wahrheit lebt, welche Triebe, Bedürfnisse und Ziele sie in Wirklichkeit regieren. In die tiefsten Schichten der sozialen Heuchelei bohrte dieser Dichter hinab, an alles morsche Gestein klopfte er. Ein revolutionärer Dichter, der alte Götzen von ihren Piedestalen warf und an das Heiligste und Verehrteste kühl den Maßstab unerbittlicher Wahrhaftigkeit legte, eine neue Welt mit neuen Gesetzen für gut und böse, schön und unschön, gesund und krank schuf.

Fritz Berting stand zunächst vor dem Phänomen Ibsen wie überwältigt. Dann sah er keine andere Rettung, sich von dem unerhörten Ereignis zu befreien, als es sich von der Seele zu schreiben.

Das Drama, das er in dieser Verfassung schrieb, hieß: „Leiser Schlaf". Er wollte damit zeigen, wie für das empfindliche Bewußtsein des Modernen nicht die groben Übertretungen der landläufigen Moral es sind, die den Menschen zum Schuft machen, sondern die viel feineren Verstöße, die kein Staatsanwalt verfolgt, die moralische Feigheit, die Unterlassung mutiger Taten. Diese Dinge haben einen leisen Schlaf.

Das Drama hatte wenig äußere Handlung, war aber, wie der Autor glaubte, wirksam durch ungewöhnliche Wandlungen und Enthüllungen im Seelenleben. Leider konnte er jedoch keinen Theaterdirektor zu der eigenen günstigen Meinung bekehren, so verzweifelt er sich auch nach dieser Richtung bemühte.

Schließlich kam er zu dem Entschluß, das Stück in einem gemieteten Saale von selbst engagierten Schauspielern aufführen zu lassen.

Von vornherein stand ein Unglücksstern über „Leisem Schlaf“. Einer der wichtigsten Darsteller sprang noch während des Einstudierens ab, weil ihn ein berühmter Mime auf seine Gastspieltouren ins Ausland mitnahm. Bis ein Ersatz gefunden war, vergingen Wochen. Darüber rückte der Frühling heran, für das Theater die tote Saison.

Schließlich kam's aber doch zur Aufführung. Das Haus war zwar in Anbetracht der Jahreszeit immer noch leidlich besucht, aber das Publikum trug keine verheißungsvolle Physiognomie für den, der sich auf das rätselvolle Ding,,Premierenschicksal, einigermaßen verstand. Die wenigen Kritiker, die ihren Beruf höher auffassen als den eines Theaterreporters, waren ausgeblieben. Die Zeitungen hatten ihre grünsten Jungen entsandt, weil sie der Sache nicht viel Wert beilegten. Die für Literatur und Theater interessierten Laien, auf die der Dichter so sehr gehofft hatte, waren schwach vertreten. Was gekommen, war eine von Neugier und allerhand unsachlichem Interesse angezogene oder auch durch ziemlich wahllos verteilte Freibilletts herbeigelockte Masse von zweifelhafter Verständnisfähigkeit.

Es kamen noch einige nicht vorauszusehende Mißgeschicke vor, welche das Publikum von vornherein in eine dem Erfolge gefährliche Stimmung versetzten. Der Schauspieler, den Fritz Berting an Stelle jenes anderen untreu gewordenen herangezogen hatte, war um eines Hauptes Länge kleiner als seine Partnerin, die überhaupt aus dem zusammengewürfelten Ensemble körperlich wie geistig stärker hervorragte, als für eine einheitliche Wirkung gut war.

Und dazu ein Publikum, das nicht wußte, was es mit dem Dargebotenen anfangen sollte! Der Dialog

zündete nicht, die Situationen ließen kalt, die Pointen fielen unter den Tisch. Es wollte nicht jene Verbindung eintreten, nicht jene Leitung feiner Fäden des Einverständnisses sich anspinnen zwischen Zuschauer, über den Darsteller hinweg, mit dem Dichter im Hintergrunde, die so notwendig ist für den Erfolg eines Abends.

Als der Vorhang zum ersten Male niederging, erscholl einiger Applaus. Aber die paar Leute, die durch ihre Freibilletts oder weil sie persönliche Freunde des Autors waren, sich verpflichtet fühlten, zu klatschen, wurden, als sie es gar zu eifrig trieben, schließlich durch Zischen zur Ruhe verwiesen.

Im zweiten Akte schlug die Stimmung des Publikums um. Bisher hatte man sich anständig gelangweilt, jetzt aber entstand Husten, unruhiges Hin- und Herrücken und Flüstern, ein böses Omen für den Ausgang der Sache.

Und nun der Höhepunkt des Dramas. Ein Dialog zwischen Held und Heldin, wo die Gegensätze der Naturen in einer leidenschaftlichen Szene aufeinanderplatzten. Es war einer jener Momente, die bei Premieren nicht selten sind. Die Stimmung ist dann, wie bei einem Gewitter, schwer, geladen, tragisch, voll höchster Spannung. Dann spricht das Unbedeutendste mit. Ein einziger falscher Ton kann alles verderben. In solchen Momenten hat selbst die grobe Masse ein instinktives Künstlerurteil. Sie weiß es, daß in ihre Hand das Schicksal der Dichtung, ja vielleicht des Dichters gelegt ist. Dieses Bewußtsein vor der eigenen Bedeutung macht jedes Ohr feiner hören, jedes Auge schärfer erkennen.

Unter Gelächter fiel der Vorhang über dem zweiten Akte. Als er sich zum dritten und letzten Male hob

zeigte es sich, daß die Schlacht verloren sei. Die Leute, die am Ulke Freude haben, hatten nun die Oberhand gewonnen. Die Schauspieler selbst aber gaben das Spielen auf, sagten nur noch ihre Rollen zu Ende.

Der Dichter hatte einige Tage vorher, als er noch des Gelingens seiner Sache sicher gewesen, die Darsteller und eine Anzahl Freunde zur Zusammenkunft in einer Weinstube eingeladen. Das Fest wurde trotz der Niederlage schließlich noch abgehalten, das einmal bestellte Diner verzehrt und dem kalt gestellten Sekt tüchtig zugesprochen. Es herrschte Galgenhumor. Maximilian Nackede, Fritzens ehemaliger Studienfreund und jetziger Dichtergenosse, tröstete den Autor in einer launigen Ansprache damit, daß eben vor manchen Stücken das Publikum rettungslos durchfallen müsse. Er feierte den Abend als einen heiligen Taufakt: die Aufnahme eines neuen Mitglieds in den Orden der Verkannten.

Die Mehrzahl der Erschienenen, Herren wie Damen, bezechten sich. Der Dichter selbst wurde, seiner Sinne nicht mächtig, von einigen ebenfalls stark schwankenden Freunden in früher Morgenstunde nach seinem Quartier geschafft.

Als er dort im Laufe des Vormittags erwachte, fand er an seinem Lager Alma, die das Gelage nicht mitgemacht hatte.

Sie wich nicht mehr von Fritz. Ohne daß er sie eingeladen hätte, quartierte sie sich bei ihm ein. Er legte ihr nichts in den Weg.

Fritz ließ alles gehen, wie es gehen wollte. Gleichgültigkeit hatte ihn befallen, als natürlicher Rückschlag gegen die fieberhafte Aufregung der letzten Wochen.

Den Gnadenstoß gaben ihm die Besprechungen, die über sein Stück in den Zeitungen erschienen. Den

Jünglingen von der Kritik war sein Durchfall eine gefundene Gelegenheit, ihren Witz an Dichter und Dichtung auszulassen. Hatten doch diese Herren sämtlich mindestens ein unaufgeführtes Drama im Schubfach liegen, das wie eine feurige Kohle glimmend allen ihren Theaterkritiken zu grunde lag. Es bleibt immer eine Freude, konstatieren zu können, daß ein Rivale zu Falle gekommen ist. Und nun gar hier, wo einer versucht hatte, mit eigenem Gelde seinem überall abgewiesenen Stücke auf die Bretter zu helfen. Wie kam ein Dichter überhaupt zu Geld? — Das war gegen alle Traditionen des Standes. Der „gesunde Instinkt" der Zuhörerschaft wurde belobt, der sich gegen ein solches Experiment aufgelehnt hatte.

Berting lernte die Kollegen von einer eigentümlichen Seite kennen. Solange er als Lyriker ein verhältnismäßig harmloses, weil wenig einträgliches Gebiet bestellt hatte, ließ man ihn gewähren, hatte ihm sogar gelegentlich ein Wort der Aufmunterung gegönnt. Sobald er aber als Dramatiker nach einem Kranz zu greifen wagte, den jeder im stillen ersehnte, weil er mit dem größeren Ruhme auch die größeren Einnahmen verhieß, ward er verdächtig; man warf ihm Knüppel zwischen die Beine.

Die mißlichen Geldverhältnisse vermehrten die Bitterkeit seiner Lage. Fritz hatte niemals ein Budget gemacht; seitdem er in den Besitz des väterlichen Erbteils gekommen, immer nur aus dem Vollen gelebt. Jetzt war das Kapital verbraucht. Um so zahlreicher liefen die Rechnungen ein, an deren Bezahlung er niemals gedacht hatte. Er wechselte die Wohnung, um den allzu aufdringlichen Mahnern entrückt zu sein.

Eine Sendung von einigen hundert Mark, die

anonym ankam, half ihm fürs erste, sich über Wasser zu halten. Er ahnte, von wem das Geld komme. Sein Freund Nackede, der zwar selbst kein Krösus war, aber einige wohlhabende Gönner seiner leichtgeschürzten Muse in Berlin W. besaß, steckte unverkennbar dahinter. Die lustigen Verse in verstellter Handschrift, welche die Sendung begleiteten, trugen ganz den Stempel Nackedeschen Witzes.

Schwer genug fiel es, solches Geschenk anzunehmen für einen, der sich noch nicht an das Leben auf anderer Leute Kosten gewöhnt hatte. Aber wenigstens hatte ihm Nackede durch seine graziöse Brücke das Betreten des ungewohnten Weges etwas erleichtert.

Ein Gedanke kam Fritz, an seinen Freund Michael Baron Chubsky zu schreiben. Der hatte ihm vor gar nicht langer Zeit von Paris aus geschrieben — mit einem mitleidigen Seitenblick auf die barbarischen Literatur- und Kunstverhältnisse in Deutschland, denen er glücklich entronnen sei —, Paris sei die einzige Stadt, in der ein Mensch von Geist und Geschmack atmen könne. Chubsky, der in drei Sprachen, polnisch, deutsch und französisch dichtete, hatte Fritz — allerdings im Absinthrausche — früher einmal gestanden, daß er, wäre er überhaupt der Freundschaft fähig, wahrscheinlich am ersten noch Fritz Berting mit diesem Gefühl beehrt haben würde.

An den Baron Chubsky also schrieb Fritz, teilte ihm mit, wie kläglich es ihm ergangen sei, daß er sich Berlins gründlich müde fühle und daß er daran gedacht habe, nach Paris überzusiedeln. Chubsky antwortete mit einer Pünktlichkeit, die man sonst gar nicht an ihm kannte: er rate dringend ab, nach Paris zu kommen, dort sei gar kein Boden für einen deutschen Autor.

Und er, Michael Chubsky, reise eben für einige Monate an die englische Küste, könne also gar nichts in der Sache tun. Zwischen den Zeilen war nur zu deutlich die Besorgnis zu lesen, daß der Freund ihm über den Hals kommen könne.

In dieser trüben Zeit, wo alle Quellen zu versiegen schienen, erfuhr Fritz Berting, was er an Alma besaß. Sie sorgte und dachte für ihn wie eine Mutter.

Er hatte ihr wohl früher in schlechter Laune vorgeworfen, sie erschlage ihn geistig mit ihrem Banausengeschwätz. Und nun wurde es für ihn zur Erquickung, sich von ihr vorerzählen zu lassen. Er fand heraus, daß sie sehr nett zu plaudern verstehe, ja er mußte gestehen, daß sie viel natürliche Beobachtungsgabe und Mutterwitz besitze. Dabei strebte sie nicht an, geistreich gefunden zu werden. Sie redete, wie ihr der Schnabel gewachsen war. Die Anklänge an den Dialekt ihrer schlesischen Heimat, die das Berliner Leben noch nicht ganz verwischt hatte, gaben ihrer Sprechweise etwas anheimelnd Schlichtes.

Sein Unglück war für sie zum Glück ausgeschlagen. Das Schicksal hatte ihn hilfsbedürftig gemacht. Nun konnte sie zeigen, wie sie ihn liebte. Nun durfte sie ihm dienen und im Dienen herrschen, was im Grunde die Sehnsucht jedes liebenden Weibes ist.

Denn sie wollte seine ganze Liebe haben. Seine Zärtlichkeit bedeutete ihrer Leidenschaft nur ein magerer Brocken. Sie wollte die Seele des Geliebten. Die schnell aufflackernden und schneller verflogenen Regungen der Sinne waren ihr immer nur Abschlagszahlungen auf Höheres.

Auch er solle mit der Zeit von denselben starken Gefühlen erfaßt werden, die sie beseelten, das hoffte sie

zu erreichen, indem sie sich ihm unentbehrlich machte, ihn der sanften Gewohnheit des Geliebtseins unterjochte.

Auch noch von anderer Seite wurde in dieser Zeit für Fritz eine Art Hilfsaktion ins Leben gesetzt. Seine Familie, die nach verschiedenen Todesfällen jetzt nur noch aus der Schwester, deren Mann, dem Gatten der verstorbenen Schwester und den noch jungen Kindern aus beiden Ehen bestand, rührte sich, nachdem man längere Zeit sich um den verloren Gegebenen nicht gekümmert hatte. Sie hatten durch die Blätter von seiner Niederlage als Dramatiker gehört. Der Augenblick schien günstig, den, wie sie annahmen, kleinlaut Gestimmten der Bohême zu entreißen, ihn dem bürgerlichen Leben wiederzugewinnen.

Sein Schwager Regierungsrat Wedner besuchte ihn in Berlin. Er bezeichnete sich als Bevollmächtigter der Familie, bereit, mit ihm zu unterhandeln. Die Vorschläge, die man zu machen hatte, waren folgende: Fritz solle das Schreiben lassen, das seinen Namen nur diskreditiere und nicht einmal Geld einbringe; ferner müsse er das Frauenzimmer von sich tun, mit dem er zusammen lebe. Auszahlung, falls solche nötig, wollte der Schwager in die Hand nehmen. Und als letzten Punkt: Fritz sollte zurückkehren zur juristischen Karriere, die er sinnloserweise verlassen.

Zu dem „Rettungsversuch“, wie der Schwager Regierungsrat das nannte, gehörte auch der Wink, daß man für Fritz eine junge Dame in Aussicht habe, aus achtbarer Familie, nicht ohne Vermögen, die bereit sein würde, über sein Vorleben wegzusehen und es mit ihm zu versuchen.

Dieses in allem Ernst gestellte Ansinnen seiner Anverwandten wirkte auf Fritz empfindlicher als ein

Peitschenschlag auf nackte Haut. Das jagte ihn auf aus der Lethargie, die ihn nach seinem Mißerfolge befallen hatte. Nun war es Ehrensache, jenen zu zeigen, daß er ihrer nicht bedürfe, daß er sie mitsamt ihrem traurigen Rettungsversuche verachte. Die nächste Folge der sehr erregt endenden Unterredung war ein unheilbarer Bruch mit seinem Schwager Wedner.

Die Indignation über das Erlebte glühte noch in ihm, während er eine Anzahl Skizzen abfaßte, in denen er die faule Moral, die Heuchelei, die Unnatur des modernen Familienlebens der höheren Stände rücksichtslos geißelte. Und siehe da, diese Federzeichnungen, welche in verschiedenen Blättern sofort Abdruck fanden, verschafften ihm in wenigen Wochen mehr Popularität, als er mit seiner gesamten bisherigen Produktion gewonnen.

Noch einen anderen Erfolg hatte die mißglückte Einmischung der Anverwandten in seine Verhältnisse: Fritz Berting war sich seiner Liebe zu Alma erst recht bewußt geworden. In tiefer Empörung stellte er sich auf seiten der Verunglimpften. An sie war er nun mit verstärkten Ketten gebunden.

* * *

Am zweiten Tische links vom Eingang der Bierstube, in die er Fritz Berting gebeten hatte, saß der Dichter Karol. Da er die sämtlichen Zeitungen des Lokales bereits durchgelesen hatte, war er jetzt unbeschäftigt und überdachte noch einmal die Worte, die er an den Kollegen von der Feder richten wollte. Er lächelte selbstzufrieden, schon im voraus des günstigen Eindruckes gewiß; denn so rechnete Karol: welcher Mensch und zumal welcher Schriftsteller würde wider-

stehen können, wenn man ihm seine Dichtungen ins Gesicht lobte!

Er hatte nicht immer seinen jetzigen Namen getragen; eigentlich hieß er Silber. Aber dieser Name paßte nach Ansicht des Trägers nicht recht zu einem deutschen Dichter. In Silber lag ein harter, verdächtiger Metallklang, der sich mit dem Idealismus, den man hierzulande bei dem Sänger voraussetzte, nicht gut zu vertragen schien.

Sein Vater war von Russisch-Polen ins Reich eingewandert, hatte in einer jener rapid aufblühenden Industriestädte des oberschlesischen Kohlenreviers sich niedergelassen. Er handelte mit fertiger Herrengarderobe. Der alte Silber nahm aber auch jeden anderen Verdienst gern mit. Eine Spezialität von ihm war, bei Umzügen, Todesfällen oder auch Konkursen Sachen aufzukaufen, mit denen die Leute augenblicklich nicht wußten, wohin, um sie später mit Profit wieder an den Mann zu bringen.

Der älteste Sohn Siegfried besuchte die Realschule. Der Vater hatte ihn zum Kaufmann bestimmt. Der kleine Siegfried trat schon frühzeitig in ein Verhältnis zur Weltliteratur; und zwar geschah dies auf nicht ganz alltägliche Weise. Unter dem Trödelkram, den der Vater allmählich in den Hinterräumen seines Geschäftes aufstapelte, befanden sich auch allerlei Bücher. Da gab es ganze Romanbibliotheken, Lexika, Enzyklopädien, Bände von deutschen Magazinen und französischen Revuen, illustrierte Zeitungen, Witz- und Modeblätter. In diese Bücherei höchst gemischter Natur versenkte sich der Jüngling, dem Frühreife und die Wißbegier seines Stammes in hohem Grade eigen war.

In der Schule bekam Siegfried zu hören, daß wir

Deutschen eine Literatur besäßen, die man in eine althochdeutsche Zeit, eine mittelhochdeutsche Zeit und eine neudeutsche Zeit einteile, und daß die großen Dichter der klassischen Periode Klopstock, Lessing, Wieland, Herder, Schiller, Goethe seien. Siegfried Silber dachte darüber anders. Für ihn gab es nur einen Dichter, der hieß: Heinrich Heine.

Er war auf die vollständige Ausgabe von Heines Werken gestoßen. Sein geistvoller Stammesgenosse stellte ihm alles in den Schatten, was je in deutscher Sprache gesungen und geschrieben worden war. Heine zu erreichen, vielleicht zu übertreffen, wurde der ehrgeizige Traum des jetzt Sechzehnjährigen, der als Kommis hinter dem Ladentische seines Vaters mit Bergarbeitern, Dienstboten und schmierigen Polacken um den Preis von Hosen, Stiefeln und Mützen hin und her feilschen mußte.

Neben seinem Ideal, Heine, gab es für ihn auch Götter niederen Ranges. Da waren Gutzkow, Laube, Herwegh, Freiligrath. Die Autoren des jungen Deutschland mit ihrer Schwärmerei für Humanität, Weltbürgertum und Tyrannensturz entsprachen seinem jugendlich freigeistigen Oppositionsdrang.

Es blieb nicht beim Lesen allein. Siegfried Silber fing an, sich mit der Feder zu versuchen. Die literarischen Sporen wurden im Feuilleton eines heimatlichen Winkelblattes verdient. Dann fiel dem jungen Menschen von ungefähr eine Broschüre Lassalles in die Hände, die auf sein leicht erregbares Gemüt wirkte wie ein Funken, der in eine Pulvermine fällt. Von dem temperamentvoll genialen Erwecker des vierten Standes war die Brücke schnell geschlagen zu dem nüchterneren Karl Marx und Siegfried Silber damit gewonnen für die rote Internationale.

Der alte Silber war durchaus nicht einverstanden mit der politischen Entwicklung des Sohnes. Er war ein Israelit vom alten Schlage, orthodox und konservativ, der es für die beste Politik hielt, die Leute streiten zu lassen und es mit denen, die im Regimente saßen, nicht zu verderben. Er mißbilligte auch die Beschäftigung des Sohnes mit Literatur, die er für ein brotloses Gewerbe ansah.

Siegfried aber fühlte, daß er zu größeren Dingen berufen sei, als zum Kleiderhandel. Er quittierte den Dienst beim Vater und wandte sich zunächst nach Breslau. Der angehende Literat erkannte jedoch schnell, daß es in der Provinzialhauptstadt seinesgleichen genug gebe, und setzte seinen Stab noch ein Stück weiter westwärts.

Ohne Geld, ohne Verbindungen war er in eine ihm gänzlich fremde Stadt eingezogen. Kühn tat er auch den Sprung in das Wagnis einer auf die Feder allein gegründeten Existenz. Zunächst nahm er den indifferent klingenden nom de plume „Karol" an.

Er war fürs erste durchaus nicht auf Rosen gebettet. Sein Vater gewährte ihm keine Unterstützung, weil der Sohn gegen seinen Willen gehandelt hatte. Mit der Begründung eines literarischen Rufes aber ging es nicht so schnell, wie Siegfried Silber sich das gedacht hatte. Die Blätter radikaler Richtung nahmen zwar seine Gedichte auf, deren revolutionäre Tendenz ihnen zusagte, bezahlten dafür aber kein Honorar. Die sogenannte gutgesinnte Presse aber wies die Feuilletons des kleinen, unbekannten Schnorrers hochmütig ab. Ebenso ging es ihm bei den Bücherverlegern, denen er seine Arbeiten anbot. Die Partei nützte seinen Eifer aus und seine Intelligenz. In den Debattierklubs und im Arbeiterbildungsverein war er ein gern gehörter

Redner. Aber alles das brachte kein Geld. Siegfried Silber lernte das Hungern gründlich kennen.

Schließlich half er sich mit dem Abfassen von Zeitungsromanen, die er miserabel bezahlt bekam; mit Übersetzen verdiente er sich auch ein paar Groschen, außerdem schrieb er den Text zu einer Operette. Jeden Auftrag nahm er an. Sogar Gelegenheitsgedichte und Couplets für Tingeltangelsänger entflossen der Feder, die Heinrich Heine hatte übertreffen wollen.

Aber während er so um das tägliche Brot sich abmühte, in einer ganz elenden Wohnung existierte, ließ er den Mut nicht sinken. Vor dem Verzweifeln schützte ihn der zähe Optimismus seiner Rasse. Er war nach wie vor entschlossen, die Welt mit der Feder zu erobern.

Er, der in gar keinem Verhältnis stand zur Gesellschaft, der völlige Outsider, kritisierte, ja verachtete sie im Grunde. Die Menschheit betrachtete er als Material für seine hochfliegenden Pläne. Dabei besaß er nur seine Belesenheit und die Geschäftskenntnisse, die er sich hinter dem Ladentische des Vaters erworben hatte. Seine Bildung war durchaus lückenhaft, er sah die Welt aus der Perspektive des Kaffeehauses. Aber was ihm hier fehlte, ersetzte er reichlich durch Kombinationsgabe, Spürsinn und Findigkeit. Er gehörte zu der Art, denen die Zeitung Surrogat ist für die Eigenanschauung; Menschen, scheinbar ohne Erlebnisse, ohne Erfahrungen, die doch mit Hilfe der argusäugigen Presse von allem erfahren, an allem teilnehmen und über alles zu räsonieren verstehen.

Um die Stadt, in der er lebte, kümmerte er sich ebenso wenig, wie um ihre Schönheiten, Kunstwerke, Altertümer, Umgebung. Für dergleichen hatte er keinen Sinn.

Er war durch und durch Nomade, ohne Heimatgefühl und darum auch ohne Gefühl für Kulturwerte.

Hingegen sagte ihm sein Scharfsinn, daß gerade hier das rechte Terrain sei zum Ausbau seiner Pläne. Es kam nur darauf an, sich eine Weile über Wasser zu halten, auf dem Posten zu sein und seine Augen überall zu haben. Dann mußte auch seine große Zeit kommen.

Vor allem hieß es Anschluß gewinnen an literarische Kreise, sich Freunde machen unter seinesgleichen, womöglich eine Clique bilden, in der, soviel wußte er, das Regiment ganz von selbst auf ihn übergehen würde.

Ähnliche Briefe, wie den an Fritz Berting, hatte er schon einige geschrieben, bisher mit negativem Erfolge. Die Leute waren einfach nicht gekommen.

Siegfried Silber fing an, unruhig zu werden. Sollte er heute wieder der Geäffte sein? Er sah nach der Uhr; die zum Rendezvous vorgeschlagene Stunde war überschritten.

Endlich trat ein hochgewachsener, blonder junger Mensch durch die gegenüberliegende Tür und sah sich suchend im Lokale um. Siegfried Silber erhob sich eiligst.

„Sie sind Herr Berting, ich bin Karol!"

Man verbeugte sich gegenseitig und nahm dann an dem Tische einander gegenüber Platz.

Fritz Berting ließ das Auge etwas erstaunt auf der Erscheinung des Jünglings ruhen, der ihn hierher zitiert hatte. Es war ihm nicht in den Sinn gekommen, daß der Träger des Namens Karol Jude sein könne. Nun sah er es auf den ersten Blick. In Berlin hatten Juden zu seinem vertrautesten Umgang gehört; Fritz war an sie und ihre Art gewöhnt.

Trotzdem frappierte ihn diese Physiognomie, die, offenbar durch keine Kreuzung verdorben, den Stempel

echten Semitentums trug. Die Nase stark gebogen, das Gesicht bei breitem Schädel schmal. Stirn und Kinnpartie fliehend, die Ohren spitz und zurückliegend. Dunkel blitzten die mandelförmigen Augen aus dem weißgelben Gesicht hervor, wie aus einer Maske, hatten ein Leben ganz für sich. Der Bart um die roten, vollen Lippen, das Haupthaar, das über der Stirn schon dünn wurde, seidenschimmernd lockig.

Eigentlich war das Gesicht nicht häßlich, wie ein Individuum, das den Ausdruck wirklicher Rasse trägt, überhaupt nicht unschön sein kann.

Die schwächliche, schon in der Jugend gekrümmte Figur und die ausgemergelten Gliedmaßen verrieten die Zugehörigkeit zu einem Volke, das Jahrhunderte der Knechtschaft nicht gebrochen, nur äußerlich gebeugt haben.

Fritz fiel zweierlei sofort stark an dieser fremdartigen Physiognomie auf: der scharf beobachtende Blick, dem doch die Stetigkeit fehlte, und ein spöttisches Lächeln. Dem stand zur Korrektur gewissermaßen die große Höflichkeit und bescheidene Zuvorkommenheit gegenüber, deren sich der Besitzer der aufdringlich funkelnden Augen und des ironisch zuckenden Mundes befliß.

„Was will der eigentlich von dir?“ war der Gedanke, den Fritz Berting nicht los werden konnte, diesen forschenden, lächelnden, in steter nervöser Erregung begriffenen Zügen gegenüber.

„Ich hatte mir schon längst gewünscht, den Dichter von ‚Leiser Schlaf‘ kennen zu lernen,“ begann Siegfried Silber, als sie einander an dem kleinen Tische gegenüber saßen und der Kellner das Bier für Fritz gebracht hatte. „Nun fügt es der Zufall — — oder vielmehr, es ist nicht Zufall! In selischer Beziehung gibt es keinen Zufall. — Es ist etwas Magisches dabei; man

kann es eine höhere Art der Anziehungskraft auf immateriellem Gebiete nennen. Wenn ich mich im übrigen auch von allen Vorurteilen frei gemacht habe und mir das Metaphysische eigentlich quantité négligeable ist, so huldige ich auf einem Gebiete doch mit vollem Bewußtsein frommem Glauben. Ich glaube fest, daß es heimliche Beziehungen gibt der Geister, elektrische Ströme vielleicht, welche auf mystische Weise die Sympathie von Mensch zu Mensch vermitteln. Denken Sie doch nur, es ist geradezu wunderbar, ich beschäftige mich im Geiste viel mit Ihnen, habe Ihre Werke gelesen; der Dichter Berting ist mir längst ein geistiger Bruder. Ich sehne mich im stillen danach, ihn kennen zu lernen, unterlasse es aber, an ihn zu schreiben, weil der Brief ein so armseliger Vermittler von Gefühlen ist, vielleicht auch aus Scheu, aus Angst, aufdringlich zu erscheinen. Und da auf einmal erfahre ich, daß Sie in denselben Mauern weilen wie ich. Auch Sie haben sich geflüchtet vor der Verständnislosigkeit der Banausen. Ich will nicht unzart eingreifen in Ihre persönlichen Erlebnisse, Herr Berting. Ich glaube zudem, alles zu wissen. Die Überzeugung, daß zwischen uns eine Art Verwandtschaft nicht bloß in der Auffassung des Dichterberufs, nein, auch in den Schicksalen besteht, ist stark in mir. Ich hoffe, daß Sie mir das nicht als Unbescheidenheit auslegen werden, Herr Berting! Ich bin eine impulsive Natur, und Sie haben mich warm gemacht durch Ihre Dichtungen."

So ging es weiter. Silber erzählte seine ganze Leidensgeschichte mit ungeheurem Wortreichtum und Zungenfertigkeit. Bei Fritz überwog die Belustigung über diesen sonderbaren Kauz, der ihm nach einer eben erst geschlossenen Bekanntschaft bereits alle „Heilig-

tümer" und „geheimen Blutungen" seines Innern aufdeckte.

Der Dichter Karol trug zunächst die Kosten der Unterhaltung allein. Seine Rede floß dahin wie Wasser, das in einer Rinne eilig plätschernd bergab schießt. Es ist kein Ende abzusehen, und stauen, daß es eine Tiefe bilde, kann man es auch nicht.

Fritz wußte schließlich kein anderes Mittel, um diesen stetig murmelnden Redestrom zu unterbrechen, als, nach der Uhr sehend, zu bemerken, daß er heute abend noch etwas vorhabe.

Sofort zeigte Siegfried Silber eine gänzlich veränderte Miene. Er rückte näher an Fritz heran und sprach auf einmal in nüchtern sachlichem Tone. Es war, als ob ein zweiter Mensch, der Geschäftsmann, urplötzlich aus irgendeiner Versenkung seines Wesens emporgestiegen wäre.

Soviel er wisse, sagte Siegfried Silber, sei Berting fremd in dieser Stadt. Fragen, wie es mit seiner pekuniären Lage beschaffen sei, wolle er aus Gründen der Diskretion nicht. Aber daß er mit Gedichtsammlungen und einem durchgefallenen Stücke keine Schätze erworben habe, liege wohl klar auf der Hand. Die einzige Möglichkeit für den Literaten, bekannt zu werden und Geld zu verdienen, sei heutzutage nun einmal die Zeitung. Falls Herr Berting, wie er, Karol, annehme, den Wunsch hege, mit der lokalen Presse in Verbindung zu treten, so gestatte er sich hierdurch seine Vermittelung anzubieten.

Fritz erwiderte darauf, daß, falls er mit der Presse hätte in Verbindung treten wollen, ihm dies durch seinen Freund Doktor Lehmfink ein Leichtes gewesen wäre. Mit absichtlicher Kühle dankte er für die freund-

liche Absicht. Er konnte nicht umhin, das Anerbieten und die Art, wie es gemacht wurde, etwas aufdringlich zu finden.

Bei Nennung des Namens Lehmfink zeigte Siegfried Silber eine überraschte, wenig erfreute Miene. Auch er habe die Ehre, Herrn Doktor Heinrich Lehmfink zu kennen. Er wollte wohl noch etwas Ungünstiges hinzufügen, dem spöttischen Zucken des Mundes nach zu schließen; als aber Fritz betonte, Lehmfink sei sein intimster Freund, meinte er einlenkend: „Ein ausgezeichneter Mann, der Herr Lehmfink. Als Charakter sehr ehrenwert, gewiß! Aber ich meine doch, daß er ein wenig altmodisch ist. Seine politischen Ansichten sowohl wie sein literarisches Urteil sind, gelinde gesagt, rückständig. Sollte Ihnen das entgangen sein, Herr Berting? Das kann ich mir bei einem Beobachter, wie Sie sind, kaum denken."

Fritz ließ das auf sich beruhen. Silber lächelte und machte eine Bewegung, als wolle er sagen: gehen wir über solche Kleinigkeiten hinweg. Abermals rückte er näher an Fritz heran, und nachdem er sich umgesehen hatte, als fürchte er Lauscher, suchte er mit einem großen Aufwande eindringlicher Beredsamkeit Berting zur Mitarbeiterschaft für ein bestimmtes Blatt zu gewinnen. Sie brauchten eine „erste Kraft" für das Feuilleton, und Berting sei gerade der rechte Mann dafür. Er schreibe, wie man aus seinen letzten Skizzen ersehen habe, einen gepfefferten Stil und gehe rücksichtslos vor in der Kritik der höheren Stände.

Fritz war sich längst darüber klar, welcher Partei sich Silber verschrieben habe. Er erwiderte, daß er nicht die geringste Lust und Anlage in sich verspüre, für ein politisches Blatt zu arbeiten. Er würde sich gelähmt

fühlen in seinem Schaffen, wenn er beständig nach einem Chefredakteur oder gar nach der allmächtigen Partei im Hintergrund blicken müsse. Ihm sei im Grunde alle Politik furchtbar langweilig, und er begreife nicht, wie Leute von Geist und Geschmack damit ihre Zeit vergeuden mochten. Auch habe er gefunden, daß Menschen, die sich einer Partei verschrieben, mit der Zeit unrettbar versimpelten. Jede Frage werde dann in das Prokrustesbett des Parteiprogramms gezwängt, wo sie verstümmelt wieder herauskomme. So hätte er es an Leuten verschiedenster Richtungen beobachtet. Am langweiligsten aber sei ihm von allen politischen Phrasen die erschienen, wonach die Massen regieren sollten. Und um vom künstlerischen Schaffen zu reden: er meine, daß politische Tendenz jedes Kunstwerk in seinen Grundbedingungen aufhebe; denn Freiheit sei der Urgrund aller Kunst. —

Auf das Wort „Freiheit" fuhr Silber, der Fritzens Rede mit nervös zuckenden Mienen begleitet hatte, wie ein Stoßvogel los.

„Freiheit!" rief er und erhob theatralisch die Arme, „Freiheit gibt es ja im modernen Deutschland nicht!" .... Und nun öffneten sich die Schleusen seiner Beredsamkeit von neuem.

„Wir leben in Zuständen, wie ein mündiges Volk sie krasser niemals gesehen hat. Große Dinge sind äußerlich erreicht, jawohl! Aber ich frage Sie, Herr Berting, was haben wir, die Intellektuellen, durch die Reichsgründung gewonnen? — Das Vaterland ist größer geworden, reicher, mächtiger; was nützt uns das, den Menschen mit geistigen Bedürfnissen! Ich will nicht davon reden, daß man uns nicht heranläßt an die Staatskrippe; ich verlange nichts von den Regierenden

als das eine: Geht uns ein wenig aus der Sonne! Freie Bahn dem Talent! Gleiches Recht für den Adel auch des Geistes! Gleichheit vor dem Gesetz steht nur auf dem Papier! Es herrscht im neuen Deutschland schlimmere Stickluft als im dunkelsten Europa! Da ist das Philisterium, das jeden Fortschritt verbarrikadiert wie ein unbewegliches, glotzäugiges Mammut. Da ist die Streberei, die kein höheres Ziel kennt, als Regierungsrat zu sein oder wenigstens den Leutnant der Reserve auf seine Karte setzen zu dürfen. Überall knien wir vor dem Erfolge. Wenn man uns nach geistigen Taten fragt, antworten wir: im Jahre 1870 haben wir die Franzosen geschlagen. Oder: wir haben Bismarck. Jawohl, Bismarck! Sein schwindelerregendes Glück in allen Ehren; aber ist er für uns Junge ein Glück? Lastet er nicht auf uns allen wie ein eherner Alp? Was kann im Schatten eines solchen Kolosses gedeihen? Ahnt er etwas von unseren Schmerzen? Was sind wir vor ihm? — Dieser Alte ist unser Fluch. Eine Generation von Greisen hat das Heft in Händen. Sie lassen uns nicht aufkommen. Es ist in der Kunst genau wie in der Politik und im wirtschaftlichen Leben. Eine kleine Kaste von Junkern, Offizieren, Beamten, Priestern gibt den Ton an. Wir sind in ihren Augen Hunde. Ich will Ihnen eine Geschichte erzählen, Herr Berting, damit Sie nicht denken, ich übertreibe. Ich hatte einen Freund, der als Freiwilliger diente. Mit Begeisterung war er an die Dienstzeit herangegangen, denn er liebte die Armee, nannte sie das Größte und Glänzendste, was wir besäßen, glaubte an die Phrase, daß die allgemeine Dienstpflicht eine Schule sei für das ganze Volk. Dem armen Kerl sind diese Illusionen bald genug ausgetrieben worden. Ich muß einschalten: mein

Freund war von Beruf Journalist, er hatte schon verschiedene aufsehenerregende Sachen veröffentlicht, ehe er eintrat. Der Leutnant, der die Freiwilligen ausbildete, machte sich unausgesetzt lächerlich über den Beruf meines Freundes, sprach von ‚Federvieh‘, von ‚verfluchter Tintenkleckserei‘, von ‚roten Literaten‘ und so weiter. Das ist charakteristisch! Die Intellektuellen werden bei uns verfolgt mit Haß und Verachtung von der hochmütigen, brutalen Herrscherkaste. Wir sind ihnen das, was in alter Zeit das fahrende Volk den Schnapphähnen war. Deutschland steckt noch tief, tief im Mittelalter. Ich habe vergessen, zu erzählen, daß mein Freund jetzt Sozialdemokrat ist von Überzeugung und mit der Zeit sicher in unserer Partei eine Rolle spielen wird. Ist es dann ein Wunder, wenn wir, die gebildete Jugend, uns denen zuwenden, die gleich uns geknechtet sind, die wie wir Hunger fühlen, den doppelten Hunger nach Brot und nach Licht. Das Brot können wir ihnen nicht geben, denn wir haben selbst keins; aber Licht wenigstens können wir ihnen von dem unsrigen leihen. Die Herren oben werden es eines Tages bitter bereuen, daß sie die Intelligenz vor den Kopf gestoßen haben. Sie werden es bereuen, sage ich!“

Fritz Berting sah mit Staunen in Siegfried Silber, wie er das sprach, wieder einen ganz neuen Menschen vor sich. Die dunklen Augen glühten in leidenschaftlichem Haß, sein schwächlicher Leib zitterte vor Erregung. So gefiel er Fritz eigentlich besser. Denn diese Anwandlung war echt und ohne Pose. Es war die Empörung eines verbitterten Menschen, der empor will und überall zurückgewiesen wird. Wieviel furchtbare Erfahrungen mochten hinter solchem Hasse liegen? Fritz konnte ihm das nachfühlen; man brauchte nicht

Jude zu sein, um den dumpfen Druck zu empfinden, der durch das ganze Land auf den Gemütern der Aufstrebenden lag.

Ein korpulenter Herr im eleganten Sommeranzug, der aus einem Hinterzimmer des Restaurants kam, trat an den Tisch, an welchem die beiden saßen. Es war der Verleger Weißbleicher. Sein ungesundes Gesicht mit der dicken Nase und den Hängebacken erinnerte an die Physiognomie eines fetten Bibers. Auf der Nase balancierte in höchst unbequemer Lage, weil er nirgends Halt fand, ein goldener Klemmer. Als der Mann den Hut lüftete, sah man, daß er nur noch wenig Haar auf dem runden Schädel hatte.

Weißbleicher fragte, ob es erlaubt sei, sich für einen Augenblick bei den Herren niederzulassen. Doch wurde die Frage nur pro forma getan, denn er hatte dabei schon den Stuhl in der Hand und warf den Hut in die Mitte des Tisches, um von vornherein zu zeigen, daß er mit den beiden jungen Literaten keine großen Umstände zu machen beabsichtige.

Fritz war wenig angenehm berührt, mit diesem Manne hier zusammenzutreffen. Er hatte Weißblecher gegenüber kein ganz reines Gewissen. Als Lehmfink vor Wochen mit ihm bei dem allmächtigen Verleger gewesen war, wurde besprochen, daß Fritz Berting sofort mit seinem Roman beginnen solle. Nur unter der Voraussetzung, daß er bald etwas von dem Autor in Händen halten würde, hatte sich der sonst vorsichtige und zähe Geschäftsmann dazu bewegen lassen, Geld auf Vorschuß zu geben. In dem peinlichen Bewußtsein, noch keine Zeile an dem Buche geschrieben zu haben, war Fritz seinem Gläubiger bisher wohlweislich aus

dem Wege gegangen. Nun hatte ihn die Nemesis doch ereilt; hier gab es kein Ausweichen.

Breit und protzig saß Weißbleicher da und erzählte über die Badereise, von der er kürzlich zurückgekehrt war. Er habe vorgehabt, Herrn Berting in diesen Tagen aufzusuchen; das heutige Zusammentreffen erspare ihm den Weg.

Wie Fritz erwartet hatte, erkundigte sich der Verleger sehr bald nach den Fortschritten „unseres Romans". Der Dichter murmelte etwas von großer Hitze und daß er schlecht disponiert gewesen sei; darum habe das Werk nicht den Fortschritt gemacht, den er selbst gewünscht. Weißbleicher sah ihn von der Seite an und meinte: „Ihr Freund Doktor Lehmfink sagte mir damals, Sie produzierten leicht." Fritz hätte gern darauf erwidert, daß leichtes Produzieren nicht immer das beste sei, bedachte dann aber noch rechtzeitig seine Schulden und versicherte, er werde künftighin um so fleißiger sein. Der Verleger gab ihm den Rat, das ja wahr zu machen; denn wenn er mit seinem Buche Geschäfte machen wolle, müsse es zum Weihnachtsmarkte fertig ausliegen.

„Ich will versuchen, Sie zu lancieren. Wollen mal sehen, ob wir einem von euch Jungen nicht Bahn brechen können. Ich tu's, weil ich wirkliches Interesse habe an der Bewegung. Verdienen wird man dabei nichts, wahrscheinlich sogar nur zusetzen. Aber, wie gesagt, ich habe nun mal die Liebhaberei für Neues und Originelles und bin von jeher Optimist gewesen."

Fritz Berting wußte ganz genau, was er von der Glaubwürdigkeit solcher Worte im Munde seines Verlegers zu halten hatte. Lehmfink hatte den Mann ein „notwendiges Übel" genannt. Die listigen Äuglein in dem fetten Gesicht, die der goldene Klemmer nicht ganz

verdeckte, verrieten ihn. Seine plumpe Nase war doch fein genug, um unfehlbar herauszuwittern, was auf dem Wege war, Mode zu werden. War es jetzt noch nicht Mode, um so besser! Dann konnte man es billig erwerben. Er sicherte sich die jungen Autoren, von denen er glaubte, daß sie Zukunft hätten. Er tat es um der Sache willen, weil er Optimist war, wie er sagte. Diese Begeisterung entlockte ihm wohl einmal ein paar hundert Mark, wie hier.

Nachdem er Fritz Berting noch einmal gnädig aufmunternd zugenickt hatte, erhob sich Weißbleicher. Schon halb im Gehen wandte er sich und sagte: „À propos, Herr Karol! So nennen Sie sich ja wohl, junger Mann?“

Siegfried Silber beeilte sich, zu versichern, daß so sein Dichtername sei.

„Mir fällt da eben ein, daß sich von Ihnen noch ein Manuskript bei uns herumtreibt. Ich habe neulich hereingeguckt; aber es ist nichts für meinen Verlag. Sie haben sich da ein sehr wenig erfreuliches Thema gewählt: der Gegensatz zwischen orthodoxen Juden und Reformjudentum. Es mag ganz gut beobachtet sein; aber, wie gesagt, es wirkt peinlich. Das Publikum will nun mal solche unsympathischen Stoffe nicht! Lassen Sie das Manuskript abholen, Herr Karol, ich kann es nicht gebrauchen.“ —

Fritz sah, wie Siegfried Silbers bleiches Gesicht noch um eine Nuance bleicher wurde. Ein Blick flammenden Hasses aus den Augen des jüngeren Semiten folgte dem Stammesgenossen, der sich entfernte, ohne den kleinen Bocher auch nur des Lebewohls zu würdigen.

Silber faßte sich jedoch schnell, seine Gefühle verbergend. „Sie haben Glück gehabt, bei Weißbleicher

anzukommen," sagte er nervös lächelnd zu Fritz. „Er hat Renommee und Geld und gilt für einen smarten Geschäftsmann."

* * *

Fritz Berting war in jener Nacht gar nicht zu Bett gegangen. Nachdem er sich von Siegfried Silber getrennt hatte unter dem Vorwande, müde zu sein, unternahm er einen Gang durch die Stadt, die sich in dieser schwülen Sommernacht belebter zeigte als am Tage.

Vor den hell erleuchteten Gartenlokalen saßen Gäste, Kopf an Kopf. In den breiten, baumbepflanzten Avenuen erging sich das Volk: Arbeiter, Dienstboten, alle jene, die am Tage nicht Zeit hatten, der Stadt zu entfliehen. Dazwischen schlenderte junges Volk einher, Ladenjünglinge, Schüler mit Zigarren und Spazierstöcken, die den Eindruck wirklicher Herren hervorzurufen suchten, was ihnen hin und wieder mit Hilfe des Dämmerlichtes auch gelang. Auf allen Bänken, besonders aber auf denen, die weit weg waren von den Gaslaternen, Liebespaare, deren Zärtlichkeit im umgekehrten Verhältnis stand zu der Stärke der Beleuchtung. Von einem Vergnügungsetablissement, das am andern Ufer des Stromes lag, wurden hier und da Walzermelodien herübergetragen und brachten Stimmung in die Herzen und Lebendigkeit in die Füße der Mädchen.

Fritz Berting schritt durch dieses Treiben ohne Plan. Es zog ihn heute nacht nicht nach Haus, obgleich er wußte, daß Alma seiner wartete. Sie konnte ihm in dieser Stimmung nichts sein. Das, was in ihm entstehen wollte, was nach Ausdruck rang, gestattete keine Rivalität, bedurfte einer stillen, von allen fremden Tönen befreiten Stunde. Er selbst kannte es ja noch

nicht einmal genau, das Neue, das sich unklar und verworren in der letzten Zeit und seitdem immer deutlicher gemeldet hatte, Leben heischend, Gestaltung fordernd in seinem Innern. Zwiesprache wollte es mit ihm halten; und dazu mußten sie ganz allein sein, er und dieses unfertige junge Gebilde. Er zitterte davor, wie eine Jungfrau zittern mag vor der Berührung des Mannes, scheu, voll Bangigkeit und voll wonniger Erwartung zugleich.

Er suchte einsamere Orte auf, als jene breiten, belebten Alleen waren. Bald hallte sein Schritt auf dem Trottoir langer, wenig belebter Straßenzüge. Vor ihm leuchteten in endloser Linie, allmählich zu winzigen Punkten verschwindend, die Straßenlaternen. Er schritt über einen weiten Platz, als gerade die Glocke vom Turme der alten Kirche Mitternacht verkündete. Darauf geriet er in das Gewirr kleiner, dunkler Gassen und Gäßchen. Der Polizist, der hier auf Wache stand, musterte ihn mit scharfem Blick; in solcher Gegend erweckt ein gutgekleidetes Individuum Verdacht. Ein weibliches Wesen, dessen Züge er im Dunkeln nicht erkennen konnte, flüsterte ihm hastig ein Wort zu, dessen Sinn zu dieser Stunde nicht mißzuverstehen war. Als die enge, von widerlichen Gerüchen erfüllte Gasse plötzlich endete, empfing ihn ein frischer Luftzug. Es war der Strom, der von weither aus den Gebirgsgründen, Wiesen und Wäldern, in denen sich seine Wässer sammelten, diesen erquickenden Hauch in die städtische Schwüle brachte.

Nun wußte Fritz auf einmal ein Ziel für seine Wanderung. Hinaus aus dieser Enge, immer hinwandern am Laufe des Flusses, der ihm vorkam wie ein trauter, gleich ihm nach Einsamkeit dürstender Freund.

Unterhalb der Stadt, wo er zwischen flachen Ufern dahinströmte, war eine Stelle, die Fritz liebte. Durch Zufall war er neulich in die Gegend gekommen bei einem Abendspaziergang mit Alma.

Dorthin lenkte er seine Schritte. Die Dunkelheit verhüllte die Häßlichkeit der Schuppen, Kohlenhaufen, Fabriken, Dampfessen, die hier überall die Häuserreihen unterbrachen. Endlich war er außerhalb des Bereichs der Gebäude und schritt auf einem langen Steindamm hin.

Wie viel schöner das alles noch war bei Nacht! Im Wasser spiegelte sich der Mond. Ein leichter Nebel lag über dem andern Ufer. Es herrschte in der Stille doch ein heimliches Leben und Weben. Die Natur schlummert nicht in den Sommernächten. Aus dem Weidengestrüpp längs des Dammes ertönte der verschlafene Ruf von Wasservögeln. Insekten zirpten im Grase, Nachtfalter umsurrten ihn. Bald hatte er auf der einen Seite freies Feld. Aber hinter ihm der leuchtende Ausschnitt der Himmelsglocke zeigte die Stelle an, wo die Stadt lag, von der sich der nächtliche Wanderer schnell entfernte.

Er atmete auf. Einsamkeit! Das war es, was ihm gefehlt hatte in der letzten Zeit. Nicht die Hitze hatte ihn am Schaffen gehindert, wie er dem Verleger gegenüber behauptet; nein! Die Anforderungen, die das Leben an einem stellte, die Zerstreuungen, zu denen es einen stetig verführen wollte; ja, selbst Liebe und Zärtlichkeit der Freundin, alles, alles waren ebensoviel Hindernisse.

Fritz Berting gehörte zu den Künstlern, die nicht produzieren können, wenn Menschen um sie sind; deren Erfindungskraft wie gelähmt ist, wenn ein fremdes Auge auf ihnen ruht. Die bloße Anwesenheit eines

anderen im Zimmer verursachte ihm peinigendes Schamgefühl, erstickte jeden Gedanken im Keime. Selbst Alma störte ihn, auch wenn sie gar nicht sprach, wenn sie nur mit ihrer Näherei dabei saß. Das Mädchen kannte diese Eigenheit, verhielt sich so still wie möglich. Aber dann war es wieder ihr Schweigen, was ihn verdroß. Er lauerte gewissermaßen auf den Moment, wo sie ihn stören würde. Und geschah es, dann warf er ihr vor, durch ihr Verschulden sei ihm wieder einmal der Faden abgerissen. Das gab dann einen wundervollen Grund, an einem solchen Tage die Arbeit ganz und gar ruhen zu lassen.

Von dieser unfruchtbaren Stimmung, die ihn schon seit Wochen in ihrem Banne gehalten hatte, fühlte er sich heute nacht endgültig befreit. Schon am Nachmittage hatte er es empfunden, beim Anblick der schönen Stadt, die Lehmfink ihnen gezeigt hatte, daß sich etwas rege, sich melde in ihm, zum Leben befreit sein wolle von ihm. Ein unruhiges, banges, süßes Gefühl, wie es den Menschen befällt, der eine große Idee empfangen hat. Dazwischen hatte er an allerhand andere Dinge gedacht, sich mit verschiedenen Leuten unterhalten, neue Eindrücke aufgenommen. Aber er hatte bei alledem gewußt: das ist nicht das Wesentliche. Viel, viel wichtiger war das, was in ihm vorging. Mit Namen konnte er es noch nicht nennen; aber doch war es da und wuchs, ohne sein Dazutun.

Er ging und ging. Das Plätschern der Wellen ward ihm zur rhythmischen Begleitung seiner Gedanken. Nichts Anregenderes und Vertraulicheres als das strömende Wasser.

Solch ein Fluß ist ein lebendiges Ding, ein Wesen, von eigenem Willen beseelt, und doch ein stiller, unauf-

dringlicher Geselle, ohne Verlangen und Neugier, nur mit sich und seinem Rinnen beschäftigt. Beständigkeit und Wechsel in einem, jung und uralt zugleich. Ein Bild des unaufhaltsamen, rätselhaften, unberechenbaren Lebens.

Die Gedanken eilten, als würden sie von den glitzernden Wellen leicht davongetragen, in unermeßliche Fernen. Rückwärts und vorwärts schaute der Dichter. War sein Dasein nicht wie dieser Strom? Das kleine Stück, welches sich dem Auge darbot, die Gegenwart, hell erleuchtet, dann eine Biegung des Laufes — über das Heute sah niemand hinaus. Und die Vergangenheit, aus den Träumen der Kindheit verschleiert auftauchend, wie ein dünnes, blitzendes Band aus Nebeln. Der Sinn des Ganzen ein Rätsel! Einiges, wo ein Lichtstreif hinfiel, sah man, dahinter Strecken, die grau waren. Bis sich die letzte Spur verlor, in dem Dunkel der Herkunft.

Wo kam er her? Wo ging er hin? Wer war er? —

Wenn Fritz Berting in Augenblicken der Selbstbetrachtung überschlug, was wohl an den sechsundzwanzig Jahren seines Lebens das Außerordentlichste sei, das Wertvollste, dasjenige, was ihm Lust und Verlangen gab, dieses Leben weiterzuführen, so war es das Bewußtsein, ein Dichter zu sein.

Seine Entwicklung war nicht auf ebener Bahn hingegangen. Zum Dichter hatte er sich gebildet im scharfen Gegensatz zu seiner Umgebung.

Die Kindheitseindrücke hafteten nicht tief, verliehen seinem Denken und Dichten nicht das Lokalkolorit eines bestimmten Gaus, einer bestimmten Landschaft. Sie konnten es nicht; denn Fritzens Vater gehörte jener

Klasse moderner Nomaden an, den Beamten, die heute hierhin, morgen dahin beordert werden durch den Dienst, ihre Zelte abbrechen und aufstellen müssen, nicht wie und wo es ihnen gefällt, sondern nach Bestimmungen, die irgendein Mensch in irgendeinem Ressort weit weg in der Hauptstadt trifft.

Geheimrat Berting war ein Mann von Ehrgeiz; ein Mann, den die Regierung seiner Gewandtheit und Schneidigkeit wegen gern auf schwierige Posten stellte. Von Geburt Hannoveraner, war er nach dem Jahre sechsundsechzig mit fliegenden Fahnen zum Sieger übergegangen. Man hatte ihn zunächst nahe der östlichen Grenze angestellt, in jenen Provinzen, wo Preußen auch im Frieden beständig unter Waffen steht gegen die Polen. Dann war Berting plötzlich zur Schlichtung schwieriger Arbeiterverhältnisse in das westfälische Kohlenbecken versetzt worden. Schließlich langte er wieder in seiner Heimat im Hannöverschen an.

Fritz, der als Kind und als halbwüchsiger Mensch diese Versetzungen mitgemacht hatte, empfing von der wechselnden Szenerie keinerlei starke Impulse. Die Atmosphäre im Vaterhause blieb auch in den verschiedensten Städten immer die nämliche. Wie die Möbel und der Hausrat, die man von einem Ende Deutschlands zum anderen mit sich herumschleppte, ungemütlich, steif und langweilig, so waren auch Sitte und Gewohnheit des Hauses ohne Frische, Natürlichkeit und Farbe. Es herrschte in der Geheimratsfamilie der auf die Häuslichkeit übertragene Ton des Bureaus, korrekt, pedantisch, frostig, der Entwickelung einer Individualität, nun gar einer künstlerischen, direkt feindlich.

Später verwunderte sich Fritz oft selbst, woher er eigentlich die „Lust am Fabulieren" habe. Vom Vater

gewiß nicht. Das mütterliche Angesicht verschwamm ihm undeutlich in der Erinnerung; ihr Wesen hatte keinen festumrissenen Eindruck hinterlassen. Für das Kind war ihre Persönlichkeit ausgelöscht, als sie früh starb. Aber in späteren Jahren hatte Fritz manchmal die undeutliche Empfindung, daß er der Frau, die ihn die ersten Kinderlieder gelehrt und ihm später schöne Märchen erzählt hatte — soweit der Gatte solche Allotria gestattete —, doch mehr für seine Entwickelung verdanke, als sich zahlenmäßig nachweisen ließ.

Zu seinen beiden älteren Schwestern stand Fritz auch nur bestenfalls im Verhältnis der Gleichgültigkeit. Er versäumte dadurch jenen glücklichen Zustand harmloser und intimster Neigung vom Knaben zum Mädchen, der eben nur zwischen Bruder und Schwester möglich ist, eine Erfahrung, die für den werdenden Mann von größtem Segen werden mag. Fritzens Schwestern waren daran schuld, daß ihm dieses Glück nicht zuteil wurde. Die jungen Damen betrachteten den jüngeren Bruder mehr oder weniger als höchst unnötigen Ballast für die Familie und als ein Hindernis vor allem für ihren Plan, sich möglichst schnell und möglichst gut zu verheiraten. Beide erreichten diesen Lebenszweck in mehr oder minder vollkommener Weise, und verließen leichten Herzens das Vaterhaus, in dem jetzt nur der alternde Geheimrat und der minderjährige Fritz zurückblieben.

Innerhalb der einzelnen Schulen, die Fritz in den verschiedenen Städten der väterlichen Residenz aufsuchte, bestanden große Unterschiede der Schülerschaft, des Lehrkörpers, der Einrichtungen. Zweierlei nur schien sich an allen Stätten humanistischer Bildung gleich zu bleiben: der pedantische Eifer, mit dem man bestrebt war, den jungen Leuten die Sprachen des Altertums

einzupauken, und als Gegensatz dazu: die Vernachlässigung der Muttersprache.

In der Provinzialhauptstadt, in deren höchstem Regierungskollegium der alte Berting schließlich einen Ruheposten erhielt, gab es ein gutes Theater. Fritz, der sich daheim in der steifen Gesellschaft des ältlichen Herrn, der viel an dem Sohne herumzunörgeln fand, nichts weniger als wohl fühlte, wurde zu einem eifrigen Theaterbesucher.

Er sah staunend die Dichter, welche ihm die Trockenheit des Literaturunterrichts nahezu verekelt hatte, hier in jugendlicher Kraft und Frische auferstehen. Er machte die Bekanntschaft jener Welt von unvergänglicher Gedankenfülle, die den schlichten Namen trägt: Shakespeare. Er lernte nun auch die Dichter unseres silbernen Zeitalters kennen, die das Gymnasium ihm unterschlagen hatte. Dazwischen hinein sah er unmittelbar aus Paris Importiertes oder doch nach Pariser Modell Gearbeitetes. Das Talmi vom Edelmetall zu unterscheiden, war er noch zu jung. Er nahm mit gierigem Appetit alles, was geboten wurde, kritiklos in sich auf.

Die drastische Kraft des lebendigen Theaters übte auf die leicht erregbare Phantasie des jungen Menschen faszinierende Wirkung. Er stand gerade in dem kritischen Alter, wo im Jüngling sich der Mann schüchtern zu regen beginnt. Wo der Körper sich reckt und streckt, der Bart sprießt, die Stimme wechselt. Jene komisch rührende Zeit des männlichen Backfischtums, in der alle Gesetze regelmäßiger Entwickelung plötzlich aufgehoben erscheinen, wo der Junge ängstlich staunt über das, was sich in ihm und an ihm vollzieht wie die Wirkung einer fremden Macht. Eine Periode der scheuen Träume und Wünsche, lächerlicher Einbildungen und dreister

Eroberungspläne. Nichts ist da im Gleichgewicht; die Gliedmaßen scheinen einander zu bekämpfen, kein Ebenmaß, weder im Körper noch in den Funktionen; und auch in der Seele herrscht derselbe Anarchismus.

In dieser Zeit meldet sich tief beunruhigend der Trieb zum anderen Geschlecht. Die Liebessehnsucht tritt auf mit jener elementaren Kraft des Naturereignisses, die Hüllen der Schüchternheit und Scham sprengend, rücksichtslos wie alle Lebensprozesse.

Das weibliche Wesen, das Fritzens erste Liebe entzündete, war die Heroine des Theaters. Eine Person von reifen Formen mit ausdrucksvollen Zügen, eine echte, weithin wirkende Bühnenerscheinung. Sie war ungefähr doppelt so alt wie Fritz, verheiratet und hatte Kinder. Was bedeutet das einem verliebten Jüngling! — Er sah in Frau Korsewska überhaupt nicht ein irdisches Weib, für ihn war sie ein Wesen aus einer anderen Welt. Es kann solcher Leidenschaft, über die zu lachen oder entrüstet den Kopf zu schütteln leicht ist, etwas eigen sein wie religiöse Hingebung, eine Inbrunst, die nur die junge, unentweihte Seele in dieser Kraft zu empfinden vermag.

Die Briefe des Primaners an diese Dame fanden keine Beantwortung, aber einen dem liebeglühenden Fritz völlig unerwarteten Erfolg hatten sie: der Gatte der Schauspielerin, ein pensionierter Offizier, suchte Fritzens Vater auf und bat ihn, seinem Filius zu raten, nicht so viel Porto anzulegen für Briefe, welche der Adressatin anfangs äußerst belustigend gewesen, auf die Dauer aber doch lästig würden.

Das war einer jener Schläge, die das jugendlich unbewehrte Gemüt treffen, wie Ruten einen entblößten Rücken. Frühe Liebe wurde hier mit roher Hand aus-

gemerzt, gleich einem Verbrechen, statt behandelt zu werden als verzeihliche Verirrung.

Fritz hatte das Unglück, in dieser Krisis an seinem Vater nicht einen Freund zu haben, sondern einen korrekt pedantischen Aufseher. Geheimrat Berting fand dem Fehltritte seines Sohnes gegenüber kein anderes Gefühl als das moralischer Entrüstung. Auf den Gedanken, daß Fritz Schmerzen leide, daß er weniger der Strafe als des Zuspruchs bedürftig sei, kam er nicht. Damit war für den Vater endgültig die Gelegenheit versäumt, das Vertrauen des Sohnes zu gewinnen.

Es wuchs Gras über diese Angelegenheit, die Wunde vernarbte äußerlich; denn in jenem Alter bietet die Natur wunderbare Heilkräfte. Aber bei Fritz blieb, ohne daß er selbst es wußte, etwas verkapselt zurück, ein dumpfes Mißtrauen gegen den Vater, eine allgemeine Verbitterung und frühreife Weltverachtung.

Das Erlebnis bewirkte bei dem Gymnasiasten nicht etwa „Zerknirschung und innere Einkehr", die der Vater verlangte, sondern höhnischen Zynismus als Reaktion seiner Verzweiflung. Der Besuch des Theaters war ihm streng untersagt, aber er wußte sich anderwärts schadlos zu halten. An Stelle jener ersten, idealen Liebe trat ein durchaus realer Liebeshandel. Bei einer drallen Kellnerin fand der junge Mensch Erhörung seiner Wünsche.

Schulden beim Wirt, Händel mit einem eifersüchtigen Freunde der Schönen, Anzeige beim Vater waren die unausbleiblichen Folgen dieses frühen Liebesverhältnisses.

Geheimrat Berting fragte sich in tiefer Bekümmernis, wie gerade er zu einem so ungeratenen Jungen komme. Daß er vielleicht selbst Schuld habe an den

Ausschreitungen des Sprößlings, sagte sich der alte Mann nicht.

Das Maturitätsexamen wurde trotzdem zum Staunen aller Beteiligten bestanden. Hierauf hieß es, sein Jahr abdienen. Fritz trat in Berlin ein, wo er gleichzeitig an der Universität für die juristische Fakultät immatrikuliert war. Er fühlte nicht den geringsten Trieb in sich zum Studium der Rechte, aber sein Vater, von dem er vorläufig noch wirtschaftlich abhängig war, verlangte von ihm, daß er diese Karriere ergreife. Der alte Geheimrat würde das Ansinnen toll gefunden haben, sich mit dem grünen Jungen über die Wahl eines Lebensberufes zu verständigen.

Als Freiwilliger lernte Fritz alle die Vergnügungen bedenklichster Natur kennen, welche Berlin für einen jungen Menschen von ungestümer Sinnlichkeit zu Tages- und Nachtzeiten feilbietet. Der alte Herr fand zwar, daß der Militärdienst etwas teuer zu stehen komme, aber er bezahlte, wenn auch murrend, was von ihm verlangt wurde.

Fritz hatte in diesem anstrengenden Jahre, das ausgefüllt war vom Dienst und den fast noch größeren Strapazen eines ausgelassenen Lebens, weder Zeit für sein Fachstudium noch für irgend welche anderen geistigen Interessen gefunden. Nur zur Musik gewann er ein neues Verhältnis. Durch einen seiner Kameraden wurde er in die Wunderwelt eingeführt, die Richard Wagner heißt.

Dichterische und musikalische Kompositionen, denen dieser große Verführer aller Sinne Leben gegeben, stürmten mit überwältigender Kraft auf den Jüngling ein und betäubten ihn eine Zeit lang allen anderen Stimmen gegenüber. Und Hand in Hand mit dem

Komponisten des „Tristan" kam ein anderer Magier über seine vom Pessimismus schon ergriffene Seele: Schopenhauer. Der eine führte ihn ein in die Schrankenlosigkeit mystischer Urgefühle, der andere lehrte ihn die bewußte Verachtung der Welt und die Flucht ins „Nirwana". Von dem Verfasser „der Welt als Wille und Vorstellung" war die Brücke schnell geschlagen zu Hartmann, zu Vogt, Moleschott und Büchner. Und nachdem der junge Mensch Blut geleckt hatte beim philosophischen Materialismus, suchte er folgerichtig die Ergänzung solchen Weltbildes in der Naturwissenschaft. Abermals ging ihm eine neue Welt auf mit Darwin und der Evolutionstheorie.

Daß ein Mensch, der so schwere Bissen zu verdauen hatte, nicht Zeit finden konnte, sich auf das Staatsexamen vorzubereiten, lag auf der Hand. Fritz hatte wohl die Unterschriften der Herren Professoren über all die Kollegien, die er nicht gehört hatte, in seinem Heft stehen — denn das kontrollierte der Vater — aber sein Kopf blieb völlig unberührt von Pandektenlehre, Zivilprozeß und anderen Materien der Rechtsgelahrtheit. Der Geheimrat aber drängte zum Examen; denn er war für den Sohn womöglich noch ehrgeiziger, als er es seinerzeit für sich selbst gewesen.

Fritz wurde sich immer klarer, daß ihn von der Welt des Vaters etwas Unüberbrückbares trenne, das hieß: moderne Weltanschauung. Der Alte stand auf der Seite, die ihm seine siebzig Jahre anwiesen; der Sohn war auf weiter Fahrt begriffen, deren Ende niemand absehen konnte.

Fritz hatte keinerlei Fühlung mit den studentischen Verbindungen, den Couleuren oder den freien Vereinen. Alles Kommentwesen war ihm zuwider. Dafür ver-

kehrte er in einem Klub, der sich aus Menschen der verschiedensten Berufe und Klassen zwanglos zusammengefunden hatte. An zwei Abenden der Woche traf man sich, um zu disputieren, Vorträge zu halten und anzuhören, die neuesten Ereignisse des öffentlichen Lebens, der Literatur und Wissenschaft beim Glase Bier und der Zigarre durchzuhecheln.

Da waren Künstler aller Schattierungen, Menschen der verschiedensten religiösen Bekenntnisse, doch wogen die vor, die gar keine Religion hatten. Die politische Gesinnung der meisten war radikal. Sozialdemokraten gab es da und Juden — viele waren beides —, auch vereinzelte dem Anarchismus nahe stehende Persönlichkeiten. Geistiges Proletariat, ewige Studenten, gescheiterte Journalisten, Menschen, welche alten, abgetragenen Kleidern glichen, deren Farbe und Stoff überhaupt nicht mehr zu ergründen ist, deren Beruf, wenn eine Definition dafür gefunden werden muß, höchstens der war, Zeitgenosse zu sein.

Die Vorträge, welche im verräucherten Hinterzimmer eines obskuren Lokales einer wenig bekannten Gegend des östlichen Berlins abgehalten wurden, die Debatten, die sich daran knüpften, waren, entsprechend der buntscheckigen Gesellschaft, kraus und ungleichwertig genug. Das Panier, das diese Korona zusammenhielt, war jedoch im Grunde kein unedles. Sie hatten eine Hoffnung, einen Glauben, ein Ideal, eine Richtung in die Zukunft. Sie wollten etwas, wenn auch in verworrener Weise, sie träumten von großen Taten der Kunst und Wissenschaft, ersehnten eine Wandlung der Verhältnisse auf allen Gebieten. So verschieden sie sein mochten nach Herkunft und Lebensgang, eines war ihnen gemeinsam, daß sie die Gegenwart verdammten und daß

sie von der Zukunft Großes erwarteten. Befreiung wollten sie aus den Fesseln des Dogmas, der Schablone, der Konvention, von denen sie sich überall bedrückt und gehemmt fühlten. Ein Durst erfüllte sie nach Freiheit, ein Heißhunger nach Wahrheit und Schönheit. Sie machten von dem Rechte der Jugend reichlich Gebrauch, das Bestehende niederzureißen und groteske Luftschlösser an seine Stelle zu setzen. Sie schlugen Schlachten mit Worten, verdammten allmächtige Staatsleute in Grund und Boden, vernichteten Modekünstler durch ihre Kritik, entthronten wissenschaftliche Theorien und Systeme, die jahrhundertelang gegolten hatten, an einem Abende. Sie gründeten Zeitungen, die es niemals auch nur zum Erscheinen brachten, und beschlossen Theateraufführungen, zu denen außer den stets vorhandenen aufführungsbedürftigen Dramatikern nichts weiter da war.

Aber alles das nicht zum Spaß, sondern in jenem bitteren, fanatischen Ernst der ohnmächtig Einflußlosen, denen nicht gestattet ist, ihren Hoffnungen zu leben.

Es war der uralte Kampf, der von Anbeginn durch die ganze Welt tobt; die Revolution der Jugend, die Empörung neuer Generationen gegen das Althergebrachte, Eingerostete, der knirschende Haß der Aufstrebenden gegen die, welche, auf ihren Erfolgen ausruhend, das Heft in Händen halten.

Weil man an das wirkliche Leben nicht heran konnte, weil man jenseits der Barriere stand, welche von der Praxis die Theorie trennt, ergriff man das einzige Mittel, das zur Verbreitung seiner Ideen übrig blieb: das Wort, das gesprochene wie das geschriebene.

Die einen drückten ihren Schmerz in lyrischen Gedichten aus, die anderen reformierten die Welt durch Leitartikel. Eine Anzahl von ihnen und nicht die

wenigsten, legten ihren Protest gegen die bestehende Gesellschaftsordnung in Dramenform nieder.

Fritz Betting bildete in dieser Gesellschaft eine auffällige Erscheinung. Er stammte aus geordneteren Verhältnissen, als die meisten Mitglieder dieses Klubs. Das, was ihn zu jenen Bohêmiens hinzog, die in Kleidung, Sprache, Manieren seinen von der heimischen Kinderstube her verwöhnten Ansprüchen durchaus nicht genügten, war eben jenes verwandte Bedürfnis nach Befreiung und Selbständigkeit, nach Ausleben und Sich-betätigen-dürfen.

Das Verhältnis des Vaters zum Sohne wurde immer unerträglicher, je fester der alte Herr auf seinem Willen bestand, daß Fritz die Staatskarriere einschlage, und je deutlicher der junge Mann erkannte, daß die Erfüllung des väterlichen Wunsches gleichbedeutend für ihn sei mit Lebendig-begraben-sein.

Gerade weil Fritz aus einer höheren Schicht der Gesellschaft stammte als seine Genossen, lernte er die Engigkeit der Konvention und die Unduldsamkeit des Vorurteils viel bitterer verspüren, als jene, die, von Anfang an niederer Herkunft, überhaupt nicht deklassiert werden konnten. Als seine erste Gedichtsammlung erschien, erlebte er einen Sturm der Entrüstung in der ganzen Verwandtschaft und Freundschaft. Alte Schulkameraden von ihm, jetzt Offiziere oder Korpsstudenten, ließen ihn, wenn er gelegentlich mit ihnen zusammentraf, durch ihre Zurückhaltung deutlich merken, daß man ihn als einen Verdächtigen betrachte. Er schien in den Augen dieser Leute abgefallen von den Traditionen des Standes, indem er „unter die Literaten" gegangen war.

Es mußte früher oder später zu einem Bruche kommen zwischen Vater und Sohn. Als Fritz, sobald

er mündig geworden, das mütterliche Erbteil für sich verlangte, erhielt er das Geld, welches ihm ja nicht vorenthalten werden konnte, zwar ausgezahlt, aber der Vater machte ihn gleichzeitig darauf aufmerksam, daß, wenn Fritz statt einen soliden bürgerlichen Beruf zu ergreifen, weiterhin in anrüchiger Gesellschaft verkehre und „laszive Bücher" schreibe, er ihn enterben werde. Fritz antwortete einige Zeit nach Ergehen dieser väterlichen Drohung mit der Veröffentlichung einer zweiten Gedichtsammlung, die alles, was der alte Herr an der ersten verwerflich gefunden hatte, in verstärktem Maße aufwies.

Von da ab war das Tafeltuch zwischen ihm und der Familie zerschnitten. Als der Geheimrat ein Jahr darauf starb, fand es sich, daß Fritz im Testament auf das Pflichtteil gesetzt war.

Nun folgten jene Jahre in Berlin, während deren Fritz Berting mit seinen Dramen vergeblich bei den Bühnenleitern, Dramaturgen und Theateragenturen antichambrierte. Der Disputierklub ging ohne Sang und Klang auseinander. Einige wenige von den jungen Leuten rangen sich durch, kamen unter das Notdach einer Redaktion oder ergriffen den ersten besten Beruf als Rettungsplanke. Viele tauchten unter auf Nimmerwiedersehen in der dunklen Woge des Berliner Lebens. Fritz machte neue Bekanntschaften. Sein Geld halfen ihm Freunde und noch schneller Freundinnen durchbringen.

Er fragte sich manchmal, wenn er seine Lage bedachte, seine Mittellosigkeit, den geringen Erfolg seiner Dichtungen, ob es nicht doch weiser gewesen wäre, wenn er, dem Wunsche seines Vaters folgend, die juristische Laufbahn eingeschlagen hätte. Dann säße er jetzt als

wohlbestallter Herr Referendar mit Aussicht auf Beförderung, könnte Leutnant der Reserve auf seine Karte schreiben, wäre Mitglied der guten Gesellschaft und eine geschätzte Stütze von Thron und Altar.

Er mußte zugeben, daß sein Dasein dann ein glänzenderes und bequemeres gewesen sein würde. Und dennoch konnte er nicht bereuen, das andere Teil erwählt zu haben. Es kam ihm vor, als ob — wenn an seinem Leben überhaupt etwas gut und der Achtung wert war — es jener Entschluß sei, mit dem er vor die Wahl zwischen Philisterium und Künstlerlaufbahn gestellt, sich entschieden hatte für das, was ihm der edelste Beruf dünkte auf Erden: der des Dichters.

* * *

Schon lange glitzerte das Mondlicht nicht mehr über den Wellen. Weißlicher Nebel zog herauf aus unsichtbaren Verstecken, wo er im Verborgenen gelauert hatte, und verhüllte allmählich das ganze weite Flußtal. Zugleich lichtete sich der Himmel im Osten. Kälte in der Luft und Feuchtigkeit am Boden kündeten das Ende der lauen Sommernacht.

Fritz kehrte um. Da er nicht wußte, wo er sich befand, hielt er es für das beste, genau auf dem Wege, den er gekommen, nach der Stadt zurückzukehren. Ihn fröstelte in der Morgenluft, und er fühlte den Nachtmarsch in seinen Gliedern. Aber er war glücklich.

Das, was er in dieser Nacht ersonnen hatte, konnte ihm nicht wieder genommen werden. Es war etwas da, etwas, das mehr bedeutete als Gefühl und Stimmung. Vor seinem inneren Auge stand es. Nur die Hand brauchte er auszustrecken, und er hielt es fest.

Er wußte jetzt, was der leitende Gedanke seiner

Dichtung sein würde. Die Kette gleichsam, in die er den bunten Einschlag verweben wollte seiner Empfindungen, der Grundakkord, der durch alles zittern sollte, das Thema, das zu variieren war.

Wenn es überhaupt einen Namen gab, der umfassend genug war für eine so große, so bedeutsame Sache, so lautete er: das Geschlecht.

Wohl wußte Fritz Berting, daß es kühn sei, ein Buch aufbauen zu wollen auf einem einzigen Begriffe; wohl ahnte er die verborgenen Abgründe, die in einem Thema so heikler Natur lauerten.

Aber in diesem Augenblicke entzückten Erschauens war er wie der Wanderer, der lange in enger Schlucht einhergeschritten ist und auf einmal vor eine herrliche Fernsicht gestellt wird. Er denkt nicht an die Mühseligkeiten, nüchternen Wegstunden und Gefahren, die ihn von jenen Fernen trennen. Als wäre seine Sehkraft gesteigert, sieht er die fernsten Gipfel und Zacken in herrlichster Beleuchtung vor sich liegen, zum Greifen nahe. Und es erscheint so leicht, das, was man so klar erkennt, sich zu eigen zu machen.

Das Geschlecht! War es nicht das größte, fruchtbarste, interessanteste Thema, das man sich wählen konnte? Lag darin nicht alles eingeschlossen, das Körperliche sowohl wie das Geistige? War es nicht der Punkt, wo der Mensch am engsten und nachdrücklichsten zusammenhing mit der Natur? Seine Abstammung vom Tiere wie seine Verwandtschaft mit Gott, seine Achillesferse wie seine Apotheose, aus diesem einen Punkte wurden sie verständlich. Es war Kraft und Schwäche, Tragik wie Glück und Erfolg, Liebe, Haß, Kampf, Streben und Untergehen, höchstes Heldentum, tiefste Entartung, Aufblühen und Verwelken des Einzelnen wie ganzer

Familien, Klassen, Völker zu erklären aus ihrem Verhalten als Geschlechtswesen.

Fritz hatte einmal von einem seiner medizinischen Freunde gehört, daß bedeutende Psychiater, ehe sie eine Diagnose stellen, sich zunächst über das Geschlechtsleben des Patienten, als die wichtigste Frage, klar zu werden trachten. War hier nicht ein Fingerzeig für den Dichter?

Was hatte die Naturwissenschaft in den letzten Jahrzehnten zu so erstaunlichen Erfolgen geführt? Was hatte sie triumphieren machen über alle Betätigungen des menschlichen Geistes? Die Schärfe der Beobachtung. Man hatte das, was man mit Augen gesehen, mit Ohren gehört, was man betastet, gerochen, geschmeckt, mit einem Worte, was man sinnlich wahrgenommen, zunächst einmal nüchternen Sinnes konstatiert, und das also untrüglich Festgelegte in Atome zergliedert und es in seinen feinsten Regungen analysiert. Mit Hilfe scheinbar so einfacher Mittel war man zu tiefen Wahrheiten, zu epochemachenden Entdeckungen, ja zur Aufstellung universeller Systeme gelangt.

Wenn nun schon der Gelehrte, der in dem groben Material empirischen Wissens arbeitete, zu so gesteigerten Resultaten gekommen war, mit Hilfe dieser Methode, wie würde da erst dichterische Phantasie und Intuition Hand in Hand mit exakter Beobachtung und Analyse zu neuen Horizonten führen und herrliche, unerhörte Gebilde zutage fördern.

Vielleicht war man hier auf dem Wege zur neuen Kunst. Vielleicht würde die Dichtung, gestützt auf diese Methode, emporsteigen zu ungekannter Höhe. Warum sollte ihr versagt sein, was die Wissenschaft erreicht hatte, während eines halben Jahrhunderts im Sturmschritt

Zeiträume zu durcheilen, zu deren Bewältigung früheren Generationen Jahrtausende nicht genügt hätten.

Es kam darauf an, von der Wissenschaft zu lernen, die wertvollen Vorarbeiten, welche die Forschung geliefert hatte, zu verwerten, ihre Methode sich anzueignen. Genau wie der Gelehrte, hieß es nüchtern sein, sich nicht durch Aberglauben vergangener Epochen das Auge trüben zu lassen. Vor allem hieß es auch, die sentimentale Empfindsamkeit abstreifen, die uns im Blute lag. Und weiter galt es, sich freimachen von altmodischem Vorurteil, von alledem, was uns unter dem Namen Moral und Religion Fremdes, Unnatürliches und Erkünsteltes anerzogen worden war. Der Naturwissenschaftler und der Philosoph hatten das längst zum alten Eisen geworfen, auch der Dichter konnte damit nicht mehr wirtschaften, wenn anders er an der Spitze moderner Weltanschauung marschieren wollte. Dabei konnte er sehr gut ein Seher bleiben und ein Prophet. Sein Auge sollte, geschärft durch wissenschaftliches Sehen, in alle Abgründe und Tiefen der Wirklichkeit tauchen, statt, wie es früher gewesen, verzückt Ausschau zu halten nach dem, was man jenseits der Wolken vermutete. Rücksichtslos mußte der Moderne sein, auf die Gefahr hin, von prüden Seelen schamlos genannt zu werden. Er durfte sich nicht fürchten, vor dem Armeleutegeruch, jenen Dünsten, die auffliegen von Armut und Krankheit, welche die Moralisten als Schmutz und Laster zu bezeichnen beliebten. Er durfte sich nicht schämen, die Seziersäle, die Gefängnisse, die Irrenhäuser zu betreten; denn alle diese Erscheinungen waren wichtige Bestandteile des Lebens, bildeten menschliche Dokumente, eröffneten große Perspektiven, gaben Gelegenheit, die Welt zu zeigen, wie sie war, nicht wie Idealisten träumen mochten, daß sie sei.

Freilich, zimperlich durfte man da nicht sein und auf Zimperlichkeit anderer durfte man auch nicht achten. Den Mut mußte man besitzen, sich ganz auszukleiden, nackt hinzutreten vor die Menge. Dann allein durfte man hoffen, durch Wahrheit wie die Natur selbst zu wirken.

Was aber waren die stärksten, echtesten Gefühle des Mannes? Was beherrschte von dem Augenblicke an, wo unter bangen Wehen aus dem Knaben der Jüngling geboren wird, das Denken, Dichten, Schaffen, Wünschen, kurz das ganze Sein des normalen, männlichen Individuums? Von Schopenhauer konnte es lernen, wer es nicht aus eigener Erfahrung wußte: der Geschlechtstrieb. Der gewaltige, autokratische Herrscher, der allmächtige, launenhafte Störenfried, der große Künstler, unter dessen unsichtbarem Finger alles Farbe bekommt und Form, der ewig wache Regulator des Leibes und der Seele.

Diesen Trieb in den Mittelpunkt setzen einer Dichtung, hieß daher nur konform handeln den ewigen Gesetzen des Kosmos.

Im Geschlecht war die Stelle, wo man an die Seele heran konnte. In allem anderen wußten die Menschen einen schwer zu durchdringenden Panzer von Konvention, Satzung, von erheuchelter Sittenstrenge um sich zu legen. Hier hatte das Gewand eine Lücke, durch die man ein Stück lebendig nackter Menschenhaut durchschimmern sah.

Und nun für das Leben des Einzelnen wie für das große Ganze diesen roten Faden nachzuweisen, der sich oft verborgen der alltäglichen Einsicht, doch für feinere Augen überall sichtbar hindurchzog, die natürliche Unterlage dieser das Dasein bedingenden Gefühle durchleuchten

zu lassen durch alles, wie Gold durch ein feines Gewebe; jenseits aller Moral, sachlich wahr und gerecht das Geschlechtsleben zum Zünglein zu machen der Wage, war das nicht eine Aufgabe, würdig des modernen Dichters, der nicht Sänger sein wollte allein und Fabulist, sondern auch Forscher zugleich, Richter und Gesetzgeber im Geistigen wie im Sinnlichen. Der das ganze Leben mit seinem Auge umspannte und sich das Recht herausnahm, jeder Erscheinung gegenüber seine Ansicht zu äußern, und jedem Stoff mochte er noch so spröde erscheinen, seinen Schöpferodem einzuhauchen.

Die Erkenntnis dieses Naturgesetzes in Fleisch und Blut des Kunstwerkes umzusetzen, darauf kam es jetzt an. Daß ihm das gelingen würde, bezweifelte er im Augenblicke der Empfängnis nicht.

Auf Zehen schlich er sich in das Quartier. Es gelang ihm ins Bett zu kommen, ohne Alma zu wecken. Er schlief sofort ein, und als er spät am Vormittage erwachte, fühlte er sich stark, frisch und zum Schaffen lustig.

* * *

Sofort ließ er eine Änderung vornehmen in dem Quartier. Sie hatten nur zwei Zimmer zu ihrer Verfügung. Alma pflegte mit ihrer Nähterei im Wohnzimmer zu sitzen, dort stand auch Fritzens Schreibtisch. Da er aber die Angewohnheit hatte, während des Schreibens gelegentlich aufzuspringen und im Zimmer umherzulaufen, so wäre man in dem ohnehin beschränkten Raume allzusehr beengt gewesen. Er traf also ein Abkommen mit Frau Klippel, wonach Alma gestattet sein sollte, in dem Wohnzimmer der Wirtin jenseits des Ganges zu sitzen und zu nähen. Zugleich ließ er nun

die von Alma längst sehnlichst gewünschte Nähmaschine anschaffen. Von da drüben her störte ihn das Geräusch ja doch nicht. Das Mädchen war glücklich über die Nähmaschine und noch mehr über die gute Laune, die plötzlich, sie wußte nicht woher, über ihren Fritz gekommen war.

In den nächsten Tagen und Wochen saß Fritz Berting an dem kleinen, wackeligen Schreibtisch aus Nußbaumholz. Er ging nur ganz wenig aus, und Alma hatte Mühe, ihn zum Innehalten der Mahlzeiten zu bewegen, so versessen war er auf die Arbeit.

Freier und leichter seien ihm die Gedanken noch niemals zugeströmt, deuchte ihm. Seine Einbildungskraft schien unerschöpflich. Ein guter Einfall zog den anderen nach sich, Szene reihte sich an Szene. Die Figuren sprangen wie geharnischte Ritter gewappnet aus der Phantasie hervor. Er schuf wie im Fieber und auch wieder jeden Augenblick der Verantwortung seines Tuns sich voll bewußt, eingedenk des großen Amtes, das der Dichter ausübt. Vater und Freund seiner Geschöpfe, hingerissen, erschüttert, mit ihnen bangend, hoffend und liebend, doch über ihnen stehend, kühl ihre Geschicke abwägend, ein Richter über gut und böse, über wahr und unwahr, über schön und häßlich.

Fritz Berting war ein Neuling im großen Roman. Bisher war er mehr Lyriker gewesen als irgend etwas anderes. Selbst seinen Dramen wurde von Kennern der Vorwurf gemacht, daß sie erfüllt seien von lyrischer Stimmung, daß ihnen der große, herbe, geschlossene Gang der Tragödie abgehe. Seine Prosaskizzen hatte er selbst nur als Vorarbeiten betrachtet. Nun stand er endlich vor der Aufgabe, die ihm seit Jahren vorgeschwebt: dem großen naturalistischen Roman.

Das war freilich ein ander Ding als das leichte Abpflücken einer Stimmung, das Austönenlassen einer Sehnsucht, das Weiterspinnen eines melancholischen Traumes. Hier mußte schwere Arbeit getan werden. Material galt es heranzuschaffen aus dem Gedächtnis und der Erfahrung. Da mußte gesichtet, geprüft, eingeordnet werden. Auf dem Fundament positiven Wissens sollte das Ganze ruhen, damit es vor dem Wirklichkeitssinn standhalte. Wollte man den Leser zwingen, an die Welt luftiger Ideen zu glauben, die man aufbaute, so mußte man gestalten mit grobem, haltbarem Stoff, ebenso wie ein Architekt, um einen konstruktiven Gedanken auszuführen, Stein und Eisen, Sand und Kalk braucht. Das Schwierige war, die Materialien so zu verbinden, daß sie nicht den Grundgedanken verdeckten, erdrückten oder ertöteten, sondern im Gegenteil in sinngemäßer Anordnung ihn laut und deutlich zum Ausdruck brachten.

Bei einem so groß gedachten Werke waren dem Autor nicht alle Teile gleichmäßig aufgegangen. Oft kamen ihm während des Schreibens Erwägungen, die ihn nötigten, das schon Geschaffene zu ändern und Neues einzubauen. Stockungen traten ein. Auf einmal, nachdem eine Zeitlang das Schaffen glatt von statten gegangen war, wie das Abspinnen eines Fadens, gab es einen Knoten. Von seinen Gestalten hätte der Dichter in jedem Augenblicke genau angeben können, wie sie dachten, fühlten, was sie wollten und hofften, planten; aber die Erfindung stockte und die Phantasie hatte schwereres Arbeiten, wenn es hieß, die äußeren Verhältnisse zu schildern, in denen diese Menschen tagein tagaus lebten.

Als Milieu der Handlung hatte er sich eine große Stadt gedacht. Aber da eine solche doch ein mehr oder weniger unfaßbares Wesen ist, das sich in seinem Umfang der künstlerischen Gestaltung entzieht, hatte er sich innerhalb der Stadt wiederum ein Viertel und in diesem eine Straße ausgewählt. Und zwar hatte er den Hauptplatz der Handlung in einen Vorort verlegt, ähnlich dem, in dem er augenblicklich lebte. Hier waren die Verhältnisse einfach, ja beinahe primitiv und darum übersichtlich. Die städtische Bevölkerung mit ländlichen Elementen durchsetzt, minder raffiniert, in ihren Äußerungen harmloser und natürlicher, als der Großstadtmensch sich zu geben pflegt. Interessante Gegensätze dazu von reich und arm, von gebildet und ungebildet, von Arbeitgeber und Arbeitnehmer. Hier war gleichsam ein Filter für das Land, das nach der Stadt hereinströmte und zunächst die gröbsten Bestandteile absetzte. Andererseits war hier aber auch der Kehrichthaufen, auf welchen die Stadt all ihr Verkommenes und Verbrauchtes hinausschaffte, all den Müll, der vom Haushalte eines großen Gemeinwesens abfällt. Dazwischen Familien besseren Ursprungs, die der größeren Billigkeit wegen im Vororte wohnten. Fabrikanlagen, die auf dem wohlfeileren Terrain wie Pilze aufschossen, deren Besitzer oder Direktoren in prunkvollen Villen logierten, während die Arbeiter und Arbeiterinnen die langen, grauen Zeilen der Mietskasernen bewohnten. Damit es dem Straßenbilde aber nicht an Buntheit fehle, verkehrten in dieser Gegend besonders gegen Abend Soldaten aller Truppengattungen aus den unweit gelegenen Kasernen; diese Gäste wurden von den Mädchen ebenso gern gesehen wie von den Gastwirten. In den zahlreichen Vergnügungslokalen fand dann zur Nacht-

zeit eine oftmals recht innige Verquickung dieser verschiedenartigen Elemente statt.

Welch herrlich charakteristischer Hintergrund, wie gemacht für das Thema, das Fritz sich gestellt hatte! Der Stoff lag hier geradezu auf der Straße. Er brauchte nur das Fenster zu öffnen, und es wurden ihm Geräusche zugetragen, die ihn leicht in Stimmung versetzten: der langgezogene Ton der Fabrikpfeife, das Lärmen unbeaufsichtigter Kinder, die sich ungeniert tummelten wie Sperlingsschwärme, das Geschwätz der Weiber von der Gasse, Leierkastenmusik, welche die Mädchen elektrisierte und die Hunde des ganzen Quartiers zu elegischem Geheul veranlaßte. Vieles ging hier in ländlicher Unbefangenheit auf der Straße, unter dem Türstock, bei offenen Fenstern vor sich, was man sonst bei verschlossenen Türen und bei herabgelassenen Gardinen vornimmt.

Alles redete seine Sprache zu Fritz von dem Augenblicke ab, wo er sich die Mühe nahm, darauf zu achten; selbst die Gerüche, die nicht immer angenehm aus Kellern, Budiken, Gruben und Gossen aufstiegen. Auch sie verrieten ihm die Geheimnisse der Häuser, die Gewohnheiten ihrer Bewohner. Es gab nichts in seiner Umgebung, das stumm gewesen wäre.

Und selbst das Quartier, das er bewohnte, wurde zur Fundgrube von Dokumenten. Da war die Wirtin, Frau Klippel, eine Person, der man trotz ihres jetzigen vernachlässigten Aufzuges die Spuren ehemaliger Stattlichkeit noch immer ansehen konnte. Der Mann war Eisenbahnschaffner und hielt sich im Dienste den größten Teil des Tages, oft auch der Nacht, außerhalb des Hauses auf.

Frau Klippel lief von früh bis Abend in loser

Bluse, die ihre entwickelten Formen kaum verdeckte, mit ungemachtem Haar, in Filzschuhen einher. Richtige Mahlzeiten zu kochen war sie zu träge. Das tägliche Brot der Familie bestand größtenteils aus Buttersemmeln, Kuchen und sehr viel Kaffee. Das Quartier war stets schmutzig, obgleich die Frau unter dem Vorwande, aufzuwischen, zu jeder Zeit auch in die Zimmer der Mieter eindrang.

Fritz hatte Alma anfangs verboten, sich in intimeren Verkehr einzulassen mit Frau Klippel, denn er wußte wohl, daß sie beide, in ihrem vor dem Gesetz nicht legitimen Verhältnis sich vor Indiskretion ganz besonders zu hüten hatten.

Aber seitdem Almas Nähmaschine in der Wohnstube der Familie Klippel stand, war der Verkehr mit den Leuten nicht zu vermeiden. Die Wirtin brachte oft Stunden damit zu, eines ihrer beliebten Aufwischtücher in der Hand, bei der fleißigen Alma zu stehen, ihr Rat zu erteilen für die Arbeit.

Diese Frau ersparte einem wirklich das Abonnement eines spannenden Romans beim Kolporteur. Sie war wie ein großes Lexikon des Klatsches für das ganze Stadtquartier, das über heikle Familienangelegenheiten die erstaunlichsten Aufschlüsse zu geben vermochte.

Fritz verschmähte es nicht, sich nun doch mit dieser chronique scandaleuse näher zu befassen. Kaum hatte Frau Klippel gemerkt, daß sie bei Herrn Berting mit ihren Berichten Anklang finde, so ließ sie alle Minen springen, gab für ihren Mieter gleichsam Extravorstellungen.

Fritz staunte geradezu. Die Kraft der Einbildung, die diesem Weibe eigen war, ließ die stärkste dichterische Phantasie hinter sich. Aber auch ihre Beobachtungs-

gabe, das Vermögen, zu kombinieren, aus Kleinigkeiten überraschende Schlüsse zu ziehen und kühne Vermutungen aufzubauen, war beneidenswert. Sie goß ein wahres Füllhorn des Skandals aus. Ihm war, als würde der Kehricht des ganzen Stadtteils vor ihm ausgebreitet.

Frau Klippel sprach den unverfälschten Dialekt ihrer Heimat, der an sich schon geeignet ist, alles ins Ordinäre zu verwandeln. Überhaupt gaben sich in ihrem Charakter die schlechten Eigenschaften ihrer Landsleute ein Stelldichein. Sie war durchaus nicht dumm, im Gegenteil von einer gewissen pfiffigen Intelligenz. Bar jeder Würde und Haltung, genußsüchtig dabei, ohne Energie und Temperament, eifrig im Verdächtigen anderer und in hämischer Spottsucht. Ins Gesicht freundlich und stets bereit, sich wegzuwerfen. Farblos und nachgiebig wie Brei, der auf jeden Druck nach allen Seiten hin nachgibt.

Glücklich war diese Person nur, wenn sie hinter der Kaffeetasse saß und wenn sie ein Opfer fand für ihre Redseligkeit. Ihre Erzählungen hatten etwas vom Puppentheater an sich. Sie führte ihre Personen meist redend ein. Niemals hatten ihre Geschichten ein Ende, aus jeder entwickelten sich wieder ein halbes Dutzend neue. Alles hing da unentwirrbar zusammen, wie ein großer Rattenkönig. Die Erzählerin aber fand sich in diesem Labyrinth immer zurecht.

Für gewisse Erscheinungen des Liebeslebens hatte der auf das Skandalöse besonders erpichte Sinn dieser Frau überraschend einfache Erklärungen. Und gerade für das, was Fritzens Thema bildete, das Sexuelle, war sie mit einer Art unfehlbarer Witterung ausgestattet. In allen ihren Erzählungen bildete das Verhältnis der Geschlechter gleichsam das A und das O, das

Leitmotiv für unzählige Variationen, den natürlichen Untergrund, aus dem jede Erscheinung sich ganz selbstverständlich entwickelte und erklärte.

Nicht daß Fritz Berting den Rohstoff, welchen die redselige Person in reicher Fülle vor ihm ausbreitete, hätte direkt in seinen Roman aufnehmen können; aber er verschmähte die geheime Mitarbeiterschaft Frau Klippels an seinem Buche nicht. Denn Fritz erkannte mehr und mehr, daß, wenn er sein Ziel erreichen wollte, ein naturalistisches Kunstwerk zu schaffen, er sich nicht scheuen dürfe, sein Auge an jede der unscheinbaren und äußerst seltenen Klinzen zu legen, durch welche uns hie und da gestattet ist, die Natur in ihren intimsten Heimlichkeiten zu belauschen.

Er sprach jetzt manchmal mit Alma über den Plan seines Buches, ja las ihr einzelne Stellen vor und suchte ihre Ansicht darüber zu erforschen. Er wußte zwar, daß Almas Geschmack durchaus ungebildet sei, aber ihm lag auch gar nichts an ihrer Kritik; etwas ganz anderes wollte er von ihr erfahren.

Verschiedene Physiologen, mit deren Werken er sich beschäftigt hatte, behaupteten, das Weib sei das Geschlechtswesen katexochen. Im weiblichen Organismus habe alles Beziehung zu dieser wichtigen Funktion, für die sie recht eigentlich von Natur bestimmt sei. Alles am Weibe, das Alltägliche wie das mystische Rätselhafte könne aus diesem einen Punkte erklärt werden; im Geschlecht liege ihre ganze Inferiorität, aber auch ihre Größe und Genialität.

Fritz vermutete, daß diese Theorie viel Wahres enthalte. Bei wem anders aber mochte man sich darüber vergewissern, als eben beim Weibe selbst!

Es ging ihm jedoch eigenartig mit Alma; sie mochte

von diesen Dingen nicht sprechen. Wenn er sie ausforschte über ihre Gefühle, ihre Regungen und Triebe, errötete sie, wich ängstlich aus, suchte das Gespräch auf anderes zu lenken. Lachte er sie dann aus wegen ihrer Zimperlichkeit, drang er in sie, Dinge, die zwischen Liebesleuten so natürlich seien, nicht zu verschweigen, dann war sie im stande, zu weinen. Einmal nachts unter dem Schutze der Dunkelheit machte sie einen Versuch, ihm alles zu erklären, aber es kam nur ein verwirrtes Stottern heraus, das sie jäh abbrach, um ihr heißes Gesicht bei ihm zu verbergen. Sie müsse sich zu Tode schämen, behauptete sie.

Fritz staunte. Was für ein starkes, ursprüngliches Gefühl doch beim Weibe die Scham war! Alma, die so feurig liebte, deren Lebenselement die Zärtlichkeit war, die sich ihm hundertmal hingegeben hatte, Alma zog sich scheu zurück, wenn er das, was das alltägliche Brot ihres Verhältnisses war, zu analysieren versuchte. Es schien das mehr als bloß kindische Einbildung.

Er mußte da doch wohl auf ein Naturgesetz gestoßen sein. Und schließlich hatte ihm Alma durch ihr Verhalten mehr verraten von den verstecktesten Geheimnissen des Weibes, als sie durch noch soviel beschreibende Worte vermocht hätte.

* * *

Die einzige Zerstreuung, die Fritz Berting sich in dieser Zeit angestrengtesten Schaffens gönnte, war der Verkehr mit seinem Freunde Doktor Lehmfink. Man traf sich des Nachmittags im Café oder auch abends im Bierhaus. Da wurde über Politik, Tagesereignisse, am meisten aber über Literatur geschwatzt.

Abends pflegte Fritz zu diesen Zusammenkünften

Alma mitzubringen. Er wußte, daß Lehmfink gegen ihre Gesellschaft nichts einzuwenden habe. Da mußte das Mädchen oft stundenlang den Gesprächen der Freunde zuhören und hatte Mühe, das Gähnen zurückzuhalten, das Fritz nicht leiden mochte. Lehmfink, der ihren Augen die Müdigkeit ansah, hob dann wohl die Sitzung auf unter dem Vorwande, selbst müde zu sein, und verschaffte der Ärmsten so die ersehnte Bettruhe.

Selten kam es vor, daß Fritz Berting und Heinrich Lehmfink derselben Ansicht gewesen wären. Was sie einigte, war eigentlich nur das starke Interesse, das beide für Literatur hegten, obgleich sie auch hier fast immer im Gegensatz der Ansichten standen. Aber gerade diese Verschiedenheit machte den Verkehr anregend, ließ die Unterhaltung niemals in die seichte Bucht der Fachsimpelei geraten.

Gewisse, wie Fritz deuchte, etwas stark rückständige Moralansichten des Freundes schrieb er auf das Konto der kleinen Verhältnisse, aus denen Heinrich Lehmfink stammte. In der altmodischen Art sich zu kleiden, in einer gewissen würdevollen Steifheit der Haltung, in der hypersoliden Lebensführung, hatte jener den deutschen Spießbürger nicht völlig abgestreift, bei aller Weite seines geistigen Horizonts. Und wie in der grotesken äußeren Erscheinung, so erschienen auch in seinem Charakter komische Züge mit Größe und Freiheit des Wesens merkwürdig vermischt. Fritz konnte nicht anders, als diesen wunderlichen Kauz, der ihn durch seine Pedanterie gelegentlich ärgerte, dessen weltfremdes, altfränkisches Wesen ihn oftmals zum Widerspruch reizte, im geheimen doch zu bewundern.

Fritz wußte, daß sein Freund ein Märtyrer war seiner Ehrlichkeit. Ein Mann von dem gründlichen

Wissen Lehmfinks, von seiner Belesenheit, seinem Fleiß, würde, wenn er nur verstanden hätte, sich ein wenig anzuschmiegen, fünf gelegentlich gerade sein zu lassen, den Mantel nach dem Winde der öffentlichen Meinung zu hängen, eine ganz andere Stellung im Journalismus wie in der Literatur haben einnehmen können. So aber war Heinrich Lehmfink einer von jenen wenig beneidenswerten Sklaven der Feder, der für den Tagesbedarf des Publikums seine guten Kräfte anstrengen mußte. Nebenher arbeitete er wissenschaftlich, schrieb Kommentare, gab kritische Ausgaben heraus. Aber auch hier stand der Erfolg nicht im Verhältnis zur aufgewendeten Kraft.

Fritz wußte, daß sein Freund von seinen Honoraren Mutter und Schwester, die von der Witwenpension eines Stadtschreibers leben mußten, unterstützte. Nun fing Lehmfink neuerdings auch noch an, ganz ungebeten von einer alten Schuld abzutragen, die er in Berlin bei Fritz kontrahiert hatte.

Es war das erste Mal in seinem Leben, daß Fritz Berting Geld, welches er verborgt hatte, zurückerhielt. Eigentlich mußte man sich ja scheuen, das von einem Manne anzunehmen, dem es so wenig glänzend erging, wie Heinrich Lehmfink; aber eine Weigerung würde den leicht Empfindlichen sicherlich schwer gekränkt haben. Und in gewisser Beziehung kam dieses Geld wie vom Himmel gesandt für Fritz, der gerade auf dem Grunde seines Beutels angelangt war, als ihm der Freund die ersten hundert Mark von den tausend ehemals erborgten zurückerstattete.

Doktor Lehmfink war in einem schwäbischen Bergstädtchen geboren, das die Einwohnerzahl fünftausend

nicht ganz erreichte. Das Städtchen hatte ein Amtsgericht, eine evangelische und eine katholische Kirche und brüstete sich mit seiner Lateinschule. Sein Bürgermeister kam mit einem Ratsschreiber aus.

Ratsschreiber Lehmfink war dem Gehalte entsprechend, das er bezog, ein bescheidener Mann, dem es wie frevelhafter Leichtsinn erschienen wäre, mehr als dreimal in der Woche auf seinem Tische Fleisch zu sehen oder sich einen zweiten Frack anzuschaffen, ehe sein alter, dessen abgeschabte Stellen von der Frau Ratsschreiber mit Tinte aufgefärbt wurden, ehe dieses kostbare Kleidungsstück nicht so morsch geworden war, daß kein Stich mehr darin hielt. Dieser Mann, den man also nicht gut für einen Verschwender und eitlen Gecken halten konnte, besaß jedoch einen Ehrgeiz, der, wenn man seine Revenuen kannte, immerhin tollkühn genannt werden mußte: er ging nämlich mit dem Gedanken um, seinen Sohn Heinrich studieren zu lassen.

Der Junge war nach drei Mädeln zur Welt gekommen. Vielleicht erklärt die Überraschung über das Faktum, daß, nachdem man hintereinander drei Nieten gezogen, nun doch noch ein Erbe und Stammhalter geboren worden war, vielleicht erklärt der Freudentaumel, der in solchen Fällen jeden Erzeuger zu befallen pflegt, die Wagehalsigkeit dieser Zukunftspläne.

Von dem Augenblicke ab, wo der kleine Heinrich da war, der, wenn alles gut ging, in achtzehn Jahren an den Brüsten der alma mater sich erlaben sollte — stand der Haushalt des Stadtschreibers Lehmfink noch mehr als bislang unter dem Zeichen des Sparens. Vier Kinder durchbringen bei vierhundert Talern jährlichem Fixum und davon den vierten Teil zurücklegen wollen für den zukünftigen Studiosus, es war ein Rechen-

exempel, das trotz seiner scheinbaren Einfachheit, doch immer und immer wieder, ja fast täglich und stündlich, von Vater und Mutter durchgerechnet und äußerst schwer lösbar gefunden wurde.

Dann starben die beiden ältesten Mädchen, zu einer Zeit, da die Diphtheritis furchtbare Opfer von dem Kinderbestande des Städtchens forderte. Die Kleinen wurden aufrichtig betrauert von den Eltern, aber nachdem der Trennungsschmerz überwunden war, empfand man, ohne es sich einzugestehen, doch eine Art Entlastung. Das Rechenexempel wurde wesentlich leichter lösbar, seit man statt vier hungriger Münder deren nur noch zwei zu stopfen hatte.

Stadtschreiber Lehmfink hegte vor studierten Leuten eine unbegrenzte Hochachtung. Das Abgangszeugnis von einer Universität erschien ihm als die Eingangspforte zu allen höchsten Stellen der Welt. Was der kleine Subalternbeamte niemals besessen hatte, das sollte sein Sohn wenigstens einmal erreichen: Ehren und Einfluß.

Der väterliche Ehrgeiz schien nicht verschwendet zu sein. Klein-Heinrich erledigte die verschiedenen Stadien des Lesens, Schreibens und Einmaleinslernens mit anerkennenswerter Schnelligkeit. Und von dem Augenblicke an, wo er durch die Pforten der Lateinschule in den Tempel klassischer Bildung eingetreten war, bewegte er sich in der oberen Hälfte der Klasse, bis er schließlich aus dem Wettrennen unter zwei Dutzend Klassengenossen als unbestrittener Primus hervorging.

Philologie sollte der Junge studieren, so schlugen die Lehrer dem Vater vor; Heinrich, der mit sechzehn Jahren das Lateinisch in zweierlei Färbung, der archaischen und der ciceronianischen, sprechen und schreiben

konnte, werde einmal seiner Vaterstadt unsterblichen Ruhm erwerben.

Der Vater Stadtschreiber war natürlich nicht wenig stolz auf seinen Jungen, der in der Klasse über so und so vielen Honoratiorensöhnen saß. Dem jungen Menschen jedoch genügte die ziemlich reichliche Ration von Wissensstoff, die ihm auf der Schule verabreicht wurde, nicht einmal. Es war ein Drang in ihm, sich über den Stundenplan hinweg bekannt zu machen mit dem, was es sonst etwa noch außerhalb der Philologie in der Welt geben mochte. Er ahnte dunkel, daß ihm die Schule da mancherlei unterschlage. Die deutsche Literatur wurde auch hier stiefmütterlich behandelt. Bücher gab es im väterlichen Hause nicht. Dafür existierte in dem Städtchen ein Buchladen, in dem zwar nur selten ein Buch gekauft, dessen Bibliothek aber um so eifriger benutzt wurde. Vor dem Schunde, der hier den harmlosen Schildbürgern als das Neueste und Beste der Weltliteratur in abgegriffenen, fettklebenden Deckeln verabreicht wurde, bewahrte den jungen Heinrich der schmale Geldbeutel seines Vaters. Für das Lesebedürfnis des Sohnes war in dem Budget des Stadtschreibers ein Posten nicht vorgesehen.

Aber es gab im Rathause ein Zimmer, das den Namen „Die Bibliothek" führte. Da standen an tausend Bände in schönen, soliden Ledereinbänden. Ein Privatgelehrter, der hier am Orte seine letzten Lebensjahre zugebracht, hatte sie letztwillig der Bürgerschaft vermacht. Die Stadtväter hatten die Stiftung nicht gut abweisen können, obgleich es manchem der braven Pfahlbürger als Unfug und unverantwortliche Verschwendung erscheinen mochte, daß für so unnütze Dinge wie Bücher ein ganzer, schöner, großer Raum des Stadthauses

hergegeben werden sollte. Und der wunderliche Mann, von dem die Bücher gesammelt worden waren, hatte mit ihnen auch noch ein kleines Kapital vermacht, von dem ein Bibliothekar die Zinsen erhalten sollte für die Mühewaltung des Ausleihens. Diesen Posten hatte man dem Stadtschreiber Lehmfink gegeben. Er war leicht auszufüllen, denn es gab in dem Städtchen eigentlich niemanden, der von der Gelegenheit, sich gediegene Literaturkenntnisse anzueignen, Gebrauch zu machen die kühne Absicht gehegt hätte. Zwar wurden die schönen Bände von Zeit zu Zeit herausgenommen, aber nur um abgestäubt zu werden; im übrigen schliefen sie auf ihren Regalen so ruhig und ungestört, wie die Gebeine derer, die sie verfaßt hatten.

Bis einer kam, der Sohn des Stadtschreibers und Bibliothekars, der junge Heinrich Lehmfink, der die lichten Geister, die hier unter Staub und Spinngewebe schliefen, befreite und sich zur Gesellschaft aus ihren Gräbern zitierte.

Hier lernte der Knabe den wunderlichen großen Wolfram von Eschenbach kennen. Der freie, ritterliche Walther von der Vogelweide wurde ihm vertraut wie ein Freund. Hans Sachsens Vielseitigkeit tat sich ihm auf. Mit dem witzigen Fischart machte er gute Bekanntschaft. Vom Simplizissimus empfing er starken Eindruck. Klopstock zu lesen versuchte er, brachte es aber ebensowenig fertig, wie irgend ein anderer moderner Mensch, der nicht gezwungen ist, diesem verzückten Pathetiker durch die Dunkelgänge seiner Gesänge zu folgen. Klarer und freier wurde ihm bei Lessings Verständigkeit zumute. In Wielands liebenswürdiger Gesellschaft fühlte er sich eine Zeitlang wohl. Herder regte ihn an, Schiller begeisterte ihn, bis er in Goethe endlich

den Born der Schönheit fand, der unausschöpflich ist. Kant allerdings erwies sich seiner Jugend als eine allzu harte Nuß, dafür nahm ihn Jean Paul mit seinen wunderlichen, traurig lustigen Träumereien ganz und gar gefangen. Schließlich ging er mit den Romantikern aus, die blaue Blume zu suchen. Als geborenem Schwaben traten ihm seine Landsleute: Uhland, Mörike und Hauff besonders nahe. Mit Heinrich von Kleist, Körner, Schenkendorf und Arndt fühlte er Deutschlands Schmach und entbrannte für Befreiung von dem Joche der Fremdherrschaft. Durch die Gebrüder Grimm wurde er in die Wunder der deutschen Märchenwelt eingeführt. Germanischen Witz und Tiefsinn lernte er durch Till Eulenspiegel, Reinecke Fuchs, Münchhausen und andere Volksbücher kennen.

Die Bibliothek schnitt an einer bestimmten Stelle unserer Literatur ab. Vielleicht war der Stifter in seiner Sammelarbeit durch den Tod unterbrochen worden; vielleicht auch hatte er die späteren Dichter nicht geliebt. Heine gab es da nicht, und auch das „junge Deutschland" fehlte. Dafür waren die großen englischen Epiker von Walter Scott bis Dickens in guter Übersetzung vertreten.

In dieser erlauchten Gesellschaft ein paar Jahre zuzubringen, hätte sich auch für einen anspruchsvolleren Menschen, als dieser Jüngling war, verlohnt. Heinrich Lehmfink befriedigte mehr den ersten Heißhunger der Jugend nach Wissen, als daß er schon jetzt literarischer Feinschmecker geworden wäre. Er nahm alles an, was vor ihm in der Krippe lag. Sein besonderes Glück war es, daß seiner Empfänglichkeit nur auserlesene Kost geboten wurde.

Die Lehrer, eingerostete Philologen alten Schlages,

sahen es nicht gern, daß der hoffnungsvolle Schüler sich so eifrig mit „außerwissenschaftlichen Materien“ abgab, wie sie die deutsche Dichtung nannten. Zu ihrem Erstaunen mußten sie erleben, daß diese Liebhaberei den Knaben nicht nur nicht schädigte, sondern, wie es schien, in seiner geistigen Entwickelung förderte. Er bestand eine gute Abgangsprüfung.

Nun ging's auf die Universität. Vom Militär kam der junge Mensch frei, seiner schwachen Augen wegen. Die hatte er sich in mancher, bei schlechter Öllampe durchstudierten Nacht fürs ganze Leben verdorben. Vater Lehmfink war geneigt, das für ein Glück anzusehen; jedenfalls grämte er sich keinen Augenblick, daß der Junge die kostspieligen Freiwilligenschnüre nicht auf den schmalen Schultern tragen würde. Der Ehrgeiz des Stadtschreibers ging mehr dahin, ihn möglichst bald in Amt und Würden zu sehen, während Mutter und Tochter in diesem einen Punkt anders dachten; sie hätten ein wenig buntes Tuch ganz gern in der Familie gesehen.

Ein paar Semester lang lag nun der junge Student ganz brav dem Studium der alten Sprachen ob, ohne irgendwelche leichtsinnigen Seitensprünge auf andere Wissensgebiete zu unternehmen. Bis er eines Tages durch Zufall in die Vorlesung seines großen Landsmanns Vischer geriet. Der Autor von „Auch einer“ tat es dem Jüngling an. Plötzlich wurden alle jene Geister der heimischen Rathausbibliothek wieder wach. Der Student alter Sprachen erfuhr durch einen Lehrer, der bis in die Fingerspitzen hinein ästhetische Persönlichkeit war, daß sich klassische Bildung, moderne Weltanschauung und germanisches Empfinden sehr gut vereinigen lassen. Und wie es geschieht, wenn ein Jüng-

ling das Glück hat, in seinem Lehrer einen genialen Anreger zu finden: es gehen dann der jungen Seele eben so viele neue Horizonte auf, wie ihr von den erstaunten Augen Schleier des Vorurteils genommen werden. Das Altertum war nicht die ganze Welt, die Philologie nicht die Wissenschaft; mit der Moderne verglichen, schrumpfte die Antike zu einer Vorbereitungsstufe zusammen.

Aber der Meister, der bei dem jungen Manne das ästhetische Schauen geweckt, das Erkennen des Schönen und Großen vertieft hatte, senkte ihm zugleich auch einen beunruhigenden Stachel in die Seele: den Trieb, nicht bloß zu wissen und zu erkennen, sondern auch zu erleben.

Heinrich, der sich daheim nur als Kind der Vaterstadt und besten Falles als Schwabe gefühlt hatte, während das Reich etwas Fremdes, ein geographischer Begriff für ihn geblieben war, begann, angeregt durch das Vorbild Vischers, der Stammeseigenart und Deutschtum großen Stiles in seiner überlegenen Persönlichkeit wunderbar harmonisch vereinigte, sich als Bürger eines weiteren Vaterlandes zu fühlen. Und wie dem Studenten sein Brotstudium nun beschränkt vorkam, so erkannte er auf einmal auch die Winzigkeit des engeren Vaterlandes. Neugier erfaßte ihn nach den weiten Landen, die jenseits der Grenzsteine seiner bisherigen Welt sich dehnten. Und diese Sehnsucht kam schließlich in dem Wunsche zum Ausdruck: das Reich, Preußen, Berlin zu sehen.

Nach Ansicht des Vater Stadtschreibers ein ganz toller Gedanke. Preußen, Berlin! — Das war für diesen Stockschwaben so gut wie Feindesland. Und dazu die Kosten der Reise und des Aufenthals in einer so großen Stadt! —

Aber Heinrich, der die unwiderstehliche Kraft entwickelte des jungen Tieres, das aus dem Neste will, des Pflanzenkeimes, wenn er die Hülle sprengt, setzte seinen Willen durch gegen das ängstliche Abraten des ganzen kleinstädtischen Basen- und Gevatternkreises.

Berlin machte zunächst einen abstoßenden Eindruck auf den jungen Mann. Heinrich Lehmfink ließ sich durch die ungewohnten Dimensionen, den lauten Trara der Millionenstadt nicht die Fähigkeit der Kritik nehmen. Den Mittelpunkt deutschen Lebens hatte er sich doch etwas anders vorgestellt. Ihm konnten die Gardeleutnants, die in gebückter Haltung, Monokle im Auge, den Säbel schleppend, die Linden herabschleiften, ebensowenig imponieren wie die dunkeläugige, schnodderig dreiste jeunesse dorée von ‚Berlin W‘. Und die geputzten Frauenzimmer des Café National mit ihren gemalten Wangen, die den Provinzialen, wenn er sich des Nachts in die Gegend der Friedrichstraße verirrte, lachend zum Mitkommen aufforderten, erfüllten ihn mit Ekel vor den unheimlichen Abgründen des glänzenden Großstadttreibens.

Ganz andere Dinge waren es, die ihn in ihren Bann schlugen. Das alte Schloß, das Zeughaus, das Kammergericht redeten für den, der hören wollte, eine beredte Sprache. Die Denkmäler des Großen Kurfürsten und Friedrichs blieben nicht stumm. Dazu Sanssouci und Charlottenburg! Heinrich Lehmfink fing an, zu begreifen, daß diese lärmerfüllte, unsolide, brutale, künstlich aufgebauschte Stadt doch einen unvergänglichen Kern von historischer Größe und Schönheit besitze.

Er sah auch das milde Angesicht des greisen Kaisers; und für ihn, wie für jeden, der den alten, vornehmen Mann erblickt, wie er sich hinter seinem Fenster vor

der grüßenden Menge, pflichtgetreu selbst in der Höflichkeit, unermüdlich verneigte, blieb dieser Anblick unvergeßlich.

Aber erhaben über alles, was groß und neu, gab es noch eins in dieser Stadt, einen Menschen, der wie ein Naturereignis, wie ein Stück personifizierte Weltgeschichte erschien, einen Mann, den man entweder hassen mußte oder lieben: Bismarck.

Was hatten sie Heinrich Lehmfink daheim in dem schwäbischen Neste von diesem Bismarck erzählt! Er war für das Kind ein Popanz, für den heranwachsenden Jüngling eine unheimliche, unfaßliche Persönlichkeit gewesen. Der Mann von Blut und Eisen, der preußische Junker, der Erzreaktionär, der Feind aller Freiheit, aller Schönheit, aller geistigen Kultur. Aber sehen wollte er ihn, dieses Phänomen, das wie ein weitragender, alter Baum in der deutschen Erde stand, seinen Schatten werfend bis in das Leben und Denken eines jeden.

Und er sah ihn. Nachdem er manche liebe Stunde umsonst vor dem Reichskanzlerpalais auf- und abgeschritten war, lief er eines Tages auf einsamer Promenade im Tiergarten dem Fürsten gerade in den Weg. Lehmfink erkannte ihn erst, als er ihm beinahe gegenüberstand. Ein fliegender Blick aus den großen, blitzenden, dunkelblauen Augen traf den jungen, verblüfft dreinschauenden Menschen. Ein belustigtes Zucken um das granitne Kinn, die schmalen, vieles verbergenden Lippen.

Heinrich Lehmfink erholte sich nur langsam von dem Erlebnis. Dann kehrte er um, lief eiligst dem Fürsten nach. Er holte ihn ein und kam gerade zurecht, Bismarck ein paar Damen begrüßen zu sehen. Der junge Mensch schritt an der Gruppe vorbei, und er

empfing einen neuen Eindruck. Nie hatte er einen Mann sich ritterlicher vor Frauen verneigen gesehen, wie den gewaltigen Greis. Jetzt sah er erst, daß nicht wilde, ungebändigte Kraft das Charakteristische war an dieser Erscheinung, sondern Leichtigkeit, geistige wie körperliche Freiheit. Die Haut zart wie die einer Frau, das Auge berückend im Ausdruck, die Bewegungen graziös, das Lächeln unendlich fein. Lehmfink trug ein unauslöschliches Bewußtsein davon; etwas Schöneres würden seine Augen nie wieder erblicken, meinte er.

Und er sollte doch noch etwas sehen, das diesem Erlebnis an Schönheit gleichkam und es an erschütternder Wucht übertraf.

Die Hochschulen Deutschlands rüsteten sich, den siebzigsten Geburtstag des ersten Reichskanzlers zu begehen. Auch Heinrich Lehmfink ließ sich in den Fackelzug einstellen, den die Studenten ihrem großen Kommilitonen brachten. Als die Spitze des Zuges das Reichskanzlerpalais erreichte, voran die schwarz-weiß-roten Farben, denen er Sinn verliehen hatte, stand dort am geöffneten Parterrefenster, vom Fackellichte grell beleuchtet, die reckenhafte Gestalt eines Alten im Kürassierrock. Das Haar schlohweiß; denn er hatte, da er die Jugend erblickte, das Haupt entblößt. Und als nun die frische Schar vorübermarschierte, Hurra rufend und die Schläger schwingend, da lehnte sich der Greis weit über die Brüstung, streckte beide Arme aus, als wolle er der Zukunft Deutschlands die Hände segnend aufs Haupt legen. Der Mann, den Europa den Eisernen nannte, schmolz in diesem Augenblicke dahin in unendlichem Glück und unsagbarem Weh. Meister der Diplomatie, Künstler im Abwägen und Zurückhalten, vermochte er seine Züge nicht zu beherrschen, weinte wie ein Kind.

Von diesem Augenblick ab war der Schwabe Heinrich Lehmfink gewonnen für das größere Vaterland. Er war erst bismarckisch gewesen, nun wurde er deutsch.

In seine Heimat wollte er jetzt gar nicht zurückkehren. Seinem Vater zuliebe machte er den Doktor, blieb aber weiter in Berlin, angeblich um sich auch in den neueren Sprachen zu vervollkommnen. In Wahrheit schwebte ihm ein Plan vor, den er nur in Berlin vollenden zu können glaubte: ein Heldenepos beabsichtigte er zu schreiben, in dessen Mittelpunkt er den Mann stellen wollte, der sich ihm in seiner menschlichen Liebenswürdigkeit durch ein paar einfache Züge, ein Lächeln, eine Träne verraten hatte. Er plante ein Gedicht in vielen Gesängen. Die Entstehung des neuen Deutschland von Anfang an würde es besingen, als roter Faden gleichsam sollte sich die Entwickelung seines Helden hindurchziehen, bis sich beide schließlich in der Reichsgründung trafen.

Es bedurfte eines Jahres voll mühevollen, verzweifelten Schaffens und Sich-Abquälens, voll mutlosen Fallenlassens und sich immer wieder Anspornens und Aufraffens zur vorgenommenen Arbeit, um Lehmfink zu belehren, daß man mit noch so viel Begeisterung und Liebe aus dem herrlichsten Stoffe doch niemals ein Kunstwerk schaffen wird, wenn man kein Dichter ist.

Ein Geständnis, das zu machen sauer fiel; aber seine Ehrlichkeit rang es sich schließlich doch ab. Ein ganzes Jahr an eine Aufgabe verschwendet, die man schließlich doch nicht hatte lösen können! — Wenn er sich der ursprünglichen Reinheit und Größe seiner Absichten nicht bewußt gewesen wäre, er hätte verzweifeln können.

Sein Scheitern hatte auch eine äußerst ernste

materielle Seite. Bisher war Heinrich von seinem Vater unterstützt worden; aber der konnte ihm nichts mehr geben, seitdem das kleine Kapital, das er für die Studien seines Sohnes zurückgelegt, aufgezehrt war. Der junge Mann mußte sich fortan den Lebensunterhalt selbst verdienen. Er tat dies, indem er zurückgebliebenen Gymnasiasten Nachhilfsunterricht erteilte.

Damals starb sein Vater. Heinrich eilte nach Haus, kam noch zum Begräbnis zurecht und blieb eine Zeitlang bei Mutter und Schwester. Es hätte nahe für ihn gelegen, nachdem er draußen in der Welt Schiffbruch gelitten hatte, sich nunmehr in der Heimat eingeschränkter, aber sicherer anzubauen. Lehmfink machte auch wirklich einen solchen Versuch, ließ sich als Hilfslehrer anstellen. Aber lange hielt er das nicht aus. Weniger die Kleinheit der Verhältnisse war es, als die Engigkeit der Anschauungen, die Verbohrtheit und Querköpfigkeit, die ganze muffige Atmosphäre des Kleinstadt-Philisteriums, die ihn elend machte. Er hatte da draußen freiere Luft geatmet, hatte große Menschen gesehen, hatte vom Wasser lebendiger, stark fließender Entwickelung getrunken. Es zog ihn mit aller Macht dahin zurück, wo wirkliches Leben pulsierte.

In Berlin, wohin er nach einjähriger Abwesenheit zurückgekehrt war, sah er sich nach journalistischer Tätigkeit um. Wenig vertraut mit dem Zeitungswesen, glaubte er, daß es nur der Gediegenheit des Wissens, gefestigter Ansichten und guten Deutschs bedürfe, um im Journalismus vorwärts zu kommen. Der Brave ahnte nicht, daß solche Eigenschaften bei der Durchschnitts-Tageszeitung eher Hindernis als Empfehlung sind.

Nun war er also gezwungen, von Redaktion zu Redaktion zu gehen und seine Dienste anzubieten. Hier

und da bekam er ein Stück Arbeit hingeworfen, das er annehmen mußte, mochte der Auftrag ihm liegen oder nicht. Dabei warf er einen Blick hinter die Kulissen nicht nur der Presse, sondern auch der ganzen großstädtischen Literatur.

Er fiel aus einer Enttäuschung in die andere. Dieses Berlin, dem die glücklichen Errungenschaften einer ganzen Nation mühelos in den Schoß gefallen waren, das ein blühendes Zentrum geworden war für Handel und Wandel, das in der Politik den Ton angab für Europa, dieses Berlin war eine literarisch armselige Stadt. Was es an Literatur hervorbrachte, was es auf seinen Theatern darstellte, war entweder direkt herübergeholt von dem Volke, das besiegt zu haben man sich brüstete oder es wurde von geschickten Machern nach allerhand pikanten Rezepten zusammengebraut.

Heinrich Lehmfink gedachte der Manen großer deutscher Denker und Dichter, die doch schließlich alle unsichtbar an dem Reiche mitgebaut hatten, das jetzt äußerlich größer und mächtiger dastand, als jene es in ihren bescheidenen Träumen erschaut haben mochten. Was war Macht ohne Kultur? Was Fülle der Kraft ohne Geist? Was nützte Breite des Unterbaues, wenn dem Ganzen als edelste Krönung die echte, zu den Wolken aufstrebende Kunst fehlte?

Dabei war die Presse voll des Lobes und der Bewunderung für die herrschende Kunst. Kein Wunder! Aus den Feuilletons sproßte diese Afterpoesie ja so üppig hervor; die Kritik düngte den eigenen Boden mit ihrer Zustimmung. Man war Poet, Rezensent, Kaufmann in einer Person. Alles stand zueinander in Fühlung, die Theaterbureaus, die Feuilletonredaktionen, die sogenannten Dichter. Ihre Interessen waren enger

miteinander verflochten als die Schwänze eines Rattenkönigs. Der, welcher nicht Zulaß hatte zu ihrem Klüngel, konnte draußen stehen und die Fäuste ballen.

Aber die Opposition war bereits da. Sie mehrte sich mit jedem neuen Mißbrauch der Machthaber, wartete nur auf ein Stichwort, ein Zeichen, einen Führer. Junge Leute, die, aus den verschiedensten Lagern stammend, nur darin einig waren, Neues an Stelle des Alten setzen zu wollen.

In dieser Gemeinschaft war es, wo Heinrich Lehmfink und Fritz Berting einander kennen lernten.

Es sollte eine Zeitung gegründet werden; denn man wollte zunächst einmal seine Prinzipien niederlegen, Panier entrollen, ein weithin sichtbares Zeichen für alle Gesinnungsverwandten aufstellen, um dann Sturm zu laufen mit starker Mannschaft.

Dieses jugendliche Projekt wäre wie ungezählte seinesgleichen sicherlich ein schöner Gedanke geblieben, wenn sich nicht zwei Leute gefunden hätten, einer, der das Geld dazu hergab: Berting, und ein anderer, der die Arbeit der Redaktion zu leisten ernsthaft gesonnen war: Lehmfink.

Ungefähr zehn Nummern erschienen, dann ging das Blatt ohne Sang und Klang ein. Das große Publikum hatte sich um das neue Unternehmen nicht gekümmert, weil es von Natur indifferent ist gegenüber allem, was mit Ernst auftritt. Und ernst, bitter ernst war es diesen Jünglingen um ihr reformatorisches Werk. Die wenigen Abonnenten aber, die der Prospekt gewonnen hatte, wußten nicht, was sie mit einem Blatte anfangen sollten, das sich auf der einen Seite sozialistisch-kommunistisch, auf der anderen aristokratisch-individualistisch gebärdete, das für Bismarck und das Germanentum schwärmte

und gleichzeitig vaterlandslosen Anarchismus predigte. Ein Blatt, in dem die vierte Dimension spukte, das Übermenschentum, die freie Liebe und der Buddhismus sich ein Stelldichein gaben.

Lehmfink hatte nicht geahnt, daß er mit dieser Gründung nur einen Tummelplatz mehr geschaffen habe für unausgegorene Ideen. Das Blatt war ein Monstrum und seine Wirkung einem Schlage ins Wasser gleich. Diejenigen, gegen die seine Spitze gerichtet sein sollte, lachten, und das Publikum, soweit es überhaupt Notiz davon genommen, wandte sich, noch verwirrter als zuvor, kopfschüttelnd ab.

Niemand härmte sich groß um das Verschwinden dieses Organs. Fritz Berting, der damals eben in die väterliche Erbschaft eingetreten war, verschmerzte das hineingesteckte Geld schnell. Nur Lehmfink nahm die Sache tragischer; ihm war wirklich eine Hoffnung zu Grabe getragen worden.

Mit Hilfe Bertings löste er sich aus einer pekuniären Verpflichtung, die ihm anhing, und setzte seinen Wanderstab weiter. Nach Haus wollte er auch jetzt nicht zurückgehen. In dem kleinen Neste kannten einen zu viele Menschen von Jugend auf und würden es einem nur zu bereitwillig unter die Nase reiben, daß man es trotz großer Erwartungen, die man ehemals erregt, doch zu nichts gebracht habe. Er verließ also Berlin; unter welches Notdach er nun kriechen werde, war ihm in seiner damaligen Stimmung beinahe gleichgültig.

Mit wehmutsvoller Freude begrüßte er seinen Kumpanen Fritz Berting, der nach Verlauf von zwei Jahren desselben Weges verschlagen wurde. Oft hatte er sich in Gedanken mit dem jungen, hoffnungsvollen Menschen beschäftigt.

Es waren gemischte Gefühle, mit denen Heinrich Lehmfink auf den um einige Jahre jüngeren Freund blickte. Zweierlei hatte Fritz Berting vor ihm voraus, zweierlei, das neidlos einem anderen zuzugestehen — und wäre es der liebste Freund — wohl das Schwerste ist, was dem Manne zugemutet werden kann. Fritz war begabt auf einem Gebiete, das zu erobern auch er einmal geträumt hatte, Fritz war Dichter; Lehmfink wußte jetzt, daß er es niemals gewesen sei und niemals werden würde. Und noch ein anderes Patengeschenk war dem jüngeren Manne von einer generösen Fee mitgegeben worden: das Glück bei Frauen. Nicht ohne Bitterkeit fragte sich Heinrich Lehmfink manchmal, wenn er Alma und Fritz zusammensah, was dieser Mensch eigentlich vor ihm voraus habe, geliebt zu werden, wie er geliebt wurde.

Lehmfink erblickte im Weibe die Krone des Lebens. Er hatte sich im Innersten keusch erhalten; darum war ihm ein ungetrübter Blick für die Weiblichkeit bewahrt geblieben. Man hätte von ihm sagen können, daß er das Weib kenne, weil er die Weiber nicht kannte.

Für Lehmfink war Alma ein echtes Weib, gemacht, den Mann zu beglücken, also das Köstlichste, was die Natur hervorbringt. Und er sah mit geheimem Unwillen, daß Fritz Berting diesen Demantstein nicht nach seinem wahren Werte schätzte und behandelte. Was bedeutete es in Lehmfinks Augen, daß Alma von niederer Herkunft war! Sagte ihm doch seine Menschenkenntnis, daß dieses ungebildete Geschöpf das Herz auf dem rechten Flecke habe, und daß in ihrem Wesen die mütterliche Güte des echten Weibes schlummere.

Daß Fritz in wilder Ehe lebte mit dem Mädchen, fand Lehmfink weniger bedenklich als die Tatsache, daß

der junge Mensch sich der Verantwortung, der großen Verantwortung, nicht bewußt war, welche mit einem solchen Verhältnis der Mann auf sich nimmt.

Er wollte dem Freunde ja das leicht erworbene Glück gern vergönnen, aber ihm graute manchmal in Fritzens Seele. Gewiß, es hieß den Künstler seiner höchsten Gabe berauben, wollte man ihm die Sinnenfreude nehmen. Phantasie, Empfänglichkeit, Schönheitssinn trieben ihn zum anderen Geschlecht; aber dieselben Eigenschaften machten ihm auch das Geschlechtsleben zur furchtbaren Gefahr. Es war das heikle Dilemma im Leben des Schaffenden: er braucht das Weib wie das tägliche Brot. Seele und Leib schreien nach Ergänzung im anderen Geschlecht. Und doch mußte ein Verhältnis, das in der Sinnlichkeit allein seine Nahrung fand, mit der Zeit der Versumpfung anheimfallen. Es war Heinrich Lehmfinks innerste Überzeugung, daß ein Künstler, der hier Raubbau treibt, früher oder später an seinem Schaffen schweren Schaden leiden muß.

Denn obgleich er sich selbst nicht für einen Künstler hielt, wußte Heinrich Lehmfink doch, daß Liebe und Kunst aus der nämlichen Quelle stammen, daß Schöpfergabe nur verdichtete Kraft ist des Liebens.

Zweites Buch.

Fritzens Roman wuchs inzwischen zu einem Umfange heran, der den Autor selbst in Erstaunen setzte. Jeder Einfall lockte neue Einfälle herbei, so daß es war, als habe er — wie er in der Jugend manchmal getan — zur Sommerszeit bei Nacht das Fenster geöffnet, und nun kamen die Motten und Schmetterlinge scharenweise herbei, vom Strahle der Kerze angelockt. Jede Gestalt seiner Phantasie hatte noch einen Schweif von Kindern und Kindlein hinter sich, wie auf alten Bildnissen die Fürstinnen-Mütter. Er fand es schwierig dem Gedränge zu wehren derer, die schon da waren, und derer, die, Einlaß begehrend, von ihm aufgenommen sein wollten in sein Buch.

Sein Geist brütete in einem fort über diesem Werke, selbst wenn er nicht daran arbeitete. Bei Tag und bei Nacht, beim Essen, beim Ausgehen, überall war er bei seiner Arbeit; wie ein Vogel, der ein Nest hat, keine wichtigere Sorge kennt, als Futter herbeizuschleppen für seine Jungen.

Manchmal fuhr er aus dem Schlafe auf mit einer funkelnagelneuen Idee, die ihm im Traume irgend woher aus der Dunkelheit des Unbewußten gekommen war. Dann lag er stundenlang wach und sann das Erfundene zu Ende, fiebernd vor Erfinderglück, aber im stillen auch

wieder qualvoll beunruhigt und bangend, wie sich das Neue einfügen würde in das schon Stehende.

Oder er sah eine menschliche Physiognomie, die ihn frappierte, wurde Zeuge eines scheinbar bedeutungslosen Vorgangs, las etwas ganz Indifferentes in der Zeitung, hörte ein Wort, das vielleicht gar nicht für ihn berechnet war, und sofort wurde ihm ein solch harmloses Erlebnis zum Schlüssel für eine Schatzkammer voll goldener Dinge, deren Fülle ihn beängstigte. Wo anfangen, wo enden, wenn er diese Reichtümer einheimsen wollte in seine Scheuern. Jedes Kunstwerk hatte doch seine natürlichen Grenzen; man mußte sich irgendwie beschränken auf das Mögliche.

Da hieß es denn streichen, kürzen, ändern, nachträglich herausnehmen und wieder einfügen, umstellen, stützen, motivieren. Er kam sich oft vor wie einer, der in ein Riesenfaß keltern soll, und je mehr Trauben er sammelt und auspreßt, desto größer und größer wächst das Gefäß, so daß er verzweifeln muß, es jemals gefüllt zu sehen.

Der Verleger Weißbleicher drängte, er wollte das Manuskript haben. Der Termin, zu dem der Roman ursprünglich fertig sein sollte, war längst überschritten. Für den Weihnachtsmarkt konnte das Buch schon gar nicht mehr in Frage kommen.

Weißbleicher war sehr ungehalten. Er hielt Bertings Behauptung, daß ihm der Stoff unter den Händen gewachsen sei, für eine Bemäntelung von Schreibfaulheit. Hatte es irgend welchen Sinn, an einem Roman so lange zu tüfteln und zu feilen! Das Publikum wollte ja gar nichts künstlerisch Vollendetes. Etwas Neues, Überraschendes, Verblüffendes war die Hauptsache. Auf die Feinarbeit im einzelnen zu achten, hatte der heutige Leser nicht mehr die Geduld.

Darum erschien es Zeit- und Kraftverschwendung, wenn ein Autor lange an seinem Werke herumbosselte. Haushälterisch sein mit den Mitteln, war ein wichtiges Handwerksgeheimnis. Ein Gedanke genügt für ein Buch; kam einem beim Schreiben ein neuer, so notierte man sich den für das nächste. Auf diese Weise konnte man im Jahre ganz gut seine zwei, drei, ja vielleicht sogar vier Romane schreiben. So wurde man populär, bekam einen Namen. Mühelos ging das, man mußte nur fleißig sein. Ökonomie vor allem! Die Reklame besorgte der Verleger. Dann verdiente man spielend einen Haufen Geld.

Das die Geschäftsprinzipien, welche der Verleger dem jungen Autor, als unbedingt zum Erfolge führend, anempfahl.

Fritz Berting hätte über die Ratschläge des emsigen Banausen lachend zur Tagesordnung übergehen können, wenn nicht gerade jetzt die Frage des Geldverdienens abermals brennend für ihn geworden wäre. Rechnungen von Kaufleuten und Handwerkern liefen ein, die bezahlt sein wollten, und in der Ferne drohte schon wieder der Quartalsschluß mit der fälligen Miete. Der Wunsch, durch seine Kunst etwas zu verdienen, wurde Fritz sehr nahe gelegt.

Wenn es nur nicht so schrecklich gewesen wäre, ums Geld zu schreiben. Der Gedanke an den Preis lähmte, statt anzuspornen, er tötete die Fähigkeit des Hervorbringens in ihrem Urquell, der Freiheit. Es schien wie eine Sklavenpeitsche, die über einen geschwungen wurde von unsichtbarer Hand.

Schlimmer aber zu ertragen war das, was in einem selbst bohrte und nagte: der künstlerische Ehrgeiz. Er sehnte sich nach Anerkennung, hatte Hunger nach der

süßen Speise des Erfolges. Was war ein Künstler ohne die Resonanz der Menge! Was bedeutete der Dichter ohne das Podium der Öffentlichkeit, von dessen Höhe allein er weithin gehört werden konnte!

Und wenn er sich nun seine künstlerische Laufbahn ansah, war sie nicht ein großer Mißerfolg? Wer wußte denn etwas von dem Dichter Fritz Berting? Ein paar Kenner vielleicht, die seine Gedichte gelobt hatten und ihm bestenfalls ein kleines lyrisches Talent zusprachen. An sein verunglücktes Drama wollte er gar nicht denken.

Gleichgültigkeit ist schlimmer als Feindschaft und Verfolgung. Denn in der Feindschaft liegt doch wenigstens Beachtung. Niederdrückend, vernichtend ist das Gefühl: man will nichts von dir, du bist überflüssig, du magst sprechen oder schweigen, weinen oder lachen, niemand kümmert sich darum.

Und dazu in den Blättern lesen zu müssen von den Erfolgen anderer! Was für Leute wurden da als große Dichter gepriesen, was für Erzeugnisse als epochemachende Werke! Jede Woche entdeckte die Berliner Kritik ein neues Genie. Kaum wurde ein Buch veröffentlicht, ein Stück aufgeführt, so verkündeten die begeisterungsfähigen Propheten der Presse sofort den Anbruch einer neuen Kunstära.

Er kannte die meisten dieser Leute und wie sie miteinander zusammenhingen, wußte, warum der jenen lobte, warum jenes Werk von diesem Kritiker in Grund und Boden verurteilt wurde. Er sah sie leibhaftig vor sich, die Konventikel, Cliquen, Gesellschaften für gegenseitiges Lob, die das herstellten, was dem Publikum als Kunstkritik vorgesetzt wurde, und was die Menge, wenn sie es gelesen, als ihre eigene Meinung annahm.

Fritz Berting sehnte sich nicht nach dem Berliner Hexenkessel zurück. Er war ja mit versengten Flügeln geflohen aus dieser Hölle, in der so mancher seiner Freunde noch brannte.

Wenn Fritz den ganzen Tag am Schreibtisch gesessen hatte, dann fühlte er sich manchmal in seine Schulzeit zurückversetzt. Wie damals war man nun wieder an sein Pensum gebunden. Freilich, jetzt war es ein anderes Arbeiten, ein selbsterwähltes, verantwortungsvolles, klippenreiches. Statt der Zensur des Lehrers standen die Selbstkritik, der Zweifel am Gelingen als viel härtere Zuchtmeister im Hintergrunde. Für den Schüler war die Arbeit Zwang, die freie Zeit Glückseligkeit gewesen. Heute waren Arbeit und Freiheit gleichmäßig von Sorgen durchsetzt und von jenen unsichtbaren Ketten gebunden, welche wir uns selbst, ohne es zu wissen und zu wollen, mit den Jahren schmieden.

Das Leben, das Fritz und Alma führten, war jetzt, wo die kalte Jahreszeit angebrochen, noch einförmiger als im Sommer, wo es doch hie und da ein Spaziergang oder ein Ausflug unterbrochen hatte. Früh kaum erwacht, nachdem man eine Tasse dünnen Kaffees hinuntergestürzt hatte, ging er an den Schreibtisch, sie an ihre Nähmaschine. Bis zum Mittag wurde ohne Unterbrechung gearbeitet, dann eine halbkalte Mahlzeit, die man aus einer nahen Speisewirtschaft holen ließ. Darauf ging Fritz aus, um sich mit Lehmfink im Café zu treffen. Dann wieder ein paar Stunden Arbeit; wenn Fritz es nicht vorzog, auf dem Sofa liegend, eine Zigarette an der anderen anzuzünden, über sein Buch nachzudenken oder auch Grillen zu fangen, je nachdem seine Laune war.

Des Abends in ein feineres Lokal der inneren Stadt zu gehen, wie man es früher wohl getan, verboten die Kassenverhältnisse. Man blieb lieber in der wohlfeilen Gegend, in der man gekannt war, und wo man, wenn das Geld einmal ganz ausgegangen, Kredit erhielt.

Wer ihm das vor einigen Jahren gesagt hätte, daß seines Vaters Sohn einmal dahin kommen würde, Abend für Abend in ein Bierlokal zu gehen, wo als Stammgäste Fabrikarbeiter, Handwerksgesellen, Ladenjünglinge verkehrten, eine Gesellschaft, in der der Unteroffizier als Standesperson hervorragte!

Anfangs hatte ihn das Unästhetische dieser Atmosphäre gestört: der Geruch von Bier und Speisen, der Dunst von Fünfpfennig-Zigarren, der ordinäre Ton, der schmuddelige Anstrich des Ganzen. Mit der Zeit aber fand er sich wohl oder übel darein. Manchmal fühlte er sogar ein gewisses, dem Gegensatz zum Gewohnten entspringendes Gefühl des Behagens in dieser Umgebung. Hier konnte er seine Studien ergänzen. Dieses Völkchen ahnte nicht, daß ein beobachtendes Auge auf ihm ruhe; sie zeigten sich völlig ungeniert in ihren primitiven Bedürfnissen und harmlosen Belustigungen, Liebeleien, Eifersüchteleien, gedankenlos sich schlagend und vertragend, wie es einer ohne Erziehung und Sittenkodex aufgewachsenen Klasse eigen ist.

Den ganzen Abend spielte hier ein soeben aufgestelltes Orchestrion allerhand Gassenhauer oder auch Partien aus bekannten Opern. Viele lockte das nach „Stadt Paris". Niemand von den Gästen schien dieses monotone Geräusch als Karikatur von Musik zu empfinden. Und auch Fritz, der doch musikalische Kultur hatte, war bald so weit, daß ihm etwas fehlte, wenn

das Instrument wegen Mangel an Gästen einmal nicht in Gang gesetzt wurde.

Fritz und Alma hatten ihren Platz für sich. Sie sprachen mit niemandem, aber bald waren sie mit den Physiognomien der Stammgäste vertraut und hatten allerhand Eigentümlichkeiten an ihnen entdeckt, die zu beobachten harmlose Belustigung gewährte.

Da war ein Liebespärchen, dessen Verkehr darin bestand, daß er wortlos ein Gericht der Speisekarte nach dem anderen verschlang, während sie stumm dabei saß und, ohne selbst etwas zu genießen, sich mit seligem Lächeln an dem Anblick seines Appetites sättigte. Ein junger Kommis mit durchgezogenem Scheitel im pomadisiertem Haar, der die Anknöpfmanschetten unter den Ärmeln hervorzuziehen pflegte und einen großen Glasdiamanten in der bunten Krawatte trug, kam des Büfettfräuleins wegen und ließ dieser fetten, sehr viel gähnenden Schönheit zuliebe namhafte Summen aufgehen. Ein älterer Mann im Arbeitskittel war das Ärgernis von Wirt und Kellner, weil er den ganzen Abend über nur einen Schnitt Bier trank, dazu mitgebrachtes trockenes Brot und Käse verzehrte, dafür aber sämtliche im Lokale ausliegende Zeitungen durchlas.

Alma war groß im Herausfinden solcher Züge. Sie hatte den offenen Blick des Naturkindes, das alles bemerkenswert findet. Fritz mußte sich sagen, daß er im Beobachten ein Stümper sei gegen das Mädchen. Auch die Schlüsse, die sie aus reinen Äußerlichkeiten auf Charakter und Wesen der Menschen zog, überraschten ihn oft durch ihre Richtigkeit. Ihre Sinne waren unblasiert, und dazu besaß sie jene durchaus weibliche Genialität, zwischen sich und der Umgebung sofort ein Verhältnis herzustellen.

Das Mädchen hatte wahrhaftig nicht viel Spaß vom Leben: den ganzen Tag über Arbeit und Plackerei, des Abends als einzige Zerstreuung stundenlanges Sitzen in einem raucherfüllten Raume. Aber sie wußte aus der geringsten Blume noch ihren Honig zu saugen. Wenn sie lachend ihre schönen Zähne zeigte, konnte man nicht gut griesgrämig sein. Es lag etwas Ansteckendes in der Anspruchslosigkeit dieses sonnigen Temperaments. Fritz nannte sie eine „kleine Lebenskünstlerin", weil sie es so meisterhaft verstehe, sich den Verhältnissen anzupassen und den Augenblick auszukosten.

Alma und Fritz hatten sich, nachdem sie eine Zeitlang in „Stadt Paris" verkehrt, so sehr an das dort aus- und eingehende Publikum gewöhnt, daß ihnen jeder neue Gast sofort auffiel. Und auch sie waren dort bekannte Persönlichkeiten geworden. Daß Alma häufig bewundernd angestarrt wurde, war für Fritz nichts Neues. Solche von Neid nicht immer freien Blicke erhöhten das Glücksgefühl sicheren Besitzes.

Nur eines Abends fand er das Benehmen eines Gastes doch etwas dreist. Ein junger Mann, der erst an einem entfernteren Tische gesessen hatte, von wo aus er Alma unausgesetzt fixiert, erhob sich, als in ihrer Nähe ein Platz frei wurde, und ließ sich dort nieder, in der kaum mißzuverstehenden Absicht, dem Gegenstande seines Interesses näher zu sein.

Er war seiner Kleidung nach zu schließen ein Mann des besseren Arbeiterstandes. Fritz fiel das hastig scheue Wesen des langaufgeschossenen, schmalbrüstigen Gesellen auf, der auch auf seinem neuen Platze keine rechte Ruhe fand. Sobald man ihn ansah, blickte er in eine andere Richtung, wie auf Unrecht ertappt. Dann wieder hob

er sein dunkles, tiefliegendes Auge und ließ es glühend auf Alma haften.

Hatte man es mit einem Kranken zu tun? Der Mensch zeigte jene bläulich-weiße Gesichtsfarbe eines, der kürzlich aus einer Anstalt entlassen.

Das Benehmen des Burschen erregte die Aufmerksamkeit auch der anderen Gäste. Alma hatte ähnliche Aufdringlichkeiten sonst mit Gleichmut hingenommen; heute zeigte sie sich peinlich berührt. Röte des Unwillens war ihr ins Gesicht gestiegen.

Fritz wollte dem Wirt ein Zeichen geben, den lästigen Gesellen zu entfernen, aber das Mädchen bat inständig, er möge doch keinen Aufstand erregen; man wolle lieber gehen.

An keinem der nächsten Abende sah man den sonderbaren Heiligen wieder, und Fritz verlor den kleinen Zwischenfall aus dem Gedächtnis.

* * *

Der Dichter Karol, alias Siegfried Silber, kam eines Tages zu Fritz. Er brachte ein Paket, das er vorläufig noch in seinem Umschlage ließ. Trotzdem er offenbar bemüht war, indifferent zu erscheinen, konnten die unruhig funkelnden Augen des kleinen Mannes das Interesse nicht gänzlich verleugnen, das er hier an allem nahm.'

Fritz Berting war froh, Alma sicher hinter ihrer Nähmaschine jenseits des Korridors zu wissen; ihm lag gar nichts daran, jenen eingeweiht zu sehen in seine häuslichen Verhältnisse.

Er bot dem Kollegen einen Stuhl an. Silber behauptete zwar, es eilig zu haben und um keinen Preis stören zu wollen; er wisse aus eigener Erfahrung, wie

peinigend es sei, aus der künstlerischen Stimmung gerissen zu werden; aber schließlich nahm er den Stuhl doch an und blieb sogar ziemlich lange darauf sitzen. Er freue sich so sehr, Herrn Berting einmal allein sprechen zu können, sagte er.

Fritz wußte ganz gut, warum jener das „allein" so stark betonte. Mehr als einmal nämlich war man sich in dem Café begegnet, wo Fritz Berting und Doktor Lehmfink einander zu treffen pflegten. Einmal hatte sich Silber unaufgefordert an den Tisch der beiden gesetzt, aber es wurde ihm zu verstehen gegeben durch kurz angebundene Antworten und frühen Aufbruch, daß man auf seine Gesellschaft keinen Wert lege.

Fritz hatte die Behandlung, die man dem kleinen Manne damals angedeihen ließ, eigentlich ungerechtfertigt hart gefunden. Lehmfink trug Schuld daran, dem, wie er selbst gestand, dieser Kollege im höchsten Grade widerwärtig war.

„Der kleine Siegfried Silber ist eine Reporternatur," hatte Heinrich Lehmfink erklärt. „Du brauchst nur seine Augen anzusehen, Berting! Ohne das Taschenbuch zu ziehen, macht er sich beständig Notizen. Zufällige Bemerkungen anderer bügelt er frisch auf und bringt sie als eigenes Patent in den Handel. Wenn du dich heute mit dem Menschen über ein literarisches Thema unterhältst, so kannst du es erleben, wie es mir ergangen ist, nach einiger Zeit einen schlechten Aufguß deiner Ideen in irgendeinem Feuilleton wiederzufinden. Er hat ja seine Laufbahn im Kleidermagazin des Vaters begonnen; seine literarischen Gewohnheiten erinnern daran. Er hätte besser getan, beim Trödlergewerbe zu bleiben; in der Literatur kann er nur Schaden stiften. Mit seinen emsigen Fingern versucht er sich an allem,

am Größten wie am Kleinsten. Nichts gibt es, wozu er nicht den Beruf in sich fühlte. Er wird nie um Einfälle verlegen sein. Ich will ihm nicht Fleiß absprechen und geistige Beweglichkeit, auch ein gewisses Geschick zum Kombinieren ist ihm eigen, ein ganz nettes Jongleurtalent, aber er soll mir den ersten originellen Gedanken nachweisen, der von ihm selbst stammt. Dagegen hat er die feinste Witterung für das, was zeitgemäß ist und was Erfolg verspricht."

Hier hatte Fritz dem Freunde widersprochen. Nach Erfolg streben sei schließlich nichts Unrechtes, in seiner Weise tue es jeder. Silber aber, dem obskuren Feuilletonisten oppositioneller Organe, die unter dem Sozialistengesetze in steter Gefahr schwebten, kassiert zu werden, könne man nicht gut den Vorwurf machen, daß er Opportunist sei.

Lehmfink hatte gelächelt und erwidert: „Es ist richtig, mit den regierenden Gewalten kokettiert Siegfried Silber nicht; vielmehr drapiert er sich mit dem roten Mantel. Wie lange, wird sich zeigen! Vielleicht tue ich ihm unrecht; aber ich müßte mich sehr täuschen, er kommt sich als Revolutionär bedeutend und höchst interessant vor. Auch darin schlägt bei ihm die Rasse durch, in diesem Agieren einer freiheitlichen Rolle. Wenn es ihm gar gelänge, eine Märtyrerkrone sich zu erwerben, so wette ich, würde er sie in Gold umzumünzen verstehen."

Fritz Berting mußte an diese Worte denken, als Siegfried Silber jetzt vor ihm saß, in gesucht devoter Haltung. Ein Mensch, dessen letzte Motive schwer zu ergründen waren. Er kam vom Hundertsten ins Tausendste, erzählte von seinen literarischen Absichten, seinen volkserzieherischen Plänen, sprach von dem Arbeiterbildungsverein, dessen „geistiger Mittelpunkt" er sei.

Dazwischen immer Fragen nach der Ansicht des anderen und dann jener lauernde Blick, mit dem er die Antwort gewissermaßen einsaugen zu wollen schien. Lehmfink hatte vielleicht doch nicht so ganz unrecht, obgleich bei dem Urteil über einen Siegfried Silber sein Antisemitismus mit in Betracht zu ziehen war.

Schließlich merkte Silber doch, daß er lange genug geblieben sei. Er sprang auf, bat um Entschuldigung. Es sei ein wahrer Hochgenuß, sich „mit einem Ebenbürtigen" zu unterhalten; ein Glück, das ihm so gut wie niemals blühe. — Dann schnürte er das Paket auf, welches er die ganze Zeit über in den mageren, unruhigen Fingern gehalten hatte, und legte ein Manuskript auf den Tisch. Dies sei sein Roman: „Im Ghetto". Es liege ihm außerordentlich viel daran, Herrn Bertings Ansicht darüber zu hören. Er lasse das Manuskript hier und sehe mit Spannung dem Urteil entgegen.

Fritz Berting war nicht gerade entzückt von der Aussicht, sich durch den umfangreichen Stoß eng beschriebenen Papiers durcharbeiten zu müssen. Er ließ das Manuskript über eine Woche lang unberührt liegen, bis er eines Tages, als die eigene Arbeit durchaus nicht in Fluß kommen wollte, nach dem „Ghetto" griff, erst darin herumblätternd hie und da zur Stichprobe ein paar Zeilen lesend. Dabei wurde sein Interesse rege. Er begann von vorn und legte erst spät abends das dicke Manuskript weg, bis zur letzten Zeile durchgelesen.

Der Roman schilderte die Schicksale eines modernen Juden, der sich vom kleinen, ärmlichen Bocher emporgearbeitet hat aus eigener Kraft zum reichen, einflußreichen Manne. Trotz seines Erfolges ist das Geschick des Helden ein tragisches. Die Welt beugt sich vor

seiner Überlegenheit, man fürchtet ihn, aber liebt ihn nicht, und gerade Liebe ist es, was er sucht. Geheime Neigung treibt ihn zu dem Volke, in dessen Mitte er lebt. Er will nicht ein Fremder bleiben, er will angesehen sein von ihnen als ihresgleichen.

Aber überall stößt er auf Verkennung, Widerwillen, Haß, Verachtung. Ein junges Mädchen aus christlicher Familie, um dessen Hand er wirbt, weist ihn ab. Ein Freund, in dessen Adern blaues, arisches Blut fließt, den er vom Bankerott gerettet, verleugnet ihn schnöde. Er erstrebt ein Ehrenamt in seiner Heimatgemeinde, um die er große Verdienste hat, muß aber erfahren, daß man sein Geld zwar gern annimmt, die Ehren des Vollbürgers ihm zuzuerkennen jedoch nicht gesonnen ist.

Überall die Schranken des Ghettos, die noch lange nicht beseitigt sind in unseren Tagen und die um so drückender und erniedrigender wirken, weil sie nicht mehr als eine weithin sichtbare Mauer, sondern mehr wie eine gläserne Wand Mensch von Menschen, Rasse von Rasse scheiden.

Das Buch schließt damit, daß der Held das zu sein sich vornimmt, wozu ihn die christliche Gesellschaft gemacht hat: ein kalter, gefühlloser Feind und Schädling, ein Vampyr am fremden Blute, kurz, ein Jude, wie er vom Antisemitismus als typisch für das ganze Volk hingestellt wird.

Offenbar hatte Silber viel Selbsterlebtes in das Buch verarbeitet. Darüber verzieh man Übertreibungen und Ungerechtigkeiten. Fritz hatte öfters lächeln müssen über die Verzeichnungen, die dem Autor vor allem dort begegnet waren, wo er das Leben der guten Gesellschaft hatte darstellen wollen. Silber kannte die höheren Stände offenbar nur vom Hörensagen. Das

vornehme Milieu war aus der Froschperspektive gesehen und mit der Feder des Pamphletisten geschildert. Echt wirkte er nur da, wo er die Geistesverfassung des Helden schilderte, die Zerrissenheit seiner Seele, das Schwanken zwischen Haß und Zuneigung gegenüber dem Germanentum, die Liebe zum eigenen Volke als ganzem, aber auch die instinktive Abneigung gegen den einzelnen Semiten, der durch Erscheinung und Wesen den Volksgenossen an die verhaßten Sklavenketten erinnerte, die man trug. Die tiefe Zwiespältigkeit im jüdischen Charakter war hier von einem geschildert, der sie im eigenen Gemüt erlebt hatte.

Nimmermehr hätte man Silber eine solche Leistung zugetraut. Dies hier war wohl einer von jenen glücklichen Griffen, die dem Künstler nur selten vergönnt sind und immer nur dann, wenn der Geist voll ist von unverarbeiteten Eindrücken, die sich mit Naturkraft in einem Bekenntnisse entladen. Daher die Übertreibungen und Unwahrscheinlichkeiten, aber auch die Unmittelbarkeit und die Kühnheit des Buches. Das war wirklich mit Herzblut geschrieben; mochte Lehmfink den kleinen Silber zehnmal einen Plagiator nennen, hier hatte er etwas wiedergegeben, was ihm vom Geschick mit brennenden Lettern auf die Haut geschrieben worden war.

Fritz entsann sich noch deutlich der nervösen Geste, mit der Weißbleicher damals Karol aufgefordert hatte, sein Manuskript abzuholen. Jetzt, wo er es gelesen, konnte sich Fritz schon denken, warum gerade dieses Buch peinlich auf Weißbleicher und seine Art wirken mußte. Weil es ein Bekenntnis geheimer Leiden war, weil einer da aus der Schule schwatzte über Dinge, welche alle Eingeweihten kannten, die öffentlich ausgesprochen zu sehen aber doch genierte. Daher des

klugen Verlegers mißbilligendes Urteil: „Das Publikum will nun mal solch unsympathische Stoffe nicht."

Fritz Berting brachte das Manuskript dem Dichter persönlich zurück. Siegfried Silber bewohnte ein winziges Zimmer im vierten Stockwerk einer Mietskaserne. Die Luft war schlecht und der Raum machte nicht gerade einen sauberen Eindruck. Fritz fand, daß seine eigene Wohnung, die ihm bisher ärmlich genug vorgekommen war, gegen dieses traurige Gelaß gehalten, elegant und komfortabel sei. Dem Bett konnte man nur den einen Vorzug nachrühmen, daß es wenig Platz wegnehme. Ein schmaler Tisch, der noch dazu wackelig war, mußte als Waschtisch und zugleich als Schreibsekretär dienen. Kleider und Wäsche lagen in einer offenen Holzkiste. Ein eisernes Öfchen war zwar da, aber Silber entschuldigte die Kälte im Zimmer damit, daß er nicht zu heizen wage, da der sogenannte Ofen an Stelle von Wärme unerträglichen Rauch verbreite. Der kleine Mann trug über dem Nachthemd von fraglicher Sauberkeit den Winterüberzieher. Er hatte geschrieben. Auf dem wackeligen Tisch lagen die Manuskriptbogen, daneben stand die Teemaschine; außerdem machten Tintenfaß, Haarbürste, einige Hemdkragen, Butterbüchse und ein angeschnittenes Brot sich den Platz auf der Tischplatte streitig. Das einzig prächtige, was es in dem ganzen Raume gab, war ein Bücherbrett mit neuem Konversationslexikon, von dem ein Band, wohl eben benutzt, bei dem Manuskript lag.

Fritz hatte schon manche Bohemien-Wohnung gesehen; er wunderte sich daher nicht allzu sehr über das, was er hier fand. Er legte sein Paket auf das Bett und setzte sich selbst auf den einzigen vorhandenen Stuhl. Der Dichter des „Ghetto" aber war über den Besuch

so in Ekstase, daß er es auf dem Bett nicht lange aushielt. Wie er es fertig brachte, sich in dem engen Raume zu bewegen, war ein Rätsel, aber tatsächlich lief er, während Fritz seine Ansicht über den Roman aussprach, hastig auf und ab.

Als Fritz geendet, hielt ihm der Autor mit theatralischer Gebärde die Hand hin zum Einschlagen und dankte mit Worten überschwänglicher Freude. Nun sei es ihm ganz gleichgültig, ob sein Roman gedruckt werde oder nicht. Was könne dem Stolze der Genugtuung gleichkommen, daß ein „Eigentöner" ihn anerkenne. Jetzt habe sein Werk die Weihe erhalten, und er scheue sich fast, es nun noch dem profanen Lesepöbel vorzulegen.

Fritz suchte das Gespräch auf ein anderes Gebiet zu lenken in der Sorge vor weiteren Liebeserklärungen. Aber der geschmeichelte Autor ließ ein Thema, das ihm so gut mundete, nicht ohne weiteres fahren. Immer und immer wieder fragte er: welche Partien des Buches Fritz am besten gefallen hätten, was er von der und der Stelle, von diesem und jenem Charakter halte. Mit einer Gier, die der Komik nicht entbehrte, stürzte er sich auf jeden Brocken der Anerkennung, der ihm dargereicht wurde.

Ein paar Tage darauf erhielt Fritz einen Brief von Siegfried Silber, in welchem dieser ihn einlud, einem Vortrage beizuwohnen, den er im Arbeiterbildungsvereine über Heinrich Heine halten wolle. Fritz war sofort entschlossen, die Einladung abzulehnen. Einmal wollte er den allzu beifallssüchtigen Kollegen um keinen Preis in seiner Eitelkeit bestärken, und dann behagte ihm auch das Milieu nicht, in dem der Vortrag stattfinden sollte. Er hegte für den Verfasser des Buches

der Lieder, den er in einer gewissen Periode seines Lebens vergöttert hatte, so viel Dankbarkeit und Liebe, daß er ihn nicht gern profanisiert sehen mochte. In Berlin war er mit jenen Bestrebungen flüchtig in Berührung gekommen, welche die Devise: „Die Kunst dem Volke“ auf ihr Panier geschrieben haben. Er hatte sich nicht davon überzeugen können, daß hierbei etwas Heilsames herauskomme. Als Mittel zum Zweck war ihm die Kunst zu schade, sie hatte höhere Aufgaben zu erfüllen, als Schulmeisterin der Massen zu sein. Wohl konnte man die Poesie herabdrücken von ihrem erhabenen Sockel, aber nimmermehr den Proletarier zu ihr emporziehen. Denn aller wirklich reine Kunstgenuß setzte ästhetische Kultur voraus, und die war von Menschen nicht zu verlangen, deren Tag im Kampf um das Brot aufging.

Er schrieb etwas Ähnliches an Silber und dankte ihm für seine freundliche Einladung, von der er jedoch keinen Gebrauch machen könne.

Während dieser Briefwechsel geführt wurde, sah Fritz den Dichter Karol täglich von weitem im Café. Man grüßte sich, aber an den Tisch von Berting und Lehmfink wagte er sich doch nicht ein zweites Mal heran, obgleich sein spähender Blick oft genug voll schlecht verhehltem Interesse da hinüberwanderte, wo die beiden saßen.

Eines Tages jedoch, als Lehmfink, abgehalten durch irgendeinen Zufall, dem Café ferngeblieben war, kam Silber zu Fritz heran und fragte gesucht bescheiden, ob er sich heute ausnahmsweise an den Tisch setzen dürfe. Diese Bitte konnte nicht gut abgeschlagen werden.

Es war der Tag, an dem abends der Vortrag im Arbeiterbildungsvereine stattfinden sollte. Silber be-

stürmte Fritz zu kommen. Ganz gut könne er zwar die Auffassung verstehen, wonach die Kunst Kaviar ist fürs Volk; ja, bis zu einem gewissen Grade teile er sie. Denn auch er sei Künstler, habe empfindliche Nerven, und der Gedanke, die Poesie zu erniedrigen, erscheine ihm, als solle eine geliebte Person vor seinen Augen geschändet werden. Aber eins bitte er doch zu bedenken: es handle sich hier um eine „Menschheitsangelegenheit". Die soziale Frage sei nicht so sehr eine Magenfrage, als das unwiderstehliche Drängen der unteren Schichten empor zum Licht. Der Anteil an den Glücksgütern der Welt sei den Proletariern versagt; solle ihm auch noch der Weg versperrt bleiben, der zu Schönheit führe, zur Freiheit im Geist? — Wenn die oberen Zehntausend dem Sehnen des Volkes nach Erlösung von Jahrtausende altem Druck in frivoler Weise mit dem Sozialisten-gesetze geantwortet hätten, so sei es officium nobile der Intellektuellen, sich der Mißhandelten anzunehmen. Das Höchste müsse man ihnen reichen: die Kunst. Und wenn diese Ärmsten zunächst auch noch unfähig erscheinen sollten, die köstliche Gabe ganz zu erkennen, ihr feinstes Aroma zu genießen, so sei der Wein darum doch nicht verschüttet. Wenn ihnen nur eine Ahnung davon aufgehe, daß es über dem Kampf ums Dasein noch ein höheres Reich gäbe ästhetischer Begeisterung, so wäre schon viel gewonnen. Den geistig Armen ein Fenster zu öffnen nach dieser Richtung hin, das sei die Aufgabe, die er sich gestellt habe, und er glaube nicht ganz unbegabt für solche Mission zu sein. Doch liege ihm unendlich viel daran, von einer hochgebildeten Persönlichkeit zu erfahren, ob seine Methode die richtige sei. Kurz, es würde ihm zur höchsten Genugtuung gereichen, wenn er von Berting, der ihm schon über seinen Roman

das wertvollste Urteil gegeben, nun auch über diese Seite seiner Tätigkeit etwas Maßgebendes zu hören bekäme.

Der kleine Mann besaß eine Art aufdringlicher Beredsamkeit, der man sich schwer zu entziehen vermochte. Fritz Berting lächelte über die Geschicklichkeit dieses Menschen und über die eigene Schwäche. Sich so einfangen zu lassen! — Aber er sagte schließlich zu, schon um der Unbequemlichkeit zu entgehen, gegen den zungengewandten Silber die Gründe seines Fernbleibens noch weiterhin verteidigen zu müssen.

Er begab sich in der neunten Abendstunde nach dem Restaurant, welches ihm als Versammlungslokal des Arbeiterbildungsvereins bezeichnet worden war, ohne sich allzu viel Genuß von dem Abend zu versprechen.

In einem kleinen Saale, in dessen Mitte ein langer Tisch aufgestellt war, fand er etwa drei Dutzend Männer versammelt. Man sah ihnen die Arbeiter durchaus nicht auf den ersten Blick an. Nichts war da von groben Manieren, von überlauten Stimmen, nichts vom Schweiß und Staub der Arbeit zu merken, ohne die mancher Gebildete sich den Proletarier nun einmal nicht denken kann. Im Gegenteil! In ihrem ganzen Wesen und Auftreten hoben sie sich vorteilhaft ab von dem formlosen Sichgehen-lassen des Mittelstandsphilisters. Man hatte es mit Leuten zu tun, die das, was sie sich an Bildung mühsam genug erworben hatten, mit doppelter Sorgfalt wahrten. In der Art, wie sie ihre korrekten Perioden bauten, wie sie jedes Wort mit peinlicher Genauigkeit aussprachen, verriet sich geheime Sorge vor Sprachfehlern, die sie hätten zu Ungebildeten stempeln können.

Siegfried Silber saß am unteren Ende der langen

Tafel. Nachdem der Präsident des Vereins ein paar kurze Worte der Begrüßung gesprochen, erhob sich der Vortragende und begann seine Rede.

Er sprach glatt und gewandt, in jenem leichtfließenden, unbefangenen Tone, der von vornherein dem Hörer das angenehme Gefühl der Sicherheit gibt und den Eindruck hervorruft, als schüttele der Redner alles aus dem Ärmel. Im Fluge ließ er zur Einleitung ein paar Jahrhunderte Literaturgeschichte an den Ohren der erstaunten Hörer vorüberrauschen, nannte einige große Namen: Lessing, Goethe, Herder — die Bekanntschaft mit ihren Werken setzte er als selbstverständlich voraus. Hie und da streifte er auch Geschichte, Wissenschaft und Philosophie. Das alles im Handumdrehen, als operiere er mit einer Laterna magica, die einzelne grelle Bilder auf die Wand wirft, um sie ebenso schnell wieder verschwinden zu lassen.

Die Hörer folgten dem Abbrennen dieses dialektischen Feuerwerks voll Interesse. Einzelne machten sich Notizen. Die meisten hingen wie gebannt an den beredten Lippen des jugendlichen Vortragenden. Hin und wieder entfesselte eine besonders gepfefferte Bemerkung Gelächter oder Beifallsstürme. Bei diesem Publikum fiel nichts unter den Tisch.

Fritz Berting, dem der Vortrag nicht allzu viel Neues bieten konnte, hatte Zeit, sich die Physiognomien der Hörer zu betrachten. Es waren intelligente Gesichter darunter. Man hatte es offenbar mit einer geistigen Elite zu tun. Mehr aber noch als Intelligenz zierte sie der Ausdruck des Willens, der Aufmerksamkeit, des Ganz-bei-der-Sache-seins. Da sah man keine blasierte, gelangweilte Miene der Übersättigung und auch nicht die stumpfe Gleichgültigkeit derer, die nie-

mals Appetit empfinden. Diese Männer fühlten gesunden Hunger, Neugier im besten Sinne. Sie wollten sich bereichern, etwas davontragen; nicht umsonst wollten sie ihre Feiertagskleider angelegt haben.

Siegfried Silber war ihr Mann. Er würzte den Vortrag mit Anekdoten, Vergleichen, Pointen, verstand es, das literarische Thema dem Laien mundgerecht zu machen. Gelegentlich ein Zitat, ein Vers, ein Stück Heinescher Prosa.

Fritz mußte im geheimen lächeln über die geschickte Art, wie der Redner den Stoff für seine Hörerschaft zurechtgestutzt hatte. Der Heinrich Heine, den er schilderte, war mehr der Dichter des „Wintermärchens“ und des „Atta Troll“ als des „Liederbuches“ und der „Neuen Gedichte“. Silber zeigte den Märtyrer Heine, der um seiner vorgeschrittenen Ideen willen verfolgt wurde vom Haß der Fürsten, Pfaffen und Bourgeois und im Exil endete. Ein Schicksal, verständlich und ergreifend gerade für diese Hörer. Die Vergleiche, die er zwischen der vormärzlichen Reaktion und dem Drucke zog, der neuerdings wieder auf Deutschland laste, schlugen ein, machten die straff gespannten Saiten politischer Erregung vibrieren, in der sich eine Menschenklasse befand, über welcher das Ausnahmegesetz aufgerichtet war. Er stempelte Heinrich Heine zum Volkshelden, zum großen politischen Kopf, zum Vorläufer der modernsten Freiheitsideen.

Was wohl Lehmfink sagen würde, hätte er diesen Vortrag mit angehört, fragte sich Berting wiederholt. Heinrich Heine zur größten Erscheinung gemacht des geistigen Lebens in Deutschland seit Goethes Tode!

Aber man hatte nicht den Eindruck, als ob jener bewußt fälsche oder auch nur übertreibe. Siegfried

Silber glaubte an Heines Größe. Für ihn war das, was an dieser in tausend Farben schillernden Persönlichkeit dem Germanen Lehmfink fragwürdig, verdächtig und abstoßend erschien, echt, natürlich und vertraut. Weil selbst in Fragen des Geschmackes das Blut doch schließlich den Ausschlag gibt. Der kleine Siegfried Silber fühlte sich dem Landsmanne verwandt. Für ihn war Heinrich Heine der klassische Interpret seiner eigenen tiefsten Gefühle und Schmerzen.

Fritz war es noch nie so stark aufgefallen, wie durch und durch semitisch Silber eigentlich sei, als heute abend, da er ihn vor dieser Versammlung von deutschen Arbeitern sprechen hörte.

Eine fremdartige Erscheinung: scharfe, markante Züge, das Haupthaar schwarz glänzend, wie das Gefieder eines Raben; durch den dünnen, an der Spitze geteilten Bart die gelbliche Haut hindurchschimmernd. Rote, volle Lippen. Das Weiß der Augen mit der dunklen Pupille doppelt glänzend in der Umrahmung dichter, schwarzer Wimpern; oft blitzte dieses Auge wie ein Dolch, wenn sich das schwere Lid plötzlich hob. Dazu die Beweglichkeit und Ausdrucksfähigkeit der Züge, das Drastische der Gesten, der schlaffe Körper mit den mageren Gliedern, unschöne, nervös zappelnde Hände. Viel Theaterpose, wenig Würde, das ganze Wesen an der Oberfläche liegend, aber darum um so kecker, lebhafter und intensiver.

Und dagegen seine Hörer, diese großköpfigen Arbeiter mit den schweren, ausgearbeiteten Gliedmaßen; die Stirnen sorgenvoll, nachdenklich, der Blick gutmütig, träumerisch, das Wesen ernst, zurückhaltend, verinnerlicht und schwerfällig.

Fritz bedauerte in diesem Augenblicke lebhaft, kein

Zeichner zu sein, daß er diesen Gegensatz hätte mit ein paar Strichen festhalten können. Diese Hörerschaft und diesen Redner! Das Bild hätte Bände von Rassenpsychologie sprechen müssen.

Siegfried Silber war die wichtigste Eigenschaft seines Stammes eigentümlich: sich durchzusetzen. Wenn man bedachte, der ganze Mensch war zweiundzwanzig Jahre alt. Seine äußere Lage war ursprünglich auch nicht günstiger, seine Bildung nicht besser gewesen als die seines Publikums. Und hier saßen sie nun, mancher Graukopf unter ihnen, und lauschten andächtig den Worten dieses fremden Jünglings, machten seine Weltanschauung zu der ihrigen, erkannten ihn an als ihren geistigen Führer.

* * *

Das entstehende Kunstwerk ist für den Künstler, was für die Mutter die unter ihrem Herzen heranwachsende Frucht. Alle Kräfte des Körpers wie der Seele werden nach dem einen Punkte gezogen, wo neues Leben sich entwickelt. Ein natürlicher Schutztrieb lehnt das Schädliche ab, macht gleichgültig gegen alles, was nicht Bezug hat auf dieses Wichtigste, stößt sogar das sonst Geliebte und Gewohnte von sich.

Fritz Berting war in dieser Zeit heißesten Ringens mit dem Stoffe äußerst empfindlich geworden gegen die Vorgänge und Einwirkungen der Außenwelt. Das geringste Geräusch, ein lautes Wort, ein unangenehmer Geruch im Quartier, ein Mißton von der Straße her konnten ihn aus dem Konzept bringen. Eine Frage, die ihn nötigte, seine Gedanken von der Arbeit abzuwenden, war im stande, ihn auf Stunden hinaus unfruchtbar zu machen.

Alma hatte infolgedessen keinen leichten Stand. Von dem, was sich in ihm abspielte, ahnte sie nichts; daß Fritz in keinem normalen Zustand sei, sah sie, merkte es täglich und stündlich. Es verging kaum ein Tag, wo er sie nicht zu Tränen gebracht hätte durch sein schroffes, ungerechtes Wesen.

Sie konnte sich den rätselhaften Zustand nicht anders erklären, als daß er krank sei. Gern hätte sie geholfen, wie damals in Berlin nach seiner Niederlage. Sie wollte ihn pflegen, ihm durch ihre Liebe ersetzen, was er verloren, gut machen, was ihm Böses widerfahren war. So verstärkte sie ihre Zärtlichkeit gegen den Geliebten und vermehrte dadurch nur seinen Widerwillen gegen das, was auf ihn wie lästige Zudringlichkeit wirkte.

Er wußte jetzt, daß er einen großen Fehler begangen hatte, mit Alma zusammenzuziehen. Er hatte sich dadurch selbst die Freiheit unterbunden und eine schwere Last aufgebürdet. Ohne Ehemann zu sein, trug er doch das ganze Joch des Ehestandes.

Was hätte er früher geahnt von den Plackereien, den Ausgaben eines Hausstandes? Was hatte er gar von der Verantwortlichkeit gewußt für ein fremdes Wesen?

Nun war er gebunden. Die intimen Erlebnisse der Liebe, wenn sie auch nicht die Bedeutung eines geschriebenen Kontraktes hatten, waren doch Ketten, die den Menschen unsichtbar an den Menschen fesselten. Selbst wenn diese Erlebnisse flüchtig waren wie die Wellen, von denen die eine verdrängt wird durch die andere, so ließen sie sich doch nicht wegwischen aus dem Gefühle und aus dem Gedächtnis. Von dem Wesen einer Frau, mit der man verkehrte, wie er mit Alma Lux, behielt man etwas im Blute fürs Leben.

Und wenn es auch nur die Gewohnheit gewesen wäre, sie um sich zu haben, ihr Anblick, das Bewußtsein, sie jeden Augenblick herbeirufen zu können.

Dazu all die Dinge, die man voneinander wußte, die Geständnisse, die sie ihm gemacht, der unvergeßliche Duft von dem, was sie ihm in der allerersten Zeit ihrer Liebe gewesen, das Opfer ihrer Jungfräulichkeit, ihm gebracht — alles das waren Fesseln!

Er konnte das Mädchen nicht auszahlen für ihre Liebe; sie war keine Dirne. Er konnte ihr auch nicht kündigen wie einem Dienstboten, ihr sagen: so, nun ist die Zeit abgelaufen, geh deiner Wege!

Aber gerade, daß sie ihm so viel war und immer mehr werden mußte, beunruhigte ihn oft aufs äußerste. Was sollte daraus werden? Heiraten! — Damit hätte er das, was ihn jetzt schon drückte, zu einer Bürde gemacht fürs ganze Leben.

Er wußte auch, daß Alma das gar nicht von ihm verlangte, nie verlangt hatte und niemals verlangen werde. Wozu hätte er mehr tun sollen, als von ihm gefordert wurde? Sie durch das Band der Ehe zur Treue zu verpflichten, war nicht nötig. Er traute ihr durchaus; auf ihre Ehrlichkeit, Reinheit und Treue hätte er Häuser bauen wollen.

Aber es gab in diesem Verhältnisse, dem zur wirklichen Ehe nur die rechtliche Sanktion zu fehlen schien, noch andere Schwierigkeiten. Fritz merkte es wohl, daß ihm und Alma von den Menschen keine besondere Achtung entgegengebracht wurde. Da war gleich zu Anfang, als er sich bei der Polizei angemeldet hatte, der Beamte gewesen, der ihn nach den Papieren des „Frauenzimmers" gefragt hatte, dabei etwas von „wilder Ehe" munkelnd. Der Herr von der Steuerkommission,

der einige Wochen später auftrat, um sich nach Fritzens Vermögensverhältnissen zu erkundigen, zeigte sich zwar höflicher, schüttelte aber doch auch bedenklich den Kopf. Schriftsteller ohne feste Einnahme, und das Fräulein, Konfektioneuse von Beruf, jetzt ohne Anstellung! — Dieses Paar schien im höchsten Grade verdächtig. Man sah in ihm ein Individuum, auf welches die Behörde ein Auge zu behalten für angezeigt hielt. Das war ein deprimierendes Empfinden für einen, der, wie Fritz Berting bisher, im Bewußtsein guter Abkunft und Erziehung das Gefühl voller Freiheit und Unabhängigkeit genossen hatte.

Unangenehmer fast noch war die Neugier der kleinen Leute zu ertragen, der Händler, Bediensteten, Handwerker, mit denen man täglich in Berührung kam. Bei ihnen herrschte weniger Grobheit als zudringliche Respektlosigkeit diesem interessanten Paar gegenüber. Man lächelte sie verständnisvoll an, wo immer sie auftraten. Auf der Straße wandten sich die Köpfe, gelegentlich wurde ihnen auch etwas nachgerufen. Eines Tages bekam Fritz einen Brief zotigen Inhalts mit Karikaturen, die sich auf ihn und Alma bezogen, anonym zugesandt.

Das Pikante der illegalen Verbindung war es, was die Menschen zu einer mit Neid, Neugier und Lüsternheit stark durchsetzten, moralischen Entrüstung reizte.

Fritz litt darunter mehr als Alma. Er fühlte sich getroffen in seinem gesellschaftlichen Stolze sowohl wie in seinem männlichen Ehrgefühl. Erlebnisse wie diese zeigten ihm, daß er deklassiert sei, daß er und Alma in einem Zustande der Vogelfreiheit lebten. Gern hätte er sich und die Geliebte verteidigt. Aber die Pfeile

der Verachtung, die sie beide trafen, wurden von unsichtbaren Schützen abgeschossen. Er hatte es mit einem unpersönlichen Gegner: der öffentlichen Meinung, zu tun.

Alma empfand in diesen Dingen anders als ihr Geliebter. In der Klasse, aus der sie stammte, legte man auf persönliche Ehre geringen Wert. Sie war im Leben genug hin und her geschoben worden, um zu wissen, daß die Menschen überall gehässig, klatschsüchtig und neidisch sind und keinem sein Glück gönnen wollen. Was bedeutete ihr die öffentliche Meinung? Wenn Fritz nur treu zu ihr hielt! Ihr Stolz war, ihm treu zu sein, ihre Ehre, ihn allein zu lieben, und ihr Glück, sich von ihm geliebt zu wissen.

Das Verhältnis zur Quartierwirtin begann seine Schattenseiten zu zeigen. Frau Klippel gehörte zu den Personen, die, wenn man ihnen den kleinen Finger reicht, unfehlbar die ganze Hand nehmen. Fritz bereute jetzt lebhaft, sich mit ihr auf Unterhaltungsfuß gestellt zu haben. Das Material, das sie ihm für seine Lokalkenntnis geliefert hatte, war teuer bezahlt.

Es konnte keinem Zweifel unterliegen, daß Frau Klippel, ebenso gut wie sie Fritz mit der schmutzigen Wäsche des ganzen Stadtquartiers bekannt gemacht hatte, auch über ihn und Alma allerhand Ungeheuerlichkeiten verbreitete. Vielleicht war vieles von der Mißachtung und Neugier, die sie um sich her lebendig sahen nur Folge der Klatschsucht ihrer Wirtin.

Fritz fand es äußerst schwierig, sich die redselige Person vom Halse zu halten, nachdem er einmal geduldet, daß sie ihre Neuigkeiten bei ihm ablade. Er konnte sich manchmal nur durch Verriegeln der Tür vor ihrer Zudringlichkeit schützen. Schwerer aber noch rächte es sich, daß auch Alma in eine gewisse Ver-

traulichkeit mit der Quartierwirtin geraten war. Es hatte sich eingebürgert, daß sie ihre Mahlzeiten mit der Familie Klippel einnahm, so oft Fritz allein auswärts essen ging; und das war in der letzten Zeit öfters vorgekommen. Es erschien so bequem, Alma brauchte dann nicht Toilette zu machen zum Ausgehen und wurde weniger unterbrochen in ihrer Arbeit.

Aber der hinkende Bote kam nach in Gestalt einer Rechnung von Frau Klippel. Darin stellte die Quartierwirtin für Almas Beköstigung unverschämte Forderungen.

Fritz bezahlte die Rechnung, hielt aber nicht hinter dem Berge mit seiner Ansicht über den Preis. Das gab wiederum Frau Klippel Anlaß, zu erklären, daß sie viel zu wenig nehme in Anbetracht der Unannehmlichkeiten, die sie von Mietern habe, über welche die Leute allerhand redeten. Fritz verbat sich dergleichen Anzüglichkeiten.

So gab ein Wort das andere. Bei Frau Klippel war nun einmal die Schütze gezogen, die für gewöhnlich eine Flut schmutzigen Wassers zurückstaute.

Sie wäre eine anständige Frau, betonte sie sehr stark. Mit zweien zugleich es zu halten, sei nicht „komilfo", das habe sie niemals getan. Wenn der Herr etwa glaube, daß er Fräulein Lux für sich allein habe, dann täusche er sich gewaltig.

Alma, die im Nebenzimmer war, hatte die überlaut geführte Unterhaltung mit angehört. Sie kam jetzt hereingestürzt, bleich vor Erregung, und fuhr auf die Verleumderin los. Fritz wunderte sich, wie die Entrüstung das sanfte Mädchen verwandelt hatte. Frau Klippel fühlte sich durch Almas Dazwischentreten auch nicht besänftigt, und so gab es denn ein richtiges

Weibergezänk. Fritz mußte die beiden schließlich mit Gewalt trennen.

Er führte Alma in sein Schreibzimmer, schloß die Tür ab und suchte das Mädchen zu beruhigen. Ihre Erregung machte sich Luft in einem Strom von Tränen. Fritz tröstete sie; nicht ein Wort glaube er von Frau Klippels törichten Anschuldigungen.

Da warf sie sich ihm um den Hals und flüsterte in sein Ohr, sie müsse ihm ein Geständnis machen.

Fritz erzitterte. Für ihn gab es ein geheimes Schreckgespenst, das einen sehr leisen Schlaf hatte und ihn bei jedem kleinen Zufall, bei jeder noch so entfernten Anspielung in dumpfe Furcht jagte: die Möglichkeit, daß ihr Verhältnis Folgen haben könne.

Darum bedeutete das, was er jetzt zu hören bekam, geradezu eine Erleichterung für ihn.

Alma gestand ihm, sie habe in der letzten Zeit ein paarmal mit einem alten Bekannten gesprochen. Es sei derselbe Mensch, der sie neulich in „Stadt Paris" so auffällig angestarrt habe. Den Tag darauf hätte er sie auf der Straße angeredet, auch sei er, als Fritz gerade ausgegangen, einmal hier im Quartier gewesen zu kurzem Besuch. Doch könne sie beschwören, daß zwischen ihr und Ludwig Glück weder jetzt noch früher irgend etwas Unrechtes vorgefallen sei.

Ängstlich blickte sie auf den Geliebten, was der zu ihrem Geständnis wohl sagen würde. Fritz war durchaus nicht empört; in ruhigem Tone forschte er, wie lange Alma den Mann schon kenne.

Sie erzählte: Ludwig Glück habe, als sie noch zur Schule gegangen, mit ihr und den Eltern in einem Hause gewohnt. Von Beruf sei er Stuckateur. Ihre Freundschaft hätte anfangs darin bestanden, daß er ihr

gelegentlich etwas aus Holz, Ton oder Pappe angefertigt habe. Denn Ludwig Glück sei ein halber Künstler. Später, als sie die Schule verlassen, habe er manchmal Andeutungen gemacht, daß er sie liebe und sie gefragt, ob sie nicht einig werden könnten. Alles in der ehrlichsten Absicht. Sie hätte sich jedoch nicht entschließen können, ihn zu nehmen, trotzdem ihr von den Ihren stark zugeredet worden sei, sich diese Versorgung nicht entgehen zu lassen. Ludwig habe sich die Abweisung schwer zu Herzen genommen und sei auf Wanderschaft gegangen. Dann waren jene Ereignisse in ihrer Familie eingetreten, die sie aus dem Hause trieben und schließlich nach Berlin führten.

Ludwig hatte sie neulich seit Jahren zum ersten Male wiedergesehen. Es war ihm, wie er erzählte, nicht gut gegangen. Krankheit hatte ihn ganz heruntergebracht. Auch hier habe er monatelang im Krankenhause gelegen, und jetzt suche er vergeblich nach Arbeit.

Fritz erkundigte sich, ob Ludwig Glück jemals Briefe an sie geschrieben habe. Alma zögerte mit der Antwort, bejahte aber schließlich. Er habe eine Zeitlang ziemlich regelmäßig an sie geschrieben. Sie hätte oft lachen müssen über den närrischen Menschen, der so viel Zeit habe, lange Briefe an ein Mädel zu schreiben, das nichts von ihm wissen wolle. Und wenn sie ihm geantwortet hätte, so sei es nur geschehen, um ihm zu sagen, er solle sich die Liebesgedanken aus dem Kopfe schlagen.

Ob sie die Briefe aufgehoben habe? Alma wurde verlegen. Einen oder den anderen besitze sie wohl noch. Aber sie bat, daß Fritz die Dinger nicht lesen möge; sie seien so lächerlich, wie der ganze Ludwig Glück selbst.

Fritz vermutete, daß die Briefe Interessantes enthalten könnten, und bestand darauf, alle zu sehen. Alma entschloß sich endlich, sie zusammenzusuchen und herbeizubringen. Es waren ihrer schließlich doch ein ganzes Päckchen.

Fritzens Auge fand in den Briefen manches, was Alma nicht erkannt oder, wenn sie es erkannt, doch nicht hatte beachten wollen. Vor allem fand er darin echte und tiefe Leidenschaft. Das, was Alma komisch erschienen war, bedeutete nichts anderes als die verzweifelten Gebärden und Zuckungen einer Liebe, die keine Erwiderung findet. Alle Tonarten hatte der Unglückliche angeschlagen verliebter Sehnsucht, alle Register gezogen der Überredung. Dabei kein falsches Pathos, keine Briefsteller-Phrasen, echte Naturlaute eines überquellenden Gefühles. Nicht selten erhob sich die Anrede zu poetischem Schwung. Die Liebe schien den einfachen Menschen über sich selbst hinaus gesteigert zu haben; hatte ihn getrieben, das Stärkste und Größte, dessen seine Natur fähig war, zu Füßen des angebeteten Wesens auszuschütten.

Alma suchte den Eindruck des Gelesenen mit ängstlicher Miene aus Fritzens Zügen zu erforschen. Fritz las mit wachsendem Interesse. Für ihn waren diese Briefe charakteristische Proben starker, menschlicher Gefühle. Manche Wendung darin erregte seine Künstlerfreude. Das ganze Verhältnis der beiden Menschen lag jetzt, wo er diese Dokumente in Händen hielt, klar vor ihm. Wenn es noch einen unaufgeklärten Punkt gab, so war es Almas Abneigung gegen einen Mann, der so heiß um sie geworben hatte.

Er legte die Briefe zusammen, steckte sie zu sich und meinte, um ihr die Angst zu nehmen, in scherzendem

Tone: dieser Glück scheine ein sehr netter Mann zu sein. Warum sie ihn denn nicht geheiratet habe?

Statt darauf zu antworten, begann Alma zu weinen. Wie Fritz denken könne, daß sie sich mit einem anderen Manne eingelassen hätte, brachte sie unter Schluchzen hervor. Sie habe Mitleid gehabt mit Ludwig Glück, das sei alles, was sie je für ihn empfunden. „Der Mensch ist mein Unglück!" rief sie außer sich. „Ich wollte, daß alles aus sein sollte zwischen mir und ihm. Von Berlin aus habe ich es ihm geschrieben, daß ich einen anderen liebte und daß er nichts mehr zu hoffen habe, daß er mich in Ruhe lassen solle, wenn er ein ehrlicher Mensch sei. Ich dachte, nun würde er sich zufrieden geben. Aber da ist er wieder! Ich weiß nicht, was er will. Niemals habe ich ihn ermutigt. Neulich erst habe ich's ihm ins Gesicht gesagt, daß er mir widerwärtig ist. Mag er sich nur ins Wasser stürzen, der abscheuliche Mensch. Es ist mir ganz gleichgültig. Als er mich in ‚Stadt Paris' so anstarrte, da wurde mir ganz angst. Ich habe die ganze Nacht darauf nicht schlafen können. Ich dachte, du könntest etwas merken, Fritz! Und wie er dann zu mir kam, ganz abgerissen, noch viel magerer als früher, war er mir wie ein Leichnam. Ich habe immer so ein Grauen vor ihm gehabt. Zu denken, daß ich mit so einem — — und nun gar seitdem ich dich kenne. Er ist so ganz, ganz anders als du. — Es gibt ja keinen auf der Welt wie du!"

Damit warf sie sich dem Geliebten um den Hals und drohte ihn zu ersticken mit leidenschaftlichen Küssen.

Nun hatte Fritz mehr erfahren, als er gefragt hatte. Einen neuen Beleg hielt er in der Hand, wie er geliebt

werde. Auf den Stuckateur Ludwig Glück brauchte er wahrlich nicht eifersüchtig zu sein!

Das schmale, ungesund bleiche Gesicht, die tiefliegenden Augen, die glühend auf Alma gerichtet waren, wie er sie neulich abends, ohne zu ahnen, wen er vor sich habe, gesehen hatte, kamen ihm wieder ins Gedächtnis. Und er empfand in seinem Siegesbewußtsein ein eigenartig mitleidiges Interesse für den armen Kerl.

* * *

Während der Wintermonate hatte Fritz Berting so fleißig an seinem Roman gearbeitet, daß er um die Osterzeit ein Manuskript von beträchtlichem Umfang in den Händen hielt. Als er aber den letzten Satz des letzten Kapitels niedergeschrieben hatte und für einen Augenblick aufatmend die Feder aus der Hand legte, wußte er, daß die Arbeit damit noch nicht beendet sei. Das Haus stand zwar in seinen Mauern und war unter Dach gebracht, die letzte Hand jedoch war noch daran zu legen. Er las das Ganze durch, langsam, mit kritischem Blick, ließ es auf sich wirken wie das Werk eines Fremden. Manche Überraschung wartete seiner da. Szenen, von denen er viel gehalten hatte, die er mit Begeisterung niedergeschrieben, enttäuschten ihn in ihrer Wirkung, andere, die er schon fast vergessen, wirkten überraschend durch ihre Kraft. Da galt es zu streichen und zu ändern, Widersprüche auszumerzen. Vieles ließ sich durch Herausholen des Charakteristischen mehr in Wert setzen; anderes mußte der Stimmung wegen gedämpft werden.

Endlich war es so weit, daß sein künstlerisches Gewissen ihm sagte: jetzt ist es genug! Das Werk steht. Hat es Fehler, so sind diese in der Natur des Ganzen

begründet, gehören zur Individualität; sie weiter austilgen, hieß vielleicht der Eigenart Abbruch tun.

Er packte also eines Tages die Bogen zusammen und trug sie zum Verleger.

Weißbleicher, der längst auf das Manuskript gewartet hatte, erklärte, sofort setzen lassen zu wollen, damit das Buch, das ja eigentlich im Winter hatte erscheinen sollen, nun wenigstens noch zur sommerlichen Bade- und Reisesaison zurecht käme.

Nachdem er sein Werk aus der Hand gegeben hatte, war es Fritz zumute, als habe er von seiner Geliebten Abschied genommen. Er fühlte sich zwecklos auf der Welt, das Herz wie ausgeleert. Jetzt an eine neue Arbeit gehen, wäre ein Ding der Unmöglichkeit gewesen. Er hatte so viel Kräfte an die alte hergegeben, daß ihm zunächst alle Spannkraft fehlte zum Schaffen.

Es war der Wunsch in ihm, ein paar Wochen lang ein beschauliches Dasein zu führen. Er glaubte sich das Recht zum Ausspannen durch die vorausgegangene Anstrengung wohl erworben zu haben.

Er hatte wieder Freude am Theaterbesuch gefunden. Früher, wo es sein Ehrgeiz gewesen, mit seinen Stücken die Bühne zu erobern, war das Theater für ihn eine unglückliche Liebe gewesen; es wurde ihm bei dieser unnahbaren Spröden nie so recht wohl. Nun, wo er sich das Werben um die Grausame aus dem Sinn geschlagen hatte, bedeutete ihm ein Billett fürs Parkett nichts weiter als die Aussicht, sich einige Abendstunden hindurch angenehm zerstreuen zu lassen. Er wollte in der Stimmung, in der er sich jetzt befand, nichts Aufwühlendes, nichts Überwältigendes.

Von Berlin her war Fritz Berting an die Kämpfe

gewöhnt, die der jüngst auf die Bühne gedrungene Naturalismus entfesselt hatte. Davon gab es hier nichts zu spüren. Unter einem alternden Intendanten führte das Schauspielhaus ein beschauliches, von keinem Aufbegehren der Moderne getrübtes Dasein. Man ruhte auf Lorbeeren einer abgeschlossenen, großen Glanzperiode der Komödie aus. Wohl hörte man, daß auswärts Schlachten geschlagen wurden, daß eine Schar jugendlicher Stürmer und Dränger auch Thaliens Tempel berannten, aber bei sich wollte man keine Aufregung haben. Publikum, Kritik und Intendanz schienen stillschweigend einen Pakt geschlossen zu haben, die Revolution in ihrer Mitte nicht aufkommen zu lassen. Wenn man eine Premiere brachte, so war es mit einem Stück, das auf so und so viel anderen Bühnen sich als ungefährlich ausgewiesen hatte.

Da gab es keinen Kampf, keine unberechenbaren Entscheidungen; von vornherein stand hier der Erfolg fest. Auf den Gedanken, daß es ein Richteramt auszuüben habe, war das Publikum überhaupt noch nicht gekommen; kritiklos nahm es mit allem vorlieb, was man ihm zu bieten für gut befand. Ihr Urteil über das, was sie am Abend gesehen und gehört, holten sich diese wohlerzogenen Leute dann am nächsten Morgen aus der Theaterbesprechung ihrer Zeitung.

Nach kurzer Zeit übersah Fritz den Stil von Komödie, der hier gespielt wurde. Das Beste daran war die Tradition, von der man sich aus einer besseren Zeit gewisse Reste bewahrt hatte. Es war ein geschlossenes Ensemble da von Schauspielern, in welchem das Mittelgut überwog. Fritz kannte sehr bald die einzelnen Mimen bis herab zu den Statisten, mit ihren zwei oder drei stets wiederkehrenden Gesten. Ja selbst

die Kostüme und die Requisiten der Bühne wurden ihm alte, gute Bekannte. Es bereitete ihm ein prickelndes Behagen, zu wissen, daß Frau Soundso, wenn sie Rührung darstellen wollte, unfehlbar den und den Augenaufschlag hatte, und daß Herr X., wenn es Leidenschaft zu markieren galt, mit dem Fuße aufstampfte und so schnell zu sprechen begann, daß niemand ihn verstand.

Auch das Publikum zu beobachten war belustigend. Es bestand zum großen Teil aus Damen. Besonders in den Abonnementsvorstellungen wog das weibliche Geschlecht vor. Fritz war von Berlin her ein kritisches, herrisches, oft sogar übermütiges Parkett gewöhnt, das dem Darsteller wie dem Autor gegenüber seine Wünsche zur Geltung zu bringen wußte. Diese hier wollten nur Unterhaltung und Rührung; etwas fürs Auge und womöglich auch fürs Gemüt. Mit psychologischen Problemen, überhaupt mit allem, was das Denken herausforderte, hätten sie nichts anzufangen gewußt, und vor sozialen Stoffen lief ihnen eine Gänsehaut über den Rücken.

Nur in einer Beziehung zeigte man einen Anflug von Temperament, ja von Begeisterungsfähigkeit. Das war in der innigen Verehrung für einzelne Darsteller. Mit den Schauspielern wurde von den abonnierten Damen jeden Alters ein Kultus getrieben, der mit der Kunst wenig, um so mehr aber mit der äußeren Erscheinung der betreffenden Herren zu tun hatte. Der Held, der erste Liebhaber, der Bonvivant, bis herab zu den Episodendarstellern, jeder hatte seine größere oder kleinere Clique von Anhängerinnen, die das Repertoire der Woche nicht etwa daraufhin studierten, welche Autoren zur Aufführung kämen, sondern ob Stücke gegeben

würden, in denen ihre Freunde beschäftigt waren. Die betreffenden Mimen aber nahmen die Billetdoux, Blumen, Bonbonnieren, gestickten Kissen und was ihnen sonst von ihren Verehrerinnen ins Haus geschickt ward, gnädigst an und erlaubten nur zu gern, daß mit ihren Photographien ein schwunghafter Handel getrieben wurde, ja, ließen sich herab, in die ihnen von zarter Hand zugesteckten Stammbücher niedliche Verse von Baumbach oder Julius Wolff einzuschreiben.

Fritz Berting war durch Silber in diese Verhältnisse eingeweiht worden. Er begriff nun das Vorwiegen des weiblichen Elements, den Erfolg der ältesten Ladenhüter, die immer und immer wieder aufgeführt werden konnten, das starke Einschlagen alles Sentimentalen und Idyllischen, den Mangel an Psychologie und Stilgefühl bei diesem Publikum. Alles war hier auf das Persönliche zugeschnitten. Man ging unter dem Deckmantel scheinbaren Kunstgenusses allerhand pikanten Liebhabereien nach.

Von Siegfried Silber hatte Fritz auch erfahren, daß an einer Hinterpforte des Schauspielhauses allabendlich dem Drama noch ein Satyrspiel folge. Von Blumensträußen, Lorbeerkränzen, Händedrücken, Gewandberühren, ja von Handküssen wurde gemunkelt, die das männliche Geschlecht dort über sich ergehen lassen müsse.

Einer der stattlichsten Schauspieler des Ensembles, der besonders im Ritterstück und der Römertragödie mitwirkte, war Waldemar Heßlow. Er besaß schöne äußere Mittel: hohen, proportionierten Wuchs, ein Gesicht, aus dem sich alles machen ließ, ein kräftiges, nie ermüdendes Organ. Aber er war der Schrecken des Regisseurs. Selten lernte er seine Rolle, niemals vertiefte er sich in sie. Er hatte das ja nicht nötig.

Wenn er in eng anliegendem Trikot, das die Pracht seiner herkulischen Gliedmaßen zur gewünschten Geltung kommen ließ, oder im strahlenden Brustharnisch wuchtig auf die Bühne trat, seine Stimme je nach Bedürfnis grollen, heulen oder säuseln ließ, hier und da noch ein bedeutungsvolles Stirnrunzeln, einen schmachtenden Blick, eine pathetische Geste einschob, so war er seiner Wirkung sicher. Stimmung, Geist, Stil, Zusammenspiel waren ihm völlig gleichgültig.

Wenn Waldemar Heßlows Name auf dem Zettel stand, dann konnte der Kassierer sicher sein, eine große Zahl Vorderplätze im Parkett und den Logen an sichere Kunden los zu werden. Diesem Mimen galt, wenn der Vorhang fiel, der stärkste Applaus, und selbst bei offener Szene rührten sich, wenn Heßlow eine seiner Kraftstellen gehabt hatte, zarte Hände, um dem Vergötterten zu zeigen, daß seine Getreuen zur Stelle seien.

An einem Abende, wo sich dieser Beifall besonders bemerkbar gemacht hatte, begab sich Fritz Berting, nach Schluß der Vorstellung, zu jener Hinterpforte, wo, wie ihm gesagt worden war, diese Ovationen noch intimeren Charakter anzunehmen pflegten.

Richtig, da standen zwei dunkle Mauern vermummter Gestalten. Eine Gasse blieb frei. Erwartungsvoll waren die Blicke nach der kleinen Pforte gerichtet.

Erst kamen einige weibliche Wesen, die man unbeachtet durchließ. Ein Zylinder erschien; schon fuhren die Köpfe zusammen, alles drängte nach der Tür. Aber es war nur der Komiker, ein älterer, korpulenter Mann. Er grüßte höflich, aber keine Hand streckte sich ihm entgegen.

Da endlich kam der Erwartete. Sofort war ein Ring um ihn geschlossen; jede der stürmischen Ver-

ehrerinnen suchte ihrem Ideal so nahe wie möglich zu kommen. Die Hinteren drängten nach vorwärts und bewirkten dadurch, daß die vorderen dem Gegenstande der allgemeinen Liebe buchstäblich auf den Leib gedrückt wurden. Waldemar Heßlow nahm alles mit, was sich ihm bot. Den weichen Kalabreser auf dem Lockenhaar, mit hochaufgeschlagenem Mantelkragen, rückte er langsam in der Menge vorwärts.

Auf einmal machte er Halt. „Bitte, meine Damen, durchlassen!" Da diese Aufforderung keine Wirkung hatte, schob er die Nächststehende fast ein wenig rücksichtslos beiseite, drängte sich durch den Knäuel seiner erstaunten Verehrerinnen und stand vor einer jungen Dame still, die über dem pelzverbrämten Theaterumhang einen Schal von leuchtender indischer Seide trug. Sie stand im vollen Licht der Bogenlampe ein wenig abseits von dem übrigen Schwarm. Heßlow zog vor ihr den Hut, reichte ihr die Hand und ließ sich in ein Gespräch mit ihr ein. Glühende Augenpaare waren auf die Beneidenswerte gerichtet, die von dem schönen Waldemar in solch unerhörter Weise ausgezeichnet wurde. Jetzt neigte er sich sogar zu ihr herab, huldvoll lächelnd, voll Aufmerksamkeit für das, was sie sagte. Wie er seine Zeit vergeuden konnte an die eine, während so viele andere Herzen zitterten! Abermals zog er vor ihr den Hut und tat das, was ihm sonst geschah, küßte die kleine Hand, die sie ihm reichte. O, verkehrte Welt! Entrüstung malte sich in vielen Gesichtern. Mit einem Kopfnicken, das sehr von oben herab kam, entließ sie den Mimen. Wer war denn diese unausstehliche Person im rotgelben Schal? Es war an ihr gar nichts Besonderes zu entdecken!

Fritz sah ihr Gesicht deutlich in dem Augenblick,

als sie es zu dem viel größeren Heßlow erhob. Es prägte sich seiner Erinnerung tief ein. Nicht daß es ungewöhnlich schön gewesen wäre, aber es war beinahe mehr, nämlich interessant. Die Stirn, soweit man sie sah, hoch und gewölbt, die Nase schmal, mit ungemein fein geschnittenen Nasenlöchern, der Mund, klein mit schmalen Lippen, klang wunderlich zusammen mit dem zarten Kinn. Und darüber ein Augenpaar, dessen Ausdruck auf den ersten Anblick kaum festzustellen war. Die Figur, durch den Theaterumhang nahezu verdeckt, schien graziös zu sein.

Fritz taxierte das Mädchen auf sechzehn, höchstens siebzehn Jahre. Wie kam sie hierher? Was suchte eine so aparte Persönlichkeit in Waldemar Heßlows Gefolge? Sie sah eigentlich zu vornehm und auch zu intelligent aus für eine blinde Verehrerin des Mimen.

Dann entschwand ihm das Gesicht. Einige derer, die noch nicht in Berührung mit ihm gekommen, drängten sich zwischen Heßlow und die gefährliche Rivalin. Was nun mit ihm geschah, sah Fritz nicht mehr; seine Neugier war vollauf befriedigt. Er schritt nach dem nächsten Halteplatz der Straßenbahn.

Während er im überfüllten Wagen saß, dachte er im stillen an das eben Erlebte. Vor allem das originelle Gesicht des jungen Dinges wollte ihm nicht aus dem Gedächtnis, wie sie so gänzlich unbefangen zu dem langgewachsenen Mimen aufgeblickt hatte. Unwillkürlich regte sich in ihm die Eifersucht. Wie kam gerade dieser Waldemar Heßlow dazu, solches Glück zu machen?

Während er noch über Liebeslaune und Frauengeschmack nachsann, fiel sein Blick von ungefähr auf ein Gesicht in der Reihe von Fahrgästen ihm gegenüber. Da war der rotgelbe, indische Schal wieder und das

feine Näschen darunter, Waldemar Heßlows Favoritin. Neben ihr saß eine einfacher gekleidete Person, mit der sie sich unterhielt; offenbar das Dienstmädchen, das sie nach Haus begleitete.

Fritz konnte das Gesicht nun genauer betrachten. Sie hatte den Schal gelüftet, er sah die Form des Schädels, die, wie er vermutet hatte, edel war. Das mattblonde Haar schien nicht allzu reich. Die Gesichtsfarbe war gleichmäßig bleich, an der Schläfe schimmerte blaues Geäder durch die zarte Haut. Er erkannte jetzt das, was ihn auf den ersten Anblick an diesem jugendlichen Kopfe so stark angezogen hatte: er besaß Rasse.

Es war nicht das erste Mal, daß ein Gesicht ihm einen plötzlichen, starken, unvergeßlichen Eindruck machte. Die menschlichen Züge blieben nun einmal das interessanteste Gebilde der Erscheinungswelt. Die meisten Gesichter erzählten ja wie aufgeschlagene Chroniken Eigenschaften, Herkunft und Geschichte ihrer Träger, für den, der Augen hatte, zu lesen. Aber bei manchen Menschen war es doch etwas anderes; ihre Gesichtszüge verbargen mehr als sie offenbarten. Sie glichen wertvollen Inschriften in einer Sprache, zu der man den Schlüssel nicht hat. Und gerade dieses Sphinxartige macht sie so anziehend, sehnsuchterweckend und verwirrend.

Auch hier fühlte er sich in dem seltsamen Banne eines menschlichen Antlitzes, dessen Geheimnis ihn tief beunruhigte.

Wenn sie nur ein einziges Mal das Auge voll aufschlagen wollte, wie vorhin, als sie den Schauspieler angeblickt hatte! Aber sie war ganz in Unterhaltung vertieft mit ihrer Nachbarin. Und den Klang der

Stimme, den er so gern vernommen hätte, verschlang das Geräusch des Wagens.

Da blickte sie nach seiner Richtung. Fritz sah ein Paar nicht allzu große, zunächst verschleierte Augen, die, als ihr Blick dem fremden begegnete, plötzlich einen scharfen, bohrenden Ausdruck annahmen, daß er den Eindruck hatte, als komme er mit Stahl in Berührung. Dazu vibrierten die feinen Nasenlöcher, und um die schmalen Lippen legte sich ein spöttischer Zug.

Sie sah ihn eine Weile ruhig an, sein Anstarren mit Gleichmut aushaltend, wobei der Zug von Spott sich zur Herbheit verstärkte. Bei der nächsten Haltestelle erhob sie sich und verließ mit ihrer Begleiterin den Wagen.

Fritz Berting stand gleichfalls auf, obgleich er noch nicht an seinem Ziele angekommen war. Die Art und Weise, wie dieses junge Ding seinen Blick erwidert hatte, reizte ihn, festzustellen, was hinter soviel Sicherheit eigentlich stecke.

Sie hatte es nicht weit von der Haltestelle zur Wohnung. Vor einem villenartigen, im Garten zurückgelegenen Hause machte sie Halt. Während die Begleiterin mit dem Aufschließen des Gartentores beschäftigt war, schritt Fritz dicht an dem jungen Mädchen vorbei, ihr ins Gesicht blickend.

Es war, als rufe ihm ihr Blick zu, stehen zu bleiben; etwas Vieldeutiges lag darin. Aber sofort war auch das spöttische Lächeln wieder da, das zu sagen schien: Mich anzureden wagst du ja doch nicht!

Nach einiger Zeit kehrte er um, schritt noch einmal an dem Hause vorbei und sah gerade noch, wie im Parterre ein paar Fenster hell wurden.

Fritz war unzufrieden. Es kam ihm vor, als habe

er sich hier ein wenig blamiert. In früheren Zeiten, ehe er mit Alma zusammenlebte, war er ja manchmal einem Mädchen „nachgestiegen". Aber daß er sich nicht hatte entschließen können, im entscheidenden Augenblick die Betreffende anzureden, war ihm noch nicht begegnet.

Er traf die junge Dame fortan häufig im Theater. Wahrscheinlich war man schon mehrfach gleichzeitig dort gewesen, ohne daß er sie früher bemerkt hätte. Sie hatte Abend für Abend einen bestimmten Platz inne in einer Parkettloge, wo sie ziemlich versteckt saß.

Fritz hätte gar zu gern herausbekommen, ob sie des Schauspielers Heßlow wegen ins Theater gehe. Aber er kam zu keiner klaren Erkenntnis darüber. Das Fräulein saß auf dem Platz, gleichviel ob der schöne Waldemar mitwirkte oder nicht. Sie applaudierte niemals. Überhaupt benahm sie sich so unauffällig wie nur möglich. Vielleicht war es wirkliches Kunstinteresse, was sie in die Vorstellungen trieb. Wer weiß, sie war am Ende eine Theaterschülerin! Man tat ihr wohl unrecht, wenn man sie mit den Verehrerinnen Heßlows in einen Topf warf. Aber warum war sie dann neulich an der Triumphpforte des Mimen gewesen? Das Rätselhafte, was sie von Anfang an für ihn gehabt, umschwebte auch fernerhin ihre Erscheinung.

* * *

Weißbleicher teilte alle Romane in familienblattfähige, die von dem jungen Mann im Buchhandel den Eltern als Weihnachtsgeschenk für ihre erwachsenen Töchter empfohlen zu werden pflegten, ferner in bahnhofsfähige, jene nicht allzu umfangreichen, handlichen Bücher, die, ohne langweilig zu sein, doch nicht gerade unanständig waren, und schließlich in literarische Lecker-

bissen, die vom Bücherstand des Bahnhofshändlers schon aus Sorge vor der Zensur ausgeschlossen waren, Bücher, die man auch nicht der höheren Tochter in die Hand gab, welche aber nichtsdestoweniger sicher waren, ihre Liebhaber zu finden.

Der kundige Verleger schmunzelte zufrieden über das ganze fette Gesicht, als er das Manuskript aus der Hand legte.

Jetzt handelte es sich vor allem darum, dem Kinde den richtigen Namen zu geben. Der Titel, den der Autor für den Roman wollte, war nach Ansicht des Verlegers unmöglich. Fritz Berting wollte zwar auf seiner Überschrift bestehen, aber Weißbleicher konnte ihm nachweisen, daß sie bereits verwendet sei; es galt also, einen neuen Titel zu finden.

Und da hatte denn der Verleger einen Gedanken, der Roman müsse heißen „Das Geschlecht“. Fritz machte Bedenken geltend. Der Titel verrate zu viel, schmecke nach Tendenz, sei prahlerisch. Weißbleicher lächelte über so viel Sachunkenntnis. Das sei ja gerade Zweck des Titels, ins Auge zu fallen, die Neugier zu erregen. „Ein richtiger Titel muß magnetische Kraft haben,“ sagte der geschäftskluge Mann. „Pikanter Titel ist bereits ein Dritteil Erfolg.“

Das zweite Dritteil des Erfolges mußte seiner Ansicht nach die Ausstattung und der Waschzettel bestreiten. Das letzte Dritteil blieb dann für den Inhalt des Buches übrig.

Fritz mußte sich den Vorschlägen seines Verlegers um so mehr fügen, als er ja auf den Roman einen nicht unbedeutenden Vorschuß erhalten hatte, den ihm Weißbleicher öfter als es angenehm war, vorhielt. „Das Geschlecht“ sollte in Primaausstattung heraus-

kommen, mit einem intimen Titelbilde. Weißbleicher wollte etwas tun für das Buch.

Seitdem der Verleger in dem Manuskript ein sicheres Pfand in Händen hielt für das, was er in diesen Autor an Geld gesteckt hatte, nahm er sich des jungen Mannes auch noch in anderer Weise an. Fritz Berting sollte gesellschaftlich lanziert werden; das war ein nicht zu verachtendes Hilfsmittel für den literarischen Erfolg. Und besonders, wenn man, wie Fritz, aus guter Familie stamme, ein nettes Äußere habe und die Umgangsformen der höheren Kreise beherrsche, meinte Weißbleicher in väterlich protegierendem Tone, dürfe man sich diese Chance nicht entgehen lassen.

Er sprach dann von einer Frau Hilschius, bei der er Fritz einführen wollte. Die Dame sehe in ihrem Salon eine Menge bedeutender Künstler. Dieses schöngeistige Haus sei das einzige am Orte, wo ernsthaft über Literatur gesprochen würde.

Dann gab er Fritz ein Buch zu lesen, einen Roman seines Verlages, mit dem er sehr geheimnisvoll tat. Der Name des Autors sei ein Pseudonym, unter dem sich eine Dame der ersten Gesellschaft verberge.

Fritz las den Roman und fand ihn herzlich schwach. Er sprach mit Lehmfink darüber, fragte ihn, ob er etwas von dem Buch und der Verfasserin wisse. Heinrich Lehmfink lachte, als er den Namen hörte. Er habe den Roman, der, weil er à clef geschrieben sei, in skandalsüchtigen Kreisen ein gewisses Aufsehen erregt habe, zur Besprechung zugeschickt bekommen. Es sei ein seichtes Machwerk, voll Indiskretion, Sentimentalität und Aktualitätssucht.

Fritz hielt mit seiner Kritik nicht zurück, als er dem Verleger das Buch wieder brachte. Weißbleicher war

in seiner Geschäftsehre gekränkt, einen Roman, der schon zwei Auflagen erlebt hatte, so scharf kritisiert zu sehen. Es sei eine „mit Herzblut geschriebene Dichtung", behauptete er. Gerade daß die Verfasserin darin ihr eigenes, ungewöhnliches Schicksal niedergelegt habe, mache es zu einem echten „Document humain".

Dann erzählte er unter dem Siegel tiefster Verschwiegenheit Fritz die Geschichte der Dichterin, eben jener Frau Hilschius, die er als eine Beschützerin der Künste geschildert hatte und die, wie er wohl sagen dürfe, seine intime Freundin sei.

Nach Weißbleicher stammte die Dame aus reicher, angesehener Kaufmannsfamilie. Ungewöhnlich jung hatte sie einen Geschäftsfreund ihres Vaters, einen Sechziger, geheiratet. Aus dieser Ehe stammte eine Tochter. Als der Gatte früh gestorben war, heiratete die Witwe im Jahre darauf einen Offizier. Die Ehe ging zunächst ganz glücklich. Ein Sohn wurde geboren. Der Mann nahm den Abschied, um seinen musikalischen Neigungen leben zu können. Man machte ein Haus, sah einen Kreis von Künstlern aller Art bei sich. Auf einmal hörte die Welt von einem Ehezerwürfnis. Es gab ein Duell, in welchem der Gatte den Liebhaber, einen Allerweltsmann: Musiker, Theaterdichter, Publizist, verwundete. Dann kam es zum Scheidungsprozeß, der durch Indiskretionen der Presse zu einer Skandalaffäre aufgebauscht wurde. Während der Prozeß noch im Gange war, starb der Gatte. Alle Welt nahm an, daß der, welcher das Glück dieser Ehe gestört hatte, nunmehr die schwer kompromittierte Frau heiraten werde; aber der Liebhaber zog sich zurück, und Frau Hilschius blieb im Witwenstande.

Fritz Berting war erstaunt, nachdem er diese Geschichte gehört hatte, bei seinem Besuche in Frau Hilschius Salon, wohin er in Weißbleichers Gesellschaft ging, eine ältere, korpulente Dame vorzufinden, deren Äußeres durchaus nicht an Liebesabenteuer denken machte. Auch sah man ihr die Verfasserin eines sensationellen Romans, von dem der Verleger behauptet hatte, er sei „mit Herzblut" geschrieben, in keiner Weise an. Das einzige an ihrem sonst recht unbedeutenden Kopfe, was nach Genialität aussah, war die Lockenperücke, und diese war mit Kunst unordentlich gemacht.

Fritz Berting kam in eine Gesellschaft von mindestens zwanzig Personen. Es war der Mittwoch der Frau Hilschius, an dem sie von acht Uhr abends an offenes Haus hatte. Die Hausfrau empfing ihn mit den Worten: „Wir kennen Sie ja längst, Herr Berting, wenigstens Ihrer geistigen Physiognomie nach." Danach nahm sie ihn bei der Hand und stellte ihn der Gesellschaft vor: „Fritz Berting, der bekannte Dichter, Autor von ‚Leiser Schlaf', dessen großer Roman ‚Das Geschlecht' demnächst bei unserem Weißbleicher herauskommen wird."

Fritz war zunächst etwas verdutzt über die Epitheta, die man seinem Namen angehängt hatte. Doch beruhigte er sich etwas, als Frau Hilschius ihm die übrigen Anwesenden mit ähnlichen Titulaturen bezeichnete. Da war keiner, der nicht „genial", „hervorragend", zum mindesten „berühmt" gewesen wäre. Und niemand von diesen Herren und Damen zuckte mit der Wimper oder sagte etwas dagegen.

Fritz sah da zwei junge Herren mit sehr viel ungekämmtem Haar, die ihn, als er von Frau Hilschius als „bekannter Dichter" eingeführt wurde, mit kritisch erhobenen Augenbrauen mißgünstig von der Seite an-

sahen. Er schloß daraus, daß er es mit Kollegen von der Feder zu tun habe. Eine Anzahl junger Damen war da, denen man mit der Bezeichnung „Gänschen" kaum unrecht getan hätte; jedoch versicherte Frau Hilschius von der einen, sie sei eine geniale Malerin, einige waren Klaviervirtuosinnen, ja sogar eine hoffnungsvolle Dichterin war darunter.

Diese letztere, eine junge Dame mit niedlichem, aber völlig leerem Puppengesicht, verwickelte Fritz Berting in ein Gespräch. Sie erzählte ihm, daß sie Gedichte „mache". Ein Band sei schon heraus, „Efeuranken" heiße er, und ein neuer werde demnächst erscheinen. Ihr Verleger sei Herr Weißbleicher. Sie fragte, ob Herr Berting auch Gedichte habe erscheinen lassen, und als Fritz bejahte, schlug sie sofort vor, daß man die Bände austauschen wolle. Schließlich tat sie einen tiefen Seufzer, und indem sie Fritz treuherzig anblickte, rief sie: „Ach, es ist wunderschön, Gedichte machen! Man kann alles sagen, was man im Herzen hat; alle tiefsten Erfahrungen, alle Gefühle und Leidenschaften ausströmen lassen! Finden Sie nicht auch, Herr Berting?"

Fritz, völlig überrumpelt, bejahte. Aber der Nachsatz, der nun kam, setzte ihn noch mehr in Staunen. Mit einem tieferen Seufzer nämlich rief die junge Dame: „Ach, wenn es nur nicht so furchtbar viel Geld kostete!" — Er erkundigte sich teilnehmend, was denn dabei so kostspielig sei. „Haben Sie denn nicht auch für ihre Gedichte bezahlen müssen?" fragte sie. „Herr Weißbleicher hat mir gesagt, daß alle Dichter das täten!"

Diese Worte klärten Fritz Berting mit einem Schlage über eine Erscheinung auf, die ihm bis dahin dunkel gewesen war: die vielen Gedichtsammlungen im Weißbleicherschen Verlage. Und dazu Weißbleicher, der

immer behauptete, er lasse sich die Unterstützung junger Talente viel Geld kosten! — Die Kleine hier hatte in aller Unschuld das wichtigste Geschäftsgeheimnis des beliebten Verlages ausgeplaudert.

Der Mann mit den schlauen Augen in dem fetten Biedermannsgesicht spielte in diesem Salon die tonangebende Rolle. Die Dame des Hauses nannte ihn: „Mein lieber Weißbleicher!" Die Jünglinge mit dem langen, ungekämmten Haar vergaßen gänzlich ihren germanischen Dichterstolz, dienerten mit geschmeidigem Rückgrat, wo immer die Hängebacken, die Glatze und der dicke Leib des allmächtigen Verlegers sich blicken ließen.

Bei der Damenwelt hatte Weißbleicher sich in die tonangebende Rolle zu teilen mit einem dunkelgelockten, noch sehr jungen Manne, dessen bleiches, feines Profil Fritz von Anfang an aufgefallen war. Besonders von den Jüngeren waren immer einige um diesen Jüngling zu finden, mit Andacht seinen Worten lauschend.

Fritz erkundigte sich bei einer Dame, die neben ihm stand, wer der junge, sympathisch aussehende Mann eigentlich sei.

„Ich bitte Sie, das ist doch mein Bruder!" sagte die kleine, dunkeläugige Person. Und als Fritz diese Antwort mit einem Gesicht aufnahm, welches deutlich erkennen ließ, daß er so klug sei, wie zuvor, rief sie lachend: „Na, dann muß ich mich also vorstellen! Ich bin nämlich die Tochter des Hauses. Der da, den Sie so nett einen ‚sympathischen jungen Menschen' genannt haben, ist mein Stiefbruder. Dies hier ist der Salon der Frau Hilschius, meiner Mutter, wo sie jeden Mittwoch eine Anzahl berühmter, genialer, hochbedeutender Menschen sieht. Sind Sie nun orientiert, Herr Berting?"

Fritz war betreten über sein Versehen und stammelte einige entschuldigende Worte. Die kleine Dame blickte ihm schelmisch dreist in die Augen. „Na, deshalb keine Feindschaft nich!" sagte sie mit dem unverkennbaren Akzent von Berlin W. „Die Familienverhältnisse sind bei uns etwas verwickelt. Man kann nicht von jedem verlangen, daß er sich das alles umgehend zurecht klaviert."

Fritz sah, daß die Tochter des Hauses nicht an Verblüffung leide. Er war sehr bald im lebhaften Gespräch mit ihr über die Anwesenden. Sie komme nicht selten von Berlin herüber zu diesen Mittwochen ihrer Mutter, erzählte Annie Eschauer, weil es ihr einen Hauptjux mache, soviel harmlos verrückte Leutchen beisammen zu sehen.

„Meine Mutter ist die gutmütigste Person, die ich kenne," sagte Frau Eschauer. „Sehen Sie, von dieser Gesellschaft kommt die Hälfte hierher des Büfetts wegen, das es nachher gibt. Die anderen aus Neugier, um des Klatsches willen. Noch andere, weil sie hier Professor Wallberg zu treffen hoffen, der aber heute nicht da ist. Schließlich schickt uns auch Weißbleicher seine zahlungsfähigen Lyriker männlichen und weiblichen Geschlechts. Aber meine gute Mutter denkt, das alles komme der Kunst wegen zu ihr. Sie glaubt wirklich: so viel Nasen, so viel Genies habe sie in ihrem Salon."

Fritz erkundigte sich, zu welcher Kategorie von Gästen sie ihn eigentlich zähle.

Frau Eschauer rief lachend: „Ach, ich dachte, Sie verstünden Spaß! Wissen Sie, Ihnen sieht man auf den ersten Blick den weißen Raben an. Was Sie hier wollen, weiß ich noch nicht recht, werde mich aber bemühen, es herauszubekommen. Vielleicht haben Sie

Absichten auf das blonde Lämmchen mit den ‚Efeuranken‘ — wie?“

Sie wurde von der Hausfrau abgerufen. Mutter und Tochter verschwanden im Nebenzimmer, wo offenbar das Büfett zurecht gemacht wurde. Aus den lebhaften Blicken, welche die Jünglinge mit dem langen Haar nach jener Tür sandten, war das mit einiger Sicherheit zu schließen.

Der Sohn des Hauses trat zu Fritz. Er stellte sich selbst vor. „Ich bin Theophil Alois Hilschius.“ Darauf erzählte er ungefragt, daß er ein Drama geschrieben habe: „Sulla“. — Wann und wo er es einzureichen beabsichtige, fragte Berting den offenherzigen Jüngling. Eingereicht sei es längst, war die Antwort; aber keine Bühne habe bisher den Mut gehabt, es aufzuführen. Ob es denn so außerordentliche szenische Anforderungen stelle, erkundigte sich Fritz. „Das nicht, aber psychologische!“ war die stolze Antwort des Achtzehnjährigen. „Übrigens will ich nicht vorgreifen, denn meine ‚Sulla‘ wird nachher vorgelesen werden.“

Weißbleicher kam zu den zweien heran. Er klopfte dem Sohne des Hauses vertraulich auf die Schulter. „Der kann was! Theophil Alois Hilschius! In ein paar Jahren wird die Welt den Namen kennen.“

Der Jüngling trug das Lob mit Würde. Inzwischen wurden die Flügeltüren zum Nebenzimmer geöffnet. Eine Tafel war zum Büfett hergerichtet worden. Man erblickte Braten, Salat, Kompotte, Schüsseln mit süßen Speisen, eine Bowle. Alles drängte dorthin, gelockt von dem erfreulichen Anblick; voran die Dichter.

Fritz blieb im Salon mit Theophil Alois, der ihn von seinem Stücke unterhielt. Es werde demnächst in

einer intimen Liebhaberausgabe bei Weißbleicher herauskommen.

Frau Annie Eschauer kam. Sie trug in der einen Hand ein Glas Bowle, in der anderen einen Teller mit einer Kollektion von Leckerbissen. Beides präsentierte sie Fritz. „Ich will gut machen, was ich vorhin verbrochen habe. Seien Sie mir nicht mehr bös, Herr Berting! Kommen Sie dort hinein, wir wollen uns unterhalten. Theophil, hole mir was zu knabbern! Du weißt, ich liebe das Krokante."

Sie führte Fritz in ein kleines Boudoir, das neben dem Salon lag. Dort strahlte eine aus einem von türkischen Schals gebildeten Baldachin herabhängende Ampel rötliches Licht aus. Er mußte der Dame gegenüber Platz nehmen. Theophil Alois erschien sehr bald mit Bowle und einem Teller voll Konfekt für seine Schwester. „Brav, mein Junge!" rief Annie, und streichelte dem Stiefbruder das seidige Haar. „Nun kannst du dort hinein zu den kleinen Mädels gehen. Die mit den ‚Efeuranken' hat schon lange nach einer gleichgestimmten Seele geschmachtet."

„Mein Bruder ist nämlich ein Wunderknabe," meinte Annie, „und dabei noch so furchtbar jung. Er nimmt sich selbst entsetzlich ernst, das gute Kind. Doch das haben wir alle in dem Alter getan."

„Studiert Ihr Herr Bruder, gnädige Frau?"

„O nein! Er quält sich noch mit dem Abiturientenexamen."

Fritz entfuhr ein Ausruf des Staunens.

„Ja, sehen Sie, Herr Berting, Theophil behauptet, die Lehrer seien solche Idioten. Sie verstehen ihn allesamt nicht. Der deutsche Lehrer hat ihn durchfallen lassen. Mein Bruder sagt, der Mann gehöre einer

anderen literarischen Richtung an als er. Der arme Junge, die Professoren wollen nichts von seinen Aufsätzen wissen und die Theater nichts von seinen Stücken! Aber das Mutterherz glaubt an sein Genie. Er soll nur das Examen machen, nachher darf er Dichter werden, hat Mama erlaubt."

„Dichter werden!" rief Fritz. „Der Unglückliche!"

„Sie sind es doch auch!"

„Gerade darum möchte ich jeden jungen Menschen warnen, sich auf einen so dornenvollen Pfad zu begeben."

Annie Eschauer nahm auf einmal eine ernstere Miene an. Sie rückte ihm näher und sagte halblaut: „Wissen Sie, Herr Berting, daß Sie etwas ganz anderes sind, als die Herren Poeten dort am Büfett, das lehrt mich ein einziger Blick. Ich kann diesen Ekel von Weißbleicher sonst nicht ausstehen; aber daß er Sie uns zugeführt hat, dafür bin ich ihm sehr dankbar."

Fritz sah sie erstaunt an. Was wollte diese Dame? Was wußte sie von ihm?

Es war ein eigentümliches Gesicht, in das er blickte. Etwas Unausgeglichenes lag darin. Die Augen, groß und glänzend, hätten schön sein können, wären sie ruhiger gewesen. Die Nase ein wenig zu kurz für die starkentwickelte Kinn- und Wangenpartie. Die lebhaft gefärbten, aufgeworfenen Lippen über weißen Zähnen und das rotbraune, buschige Haar machten an den Kopf einer schönen Mulattin denken. Die Figur war kaum mittelgroß, untersetzt, der Busen üppig.

Wie in ihrer Erscheinung das Unvermittelte der Mischlingsnatur lag, so schien auch ihr Wesen jäh und unberechenbar. Der Ton ihrer Unterhaltung wechselte zwischen dem Graziösen der Weltdame und der Burschikosität eines Berliner Gassenjungen. Dumm war Annie

Eschauer sicher nicht. Sie schien geistige Interessen zu haben. Fritz hörte ein paar recht treffende Urteile von ihr. Aber als er dann näher auf das Thema eingehen wollte, sprang sie ab; ihr Interesse schien flackernd wie die Flamme ihrer unsteten Augen.

Ein schwüler Hauch sinnlicher Verführung ging von ihrer üppigen Erscheinung aus. Sich ein dauerndes seelisches Glück oder auch nur gute Kameradschaft mit ihr zu denken, war schwer.

Es kamen immer neue Gäste. Während Fritz im Tete-a-tete saß mit Annie Eschauer, traten ins Nebenzimmer, das er von seinem Platze aus übersehen konnte, durch die Eingangstür drei Damen; zwei ältere und eine ganz junge.

Fritz erschrak, als er die Züge der Jüngeren betrachtete. Diese hohe, gewölbte Stirn, die schmale, rassige Nase, das feine Kinn. Und um den Kindermund genau das spöttisch überlegene Lächeln, das sie neulich im Tramwagen gehabt, als sie seinen forschenden Blick kühl erwidert hatte. Mehr als einmal hatte er in der letzten Zeit an diese Begegnung denken müssen. Und nun war es ihm wie eine Vision, als er diese graziöse Figur abermals vor sich erblickte.

Frau Annie fand mit fixem Blick schnell heraus, welcher Gegenstand das Interesse ihres Herrn so plötzlich auf sich lenkte. „Kennen Sie die Kleine da, Herr Berting?“ fragte sie. Fritz beeilte sich, zu verneinen. Nur eine merkwürdige Ähnlichkeit mit einer Dame seiner Bekanntschaft habe ihn an dem Fräulein frappiert, und er möchte wohl wissen, wer sie sei.

„Hedwig von Lavan. Theophil schwärmt für sie. Er hat sie in der Tanzstunde kennen gelernt. Sehen Sie, da ist er schon bei ihr!“

Fritz war enttäuscht. Was hatte er in das Gesicht des Mädchens alles hineingesehen von interessanten Eigenschaften; und nun entpuppte sich die Bewunderte als die Tanzstundenschwärmerei eines Gymnasiasten. Wie sie jetzt, behütet von den beiden alten Damen, sich mit Theophil unterhielt, kam sie Fritz auf einmal recht unbedeutend vor. Er begriff nicht seine Eselei, ihr neulich Abend nachgelaufen zu sein. Was konnte man von einem Gänschen erwarten, das für Waldemar Heßlow schwärmte und sich von Theophil Alois Hilschius die Cour machen ließ! —

„Mein Brüderchen hat gar keinen schlechten Geschmack," fuhr Annie Eschauer fort. „Fräulein von Lavan ist ein niedlicher Käfer; finden Sie nicht auch? Übriges ist sie Waise."

„Wer sind denn die beiden Damen, die mit ihr kamen?"

„Ihre Adoptivmütter, zwei Schwestern: Fräulein Ida und Amanda Tittchen. Alte Schachteln, die das Mädchen angenommen haben an Kindesstatt. Theophil weiß die ganze Geschichte. Eine von den beiden Alten da ist verlobt gewesen mit dem Vater von Fräulein von Lavan. Die Tittchens haben nämlich Geld. Herr von Lavan, ein alter Schwerenöter, starb, ehe er in den sauren Apfel beißen mußte, Amanda heimzuführen. Es ist die mit dem schwarzen Kleide; sie markiert immer noch die trauernde Witwe. Den besten Coup hat bei der ganzen Geschichte die kleine Hedwig gemacht. Ihr Vater hatte nichts als Schulden, während sie sich in die Erbschaft der Schwestern Tittchen wahrscheinlich nur mit einem Mops oder einem anderen Lieblingstier zu teilen haben wird."

Fritz hatte über Frau Annies belustigender Kritik

die eben erlebte Enttäuschung schon ganz vergessen. Er betrachtete sich die Damen Tittchen genauer. Altmodische Erscheinungen, mit großen, aufgedunsenen, gutmütigen Gesichtern. In ihrer Kleidung verleugneten sie trotz der prächtigen Sachen, die sie auf sich gehängt hatten, die Spießbürgerabkunft nicht. In dieser Gesellschaft von Künstlern schienen sie sich nicht ganz geheuer zu fühlen; sie hielten sich befangen in der Nähe der Tür und betrachteten die fremden Menschen um sich her neugierig-ängstlich aus großen, runden, erstaunten Vogelaugen.

„Ich will Sie den alten Schachteln vorstellen, wenn es Ihnen Spaß macht," sagte Annie Eschauer.

Fritz ward bei dem Vorschlage nicht ganz behaglich zumute. Würde ihn Fräulein von Lavan wiedererkennen?

Die Tanten lächelten den jungen Mann verlegen an und machten linkische Knixe, als er sich vor ihnen verbeugte. Fräulein von Lavan hingegen sah Fritz ruhig in die Augen. „Ich glaube, wir haben uns schon aus der Entfernung im Theater gesehen," sagte sie. Dabei hatte sie wieder jenes spöttische Lächeln, das Fritz so deutlich im Gedächtnis geblieben war. Dieser Gegensatz von Jugend und Kaltblütigkeit in einer Person setzte ihn von neuem in Erstaunen.

Er war froh, seine Befangenheit hinter einigen Phrasen über das Theater notdürftig verbergen zu können. Stillschweigend nahm er an, daß die hiesige Bühne ihr über alles gehe. Aber sie übte an den Vorstellungen sowohl wie an dem Publikum eine Kritik, die Fritz äußerst treffend erschien. Sie kannte die Bühnen von Wien und München und stellte Vergleiche an. Fritz, der sie mit Staunen von Paris und Rom sprechen

hörte, als seien diese Städte ihr ganz vertraut, erfuhr, daß sie eigentlich ihr ganzes Leben an der Seite des Vaters auf Reisen verbracht habe.

Hedwig von Lavan besaß ein schwaches, aber dabei wohlklingendes Organ. Sie pflegte nur halblaut, wie verschleiert, zu sprechen. Das gab der Unterhaltung mit ihr etwas Diskretes.

Fritz war angenehm berührt, endlich auf jemanden gestoßen zu sein, der dialektfrei sprach. Wie ein lange vermißter reiner Laut stach ihre Sprechweise ab von dem verdorbenen Deutsch, mit dem die Autochthonen schon bald ein Jahr lang sein verwöhntes Ohr gequält hatten.

Nun sah er auch die grauen Augen, über deren Ausdruck er sich neulich im unklaren geblieben war. Sie fielen weder durch Tiefe, noch durch Feuer auf; ungewöhnlich ruhig, fest, ja hart war der Blick. Fritz hatte wieder das Gefühl, als komme er mit Stahl in Berührung, diesen kalten, beobachtenden Sternen gegenüber.

Unwillkürlich nahm er sich zusammen in dem, was er sagte, viel mehr als er es vordem Frau Eschauer gegenüber getan hatte.

Welch ein Gegensatz zu der üppigen, herausfordernden Annie! Hedwig erschien ihm fast wie ein geschlechtsloses Wesen, mit ihrem kaum angedeuteten Busen, den knabenhaft mageren Gliedmaßen und dem schmalen Schädel unter dünnem Haar, in den sich ihr kapriziöses Gesichtchen fortsetzte.

Sie sprachen vom modernen französischen Roman. Mit Fräulein von Lavan traf sich Fritz in seiner Begeisterung für Guy de Maupassant. Sie stellte den unerbittlichen Vivisektor Zola weit über Daudet, den sie langweilig, süßlich und unwahr nannte.

Fritz erkundigte sich, ob sie Balzac kenne. Hedwig verneinte, fügte aber hinzu, sie hätte den Namen oft von ihrem Vater gehört, der Balzac den großen Vorläufer Zolas genannt habe.

„Balzac hat die feinere Künstlerhand," meinte Fritz. „Aber Zola ist doch der größere Kerl. Eine einzigartige Kombination von Gelehrtem, Dichter, Techniker, Pionier, Politiker, Nationalökonom, wie sie nur das neunzehnte Jahrhundert hervorbringen konnte. Zyklop und moderner Baumeister in einer Person. Sein Bau mag in Einzelheiten Roheiten und kahle Flächen aufweisen, als Ganzes ist er riesenhaft. Balzac ist der Intimere, der Romantischere dabei, ein Kenner der Sitten und der Gesellschaftsseele, wie es nicht viele gibt."

Hedwig interessierte sich für Balzac. Da Fritz die Comédie humaine studiert hatte, fast wie ein wissenschaftliches Buch, konnte er ein genaues Bild seiner Eigenart geben. Das Mädchen folgte seinen Worten mit dem Ausdrucke sachlichen Ernstes. „Ich danke Ihnen," sagte sie, „das ist mir von großem Wert. Ich werde mir auf alle Fälle Balzacs Werke anschaffen."

Fritz meinte, die Mühe könne er ihr ersparen. Er besitze diesen Autor in einer guten Ausgabe. Wenn es ihr recht sei, wolle er ihr die neun oder zehn Bände, die es seien, übermitteln.

„Sagen Sie mir, bitte, Ihre Adresse," erwiderte Hedwig. „Ich werde zu Ihnen schicken nach den Büchern."

Fritz zögerte. Er dachte an Frau Klippels Neugier und an Almas leicht erregte Eifersucht. „Nein, ich bringe die Bände selbst," rief er. „Wo wohnen Sie?"

„Ich wohne im ersten Stock, Herr Berting," war die Antwort. „Wenn ich nicht irre, kennen Sie das Haus bereits." Sie sah ihn an, ohne eine Miene zu verziehen.

Fritz errötete und stotterte dasselbe, was er vorhin schon Annie gegenüber behauptet hatte, von einer ungewöhnlichen Ähnlichkeit mit einer Dame seiner Bekanntschaft. An dem überlegenen Lächeln, das sofort auf ihrem Gesicht erschien, sah er, daß sie ihm nicht glaube, und daß er die Dummheit nur größer gemacht habe. Jetzt fing ihn die Sicherheit dieses kleinen Dinges doch an zu verdrießen. Er sann nach, ob er ihr nicht irgendeine Bosheit versetzen könne.

Nebenan wurde Leben. Die jungen Damen reckten die Hälse und drängten alle nach einer Richtung. Fritz Berting, durch seine Größe begünstigt, blickte über die blonden und braunen Zöpfe hinweg und erkannte für einen Augenblick ein glattrasiertes Männergesicht.

Der Schauspieler Heßlow hier, der schöne Waldemar Heßlow!

Gleich darauf erschien die Verfasserin der „Efeuranken" in der Türöffnung und rief hochgeröteten Angesichts in das Zimmer: „Er ist da!" worauf sie wieder in der Richtung entschwand, wo soeben der Mime zu sehen gewesen war. Jetzt hörte man auch eine tiefe Männerstimme, die sich wohlgefällig auf den einzelnen Silben wiegte.

„Wissen Sie, wer dieser *er* ist, Fräulein von Lavan?" erkundigte sich Fritz, dabei betrachtete er Hedwigs Miene scharf, was sich wohl darauf malen würde.

Das Mädchen lauschte einen Augenblick. „Ach, Herr Waldemar Heßlow!" sagte sie anscheinend unbefangen.

„Kennen Sie den großen Mann, Fräulein?"

„Natürlich! Er verkehrt bei meinen Tanten."

„Heßlow ist einer unserer bedeutendsten Schauspieler."

„Ganz und gar nicht, Herr Berting! Ich finde ihn als Schauspieler herzlich schwach. Er hat mir schon manche Rolle total verdorben.“

Wenn Fritz versucht hatte, sie in Verlegenheit zu versetzen, so war das mißglückt.

In diesem Augenblicke trat Annie Eschauer zu ihnen. „Der schöne Waldemar ist da!“ verkündete sie. „Da drinnen wird er von seinen Verehrerinnen gefüttert. Das ist ein Anblick, den Sie sich nicht entgehen lassen dürfen, Herr Berting!“

Fritz verbeugte sich vor Fräulein von Lavan und folgte Annie.

Als sie das Eßzimmer betraten, bot sich ihnen ein eigentümlicher Anblick. Am Tische saß Waldemar Heßlow, eine Serviette vorgesteckt, das Haar kühn aus dem großen Gesicht mit der Adlernase nach hinten gestrichen. Hochgerötet; eines Kenners Auge hätte ihm angesehen, daß er eben erst abgeschminkt war. Er kam von der Bühne, wo er eine seiner Renommierrollen, den Grafen Essex, gespielt hatte. Hinter ihm, neben ihm, gegenüber: Damen, die froh waren, ihn bedienen zu dürfen. Er aß und trank mit vollen Backen.

„Hier sind mir zu viele Gänse um einen Gänserich!“ sagte Frau Annie. „Kommen Sie ins Rauchzimmer, Herr Berting.“

Sie fanden da die jungen Männer mit dem langen Haar ganz allein. Sie saßen und schwiegen mit verdrossenen Mienen. „Die armen Kerle!“ raunte Frau Annie Fritz zu, „der schöne Waldemar hat sie vom Eßtisch verdrängt.“ Dann hielt sie ein Dienstmädchen an und befahl ihr, Bowle und Gläser in dieses Zimmer zu bringen. „Warum so düster, meine Herren? Ich kann die Trauerkerzen-Begräbnisstimmung nicht aus-

stehen. Lassen Sie uns eine rauchen!" Dabei öffnete sie ein Wandschränkchen, holte Zigarren hervor und forderte die jungen Leute auf, sich zu bedienen. Sie selbst zündete sich eine Zigarette an und auch Fritz mußte eine nehmen.

Dann kam die Bowle. Die Tochter des Hauses schenkte selbst aus und setzte sich zu den Langhaarigen, deren Gesichter sich vor den gefüllten Gläsern aufhellten; den Rest von Weltschmerz vertrieb Frau Annie durch ihr Geplauder.

Endlich schien Waldemar Heßlow soweit gestärkt zu sein, daß er es unternehmen konnte, den „Sulla" vorzulesen. Die Mutter des Autors ging durch alle Zimmer, um den Gästen dieses Faktum mitzuteilen. Die jungen Leute im Rauchzimmer warfen noch einen wehmutsvollen Blick auf die Zigarren, welche von vorzüglicher Qualität waren. Wie der „Sulla" ausfallen würde dagegen, schien sehr fraglich. Aber die Frau des Hauses hatte befohlen, und niemand, am wenigsten die jungen Dichter, wollten es mit dieser mütterlichen Freundin verderben.

Man begab sich in den Salon zurück, wo inzwischen Stühle gestellt worden waren. Waldemar Heßlow saß an einem kleinen Tischchen, flankiert von zwei silbernen Kandelabern, welche die Feierlichkeit des Anblicks erhöhten. Hinter ihm lehnte der Autor, bereit, die Seiten des Manuskripts umzuwenden, die Arme verschränkt, die Stirn runzelnd, in einer Art Gladiatorenstellung, als sei er bereit, den Kampf mit der Bestie Publikum aufzunehmen.

Das Manuskript, das vor Heßlow lag, war bedenklich stark, wie Fritz mit einem schnellen Blick konstatierte.

Erst ließ der Vortragende die Menge sich beruhigen. Dann, als kein Stuhl mehr gerückt wurde, kein Flüsterlaut mehr erklang, begann er: „Sulla, Tragödie in fünf Akten, von Theophil Alois Hilschius.“

Fritz hatte richtig vermutet: fünf Akte, dazu ein Verzeichnis von einigen zwanzig handelnden Personen. Und um das Maß voll zu machen: Verse! Fritz war wütend auf Weißbleicher, daß er ihn darauf nicht vorbereitet hatte.

Waldemar Heßlows Vorlesen war seines Spieles auf den Brettern würdig. Er nutzte sein volles Organ aus, als habe er einen Saal auszufüllen und nicht ein mittelgroßes Zimmer. Er war offenbar ganz in seinem Element. Die jugendliche Phrasenhaftigkeit des Stückes gab ihm Gelegenheit, stolz klingende Tiraden mit dem gehörigen Pathos herauszuschmettern und sich im sentimentalen Tiefsinn langgedehnter Monologe zu ergehen.

Stück und Vortrag schienen nichtsdestoweniger der Zuhörerschaft zu gefallen. Nach Schluß des ersten Aktes hörte man Weißbleichers öliges Organ: „Vielversprechend! Die Exposition klar, die Charaktere interessant angelegt, die Entwickelung fesselnd. Sehr vielversprechend!“ Frau Hilschius strahlte und sah sich voll Stolz um. Schon wollte sich eine Unterhaltung hervorwagen; aber Waldemar Heßlow deutete durch ein Räuspern an, daß er Aufmerksamkeit für den weiteren Verlauf der Tragödie erbitte.

Sulla, obgleich „Tatmensch“, besaß eine merkwürdige Neigung zu weitschweifigen Monologen und verlängerte dadurch sein Leben und das Stück ungemein. Fritz hatte schon wiederholt verstohlen gegähnt, sich dabei besorgt umsehend, ob etwa jemand das Verbrechen bemerke. Aber die meisten Augen waren nach vorn ge-

richtet, wo zwischen den silbernen Kandelabern Waldemar Heßlow saß, unentwegt Jamben skandierend, während Theophil Seite um Seite umblätterte.

Fritz überlegte, daß er in der Nähe einer Tür sitze, die schwerlich verschlossen sein würde. Er benutzte den Augenblick, wo Sulla den Befehl erteilte, dreitausend Gefangene niederzumetzeln, um, während ein Schauder bleichen Entsetzens über die Zuhörer ging, unbeachtet zu entkommen.

Gott sei Dank, er war draußen! Unwillkürlich richteten sich seine Schritte nach dem Rauchzimmer. Aber wie erstaunte er, als er hier, in weißlichen Qualm gehüllt, die beiden langhaarigen Kollegen antraf. Vor ihnen stand die geöffnete Zigarrenkiste und die Bowle. Beides machte einen ziemlich leeren Eindruck.

„Ist Sulla tot?" fragte einer der Dichter teilnahmsvoll.

„Nein, er hat noch zwei und einen halben Akt zu leben," war Fritzens Antwort.

„Wir sind schon nach dem ersten Akte gegangen. Leider ist die Bowle alle, und Bier gibt's hier nicht. Da wird's wohl das beste sein, wir gehen."

„Zu Sulla?"

„Gott bewahre! In ein Bierhaus natürlich. Kommen Sie mit?"

Die Dichter erhoben sich, nahmen die letzten Zigarren aus der Kiste, steckten sie ein und gingen.

Fritz Berting, vor die Wahl gestellt, den Sulla weiter über sich ergehen zu lassen oder mit den Kollegen einige Nachtstunden zu verbringen, zog die gemeinsame Flucht vor.

* * *

Am Tage darauf, als er mit Lehmfink im Café zusammentraf, erzählte Fritz dem Freunde von den Erlebnissen im Salon der Frau Hilschius. Im Anschluß daran unterhielten sie sich über das schöngeistige Leben des Platzes, und Fritz äußerte die Ansicht, es sei doch erstaunlich, daß eine so große Stadt in ihren geistigen Interessen so völlig im Rückstande geblieben war.

Heinrich Lehmfink hielt sich lange genug am Orte auf, um übersehen zu können, welche Kräfte fördernd, welche hemmend am Werke seien, dem lokalen Geistesleben die Eigenart aufzudrücken. Mittelmäßigkeit, behauptete er, sei hier das charakteristische Gepräge: in der Kunst, der Gesellschaft, der Politik.

Und dabei waren doch alle Vorbedingungen vorhanden, die eine große Entwickelung hätten hervorrufen können. Herrliche Mittel: Schönheit der Natur, Reichtum, gute Vorbilder, alte Tradition. Doch bei so viel Gunst der Verhältnisse fehlte eines: die Triebkraft des Bodens.

War dieses Erdreich vielleicht übersättigt? War die Kultur im Alter lendenschwach geworden, nicht mehr fähig zur Zeugung? Hatte dieses an sich begabte Volk schon zuviel verausgabt, war es jetzt in das Alter eingetreten der Beschaulichkeit, wo man lieber genießt und das Erworbene vorsichtig ordnet, statt sich noch einmal in den Kampf der Meinungen zu stürzen und alles aufs Spiel zu setzen?

Oder lag es daran, daß durch den Gang der Weltereignisse der ganze Staat herabgezogen worden war von seiner ehemaligen Bedeutung auf ein niedriges Niveau? Mußte das nicht verhängnisvoll auf das Selbstgefühl jedes Einzelnen zurückwirken? Denn in dem verkleinerten, beschnittenen Terrain fehlte dem

Strebsamen der Raum, sich auszubreiten; von vornherein wurde dem Drang, sich hervorzutun, ein Dämpfer aufgesetzt, weil dem Läufer nur eine kurze Bahn vorgesteckt war. Die Eigenart konnte sich nicht ausleben. Die vielen, reich beanlagten Naturen, die dieser intelligente Stamm hervorbrachte, wurden unterbunden in ihrer Entwickelung, oder sie wurden ganz verdrängt, gingen ins Ausland.

Der Fluch der Enge lag auf Stadt und Land. Da die hohen Ziele genommen waren, da der Ausdehnung ins weite ein Damm vorgelegt war, da die großen Aufgaben des deutschen Lebens, die in Angriff zu nehmen man ehemals sich zum Fluche versäumt hatte, von einer jüngeren, kräftigeren, skrupelloseren Nation gelöst wurden, zog man sich beleidigt auf sich selbst zurück, bearbeitete das kleine Gebiet, das einem gelassen worden war, mit peinlicher Sorgfalt, die zur Pedanterie und zur Zersplitterung edler Kräfte ausarten mußte. Der ehemals frei gewachsene Baum, in seinem Wipfel verschnitten, trieb eine buschige, zwerghafte Krone, in der ein Ästchen dem anderen Luft und Licht wegnahm.

Die äußere Lage des Staates wirkte auch auf die Kultur zurück. Wie in der Politik ließ man die großen Fragen der Zeit in Kunst und Wissenschaft auswärts entscheiden, gewöhnte sich aber daran, über alles spießbürgerlich weise zu räsonnieren und zu moralisieren. Keine großen Ideen beschäftigten die Gemüter; Ideal war: Gemütlichkeit, Bequemlichkeit, in Ruhe genießen. Jeden, der sie darin zu stören wagte durch Äußerung neuer Ansichten, blickten sie mißtrauisch, bedenklich von der Seite an und verdächtigten ihn, wenn sie unter sich waren, aufrührerischer Gesinnung halber.

Zwar gab es einen Hof, welcher den Brennpunkt

bildete für die gute Gesellschaft; früher war von hier, wenigstens für die Kunst, wiederholt segensreiche Befruchtung ausgegangen. Aber jetzt war man da so ganz beschäftigt mit militärischen Dingen, mit konfessionellen Interessen und mit Rangfragen, daß für ein Mäcenatentum großen Stils Zeit nicht übrig blieb.

Die Kunst, welche einstmals dieser Stadt einen Kuß aufgedrückt hatte, der ihrem Angesicht unvergängliche Schönheit verlieh, war zu einem äußerlichen Zierrat geworden. Bei dem weiteren Aufbau, im Aufstellen von Monumenten, bei Errichtung öffentlicher Gebäude, wurde ein Abderitenstreich nach dem anderen begangen.

Selbst auf die Kunst übertrug der Spießbürger sein instinktives Grauen vor Eigenart. Das Kunstwerk sollte „schön" sein. Unter „schön" verstand er das, was ihn amüsierte, seine Neugier befriedigte, seine Sinne kitzelte. Häßlich war das, was stark, neu, ungewöhnlich auftrat, zum Nachdenken zwang und den Menschen in seiner Verdauung störte.

Nur für Musik legte man viel Interesse an den Tag; musikalisch zu sein gehörte sogar zum guten Ton. Diese Kunstbetätigung entsprach am meisten dem verschwommenen, gedankenlosen Phäakentum dieses genußfrohen Völkchens. Hier machte man im Wagnerkultus sogar der Moderne seine Reverenz; freilich erst nachdem sich der verstoßene Sohn dieses Landes auswärts den Freipaß eines berühmten Namens geholt hatte.

Denn vor allem, was weither kam, lag man auf der Nase. In der Gesellschaft spielten Fremde die tonangebende Rolle. Kein Wunder, daß sich der Ausländer wohl fühlte unter Menschen, deren verwaschene und schmiegsame Individualität es gelassen duldete, daß

der Engländer sich unter ihnen stolz als Engländer, der Russe ungeniert als Russe fühlen und aufführen durfte.

Die öffentliche Meinung aber war mit diesen Zuständen durchaus zufrieden. Es ging ja alles gut und glatt, man verdiente Geld, und — worauf man den höchsten Wert legte — die Gemütlichkeit wurde nicht gestört. Die Presse schließlich machte diesen Ton mit; denn wie lange wäre sie „maßgebend" geblieben, wenn sie den Leuten nicht das gesagt hätte, was sie gern hören wollten!

Heinrich Lehmfink war in seine schwäbische Heimat gereist, um, wie er sagte, Mutter und Schwester, die lange nichts von ihm gesehen hätten, wieder einmal aufzusuchen.

Die nächste Folge davon war für Fritz, daß sich im Café der Dichter Karol, alias Siegfried Silber, mit an seinen Tisch setzte. Allerdings pflegte der kleine Mann pro forma noch immer zu fragen, ob es auch erlaubt sei, und jedes Mal dankte er ausdrücklich für die Genehmigung; doch wohl nur, um zu zeigen, daß er die Abweisung, die ihm einstmals widerfahren war, nicht vergessen habe.

Die langhaarigen jungen Leute, mit denen Fritz neulich gemeinsam aus der Sulla-Vorlesung geflohen war, um mit ihnen dann noch ein paar Stunden im Bierhause Literatur zu schwatzen, verkehrten in demselben Café. Dadurch, daß Fritz Berting sich mit ihnen grüßte, erfuhr Siegfried Silber, dessen Blicke so leicht nichts entging und den keinerlei Verschämtheit hinderte, allem, was ihn interessierte, auf den Grund zu gehen, daß Berting im Hause der Frau Hilschius verkehre. Diese Tatsache schien Silber sehr zu interessieren; wieder-

holt kam er im Gespräche darauf zurück. Wen man alles dort treffe, wollte er wissen, welche Art Person Frau Hilschius wäre, ob sie sehr reich sei. Nach den fernliegendsten Dingen erkundigte er sich. Schließlich mußte Fritz dem Wißbegierigen sogar den Roman borgen, den Frau Hilschius geschrieben hatte.

Berting konnte nicht lange im Zweifel darüber sein, was das zu bedeuten habe. Silber wollte in den Salon der Frau Hilschius eingeführt sein.

Fritz lachte über den Ehrgeiz des kleinen Mannes. Er selbst hatte es eigentlich verschworen, dort wieder hinzugehen. Aber da Silber wirklich viel daran zu liegen schien, mit den Kreisen in Verbindung zu kommen, die bei der schöngeistigen Dame verkehrten, versprach Fritz, die Einführung am nächsten Mittwoch zu bewerkstelligen. Im letzten Augenblick wurde ihm allerdings bange, daß Siegfried Silber mit seinem oft recht vernachlässigten Aufzuge ihn dort blamieren könne. Wie seine Manieren in Damengesellschaft sein mochten, wußte man auch nicht. Als Fritz an das scharfe Mundwerk von Annie Eschauer und an die spöttische Miene von Fräulein von Lavan dachte, tat ihm sein Versprechen beinahe leid.

Aber schließlich erwiesen sich diese Befürchtungen als übertrieben. Silber hatte reine Wäsche angelegt für diese Gelegenheit, und weder Frau Annie noch Hedwig von Lavan waren an diesem Mittwoch da.

Frau Hilschius war erfreut, einen „bekannten Autor" mehr in ihrem Salon zu begrüßen; denn als solchen hatte Fritz Berting den Neuling eingeführt. Nur Weißbleicher, der Patron des Hauses, rümpfte die Nase und meinte mit einem mißbilligenden Seitenblicke auf seinen Stammesgenossen, „solche Elemente" gehörten doch eigentlich nicht hierher.

Fritz konnte nicht finden, daß Siegfried Silber seine Rolle schlecht gespielt hätte. Im Gegenteil! Man mußte nur wissen, aus welchen Verhältnissen der Mensch stammte. Hinter dem Ladentisch seines Vaters hatte er sicher keine Gelegenheit gehabt, sich gesellschaftlichen Schliff anzueignen. Dies hier war sein erstes Debut im Salon. Dafür war die Sicherheit seines Auftretens erstaunlich. Schnell hatte er sich über die Anwesenden orientiert. Die Sterne zweiten und dritten Ranges ignorierte er, unterhielt sich nur mit Leuten, die etwas zu bedeuten hatten. Mit dem Sohne des Hauses, Theophil Alois, freundete er sich an. Als Fritz Berting gelegentlich an den beiden vorüberkam, klangen ihm große Worte über die „Zukunft der deutschen Literatur" in die Ohren, die einen „Heiland" brauche. — Fritz war keinen Augenblick darüber im Zweifel, daß jeder der beiden Jünglinge sich selbst für diesen Heiland ansehe.

Als man aufbrach, hatte Silber die Genugtuung, daß ihn Frau Hilschius aufforderte, doch ja in Zukunft ihre Mittwoche mit seiner Gegenwart zu beehren.

Wenige Tage darauf erhielt Fritz durch Weißbleicher, mit dem er der Korrektur seines Romanes wegen jetzt öfters zusammen kam, eine Einladung von Frau Hilschius, bei ihr im intimen Kreise zu Mittag zu speisen. Nur die Familie würde da sein, der Verleger selbstverständlich und Professor Wallberg.

Fritz hatte diesen Namen schon wiederholt von Weißbleicher mit besonderer Betonung nennen hören, auch andere Leute, besonders die literaturbeflissenen Damen im Salon der Frau Hilschius, hatten den Namen Wallberg mit einer gewissen Ehrfurcht und Scheu in

den Mund genommen. Fritz erkundigte sich daher, was es mit diesem Manne so Besonderes auf sich habe. Weißbleicher gab zur Antwort: Professor Wallberg sei eine „kritische Koryphäe“, ein Mann, von dem ein paar Zeilen genügten, einen jungen Autor berühmt zu machen. Zwar gehöre der Professor der alten Schule an, aber — und das sagte der kundige Geschäftsmann mit bedeutungsvollem Augenzwinkern — wenn er an einem jungen Autor Gefallen finde, vor allem wenn er bei der Jugend auf das gehörige Maß von Bescheidenheit stoße, lasse er sich auch herbei, einen Vertreter der modernen Richtung zu lanzieren. Der Verleger deutete dann noch an, daß zwischen seinem Verlage und dieser Autorität Beziehungen zartester Natur beständen, die seinen Autoren zugute kämen.

Frau Hilschius empfing Fritz Berting mit großer Zuvorkommenheit, als er ihrer Einladung folgend mittags um zwei Uhr sich zu Tisch einfand. Von Annie Eschauer wurde er mit der Vertraulichkeit einer alten Bekannten begrüßt. Sie sei auf der Durchreise nach Karlsbad, erzählte sie, und da habe sie um dieses Diners willen einen Tag zugegeben. Während Fritz sich mit den beiden Damen unterhielt, saß Theophil Alois in einsamer Größe auf einem Hocker, Bein über Bein geschlagen, die Hand am Kinn, mit gerunzelter Stirn, düster, als wälze er den Plan zu einem neuen Sulla in seinem Haupte. Bis ihn seine Stiefschwester durch die boshafte Frage, ob er das Lateinisch für morgen schon präpariert habe, zu einem mißmutigen: „Unverschämtheit!“ veranlaßte. Beleidigt verließ er das Zimmer. Seine Mutter, deren Liebling er war, ging ihm nach, wohl um ihn zu trösten. Annie lachte und meinte: „Familienszene!“

Die Unterhaltung zwischen Annie und Fritz wollte eben intimer werden, als Weißbleicher kam. Er setzte sich zu den beiden. Professor Wallberg schien seine Bedeutung dadurch beweisen zu wollen, daß er warten ließ.

Endlich kam der große Mann und entschuldigte die Verspätung damit, daß er den Besuch eines auswärtigen Bühnenleiters — er nannte einen aristokratischen Namen — empfangen habe, der seine Ansicht über ein Theaterstück habe einholen wollen. Er verweilte bei diesem Thema, wie es schien, nicht ungern, da es ihm Gelegenheit gab, noch andere glänzende Persönlichkeiten seiner Bekanntschaft namhaft zu machen.

Der Professor war ein großer, ehemals gewiß recht stattlicher Mann, mit weißem Vollbart. Das noch ziemlich volle Haupthaar trug er ohne Scheitel einfach nach hinten gestrichen, wo es ihm in graugelben Strähnen bis tief ins Genick fiel. Die Gesichtsfarbe war gleichmäßig rötlich. Hinter der goldenen Brille lagen ein Paar graue Augen, aus deren Sprache man nicht recht klug werden konnte. Im Knopfloch trug er eine Ordensrosette, die in vielerlei Farben erstrahlte.

Man ging zu Tisch. Zunächst führte Professor Wallberg die Unterhaltung so gut wie allein. Er sprach von Literatur, doch hatte alles, was er sagte, mehr oder weniger Bezug auf seine Persönlichkeit. Er erzählte allerhand Anekdoten, zitierte Aussprüche berühmter Leute, die beweisen sollten, daß das literarische Leben der letzten Dezennien sich um einen einzigen Punkt drehe, um ihn.

Frau Hilschius hing bewundernd an den Lippen des großen Mannes, Theophil blickte verehrend zu dem

grauen Haupte auf, selbst Weißbleicher, der sonst so beredte, schwieg und dachte vielleicht über die „zarten Beziehungen" nach, die zwischen seinem Verlage und diesem Literaturpapst bestanden. Einzig Frau Annie machte dem Professor hie und da durch eine Zwischenbemerkung ein wenig Opposition, die Wallberg jedoch abzuschwächen verstand, indem er alles, was Frau Eschauer äußerte, für „allerliebst amüsant" erklärte und durch diesen Freipaß den Pfeilen ihres Witzes von vornherein die Spitze abbrach.

An Fritz Berting hatte Professor Wallberg noch kein einziges Mal das Wort gerichtet, er nahm wohl stillschweigend an, auch in ihm einen Bewunderer zu besitzen. Vielleicht um festzustellen, wes Geistes Kind der junge Mensch, der ihm von Frau Hilschius als Dichter und Verfasser eines demnächst erscheinenden Romans vorgestellt worden war, eigentlich sei, begann er von der modernen Jugend und ihren Bestrebungen.

Der alte Herr sprach sich nicht gerade freundlich aus über den Naturalismus. Er nannte ihn die roheste Art der Kunstübung, ein Zurücksinken in den Zustand der Wilden, ohne die Urwüchsigkeit der Barbarei, vielmehr mit der perversen Raffiniertheit des fin de siècle verquickt. Decadence und Naturalismus seien Erscheinungen, die sich gegenseitig bedingten. Decadence erzeuge Naturalismus, und das mißratene Kind des Naturalismus wiederum sei die Decadence.

„Ach, so etwas Decadence zur Abwechselung ist gar nicht übel," meinte Annie. „Die früheren Dichter sangen mir zuviel vom treuen deutschen Herzen, vom schönen Rhein, von Minne, Tugend und lauter solchen unmöglichen Sachen. Es wurde einem dabei immer zu-

mute wie nach Lindenblütentee. Da lobe ich mir die Jungen, die sind amüsanter. Ich kenne einige Dichter der jüngsten Schule in Berlin, sie gehen bei uns ein und aus im Hause, und ich muß sagen, die Leute sind ganz scharmant!"

„Ein echt weiblicher Grund, deshalb die ganze Richtung zu loben," höhnte der Professor. „Aber mir, Gnädigste, gestatten Sie wohl, mich durch das meinetwegen noch so bestechende Äußere der jungen Autoren nicht beeinflussen zu lassen und der Sache etwas tiefer auf den Grund zu gehen. Es handelt sich beim Naturalismus um mehr als eine bloße Mode; eine Krankheit ist er, eine Seuche, welche die Geister befallen hat. Moralische Verwilderung, krasser Nihilismus! Nichts wird mehr anerkannt, es gibt keine Autoritäten mehr, jede Pietät fehlt, jeder Respekt. Alles Altbewährte, jede Tradition will diese Richtung vernichten und weiß doch nichts Neues an die Stelle des Alten zu setzen. So handeln Menschen, die das moralische Gleichgewicht verloren haben und darum ihrer Sinne nicht mehr mächtig sind."

Professor Wallbergs Stirn und Hals hatten sich dunkel gefärbt bis unter das graugelbe Haar; in fanatischem Hasse blitzten seine grauen Augen unter den Brillengläsern hervor.

„Mir kommt es vor," fiel hier Fritz Berting ein, der Annie Eschauers Augen längst auf sich gerichtet sah mit der deutlichen Frage: ‚wirst du hierauf nichts erwidern?' „mir kommt es vor, als handle es sich beim Naturalismus nicht um Erkrankung, sondern um den Anfang eines Gesundungsprozesses. Die neueste Revolution in der Literatur ist mit nichten ein Kind der Decadence, sie ist Reaktion, berechtigte Reaktion gegen

Unnatur und Impotenz der vorigen Generation. Der Naturalismus ist eine Notwendigkeit geworden und wird hoffentlich eine Erlösung werden. Hätten wir ihn noch nicht, so müßte er erfunden werden. Decadence ist eine Erscheinung des Gesellschaftslebens. In diesem Sinne ist Decadence immer da, ebenso gut wie es überall verbrecherische Menschen gibt. Der Künstler wird einen solchen Wandlungsprozeß auf dem Gebiete der Sitten mit Interesse verfolgen, ihn eventuell auch verwerten; im übrigen hat Kunst mit Moral nichts zu tun, und der Vorwurf der Immoralität, der so oft gegen uns erhoben wird, geht glatt am Ziele vorbei."

Professor Wallberg blickte mit maßlosem Staunen auf den jungen Menschen, der es wagte, ihm in solcher Weise zu widersprechen. Weißbleicher hatte, während Fritz sprach, versucht, durch Blicke und Worte ihm verständlich zu machen, er solle seine Zunge in acht nehmen; erfolglos! Theophil saß mit offenem Munde da. Annie aber, um deretwillen Fritz den hingeworfenen Fehdehandschuh eigentlich nur aufgenommen hatte, nickte ihm beistimmend zu.

Frau Hilschius war besorgt um das gute Einvernehmen ihrer Gäste. Sie wußte, daß der Professor Widerspruch nicht vertrage. Darum machte sie den Versuch, das Gespräch auf ein anderes Gebiet zu lenken, begann von bildender Kunst zu sprechen und wiederholte dabei unbewußt einen Artikel, den sie am Morgen in einer bekannten Zeitschrift gelesen hatte.

Aber es dauerte nur wenige Minuten, da war man wieder bei der Literatur angelangt. Der Professor hatte noch eine Anzahl Vorwürfe auf dem Herzen gegen die junge Richtung, die er sich von der Galle reden wollte, um so mehr, als dieser Fritz Berting, dessen Namen er

vordem niemals gehört, ja nun das Visier gelüftet und gezeigt hatte, welcher Schule er angehöre.

Der Naturalismus sei im Grunde gar keine Kunst, behauptete Professor Wallberg. Er verwische die Grenzen zwischen Handwerk, Wissenschaft und Kunst. Die Empirie werde zum Götzen erhoben und die Schönheit von ihrem Throne gestoßen.

Fritz Berting erwiderte: der Naturalismus gehe auf Wahrheit aus und suche darum das Charakteristische auf.

„Nein!" rief der alte Mann und blitzte ihn wütend über den Tisch an. „Nein! Die Entschuldigung kennen wir; sie ist faul! Unter dem Deckmantel Wahrheitsliebe wühlt ihr mit Behagen in Kehrichthaufen und sucht alles daraus hervor, was häßlich, schmutzig und ekelhaft ist."

„Es gibt überhaupt keine Erscheinung des Lebens und der Natur," sagte Fritz darauf, „die nicht für das überzarte, empfindliche Gemüt etwas Erschreckendes oder Abstoßendes enthält, ebenso wie es nichts gibt, woraus die Lüsternheit nicht, wenn sie will, Kapital schlagen kann. Schön und häßlich sind eben relative Begriffe und liegen im Auge des Beschauers. Die Kunst aber kann Erscheinungen wie Tod, Geburt, Geschlechtsleben, Krankheit nicht entbehren zur Darstellung, weil sie notwendige Teile des Lebens sind und weil sich die Natur darinnen am unmittelbarsten und stärksten offenbart. Die Moderne ist nur mutiger, sie verwirft das Feigenblatt, und sie ist auch ehrlicher; Schminke, Schönheitspflästerchen und falsches Haar gehören nicht zu ihren Requisiten."

In gereiztem Tone unterbrach ihn der Professor. „Und das Ende wird sein, daß die Kunst im Wachs-

figurenkabinett anlangt. Es ist nicht nötig, Leichen darzustellen, noch weniger sie zu sezieren, das ist nur eine Spekulation auf die Nerven des Publikums. Aber das ist es ja gerade: der Naturalismus will allen anderen Berufen ins Handwerk pfuschen. Einmal führt er sich als Arzt auf, dann wieder geriert er sich als Nationalökonom. Und was ist er im Grunde, wenn man ihn bei Licht betrachtet? Photograph! Gesteht es doch nur offen ein, daß ihr mit eurer Wirklichkeitstreue, mit dem Geschrei nach Wahrheit, auf eurer Suche nach menschlichen Dokumenten euch die Technik des Photographen zum Muster genommen habt, daß ihr im besten Falle Retoucheure seid, aber niemals frei schaffende Künstler!"

„Den Vorwurf, daß wir die Wirklichkeit wieder zu Ehren bringen wollen," erwiderte Fritz, der im Gegensatz zu dem Professor sich die Ruhe ziemlich gewahrt hatte, „glaube ich, können wir uns gefallen lassen. Nicht das mechanische Reflektieren der Photographenplatte streben wir an, sondern die Objektivität des Auges und die Treue der Hand im Wiedergeben. Wir haben Ehrfurcht vor der Natur, wir wollen ihr dienen, ohne ihre Sklaven zu sein. Die bengalische Beleuchtung, mit der die vorige Künstlergeneration so viel gearbeitet hat, verachten wir als Mache. Wir beobachten und ergründen, statt wild darauf los zu fabulieren. Die Naturwissenschaft hat uns die Methode realistischen Sehens und der Determinismus das logische Denken wieder gelehrt, die dem Künstler ganz abhanden gekommen waren."

„Naturwissenschaft, Determinismus! Behängt nur mit solchen Flicken eure krasse Nacktheit. Der wahre Name für eure Weltanschauung ist Materialismus, Pessimismus, Nihilismus und für eure Schreibweise:

Pornographie. An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen! Mit Ekel, mit sittlichem und ästhetischem Ekel nur kann man eines eurer Bücher in die Hand nehmen. Was soll man von einer Jugend erwarten, die nicht allein der Ideale bar ist, nein, die auch alles, was früheren Generationen heilig war, in den Kot hinabzieht!"

„O, wir haben Idealismus! Wir haben uns die schwierigere, die undankbarere, die gefährlichere Aufgabe gewählt. Darin liegt unser Idealismus, daß wir den Mut haben, in die Schächte des Lebens hinabzusteigen, dort nach neuen Werten zu graben und in Tiefen zu leuchten, die bisher ängstlich vermieden worden sind. Das erfordert mehr Kühnheit und Entsagung, als die grüne Wiese des Opportunismus abzugrasen. Der Sieg ist auf unserer Seite, weil wir den Bedürfnissen der Zeit Rechnung tragen. Die Zeit ist realistisch und schreit nach Realismus. Ganz große Leute, wie Goethe, sind unsere Helfer."

„Nun rufen Sie auch noch Goethe an, das ist wahrhaftig Blasphemie!"

„Ich meine nicht den Geheimrat Goethe, ich meine den jungen Wolfgang, der hätte uns verstanden, der stünde, wenn er jetzt lebte, auf unserer Seite. Und Goethe hat auch im Alter nicht Ach und Weh geschrien, wenn die Jugend über ihn hinausstürmte. Nur das eingerostete Alter bildet ein Hindernis für die Entwickelung. Da wird geklagt über Mangel an Pietät und die Jugend denunziert als unmoralisch. Man soll uns nur einmal sagen, weshalb wir Respekt haben sollen vor der älteren Dichtergeneration? Was hat sie uns denn für Vorbilder geschenkt? Sollen wir vielleicht den Professorenroman bewundern? Vom geschäftlichen Standpunkt aus mag der ja ganz einträglich sein; denn

von harmlosen Seelen werden diese Schmöker, die eigentlich nicht viel mehr sind als Indianergeschichten, ja um Weihnachten herum gern gekauft, aber mit Literatur ..."

Hier machte Weißbleicher so deutlich abwinkende Zeichen, während Frau Annie boshaft belustigt kicherte, daß Fritz merken mußte, daß er irgendeinen delikaten Punkt berührt habe. An dem Ausdrucke schlecht verhehlten Zornes in den Mienen des Professors sah er, wen er mit seinen letzten Worten, ohne es zu wollen, schwer getroffen habe.

Peinliche Stille entstand.

Aus der allgemeinen Verlegenheit half diesmal Theophil Alois. „Donnerwetter, es ist ja schon zehn Minuten nach drei Uhr!" rief der Dichter des Sulla, dessen Blick auf die Pendule ihm gegenüber gefallen war. Er sprang auf, warf noch einen wehmutsvollen Blick auf das Halbgefrorene, das eben herumgereicht wurde, und eilte von dannen.

Frau Hilschius aber benutzte diese kleine Episode, um endgültig das klippenreiche Thema der zeitgenössischen Literatur von der Tagesordnung verschwinden zu machen. Sie stimmte ein Klagelied an über die Einrichtung des Nachmittagsunterrichts und die Überbürdung der Gymnasiasten.

Den Kaffee nahm man in dem geräumigen Salon der Hausfrau ein, wo die Sulla-Vorlesung stattgefunden hatte.

Frau Hilschius, Weißbleicher und der Professor waren bald in ein eifriges Gespräch über die dichterische Zukunft des Wunderkindes Theophil vertieft. Annie aber zog sich mit Fritz Berting in das kleine Boudoir nebenan zurück, in welchem sie schon neulich gesessen hatten.

Für Fritz war es ein eigentümliches Gefühl, einmal wieder nach gutem Diner eine importierte Zigarre zu rauchen und seine Füße auf dem Gewebe eines echten Persers auszustrecken. Annie Eschauer lag bequem im Schaukelstuhle zurückgelehnt und wiegte ihren üppigen Körper langsam in einem gewissen Rhythmus auf und ab. Ihre kleinen, weißen, runden Hände mit den vielen bunten, glitzernden Steinen lagen in unruhigem Spiel bald in ihrem Schoße, bald auf den geschwungenen Lehnen des Stuhles, bald hantierten sie mit einem niedlichen Dolch, der auf einem niedrigen Tischchen neben ihr lag. Sie hatte etwas von einem netten Kätzchen, in ihrer lässigen Ruhe, wie sie Fritz jetzt, ohne das rhythmische Schaukeln zu unterbrechen, mit unbestimmbar schillernden Augen von der Seite ansah, befriedigt lächelte und nach einer Weile behaglicher Betrachtung seiner ganzen Erscheinung sagte: „Wissen Sie, Herr Berting, Sie gefallen mir eigentlich heute noch besser als neulich. Vorhin, wie Sie es dem alten Professor gegeben haben, das war allererster Klasse. Wußten Sie eigentlich, daß der gute Mann einen Roman geschrieben hat, der im alten Phönizien, Assyrien oder so wo spielt, auf den er sehr stolz ist?“

„Nein, ich wußte es nicht. Aber aus seinem Gesicht schloß ich dann allerdings, daß ihm die Lorbeeren von Ebers keine Ruhe gelassen haben mochten. Unhöflich zu sein gegen einen Gast Ihrer Frau Mutter, lag mir gänzlich fern.“

„Ach, es schadet gar nichts! Ich habe mich ja gekugelt! Es war höchste Zeit, daß der alte, eingebildete Bonze es einmal richtig gesagt bekam. Diesem Manne wird sonst niemals widersprochen. Alle haben sie Angst vor ihm; er ist ja hier vereidigter Sachverständiger!“

„Ich fürchte, ich werde es auszubaden haben," erwiderte Fritz, „daß ich eine eigene Ansicht zu besitzen wage. Ich habe es dem Herrn Professor wohl angesehen, er dachte bei sich: Komm du mir nur mal unter die Finger! — Mein armes Buch wird er böse zerpflücken."

„Ihr neues Buch! Ihr Roman! — Weißbleicher hat mir schon den Titel verraten. Vielversprechend! Ich bin kolossal neugierig! Erzählen Sie mir doch was von dem Inhalt!"

„Das kann ich nicht, gnädige Frau!"

„Ist es so unpassend?"

„So hatte ich's nicht gemeint. Ich habe geradezu eine Scheu davor, von meinen Sachen zu sprechen; es macht mich verlegen."

„Sie sind ein sonderbarer Mensch, eine ganz eigentümliche Mischung von — na, ich will Sie nicht eitel machen! Es wäre mir wirklich interessant, hinter Ihre Geheimnisse zu kommen; denn Sie haben welche, das sehe ich Ihnen an, gerade weil Sie so unschuldig tun. Sagen Sie mal, Herr Berting, was wollen Sie eigentlich in diesem Nest? Sie gehören doch nach Berlin!"

Fritz erzählte ihr in Kürze, was ihn von Berlin weggetrieben habe; als äußerer Anlaß, der Mißerfolg seines Stückes, und als tieferer Grund, sein Wunsch nach Einsamkeit. Das Berliner Treiben sei ihm völlig unerträglich geworden.

„Unsinn!" rief Annie und richtete sich aus ihrer lässigen Haltung auf. „Sagen Sie mir gegen Berlin nichts! Berlin ist der einzige Ort, wo man lebt. Ich würde es in einer anderen Stadt überhaupt nicht aushalten. Hier zum Beispiel komme ich mir vor wie so ein Fischchen, das im Glasballon der guten Stube steht,

immerfort im Kreise herumschwimmen muß und mit Semmel gefüttert wird. In Berlin da ist man im Strome. Unter Umständen geht's mal ein bißchen bunt zu; aber das ist doch gerade das Aufregende. Was ist denn weiter dabei, mit einem Theaterstücke durchfallen! Versuchen Sie's noch einmal! Vielleicht gibt's zur Abwechselung einen Schlager. Auf der Börse wechselt's auch, heute macht einer Pleite, zum ultimo hat er eine veine und kommt wieder obenauf."

„Ich bin hierher gegangen, mich zu sammeln, Ruhe zu haben für eine große Arbeit."

„Schön! Jetzt ist Ihr Roman fertig. Nun kommen Sie nach Berlin zurück! Wenn es überhaupt ein Erfolg sein soll, kann er nur dort kreiert werden. Man wird es in Berlin sehr ungewöhnlich finden, daß Sie es ein Jahr lang im Exil ausgehalten haben; wunderweiß welche Erlebnisse werden Ihnen angedichtet werden. Sie werden der interessante Mann, womöglich der clou sein der Saison."

„Gerade dem habe ich entfliehen wollen, diesem schnellen Auf-den-Schild-erhoben-werden. Was nützt mir die Berühmtheit eines Monats, wenn ich mit einer ernsten Arbeit unbemerkt bleibe?"

„Man wird Sie nicht in der Versenkung verschwinden lassen, diesmal nicht! Dafür stehe ich Ihnen!" rief Annie Eschauer mit einem Blicke, der es ihm heiß und kalt überlaufen machte. „Kommen Sie nach Berlin! Wozu hat man seine Verbindungen! Bei uns verkehren die ersten Leute der Bühne und der Presse. Es kostet mich ein paar Federstriche, und ich verschaffe Ihnen die Bekanntschaft von wem immer Sie wollen. Schreiben Sie ein Stück, es soll angenommen werden; ich setze Kopf und Kragen daran. Es hat Ihnen bisher

offenbar nur jemand gefehlt, der sich Ihrer angenommen hätte. Dichter sind unpraktisch, brauchen Bemutterung. Mit Schüchternheit kommt man in Berlin freilich nicht weit. Und wer nun gar in der Provinz lebt, ist ein toter Mann. Noch so viel Talent mögen Sie entwickeln, gemacht können Sie nur in Berlin werden. Also nächsten Herbst auf Wiedersehen! Ich zähle bestimmt auf Sie."

Fritz gab keine Zusage, er sagte aber auch nicht nein. Wer längere Zeit Berliner Luft geatmet hat, den befällt von Zeit zu Zeit eine Sehnsucht nach dem nicht immer gefälligen und gemütlichen, aber jederzeit starken Leben dieser wunderlichen Stadt.

Und gerade Annie Eschauer war die richtige Person dazu, Fritz die Stadt, der er grollte, die er im geheimen aber doch liebte, ins Gedächtnis zu rufen. Annie mit ihrer kecken Lebendigkeit, ihrem schnellen Erfassen und Urteilen, ihrem unverfrorenen Witz war im Guten und Schlechten eine Repräsentantin des Geistes und Tones, der nur im Tiergartenviertel gedeiht. Es war Berlin selbst, das seine Hand nach ihm ausstreckte. Mit diesen sinnlichen Lippen, die gleich schnell zum Kusse wie zu einer schnodderigen Bemerkung bereit waren, mit diesen ebenso begehrlichen wie kühl beobachtenden Augen, die so ungeniert dreinblicken konnten, lockte „Berlin W." den Ungetreuen in seine Arme zurück.

Die körperliche Nähe dieser Frau beunruhigte ihn stärker als er für gut befand, sie merken zu lassen. Ihr üppiger Wuchs war ein Appell an die Sinne, die ganze Person umschwebte eine unbestimmte, schwüle Atmosphäre von Wollust. Sie brauchte nichts zu sagen, nichts zu tun, nur wie jetzt das Auge mit seinem unruhig flackernden Glanze unter den schweren, ver-

schleiernden Lidern auf ihn zu richten, und hundertfältige Versuchung wurde in ihm aufgeregt.

„Also, Sie kommen, nicht wahr?“

„Nein, gnädige Frau, es geht nicht!“

„Warum nicht?“

„Ich bin gebunden.“

„Gebunden — wodurch? Ein junger Mensch wie Sie, unverheiratet! Wenn Sie noch Familienvater wären — aber so! Oder fesseln Sie etwa zarte Bande, von denen man nichts wissen darf — he?“

Ihr Blick hatte für einen Augenblick etwas Lauerndes, aber im Nu lächelte sie auch schon wieder.

„Seien Sie offen, sagen Sie mir, was mit Ihnen ist, Herr Berting! Sehen Sie, ich will auch ganz ehrlich sein. Ihre Einladung zum heutigen Mittagessen habe ich veranlaßt. Ich wollte Sie gern noch einmal sprechen, ehe ich nach Karlsbad reise; denn ob wir uns im Laufe dieses Sommers sehen werden, ist fraglich. Ihr Schicksal interessiert mich. Ich glaube, daß es Ihnen nicht gut ergangen ist in der letzten Zeit; man sieht Ihnen das an. Gibt es gar nichts, womit man Ihnen zu Hilfe kommen könnte? Sie brauchen deshalb noch nicht diese stolze Miene aufsetzen. Es liegt kein Grund vor, beleidigt zu sein.“

„Ich danke Ihnen, gnädige Frau!“ sagte Fritz, dem die letzte ernüchternde Wendung des Gespräches die volle Beherrschung seiner Gefühle wiedergegeben hatte. „Ich brauche nichts! Meine äußere Lage ist geordnet. Ruhe zur Arbeit ist alles, was ich nötig habe, und die finde ich hier eher als in Berlin.“

„Ach, Sie sind langweilig mit Ihrer Ruhe zur Arbeit! — Na, vielleicht ändert sich einmal was in Ihrem Leben. Wenn Sie jemals in die Lage kommen

sollten, Hilfe zu brauchen, dann, das bitte ich mir aus, kommen Sie zu mir. Und darauf geben Sie mir mal Ihre Hand!

„Wie kann ein Mann nur solch feine, schlanke, zarte Hand haben!“ — —

* * *

Fritz Berting hatte sein Fräulein von Lavan gegebenes Versprechen, ihr den Balzac zu bringen, nicht vergessen. Er packte die kleinen, schon ein wenig vergilbten Bände eines Tages zusammen und machte sich damit auf den Weg.

Es lag ihm daran, angenommen zu werden; denn die kurze Unterhaltung neulich hatte ihn begierig gemacht auf mehr. Darum bemühte er sich, das öffnende Mädchen darüber aufzuklären, daß er kein Handlungsreisender sei oder sonst eine Persönlichkeit, die man so schnell wie möglich los zu werden sucht. Doch war das in diesem Falle gar nicht nötig; das runde Gesicht der drallen Person erstrahlte verständnisvoll, als er seinen Namen nannte. Das Fräulein lasse bitten, hieß es. Um einem leicht möglichen Mißverständnis vorzubeugen, erklärte Fritz noch besonders, daß er nicht zu den Damen Tittchen wolle, sein Besuch gelte lediglich Fräulein von Lavan. Die Vertraulichkeit der Zofe verstärkte sich noch; diskret lächelnd erklärte sie: Fräulein Hedwig habe Auftrag gegeben, Herrn Berting, sobald er komme, zu ihr zu führen.

Fritz betrat mit seinem Paket in der Hand ein schmales, einfenstriges Zimmer. Hedwig von Lavan erhob sich von ihrem Platze am Schreibtisch, schritt auf ihn zu, blickte ihm wie einem Bekannten ruhig und frei in die Augen und reichte ihm die Hand. Dann bat sie

ihn, Platz zu nehmen. Sie selbst ging an den Schreibtisch zurück und öffnete dort das Paket, das er ihr überreicht hatte.

Er betrachtete sie, wie sie dastand und einen der kleinen Bände nach dem anderen aufschlug, um die Titel zu lesen. Sie trug heute ein eng anliegendes Kleid von grauem Herrentuch, ohne jeden Ausputz und Schmuck, das in seiner Knappheit die Knabenhaftigkeit ihrer Figur bis zur Sprödigkeit hervortreten ließ. Von dem hohen, dunklen Halskragen hob sich das Profil des blassen Gesichtes und die mattblonden Flechten der lockeren Frisur unendlich fein und duftig ab. Es lag nichts von kindlicher Neugier in der Art, wie sie die Bücher durchblätterte und hie und da eine Zeile überflog, eher der gesetzte Ernst des Forschers; jener Ausdruck der Sachlichkeit, der Fritz schon neulich als etwas Besonderes an ihr aufgefallen war, weil man ihn nicht bei dieser Jugend suchte.

Fritz wollte ihr Rat geben, in welcher Reihenfolge sie Balzacs Romane am besten lese, um Verständnis zu gewinnen für das imposante Lebenswerk dieses Schriftstellers.

„Wissen Sie, Herr Berting,“ meinte Hedwig, „mir kommt es gar nicht auf das Literarische an bei einem Buche; mich interessiert der Mensch. Welche Stellung die Literaturgeschichte einem Autor anweist, ob er berühmt ist, ob seine Sachen standard works sind, das hat mich immer ganz kalt gelassen. Mir ist niemals Ehrfurcht vor den Klassikern eingeflößt worden; ich habe nämlich in meinem ganzen Leben keine einzige Literaturstunde gehabt.“

„Sie Beneidenswerte! Niemals haben Sie ein Schillersches Gedicht auswendig lernen müssen?“

„Niemals! Mit meiner Schulbildung ist es überhaupt sehr mangelhaft bestellt. Jede höhere Tochter würde mich schlagen in den Elementarfächern.“

„Wie haben Sie es denn fertig gebracht, den Argusaugen des Schulinspektors zu entgehen, gnädiges Fräulein?“

„In den Ländern, wo ich meine Kindheit verlebt habe, gibt es dergleichen nicht. Das beste, was ich weiß, habe ich vom Fenster des Eisenbahncoupés aus gelernt. Wenn wir reisten, hatte mein Vater Zeit, sich mit mir abzugeben. Er war ein Anreger, wie ich keinen zweiten gekannt habe, ganz ohne Methode sein Unterricht. Bunt, lustig und interessant wußte er alles zu gestalten, und man lernte spielend bei ihm. Das übrige habe ich mir aus Zeitungen und Büchern zusammengelesen.“

Sie räumte jetzt die Bücher zusammen, die auf ihrer Schreibtischplatte lagen, legte einen Band Balzac besonders, legte die anderen weg. Dann setzte sie sich Fritz gegenüber.

Er war wieder überrascht durch die Geschlossenheit ihres Wesens. Wo hatte das junge Ding, dessen Haut die Farbe trug der unangetasteten Knospe, diese überlegene Ruhe her, dieses trockene Selbstbewußtsein? — Es war so gar nichts von Pose an ihr, jedes Wort, jede Handlung schien selbstverständlich und originell. „Es muß sehr viel gutes, altes Blut in ihren Adern rollen,“ dachte Fritz bei sich.

Er fragte sie nach ihren Eltern. Bereitwillig erzählte sie ihm die Geschichte ihres Vaters und damit gleichzeitig die ihre. In knapper, charakteristischer Art gab sie nur das Wichtige, alles Detail der Ausmalung des Hörers überlassend.

Herr von Lavan war in den fünfziger Jahren österreichischer Offizier gewesen. Eines Ehrenhandels wegen, der für ihn einen ungünstigen Verlauf nahm, mußte er den Abschied nehmen. Er ging nach Amerika. Drüben nahm er am Bürgerkriege teil, focht auf Seite der Union, wurde verwundet und in Gefangenschaft geschleppt. Nach Beendigung des Krieges fand er im Buchhandel Unterkunft, verdiente sich ein Vermögen, heiratete eine Deutsche. Ein Zeitungsunternehmen, das er ins Leben gerufen, wurde von den politischen Gegnern zu grunde gerichtet. Herr von Lavan büßte sein Erworbenes wieder ein. Die Gattin starb wenige Jahre nach Schließung der Ehe. Er ging mit der kleinen Hedwig, seinem einzigen Kinde, nach Europa zurück. Von einem Orte zum anderen reiste das Paar. Herr von Lavan verwertete jetzt seine ungewöhnlichen Erfahrungen und seine große Belesenheit publizistisch. Er war inzwischen Sechziger geworden und seine Gesundheit begann schwankend zu werden. In Mentone, wohin er sich begeben hatte, um sich von schwerer Niederlage zu erholen, lernte er die Schwestern Tittchen kennen und verlobte sich mit Amanda. Aber nur von kurzer Dauer war der Brautstand. Infolge einer Erkältung erkrankte Herr von Lavan zu Tode. Auf dem Sterbebette übergab er seine Tochter der Fürsorge ihrer jetzigen Pflegemütter. Das einzige, was er dem Kinde hatte hinterlassen können, war ein Manuskript, seine Memoiren enthaltend.

Fritz Berting erkundigte sich, ob diese Memoiren in früherer oder späterer Zeit veröffentlicht werden sollten. Vielleicht würde Fräulein von Lavan selbst die Herausgabe übernehmen, meinte er.

Hedwig erklärte, diese Absicht liege ihr ganz fern; die Aufzeichnungen ihres Vaters seien intimster Natur.

„Handelt es sich darin um Politik?“ erkundigte sich Fritz.

„O nein, um Politik ganz und gar nicht! Es sind Bekenntnisse. Tante Amanda war schon außer sich, als sie nur ein paar Seiten davon gelesen hatte.“ Bei diesem Worte sah Fritz heute zum ersten Male das spöttische Lächeln auf ihren Lippen erscheinen, das er schon kannte. „Und dabei versteht Tante Amanda nicht einmal Französisch! Mein Vater hatte die Gewohnheit, vieles französisch zu formulieren. Deutsch, sagte er, sei für viele Gedanken zu grob. Manches ist auch in Briefform geschrieben, an eine Freundin gerichtet. Daß diese Freundin nur eine fingirte Person sei, wollte Tante Amanda nicht glauben. Wenn ich nicht gerade dazu gekommen wäre, als sie das Paket in den Herd steckte, wäre alles zu Asche verbrannt. Sehen Sie, hier habe ich noch ein Andenken davon! Es ist jetzt ein halbes Jahr her.“

Sie streifte den Ärmel an ihrem dünnen Ärmchen ein wenig empor und zeigte ihm einen rötlichen Streifen, der über das weiße Fleisch vom Handgelenk aufwärts lief.

„Dadurch sind die Blätter nun doppelt mein geworden,“ fuhr sie fort. „Ich würde sie niemandem lassen, niemandem! Wenn ich sie veröffentlichen wollte, könnte jedermann sie lesen. Und ich glaube, die anderen Menschen würden auch nicht viel gescheiter urteilen, als Tante Amanda. Ich bin froh, daß ich das ganz und gar für mich habe.“

Sie sagte das mit verächtlichem Stolz. Fritz bemerkte ein schwaches Erröten in ihrem Gesicht, wie ein

leichter Hauch über einen Spiegel geht und im Nu wieder verschwindet.

Dann schlug sie eine ganz neue Tonart an. „Sie müssen meine Tanten sehen, Herr Berting! Es sind liebe, alte Dinger! Ich habe beide recht gern. Außerdem würden die Guten sehr gekränkt sein, wenn sie erführen, daß ich Besuch gehabt, den ich ihnen unterschlagen hätte. Beide sind sehr verlegen, aber auch sehr neugierig."

Sie öffnete die Tür zum Nebenzimmer. Man betrat einen größeren Raum, in welchem, da die Rollläden herabgelassen waren, Halbdunkel herrschte. Die Möbel standen unter Kappen von hellem Stoff. Sie durchschritten die kalte Pracht des Salons und kamen jenseits in ein kleineres, bewohntes Zimmer.

Hier saß die ältere der beiden Schwestern, Ida. Sie war mit Näherei beschäftigt, hatte die Brille auf der Nase und fuhr erschreckt zusammen, als Hedwig plötzlich mit einem fremden Herrn eintrat. Fritz sagte daß er schon die Ehre gehabt habe, und Hedwig erklärte, wer Herr Berting sei. Aber Tante Ida packte in größter Verwirrung ihr Nähzeug zusammen, flüsterte dem jungen Mädchen etwas ins Ohr, wackelte zur Tür und verschwand.

Hedwig erklärte lachend: „Sie will Amanda fragen, was nun zu geschehen hat. Tante Amanda ist nämlich unser Orakel. Sie ist um ganze drei Jahre jünger als Ida, und darum in Idas Augen ein halbes Kind. Amanda darf das nicht machen und jenes nicht anziehen, weil es sich für ihre Jugend nicht schickt. Ida hält ihre Schwester für eine Schönheit. Abends darf das verführerische Wesen nicht allein auf die Straße gehen. Amanda ist leidend. Ida und der Hausarzt

haben ihr das eingeredet. Der größte Teil des Tages geht in Beratungen hin, was Amanda essen und trinken darf, ob man ausgehen soll oder ausfahren, welches Mittel heute eingenommen werden muß. Das ist das Leben, das wir hier führen."

„Und wie fahren Sie dabei?"

„Ich — ganz gut! Die Tanten sind so sehr mit sich beschäftigt, daß ich ziemlich machen kann, was ich will. Manchmal wollen sie mir verbieten, dieses oder jenes Buch zu lesen; aber ich verschaffe es mir einfach. Auch über die Toilette machen sie mir Vorschriften, die ich nur beachte, wenn sie mir passen. Es läßt sich schon mit ihnen auskommen. Vor den ‚feinen Manieren' haben sie einen Riesenrespekt. Ihre Jugend müssen sie in ganz beschränkten Verhältnissen zugebracht haben; erst als beide alt waren, ist ihnen durch den Tod von Verwandten eine Menge Geld zugefallen. Das hat sie etwas aus dem Gleichgewicht gebracht. Nun möchten sie von dem Mammon doch auch Spaß haben, wissen aber nicht recht, wie das anfangen. Haben Sie den Salon nebenan bemerkt? Alles fix und fertig zu Gesellschaften. Aber die Tanten kennen fast niemanden. Mir ist das sehr lieb. Auf diese Weise werde ich nicht gestört. Ich will nur solche Menschen sehen, die mir gefallen."

Fritz hätte sie gern gefragt, welche Auserlesenen ihr denn gefielen: Waldemar Heßlow vielleicht? Ob er selbst sich dazu rechnen dürfe? Aber jetzt kamen die Tanten.

Neulich im Salon der Frau Hilschius hatte Fritz in Ida und Amanda Tittchen nichts gesehen, als zwei alte Jungfern, die sich aufs Haar glichen, heute, durch die mokanten Bemerkungen Hedwigs aufmerksam ge-

macht, sah er den Unterschied zwischen den Schwestern genauer.

Ida war das Aschenbrödel. Amanda putzte sich; man sah's ihr an, daß sie sich schonte, sich nichts abgehen ließ an gutem Essen und Ruhe. Ein Spitzenhäubchen mit buntem Bande gab ihrem geröteten Gesicht sogar den Anflug einer gewissen Koketterie. „Amanda ist vor dreißig Jahren wahrscheinlich gar nicht so übel gewesen," dachte Fritz bei sich.

Sie starrten ihn beide mit großen, runden Vogelaugen neugierig an. Ein Mann, der Bücher schrieb, war für sie ein Wundertier.

Sie verstünden beide sehr wenig von Kunst, erklärte Ida; aber nun hätten sie durch Frau Hilschius eine Menge berühmter Leute kennen gelernt. Fritz hütete sich wohl, die rührenden alten Dinger über die Bedeutung von Dichtern, wie Theophil Hilschius oder die Verfasserin der „Efeuranken" aufzuklären. Auch als Amanda von Waldemar Heßlow als einem der ersten Heldendarsteller der Gegenwart sprach, zuckte er nicht mit der Wimper.

Sie waren begeisterte Theaterfreunde. Gleich beim Eintreten hatte Fritz die Photographien verschiedener lokaler Bühnengrößen in den Kostümen ihrer Paraderollen auf dem Vertiko stehen sehen. Der schöne Waldemar war mehrfach vertreten. Mit Stolz erzählte Ida, daß Herr Heßlow ihnen schon zweimal die Ehre gegeben, bei ihnen zu Mittag zu speisen, und Amanda korrigierte die Schwester dahin, daß es schon dreimal gewesen sei.

Hedwig, auf die Fritz blickte, begierig zu sehen, wie sie sich dazu stelle, saß mit dem unschuldigsten Kindergesicht dabei, als sei sie nicht imstande, ein Wässerchen zu trüben. War sie nicht ein Wesen aus anderer Welt

in dieser spießbürgerlichen Umgebung? Merkwürdig launisch hatte das Schicksal gewaltet, als wolle es einen kapriziösen Streich machen, da es dieses fremde Vögelchen in das Nest der alten Jungfern legte.

Als Fritz sich zum Gehen anschickte, tuschelten die beiden Schwestern eifrig zusammen. Er ahnte, daß es sich um eine Einladung handelte. Keine von beiden wollte sprechen, eine schob es der anderen zu. Endlich faßte sich Ida, als die ältere, ein Herz, trat verlegen errötend vor Fritz hin und bat ihn, am nächsten Sonntag Mittag einen Löffel Suppe bei ihnen einnehmen zu wollen.

* * *

Seit einigen Tagen gastierte eine Truppe aus Süddeutschland an dem zweiten Theater der Stadt. Fritz Berting hatte wohl die Berichte der Zeitungen gelesen, die voll des Lobes waren über die Leistungen der Gäste, doch fühlte er wenig Lust, sie mit eigenen Augen zu sehen. Das Repertoire mit seinen derben Volksstücken im Bauerndialekt war nicht nach seinem Geschmack.

Aber eines Morgens schrieb ihm Lehmfink, der inzwischen von seiner Reise zurückgekehrt war, ein paar Zeilen: er habe eine Parkettloge genommen, Fritz und Alma müßten unbedingt abends seine Gäste sein für die Vorstellung. Er kenne die Truppe, es werde frisch und charakteristisch gespielt; das harmlos lustige Stück aber werde ganz etwas für Fräulein Lux sein.

Eine so freundliche Einladung war nicht abzulehnen. Er sagte Alma, sie möge ihre Toilette für den Abend instand setzen.

Das Stück, das man sah, war ein ländlicher Schwank, mit ländlichen Chören und Couplets. Das beste daran

blieb die Keckheit, mit der Typen aus dem Volksleben in wenigen drastischen al fresco-Strichen festgelegt waren.

Alma und Fritz saßen auf den Vorderplätzen der Parkettloge, während Lehmfink hinter ihnen Platz nahm. Alma hatte sich allerliebst herauszuputzen verstanden. Was solch ein Mädchen doch, wenn es darauf ankam, aus sich zu machen wußte! — Mehr als ein Operngucker war auf sie gerichtet.

Heinrich Lehmfink hatte mit der Wahl dieses Stückes gerade das Richtige für Almas Geschmack getroffen. Die Moral der Dichtung war handgreiflich. Das Böse, das anfangs zu triumphieren schien, bekam später die gerechten Rutenstreiche zu kosten. Alma äußerte ungeniert die Empfindungen, welche die drastischen Vorgänge auf der Bühne in ihr auslösten. Jede komische Szene entfesselte ihr herzliches Lachen, jede ernstere Stelle machte sie traurig, ja, rührte sie zu Tränen. Wiederholt drückte sie Fritzens Hand, um ihm zu verstehen zu geben, wie tief ergriffen sie sich fühle, um sich gleich darauf, wenn es etwas Lustiges gab, zu Lehmfink zu wenden und ihm den lachenden Mund und ein strahlendes Augenpaar zu zeigen. In den Pausen saß sie dann ganz verträumt da, wie ein Kind, das sich aus den Wundern eines eben angehörten Märchens nicht wieder in die Nüchternheit des Alltags zurückfinden kann.

Als die große Pause kam, ging Fritz zum Büfett, um ein Glas Bier zu trinken, während Lehmfink bei Alma in der Loge blieb. Fritz stand da, sein Glas in der Hand, und blickte gelangweilt auf die nichtssagenden Gesichter des vorüberwandelnden Publikums, als sich ein kleiner Herr mit dunklen Augen und spitzem Bart von dem Zuge trennte und auf ihn zukam.

„Sie hier, Silber! Ich habe Sie doch gar nicht bemerkt.“

„Aber ich Sie! Freilich sitze ich nicht so vornehm. Ich habe meinen Rezensentenplatz im Parkett.“

„Wie gefällt Ihnen das Stück?“

„Etwas völlig Unliterarisches ist zur Abwechselung auch nicht übel. Übrigens will ich nur gestehen: ich habe schlecht aufgepaßt; das macht die Nähe Ihrer Loge.“

Fritz begriff nicht sofort, was er meine, und sah ihn befremdet an: „Unserer Loge?“

„Lieber Berting!“ sagte Siegfried Silber vertraulich und verzog den Mund zu einem faunischen Lächeln. „Ich beglückwünsche Sie von ganzem Herzen. Sie sind ein glücklicher Schatzgräber! Das ist eine Barre echten Goldes, die Sie da gehoben haben. Ein unverfälschtes Stück Natur! Ursprünglichste, lieblichste Natur. Diese Frische, diese köstliche, naive Unmittelbarkeit! — Nur allein solches Lachen zu hören, dieses goldige Lachen ist wie ein Jungbrunnen für die Seele. Noch einmal, meinen aufrichtigsten Glückwunsch.“

Fritz war verlegen, er wußte im Augenblick wirklich nicht, wie er sich verhalten sollte. Er schwankte zwischen einem Gefühl starken Unbehagens über Silbers Zudringlichkeit und der Belustigung über die Ekstase des kleinen Mannes. Und schließlich schmeichelte die Bewunderung für Alma doch auch seinem Besitzerstolz.

„Ich ahnte es ja längst!“ fuhr Silber fort, während sie im Foyer auf und ab schritten, „es ist etwas Wunderbares mit diesen Dingen; der Instinkt sagt es einem, ob ein Mann ein Liebling ist der Frauen. Für das Auge des Kenners webt Frauenliebe eine Gloriole um das Haupt dessen, den sie erwählt. Ich fand diesen Widerschein eines heimlichen Glückes sofort heraus an

Ihnen, als wir uns kennen lernten. Und heute sehe ich, daß ich mich nicht getäuscht habe. Sie legen mir doch meine Worte nicht als Unbescheidenheit aus, lieber Berting? — Ich bin meiner innersten Natur nach selbst ein Verehrer des Weibes, so daß mir beim Anblick eines solchen Glückes das Herz aufgeht und meine Zunge gelöst wird. Sie sind nicht ungehalten, nicht wahr?"

Die Klingel ertönte, die Besucher auf ihre Plätze zurückrufend. Man trennte sich eilig.

Fritz lachte in sich hinein. Der Mensch hatte etwas zu Putziges, wie er mit Mund und Augen, dem ganzen beweglichen Gesicht und den zappeligen Gliedmaßen zugleich sprach. Hätte man ihn zurechtweisen sollen, ihm sagen, daß er taktlos sei und aufdringlich? — —

Es ging Fritz eigentümlich mit Silber; in Gedanken ärgerte er sich oft über den Menschen und dachte daran, diese Klette bei günstiger Gelegenheit abzuschütteln. Aber dann, wenn der Augenblick da war, wirkte seine fremdartig groteske Persönlichkeit doch wieder hypnotisierend auf ihn. Die temperamentvolle Art, wie dieser Mensch sich durchzusetzen wußte, hatte suggestive Kraft. Mit manchem Abstoßenden in seinem Wesen mußte die Tragik seiner Herkunft versöhnen, sein hartes, viel umher getriebenes Leben. Das Bedürfnis, sich selbst darzustellen, die eitle Theatralik seines Wesens entsprangen der nämlichen Quelle, wie seine gelegentliche Unterwürfigkeit und Schmeichelsucht. Die geheime Furcht kam darin zum Ausdruck, nicht für voll angesehen zu werden. Seine Arroganz war nur eine Schutzwaffe dessen, der bittere Zurücksetzung erfahren hatte. Ein Blick in diese unglückliche, abgehärmte, unstete, den ewigen Zwiespalt widerspiegelnde Physiognomie entwaffnete den Spott. Sollte man einen, der so schwer an dem Fluche

seines Blutes trug, auch noch mit einem Fußtritt von sich schicken?

Jedenfalls war Fritz Berting froh, daß Heinrich Lehmfink seine Unterhaltung mit Silber nicht angehört hatte.

Nach dem Theater gingen sie in eine Weinstube. Lehmfink war auch hier der Wirt. Man saß in einer gemütlichen Ecke ganz für sich. Erst kamen grüne Gläser, später sogar Champagnerkelche. Fritz und Alma frischten die Bekanntschaft auf mit Leckerbissen, die sie seit Berlin nicht mehr auf ihrem Teller gesehen hatten. Berting kannte seinen Freund Lehmfink gar nicht wieder; so leichtherzig und guter Dinge hatte er ihn kaum je gesehen.

Alma, die im Theater so recht nach Herzenslust hatte lachen und weinen können, trug in Auge und Angesicht den Abglanz seelischer Rührung, und in ihrer Stimme zitterte Ergriffenheit, wie die Wellen noch lange wogen, wenn das aufwühlende Wetter schon längst abgezogen ist.

Ganz gegen seine sonstige Gewohnheit erzählte Heinrich Lehmfink heute allerhand von sich und seinen Erlebnissen. Fritz Berting kannte das Leben seines Freundes nur den äußeren Umrissen nach; daß es reicher sei an Enttäuschung und Entsagung als an Erfolgen, wußte er. Darum vermied er alles Forschen und Fragen, weil man fürchten mußte, mit noch so schonend abfühlender Hand geheime Wunden zu treffen.

Almas Gegenwart schien Heinrich Lehmfink die Zunge zu lösen. Die beiden hatten ja vom ersten Tage ab herzliches Gefallen aneinander gefunden. Daß er keinen Grund zur Eifersucht hatte, wußte Fritz genau. Mit Lehmfink hätte er seine Geliebte unbesorgt eine Reise um die Welt unternehmen lassen.

Sein Freund hegte, so viel Fritz wußte, nur eine ernsthafte Schwärmerei im Herzen, die für seine Schwester. Von Toni sprach er mit Weihe und innerer Beglückung, wie von einer Braut. Er pflegte sie als sein „kleines Schwesterchen" zu bezeichnen, obgleich sie um ein Jahr älter war als er.

Auch heute spielte in Lehmfinks Erzählungen Toni eine ganz besondere Rolle. Er brachte ein altes Ledertäschchen heraus, das Fritz als unzertrennbar von seinem Freunde schon längst kannte, ohne bisher seinen Inhalt je erblickt zu haben; darin befand sich eine Photographie der Schwester.

Heinrich Lehmfinks groteskes Pudelgesicht erstrahlte in ehrlichem Stolz, als er einen liebevollen Blick auf das Bildchen warf und es dann an Fritz und Alma weiter reichte.

Es war ein durchaus nicht schönes, aber freies und frisches Frauenangesicht, welches die Photographie wiedergab. Dieselbe hohe, gewölbte Stirn, wie der Bruder, eine gerade, kräftig ansetzende, in eine feine Spitze auslaufende Nase, blanke, klug blickende Augen, ein festes, energisches Kinn und ein Mund, den man geneigt gewesen wäre, herb zu nennen, wenn die ein wenig nach oben gezogenen Winkel ihm nicht einen erleichternden Zug von guter Laune gegeben hätten. Fritz Berting fühlte sich durch das Konterfei von Toni Lehmfink an deutsche Frauengesichter auf mittelalterlichen Holzschnitten erinnert. Alma konnte sich gar nicht von dem Bilde trennen. Sie verfiel in tiefe Nachdenklichkeit vor diesem Gesicht. „Muß die gut sein!" wiederholte sie halblaut vor sich hin in beinahe ehrfurchtsvoller Scheu.

„Ein aufgeräumter Kopf und ein reines Herz, das

ist meine kleine Schwester!" sagte Heinrich Lehmfink, als er das Bild mit liebevoller Sorgfalt wieder in die Tasche seines Rockes versenkte.

Man kam dann auf ein anderes Thema. Die Zeit, welche Fritz Berting und Heinrich Lehmfink gemeinsam in Berlin verbracht hatten, war eine unerschöpfliche Fundgrube der Erinnerungen für beide.

„Sie haben wieder einmal ein neues dramatisches Genie entdeckt in Berlin," sagte Lehmfink. „Gestern abend war Premiere, die heutigen Blätter sind voll davon."

Fritz wußte noch gar nichts von dem großen Ereignis. Er bestellte beim Kellner die letzten Berliner Blätter und überflog die Theaterberichte.

„Habemus papam!" rief Lehmfink, „wenn von dem, was die Herren in ihrer blühenden Phantasie behaupten, auch nur der fünfte Teil wahr ist."

„Ich kenne den Autor!" sagte Fritz. „Er war einer von den vielen, die am Markte standen und sich anboten. Jetzt sitzt er nun glücklich auch an der Tafel der Anerkannten. ‚Von dem gestrigen Premierenabend datiert eine neue Epoche der deutschen Literatur . . .' Hast du's gelesen, Lehmfink? Und wenn man die Anfänge dieses Jünglings mit erlebt hat! — Er lud alle Vierteljahr uns Freunde ein, sein Neuestes anzuhören. Kein Mensch ging schließlich mehr in die Vorlesungen; denn seine Stücke waren Nieten, Nieten, Nieten. Dann hat er, wie ich höre, eine Zeitlang Romane und Novellen nach der Elle für Familienblätter geschrieben. Und nun ist er ‚der deutsche Ibsen', ja, andere bemühen gar Molière und Shakespeare zum Vergleich."

„Ist es möglich, daß du dich darüber erregst, lieber Berting? Solches Lob ist für den Kenner doch schlimmer als der ärgste Tadel."

„Er besitzt feine Witterung für das Aktuelle, schmeichelt dem Bildungsphilister gleichzeitig und dem Pseudofreigeist. Und nun geht das Stück über sämtliche Bühnen Deutschlands, Hunderttausende werden es sehen. Über Nacht hat dieser Mensch mit einem geschickten Coup gewonnen, was der geheime Traum ist der Besten: Auge in Auge zu stehen dem ganzen Volke gegenüber, überhaupt zu Worte kommen, weithin gehört werden! Die Ungerechtigkeit, die darin liegt, erregt mir die Galle."

„Ich möchte dir raten, Berting, folgendes zu bedenken: Wie sieht sich die Sache heute abend an und wie wird sie in zehn Jahren aussehen; oder nimm, um die richtige Perspektive zu gewinnen, einen Zeitraum meinetwegen von hundert Jahren. Wie viele solcher Premierenabende, von denen eilfertige Zeitungsschreiber eine ‚neue Epoche der Literatur' datieren, werden dann in Nichts zerronnen sein! — Weißt du, wer mir Trösterin ist all den Ungerechtigkeiten gegenüber, von denen die Welt wimmelt? Die unbestechliche Richterin Zeit! Laß die Kunst sich breit machen, die dem Tagesgeschmack imponiert, laß sie Berge produzieren von seichter, aufgeblasener, gefälschter Ware! Ein paar Jahre, Jahrzehnte vielleicht mag sich's halten; dann, kraft Naturgesetzes, muß das hohle Scheinwerk hinab von seiner usurpierten Höhe. Es muß, sage ich, wird wie von unsichtbaren Händen zum Grunde gestoßen. Sieh dir doch die Literaturgeschichte an; aus der Ferne gesehen, gleicht sie einem mächtigen Gebirgsstock, mit einzelnen, einsam ragenden Höhen. Einmal ist alles ein Hochplateau gewesen, dessen Niveau das der jetzigen höchsten Spitzen war. Das, was das Gerippe des Gebirges einst umgab und verhüllte, ist weggeschwemmt —

wohin? Als Dünger in die Täler oder auch als unfruchtbarer Sand ins Meer. Der leichte Boden und das lockere Geröll wurden unrettbar zur Tiefe gerissen, während der echte Fels aus dem Urgrund der Dinge heraus höher zu wachsen scheint und die Jahrtausende überdauert."

„Der Gedanke ist schön, Lehmfink, und wenn du uns deine ‚Literaturgeschichte der Verkannten' schreibst, wird er ihr sicherlich zu grunde liegen. — Aber meinem Temperamente genügt dein Trost nicht. Wenn ein solches Gesetz existiert, welches das Echte unfehlbar an den Tag bringt, was nützt das deinen ‚Verkannten'? — Sie sind tot und merken in ihren Gräbern nichts von der verspäteten Anerkennung. Der Künstler will bei Lebzeiten geliebt sein. Ich will hören und lesen, wie meine Werke einschlagen; ich will den Resonanzboden haben der öffentlichen Meinung, der mir meine Gedanken mit verdoppelter Wucht zurückgibt. Ich will den großen Genuß auskosten, meine Individualität, das, was ich bin und kann, mir bestätigen lassen durch Hunderttausende."

„Ein begreiflicher Ehrgeiz, Berting! Aber ich weiß doch noch Höheres. Anerkennung, wie sehr sie auch als Sporn wirken mag, bleibt etwas von außen dir Angetragenes, das deine innere Beschaffenheit nicht um einen Deut ändern kann. Ausschlag für das Maß einer Künstlerindividualität, wie schließlich für jeden Schaffenden überhaupt, gibt die Liebe zur Sache, die stille, starke, unbeirrbare Liebe des Menschen für sein Werk, die sich um Erfolg und Triumph nicht kümmert, die, wie alle guten Eigenschaften im Verborgenen, ohne Lärm, pflanzenhaft unbewußt am Werke sein muß, um Früchte zu zeitigen. Ich sah neulich, als ich mit meinem

Schwesterchen einen Ausflug machte, auf einer Lichtung im Walde einen gefällten Eichbaum liegen. Wir betrachteten uns die Schnittfläche, um zu taxieren, wie alt der Riese etwa gewesen sein könne. Da ergriff mich wirkliche Bewunderung für die treue, fromme Arbeit, die der Baum im Laufe der Jahrhunderte geleistet. In aller Stille, so recht vom innersten Wesenskern heraus, hatte er Jahr um Jahr einen Ring angesetzt. Jetzt erst, da er geschlagen da lag, offenbarte er sein Geheimnis, wie er hatte so groß und stolz und alles überragend werden können. So sollte der Mensch sich selbst aufbauen! — Ich verkenne nicht die Ausnahmestellung des Talentes. Jede Eigenart, jede hohe Begabung ist ein geheimnisvolles Wunder der Natur; aber selbst das Talent braucht ernste, nüchterne Arbeit, wenn aus der bloßen keimhaften Anlage hartes, nutzbares Eichenholz werden soll. Ich glaube nicht an dieses plötzliche Über-nacht-vom-Himmel-fallen eines Genies. Wer etwas kann, der hat sicherlich den Weg mühseliger innerer Entwickelung hinter sich. Langsames Wachsen bleibt Eichenart. Dieses jähe, staudenartige Emporschießen der Talente und Talentchen, wie es jetzt Mode wird, ist Treibhauskultur. Ruhmsucht treibt die Leute vorwärts zu geilem Wachstum ohne Mark. Unser liebes, urteilsloses Publikum aber und die reklamefreundliche Presse ist sofort bereit, eine solche Pflanze mit den Papierblumen und Pappsternen des Tageserfolges zu behängen. Wie viele haben sie auf diese Weise schon verdorben, die nicht stolz genug waren, ohne die Anerkennung des großen Haufens leben zu können. Glaube mir, Berting, im stillen wachsen, unbekümmert um Liebe und Haß, das ist die Rettung des Künstlers vor dem Moloch Eitelkeit. Man braucht nicht zu sorgen, daß

man in der Verborgenheit verkomme oder daß man ohne Nutzen gelebt habe, weil man nicht alle Tage in den Blättern steht. Wie im Haushalte der Natur nichts ungenutzt unter den Tisch fällt, so geht im Geistigen keine Kraft, keine Leistung jemals verloren. Das Echte setzt sich durch, wenn auch vielleicht spät. Auf Zeiträume kommt es dabei gar nicht an; denn das Echte ist ewig."

Fritz schwieg, nicht überzeugt zwar, aber doch getroffen durch manches Wort des Freundes, das an die Tiefen der Dinge gerührt hatte.

„Aber wir sind wirklich sehr unhöflich!" sagte Lehmfink mit einem Blick auf Alma. Nicht eine Viertelstunde können wir zwei zusammen sein, und mitten drin sind wir in der Literatur!"

Er schenkte die Gläser von neuem voll und trank Alma zu.

* * *

Es wurde spät, ehe sie sich in dieser Nacht trennten. Durch ein paar Straßen begleitete Lehmfink die Freunde. Dann kehrte er um, seine in entgegengesetzter Richtung gelegene Wohnung aufzusuchen.

Alma hatte sich bei Fritz eingehängt, sich eng an ihn schmiegend; um diese Tageszeit war man vor indiskreten Blicken ja sicher. Die menschenleeren Gassen hallten keinen anderen Ton wieder als ihre Tritte.

Das Mädchen war aufgeräumt und gesprächig. Sie erzählte von dem Theaterstücke, das man gesehen hatte, wie ein Kind voll Wichtigkeit aufzählt, was ihm besonders gefallen hat. Dann wieder pries sie Doktor Lehmfinks Gastfreundschaft mit begeisterten Worten. Fritz ließ sie gewähren; er war müde und gähnte wieder-

holt. Einen Teil von Almas Überschwenglichkeit setzte er auf Kosten des Weines, an den sie nicht gewöhnt war. „Morgen wird es wohl einen kleinen Kater geben," dachte Fritz bei sich.

Nicht weit von ihrem Hause, in einer Gegend, wo der Vorstadtcharakter sich durch schlechte Beleuchtung und schmalen Bürgersteig bemerkbar machte, begegnete ihnen, als sie um die Ecke bogen, ein lang aufgeschossener Bursche, der, wie aus der Erde emporgewachsen, urplötzlich vor ihnen stand.

Alma stieß einen Schrei aus: „Ludwig!" — Fritz blickte aus nächster Nähe in ein hageres Gesicht mit tiefliegenden, dunklen Augen und wußte im Nu, mit wem er es zu tun habe.

Einen Augenblick schien es, als wolle der Stuckateur Glück die beiden anreden. Er warf einen glühenden Blick auf Alma, seine Lippen bewegten sich krampfhaft. Dann, auf Fritzens energische Aufforderung, Platz zu machen, trat er zögernd zur Seite.

Berting fühlte Almas Arm heftig in dem seinen beben, als sie weiter schritten. „Er kommt uns nach!" flüsterte das Mädchen. Auch Fritz hörte jetzt deutlich in einiger Entfernung Schritte, die ihnen folgten. Das Bewußtsein, Almas verschmähten Liebhaber auf den Fersen zu haben, zu dieser Tageszeit in einer Gegend, die so wie so nicht zu den sichersten gehörte, war keineswegs angenehm.

Man erreichte jedoch unbelästigt die Haustür. Fritz schloß schnell auf, ließ Alma eintreten und sah sich dann um. Auf der anderen Seite der schmalen Gasse schritt Ludwig Glück langsam vorüber, das Gesicht Fritz zugewendet. Eine Weile noch sah ihm Berting nach, bis die hagere, gebeugte Gestalt im Dunkel verschwunden war.

Als sie in ihr Zimmer gekommen waren, machte Fritz Licht. Jetzt erst bemerkte er, daß Alma kreideweiß war im Gesicht und am ganzen Körper schlotterte. „Was ist dir, mein Schatz?“ fragte er und nahm ihre eiskalten Hände zwischen die seinen. „Gott sei Dank!“ hauchte sie. „Ich dachte, er würde dir etwas tun!“

Fritz lachte sie aus mit ihrer Angst. Der Stuckateur Glück machte ihm jetzt, wo sie sicher geborgen waren, nicht mehr den Eindruck eines gefährlichen Menschen.

Am nächsten Tage, als Fritz Berting von seinem gewöhnlichen Mittagbrotausgang nach Haus zurückkehrte, fand er dort große Aufregung. Schon im Korridor rief ihm Frau Klippel entgegen: so etwas sei unerhört; das Fräulein bringe sie ins Gerede mit ihren Kerlen.

Fritz schob die fauchende Person beiseite und eilte ins Wohnzimmer, um sich bei Alma die Erklärung zu holen. Das Mädchen war ruhiger als in der Nacht zuvor; nur die großen, unnatürlich glänzenden Augen in dem weißen Gesicht sprachen von Erregung.

Sie erzählte: Vor einer halben Stunde etwa sei Ludwig Glück da gewesen und habe sie zu sprechen verlangt. Da sie jedoch seine Stimme erkannt hätte, habe sie sich wohlweislich eingeschlossen vor ihm. Glück sei nicht gegangen, habe vielmehr an der Tür gerüttelt und Einlaß begehrt. Durch den Lärm angelockt, waren Hausleute herbeigekommen, zwischen ihnen und Glück sei es zum Wortwechsel gekommen. Dadurch hatte sich Alma veranlaßt gesehen, herauszutreten, um Glück zu bitten, er möge sie in Ruhe lassen, sie habe nichts mit ihm zu schaffen und er solle sich entfernen. Das hätte er dann schließlich, nachdem sie ihre Bitte wiederholt und an sein Anstands- und Ehrgefühl appelliert hatte, endlich auch getan.

Frau Klippel, der es inzwischen gelungen war, sich

ins Zimmer einzudrängen, sprach von Hausfriedensbruch und wollte ihre bekannte Litanei von Beschwerden und Verdächtigungen herunterbeten. Fritz kam ihr jedoch zuvor, indem er erklärte, er hätte so wie so die Absicht gehabt, das Quartier am Ersten zu kündigen, nun könne es gleich geschehen.

Die Wirtin war über diese ihr gänzlich unerwartete Aufkündigung doch etwas betreten; so habe sie es nicht gemeint, erklärte sie einlenkend. Fritz jedoch hielt das, was er einmal gesagt hatte, aufrecht.

Man sagte sich, daß solche Vorkommnisse sich jeden Tag wiederholen könnten. Gegen Ludwig Glück mußten irgend welche Maßregeln ergriffen werden — aber welche?

Sollte Fritz ihm die Polizei auf den Hals hetzen? Kompromittierte man sich dadurch nicht selbst? — Almas Idee war, auf und davon zu gehen, gemeinsam sich nach einer anderen Stadt zu wenden. Davon wollte Fritz nichts wissen; vieles hielt ihn hier, vor allem die Verbindung mit seinem Verleger. Und selbst durch einen Ortswechsel wären sie vor Ludwig Glück nicht sicher gewesen, der ihnen ja überall hin nachziehen konnte.

Berting war eher geneigt, sich mit dem Menschen in Güte auseinander zu setzen. Aus seinen Briefen an Alma hatte Fritz den Eindruck gewonnen, daß Glück einer sei, der vernünftigen Vorstellungen zugänglich sein mochte. Fritz beschloß, Glücks Adresse festzustellen und ihn aufzusuchen.

Auf dem Meldeamte erfuhr er nach einigen Schwierigkeiten, was er wissen wollte. Als er den Stuckateur Ludwig Glück aufsuchte, stellte es sich heraus, daß der Mensch nur eine Schlafstelle inne habe und des Tages über auf Arbeit sei. Seine Wirtsleute konnten jedoch das Lokal angeben, wo er zu verkehren pflegte.

Fritz Berting begab sich dorthin und fand den Gesuchten. Glück saß an einem Tische für sich und las in einer Zeitung. Fritz trat zu ihm und rief den ganz Vertieften bei Namen.

Der Stuckateur fuhr auf. Aus dem jähen Erröten des bleichen Gesichtes sah Berting, daß er erkannt worden sei.

„Darf ich mich ein wenig zu Ihnen setzen, Herr Glück? Ich habe in einer Angelegenheit mit Ihnen zu reden.“

Der Gefragte blickte ihn starr an, gab weder ein Zeichen der Zustimmung noch der Abwehr. Fritz ergriff einen Stuhl und setzte sich. Er war in einiger Verlegenheit; auf alles andere hatte er sich von Glücks Seite gefaßt gemacht als auf Schweigen.

Fritz begann: „Es ist mir mitgeteilt worden, daß Sie vorgestern in meiner Wohnung gewesen sind und dort den Versuch gemacht haben, mit Fräulein Alma Lux zu sprechen — das ist wohl an dem, Herr Glück?“

Über Ludwig Glücks Züge huschte etwas wie ein Lächeln. Er nickte, sagte aber noch immer kein Wort.

„Ich will Ihnen etwas sagen, Herr Glück!“ rief Fritz, aus der Rolle gelassener Überlegenheit fallend, da ihn das Lächeln reizte. „Unterlassen Sie solche Besuche in Zukunft; Sie haben nun gesehen, daß Fräulein Lux nichts von Ihnen wissen will. Sie werden dort niemals angenommen werden. Das, bitte ich, sich merken zu wollen!“

Glücks Lippen bewegten sich ein paarmal, ehe er mit leiser Stimme begann: „Ich wollte weiter gar nichts, als Alma etwas fragen. Sich vor mir einzuschließen hätte sie nicht nötig gehabt. Ein Verbrecher bin ich nicht.“

Der gedrückte Ton, in dem er das vorbrachte, stimmte Fritz milder. Gewalttätig sah der Mensch wahrhaftig nicht aus.

„Wollen Sie mir vielleicht anvertrauen, Herr Glück, was Sie Alma zu sagen beabsichtigten? Ich kann es ihr ja ausrichten."

Glück blickte den anderen scheu von der Seite an; offenbar traute er dem Vorschlage nicht. Dann erschien wieder jenes eigentümliche Lächeln auf seinen Zügen. Es war mehr ein nervöses Zucken der Lippen; Fritz sah es jetzt deutlicher.

„Sie können Alma von mir ausrichten," begann Glück mit seiner schwachen Stimme, „ob sie sich vielleicht noch entsänne, wer sie verteidigt hätte, als ein Kerl sie hinterrücks überfiel — damals — sie wird schon wissen! Ich hab' es noch gut in Erinnerung, weil ich noch den Messerstich manchmal fühle, den der Hund mir versetzte. Ob Alma es noch weiß, das fragen Sie sie einmal!"

Der Stuckateur schwieg, wieder zuckten seine Lippen, die Nasenflügel vibrierten heftig, Schweiß stand ihm auf der Stirn.

Fritz war betreten; so tiefe Gefühle und einen so schlichten Ausdruck dafür hatte er nicht erwartet. Sein unglücklicher Rivale gefiel ihm besser als es ihm im Grunde lieb war. Was für dunkle, sprechende Augen der Mensch hatte. Wie die verhaltene Leidenschaft seine Züge schön und bedeutend machte!

„Ich hätte Alma auch noch etwas anderes zu fragen gehabt," fuhr Glück fort. „Wer damals, als der gute Vater Lux starb, wer damals mit Rat und Tat geholfen hat? Ich war nur Geselle und verdiente wenig; aber mein letzter Pfennig ist draufgegangen.

Alma könnt' es noch wissen, es ist erst sechs oder sieben Jahre her."

Fritz blickte wie gebannt auf den Sprecher. Wie anders klang die Geschichte dieser Liebe, wenn man sie von seiten des Verschmähten dargestellt bekam.

„Ich habe Alma gekannt, als sie noch kurze Kleider trug," sagte Glück. „Wie oft habe ich ihr bei den Schulaufgaben geholfen! Das Rechnen fiel ihr sauer; da kam sie zu mir gelaufen. Ich wohnte eine Treppe über der Familie Lux. Es ging bei ihnen ärmlich genug zu. Der Vater war ein braver Mann, der 's gut mit mir meinte. Wäre er am Leben geblieben, manches wäre wohl anders geworden, auch für mich. Die Witwe hat nicht einmal ein Jahr gewartet, ihren Liebsten zum Stiefvater der Kinder zu machen. Alma war da schon größer und verstand ganz gut, was für eine Schmach das sei. Wie oft hat sie sich bei mir ausgeweint! Ich war es, der ihr riet, aus dem Hause der Mutter zu gehen, wo sie so Häßliches täglich mit ansehen mußte. Damals wußte sie ganz gut, daß ich der einzige Mensch war, der es redlich mit ihr meinte. Und zum Dank für alles das, stellt sie sich jetzt, als wäre ich der erste beste, fremde, hergelaufene Kerl, mit dem sich einzulassen Schande ist. Wer mir das damals gesagt hätte!"

Glück hatte sich in leidenschaftlichen Eifer hineingeredet. Er schien fast vergessen zu haben, wer ihm gegenüber sitze. Fritz hütete sich wohl, ihn zu unterbrechen.

„Ich bin dumm gewesen, dumm und gutgläubig! Ich dachte: das Mädel ist dir sicher. Zum Heiraten war sie noch zu jung, und wir hatten auch kein Geld. Ich wollte mir erst etwas Ordentliches verdienen. Aber weil in einer kleinen Stadt nicht viel zu machen war, ging ich ins Ausland. Ich bin in Rußland gewesen

und in Österreich. Schönes Geld hatte ich verdient. Habe aber auch gearbeitet, oft bis in die sinkende Nacht hinein und früh wieder mit Sonnenaufgang, kaum mir Zeit gegönnt zum Essen. Dann kam meine Krankheit. Beim Militär hatten sie mich schon zurückgestellt, weil ich das Maß über der Brust nicht habe. Ich lachte damals, weil mir nie etwas gefehlt hatte. Aber nun bekam ich auf einmal das Blutspucken. Ein halbes Jahr lang habe ich in Budapest gelegen im Hospital. All mein Erspartes ging damals drauf. Ich bin auch nie wieder das geworden, was ich früher war."

Glück fuhr sich mit der Hand über die Stirn, auf der der Schweiß in hellen Tropfen stand. Fritz fiel diese Hand auf. Es war eigentlich nicht die Hand eines Arbeiters, mehr die schlanke, nervöse eines Künstlers. Der ganze Mensch, wenn man von seiner ärmlichen Kleidung absah, machte den Eindruck höherer Bildung und verfeinerter Sitten.

„Ich habe viel an Alma geschrieben. Sie antwortete mir selten. Wie oft habe ich sie gebeten in meinen Briefen, zu warten, bis ich wieder käme und sich mit keinem anderen einzulassen. Dann schrieb sie mir mit einem Male, daß sie sich nach Berlin wenden wolle. Ich warnte vor der großen Stadt. Es war umsonst. Bald darauf kam ihr letzter Brief an mich. Ich sollte ihr nicht weiter schreiben; was ich wolle, könne ja doch niemals werden. Den Brief erhielt ich auf allerhand Umwegen, während ich krank lag in der Fremde. Fast war es mein Tod. Wäre ich doch nur gestorben!"

Er seufzte, seine Lippen zuckten so stark, daß er nicht weiter sprechen konnte für eine Weile. Fritz bemerkte die Tränen in seinen Augen wohl.

„Sie war ein Mädchen, wie es kein zweites gibt! Die und keine andere muß deine Frau werden! sagte ich mir. — Daß es nun so hat kommen müssen!" — — Er bedeckte die Augen mit der Hand.

„Herr Glück!" begann Fritz nach einer Pause. „Ich kann nicht viel zu dem sagen, was Sie mir erzählt haben. Aber eines möchte ich doch bemerken: Alma hat Sie, so viel ich weiß, niemals im Zweifel gelassen darüber, daß sie auf Ihre Werbungen nicht eingehe. Sie sind niemals mit ihr verlobt gewesen."

„Wer hat das behauptet!" rief Glück erregt. „Ich Esel traute, daß sie mir auch ohne Ring die Treue halten werde. Ich war ihr Freund, ein besserer als das Mädel je einen gehabt hat und haben wird."

„Freundschaft bindet nicht fürs Leben. Das werden Sie mir wohl zugeben, Herr Glück!"

„Wie nennen Sie denn das, was Alma jetzt hat?" rief der Stuckateur und sprang von seinem Sitze auf. „Sind Sie beide etwa ordentlich versprochene Liebesleute? — Antworten Sie mir auf die Frage, mein Herr! Wollen Sie Alma heiraten — werden Sie meine Alma heiraten?"

„Sie haben kein Recht, mich das zu fragen, Herr Glück, und ich werde Ihnen darauf nicht antworten," erwiderte Fritz Berting, der nun, da die Rollen sich so unerwartet vertauscht hatten, bleich geworden war.

„Sie wollen meine Alma nicht heiraten!" rief Glück. „Nun weiß ich es!" Seine dunklen Augen leuchteten triumphierend auf.

Fritz war aufgestanden. „Es tut mir leid, Herr Glück, Ihr Ton macht mir ein weiteres Zusammensein unmöglich. Alma hält zu mir und nicht zu Ihnen, das ist alles, was ich Ihnen noch zu erwidern habe."

„Alma hält zu Ihnen! — Ja, leider! Brüsten Sie sich nur damit, als ob es Ihr gutes Recht wäre. Wilde Ehe nennen wir das, wir gewöhnlichen Leute, wie Sie zwei leben. Vor Gott und Menschen eine Schande! So machen es solche Herren immer! Erst wird ein armes Mädel betört; sie ist dumm und verliebt, läßt sich verführen. Eine Zeitlang ist sie gut genug zum Zeitvertreib. Dann läßt man sie sitzen. So wird es mit Alma auch kommen, das weiß ich!"

Fritz hatte inzwischen den Ausgang des Lokals erreicht. Glück kam ihm nachgeschritten.

„Richten Sie Alma von mir aus: ich, Ludwig Glück, ließe nie und nimmer von ihr, wenn sie mich auch jetzt von sich treibt wie einen Hund. Ich bleibe ihr treu bis in den Tod. — Richten Sie ihr das von mir aus!"

* * *

Den Löffel Suppe, zu welchem Fritz Berting von den Damen Tittchen eingeladen war, nahm er Sonntags Mittag in Gestalt eines reichlichen Mittagsessens zu sich.

Die Unterhaltung bewegte sich in höheren Sphären, denn die Tanten, im Bewußtsein, einen Schriftsteller an ihrem Tische zu haben, kramten allerhand Literaturkenntnisse aus. Es stellte sich heraus, daß sie Abonnentinnen waren eines Journallesezirkels, dessen Lebensbeschreibungen berühmter Zeitgenossen, Kunstplaudereien und Theaternotizen, sie mit Eifer verfolgten. Sie glaubten daher, ganz auf der Höhe zu stehen in allen literarischen Fragen.

Fritz ging auf den Ton der Unterhaltung ein. Diese Damen darüber aufklären zu wollen, daß die von ihnen

bewunderten Artikel mit Literatur ebensowenig zu tun hatten, wie die schauderhaften Stilleben an den Wänden des Eßzimmers mit Malerei, wäre höchst überflüssig gewesen. Ein paar zustimmende, übertrieben bewundernde Bemerkungen waren mit ihrer versteckten Ironie für Hedwig von Lavan berechnet und wurden von dieser auch gewürdigt.

Fritz hatte wieder Gelegenheit, die weltkluge Haltung des jungen Dinges anzustaunen. Die Tanten gaben Hedwig vor Fritzens Ohren allerhand Belehrungen, Ratschläge und Ermahnungen. Sie ließ die gute Lehre ruhig über sich ergehen, lehnte sich nicht auf; höchstens verriet ein unmerkliches Lächeln ihre innere Überlegenheit.

Nach Tisch hätte Fritz Berting nur zu gern mit Fräulein von Lavan unter vier Augen gesprochen; aber mindestens eine der Tanten hielt sich immerwährend in der Nähe der jungen Leute auf.

Man saß im großen Salon, dessen Möbel, heute von ihren Kappen befreit, die ganze schreiende Herrlichkeit ihres roten Sammetplüsches entwickelten.

Nachdem sie dem Kaffee alle Ehre angetan hatte, zog sich Amanda zurück, jedenfalls um ein Nickerchen zu machen. Fritz und Alma blieben unter Idas, der älteren, Obhut zurück. Aber es schläferte das alte Mädchen gewaltig, wie man aus den immer kleiner werdenden Augen und gelegentlichen, dem Gähnen verzweifelt ähnlichen, krampfhaften Bewegungen ihrer Kinnbacken schließen konnte.

Plötzlich sagte Hedwig mit bedeutungsvollem Blicke zu Fritz: „Haben Sie unseren ‚Hausschatz der schönen Künste' schon gesehen, Herr Berting?" Fritz verneinte. Hedwig erhob sich und gab ihm mit den Augen einen kaum merklichen Wink. Er folgte ihr zu dem Tisch in

der entgegengesetzten Ecke des Zimmers. Dort lagen um einen Gummibaum, der in bemaltem Porzellantopf stand, die Prachtbände des Hauses versammelt. Der Hausschatz der schönen Künste erwies sich als ein umfangreiches Sammelwerk von geschmacklosen Farbendrucken mit erklärendem Text. Hedwig schlug den goldverzierten Deckel auf und Fritz rief: „Ach, wie reizend!" Tante Ida meinte mit schon halb umflorter Schlafstimme von der anderen Ecke des Zimmers her: „Nicht wahr? Es war aber auch sehr teuer!" — —

Hedwig schlug noch eine Seite um und las den Titel des betreffenden Blattes laut für die sauvegarde, dann sagte sie mit gedämpfter Stimme für Fritz: „Ich habe Ihren Roman ‚Das Geschlecht' in der Zeitung angezeigt gelesen. Können Sie mir das Buch nicht verschaffen?"

Fritz blickte nach der Sofaecke hinüber, bevor er antwortete. Von dort belehrte ihn jetzt ein Schnarchen, daß weitere Vorsicht unnötig sei. „Das Buch wird etwa in vierzehn Tagen fertig gedruckt sein und dann in den Buchhandel kommen," erwiderte er. „Aber eines halte ich mich doch für verpflichtet, Ihnen zu sagen, gnädiges Fräulein, für junge Damen habe ich es eigentlich nicht gedacht."

An dem spöttischen Zuge, der sofort auf ihrem Gesichte erschien, sah Fritz Berting, daß seine Bemerkung höchst überflüssig gefunden werde. „Sie scheinen mich mit einem Gänschen zu verwechseln, mein Herr!" wollte das Rümpfen dieses stolzen Näschens sagen.

Um die Beleidigung gut zu machen, erklärte Fritz, er wolle ihr die Aushängebogen seines Romans, die er beisammen hatte, zuschicken. „Ein avant-la-lettre-Exemplar für Sie ganz allein!"

Am Aufleuchten ihrer Augen sah er, daß er damit ihren Geschmack getroffen habe.

Die Vorstellung, dieses zarte Mädchengesicht mit den wissenden Augen in sein Buch vertieft zu sehen, hatte etwas tief Erregendes für Berting. Den Roman in der Hand einer „höheren Tochter" gewöhnlichen Schlages zu wissen, wäre ihm wie unerträgliche Profanierung erschienen; aber wie auf dieses körperlich dem Kinde nahestehende, geistig weit über seine Jahre gereifte, widerspruchsvolle, rätselhafte Geschöpf gerade dieses Buch wirken würde, das erfüllte ihn mit Neugier.

Hedwig erzählte ihm jetzt von ihrer Balzac-Lektüre. Sie hatte von diesem Autor einen starken Eindruck empfangen. Fritz Berting hörte ihr nur mit halbem Ohr zu. Er mußte immer denken: „Sie wird deinen Roman ‚Das Geschlecht' lesen."

In der Ecke die schlummernde Tante. Ringsum die altmodische Umgebung, die Bilder wohlbeleibter Spießbürger und ehrbarer Damen, die von den Wänden mit verwunderten Mienen auf dieses so ganz anders als sie geartete Paar junger Menschen herabblickten. Wie eigensinnig und doch tieferen Sinnes nicht entbehrend das Leben manchmal die Menschen zusammenführte! Es war die Regung eines glücklichen Instinktes gewesen, so deuchte es Fritz, was an jenem Abende nach dem Theater seinen Blick wie fasziniert auf die Züge des jungen Mädchens gelenkt hatte.

Aber länger als ein paar kurze Minuten wurden ihm nicht gegönnt zum Auskosten dieser Situation. Die impertinent laute Vorsaalklingel erscholl, und darüber wachte Tante Ida auf. Wie die meisten Menschen, wenn der Schlaf sie wider Willen überkommt, hatte sie

das Bestreben, die Tatsache zu verschleiern, daß sie geschlummert habe.

„Natürlich!“ meinte sie, einen Zipfel des unterbrochenen Gedankenganges wieder erwischend, „‚Hausschatz der schönen Künste‘ heißt es. Wir bekommen es in Lieferungen, das Heft zu drei Mark.“

Das Dienstmädchen, deren Posaunenengelgesicht und verständnisvoll schlaues Schmunzeln Fritz schon mehrfach belustigt hatten, trat ein und meldete: „Herr Hofschauspieler Heßlow.“

Ihr auf dem Fuße folgte der schöne Waldemar, den Zylinder in der Hand. Die Pracht seiner Glieder war heute in einen schwarzen Anzug von tadellosem Schnitt gehüllt. Er begrüßte die Anwesenden mit wohlüberlegter Nuancierung: Tante Ida bekam eine würdevoll gemessene Verbeugung, Hedwig wurde lebhaft verbindlich mit einem Stich ins Courmacherliche begrüßt, gegen Fritz verhielt er sich höflich zurückhaltend. Dann sah er sich nach dem Tischchen um, das auf der Bühne bereit zu stehen pflegt zum Wegsetzen des Zylinders, fand dieses Möbel auch glücklich, knöpfte seine Handschuhe auf und streifte sie ab, immer mit dem Gesicht nach dem Zuschauer, ernst und mit der der Situation entsprechenden Wichtigkeit, ergriff einen Stuhl, setzte sich, den Kopf stolz zurückwerfend, schlug mit Emphase Bein über Bein, betrachtete dann einen Augenblick sinnend seine Fingernägel, wollte, einem Räuspern nach zu schließen, eben die Unterhaltung eröffnen, als sich die Tür auftat und Tante Amanda einließ, und so dem Mimen Gelegenheit gab, die Begrüßung einer neu auftretenden Person dem Bühnenreglement gemäß mit Korrektheit auszuführen.

Fritz Berting beobachtete voll Spannung Hedwig

von Lavan. Es war doch gar nicht denkbar, daß dieser affektierte Mensch ihr imponieren könne. Sah sie denn nicht die Lächerlichkeit seiner Komödiantenmanieren? Hörte ihr Ohr nicht das falsche Pathos seiner hohlen Deklamierstimme? Wie das im Alltagsleben peinlich wirkte, einer Maskerade gleich im hellen Licht des Mittags!

Aber das spöttische Lächeln, das sonst so locker saß bei Hedwig, erschien nicht auf ihrem Gesichte. Im Gegenteil, Fritz glaubte ein gewisses Interesse, eine Art schwer zu definierender intensiver Aufmerksamkeit in ihren Mienen zu lesen, mit der sie den Blick auf dem Schauspieler ruhen ließ.

Waldemar Heßlow erzählte den Tanten, die mit naivem Entzücken wie Kinder an dem Munde des Bewunderten hingen, daß er die nächstens beginnenden Theaterferien wie gewöhnlich zu einer Reise zu benutzen beabsichtige. Vielleicht werde er eine Alpenhochtour unternehmen, um das Bergsteigen nicht ganz zu verlernen. Dann fing er an, mit den Sports, die er betreibe, zu renommieren. Schwimmen, Reiten, Rudern, Fechten wäre sein Element. Als er sich in dieses Thema vertiefte, wurde sein ganzes Wesen lebendiger und natürlicher; man sah, daß das Pathos und die gezierten Manieren doch nur etwas ihm äußerlich Aufgehangenes waren.

Fritz Berting dachte darüber nach, was diesen Menschen wohl bewogen haben könne, zur Bühne zu gehen. Zeitlebens würde er ein mittelmäßiger Schauspieler bleiben, der, um mit Hamlet zu reden, „eine Leidenschaft in Fetzen reißen" mochte, niemals aber „das Wohlgefallen der Einsichtsvollen gewinnen" konnte. Wie ganz anders hätte er den Beruf eines Athleten, eines

Preisboxers, Meisterschaftsringers oder Wettläufers erfüllt, mit diesem Körper von nicht alltäglicher Kraft und Schmiegsamkeit, dessen ebenmäßigen Wuchs selbst die modern weiten, sackartigen Kleider nicht gänzlich zu verdecken vermochten. Es strömte wie ein Hauch gesunder, animalischer Kräfte von diesem Manne aus. Ob darin vielleicht die Lösung des Rätsels lag, warum der Mime, trotz aller Geistlosigkeit seines Spieles, solche Triumphe feierte bei den „Gründlingen im Parterre"? —

„Wir verreisen auch!" sagte Hedwig, als Heßlow eine Pause eintreten ließ, um eine Tasse Kaffee anzunehmen, die ihm Tante Amanda errötend anbot. Er war jetzt wieder ganz Akteur, nahm Zucker und Sahne mit Würde und trank seinen Kaffee mit bedeutungsvoller Ausführlichkeit.

„Also die Damen verreisen! Und wohin, wenn man fragen darf, mein gnädiges Fräulein?" Damit wandte er sich an Hedwig.

„Meine Tanten haben von Interlaken gesprochen."

„Interlaken, bravo! Ich habe auch daran gedacht, ins Berner Land zu gehen. Also würde man sich dort sehen unter Umständen."

„Wirklich, Herr Heßlow, das wäre reizend!" riefen die Tanten wie aus einem Munde.

„Bereits voriges Jahr fügte es ein glücklicher Zufall, daß wir uns in Norderney trafen," meinte Waldemar Heßlow, jede Silbe betonend, als habe er Jamben zu skandieren, „und nun winkt uns der Hoffnungsstern eines fröhlichen Beisammenseins von neuem."

Fritz beobachtete Hedwig scharf. Das Mädchen sagte nichts, aber er glaubte zu bemerken, daß sie leicht die Farbe wechselte.

Es kam dann zu einer richtigen Verabredung zwischen Waldemar Heßlow und den Damen Tittchen, sich in einigen Wochen in Interlaken zu treffen. Hedwig von Lavan hörte aufmerksam zu mit der Miene des wohlerzogenen Kindes, das an der Unterhaltung der Erwachsenen teilzunehmen sich nicht unterfängt.

Fritz Berting begann sich überflüssig vorzukommen unter Menschen, die so ausschließliches Wohlgefallen aneinander fanden. Er nahm kurzen Abschied, unter dem Vorgeben, eine anderweite Verabredung zu haben.

Er ging in schlechter Laune, beherrscht von dem unangenehmsten aller Gefühle, düpiert zu sein.

Was hatte er alles in das Gesicht dieses jungen Mädchens hineingelegt, was alles hinter ihrem Wesen gesucht an Feinheit, Geist und origineller Begabung. Und nun entpuppte sie sich als ein ganz alltägliches Weibchen, abhängig, betört, verblendet, geschmacklos in ihrer Wahl, bereit, dem ersten besten nachzulaufen, der, ein schönes Stück Fleisch, ihrem Weibesinstinkt imponierte.

Hedwig hatte ihm wirklich eine große Enttäuschung bereitet.

Und er beschloß bei sich, ihr die versprochenen Aushängebogen nicht zuzuschicken. Sie war einer solchen Auszeichnung nicht wert.

* * *

Fritz Berting hielt nun das erste Exemplar seines Romans „Das Geschlecht" in Händen. Es war wirklich schwer, sich vorzustellen, daß in diesen paar Hundert Druckseiten all das enthalten sein sollte, was er in mancher nachdenklichen Stunde sich an schwerer Arbeit abgerungen hatte. Und eigentümlich war es auch zu

denken, daß im Augenblicke nur er, der Schöpfer, das Werk kenne, daß es noch sein Geheimnis sei. Binnen kurzem aber würden vieler Augen über diese Zeilen gleiten, die Augen fremder, gleichgültiger Menschen, von denen jeder, selbst der unberufenste, dann unwidersprochen mit gerümpfter Nase über ihn zu Gericht sitzen konnte.

Er fühlte das Bedürfnis, aus dem Munde eines Freundes über sein Buch ein Wort zu hören, ein gutes Wort, das ihm gewissermaßen bestätigen sollte, daß das, was in seiner Phantasie nach Dasein gerungen hatte, nun auch wirklich Leben habe, daß es die geheimnisvolle Kraft besitze, die fremde Seele zu ergreifen und zu befruchten.

Mit solchen Gefühlen übergab er seinem Freunde, Doktor Lehmfink, ein Exemplar, in das er zuvor eine warmherzige Widmung geschrieben hatte. Heinrich Lehmfink nahm die zwei Bände in die Hand, blätterte darin mit dem Auge des Bibliophilen und gratulierte dem Autor zu dem Buche, das schon rein äußerlich den besten Eindruck mache.

Während der nächsten Tage versandte dann Fritz eine Anzahl Freiexemplare. Einige Kollegen aus seiner Berliner Zeit wurden bedacht, sein Freund, Baron Chubsky in Paris, erhielt ein Exemplar. In der Stadt selbst schickte er nur an Frau Hilschius sein Buch, mit einer nichtssagend höflichen Widmung. Weißbleicher hatte ihm geraten, das zu tun. Die Rezensionsexemplare an Zeitungen und einzelne einflußreiche Kritiker wurden vom Verlage aus versandt.

Von Lehmfink sah und hörte Fritz in den nächsten Tagen nichts. Es war ihm nur recht so. Fritz wußte: der Freund liest dein Buch. Er wollte ihn gar nicht

sehen, ehe er nicht ausgelesen hatte und ihm das Urteil über das Ganze sagen konnte. Darum ging er auch nicht zur gewohnten Stunde ins Café, um den Freund nicht zu vorzeitigem Sprechen zu veranlassen.

Er legte gerade auf Heinrich Lehmfinks Urteil den allergrößten Wert. Wenn Lehmfink eine Sache lobte, dann war etwas daran. Obgleich selbst kein Künstler, war ihm doch die Kunst eine heilige Sache, und gerade, daß er nicht unter den Mitstrebenden stand, gab seiner Kritik größere Unparteilichkeit.

Dann trafen sie sich zufällig auf der Straße. Fritz vermutete, daß der Freund sein Buch nunmehr ausgelesen haben könne und erwartete eigentlich, daß er davon zu sprechen anfangen werde. Aber Heinrich Lehmfink schwieg sich über den Roman völlig aus. Fritz Berting fragte nicht, um nicht den Eindruck der Ungeduld hervorzurufen; im Innersten jedoch war er etwas beunruhigt durch Lehmfinks Verhalten.

Eines Tages nun erschien der Freund bei ihm in der Wohnung. Ohne große Formalitäten ging er auf Fritz zu. „Guten Tag! Wie geht's? Ist Fräulein Alma da?"

Fritz erwiderte, daß Alma bei ihrer Arbeit sei und wollte sie rufen. Lehmfink wehrte ab. „Nein! Ich wollte nur wissen, ob sie in Hörweite ist. Ich muß nämlich nun endlich mit dir über deinen Roman sprechen." Fritz erklärte, daß sich zwischen ihnen und Alma der Vorsaal befände, sich dabei im stillen wundernd, warum sie wohl Lehmfinks Urteil über das Buch nicht mit anhören dürfe.

„Ich habe deinen Roman gelesen, Berting — zweimal gelesen — —" Dann folgte lange Zeit nichts. Heinrich Lehmfink storchte durchs Zimmer, die Arme im

Kreuz verschränkt, und machte sein ernstestes Gesicht. Fritzens Herz klopfte, er wurde an jenen Augenblick erinnert, als bei der Premiere seines Stückes sich der Vorhang zum ersten Male hob.

„So versetze mir doch nur um Gottes willen den Todesstoß!“ rief er, „und warte nicht so lange. Also mein Roman taugt wohl nichts — nicht wahr?“

Heinrich Lehmfink blieb vor Fritz stehen, der im Stuhle an seinem Schreibtische Posto gefaßt hatte, und sah ihn an mit seinen großen, glänzenden, ausdrucksvollen Augen, über deren Schönheit man die Häßlichkeit des übrigen Menschen ganz vergaß. Es lag Trauer in diesen Augen, wie in dem ganzen ehrlichen Gesichte.

„Lieber Berting, es steckt in deinem Buche so viel Talent, Geschmack, Phantasie, Stil, überhaupt große Kunst, daß es ein Jammer ist, ein Herzensjammer, daß es — nun offen heraus — daß es als Ganzes doch verfehlt ist.“

„Das muß ich sagen!“ rief Fritz. „Wenn ein Kunstwerk ein Kunstwerk ist . . .“

„Weißt du, Berting, wenn ich ein Buch lese, so gebe ich mich zunächst willig hin, lasse mich von dem Autor führen, wohin es ihm beliebt. Ich bin mit einem Worte ein dankbarer Leser. Während des Lesens aber schon melden sich Stimmen, vielleicht auch Zweifel, die erst später, wenn ich das Ganze überschaue, mir wirklich zum Bewußtsein kommen. Und dann, wenn das Werk von mir abgerückt ist, sich nicht mehr in mir selbst abspielt, so daß ich unbefangen urteilen kann, dann stelle ich mir vor allem eine Frage, die vor jedem Kunstwerk gestellt werden muß: In welchem Verhältnis hat der Künstler zu seinem Geschöpfe gestanden? — Hat er geliebt? Hat er ernst, groß, rein und keusch geliebt?

Trägt die Frucht seiner Liebe — mag ihr sonst auch mancher individuelle und zeitliche Mangel anhaften — Züge tiefer, edler Gefühle?"

„Eine Moralpredigt habe ich nicht schreiben wollen, und ich glaube, der Titel ‚Geschlecht' erweckt auch nicht diese Erwartung. Für einen Mann, wie Professor Wallberg, welcher verlangt, daß die Kunst nur das ‚Schöne' darstelle, scheidet mein Buch aus der Reihe der Kunstwerke aus, schon durch sein Thema. Aber, daß auch du bei der Beurteilung im Stofflichen stecken bleiben würdest, Lehmfink . . ."

„Mein lieber Berting! Es kann einer aus dem gröbsten Material, meinetwegen aus dem Kot der Landstraße, Gebilde formen, die durch Beseelung uns den Stoff, von dem sie genommen, gänzlich vergessen machen. Es kommt eben darauf an, was einer hineinzulegen hat."

„Ich habe mein Herz hineingelegt, Lehmfink; was kann ich weiter tun? Wie eine Geliebte ist mir mein Werk gewesen. Es ist ein verflucht ernstes und höchst persönliches Verhältnis, in welchem ich zu diesem meinem Buche gestanden, das kann ich dir versichern!"

„Ich verkenne nicht den Ernst deines Strebens; du hast dich von einem Stoffe losringen wollen. Und vielleicht ist gerade das die Ursache deines Unterliegens. Du standest diesem Stoffe nicht frei und unbefangen genug gegenüber, um aus den gärenden Elementen einen Wein zu keltern, der die Hefe der Sinnlichkeit nicht nachschmecken ließe."

„Sinnlichkeit ist der Nährboden aller Kunst."

„Aber der Schaffende muß sie in sich überwunden haben; sie darf ihm nicht das Auge trüben. Wenn sie ihm zu Kopfe steigt, wird seine Hand unfehlbar zittern, und sein Werk wird etwas Verzerrtes haben. Wie die

Frucht in ihrem feinsten Aroma die Bestandteile des Bodens schmecken läßt, auf dem sie gewachsen, so spiegelt jedes Kunstwerk den Zustand der Seele wieder, die es genährt hat. Was du uns gibst, Berting, ist noch nicht abgegoren . . ."

„Meinetwegen mag es noch nicht abgegoren sein; daran liegt mir gar nichts! Ich habe etwas Starkes, Neues, Unerhörtes geben wollen. Das Geschlechtsleben in seiner ganzen Wildheit und alles beherrschenden herrlichen Kraft und Unbändigkeit habe ich versucht darzustellen. Den Begriff der Unanständigkeit gebe ich in der Kunst nicht zu. Die Natur, deren Jünger wir sind, kennt ihn auch nicht. Wir Jungen haben den Mut, die Kleider abzuwerfen, nackt hinzutreten vor alles Volk. Wir zeigen das Natürliche, wie es ist, und nehmen dadurch der Lüsternheit den geheimen Anreiz. Ich habe zeigen wollen, daß das Geschlecht im Menschen die Zentrale ist, der Urkeim, der Leittrieb, das, wovon sein Leben die Richtung erhält, das, wodurch in letzter Linie unser Denken, Fühlen, Handeln bestimmt wird. Mag den alten Jungfern beiderlei Geschlechts darüber graulich werden!"

„Ich tadle nicht, Liebster, daß du diesen Angelpunkt der menschlichen Natur versucht hast, zum Brennpunkte eines Kunstwerkes zu machen. Aber gerade hier ist das ‚Wie' alles. Du wirst mir zugeben, daß das Geschlecht, wie es das Ausschlaggebende ist für den einzelnen, so für die Kunst das heikelste und gefährlichste Thema. Ein Gebiet, auf dem auf Schritt und Tritt Fallstricke liegen. Wer dieses Land betritt, übernimmt eine große Verantwortung nicht bloß für sich selbst. Es liegt im Wesen des Sexuellen, daß es die Augen und Ohren, alle Sinne, von weither mit Gewalt

auf sich lenkt. Dein Werk ist ein Spiegel, der ein Bild in einen anderen Spiegel, das Gemüt des Lesers, wirft. Sicherlich kann das Unreinste rein werden in der Widerstrahlung einer keuschen Seele. Aber wer einen Brand schildern will, muß sich befreit haben von den Gefühlen, die das Ereignis in ihm weckte. Wer mitten im Getümmel steht der aufgeregten Sinne, ist nicht der Mann dazu, uns reine, abgeklärte Werke zu schenken."

„Ich bin keine Fischnatur, Lehmfink! Ich erlebe meine Dichtungen und schreibe sie mit Herzblut. Hast du denn nicht herausgefühlt, daß mein Buch persönliches Erlebnis ist?"

„Natürlich, lieber Freund, ist mir die starke persönliche Note nicht entgangen. Du zeigst uns die Welt in der subjektiven Beleuchtung deines Naturells, wie es das gute Recht ist des Künstlers. Aber nun kommt eben mein ‚aber' . . ."

Fritz blickte gespannt auf den Freund, es war ihm neu, daß Lehmfink sich fürchtete, mit der Sprache herauszurücken.

„Ich möchte nicht gern Persönliches einmischen," fuhr Lehmfink bedachtsam fort, „aber, es ist hier nicht zu umgehen. Nicht wahr, Fräulein Alma kann uns sicher nicht hören?"

Fritz wiederholte, was er schon vorhin gesagt hatte, Alma sei außer Hörweite.

„Du wirst mich nicht mißverstehen, Berting, wenn ich sage, was ich auf dem Herzen habe. Ich kann das leichter tun, weil du die Frage, um die sich's handelt, durch dein Buch gewissermaßen selbst zur öffentlichen Diskussion gestellt hast."

„Nun bin ich allerdings begierig . . ."

„Du hast in den Mittelpunkt deines Romans das

Erotische gestellt. Darum ist das Buch für mich doppelt nachdenklich geworden, denn auch mir ist die Frage, wie der Mann zum Weibe steht, die entscheidende seines Schicksals. Allerdings meine ich damit nicht das Verhältnis zu den Weibern; das ist eine untergeordnete Angelegenheit des Trieblebens. Ich spreche von dem großen Problem: Liebe. Das Wort ist so viel gemißbraucht, daß es einer Münze gleicht, deren Gepräge undeutlich geworden ist. So verstehen auch wir zweie darunter etwas verschiedenes. Beim Lesen deines Romans wurde mir das recht klar. Das ist die Einseitigkeit deiner Weltanschauung und die Achillesferse deines Buches, daß du der animalischen Natur des Menschen ein Übergewicht zugestehst. Und damit folgt mit Naturnotwendigkeit, daß du das Weib herabzerrst. Indem du die Frauen zu Geschlechtswesen stempelst, erniedrigst du die ganze Art, läßt von der Liebe nur die Verliebtheit gelten. Die Frauen werden uns immer genau das sein, was wir ihnen sind. Suchen wir bei ihnen nur sinnlichen Reiz, so werden sie uns mit dem aufwarten, was wir in sie hineinlegen. Gewiß, ich weiß es: ohne Sinnlichkeit keine Kunst! Das Geschlecht macht den Mann zum Manne, den Künstler zum Künstler. Aber Sache höchster Verantwortlichkeit ist, daß wir dem Feuer die rechte Nahrung zuführen. Dem einen wird die Flamme zum inneren Heiligtum, das, weil er sie rein bewahrt, sein ganzes Leben durchwärmt nnd erhellt; den anderen dörrt sie aus bis auf das Mark der Knochen. In der Dichtung bedeutet die Überherrschaft des Erotischen unfehlbar das Sinken des geistigen Niveaus. Leben und Kunst stehen nun einmal in tiefstem organ = schen Zusammenhang. Ich sprach von deinem Buche, Berting, und nun bin ich auf das gekommen, was gar

nicht zur Diskussion stand und was doch tausendmal wichtiger ist als alle Bücher, das Leben."

Hier wurden sie unterbrochen. Eine Tür ging auf der anderen Seite des Korridors. Alma kam ins Zimmer geeilt. Als sie sah, wen Fritz zu Besuch hatte, blieb sie errötend stehen. „Herr Doktor Lehmfink ist bei uns," rief sie und klatschte vor Freude in die Hände. „Und das sagt mir niemand!"

* * *

Über Fritz Bertings Roman fingen nun an, die Urteile einzulaufen.

Zuerst kamen die Blätter, die nur den Waschzettel abdruckten. Den Text hatte Weißbleicher entworfen. Es wurde darin auf das interessante Problem des Romans hingewiesen, angedeutet, daß es sich um heikle Dinge handle, dabei aber nicht mehr verraten als nötig war, die Neugier zu reizen.

Dann erschien in einer literarischen Revue, die auf dem äußersten linken Flügel der jüngsten Kunstbewegung stand, eine eingehende Besprechung aus der Feder eines älteren Berliner Kritikers, dessen Parteinahme für die Jugend einiges Aufsehen erregt hatte. Der Mann begrüßte diesen Roman als ein hoffnungerweckendes Buch. Von einem Autor, der sich mit solcher Kälte und Sachlichkeit an eines der schwierigsten Probleme gewagt habe und nicht im Stoffe untergegangen sei, könne man Großes erwarten. Er nannte das „Geschlecht" eine hochwillkommene Bereicherung des physiologischen Naturalismus und maß ihm dokumentarischen Wert bei.

Es waren glückliche Augenblicke für den Dichter, als er diese Zeilen las, die ihm sein Freund Doktor Nackede, blau angestrichen, von Berlin zugeschickt hatte.

Das Lob, das ihm hier erteilt wurde aus bekannter Feder, an weithin gesehener Stelle publiziert, verlieh ihm in vieler Augen den literarischen Ritterschlag. Er war nun gewissermaßen zünftig geworden, sein Buch konnte keinesfalls mehr totgeschwiegen werden.

Als ob ein Dämpfer auf diese Freude gesetzt werden solle, kam wenige Tage darauf in einem vielgelesenen lokalen Blatte eine Besprechung seines Romans aus Professor Wallbergs Feder. Wallberg ließ keinen guten Faden an dem Buche. Er nannte es die leichtfertige Arbeit eines unreifen Menschen, sprach ihm jeden literarischen Wert ab, warnte vor solcher Lektüre, welche geeignet sei, die sittlichen Begriffe zu verwirren, und benutzte die Gelegenheit, mit der Moderne, für deren Weltanschauung und Kunstprinzip dieses traurige Machwerk typisch sei, gründlich ins Gericht zu gehen.

Daß Wallberg seinen Roman loben würde, hatte Fritz Berting nicht angenommen, nachdem er neulich an Frau Hilschius Tische die Klingen mit diesem fanatischen Alten gekreuzt hatte. Aber daß der Mann eine so animose Kritik schreiben werde, hatte er doch auch nicht für möglich gehalten.

Voll Entrüstung lief Fritz mit dem Zeitungsblatt zu Weißbleicher. Der Verleger, der den Artikel bereits kannte, faßte die Sache ziemlich kühl auf.

„Schadet gar nichts!“ meinte der erfahrene Mann, „schadet gar nichts! Im Gegenteil, der Professor bringt uns die Leute nur auf den Geschmack. Ich kannte einen Autor, der lanzierte selbst Artikel, die seine Bücher in Grund und Boden verrissen, in die Blätter. Was die Menschen heute über ein Buch lesen, haben sie morgen meist schon vergessen; daß der Name im Gedächtnis bleibt, ist die Hauptsache. Wenn Professor Wallberg

sagt: Ihr Buch wirke demoralisierend, so macht er Ihnen mit dem einen Worte die großartigste Reklame. Ich wette, eine Menge Leute laufen daraufhin zum Buchhändler, die, wenn er gesagt hätte, es sei ein gediegenes Werk, daran nicht dächten."

Wie weit der Verleger mit dieser Behauptung recht habe, war schwer zu beurteilen. Jedenfalls stellte Fritz Berting fest, daß sein Roman unter der Überschrift „Sensationelle Neuheit" in den meisten Buchläden auslag. Und daß sein Buch bekannt zu werden beginne, ersah er aus den Zuschriften, die er erhielt. Tagesblätter forderten ihn zur Mitarbeiterschaft auf. Ein Zeitungsverleger fragte an, ob der Autor von „Das Geschlecht" nicht für sein Blatt, das hauptsächlich von Damen gelesen werde, einen ähnlich spannenden Roman, „nur etwas naiver", verfassen könne.

Einen Ausbruch begeisterter Bewunderung enthielt ein Brief, den der Dichter Karol an Fritz Berting richtete. Er glich einer Liebeserklärung. Fritz kannte die Art Silbers nun zur Genüge, um einiges von diesem Enthusiasmus auf Konto seiner theatralischen Ader zu setzen. Aber der Brief tat dem Autor doch wohl; er war ihm ein Beweis, daß sich dieser Leser ganz von dem Buche hatte ergreifen lassen. Und welchem Dichter deuchte solche Wirkung nicht der beste Dank!

Am Schlusse seines Briefes fragte Silber an, ob es Herrn Berting recht sei, wenn er in einem Blatte, das ihm weißes Papier zur Verfügung stelle, eine Erwiderung schreibe gegen Professor Wallbergs unqualifizierbare Kritik. Fritz schrieb zurück, daß er dagegen natürlich nichts einzuwenden habe.

Es fügte sich, daß er Silbers Artikel zuerst aus Heinrich Lehmfinks Hand erhielt. Die beiden Freunde

saßen im Café beisammen, wie gewöhnlich umgeben von Zeitungen, als Lehmfink die letzte Nummer eines Blattes radikaler Färbung über den Tisch hinweg an Fritz reichte. „Da, unerwartete Ehrung! Herr Siegfried Silber reitet für dich in die Schranken!“

Fritz las den Artikel durch. Er war gepfeffert. Mit ätzendem Hohn begoß der Verfasser den alten Herrn, dem persönliche Voreingenommenheit und die geifernde Mißgunst seniler Impotenz vorgeworfen wurde. In geschickter Weise hatte Silber die Sache so zu wenden gewußt, daß der Tadel der Leichtfertigkeit, Geschmacklosigkeit und Eitelkeit, den Wallberg gegen den Autor des Geschlechts und gegen die ganze junge Richtung geschleudert hatte, ihm mit Zinsen zurückerstattet ward.

„Wird dir nicht bange bei diesem Verteidiger?“ fragte Lehmfink.

„Es ist immerhin eine Tat,“ erwiderte Fritz, „einem Manne von dem Einflusse Wallbergs so ungeniert auf die Finger zu klopfen.“

„Wie ich Siegfried Silber kenne, lieber Berting, wird er dir die Rechnung für diese Leistung über kurz oder lang präsentieren.“

Fritz war über seinen Freund Lehmfink wirklich ärgerlich. Was mußte er an Silbers Besprechung herummäkeln; er, der selbst für „Das Geschlecht“ nichts übrig gehabt hatte als ein absprechendes Urteil. Manches Wort des Freundes war von neulich her in Fritzens Gedächtnis haften geblieben und ließ dort geheime Widerhaken fühlen.

Eigentlich hatte Lehmfink kein Recht, zu urteilen, wie er es getan. An der Klugheit, Belesenheit und der gründlichen Bildung des Freundes wollte Fritz nicht

zweifeln; aber Lehmfink war vielleicht doch zu sehr in der Philologie, von der er ursprünglich ausgegangen, stecken geblieben. Davon haftete ihm die Pedanterie, die Hausbackenheit und ein Rest von Engigkeit an, die es ihm unmöglich machten, dem modernen Empfinden bis in seine äußersten Konsequenzen zu folgen. Daß er keine Künstlernatur war, hätte schließlich nicht ein Hindernis zu sein brauchen, ein Nachempfinder und Kundschafter des Neuen zu werden. Was Lehmfink fehlte, waren die Nerven, die empfindlichen, auf die feinsten Stimmungen eingestellten und auf die subtilsten Reizungen reagierenden Nerven, und damit die letzte Verfeinerung des Geschmackes und der Genußfähigkeit. Die Antike konnte Lehmfink verstehen, die neuere Kunst auch, soweit sie sich in den Bahnen bewegte solid bürgerlicher Weltanschauung; dahinter kam für ihn die Scheidewand.

Es war traurig, bei einem sonst so ausgezeichneten Menschen und treuen Freunde diese Schranke der Anlage zu beobachten. Hier, nicht in seinen äußeren Mißerfolgen, lag wohl die Tragik von Lehmfinks Persönlichkeit. Was Lehmfink schrieb, mochten es Bücherbesprechungen sein, Theaterrezensionen, Essays, literarhistorische oder feuilletonistische Artikel, war gediegene, gründliche, reinliche Arbeit, getragen von Treue und Ernst, hinter jeder Zeile stand die Überzeugung eines ganzen Mannes. Was war es also, was dem Freunde fehlte, um ihn zu einem Kritiker großen Stiles zu machen, für den er so viele wichtige Eigenschaften besaß? Fritz legte sich die Frage wiederholt vor, wenn er vor Lehmfinks Arbeiten eine gewisse Langeweile empfand. Es kam ihm dann wohl vor, als rede jener eine andere Sprache, als stammten seine Sentenzen, trotzdem sie in

funkelnagelneuem Druck auf frischem Papier zu lesen standen, aus einer verflossenen Periode. Gehörte Lehmfink nicht vielleicht zu der Klasse jener um ein paar Jahre zu spät Geborenen, die noch viel weniger gelten, als die, welche zu früh in ihre Zeit geboren sind? — Er besaß nicht die weitherzig kühne Lust am Gewagten, die Witterung für das Neue, den instinktiven Spürsinn für das, was Zukunft hat, die dem Pfadfinder auf geistigem Gebiete genau so angeboren sein müssen, wie dem Entdecker von Weltteilen. Er operierte mit Begriffen aus einer überwundenen Ethik, holte seine kritischen Maßstäbe aus der Rüstkammer einer veralteten Ästhetik. Daß es Neuland gäbe, wo für moderne Bedürfnisse moderne Gesetze gefunden werden mußten, wollte seinem konservativen Schädel nicht eingehen.

Ähnlich rückständige Ansichten, aber in minder liebevoller Form wie Heinrich Lehmfink, äußerte in einem Briefe Fritzens Schwester Konstanze über den Roman.

Fritz hatte seiner Familie wohlweislich kein Exemplar zugeschickt, wußte er doch, daß die Lektüre bei ihnen nur moralische Entrüstung auslösen würde. Nun hatten sie sich den Roman selbst angeschafft; eine Verschwendung, die er ihnen gar nicht zugetraut hätte.

Wie Fritz erwartet hatte, war der schwesterliche Brief voll von Vorwürfen. Alles an dem Buche fand Konstanze tadelnswert: den „gräßlichen Titel" und den „unanständigen Inhalt". Warum denn Fritz nicht wenigstens ein Pseudonym gewählt hätte? Es sei für die Familie höchst widerwärtig, den Namen Berting in Verbindung mit einer solchen Sache durch alle Zeitungen gezerrt zu sehen. Frau Wedner legte eine Kritik bei, die sie aus einem christlich-konservativen Blatte aus-

geschnitten hatte. Daraus könne Fritz ersehen, wie die anständigen Leute über seine Leistungen dächten. Wedner habe gesagt, es sei ihm ganz besonders peinlich, daß sein eigener Schwager jener revolutionären und frivolen Geistesrichtung angehöre, die jetzt aufkomme, da er es sich zur Lebensaufgabe gemacht habe, die Nuditäten in Kunst und Literatur zu bekämpfen. Dann der Ausruf: „Was würde unser herrlicher Vater dazu sagen!" — Ob Fritz denn alle Pietät abhanden gekommen sei? Ob er denn nicht etwas Rücksicht nehmen wolle auf die Gefühle der Schwester und auf die Stellung des Schwagers?

Er zerriß den schwesterlichen Brief. Man wußte wirklich nicht, sollte man über ein solches Dokument hirnverbrannten Mißverstehens lachen oder sich ärgern! — Rücksicht nehmen? — Pietät? — — Hatte er wirklich der Familie so viel zu danken, daß sie diese Forderung an ihn stellen durfte?

Sein „herrlicher Vater"! Wie Hohn klang das Wort ihm ins Ohr. Nicht einen Freund und Führer hatte er im Vater gehabt, nein, einen pedantisch verständnislosen Zuchtmeister, der nur immer bestrebt gewesen war, mit der Schere der Korrektheit beim Sohne die Triebe der Eigenart zu verschneiden.

Und die übrige Familie! Das beste, was er besaß, seine Dichterbegabung, hatte er gegen ihre nörgelnde Mißbilligung verteidigen müssen. Immer nur hatten sie versucht, ihn von seinem Wege abzulenken. Nie war ihm ein Wort des Verständnisses, des liebevollen Eingehens auf seine Anlagen, seine Bedürfnisse von jener Seite gekommen. Nur immer verdächtigt und verkleinert hatten sie ihn, gerade in seinem Besten ihn herabzuziehen versucht.

Er war weder dem Andenken des Verstorbenen Pietät, noch den Lebendigen Rücksicht schuldig.

* * *

Schließlich trug ihm das neue Buch auch einen unerwarteten Besuch ein.

Theophil Alois Hilschius erschien eines Sonntags vormittags in Fritzens Zimmer, mit feierlicher Miene, schwarz gekleidet, wie zu einem Leichenbegängnis.

Es stellte sich heraus, daß der Dichter des „Sulla“ dem Verfasser des „Geschlecht“ seinen kollegialen Glückwunsch darbringen wollte.

Theophil Alois entledigte sich seiner Aufgabe mit Würde. Sah er vielleicht im Geiste schon die Kommentare und Abbildungen, die sich in der Zukunft an ein derartiges Ereignis der Literaturgeschichte knüpfen würden?

Der junge Mann lobte das Buch. Vor allem habe ihn daran das Physiologisch-Pathologische interessiert. Auch er habe sich mit ähnlichen Problemen getragen. Er sei entschlossen, sich nunmehr dem Gebiete des analytischen Romans zuzuwenden. Es fehle uns in Deutschland diese Kunstgattung noch ganz und gar. Er werde, um diesem Mangel abzuhelfen, demnächst einen Romanzyklus zu schreiben beginnen, der das gesamte zeitgenössische Leben umfassen sollte und auf einige zwanzig Bände berechnet sei. — Fritz Berting mußte die nähere Auseinandersetzung des Planes zu diesem „monumentalen Werke“ der „Zeit- und Massenpsychologie“, wie der zukünftige Autor es selbst nannte, geduldig über sich ergehen lassen.

Aber Theophil Alois Hilschius verband mit diesem Besuche noch eine andere Absicht. Er habe seine

Maturitätsprüfung bestanden, berichtete er. Fritz gratulierte und erkundigte sich, wohin sich der junge Herr nunmehr zu wenden gedenke. Seine Mutter habe ihm einen Scheck über dreitausend Mark gegeben, ließ Theophil mit gut gespielter Gleichgültigkeit fallen. Er solle eine Reise machen. Aber da er gar keine Lust verspüre, allein zu reisen, sei er gekommen, Herrn Berting zu fragen, ob er ihn nicht begleiten wolle, selbstverständlich auf seine, Hilschius, Kosten.

Fritz war über diesen Vorschlag einigermaßen erstaunt. Er erkundigte sich zunächst, wo denn die Reise hingehen solle. Theophil meinte, das sei ihm im Grunde gleichgültig. Aus Landschaft mache er sich nichts, das Psychologische sei ihm alles. Jedoch wäre er bereit, eine Reise ans Nordkap zu unternehmen, obgleich er das Meer brutal fände. Übrigens habe er einen Brief abzugeben von seiner Schwester Annie.

Frau Eschauer schrieb an Fritz Berting: er habe Gelegenheit, ein gutes Werk zu tun, wenn er ihren Bruder auf seiner ersten Reise begleite. Sie schlug Norwegen vor. Auf der Rückfahrt sollten die beiden nach Rügen kommen, wo sie mit dem Gatten und einigen Freunden sein würde. Ihre Ansicht über seinen Roman könne sie Fritz nur mündlich sagen. Der Schluß war ein: „Auf Wiedersehen am Strande von Binz!“

Der Plan hatte viel Verlockendes. Er war wie die plötzlich vom Himmel gefallene Erfüllung eines unmöglichen Wunsches, mit dem man gelegentlich schon geliebäugelt hatte. Das Nordland! Was verbanden sich mit dem Begriff für Erwartungen unerhörter Naturschönheit, zauberhafter Stimmung des Primitiven, Urkräftigen, Unentweihten. Und darüber als feinster Duft die geistigen Beziehungen, die den modernen Menschen

mit jenen durch ihre großen Dichter plötzlich aktuell gewordenen Länder verbanden.

Gerade in den letzten Wochen hatte Fritz Berting einen unbändigen Drang in sich gefühlt nach Natur. Die Stadt war ihm wieder einmal ganz unerträglich geworden. Hitze und Staub des Hochsommers hatten das enge Quartier in ein Infernum verwandelt. Durch Ausflüge, Spaziergänge, Dampfschiffahrten hatte er sich Abwechselung zu schaffen versucht. Aber auf die Dauer langweilte das. Die Umgebung der Stadt, die anfangs durch eine gewisse Anmut und Niedlichkeit seinen Beifall erregt hatte, war ihm eintönig und schal geworden, wie ein süßer Trank ohne kräftiges Aroma. Diese niederen Höhen waren ja nur Ansätze zu Bergen, der Fluß, jetzt wieder ganz seicht, die Karikatur eines Stromes; und die viel gepriesenen Felsen und Schluchten des Duodezgebirges oberhalb der Stadt erinnerten ihn an Theaterkulissen. Und dazu überall die Restaurationen, Haltepunkte, Ruheplätze und Aussichtstürme! Alles bebaut, verschönert, korrigiert, reguliert durch die Menschenhand. Und selbst da, wo aus Versehen ein Stück Natur in seiner ursprünglichen Keuschheit geblieben war, nichts Imposantes. Eine Landschaft, die weder Fleisch war noch Fisch. Nicht Ebene mit der Größe der Einförmigkeit in unendlicher Ausdehnung, und auch nicht Hochgebirge mit der Wucht der Massen und der Klarheit großer Formen und Linien. Es war die Unklarheit des Zwitterdinges, des Überganges vom Mittelgebirge in die Ebene, von Land in Stadt, was dieser Gegend den Stempel des Unbedeutenden, Erkünstelten und Spieligen aufdrückte.

Und Fritz brauchte gerade in dieser Zeit den Anblick von Großem, Ursprünglichem. Seit er sein Buch

veröffentlicht hatte, kam er sich so zwecklos vor. Er war auf der Suche nach neuen Impulsen, nach Ausfüllung, nach einem Ersatz für das, was er an Kräften hergegeben hatte. Wohl regten sich Stimmungen in ihm, Töne erklangen, schüchtern klopften Gedanken an; aber verdichtet zur geschlossenen Idee hatte sich davon noch nichts. Ein starker Eindruck von außen, das wußte er aus Erfahrung, machte oft die gärenden, nach einem Mittelpunkte suchenden Elemente sich schneller und schöner zum Kristalle zusammenschließen.

Nichts war in solch kritischer Zeit der Empfängnis, wo die Urzellen heranwuchsen des zukünftigen Kunstwerkes, gleichgültig, nicht die Luft, in der man lebte, nicht die Bilder, die das Auge aufnahm. Auch darin waren Künstler und Mütter einander ähnlich; Genuß, Stimmung, Beschäftigung, die leichten Strömungen an der Lebensoberfläche, wirkten doch hinab bis in jene geheimnisvollen Gründe, wo die keimende Frucht ihre Säfte aus dem ganzen Organismus an sich zieht.

Zu der inneren Sammlung aller Seelenkräfte, aus der allein eine Dichtung ihren Ursprung nehmen kann, war Fritz Berting in der letzten Zeit nicht gekommen. Er hatte viel des Aufreibenden, Unerquicklichen und Häßlichen erlebt. Da war die ewige Geldfrage mit ihren empfindlichen Demütigungen im Gefolge. Dann der Kampf mit der Quartierwirtin, die nun, wo es feststand, daß die Mieter ausziehen würden, ihnen das Leben so schwer wie möglich zu machen suchte. Das Erlebnis mit dem Stukkateur Glück trug auch das seine dazu bei, Fritz Berting den Boden unter den Füßen heiß zu machen. Am schwersten aber lastete auf seinen Nerven die trübe, gedrückte Stimmung, in der Alma sich neuerdings befand.

Fritz hatte dem Mädchen gegenüber von der Notwendigkeit gesprochen, zukünftig in getrennten Quartieren zu wohnen. Er war der Ansicht, daß dies für beide Teile besser sei, ein jedes könne dann seiner Beschäftigung ungestörter nachgehen. Auch entgehe man dann leichter dem Klatsch und der Neugier Dritter, von denen sie genug zu kosten bekommen. Fritz hatte sich daraufhin auch schon Quartiere angesehen. Eines, das in der Nähe des Geschäftes lag, für welches Alma arbeitete, schien ihm sehr zweckentsprechend. Wohin er selbst ziehen würde, wußte er noch nicht.

Seinen Vorstellungen, daß man bei einer solchen ja nur rein äußerlichen Trennung viel mehr voneinander haben werde, schenkte Alma keinen Glauben. Mit Gründen der Logik war ihr nicht beizukommen. Wenn sie sich überhaupt darauf einließ, mit ihm über den Umzugsplan zu sprechen, so war ihre einzige, stets wiederkehrende Behauptung: „Es geschieht nur, weil du mich satt hast!" — Und ihre trübe Miene und der verzweifelte Blick sagten, daß es ihr mit dieser Furcht wirklich ernst sei. Sie war nicht dazu zu bewegen, sich die Wohnung, in die sie ziehen sollte, auch nur von außen anzusehen. Fritz aber fand es sehr aufreibend, ihren Widerstand zu bekämpfen. Wenn er es mit trotziger Auflehnung zu tun gehabt hätte, wäre ihm das noch lieber gewesen, als diese stummen, vorwurfsvollen Mienen und langweiligen Tränen.

Alma wußte es eben nicht — und man durfte es ihr auch nicht sagen —, wie groß die Gefahr sei, die in dem steten Zusammenleben, in dem Eng-aneinandergebundensein ihre Liebe bedrohte. Wie viel Anmut und Reiz büßte ihr Gesicht, ihre Gestalt, ihre ganze körperliche Gegenwart ein dadurch, daß Fritz sie oft in

den ernüchternden Situationen des Alltagslebens sah. Wie wurde selbst das Feuer ihrer Umarmungen abgeschwächt, weil er sie nicht zu suchen brauchte, sie haben konnte, wann er wollte.

Das arme Ding ahnte nicht, wie begrenzt das Maß sinnlicher Anziehung ist, welches auf die Dauer eine Frau auf den Mann auszuüben vermag. Sie wußte nichts von der Ökonomie des Genusses, welche die Frau üben muß, will sie den Mann für immerdar an sich fesseln. Ein geistiges Sich-ineinander-einleben war bei diesem Paare ausgeschlossen. Alma klammerte sich ängstlich an das Einzige, was ihr von dem Geliebten gewährt wurde, an seine leibliche Gegenwart. Immer inniger wollte sie ihn an sich binden; am liebsten hätte sie ihn Tag und Nacht an ihrer Seite gehabt, im stillen schon argwöhnend, daß er sich zurückziehen wolle von ihr. Daher die verzweifelte Glut ihrer Hingabe. Nur wenn sie nahe beieinander waren, wußte sie, daß er ihr ganz sicher sei. Nichts ahnend, trieb sie ein gefährliches Spiel; niemand sagte ihr, daß durch tägliche Auszahlung in kleiner Münze der Liebesschatz, so groß er anfänglich gewesen sein mochte, mit der Zeit unwiederbringlich verrinnen mußte.

Fritz, der als Mann in viel höherem Grade befähigt war, sich über das Liebesverhältnis verstandesmäßig bewußt zu erheben, als das Mädchen, dem ihre Liebe heiligster Lebensinhalt war, Fritz sagte sich ganz nüchtern, daß eine Trennung noch am ersten ihre Neigung verjüngen werde. Das Verlangen zueinander würde wachsen, dem Bedürfnis der Zärtlichkeit neues Blut zugeführt werden. Mit gutem Gewissen konnte er Alma für einige Zeit verlassen; auch ihr würde ja das Beste zugute kommen von den starken Eindrücken,

dem freien, sorgenlosen Leben, die er da draußen auf dem Meere, im Nordland zu genießen hoffte. Ein feuriger Liebhaber würde er zurückkehren in die Arme seines Mädchens.

Fritz Berting erwartete Großes von dieser Reise. Der Künstler in ihm wollte neue Farben, neue Strahlen einheimsen aus dem ewig mannigfaltigen Spektrum der Natur. Seine Liebe wollte er schützen vor den Gespenstern der Langeweile und des Überdrusses, die ihr schon einige Male drohend gewinkt hatten. Und sein ganzes Dasein sollte ein frischerer Luftzug befreien, vom Spinnweb der üblen Laune, der Sorge und des Zweifels.

Drittes Buch.

Seit vierzehn Tagen etwa befand sich Fritz Berting in Binz, wo seine und Theophils Nordlandreise ihren Abschluß gefunden hatte.

Annie Eschauer war da mit ihrem Gatten und einem Troß Berliner Freunde. Sie stand im Mittelpunkt eines größeren Kreises, wie er sich in der Zwanglosigkeit des Badeaufenthaltes leicht zusammenfindet.

Der Bankier Eschauer, ein Mann in den Fünfzigern, dessen Prinzip im Geschäft wie im Privatleben sich in die gern von ihm gebrauchten Worte: „nicht unnütz aufregen!“ zusammenfassen ließ, legte dem Amüsementsbedürfnis seiner um zwanzig Jahre jüngeren Frau nichts in den Weg. Eifersucht unter Eheleuten rechnete er zu den Gefühlsduseleien, die gleich hinter Gedichtemachen kamen. Daß Annie sich für Kunst interessierte, war in Herrn Eschauers Augen zwar Zeitverschwendung, wie alles, was nicht Geld einbrachte, aber er gestattete seiner Frau diesen „Idealismus“. Sie ließ ihm dafür sein Interesse für Varieté, Ballett und Nachtcafé.

In Binz langweilte sich Herr Eschauer. Das ewige Segeln, am Strand Krocket spielen und in den Wald laufen war nicht nach seinem Geschmack. Er verschwand gelegentlich zu selbständigen Ausflügen, und Eingeweihte wollten wissen, daß er dann eine Dame der Berliner Halbwelt aufsuchte, die in einem Fischerdorfe der Festlandsküste ihre Sommerfrische verbrachte.

Fritz Berting fühlte sich in der Gesellschaft, die Frau Annie um sich versammelt hatte, nicht allzu behaglich. Er empfand einen gewissen, mit Beklemmung gepaarten Widerwillen Leuten gegenüber, die das Geld ausgaben, als sei es nichts, und denen es in Wahrheit doch alles war. Ein Mensch, wie er, der auch nicht den geringsten Anfang zu einer Million besaß, mußte in solcher Gesellschaft notwendig outsider bleiben. Sein Künstlertum gab ihm keinen Freipaß; denn Bücherschreiben war in ihren Augen eine fragwürdige Beschäftigung, vor allem wenn man nicht große Honorare zur Entschuldigung seines Metiers anführen konnte.

Frau Annie war sehr freundlich gegen Fritz. Sie suchte ihm den Aufenthalt in Binz so angenehm wie möglich zu gestalten, gab ihm vor aller Augen in auffälliger Weise Beweise ihrer Gunst.

Es waren da drei junge Leute, Mitglieder der Berliner jeunesse dorée, die Annie den Hof gemacht hatten, ehe Fritz und Theophil an diesem Strande gelandet waren, und die sich nun in ihrem Zeitvertreib gestört sahen. Es fehlte nicht an versteckten Sticheleien, die Bezug hatten auf Frau Annies ideale Freundschaft mit einem Dichter. Jene drei Jünglinge besaßen den schnodderigen Witz des Berliners, der ein Todfeind ist jedes feineren Gefühls. Fritz kannte diesen kalten zynischen Ton nur zu gut aus alter Erfahrung, er kannte auch die Skepsis, mit der man sich selbst beobachtete, bewachte, zersetzte, kannte den schneidenden Hohn, mit dem man grausam über den nächsten Freund, über die Mitglieder der eigenen Familie herfiel, um sich und der Welt zu beweisen, daß man Zartgefühl als einen überwundenen Standpunkt betrachte.

Einer dieser Herren war verlobt; das heißt zwei

Familien hatten sich dahin geeinigt, daß sich Million mit Million verbinden solle. Die Braut und ihr Anhang waren ebenfalls in Binz. Das junge Mädchen, eine siebzehnjährige Schönheit mit rabenschwarzem Haar, Elfenbeinteint und dem Wuchs einer Gazelle, wurde leider durch starkes Schielen entstellt. Von niemandem bekam sie diesen Fehler öfter vorgeworfen als von ihrem Bräutigam. Und dieser Gemütsmensch wurde wiederum von der ganzen Gesellschaft mit dem „Um-die-Ecke-gucken" seiner Zukünftigen in sinniger Weise gehänselt.

Auch Theophil Alois Hilschius sollte der allgemeinen Spottsucht nicht entgehen. Kaum hatte man entdeckt, daß er das Dichten nicht lassen könne, so wurden bei jeder möglichen und unmöglichen Gelegenheit Verse von ihm verlangt. Der Dichter des „Sulla" freute sich anfangs über die Popularität seiner Muse. Dann jedoch merkte er die Verhöhnung und zog sich grollend zurück. Einzig in den Augen des schielenden Mädchens glaubte er ein gewisses ernsteres Verständnis zu lesen. Man sah in Zukunft Theophil und die Braut öfter allein wandeln, am Strande oder auf einsamen Waldwegen, wo er sie jedenfalls zum Opfer seiner poetischen Eingebungen machte.

Für Fritz bedeutete das eine Erleichterung. Er hatte unter Theophil während der letzten Monate schwer zu leiden gehabt. Durch seine Stellung als Reisebegleiter war Fritz an diesen Jüngling gefesselt gewesen. Sie hatten herrliches Wetter gehabt, und die ewige Schönheit von Meer, Küste und Gebirge hatte sich vor ihnen aufgetan, rein und groß wie vor tausend anderen Wanderern. Aber Theophil zeigte sich als einer jener schlimmen Mitreisenden, die einem die schönste Land-

schaft verekeln können. Entweder er erklärte oder er kritisierte. Und noch ärger war es, wenn ein besonders schöner Blick, ein Sonnenuntergang über hochgehenden Meereswogen oder die geheimnisvolle Stimmung einer taghellen Nacht in ihm den Poeten herausforderten. Jedes solche Erlebnis mußte in die Form eines Gedichtes gegossen werden. Fritz Berting würde gar nichts dagegen einzuwenden gehabt haben, wenn der Reisegefährte seine Einfälle für sich behalten hätte; aber dieser junge Mensch hatte die Eigentümlichkeit, einer Henne ähnlich, mit freudigem Gegacker anzukündigen, daß die Weltliteratur wiederum um ein neues Opus von Theophil Alois Hilschius bereichert sei. Außerdem hielt er es für Freundschaftspflicht, Fritz jedes Neue, was er empfangen hatte, vorzulegen. Hatte aber Fritz Berting etwas auszusetzen, dann sprach der Dichter von „Verständnislosigkeit" und schmollte; was, da man nun einmal aufeinander angewiesen war, auch nicht zu den Annehmlichkeiten gehörte.

Übrigens führte Berting einen Reisebegleiter mit sich, der ihm über Schlimmeres als Theophils Banalität hinweggeholfen hätte: Friedrich Nietzsches „Also sprach Zarathustra". Als habe er geahnt, daß er durch diesen einen Band auf Wochen hinaus mit Geistesnahrung überreichlich versorgt sei, hatte er kein weiteres Buch seinem Gepäck einverleibt.

Auf dem Meere las er Zarathustra. Wie der Fromme die Bibel oder das Gesangbuch, so schlug er das hohe Lied des großen antichristlichen Sängers auf, an jeder beliebigen Stelle und berauschte sich an dem gewaltigsten Dithyrambus auf den Menschen.

Wunderlich verschmolz ihm der Inhalt des Gedichtes mit der Szenerie um ihn her. Beide waren sie für ihn

neu, der Ozean und Nietzsche, und bald wußte er nicht mehr, wer von dem Paare der größere Hexenmeister sei. Etwas Herbes, Salzgeschwängertes, wie der boshaft unberechenbare Seewind, wehte aus diesen Blättern. Ein Riesenhorizont, große, gesammelte Einsamkeit, klare, eisige Luft, darunter die graue, kühle Flut mit der Ahnung unerhörter Wunder in ihrer gefährlichen Tiefe. Und als kühner Wiking nur das eine Boot mit dem einen Manne darin, der das Wort geprägt hatte: „Der Mensch ist etwas, das überwunden werden muß!" — Wie er mit Bewußtsein hinaussegelte, in seinem Rücken lassend alles, was bisher als Festland gegolten hatte: Staat, Familie, Gott. Hinaus über alle Ziele und Ideale hinweg, in die Einsamkeit hinein des eigenen Gesetzes, ein Voraussetzungsloser, der jauchzend alle Fesseln von sich wirft der Erdenschwere, der nichts mehr lieben, nichts glauben und hoffen will.

Mit diesem Lotsen zu segeln war furchtbar schmerzliche Lust. Emporgehoben wurde man auf die steilsten Höhen der Erkenntnis und Freiheit, um gleich darauf hinabgestürzt zu werden in das Wogental engster beängstigender Widersprüche. An wie viel beängstigenden Klippen ging die atembenehmende, rasende Fahrt in schwindelnder Knappheit vorüber. Himmelssüße, lockende Töne unsichtbarer Äolsharfen, auf denen der Meeresatem spielte, der Sirenengesang Nietzschescher Lyrik. Dazwischen Rufe höhnender Seevögel, grausige Schreie wie von ertrinkenden Seelen. Eine ehern einherschreitende, gebundene Sprache, gleich dem Rhythmus der Meereswellen, der ältesten Musik der Welt. So tönte es aus diesem Buche, so starrte es einen an, wie das grausam versteinernde, unmenschliche Medusenangesicht des Ozeans.

Das war Nietzsche. In dieser Umgebung mußte man das Phänomen Zarathustra erleben.

Fritz war es, als würde jeden Tag eine Welt in ihm zerstört und eine Welt aufgerichtet. Seit Richard Wagners Tonschöpfungen zum ersten Male auf ihn eingestürmt waren, hatte er ein solches Wühlen in den Gefühlen, ein solches Zerren an den Nerven, wie von einer Riesenfaust, nicht gespürt. Auch hier war etwas wie Musik, ein Klingen und Jauchzen, ein Hüpfen und Tanzen, ein Entschweben und Wiederkehren, ein Auseinanderreißen, Gegeneinanderstürmen in Dissonanzen und Zusammenfließen in Harmonien. Von diesem Werke ging eine große Weihestimmung aus, wie von den heroischen Geschicken eines Trauerspieles. Ein Ton aus diesen scheinbar gottlosen Strophen rührte an die innerste religiöse Natur des Menschen.

In Gegenwart eines solchen Riesen selbst schaffen zu wollen, schien undenkbar; auch nicht eine Zeile wäre geglückt. Fritz Berting fühlte sich gelähmt, wie vernichtet in seinem Selbstgefühle. Hier konnte man nur staunen und sich wehren, niemals nachwandeln. Auf lange hinaus würde dieses Erlebnis in ihm nachzittern, ähnlich wie der Wogengang des Meeres den Seefahrer auch auf dem Festlande noch in seinem Takt und Banne erhält.

Für einen, der sich mit Zarathustra hinausbegeben hatte in die Einsamkeit grandiosester Menschenverachtung, war es schwer, sich zurecht zu finden auf dem Ententeiche alltäglicher Geselligkeit.

„Sie sehen aus wie der personifizierte Katzenjammer!" sagte Frau Annie zu Fritz. Eingehend erkundigte sie sich nach seinem Schlaf und seiner Verdauung, mit jener ihr eigenen Mischung von Ungeniertheit und Gutmütig-

keit, der gram zu sein schwer war. Sie nannte ihn ihr „Dichterbaby“ und sprach davon, ihn an Kindesstatt annehmen zu wollen.

Wirklich hatte ihre Sorge für ihn etwas Mütterliches. So war sie unter anderem in Berlin für die Verbreitung seines Romans tätig gewesen, hatte bekannte Kritiker persönlich aufgesucht und sie gebeten, das Buch zu besprechen. Und auch von Rügen aus schrieb sie Briefe in Fritzens Interesse, ohne daß er sie darum besonders ersucht hätte.

Bei einer Mondscheinpartie erkältete er sich. Frau Annie ließ es sich nicht nehmen, ihn zu pflegen. Sie blieb seinetwegen sogar von einer Segelpartie zurück, die sie selbst arrangiert hatte. Unbewacht könne man ein Baby nicht lassen, erklärte sie.

Annie Eschauer hatte etwas in ihrem Wesen, das einem alle Dinge leicht und selbstverständlich erscheinen ließ. Der gewagtesten Situation wußte sie durch eine witzige Bemerkung die Spitze abzubrechen. Sie war nicht ohne Geist frivol; dadurch unterschied sie sich angenehm von ihrer Umgebung.

Aber der starke sinnliche Eindruck, den sie bei den ersten Begegnungen auf ihn gemacht hatte, war verflogen. Ihre Erscheinung gehörte zu denen, die eines effektvollen Hintergrundes, der bengalischen Beleuchtung bedürfen, um zu wirken. In der schlichten Umgebung von Wald und Flur erschien diese stark passierte Großstadtdame deplaziert. Annie ließ auch hier nicht von der Gewohnheit, sich mit Schmuck zu beladen und die grellsten Farben zu tragen. Leider verrieten Sonnenschein und Seeluft erbarmungslos den kupfrigen Teint ihres aufgeschwemmten Fleisches.

Fritz sah sie zum ersten Male zusammen mit ihrem

Manne. Die Art, wie Annie mit diesem kahlen Faun verkehrte, genügte, um einem alle Illusionen zu benehmen.

Berting wußte sich Frau Annie gegenüber wunschlos, das erleichterte ihm den Verkehr. Was die Gesellschaft der Badegäste von ihnen denken mochte! — Höchst wahrscheinlich nahm man ein Liebesverhältnis an. Fritz hatte keine Veranlassung, Annies Ehre in den Augen von Menschen reinzuwaschen, die das Unanständige immer für das Wahrscheinlichste halten.

Er befand sich in einem Seelenzustande, in dem ihn die Menschen überhaupt nicht wesentlich stören konnten. Solches Phäakendasein hatte er lange nicht genossen. Keine Sorgen, keine aufreibenden Plackereien. Für alle seine Lebensbedürfnisse war gesorgt. Ihm wurde zumute wie einem Sohne der Landstraße, der nachdem ihn die Not tüchtig am Ohre gezaust, sich einmal im lauen, alle Poren öffnenden Bade wohlig strecken darf.

Dabei waren die feinsten Organe dichterischer Konzeption in ihm tätig. Die Nerven der tieferen Schichten schliefen nicht, trotz der lassen Trägheit des Körpers. Dort im untersten, unbewußten Triebleben bereitete sich etwas vor, meldete sich Neues zum Leben, klopfte einlaßbegehrend an die Pforte des helleren Bewußtseins. Wie Musik zog es durch seine Sinne, gleich den Tönen eines fernen Konzerts, von dem man nur hie und da eine Schallwelle auffängt. Farben leuchteten auf vor seinen halbgeschlossenen Augen, wie matte Blitze am Horizont. Er kannte diesen Zustand gespannter Nervenempfindlichkeit nur zu gut, mit dem sich das Nahen der neuen Idee anzukündigen pflegt.

Dazu die heitere, warme Spätherbstsonne, die freundlich helfen zu wollen schien, seine Früchte zu

reifen. Die still zuschauende Umgebung des verschwiegenen Buchenwaldes, die sanft melodischen Konturen der Rügenschen Küste, als Staffage seiner Stimmungen.

Hie und da grollte in seinem Traum der Donner der unlängst durchschifften Ozeanwogen, leuchteten die Schneewüsten und Felseinsamkeiten der Nordlandsküste hinein. Und das Meer, das er mit Zarathustra-Nietzsche befahren hatte, ließ noch immer seinen rätselhaften Rhythmus in ihm nachklingen.

* * *

Fritz Berting saß unter einem der großen knorrigen Eichbäume, die auf dem freien Sandplatz vor dem Hotel, als einziger Rest ehemaliger Waldespracht, übrig geblieben waren, als der Portier kam und ihm einen Brief überreichte. Der Poststempel und die etwas ungelenke Handschrift der Adresse sagten ihm, von wem der Brief komme.

Alma schrieb:

„Mein lieber Fritz!

„Habe vielen, vielen Dank für die hübschen Karten, die Du mir unterwegs geschrieben hast. Ich habe mich immer so gefreut, wenn eine kam und bin gleich an das Schaufenster des Buchhändlers gelaufen, wo Du Deine Bücher kauftest. Dort ist jetzt eine große Karte ausgestellt, da konnte ich einige von den Orten finden, wo Du gewesen bist. Habe auch herzlichen Dank, daß Du mir Deine jetzige Adresse mitgeteilt hast, nun kann ich Dir doch endlich einmal etwas wissen lassen. Es hat mir so herzlich leid getan, daß Du nicht ganz wohl warest. Bitte, lieber, lieber Fritz, werde nicht krank! Wenn Dir etwas zustieße, das könnte ich gar nicht ausdenken. Leben möchte ich dann auch nicht weiter. Was bin ich denn ohne

Dich? — Schreibe mir nur recht bald oder komme selbst! Ich bin schon ganz krank vor Sehnsucht. Herr Lehmfink fand neulich, als er mich auf der Straße sah, daß ich recht elend aussähe. Das kommt nur von der Sehnsucht, weiter ist es nichts.

„Nun muß ich Dir noch etwas recht Trauriges erzählen, lieber Fritz. Ludwig Glück schrieb neulich an mich. Es waren nur ein paar Zeilen mit Bleistift. Er lag nämlich wieder im Hospital. Ich möchte doch nur um Christi Barmherzigkeit willen kommen, es gehe mit ihm zu Ende.

„Ich weiß, Du wirst mir nicht böse sein, daß ich hingegangen bin. Höre nur, wie alles weiter kam. Ludwig hatte wieder sein Blutspucken bekommen. Er war ja so schwach auf der Brust schon als junger Mensch. Der Krankenwärter sagte mir auch gleich, lange habe er nicht mehr zu leben. Ludwig freute sich sehr, daß ich zu ihm gekommen bin. Wir haben dann lange gesprochen von der Zeit, wo er mit uns im Hause lebte, von meinen Eltern und allem, was man gemeinsam erfahren hat. Er sagte mir auch noch einmal, wie sehr er mich immer geliebt hat. Ich konnte mir nicht helfen, ich mußte sehr weinen, wie der arme Mensch so redete. Dann meinte der Arzt, ich müsse gehen, weil es ihn so aufregte. Am nächsten Morgen kam ich wieder, aber da war Ludwig schon tot. Sie sagten mir, er sei gegen Mitternacht heimgegangen.

„Ich war sehr betrübt. Ludwig ist doch ein guter Mensch gewesen, und ich muß ihm für so manches dankbar sein. Ich bin auch mit zu Grabe gegangen, er hatte ja sonst keine Seele hier, die nach ihm fragte.

„Wegen eines Grabsteins hätte ich gern an Dich geschrieben, lieber Fritz, ob Du erlaubst, daß ich einen

anschaffe, aber ich wußte ja damals Deine Adresse noch nicht. Ich wollte nämlich von dem Gelde, das ich verdiene, ihm einen Stein setzen lassen aufs Grab mit seinem Namen und einem Spruch. Nun machten sie mir aber deshalb viele Schwierigkeiten. Als ich mir keinen Rat mehr wußte, da bin ich zu Herrn Lehmfink gegangen. Der war so freundlich, alles in Ordnung zu bringen. Der Stein ist schon in Arbeit. Herr Lehmfink läßt Dich grüßen.

„Ach, komme nur recht bald zurück, mein lieber, lieber Fritz. Acht ganze lange Wochen sind es nun schon, mir kommt es vor wie ein Jahr, daß Du weg bist. Die neue Wohnung von mir ist viel hübscher als die alte, und die Leute sind auch anständiger hier. Wenn Du nur erst da wärest!

„Es grüßt und küßt Dich viel tausendmal Deine Dich innig liebende

Alma Lux."

Als Fritz diesen Brief zu Ende gelesen hatte, litt es ihn nicht länger auf seinem Platze unter der Eiche. Er hatte zwar eine Verabredung mit Frau Annie zum Spazierengehen, aber der Gedanke an diese Gönnerin war ihm mit einem Male peinlich geworden.

In der offenen Veranda des Hotels, an der er vorbei mußte, um nach dem Walde zu gelangen, saßen einige von Frau Eschauers Bekannten. Die jungen Leute riefen ihn an, er möge zu ihnen hinauf kommen. Fritz dankte und schritt eilig weiter. Er hörte etwas wie: „Annies Dichterbaby" hinter sich dreinschallen und das übermütige Gelächter der Berliner.

Diese Menschen wußten nicht, wie sie ihm den Entschluß erleichterten, den er soeben gefaßt hatte, zu reisen.

Almas Brief war für ihn gewesen wie ein Ruf. Im Innersten ergriffen fühlte er sich von ihren Zeilen, die für ihn so unendlich viel Unausgesprochenes enthielten. Die ganze Persönlichkeit in ihrer Natürlichkeit, das kindergute Vertrauen, die unaufdringliche Herzensgüte des Mädchens standen dahinter. Noch so viele großtönende Worte hätten ihm nicht die Gewißheit geben können, die ihm dies gab, daß er geliebt werde, daß ein einfaches, gutes Herz in Zärtlichkeit und Treue für ihn schlage. Was wollte er noch mehr!

Fritz hatte eine bewaldete Anhöhe erstiegen, die den Ausblick gestattete auf ein Stück der ins Meer hinausstrebenden Küste. Er setzte sich auf die Bank und ließ seinen Blick der schön geschwungenen Uferlinie folgen. Schlichte, liebliche deutsche Landschaft. Graugrünliches Meer, ein blaßblauer Himmel darüber hin mit weißen Federwolken. Buchenkronen, herbstlich ins Braunrot übergehend, brachten den einzigen lebhafteren Ton in die helle Palette dieses Freilichtgemäldes.

Seine Gedanken waren weit weg. Die Eindrücke der letzten Wochen schienen mit einem Male verwischt. Der Brief zauberte ihm das Angesicht des Mädchens, das sonst schon zu verblassen angefangen hatte, in greifbarer Körperlichkeit vor die Sinne. Alles, was sein Auge umfaßte an Schönheit, gab nur einen Rahmen ab für das Bild der Geliebten.

Hier in der Einsamkeit von Himmel, Wald und Meer empfand er es stark und innig: seine schlichte, gute, warmherzige, treue Alma war es, die er liebte. Ein Stück Mensch gewordene Natur war dieses Kind aus dem Volk, rein und gesund wie die Luft. Ein Reinigungsbad, herzstärkende Erquickung würde sie ihm sein in ihrer Frische nach der Übersättigung des

raffinierten, flauen Schlaraffenlandes, in welchem er jetzt vegetierte. Was bedeutete es ihm, daß dieses Mädchen einen mangelhaft stilisierten und nicht durchweg logischen Brief schrieb! Da doch jede Zeile bewies, daß sie die große weibliche Liebeslogik des Herzens besitze.

Fritz Berting erhob sich und ging noch tiefer in den Wald hinein, denn einige hundert Schritte weiter unten hatte er eine rote Toilette durch die grauen Stämme schillern sehen. Er argwöhnte, daß es Annie sei, die sich aufgemacht habe, ihn zu suchen. Er wollte sie jetzt nicht sehen. Schwierig genug würde es werden, ihr begreiflich zu machen, daß er abreisen müsse.

Er wandelte auf einem schmalen Pfade, der vielleicht nur ein Wildwechsel war, durch den Urwald. Alles führte ihn zu Alma zurück. In der träumerischen Schönheit, in der natürlichen Frische um ihn her war sie. Das sanfte Rauschen der Baumkronen, der würzige Duft des Mooses, die Kühle des beschatteten Erdreichs, die lustigen huschenden Schatten- und Lichtflecken an den Stämmen, alles, was lieblich, freundlich, heiter und sonnig war, erinnerte an sie.

Er dachte an das letzte Zusammensein mit ihr. Es war ein linder Augustabend gewesen. Sein Zug ging kurz nach Mitternacht; es lohnte nicht, zu Bett zu gehen. Zum letzten Male waren sie beisammen in den Räumen, die ihnen über ein Jahr lang Obdach gewährt hatten. In seiner Abwesenheit sollte das Mädchen umziehen.

Alma weinte bitterlich. Er setzte ihr wohl zum zehnten Male auseinander, aus welchen Gründen dieser Umzug nötig sei. Alles, was er nur ersinnen konnte, brachte er vor an Trostgründen, um ihr den Übergang

in die neuen Verhältnisse zu erleichtern. Er wußte ja, was ihre geheime Furcht war: daß er ihr fremd werden, daß das Verhältnis gelockert werden könnte, wenn er nicht mehr mit ihr zusammen wohnen würde.

Da warf sie sich mit einem Male leidenschaftlich begehrend um seinen Hals. Das sanfte, schämige Geschöpf wie verwandelt! Plötzlich war sie die Heiße, Liebeglühende geworden, die sich anbot, rückhaltlos fordernd. Mann und Weib hatten die Rollen vertauscht. Er wurde von ihr hingerissen, verführt, überwältigt. Für einmal vergaß er unter ihren trunkenen Liebkosungen alle Vorsicht, angesteckt von ihrem Taumel.

Der bittere Abschied war in ein Freudenfest verwandelt. Keine Spur mehr von Klagen und Tränen. Sie schien im Innersten beglückt, ruhig und heiter. Er sah noch den Ausdruck triumphierenden Glückes, hörte den zuversichtlichen Ton ihres: „Auf Wiedersehen, mein Fritz!" als es zum Abschiednehmen gekommen war in jener linden Augustnacht.

Und eine gewaltige, verwirrende Sehnsucht erfaßte ihn nach jenen Armen, die ihn damals so stark und feurig umschlungen hatten.

Bei Tisch erst sah Berting Frau Annie wieder. Die Hotelgesellschaft saß familienweise an kleinen Tischen in dem geräumigen Speisesaal verteilt. Von Anfang an hatte Fritz mit dem Ehepaar Eschauer und Theophil gesessen. Der Bankier war heute abwesend, auf einem jener Ausflüge, über welche die Eingeweihten verständnisvoll lächelten.

Fritz hatte Annie gegenüber sein plötzliches Verschwinden am Morgen damit entschuldigt, daß er brieflich unangenehme Nachrichten erhalten habe. Er sei allein spazieren gegangen, in der Besorgnis, ein schlechter

Gesellschafter zu sein. Die Mitteilung, daß er zu verreisen gedenke, wollte er auf diese Weise bei ihr vorbereiten. Übrigens wurde seine Entschuldigung mit skeptischem Lächeln aufgenommen.

Bei diesem Mittagessen ging es stiller zu, als man es sonst an Frau Annies Tisch gewohnt war. Es machte fast den Eindruck, als sei sie ernstlich beleidigt, weil ihr verzogener Günstling sich erlaubt hatte, ohne Urlaub selbständig in den Wald zu gehen.

Auch Fritz fühlte sich aus einem ganz besonderen Grunde verstimmt und beunruhigt. Bei seiner geplanten Abreise machte ihm der Geldpunkt Schwierigkeiten. Bisher hatte er als Theophils Reisebegleiter gegolten und sich darum kein Bedenken zu machen brauchen, wenn für ihn alles ausgelegt ward. Wurde dieses Verhältnis nicht durch seinen plötzlichen Aufbruch gelöst? Jedenfalls war der Gedanke nicht angenehm, Theophil um Bezahlung der Rückfahrt zu bitten. Auf der anderen Seite aber wußte er, daß das, was er im Portemonnaie hatte, nicht einmal zu einem Billett dritter Klasse reichen würde.

Auch Theophil Alois war heute schweigsam, hüllte sich in den Mantel düsterer Tragik und Gedankenschwere. Daß die von ihm verehrte Schöne eines anderen Braut war, gab ihm neuerdings die Möglichkeit, sich als Mitwirkender in einem „dreieckigen Verhältnis“ ganz auf der Höhe des fin de siècle zu stellen.

Die Braut mit ihren Eltern, einem Bruder und dem Bräutigam saßen am Tische nebenan. Theophil Alois hatte seine Blicke daher nur dort drüben. Bei dem jungen Mädchen allerdings war es schwieriger festzustellen, wen von beiden sie anschmachte, ob den Verehrer oder den Bräutigam; ja, infolge ihrer Augen-

stellung schien es ihr möglich gemacht, mit beiden zugleich zu liebäugeln.

Nach Tisch trafen Fritz Berting und Annie einander auf der Strandpromenade. Er sagte ihr, daß er genötigt sei, abzureisen. Indem er den Versuch machte, möglichst unbefangen dreinzublicken, erzählte er, sein bester Freund Doktor Heinrich Lehmfink sei schwer erkrankt und rufe ihn an sein Lager.

Annie sah ihn spöttisch von der Seite an. „Wann haben Sie denn das erfahren?“ fragte sie.

„Heute früh erhielt ich einen Brief von ihm.“

„Ihr Freund schreibt eine merkwürdig ungebildete Handschrift. Ich hätte eher auf eine Köchin geraten oder ein Stubenmädchen, nach der Adresse. — Also, Ihr armer Freund ist so krank und schreibt Ihnen trotzdem lange Briefe?“

Fritz war mehr wütend als verlegen. Er fragte, seit wann denn seine Korrespondenz kontrolliert werde.

„Der Brief lag ja den ganzen Morgen über beim Portier. Von welchem Frauenzimmer stammt er denn?“

Er überlegte einen Augenblick, ob er die Notlüge noch länger aufrecht erhalten solle; sie erschien ihm seiner und auch Almas nicht würdig.

„Der Brief stammt von einem sehr lieben, guten Mädel.“

„Und diese Küchenfee oder was sie sonst ist, befiehlt Ihnen, zurückzukehren?“

Fritz schwieg verächtlich auf diese Frage.

„In Gottes Namen reisen Sie!“ rief Annie in giftigem Tone. „Kehren Sie in die Arme dieses edlen Geschöpfes zurück. Von welcher Art die Muse ist, von der Sie sich inspirieren lassen, konnte man ja ahnen.“

Er blickte sie erstaunt an. Was hatte das zu be-

deuten? Annie, die Überlegene, die Kühle, so die Haltung verlierend! — Ihr Gesicht war ganz verändert, die Augen funkelten, um den Mund aber zuckte es verräterisch, als könne sie im nächsten Augenblick in Weinen ausbrechen.

Er ahnte dunkel, was es sei, das sie so aus allem Gleichgewicht warf. Diese Erkenntnis stimmte ihn milder.

Annie hatte sich inzwischen wieder gefaßt. In einem ganz anderen, beinahe elegischen Tone sagte sie:

„Schade! Es war so nett. Ich hatte mich so an Sie gewöhnt, Fritz. Ich dachte, ich könnte Sie gleich von hier mitnehmen nach Berlin.“

Er dankte ihr für ihre Güte. Er werde niemals vergessen, was sie an ihm getan habe. Es tue ihm sehr leid, wenn er jetzt scheinbar wie ein Undankbarer handele, indem er sie verlasse . . .

Annie unterbrach ihn mit einem Gelächter, das für Ausgelassenheit, die es bedeuten sollte, sehr unnatürlich klang. Wenn er sich für unentbehrlich halte, dann täusche er sich gewaltig. Damit er sehe, daß sie seiner Abreise nicht das geringste in den Weg lege, bitte sie um die Erlaubnis, seine Fahrkarte bezahlen zu dürfen.

Fritz errötete. Er schämte sich für Annie. Sie war im Grunde eben doch nicht anders als ihre Umgebung. Geld war der Maßstab von allem, gab den Ausschlag in allem.

Er dankte für die freundliche Absicht, ihm das Billett zu bezahlen; er besitze aber eine goldene Uhr, die er schlimmstenfalls verkaufen oder versetzen könne. Dann nahm er kurzen Abschied von ihr.

Berting mußte an ein Wort denken im Zarathustra. Wie hieß es da gleich im Kapitel von der Keuschheit:

„Ist es nicht besser, in die Hände eines Mörders zu geraten, als in die Träume eines brünstigen Weibes?"

* * *

Fritz hatte Alma nichts wissen lassen von seinem Kommen. Die geplante Überraschung gelang vollkommen. Im zeitigen Abend traf er ein, begab sich vom Bahnhof aus sofort in die neue Wohnung, klopfte an die Zimmertür und trat ein.

Er hatte doch nicht gedacht, daß sie sich so freuen würde. Sie wußte buchstäblich nicht, was beginnen, lachte und weinte abwechselnd, umarmte ihn, klatschte in die Hände, umarmte ihn wieder. Dann, als sie angefangen hatte, ihr Glück zu fassen, zeigte sie ihm die Wohnung, die er ja noch gar nicht kannte. Es war alles viel gemütlicher als in der früheren; das Zimmer klein, einfach möbliert, aber sauber. Nebenan befand sich eine Schlafkammer mit schräg abfallender Wand, durch das Dach gebildet. Die Wohnung lag vier Treppen hoch. Das Angenehmste daran war, daß die zwei Zimmer ganz für sich lagen. Die Quartierwirtin wohnte am anderen Ende eines langen Korridors.

In einer Vase auf dem Tisch stand ein Rosenstrauß. Alma erzählte, daß sie den von Doktor Lehmfink habe. Der Gute habe ihr auch beigestanden gegen Frau Klippel, die beim Umzug noch allerhand Forderungen geltend gemacht hätte. Kurz, sie wisse gar nicht, wo sie ohne Herrn Lehmfink in dieser schwierigen Zeit geblieben wäre.

Fritz behauptete, eifersüchtig zu sein auf Lehmfink. Er sei deshalb so plötzlich zurückgekehrt, damit Alma ihm nicht gänzlich untreu werde. Das Mädchen faßte seine Worte nicht als Scherz auf. Sie verteidigte sich

lebhaft; es sei sehr unrecht von Fritz, so etwas von ihr und dem Freunde zu denken. Fritz mußte sie beruhigen. Morgen früh werde sein erster Gang zu Heinrich Lehmfink sein, ihm zu danken für alles, was er in seiner Abwesenheit für Alma getan habe. Schnell war diese kleine Wolke des Mißverstehens vorübergezogen.

Dann überlegte man, wie man den Abend zubringen wolle. Auf irgendeine Weise mußte Fritzens Rückkehr doch gefeiert werden. Geld war nicht da. Sein letztes Fünfzigpfennigstück hatte Fritz soeben dem Dienstmann gegeben, der sein Gepäck hierher gebracht. An Stelle seiner goldenen Uhr trug er einen Pfandschein in der Westentasche. Und nun gestand auch noch Alma, daß sie Schulden gemacht habe. Das, was Fritz ihr bei seiner Abreise zurückgelassen hatte an barem Gelde, war trotz größter Sparsamkeit draufgegangen. Aber glücklicherweise hatte der Kaufmann an der Ecke ein Einsehen gehabt, gab ihr, was für den täglichen Lebensbedarf notwendig war, auf Kredit.

Fritzens Hoffnung in dieser schwierigen Lage war Weißbleicher. Der Verleger mußte ihn auszahlen. Er konnte es wohl auch, denn überall unterwegs hatte Fritz mit Befriedigung sein Buch unter den Novitäten ausliegen sehen.

Man ließ sich durch die augenblickliche Ebbe in der Kasse nicht die Laune verderben. Alma sprang schnell hinüber in den Kaufmannsladen, besorgte eine Flasche Wein und einige Leckerbissen, von denen sie wußte, daß Fritz sie mochte, und machte sich daran, den Tisch zu decken.

Berting lag auf dem Sofa und träumte in den sinkenden Abend hinein. Es war schön, wieder hier zu sein. Vor Almas trauten Zügen war doch etwas über

ihn gekommen wie Heimatsgefühl. Er betrachtete sie durch die halbgeschlossenen Augenlider. Sie kam ihm reizend vor.

Alma mochte annehmen, daß er schlummere. Wiederholt sah er sie vor sich hin lächeln, und während sie leichten Schrittes in dem engen Raume umher ging, summte sie die Melodie eines Kinderliedchens vor sich hin.

Welch ein glücklicher Mensch sie war! Wie zufrieden in ihrem kleinen Gebiete!

Er sann einem Worte nach, das am besten die Eigenart ihrer Persönlichkeit wiedergegeben hätte. Lieblichkeit wäre zu wenig gewesen; es deckte nicht alle ihre Fähigkeiten und Möglichkeiten, das heimlich Verhüllte, Gedämpfte des Mädchens, in dem, wie in der Knospe die Frucht, das Weib eingeschlossen liegt. Sie stand auf der Grenze, darin lag vielleicht das Geheimnis ihres Zaubers. Ihr Leib mit seinem keuschen Schmelz, so ganz mädchenhaft; aber aus ihren Augen blickte das Wissen des liebenden Weibes. Ihr ganzes Wesen strahlte das Glück wieder gesunder Befriedigung.

Sie war mit dem Decken des Tisches fertig geworden. Zuletzt kam noch Lehmfinks Rosenstrauß darauf. Es sah ganz feierlich aus.

Fritz erhob sich, er hatte Appetit. Während man aß, ließ er sich von Alma erzählen, wie sie ihre Tage zugebracht habe. Einförmig genug war's gewesen. Und dann die traurige Episode mit Ludwig Glück.

Alma verlor einige Tränen, als sie der letzten Unterredung mit dem Unglücklichen gedachte. Aber Fritz hatte doch den Eindruck, als habe der Tod Ludwig Glücks keine tieferen Spuren bei ihr zurückgelassen. Höchstens war das Mädchen durch diesen Verlust bewußter geworden. Vielleicht war die größere Innigkeit

ihres Wesens, ihre Zärtlichkeit gegen den Geliebten, auf dieses aufweckende Erlebnis zurückzuführen. Wenn dem so war, dann hätte er Grund gehabt, dem toten Manne dankbar zu sein.

Dieser Schatten beherrschte nur für kurze Zeit die Stimmung. Alma deckte den Tisch ab, nachdem man zu Ende gegessen hatte. Eine Lampe wurde nicht angezündet, obgleich die Dämmerung längst angebrochen war.

Sie sprachen von der Zukunft. Fritz wollte sich eine Wohnung suchen. Es zuckte ihm in den Fingern nach der Feder. Geld wollte er verdienen die schwere Menge. Alma sollte es besser haben in Zukunft. Er streichelte ihre Hände und sagte, er werde es nicht dulden, daß sie sich die Finger weiter so zersteche.

Alma war still. Sie hatte ihren Kopf gegen seine Schulter gelehnt und blickte träumerisch in die Ferne. Der tief versonnene Ausdruck ihrer Züge fiel ihm auf. Ihre Gedanken mußten weit, weit weg sein. Er zog sie an sich, küßte sie auf Augen und Mund; sie lächelte verloren, als fühle sie es nur wie im Traum.

Ein letzter Strahl des scheidenden Tageslichtes fiel durch das einzige Fenster in die kleine Stube. Vor ihnen der Rosenstrauß atmete betäubenden Duft aus. Des Raumes Tiefen waren schon der Dunkelheit verfallen. Die Welt schien zusammengekrochen in eine Nußschale. Er und sie wieder einmal die einzigen Menschen!

Er fühlte das Pulsieren des Blutes durch ihr Kleid. Seine Finger suchten den Gürtel zu lösen. Sie wehrte ihm mit sanfter Hand.

Was hatte sie? Was widersetzte sie sich mit einem Male seiner Zärtlichkeit? Empfand sie keine Sehnsucht

nach dem lang entbehrten, hohen Glück? Was hatte sein Mädchen plötzlich so spröde gemacht?

Ein Zittern ging über ihren Leib, sie schlang den Arm um seinen Hals und brachte ihr Gesicht dicht an das seine. Fest und fester preßte sie sich an ihn, suchte bei ihm Schutz, vor ihm selbst gleichsam. Außerordentliches mußte in ihr vorgehen. Wie ein Fieber hatte es sie erfaßt. Schweißtropfen standen ihr auf der Stirn, die Hände waren kalt, heiß traf ihr Atem sein Gesicht. Sie müsse ihm etwas sagen, flüsterte sie ihm ins Ohr.

Er erschrak heftig. Nur das nicht! Nur um Gottes willen nicht das! . . .

„Ist es . . . bist du? . . .“

Zur Antwort schmiegte sie sich nur inniger an ihn, nickte lächelnd mit geschlossenen Augen.

Ihm war zumute, als müsse er aufspringen und sie von sich stoßen. Ein Abgrund tat sich vor ihm auf. Daraus grinste ihn etwas Niegesehenes, Unförmiges, Entsetzliches höhnend an, daß sich ihm die Haare heben wollten.

Er durch Alma Vater! Wie das Rollen unterirdischen Donners mahnten ihn furchtbare Möglichkeiten.

Alma hielt ihn, da er sich losmachen wollte, fest, herzte und küßte ihn. Nun ihr Geheimnis am Tage war, schien alle Sprödigkeit von ihr gewichen. An jene Stunde innigster, rückhaltlosester Vereinigung erinnerte sie ihn, die sie genossen hatten, ehe er abreiste. Damals war es geschehen. Er hörte aus ihren Worten den seligen Triumph des Weibes, das seinen heißesten Wunsch erreicht hat.

Nicht der Schmerz des Abschiedes also war es

gewesen, wie er Tor geglaubt hatte, was ihrer Liebe an jenem linden Sommerabende die verzehrende, rücksichtslose, elementare Kraft verliehen, die auch ihn völlig berauscht, ihn zum willenlosen Diener ihres Verlangens gemacht hatte.

Er hätte es sich ja denken können, denken müssen! Sie strebten ja alle nach diesem einen! Hingabe schien es, freie Hingabe um des Glückes willen, einander anzugehören. Und was sie im Grunde wollten, war: Mutterschaft.

Es stieg etwas auf in ihm wie Abscheu, wie Furcht vor ihrem Leibe, der ein unheimliches, grauenerweckendes Geheimnis enthielt. Dort in verborgener Tiefe wuchs etwas heran, ungewollt von ihm, schon ein Teil von ihr, würde bald sich ankünden, Rechte geltend machen, auch gegen ihn — schrecklich!

Betrogen kam er sich vor, überlistet. Der Duft der Liebe war dahin, das Grünende, Frühlingsmäßige ihres freien Verhältnisses. Nun kam allerhand Ekelhaftes: Kindesnöte, Familiensorgen. Nun fielen die Blätter der Knospe unrettbar. So war es Naturgesetz. Ihm graute vor der ehernen Unentrinnbarkeit dieser Entwickelung.

Er hätte Alma hassen können. Also das hatte der versonnene Blick, die gesättigte Ruhe, ihr ganzes glückseliges Wesen zu bedeuten gehabt! Das war der Sinn des heimlichen Triumphes gewesen, der aus ihren Augen geleuchtet!

Sie hielt ihn noch immer umschlungen. Schwerlich ahnte sie, welchen Sturm widriger Empfindungen und Ängste ihr Geständnis in ihm wachgerufen hatte. Denn niemals werden die Geschlechter einander darin verstehen.

Fritz löste die Arme, die um seinen Nacken lagen. Ihre Zärtlichkeit hatte einen sehr bitteren Geschmack für ihn bekommen.

* * *

Da er noch kein Quartier hatte, mußte Fritz die Nacht bei Alma verbringen. Am nächsten Morgen war sein erstes, auszugehen, um sich eine Wohnung zu suchen. Er brauchte den ganzen Vormittag, bis er endlich etwas gefunden hatte, das seinen Wünschen einigermaßen entsprach. Und schließlich nahm er das Zimmer nur, um das schreckliche Gefühl los zu sein, obdachlos auf der Straße umher zu irren.

Ein trauriger Tag! Die Wolken hingen tief; es rieselte. Die ganze Stadt in den fahlen Trauerkrepp gehüllt dichten Nebels. Nirgends ein erfrischender Farbenton; alles stumpf, leichenfarben, als sei das Licht begraben worden. Die Straßen voll Schmutz, die Menschen mit langen, verdrießlichen Gesichtern. Die Häuser kahl, aschfarben. Mit grauem Pinsel war eine Riesenfaust über das Angesicht der schönen Stadt hinweggefahren, hatte Duft und Glanz und Grazie ausgelöscht, man konnte glauben für alle Zeit.

War Fritz Berting dazu aus der wehenden Freiheit des nordischen Meeres, aus der Lieblichkeit Rügenscher Landschaft hierher zurückgekehrt, um diese Farblosigkeit diese trostlose Kälte der Stimmung in rußiger Straßenenge zu finden?

Ein Besuch beim Verleger brachte ihm auch keine Besserung seiner Laune. Weißbleicher gab zwar zu, daß das „Geschlecht“ leidlich gegangen sei, so daß für den Weihnachtsmarkt sich der Druck einer neuen Auflage nötig mache; doch wies er dem Autor an der Hand der

Bücher nach, er habe bereits so viel Vorschuß auf den Roman erhalten, daß die Summe, die ihm jetzt noch zukomme, nur wenige hundert Mark ausmache.

Fritz, der auf ein weit größeres Honorar gerechnet hatte, sagte sich, als er den Verleger verließ, daß er mit dem einkassierten Gelde bei größter Sparsamkeit nicht einmal bis Weihnachten reichen werde, jetzt, wo er die Kosten zweier Haushaltungen zu bestreiten hatte.

Was aus alledem noch werden würde? Er mochte sie gar nicht zu Ende denken, die düsteren Möglichkeiten, die von allen Seiten sich auftürmten. Das, was er gestern abend erfahren hatte, verfolgte ihn überall hin, lag wie ein beängstigender, Vernunft und Lebensmut vernichtender Alp auf ihm.

Jetzt in seine Wohnung gehen, auspacken, sich einrichten, womöglich, wie ihm der Verleger geraten hatte, sich hinsetzen und einen neuen Roman beginnen — undenkbar!

Einen Augenblick lang fühlte er sich versucht, in das nächste beste Restaurant zu treten, um sich einen Rausch anzutrinken. Nur vergessen, nur über diese entsetzlich quälende, zermürbende Stimmung hinwegkommen!

Oder sollte er Lehmfink aufsuchen? Das wäre nach so langer Abwesenheit wohl nur natürlich gewesen. Ob der schon etwas wußte? Er war in der letzten Zeit mehr als einmal mit Alma zusammengekommen. Und wenn er noch nichts wußte, sollte man es ihm sagen? Der Gedanke an Heinrich Lehmfink mit seiner strengen Moral vermehrte Fritzens Unruhe.

Durch Alma hatte Fritz erfahren, daß Lehmfink kürzlich von der Stadt weg in einen selbständigen Vorort gezogen war. Er beschloß, ihn dort noch am Nachmittage aufzusuchen.

Die Pferdebahn brachte ihn in einer knappen Stunde in das Städtchen. Auf dem Gemeindeamte war die Adresse von Doktor Heinrich Lehmfink schnell festgestellt. Wenn man von den Fabrikessen absah, die hier und da in der schmalen Schlucht auftauchten, war es hier halb wie auf dem Lande. Steinbrüche, Mühlen, einzelstehende Gehöfte in bunter Abwechselung. In steilem Hange fiel verräuchertes Felsgestein zu einem vielgekrümmten Wasserlaufe ab. Nahe Kohlengruben hatten Ansiedlung der Industrie an diesem Orte begünstigt.

Lehmfink hatte sich etwas abseits gesetzt von den Essen und Schlackenhaufen. Er wohnte bei einem Handelsgärtner. Das Haus stand mit dem Rücken gegen den Felsen, nach Süden lag es offen über einem Gartengrundstück. Man schritt an Obstbäumen, Spargelanlagen und Beerensträuchern vorüber, ehe man an das mit Spalieren überzogene, einfache Häuschen gelangte.

Fritz entsann sich, daß Heinrich Lehmfink öfters davon geschwärmt hatte, aufs Land hinauszuziehen, um dem unnatürlichen Stadtgetriebe zu entfliehen. Er habe Sehnsucht nach grünen Fensterläden. Nun hatte er erreicht, wonach er sich gesehnt.

Der Freund war nicht zu Haus. Sein Quartierwirt, ein redseliger, älterer Mann, erklärte jedoch: der Herr Doktor werde kaum lange auf sich warten lassen. Jeden Morgen fahre er in die Stadt in seine Redaktion und komme zu einer bestimmten Stunde nachmittags zu Fuß wieder zurück. Fritz wurde aufgefordert, den Herrn Doktor zu erwarten und einstweilen Platz zu nehmen.

Berting sah sich in dem hellen, geräumigen Zimmer um, das deutlich den Stempel der Mietswohnung trug und dabei doch nicht ungemütlich war. Gut erhaltener Hausrat aus der Biedermeierzeit, dazu eine Bücher-

sammlung, die Lehmfink sich allmählich erworben hatte. Bücher machen jedes Zimmer wohnlich. Es geht von ihrer stummen Anwesenheit eine Sprache aus: das Bewußtsein vielleicht, daß hier Seelen im leisen Schlafe ruhen, Geister, die man jederzeit anrufen kann; sie werden Antwort geben.

Die Bildwerke im Zimmer waren Eigentum dessen, der es bewohnte. Da war eine Goethebüste auf dem Schreibtischaufsatze; eine Photographie von F. Th. Vischer mit eigenhändiger Unterschrift, ein kostbarer Stich nach einem Bismarckbilde von Lenbach, das charakteristische Porträt C. F. Meyers nach Stauffer-Bern und ein paar Holzschnitte Thomas.

Diese wenigen Bildnisse genügten, dem ganzen Raume eine stark persönliche Note zu geben. Man sah es, hier wohnte ein einfacher, in seinen Mitteln beschränkter Mensch, der sich doch nicht zum Verzicht hatte bringen lassen auf den edelsten Schmuck, die Symbole jener Gestirne, die seinem Leben voranleuchteten.

Der redselige Quartierwirt behielt recht, Doktor Lehmfink ließ nicht lange auf sich warten. Trotz des Regens war er zu Fuß gekommen. Spaßhaft sah er aus mit seinem verregneten Hütchen, dem Wettermantel von zottigem Loden über dem Jägeranzuge. Sein Vollbart — den er sich inzwischen hatte stehen lassen — triefte. Er sah einem Pudel ähnlicher denn je, und diesmal sogar einem begossenen.

Heinrich Lehmfink begrüßte den Freund aufs herzlichste. Er ließ die Tür offen zum Nebenzimmer, damit man sich unterhalten könne, während er sich umzog.

Fritz mußte erzählen von seiner Reise. Lehmfink hatte niemals das Meer gesehen. Das sei die schlimmste Seite seiner Armut, daß er, dem Natur und Freiheit

über alles gehe, an den Schemel des Schreibpultes geschmiedet sei. „Um einen Schritt bin ich der Natur übrigens doch näher gerückt," meinte er, nach dem Fenster weisend. „Wenn es nicht gerade nebelt, wie heute, würdest du hinter jenen Fabrikschloten eine ganze nette Hügelreihe aufragen sehen mit Kiefern, Birken, Akazien. Und auf den Augenblick, wo hier unten die Pfirsichspaliere blühen werden, freue ich mich schon jetzt wie ein Kind."

Dann erzählte er, daß ihm der Verlag des Blattes für das er schrieb, nun endlich eine langersehnte Erleichterung geschaffen habe. Er brauche nur noch an bestimmten Tagen der Woche in der Redaktion zu sein und habe dadurch mehr Zeit für seine eigene Arbeit Worin diese Arbeit bestehe, sagte er nicht. Und Fritz, der ihm anmerkte, daß es sich um Intimes handle, forschte nicht weiter danach.

Inzwischen war Lehmfink mit seiner Toilette fertig geworden. Er holte einen Kessel herbei für heißes Wasser, dann den Spirituskocher, Teebüchse und Tassen. Während das Wasser brodelte, zog er aus verborgenen Behältern allerhand Konserven von Fleisch und Fisch. Auch Butter und Brot fanden sich herzu. Es kam eine ganz einladende Mahlzeit zusammen. Fritz staunte über die Hausfrauentalente, die dieser bärtige Junggeselle entwickelte. Später machte Lehmfink Feuer im Ofen und zündete die Lampe an. Dabei erzählte er, sein Wirt sei Witwer, das Haus also ohne Frau. Um so glücklicher, daß er früh gelernt habe, in häuslichen Dingen einigermaßen auf eigenen Füßen zu stehen.

Fritz hatte nimmermehr gedacht, daß dieser Tag, der so trübe angefangen hatte, ein so gemütliches Ende nehmen würde. Der Teekessel brodelte. In dem alt-

modisch geräumigen Ofen von graublauen Kacheln, der mit Holz geheizt werden mußte, brauste, bullerte und krachte es gewaltig. Man nahm sich Zeit mit dem Essen, in dem angenehmen Gefühl, keinen Kellner in der Nähe zu haben, der getrieben hätte. Die Unterhaltung bewegte sich auf Gebieten, die den beiden von alters her gemeinsam waren: Kunst, Wissenschaft, Kultur. Natürlich erzählte man sich auch Erlebtes; nur eines hatte man im Laufe des ganzen Abends noch nicht berührt, und das war gerade das, worüber Fritz mit seinem Freunde vor allem gern Rücksprache genommen hätte.

Als dann Lehmfink nach beendeter Mahlzeit den Tisch abgeräumt hatte und sich daran machte, aus allerhand vertrauenerweckenden Ingredienzien, wie Zitronen, Zucker, Kognak, Rotwein und heißem Wasser, für den Novemberabend einen Steifen zu brauen, faßte sich Fritz ein Herz und begann von dem zu reden, was ihm die ganze Zeit über schwer auf der Seele gelegen.

Er dankte dem Freunde für seine Hilfe, die er Alma in schwieriger Lage geleistet hatte. Lehmfink lehnte den Dank ab, es sei ihm eine Freude gewesen, etwas für Fräulein Lux tun zu können. Er lobte das Mädchen und ihren echten Herzenstakt, der sich in der Denkstein-Angelegenheit wieder einmal glänzend bewährt habe.

Berting ersah aus Lehmfinks Worten, daß jener ganz unbefangen sei. Man hätte ihm ja Almas Zustand verschweigen können. Irgendeine Pflicht, ihn in diese delikatesten Dinge einzuweihen, lag nicht vor. Aber Fritz fühlte das Bedürfnis, sich dem Freunde mitzuteilen. Die trauliche Umgebung, Heinrichs aufgeräumtes Wesen luden ein zu offener Aussprache.

Mit wenigen Worten war das gesagt, was so viel

enthielt. Gott sei Dank, es war heraus! Viel von der Beklommenheit, die ihm seit gestern abend angehaftet hatte, schien mit dem Geständnis von seiner Seele genommen.

Die Wirkung auf Lehmfink war eine gänzlich andere, als Fritz erwartet hatte. Er zeigte sich nicht erschrocken, auch nicht entrüstet, eher freudig überrascht. Er beglückwünschte den Freund.

Fritz blickte ihn verdutzt an, für einen Augenblick zweifelhaft, ob jener nicht Scherz treibe. Aber der Ausdruck des ehrlichen Gesichtes sprach von tiefstem Ernst.

„Welch ein Glück für Alma und welch ein Glück auch für dich, Berting!" sagte Lehmfink, und seine Stimme zitterte leicht vor innerer Ergriffenheit.

„Aber, lieber Freund!" wandte Fritz unsicheren Tones ein, „siehst du denn nicht, welche Last der Verantwortung dadurch auf mich gelegt wird?"

„Eine Verantwortung, die dir zum Segen werden wird, wenn du nur die richtigen Konsequenzen ziehst, wenn du nur jetzt endlich tust, was deine Pflicht ist, Berting."

Eine Pause entstand. Fritz wußte nun, was jener meine. Nur um das schwer lastende Schweigen zu brechen, fragte er schließlich mit lauter Stimme: „Du meinst: heiraten?"

„Du mußt es nun. Darin sehe ich das Gute für dich!"

Wieder eine längere Pause. Dann begann Fritz: „Für Alma könnte es vielleicht ein Glück sein, ob aber für mich?"

„Ich glaube, um dein Glück handelt es sich jetzt gar nicht mehr, lieber Berting. Das ist fast eine Frage zweiter Ordnung geworden. Für dich handelt es sich

um die moralische Persönlichkeit, mit dürren Worten gesagt: ob du ein anständiger Kerl bleiben willst."

Berting fuhr auf. „Das ist ein wenig viel gesagt, Lehmfink! Du operierst wie gewöhnlich mit den Begriffen: absolut gut und absolut schlecht, die ich nicht anerkenne, wie du weißt."

Lehmfink fuhr, ohne auf Fritzens Einwand zu achten, fort: „Es mag ja viele Leute geben, die nichts darin finden würden, wenn du das Mädchen mit dem Kinde sitzen ließest; ja mancher wird dich für einen Narren erklären, wenn du mehr tust, als die gesetzlich bestimmten Alimente zu zahlen. Diese urteilen, wie sie es verstehen, aus frivolster Gedankenlosigkeit heraus. Dein eigenes Gewissen sagt es dir oder wird es dir sagen, was du zu tun hast. Es gibt eine sittliche Ordnung — du lächelst! Ich meinte nicht die Bibel, nicht einmal unsere Gesetzbücher. Das ungeschriebene Gesetz meine ich, von dem Leute wie Kant, Goethe, Shakespeare auch etwas gewußt haben, wenn dir Moses zu alttestamentarisch und Luther zu geistlich ist. Ich meine das primitivste Pflichtbewußtsein, das jeder ungebildete Mensch in sich trägt, das einfache Bewußtsein, daß man für seine Taten einzustehen hat. Jeder schlichte Arbeiter würde, wenn er nur einen Funken Ehrgefühl besitzt, das Mädchen heiraten, das er in diese Lage gebracht hat. Tut er es nicht, so werden ihn seine Standesgenossen verdammen. Ich weiß nicht, ob der Gebildete das Recht hat, sich ein minder zartes Gewissen zu leisten als diese Leute."

„Ich glaube, daß du bei deinem Urteil nicht genug meinen ganz besonderen Fall in Betracht ziehst, Lehmfink. Ich gebe zu, daß es in den meisten Fällen Pflicht sein wird, ein Liebesverhältnis durch die Ehe zu sanktionieren, aber nicht in allen. Ich habe Alma nicht

glauben gemacht, daß Heirat mein Ziel sei. Sie hat sich selber niemals Illusionen hingegeben in dieser Richtung. Auch jetzt noch erwartet sie das keineswegs von mir."

„Ein Zeichen nur für ihre rührende Bescheidenheit; aber für dich, den überlegenen Teil, noch lange kein Grund, von ihrer Selbstlosigkeit Gebrauch zu machen. Wenn nichts anderes dich dazu triebe, meine ich, müßte es die Großmut sein des Stärkeren."

„Solche Großmut wäre ein Unrecht gegen mich selbst. Du schaust die Sache an von dem erhabenen Standpunkt des Sittenrichters, der das Persönliche, was hier das Wichtigste ist, übersieht."

„Das Persönliche gerade steht mir im Vordergrunde. Du bist mein Freund, und ich glaube dich zu kennen . . ."

„Wenn du mich zu kennen behauptest, mußt du sehen, daß diese Ehe für mich ein Unglück wäre, ja geradezu meinen Ruin bedeuten würde. Was kann denn dabei herauskommen, wenn ich wirklich mit Alma aufs Standesamt gehe? Häusliches Elend, Verschärfung der Sorgen um das tägliche Brot. Eine Ehe ohne irgend welche vernünftige Basis, ohne irgend welche Gewähr von dauerndem Behagen oder Befriedigung hätten wir geschlossen. Sichere Versumpfung würde treten an Stelle von Freiheit. Wenn du von mir künstlerisch noch irgend etwas erwartest, so kannst du das nicht wünschen. Ich sehe, daß du dort Nietzsche stehen hast. Gib mir doch einmal den ‚Zarathustra'." — Es geschah.

„Hier im Kapitel von Kind und Ehe steht es: ‚Ach, diese Armut der Seele zu Zweien! Ach, dieser Schmutz der Seele zu zweien! Ach, dies erbärmliche Behagen

zu zweien! Ehe nennen sie dies alles; und sie sagen, Ehen seien im Himmel geschlossen.'"

Er reichte Lehmfink den Band, der ihn an seinen Platz zurückstellte. „Laß das paradox klingen; aber atmen diese Worte nicht erlebte Wahrheit? Geben sie nicht verblüffende Einsicht in das Leben, wie es nun einmal ist?"

„Ach, lieber Berting, ich kenne meinen Nietzsche! Seine Worte haben etwas mit der Bibel gemein, das einzige allerdings, worin man die beiden miteinander vergleichen mag, nämlich man kann sie auf Schritt und Tritt mit sich selbst beweisen und mit sich selbst widerlegen. Als Ratgeber taugt Nietzsche gar nicht, höchstens als Wetzstein für den Geist. Wie ein riesiger Scheinwerfer wirft er sein grelles Licht weit hinaus, daß du das Fernstliegende, Nie-erblickte in taghеller Beleuchtung zu sehen vermeinst; und trittst du heraus aus dem Lichtkegel, dann stehst du doppelt in der Nacht, bist der Genasführte. Lassen wir Nietzsche aus dem Spiele, wenn es sich um das praktische Leben handelt."

„Gut! Ein Beispiel aus dem praktischen Leben. Ich habe es mit eigenen Augen gesehen, wohin törichte Heirat einen Menschen bringen kann. Besinnst du dich von Berlin her auf Walter Marbitz? Wenn einer, so versprach er doch etwas zu werden. Sein ‚Euphorion' hat uns allen damals tiefen Eindruck gemacht. Und weißt du, was aus ihm geworden ist? Er schreibt Gelegenheitsgedichte und Anpreisungen für Geschäfte, macht alles, was von ihm verlangt wird, ums Geld; denn er hat eine Familie zu versorgen, der arme Kerl! Er verschwand auf einmal aus unserem Kreise! Man hörte, er habe sein Mädel geheiratet. Ich habe ihn später einmal aufgesucht. Eine richtige Bucht fand ich vor;

ihn, Marbitz, an der Seite einer welken Schlampe von Frau, kränkelnde, vernachlässigte Kinder. Er stumpf, völlig versimpelt, von kleinlichen Sorgen zermürbt. Die Familie war ihm zum Bleigewicht geworden, das ihn herabgezogen hatte von der Höhe seiner Begabung."

„Dein Beispiel beweist mir nur, daß Marbitz ein Mensch gewesen von geringem Halt, dessen geistige Kultur auch nicht tief gegangen sein kann, wenn sie sich durch widrige Verhältnisse so schnell wegwischen ließ."

„Nein, Lehmfink, es gibt eben Verhältnisse, die durch ihre Enge, ihren Druck, ihre Unschönheit den Künstler einfach erdrosseln, ihm Luft nehmen und Licht. Herr Soundso, der Philister, würde sich in gleicher Lage vielleicht sauwohl fühlen in dem muffigen Pfuhl häuslichen Elends, das seinen Organen und Bedürfnissen zusagt, während unsereiner in solcher Atmosphäre nicht atmen, geschweige denn schaffen kann. Wir brauchen eine gewisse Summe von Wohlbehagen, ein Mindestmaß von Schönheit um uns. Wir sind mit anderen Nerven begabt als der Durchschnitt. Dieselben Organe, die in uns stündlich tausend Gedanken, Bilder, Entwürfe subtilster Art produzieren, vermitteln uns auch alle peinlichen, störenden, hemmenden Eindrücke der Außenwelt mit doppelter Schärfe. Die Philister mögen dagegen schreien, so laut sie wollen, es bleibt Wahrheit, daß der geniale Mensch Ausnahme ist, darum herrschen für ihn auch Ausnahmegesetze. Der, welcher die Welt reicher macht durch das, was er aus sich verschenkt, der produktive Mensch, hat ein Recht darauf, sein Wesen entfalten zu dürfen nach den Gesetzen seiner Art. Ja, er hat die Pflicht, das Schädigende, Hemmende, ihn Herabziehende fernzuhalten von dem Heiligtum seiner Kräfte. Wie die Mutter ihr

Kind instinktiv verteidigt, so der Künstler das, was in ihm heranwächst, den Keimboden seiner Früchte, sein Ingenium. An den hölzernen Pfahl der bürgerlichen Moral gebunden, muß seine Gestaltungskraft verdorren."

„Ich will dir den Unterschied zugeben, den du so sehr betonst, zwischen Genialität und Philisterium, nimmermehr aber, daß für den Genialen andere Gesetze gelten sollen als für die Masse. Mit den höheren Gaben, die ihm verliehen wurden, sind ihm auch höhere Pflichten auferlegt; das ist so furchtbar klar, daß es wie ein Gemeinplatz klingt. Sieh den dort an" — er wies auf die Goethe-Büste, „oder auch den hier," sich nach dem Bismarck-Bild umwendend, „ich denke, du wirst ihnen das Prädikat ‚genial' nicht wohl versagen. Was ist das, was bei der Betrachtung ihres Lebens und Wirkens am tiefsten ergreift, so daß wir beten möchten: ‚Gott, laß uns werden wie sie!' Es ist, was sie sich selbst abgerungen haben, der Kampf des Riesen mit dem Riesen, die im eigenen Innern vollführten Herkulesarbeiten. Das hat sie befähigt, die äußere Welt niederzuzwingen und sich untertan zu machen. Das ist das Heroische, das Fortreißende an ihrem Vorbilde. — Ich sehe dir's an den Augen an, was du einwenden willst. Auch sie haben ihre tolle Zeit gehabt, die beiden, ich weiß es. Gott sei dank, daß sie sie gehabt haben! Aber meinst du, daß wir einen ‚Faust' besäßen oder ein Deutsches Reich in jetziger Verfassung, wenn die zwei Großen da sich nicht ein ‚Halt' zugerufen hätten? Riesenhaft mag die Versuchung sein, die solchen Naturen im Blute liegt. Wir können etwas davon ahnen beim Anblick eines Byron, oder nimm ein Beispiel von uns: beim Leben eines Grabbe. Das sind Segen und Fluch, die dem genialen Menschen mitgegeben werden, daß er

nur von sich selbst überwunden werden kann, daß er aber auch an sich selbst zugrunde gehen muß, wenn er sich nicht überwindet. Kein größeres Schauspiel gibt es auf der Welt, als den Hochbeanlagten freiwillig sich beugen zu sehen vor dem allgemeinen Gesetze. — Ich weiß es, daß das, was ich sage, dir furchtbar hausbacken vorkommt. Du denkst: er weiß es so, wie er es versteht. Ich will es darum hierbei bewenden lassen. Meine Hoffnung ist, daß die Stimmen recht bald in deinem Inneren zu sprechen anfangen werden, die dich auf den einzig guten und ehrlichen Weg weisen können."

Fritz erwiderte nichts. Im Laufe des Gespräches war es ihm ganz klar geworden: sie redeten zweierlei Sprache. Man war auf einem Punkte angelangt, wo Verständigung aufhörte. Alles Disputieren nützte da nichts, jeder blieb unüberzeugt auf seinem Standpunkt.

Er verzog jedoch noch eine Weile, ehe er ging; Lehmfink sollte nicht denken, daß er beleidigt sei. Man nahm mit der gewohnten Herzlichkeit voneinander Abschied. Aber Fritz hatte eine peinliche Vorahnung, als sei der Freundschaft heute schwerer Schaden geschehen.

* * *

In der neuen Wohnung machte sich Berting daran, auch ein neues Buch zu schreiben. Die Not trieb ihn dazu, er mußte arbeiten, wenn anders er existieren wollte.

Und so wartete er diesmal nicht, wie er es in besseren Zeiten hatte tun dürfen, auf Inspiration; er entschloß sich vielmehr, einen bestimmten, durch das Geschick ihm in den Weg gelegten Stoff zu verarbeiten. Das Erlebnis mit dem Stukkateur Ludwig Glück war es, das ihm zum Vorwurf dienen sollte für eine Novelle.

Es war ein ganz anderes Arbeiten, als bei seinem vorigen Buche, das aus einer starken Stimmung hervorgegangen, zu der sich ein Milieu wie von selbst gefunden und das in seinen besten Teilen einem Bekenntnis ähnlich gewesen. Hier gab es im Anfange weiter nichts als einen Charakter, der zur Darstellung reizte. Daraus mußte Handlung und alles gesponnen werden. Die Persönlichkeit des Stukkateurs, wie er ihn aus Almas Erzählungen, aus seinen Briefen an das Mädchen und schließlich auch im Gespräche kennen gelernt hatte, stand scharf ausgeprägt vor Fritzens geistigem Auge. Anders war es mit den übrigen Figuren. Begreiflicherweise widerstand es ihm, Alma aus der Natur in das Buch zu verpflanzen. Die Frauengestalt, an der das Geschick seines Helden tragisch scheitern sollte, entstand dem Autor vielmehr aus dem Gesetze des Gegensatzes mit Naturnotwendigkeit als eine Kokette, die den Edelstein echter Neigung achtlos in den Staub fallen läßt. Dadurch aber, daß er dem weiblichen Widerpart diese Physiognomie gegeben hatte, wurde er wiederum veranlaßt, auch den Charakter des Helden umzuwandeln und zu vertiefen. So wuchsen ihm allmählich aus Satz und Gegensatz die Gestalten heran zu Typen ihres Geschlechtes und ihres Standes. Die Nebenfiguren fanden sich von selbst herbei, wie im Bilde etwa ein paar starke Töne, welche die Hand des Künstlers zuerst niedergelegt hat, die Komplementärfarbe ganz natürlich nach sich ziehen.

Den ganzen geschlagenen Tag über schrieb Fritz Berting jetzt. Noch niemals zuvor hatte er so hintereinander gearbeitet. Das Werk gewann mit jedem neuen Abschnitt, den er bezwang, an Interesse für den Autor selbst. Es kam ihm vor, als habe er einen Schritt

vorwärts getan mit dieser Novelle aus dem bloß Physiologischen des „Geschlechts" in die Welt des Psychologischen hinein. Und er fühlte sich von fieberischer Neugier durchglüht, wie er auf diesem neuen Gebiete die Prüfung bestehen würde.

In seiner Müdigkeit fand er abends regelmäßig die Entschuldigung, Alma nicht aufzusuchen. Sein Werk war schließlich das Wichtigere; alles andere, Alma eingeschlossen, kam erst dahinter. Geflissentlich hielt er sich alle Gedanken und peinlichen Eindrücke vom Leibe, die ihm hätten die Geschlossenheit der künstlerischen Stimmung stören können.

Er hatte darum seiner Quartierwirtin eingeschärft, ihm so viel wie möglich die Besucher vom Leibe zu halten. Eines Tages jedoch kam die Frau und meldete ein Mädchen, das etwas persönlich an Herrn Berting abgeben wolle. Fritz nahm an, daß es Alma sei, der er zwar eingeschärft hatte, ihn nicht aufzusuchen, die aber aus irgendeinem triftigen Grunde vielleicht das Verbot überschritten haben mochte.

Es war jedoch eine fremde Person, in deren komischen Posaunenengelgesicht er erst, als sie sich nannte, das Dienstmädchen der Damen Tittchen wieder erkannte.

Sie überbrachte ein Paket von Hedwig von Lavan. Sie habe Befehl von dem jungen gnädigen Fräulein, es Herrn Berting selbst zu geben. Die Damen seien seit vier Wochen von ihrer Sommerreise zurück und hätten schon öfters von ihm gesprochen. Damit verschwand die rundwangige Fee, verständnisvoller denn je lächelnd.

Das Paket enthielt ein Manuskript und einen Brief.

Hedwig von Lavan schrieb, sie vertraue Herrn Berting die beiliegenden Bogen an. Er solle ihr sagen

ob etwas daran sei. Sie erwähnte, daß sie den Tanten gegenüber ihre Schreiberei als Geheimnis betrachtet zu sehen wünsche, da die alten Damen schwerlich damit einverstanden sein dürften. Ob er sein Urteil schriftlich oder mündlich abgeben wolle, überlasse sie seinem Ermessen; lieber sei ihr das letztere, da sie dann das Vergnügen haben würde, ihn wieder zu sehen.

Fritz Berting hatte in der letzten Zeit über Wichtigerem kaum noch an seine Beziehungen zu dem jungen Mädchen gedacht. Jetzt stand ihre Persönlichkeit mit einem Male wieder lebhaft vor ihm. Der Brief, so kurz er war, atmete aus jeder Zeile das eigenartige Wesen der Schreiberin. Selbstbewußt, gescheit, erhaben über Vorurteil und Zimperlichkeit.

Das Manuskript war auf feinem Papier, sauber, in einer steil kapriziösen Handschrift geschrieben. Weder Überschrift des Ganzen noch Kapiteleinteilung waren vorhanden. Für den Druck schien es nicht berechnet zu sein, denn beide Seiten der Blätter waren beschrieben.

Fritz nahm sich Zeit mit dem Lesen. Das Werkchen eignete sich, in kleinen Dosen genossen zu werden. Es hatte zum Inhalt den doppelten Briefwechsel einer Braut mit ihrem Verlobten und mit einem Freunde, der ältere Rechte auf sie hat als der Bräutigam. Keine Zeile erläuternder Text, keine Beschreibung der Personen; die Handlung spielte sich lediglich in den Briefen der drei Menschen ab.

Man hatte es mit einem Erstlingswerk zu tun. Aus kleinen Unebenheiten, Ungeschicklichkeiten und Widersprüchen, die hie und da unterliefen, war das zu merken. Abgesehen jedoch von solchen natürlichen Entgleisungen des Anfängers beherrschte die Schreiberin ihr Thema durchaus.

Vor allem staunte Fritz Berting über die Sicherheit, mit der sie die Kunstmittel regierte. Niemals fiel sie aus dem zwanglosen Stile des Briefwechsels. Sie setzte keinerlei große Maschinerie in Bewegung, um ihre Figuren zu charakterisieren, und dennoch lebten diese drei Menschen. Das Auskommen mit den einfachsten Mitteln erschien Fritz als ein untrügliches Zeichen der Begabung. Künstlerischer Takt sprach auch aus der Begrenzung des Themas. Die Geschichte wurde nur geführt bis zum Morgen des Hochzeitstages. Hier schreibt die Braut die letzten knappen Abschiedszeilen an den Freund. Der Vorhang fällt äußerlich über den dreien, aber der verständnisvolle Leser kann keinen Augenblick darüber im Zweifel sein, was der weitere Verlauf sein muß.

So hatte dieses junge Ding eines der wichtigsten Gesetze moderner Erzählerkunst: das indirekte Charakterisieren, gleich in der ersten Studie gemeistert.

Berting beschloß, der Schreiberin das Manuskript persönlich zurückzubringen. Nur wollte er damit so lange warten, bis er mit seinem eigenen Werke zu einem nahen Abschnitte gekommen sei.

Dieser wie andere Pläne wurden über den Haufen geworfen durch einen unerwarteten Besuch. Fritz erhielt ein Telegramm aus Köln, von seinem Freunde, Baron Chubsky, der auf dem Wege von Paris nach Krakau sich für ein paar Tage bei ihm ansagte.

Zu jeder anderen Zeit hätte Fritz Chubskys Kommen lieber gesehen, als gerade jetzt, wo er mitten drin steckte in wichtiger Arbeit. Aber auf der anderen Seite sah er doch auch dem Wiedersehen voll Spannung entgegen. Es schmeichelte ihm, daß der berühmte Pole um seinet-

willen die Reise unterbrechen wollte. Denn wahrlich, Michael Baron Chubsky gehörte nicht zu den alltäglichen Menschen.

Seit man sich zum letzten Male in Berlin gesehen, waren nun schon drei Jahre vergangen. Chubsky hatte sich einen Winter über in der Reichshauptstadt aufgehalten, um den Erfolg seiner Schriften in Deutschland zu betreiben. Mit Stolz fühlte er sich als Kosmopolit, Paris nannte er seine geistige Heimat.

Fritz Berting hatte mit dem viel umhergetriebenen Manne manchen Abend im literarischen Disput zugebracht. Michael Baron Chubsky gehörte, wenn auch nicht zu den führenden Geistern, so doch zu den Wetterpropheten und Zeichendeutern der Moderne. Er machte nicht die Moden, aber er trug sie zuerst; ähnlich gewissen Elegants, die in ihrer Kleidung selbst den neuesten Modejournalen immer noch um eine Nasenlänge voraus sind.

Chubsky war einer von denen, die nirgends zu wurzeln scheinen und doch überall zu Haus sind. Zu den exklusivsten buddhistischen Zirkeln von Paris besaß er Zutritt. Er war einer der ersten gewesen, die der modernen japanischen Kunst das Wort geredet hatten. Der galanten Literatur widmete er ein wissenschaftliches Interesse. Ein Oskar Wilde in London zählte zu seinen Freunden, und Felicien Rops hatte ihm eines seiner extremsten Blätter gewidmet. Männer wie August Strindberg, Ola Hansson, Hermann Bahr, hielten geistigen Verkehr mit ihm.

Dabei floß die Ader der eigenen Produktion durchaus nicht reich bei Michael Chubsky. Er hatte einen kleinen Band Gedichte herausgegeben, die stark von der Lyrik Paul Verlaines beeinflußt waren; dann ein paar

Bändchen Skizzen und Novellen, mit denen er zwischen Edgar Poë und Huysmans hin und her pendelte. Schließlich stammte aus seiner Feder ein blutiges Drama, das den polnischen Aufstand von 1830 behandelte. Sein Bestes hatte er im Essay geleistet. Der moderne Sexualismus war sein Beobachtungsfeld. Das Perverse, vor allem, wo es an das Religiöse grenzt, hatte er nach allen Richtungen hin durchforscht. Bekannt war seine Studie über den Sadismus, und kürzlich hatten Artikel von ihm über die Satanisten Aufsehen erregt. Auch gehörte er zu den eingeweihtesten Leuten für alles, was auf den Namen Okkultismus Anspruch machen durfte.

Verkehr haben mit einem Menschen wie Michael Chubsky hieß in Verbindung stehen mit allen Richtungen und Schulen, mit allen Künstlern und Gelehrten, die augenblicklich den Ton angaben im literarischen Weltorchester.

Eine Sorge allerdings hatte Fritz Berting: auf welche Weise sollte man diesen Gast unterhalten? Der Baron war einer der verwöhntesten Menschen, die ihm jemals vorgekommen waren. Zwar befand er sich meist in Geldnöten, doch gab das für Michael Chubsky durchaus keinen Grund ab, sich irgendeinen Genuß entgehen zu lassen. Seine Familienverhältnisse waren nicht ganz klar; in Berlin war er unbeweibt aufgetreten, doch hieß es von ihm, er sei verheiratet, könne als Katholik jedoch von seiner Frau, die ihn schon in den ersten Monaten der Ehe verlassen habe, nicht geschieden werden. Fast noch anspruchsvoller als in materiellen war Baron Chubsky in geistigen und künstlerischen Genüssen.

Chubsky kam mit dem Nachtschnellzuge an, und Fritz ging zum Bahnhof, ihn zu empfangen.

Sie saßen eine Weile im Restaurant des Hotels beisammen, das der Baron zum Absteigequartier gewählt hatte. Der Pole verlangte Absinth und schimpfte laut, als er vernahm, daß man Absinth nicht führe. Fritz erkannte ihn in seiner Passion für dieses Getränk wieder.

Überhaupt hatte sich der Pole wenig verändert. Sein Haar, das er halblang trug, war eine Spur grauer geworden. Seine Haut hatte bereits früher diese Aschfahlheit, die Augen diese blinzelnde Müdigkeit gezeigt. Seine niedere Stirn lief in einen breiten Schädel aus. Die schmalen Lippen wurden vom dünnen, blonden Schnurrbärtchen nur eben bedeckt. Schön waren an dieser femininen Männererscheinung eigentlich nur die feingeschnittene Rassennase und die schlanken Aristokratenhände. Der zierliche Wuchs des Körpers verlor durch schlechte Haltung.

Man verabredete die nächste Zusammenkunft in Fritzens Wohnung, sobald der Reisende ausgeschlafen haben würde.

Chubsky kam gegen zwölf Uhr mittags. Er klagte über den schlechten Hotelkaffee, den zu trinken er außerstande gewesen sei, und bat um etwas die Nerven Anregendes. Fritz, der sich seinen Kaffee neuerdings selbst zuzubereiten pflegte, braute ihm einen besonders starken Mokka.

Den übrigen Tag, bis zum Dunkelwerden, verbrachte man im Umherfahren. Michael Baron Chubsky wollte die Stadt sehen, behauptete jedoch, das Gehen strenge ihn zu sehr an.

Mit blasierter Miene lehnte der bleiche Pole gegen die Polster des langsam dahinschleichenden Gefährts, ließ die Gebäude, Plätze, Aussichten an sich vorüber-

gleiten; ganz selten nur schwang er sich zu einer Frage oder zu einer Bemerkung auf.

Da beim Aussteigen Chubsky keinerlei Miene machte, das Portemonnaie zu ziehen, blieb Fritz nichts übrig, als selbst den Kutscher zu bezahlen. Um sich und dem Reisenden nach der Ödigkeit dieser Rundfahrt eine Erholung zu gewähren, schlug er den Besuch eines Konzerts oder der Oper vor. Michael Chubsky erklärte jedoch, deutsche Musik gehe ihm auf die Nerven.

Man ging also in ein Kaffeehaus. Hier gab es zu Chubskys lebhafter Befriedigung Absinth. Unter dem Einflusse seines Lieblingstrankes wurde der Pole etwas mitteilsamer. Und Fritz erfuhr dafür, daß er auch hier die Zeche bezahlen durfte, einiges vom neuesten Klatsch der Boulevards und dieses und jenes Intime aus den großen literarischen Wetterbeobachtungsstationen Europas.

Am nächsten Tage erschien Michael Chubsky erst nachmittags in Fritzens Wohnung. Er war in der Bildergalerie gewesen. Sein Urteil lautete kurz und bündig dahin: Die alten Bilder seien langweilig wie überall, und was man von sogenannten Modernen habe, sei einfach zum Lachen. Er bat zur Erholung seiner verstimmten Nerven um einen Kaffee, wie gestern, und um etwas zu lesen.

Fritz legte ihm verschiedene Bücher hin zur Auswahl und machte sich an das Bereiten des Mokkas. „Von wem ist das hier?" fragte Chubsky plötzlich vom Sofa her, indem er Hedwig von Lavans Manuskript hochhielt. Fritz sagte ein paar gleichgültige Worte zur Erklärung; es war ihm im Grunde nicht angenehm, daß jener das Manuskript entdeckt hatte.

Chubsky blätterte eine Weile in den Bogen, dann

begann er zu lesen. Er legte sich dazu lang auf das Sofa, nahm von Zeit zu Zeit einen Schluck Mokka und unterbrach die Lektüre höchstens einmal, um sich eine Zigarette anzuzünden. Fritz hütete sich, den Gast zu stören, bekam er doch auf diese Weise Gelegenheit, die eigene Arbeit weiterzuführen.

Nach einigen Stunden erhob sich der Pole, legte das Manuskript auf den Schreibtisch und erklärte, er sei fertig.

„Ihr Urteil?“ erkundigte sich Fritz.

„Ein Dokument! Und zwar eines von jenen in Deutschland ganz seltenen Dokumenten hoher Nervenkultur. Die Manifestation einer herrlichen Vorurteilslosigkeit. Ich möchte wetten, die Schreiberin ist Rasseweib. — Verheiratet oder unverheiratet?“

„Ein halbes Kind! Siebzehn Jahr!“

„Ich hätte allerhand Erfahrungen vermutet. Das Erotische ist mit kühner Sicherheit, mit Selbstverständlichkeit behandelt, wie sie eigentlich nur Kennerschaft gibt. Hat sie Erlebnisse gehabt?“

„Kaum! Als Kind ist sie mit ihrem Vater viel gereist. Vielleicht, daß sie von ihm, der ein sonderbarer Kauz gewesen sein muß, manches erfahren hat, was anderen jungen Gänsen verborgen bleibt. Jetzt lebt sie hier, ängstlich behütet von ein Paar alten Schachteln, ihren Adoptivmüttern.“

„Ein neuer Beweis für den alten Satz, daß das Weib in seinem bloßen Instinkt die ganze Wissenschaft des Sexuellen trägt. — Ich möchte die Person kennen lernen.“

Fritz meinte nach kurzem Überlegen, das sei möglich zu machen. Die Bewunderung des Polen für Hedwig von Lavans Talent tat ihm im Grunde wohl. So konnte

man dem verwöhnten Manne doch wenigstens mit einer ungewöhnlichen Bekanntschaft aufwarten.

Der Spätnachmittag war über alledem herangekommen. Fritz schlug vor, sofort aufzubrechen und einen Versuch zu machen, Fräulein von Lavan anzutreffen. Er nahm ihr Manuskript mit.

Hedwig war zu Haus, doch befand sie sich leider in Tante Idas Gesellschaft. Dadurch bekam der Besuch einen ganz anderen Verlauf, als Fritz geplant hatte. Das Manuskript ließ er wohlweislich in seinem Überzieher stecken, eingedenk Hedwigs Bitte, die Tanten nichts davon merken zu lassen.

Fräulein Ida Tittchen beknickste den Baron mit verlegener Miene bei der Vorstellung. Der machte ihr sein Kompliment und kümmerte sich nicht weiter um die Alte, verwendete vielmehr alle Aufmerksamkeit auf Fräulein von Lavan. Fritz fiel dadurch die Aufgabe zu, die Tante zu unterhalten.

Das alte Fräulein stimmte ein Klagelied an. Sie hatten im Sommer ihren Reiseplan ausgeführt, waren in Interlaken gewesen. Amanda wurde jedoch schon auf der Hinfahrt unpäßlich und hatte dann lange das Zimmer hüten müssen. Und nun man aus der Sommerfrische, die sie hatte kräftigen sollen, nach Haus zurückgekehrt war, konnte sie einen bösen Lungenkatarrh nicht los werden. Der Hausarzt spreche schon wieder von der Notwendigkeit, südliches Klima aufzusuchen.

Fritz hätte die Alte nur gar zu gern gefragt, ob Waldemar Heßlow sich ihnen in Interlaken angeschlossen habe — wie ja vor seinen Ohren an dieser selben Stelle verabredet worden war —, aber er wagte es doch nicht; denn Hedwigs scharfem Gehör wäre eine solche Frage sicher nicht entgangen, und gerade sie sollte nicht denken,

daß ihre Beziehungen zu dem schönen Waldemar ihm Unruhe bereiteten.

Während sich Fräulein Ida Tittchen des weiteren über die Erkrankung ihrer Schwester verbreitete, lauschte Fritz mit halbem Ohre nach der Unterhaltung hin, die nebenan geführt wurde. Der Pole und Hedwig sprachen Französisch, beide mit tadellosem Akzent und mit jener gefälligen Mühelosigkeit, die nur intimste Kenntnis einer Sprache verleiht. So viel Fritz auffangen konnte, sprachen sie von neuester französischer Literatur, über deren Wendung ins Christlich-Mystische sich Hedwig von dem Baron unterrichten ließ.

Mit einem flüchtigen Seitenblick hatte Fritz konstatiert, daß Hedwig von Lavan in der Zeit, während der er sie nicht gesehen, jedenfalls nicht häßlicher geworden war. Ihre Wangen zeigten eine Kleinigkeit mehr Farbe, ihre Figur schien ein wenig voller geworden zu sein.

Da Fritz die ins Stocken geratene Unterhaltung mit Ida Tittchen wieder in Fluß bringen mußte, kam ihm die banale Bemerkung auf die Lippen: er finde Fräulein von Lavan recht wohl aussehend. Die Tante freute sich über diese Behauptung. Ihr stiller Kummer war es ja gewesen, daß das Kind trotz aller Pflege, die man ihm habe angedeihen lassen, nicht mehr hatte zunehmen wollen.

Tante Ida erzählte dann, Hedwig habe sich tüchtig Bewegung gemacht und die herrliche Alpenluft gründlich genossen. Sie und Amanda hätten das junge Ding natürlich nicht zu begleiten vermocht; da sei es dann recht angenehm gewesen, daß man an Herrn Waldemar Heßlow einen Gesellschafter gehabt, der Hedwig bei ihren Touren geleitet und beschützt habe.

Nun war es heraus, was Fritz zu erfahren gewünscht hatte, und was ihn, da er es endlich wußte, mit einem Gefühle höchsten Unbehagens erfüllte. War es denn anders zu erwarten gewesen! Natürlich verfolgte der schöne Waldemar die Fährte weiter, auf der man ihn bereits früher mit Erfolg hatte jagen sehen. War ihm das groß zu verdenken!

Fritz kam heute abend nicht dazu, das Wort an Fräulein von Lavan zu richten; ihr Kavalier hatte sie gänzlich mit Beschlag belegt. Die Unterhaltung mit Ida Tittchen stockte schon wieder bedenklich, infolge seiner Zerstreutheit. Er fing an, sich etwas lächerlich vorzukommen. Sobald es die Unterhaltung bei dem anderen Paare zuließ, erhob er sich und veranlaßte dadurch den Aufbruch.

Gespannt war Berting, Chubskys Urteil über Hedwig von Lavan zu hören. Der Pole äußerte zunächst gar nichts, erkundigte sich vielmehr nach einem guten Restaurant zum Soupieren. Fritz schlug jene Weinstube vor, in der er im vorigen Winter mit Lehmfink und Alma nach dem Theater gewesen war.

Michael Baron Chubsky ließ sich die Speisenfolge geben und verwarf sie nach kurzem Betrachten. Er stellte sodann selbst ein Menu zusammen, das mit Austern anfing und mit Punsch romain, gefroren, aufhörte. Zu jedem Gang bestellte er den nach seiner Ansicht korrespondierenden Wein.

Fritz wurde gerade nicht behaglich zumute bei diesen Vorbereitungen. Chubsky hatte nämlich gelegentlich fallen lassen, er sei gerade nicht sehr bei Kasse; seine Reise nach Krakau habe den Zweck, sich eine Erbschaft zu sichern.

Als man bei Steinbutt, Sauce Hollandaise saß,

bei welchem Chablis getrunken wurde, begann Baron Chubsky seine Ansicht über Fräulein von Lavan kund zu tun. Er dankte dem Freunde, daß er ihm diese Bekanntschaft vermittelt habe. Er gedenke die junge Dame nicht aus dem Auge zu verlieren, habe sie sich vielmehr im Geiste notiert. Sie stelle ein jetzt noch äußerst seltenes Exemplar jener Gattung Weib dar, die, wie er glaube, die Zukunft beherrschen werde: jenes höchst sensitive, rassige, differenzierte Nervengeschöpf, mit einer starken Dosis Geschlechtlichkeit versetzt.

Fritz meinte, auf ihn habe Hedwig mehr den Eindruck hoher Verstandeskultur gemacht; als Geschlechtswesen erscheine sie ihm geradezu neutral.

„Dann stehen Sie, pardon, noch in den Kinderschuhen der Physiologie, bester Herr!“ rief Chubsky. „Ein Geschöpf mit solchen Augen geschlechtslos! — Alles verhüllt die Natur beim Weibe, nur das Auge läßt sie als ein Fenster bestehen, durch welches der Kenner tief hineinschauen kann ins Triebleben. Das Auge dieser jungen Dame fiel mir sofort auf; es richtet sich auf einen, bohrend wie Stahl. So betrachtet jedes Weib von starker Individualität zuerst den Mann, den Feind ihres Geschlechtes. Dann blitzschnell ein zweiter Ausdruck in diesem wandlungsfähigsten Organe; nicht mehr feindlich, mißtrauisch, nein, neugierig, witternd, abtastend gleichsam. So späht das Weib nach der Männlichkeit bei uns, saugt sie mit Behagen in sich auf. — Ich könnte noch manches über die Augen von Fräulein Lavan sagen. Sie verraten ungewöhnliche Frühreife, vielleicht sogar Fähigkeit zur Sinnesluxurie. Ich weiß kein deutsches Wort dafür; Wollust klingt so grob. Eines steht für mich ganz fest: diese kleine,

hagere Person mit der Haut der sich öffnenden Maréchal Niel hat Erlebnisse, nicht bloß Gedanken und Phantasien. In ihr ist etwas aus den blassen Träumereien der Mädchensehnsucht zur Erkenntnis Erwachtes, wie es nur der Wünsche Erfüllung gibt. Haben Sie nichts von einem Liebhaber gespürt in der Vergangenheit oder Gegenwart dieses Mädchens?"

Fritz, der in peinlicher Spannung diesen Worten zugehört hatte, beeilte sich zu antworten, daß er einen Liebhaber bei Fräulein von Lavan für völlig ausgeschlossen halte; Chubsky habe ja selbst gesehen, in welchem Käfig sie lebe. Vor seinen eifersüchtigen Sinnen tauchte freilich der Gedanke an Waldemar Heßlow sofort auf. Aber er hütete sich, dem Polen gegenüber von diesem Verdachte etwas zu verraten.

Haselhühner, zu denen es Sekt, Marke: White Star, gab, unterbrachen den Baron in seinem Thema.

Michael Chubsky hatte die blasiert leidende Miene, mit der er tagsüber umherzugehen pflegte, jetzt abgelegt. Er zeigte sich lebhaft und aufgeräumt. Seine Augen glühten, auf seinen Backenknochen zeichneten sich rote Flecken ab. Auch Fritz begann zu fühlen, daß ihm das Blut schneller durch die Adern rolle als gewöhnlich. Man näherte sich mit Bewußtsein jenem beseligten Stadium, in dem die Gefühle leuchtend zu fließen, die Gedanken zu sprühen scheinen, wo die Worte nicht mehr auf die Goldwage gelegt werden.

Michael Baron Chubsky plauderte. „Wenn ich aus Paris nach Deutschland komme, habe ich schon vor der Grenze immer das Gefühl, die Witterung möchte ich es nennen, daß ich mich einem Lande von bedeutender animalischer Fruchtbarkeit nähere. Etwas wie der Brodem des Kuhstalles schlägt einem da entgegen. Ihr seid

Bauern! Das ist die Erklärung eurer wirtschaftlichen Kraft und eurer kulturellen Schwäche. Die Moderne baut sich auf Nerven auf, Nerven sind getreten an Stelle von Kraft und Verstand. Auf dem Gebiete der Nervenkultur aber seid ihr zurückgeblieben hinter den Slawen und Japanern, ja selbst hinter euren Vettern, den Anglo-Sachsen und den Skandinaviern."

Fritz widersprach lebhaft.

Chubsky ließ sich nicht beirren. „Das ist ja in der Politik der Grund eurer letzten Erfolge. Bei Sedan hat im Grunde die Rückständigkeit der Nerven gesiegt. Der knochige Bauer hat den fin de siècle-Menschen besiegt. Bismarck ist der Abschluß einer Epoche, kein Anfang. Der Heros der Zukunft sieht ganz anders aus. Auch in Deutschland gibt es Vorläufer der kommenden Nervenepoche, aber sie haben in ihren Adern fremdes Blut, fühlen sich selbst als Ausländer unter euch. Nietzsche gehört zu dieser Klasse. Ein Mann wie Henri Heine war auch solch ein Mußdeutscher. Selbst Schopenhauer gleicht einem weißen Raben in eurer Mitte, und verstanden haben ihn richtig nur die Franzosen. Wagner zwar ist deutsch, typisch für das deutsche Genie. Ein Riese der Arbeit und der Energie. Aber als Künstler übertreffen ihn Liszt, Brahms und Chopin."

Fritz Berting meinte, daß ihm diese Ansichten stark subjektiv gefärbt erschienen; vielleicht, so deutete er an, spiele dabei die politische Anschauung des Barons eine Rolle.

Michael Chubsky fuhr von seinem Stuhle auf mit verdüsterter Miene. Sich wieder niederlassend, trank er sein Sektglas leer und stützte das Haupt schwermutsvoll

auf die Rechte. Fritz erklärte, die Absicht, wehe zu tun, habe ihm sehr fern gelegen.

„Nein, mein Freund!" rief der Pole mit Emphase und reichte Fritz die Hand, „Sie haben mich nur an einen Traum erinnert, den ich auch einmal geträumt habe, den Traum der Selbständigkeit meines Volkes. Aber vielleicht sind wir Polen zu etwas Höherem bestimmt, als zur äußeren Macht; vielleicht werden wir auf geistigen Schlachtfeldern siegen über alle unsere Feinde. Wir gehen einer Zeit entgegen, wo nicht mehr das am weitesten tragende Gewehr entscheidet über die Geschicke der Völker, sondern die Feinheit der Nervenschwingungen. Wir sind der Sauerteig, der bestimmt ist, die herrschende Afterkultur in Gärung zu bringen. Auch mein grausam gequältes Volk wird bei der großen Wandlung aller Dinge, die vor der Tür steht, eine Rolle spielen. Die unterdrückten Völker, wie die unterdrückten Gefühle werden da emporkommen, das Traumhafte, das Triebhafte, das Mystische, das Okkulte wird emporkommen. Wir stehen in den Anfängen einer Revolution, nicht einer politischen oder sozialen, deren Zeiten sind vorüber — nein, einer Umwertung der Gefühle. Die Morgenröte des ästhetischen Zeitalters steigt herauf, und dieses wird aufgebaut sein auf Nerven. Die Zukunft gehört der Neurose."

Der Kellner servierte den Mokka und fragte, welchen Likör die Herren beföhlen. Baron Chubsky bestellte eine Auswahl; Fritz hatte Gelegenheit, über seine Detailkenntnis auch auf diesem Gebiet zu staunen. Der Kellner brachte eine ganze Batterie von Flaschen und Krügen holländischer, französischer, deutscher, italienischer Herkunft. Die schmalen Hände des Barons zitterten leicht, als er die Form der einzelnen Gefäße abtastete. Seine

Augen schwammen, er stieß die Worte hastig hervor, wie einer, der im Fieber phantasiert.

„Wir werden in Zukunft nicht mehr Künste haben, nur noch Kunst, nicht mehr Genüsse, nur noch Genuß. Düfte, Farben, Töne, alles eins! — ob ich fêtes galantes lese von Verlaine, ob ich ein Spiel erlebe von Maeterlinck, ob ich Jasmin rieche, ob ich das seelische Parfüm einsauge einer Menschenindividualität — wie vorhin die jenes wunderbaren Geschöpfes — ob ich Chopins Requiempolonäse höre, es ist im Grunde alles dasselbe. Schwingungen sind es der Nerven, Ekstase der Sinne, Hybris, Delirium, Orgiasmus! Wenn nur eine starke Hand spielt auf meiner Natur, wenn ich nur die Trivialität des Lebens vergesse! So erfassen schon viele den Sinn des Daseins als ein einziges auserwähltes Fest, das wir unseren Nerven geben. Aber erst dann wird die Menschheit die Höhe erklommen haben ihrer steilsten Möglichkeiten, wenn der Schmerz zur sublimen Wollust wird. Die Decadence habe keine Frömmigkeit, behaupten Toren. Orgiastische Verzückung ist unser Kult, Wollust der Askese. Wieder einmal bricht das Okkulte mächtig hervor, welches der fade Rationalismus aus dem Christentum vertrieben hat. Schon haben wir Kongregationen von Jüngern; sie sind zerstreut über das ganze Land hin und her, wie die ersten Christengemeinden im alten Rom. Kunst, Religion, Gefühl, alles fließt zusammen wie ein leuchtender Strom in dem großen, heiligenden Bade des Genießens.“

Er nahm eine Flasche Chartreuse zur Hand und ließ Fritz das Funkeln der Flüssigkeit bewundern, das er dem berückenden Glanz des émeraude verglich. Doch meinte er, dieses süßliche Parfüm passe nicht in die Skala ihrer Tischgenüsse. Er griff vielmehr nach einem

braunglasierten Krüglein, das den Cherry Brandy enthielt. Die flachen Kristallgläschen füllten sich mit der dunkelkarmoisinroten Flüssigkeit. „Bitter und süß,“ meinte der Pole, verzückt von dem Tranke nippend, „es ist die Nuance gewisser halbverschlossener Mädchenknospen, die in ihrer Herbheit die Süße des Weibes gerade nur ahnen lassen.“

Dann zündete er eine seiner aromatischen Zigaretten an, starrte eine Weile in den weißlichen Dunst und sagte in fast elegischem Tone, seine weiche Hand auf Fritzens legend: „Ich reise morgen früh, mein Freund! Doch will ich Sie nicht am Bahnhof sehen. Es gäbe nur eine Desillusion nach diesen einzig schönen Stunden! Sie sind vielleicht unzufrieden mit mir, daß ich Ihnen zwei Tage Ihrer kostbaren Zeit durch meine Anwesenheit verdorben habe . . .“ Fritz wollte remonstrieren. „Nein, keine Komplimente zwischen uns! Ich bin Ihnen noch etwas zu sagen schuldig, ehe wir uns trennen. Sie haben die Liebenswürdigkeit gehabt, mir Ihr Buch ‚Das Geschlecht‘ zuzuschicken. Wollen Sie mein Urteil darüber anhören?“

Fritz erwiderte, daß er gespannt sei darauf.

„Nun gut! Zunächst sind wir wohl einig über eines: Urteile wie gut und schlecht, schön und häßlich, der alten Ästhetik entnommen, gibt es nicht! Das vorausgeschickt, scheint mir Ihr Buch zu den starken zu gehören. Es hat Knochen und Muskeln; fast liegen sie zu offen am Tage. Die feinen Ganglien fehlen, die blühende Haut, der diskrete Flaum. — Sie verstehen, was ich meine. Auch ist es mir zu sehr nach der Methode des braven Zola gearbeitet. Viel körperliche Beobachtung und Analyse, viel Wirklichkeitssinn, kurz, echte Dokumente haben Sie in Ihre Retorte getan.

Der Forscher kann seine Freude daran haben. Aber, mein Freund, bei uns gilt diese Methode längst überwunden. Die ganze Schule leidet an Mangel von Nuance. Ewig den Fleischton auf der Palette, das geht am Ende auf die Nerven. Wir suchen nach Neuem, nach Blumen, die noch kein Auge gesehen, nach tiefen, unerhörten Erregungen. — Ich will mich ganz demaskieren! Vorher sprach ich von der Religion der Intimen, von einem Geheimkult, der sich hie und da vorbereitet in den Kulturzentren der Welt. Er hat seine Märtyrer und Gekreuzigte, dieser Kult, und er besitzt auch seine Propheten und Jünger. Ich bin ein Mensch, der die Seinen nicht vergißt! Auf Sie hatte ich Hoffnungen gesetzt, Berting, große Hoffnungen! Manches Ihrer Gedichte schien mir dafür zu sprechen, daß Sie einer seien, der mit tastenden Fühlern das Neue sucht. Ich glaubte, Sie gehörten zu uns. Einen Namen haben wir nicht, auch keinen geschriebenen Kodex, nicht einmal ein Sakrament. Wir verpflichten durch keinen leiblichen Eid. Wir sind die Gesellschaft der Erleuchteten, unsichtbar über die ganze Welt verstreut, allgegenwärtig. Von heute ab rechne ich Sie zu den Unserigen. Und so ist mein Aufenthalt hier nicht umsonst gewesen. Ich habe das hohe Glück gehabt, an einem Tage zwei Menschen zu fischen. Ich weiß nicht, wer von euch beiden der Wertvollere ist. Ach, dieses Mädchen hat mir eine unvergeßliche Sensation verursacht! Ein Ton, ein unendlich feiner, tief aufregender Ton zittert in mir nach von jener Stunde. Ich habe ein neues Arom gekostet. Sie wissen, was eine audition colorée ist? Ich erlebte das Phänomen in der Nähe dieses Geschöpfes. Wissen Sie, ich hörte ganz deutlich die Rhapsodie von Liszt, so wie sie Rubinstein spielte,

und gleichzeitig sah ich das keuscheste Rosa junger Apfelblüten übergehen ins Mattlila des Spätabendhimmels. Dieses sublime Wesen vereinigt den Duft eben geschnittenen Heues und von Patschuli, das Raffinement des fin de siècle und die Urmystik einer Eva. Wahrhaftig, sie ist einzig! Um Hedwigs willen könnte ich Tränen vergießen, daß ich reisen muß. Ich schenke sie Ihnen. Und ich spreche zu euch beiden: Kindlein, liebet euch untereinander!"

Er erhob den Sektkelch. „Mein Auge hat euch erkannt; ich habe euch umarmt seelisch." Er leerte das Glas und warf es hinter sich.

„Nun wollen wir übergehen zur Sensation der Sensationen, zum Absinth!"

* * *

Das Erwachen am nächsten Morgen war furchtbar. Schlimmer noch als der physische Katzenjammer war der Abscheu vor dem Leben.

Als Fritz Berting sein Manuskript durchblätterte, sah es ihn an wie das Werk eines Fremden; es widerte ihn an, verwirrte ihn. Der Plan, der Zusammenhang der Teile, der höhere Sinn des Ganzen war ihm verloren gegangen. Ein Knäuel verworrenen Garns, wo einst das Muster gewesen war zu einem feinen, planvollen Gewebe. Er warf schließlich tief entmutigt die Blätter in ein Fach seines Schreibtisches.

Was nun? Wenn er jetzt einer neuen Krise entgegenging, einem Anfall von Welt- und Kunstekel, wie er sie nicht bloß einmal durchgemacht hatte! — Dagegen gab es kein Mittel, das wußte er. Wie eine Krankheit war das, die heimtückisch den Menschen überfiel und erst wich, wenn sie den ganzen Körper durchschüttelt

hatte. Dazu das schreckliche Bewußtsein, daß er in seiner jetzigen Lage solchen Stimmungen nicht nachgeben durfte. Er mußte auf dem Posten sein; es handelte sich um seine Existenz. Ein Gast, der ihm in seinen Träumen schon öfters drohend gewinkt hatte: der Hunger, trat, wenn man die Hände in den Schoß legte, leibhaftig über die Schwelle.

Berting fürchtete sich davor, sein Portemonnaie zu öffnen und den Inhalt nachzuzählen; denn von der vorigen Nacht — deren einzelne Szenen ihm in undeutlichen Nebel zusammenliefen — war ihm ein Bild in peinlichster Erinnerung geblieben: der Kellner mit der Rechnung. Als sich Fritz endlich doch entschloß, Kassensturz zu machen, ergab sich ein Befund, der seine schlimmsten Erwartungen übertraf.

Fritz verwünschte den Polen. Was nützten ihm die glühenden Umarmungen und Küsse, mit denen Michael Baron Chubsky sich in früher Morgenstunde von ihm verabschiedet! Er, Fritz, hatte die Zeche bezahlen müssen. Von der Unterhaltung mit dem berühmten Kunstkenner und Vermittler zwischen den Literaturen Europas war in seinem Kopfe nichts zurückgeblieben, als ein wüstes Tohu-Wabohu. Wahrhaftig, die Ehre, diesen Herrn zu traktieren, kam ihm teuer zu stehen!

Der Ärger darüber war das erste belebende Gefühl, das er an diesem trostlosen Tage empfand. Es stachelte ihn soweit auf, daß er sich entschloß, da es mit dem Arbeiten heute doch nichts werden würde, wenigstens auszugehen.

Er hatte seit Tagen schon keine Zeitung mehr in Händen gehabt und meinte, daß er vielleicht in den Blättern irgend etwas finden werde, was ihn auf andere

Gedanken bringen möchte. Er begab sich in das Kaffeehaus, in welchem er sich ehemals mit Heinrich Lehmfink fast täglich getroffen hatte.

Als er das Zimmer betrat, in welchem die Zeitungen aufbewahrt wurden, rief man ihn von einem Ecktisch aus an. Dort saßen beieinander: Theophil Alois Hilschius, Siegfried Silber und ein dritter junger Mann. Fritz trat an den Tisch, begrüßte sich mit Theophil und mit Silber und wurde mit dem Fremdling bekannt gemacht, den man ihm als Markus Hiesel vorstellte.

Siegfried Silber bat Fritz, bei ihnen Platz zu nehmen; seit der Viertelstunde, die man hier sitze, habe man von nichts anderem gesprochen als von ihm. Sein Erscheinen rette ihn, Fritz Berting, davor, daß man ihn, einem eben gefaßten Entschlusse zufolge, in corpore aufsuche.

Fritz blickte erstaunt auf dieses Kleeblatt. Die drei Leute schienen ihm gar nicht recht zusammenzupassen. Siegfried Silber, mit dem Dichternamen „Karol", trug noch immer den an den Ärmeln glänzenden, mit Flecken aller Art bedeckten, ehemals schwarzen Rock, den man wie eine zweite Haut an ihm kannte. Theophil Alois war tadellos gekleidet; ihn übertraf aber noch an Pflege des äußeren Menschen um ein Erkleckliches Markus Hiesel.

Berting hatte den Namen schon gelegentlich von Frau Eschauer nennen hören. Hiesel war ein Verwandter der Familie Hilschius. Annie pflegte von ihm als von dem „dekadenten Marcus" zu sprechen. Seine Eltern lebten in Wien, waren sehr reich, er der einzige Sohn. Markus hatte mit zwanzig Jahren eine Reise um die Welt gemacht, und, wie Annie erzählte, wäre

die wichtigste Erfahrung, welche er nach Europa mitgebracht habe, gewesen, daß die Gheishas die einzig möglichen Frauen seien.

Fritz sah sich den Jüngling daraufhin mit einem gewissen Interesse an. Das schmale, blasse Gesicht war bartlos, das Haupthaar, dicht über dem Ohr gescheitelt, fiel in einer breiten, glatten Welle über die halbe Stirn und bedeckte die Wange noch ein Stück. Der hohe Kragen, in Vatermörderform, und die breit gebundene Krawatte hüllten den dünnen Hals bis zum Ohrläppchen ein. Die Weste von perlmutterschillerndem Seidenstoff, darüber ein Rock mit breitem Samtkragen, engen Ärmeln, langschößig, wie ihn die Biedermeierzeit liebte. Schwer war es, sich die Beschäftigung des jungen Mannes vorzustellen. Daß diese Hände von durchschimmernder Zartheit der Haut mit etwas in Verbindung gebracht werden könnten, das den Namen Arbeit verdiente, erschien Blasphemie. Wenn sie, wie hier, ab und zu nach dem Teeglase griffen, so geschah es tastend, zögernd, als schämten sie sich der groben Gegenstände, mit denen sie in Berührung kamen. Ähnlich, wenn Marcus Hiesel den Mund öffnete. Er tat es selten, zu wenigen zurückhaltenden Worten, die, jungen Tauben gleich, vom Neste aufflogen. Ein Zug herber Resignation zitterte auf den schmalen Lippen; aus seinen Augen sprach hoheitsvolles Mitleid über das Weltgetriebe.

Fritz, der Freund Theophil einigermaßen übersah, entging es nicht, daß der Sohn der Witwe Hilschius gänzlich unter dem Banne stand dieser neuen Größe: Marcus Hiesel. Schon trug er den Scheitel über dem Ohre, wenn er auch das Haar noch nicht bis zu der beträchtlichen Länge gezüchtet hatte wie sein Vorbild.

Die Krawatte war ihm bis zum Kinn heraufgerutscht, und die Weste schien von der des Wiener Vetters abgefärbt zu haben. Auch seine Gebärden strebten nach Weihe und der Gesichtsausdruck nach Tiefsinn.

Diese beiden schwiegen sich aus. Um so mehr redete der kleine Silber. Er war nahe an Fritz herangerückt und setzte ihm unter dem Siegel tiefster Verschwiegenheit einen Plan auseinander, zu dessen Gelingen man stark auf Fritzens Mitwirkung hoffe.

Es handelte sich um nichts geringeres, als die Gründung einer Zeitschrift. Marcus Hiesel zuckte zusammen bei einer so groben Bezeichnung, sein Schatten, Theophil Alois, tat ein gleiches, und Siegfried Silber korrigierte sich infolge dessen dahin, daß es sich um ein Unternehmen handele, welches mit einer gewöhnlichen Zeitungsgründung nichts zu tun habe.

Fritz, durch eigene bittere Erfahrungen auf diesem Gebiete skeptisch gemacht, meinte: das sei eine wundervolle Gelegenheit, Geld los zu werden.

Siegfried Silber belehrte ihn voll Eifer: es komme ihnen ganz und gar nicht darauf an, ein Geschäft zu machen. Die Halbmonatsschrift, die man herausgeben wolle, sei nur für einen exklusiven Kreis von Kennern berechnet und werde das intime Genre pflegen. Die literarischen Beiträge ebenso wie die Ausstattung müßten den Geschmack des verwöhntesten Liebhabers befriedigen. „Wir wollen ein Blatt gründen, wie es Deutschland noch nicht besitzt, nur auf ästhetischen Prinzipien aufgebaut, esoterisch durch und durch! Ein solches Organ tut uns not, sehr not! Es müßte die Funktionen eines obersten Gerichtshofes in literarischen Dingen versehen, müßte dem echten Talent, davon es auch bei uns genug gibt, Gelegenheit schaffen, sich auszuwirken.“ Silber

wendete sich mit der letzten Bemerkung an Marcus Hiesel, Zustimmung suchend. Der nickte bedeutungsvoll, ein gleiches tat Theophil Alois.

Berting meinte, der Plan sei ganz schön, nur bezweifle er, daß sich Leute finden würden, welche ein derartiges Unternehmen finanzieren wollten und könnten.

Hier leuchteten Silbers dunkle Augen auf, und mit überlegenem Lächeln sagte er: „Diese Leute sind gefunden. Ich gebe zu, daß solcher Idealismus selten sein mag; hier war er vorhanden und mit ihm die Mittel zu einem Mäcenatentum großen Stiles. Wer unsere hochherzigen Geldgeber sind, muß vorläufig verschwiegen bleiben. Daß aber der Stein im Rollen ist, mag Ihnen dieses hier beweisen."

Er zog aus der Tasche des unsauberen Rockes ein Paketchen Druckbogen, die er vor Berting ausbreitete. „Ich habe nur eine Probe drucken lassen vorläufig, aus meinem Roman ‚Das Ghetto', der seinerzeit auch Ihren Beifall fand. Und hier ein Gedicht von unserem Theophil Alois Hilschius. Wir gedenken viel Lyrik zu bringen; ferner Aphorismen von Marcus Hiesel. Bitte, beachten Sie die Vignetten und Zierleisten. Wir werden dem erlesenen Stile des Ganzen entsprechend den Buchschmuck gestalten. Den Titel haben wir endgültig festgesetzt, er soll lauten: ‚Der Impressionist'. Soeben hielten wir eine kleine Redaktionssitzung ab. Diese beiden Herren sind meine Mitredakteure. Ein Redaktionslokal wird selbstverständlich noch gemietet werden. Hier ist übrigens eine Probe zum Umschlag."

Er reichte Fritz ein Stück feinsten holländischen Büttenpapiers, auf dem in mattem Gold der Titel prangte.

Während Berting das Blatt betrachtete, hatten

sich die beiden Vettern Markus Hiesel und Theophil Hilschius erhoben. Der junge Wiener hüllte seine schlanke Figur in einen kostbaren Pelzmantel ein, lächelte diskret melancholisch zum Gruß und verschwand mit unhörbaren Schritten, gefolgt von Theophil Alois, der diese Art des beinahe körperlosen Entschwebens nachzuahmen zwar bestrebt war, aber doch nicht völlig erreichte.

Kaum hatten die beiden sich entfernt, so schlug Siegfried Silber eine ganz andere Tonart an. Er wolle Berting in das Geschäftliche des Unternehmens einweihen, sagte er, und rückte vertraulich an ihn heran.

Die Sache liege ganz einfach so: Frau Hilschius, die für ihren Sohn eine Beschäftigung suche, habe eine Summe gestiftet für das Unternehmen, unter der Voraussetzung, daß Theophil nach außen hin als Redakteur auftrete. Eine gleiche Summe habe der junge Hiesel beigesteuert. Beiden Herren müsse dafür selbstverständlich jederzeit weißes Papier im „Impressionist" zur Verfügung stehen. Die Oberleitung sei ihm, Siegfried Silber, übertragen worden. Nun komme es vor allem darauf an, noch ein paar Schriftsteller von Kaliber zu gewinnen, um der Sache Relief und Rückgrat zu geben. Denn auf den Gedichten von Theophil Alois, und den Aphorismen von Markus Hiesel könne man eine ernsthafte Zeitschrift natürlich nicht aufbauen. Darum sei es sehr erwünscht, daß Berting die Mitarbeiterschaft annehme.

Fritz, der die Leistungen Theophils als Lyriker von der Nordlandsreise her noch in üblem Angedenken hatte, und der von den Hieselschen Aphorismen, nach dem, was er soeben flüchtig gelesen, auch keine große Meinung haben konnte, machte geltend, daß man auf

sein Renommee halten müsse, als Literat. Der Gedanke, in so unreifer Gesellschaft vor die Öffentlichkeit zu treten, war ihm keineswegs sympathisch.

Silber schien auf diesen Einwand gefaßt. „Ganz unter uns,“ flüsterte er und verzog sein bewegliches Gesicht zu einer listigen Grimasse. „Je weniger diese beiden schreiben, desto lieber wird es mir sein. Ich hoffe in dieser Beziehung auf die solchen Herren angeborene Faulheit. Von Geschäften versteht der eine so wenig wie der andere. Sie figurieren zwar als Mitredakteure, aber ich werde dafür Sorge tragen, daß sie Strohmänner bleiben. Der Kontrakt, den ich habe, wahrt mir volle Selbständigkeit. Die geschäftliche wie die literarische Leitung liegt in meinen Händen.“

„Verdenken Sie mir etwa mein Verhalten, Berting?“ fragte Silber, durch Fritzens Miene stutzig geworden. Fritz zuckte die Achseln. „Ich möchte nicht, daß Sie auf falsche Vermutungen kämen. Ganz offen will ich gegen Sie sein. Sehen Sie, ich habe es schwer gehabt! Von meiner Jugend will ich gar nichts erzählen. Denken Sie sich die ärgsten Demütigungen, die es für einen aufstrebenden Geist gibt, Zurücksetzung, Widerwärtigkeiten jeder Art, und Sie werden mit aller Phantasie zurückbleiben hinter dem, was ich in Wirklichkeit durchgemacht habe. Ich wollte vorwärts kommen, und von Anfang an waren mir die Verhältnisse entgegen. Ihnen, der Sie aus ganz anderer Lage kommen, ist es einfach unmöglich, sich dahinein zu versetzen. — Und nun habe ich mich ein Stück emporgearbeitet, ohne Hilfe von irgendeiner Seite, ja, im Gegensatz zu meiner Umgebung, in bitterer Feindschaft, kann ich sagen, gegen die ganze Welt. Was habe ich schließlich erreicht? ‚Tintenkuli‘ nennen einen die Gemütsmenschen. Die Finger habe

ich mir wund geschrieben, Sklavenarbeit verrichtet, jeden Auftrag angenommen, um nur nicht wieder zurückzusinken von der mühsam erklommenen Stufe. Dabei habe ich Zeit gefunden, Sie wissen es, von dem, was ich wußte und konnte, denen mitzuteilen, die gleich mir in bedrängter Lage sind. Aber der Proletarier ist besser daran als unsereiner. Er empfindet die Fesseln der Armut nicht so stark wie der Intellektuelle; uns reiben sie nicht nur das Fleisch, sondern obendrein noch die feinfühlige, hochstrebende Seele wund. Und von allem das Bitterste, das Bewußtsein, daß man etwas könnte, und nicht herangelassen wird an die entscheidenden Stellen; überall zurückgestoßen, während die Impotenz am Tische sitzt und sich mästet. Ich will empor und ich muß empor! Ich denke, daß Sie das verstehen müssen, Berting!"

Man brauchte nur in das blutleere Gesicht mit den qualvoll zuckenden Lippen, in das leidenschaftlich glühende Auge zu blicken, um zu ahnen, welcher Ehrgeiz diesen Menschen im Innersten verzehrte. So viel auch sonst an seinem ganzen Wesen Pose sein mochte, hierin war Siegfried Silber echt, in der Weißglut des Temperaments, in diesem verzweifelten Drängen nach vorwärts.

„Sehen Sie," fuhr Silber fort, „es ist von jeher mein Traum gewesen, eine literarische Zeitschrift großen Stiles ins Leben zu rufen. Schon damals, als ich hinter dem Ladentisch meines Vaters den Atta Troll verschlang, schwebte mir das Blatt, dessen Chefredakteur ich einmal sein würde, in klaren Umrissen vor. Nun mit einem Male rückt mir nach so viel Misere die Möglichkeit nahe, meinen Jugendtraum zu erfüllen. Sie, Berting, haben auch Anteil an dieser Wendung meiner Umstände. Ich werde es Ihnen niemals vergessen, daß

Sie mich in das Haus der Frau Hilschius eingeführt haben. Ohnedem würde ich schwerlich erreicht haben, was ich in Händen halte."

„Der Kontrakt ist abgeschlossen?" erkundigte sich Fritz.

„Von den Parteien unterschrieben und gerichtlich beglaubigt, das Geld sichergestellt. Ein Unternehmen, so glänzend fundiert, wie es nur sein kann!"

Der kleine Mann, unfähig, seine Erregung völlig zu bemeistern, erhob sich, scheinbar unmotiviert, von seinem Stuhle, um sich sofort wieder zu setzen.

„Sagen Sie selbst, lieber Berting, durfte ich mir eine solche Chance entgehen lassen? Diese Mutter, die durchaus ihrem Söhnchen die Gloriole literarischer Berühmtheit ums Haupt weben will, und dieser Markus Hiesel, der nicht weiß, was mit den Millionen seiner Eltern anfangen — sollte man warten, bis diese Jünglinge irgendeinem Gauner in die Hände laufen, der sie von der goldenen Last befreit? Mag es immerhin so aussehen, als beutete ich die Eitelkeit aus! Gut, ich nehme das Odium auf mich. Ich gedenke etwas Großes zu machen aus dieser Gründung."

„Wie ich gesehen habe, Silber, lassen Sie Ihren Roman in der Zeitschrift erscheinen."

„Ach ja, mein ‚Ghetto'! Dieses Schmerzenskind, das, wie Sie selbst erlebt haben, Herr Weißbleicher mir zur Verfügung gestellt hat. Aber mit diesem einen Roman und mit den Bagatellen, die mir Hilschius und Hiesel liefern, kann ich nicht auskommen. Was ich für die erste Nummer brauche, wäre eine nicht allzu umfangreiche, stark einsetzende, spannende Novelle, etwas recht in die Augen Stechendes von lebhaftem Kolorit. Am besten etwas, das den Spießbürger ärgert, damit

geschimpft wird auf das neue Blatt. Ich habe an Sie gedacht, Berting; Ihr Name steht seit dem berechtigten Erfolge des ‚Geschlechts' mit unter den meistumstrittenen der jungen Bewegung. Eine Arbeit aus Ihrer Feder würde der Zeitschrift gerade das geben, was uns fehlt: die Folie des Literarischen. Haben Sie etwas in Arbeit?"

Fritz Berting erwiderte zögernd, er habe zwar eine Novelle angefangen, halte sie jedoch nicht für geeignet für den „Impressionist".

„Ich würde pränumerando zahlen!" rief Silber lebhaft. „Ich bin so gestellt, daß ich nicht zu knausern brauche im Honorar."

Fritz schwankte. Der Gedanke, sich in den Sold Siegfried Silbers zu stellen, war ihm noch zu ungewohnt, um sofort zuschlagen zu mögen. Auf der anderen Seite schien ihm das Anerbieten verlockender, als er es jenem gern merken lassen wollte. Bar Geld, woher es auch kam, war in seiner jetzigen Lage Hilfe in höchster Not.

„Auf welchen Umfang taxieren Sie Ihre Arbeit?"

Fritz überlegte. Was er bis jetzt fertig hatte, war seiner Schätzung nach etwa die größere Hälfte. Er nannte den Umfang in einer runden Zahl von Bogen.

„Danach würde Ihre Novelle etwa durch die fünf bis sechs ersten Nummern des ‚Impressionist' laufen. Gerade das, was ich brauche! Können Sie mir nicht in drei Worten den Inhalt der Geschichte angeben, damit ich nur ungefähr orientiert bin, ob sie sich mit dem übrigen Programm verträgt?"

Fritz gab ihm, so gut es ihm im Augenblicke möglich war, das Skelett seiner Novelle.

„Wird ein Schlager!“ rief Silber. „Nun sagen Sie mir bitte Ihren Honoraranspruch, Berting!“

Fritz wußte, daß ihn Siegfried Silber für dumm halten würde, wenn er bescheiden auftrat in seinen Ansprüchen. Er nannte den fünffachen Satz von dem, was ihm früher einmal ein Berliner Blatt gezahlt hatte für einen novellistischen Beitrag und war gespannt, was der neugebackene Redakteur zu der Forderung wohl für ein Gesicht machen würde.

Siegfried Silber schloß einen Augenblick die Augen. Dann sagte er mit einem Lächeln, das den inneren Triumph nicht gänzlich zu verbergen vermochte: „Sie gestatten wohl, Berting, daß ich diese Summe etwas nach oben zu abrunde.“

* * *

Alma aufzusuchen hatte Fritz über alledem wenig Zeit gefunden. Am liebsten noch ging er abends zu ihr, wenn er vom Schreiben müde war.

Dann saß er stundenlang in ihrem Zimmer und brütete vor sich hin. Die Lampe durfte nicht angezündet werden. Fritz wollte das helle Licht nicht; es verriet ihm allzu grausam die Veränderung von Almas Erscheinung, die nicht ausgeblieben war.

Viel gesprochen wurde nicht an solchen Abenden. Das Mädchen machte wohl manchmal den Versuch, eine Unterhaltung in Gang zu bringen, erzählte von Dingen, die ihn ehemals interessiert oder belustigt hatten, von ihren kleinen Tageserlebnissen im Haus, auf der Straße oder im Geschäft. Fritz hatte sie ja früher oftmals gebeten: „Erzähle mir etwas!“ Aber wenn sie jetzt ungebeten anfing, war ein Seufzer die Antwort oder auch ein Gähnen.

Dann schwieg Alma bedrückt, versuchte in der Dunkelheit wohl verstohlen seine Wange zu streicheln. Wenn er sich aber über die Rauheit ihrer Hand beklagte, wagte sie es nur noch mit seinem Haar zu tun. Da konnte er die unzähligen kleinen Risse und Stiche an ihren Fingern, die von der unablässigen Näharbeit herrührten, doch nicht spüren.

Alma schluckte in seiner Gegenwart tapfer ihre Tränen herunter. Fritz gab ihr ja genug Gelegenheit, sich unbemerkt auszuweinen. Wußte sie doch, daß Tränen das sicherste Mittel gewesen wären, ihn ganz zu verscheuchen. Mehr denn je war es ihre geheime Angst, daß er sie eines Tages verlassen könne. In ihrer Macht stand es ja nicht, ihn zu binden. Es war sein freier Wille, wenn er kam. Die Klugheit der Liebe sagte ihr, daß sie gerade in dieser Zeit alles fern halten müsse, was ihm Zwang bedeuten konnte. Sowie sie ihm zu Gemüte geführt hätte, daß er Pflichten gegen sie zu erfüllen habe, wäre sie ihm doppelt lästig gefallen. Wenn sie ihm dagegen volle Freiheit ließ, zu kommen und zu gehen, wie es ihm paßte, war die Wahrscheinlichkeit, ihn zu behalten, am größten.

Der Zustand, in dem Alma sich befand, führte sie naturgemäß zu solcher Vorsicht. Jetzt, wo die Verliebtheit der ersten Zeit bei ihm verflogen war, blieb ihr als Waffe allein: Vorsicht. Mehr noch als für sich selbst kämpfte sie für ihr Kind, dem sie den Vater erhalten wollte. Fritz durfte sie nicht verlassen, jetzt nicht!

Sie konnte ihm nicht weiter gram sein, auch wenn er sie noch so rücksichtslos behandelte. War sie ihm doch für Großes Dank schuldig. Wie alle Frauen, die einmal glücklich geliebt haben, trug sie das Vergangene

als stets gegenwärtiges Erlebnis in der Seele. Während der vielen Stunden, die sie einsam über ihrer Arbeit saß, hatte sie reichlich Muße zum Nachsinnen. Ihr wenig belastetes Gedächtnis besaß die Fähigkeit, sich jede Szene der Vergangenheit zurückzurufen, daß es war, als erlebe sie sie jetzt. Und sie wurde nicht müde, immer und immer wieder in diesen guten Erinnerungen zu kramen. Langeweile gab es nicht für Alma Lux, mochten ihre Tage äußerlich noch so monoton dahinschleichen, weil sie in der Fülle stand innerer Erlebnisse.

Die Mutterschaft begann sie stark in Anspruch zu nehmen. Instinktiv tat sie, was für das Werdende gut und notwendig war, mied alles Aufreibende und Aufregende. Ein Leben, wie sie es im früheren Quartier in Gemeinschaft mit Fritz geführt hatte, wäre ihr jetzt Gift gewesen. Sie war im stillen glücklich, daß er keine Zärtlichkeit verlangte von ihr. Schon erwuchs in ihr ein neues Gefühl ihm gegenüber, jene trauliche Zuneigung des Weibes für den Vater ihres Kindes.

Ganz anders empfand Fritz. Das geheime Grauen zwar, das ihn befallen hatte, als er erfuhr, welche Folgen ihr Verhältnis gehabt, war einer gefaßteren Stimmung gewichen. Er betrachtete das, was Almas höchstes Glück war, als unabwendbares Mißgeschick.

Er wußte, daß er unritterlich handele gegen dieses arme, wehrlose Geschöpf, wenn er sie oft mit einer gewissen verzweifelten Bosheit von sich stieß. Aber er konnte nicht anders. Sie reizte ihn durch die Geduld, mit der sie seine Launen ertrug, mehr als es Widerstand und Empörung vermocht hätten.

Es gab auch wieder Momente, wo er sie bemitleidete, wo sich etwas wie Dankbarkeit in ihm regte, der Geliebten gegenüber, die sich in schwerer Zeit so treu und

anhänglich erwiesen hatte. In solchen Stunden nahm er sich dann vor, gut gegen sie zu sein und Rücksicht zu nehmen auf ihren Zustand. Dann aber, wenn sie ihn durch ein Wort, einen Seufzer, durch ihre bloße Erscheinung an das erinnerte, woran er nicht erinnert sein wollte, fühlte er etwas in sich aufsteigen, wie Wut und Haß. Mit ihren Taubenmienen hatte sie ihn betrogen. Sie hatte das uralte Adam- und Eva-Spiel in neuer Variation mit ihm aufgeführt; anders war es nicht! —

Genau wie für sie galt es für ihn, ein Kind verteidigen; wenn es auch keines war von Fleisch und Bein: sein Künstlertum. Klarer denn je sah er es jetzt, die Fortdauer dieses Verhältnisses mußte der Ruin werden seines Schaffens. Dieses stumpfsinnige Zusammenhocken, das fast einer alten, schlechten Gewohnheit glich, von der man sich aus Bequemlichkeit nicht trennen will, war tief unter seinem Niveau. Es erniedrigte ihn viel mehr geistig als moralisch. Er fühlte sich nach seinen Besuchen bei Alma ernüchtert, von Selbstekel erfüllt, flügelmüde. Mochte Heinrich Lehmfink zehnmal behaupten, daß es Ehrenpflicht sei, ein Mädchen zu heiraten, das man zur Mutter gemacht; schließlich urteilte auch er eben nur als ein Fernstehender. Sagen konnte man es ihm ja nicht, selbst dem besten Freunde nicht, wie das, was früher freie Neigung gewesen, jetzt auf dem Wege war, auszuarten in Last und Zwang. Wenn Lehmfink hätte verstehen können, wie im Innersten ernüchtert Fritz sich fühlte, auch er würde nicht weiter auf seinen schroffen Ansichten bestanden haben. Denn das, was der Freund als sittliche Forderung aufstellte, war recht eigentlich das Unmoralische, war Sanktion einer Verbindung, die wenigstens von

einer Seite aufgehört hatte, Bedürfnis zu sein. Der illegale Verkehr der Geschlechter verstieß höchstens gegen die Gesetze des äußeren Anstandes; herabziehend und die Beteiligten entwürdigend aber war eine Liebe ohne tiefquellendes Verlangen. Die Sinnenfreude war ein für allemal verrauscht zwischen ihnen. Fritz glaubte auch nicht, daß es jemals anders werden könne.

Alma, wie sie nun einmal war, würde höchst wahrscheinlich ganz in der Mutter aufgehen, sobald sie ihr Kind an der Brust hielt. Beinahe war es schon jetzt so. Ihre Neigung hatte zwar noch die äußerlichen Gesten der früheren Zärtlichkeit, aber ob sie nicht dem Weibesinstinkt entsprangen, der sich den Vater des Kindes unter allen Umständen als Ernährer erhalten wollte?

Fritz war innerlich schon so weit von Alma entfernt, daß er kühlen Blutes solche Vermutungen hegte.

Die einzige Rettung, die es schließlich für beide gegeben hätte, wäre Freundschaft gewesen; aber dazu fehlte als Vorbedingung jene seelische Verwandtschaft, die eine unsichtbare Verbindung herstellt zwischen ähnlich gebildeten Geistern. Geliebte konnte Alma sein, Magd, Helferin, niemals aber Gefährtin und Vertraute seines Strebens. Vor seinem innersten Erleben, vor der geheimen Schatzkammer seiner besten Gedanken, vor dem, was er selbst das „Heiligtum der Kräfte" genannt hatte, mußte sie ratlos stehen. Selbst wenn er ihr Einblick gewährt hätte, sie würde dort nichts gesehen haben, weil ihr dafür die Augen fehlten.

Menschen, die geistig auf so verschiedener Stufe standen, konnten sich höchstens mit den Oberflächen ihres Wesens berühren. Die tiefste, auf Verstehen und Ergründen beruhende Sympathie gab es für sie nicht.

Zwischen ihnen stand unsichtbar eine äußerst empfindliche Grenze, die des Geschmackes. Das Vorhandensein dieser Linie wurde meist erst bemerkt, wenn es zu spät, wenn sie schon überschritten war. Und solches Versehen bedeutete, wenn auch noch so naiv begangen, immer einen Stoß in das Nervenleben des feiner empfindenden Teiles. Bis schließlich das Gemeinsame, was beide hatten, aufgezehrt ward von dem, was in ihnen feindlich und unvereinbar war.

Fritz sah diese Entwickelung ziemlich klar vor sich, während Alma, die früher wohl manchmal eine dumpfe Ahnung gehabt hatte von dem Widerspruch, der ihr Verhältnis langsam, aber sicher auseinandertreiben mußte, jetzt ihr ganzes Hoffen auf das richtete, was kommen sollte, auf ihr Kind. Sie war naiv genug, zu glauben, daß das Kind ein Band werden würde zwischen ihm und ihr. Sie konnte sich einfach nicht in die Gemütsverfassung des Mannes versetzen, der nichts tiefer verabscheute und fürchtete, als diese größte aller Verantwortungen.

Fritz Berting hatte Heinrich Lehmfink seit ihrem Gespräche über Alma nicht wieder gesehen. Ins Café kam Lehmfink nicht mehr seit er außerhalb der Stadt wohnte; und den Freund aufzusuchen, mit dem er in einer gewissen Spannung auseinandergegangen war, hatte Fritz weder Mut noch Lust gehabt.

Im stillen hoffte er immer, man würde sich einmal durch Zufall auf der Straße treffen. Dann wäre es ja ein leichtes gewesen, sich dem alten Kerl anzuschließen und in harmloser Weise alles wieder ins rechte Gleis zu bringen. Aber er bekam den Freund auch nicht mit einer Nasenspitze zu sehen.

Bis ihm ein kurzer, offenbar in größter Eile ge-

schriebener Brief Lehmfinks mitteilte: er habe durch seine Schwester Toni bedenkliche Nachrichten über das Befinden der Mutter erhalten und sei auf dem Sprunge, nach Haus zu reisen.

* * *

Frau Hilschius hatte schon vor Wochen Fritz Berting durch eine Karte davon verständigt, daß sie wieder jeden Mittwoch nachmittag für ihre Freunde zu Haus sei. Fritz konnte sich nicht recht entschließen, dorthin zu gehen. Die Berühmtheiten, welche die schöngeistige Witwe um sich versammelte, waren ihm vom vorigen Winter her noch in schlimmer Erinnerung. Aber er wollte seine Gönnerin, von deren Freundlichkeit er mehr als eine Probe erlebt hatte, doch nicht gänzlich vor den Kopf stoßen und ging, seinem Herzen einen Stoß gebend, am nächsten Mittwoch nach dem wohlbekannten Hause.

Er fand die Räume schon ziemlich gefüllt. Viele Gesichter waren ihm bekannt. An ihrem kollegialen Lächeln erkannte er die Dichterin der „Efeuranken" wieder. Berting fühlte ihr gegenüber ein schlechtes Gewissen. Sie hatte ihm ihren letzten Band „Immergrün" zugeschickt, und er war so unhöflich gewesen, nichts darauf zu erwidern, noch schlimmer, er war sich bewußt, nicht einmal hineingeblickt zu haben in das Buch.

Auch die langhaarigen Dichter waren zur Stelle, von denen sich übrigens einer Fritz gegenüber inzwischen als Agent einer Lebensversicherungsgesellschaft entpuppt hatte, während ihm der andere als Korrespondent einer Kartonnagefabrik bezeichnet worden war.

Die Zahl der blonden und braunen Zöpfe schien gegen die vorige Saison noch gewachsen.

Fritz durchschritt den Salon, Theophil Alois und

Markus Hiesel nur im Vorüberschreiten begrüßend. Zunächst wollte er der Dame des Hauses seine Reverenz machen. Er traf sie im letzten Zimmer mit Weißbleicher und Professor Wallberg, die beide eifrig auf sie einsprachen. Man bemerkte sein Eintreten nicht sofort und Fritz hörte noch, wie Weißbleicher das Wort „Impressionist" in erregtem Tone wiederholte. Der Professor schien ihm zu sekundieren.

Als Fritz sich der Dame des Hauses näherte, erwiderte sie seine Begrüßung mit offenbarer Befangenheit. Weißbleicher blickte ihn giftig von der Seite an und Professor Wallberg grüßte sehr von oben herab. Darauf eisiges Schweigen.

Da es ihm hier nicht recht geheuer dünkte, kehrte Berting in den Salon zurück, wo er der blonden Dichterin von „Efeuranken" und „Immergrün" in die Hände fiel. Sie mahnte ihn mit sanftem Schmollen an die Abmachung, wonach man hätte in Bücheraustausch treten wollen. Fritz dankte ihr zerstreut für die „schönen Gedichte", mit deren Zusendung sie ihn hoch erfreut habe, er werde sich nächstens revanchieren. Das runde, niedliche Gesichtchen der Blondine verdüsterte sich bei seinen Worten; ganz niedergedrückt sagte sie, „Immergrün" sei ja aber eine Novelle. Worauf er zur Entschuldigung stammelte, der Band liege zu oberst auf dem Bücherhaufen, den durchzulesen er sich bestimmt vorgenommen habe.

Inzwischen hatte Fritz ein Paar dunkle Augen und eine scharf geschnittene Nase für einen Augenblick unter einigen minder markanten Gesichtern auftauchen und wieder verschwinden sehen. Er beendete die Unterhaltung mit der gekränkten Kollegin und eilte nach jener Ecke des Zimmers, um Siegfried Silbers hab-

haft zu werden. Der sollte ihm erklären, was eigentlich heute hier vorgehe. Denn aus der Art, wie die Menschen, in Gruppen beisammenstehend, wisperten und sich mit gespannter Miene gegenseitig beobachteten, war zu entnehmen, daß irgend etwas Aufregendes in der Luft schwebe.

Er fand Siegfried Silber nach einigem Suchen in jenem Boudoir mit der roten Ampel, das Annie Eschauer, wenn sie hier war, so gern aufsuchte. Einer der Langhaarigen, der, welcher im Nebenberufe Agent war, stand vor ihm. Silber hielt einen Stoß Blätter in der Hand, die er eilig durchflog. Man hätte vermuten können, es handele sich um den Abschluß eines Lebensversicherungsvertrages, aber es stellte sich heraus, daß der Dichter dem Herrn Redakteur ein Manuskript angeboten hatte, über dessen Annahme soeben verhandelt wurde. Siegfried Silber faltete die Blätter zusammen, versenkte sie in seine Tasche und klopfte mit einem: „Werden wir gelegentlich einschieben!" dem Autor gönnerhaft auf die Schulter. Dann begrüßte er Fritz.

„Die Bombe ist geplatzt," raunte er und schob seinen Arm vertraulich unter den Fritzens. „Vorgestern abend habe ich den Prospekt des ‚Impressionist' auf die Post gegeben, heute bringen ihn schon sämtliche Blätter. Herrn Weißbleicher mag wohl der Morgenkaffee mit dieser Zugabe schlecht geschmeckt haben. Er möchte bersten! Glaubte er doch, das hier wäre seine alleinige Domäne. Frau Hilschius, Theophil Alois seine bestzahlenden Autoren! Und dieser Markus Hiesel, nach dessen Druckbedürftigkeit er längst geschielt hat! Dazu all die anderen, die ihm fahnenflüchtig zu werden drohen. Einer nach dem anderen kommt zu mir. Die junge Dame, mit der ich Sie vorhin in Unterhaltung sah,

hat mich gefragt, ob sie mich morgen aufsuchen dürfe in der Redaktion des ‚Impressionist‘. Was sagen Sie dazu? Auch sie war eine Stütze des Weißbleicherschen Verlages. Wer das gedacht hätte damals, als er meinen Roman so sans façon ablehnte, der Protz! Jetzt beschwört er Frau Hilschius, sie solle die Geschichte rückgängig machen. Wenn's nur ginge! Ich habe mich vorgesehen! Meinen Kontrakt wirft mir Herr Weißbleicher nicht um.“

„Haben Sie meinen Namen in dem Prospekt genannt?“ erkundigte sich Fritz.

„Selbstverständlich! Sie sind eines unserer Aushängeschilder.“ Er kramte in seinen Rocktaschen. „Ich werde wohl eines von den Dingern bei mir haben — da!“

Fritz überflog das Programm des Blattes. An dem blütenreichen Stile war die Feder des Dichters Karol wieder zu erkennen. Man las da von der „Stickluft der Reaktion“, die ausgefegt werden müsse. Von einem „leuchtenden Fanale“, das „auf steiler Höhe weithin aufzupflanzen“ sei. Vom „Anbruch einer jungen Morgenröte des sich erneuernden Geschmackes“. Von „Befreiung der Kunst aus den Armen des impotenten Alters durch ein jugendstarkes Geschlecht“.

Nun begriff Fritz die Szene, deren Zuschauer er vorhin geworden, Weißbleichers schnaubende Wut und Professor Wallbergs giftige Erregung.

Siegfried Silber wurde von Fritz weggerufen; einige Damen wollten ihn sprechen. Er war heute der Vielbegehrte. Fritz hatte Gelegenheit, die proteusartige Wandlungsfähigkeit dieses Menschen anzustaunen. Mit einer Assurance trat er hier auf, als habe er zeit seines Lebens in ähnlichen Verhältnissen gelebt, niemals mit alten Kleidern gehandelt. Von der Häßlichkeit seines

Gesichts schien er ebensowenig eine Ahnung zu haben wie von der Schäbigkeit seines Rockes; und wenn er sich ihrer bewußt war, so genierten sie ihn jedenfalls nicht.

Die harmlose Einmütigkeit, die ehemals im Salon der Frau Hilschius geherrscht hatte, erschien gründlich gestört. Wie in einem Bienenschwarme, der einen neuen Weisel kreieren will, schwärmte alles erregt durcheinander. Der Einbruch der Jugend war völlig überraschend für das Alter erfolgt. Professor Wallberg, früher hier tonangebend, zu dem Theophil Alois als zu seinem Meister aufgeblickt hatte, dessen sinnige Trink- und Minnelieder die jungen Mädchen auswendig gelernt, dem die langhaarigen Poeten ihre Werke in Dankbarkeit und Verehrung zugeeignet hatten; Professor Wallberg, der Mann der Ordensdekorationen und der Auflagen, der in einer Person Dichter, Feuilletonist und Kritiker war, stand heute völlig vereinsamt da. Die Königin Mode, deren verwöhntes Schoßkind er lange Zeit hindurch gewesen, hatte ihm den Rücken gewandt.

Aber Wallberg war nicht der Mann des Kleinbeigebens. Fritz Berting bewahrte den Wortwechsel, den er mit ihm in diesem selben Hause gehabt, in gutem Gedächtnis. Wenn einer, so war der Alte Fanatiker. Er würde gegen das von allen Seiten auf ihn einstürmende Neue trotzig den Boden verteidigen, Fuß um Fuß. So stand er da, wie ein zum Kampfe bereiter Stier, mit seinem fleischigen Nacken, seinem weißgelben Haardach, das Gesicht dunkel gerötet, jeden, der sich ihm näherte, mißtrauisch unter der goldenen Brille hervor auf seine Gesinnung prüfend.

Der Professor machte kein Hehl daraus, was er von der neuesten Gründung, die das Tagesgespräch bildete, halte. Worte wie: „sezessionistisches Windei“

und „literarisches Gigerltum“, von „Grünschnäbeln“, die „noch nicht trocken“ seien, sprudelten ihm im Zorne von den Lippen. Er prophezeite dem Blatte wie der ganzen Bewegung ein klägliches Fiasko in allerkürzester Zeit.

Fritz Berting fand, daß dem Alten die Rolle des grollenden Entthronten gar nicht so übel stehe. Jedenfalls konnte er einem mehr Sympathie abgewinnen als Weißbleicher, aus dessen Wesen nichts sprach, als der blasse Ärger eines, der sich ein glänzendes Geschäft von einem noch Schlaueren vor der Nase hat wegschnappen lassen.

Schon konnte man den feisten Mann hin und her gehen sehen zwischen den Gruppen der sich Unterhaltenden. Er wollte den Anschluß, den er hier wohl zum ersten Male im Leben versäumt hatte, wieder einholen. Schließlich kam er auch zu Fritz und sagte mit jener überzeugten Biedermannsmiene, die er stets aufzusetzen pflegte, wenn er log, er interessiere sich ungemein für das neue Unternehmen, das er ganz zeitgemäß finde.

Es kam nun der Augenblick, der, wie Annie Eschauer behauptete, für viele der wichtigste war an diesen schöngeistigen Zusammenkünften: das Aufgehen der Speisezimmertür.

Nachdem der erste Andrang vorüber war, hatte sich Fritz Berting vom Büfett ein Glas Wein verschafft und ein Stück Braten und damit eine ruhige Ecke aufgesucht, von wo aus er die Gesellschaft überblickte.

Ihm fehlte Annie Eschauer. Sicherlich hätte sie zu manchem, was hier vorging, ein saftiges Wörtlein gehabt. Ihm fehlte auch Hedwig von Lavan; sie wenigstens hatte er heute wieder zu sehen gehofft.

In einer anderen Ecke saßen an einem Tische beieinander Theophil Alois, sein Vetter Markus und ein paar junge Mädchen. Das Wort führte der Wiener. Fritz konnte nicht verstehen, was jener flüsternd hauchte; den Mienen der Zuhörerinnen nach zu schließen aber mußte es sehr interessant sein. Sie hingen an den bleichen Zügen, dem feierlichen Augenaufschlag, den weihevollen Gesten dieses priesterlichen Jünglings. Markus Hiesel wurde von ihnen versehen mit Speise und Trank. Denn, obgleich schwer zu glauben, auch er schien leiblichen Appetit zu haben und ihn auf dieselbe prosaische Weise zu stillen, wie gewöhnliche Sterbliche.

Während das Essen noch im Gange war, erschien Waldemar Heßlow. Er kam vom Theater, wo er zu spielen gehabt hatte.

Welch ein Unterschied gegen voriges Jahr! Selbst der schöne Waldemar erfuhr die Treulosigkeit der Mode. Heute rief sein Eintreten kaum mehr als ein: „Ach, da ist ja auch Heßlow!" hervor. Die Damenwelt, welche damals bewundernd zu seinen Füßen gesessen hatte, stand jetzt im Banne des neu aufgehenden Gestirns: Markus Hiesel.

Mit aller Pracht seines sonoren Organs, mit der Wucht seiner herkulischen Erscheinung konnte der robuste Mime doch nicht aufkommen gegen das geheimnisvolle Etwas, das symbolisch Esoterische, das bezaubernde Fluidum, welches von dem Wesen des jugendlichen Krösus, Markus Hiesel, ausging, über dessen Erlebnisse in Japan bereits die außerordentlichsten Sagen von Mund zu Munde geflüstert wurden.

Fritz Berting konnte sich einer gewissen Genugtuung nicht erwehren, als er in den Mienen des ver-

wöhnten Mannes deutlich die Enttäuschung wiedergespiegelt sah über einen Empfang, der gegen die gewohnten Ovationen stark abfiel. Dieser Heßlow hatte ihm in Gedanken schon so viel unangenehme Minuten bereitet, daß er ihm eine Demütigung von Herzen gönnte.

Der Zufall wollte es, daß Waldemar Heßlow, der sich inzwischen einen Teller voll gehäuft und eine Flasche Wein verschafft hatte, auf der Suche nach einem Platze in Fritzens Nähe kam. „Ach, hier ist ja noch ein Stuhl! Darf ich mich vorstellen, mein Name . . . aber wir kennen uns ja! Herr Berting — natürlich! Welch unerwartete Freude!"

Breitspurig ließ sich der große Bursche neben Fritz nieder und begann sofort einzuhauen. Er habe einen Bärenhunger, wie immer, wenn er aufgetreten sei, sagte er. Fritz waren die breiten, kauenden Backen und das gierige Trinken ins Essen hinein widerlich.

„Wissen Sie noch, wo wir uns das letzte Mal gesehen haben, Herr Berting? — Eh!"

Fritz wußte es sehr genau. „Gehen Sie noch manchmal zu den alten Damen?" erkundigte er sich, immer in der Hoffnung, daß jener etwas ausschwatzen solle über sein Verhältnis zu Hedwig von Lavan.

„Nein!" erwiderte Heßlow. „Ich bin in diesem Winter noch nicht dazu gekommen. Unsereiner wird zu viel begehrt. Wenn ich allen Einladungen nachkommen wollte, müßte ich mich einfach zerreißen."

Er aß und trank weiter. Fritz hätte ihn ohrfeigen mögen.

„Wer ist denn eigentlich der blasse junge Mensch dort?" fragte Heßlow, im Kauen innehaltend. Berting folgte der Richtung, die jener mit der Gabel angab,

und sah, daß er Markus Hiesel meinte, den nach wie vor von den jungen Damen Umschwärmten.

Fritz übertrieb absichtlich die Bedeutung des jungen Wieners, dessen Mittel und Gaben er in brillantesten Farben leuchten ließ, um sich an Heßlows Ärger zu weiden.

„Ich dächte, die Gesellschaft hier wäre gegen voriges Jahr recht zurückgegangen," sagte der schöne Waldemar in mißmutigem Tone plötzlich. „Was meinen Sie, wollen wir das Lokal mit einem anderen vertauschen?"

Berting hätte unter gewöhnlichen Umständen sich kaum zu einem Tete-a-tete mit Waldemar Heßlow gedrängt; heute beschloß er, seinen Widerwillen gegen den Prahlhans überwindend, sich ihm anzuschließen. Unter allen Umständen wollte er von ihm etwas erfahren über sein Zusammensein mit den Damen Tittchen und Hedwig in Interlaken.

Sie gingen gemeinsam fort, ohne mit Abschiednehmen viel Zeit zu versäumen, und suchten ein nahes Bierlokal auf.

Fritz mußte zunächst eine Auseinandersetzung anhören über das deutsche Schauspiel. Sie bestand, kurz gesagt, darin, daß das gesamte Theaterwesen einen Mittelpunkt hatte, der Waldemar Heßlow hieß. Um ihn drehte sich alles: Direktion, Regie, Publikum, Kritik.

Eine Weile hörte Fritz sich das mit verhaltenem Spott an, dann, eine Pause benutzend, die jener zum Trinken machte, erkundigte er sich nach den Leibesübungen des Mimen, in denen Heßlow, wie bekannt, groß war.

So wie dieses Thema angeschlagen wurde, zeigte der Mann ein völlig verändertes, weit natürlicheres

Wesen. Er ließ das Prahlen unterwegs, sprach mit jener Sachlichkeit, welche gründliche Kennerschaft gibt.

Berting hatte immer schon vermutet, daß Waldemar Heßlow zu den vielen gehöre, die ihren Beruf verfehlt haben; heute wurde ihm diese Ansicht bestätigt.

Es war ein leichtes, ihn nun auf seine Alpenreise vom vorigen Sommer zu bringen. Zu Fritzens Staunen erklärte Heßlow, er sei dabei nicht auf seine Rechnung gekommen. Richtige Hochtouren hätte er mit Fräulein von Lavan gar nicht unternehmen, nur Anfängerberge machen können. Frauenzimmer sei nun einmal Frauenzimmer! Er werde sich hüten, sich im Berner Oberland wieder mit Damen zu belasten. Nächsten Sommer wolle er wieder in die Hohen Tauern gehen, aber allein. Und er fing an, von den Gletschern und Gipfeln zu schwärmen, die er dort „zu machen" gedachte.

Hedwigs Name wurde nicht weiter genannt zwischen den beiden. Fritz sah nach und nach ein, daß seine Unruhe unnötig gewesen sei. Er war mit seinem Verdacht gegen die beiden auf falscher Fährte gelaufen. Vielleicht wurde Heßlows Gefährlichkeit überhaupt stark überschätzt. Kein Zweifel, er gehörte zu der Klasse von Männern, die einen gewissen Eindruck machen, besonders auf junge Mädchen. Und sicherlich ließ er sich weibliche Verehrung gern gefallen — wie Fritz an der bewußten Hinterpforte des Theatergebäudes selbst hatte feststellen können. Zum systematischen Ausnutzen solchen Erfolges aber war der schöne Waldemar wohl zu schwerfällig und zu bequem.

Heßlow hatte nichts in seinem Wesen vom professionellen Verführer der Weiber. Er war ein großer, gutmütiger, robuster, denkfauler Bursche, temperament-

los, mit einer tüchtigen Portion naiver Eitelkeit und mit einem enormen Trinkvermögen begabt.

Über die ausgiebige Art, wie er seinen Durst löschte, hatte Fritz an diesem Abend noch Gelegenheit zu staunen.

* * *

Hedwig von Lavan hatte an Fritz Berting geschrieben: der Arzt habe Tante Amanda nun wirklich nach dem Süden geschickt. Gestern sei sie, begleitet von Tante Ida und einer Krankenwärterin, nach Kairo abgereist. Sie selbst, Hedwig, bleibe vorläufig hier mit Mädchen und Köchin.

Dem war noch die Bitte hinzugefügt, Herr Berting möge sie doch bald einmal besuchen, er sei ihr ja noch das Urteil über ihr Manuskript schuldig.

Fritz war von dem Briefe wunderlich berührt. Es schien ihm nicht ganz klar, was das Mädchen eigentlich mit so viel Entgegenkommen bezwecke.

Was Michael Baron Chubsky im Absinthrausche von ihr gefabelt hatte, war auf Fritzens Einbildungskraft nicht ohne Einfluß geblieben. Besaß sie wirklich von jenen dämonischen Eigenschaften, die der Pole in ihrem Wesen gelesen haben wollte, auch nur ein Gran?

Sie gab ihm ewig Rätsel auf. Auch dieser Brief bei aller Knappheit enthielt solche Rätsel. Welch ein Zeichen von ungewöhnlichem Vertrauen, ihn in Abwesenheit der Tanten zu sich einzuladen? Oder war es mehr als Vertrauen? Wäre der Wunsch, von ihm über ihr Manuskript zu hören, vielleicht nur ein Vorwand? Aber wozu der Vorwand?

Nach einigen Tagen des Schwankens ging er zu ihr.

Hedwig war ausgegangen. Aber die pausbäckige

Zofe ließ Fritz nicht fort. Das gnädige Fräulein habe gesagt, wenn Herr Berting komme, solle er in ihr Zimmer gewiesen werden. Sogar ein Buch hatte sie bezeichnet, in welchem er lesen könne, bis sie wieder käme.

Neugierig schlug er den dünnen Band auf, der auf Hedwigs Schreibtischplatte seiner gewartet hatte. Es war Paul Verlaines Bonne chanson. Fritz entsann sich, mit ihr einmal von diesem Dichter gesprochen zu haben. Er hatte damals wohl gesagt, daß er leider nur wenig von Verlaine kenne. Wie gut sie sich das gemerkt hatte! Und welch liebenswürdige Vorsorge ihm das Buch herauszulegen!

Er fand jedoch nicht Zeit, sich in das Bändchen zu vertiefen, denn Hedwig kam bald von ihrem Ausgang zurück.

Sie begrüßte ihn sehr entgegenkommend, und er hatte vom ersten Augenblick an das angenehme Gefühl, daß sie sich über seine Anwesenheit freue. Überhaupt kam es ihm vor, als ob ihr Wesen zugänglicher und offener geworden sei. Es lag wohl auch daran, daß die Tanten nicht da waren, deren Ängstlichkeit sie und ihn häufig in eine schiefe Lage gebracht hatte. Hedwig sagte es selbst frei heraus, daß sie froh sei, diesen lächerlichen Zwang auf einige Zeit los zu sein. Tante Ida hätte ihr beim Abschied strenge Verhaltungsmaßregeln gegeben und sogar den Hausarzt beauftragt, sie zu beaufsichtigen. Aber diesem Alten gedenke sie ein Schnippchen zu schlagen; sie wolle ihre Freiheit genießen.

Fritz mußte für die nächste Mahlzeit da bleiben. Sie saßen einander am Eßtisch, den Hedwig hatte zusammen schieben lassen, gegenüber. Das pausbäckige Mädchen bediente. Es gab ein kleines Diner von aus-

erlesenen Gerichten. Vor ihnen stand in entzückender Topfhülle ein blühendes Gewächs, welches das ganze Zimmer mit Duft erfüllte. Hedwig von Lavan hatte es verstanden, im Handumdrehen dem bisher völlig stillosen Hausstand der philiströsen alten Jungfern intime Stimmung zu verleihen.

Nach Tisch saß man in ihrem Zimmer. Aus allerliebsten, goldumränderten Meißener Tassen, die mit Familienbildnissen geschmückt waren, wurde Mokka getrunken. Die Tanten hatten diese Tassen als geheiligte Gegenstände im Glasschrank aufbewahrt; Hedwig, minder pietätvoll, konnte nicht einsehen, warum sie dort verstauben sollten, und nahm sie zum täglichen Gebrauch. In einem silbernen Kästchen, einem der wenigen Andenken, das Hedwig von ihrem Vater besaß, führte sie türkischen Tabak, aus dem sie sich Zigaretten drehte. Auch der Gast wurde dazu aufgefordert.

Fritz benutzte die Vertraulichkeit der Stunde, ihr von ihrer Novelle zu sprechen. Obgleich nun schon Wochen vergangen waren, seit er sie in Händen gehabt, war ihm der Inhalt doch so gegenwärtig, als habe er sie gestern gelesen. Er bat sich das Manuskript aus. Hedwig holte es aus dem Schreibtisch herbei. Fritz ging Seite für Seite mit ihr durch, machte seine Ausstellungen, brachte Bedenken vor, gab Ratschläge zur Änderung. Er schonte sie nicht, gerade weil er von dem Vorhandensein wirklichen Talents bei ihr überzeugt war.

Hedwig saß ihm gegenüber und beobachtete ihn aufmerksam. Sie wandte nicht viel ein, aber ihren nachdenklichen Mienen war anzusehen, daß sie ganz bei der Sache sei und jedes seiner Worte erwäge.

Fritz ließ die Bemerkung fallen, er glaube, sie

werde gewisse Fehler des Anfängertums abstreifen, sobald sie erst etwas von sich gedruckt sehen würde. Lebhaft fiel ihm Hedwig ins Wort: sich gedruckt zu sehen sei ja ihr sehnlichster Wunsch, aber sie kenne die Wege nicht, um das zu erreichen.

Also das war ihr Ehrgeiz! Eigentlich hätte man es sich ja denken können, daß, wer etwas so Intimes kühn aus sich herausgestellt hatte, wie sie es in dieser Novelle getan, auch den Mut besitzen würde, damit vor die Öffentlichkeit zu treten.

Fritz Berting sann über den Fall nach. Zu Weißbleicher gehen? — Er würde seiner bekannten Geschäftspraxis nach von einem jungen Autor, einer Dame noch dazu, sicherlich eine Kautionssumme verlangen, ehe er druckte. Aber warum denn die Novelle nicht dem „Impressionist" übergeben? Siegfried Silber besaß Witterung genug für alles Aufsehenerregende. Er würde mit beiden Händen greifen nach einer Sache, die ein starker Beweis von nicht gewöhnlicher Originalität war.

Als er Hedwig von dem neuen Unternehmen erzählt hatte, erklärte sie sich sofort einverstanden damit, ihre Novelle dorthin zu geben.

Von da ab ging Fritz Berting oft zu Hedwig von Lavan. Gewöhnlich bat ihn das junge Mädchen, wenn er sich verabschiedet, daß er am nächsten Tage wiederkommen möge. Er kam und wurde schließlich täglicher Gast bei ihr.

Sie arbeitete ihre Novelle um, die Winke benutzend, die er ihr gegeben hatte. Und während sie am Schreibtisch über ihren Bogen saß, nahm er gern einen französischen Band zur Hand. Sie hatte ein kleine, auserwählte Kollektion Lyriker von ihrem Vater ererbt, in der hauptsächlich die Parnassiens vertreten waren. Bald

nippte Fritz an den feingeschliffenen Versen Soularys oder er versenkte sich in den dunkleren Sully Prudhomme. Sein Liebling aber wurde Baudelaire, der göttlich freche Künder noch nie zuvor ausgeplauderter Heimlichkeiten der Poetenseele.

Es wurde bald zur feststehenden Einrichtung, daß er zu einer bestimmten Stunde am Vormittage kam. Je nach Laune unterhielt man sich dann oder sie arbeitete und er las. Manchmal auch trug Hedwig aus freien Stücken Gedichte vor. Verse von Paul Verlaine mußte man aus ihrem Munde hören! Sie las ohne Pathos, schmucklos fast, mit leicht verschleierter Stimme, wie im Selbstgespräch, jenen etwas monotonen Rhythmus des französischen Verses mit seinem melancholischen Grundton unübertrefflich wiedergebend.

Fritz hatte jetzt Zeit im Überfluß. Seine Novelle war fertig; er las bereits Korrekturen für den Abdruck im „Impressionist". Er befand sich wieder einmal in einer jenen lassen Stimmungen des Unbeschäftigtseins, wo er sich sonst so fürchterlich zwecklos vorzukommen pflegte.

Der Umgang mit einem hoch kultivierten Menschen, wie Hedwig von Lavan, war gerade das, wessen er in solchem Zustande bedurfte. Diese fabelhafte Vorurteilslosigkeit und Selbstsicherheit, der angeborene gute Geschmack, der aus allem sprach, was sie tat, waren so unendlich wohltuend. Das einfachste Kleid schien Stil zu bekommen, weil sie es trug. Eine Blume, die sie ausgesucht hatte, gab dem ganzen Raume sofort etwas Apartes. Eine zweideutige Stelle, unmöglich scheinbar im Munde einer Dame, ward gewissermaßen neutralisiert durch ihren Vortrag.

Es ging ein unbestimmbarer, höchst raffinierter, fast

musikalischer Reiz von ihr aus. Ihre Nähe entzündete nicht unmittelbar die Sinne; sie wirkte einem Kunstwerke ähnlich, versetzte höhere, kompliziertere Saiten des Empfindens in Schwingung. Ein ästhetisches Behagen, frei von jeder Begierde, empfand man vor ihr. Sie machte an gewisse herbe, übersinnliche Jungfrauengestalten denken in den Bildern der Präraffaeliten.

Das, was Michael Baron Chubsky ihr angemerkt haben wollte von „Luxurie der Sinne", war wohl auf seine Dekadenten-Phantasie zurückzuführen, die überall Hautgout witterte und morbide Gelüste.

Fritz überwachte sie genau. Nichts in ihren Blicken, ihren Gesten, ihrem Gange hätte man als herausfordernd bezeichnen können. Sie war ungeniert in allem, was sie sagte und tat, von jener über alle Prüderie erhabenen Freiheit des Wesens, die auf Selbstbewußtsein und Beherrschung der Formen ruht.

An Erlebnisse, wie sie ihr der Pole zugetraut hatte, wollte Fritz nie und nimmer glauben. Ihre einstmalige Schwärmerei für Waldemar Heßlow war jedenfalls durch eine Geschmacksverirrung zu erklären, wie sie bei einem ganz jungen Mädchen wohl vorkommt. Jetzt hörte und sah man nichts mehr davon. Weder ging Hedwig abends ins Schauspielhaus, noch kam Heßlow zu Besuch. Beides wäre in dieser Zeit, wo die Tanten nicht da waren, ja doppelt leicht ausführbar gewesen. Der schöne Waldemar schien eine Episode in ihrem Leben, die abgetan war.

Berting sprach zu den ungewöhnlichsten Tageszeiten bei ihr vor, mit Absicht; er fand sie fast immer zu Haus. Und zu empfangen schien sie niemanden anders als ihn. Einmal kam der Hausarzt der Damen Tittchen,

der ihr von den Tanten als Wächter bestellt worden war. Da mußte Fritz einstweilen in das nach hinten gelegene Eßzimmer gehen, während Hedwig den alten Herrn vorn empfing. Als sich der Arzt nach kurzem Besuch entfernt hatte, lachten beide herzlich über das gelungene Abenteuer.

Tante Ida hatte schon einige Male von der Reise aus geschrieben, die sie, um Amanda zu schonen, in Etappen zurückgelegt hatten. Nun waren sie in Kairo angelangt. Das alte Mädchen klagte in ihren langen, umständlichen Briefen über die teueren Hotels und die Schrecken der Seefahrt. Zwischendurch erkundigte sie sich nach der Küche und den Vorräten, nach den Nippsachen, nach ihrem Goldfisch, den Familienbildern, dem Kanarienvogel und den Dienstboten. Ob Hedwig denn auch alles genau innehalte, was ihr aufgetragen sei, war eine häufig wiederkehrende Frage.

Wenn Ida Tittchen geahnt hätte, wie es derweilen in ihrem sorgfältig gehüteten Altjungfernheim zuging!

Hedwig von Lavan hatte die Wohnung völlig umräumen lassen. Von den Sofas und Armstühlen waren die gehäkelten Netze, von den Tischen und Kommoden die Decken und Deckchen entfernt worden. Einige der schrecklichsten Gegenstände, wie künstliche Blumen, grelle Tapisseriearbeiten, der Ballon mit dem einsamen Goldfisch, die Majolikavasen, Attrappen aus Papiermaché, imitierte Bronzen und Japanfächer waren in die Hinterzimmer verschwunden. Der große Salon war seit dieser Ausmerzung ein ganz wohnlicher Raum geworden.

Fritz hielt sich viel dort auf. Es war seine Liebhaberei, wenn er meditierte, mit großen Schritten auf und ab zu gehen, nach Belieben stehen zu bleiben, sich in einen Stuhl zu werfen oder auch, wenn die Gedanken-

arbeit nicht vorwärts rücken wollte, in einem Buche zu blättern, ja sich irgendeiner ganz mechanischen Beschäftigung hinzugeben. Einen solchen Luxus der Bewegung hatte er sich freilich in der letzten Zeit nicht gönnen dürfen, aus Mangel an Raum. Hier brauchte er sich keine Beschränkung aufzuerlegen.

Ganze Vormittage verlebte er in dem Salon. Nebenan saß Hedwig vor ihrem Manuskript, die Zigarette neben sich, aus der sie während des Arbeitens ab und zu einen Zug tat.

Man lebte in wundervoller Ungeniertheit als gute Kameraden nebeneinander. Die Dienstboten störten sie nicht mit Neugier. Das pausbäckige Mädchen empfing Herrn Berting an jedem Tage mit demselben verständnisvollen Lächeln, das sie von Anfang an für ihn gehabt hatte.

Ein einziges Wesen in der ganzen Wohnung schien nicht einverstanden mit dem Treiben der jungen Leute. Das war ein Bild an der Wand. Eine von den Biedermeierdamen im Salon, überlebensgroß gemalt, sah aus, als wolle sie jeden Augenblick herniedersteigen aus ihrem Goldrahmen und eine vernichtende Moralpredigt halten über die Sittenverderbnis der Jugend.

Es war eines jener en face-Bildnisse, bei denen einem die Augen zu folgen scheinen, wohin man sich immer begibt im Zimmer. Als Porträt war es nicht etwa schlecht, im Gegenteil, äußerst charakteristisch und von schreiender Lebenswahrheit.

Ein volles Gesicht auf breitem Unterkinn, wie auf einem Postament ruhend. Herabhängende Mundwinkel, schlaffe Wangen, eine knopfige Nase, runde, hochgezogene Brauen, flachliegende Augen, die leer und erstaunt in die Welt hinausblickten. Das angeklebte Haar von

dunkler Farbe, bogenförmig die niedere Stirn umspannend. Der dicke Kopf von einem eng geflochtenen Zopf überragt, wie eine bauchige Terrine mit Knauf. Das Gelungenste aber an dem Porträt war eine Hand, welche, das Geheimnis des Busens prüde verhüllend, über dem Herzausschnitt des Kleides lag. Eine fette, vulgäre Hand mit kurzen, beringten Fingern, die von dem Maler mit Liebe bis in das kleinste Fältchen hinein ausgeführt worden war.

Fritz hatte geradezu eine Art persönlichen Verhältnisses gewonnen zu der Dame. In ihrer gespreizten Würde, ihrer satten Selbstgerechtigkeit, ihrer philiströsen Beschränktheit gab dieses Weib irgendeines braven Pfahlbürgers der dreißiger Jahre den Typus einer ganzen Epoche in bestürzender Ähnlichkeit wieder.

Hedwig hatte sich auch schon über das Bild belustigt; sie nannte die dicke Dame mit dem erstaunt entrüsteten Ausdruck ihren „Schutzengel".

Die erste Nummer des „Impressionist" war inzwischen herausgekommen. Äußerlich machte die neue Zeitschrift einen ausgezeichneten Eindruck. Der Inhalt jedoch wies bedenkliche Ungleichheiten auf.

Eröffnet wurde die Nummer mit einem Aufsatze des Redakteurs, „Der Staat als Mäcen", in welchem Siegfried Silber den Regierungen und den leitenden Kreisen vorwarf, daß sie genau wie auf sozialem Gebiete auch auf dem der Kunstfürsorge mit doppeltem Maß und Gewicht arbeiteten. Ähnlich wie der Sozialdemokrat von ihnen als Bürger zweiter Ordnung betrachtet werde, so sei in ihren mißtrauischen Augen der Künstler, welcher auf neuen Wegen neuen Zielen zustrebe, von vornherein staatsgefährlicher Absichten verdächtig. Man

unterscheide auch hier konservative und umstürzlerische Richtung und verteile danach Begünstigung oder Unterdrückung. Der Verfasser belegte seine Behauptungen mit Beispielen. Konfiskationen von naturalistischen Romanen hatten stattgefunden, ein Aufsehen erregender Prozeß war geführt worden gegen eine Anzahl Dichter der unliebsamen Richtung. Als Gegenstück dazu wurden Beweise von Gunst: Beförderung, Ordensdekorationen aufgeführt, die von hoher Stelle auf solche Autoren herabregneten, welche ihre Feder in den Dienst höfisch-dynastischer Interessen stellten.

Der Aufsatz, in gepfeffertem Stile geschrieben, durch und durch polemisch, wäre weit eher für ein politisches Parteiorgan geeignet gewesen als für ein Blatt, das in erster Linie ästhetisch-künstlerischen Interessen dienen wollte. Ein bedenklicher Mangel von Geschmack und Takt offenbarte sich sofort bei dem ersten Schritt in die Öffentlichkeit.

Dann kam ein Stück von Fritzens Novelle und im Anschluß daran ein Kapitel aus Karol Silbers „Ghetto". Diese beiden Abschnitte nahmen ihrem Umfange nach weit über die Hälfte des ganzen Heftes ein und beeinträchtigten einander, wie es Fritz wenigstens erscheinen wollte, durch das Zuviel von Erzählung.

Sprüche von Markus Hiesel und Lyrik von Theophil Alois Hilschius machten den Beschluß. Die Leistungen dieser beiden Jünglinge waren auf denselben Ton gestimmt. Die Form aphoristisch, fragmentarisch. Aussprüche prophetischer Weltweisheit in mystisch-barocker Sprache. Ein ekstatisches Lallen, hinter dessen gesuchter Müdigkeit und geheimnisvoller Wichtigtuerei sich nur für den Naiven Tiefsinn verbergen konnte. Mit Gedankenstrichen zwar hatten die beiden Dichter nicht

gespart, Gedanken aber suchte man bei ihnen vergebens.

Fritz Berting war enttäuscht von diesem ersten Hefte. Nicht einmal an dem eigenen Beitrag konnte er reine Freude empfinden. Das hatte er nun vor kurzem, vor einigen Wochen erst niedergeschrieben und schon genügte es ihm nicht mehr, weder nach Form noch nach Inhalt. So schnell war ihm noch niemals eines seiner Werke fremd geworden.

Er glaubte auf einmal einen schon längst geahnten Mangel seines ganzen dichterischen Schaffens zu verstehen; seine Kunst war viel zu sehr Oberflächenkunst. Was hatte er hier getan? Ein persönliches Erlebnis, das mit Ludwig Glück, ausgestaltet. Es war das altbewährte Rezept des Romanziers, ein Stück Alltagsleben herzunehmen, den Stoff nach einem wohl durchdachten Plane zurechtzuschneiden und die Fabel möglichst klar, folgerichtig, wahrscheinlich und packend herauszuarbeiten.

Konnte das die höchste Aufgabe des Dichters sein? Klebte dieser rationellen Art des Schaffens nicht doch etwas an vom Handwerk? Blieb hier der Sänger nicht tief in dem stecken, worüber er sich erheben sollte: in der Prosa?

Man mußte noch viel, viel tiefer bohren können! Es mußte eine Sonde geben, mit der man vordringen konnte bis zu den Gebieten, die in der Seele als unbebautes Neuland des Ackermannes harrten. Wenn es gelänge, hinabzutauchen bis zu jenen stillen, dem Auge entrückten Reservoiren der Menschennatur, wo alle Triebe ruhten, friedlich wie die Kindlein in dem Teiche, aus dem sie der Storch holte. Dort, wo es kein Gut und Böse gab, von woher Liebe, Verbrechen

und Träume, aber auch alle Kraft stammte, aus dem Dunkel des Physischen. Das unbewußte Ich, nicht das denkende und handelnde, sollte zu Worte kommen. Das primitive, pflanzenhaft animalische Sein, das Keimbeet aller Anlagen, Instinkte und Leidenschaften, sollte seine Geheimnisse hergeben.

Aber dazu genügte die Form der Prosaerzählung nicht. Damit konnte man analysieren, einen Fall, einen Charakter ausschälen und klar umrissen hinstellen wie eine schwarzweiße Zeichnung, logisch vieles glaubhaft machen, aber nicht konnte man das Gemüt in jene allerfeinsten rhythmischen Schwingungen versetzen, in denen es, befreit von der Schwere erklügelter Gedankengänge, der Materie entrückt, seiner selbst genießen durfte, hingegeben an primitive Glücksgefühle, aufgelöst in die Urnebel der Schöpfung.

Solche Wunder vermochte neben der Musik nur die Lyrik zu wirken. Fritz Berting kehrte zu seiner alten Liebe zurück: zum Verse.

Das war es, was schon seit Wochen in ihm gearbeitet, was ihn beglückt, gepeinigt und ihn wie Träume, deren verfließenden Inhalt man gern im Gedächtnis bannen möchte, tief beunruhigt hatte. Nun wußte er, warum er zur nüchternen Arbeit in diesen Tagen so völlig unfähig gewesen war. Das Neue hatte ihm wie ein aufsteigender Weinrausch im Blute gelegen.

Es kam aus Tiefen, zu denen das bewußte Erkennen nicht hinabzudringen vermochte. Wie mit Stimmen sprach es zu ihm, als flüstere die eigene Seele einem etwas ins Ohr, als sei das Ich gespalten und die beiden Teile hielten Zwiesprache miteinander, vereinigten sich verschämt und zeugten gemeinsam das Neue.

Oder wie Meereswellen war es auch, die heran-

gezogen kamen in langer Linie aus der Unendlichkeit an sein Ufer, Kamm hinter Kamm, ohne Anfang und Ende. Und er fing etwas von der Flut ewiger Gefühle auf in das kleine Gefäß, das ihm, er wußte nicht von wem, in die Hand gegeben worden war.

Schon lange hatte sich das in ihm vorbereitet. Als er in Gesellschaft des Zarathustra-Liedes auf hoher See gereist war, hatten sich die ersten zuckenden Kindesbewegungen gemeldet, die ihm verkündeten, daß er empfangen habe. Dann drängten sich allerhand peinliche Erlebnisse dazwischen, schreckten die schüchternen Keime mit rauhem Wirklichkeitswinde zurück.

Nun brach es auf einmal aus ihm hervor wie Kristalle. Die fernen Töne sammelten sich zu Melodien, nach einem rhythmischen Gesetz, das aus ihnen selbst zu stammen schien. So entstanden Reime, Strophen, Gedichte.

Noch niemals hatte er so geschaffen, nachtwandlerisch sicher und doch auch wieder gebunden, nur wiedergebend, was eine stärkere Hand auf ihm spielte. Gleichsam tönend wie eine Äolsharfe, der der Atem des Himmels melodische Klänge entlockte.

* * *

Heinrich Lehmfink schrieb ihm, daß seine Mutter heimgegangen sei. Fritz wußte, wie der Freund an der alten Frau gehangen hatte. Er schrieb im herzlichsten Tone, der ihm zu Gebote stand, einen Beileidsbrief.

Dieses Ereignis riß ihn aus dem Zustande augenblicklicher Benommenheit, indem es ihn daran erinnerte, daß es außer Stimmungen und Träumereien auch harte Wirklichkeit gibt in der Welt. Nachdem er einige Tage in der Seele des Freundes getrauert hatte, gewannen

jedoch die früheren Interessen die Oberhand: seine Verse und Hedwig von Lavan.

Er war eben auf dem Wege zu ihr und suchte die Schaufenster der Blumengeschäfte ab nach einer recht originellen Orchidee; denn er wußte, daß Hedwig an nichts mehr Entzücken hatte als an diesen kapriziösesten aller Luxusblumen, als ihm plötzlich auf derselben Straßenseite Alma entgegenkam.

Das Mädchen sah ihn nicht, ging langsamen Schrittes, vor sich hinblickend.

Fritz hatte kein gutes Gewissen Alma gegenüber, die er in den letzten vierzehn Tagen überhaupt nicht aufgesucht hatte. Noch wäre es Zeit gewesen, unbemerkt in den Blumenladen zu entkommen, vor dem er gerade stand; doch überlegte er sich's anders. Er wollte etwaigen Vorwürfen die Spitze abbrechen, indem er Alma begegnete, als sei nichts geschehen.

Das Mädchen stieß einen Ruf leichten Erschreckens aus, als er ihr den Weg verstellte. Über und über errötend, blieb sie stehen, hielt seine Hand fest. Es fehlte nicht viel, und sie wäre ihm auf offener Straße um den Hals gefallen. Mit zitternder Stimme rief sie ein paar-Mal seinen Namen.

Ihr Benehmen berührte ihn peinlich. Dieser törichte Überschwang der Gefühle, dieses Sich-nicht-beherrschen-können! Daß sie es nicht lernte, Grenzen zu empfinden! Immer noch dieselbe Verliebtheit wie am ersten Tage.

Was sollte daraus werden?

Er ging neben ihr her, indem er sich ihrer Richtung anschloß. „Wo wolltest du hin?“ fragte er, nur um etwas zu sagen.

Sie zögerte mit der Antwort. Er las Verwirrung in ihren Mienen. Dann sagte sie leise: „Ich dachte an

Ludwig Glück. Es ist so traurig, immer allein zu sein mit seinen Gedanken, da du gar nicht mehr zu mir kommst. Deshalb wollte ich an sein Grab gehen. Er hat es auch nicht gut gehabt im Leben."

Mehr als der Sinn der Worte sagte ihm ihr Ton, in welchem Zustand der Trostlosigkeit sich Alma befinde. Eine Stimmung von Mitleid überkam ihn jäh. Doch sagte er nichts davon zu ihr.

Eine ganze Weile schritten sie nebeneinander her. Mit einem scheuen Seitenblicke stellte er fest, wie sehr sie sich während der letzten Zeit verändert hatte. In dem kurzen, eng anliegenden Winterjackett erschien ihre Figur geradezu entstellt. Auch dem Gesichte hatte ihr Zustand nunmehr seine unverkennbaren Merkmale aufgeprägt.

Fritz empfand jenes mit Furcht gepaarte Gefühl ästhetischen Unbehagens, das ihm die Erinnerung an Almas Mutterschaft immer wieder verursachte. Es erschien ihm, als ob alle Menschen auf sie blickten, ja, er glaubte Spott in den Mienen der Vorüberschreitenden zu lesen.

Das war unerträglich! Er schlug vor, daß sie den weiten Weg nach dem Kirchhofe fahre; ein Droschkenhalteplatz sei nahe, er könne ihr eine zweiter Klasse besorgen.

„Aber du kommst mit, Fritz, nicht wahr?" bat sie. Und die Augen, mit denen sie ihn dabei ansah, aus ihrem gedehnten, bleichen Gesichte, hatten etwas so angstvoll Flehendes, daß er es nicht übers Herz brachte, zu sagen, er habe keine Zeit.

Sie hatten eine lange Fahrt. Der Weg war schlecht und der Kutscher nahm sich Zeit.

Alma benutzte die Gelegenheit, wo sie den Geliebten

nach längerer Zeit einmal wieder so nahe hatte, um sich dicht an ihn zu schmiegen. Sie wollte ihn küssen, aber er wehrte ihr ab. Das sei gegen die Verabredung, meinte er, einen frostigen Scherz versuchend.

Sie nahm darauf seine Hand, preßte sie erst gegen ihr Herz, dessen heftige Schläge er durch ihre starke Kleidung hindurch fühlte. Dann, in einer jähen Wallung, drückte sie ihre Lippen heftig auf seine Hand.

Fritz wurde böse, drohte auszusteigen, wenn sie sich nicht anders benehme. Alma versprach, vernünftig sein zu wollen. Sie bat ihn, das Fenster zu öffnen, da sie vor Hitze umkomme. Ihr Gesicht war in der Tat dunkelrot. Fritz öffnete beide Fenster.

Es war ein unfreundlicher Wintertag, ohne Schnee und ohne Sonne, der Himmel einer Bleidecke gleich. Graue, gelbe, braune Farben, kein lebhafterer Ton, kein Duft, keine Ferne, harte Konturen, schwere, nahe, drückende Massen. Eine Beleuchtung, wie sie charakteristisch ist gerade für dieses Städtebild, so, wie Canaletto es wiedergegeben hat.

Die Fahrt schien endlos. Aus einer winkeligen Gasse bog man in die andere. Fritz blickte mit Absicht zum Fenster hinaus. Die Rauheit, mit der er Alma vorhin abgewiesen hatte, tat ihm leid. Er wollte ihr nicht ins Gesicht blicken, um nicht weich zu werden. Gefühlsduseleien, das hatte er sich vorgenommen, sollten zwischen ihnen nicht mehr vorkommen.

Auf einmal kamen ihm die Häuser, die Schaufenster, die Firmenschilder so bekannt vor. Sie fuhren durch die Straße, in der er mit Alma gewohnt hatte. Das Pflaster war noch genau so holperig, die Türen eng, die Häuser unregelmäßig und niedrig und die Menschen echte Vorstadterscheinungen wie damals.

Ob Alma bemerkt hatte, wo sie sich befanden? Er sah nach ihr hin. Sie saß da, aufrecht, mit großen Augen, denen die Tränen entstürzen wollten. „Fritz — dort oben!“ sagte sie mit halberstickter Stimme, als man an dem Hause vorbeikam, in welchem sich das wichtigste Ereignis ihres Lebens vollzogen hatte.

Er wehrte ihr nun nicht mehr, als sie den Kopf gegen seine Schulter lehnte und in krampfhaftes Weinen ausbrach.

Alma beruhigte sich oberflächlich, als man an der Kirchhofspforte hielt. Mit geröteten Augen und Tränenspuren auf den Wangen stieg sie aus. Aber an dieser Stätte fielen Zeichen des Kummers nicht auf. Ein Händler bot ihnen Grabschmuck an. Fritz kaufte einen Kranz, den er Alma übergab. Dann betrat man den Kirchhof, wo sie die Führung übernahm.

Fritz kam sich wunderlich genug vor bei solchem Gange. Was hatte er mit Ludwig Glück schließlich Gemeinsames gehabt? Das Bindeglied zwischen ihnen war doch nur Alma gewesen. Glich es nicht einer Geschmacklosigkeit, das Grab dieses Menschen aufzusuchen?

Alma schien den Kirchhof genau zu kennen. Sie führte Fritz auf Kreuz- und Querwegen durch das Labyrinth des Gräberfeldes zu einem neueren Teile, der mit seinen unzähligen, flachen Hügeln einem frisch aufgebrochenen Ackerfelde glich.

Vor einer der langen Furchen machte Alma Halt. Ludwig Glücks Grabstätte war eine der wenigen in dieser Gegend mit einem Denkstein. Der Name stand darauf und: „Auf Wiedersehen!“ Immergrün war angepflanzt, und Blumen in verschiedenen Stadien des Verwelkens lagen auf dem Hügel. Die Stätte machte

den Eindruck, als ob sie nicht selten aufgesucht und mit Liebe gepflegt werde.

Fritz verließ nach kurzem Aufenthalt den Platz, sah sich in der Nähe um, es Alma überlassend, am Grabe vorzunehmen, was immer sie mochte. Ihm erschien der Totenkult hier besonders widersinnig. Er dachte an das wunderliche Geschick des armen Kerls da unten, dem nun, wo er nichts mehr davon empfand, auf einmal eine Neigung zuteil wurde, um die er zeitlebens erfolglos geworben hatte.

Alma jedoch nahm ihre Sache ganz ernst. Fritz sah sie an dem Grabe niederknien. Sicherlich betete sie für den, dem bei Lebzeiten Erhörung seiner Gebete an sie Seligkeit gewesen wäre.

Langsam schritt Berting den langen Mittelgang in der Richtung zum Ausgang hinab. Nach einiger Zeit holte ihn Alma ein.

Sie erschien gänzlich verändert: aufgeräumt, zufrieden, ja geradezu heiter. Rätsel waren sie, diese Wesen eines anderen Geschlechtes und einer anderen Logik! — Die Rührung, welche sie wie einen Hochgenuß ausgekostet hatte, schien ihr Gemüt erquickt und ihre Kräfte aufgefrischt zu haben.

Fritz wollte für den Rückweg wiederum einen Wagen nehmen, Alma jedoch bat, gehen zu dürfen. Sie schob ihren Arm unter den seinen und begann zu plaudern. Von den tausend Kleinigkeiten ihres Tagelebens erzählte sie, wem sie auf der Straße begegnet sei, was der Kohlenmann gesagt habe, der ihr die Briketts in die Wohnung brachte, von einem Roman, den sie in der Leihbibliothek geholt hatte. Nichtigkeiten scheinbar! Aber Fritz schöpfte daraus doch die Hoff-

nung, daß sie sich mit der Zeit daran gewöhnen werde, auch ohne ihn glücklich zu sein.

Sie kamen an „Stadt Paris“ vorbei, jenem Lokale, in dem sie früher Abend für Abend gesessen hatten. Aus Almas zögernden Schritten und sehnsüchtigen Blicken merkte er, daß sie Lust habe, hier einzukehren.

Er tat ihr den Gefallen. Zu Hedwig heute noch zu gehen, war es doch vielleicht zu spät geworden. Es hatte angefangen, stark zu dämmern. Dieser Abend sollte Alma gehören; sie hatte ihn sich erkämpft.

In dem Lokal hatte sich nichts verändert. Derselbe scheunenartige Raum mit seinem flauen Dunst von Speisen und Getränken. Am Schanktisch hinter einer Batterie von Likörflaschen dasselbe immer gähnende, wohlbeleibte Büfettfräulein, das nur lebendig wurde, wenn junge Männer eintraten. Das große Orchestrion spielte auch noch die nämlichen Gassenhauer. Zu ihrer Freude entdeckte Alma, daß der Ecktisch, an dem sie gewöhnlich gesessen hatten, frei war. Dort ließ man sich nieder und wurde von dem Kellner mit einem Schmunzeln des Wiedererkennens begrüßt.

Alma schwelgte in Erinnerungen. „Weißt du noch, Fritz!“ — hieß es in einem fort. Alles, was man gemeinsam erlebt hatte, schien sie noch einmal lebendig machen zu wollen.

Aber Fritz war zerstreut und hörte nur mit halbem Ohre zu. Sehnsucht nach seinem Werke hatte ihn befallen. Jene Melodie, die wie fernes Meeresrauschen seine Tage begleitete, tönte ihm wieder einmal lockend in den Ohren.

Alma merkte, daß er ihr entgleite. Sie kannte jene rätselhafte Erscheinung aus mancher bitteren Erfahrung,

daß Fritz wohl körperlich bei ihr war und mit der Seele doch weit, weit entfernt von ihr. Seine Kunst besaß ihn dann, eine Rivalin, gegen die sie machtlos war.

Fritz drängte zum Aufbruch. Draußen empfing sie das Halbdunkel einer schlecht erleuchteten Straße. Alma wagte die schüchterne Bitte, daß er zu ihr kommen möge. Er ahne ja nicht, wie schrecklich lang und trostlos die Winterabende seien, wie sie sich in Sehnsucht verzehre nach ihm. Bei jedem Schritt auf der Treppe, jedem Ertönen der Vorsaalklingel denke sie, er müsse es sein. Und immer habe sie vergebens gehofft.

Die Stimme drohte dem Mädchen zu versagen.

Was solle denn werden aus ihr, fuhr sie nach einiger Zeit fort. Keinen Menschen, der sich um sie kümmere! Das Kind fange an, sich zu melden. Wenn auch alles bisher gut gegangen sei, so werde ihr doch manchmal so angst, daß sie nicht wisse, wo aus noch ein. Und wenn er sie nun auch noch verlasse! — —

Fritz schwieg dazu. Was sie sagte, blieb nicht ganz ohne Eindruck auf ihn; doch überwog das Gefühl des Unbehagens.

Gewiß war ihr Zustand beklagenswert; das wollte er gar nicht leugnen. Aber wer hatte ihn denn gewollt? Sie hatte dieses Keimende, das sich nun schmerzhaft zu melden begann, heraufgerufen zum Leben. Sie erntete, was sie gesät.

Mutter hatte sie werden wollen. Das war zuviel gefordert, wenn sie beides haben wollte: Mutterschaft und Liebesglück.

„Du kommst zu mir, Fritz, heut abend, nicht wahr?" bat sie noch einmal dringlich und faßte mit beiden Händen seinen Arm, als man sich ihrer Tür näherte.

Er setzte ihr auseinander, daß es unmöglich sei,

da er mitten in einer Arbeit stecke, an der er heute noch schreiben wolle. Dann machte er sich mit Gewalt von ihr los, entfernte sich schnell, erneuerte Bitten und Tränen befürchtend.

Es ging nicht anders! Hart mußte er sein gegen sich und sie, um seines Werkes willen.

Dann, als er weiterschritt, tauchte vor seinem inneren Auge das feine Profil eines anderen Frauengesichtes auf. Zugleich vernahm er den gleitenden Rhythmus einer Strophe, nach der er lange gesucht hatte. Beides: Hedwig und die eben gefundene neue Weise empfand er wie ein und dasselbe. Seine Gedichte kamen von ihr und meinten sie.

Er überlegte, ob er sie jetzt noch aufsuchen könne. Eine Sehnsucht ohnegleichen nach dieser Freundin hatte ihn mit einem Male erfaßt. Das Haus würde noch offen sein; es war ja erst neun Uhr.

Und statt, wie er Alma gesagt hatte, an seine Arbeit zu gehen, eilte er mit beflügelten Schritten zu Hedwig von Lavan.

Viertes Buch.

Zum zweiten Male erlebte Fritz Berting die Ankunft des Lenzes an seinem jetzigen Aufenthaltsorte. Der Vorfrühling stand der gartenreichen Stadt gut. Wie in einem Treibbeete auf lockerem Untergrunde, in sonniger Lage, trieb und sproßte es zeitig an den Hängen der breiten, fruchtbaren, von sandigen Hügeln umsäumten Talmulde. Der Strom führte das Schneewasser des Gebirges zu Tale und brachte hie und da noch eine vereinzelte Eisscholle mit, die in seinen lehmigen Fluten allmählich schmolz. Feuchtigkeit stieg von der Talsohle zu den Wolken auf und stand, in feine Schleier verwandelt, duftig vor dem Bilde. Noch gab es wenig Grün; die Erde lag unverhüllt in der sanften Nacktheit ihrer Linien, einfacher und reiner, ohne die Verkleidung des Laub- und Grasschmuckes. Aus der Ferne blickten metallfarbene Bergkegel herüber wie große, blaue, an der Spitze abgestumpfte Zuckerhüte.

In diese Landschaft bequem eingebettet lag die schöne, reiche Stadt. In den alten Teilen mancher Prunkbau, manch stolzes Palais, aus einer Zeit erhalten, wo man den rechten Bau an den rechten Platz zu stellen verstanden hatte. Massiv, wuchtig, bedeutungsvoll wirkten die Monumente mit ihrer dunklen Patina, die Wetter und Ruß ihnen zur Erhöhung der Vornehmheit verliehen hatten.

An solchen sonnedurchwärmten Tagen, die der Sommer lange voraus in den grauen, unerfreulichen Halbwinter unseres Klimas als vielverheißende Boten hineinschickt, ist es schwer, am Schreibtisch zu bleiben. Fritz Berting begann Geschmack zu finden an Ausflügen. Die Eisenbahn brachte einen schnell aus der Stadt hinaus; dann konnte man es ruhig dem Zufall überlassen, wo er einen hinführen würde. Überall gab es etwas in diesem gottgesegneten Lande, das des Weges lohnte; sei es ein unverhoffter Blick auf das weite, häuserbesäte, fruchtbare Flußtal, ein Stück stimmungsvoller Waldlandschaft, ein verschlafenes Dorf oder ein mit monumentalen Resten der Vergangenheit ausgestattetes Städtchen.

Fritz hätte gern bei solchen Touren Hedwig von Lavan zur Begleiterin gehabt. Er erzählte ihr von dem, was er unternommen und gesehen, in der Absicht, ihr den Mund wässerig zu machen. Aber niemals sprach sie den Wunsch aus, sich ihm anzuschließen.

Man hätte denken sollen, daß sich das Mädchen nach Zerstreuung sehne. Bekannte sah sie außer Berting kaum, höchstens den Arzt, der ihr zum Wächter gesetzt war.

Blieb Fritz einmal einen Tag aus, so konnte er sicher sein, am nächsten Morgen von ihrer Hand ein kurzes Billett zu finden, das ihn aufforderte, zum Luncheon zu kommen oder den Abend bei ihr zu verbringen.

Fritz brachte ihr außer Blumen häufig auch Bücher mit. Hedwig war bei ihrer Zufallsbildung mit einzelnen der großen Modernen noch gar nicht bekannt geworden. Von höchstem Reize erschien es ihm, zu beobachten,

wie Ibsen auf sie wirken würde. Ja, er wagte sogar das Experiment, sie mit Nietzsche bekannt zu machen.

Hedwig verschlang die gebotene Kost und schien sie auch zu verdauen. Aber gerade das, was Fritz erwartet hatte, daß sie sich an diese Meister verlieren würde in Bewunderung, trat nicht ein. Sie blieb im Gemüte kühl und unerschüttert der Gespenstertragödie gegenüber, sie ließ ihr Inneres nicht überwältigen von der Schönheit des Zarathustra-Liedes.

Nur mit dem Verstande schien sie zu genießen, ohne die Seele hinzugeben. Rückhaltloses Bewundern-Können war ihr versagt. Dabei besaß sie doch für Schönheit die feinfühligsten Nerven, reagierte stark und unmittelbar auf jeden Eindruck, war durch und durch ästhetische Persönlichkeit. Welches Organ fehlte ihr denn, daß sie an der Oberfläche des Kunstwerkes haften blieb, unfähig wie es schien, bis zu seiner Seele durchzudringen?

Sie gab ihm Rätsel auf über Rätsel.

Es war in seinem Verhältnis zu Hedwig etwas, das den vollen Genuß des Beisammenseins nicht aufkommen ließ. Man konnte sich eine aufmerksamere und schneller fassende Schülerin nicht denken, als dieses Mädchen war. Aber an ihrer Wißbegier lag Fritz gar nichts. Viel lieber als ihr Lehrer zu sein, wäre er ihr Schüler gewesen.

Er fühlte, daß er von ihr tausenderlei Neues hätte erfahren können, vor allem über ihre eigene Persönlichkeit. Wozu in Büchern suchen, was der Mensch dem Menschen viel unmittelbarer gewähren konnte: das Erkennen und Erleben.

Hedwig verstand es, eine Mauer um sich zu ziehen;

sie wußte eine Stimmung kühler Sachlichkeit zu verbreiten, die jede Annäherung ausschloß.

Man verkehrte äußerlich in der größten Vertraulichkeit, ohne Rückhalt und Gene. In der Art, wie sie über die heikelsten Stellen, ohne eine Miene zu verziehen, hinweg las, wie sie in der Diskussion vor keinem Thema zurückschreckte, lag eine Immunität der Gefühle, die Fritz noch nie an einem weiblichen Wesen beobachtet hatte.

Er war es, der auf die Dauer diesen gewissermaßen aller Sinnlichkeit entkleideten, jenseits des Geschlechtlichen sich abspielenden Verkehr nicht mehr ertrug. Er verwünschte die geschwisterliche Wunschlosigkeit ihres Beisammenseins. Er haßte dieses Überwiegen des Verstandesmäßigen in ihrem Verkehr, die langen Auseinandersetzungen über allerhand abstrakte Dinge, wo man sich bestenfalls in der Ähnlichkeit des Geschmackes fand, sonst aber sich nicht näher kam. Er haßte sich vor allem selbst in der Rolle eines trockenen Dozenten. Was hatte er davon, wenn sie seinen Verstand, seine Kenntnisse, seine Belesenheit bewunderte! Er gab und gab, ließ seinen Geist die schönsten Luftsprünge machen ihr zu Ehren und erhielt nichts dafür zurück.

Dieses gemeinsame Schweben in den höchsten Sphären des guten Geschmackes versetzte einem den Atem. Er sehnte sich ordentlich danach, Hedwig einmal die Augen verwirrt niederschlagen, sie erröten zu sehen. Schließlich war sie doch ein Mädchen! Was steckte hinter diesem kühlen Blick, der unerschütterlichen Ruhe ihrer Haltung? Sie war doch nicht bloß Linie, Umriß, Profil! Wo steckte denn in ihr das Weib mit seinen Schwächen? Versteckte sie ihre schwachen Seiten so gut oder hatte sie keine?

Was fühlte, was empfand ein solches Wesen, wenn sie ganz allein, ganz unbeachtet war? Gab es hinter ihrer glatten Stirn keine Sehnsucht, keine Träume, keine Sünden der Phantasie? War ihr Blut, das Fritz durch die zarteste Haut, die er jemals gesehen, in dem feinen, bläulichen Geäder der Schläfe rinnen zu sehen vermeinte, war es frei von jeder fieberischen Wallung? — Fühlte sie nichts in seiner Nähe? Sagte ihr keine Stimme ihres Inneren, daß er Mann sei und sie Weib, beide jung? — Fürchtete sie sich nicht vor ihm, sah sie nicht, welches Verlangen heiß in ihm aufschwoll?

Fritz machte bei aller ungestümen Wißbegier doch keinen Versuch, ihrem Wesen das Sphinxgeheimnis zu entreißen. Die vollendete Freiheit, mit der sie sich auf gewagtem Terrain bewegte, schützte sie. Jedes grobe Wort, jede Rücksichtslosigkeit, ohne die es ein Erobern nicht gibt, verbot sich einem Geschöpf gegenüber, das durch das außerordentliche seiner Lage gleichsam gefeit war.

Ob Hedwig von seinen Gefühlen etwas ahnte? — Einmal verriet er sich. Er hatte die Wiedergabe einer Klingnerschen Radierung für sie gekauft und ihr überbracht: „An die Schönheit“, ein Blatt, das er über alles liebte. Hedwig wollte das Bild ihrem Schreibtisch gegenüber anbringen, war auf einen Stuhl gestiegen und hielt es probeweise gegen die Wand. Fritz sollte sagen ob es so in der rechten Höhe sei. Irgend wie kam der Stuhl ins Wanken und Hedwig wäre gestürzt, wenn er sie nicht aufgefangen hätte.

Für einen kurzen Augenblick lag sie hilflos in seinen Armen. Der Duft ihrer Haut, ihrer Haare drang unmittelbar auf ihn ein. Er war wie betäubt,

stammelte verwirrt einige sinnlose Worte. Sie machte sich los, und als sie auf ihren Füßen stand, lachte sie. Lachen in einem solchen Augenblicke! — — Während er sich mühsam zu fassen suchte, lag auf ihrem Gesichte unverkennbar der Ausdruck von übermütigem Hohn, als denke sie bei sich: „Du wagst es ja doch nicht!"

Von diesem Augenblicke an bekam das Verhältnis für ihn einen neuen schmerzlichen Stachel. Ein Verdacht bemächtigte sich seiner: Wurde hier mit ihm gespielt? Nutzte man ihn aus? War er vielleicht nur ein Lehrer für sie, Führer auf ästhetischem Gebiete, Berater in literarischen Angelegenheiten?

In ihrer Novelle spielte die Heldin mit einem Manne wie die Katze mit der Maus, unbarmherzig, zynisch fast. Gab das nicht zu denken? Zwar gehörte Fritz Berting nicht zu denen, die einem Autor alle Sünden, welche er seinen Gestalten andichtet, selbst zutrauen; aber immerhin, einmal innerlich erlebt, in der Phantasie durchgemacht mußte der Dichter haben, was er gestaltete. Und hier war ein raffinierter, herzloser Frauentypus mit intimer Kenntnis, ja mit innerer Anteilnahme geschildert worden. Kam da nicht vielleicht derselbe lächelnde Triumph, derselbe lächelnde Hohn zum Ausdruck, mit dem sie ihn neulich im Augenblicke seiner Schwäche betrachtet hatte?

Aber dann wieder von ihrer Liebenswürdigkeit in Bann geschlagen, vergaß er jeden Verdacht. Er sagte sich, daß alles Befremdende an ihr zu erklären sei durch Herkunft und außerordentliche Geschicke. Wahrscheinlich waren Glätte, Kälte, Schlangenklugheit, die sie unnahbar machten, Eigenschaften, welche ihr die Natur zum Schutze mitgegeben hatte.

Er hätte sie gern einmal herausgelockt aus sich

selbst. Wenn sie auch sicher nicht die Erlebnisse hatte, die Michael Chubsky ihr zutraute, so war doch anzunehmen, daß sie Geheimnisse habe, Geheimnisse des Wesens, der Entwickelung, der Gefühle. Er wollte die Empfindungsseite ihrer Natur erkennen, nicht bloß immer die glatte Marmorfläche ihres Verstandes berühren.

Gar zu gern hätte er sie darum hinaus geführt ins Freie. Das ewige Zusammensitzen im Zimmer allein schon gab ihrem Verhältnis eine Art Blutleere.

Hedwig war eine gute Fußgängerin. Er wußte es doch, daß sie im vorigen Jahre mit Waldemar Heßlow Bergtouren unternommen hatte. Warum verhielt sie sich gegenüber seinen Vorschlägen zu Ausflügen stets ablehnend?

Der Grund, den sie anzuführen pflegte, daß sie dazu vom Hausarzt Erlaubnis haben müsse, erschien Fritz nicht stichhaltig. Sie wußte ja sonst diesem Mentor nur zu gut ein Schnippchen zu schlagen.

* * *

Durch Fritz Bertings Vermittelung hatte der „Impressionist" Hedwig von Lavans Manuskript angenommen.

Der Damen Tittchen wegen, die vorläufig noch nichts von ihrer Schreiberei wissen durften, wählte Hedwig ein indifferentes, männliches Pseudonym, das auszudenken Fritz ihr behilflich war.

Der „Impressionist" hatte jetzt seine eigenen Redaktionsräume. Sie bestanden aus Bureau und Empfangssalon.

Der Dichter Karol war ein großer Mann geworden. Fritz mußte daran denken, wie er den Ver-

fasser des „Ghetto“ — nicht viel länger als ein Jahr war es wohl her — in seiner elenden Bohémien-Bude aufgesucht hatte. Damals war ein Konversationslexikon bei weitem das wertvollste Stück seines Mobiliars gewesen. Heute war er Chefredakteur, empfing die Mitarbeiter in seinem Bureau, während der Salon reserviert blieb für „Damenbesuch“, wie er Fritz vieldeutig lächelnd zu verstehen gab.

Auch in Silbers äußerer Erscheinung kam die Veränderung seiner Lage zum Ausdruck. Er hatte den fettglänzenden Rock, ohne den man ihn nie gesehen, mit einem neuen vertauscht. An den Füßen trug er glänzende Lackschuhe, und aus der bunten Weste stach eine seidene Krawatte von heller Färbung mit einer unechten Nadel hervor.

Als sich Berting erkundigte, wie der „Impressionist“ gehe, schmunzelte Silber. Das Blatt werde vorläufig wenig abonniert, sagte er, aber viel im Einzelverkaufe verlangt, und was die Hauptsache sei, es werde tüchtig darüber geschimpft.

Beim Verlassen der Redaktion begegnete Fritz auf der Treppe einer jungen Dame. Also wirklich! — Silber hatte nicht renommiert mit dem Damensalon, wie Fritz im stillen angenommen. Sie eilte ziemlich schnell an ihm vorüber und hatte den Schleier vor; aber er erkannte trotzdem das semmelblonde Haar und das stumpfe Näschen wieder. Es war die Verfasserin von „Efeuranken“ und „Immergrün“.

Einige Tage darauf sah er Siegfried Silber im Kaffeehaus. Der kleine Mann kam ihm mit feierlicher Miene entgegen, verbeugte sich und sagte: „Ich gratuliere Ihnen und uns, Berting! Denn heute ist Ihr Geburtstag.“

Fritz mußte lachend die Tatsache zugeben.

Seit er mit seiner Familie auseinander war, hatte sich niemand um seinen Geburtstag gekümmert. Nur Alma machte eine Ausnahme. Sie hatte es sich auch heute nicht nehmen lassen, ihm in der Frühe ein Alpenveilchenstöckchen zu bringen und ein Paket. Fritzens Wirtin hatte ihr die Sachen abgenommen. Das Fräulein sei gleich wieder gegangen, erklärte sie, als Fritz sich nach dem Boten erkundigte. Das Paket enthielt einige Krawatten, jedenfalls von Alma selbst genäht, und ein Gedicht, das sie aus irgendeiner Sammlung abgeschrieben haben mochte.

Später am Vormittag kam ein Livreediener, der einen Korb mit auserlesenem Obst für Herrn Berting abgab und einen Brief. Fritz glaubte erst, es sei Frau Hilschius, die ihn so freundlich bedenke, aber die begleitenden Zeilen zeigten Annie Eschauers Handschrift.

Annie Eschauer schrieb, daß sie seit einiger Zeit bei ihrer Mutter zu Besuch sei, um sich von einem berühmten Nervenarzt behandeln zu lassen. Sie schicke ihm in alter Freundschaft diesen Geburtstagsgruß. Wenn er Zeit übrig habe, möge er sie doch einmal aufsuchen. Sie langweile sich sehr, da der Arzt ihr Liegen verordnet habe.

Nach der Art, wie man im vorigen Herbst in Binz auseinandergegangen war, schien sich Annie, wie ihm deuchte, die Wiederanknüpfung der Beziehungen doch allzu leicht zu denken.

Über eines wunderte er sich im stillen: woher nur wußte Annie seinen Geburtstag? Er konnte sich nicht entsinnen, ihr ihn jemals gesagt zu haben.

Als ihm jetzt Siegfried Silber gratulierte, kam ihm sofort der Gedanke, daß er geplaudert haben müsse.

Der Chefredakteur des „Impressionist" verkehrte ja viel bei Frau Hilschius, der Patronin des ganzen Unternehmens.

„Woher ist Ihnen eigentlich mein Geburtstag bekannt, Silber?" erkundigte sich Fritz.

„In einigen Jahrzehnten wird es, so hoffe ich, eine Schmach sein für jeden Gebildeten, dieses Datum nicht zu kennen," gab Silber zurück. „Vorläufig verrät uns der Literaturkalender, wo und wann Fritz Berting das Licht der Welt erblickt hat."

„So! — Und hält Frau Eschauer vielleicht den ‚Kürschner'?"

Siegfried Silber war nur einen Augenblick lang verdutzt. Dann lachte er laut auf. „Ich will nicht leugnen, daß ich die Indiskretion begangen habe. Sind Sie mir deshalb gram, Berting? Wenn Sie nur wüßten, wie gut Sie bei der Dame angeschrieben sind! An Ihrer Stelle würde ich sie einmal aufsuchen."

Fritz zuckte die Achseln. Er empfand wenig Lust, jenem zu erklären, weshalb ihm an einem Besuche bei Annie Eschauer sehr wenig liege.

Mit schlauem Augenzwinkern fuhr Siegfried Silber fort: „Man weiß ja, Sie haben Glück bei dem anderen Geschlecht. Ich hatte selbst Gelegenheit, Ihnen zu Ihrem Geschmack zu gratulieren, damals im Theater; Sie wissen wohl? Ich werde das reizende Gesicht niemals vergessen. Immerhin, wenn ich mir einen bescheidenen Ratschlag erlauben darf, sollten Sie eine Freundin wie Frau Annie nicht verschmachten lassen in Sehnsucht."

Sprach mehr Arroganz oder mehr taktlose Neugier aus Silber? — Sein Mienenspiel war wie immer schwer

zu durchschauen. Bald lächelte er dreist vertraulich, bald nahm er eine unterwürfige Haltung an.

Fritz hielt es für besser, die Unterhaltung abzubrechen über dieses Thema.

Noch keine Woche war seitdem vergangen, als er eine Einladung von Frau Hilschius zum Mittagessen erhielt. Gern hätte Fritz abgesagt; denn er argwöhnte, daß hinter dieser Einladung niemand anders stecke als Annie Eschauer, die das Wiedersehen mit ihm, wie's schien, erzwingen wollte. Aber er sagte sich, daß er Frau Hilschius nicht vor den Kopf stoßen dürfe. Hatte er doch ihre wiederholten Einladungen zu den Mittwochen unbeantwortet gelassen.

Zu seinem Staunen fand er Annie nicht im Empfangssalon; ihre Mutter entschuldigte sie mit erneutem Übelbefinden. Es waren da: der Sohn des Hauses, sein Vetter Markus Hiesel und Siegfried Silber, also die Redaktion des „Impressionist" vollzählig. Dazu einer von den langhaarigen Poeten, dessen nom de plume Adalbert von Felseneck lautete, während er als Lebensversicherungsagent einfach A. F. Schmidt zeichnete.

Schließlich kam auch die blonde Verfasserin verschiedener lyrischer Bände. Diesmal befand sie sich in Begleitung ihrer Mutter, einer wohlgenährten Dame in einem steifen, bei jeder Bewegung krachenden Atlaskleide, die eigentlich nicht sehr wie eine Dichterin-Mutter aussah.

Siegfried Silber machte sich Fritz unangenehm bemerkbar, indem er sich als sein intimster Freund aufspielte. Er war in diesem Hause nach wie vor Hahn im Korbe. Bei Tisch erhob sich der bewegliche, kleine Mann und brachte einen Toast aus auf den „Impressio-

nist", seine Mitarbeiter und seine Gründer. Das Verdienst jedes einzelnen der Anwesenden um das Zustandekommen des Unternehmens wurde von ihm in blütenreicher Rede gewürdigt. Nicht einmal die finanzielle Fundierung durch Frau Hilschius und Markus Hiesel blieb unerwähnt. Sein eigenes Verdienst als „Vater der Idee", wie er sich bezeichnete, versäumte Siegfried Silber nicht, auf einen weithin sichtbaren Leuchter zu stellen.

Es war das erste Mal, daß Fritz eine gewisse Sympathie für Markus Hiesel empfand; man konnte verstehen, daß er unter dem Kollegen Silber litt. Freilich in der Art, wie er trauernd das Gesicht tief in den breiten Rockkragen versenkte, und die Stirn schmerzvoll runzelnd, leise stöhnte, lag so viel Pose, daß man der Echtheit seiner Seelenqualen nicht recht trauen durfte. Theophil Alois gab sich wie gewöhnlich Mühe, seinem Vorbilde möglichst nahe zu kommen.

Diese beiden Jünglinge schienen übrigens auf eine neue Methode verfallen zu sein, der Welt zu beweisen, wie hoch sie sich über alles Grobmaterielle erhaben fühlten. Die meisten Speisen ließen sie unberührt an sich vorübergehen und an den Getränken nippten sie nur. Frau Hilschius, die sonst voll Bewunderung vor dem der Fleischlichkeit weit entrückten Wesen des Wiener Vetters stand, war im Grunde ihres gutmütigen Herzens betrübt, daß die jungen Leute sich solche Fasten auferlegten. Mit Sorge sah das mütterliche Auge, daß ihr Theophil bei dieser Lebensweise von Tag zu Tag bleicher wurde.

Heute erfuhr man auch den bürgerlichen Namen der Dichterin von „Efeuranken" und „Immergrün", die Berting neulich so kühn die Treppen zu den Redaktions-

räumen des „Impressionist“ hatte emporsteigen sehen; sie hieß Mimi Beierlein. Fritz betrachtete sich die Mutter der niedlichen Blondine mit Interesse. Frau Beierlein sah genau so aus, als wäre ihr eine Unterhaltung über Eierpreise und Dienstbotennöte weit mehr nach dem Herzen gewesen, als die tiefsinnigen Reden über Literatur, die zwischen Siegfried Silber und ihrem Töchterchen hin und her flogen.

Frau Hilschius, neben der Fritz Berting saß, klagte, Annies Befinden mache ihre schwere Sorgen. Worin das Leiden eigentlich bestehe, erklärte sie nicht, nur daß Annie große Schmerzen auszustehen habe und daß der Arzt die Sache nicht für unbedenklich halte.

Um so mehr wunderte sich Fritz, als er aufgefordert wurde, die Kranke nach Tisch in ihrem Zimmer aufzusuchen.

Er fand Frau Eschauer in einem halbdunklen Raum auf dem Diwan liegend. Auffällig war das den Atem benehmende starke Parfüm in dieser Krankenstube.

Annie richtete, um Fritz die Hand zu bieten, den Oberkörper ein wenig auf. Sie sagte mit schwacher Stimme, wie sehr sie sich freue, ihn wiederzusehen, und bat ihn, einen Stuhl zu holen und sich neben sie zu setzen.

Als Berting sich erst ein wenig an das Dämmerlicht gewöhnt hatte, erschrak er, welche Veränderung mit Annies Zügen vor sich gegangen war. Die Frau schien in kurzer Zeit um Jahre gealtert. Die Augen tief umschattet, das Fleisch aufgedunsen, die Haut farblos, das ganze Gesicht wie verwischt.

Fritzens Mitleid war nicht erheuchelt. Alles Ärgerliche, was zwischen ihnen vorgefallen in Binz, war

vergessen, da er sie so hilflos sah. Er erkundigte sich teilnehmend, was sie so heruntergebracht habe.

Annie schien jedoch Fragen nach ihrem Befinden nicht gern zu hören. Es werde vorübergehen, sagte sie; der Berliner Winter wäre ihr schlecht bekommen, das sei alles. Hier hoffe sie sich bald wieder herzustellen.

Seine Gesellschaft schien sie zu beleben; die Stimme gewann an Kraft, die Züge, anfangs einer Larve ähnlich, belebten sich mit der Zeit.

Sie begann von den gemeinsamen Bekannten zu erzählen, die man von Binz her besaß. Freilich war es nicht viel Erfreuliches, was sie da zu berichten hatte. Der Bräutigam des jungen Mädchens mit dem Zungenfehler war falschen Spieles halber um die Ecke gegangen. Ein anderer von der nämlichen Clique war in einen Sittlichkeitsprozeß verwickelt und erschien so schwer kompromittiert, daß die Behörde ihn selbst gegen hohe Kaution nicht freigeben wollte. Und so ging es weiter. Annie sprach von diesen Dingen leichthin, wie man eine bekannte Anekdote um ihrer Pointe willen erzählt. Ihren Gatten erwähnte sie nicht, und Fritz sah keinen Anlaß, sich nach diesem Edlen zu erkundigen.

Wiederholt gab Annie zu erkennen, wie sehr sie sich freue, Fritz bei sich zu haben. Die Langeweile, zu der sie verdammt sei, wäre zu fürchterlich. Nur mit Hilfe von Morphiuminjektionen schlafe sie des Nachts. Und am Tage stehe es nicht viel besser um sie. Lesen dürfe sie auch nicht viel, der Augen wegen. Seine Novelle aber verschlinge sie doch. Fritz hatte schon ein Exemplar des „Impressionist" entdeckt, das neben ihr auf einem Sessel lag.

Annie war ganz die alte, als sie sich jetzt über das Dioskurenpaar Markus und Theophil lustig machte.

Vor allem goß sie die Schale ihres Spottes aus über einen Aufsatz ihres Bruders Theophil, der unter dem Titel: „Los vom Weibe!“ die Notwendigkeit predigte, „hart bis zur Grausamkeit“ gegen das andere Geschlecht zu sein. Er hatte an die Spitze seiner Auslassungen Nietzsches Wort gestellt: „Du gehst zu Frauen? Vergiß die Peitsche nicht!“

„Hat man je etwas Possierlicheres gehört!“ rief Annie. „Der kleine Theophil! O, er kennt das Weib in- und auswendig. Arme Frauen, Theophil verachtet euch! — Wenn ihm eine Kellnerin einmal einen Kuß verkauft hat, so ist das, ich wette, das größte Abenteuer, dessen er sich rühmen darf. Aber man weiß ja, wer ihn verrückt gemacht hat: der Vetter Markus mit der bleichen Seele. Ich wollte den guten Jungens vieles verzeihen, wenn sie nur nicht so furchtbar langweilig wären! Neulich hatte ich sie hier alle beide. Denken Sie, daß einer etwas zu sagen gewußt hätte! Sie saßen da, nagten die Lippen, blickten tiefsinnig und sorgenschwer drein, aber einfallen tat ihnen nichts. — Da ist mir, weiß Gott, dieser Siegfried Silber lieber. Ein kleiner, krummer Jude! Aber der hat doch wenigstens etwas aus sich gemacht. Neulich habe ich ihm gesagt, er müsse auf reine Oberhemden halten und dürfe seine Nägel nicht abkauen, wenn er bei Damen Glück machen wolle. Haben Sie bemerkt, wie das gewirkt hat? Das Silberchen hat sein Häuschen sehr nahe zu mir gebaut. Alle seine Geheimnisse beichtet er mir. Kann sein, ich verschaffe ihm sogar eine Frau.“

„Geht Silber auf Freiersfüßen?“ erkundigte sich Fritz.

Annie erklärte jedoch, daß sie aus Gründen der Diskretion hierüber nichts weiter sagen dürfe. Aber

Fritz war neugierig geworden. „Ist sie blond?" fragte er.

„Natürlich!" war die Antwort.

„Und kann das Versemachen nicht lassen?"

„Erraten! Aber lassen wir die Leutchen. Erzählen Sie mir lieber etwas von sich selbst, Fritz!" bat Annie und wandte sich auf ihrem Lager so, daß sie ihn ganz sehen konnte.

Berting hatte gute Gründe, ihr nichts zu erzählen von dem, was jetzt das tägliche Brot war seines Lebens, von seinem Verkehr mit Hedwig von Lavan. Er berichtete darum nur das Alleräußerste, von seiner Wohnung, von den Ausflügen, die er unternommen, und was ihm sonst gerade einfiel.

„Hören Sie auf!" rief Annie nach einiger Zeit. „Denken Sie, ich bin ein Bählämmchen? Mir machen Sie doch nicht weiß, daß Ihr Leben in Essen, Schlafen und Spazierengehen besteht!"

Fritz erwiderte mit dem Schein möglichster Unbefangenheit: „Doch, es ist so, gnädige Frau. Aus Essen, Schlafen und Spazierengehen; fügen Sie noch viel Schreiben und ein wenig Lesen hinzu, dann haben Sie alles beisammen, was mein harmlos idyllisches Dasein ausmacht."

„Das ist nicht wahr!" rief Annie mit ungewöhnlicher Leidenschaft. „Ich sehe es Ihren Augen an, daß Sie lügen. Außerdem sagen es Ihre Bücher, daß es anders ist. Wer die Weiber so schildert wie Sie, der hat auch Weiber gehabt. Ich will von Ihren Erlebnissen wissen, hören Sie, Fritz!"

Berting war in Verlegenheit, was er darauf sagen solle. Annie selbst befreite ihn jedoch fürs nächste von der Notwendigkeit, zu antworten. Ein Schmerzanfall

packte sie. Das Gesicht verzog sich, sie stemmte die Hände gegen den Leib und schloß die Augen. Fritz sprang entsetzt auf; er hatte das Gefühl, jemanden zu Hilfe rufen zu müssen. Zwischen den halbgeschlossenen Zähnen hindurch stöhnte Annie, er möge bleiben, gleich werde es vorüber sein.

Eine Zeitlang lag sie stumm und steif; dann richtete sie sich mühsam ein wenig auf, tränkte ein Tuch mit Eau de Cologne und hielt es sich vor. Das schien sie zu beleben.

Mit den peinlichsten Gefühlen saß Fritz dabei. Er begriff nicht, welchen Trost es Annie gewähren könne, ihn zum Zeugen ihrer Marter zu haben.

Sie hatte sich jetzt auf dem Diwan ganz dicht bis zu ihm herangeschoben. In ihren Augen flackerte ein unheimliches Feuer. In flehendem Tone fuhr sie fort: „Seien Sie offen, Fritz, sagen Sie mir alles! Sie haben eine Geliebte, ich weiß es. Was ist da weiter dabei! Sie sind ein junger Mensch. Aber erzählen Sie mir von ihr! Ist sie hübsch? Lebt ihr beisammen? Was macht ihr den ganzen Tag? Zankt ihr euch oft? Denn immerfort könnt ihr euch doch nicht lieben. Erzählen Sie, erzählen Sie, Fritz! Sie sehen doch, ich vergehe vor Sehnsucht nach irgend etwas — nach Abwechselung. Es ist so furchtbar, hier liegen zu müssen. Sie haben ja keine Ahnung, wie mir zumute ist!"

Ihre Stimme war ganz heiser geworden. Sie griff nach einem Flakon, das sie zur Nase führte. Fritz schwieg und blickte wie gebannt in Annies schwer atmende Züge. Sie schien mit etwas Größerem noch als körperlichem Schmerz zu kämpfen.

Auf einmal wechselte sie den Ton, gequält lächelnd sagte sie: „Ach, ich sehe schon, auch mit Ihnen ist nichts

los! Sie wollen einer armen Kranken nicht helfen. Dabei meine ich es so gut mit Ihnen — so gut! Ich würde Ihnen keine Vorwürfe machen, nicht den kleinsten Vorwurf, wenn Sie mir auch das Schlimmste sagten. Ich weiß ja, wie das Leben ist, habe Dinge durchgemacht, Dinge, daß ich mich über nichts mehr wundere. Aber so hier liegen Tag und Nacht, und immer nur seine eigenen Erlebnisse wiederkäuen, das, glauben Sie mir, Fritz, ist zum Verrücktwerden. Ich habe oft an Sie gedacht. Vielleicht hätte ich in Binz etwas netter gegen Sie sein können. Aber so ist man, wenn einen die Eifersucht quält; da weiß man einfach nicht, was man sagt und tut."

Sie biß die Zähne zusammen; was sie nun sagte, war kaum noch verständlich für ihn.

„Es wird sehr bald wiederkommen. — Sie sollen es nicht mit ansehen diesmal. Versprechen Sie mir — Fritz — versprechen Sie mir, kommen Sie wieder! Lassen Sie mich nicht allein. Kommen Sie bald und dann erzählen Sie mir . . ."

Sie wand sich von neuem und vergrub den Kopf in das Kissen. Gleichzeitig winkte sie ihm mit der Hand, zu gehen.

* * *

Als Berting von dem Mittagessen bei Frau Hilschius nach Haus zurückkehrte, fand er auf seinem Schreibtische einen mit Bleistift geschriebenen Zettel vor. Heinrich Lehmfink hatte ihn aufgesucht, um seine Rückkehr anzumelden.

Heinrich Lehmfink! Er erschien Fritz gleich einem Wesen aus einer anderen Welt. Wie weit hatte er sich in der letzten Zeit innerlich entfernt von diesem alten

Freunde. Würde man sich überhaupt je wieder verständigen können?

Und doch zog es ihn mächtig, das ehrliche Gesicht Lehmfinks wieder zu sehen, ihm die Hand zu schütteln und die vertraute Stimme, die ihm so oft guten Rat erteilt hatte, wieder zu vernehmen. Mochte sein Wesen altfränkisch sein, mochten sich seine Anschauungen, verglichen mit denen eines Michael Chubsky, ausnehmen wie ein steifer, altdeutscher Holzschnitt neben einem modernen claire obscure, mochte er ein Hinterwäldler sein in seinem Aufzuge, im Vergleich zu Markus Hiesels fin de siècle-Eleganz, eines hatte Heinrich Lehmfink vor ihnen voraus: er war Original, und er war ein Mann.

Fritz überlegte, ob er vielleicht noch heute Lehmfinks Besuch erwidern könne. Die Abende waren jetzt lang. Wenn man mit der Bahn führe, konnte man schnell draußen sein bei dem Freunde. Er machte sich sofort auf.

Heute fand er den Weg zu dem Quartier ohne vorherige Erkundigung. Der Freund war jedoch nicht zu Haus. Fritz unterhielt sich mit dem aufmerksam gesprächigen Quartierwirt, der seinen Namen noch vom letzten Besuche her im Gedächtnis behalten hatte. Da ging eine Tür auf, in deren Öffnung eine schlanke Frau in Trauerkleidung erschien.

Ob sie recht gehört habe, fragte sie mit leicht schwäbelnder Aussprache, daß Herr Berting hier sei. Und als Fritz bejahte, lachte sie herzlich auf und sagte, sie sei Toni, Heinrichs Schwester.

Toni Lehmfink schien keine Person von vielen Umständen zu sein. Sie schüttelte Fritz kräftig die Hand und forderte ihn auf, ins Zimmer zu kommen und

einstweilen mit ihr vorlieb zu nehmen, bis Heinrich zurückkehren werde.

Fritz betrachtete sie mit besonderem Interesse. Er hatte manchmal gelächelt über seines Freundes brüderliche Schwärmerei, die ihm von Verliebtheit nicht weit entfernt zu sein schien. Dieses große Mädchen also war Heinrichs „kleines Schwesterchen“! Die Photographie hatte doch kein richtiges Bild von ihr gegeben. Tonis Gesicht war eines von jenen, bei denen der lebendige Ausdruck alles ist. Kein Mensch wäre auf den Gedanken gekommen, sie hübsch zu nennen; aber das Hübschsein konnten diese Züge entbehren, da sie den Stempel trugen der Eigenart.

Fritz konnte sich in dem Gesichte schnell zurechtfinden, weil er den Kopf des Bruders so genau kannte. Da war vieles sehr ähnlich, vor allem im Schädelbau, in der Augenstellung, in der Farbe von Haar und Haut. Aber alles war auch wieder anders, um eine Nuance feiner, beweglicher, anmutiger, mit einem Worte: weiblicher.

Toni hatte vor dem Bruder ein schnelles Vertrautwerden sehr erleichternde Eigenschaft voraus: die Verbindlichkeit. In kürzester Zeit ward es Fritz zumute, als kenne er sie seit lange. Sie sagte ihm, daß Heinrich ihr von ihm, als von seinem liebsten Freunde, schon viel erzählt habe, und daß es wirklich ein Ereignis bedeute für sie, ihn nun endlich persönlich kennen zu lernen.

Man sprach natürlich von ihrem Bruder. Toni bewunderte ihn offenbar sehr. Und doch lag in ihren Bemerkungen über Heinrich hie und da etwas wie Überlegenheit, ja etwas mütterlich Nachsichtiges. Man sah, daß dieses Mädchen selbst dem geliebten Bruder

gegenüber ihr Urteil nicht in die Tasche zu stecken gesonnen sei.

Es wäre schwer gewesen, ihr Alter zu taxieren. Fritz wußte, daß sie etwa um ein Jahr älter war als Heinrich. Man sah ihr die Dreiunddreißigerin nicht an. Sie schien eine von jenen wetterfesten Persönlichkeiten, gegen deren karg zugemessene Reize die Jahre nicht grausam sind.

Dabei wußte man, daß das Leben diese Person nicht eben auf Rosen gebettet hatte. Im Hause des Stadtschreibers Lehmfink war der einzige Luxus der gute Unterricht der Kinder gewesen. Mit Hunger und Wissenschaft waren sie aufgezogen worden.

Toni hatte ihr Lehrerinnenexamen früh gemacht und war dann, um Geld zu verdienen, ins Ausland gegangen. Mehrere Jahre hatte sie an einer großen Schule in der Nähe von London deutschen Unterricht erteilt. Als der Vater gestorben war, kehrte sie nach Haus zurück, um die Mutter, die niemanden sonst besaß, zu pflegen.

Fritz war auf das angenehmste überrascht durch die vollendete Unbefangenheit, mit der sich dieses Mädchen ihm gegenüber gab. Von den engen, kleinstädtischen, subalternen Verhältnissen, aus denen sie stammte, merkte man ihr nichts an. Zimperlichkeit und Unbeholfenheit, die häufig Töchtern aus solchen Kreisen eigen sind, hatte sie wohl draußen in der Welt abstreifen müssen. Dabei war sie doch dem heimatlichen Charakter treu geblieben. Ihr Schwäbisch, das ausgesprochener war als das des Bruders, verlieh allem, was sie äußerte, noch die besondere Traulichkeit des Volkstümlichen.

Sie erzählte, daß sie zu dem Bruder gezogen sei,

um ganz bei ihm zu bleiben. Seitdem sie nun auch die Mutter verloren hätte, fehle ihr Heimat und Arbeit. Da sie aber ohne Ziel und Zweck nicht zu existieren vermöchte, habe sie sich vorgenommen, Heinrich das Leben so angenehm und leicht zu machen, wie nur möglich. Sie wollte sich in Zukunft nicht mehr von dem Bruder trennen; es sei denn, daß er einmal heirate, und dazu wäre wohl wenig Aussicht.

Mit dem Verwöhnen des Bruders schien sie übrigens bereits einen glücklichen Anfang gemacht zu haben. Dem Zimmer merkte man's an, daß hier eine geschickte Frauenhand ordnend gewaltet hatte. Sie hoffe, sagte Toni, daß sie genug vom Haushalten verstehe, um dem Bruder eine Wirtschafterin zu sein und eine Köchin. Außerdem habe sie das Arbeiten mit der Schreibmaschine erlernt; denn ihr Ehrgeiz gehe dahin, ihm auch Gehilfin zu sein in seinem Beruf.

Fritz, der lange nichts über den Stand von Lehmfinks wissenschaftlichen Arbeiten gehört hatte, erkundigte sich, wie es eigentlich mit dem Werke stehe, in das Heinrich im vorigen Jahre vertieft gewesen.

„Ach, Sie wissen noch gar nichts!" rief Toni. „Hat er Ihnen denn das nicht erzählt?"

Fritz mußte ihr auseinandersetzen, daß man sich lange Zeit nicht gesehen habe, außerdem hätte Heinrich mit dieser Arbeit immer sehr geheim getan.

„Nun, jetzt ist kein Geheimnis mehr darum!" sagte Toni und ging an den Schreibtisch. „Sein Buch ist soeben herausgekommen."

Sie überreichte Fritz einen starken Band. Er las den Titel: „Deutsche Persönlichkeit".

„Gelt, das ist eine feine Sache, Herr Berting!" rief Toni.

Fritz versuchte in dem Buche zu blättern, doch gelang ihm das nur schlecht, da es noch unaufgeschnitten war.

„Für Sie ist ein gebundenes Exemplar da, Herr Berting. Ich weiß es genau. Heinrich hat auch etwas hineingeschrieben. Sie werden es vorfinden, wenn Sie nach Haus kommen; nehmen Sie einstweilen meines."

Toni lief ins Nebenzimmer und brachte von dort ein gebundenes Exemplar zurück. „Das hat er mir geschenkt!" sagte sie voll Stolz.

Dann bat sie den Gast, es sich bequem zu machen. Wann Heinrich zurückkomme, sei unberechenbar bei seiner Wanderlust. Aber auf keinen Fall könne sie erlauben, daß Herr Berting gehe, ohne ihn gesehen zu haben. Jetzt müsse er sie jedoch entschuldigen, da sie für ein Abendessen sorgen wolle.

Fritz setzte sich in Lehmfinks lederbezogenen Sorgenstuhl, dem großen Bismarck-Stiche gegenüber, und nahm das neue Buch zur Hand.

Vor allem wollte er ergründen, welcher Plan diesem Werke zu grunde liege, welchem Ziele es zustrebe; denn das wußte Fritz, wenn Heinrich Lehmfink mit einer Arbeit dieses Kalibers vor die Öffentlichkeit trat, dann hatte ihn innere Notwendigkeit getrieben und gewichtiger Ernst ihm die Feder geführt.

Er las zunächst die Überschriften der einzelnen Abschnitte. Sie zeigten, daß man es mit einem ganz subjektiven Buche zu tun habe, mit einem Buche, das ein Bekenntnis enthielt. Dieses Bekenntnis war die im inneren Kampfe errungene Weltanschauung des Autors. Doch nicht in dozierendem Tone war hier ein System vorgetragen, auch nicht mystisch verzückt in Prophezeiungen, sondern klar und eindrucksvoll in plastischer Form, die den Künstler verriet.

Es war ein Leitmotiv da, welches durch das ganze Buch zu klingen schien, das schon im ersten Kapitel mit dem einleitenden Satze angeschlagen wurde: „Die deutschen Naturen sind von allen die reichsten, und wir werden die führende Nation sein, sobald wir im einzelnen wie im ganzen Selbstzucht üben lernen."

Wie Fritz Berting seinen Freund in diesem Worte erkannte! Selbst im Ästhetischen war für Heinrich Lehmfink die Frage der Fragen: das Sittliche.

Fritz schlug ein beliebiges Kapitel auf. Er stieß auf eines, das die Überschrift trug: „Was uns not tut".

Auch hier wurde kein Rezept gegeben; aber der Autor suchte die oft verschütteten Quellen aufzudecken der Kraft, Reinheit und Schönheit, die in unserer Zeit und in unserem Volke liegen. Scharfe Worte fielen dabei gegen die Quellenvergifter.

Es wurde den Gebrechen der modernen Geistesverfassung nachgespürt. Es wurde das fin de siècle als ein Gefühl der Unzulänglichkeit nachgewiesen, als ein Sehnen und Drängen, aus sich und der Zeit herauszukommen, als die müde Todessehnsucht von übersättigten Menschen. Diese Weltanschauung glich einem feinen Glase, das einen Sprung hat. Die Kunst, auf solchem Boden gewachsen, war im geheimen krank. Den Intellektuellen fehlte Gesundheit und Natürlichkeit. Die Menschen waren veräußerlicht, mechanisiert, gedankenlos, puppenhaft, bei aller Regsamkeit ohne Leben, bei aller Bildung ohne Geist und Tiefe. Wir hatten äußere Produktivität im höchsten Maße, wir besaßen Virtuosen in Überzahl, aber wo blieb bei alledem die Seele? Was uns not tue: Beseelung. Wie war sie zu erreichen? Durch Selbstbesinnung. Verfeinerung der Nerven konnte uns nicht weiter helfen, sondern nur

Wille. Dieser Wille mußte auf das Echte gerichtet sein; er würde es, wenn wir wieder ein reines Herz gewannen. Kultur war uns vonnöten, aber nicht der Sinne, sondern des Herzens. Durch Verinnerlichung mußten wir die angesammelten Kulturwerte lebendig machen.

Fritz Berting fühlte sich durch manches dieser Worte getroffen; vieles davon war wie gegen ihn persönlich gerichtet. Man würde sich mit diesem Buche noch auseinanderzusetzen haben. Es war eines von denen, die erst recht eigentlich zu leben begannen, wenn man es zugemacht hatte. Es war selbst Persönlichkeit und besaß daher zwingende Kraft. Es war ein stark hassendes und stark liebendes Buch und forderte darum ehrlichen Haß heraus und ehrliche Liebe.

Während Fritz in das Werk des Freundes vertieft war, merkte er nichts vom Fluge der Zeit, bis es schließlich selbst in der Nähe des Fensters so dunkel wurde, daß ihm die Zeilen ineinander zu verschwimmen begannen.

Er dachte schon darüber nach, ob er nicht doch lieber gehen solle, um nicht lästig zu fallen, als Heinrichs Schritte und Stimme im Flur ertönten. Die Schwester berichtete ihm, wer zum Besuch da sei. Mit einem Ausruf lauter Freude trat er ein.

Der längere und starkere Handdruck, mit dem man sich begrüßte, genügte, um wortlos vieles auszudrücken.

Lehmfink sah das aufgeschlagene Buch auf dem Fensterbrette liegen. Er konstatierte lächelnd, daß es Tonis Exemplar sei. „So schnell hast du sie beide kennen gelernt," sagte er, „meine alte Schwester und mein junges Buch!"

Fritz sagte ihm, begünstigt von der Dunkelheit, die

offenes Aussprechen immer erleichtert, welch starken Eindruck er von dem empfangen habe, was er soeben gelesen. Der Autor erwiderte nicht viel, aber Fritzens Worte schienen ihm wohlzutun.

Toni rief zu Tisch. Ein kleiner Raum auf der anderen Seite des Flurs war als Eßzimmer eingerichtet.

Während des Essens hatte Fritz Gelegenheit, Ähnlichkeit und Gegensatz im Wesen von Geschwistern, bedingt durch Blutsverwandtschaft und durch Geschlechtsverschiedenheit, an einem nicht alltäglichen Menschenpaare zu beobachten.

Toni schien die lebhaftere, wandlungsfähigere Natur von den beiden. Ihr Temperament war impulsiver, ihr Fühlen und Urteilen unmittelbarer. Fritz kannte seinen Freund als einen selten lauteren, treuen, goldechten Charakter; Tonis offenes Naturell ließ dieselben Vorzüge erkennen, strahlte sie jedoch angenehmer, wärmer und gleichmäßiger aus, während Heinrichs rauhe Schale, seine Schwerfälligkeit, sein Eigensinn einem den Weg zu den Schätzen seines Herzens manchmal schwer machten.

Die Geschwister waren miteinander durch gemeinsame Interessen wie durch gemeinsame Erlebnisse innig vertraut.

Es hatte für Fritz etwas Bitteres, zu denken, daß ihm ein solches Verhältnis versagt geblieben war. Die losen Beziehungen, die er mit Konstanze aufrecht erhielt, erschienen diesem innigen Zueinanderstehen von Bruder und Schwester gegenüber wie Karikatur.

Seinem Blicke entging es übrigens nicht, daß selbst dieses einzigartige Verhältnis eine Seite hatte, die vom Komischen nicht allzuweit entfernt war. Toni, die Heinrich seine „kleine Schwester" zu nennen pflegte, übersah mit ihren hellen Augen den Bruder in mehr

als einer Beziehung. Und er, im Vollgefühl männlicher Überlegenheit, hatte keine Ahnung davon. Häufig hielt er es für notwendig, die Schwester über Dinge aufzuklären, die sie, wie Fritz vermutete, viel besser wußte als er, einfach weil sie mehr Mutterwitz besaß. Der Schalk saß ihr im Nacken, das schien klar. Aber ihre Pietät für den geliebten Bruder war so groß, daß sie sich in Gegenwart eines Freundes nicht mit dem Zucken einer Wimper gegen seine Belehrung auflehnen wollte.

* * *

Seit jenem gemeinsamen Besuche auf dem Kirchhofe hatten Fritz und Alma einander nicht wieder gesehen. Er wollte ihr das Monatsgeld zur Bezahlung der Miete persönlich in die Wohnung bringen, hatte aber den Gang immer und immer wieder aufgeschoben.

Eines Morgens, als er noch bei der Toilette war, kam seine Wirtin ins Zimmer und berichtete, dieselbe junge Person sei draußen, die neulich das Alpenveilchenstöckchen gebracht habe. Ob sie vorgelassen werden solle. Sie sehe recht traurig aus, fügte die Frau in mitleidigem Tone hinzu.

Was war zu machen? Der Besuch kam Fritz ebenso unerwartet wie ungelegen. Schnell warf er einen Rock über und sagte, das Fräulein möge kommen.

Alma sah sehr bedrückt aus. Er hieß sie sich setzen und brachte ihr, weil gerade nichts anderes zur Hand war, von dem Obst, das Annie neulich geschickt hatte. Alma lächelte melancholisch, dankte jedoch.

Wie er sie so dasitzen sah: bleich, matt, mit gedehnten Zügen, überkam ihn jenes Gefühl unsagbaren Unbehagens, ein Gemisch von Furcht und Selbstvorwurf,

das ihr Anblick ihm neuerdings immer verursachte. Man war so gänzlich hilflos als Mann, ihrem Zustand gegenüber. Man kam sich so dumm vor, so schlecht, und das ganze Verhältnis so herabgewürdigt, gleichsam ins Fratzenhafte verwandelt.

Er wollte sie nicht noch ängstlicher und verlegener machen, als sie offenbar schon war, und tadelte sie darum nicht, weil sie die alte Verabredung, ihm keinen Besuch zu machen, gebrochen hatte. Daß sie irgendeine Frage oder Bitte habe, vermutete er; vielleicht brauchte sie das Monatsgeld. Er setzte sich zu ihr, nahm ihre Hand und erkundigte sich, was sie zu ihm führe.

Alma erzählte, anfangs zaghaft, allmählich jedoch an Sicherheit gewinnend, es sei ihr am Tage zuvor etwas begegnet, das sie für notwendig halte, Fritz mitzuteilen. Ein Herr habe sie aufgesucht in ihrer Wohnung, angeblich Vertreter einer Konfektionsfirma, der geschickte Hausnäherinnen suche.

Soweit sei die Sache nicht auffällig gewesen; solche Besuche wären ihr auch schon früher vorgekommen; inzeiten guten Geschäftsganges, wie jetzt, suchten sich die Firmen oftmals die Arbeitskräfte gegenseitig abspenstig zu machen.

Aber der Herr habe etwas an sich gehabt, fuhr Alma fort, was ihr ihn je länger je verdächtiger gemacht hätte. Er sei Jude gewesen; aber wie ein richtiger Kaufmann habe er nicht ausgesehen und auch nicht gesprochen. Nach allen möglichen Dingen hätte er gefragt, die mit seiner Offerte gar nichts zu tun gehabt; so zum Beispiel: wer ihr die Wohnung bezahle, ob sie einen Freund besitze und ob er gestatten würde, daß sie nach auswärts gehe.

Um den verdächtigen Menschen los zu werden,

habe sie schließlich energisch erklärt, daß sie gar nicht daran denke, sich zu verändern. Aber auch daraufhin sei er nicht gegangen, habe vielmehr erzählt, er komme im Auftrage einer Person, deren Namen er nicht nennen dürfe, einer hochgestellten Dame, die von Almas traurigen Verhältnissen gehört habe, großes Mitleid mit ihr fühle und dafür sorgen wolle, daß es ihr in Zukunft besser ergehe. Dabei habe er Geld blicken lassen. Eine einzige Bedingung stelle die Wohltäterin, daß Fräulein Lux die Stadt verlasse, und tiefes Schweigen gegen jedermann sei Voraussetzung.

Hier machte Alma eine Pause. Das Erzählen schien sie sehr zu erregen, sie wischte sich wiederholt die Stirn und schöpfte tief Atem. Fritz, der mit gespanntester Aufmerksamkeit ihrem Berichte gefolgt war, bat sie, fortzufahren.

Sie habe natürlich das Geld zurückgewiesen, sagte Alma. Darüber sei der Herr sehr ungehalten geworden. Viel habe er noch in sie hineingeredet und sie schließlich gebeten, wenigstens reinen Mund zu halten, damit er zum Dank für seine gute Absicht nicht etwa noch Unannehmlichkeiten bekomme.

Sie wisse nun gar nicht, was das heißen solle; das ganze Vorkommnis sei ihr äußerst unheimlich.

Fritz hatte sofort einen ganz bestimmten Verdacht gefaßt. Er ließ sich den angeblichen Vertreter der Konfektionsbranche von Alma näher beschreiben.

Das Mädchen gab eine Schilderung, die wie eine gut getroffene Photographie von Siegfried Silber wirkte. Alma hatte sich alles gemerkt: die beweglichen Züge, die unruhig blitzenden Augen, die spitzen Ohren, die roten, vollen Lippen, die scharf gebogene Nase. Und mit angeborener Nachahmungsgabe ließ sie den

ganzen Menschen in Sprache, Haltung, Bewegungen vor Fritz lebendig werden.

Jeder Zweifel war ausgeschlossen über die Identität des kleinen Silber mit Almas aufdringlichem Besucher.

Aber was um Himmels willen hatte der Mensch gewollt? Welches Interesse konnte Siegfried Silber daran haben, Alma aus der Stadt zu entfernen, Alma, mit der er nie etwas zu schaffen gehabt, die er ein einziges Mal im Theater aus der Ferne bewundert hatte! Was konnte es bedeuten, daß er, der gewiegte Geschäftsmann, für einen so unsinnigen Plan Geld — wie Alma behauptete, sogar viel Geld — übrig hatte?

Fritz lobte Alma wegen ihres klugen Verhaltens und sagte ihr, sie solle mit niemandem weiter von der Angelegenheit sprechen. Im Laufe des Nachmittags versprach er ihr, sie zu besuchen. Mit dieser Aussicht, über die sie glücklich war, entließ er das Mädchen.

Siegfried Silber nahm zunächst eine erstaunt beleidigte Miene an, als ihn Berting in seiner Wohnung aufsuchte und ihm auf den Kopf schuld gab, er habe unter falschem Prätext Alma dazu zu bringen versucht, für Geld aus der Stadt zu verschwinden. Auf Fritzens kurze Frage, ob er diesen Sachverhalt anerkenne, erklärte Silber nach einigem Zögern, er wolle nicht bestreiten, bei Fräulein Lux gewesen zu sein und mit ihr gesprochen zu haben; über den Zweck seines Besuches jedoch müsse er jede Auskunft verweigern.

Fritz ärgerte die stolze Miene, die der kleine Mann bei diesen Worten annahm, um so mehr, als er diese Haltung für Schauspielerei hielt. Es war ihm nicht entgangen, daß der Mensch bei seinem Eintritte erbleicht war und daß auch jetzt seine unruhigen Augen höchst unbehagliche Empfindungen ausdrückten.

Als Fritz durchblicken ließ, daß er das Zimmer nicht zu verlassen gedenke, bevor er nicht volle Klarheit in dieser Angelegenheit erlangt habe, erwiderte der Redakteur des „Impressionist“: „Ich gebe zu, daß mein Besuch bei Fräulein Lux sonderbar erscheinen mag ...“

„Nicht sonderbar, mein Lieber!“ unterbrach ihn Fritz, „direkt unverschämt!“

Ein giftiger Blick traf Fritz aus dunklen Augen. Dann schüttelte sich Siegfried Silber und lächelte. „Wenn Sie mich beschimpfen wollen, Berting, so kann ich das nicht ändern. Aber es trifft mich nicht, nein, ganz und gar nicht!“

„Wie kommen Sie dazu, dem Mädchen Geld anzubieten? Das will ich wissen! Wie kommen Sie dazu, in meinen intimsten Verhältnissen herum zu schnüffeln? Sie scheinen ein Spion zu sein. Und hier wollen Sie sich noch aufspielen als der Beleidigte! Nun weiß ich wenigstens, was ich von Ihrem Charakter zu halten habe. Pfui!“

Silber nahm mit einem Male eine tief betrübte Miene an. „Es tut mir sehr leid,“ sagte er halblaut und senkte dabei die Augen, „daß ich so von Ihnen verkannt werde. Wenn Sie wüßten, was ich mit meinem, ich will es zugeben, auf den ersten Augenschein etwas ungewöhnlichen und leicht mißzuverstehenden Besuch bei Fräulein Lux bezweckt habe, wenn Sie meine innersten Motive in dieser heiklen Angelegenheit kennten, Sie würden das Wort ‚unverschämt‘ zurücknehmen, ich weiß es. Sie würden es zurücknehmen, Berting, und höchstens sagen, daß ich unvorsichtig gewesen, daß ich übereilt gehandelt, daß ich mich von einer, wie soll ich es nennen, übertriebenen Generosität habe verleiten lassen, eine Mission zu übernehmen, die, wenn sie glückte,

mir Dank erwarb, da sie mißglückt ist, mir dagegen, wie wir es jetzt sehen, die ärgsten Vorwürfe und Verdächtigungen einträgt, und noch schlimmer, mir einen Freund — so durfte ich Sie doch früher nennen — zu entfremden droht."

Fritz war in Verzweiflung über diesen Schwall von Phrasen. Der Verdacht, daß hinter solchen Entschuldigungen eine raffinierte Intrige stecke, die beschönigt werden solle, wuchs bei ihm, je länger jener redete.

„Wollen Sie mir nicht gefälligst sagen," rief Fritz, „was Sie für einen Zweck verfolgt haben bei der ganzen Sache? Ich kenne Sie zur Genüge, Silber, um zu wissen, daß Sie nichts tun ohne Nutzen."

„Sie zeigen damit, daß Sie mich eben nicht kennen. Hier war Idealismus im Spiele."

„Idealismus?"

„Ja, der Idealismus der Freundschaft."

„Welcher Freundschaft?"

„Sie mögen es mir nun übel nehmen oder nicht, Berting; ich sah oder ich glaubte zu sehen, daß mit Ihnen in der letzten Zeit eine Veränderung vor sich gegangen sei. Es lastet etwas auf Ihnen, wie eine Benommenheit, ein seelisches Alpdrücken — mit einem Wort, Sie waren nicht mehr der Alte. Ganz besonders habe ich das bemerkt neulich, als wir bei Frau Hilschius zusammen dinierten; auch anderen ist es aufgefallen. Nun können Sie Ihren Freunden doch nicht verwehren, daß sie sich um Sie sorgen. Ich halte das für das gute Recht der Freundschaft, und ich habe mir die Frage vorgelegt, was der Grund sein könne Ihrer Verstimmung. Daß Sie nicht in der glücklichsten äußeren Lage sind, weiß ich; aber ich sagte mir, das kann einen

Mann von Bertings Kaliber unmöglich deprimieren. Blieb also nur eines: die Liebe. Wir haben uns über diesen Punkt schon einmal ausgesprochen; Sie werden sich entsinnen. Ich bin soweit Kenner in diesen Dingen, um zu wissen, daß unter Umständen ein Liebesverhältnis für eine fein empfindende Künstlernatur, wie Sie, zur Last, ja zum Ruin werden kann. Von Fräulein Lux wußte ich weiter nichts als das, was man auf den ersten Blick sieht, daß sie hübsch ist. Ich wage aber zu bezweifeln, daß physische Vorzüge allein einem Manne wie Ihnen genügen können. Und sehen Sie, Berting, darauf und darauf allein gründete sich meine Vermutung, daß Ihr Kummer einen delikaten Grund habe. Habe ich falsch geraten? Ich glaube nicht! Was ich wollte, und was mir leider mißglückt ist, war einfach, Sie zu befreien von einem Drucke, unter dem ich Sie leiden sah. Das war die gute und selbstlose Absicht, die mich geleitet hat, und die von Ihnen so schmählich mißverstanden worden ist."

„Wissen Sie, daß ich Ihnen kein Wort glaube, Silber!" sagte Fritz, der während der ganzen Rede des Menschen hatte an sich halten müssen, nicht loszubrechen. „Abgesehen davon, daß ich Ihnen nie und nimmer das Recht eingeräumt habe, sich als mein Freund zu gerieren, traue ich auch Ihren selbstlosen Absichten nicht. Sie sind von jemandem geschickt! Und ich glaube zu wissen, von wem. Es wäre mir nur interessant, zu erfahren, welchen Dank Sie von Frau Eschauer erwarten für den Gang."

Silber zuckte zusammen bei der Frage. Es war das erste Mal, daß Fritz ihn die Fassung verlieren sah. Sein beredter Mund war plötzlich verstummt. Der gekrümmte Rücken wurde runder, die Schultern senkten

sich tiefer. Es hatte fast den Anschein, als schäme sich der Mensch.

„Wenn Sie es nun einmal wissen," sagte er schließlich kleinlaut, „dann wäre es Dummheit, zu leugnen. Aber um eines möchte ich Sie doch inständig bitten: trauen Sie mir keine niedrigen Motive zu, Berting! Daß ich eine Unbesonnenheit begangen habe, will ich gern zugeben. Wenn Ihnen etwas daran liegt, will ich auch bekennen, daß ich mich in Dinge gemischt habe, die mich nichts angehen. Aber lassen Sie den Verdacht fallen, als hätte ich um irgendeines Vorteils willen den Gang zu Fräulein Lux unternommen. Er ist mir, das können Sie glauben, schwer genug geworden. Aber sehen Sie, es ist eine Dame im Spiele, eine kranke Dame. Ich habe, wenn Sie denn durchaus mein Motiv wissen wollen, aus Mitleid gehandelt."

„Erst sollte es Freundschaft sein, jetzt ist es gar Mitleid! Was soll man Ihnen glauben?"

„Wenn Sie gehört hätten, wie Frau Annie mich bestürmt hat! Ich sage Ihnen, die Frau ist außer sich vor Eifersucht. So, nun wissen Sie alles! Wenn ich Ihnen vorhin nicht die Wahrheit gesagt habe, so geschah das, weil es sich um ein fremdes Geheimnis handelt. Ich hielt es nicht für mein Recht, die Herzensangelegenheiten einer Dame ans Licht zu ziehen. Nun ist es doch geschehen! Ich habe müssen indiskret sein, um mich vor Ihnen zu rechtfertigen. Ich hoffe, Berting, Sie glauben mir nun!"

Die letzten Worte wurden mit starkem Pathos gesprochen. Silber hatte seine ganze selbstgefällige Sicherheit wiedergewonnen. Diesem Menschen war nichts anzuhaben. Wie er es verstanden hatte, die Sache so zu wenden, daß er als der Edelmütige dastand!

Man hätte mehr als die Spürkraft und Beharrlichkeit eines erfahrenen Detektivs besitzen müssen, um seiner aalglatten Schmiegsamkeit beizukommen.

Auf dem Schreibtisch, vor dem diese Unterhaltung geführt wurde, stand die Photographie eines jungen Mädchens. Fritz bemerkte das Bild erst jetzt und konstatierte, daß es niemand anders darstelle als Fräulein Mimi Beierlein. Siegfried Silber, dem so leicht nichts entging, fing seinen Blick auf und lächelte selbstbewußt.

„Sie wundern sich vielleicht, dieses Bildchen hier zu sehen," sagte der Redakteur des „Impressionist" und nahm die Photographie zur Hand, die er sorgfältig abwischte und mit einer zärtlichen Geste wieder auf ihren Platz zurückstellte.

„Ganz und gar nicht!" erwiderte Fritz. „Fräulein Beierlein ist ja Ihre Mitarbeiterin geworden, wie ich aus der letzten Nummer ersehen habe."

„Ach, mein Gott, ja! Was tut man nicht aus Höflichkeit! Das Gedicht ist ja nicht gerade literarisch, aber es ist doch auch nicht geradezu schlecht. Und eine so allerliebste Verfasserin — Sie verdenken mir das wohl, Berting?"

„Bewahre! Ich mische mich nicht in Ihre Angelegenheiten, Silber. Und es wäre mir lieb, wenn Sie das gleiche mir gegenüber beobachteten in Zukunft."

* * *

Während der letzten bewegten Tage war Fritz nicht dazu gekommen, Hedwig von Lavan aufzusuchen. Jetzt holte er es nach, traf sie aber nicht an. Das pausbäckige Dienstmädchen meinte, das gnädige Fräulein sei zum Herrn Doktor gegangen, eine Erklärung, die

Fritz schon mehr als einmal zu hören bekommen hatte, wenn Hedwig nicht zu Haus war.

Er setzte sich in ihr Zimmer. Auf dem Tische lag ein dicker, roter Band: „The Egoist“ von George Meredith. Fritz kannte das Buch, ja, es gehörte zu seinen Lieblingen. Es war eines von denen, die er gern zur Hand nahm, um darin nach Laune einzelne Passagen nachzulesen. Und auch heute tat er so.

Darüber verging eine Stunde.

Hedwig schien recht lange bei ihrem Mentor zu bleiben. Fritz erhob sich zum Gehen. Er hatte bei dem herrlichen Wetter einen Ausflug vor, den er sich nicht entgehen lassen wollte.

Am nächsten Morgen fand er die üblichen Zeilen von Hedwig vor. Sie sprach ihr Bedauern aus, daß man sich verfehlt habe, gleichzeitig lud sie ihn zum Essen ein.

Fritz hatte für diesen Tag bereits eine Verabredung mit Heinrich und Toni Lehmfink. Er begab sich daher zu Hedwig, um ihr zu sagen, daß er nicht abkommen könne. Sie bedauerte das und fragte nebenbei, ob er für den ganzen Nachmittag und Abend versagt sei.

Dann legte sie ihm Fahnen vor von ihrer Novelle. Sie hatte noch niemals Korrekturen gelesen und bat um Unterweisung darin.

Fritz blieb zum Luncheon. Hedwig erzählte, daß sie Briefe habe von den Tanten. Danach gehe es Amanda Tittchen besser; die Ärzte hätten ihr die Heimreise gestattet. Man müsse also auf baldige Rückkehr der Damen gefaßt sein.

Lachend fügte Hedwig hinzu, sie sei bereits dabei, all die Scheußlichkeiten, die sie aus den Zimmern entfernt habe, wieder an ihren Platz zu bringen, überhaupt

das ganze Hauswesen in die altgewohnten Gleise zurückzuleiten. Das Ende der schönen Freiheit nahe mit Macht heran. Die alten Jungfern dürften um Gottes willen nicht merken, daß während der Abwesenheit der Katze die Mäuse in der Wohnung getanzt hätten.

So machte sie sich auf Kosten ihrer Pflegemütter lustig. Fritz berührte dieser Ton unangenehm. Sicherlich waren die Damen Tittchen komische Figuren, aber es schien nicht gerade Hedwigs Sache, mit ihren Wohltäterinnen Spott zu treiben.

War es nicht, als spränge dieses junge Ding mit den Menschen um, wie ein Spieler mit seinen Figuren, ohne jeden Herzensanteil? —

Fritz bildete sich ein, die Frauen ein wenig zu kennen. Sie hatten sich ihm in mannigfaltigster Gestalt gezeigt. Allen schien doch gemeinsam: Unmittelbarkeit des Gefühls, die Mitteilsamkeit der wärmeren, offeneren Natur.

Aber Hedwig von Lavan warf all seine Kennerschaft über den Haufen. Ihr Wesen und Verhalten gab beständig beunruhigende Rätsel auf. Was hätte er darum gegeben, auf kurze Minuten nur sie mit seinen Blicken durchdringen zu können, um endlich einmal zu entdecken, was hinter der lieblichen Maske ihrer Züge sich verberge.

Er hatte manchmal ihren kühlen, grauen Augen gegenüber das Gefühl, Modell zu sitzen. Derselbe überlegene Hohn, mit dem sie die Menschen ihrer Umgebung behandelte, schien ganz versteckt auch dann um ihre Mundwinkel zu zucken, wenn sie mit ihm sprach.

Unbefriedigter denn je schied er heute von ihr, und der Gedanke, daß er den Nachmittag mit dem Geschwister-

paar Lehmfink verbringen werde, bedeutete ihm in dieser Stimmung geradezu Trost.

Heinrich schlug einen Spaziergang vor über die Berge, nach einem beliebten, ganz von Wald umgebenen Ausflugsort, der sich gerade jetzt, wo am Nadelbaum der Maiwuchs sproßte und die Buche im Schmucke des jungen Laubes stand, aufs beste präsentieren mußte.

Während Toni sich für den Gang zurecht machte, hatten die beiden Freunde eine kurze Unterredung. Heinrich erkundigte sich nach Almas Befinden; Fritz gab zur Antwort, daß es ihr gut gehe. Er versuchte, dem wenig behaglichen Thema zu entfliehen. Lehmfink jedoch ließ sich so nicht abfertigen. Er äußerte sein Staunen, daß Fritz noch keinerlei Vorbereitungen getroffen habe, Alma die schwere Zeit, welche immer näher heranrückte, zu erleichtern. Er wies den Freund auf die Größe der Verantwortung hin, die er auf sich nehme, wenn dem Mädchen ein Unfall zustoße.

Es war für Fritz wunderlich, hier mit nüchtern verständigen Worten Dinge berührt zu hören, an die er sich nicht einmal in Gedanken herangewagt hatte, von einer Art Aberglauben beseelt, als könne durch das Nicht-daran-denken das Unabwendbare hinausgezögert werden.

Lehmfink riet, Alma, wenn es erst so weit sein werde, in einer Frauenklinik unterzubringen. Dann stieß Toni zu den beiden, und damit verbot sich das Weiterführen dieser Unterhaltung von selbst.

Sie hatten zu dreien Platz genommen im ländlich einfachen, nur mit einem Holzzaun umgebenen Garten einer Restauration. Die alten Kastanienbäume, deren zart rosagelbe Blättchen eben die klebrigen Hüllen

sprengten, gaben noch wenig Schatten. Aber man hatte das Haus hinter sich zum Schutze gegen die Frühlingssonne. Vor ihnen lief die Straße vorbei, dahinter, jenseits des Wassers, erhob sich ein mäßig hoher, steiler Berg, der mit Fichten und Tannen bewachsen war. Von dem felsigen Gipfel leuchteten, einer Mütze gleich von hellgrüner Farbe, luftige Buchenkronen auf silbergrauen Stämmen in den blauen Himmel hinein.

Der vordere Teil des Gartens war schon ziemlich besetzt von Gästen, die aus der Stadt gekommen waren, im Wagen, zu Rad oder mit der Eisenbahn, die wenigsten zu Fuß; denn die Entfernung war schon ziemlich groß.

Fritz und das Geschwisterpaar unterhielten sich damit, die Kommenden und Gehenden bei sich Revue passieren zu lassen, zu beobachten und wohl auch zu kritisieren. Heinrich und Fritz, die über Jahr und Tag in diesem Lande lebten, hatten sich bereits so an die Aussprache der Eingeborenen gewöhnt, daß sie ihnen kaum noch auffiel. Tonis Ohr war minder abgestumpft gegen das Außerordentliche dieses Idioms. Es gewährte ihr Belustigung, das Völkchen von munteren Ausflüglern in seinen Äußerungen harmloser Gemütlichkeit zu belauschen.

Man sprach über die große Verschiedenheit der einzelnen deutschen Stämme. Fritz Berting nahm für die Niedersachsen die reinste Sprache und die feinste Lebensart in Anspruch. Toni trat für Gradheit und kerniges Wesen des Schwabenvolkes ein. Heinrich stellte die Behauptung auf, daß es eine der vielen großen, in der Zukunft zu lösenden Aufgaben sei, einen festen deutschen Typus zu entwickeln, ohne die Stammeseigenart zu verwischen.

Doch vertiefte man sich nicht weiter in das Thema. Der Trubel, der ringsum herrschte, ließ eine intimere Unterhaltung kaum aufkommen.

Viele Familien hatten ihre Kinder mitgebracht, die spielend zwischen den Tischen hin und her liefen. Hier schien ein Eldorado zu sein für Liebespärchen. Dazwischen sah man Schüler, Touristen und Stadtdamen, die zum ersten Male ihren Teint der Frühlingssonne aussetzten. Die Kellner hatten alle Hände voll zu tun. Der Wirt machte glänzende Geschäfte.

Soeben schien wieder ein Eisenbahnzug angekommen zu sein, der neuen Nachschub heranbrachte.

Fritz betrachtete sich die verschiedenartigsten Gestalten, als sein Blick gefesselt wurde durch ein Paar, einen Herrn und eine Dame, die getrennt gingen von dem übrigen Troß.

Diese zierliche Gestalt im schicken, grauen Straßenkleide, der große, bartlose Mensch neben ihr im Bummelanzug mit dem hellen Schlapphut — — — Fritz Berting mußte an sich halten, nicht einen Ruf der Überraschung auszustoßen, als er nicht weiter als zwanzig Schritt von sich, jenseits des niederen Zaunes, Hedwig von Lavan und Waldemar Heßlow vorüberschreiten sah.

Er saß wie erstarrt. Der Gedanke, aufzuspringen und jenen nachzueilen, kam ihm zu spät. Schon war die Vision verschwunden.

Heinrich Lehmfink wunderte sich über Fritzens verstörtes Aussehen und fragte, ob ihm etwas fehle. Fritz, dem im Augenblick keine andere Entschuldigung einfiel, sagte: er glaube, sich erkältet zu haben; ihm sei nicht wohl zumute.

Das Geschwisterpaar zeigte sich ernstlich besorgt und beriet, was zu geschehen habe.

Fritz hatte inzwischen einen Entschluß gefaßt. Er wollte unter allen Umständen herausfinden, was das eben Gesehene zu bedeuten habe. Die Spur der beiden hier weiter zu verfolgen, schien zwecklos. Am meisten Aussicht, sie zu überraschen, hatte man wohl, wenn man sich in der Nähe des Bahnhofs postierte; denn da sie mit der Bahn gekommen, würden sie wohl auch von dort wieder abfahren.

Er erklärte, daß er nach Haus zurückkehren wolle; die Freunde sollten sich jedoch ja nicht durch ihn in ihrem Vergnügen stören lassen. Aber die Geschwister wollten davon nichts hören. Sie begleiteten ihn zum Bahnhof. Fritz verwünschte im stillen ihre wohlgemeinte Fürsorge.

Als ob er einen Schlag vor den Kopf bekommen hätte, ging er einher. Hedwig hinterging ihn! Mit diesem widerwärtigen, aufgeblasenen Gesellen Heßlow, der keinen anderen Vorzug hatte als seine muskulöse Figur, hinterging sie ihn. War es denn möglich? Wer weiß, wie oft sie sich hinter seinem Rücken bereits mit dem Schauspieler getroffen haben mochte!

Heinrich Lehmfink hatte festgestellt, daß der nächste, stadtwärts gehende Zug sehr bald eintreffen werde. Fritz, der seinen vorhin gefaßten Plan, hier auf das Pärchen zu warten, längst wieder aufgegeben hatte, löste ein Billett und saß kurz darauf im Coupé.

Er wollte Hedwig von Lavan nicht wieder sehen, nie im Leben wieder! Sie war ihm widerwärtig, ekelhaft, verächtlich.

Die Eifersucht erfaßte ihn, schüttelte ihn wie ein Fieber. Er konnte nur den einen qualvollen Gedanken denken: Was treiben die beiden jetzt? — Seine Phantasie malte ihm die äußersten Möglichkeiten körperhaft deut-

lich vor. Er hätte aufschreien mögen, zähneknirschend die Fäuste ballen vor ohnmächtig blöder Wut. Seine Gedanken, wie zügellose, gierige Hunde, eilten immer wieder zurück zu diesem Bilde in verzweifelter, selbstquälerischer Wollust.

Er wußte, daß er lächerlich war, daß seine Eifersucht sinnlos sei, zwecklos und unberechtigt. Welches Recht hatte er denn auf Hedwig? Sie war frei. Wenn sie sich wegwerfen wollte, konnte er sie daran hindern?

Aber daß sie so geschmacklos war, gerade sie! Daß sie den Unterschied nicht sah zwischen ihm, Fritz Berting, und einem Waldemar Heßlow! Daß sie sich hatte übertölpeln lassen von niedrigster Sinnlichkeit, sie, der er zugetraut, daß sie das feinste Gefühl besitze für Nuance, und die empfindlichsten Künstlernerven.

Zu denken, daß man sie hätte haben können! Zu denken, daß man es vielleicht nur versehen hatte durch Zartgefühl! Daß man mit aller Verfeinerung und Geisteskultur schließlich doch den kürzeren gezogen hatte stupider Brutalität gegenüber, die skrupellos auf das eine Ziel los gegangen war und es auf kürzestem Wege erreicht hatte.

Als Fritz in der Stadt ankam, stand er vor der Frage, was er nun eigentlich tun solle. Auf dem Bahnhof lauern, bis das Paar zurückkam, und ihnen dann nachlaufen? — Er wollte sich nicht noch lächerlicher machen, als er es schon war.

Er ging ins Kaffeehaus und versenkte sich in Zeitungen. Bald fand er jedoch, daß er nicht imstande sei, aus den gedruckten Zeilen irgend welchen Sinn herauszulesen. Er verließ das Café und begab sich in

seine Wohnung. Auf dem Tische fand er noch Hedwigs Brief vom Morgen aufgebrochen liegen.

Der Anblick ihrer Handschrift stellte ihm die ganze Persönlichkeit im Nu vor die Seele. Er sah sie an ihrem Schreibtisch in dem kleinen Zimmer sitzen und diese Zeilen auf das Papier werfen, mit ihrem undefinierbaren Lächeln um die schmalen, verschlossenen Lippen. Jetzt hatte dieses Lächeln schon eher einen Sinn für ihn bekommen; Spott hieß es und List.

Wie oft mochte sie sich schon auf seine Kosten belustigt haben! Vielleicht gab es ihren Zusammenkünften mit dem Galan erhöhten Reiz, daß sie ihn betrügen konnte. Vielleicht gehörte sie zu jenen raffiniert grausamen Naturen, die einen Zusatz von Gefahr brauchen, um Wollust zu empfinden.

Wie er sie haßte, wie er diese kühlen, grauen Augen, diese glatte Stirn, diese zarte Haut haßte als heimtückische Verführer seiner Sinne! Wenn er das Mädchen hier gehabt hätte, er hätte sie schlagen können, würgen wollen, um ihr zu zeigen, daß auch er brutal, roh, gemein zu sein vermöge, da ihr am Manne das Tier allein zu imponieren schien.

Die Erinnerung an manche in ihrer Gesellschaft verbrachte Stunden trieb ihm die Schamröte ins Gesicht. Was hatte er nicht alles in Hedwig hinein phantasiert! welche Feinheit des Empfindens und des Geschmackes, Welche Unberührtheit des Wesens. Für ihn war eine musikalische Wirkung ausgegangen von ihr. Zu Versen hatte sie ihn inspiriert. Diese Verse! — Angeschmachtet hatte er sie wie der grünste Junge. Zu übersinnlicher, sentimentaler Liebe hatte ihn eine Person hingerissen, die, wenn man ihr hinter die Maske blickte, die Instinkte einer Dirne offenbarte.

Zu welchen Hoffnungen und Erwartungen sublimster Art hatte er sich nicht verstiegen, verleitet durch ihre Lieblichkeit, die wie ein zartes Deckblatt die Fäulnis dieser jungen Knospe verbarg. Führer auf geistigem Gebiete hatte er ihr sein wollen. Ihren Geschmack läutern, ihren Horizont erweitern, ihren Stil durchbilden. Das waren einige seiner Ansichten gewesen. Wie war sie ihm voll Aufmerksamkeit und Wißbegier gefolgt, hatte alles, was er ihr rückhaltlos bot, gierig aufgenommen, klug sich zu eigen gemacht! Und welche haarscharfe Linie hatte sie dabei zwischen dem Lehrer und dem Freunde zu ziehen gewußt; wie hatte sie mit erstaunlicher Geistesgegenwart verhindert, daß der Lehrer je seine Stellung vergesse, daß er sich Rechte anmaße des Freundes!

Hedwig schien sich wundervoll auf die Kunst zu verstehen, Geist und Sinnlichkeit, Lernen und Genießen in getrennten Scheuern zu sammeln.

Aber bei all den wütenden Anklagen, die der Eifersüchtige gegen sie schleuderte, von der er sich betrogen fühlte, gab es doch auch eine Stimme in ihm, die zur Nachsicht mahnte.

War denn Hedwigs Schuld wirklich klar erwiesen?

Fritz las noch einmal ihren Brief durch. Sie hatte ursprünglich offenbar die Absicht gehabt, den Nachmittag mit ihm zu verbringen. Vielleicht war die Sache ganz harmlos so verlaufen, daß der Schauspieler Hedwig besucht hatte, nachdem Fritz gegangen, und bei dem schönen Wetter hatten sich die beiden zu einem Ausfluge gefunden. Vielleicht! — Denn warum war ihm der nämliche Wunsch, mit ihr auszufliegen, so oft standhaft verweigert worden?

Der Gedanke kam Fritz, sofort in Hedwigs Wohnung

zu gehen. Sie konnte kaum zurück sein. Wenn man hörte, welche Erklärung heute für ihr Ausbleiben vorgebracht wurde! Vielleicht gab das einen Fingerzeig.

Der Wunsch, Hedwig nicht so schlecht zu finden, wie er sie sich in der letzten Stunde gemacht hatte, beflügelte seine Schritte.

Das pausbäckige Mädchen nahm eine erstaunte Miene an, als Berting an der Tür erschien und fragte, ob Fräulein von Lavan zu Haus sei. Das gnädige Fräulein sei in der Stadt zu Besorgungen, lautete die nach einigem Überlegen zögernd gegebene Antwort. Wann sie fortgegangen sei, erkundigte sich Fritz. Vor einer Stunde etwa', den ganzen Nachmittag über wäre sie zu Haus gewesen, hieß es. Der Eifer, mehr zu sagen als gefragt war, allein schon verriet die Lüge.

Berting wußte genug. Die Zofe war also mit im Komplott.

Er ging. Wohin jetzt?

Einen Augenblick dachte er daran, Alma aufzusuchen. Aber der Gedanke erschien ekelhaft. Sollte Alma ihn trösten, daß er Hedwig verloren hatte?

Schließlich blieb er in dieser Stadtgegend, schlenderte die Straße auf und ab und hielt seine Augen auf die Passanten gerichtet. Es wäre doch interessant gewesen, festzustellen, wann sie zurückkehren würde, ob allein oder in Begleitung. Wer weiß, vielleicht nahm sie den Verehrer gar mit zu sich ins Haus!

Wieder kam die Eifersucht über ihn, diesmal als tiefe, dumpfe Verzweiflung. Sein Stolz lehnte sich kaum noch auf, er knirschte nicht mehr vor Haß und Verachtung, viel lieber hätte er weinen mögen über seine Ohnmacht.

Was wollte er noch hier? Sich vergewissern über

das, was er ganz genau wußte! Hedwig anhalten, zur Rede stellen, seine Eifersucht zeigen, dem glücklichen Rivalen den Triumph versüßen!

Sinnlos war es, ganz sinnlos, was er vor hatte, und seiner ganz unwürdig. Aber er konnte nicht anders. Es hielt ihn fest, es zog ihn zu seiner eigenen Qual hin zu dem, was Demütigung werden mußte für ihn.

Er hatte irgendwo einmal ein Blatt gesehen von einem modernen Meister, die Eifersucht darstellend: einen kahlen, eunuchenartigen Männerkopf, einäugig, stieren, leeren Ausdrucks. Das Bild der Impotenz, des Entmanntseins. Der Künstler hatte das schreckliche Gefühl an der Wurzel gefaßt, den Fluch, die Lächerlichkeit des Hungrigen, der mit wässerndem Munde verdammt ist, dem glücklichen Schmausen anderer zuzuschauen.

Die Straßenlaternen brannten schon; Fritz Berting ging noch immer auf und ab. Und wenn er die Nacht auf der Straße hätte zubringen müssen, er wollte es durchsetzen, Hedwig zu sehen.

Eine Droschke kam die Straße herauf. Sie fuhr langsam und hielt schließlich. Fritz trat in den Schatten einer vorspringenden Ecke und beobachtete mit verhaltenem Atem.

Hedwig entstieg dem Wagen. Er erkannte sie sofort, obgleich sie in einen langen, weiten Mantel von dunkler Farbe gehüllt war. Sie blieb neben dem Wagen stehen und fragte den Kutscher nach dem Fahrgeld.

Inzwischen war Fritz aus seinem Versteck vorgetreten. Hedwig suchte beim Schein der Wagenlaterne in ihrem Portemonnaie. Sie bemerkte Fritz erst, als er grüßend vor ihr stand.

„Sie!"

„Ja, wenn Sie gestatten! Darf ich Ihnen vielleicht mit kleinem Gelde aushelfen?"

„Nein, ich danke! Was wollen Sie denn hier so spät?"

„Das möchte ich Sie fragen!"

„Ach, ich war nur bei Doktors. Die haben mich so lange aufgehalten."

„Ich denke, Ihr Doktor wohnt gleich hier um die Ecke herum — wie?"

Da das Mädchen hierauf nicht sogleich antwortete, fragte er den Kutscher: „Wo kommt denn die Fahrt her?"

Der Mann, in der Ansicht, daß ihm vom Preise abgehandelt werden solle, erklärte, billiger könne er es nicht machen bei der Entfernung, und nannte die Stadtgegend, aus der man komme.

„Wohnt nicht Waldemar Heßlow dort herum?" fragte Berting halblaut, nur für Hedwig verständlich.

Das Mädchen schwieg, drückte dem Kutscher ein Geldstück in die Hand, zog ihren Mantel fester um sich und schritt nach der Gartentür, die sie aufschloß.

Als sie schnell hindurchschlüpfen wollte, vertrat ihr Fritz den Weg. „Ein paar Worte nur!" sagte er.

„Was ist denn mit Ihnen heute? Was wollen Sie von mir?" erwiderte Hedwig, wobei ihre Stimme kaum merklich zitterte.

„Sie haben den Nachmittag mit Waldemar Heßlow verlebt? Leugnen Sie das?"

„Leugnen — wozu? Aber was fragen Sie, wenn Sie es wissen?"

„Und sind mit ihm in seiner Wohnung gewesen?"

„Warum nicht?"

„Was ist das für ein Mantel, den Sie anhaben? Heute nachmittag trugen Sie den nicht.“

„Es ist Heßlows. Ich wollte mich nicht erkälten bei der Nachtfahrt. Morgen schicke ich ihn wieder zurück oder vielleicht holt er ihn sich selbst. Wissen Sie nun genug?“

Damit wollte Hedwig nach dem Hause enteilen. Fritz sprang ihr nach und faßte sie am Handgelenk.

„Hedwig, sich so wegzuwerfen! Es ist abscheulich, gemein — ich habe keine Worte!“

„Wenn Sie wüßten, mein Lieber, wie Ihnen moralische Entrüstung schlecht steht!“

„Ich brauche nur ein Wort zu sagen, und Ihr Renommee ist hin. Sie haben aufgehört, Dame zu sein!“

„Ich brauche nur ein Wort zu sagen, und Sie sind lächerlich vor aller Welt. Lassen Sie mich los! Ich will zu Bett gehen. Ich bin müde; dieses Wetter macht müde!“

Fritz Berting stampfte mit dem Fuße auf. Er ließ ihren Arm nicht fahren. Wenn er nur irgend etwas gewußt hätte, womit er diese Person hätte verwunden können, so recht tief verwunden!

„Denken Sie denn, daß Heßlow Ihnen Treue halten wird? Nicht einmal jetzt ist er Ihnen treu, ich wette.“

„Gott, sind Sie geschmacklos und dumm! Wer sagt denn, daß ich mir aus Treue etwas mache?“ Sie brach in ein Lachen aus, das heftiger wurde, je länger er ihren Arm drückte. Schließlich gab er sie frei.

Hedwig lief schleunigst zum Haus. Als sie auf den Entreestufen stand und die Haustür aufgeschlossen war, rief sie ihn mit Namen.

„Was wollen Sie noch?“ fragte er.

„Frieden machen. Wollen Sie morgen zum Luncheon zu mir kommen?“

„Sind Sie verrückt?“

„Kommen Sie doch nur! In spätestens acht Tagen sind die Tanten zurück, und dann geht Fastenzeit an für mich Ärmste. Wollen Sie nicht?“

Fritz wandte ihr den Rücken. Er hörte noch ein höhnisches Gekicher hinter sich drein.

* * *

Er war fertig mit Hedwig von Lavan, das verstand sich von selbst; aber mit dem, was sie ihm angetan hatte, war er noch lange nicht fertig. Es schien ihm das Bitterste, das Schmachvollste, was er jemals erlebt. Er kam nicht los davon in Gedanken. Es war nicht Eifersucht, mehr ein melancholisches Grübeln, ein selbstquälerisches Immer-von-neuem-durchleben seines Irrtums.

Was seinen Stolz am meisten kränkte, sein Selbstbewußtsein am tiefsten erschütterte, war der Gedanke, daß er sich so hatte täuschen lassen. Er glaubte doch Menschenkenntnis zu besitzen und hatte sich immer eingebildet, ein Frauenkenner zu sein. Hier war er genasführt worden wie der allergrünste Anfänger. Eigentlich nur Zufall, plumper Zufall hatte ihm schließlich die Augen geöffnet. Wäre dieser Zufall nicht gewesen, so würde er die Rolle des nützlichen Freundes und schöngeistigen Lehrers, die ihm das Fräulein gütigst angewiesen hatte, ruhig weitergespielt haben.

Über die Falschheit konnte man noch am ersten hinwegkommen, seit man sie in ihrem wahren Wesen durchschaut hatte. Schlimmer war das Bewußtsein, ein großes Kapital von Hoffnungen, einen Einsatz von

Illusionen in sie hineingesteckt und verloren zu haben. Er merkte es jetzt erst, was er bei dieser Katastrophe einbüßte, was mit Hedwig von ihm ging, was sie ihm an guten Kräften gekostet hatte.

Gewarnt war er oft genug worden durch Stimmen seines Inneren. Hatte er sich nicht wiederholt selbst gesagt, daß er bei diesem Verkehr mehr gebe, als er jemals zurückerhalten konnte? Aber das Rätsel ihrer Persönlichkeit hatte ihn immer und immer wieder angereizt. Der Traum, doch noch einmal zum Kern dieses melusinenartigen Wesens durchzubringen und ihre schlummernde Psyche zu wecken, war ihm zum Verführer geworden.

Berting liebte die Abrechnungen nicht, weder die pekuniären noch die moralischen. Auch als er noch im Besitze von Geld war, hatte er ohne Budget gelebt. Aber immer konnte man beim besten Willen nicht darum herumkommen, eine Summe zu ziehen.

Ein Gefühl kam über ihn, wie es einen manchmal im Traum quält, als gehe man auf ganz dünner Decke über schwankendes Moorland. Der nächste Schritt schon mochte das Versinken bringen. Weit und breit kein Mensch, dessen Hilfe man hätte anrufen können.

Wohin trieb sein Leben? Was hatte er in der letzten Zeit gewonnen? War er nicht viel ärmer als zuvor?

„Sublime Sensationen," wie es Chubsky genannt haben würde, hatte ihm Hedwig von Lavan suggeriert. Hielt er, nachdem dieser Rausch der Nerven verflogen war, irgend etwas Gutes, Erfreuliches in Händen, irgend etwas, woran er sich hätte erheben können?

In einen trostlosen Sumpf hatte ihn ein zwitter-

hafter Kobold gelockt, um ihn mit verwirrten Sinnen hohnlachend dort im Stich zu lassen.

Er hatte Alma verlassen, weil ihm das Mädchen geistig nicht genügte, und weil er meinte, daß sie ihn auf ein tieferes gesellschaftliches Niveau herabziehe. Bei Hedwig hatte er das zu finden geglaubt, was Alma fehlte: Haltung der Dame, Kultur des Geistes und Geschmackes.

Was hatte er bei diesem Wechsel schließlich eingetauscht? War er gestiegen oder war er nicht vielmehr jählings gestürzt aus lächerlicher Einbildung zur platten Erde?

Bis zur Selbstverachtung herabdrücken konnte einen das schmachvolle Bewußtsein, daß man die treue, in schwerer Zeit erprobte Freundin verachtet, preisgegeben und verraten hatte um eines Wesens willen, das sich, bei Lichte besehen, als Spuk auswies und Phantom.

Zu Alma trieb es ihn jetzt mit verjüngter Zärtlichkeit. Fritz sah das Mädchen mit neuen Augen, die gelernt hatten, das Echte zu suchen, weil sie noch schmerzten vom Erkennen des Zerrbildes. Er fand melancholischen Trost in dem Gedanken, seine Untreue gut machen zu können.

Alma wußte gar nicht wie ihr geschah. Sie hatte zwar niemals die Hoffnung gänzlich aufgegeben, daß der Liebste ihr eines Tages zurückkehren würde; denn sie trug ein geduldiges und unverzagtes Herz in der Brust. Der Glaube an die Kraft der Liebe war ihr angeboren. Nie, selbst in der schlimmsten Zeit seiner Vernachlässigung nicht, hatte sie geglaubt, daß sie ihren Fritz für immer verloren habe. Jeden Abend betete sie, daß Gott sein Herz wenden und ihn ihr zurückbringen möge. Nun sah sie ihre Bitte herrlich erfüllt.

Sie forschte nicht, wie und wodurch sein Sinn gewandelt worden sei; sie ließ sich an dem genügen, was sie erlebte: daß er wieder zu ihr kam, sie mit Aufmerksamkeiten überschüttete und, so gut er es verstand, für ihr Wohlergehen Sorge trug.

Ihr Kummer war wie weggewischt, die bitteren Gefühle wie ausgelöscht. Nichts trug sie ihm nach. Über das Vergangene nachzugrübeln war diesem Geschöpfe ebenso wenig gegeben, wie weit voraus zu sorgen für die Zukunft. Sie lebte auch in ihren Gefühlen aus der Hand in den Mund. Der Geliebte hielt wieder zu ihr, nun war alles gut!

Den schmerzhaften Stunden, die bald für sie kommen mußten, sah Alma getrosten Mutes entgegen. Sie hatte einen neuen Grund, sich auf die Mutterschaft zu freuen; durfte sie doch jetzt hoffen, daß das Kind das Band der Neigung zwischen ihr und dem Geliebten fester knüpfen werde.

Fritz hatte auf Heinrich Lehmfinks Anregung hin neuerdings Schritte getan, Alma in einer Frauenklinik unterzubringen. Er stieß jedoch auf verschiedene Schwierigkeiten. Die öffentlichen Anstalten waren wohl bereit, sich eines Falles wie des von Alma Lux anzunehmen, doch wäre das Mädchen dort mit dem Gros untergeordneter Wöchnerinnen aus den niedersten Ständen zusammen gekommen. Privatanstalten aber waren unerschwinglich teuer. Schließlich wurde Fritz durch Lehmfink mit einem jungen Mediziner bekannt gemacht, einem Assistenzarzt an dem größten Krankenhause der Stadt. Es gelang, den Mann für den Fall zu interessieren. Durch Doktor Mosch erhielt Fritz die beruhigende Zusicherung, daß Alma mit besonderer Rücksicht behandelt werden solle.

Es war vorauszusehen, daß die Geldausgaben groß sein würden in der nächsten Zeit. Dazu herrschte in seiner Kasse wieder einmal völlige Ebbe. Fritz überschlug alle Möglichkeiten, die ihm blieben, Geld heranzuschaffen. Zunächst dachte er natürlich an den Erwerb aus der Feder.

Es war ihm gar nicht nach Dichten zumute. Viel lieber hätte er irgendeine rein mechanische Arbeit verrichtet. Seine Phantasie war vertrocknet; sein Selbstbewußtsein, der Glaube an seine Kraft, gelähmt. Er kam sich vor wie ein Vogel mit gebrochenen Schwingen; nur zu gut wußte er, woher ihm die Wunde gekommen war.

Von seiner jüngsten Novelle erschien eben der Schluß im „Impressionist". Wenn man nun versuchte, diese Arbeit, sobald sie dort frei würde, noch einmal zu verkaufen! Unglücklicherweise hatte er sich jedoch gebunden, die Novelle nicht vor Ablauf eines Jahres anderwärts abdrucken zu lassen. Und dazu stand er sich mit Siegfried Silber seit der letzten Auseinandersetzung nicht gerade auf bestem Fuße. Doch entschloß er sich, an ihn zu schreiben, um die Freigabe der Novelle zu erwirken. In einem kurzen Antwortschreiben lehnte der Redakteur des „Impressionist" ohne Angabe von Gründen diese Bitte ab.

Nun blieb nur noch Weißbleicher. An ihn sich zu wenden war ebenfalls peinlich. Der Verleger betrachtete den „Impressionist" nach wie vor als feindlichen Einbruch in seinen Geschäftskreis und hatte Fritzens Beteiligung an dem Unternehmen als eine Art Untreue vermerkt.

Berting wunderte sich daher nicht, daß er vom Chef der Firma Weißbleicher äußerst kühl empfangen

wurde. Sein Vorschlag, ein Buch von George Meredith für den Verlag zu übersetzen — ein Plan, den er über Nacht gefaßt — fand bei dem Geschäftsmann nur mitleidiges Lächeln. Es stellte sich heraus, daß Weißbleicher von dem großen englischen Romancier überhaupt noch nichts gehört hatte.

Da aber gerade vom Übersetzen die Rede war, kam dem Verleger ein Einfall. Er hatte da vor einiger Zeit das Übersetzungsrecht erworben an einem französischen Roman, von dem er sich Erfolg versprach. Eine Dame, der er das Buch zum Übersetzen gegeben, hatte es ihm zurückgeschickt mit dem Bemerken, es sei ihr zu unanständig. Weißbleicher meinte, der Verfasser des „Geschlecht" werde vielleicht weniger prüde sein.

Fritz ließ sich das Buch geben. Er hatte von dem Autor schon etwas gelesen. Er war einer von jenen französischen Prosaschriftstellern, die ohne die Ambition Dichter zu sein, leidlich interessante Bücher schreiben. Diese Art beherrscht das Handwerkszeug ihres Metiers in hohem Grade, und sie erreicht mehr als mancher vielleicht begabtere Kollege diesseits des Rheines, weil sie auf den Schultern steht einer Schule, und vor allem, weil sie klug genug ist, in Ermangelung von Eigenart sich auf die Tradition zu stützen. So war auch dieses Buch gut geschrieben und technisch äußerst geschickt gemacht. Daß es frivol war, verstand sich von selbst.

Nachdem man eine Zeitlang hin und her gefeilscht hatte, kam der Vertrag zustande. Fritz nahm mit einem Honorar vorlieb, das nicht im Verhältnis stand zum Umfange des Buches. Er war froh, wieder Arbeit zu haben, wenn sie auch minderwertig war. Das Übersetzen half ihm vielleicht äußerlich wenigstens über seine Verstimmung hinweg. Er füllte Bogen auf Bogen,

und Weißbleicher war ganz erstaunt, wie schnell die Sache vonstatten ging.

Fritzens Lebensweise schien zurückkehren zu wollen zu jenen Zeiten, wo er mit Alma zusammen in dem Vorstadtquartier bei Frau Klippel gewohnt hatte. Den ganzen Tag Schreiberei, nur in den Abendstunden, die er jetzt regelmäßig bei Alma zu verbringen pflegte, ein wenig der Arbeit abgestohlene Freiheit.

Aber damals war es doch ganz anders gewesen; damals hatte er mit tiefer Anteilnahme am eigenen Werke geschaffen. Jetzt war er herabgesunken zum Übersetzer. Nur das Bewußtsein, Geld verdienen zu müssen, konnte ihn an der einmal übernommenen Aufgabe festhalten, die ihm je länger je widerwärtiger wurde.

Hie und da sah er Heinrich Lehmfink, der, wenn er zur Stadt kam, selten verfehlte, ihn aufzusuchen. Sie gingen dann, einer alten Gewohnheit folgend, ins Café. Die Zeitungen, welche bei Lehmfink, seit er den Journalismus verlassen hatte, stark in den Hintergrund getreten waren, bekamen neuerdings wieder Interesse für ihn, da jetzt über sein Werk „Deutsche Persönlichkeiten" die Besprechungen zu erscheinen begannen.

In dem nämlichen Kaffeehaus hatte der „Impressionist" sein Hauptquartier aufgeschlagen. Siegfried Silber, Theophil Alois und Markus Hiesel saßen nur wenige Tische von ihnen. Dazu hatten sich neuerdings auch die beiden langhaarigen Poeten aus Frau Hilschius Salon gesellt.

Es war nicht ohne Interesse, diese Corona zu beobachten. In der Kleidung herrschte der Stil von Markus Hiesel vor. Im übrigen regierte Siegfried Silber. Zu Fritzens Belustigung versuchte der kleine Mann, jetzt, wo er es erreicht hatte, Chef einer Clique

zu sein, eine gewisse Bourgeoiswürde anzunehmen. Doch blieb sein seriöses Gebaren nur Pose; es gelang ihm schlecht, die angeborene Fahrigkeit und Lautheit mit dem weihevollen Gebaren in Einklang zu bringen, welches Markus Hiesel in diesem Kreise zur Mode erhoben hatte.

Für Heinrich Lehmfink war natürlich der Unterschied zwischen dem Dichter Karol und dem Chefredakteur des „Impressionist" weit auffälliger als für Fritz Berting, der die verschiedenen Stadien dieser Mauserung aus nächster Nähe mit angesehen hatte. Fritz erzählte ihm, was er von Silbers Aspirationen auf die Hand von Fräulein Mimi Beierlein, einziger Tochter einer wohlhabenden Hausbesitzerswitwe, wußte.

Lehmfink nickte zufrieden. „Bravo! So mußte es kommen! Erinnerst du dich, Berting, was ich dir hier an dieser Stelle von Siegfried Silber gesagt habe?"

Fritz entsann sich sehr gut des erwähnten Gespräches.

„Er macht schneller Karriere, der Edle, als ich es selbst seiner Fixigkeit zugetraut hätte!" meinte Lehmfink.

* * *

Das französische Buch, das Berting übersetzte, war typisch für den Pariser Sittenroman mittlerer Qualität. Das Buch durfte immerhin Anspruch erheben, zur Literatur gerechnet zu werden, wenn auch nur zu der des Augenblicks.

Der Roman war eine von jenen letzten Muscheln, welche die große, naturalistische Woge, die über das französische Schrifttum hingegangen ist, ans Land geworfen hatte. Er atmete nicht den menschlich-animalischen Dunst, den Brodem von Schweiß, Blut, Kohlenstaub, Pulverdampf und von Kloakengerüchen, die aus dem gigantischen Zyklus der Rougon-Macquart auf-

steigen. Es herrschte bei diesem raffinierten Epigonen mehr der betäubende Duft des Treibhauses vor. Der Autor war geschmackvoller und lieferte feinere Detailarbeit als der große Al-Fresko-Maler Zola mit seiner dunklen Palette. Und die exakte Wirklichkeitsanalyse eines Stendhal, die solide Gesellschaftskenntnis eines Balzac war hier schon umgeschlagen in impressionistische Nervenzerfaserung und Seelenriecherei.

Beim Übersetzen eines Buches lernt man den Autor ganz anders kennen als beim bloßen Durchlesen. Man denkt ihm ja alle seine Gedanken doppelt nach, im fremden und im eigenen Idiome. Man belauscht ihn recht eigentlich in der innersten Werkstätte.

Fritz war erstaunt, mit wie wenig Eigenem und mit wie viel geschickter Mache dieses Werk zusammengestellt war. Die Erscheinung gab ihm zu denken.

War es heutzutage nicht recht leicht gemacht, ein lesbares Buch zu schreiben? Man mußte nur etwas Phantasie, Kombinationsgabe, Geschmack und Sinn für das Aktuelle besitzen. Man konnte auch ganz gut fremde Autoren für sich dichten lassen. Unendlich war ja der Schatz von Gedanken, Kenntnissen und Beobachtungen, den die Vergangenheit allen zugänglich angesammelt hatte. Wie unsäglich schwer war es dagegen, etwas zu geben, das die persönliche Note trug, etwas, das Aussicht hatte, auch nur einige Jahrzehnte zu überdauern!

Er sprach jetzt oft mit Heinrich Lehmfink über solche Fragen. Des Freundes Buch und die Urteile der Presse gaben Anlaß dazu.

Lehmfink gehörte nicht zu den Autoren, welche die Zeitungen gierig durchstöbern nach günstigen Urteilen über ihre Werke. Er wollte mit seinem Buche weniger

das Wohlgefallen erregen, als auf den Willen des Lesers wirken.

Das schwache Echo, welches seine „Deutsche Persönlichkeit" in der Öffentlichkeit fand, hätte ihn erschrecken können. Die politischen Tageszeitungen schwiegen das unbequeme Buch einfach tot. Ihnen paßte es nicht, weil es allen Richtungen bittere Wahrheiten sagte, und weil es nichts grimmiger angriff als Schlagworte, allgemein geltende Doktrinen und Schablonen, Dinge, von denen sie lebten. Die wissenschaftlichen Revuen wollten auch nichts davon wissen; ihnen war das Buch zu wenig zünftig. Wenn sie es erwähnten, so bedauerten sie den Mangel an Methode darin; nannten den Autor, falls sie höflich waren: einen Dilettanten, falls grob: einen Querkopf. Ein Waschzettel war dem Buche nicht beigegeben; daraus erklärte sich die Ratlosigkeit mancher Feuilletons ihm gegenüber. Man redete daran vorbei, benutzte wohl auch das zu besprechende Werk als Seil, auf dem man dem Publikum allerhand verblüffende Kunststücklein vorführte.

Ein Erfreuliches hatte die Aufnahme des Buches für den Autor; sie bewies ihm, wie notwendig es gewesen sei, es zu schreiben.

Fritz Berting hielt es für seine Pflicht, die Kultur der Gegenwart, welche Lehmfink seinem Empfinden nach allzu scharf kritisiert hatte, in Schutz zu nehmen. Das scheine ihm ein Fehler an dem schönen und in vielem so gerechten Buche, daß es gegenwartfeindlich sei, daß es unter Mißachtung des Gewordenen in die Vergangenheit flüchte, deren Größe es gegen die Moderne ausspiele.

Lehmfink stellte in seinem Werke die Behauptung auf: die letzten Dezennien hätten bei allem äußeren

Fortschritt schlecht gewuchert mit dem überkommenen Erbe auf geistigem Gebiet. Fritz verteidigte dagegen die Decadence als eine Erhöhung und Verfeinerung unserer Genußfähigkeit und damit als eine Weiterbildung und Bereicherung der menschlichen Natur nach der Geschmacksseite hin. Lehmfink konnte darin einen Ersatz nicht erblicken für das, was an Kraft, Gesundheit und solider Bildung verloren gegangen sei, seitdem wir die Weltanschauung der Väter preisgegeben hätten. Er warf der Moderne Seichtheit vor.

„Nehmen wir eine Erscheinung heraus: den Naturalismus. Ich klage ihn nicht der Unsittlichkeit, des Schmutzes an; das wäre kein ästhetisches Werturteil. Seine Mängel liegen für mich im Geistigen. Er ist Oberflächenkunst, daher das Milieu seine Force und das Seelische seine Renonce. Gewisse Erscheinungen hat er begriffen, solche, zu denen scharfe Sinne gehören: alles Physiologische zum Beispiel. Der Metaphysik gegenüber versagt er. Seine Kunstwerke haben Breite und doch keinen Horizont. Mir ist beim Naturalismus immer zumute wie in einem großen Saale mit allzu niedriger Decke. Er hat keine Höhe des Glaubens und keine Tiefe des Fühlens, will keine haben. Seine Dramen kennen nicht große, einfache Probleme, die doch nach Hebbel das A und O sind der Tragödie. Sie dringen nicht vor bis an die Wurzel des wahrhaft Erschütternden, zum Ethos; darum reißen sie nicht fort, begeistern, entflammen nicht, sondern verstimmen nur."

Fritz warf dieser Behauptung des Freundes einen einzigen Namen entgegen: „Ibsen."

„Um für Henrik Ibsen ein gerechtes Maß zu finden, muß man ihn nur einmal neben einen anderen Großen stellen: Shakespeare. Dann sieht man sofort, was des

Norwegers Stärke und was seine Schwäche ist. Er hat nicht die große, eine Welt umfassende Liebe, den heldenhaften Optimismus, der das Leben bis zu seinen dunkelsten Abgründen durchschaut und es dennoch bejaht. Bei aller Modernität der Probleme ist Ibsen ein alter, schulmeisternder Tüftler, gehalten gegen den ewig jungen Hamlet-Dichter. Und es ist nicht wahr, daß Ibsen uns eine neue Moral gegeben hätte; er hat uns höchstens gezeigt, wo die herrschende morsch und faul zu werden beginnt. Den Ruhm des Arztes will ich ihm nicht abstreiten, des Spezialisten, der ausgezeichnete Diagnosen zu stellen versteht. Aber das gottbegnadete, jugendstarke Ingenium ist er nicht, das uns einen Born der Schönheit und Läuterung aus sich schenkt, wie Dante, Shakespeare, Goethe. Alle diese Großen standen mitten drin im Leben, in ihrer Zeit, ihrem Volke, kämpften, litten, liebten, jubelten, fühlten mit ihren Zeitgenossen. Sie zogen sich nicht zurück in die einsame Höhle der Selbstsucht, wie jener Nordländer es tut, der den Ereignissen kalt und den eigenen Geschöpfen herzlos gegenübersteht. Was Ibsen in meinen Augen richtet, ist sein Egoismus. Leider hat dieser Ideologe den größten Einfluß gehabt auf unsere Literatur. Ganz andere Lehrer hätte ich gewünscht für die junge Generation!"

„Ich glaube nicht," sagte Fritz, „daß die Revolution unseres Geisteslebens durch fremde Größen hervorgerufen ist. Gewisse Einflüsse vom Auslande will ich nicht leugnen. Aber die Eruption wäre gekommen auch ohne Zola, Ibsen, Tolstoi und andere."

„Gewiß, sie mußte kommen, ebenso wie die Erhebung des vierten Standes. Der Naturalismus und der Sozialismus sind Geschwisterkinder. Beide haben

die Luft gereinigt. Beide hatten Berechtigung als Opposition gegen Verflachung, Philistertum, Versumpfung des Alters. So lange sie jung und stürmisch waren, konnte man ihnen Sympathie nicht versagen; aber jetzt sind sie beide auf dem besten Wege, selbst fette Bourgeois zu werden. Der wissenschaftliche Sozialismus zeigt genau dieselbe Erscheinung wie die naturalistische Dichtung; er bleibt an der Oberfläche haften. Es ist für Mannigfaltigkeit und Originalität bei ihm kein Raum. Darum wird er auch nie und nimmer imstande sein, uns eine Kunst zu schenken. Das ist der Fluch der radikal demokratischen Systeme, daß sie, die auf Freiheit abzielen, doch schließlich in der Fesselung des Individuums enden müssen, weil der Masseninstinkt, dem sie schmeicheln, das Aristokratische haßt. Tod der Persönlichkeit, nicht ihre Befreiung ist das Ende."

„Nietzsche müßte eigentlich dein Mann sein, Lehmfink. Ich wundere mich, daß du ihn in deinem Kapitel: ‚Führende Geister' nicht aufgenommen hast."

„Nietzsche hat kein Führer sein wollen und ist auch keiner geworden. Seine Worte sind haarscharfe Messer ohne Griffe; man kann sie nicht nutzen. Er ist Artist von höchster Form. Tänzer, Dichter und darum — Lügner. Wenn ich an ihn denke, habe ich immer die Vision eines wundervollen Feuerwerkes. Ihn in Ruhe zu lesen, ist vielleicht der höchste Genuß, den irgendein Moderner gewährt. Aber es bleibt eben beim Genuß. Uns Reformator sein zu können, fehlt ihm etwas; das ist: ein Tropfen von Martin Luthers bestem Herzblut, von Luthers gesunder, starker Bauernart. Nietzsche ist ein Tänzer, wie ich sagte. Er hat auch weder jene Treue noch jene Glut, die das Leben einsetzt für die Lehre. Er besitzt nichts von der Liebe dessen, mit dem

er sich so oft verglichen, Jesu Christi. Er hat keine Inbrunst, und er hat daher auch keine Taten. Er lebt uns seine Lehre nicht vor; darum wird er Bewunderer haben, aber keine Jünger. Denn nur die Tat reißt fort, das Wort allein läßt kalt."

„Er wollte keine Jünger haben. Er suchte die Größe in der Einsamkeit. Du wirst seiner Bedeutung nicht gerecht, Lehmfink."

„Das Größte, was er uns gegeben hat, ist etwas scheinbar Negatives, eine kritische Leistung. Ich meine die Hiebe, die er gegen die Sklavenseligkeit des Christentums geführt hat. Seine Kritik der Abkehr vom Leben, der Fleischabtötung, der Askese, jener kriechenden Tugend, die noch bezahlt sein will, trifft die Heuchelei ins Kernholz. Dem Gekreuzigten hat er nichts anzuhaben vermocht; aber die knechtseligen Verwässerer seiner Lehre hat er für alle Zeiten gebrandmarkt mit unauslöschlichem Hohn. Das ist Nietzsches Verdienst um das Christentum."

„Ja, liebster Lehmfink, erhoffst du denn vom Christentum noch irgend etwas? Ist es denn nicht längst tot? Ich kann mir nicht helfen, mir kommt es vor wie ein Petrefakt in unserer Zeit."

„Es ist eine meiner stillen Hoffnungen, Berting, daß das Christentum, nämlich das aus theologischer Umarmung befreite Christentum, einen Grundpfeiler bilden wird des menschlichen Zukunftbaues. Und auch davon bin ich überzeugt: das Christentum wird germanischen Gepräges sein, oder es wird nicht sein. ‚Die Freiheit eines Christenmenschen', die Luther wohl geahnt, die er uns aber nicht zu verschaffen vermocht hat, müssen wir uns noch erkämpfen, nicht in Religionskriegen, aber in geistigen Schlachten. Zivilisation ohne

Religion ist nicht denkbar. Es ist ein Mangel der Moderne, eine ihrer Oberflächlichkeiten, daß sie irreligiös ist. Zwei Sünden werfe ich den Jungen vor, zwei Todsünden: daß sie kein Verhältnis gefunden haben zur Religion, und das gleich schwere Verbrechen: daß sie dem Vaterlande kühl gegenüber stehen. Dadurch beweisen sie nicht — wie sie glauben mögen — geistige Überlegenheit, sondern Gedankenlosigkeit und Befangenheit in falschem Freisinn. Aus Religiosität und Heimatsliebe wird der Mensch der Zukunft seine Kräfte ziehen."

„Du vergißt eines, Lehmfink, worauf ich die größte Hoffnung setze."

„Und das wäre?"

„Die Kunst!"

„Gut, es sei! Die Kunst auch!"

„Nein, nicht ‚auch'! — Die Kunst wird das ganze Leben durchdringen, beherrschen, heiligen oder wir werden niemals eine wirkliche Kultur haben."

„Das wird Sache der Persönlichkeit sein."

„Wieso der Persönlichkeit?"

„Kunst wird von Künstlern gemacht, denke ich. Wenn wir unter den Künstlern wieder Persönlichkeiten haben werden, dann werden wir auch eine Kunst bekommen. Zur Persönlichkeit aber können wir gelangen, das weißt du aus meinem Buche, nicht durch Willkür, sondern durch Selbstzucht. Ihr Modernen habt ein äußerst empfindliches, ästhetisches Gewissen; keiner von euch würde sich eine Sünde des Geschmackes verzeihen. Was euch not tut, ist ein wenig soziales Gewissen. Auch der Künstler muß sich einordnen in das große Ganze, die Gemeinsamkeit. Daraus mag er dann wieder hervorblühen in seiner Eigenart. Einen anderen Weg sehe

ich nicht zur Genesung. Also erzieht euch zu Persönlichkeiten, ihr Künstler!"

* * *

Alma war nun im Krankenhause untergebracht. Fritz erhielt von ihrem Befinden regelmäßig Nachricht durch Doktor Mosch, der ihre Aufnahme dort vermittelt hatte. Es gehe ihr gut, hieß es; sie sehe getrost ihrem Stündlein entgegen und lasse ihn grüßen.

Die peinliche Erwartungsstimmung, in der man sich befand, suchte Berting los zu werden durch Arbeit. Abschnitt auf Abschnitt der Übersetzung konnte er dem Verleger abliefern.

Seine Erholung war der Verkehr mit dem Geschwisterpaar Lehmfink. Täglich fuhr er jetzt zu ihnen hinaus.

Toni und Heinrich Lehmfink gehörten zu den eben nicht häufigen Menschen, die es vertragen, daß man sie in der vollen Nüchternheit des Alltags sieht. Je näher man sie in der Beschränktheit ihrer Verhältnisse kennen lernte, desto bewunderungswerter erschien die Art, in der sie sich mit dem Leben abfanden. Sie hatten jene stolze Fassung und schlichte Seelengröße, welche die Armut umwandeln in ein Staats- und Ehrenkleid.

Es bedeutete für Fritz stets erneuten Genuß, mit dem ungewöhnlichen Paare zu verkehren, Menschen, die sich äußerlich so ähnlich schienen, und die im Grunde doch so sehr verschieden waren. In ihrer Neigung zueinander und Sorge füreinander lag etwas Rührendes und Imponierendes zugleich.

Ein Vergleich zu dem traurigen Verhältnis, in dem er zu seiner Familie stand, lag für Fritz sehr nahe.

Der Briefwechsel, der zwischen ihm und Konstanze noch ein klägliches Dasein fristete, war so ziemlich das Gegenteil von dem liebevollen Verstehen und Sich-gegenseitig-fördern, das er an Heinrich und Toni so sehr bewunderte.

Fritzens häufige Besuche bei seinem Freunde entsprangen nicht zum wenigsten dem Wohlgefallen, das er an Toni Lehmfink fand. Sie war für ihn ein neuer, interessanter Frauentypus. Nicht, daß ihr Wesen mystische Rätsel aufgegeben hätte, im Gegenteil, es war das Anziehende an dieser durchaus unkomplizierten Persönlichkeit, daß sich bei ihr das Äußere mit dem Inneren deckte, daß sie sich in den Grenzen hielt ihrer Herkunft und ihres Geschlechts. Toni war einer von jenen seltenen Menschen, die, ohne ein Mischmasch zu sein aus allerhand blendenden Eigenschaften, doch ungemein vielseitig sind. Den eigentlichen Regulator ihres Wesens bildete nicht ein scharfer Verstand, auch nicht ein starkes Temperament, sondern der Takt eines feinfühlenden Herzens. Fritz hatte einen harmonischeren Charakter noch nicht kennen gelernt.

Der Verkehr mit diesem frischen, ehrlichen Wesen hatte so gar nichts die Sinne Beunruhigendes. Auch das war eine neue Entdeckung für Berting. Er, der die Mutter früh verloren, dem nicht das Glück geblüht hatte, in den Schwestern Freundinnen seiner Jugend zu besitzen, kannte das Weib eigentlich nur als Geschlechtswesen. Seine Erlebnisse mit Weibern, die leichten Siege, die er über sie davon getragen, aber auch seine Beschäftigung mit der Physiologie und der materialistischen Philosophie hatten ihm das andere Geschlecht immer nur von der einen grobsinnlichen Seite gezeigt. Inzwischen hatte er manche neue erstaunliche Erfahrung gemacht an den Frauen, und sein Selbstbewußtsein,

Kenner zu sein auf diesem Gebiete, war bis zu einem gewissen Grade erschüttert.

Es unterhielt sich so angenehm mit Toni. Ihr ging zwar des Bruders Gelehrsamkeit und Bildungstiefe ab, aber sie besaß dafür zum angenehmen Ersatz geistige Regsamkeit und Humor. Bei ihr lief das Gespräch nicht Gefahr, in eine grundstürzende Kontroverse mit These und Antithese auszuarten, wie es so oft passiert bei Männern von gleichem Bildungsniveau. Toni war imstande, zuzuhören, ohne zu widersprechen, ja sogar zuzustimmen oder auch die Unterhaltung nur um des Vergnügens gegenseitiger Mitteilung willen harmlos in leichten Wellen dahinfließen zu lassen.

Fritz erfuhr im Verkehr mit der Schwester seines Freundes, daß man zu einem weiblichen Wesen in ein Verhältnis treten kann, an dem Verliebtheit nicht den geringsten Anteil hat. Daß Toni an ihm und seinem Umgang Wohlgefallen finde, war unzweifelhaft. Ihre offene, ungenierte Art zu blicken und zu sprechen, schloß dabei doch alles Herausfordernde aus. Er begann staunend zu ahnen, welches Behagen der kameradschaftliche Verkehr von Mann und Frau zu gewähren vermag.

Berting fühlte, daß er zu Toni Lehmfink über Dinge hätte sprechen können, die er selbst Heinrich nicht anvertraut haben würde. Er wußte, daß sie die Tugend diskreter, feinfühlender Teilnahme in hohem Grade besitze. Noch ganz unklar, als eine Sehnsucht nur, stieg in ihm das Bedürfnis auf, sein Herz zu entlasten, ein Geständnis abzulegen. Und wenn von jemand, so glaubte er von Toni Lehmfink, daß sie Verständnis haben werde für das Besondere seiner Lage.

Aber Fritz sagte sich auch, daß er sich in dieser Beziehung Zurückhaltung auferlegen müsse. Er kannte

Heinrichs Auffassung zu gut, die nicht duldete, daß seiner Schwester gegenüber irgend etwas erwähnt werde, was seiner strengen Auffassung von Wohlanständigkeit widersprach.

Nimmermehr hätte der Bruder es gebilligt, daß Toni erfahre, in welchen Verhältnissen Fritz lebe, welche Erlebnisse er gehabt, und welchen Ereignissen er entgegensehe.

Einige Tage früher als erwartet, erfolgte Almas Entbindung. Fritz erfuhr das Ereignis durch eine Notiz, die ihm Doktor Mosch zugehen ließ. Alma sei von einem Mädchen entbunden worden; alles andere wäre normal verlaufen, hieß es.

Er war Vater.

Wunderliches Gefühl! Wie viele Menschen gab es, die sich nach solchem Glücke sehnten! Was aber sollte er damit anfangen? Für ihn war es nur eine Last, eine Fessel, ein Bleigewicht.

Jenes Gefühl des Stolzes, der Wonne, von dem man in den Büchern las, daß es das Herz des jungen Vaters schwellen solle, erschien bei ihm gewandelt ins Gegenteil. Er hätte sich schämen mögen. Und wenn er gar an das dachte, was die Vaterschaft in Zukunft noch an Widerwärtigkeiten für ihn bringen mußte, dann graute ihm.

Alma und das Kind zu sehen, fühlte er kein Bedürfnis. Was sollte er auch jetzt bei ihnen! —

Früh am Morgen hatte er die Nachricht erhalten, gegen Mittag suchte er Doktor Mosch auf, um von ihm Näheres zu erfahren.

Der junge Mediziner gratulierte dem Vater. Das kleine Fräulein, behauptete er, sei eine Schönheit. Ihre Stimme besitze einen wundervollen Klang. Noch aller-

hand andere angenehme Eigenschaften wußte er dem Säuglinge nachzurühmen.

Verspottung hatte Fritz gerade gefehlt!

In der ärgerlichsten Stimmung kehrte er nach Haus zurück. Die Arbeit, mit der er sich zu betäuben versuchte, wollte heute auch nicht vom Flecke rücken. So entschloß er sich denn, Lehmfink aufzusuchen. Heinrich mußte die Sache ja doch erfahren. Vielleicht wußte der ein Wort des Trostes für ihn.

Er fand das Geschwisterpaar zu Haus. Erst nach einiger Zeit jedoch gelang es ihm, den Freund allein zu sprechen; bis dahin hatte Tonis Anwesenheit das Geständnis unmöglich gemacht.

Auch Lehmfink beglückwünschte ihn, in anderer Weise jedoch als Doktor Mosch. Schwer könne er sich in den Seelenzustand eines jungen Vaters versetzen, meinte er. Vor dem Rätsel einer neuen Existenz, die aus unserer Liebe ihren Ursprung genommen, müßten alle kleinlichen Sorgen und peinlichen Gefühle schweigen. Er denke sich das Bewußtsein, einen Menschen erzeugt zu haben, erschütternd und beseligend zugleich, alles in allem wohl das Außerordentlichste, was dem Manne widerfahren könne.

Heinrich Lehmfink zeigte sich tief ergriffen; wenn ihm selbst ein Kind geboren worden wäre, es hätte ihm kaum näher gehen können. Fritz war geradezu betreten durch die ungewöhnliche Auffassung des Freundes.

Sie wurden in der weiteren Aussprache gestört durch Toni, die mit dem Kaffeezeug zu ihnen zurückkehrte.

Berting fühlte, daß er heute ein schlechter Gesellschafter sei und brach zeitig auf. Toni setzte ihn noch vor dem Gehen in Verlegenheit, indem sie fragte, was ihm fehle; er mache den Eindruck von Kummer. Er habe Ärger im Geschäft gehabt war seine Ausrede.

Heinrich Lehmfink gab ihm ein Stück Weges das Geleit. Er kam noch einmal auf das vorige Gespräch zurück. Fritz solle nicht etwa denken, daß er das Schwierige seiner Lage verkenne. Er wisse ganz genau, daß jetzt mancherlei Sorgen an ihn, Fritz, herantreten würden. Da möge er vor allem nicht vergessen, daß er Freunde besitze. Wenn er sich etwa in Geldschwierigkeiten befinde, so könne er, Heinrich, wohl verlangen, dasselbe tun zu dürfen, was Fritz einstmals an ihm getan habe.

Berting dankte und meinte, er hoffe, von dem gütigen Angebot keinen Gebrauch machen zu müssen.

Am nächsten Morgen erhielt er ein paar Zeilen von Alma, mit Bleistift auf ein Stück zerknittertes Papier gekritzelt. Kaum, daß Fritz den Sinn der Worte herauszubringen vermochte.

Alma schrieb, es gehe ihr gut. Sie sei so glücklich. Das Kindchen hätte die Brust genommen. Es habe den Kopf ganz voll krauser Härchen und sehe Fritz ähnlich. Sie danke ihm von ganzem Herzen für alles und hoffe, ihn bald, recht bald zu sehen, um ihm das Töchterchen zeigen zu dürfen.

Die paar Worte enthielten die ganze Alma. Sie sich zu denken mit dem Kinde an der Brust, seinem und ihrem Kinde! — — Heinrich Lehmfink hatte schon recht: es war etwas Großes und Ergreifendes um dieses plötzliche Auftauchen eines neuen Lebewesens aus dem Nichts.

Er schrieb ein paar Worte an Alma, sagte ihr, sie solle sich nur ja recht halten. Wenn sie irgendeinen Wunsch habe, möge sie ihn äußern; er wolle alles für sie tun. Aber besuchen könne er sie jetzt nicht. Das sei, wie ihm der Assistenzarzt gesagt habe, nicht angängig.

Mit dem Arbeiten wurde heute wieder nichts. Es war ihm so wunderlich weich und nachdenklich traurig zumute, fast zum Weinen. Der Gedanke an die junge Mutter mit seinem Kinde an der Brust verfolgte ihn in jede Beschäftigung hinein. Er ärgerte sich schließlich über sich selbst. Lächerlich geradezu, sich von einer sentimentalen Regung so übermannen zu lassen! —

Das Ende war, daß er wiederum zu Lehmfink hinauspilgerte. Da das Wetter schön war und der Tag doch irgendwie untergebracht werden mußte, ging er zu Fuß.

Der Freund war zur Stadt gefahren, hatte aber zurückgelassen, daß Fritz, falls er käme, auf ihn warten solle. Er habe ihm wichtige Mitteilungen zu machen.

Worauf sich diese Mitteilungen bezögen, konnte Toni nicht sagen. Der Bruder hätte einen Brief erhalten, aber nichts von seinem Inhalte verraten. Doch habe sie den Eindruck, als müßten die Nachrichten gute sein.

„Es wird sich um sein Buch handeln," meinte Fritz.

„Wollen wir ein wenig spazieren gehen?" fragte Toni. „Nicht weit, damit Heinrich, wenn er zurückkommt, nicht lange zu warten braucht."

Fritz war einverstanden. Toni machte sich schnell zurecht. Dann ging man.

Es war ihr Lieblingsweg, den sie einschlug. Er führte zunächst einen steilen Felshang hinan über ein Hochplateau, von dem aus man eine Rundsicht genoß auf das breite, mit unzähligen Ortschaften besäte Flußtal, in dessen Mitte die Stadt in ihren eigenen Dunst gehüllt lag. Nach der anderen Seite hin dehnten sich Hügelreihen, und dahinter einzelne blaue Kuppen des fernen Gebirgsstockes. Von diesem Punkte aus ging

der Weg wieder talab in einen Grund, dessen Hänge mit uraltem Tannenforst bestanden waren.

Toni Lehmfink trug Matrosenhut, leichte Sommerbluse, ein Paar feste Schnürschuhe und einen glatten Rock von starkem Stoff, den sie zum Gehen aufgeschürzt hatte. In diesem Aufzug gefiel sie Fritz am besten. Er paßte zu ihrer Erscheinung, an der wenig Fülle und Weichheit, aber eine gewisse Einfachheit der Linien auffällig war, die in freier Bewegung schön zur Geltung kam.

Sie hatte Fritz erzählt, daß sie in England mit Passion Sport getrieben habe. Die Wirkung davon war zu erkennen an ihrem elastischen Gange, ihrer straffen Haltung, an der geschmeidigen Beweglichkeit ihrer Gliedmaßen. In diesen Dingen war sie dem Bruder weit überlegen. Heinrich, der auf Grund seiner Kurzsichtigkeit um die körperliche Schulung gekommen war, gewöhnte sich zum Kummer der Schwester immer mehr die schlechte Haltung des deutschen Gelehrten an.

War nicht auch Toni ein Beleg für die Wahrheit, die Fritz zu dämmern anfing, daß das von Toren fälschlich als „das schwache" bezeichnete Geschlecht, das härtere, dauerhaftere, ja das eigentlich unzerstörbare sei? Im Schlechten und im Guten hatte er das an allen Frauen, die er näher kennen gelernt, erfahren: an Alma, an Hedwig, an Annie, und jetzt wieder an Toni.

Man sprach heute wenig. Toni, die sonst die Unterhaltung selten zum Einschlafen kommen ließ, blieb schweigsam, so daß es Fritz aufzufallen begann. Doch war das Schweigen zwischen ihnen nicht peinlich. Im engen Zimmer kann zwischen zwei Menschen das Stummsein quälend wirken wie ein unheimliches Gespenst. In freier Natur sprechen tausend andere Stimmen für uns.

Fritz ahnte jedoch, daß Tonis Schweigen etwas zu bedeuten habe; es lag Unsicherheit darin und Befangenheit, die man an ihr am allerwenigsten gewöhnt war. Fast schien es, als habe sie eine Frage auf dem Herzen, die nicht den Weg über die Lippen finden konnte. Er sah sie im Gehen einmal von der Seite an, wobei ihre Blicke einander begegneten. Toni errötete.

Ob Heinrich gesprochen, ob er der Schwester das Geheimnis mitgeteilt hatte? —

Und wenn es so war, wie dachte Toni darüber? Welchen Eindruck hatte ihr die Neuigkeit gemacht? Verdammte sie ihn? War sie imstande, ihn und seine Lage zu begreifen?

Sie hatten den waldigen Grund durchschritten und befanden sich wieder auf dem Rückwege.

Tonis Schritte wurden langsamer. Mit einem Male blieb sie stehen. Indem sie Fritz mit leuchtenden Augen ansah, stieß sie hastig hervor: „Heinrich hat mir alles gesagt, Herr Berting!" Dann schritt sie mit zu Boden gesenktem Blicke eilig weiter.

Fritz hätte mehr als eine Frage an sie richten mögen; doch fürchtete er, ihre Schamhaftigkeit zu verletzen. Er ahnte, daß es ihr ungeheuere Überwindung gekostet haben müsse, sich ein solches Wort abzuringen.

Nach einiger Zeit fragte Toni mit leiser Stimme: „Wie geht es dem kleinen Kinde?"

Fritz sagte ihr, daß Mutter und Kind sich, wie er höre, ausgezeichnet befänden.

„Sie haben das Kindchen noch nicht gesehen?" rief das Mädchen erstaunt.

Er erwiderte, daß er noch nicht Gelegenheit dazu gehabt, und wenn er offen sein solle, die Gelegenheit auch nicht gesucht habe.

„Das verstehe ich nicht!" war Tonis Antwort.

Fritz suchte ihr zu erklären, daß er gar nicht wisse, wie er sich einem so kleinen Wesen gegenüber benehmen solle.

„Das ist unnatürlich!" meinte Toni in ehrlicher Entrüstung.

„Nicht beim Manne! Wir kommen uns den Kindern gegenüber einfach hilflos vor. Ein Bekenntnis unserer Schwäche und Einseitigkeit. Oder ist es einer jener Punkte, in denen Mann und Frau einander ergänzen sollen? Wer weiß, die Abneigung unseres Geschlechts gegen das kleine Kind ist vielleicht von der Natur gewollt. — Meinen Sie nicht?"

Toni gab ihm keine Antwort hierauf. Den ganzen übrigen Weg legten sie schweigend zurück.

Berting dachte an ein Gespräch, welches er neulich mit Toni Lehmfink gehabt hatte. Es schien ihm eine Art Erklärung zu geben für ihre Auffassung.

Sie hatte damals von einer Freundin in England gesprochen, deren Lebensberuf es sei, fremde Kinder, Waisen oder auch solche von armen Eltern zu sich zu nehmen. Einen edleren Beruf, hatte Toni gemeint, könne sie sich nicht denken. „Kinder zu Menschen zu machen" — sie hatte diesen Ausdruck gebraucht —, wer dafür leben dürfe, sei glücklich zu preisen „Aber," fügte sie mit einem Seufzer hinzu, „nicht jede Frau hat dazu die Möglichkeit, wenn es auch im stillen der heiße Wunsch einer jeden ist."

Das hatte sie gesagt, als sie noch keine Ahnung haben konnte von seiner Vaterschaft. Was mochte die Erkenntnis, daß er gering achte, was ihr als das Höchste auf der Welt erschien, in dieser stark empfindenden

Brust für Gedanken wachgerufen haben. Ihr: „das ist unnatürlich!“ war aus voller Seele gekommen.

Fast mußte er fürchten, daß Toni ihm seine Äußerung als Gefühlsroheit auslege. Doch beruhigte sie ihn dieser Sorge wegen. Kurz ehe sie in den Garten eintraten, sagte sie: „Ich habe eine große Bitte, Herr Berting! Lassen Sie mich Ihr Töchterchen sehen! Und auch Alma, von der mir Heinrich viel erzählt hat, möchte ich gern besuchen. Ist das möglich?“

Sie hielt ihm dabei die Hand hin. Nur einen Augenblick zögerte er; dann verstand er, daß sie ihm nicht bloß ein Versprechen abnehmen, sondern vor allem ein Zeichen großen Vertrauens geben wollte.

Er sagte, daß er sich aufrichtig freue, sie mit Alma und dem Kinde bekannt machen zu dürfen.

Man fand Heinrich Lehmfink in der Wohnung. Er umarmte seine Schwester und schüttelte Fritz besonders warm die Hand. „Seht ihr mir nichts an?“ fragte er, bedeutungsvoll lächelnd.

„Du siehst aus, als hättest du mindestens ein Zehntel des großen Loses gewonnen,“ meinte Fritz.

„Dazu gehörte, daß ich in der Lotterie spielte. Aber insofern hast du recht; es ist Glücksdorkel dabei.“

„Heinrich!“ rief Toni atemlos. „Was ist mit dir? Sag's schnell!“

„Ich dachte, man sähe mir's an. Fritz behauptet ja immer, ich hätte etwas Dozierendes an mir. Andere Leute scheinen das auch gefunden zu haben. Es ist mir die venia docendi, auf deutsch: eine Professur angetragen worden für Literatur . . .“

„Wo?“ rief Toni.

Heinrich Lehmfink warf einen Blick auf die Photo-

graphie F. Th. Vischers, die auf seinem Schreibtische stand; dann sagte er: „In der Heimat!"

„Heinrich!"

Toni fiel dem Bruder um den Hals. „Die Eltern — Heinrich! — Wenn sie das erlebt hätten!" Sie schluchzte an seiner Brust.

Berting trat ans Fenster. Er wollte nicht stören. Wie reich waren Menschen, wie beneidenswert reich, deren erster Gedanke, wenn ihnen Großes widerfuhr, die Eltern sein durften.

Es dauerte geraume Zeit, bis alle soweit beruhigt waren, daß Heinrich zusammenhängend erzählen konnte, wie die Sache gekommen sei. Er war selbst völlig überrascht worden durch die Anfrage, die er heut früh von dem heimatlichen Ministerium erhalten hatte. Ein Bekannter, mit dem er ehemals im Vischerschen Kreise zusammengekommen war, jetzt ein Mann in maßgebender Stellung, mochte wohl seine Hand dabei im Spiele gehabt haben. Doch, meinte Lehmfink, dürfe er von sich sagen, niemals um jenes Herrn Gunst gebuhlt zu haben. Und seinem neuesten Buche könne man doch auch kaum ein Schielen nach akademischen Ehren vorwerfen.

„Du bist köstlich!" rief Fritz. „Verteidigst dich wohl gar, daß du die Stelle nicht zurückgewiesen hast. Du wärst imstande gewesen, abzuschreiben . . ."

„Wenn ich wüßte, Protektion sei dabei im Spiel, würde ich unbedingt ablehnen."

„O, du, du! Man könnte sich grün ärgern über dich, wenn man sich nicht noch viel mehr freuen müßte, daß es solche Kerle gibt! Leicht hast du es dem Erfolge, weiß Gott, nicht gemacht, dich aufzufinden. Aber warum soll denn nicht ausnahmsweise einer, der etwas

kann, auch ohne jede Reklame zu dem Posten gelangen, auf den er gehört!" —

„Eine große Sache ist es und bleibt es, mein lieber Fritz, plötzlich festen Grund zu fühlen unter den Füßen, nachdem man so lange mit den Wellen hat kämpfen müssen, manchmal gleich einem Ertrinkenden; du weißt es ja, wie es mir ergangen ist. Ich denke an Berlin, an unsere gemeinsamen Illusionen und Pläne. — Und du, meine kleine Schwester, was sagst denn du eigentlich? Wirst du nun endlich Respekt bekommen vor dem Bruder?"

Toni umarmte ihn von neuem. „Ich bin noch gar nicht zu Verstande gekommen, Heinrich. Was geben wir nur an heut abend? Ich glaube, ich könnte heute über die Stränge schlagen. Was geben wir nur an?"

„Berting soll entscheiden," sagte Lehmfink.

Fritz schwieg. Toni begriff, was sein Schweigen zu bedeuten habe.

„Nein, Heinrich, wir wollen ganz still beisammen bleiben," sagte sie. „Das wird schließlich allen am meisten nach dem Herzen sein, vor allem Herrn Berting. Gelt, Sie bleiben? Ich werde für Abendbrot sorgen."

Das war wieder einmal ihre Geistesgegenwart des Herzens. Im Nu hatte sie erkannt, daß dem Freunde nicht nach Feste-feiern zumute war.

Toni ließ die beiden Männer für eine Weile allein.

„Du bist so still, Berting!" sagte Lehmfink. „Fehlt dir etwas?"

„O, nichts! Man ist solch ein fürchterlicher Egoist. Dein Glück sollte mich doch wahrhaftig alles vergessen machen . . ."

„Verzeih! Wie konnte ich nur! Mit keinem Wort

habe ich nach Alma gefragt und der Kleinen. Ich war der Egoist. Verzeihe nur!"

„Ach, Lehmfink!" sagte Fritz mit einem tiefen Seufzer, „Schwabenland liegt weit von hier. Nun hat man sich eben erst gefunden, und da heißt es schon auseinandergehen. Das ist der Tropfen Wermut für mich im Becher deiner Freude."

* * *

Ein Brief aus Berlin brachte für Fritz große Überraschung. Seine Schwester, Frau Wedner, schrieb ihm, sie seien im Begriff, nach dem Salzkammergut zu fahren, und hätten ihre Rundreisebilletts so eingerichtet, daß sie die Fahrt unterbrechen könnten, um Fritz auf ein paar Tage zu besuchen.

Berting war sehr wenig erbaut von dieser Aussicht. Es würden verlorene Tage für ihn sein. Denn was hatten sie einander noch zu sagen, die Schwester und er, nachdem, was vorgefallen war? Was hatten sie überhaupt gemein miteinander außer der Blutsverwandtschaft!

Seiner Schwester abzuschreiben, war unmöglich; denn ihrem Briefe zufolge mußten sie bereits jetzt unterwegs sein. Sie hatten Wohnung im Hotel bestellt. Fritz wurde gebeten, abends dorthin zu kommen.

Es war ein wunderlicher Augenblick für Fritz, als er Konstanzens Gesicht seit sieben Jahren zum ersten Male wiedersah. Zuletzt hatte man sich bei der Beerdigung Juliens, der ältesten Schwester, gesehen.

Frau Wedner, jetzt Ende der dreißig, gehörte zu den Erscheinungen, die sich gut konservieren. Wenn sie, wie heute, durch die seelische Erregung Farbe und glänzende Augen hatte, konnte sie sogar für anziehend gelten mit ihrer schlanken Gestalt und dem schönen, blonden Haar.

Fritz war es sehr lieb, daß sein Schwager bei der ersten Begegnung nicht zugegen war; seine Anwesenheit würde die Befangenheit nur erhöht haben. Man war schon so verlegen genug, Konstanze noch mehr als Fritz.

Es wurde zunächst von den fernliegendsten Dingen gesprochen. Frau Wedner war unnatürlich redselig und lachte viel.

Fritz erkundigte sich nach dem Befinden Arturs, seines Neffen, ihres einzigen Kindes. Er erfuhr, daß Artur in Unterprima sitze. Wedner, der doch gewiß hohe Anforderungen stelle, sei sowohl mit dem sittlichen Verhalten, als mit den wissenschaftlichen Leistungen des Jungen zufrieden. Trotz seiner Jugend huldige Artur einer sehr ernsten Richtung.

Fritz war von Herzen froh, daß Wedners den ernst gerichteten Jüngling nicht mitgebracht hatten, der jedenfalls ein fürchterlicher Musterknabe war.

Konstanze erwähnte nebenbei, daß sie sich mit Artur in Gmunden treffen wollten, wo die Sommerferien gemeinsam verbracht werden sollten. Warum die Schwester, als sie das ungefragt erzählte, erröten mußte, war nicht recht einzusehen.

Wo sich sein Schwager heute abend aufhalte, fragte Berting nicht. Früh genug noch würde man sich sehen. Er fand es erstaunlich taktvoll von Wedner, dessen hervorragendste Eigenschaft Feingefühl sonst gerade nicht war, daß er die Geschwister wenigstens für den ersten Abend allein gelassen hatte.

Man verabredete für den nächsten Tag, daß Fritz zu bestimmter Stunde ins Hotel kommen solle; den weiteren Tagesplan wollte man dann besprechen.

Fritz trug keinen unangenehmen Eindruck von der Begegnung mit der Schwester davon. Es hatte ihn

doch etwas wie Heimaterinnerung ergriffen vor Konstanzens Gesicht, das so ganz den Familientypus darstellte. Stimme, Lachen, Gesten, bestimmte Redewendungen erinnerten an längst vergessen geglaubte, bis zur Kinderstube zurückdatierende Dinge und Erlebnisse. Das stand jetzt auf einmal wieder vor ihm, als sei es gestern gewesen.

Er glaubte, bei der Schwester ähnliche Gefühle bemerkt zu haben. Konstanze war ja im Grunde eine gutmütige, harmlos freundliche, des Wohlwollens fähige Person, nur durch ihren Gatten in Unduldsamkeit hineingetrieben.

Von Fritzens Leben und seiner Kunst hatte man gar nicht gesprochen. Das war ihm lieb. Der Gegensatz der Anschauungen war so hoffnungslos unüberbrückbar, daß es am besten schien, man unterhielt sich nur über indifferente Dinge. Fritz hatte sich ein gleiches Verhalten Wedner gegenüber vorgenommen. Szenen wie jene in Berlin, wo die Schwäger im Zorne auseinander gegangen waren, brauchten sich nicht zu wiederholen. Bekehren würde ja doch keiner den anderen.

Am anderen Morgen kaufte Fritz einen Strauß Rosen und trug ihn ins Hotel, um ihn seiner Schwester aufs Zimmer zu schicken. Er nahm an, daß die Reisenden so früh noch nicht auf sein würden.

Als er das Hotel betrat, lief er im Entree seinem Schwager beinahe in die Arme, der mit einem Knaben von etwa sechzehn Jahren die Treppe herabkam.

Wedner schien überrascht, Fritz zu sehen und sagte wenig höflich: soviel er von Konstanze wisse, habe man sich doch auf eine viel spätere Stunde verabredet. Berting wies zur Erklärung des früheren Kommens auf seine Rosen. Der bleiche Jüngling blickte ihn mit

erstaunt neugierigen Augen an. Die Ähnlichkeit mit Wedner war so groß, daß er in ihm seinen Neffen Artur erkennen mußte.

Er schaffe den Jungen eben auf die Bahn, sagte der Schwager, da er mit einer befreundeten Familie vorausreisen solle. Die Droschke stand auch bereits vor dem Hotel. Wedner trieb zur Eile an, obgleich der Portier versicherte, es sei noch viel Zeit.

Fort fuhren Wedner senior und junior, ohne daß zwischen Onkel und Neffe mehr als einige gleichgültige Fragen und verlegene Antworten gewechselt worden wären.

Allmählich wurde es Fritz klar, was dieser sonderbare Vorgang eigentlich zu bedeuten habe. Konstanzens Erröten, als sie erzählt hatte, man wolle sich mit Artur in Gmunden treffen, Wedners Ärger, daß ihm der Schwager so zeitig über den Hals gekommen war, das Verdutztsein des Neffen, der den Onkel Fritz wie ein Wundertier angestarrt hatte — — Fritz mußte laut lachen, als er endlich die Erklärung zu diesen rätselhaften Erscheinungen fand.

Der Junge hatte vor ihm versteckt werden sollen. So gefährlich war er, Fritz Berting, in den Augen seiner nächsten Verwandten! Arthur hätte sich doch vielleicht anstecken können bei dem verlorenen Sohne der Familie, bei dem Onkel, der die schlechten Bücher schrieb.

Natürlich steckte Wedner dahinter. An Konstanzens Erröten sah man es ja, wie schwer ihr die Lüge geworden. Arme Schwester! Fritz ahnte, daß sie um seinetwillen manches erleiden mochte von dem Gatten.

Das nächste Zusammensein stand naturgemäß unter dem Bewußtsein dieses Erlebnisses. Man aß gemeinsam im Hotel zu Mittag. Fritz ließ keinerlei Ver-

stimmung merken. Konstanzens anfängliche Verlegenheit sagte ihm, wie peinlich ihr die ganze Angelegenheit sei.

Der Schwager gab sich Mühe, liebenswürdig zu sein; doch fehlte seiner Höflichkeit der Herzenston. Fritz war überzeugt, daß Wedner ihm nie verzeihen würde, heute früh bei einer offenkundigen Lüge ertappt worden zu sein.

Berting fand, daß sich die Züge des Schwagers nicht zu ihrem Vorteil verändert hatten. Der Fanatiker kam mehr und mehr bei ihm auch in der äußeren Erscheinung zum Ausdruck. Der Blick der tiefliegenden Augen war stechender geworden; der Zug von Eigensinn und Mißgunst um die Mund- und Nasenpartie hatte sich verstärkt.

Wedner, der sich früher durch eine breite, aufdringliche Suada ausgezeichnet hatte, war heute ziemlich zurückhaltend, überließ den Geschwistern die Unterhaltung. Gleich nach Tisch ging er. In Fritzens Gesellschaft schien er sich ebensowenig wohl zu fühlen, wie dieser in der seinen. Fritz und Konstanze hatten den Nachmittag für sich. Am nächsten Tage schon wollte das Ehepaar weiterreisen.

Berting schlug seiner Schwester vor, ihr die Hauptstraßen und wichtigsten Gebäude der Stadt zu zeigen. Konstanze war damit einverstanden.

Sie bewies viel mehr lebendiges Interesse, als er ihr zugetraut hätte. Sowie sie sich frei wußte von ihrem Manne, war sie eine ganz andere Person, empfänglich, ja bis zu einem gewissen Grade freimütig.

In einer Kunsthandlung, an der sie vorbeikamen, war eine Ausstellung moderner Bilder. Konstanze sprach den Wunsch aus, hineinzugehen.

Auch hier wieder hatte Fritz Gelegenheit, sich über ihr durchaus laienhaftes, aber bei aller Naivität treffendes Urteil zu freuen. Es stellte sich heraus, daß sie überhaupt noch nichts gesehen hatte von neueren Meistern. Wedner nahm sie nicht mit in Ausstellungen. Auf den Gedanken, daß man als erwachsene Person auf eigene Faust einem Interesse nachgehen könne, schien sie nicht gekommen zu sein.

Ihr Benehmen gegen Fritz war ziemlich widerspruchsvoll. Meist wog einfaches schwesterliches Wohlwollen vor, wie es ihr von Herzen kam. Dann plötzlich schien etwas Fremdes aus ihr zu sprechen, etwas Kleinliches, Mißtrauisches. Fritz wußte, woher das kam. Ihr Gatte hatte sie so gut geschult, daß seine Auffassung sie selbst dann hypnotisierte, wenn er nicht zugegen war.

Ein paarmal machte sie Versuche, den Bruder auszuholen über sein Leben. Fritz zweifelte keinen Augenblick, daß auch das auf eheherrlichen Befehl zurückzuführen sei. Das Talent zum Schnüffeln kannte man ja an Wedner.

Berting hatte etwas Ähnliches erwartet und war daher auf der Hut. Von seinem Geheimnisse durfte Konstanze nichts erfahren, so unnatürlich es auch erschien, der einzigen Schwester das wichtigste Ereignis seines Lebens zu verheimlichen. Aber sein Herr Schwager sollte ihm nicht noch einmal mit dem Vorschlage kommen, Alma mit Geld abzufinden.

Konstanze fand, daß Fritz schlecht aussehe; er sei so mager und hohlwangig. Ob er denn genug esse, fragte sie. Im Anschluß daran erkundigte sie sich schüchtern nach seinen Geldverhältnissen. Fritz antwortete, er habe zu leben. Daß er schlecht aussehe, und daß

seine Kleider abgetragen seien, wußte er selbst; Konstanze brauchte ihn darauf wahrlich nicht erst aufmerksam zu machen. Er war zu stolz, der Schwester seine Lage zu bekennen.

Zum Abendessen traf man sich mit Wedner. Er befand sich in sichtlich gehobener Stimmung. Wie er sagte, war er mit Gesinnungsgenossen beisammen gewesen zu einer kleinen Konferenz. Was die Zusammenkunft bezweckt habe, deutete er nicht an. Aber Fritz konnte es sich ungefähr denken. Es war wohl das, was Konstanze als „seinen Kampf gegen die modernen Nuditäten" bezeichnet hatte.

Fritz war boshaft genug, zu erwähnen, daß sie gemeinsam in einer Ausstellung neuerer Meister gewesen seien. Wedner spitzte die Ohren. Was für Bilder man gesehen habe, forschte er. Fritz nannte einige Namen:

„Böcklin, Klinger, Liebermann, Stuck!"

Wedner fuhr auf: „Sezession! — Und solchen Schund siehst du dir an, Konstanze!" Ein vernichtender Blick traf sie. Die arme Frau schwieg bestürzt. Daß ihr die Bilder gefallen hatten, wagte sie natürlich nicht zu sagen.

Am nächsten Morgen hatte Fritz noch eine Stunde allein mit seiner Schwester. War es die Abschiedsstimmung, welche Konstanze weich gemacht hatte? Sie zeigte sich besonders liebreich. Es schien fast, als wolle sie dem Bruder irgend etwas eröffnen, was sie auf dem Herzen hatte.

Zu sehen, daß sie unter Wedners unzarter Behandlung leide, war eben nicht schwer. Aber konnte man ihr helfen? — Konstanze hatte sich ihr Schicksal selbst gewählt. Durch ihre Nachgiebigkeit war sie zum

Echo und Schatten geworden des Gatten. Selbst wenn dazu aufgefordert, würde Fritz es abgelehnt haben, sich in die Verhältnisse dieser beiden einzumengen. Er vermied daher alles, was die Schwester zu einem Geständnisse hätte ermutigen können.

Schließlich kam Konstanze noch mit einer Bitte, die auf Fritz zunächst einigermaßen befremdend wirkte. Sie fragte den Bruder, ob es ihm nicht möglich sei, bessere Sachen zu schreiben.

Fritz erkundigte sich, was sie denn von seinen Sachen kenne. Da stellte es sich heraus, daß sie überhaupt noch keine Zeile von dem Bruder gelesen hatte. Wedner verbiete ihr seine Bücher.

Dann bedauere er, ihren Wunsch nicht ernst nehmen zu können, meinte Berting.

Konstanze ließ das Thema trotz Fritzens deutlicher Verstimmung nicht fahren. Sie verstehe ja gar nichts davon, sagte sie; aber sie denke es sich ebenso leicht, etwas Gutes zu schreiben, wie etwas Schlechtes. Was die anständigen Menschen von einem dächten, sei doch schließlich nicht gleichgültig. Wedner habe ihr gesagt, es gäbe jetzt eine ganze Richtung in der Literatur, welche mit Absicht alles Böse, Häßliche, Unanständige beschreibe, um die Menschen zu verführen. Es sei genau dasselbe wie in der Politik mit der Sozialdemokratie, die alles umstürze. Ob denn Fritz zu dieser Menschenklasse gerechnet sein wolle? Und dann möchte sie ihm noch ganz im Vertrauen sagen, was Wedner ihr verraten hätte, daß man jetzt vorhabe, gegen diese ganze Richtung energisch von obenher vorzugehen. Wedner müsse es wissen; denn er habe Fühlung mit hochgestellten Personen. Fritz solle doch bedenken, in was für Gefahr er sich ganz unnützer Weise begebe.

Ein so begabter Mensch wie er habe die Pflicht, von seinen Gaben den rechten Gebrauch zu machen. Außerdem glaube sie auch bestimmt, daß es sich ebenso gut bezahlt mache, ja vielleicht sogar noch besser, so zu schreiben, wie es sich gehöre.

Was sollte man nun darauf sagen? Es war so gut gemeint von Konstanze! Sollte man versuchen, sie aufzuklären? Aber wo anfangen?

Sie sprachen ja verschiedene Sprachen.

* * *

Noch während Wedners da waren, hatte Fritz einen Brief von Alma erhalten, in welchem sie bat, das Krankenhaus doch nun endlich verlassen zu dürfen. Es sei so langweilig, im Bett zu liegen, wenn man sich gesund fühle. Sie denke den ganzen Tag nur immer an ihn, halte es nicht mehr aus vor Sehnsucht, ihm die Kleine zeigen zu dürfen.

Berting suchte Doktor Mosch auf und trug ihm Almas Wunsch vor. Der junge Mediziner hatte keine Bedenken, die junge Mutter aus der Anstalt zu entlassen; natürlich müsse sie sich in der nächsten Zeit noch sehr schonen und geschont werden.

Im Laufe des nächsten Tages erfolgte der Umzug; gegen Abend kam Fritz, Alma zu begrüßen. Er hätte ihr gern ein Geschenk mitgebracht zur Anerkennung ihrer tapferen Haltung; aber er mußte mit leeren Händen kommen. Die Rechnung der Klinik war erschreckend hoch gewesen. Alles, was er zur Zeit besaß, hatte er hingegeben und war noch einen Teil darüber schuldig geblieben.

Seinem Kinde gegenüber konnte Fritz beim besten Willen nicht jenes Gefühl des Entzückens empfinden,

das Alma als selbstverständlich voraussetzte. Steif und wortlos stand er vor dem Waschkorbe, in welchem man das Baby in Ermangelung einer Wiege untergebracht hatte. Wenn er etwas empfand gegenüber diesem winzigen Wesen mit dem mißvergnügten Ausdruck seines faltigen Altmännergesichts, so war es Unbehagen, ja eine Art physischen Ekels. Die kleine, warme Stube war erfüllt von der säuerlich faden Ausdünstung des Kindes in der frühesten Lebensperiode. Berting, Gerüchen gegenüber ungemein empfindlich, mußte sich zusammennehmen, nicht Widerwillen merken zu lassen.

Alma hantierte mit dem winzigen Bündel von Gliedern und Leinwand, als sei es zeitlebens ihr Beruf gewesen, Kinder zu warten. Ganz ungeniert gab sie der Kleinen vor Fritzens Augen die Brust, wickelte sie aus und ein, versorgte sie mit frischen Windeln, mit jener herzhaften Freudigkeit der jungen Mutter, der alle Unannehmlichkeiten zum Vergnügen werden.

Obgleich Alma den Geliebten mit gewohnter Wärme begrüßt hatte, bemerkte Fritz doch sehr bald, daß er für sie in den Hintergrund trete im Vergleich zu dem Kinde. In Almas ganzer Erscheinung hatte sich eine Wandlung vollzogen, von der sie selbst wahrscheinlich nichts ahnte, die aber Fritz sofort stark auffiel.

Ihre knospenhafte Frische und Lieblichkeit war unwiederbringlich dahin. Und dieser physischen Veränderung, die zunächst in die Augen sprang, schien auch eine Wandlung ihres ganzen Wesens zu entsprechen. Früher war Zärtlichkeit die treibende Kraft in ihr gewesen; die Liebe hatte alle anderen Kräfte und Gaben ihrer Natur gleichsam aufgesogen. Und jetzt durch einen natürlichen Prozeß, in seiner Art ebenso gesetzmäßig wie der ist,

durch welchen aus der Knospe die Blüte und aus der Blüte die Frucht treibt, war in Alma die Geliebte zur Ruhe gegangen, hatte der Mutter Platz gemacht.

Fritz wußte nicht einmal, ob er das bedauern solle. Es war melancholisch zu beobachten, wie schnell auch hier der anmutige Frühling sich in reifen Sommer verwandelte, von dem der Blätterfall des Herbstes nicht ewig weit entfernt ist. Aber was halfen alle sentimentalen Betrachtungen, wenn man es mit dem nüchternen Leben zu tun hatte! —

An die Lebensprosa sollte der junge Vater an diesem Abende auch noch in anderer Weise erinnert werden. Alma setzte ihm auseinander, daß es für die Pflege des Kindes am allernotwendigsten fehle. Das bißchen Babywäsche war von der Wirtin geborgt, die auch einmal ein kleines Kind gehabt hatte. Aber das langte nicht für die Dauer. Außerdem wünschte Alma sich eine Wiege, eine Badewanne und verschiedene andere Gegenstände, von denen sie sagte, daß sie in der Wochenstube unentbehrlich seien.

Fritz hätte lachen können, wenn die Sache nicht einen verwünscht ernsten Hintergrund für ihn gehabt hätte. Woher das Geld nehmen? Und hinter diesen Ausgaben drohten neue, größere: wenn das Kind erst heranwachsen und alles das brauchen würde, was Martin Luther in der Erklärung zur vierten Bitte spezialisiert hat.

Alma suchte ihn zu trösten, als er ihr die Schwierigkeiten seiner Lage offen auseinandersetzte. Sie wolle so sparsam leben wie nur irgend möglich. Sie sei ja nun auch wieder kräftig oder werde es wenigstens bald ganz sein. Dann könne sie an ihre Arbeit gehen. Nun es dem Kinde gelte, würde sie doppelt fleißig schaffen. Denn der Kleinen dürfe nichts abgehen; eher wolle sie selbst darben.

Mit der Frühpost erhielt Berting eine auf schönem, starkem Elfenbeinkarton gedruckte Anzeige zugesandt. Frau Rentiere Magdalene Beierlein zeigte die Verlobung ihrer Tochter Mimi mit Herrn Redakteur Siegfried Silber an, und Herr Siegfried Silber gestattete sich auf der anderen Seite des Blattes seine Verlobung mit Fräulein Mimi Beierlein, einziger Tochter der verwitweten Frau Magdalene Beierlein, ergebenst kundzugeben.

Fritz nahm zwei Visitenkarten und schrieb darauf: ›p. f.‹ Für manche Gelegenheiten sind die fremdländischen Höflichkeitsformeln äußerst bequem. „Herzliche Glückwünsche“ wären ihm in diesem Falle nur schwer aus der Feder geflossen.

Der kleine Silber war schon seit Wochen nicht mehr in Fritzens Gesichtskreis getreten. Durch den Lebensversicherungsagenten und Dichter A. F. Schmidt, der unter dem Namen Adalbert von Feldeneck schrieb, hatte Fritz bei einer zufälligen Begegnung erfahren, daß Siegfried Silber sich inzwischen habe taufen lassen. Diese Messe war ihm Rom also doch wert gewesen.

Für Berting war die Konfession eines Menschen äußerst gleichgültig. Ihn belustigte nur dieser neue Beweis von Silbers erstaunlicher Wandlungsfähigkeit. Seit den zwei Jahren, wo man sich kannte, war das bei dem Dichter Karol nun schon die wievielte Häutung?

Am Tage darauf erschien der Redakteur des „Impressionist“ in Person bei Fritz. Er dankte zunächst für den freundlichen Glückwunsch und erklärte, mit Berting über Geschäfte sprechen zu wollen.

Es sei nötig, dem „Impressionist“ eine völlig neue Verfassung zu geben. Das hänge zusammen mit den pekuniären Verlusten, welche die Familie Hilschius-

Eschauer getroffen hätten, von denen Berting ja wohl gehört haben werde.

Fritz hatte nichts gehört. Er war schon seit Monaten nicht mehr in das Haus der Frau Hilschius gekommen. Seit Annies mißglücktem Versuch, sich in seine imtimsten Angelegenheiten zu mischen, hatte er die Beziehungen zu dem ganzen Kreise absichtlich vernachlässigt.

Siegfried Silber war äußerst erstaunt oder gab sich wenigstens den Anschein, es zu sein, als er Berting über diese Dinge nicht informiert fand. „Dann wissen Sie also gar nicht, daß Rudolf Eschauer pleite ist, und daß Frau Annie in der Klinik liegt?"

Die schlechten Nachrichten über Annie trafen Fritz mehr als die Kunde vom Bankerott ihres Gatten. Daß der Bankier Eschauer zur verwegensten Sorte der Börsenspekulanten gehöre, hatte man schon früher gehört; sein Geschick konnte keinen Anspruch erheben auf Mitleid. Aber Annie, die lustige Annie, hoffnungslos krank! Daß es ihr schlecht gehe und daß sie Schmerzen leide, hatte er neulich mit eigenen Augen gesehen; doch glaubte er, ihre zähe Lebenskraft werde das überwinden. Nun hörte er von Silber, daß sie an dem qualvollsten Frauenleiden, welches es gibt, unheilbar danieder liege. Es paßte so gar nicht zu ihrer Person, sie sich mit dem Tode ringend vorzustellen. Fritz vergaß über dieser erschütternden Nachricht allen Groll, den er jemals gegen sie im Herzen getragen hatte.

In den Konkurs Eschauer war Frau Hilschius dadurch hineingezogen worden, daß sie ihrem Schwiegersohne unvorsichtiger Weise ein Kapital anvertraut hatte. Die Witwe sah sich gezwungen, ihre Ausgaben einzuschränken; und der „Impressionist" verlor

eine wichtige Geldgeberin. Markus Hiesel, der andere Pfeiler des Unternehmens, war ebenfalls wankend geworden; auch er wollte sich von dem Blatte zurückziehen, um nach Wien zurückzukehren. Siegfried Silber ließ gelegentlich einfließen, daß er Hiesel die Abstandssumme, welche er im Falle seines Austritts zu zahlen sich verflichtet hatte, natürlich nicht schenken werde.

Theophil Alois Hilschius wollte sich seinem Idol anschließen und in Wien leben. Die Zumutung, zu arbeiten, die ihm bei der Verschlechterung seiner Vermögensverhältnisse von verschiedenen Seiten nahe gelegt worden war, hatte Theophil als seiner durchaus unwürdig mit Entrüstung zurückgewiesen.

Durch die letzten Ereignisse hatte sich die Lage des „Impressionist" vollständig verändert. Literarisch habe das Blatt nur gewonnen, behauptete Silber, dadurch, daß es die beiden impotenten und dabei anspruchsvollen Muttersöhnchen los geworden sei. Es bestehe der Plan, das Unternehmen auf eine gänzlich neue Basis zu stellen.

„Ganz im Vertrauen gesagt" — Silber flüsterte das, obgleich sie ganz allein im Zimmer waren — „Weißbleicher interessiert sich für das Geschäft."

Das sei doch kaum möglich, meinte Fritz. Weißbleicher, der ärgste Gegner des „Impressionist", dem das Blatt die leistungsfähigsten Autoren weggekapert hatte, Weißbleicher, der Silber am liebsten wegen unlauteren Wettbewerbes verklagt hätte! — —

„Vielleicht hat er eingesehen, daß er unserer Konkurrenz nicht gewachsen ist, und daß es ratsamer erscheint, uns zum Freunde zu haben," meinte Silber mit schlauem Augenzwinkern. „Das Blatt geht in den Verlag Weißbleicher über."

„Und Sie?"

„Ich trete in die Firma ein. Finden Sie die Lösung nicht genial, Berting? Weißbleicher versteht das Geschäft, ich die Literatur. Wir werden uns wundervoll ergänzen. Der „Impressionist" behält seinen Titel, ich bleibe Redakteur. Außerdem gedenken wir dem Verlag eine literarische Agentur anzugliedern, in der wir Feuilletonromane vertreiben wollen. Das Neue, wodurch wir uns unterscheiden von ähnlichen Unternehmungen, ist, daß hier einmal literarisches Verständnis, wirklich moderne Gesichtspunkte und Geschäftsgeist großen Stiles Hand in Hand gehen sollen. Warum, frage ich, soll es denn in der Literatur nicht möglich sein, mit dem Geschäft idealen Sinn und dem Idealismus Geschäftsroutine zu verbinden? — Das literarisch-künstlerische Niveau des „Impressionist" soll das denkbar höchste, auserlesenste sein und bleiben; aber den Annoncenteil gedenken wir bedeutend zu erweitern. Vielleicht, daß wir den allerextremsten Naturalismus etwas gegen früher einschränken. Für den Anfang war das ja ganz gut und wirksam. Aber nun ist genug Aufsehen gemacht; jetzt dürfen wir die Tonart um eine Nuance zarter anschlagen. Übrigens entspricht das nur der allgemeinen Entwickelung. Wenn sie die Blätter aufmerksam verfolgt haben, Berting, muß Ihnen aufgefallen sein, daß der Naturalismus auf allen Gebieten den Höhepunkt bereits überschritten hat, ja zum Rückzug bläst. Die literarischen Wetterzeichen deuten schon wieder auf Wind aus einer ganz anderen Richtung. Dem muß eine aktuelle Revue, wie wir sein wollen, selbstverständlich Rechnung tragen. Wir werden, das erkläre ich von vornherein, uns nicht auf eine bestimmte Kunstformel festnageln lassen; wir wollen vielmehr mit Bewußtsein

eklektisch sein; unser Programm wird eine gewisse Elastizität besitzen und damit dem Zeitgeist Rechnung tragen. Innerhalb dieser Grenzen aber wollen wir alles pflegen, was stark, neu, originell und zukunftverheißend ist. Natürlich rechnen wir dabei auf Ihre Unterstützung, lieber Berting. Ich hoffe, daß Sie uns Gelegenheit geben werden, Ihren Namen noch bekannter zu machen, als er schon ist. Wir dürfen Sie doch zu unseren Mitarbeitern zählen, nicht wahr?"

Fritz dankte für so viel Ehre, lehnte jedoch ab.

„Über den Preis, den Ihnen der „Impressionist" für Ihre Novelle gezahlt hat, können Sie doch wahrhaftig nicht klagen!" meinte Silber. „Wir würden denselben Satz weiter zahlen, nur an Sie, heißt das; bei keinem anderen Autor gehen wir so hoch. Ist das nicht eine glänzende Offerte? — He!"

Fritz sagte, es sei unnütz, weiter zu verhandeln.

„Was haben Sie, Berting?" rief Silber. „Sie haben etwas gegen mich!"

Fritz zuckte die Achseln. Er hatte keine Lust, jenem auseinanderzusetzen, daß er alles andere eher ertragen wolle als Abhängigkeit vom Geldsack des Parvenus.

„Ich kann Ihr Verhalten wirklich nicht verstehen," fuhr Siegfried Silber fort. „Weißbleicher sagt mir, daß Sie fortgesetzt in Geldnöten seien und hier, wo Ihnen in wohlgemeinster Absicht Gelegenheit geboten wird, Geld zu verdienen, viel Geld . . ."

Berting erklärte in nicht mehr mißzuverstehender Weise, es bleibe bei dem, was er gesagt habe. Er bat, ihn nicht weiter mit Offerten zu belästigen, die ihm widerlich seien.

Wie unter einem Schlage zuckte Siegfried Silber zusammen. Dann sagte er, bleich bis in die Lippen:

„Sie sind sehr stolz, Berting, sehr stolz! Früher waren Sie anders. Als ich noch nichts besaß, als niemand etwas von mir wissen wollte, da haben Sie sich meiner angenommen. Jetzt, wo ich mich revanchieren will, stoßen Sie die hilfreich ausgestreckte Hand zurück. Das nenne ich Stolz und nicht einmal klugen Stolz. Daß es Ihnen nur nicht so geht, wie Ihrem Freunde, dem Herrn Doktor Lehmfink, der es vor lauter Einbildung und Überhebung zu nichts bringt und im ganzen Leben nicht zu etwas bringen wird . . .“

Berting lachte laut heraus. Es bereitete ihm das innigste Vergnügen, Silber mitteilen zu können, wozu es Heinrich Lehmfink soeben in der ehrenhaftesten Weise gebracht habe.

Der kleine Mann spitzte die Ohren. In seinen beweglichen Zügen las man eine Mischung von Überraschung und Neid und den Wunsch, seinen Ärger zu verbergen. Mit süßsaurer Miene erklärte er, daß Herrn Lehmfink in Anbetracht seiner kümmerlichen Lage solcher Erfolg ja nur zu gönnen wäre.

Silber fing an, sich unbehaglich zu fühlen. Er sah nach der Uhr und besann sich auf einmal, daß er „dringende redaktionelle Geschäfte“ zu erledigen habe. Ehe er ging, erklärte er, noch einmal auf seine Bitte zurückkommen zu müssen. Er hoffe, daß Berting anderen Sinnes werden würde. Jedenfalls halte er seine Offerte aufrecht.

Zum Abschied drückte er Fritzens Hand lebhaft und lächelte vertraulich, als gehe man im schönsten Einvernehmen auseinander. Dann verschwand er mit eingezogenem Kopfe und gekrümmtem Rücken schnell.

Es blieb für Berting nunmehr kein anderer Ausweg, als sich in seinen Geldnöten an Heinrich Lehmfink zu wenden. Schwer genug wurde ihm der Schritt. Er fand es jedoch minder demütigend, seines Freundes Schuldner zu sein, als aus Siegfried Silbers Hand ein noch so schönes Honorar zu empfangen.

Lehmfink schaffte sofort das Notwendige, und so kam Fritz in die Lage, Almas Bedürfnisse für die Wochenstube zu befriedigen. Nun überwand er auch seinen Widerwillen gegen die Säuglings-Atmosphäre und ging jeden Tag auf kurzen Besuch in Almas Wohnung.

Er war mit dem Verhalten der jungen Mutter nicht zufrieden; sie strengte sich mit allerhand nebensächlicher Arbeit über Gebühr an. Die Wartung des Kindes allein hätte ihr genug zu schaffen gegeben, und nun hatte sie es sich überdies in den Kopf gesetzt, die ganze Säuglings-Ausstattung auf der Maschine zu nähen. Fritz hielt ihr vor, was der Arzt gesagt hatte, daß in ihrem eigenen Interesse Schonung dringend geboten sei. Alma erwiderte darauf nur, ihr habe niemals etwas Ernsthaftes gefehlt, und es sei unnötig, für Arbeit, die sie selbst verrichten könne, den Kaufleuten Geld an den Hals zu werfen.

Mit Passion schnitt sie zu, nähte und säumte sie, als müsse das winzige Ding in der Wiege bereits jetzt auf Jahre hinaus mit Leibwäsche versorgt werden. Sie war von der Manie der jungen Mutter besessen, den kleinen Schreihals zu verwöhnen und darüber schließlich sich selbst zu vergessen.

Während sich Alma früher Fritzens Wünschen blindlings untergeordnet hatte, war mit der Mutterschaft ein neuer Geist über sie gekommen. Sie, die ehemals

nur selten eine eigene Meinung geäußert hatte, wußte ihm klar zu machen, daß er in dem, was das Kind betraf, nur ein Laie sei, und daß sie sich da nichts hineinreden lassen werde.

So war es auch in der Tauffrage. Fritz hielt es im Grunde seines Herzens für äußerst überflüssig, das Kind taufen zu lassen. Für Alma wiederum bedeutete es gar nichts, daß ihr Töchterchen im standesamtlichen Register als Hulda Ernestine Alma eingetragen war — Namen, die sie selbst ausgewählt hatte. So lange das Kindchen nicht mit dem heiligen Taufwasser benetzt war, galt es ihr nicht als richtiger Mensch. Sie verlangte Taufe in der Kirche, von einem ordentlichen Pastor in Talar und Beffchen, und Paten sollten auch dabei sein.

Fritz sah, daß er hier einem jener weiblichen Wünsche gegenüberstand, die man mit Vernunftgründen am allerwenigsten widerlegen kann. Er schickte sich seufzend in das Unabänderliche und besorgte selbst die Anmeldung bei dem zuständigen Geistlichen. Heinrich und Toni Lehmfink, denen er etwas zaghaft die Patenschaft antrug, nahmen ohne Zögern, ja mit offener Freude an.

Heinrich allerdings würde persönlich bei der Tauffeier nicht zugegen sein können, da er seiner Habilitierung halber eine unaufschiebbare Reise in die Heimat unternehmen mußte.

Toni führte ihre Absicht, das Kindchen zu sehen, nunmehr aus. Fritz hatte den Besuch bei Alma angemeldet. Ihr zu sagen, daß sie das Kind herausputzen möge, war bei dieser Mutter nicht nötig. Fritz selbst hielt sich fern. Er meinte, daß Toni und Alma, allein gelassen, ungenierter als in seiner Gegenwart miteinander verkehren würden.

Es war derselbe Tag, an dem Heinrich abreiste. Fritz war auf den Bahnhof gekommen zum Verabschieden; dann hatte er die Schwester des Freundes bis zu Almas Tür geleitet.

Am Nachmittage fuhr er zu Toni hinaus, um sich von ihr erzählen zu lassen, welchen Eindruck sie von ihrem zukünftigen Patchen gewonnen habe. Auch auf das, was sie von Alma sagen würde, war er natürlich sehr gespannt.

Toni erklärte, sein Kommen erspare ihr einen Brief; sie sei eben darüber gewesen, an ihn zu schreiben. Fritz glaubte, zu bemerken, daß das Mädchen heute etwas ungewöhnlich Gedrücktes, Unsicheres habe, was doch sonst gar nicht in ihrer Art lag. Sollte der Besuch bei Alma doch vielleicht eine zu starke Zumutung für sie gewesen sein?

Fast etwas kleinlaut fragte er, wie sie Mutter und Kind angetroffen habe. Und zum ersten Male empfand er etwas wie Vaterstolz, als Toni Lehmfink ihm mit Tränen in den Augen sagte, welch glücklicher, von Gott gesegneter Mensch er sei, solch herziges, gesundes, gutes und reines Geschöpfchen sein nennen zu dürfen. Sie schüttelte ihm beide Hände mit der ihr eigenen, unwiderstehlichen Herzlichkeit.

„Aber über etwas anderes muß ich ganz ernsthaft mit Ihnen sprechen, Herr Berting!" fuhr Toni fort. „Es betrifft die Mutter. Ich glaube, Alma lebt sehr unvernünftig."

Fritz erwiderte darauf, er wisse das; aber er sei völlig machtlos Almas Eigensinn gegenüber.

„Wenn Sie Mutter und Kind lieb haben," fuhr Toni fort, „dann müssen Sie hier ernsthaft eingreifen.

Ich kann nur sagen, mich hat, was ich gesehen habe, sehr besorgt gemacht."

Ob sie glaube, daß Alma leidend sei, erkundigte er sich. Daß sie angegriffen wäre, habe er ja auch bemerkt; aber das sei doch vielleicht nur natürlich.

„Ich glaube, Sie nehmen die Sache zu leicht!" erwiderte Toni und errötete dabei über und über.

„Ja, mein Gott!" rief Berting, „Doktor Mosch hat mir doch gesagt, es sei alles normal verlaufen!"

Toni stand auf und trat ans Fenster, ihm den Rücken zuwendend.

Fritz begriff, daß er ihr Zartgefühl verletzt hatte. Das war ihm in der Lebhaftigkeit so herausgefahren. Esel, der er gewesen! Sollte er um Verzeihung bitten? Vermehrte man damit nicht das Peinliche der Situation?

Toni kehrte bald zu ihm zurück. Sie mochte in seiner Miene das Betretensein lesen. „Gelt, Sie nehmen es sich nicht zu Herzen, Herr Berting!" Damit reichte sie ihm die Hand. Was war man für ein gefühlsroher Barbar, gehalten gegen ein solches Geschöpf!

Dieses Mißverständnis zwischen ihnen war vorübergegangen wie der Schatten, den eine Wolke wirft. Tonis Augen strahlten wieder in Freundlichkeit.

„Ich möchte Ihnen nicht unnötige Angst machen," sagte sie. „Aber ich glaube, ein wenig Blick zu besitzen, für Gesundheit und Krankheit; denn ich habe in meinem Leben viel leiden gesehen. Ich will Ihnen ganz offen sagen, Herr Berting, was mir an Almas Fall Sorge macht. Es ist etwas, was ein Arzt, vor allem ein junger, kaum beachten wird; aber wir Frauen sehen in solchen Dingen schärfer, selbst wenn wir ungelehrt sind. Die junge Mutter gibt zu viel Kraft ab an den Säugling; das ist es. Ich hoffe, noch ist kein Schaden

geschehen; aber höchste Zeit wird es, eine Änderung zu treffen. Ich war eben dabei, Ihnen deshalb zu schreiben. Schriftlich lassen sich dergleichen Dinge leichter sagen..."

Toni hielt einen Augenblick im Sprechen inne und seufzte. Man konnte ihrer Miene die Überwindung ansehen, welche diese Aussprache sie gekostet hatte.

„Also, meine Meinung ist die," fuhr sie fort, „Alma muß die Kleine entwöhnen. So, nun habe ich es Ihnen gesagt, nun wissen Sie es!"

Fritz erhob sich. Er dankte Toni von ganzem Herzen für ihren Rat. Sogleich wollte er gehen und das Nötige veranlassen. Toni gab ihm Grüße mit an Alma und das Kind.

Er hatte es sich, selbst ganz erfüllt von der Richtigkeit dessen, was Toni ihm auseinandergesetzt, leichter vorgestellt, auch Alma davon zu überzeugen, als er es in Wirklichkeit fand.

Das Kind entwöhnen! Die Kleine mit künstlicher Nahrung groß ziehen! — Alma war entrüstet über solches Ansinnen.

Wer ihm denn diesen Gedanken eingegeben habe, forschte sie; denn das gehe doch nicht von ihm aus. Fritz sagte ihr, daß Toni Lehmfink ihn auf die Gefahren aufmerksam gemacht hätte, welche das Stillen haben könne.

„So, das Fräulein — Fräulein Lehmfink! Das habe ich mir gedacht!"

Fritz erwiderte, daß er Toni sehr dankbar sei für den Wink.

„Die versteht wohl gerade etwas von der Sache!" rief Alma höhnisch.

Alma schwieg beharrlich zu allem, was er weiter vorbrachte. Sie war beleidigt. Fritz verwünschte es

jetzt, daß er Tonis Namen genannt hatte. Wer dachte denn aber auch immer gleich an Almas Neigung zur Eifersucht! Er kam in gelinde Verzweiflung. Wieder einmal stand man einer jenen Launen gegenüber, wo, wie er aus Erfahrung wußte, weder in Güte, noch mit Gewalt etwas auszurichten war.

Schließlich entschloß er sich, Doktor Mosch in dieser Angelegenheit zu fragen. Am heutigen Abend war es jedoch zu spät dazu.

Am nächsten Morgen suchte er den Arzt auf. Der junge Mediziner nahm eine ironische Miene an, als Fritz ihm, ohne zu sagen, von wem seine Weisheit stamme, die Gefahren auseinandersetzte, die das Selbstnähren für die junge Mutter im Gefolge haben könne. Auf Fritzens Wunsch kam er sofort mit in Almas Wohnung.

Auch Doktor Mosch' Urteil lautete schließlich auf Entwöhnung. Er gab an, in welcher Weise der Übergang zur künstlichen Nahrung zu erfolgen habe, damit dem Säugling kein Schaden widerfahre.

Alma nahm die Weisungen des Arztes ohne Widerspruch auf. Auch dem Verbot, in der nächsten Zeit mit der Nadel oder gar an der Nähmaschine zu arbeiten, fügte sie sich ohne Murren.

Berting war durch ihr Verhalten auf das angenehmste überrascht; er hatte sich auf eine Tränenszene gefaßt gemacht. Mit dem Erfolge des ärztlichen Besuches konnte er zufrieden sein.

Er schrieb ein paar Zeilen an Toni Lehmfink, in denen er ihr mitteilte, daß alles ihrem Ratschlage gemäß geordnet sei.

* * *

Siegfried Silber hatte an Berting geschrieben. Dem Briefe lagen eine Anzahl Druckbogen bei. Fritz hatte geglaubt, nach der Unterhaltung von neulich seien die Beziehungen zwischen ihm und dem Redakteur des „Impressionist“ endgültig abgebrochen. Aber unter dem Briefe stand zu lesen: „In aufrichtiger Verehrung Karol.“

Silber schrieb, er könne nicht umhin, Berting die beiliegenden Bogen zuzuschicken, weil er zu genau wisse, daß ihr Inhalt ihn aufs lebhafteste interessieren werde. Sie stammten von einer Novelle, die der „Impressionist“ demnächst bringen wolle. Die Verfasserin sei niemand anders als Fräulein Hedwig von Lavan, die entdeckt und in die Literatur eingeführt zu haben, Berting das Verdienst zukomme.

Der Brief fuhr fort: „Zu meinem Befremden höre ich von Fräulein von Lavan, die ich auf Grund der Einsendung des Manuskripts zu besuchen mir erlaubt habe, daß die junge Dame in keinerlei Verbindung mehr mit Ihnen steht. Ich bedauere das für beide Teile, ohne mir herausnehmen zu wollen, dem Anlaß dieser Entfremdung nachzuforschen. Jedenfalls bleibe ich Ihnen verbunden dafür, daß Sie mich auf dieses Talent seinerzeit aufmerksam gemacht haben. Die scharfe Beobachtungsgabe der jugendlichen Verfasserin ist geradezu stupend. Diese neueste Arbeit bedeutet eine starke Talentprobe. Das Thema ist heikel; aber der Esprit, mit dem es behandelt wird, versöhnt uns mit dem Gewagtesten. Manche Situationen sind so lebenswahr geschildert, daß man an persönliches Erlebnis glauben möchte, wenn das nicht aus anderen Gründen fast unmöglich erschiene. Jedenfalls wird es Sie, lieber Berting, interessieren, von dieser eigenartigen Feder-

zeichnung Kenntnis zu nehmen. Und ich bin aufs äußerste gespannt, ob unser Urteil, wie über so vieles, auch über die Arbeit von Fräulein von Lavan sich trifft."

Berting hatte beim Lesen dieses Schreibens das Gefühl, daß Schadenfreude dem Absender die Hand geführt haben müsse. Er faßte sofort einen ganz bestimmten Verdacht gegen Hedwigs von Silber so sehr gepriesene Novelle. Und richtig, als er die Druckbogen zu lesen begann, fand er seine Vermutung vollauf bestätigt: Hedwig hatte in diesem neuesten Werke ihn, Fritz Berting, und ihre Erlebnisse mit ihm geschildert.

Er war da bis herab auf gewisse Äußerlichkeiten der Toilette genau beschrieben, so daß ihn jeder Bekannte sofort wiedererkennen mußte. Auch Waldemar Heßlow kam in Gestalt eines körperlich robusten, geistig unbedeutenden Operntenors ziemlich durchsichtig dargestellt vor. Die Heldin war als angehende Schauspielerin eingeführt. Sie amüsiert sich eine Weile damit, den einen Liebhaber gegen den anderen auszuspielen; dann gibt sie beiden den Laufpaß.

Fritz konnte sich eines unbehaglichen Gefühles nicht erwehren, als er sich so zum Gegenstande einer nichts weniger als freundlichen Persiflage gemacht sah. Eine wunde Stelle in seiner Erinnerung, die noch nicht lange vernarbt war, begann von neuem zu schmerzen. Nicht daß er für Hedwig von Lavan noch etwas T'eferes gefühlt hätte, aber er schämte sich, daß er sich von einer Person, deren Charakter sich ihm immer unzweideutiger enthüllte, so hatte düpieren lassen.

Daß ein Schriftsteller die intimsten Erfahrungen seines Lebens künstlerisch verwertete, war nichts Außergewöhnliches. Alles kam in solchem Falle auf das Wie an.

Das hier war ein Abklatsch nach dem Leben. Berting fand in der Novelle ganze Gespräche wieder, die er in Wirklichkeit mit Hedwig geführt hatte.

Glich solches Verhalten nicht im Grunde dem indiskreten Vorlesen von Briefstellen, die für keine anderen Ohren und Augen als die des Empfängers berechnet sind?

Wunderlich, daß ihm Hedwig selbst die Augen öffnen sollte über die tiefste Schwäche ihres Wesens.

War es nicht ein Charakterfehler, der sie auch als Künstlerin verdarb? Haftete ihr nicht ein großer Mangel an bei aller äußeren Verfeinerung, bei allem Schliff des Wesens, Mangel an Takt, an jenem Takt, der eine Eigenschaft ist des Herzens, den man vor allem beim Weibe sucht, und der das einfachste, ungebildetste Mädchen auszeichnen kann?

Fehlte Hedwig nicht jene Ehrfurcht vor dem eigenen Tun, jene zarte Scheu, welche die Seele ebensowenig den Blicken der Menge preisgeben wird wie den Leib? Jene Schamhaftigkeit des Schaffenden, die das Kunstwerk selbst gewissermaßen zum Schleier macht des inneren Erlebens?

Offenheit und Freimut gehörten zur Kunst, gewiß! Aber dies hier ging einen Schritt weiter. Bei Hedwig von Lavans neuestem Erzeugnis hatte man es mit Zuchtlosigkeit zu tun.

Diese Erfahrung fiel zusammen mit Gedanken, die Berting gerade in der letzten Zeit stark beschäftigten. Er hatte den französischen Roman nunmehr zu Ende übersetzt und atmete auf, als diese ihn im Grunde anwidernde Arbeit erledigt war.

Nun konnte er sich endlich einer Sache widmen, die ihn schon lange im Geiste beschäftigt hatte: Heinrich Lehmfinks Buch.

Wenn man die Quintessenz dieses Werkes in ein einziges Wort zusammenfassen wollte, so hieß die Fahne, die darin weit sichtbar aufgepflanzt wurde: durch Selbstzucht zur Persönlichkeit.

Es war nicht immer leicht, dieses Leitmotiv aus jedem einzelnen Teile herauszuhören; der Autor hatte es in die verschiedensten Gewandungen gekleidet. Lehmfink wußte, daß nichts auf den Leser stärker wirkt, als was er sich selbst aus einem Buche gewinnt. Darum oktroyierte er keine Systeme und Lebensregeln, gab keine langatmigen Referate, sondern versuchte durch Lebendigkeit und Mannigfaltigkeit zunächst das Interesse zu fesseln. Vor allem war es das Beispiel der großen, originellen Persönlichkeit, in dem er der Grundidee plastische Gestalt zu verleihen suchte. Aber auch an ganzen Epochen illustrierte er sein Thema, wies nach, wie Mangel an Persönlichkeit und Verfall identisch sind.

Die bisherigen Besprechungen hatten nach Bertings Ansicht den Kern des Buches gänzlich unberührt gelassen, mochten sie lobend sein oder tadelnd. Sie hatten nicht die induktive Methode Lehmfinks beachtet und seinen erzieherischen Zweck, sondern sich einfach an das äußerlich Stoffliche gehalten.

Der eine Kritiker hatte sich an Lehmfinks Heine-Gegnerschaft gestoßen, der andere an seiner Bismarck-Bewunderung. Ihr subjektiver Gegensatz zum Autor in einer Einzelfrage beherrschte dann die Würdigung des ganzen Werkes. Ein anderer wiederum nahm das Buch einfach für seine Partei in Anspruch, wo doch Lehmfink alles andere hatte geben wollen als die Programmschrift einer bestimmten Richtung.

Solchen Mißverständnissen entgegenzutreten, meinte

Fritz, sei es nunmehr an der Zeit. Er selbst schien dazu der Berufene. Kannte er doch die Absichten, die Lehmfink mit der Publikation der „Deutschen Persönlichkeit" verfolgt hatte, wie kein anderer. Waren ja manche Kapitel darin direkt aus Debatten hervorgegangen, die er mit ihm gehabt hatte. Ja, es fanden sich Stellen, die eingestandenermaßen für Berting oder auch gegen ihn geschrieben worden waren.

Fritz beabsichtigte mit dem, was er schreiben wollte, nicht bedingungslos dem Werke zuzustimmen. Lehmfink wäre der letzte gewesen, dem diese Art von Kritik zugesagt hätte. Es galt eine ehrliche Auseinandersetzung von Mann zu Mann.

In vielem würde Berting mit dem Buche ebensowenig wie mit dem Verfasser sich jemals einigen können, das wußte er. Über den Wert ästhetischer Kultur, über den Sinn der Decadence, die Judenfrage, über Nietzsche und anderes würden sie ewig getrennter Meinung bleiben.

Aber konnten solche Differenzpunkte verhindern, daß Berting die Weltanschauung Heinrich Lehmfinks als ein Ganzes auffaßte und würdigte, und daß er dem hohen Ethos, welches das Werk erfüllte, Respekt zollte!

Den umfangreichen Aufsatz, der auf diese Weise zustande kam, schickte Fritz an seinen alten Bekannten, den Schriftsteller Maximilian Nackede in Berlin, der vor Jahresfrist eine literarische Korrespondenz gegründet und Fritz schon einige Male um Beiträge dazu ersucht hatte.

Nackede quittierte umgehend den Empfang des Artikels und erklärte, ihn baldigst bringen zu wollen.

* * *

Berting hatte sich bei den von Doktor Mosch für die Wochenstube getroffenen Anordnungen beruhigt; er nahm als selbstverständlich an, daß Alma ihnen nachlebe.

Aus diesem Wahne riß ihn ein Brief von Toni Lehmfink. Sie schrieb, daß sie Alma aufgesucht und in keinem guten Zustande gefunden habe. Die junge Mutter lasse die Vorschriften des Arztes völlig außer acht. Die künstliche Nahrung für die Kleine verkomme unbenutzt, und die Nähmaschine sei offenbar gebraucht worden. Die Folgen zeigten sich in Almas Entkräftung und auch in einem bedenklichen Stillstand der Entwickelung des Kindes.

Fritz wurde gebeten, sofort nach Almas Wohnung zu kommen, wo er die Schreiberin antreffen werde. Der Brief war ihm durch einen Boten überbracht worden.

Tonis Brief schien in seiner Knappheit noch allerhand Schlimmes wegzulassen. Fritz war aufs höchste bestürzt und eilte sofort nach Almas Wohnung, das Ärgste befürchtend.

Er fand Toni Lehmfink, eine große Schürze vorgebunden, mit Flaschen hantierend. Sie machte ihm, so wie er eintrat, Zeichen und wies auf das Bett. Dort lag Alma sorgfältig zugedeckt und schlief. Die Vorhänge waren herabgelassen; es herrschte angenehmes Dämmerlicht in dem Raume. Dabei strich die warme Sommerluft ungehindert durchs Fenster.

Fritz, vom schnellen Gehen noch ganz atemlos, erkundigte sich, wie es stehe. Toni beruhigte ihn; wirkliche Gefahr, hoffe sie, sei nicht vorhanden.

Toni war seit gestern abend da und hatte die Nacht auf dem Sofa zugebracht. Das Schlimmste sei der Eigensinn der Kranken, teilte sie Fritz im Flüstertone

mit. Gestern habe es eine ernste Szene gegeben. Almas Mißtrauen gegen sie sei ihr gänzlich unverständlich.

Fritz hielt es für weiser, Toni keine Erklärung von Almas Benehmen zu geben; er ahnte, daß ihm nichts anderes zu Grunde lag als Eifersucht.

Toni gab dem Kinde eben zu trinken. Sie machte den Vater darauf aufmerksam, mit welchem Appetit sein Töchterchen der Flasche zuspreche. Mit freudestrahlender, von tiefem Interesse durchglühter Miene stand sie dabei und sah dem Würmchen zu, es hie und da durch einen Handgriff unterstützend.

Berting sah in Tonis Zügen, wie sie sich über die Wiege seines Kindes beugte, plötzlich gänzlich neue Eigenschaften und Möglichkeiten. Toni hatte für ihn oft etwas knabenhaft Herbes gehabt, etwas Sprödes, eine gewisse harte Sachlichkeit, zu der sie wohl das Leben erzogen hatte.

Hier strahlte ein Neues aus ihr, dessen sie sich offenbar selbst gar nicht bewußt war, ein Urgefühl, das innerste Wesen ihres Geschlechts: die Liebe zum Kinde. Das gab dem groß gewachsenen, hageren Mädchen mit den energischen Zügen eine milde Anmut, beseelte das ganze Geschöpf und machte sie beinahe schön.

Als das Kind sich satt getrunken hatte, wischte ihm Toni mit einem Läppchen den Mund aus und deckte ein Tuch über die Wiege. Dann machte sie sich darüber, die Flasche auszuspülen. Schweres Atmen rief sie an das Bett; aber Alma hatte nur im Schlafe geseufzt. Toni rückte die Kissen der Schlummernden ein wenig zurecht und kehrte dann zu dem Kinde zurück.

Fritz schaute ihrem Walten eine Weile voll Staunen zu. Mit welcher großartigen Selbstverständlichkeit sie alle Handgriffe tat! Wunderbare Wesen, diese Frauen!

Das Gewöhnlichste noch vermochten sie zu adeln, wenn sie ihre Seele hineinlegten.

Alma mochte ruhig sein! Für sie bedeutete Toni Lehmfink alles andere als eine Rivalin, viel eher eine Bundesgenossin. Toni hatte in Fritz Bertings Leben eine neue Erfahrung gebracht, in sein Empfinden etwas Großes gepflanzt: Achtung vor dem Weibe. Ja, Alma hätte Grund gehabt zu tiefster Dankbarkeit. Ihr Geliebter sah sie in einem reineren und schöneren Lichte, seit Toni sich als Schwester zu ihr geneigt hatte.

Der Tauftag war herangekommen. Alma durfte nicht mit zur Kirche gehen. Es war eine schwere Aufgabe, ihr das begreiflich zu machen; bis zum letzten Tage noch versuchte sie, das Aufstehen zu erzwingen.

Während Toni Lehmfink zu einer Besorgung für kurze Zeit in die Stadt gegangen war, hatte Alma das Bett heimlich verlassen und war im Zimmer zusammengebrochen. Toni fand sie ohnmächtig neben der Wiege liegend.

Von diesem Augenblicke an war eine schwere Apathie über die Kranke gekommen. Sie nahm an der Taufe kein Interesse mehr, ließ Toni alles vorbereiten, wie sie es für recht hielt. Der Blumenstrauß, den Fritz ihr brachte, als er kam, um Toni und den Täufling zur Kirche abzuholen, wurde von der Kranken nur mit einem matten Lächeln entgegengenommen.

Berting, der noch nichts von der vorausgegangenen schweren Ohnmacht wußte, äußerte auf der Fahrt zur Kirche seine Verwunderung darüber, daß Alma bei dem Abschied von der Kleinen so über alles Erwarten ruhig gewesen sei. Toni sagte, gerade diese Gleichgültigkeit, so bequem sie auch im Augenblicke sei, mache sie besorgt. Sie bat Fritz, einen zweiten, womöglich älteren Arzt

heranzuziehen, da Doktor Mosch den Fall von Anfang an nicht richtig erkannt zu haben scheine.

Die Taufe war so nüchtern wie möglich. Der Geistliche eilte mit seiner Rede, da draußen zwei weitere Taufgesellschaften warteten. Die Hebamme war schlechter Laune über eine Feier, bei der es so wenig Paten gab und so einfach zuging. Die große, leere Kirche wirkte andachtertötend.

Für Berting wäre die Zeremonie unerträglich gewesen, hätte er nicht Toni gehabt. Sie hielt den Täufling über den Stein; sie antwortete auf die Fragen des Geistlichen mit kräftigem „Ja"; sie bischte die Kleine zur Ruhe, als sie anfangen wollte, zu schreien. Wenn an dem sonst völlig stimmungslosen Vorgang doch etwas war, was die Bezeichnung „festlich" verdiente, so ging es von Toni Lehmfink aus, von der Innigkeit und Freudigkeit, mit der sie hier wie überall ganz bei der Sache war.

Den Nachmittag verbrachte Fritz Berting auf der Suche nach einem Arzt. Mehrere lehnten den Fall rundweg ab, da die Kranke bereits in Behandlung sei. Endlich fand sich ein älterer Mediziner bereit, die Wöchnerin zu besuchen, unter der Bedingung, daß Doktor Mosch seine Einwilligung gebe. Berting versprach, diese zu schaffen.

Er traf Doktor Mosch nicht zu Haus und mußte ihm seine Bitte daher schriftlich hinterlassen. Für die Nacht konnte er ruhig sein; denn Toni hatte versprochen, bei Alma zu bleiben. Frühzeitig sollte er Nachricht erhalten über das Befinden der Kranken.

Fritz wartete am nächsten Morgen voll Spannung auf die versprochene Mitteilung, als zu seiner Überraschung Toni Lehmfink selbst in sein Zimmer trat. Er

sagte sich sofort, daß Außerordentliches sie zu solchem Gange veranlaßt haben müsse.

Die beiden Ärzte hatten sich miteinander in Verbindung gesetzt und waren heute früh an Almas Bett erschienen zur Konsultation. Das Resultat war ein ernstes. Der ältere Arzt hatte entschieden, daß Alma ins Krankenhaus geschafft werde. Wie Toni mit begreiflicher Zurückhaltung andeutete, schien sich bei der Wöchnerin ein Leiden entwickelt zu haben, das einen sofortigen operativen Eingriff notwendig machte. Toni hatte noch dem Transport Almas zum Krankenwagen beigewohnt; dann war sie hierher geeilt, um Fritz zu benachrichtigen.

Es war das erste Mal, daß Berting Toni die Fassung verlieren sah. Das Mädchen hatte sich auf seinem Sofa niedergelassen und bedeckte die Augen mit dem Taschentuch.

Fritz ließ sie sich ausweinen. Er begriff, daß ihre Schwäche körperliche Ursachen habe. Die letzten Tage mußten furchtbar anstrengend für sie gewesen sein. Sie hatte sich aufgeopfert. Schmerzlich war es, daß man ihr so viel Güte nicht zu vergelten vermochte. Ja, Fritz mußte sogar mit der Bitte um einen neuen Dienst an sie herantreten. Was sollte mit dem Kinde werden? Wollte Toni ihm diese Sorge abnehmen, wenigstens solange Alma im Krankenhause war?

Der Gedanke an das Kind elektrisierte Toni. Ob sie das kleine Wesen fürs nächste ganz zu sich nehmen dürfe, fragte sie.

Berting war beschämt, als Toni ihm für die nur zu gern erteilte Erlaubnis dankte, als widerfahre ihr das größte Glück.

Er begab sich nach dem Krankenhause. Dort mußte

er lange antichambrieren. Fräulein Lux sei im großen Frauensaale untergebracht, hieß es, und es entspräche nicht der Ordnung des Instituts, männlichen Besuch dort einzulassen.

Zufälligerweise traf er den Arzt, den er selbst zu Alma gerufen hatte. Der Herr Sanitätsrat erklärte, die Operation sei normal verlaufen, die Kranke jedoch äußerst geschwächt vom Blutverlust. Über den voraussichtlichen Verlauf der Krankheit sich zu äußern vermied der vorsichtige Mann. Der Fall sei nicht hoffnungslos; mit dieser wenig tröstlichen Redensart wurde Fritz entlassen.

Doktor Mosch, zu dem er sich nunmehr begab, legte vor allem das Bestreben an den Tag, sich von Schuld reinzuwaschen. Er habe den Fall durchaus nicht leicht genommen. Die Kranke sei allein schuld an der Verschlimmerung ihres Zustandes durch Außerachtlassen der ärztlichen Vorschriften. Er gab dann ein Bild des Krankheitsverlaufs, mit sehr vielen technischen Ausdrücken gespickt.

Was nützte alles das! Fehler waren begangen worden. Es erschien müßig, sie jetzt noch feststellen zu wollen.

Innere Unruhe, wie er sie noch nicht gekannt hatte, trieb Fritz von einem Orte zum anderen. Den Versuch, zu arbeiten, gab er bald auf. Im Café, wohin er sich zum Zeitungslesen begeben hatte, litt es ihn nicht lange. Schließlich lenkte er seine Schritte wieder nach dem Krankenhause.

Es erging ihm dort ähnlich wie am Morgen. Über Almas Befinden war nur ganz Allgemeines zu erfahren. Mit der Kranken zu sprechen sei nicht gestattet; das würde nur in ganz besonderen Fällen den nächsten Anverwandten genehmigt.

Berting verwünschte es jetzt, daß er, als man ihn gefragt, welche Beziehungen er zu Fräulein Lux habe, gesagt hatte, er sei ihr Bräutigam. Vielleicht wenn er sich als Bruder ausgegeben hätte, würde man ihn vorgelassen haben.

Die Vorsteherin der Frauenabteilung, ein dürres, altjüngferliches Wesen, mit der zu sprechen ihm endlich gelang, behandelte ihn nicht weniger als achtungsvoll.

Fritz kochte innerlich. Es war klar, daß Prüderie ihm den Weg versperrte zu Alma. Doch nahm er sich zusammen; mit Eifer war hier gar nichts auszurichten.

Er bat, ob man nicht in diesem einen Falle eine Ausnahme von der Regel machen könne. Die Vorsteherin, durch seine Beharrlichkeit doch endlich schwankend gemacht, erklärte, den kontrollierenden Arzt, der in einiger Zeit kommen müsse, fragen zu wollen; sie selbst könne solche Verantwortung nicht auf sich nehmen.

Berting hatte eine weitere Stunde im Sprechzimmer zu verbringen. Es war inzwischen Abend geworden.

Endlich kam der Erwartete. Es war ein älterer Herr von knapper, aber nicht unfreundlicher Sprechweise. Fritz eröffnete ihm rückhaltlos seine Lage. Der Arzt lächelte; dann gab er Anordnungen, aus denen Berting ersah, daß sein Wunsch erfüllt werden solle.

Eine junge Schwester von sympathischer Erscheinung kam herzu. Sie sei die Pflegerin von Nummer einundzwanzig, hieß es. Fritz, der ihr übergeben worden war, folgte ihr durch einen langen Gang.

Als man vor der Tür des Frauensaales angelangt war, faßte er sich ein Herz und fragte, was sie von dem Befinden der Kranken halte. Die Schwester zögerte

mit der Antwort. Fritz, der ihr stilles Gesicht voll Spannung beobachtete, glaubte dort etwas wie Mitleid zu lesen.

„Der Herr Sanitätsrat meinte heute früh, es sei nicht aussichtslos," erklärte sie mit wohllautender Stimme; „aber seitdem ist das Fieber trotz Digitalis und Eisumschlägen langsam im Steigen. Machen Sie sich darauf gefaßt, daß das Fräulein Sie nicht erkennen wird."

Sie schritt vor ihm durch die Tür. Man trat in einen großen Saal, in welchem, nur durch schmale Gänge unterbrochen, Bett an Bett stand. Es herrschte das Schweigen der Nachtruhe in dem weiten, kahlen Raum, der keinen Anfang zu haben schien und kein Ende. Berting folgte der lautlos vor ihm hergleitenden Schwester durch den langen Mittelgang. Nummer einundzwanzig befand sich in der Ecke. Hohe Bettschirme von dunklem Stoff umgaben Almas Lager, so daß sie wie in einem kleinen Zimmer für sich, abgeschlossen von den übrigen Kranken, lag.

Fritz trat an das Bett und blickte forschend in Almas Gesicht. Es zeigte wenig Veränderung. Die Wangen waren hoch gerötet, die Augen ungemein lebhaft, der Atem flog. Man hatte ihr das Haar zu zwei starken Zöpfen geflochten, die ihr auf den Schultern lagen. Sie trug die weite Nachtjacke der Anstalt mit langen Ärmeln.

Die Schwester öffnete die Jacke der Kranken am Hals und nahm den Fieberthermometer aus der Achselhöhle. Dann machte sie auf einer mit einem Netz von Linien bedeckten Karte ihren Eintrag und ließ Fritz die Fieberkurve betrachten. Der höchste, soeben erreichte Punkt zeigte 41° Celsius.

„Das ist wohl sehr hoch?" erkundigte sich Fritz zaghaft.

„Der Herr Sanitätsrat hat angeordnet,“ erwiderte die Schwester ausweichend, „daß wir, falls einundvierzig Grad überschritten würden, Eisbad geben sollen.“ Sie legte den Thermometer wieder in die Achselhöhle, dann flößte sie der Kranken einen Schluck Eiswasser ein, schließlich maß sie den Puls und machte auch hierüber einen Eintrag.

„Ich gehe jetzt zu einer anderen Kranken gleich nebenan,“ sagte die Schwester in gedämpftem Tone; „vielleicht reichen Sie von zehn zu zehn Minuten einen Löffel hiervon“ — sie wies auf das Eiswasser —. „Der Durst ist sehr groß. Wenn sonst irgend etwas gebraucht wird, rufen Sie mich, bitte!“

Damit verschwand sie geräuschlos; von außen rückte sie den Bettschirm so, daß Berting mit der Kranken völlig unbeobachtet war.

Er ließ sich auf dem Stuhle nieder, der neben dem Bette stand, und griff nach Almas Händen. Sie waren glühend heiß.

„Alma!“ rief er, „Alma!“ Die Kranke antwortete nicht. Das schnelle, den ganzen Körper erschütternde Atmen ging weiter. Dabei lag sie ganz still, fast steif, das Auge geradeaus gerichtet wie auf einen fernen Punkt.

Er näherte sein Gesicht dem ihren, um zu sehen, ob sie ihn erkennen würde. Aber der Ausdruck ihrer Züge wechselte nicht. Unheimlich war es, das große, weitgeöffnete Auge mit seiner tiefleuchtenden, bis an den Rand schwarzen Iris aus der Nähe zu beobachten.

Berting gab nach einiger Zeit den Versuch auf, sich mit der Kranken zu verständigen. Almas Gedanken mußten weit, weit entfernt sein, an einem Orte, zu welchem ihm, dem Gesunden, der Eintritt versagt war. Dabei waren ihre Sinne wach; denn sie nahm willig,

ja mit einer gewissen Befriedigung das gereichte Eiswasser an. Nur für ihre Umgebung schien ihr das Bewußtsein zu fehlen.

Noch niemals hatte Fritz Berting an dem Lager eines Schwerkranken gesessen. Als seine Mutter verschied, war er noch Kind gewesen. Sein Vater und seine Schwester Julie waren fern von ihm gestorben. Und ihn selbst hatte Krankheit auch niemals bis an den Rand des Grabes geführt.

Was er hier sah, wirkte auf ihn wie eine fremde Welt: das milde, dem Alltag entrückte Wesen der Schwester in seiner stillen Abgeschlossenheit, der große, weite Saal im Dämmerlicht, mit seinen endlosen Reihen einfacher Bettstätten. Wie viele arme Kranke hier wohl mit dem Tode rangen? An wie vielen Lagern saß unsichtbar ein Engel und zählte die zugemessenen Schläge des Herzens, bis ihre Zahl voll war und er das Uhrwerk zum Stillstehen brachte.

Wie wenig merkte man äußerlich von den Kämpfen, die sich im Einzelgefecht des Sterbelagers gegen den einen allgemeinen Feind abspielten! Ab und zu erklang ein tiefer Seufzer, ein Stöhnen, ein im Fieberdelirium ausgestoßener Ruf oder ein gequälter Hustenanfall durch die Nacht; dann wieder alles still, daß man das Atmen der Nächstliegenden vernehmen konnte.

Eine Tür ging; dumpfe Schritte kamen den langen Mittelgang herauf; Schatten von vorüberschreitenden Gestalten malten sich an der lichten Decke. Man machte nicht weit von Nummer einundzwanzig halt. Fritz hörte ein Rücken, ein Schieben. Es klang, als höben sie etwas Schweres und senkten es dann. Darauf wieder Schritte und Schatten an der Decke; die Tür ging, und alles war wie zuvor.

Ein eisiges Gefühl überkam den Lauschenden. Wen mochten sie da in der Stille der Nacht, wie Diebe ihren Raub, hinausgeschafft haben?

Die Schwester kam zurück. Sie maß das Fieber. Mit einem Seufzer reichte sie Fritz den Thermometer. In der kurzen Zeit wieder um ein zehntel Grad gestiegen. „Wir müssen baden!" erklärte sie.

Fritz sah ein, daß er gehen müsse. Er fragte, wo er sich wohl aufhalten könne, während man Alma bade. Die Schwester riet ihm, in der Morgenstunde wiederzukommen; das Fieber werde dann hoffentlich gefallen sein und die Kranke sich vielleicht bei Bewußtsein befinden.

Es war gegen Mitternacht, als Fritz Berting das Krankenhaus verließ. Wohin zu dieser Stunde? — Schlaf würde er nicht finden!

Mehrere lange Straßenzüge, einen ganzen Stadtteil durchschritt er, ohne Ziel, ja, ohne recht zu wissen, wo er sich befinde. Er wurde von einem unbewußten Drange getrieben, der Stadt zu entfliehen; es jagte ihn weg von den Häusern, den Menschen.

Bald kam er in freie Gegend, und schließlich langte er am Ufer des Stromes an. Dem Laufe des Wassers folgend, schritt er auf einem gemauerten Steindamm hin.

Blitzartig durchzuckte ihn eine Erinnerung. So war er schon einmal durch die laue Augustnacht geschritten, unter dem lichten Sternenhimmel, genau diesen Weg. Vor zwei Jahren war es gewesen, wenige Wochen, nachdem er mit Alma hier gelandet.

Derselbe Mond spiegelte sich in den gleitenden Wellen. Es war alles wie damals. Ein leichter, weißlicher Nebel lag über dem ganzen, weiten Flußtale gebreitet, Häuser, Essen, Gärten und Felder verhüllend.

Über der schlafenden Stadt erhob sich, einem matten Halbmond gleich, der leuchtende Himmelsausschnitt. Er allein, ein einsamer Wanderer; neben ihm das still rinnende Wasser, ein Bild des Lebens, unaufhaltsam, rätselhaft, in seiner wechselnden Vergänglichkeit ewig.

Wie sich die Gegend heute vieldeutig ausnahm! Wie wunderlich nachdenklich ihm zumute ward!

Hier war ihm damals bei nächtlichem Spaziergange der Gedanke aufgegangen zu seinem Buche. Hier war die Inspiration über ihn gekommen mit Kraft, Wonne, Begeisterung, Siegesbewußtsein der neuen Idee. Wo waren diese Gefühle hin? Schienen sie nicht zerronnen wie jene Wellen von damals?

Alles, alles hatte heute nacht einen neuen Sinn für ihn, bekam tiefere Bedeutung, wurde lebendig, weil er die Nähe des größten aller Zeichendeuter gespürt hatte, des Todes.

Wie klein, wie lächerlich klein, nichtig und eitel erschien ihm in diesem Lichte gesehen alles, was ihm eben noch so ungeheuer wichtig gewesen war: sein Streben und Dichten, seine ehrgeizigen Pläne und Hoffnungen! Wie viel größer, ernster und tiefer war das Leben als alle Schilderungen, alle Wiedergaben! Wie versank in solchem Augenblicke das, was er selbst und unzählige seiner Kollegen anbeteten, was sie unter dem Namen „Literatur" als Beruf, Lebenszweck, Stein der Weisen, Gesetz wie eine Gottheit verehrten!

Hatte er, der Schriftsteller Fritz Berting, je etwas beschrieben, würde er je etwas beschreiben, was nur entfernt heranreichte an den erhabenen Realismus, der über jenem eben verlassenen nächtlichen Krankensaale gelegen hatte?

Gab es irgendeine Feder, einen Pinsel, einen

Meißel, der das zu meistern vermochte, was sich täglich, stündlich um uns her zutrug? Ein kleiner Handlanger schien die Kunst, verglichen mit dem großen Meister Leben.

Die Wellen rauschten und plätscherten genau wie damals. Sie führten ein kurzes Dasein, das nach Sekunden zählte, nur so lange sie stiegen und fielen, um neuen und immer neuen Platz zu machen.

Zwei Jahre! Zwei kurze, lange Jahre, je nachdem man es nahm. Zwei wichtige Lebensjahre! — Wenn man sie mit dem, was man jetzt wußte, noch einmal hätte von vorn anfangen können! Tor, der er gewesen, doppelter und dreifacher Tor, den Sinn des Lebens überall da zu suchen, wo er nicht war. Heute an Almas Lager, beim Anblick ihrer vom Tode gezeichneten Züge, war es ihm klar geworden, wie es hätte sein können; daß er den köstlichsten Wein verschüttet hatte, statt ihn zu trinken.

Daß das Streben solch eine große, feierliche Sache sei, war ihm nie zum Bewußtsein gekommen. Was kam auf der ganzen, weiten Welt mit der Unendlichkeit ihrer Erscheinungen dem Inhalte gleich der drei Buchstaben: Tod?

Der Genius, der die Fackel löscht, erst erleuchtete den Sinn des Lebens. Wohl hatte Fritz Berting davon hie und da gehört oder gelesen; aber zur erlebten Wahrheit war es ihm erst heute geworden.

Empfindliche Kühle, die sich in früher Morgenstunde am Flußlaufe hin verbreitete, hatte Fritz wieder in die Stadt getrieben. Um diese Tageszeit konnte er noch nicht in das Hospital gehen; er beschloß also, müde und übernächtig wie er war, einige Zeit in der

Wartehalle des Bahnhofes, an dem er vorbeikam, zuzubringen.

Er blieb, da gerade keine Züge verkehrten, der einzige Gast in dem großen Raume. Irgendwo in einer Ecke schlief der Kellner, den zu wecken er sich wohl hütete. Fahles Morgenlicht, durch ein Oberlichtfenster dringend, stritt mit der Gasbeleuchtung um die Herrschaft. Ein unsäglich fader Geruch von abgestandenen Getränken, Zigarrenrauch und Kohlenstaub lag wie eine trübe Wolke über dem ganzen, öden Lokale.

Berting fühlte sich matt, trostlos und körperlich elend. Längst waren die neuen, starken Empfindungen und Gefühle verraucht, die ihn in der Nacht beseelt hatten. Grau lag die Welt vor ihm, häßlich grau.

Sollte man Alma wünschen, daß sie wieder genesen möchte? Durfte man es überhaupt wünschen?

Gesetzt den Fall, das Wunder geschah, sie genas! Würde sie glücklich sein? Würde er sich besser gegen sie benehmen als vordem? Würde das Mitleid, das er eben noch so stark empfunden hatte, anhalten? Würde nicht das nüchterne Alltagsleben mit seiner abstumpfenden Kraft bald die neu erwachsene Liebe auslöschen und ihn gleichgültig machen? — Was nützten alle guten Vorsätze? Die Natur, das Fleisch war mächtiger. Denn die Menschen hatten genau wie die Dinge den Trieb, mit trägem Gewicht in das alte Gleis zurückzusinken.

Nein, wahrhaftig, man konnte Alma das Weiterleben nicht wünschen! Und wenn er ehrlich war gegen sich, wußte er auch, daß er es ihr gar nicht wünschte.

Ersehnte er Almas Tod?

Er wollte den schrecklichen Gedanken beiseite schieben, aber der ließ ihn nicht aus seinen Fängen.

Wenn er die Sonde hinabsenkte bis auf den untersten Grund der Gefühle, was fand man da? Was lebte tief verborgen unter all der Rührung, dem sentimentalen Mitgefühl für das arme, gequälte Geschöpf dort auf dem Krankenlager? War es nicht der Wunsch oder, wie man es nennen wollte, das Bewußtsein: wenn sie stirbt, bist du frei von einer Last, frei von einer großen Verantwortung?

Berting erschrak in tiefster Seele. Wurde er mit seinen Gedanken nicht zum Mörder? Zum Mörder an dem freundlichsten, gütigsten, liebevollsten Wesen?

Er dachte an die Zeiten zurück in Berlin, wo sie ihm nach seinem Mißerfolge so viel gewesen war, wo er sich an ihrer Tapferkeit, ihrer Treue, ihrem goldenen Frohsinn und Lebensmut aufgerichtet hatte aus tiefer Enttäuschung. Hatte sie ihn nicht damals gerettet vor dem Versinken im Lebensekel?

Und trotzdem wünschte er ihr den Tod? War ein solches Gefühl nicht das Unnatürlichste, das Verworfenste, Abscheulichste, was man sich denken konnte? Mußte man nicht irre werden an dem eigenen Verstande, wenn er solche Gedanken aushecken konnte?

Der Raum, in welchem er bisher allein gesessen hatte, begann sich zu beleben. Reisende traten ein. Der Portier rief den Abgang von Zügen aus. Der Kellner, noch halb verschlafen, näherte sich dem Tisch und fragte, ob der Herr einen Wunsch habe. Fritz bestellte Kaffee.

Nachdem er die Tasse hastig hinuntergestürzt hatte, verließ er den Ort. Draußen empfing ihn der herrlichste Sommermorgen. Vor dem Bahnhofe herrschte reges Treiben.

„Alles ist Stimmung," dachte Fritz bei sich und

verglich die Szenen frischen Lebens um sich her mit den düsteren Bildern der verflossenen Nacht.

Die Bahnhofsuhr zeigte sechs Uhr. Er meinte, daß es Zeit sei, in das Krankenhaus zurückzugehen.

Er wurde ohne Schwierigkeiten vorgelassen, da man ihn jetzt schon kannte. Die Kranke lag nicht mehr in dem allgemeinen Saale; man hatte sie in einem Zimmer für sich untergebracht, der Bäder wegen, die dort leichter bewerkstelligt werden konnten.

Alma war bei Bewußtsein. Die Schwester hatte mit ihrer Voraussage recht behalten. Als Fritz eintrat, erkannte ihn die Kranke sofort, lächelte und machte ihm ein Zeichen mit der Hand.

Fritz ließ sich von der Pflegerin berichten, wie der Rest der Nacht verlaufen sei. Drei Bäder waren kurz hintereinander gegeben worden; darauf war die Eigentemperatur stark gefallen. Neuerdings bestand Gefahr in der großen Herzschwäche, die mit stärkenden Mitteln bekämpft werden mußte.

Die Schwester verließ das Zimmer, nachdem sie Berting zuvor noch auf den Wein aufmerksam gemacht hatte, von welchem der Kranken bei Schwächeanfällen ein Schluck zu reichen sei.

Fritz sah bei der grellen Beleuchtung des vollen Tageslichts, wie abgefallen, hohläugig und gelb die Kranke war. Ihre Züge hatten einen ganz veränderten Ausdruck angenommen. Auch ihre Stimme klang ihm fremd. Sie sprach in merkwürdig erhobenem, gesteigertem Ton. Aus den Wangen war das Blut gewichen. Die Augen hatten den fast überirdischen Glanz behalten, der ihm schon nachts aufgefallen war, diese Augen mit dem tiefen, eindringlichen Blick. Etwas Durchgeistigtes, feierlich Ernstes lag über der ganzen Erscheinung;

wie geweiht erschien sie, gezeichnet von unsichtbarer Hand.

Mit Fritzens Hilfe hatte sich die Kranke im Bette aufgesetzt. Er sah, daß sie mit ihm sprechen wollte. Vermutlich machte das Kind ihr Sorgen. Er würde sich nicht gewundert haben, wenn sie das Verlangen ausgesprochen hätte, es zu sehen.

Aber dem war nicht so. Sie erwähnte wohl die kleine Alma, und ein Lächeln huschte über ihre Züge, als sie den Namen nannte. Aber dann sagte sie: „Die ist in guten Händen."

Fritz staunte. Wo war die Eifersucht hin, die noch vor kurzem die junge Mutter so ungerecht gemacht hatte gegen Toni Lehmfink?

„Wie fühlst du dich jetzt, Alma?" erkundigte er sich.

„Ich bin so müde!" flüsterte sie, „so müde! — Diese Nacht! Ach, Fritz, was habe ich diese Nacht alles gesehen."

Es glitt wie ein Schimmer über ihr Angesicht. Ihr Auge bekam den Ausdruck des Staunens, als sähe es ferne, unerhörte Dinge.

So lag sie eine ganze Weile. Dann begann sie von neuem: „Es war jemand an meinem Bette, ein Mann. Er saß neben mir und sprach zu mir."

„Ich war es, Alma," unterbrach sie Fritz; „ich habe heute nacht lange bei dir gesessen."

Sie lächelte ungläubig. „Nein, nein! Du warst es nicht. Ganz anders sah er aus. Ich glaube, es war Ludwig Glück. Ich erkannte ihn an der Stimme. Wenn ich nur wüßte, was er sagte!"

Es schien Alma zu quälen, daß sie nicht darauf kommen konnte, was der verstorbene Freund zu ihr gesagt

hatte. Sie seufzte schwer. Fritz, der sie auf andere Gedanken zu bringen wünschte, meinte: „Du bist hier ausgezeichnet aufgehoben, Alma, und wirst hoffentlich bald ganz hergestellt sein."

Alma wandte die großen, glänzenden Augen langsam auf ihn. Der Blick ging ihm durch und durch.

„Ach, mein lieber Fritz," sagte sie, „glaube das nicht! Mit mir wird nichts mehr. Ich bin so müde! Am wohlsten ist mir, wenn ich so sein kann wie heute nacht. Da merkt man nichts von Schmerzen. Und alle die Verstorbenen kommen zu einem. Bald ist es mein seliger Vater, bald ist es Ludwig. Dann wieder steht ein schöner, ein wunderschöner Engel an meinem Lager. Sie sprechen zu mir und sind gut zu mir! Das tut so wohl!"

Fritz bedeckte die Augen. Wie traf ihn dieses: „und sind gut zu mir!"

Die Kranke hatte sich auf ihrem Lager näher an ihn herangeschoben. Sie zog ihm die Hand von den Augen. „Mein lieber Fritz, hast du mich denn ein wenig lieb?"

Er biß die Zähne aufeinander und nickte.

„Weißt du, Fritz," fuhr Alma fort, langsam und feierlich sprechend, wie von einem höheren Bewußtsein beseelt und weit über sich hinaus gesteigert, „weißt du, Fritz, es ist gut, daß ich sterbe. Für mich und für dich ist es gut und auch für das Kindchen. Ich kann dir nichts nützen; denn ich bin nicht sehr gescheit. Eine ganz andere müßtest du haben! Früher habe ich mir gewünscht, du möchtest mich heiraten. Wenn ich's nun auch nicht gesagt habe, gewünscht habe ich mir's im Herzen. Aber jetzt sehe ich das ganz anders. Wenn man so krank ist, sieht sich alles verändert an. Jetzt

weiß ich, daß es gut ist so, wie alles gekommen. Einmal wärest du ja doch von mir gegangen, und das hätte ich nicht ertragen. Nun gehe ich von dir; das ist viel besser."

Er wußte nichts anderes, als an ihrem Lager niederzuknien, ihre Hand mit Küssen zu bedecken und mit Tränen zu benetzen.

„Wir sind sehr glücklich zusammen gewesen, mein lieber, lieber Fritz. Weißt du noch, wie du auf die weite Reise gingst, damals? Die letzte Nacht — der Abschied — weißt du noch?"

Er drückte zur Antwort nur ihre Hand. Sie sprach über sein Haupt geneigt, ganz sanft, wie eine Mutter zu ihrem Kinde.

„Denke nur manchmal an mich, mein Fritz! Und mache dir meinetwegen keine Vorwürfe. Wir waren beide sehr jung und unerfahren, als wir uns kennen lernten. Aber ich bereue es nicht und habe dir auch nichts zu verzeihen. Du hast mich oftmals sehr, sehr glücklich gemacht. Und in der letzten Zeit bist du so liebreich zu mir gewesen, so liebreich! Auch das Kindchen habe ich ja von dir, Fritz! — Früher, als es noch nicht da war, wünschte ich mir einen kleinen Jungen, damit ich jemand hätte, der dir ähnlich wäre. Aber nun bin ich froh, daß es ein Mädel geworden ist. Da hast du nun doch eine Alma, wenn ich auch gegangen bin. Erziehe sie dir nur recht nach deinem Herzen, daß sie gescheiter wird als ich und dir mehr nützen kann! Daß du sie hast Alma taufen lassen, ist so lieb von dir, mein Fritz! Denke nur an mich, wenn du sie rufst! Und später, wenn sie klug sein wird, dann erzähle ihr auch von ihrer Mutter, hörst du!"

Fritz wollte vergehen vor Wehmut. Wie schön

und rein trat die Seele dieses Geschöpfes, einem lichten Engel gleich, aus ihrer ärmlichen Hülle hervor. Und er, ein Zwerg, ein Krüppel, ein häßlicher Krüppel gegen sie.

Gutes und immer wieder nur Gutes tat sie ihm. Den größten Dienst aber empfing er von ihr in dieser Stunde: ganz vor sich selbst hatte sie ihn einmal gestellt, in Tiefen der Seele hinein hatte sie ihn geführt, die er nicht kannte. Auf die Knie zwang ihn ihre Güte und schlichte Größe, zum Bekennen, zur Reue. Er fühlte einen Schmerz, der frei war von jeder Sentimentalität, dem etwas Befreiendes, Religiöses zugrunde lag: Ehrfurcht vor der Größe seines und ihres Schicksals.

Hier an diesem Lager, in ihrer Sterbestunde, lernte Fritz Berting eine Liebe kennen, die ihm das Leben bisher versagt hatte; keine Begierde, keine Eigensucht gab es in dieser Liebe. Nichts Häßliches, Herabziehendes stellte sich mehr zwischen ihn und Alma. Kein Hochmut trennte ihn von ihr; der Unterschied des Standes, der Bildung war tief versunken. Das Kind aus dem Volke war im Angesicht des Todes ebenbürtig jeder Königin. Nur noch ihre Seele erblickte er, und die war angetan mit dem herrlichen Gewande des Mutes, der Treue und der Reinheit. Jungfräulich unentweiht trat sie noch einmal vor ihn hin. Jetzt erst erkannte er sie. Sie war seine Geliebte gewesen; in der Sterbestunde wurde sie seine Braut.

Die Schwester war eingetreten. Fritz, der noch immer an dem Lager kniete, hatte es nicht bemerkt. Alma selbst mußte ihn darauf aufmerksam machen. Die Kranke sollte neu gebettet werden.

Fritz mußte gehen. Beim Abschied versprach er

Alma, in einigen Stunden wiederzukommen. Als er schon in der Tür war, winkte ihm die Kranke.

Er eilte zu ihr zurück. Alma legte ihm die Arme um den Hals und drückte ihn an sich. „Vergiß mich nicht!“ flüsterte sie ihm ins Ohr, gab ihm einen Kuß und sank dann erschöpft zurück.

Berting lief wie einer, der von Sinnen ist, aus dem Zimmer, durch die langen Gänge, bis er, er wußte nicht wie, auf der Straße war.

In seiner Wohnung, die er seit vierundzwanzig Stunden nicht betreten hatte, fand er mehrere Briefe vor, unter anderem einen von Heinrich Lehmfink, der ihm in heiterster Laune schrieb, und einen von Maximilian Nackede, der um weitere Beiträge ersuchte für seine Korrespondenz.

Wie weh solche Briefe taten! Wußten denn die Menschen nichts von seinen Gefühlen? — Er warf sich auf das Bett, angezogen, wie er war, und wandte das Gesicht der Wand zu. Ein wenig nur wollte er ruhen; denn er fühlte sich todmüde.

Als er aus bleiernem Schlafe erwachte, sah er an dem Lichte, das schon ins dämmerige überging, sofort, daß es spät sei. Seine Uhr, die er nicht aufgezogen hatte, war stehen geblieben.

Ohne sich viel mit Toilettemachen abzugeben, eilte er hinaus. Nur einen Gedanken hatte er: Alma! Würde er sie noch am Leben finden? —

Im Anmeldezimmer der Anstalt wurde ihm auf sein zaghaftes Anfragen geantwortet, er könne jetzt nicht zu Fräulein Lux; sie liege in schwerem Fieberdelirium. Man sei eben dabei, es noch einmal mit kalten Bädern zu versuchen. In einer Stunde möge er wiederkommen.

Von neuem war er auf der Straße. Ein sehr

alltägliches Gefühl beherrschte ihn, ein Gefühl, dessen er sich schämte: Hunger. Seit jener Tasse Kaffee in früher Morgenstunde hatte er nichts zu sich genommen, und jetzt war es gegen sieben Uhr abends.

Er ging in das nächste Restaurant und ließ sich das erste Gericht, das ihm der Kellner vorschlug, kommen. Die Gäste betrachteten ihn erstaunt, wohl seines Aufzuges halber, und machten ihre Glossen.

Ach, wie gleichgültig war ihm, was die Leute dachten! Wie nichtig erschien ihm alles außer dem einen, was sich in diesem Augenblicke vielleicht entschied.

Nachdem er hastig verzehrt hatte, was ihm vorgesetzt worden war, eilte er wieder in das Krankenhaus zurück. Man gestattete ihm, im Anmeldezimmer zu warten.

Endlos dehnte sich die Zeit; er wußte nicht, saß er Stunden hier oder Minuten. Er versuchte, an alles mögliche Fernliegende zu denken, um nur das furchtbare Bewußtsein zu übertäuben, die Angst, die in ihm hämmerte, den Gedanken: sie ringt mit dem Tode, ruft vielleicht nach dir, und du kannst nicht zu ihr!

Berting ertrug es schließlich nicht länger. Er suchte sich den Weg nach dem Zimmer, in welchem Alma jetzt lag, und fand ihn nach einigem Umherirren. Einzutreten wagte er nicht, legte aber das Ohr an die Tür.

Er vernahm gedämpftes Sprechen von drinnen. Almas Stimme war nicht dabei. Nach langem Zögern klopfte er schüchtern an. Man öffnete. Die Schwester trat zu ihm auf den Gang.

In ihrem Blicke las er alles. „Vor einer halben Stunde schlief sie ein, ganz sanft und friedlich, wie

man selten einen Menschen sterben sieht. Sie können sie sehen."

Was nun folgte, geschah wie im Traume.

Er sah sich vor ein Lager gestellt, darauf eine Gestalt lang ausgestreckt lag, die Hände gefaltet über der Decke, die sie bis zur Brust zudeckte, ein Körper, den er kannte, bis in seine letzten Heimlichkeiten hinein kannte, aus vielen vertrauten Stunden. Heute war sie ihm eine Fremde. Der strenge Ausdruck ihrer Züge schien zu sagen: „Ich kenne dich nicht!" Eisig kalt lag sie, weltentrückt, erhaben, unnahbar, vollendet.

Ein Furchtschauer überfiel ihn vor der Leiche. Nie hätte er es gewagt, sie zu berühren oder zu küssen. Schön war der Anblick, unheimlich schön. Aber seine Geliebte war das nicht. Von der hatte er Abschied genommen am Morgen, als sie ihn noch einmal zu sich herangewinkt und ihn an ihr warmes Herz gedrückt hatte.

* *
*

Alma lag seit einer Woche unter der Erde. An dem Begräbnis hatte Heinrich Lehmfink, durch seine Schwester telegraphisch herbeigerufen, noch teilnehmen können. Zwischen Toni und Heinrich war Berting hinter dem Sarge dreingeschritten. Weiter hatte ihr niemand das Geleit gegeben.

Fritz brachte jetzt den größten Teil seiner Tage bei Lehmfinks zu. Lange würde man einander nicht mehr haben; denn das Geschwisterpaar dachte stark ans Fortgehen. Man wollte die kurze Frist, die einem blieb, nach Möglichkeit ausnutzen.

Eine wichtige Rolle in dem Leben der drei Menschen spielte Klein-Alma.

Heinrich Lehmfink war nicht ganz frei von jenem

Gefühl der Beklemmung, welches die meisten Junggesellen Kindern im Säuglingsalter gegenüber empfinden. Aber er kämpfte tapfer dagegen an, schon aus Rücksicht auf Toni, die, nachsichtig wie sie sonst war, keinen Spaß verstand, wenn es sich um das Wichtigste handelte, was es für sie auf der Welt gab, um ein kleines Kind.

Fritz war seit Almas Tode zu seiner Tochter in ein neues Verhältnis getreten. Ob es Vaterliebe sei, wußte er nicht; darauf kam es schließlich auch nicht an. Ein Gefühl tiefer Rührung und innigen Mitgefühls ergriff ihn, so oft er das komische alte Köpfchen sah, das faltig ernste Gesichtchen des hilflosen, kleinen Wesens, welches zu fragen schien: Wer hat mich gerufen? — und das doch noch gar nicht einmal wußte, wie sonderbar es auf dieser Welt zugeht.

Ganz anders stand Toni zu dem Würmchen. Für sie war die kleine Alma ein wirklicher Mensch. Daß dieses winzige Geschöpf noch gänzlich im unbewußt Pflanzenhaften befangen war, hinderte Toni nicht, ganz ernsthaft allerhand Eigenschaften, Anlagen und Charakterzüge an ihr zu entdecken und dem auf diesem Gebiete etwas skeptischen Bruder triumphierend zu verkünden. Sie behandelte das Kind nicht als seelenlose Puppe, sondern als eine kleine Schwester, mit feinstem, liebevollstem Eingehen auf jede erste Regung der Psyche, die mit zusammengefalteten Flügeln in diesem Wesen schlummerte. Alle jene lästigen und scheinbar widerwärtigen Handgriffe, die ein Kind in so zartem Alter verlangt, erfüllte sie spielend mit jenem unverdrossenen Enthusiasmus, der mütterlichen Frauen eigen ist.

Es bestand ein stillschweigendes Übereinkommen zwischen den dreien, daß Klein-Alma in Tonis Obhut bleiben solle. Wo auf der ganzen weiten Welt hätte

Fritz auch eine aufopferndere Pflegerin finden können für das verwaiste Kind? — Mit tiefer Dankbarkeit mußte er annehmen, was das Geschwisterpaar an ihm tat. Er konnte nur hoffen, daß er einmal in die Lage kommen werde, es ihnen heimzuzahlen.

Wie seine nächste Zukunft sich gestalten würde, hing noch völlig in der Schwebe. Eines nur stand fest, er wollte arbeiten. Heinrich Lehmfink stand zu Fritzens Gunsten in Unterhandlung mit der Redaktion, in der er früher gearbeitet hatte. Im schlimmsten Falle hätte Berting dort Arbeit genommen, um nur Verdienst zu finden; aber im stillen hoffte er auf das Zustandekommen eines anderen Projekts.

Er hatte nach Berlin geschrieben an Maximilian Nackede und ihn gefragt, ob er ihn bei seiner Korrespondenz beschäftigen könne. Berting sehnte sich nicht so sehr nach Berlin zurück, als von dem Orte weg, wo er so viel Schmerzliches erlebt hatte, an den ihn nichts band als die Erinnerung bitterer Ereignisse.

Berlin war groß. In Berlin konnte man verschwinden, untertauchen, unbeachtet leben und arbeiten. Weiter verlangte er ja nichts.

Heute nun war die Antwort eingetroffen von Nackede. Er schrieb, Fritzens Angebot komme ihm sehr gelegen. Er habe so wie so vorgehabt sein Unternehmen zu erweitern. Fortan könnten sie sich in die Arbeit teilen. Berting solle den feuilletonistischen Teil übernehmen, er wolle den politischen und wirtschaftlichen behalten.

Das Honorar, das Nackede anbot, war nicht glänzend, aber er stellte gleichzeitig prozentualen Anteil am Reingewinn der Gesamteinnahmen in Aussicht. Zeit zu eigener Arbeit würde ja wohl auch noch übrig bleiben.

Fritz Berting bedachte sich keinen Augenblick, hier zuzugreifen. Daß Nackede keine goldenen Berge in Aussicht stellte, sprach für die Solidität seiner Sache. Mit diesem Manne würde angenehmes Arbeiten sein. Nackede war ein klarer Kopf, nüchtern und praktisch, und einer, der sein Handwerk verstand. Von ihm brauchte man dünkelhafte Überhebung nicht zu befürchten.

Wie froh war Berting jetzt, daß er Siegfried Silbers Anerbieten damals abgelehnt hatte. Wie viel Demütigung blieb ihm dadurch erspart!

Als Fritz an diesem Tage zu Lehmfinks kam, las ihm Heinrich die guten Nachrichten sofort am Gesicht ab. Zum ersten Male wieder seit Almas Tode war die Freude bei den dreien eingekehrt. Eine wehmütige Freude allerdings, denn sie rückte das Auseinandergehen nahe.

Nackede hatte den Wunsch ausgesprochen, Berting möge sobald wie möglich nach Berlin kommen. Fritz hatte sich daher entschlossen, sofort zu reisen. Sein Gepäck war leicht, und Abschied zu nehmen hatte er nur von dem Geschwisterpaar, von seinem Töchterchen und von Almas Grabe.

Heinrich und Fritz gingen zu einem Spaziergang in den nahen Wald. Toni, die bei solchen Gelegenheiten früher niemals gefehlt hatte, war des Kindes wegen zurückgeblieben.

„Es ist merkwürdig," sagte Heinrich Lehmfink, „mein Schwesterchen geht nicht hundert Schritte vom Hause fort, da erfaßt sie schon Angst um das Baby. Daß ein Kind diese Macht hat, das ganze Wesen einer Frau so um und um zu modeln. Mit irgendeiner Naturkraft muß es zusammenhängen, dieses magnetische

Hingezogen-werden des Weibes zum Kinde. Gut, daß es so ist!"

„Ja, sehr gut, wahrhaftig!" rief Fritz. „Was wäre aus meiner Kleinen geworden ohne deine Schwester?"

„Ich will dir etwas sagen, Berting! Mir war manchmal bange um mein Schwesterchen. Ein Mädchen wie Toni sich als alte Jungfer zu denken — schrecklich! Nun wird sie noch lange Jahre jung bleiben. Denn es ist eine alte Erfahrung: nichts konserviert die Frauen besser als Mutterschaft. Wunderbar, wunderbar, wie sich das alles gefügt hat!"

Man ging eine Zeit lang schweigend nebeneinander her. Beide waren vom Gefühl des nahen Abschieds bewegt. Man hätte sich noch manches zu sagen gehabt und hegte doch die dem Manne angeborene Scheu davor, tiefere Gefühle offen blicken zu lassen.

Endlich begann Heinrich: „Ich muß so viel an Alma denken; dir wird es auch so gehen, Berting. Ihresgleichen werden wir nie, nie wiedersehen. Sie hatte bei aller Schlichtheit und scheinbaren Einfalt doch jene Genialität des Herzens, die sie zur originellen, einzigartigen, unvergeßlichen Persönlichkeit stempelte. Wir haben alle Grund zu tiefer Dankbarkeit gegen sie. Es ist eine Binsenwahrheit, daß der gute Mensch das ewige Leben hat, und daß nur der wirklich tot ist, der in den Herzen seiner Lieben gestorben ist. Von Alma kann man sagen, daß sie jetzt erst recht eigentlich zu leben beginnt. Sie ist ein Grab an unserem Wege geworden. Solche Gräber sind die wichtigsten Marksteine des Lebens. Es mag grausam klingen, aber: die Lebendigen brauchen Gräber. Den Sinn des Daseins in seiner Tiefe erfassen kann allein der Mensch, der Tote hat, die nicht tot sind für ihn."

„Alles ist groß und gut in der Welt, was uns fühlen macht, daß wir eine unsterbliche Seele besitzen. Darum ist selbst der Tod unserer Lieben gut."

* * *

Seit einem Vierteljahre lebte Fritz Berting in einem Vororte Berlins.

Die Arbeit an der Korrespondenz seines Freundes Nackede war sehr verschieden von seinem bisherigen Schaffen. Er brauchte weit mehr Zeit und Mühe, als er angenommen hatte, um sich in die literarisch-kritische Tätigkeit einzuarbeiten.

Welch ein Unterschied zwischen dem souveränen Waltenlassen der Einbildungskraft nach selbsterwählten Regeln, wie er es gewöhnt war vom freien Dichterberufe her, und dem Abarbeiten eines Pensums, das ihm zugewiesen worden war.

Wie oft seufzte er über den Stoß von Büchern, der auf seinem Schreibtische lag, und der sich, so viel man auch herunternahm, immer wieder ergänzte, als ob er von unten her geheimnisvoll wachse.

Und wenn noch viel Gescheites dabei gewesen wäre! Aber wie selten waren Werke, bei denen einem das Herz aufging in Freude und in Bewunderung. Er hatte früher doch nicht geahnt, welcher Mißbrauch mit der Erfindung Gutenbergs getrieben wurde. Allmählich erst kam er hinter den Kunstkniff des diagonalen Lesens bei Werken, denen man mit sorgsamem Durchstudieren zuviel Ehre angetan hätte.

Hin und wieder aber stieß man doch auf ein Buch, das einen durch Gehalt und Schönheit entschädigte für die Öde der anderen. Da hieß es dann nur, das Herz weit aufmachen und sich ergreifen lassen.

Der Widerwille, der ihn anfangs beherrscht hatte gegen den endlos rauschenden grauen Strom literarischer Produktion, fing an, sich aufzulichten von dem Augenblicke an, als er sein Amt zu begreifen begann. Es kam nicht darauf an, Stück für Stück der ihm vorgelegten Bücher zu prüfen und mit einer Zensur zu entlassen, so etwa, wie es der Lehrer mit den Heften seiner Klasse macht. Die Aufgabe des Kritikers war eine fruchtbarere, konnte wenigstens dazu gemacht werden. Man durfte auch als Rezensent Werke schaffen, schöpferisch sein. Man mußte sich nur entschließen, in die Tiefe zu bohren, nicht bloß des einzelnen, gerade vorliegenden Buches — das vielleicht gar keine Tiefe hatte — nein, bis zu den Wurzeln, aus denen es entsprungen war.

Jedes Werk war schließlich eine Zeiterscheinung, fußte nicht bloß in der Individualität seines Schöpfers, sondern vor allem auch in Zeit, Volk und Gesellschaft. Dafür galt es, das Auge zu schärfen für diese feinsten Zusammenhänge der Einzelpersönlichkeit mit dem Ganzen. Wichtige Gesetze wurden einem da enthüllt. Die literarische Detailarbeit des Kritikers bekam, so aufgefaßt, einen großen, soziologischen Hintergrund.

Auch hier war das Einfachste das Fruchtbarste. Welch einen komplizierten Apparat von gelehrter Vielwisserei setzten manche der Herren Kollegen in Bewegung! Welches Feuerwerk geistreicher Phrasen wurde täglich in den Feuilletons abgebrannt! Wie viel Gift und Galle wurde verspritzt zum Schaden beider Teile, des Kritikers und des Kritisierten!

War denn nicht der einfache Wunsch des Verstehenwollens, die ehrliche Absicht, mitzugehen und der gute Wille, zu nützen, viel natürlicher als das hochmütig

frivole Aburteilen, dieses spielerische Jonglieren mit der fremden Arbeit, das schließlich doch nur auf ein Zurschaustellen des eigenen Esprits hinauslief?

Auch den Rezensenten führte sein Beruf, wenn er ihn groß auffaßte, ganz von selbst zum edelsten Kern aller Betätigung: zur Kunst.

So war er auf Umwegen zurückgeführt worden zu der Göttin, die sein Leben regierte. Er wußte es jetzt: Die Kunst zeigt ein sehr verschiedenes Angesicht, je nachdem man ihr dient. Ein keusches Gestirn kann sie sein, welches das ganze Leben nach oben zieht, aber ebenso gut auch eine trübe Leuchte über einem dunklen Abgrund.

In dieser Periode, wo Berting alle Kräfte zusammennehmen mußte, um sich in den neuen Beruf einzuarbeiten, ruhte das eigene Produzieren. Aber die Zeiten würden kommen, wo auch er wieder innere Gesichte freischöpferisch gestalten durfte. Hie und da meldete sich die geheime Kraft schon. Dann mußte er sich Gewalt antun, die Ideen, die an seine Tür klopften, zurückzuweisen.

Das Nächste, was er schaffen würde, mußte ein großes, ernstes Kunstwerk sein, oder er war nicht wert, erlebt zu haben, was er erlebt hatte.

Aber noch war es nicht so weit. Man durfte nicht ans Werk gehen, während einem von schweren Erlebnissen noch die Hand zitterte. Man mußte den Eindrücken Zeit lassen, tief hinabzusinken. Der innere Spiegel wollte sich abklären, das Leben seine Lüfte weben zwischen Künstler und Vorbild. Erst mußte das Erlebte für ihn selbst zum Bildnis werden, ehe er es frei und schön aus sich herausstellen mochte.

Mit dem Geschwisterpaar Lehmfink stand Berting

in regem Briefwechsel. Meist schrieb er an Heinrich, und Toni antwortete. Der außerordentliche Professor Doktor Lehmfink hatte zum Briefschreiben wenig Zeit. Er ließ dem Freunde immer ein und dasselbe ausrichten, nämlich: er arbeite. Fritz wußte, was das heißen solle, er sei glücklich.

Toni Lehmfink erwies sich als eine sehr treue Korrespondentin. Der äußere Anlaß dieses Briefwechsels war gewesen, Fritz über das Befinden von Klein-Alma auf dem Laufenden zu erhalten. Mehr und mehr jedoch entwickelte sich daraus etwas Tieferes. Ihr war jene glückliche Gabe eigen, die man fast nur bei Frauen findet, im Briefe die Seele ganz unmittelbar sprechen zu lassen. Und weil sie keinerlei künstliche Absichten hegte, beim Schreiben, nichts wollte als sich mitteilen, bekam alles unter ihrer Feder Eigenart und Leben.

Tonis Briefe wurden immer mehr zum Ereignis für Berting. Gleichzeitig wuchs in ihm das Bedürfnis, dieser Freundin gegenüber sich rückhaltlos auszusprechen über alles, was sein inneres wie äußeres Leben bewegte.

Seine Erlebnisse waren neuerdings scheinbar sehr unbedeutende. Obgleich er vor den Toren einer Millionenstadt wohnte, kam er nur mit wenigen Menschen in Berührung. Am häufigsten noch sah er Nackede. Doch hatten sie, wenn sie zusammenkamen, meist von Geschäften zu sprechen.

Maximilian Nackede stellte im besten Sinne den Typus des modernen Berliners dar. Er war frei von jeder falschen Sentimentalität, vorurteilslos, schnell im Begreifen und Handeln, freimütig, wagelustig und nicht leicht zu verblüffen.

Er ließ dem Mitarbeiter, nachdem einmal die Grenzen ihrer Gebiete abgesteckt waren, durchaus freie

Hand. Fritzens Annahme, daß es sich mit diesem Manne gut arbeiten lassen würde, hatte sich vollauf bestätigt.

Häufiger, als er das ursprünglich erwartet, sah Berting seine Schwester Konstanze. Zwar hatte er keinen Besuch bei Wedners gemacht und wollte auch so bald keinen machen; denn er war der Ansicht, daß man mit Verwandten, die ihr Kind ängstlich vor einem wie vor einem ansteckenden Kranken hüteten, den Verkehr nicht allzu eifrig suchen solle. Konstanze hatte den Bruder jedoch selbst aufgesucht, sobald sie erfahren, daß er in Berlin sei. Sie kam hin und wieder nachsehen, wie es ihm gehe, aber stets nur auf kurzen Besuch; denn lächerlicherweise durfte ihr Mann nichts davon erfahren, daß sie mit dem eigenen Bruder verkehre.

Fritz hatte das Gefühl, daß diese Besuche einem inneren Bedürfnisse Konstanzens entsprangen. Sie war nicht glücklich, die Ärmste! Der Gatte quälte sie mit Pedanterie, Engherzigkeit und mit hochfahrendem Schulmeisterwesen. Und auch der sechzehnjährige Arthur benahm sich durchaus nicht nett gegen die Mutter. Das Bürschchen schien in pharisäischem Hochmut früh mit dem Vater wetteifern zu wollen.

Konstanze beklagte sich niemals über Gatten und Sohn; sie war sich der unwürdigen Behandlung durch diese beiden vielleicht gar nicht bewußt. Aber gerade aus dem, was sie verschwieg, konnte man entnehmen, wie traurig es um ihr häusliches Leben bestellt sein müsse.

Immer klarer wurde es für Fritz, daß sein Schwager Wedner unverantwortlich an Konstanze handele. Sie war von Natur ein liebenswürdiges, harmloses, leicht zu lenkendes Geschöpf, durchaus nicht ohne gute, natür-

liche Anlagen. Manchmal brach der ursprüngliche Freimut ihres Wesens durch alle von dem Gatten ihr künstlich anerzogenen engherzigen Grundsätze sieghaft hindurch, so, als sie die Entdeckung gemacht hatte, daß Fritz ein Kind besitze.

Herausgekommen war das durch eine Photographie der kleinen Alma, welche Toni Lehmfink ihm zugeschickt hatte. Fritz war so unvorsichtig gewesen, das Bildchen umherliegen zu lassen, und Konstanze war mit der den Frauen eigenen Spürnase in solchen Sachen darauf gestoßen.

Im ersten Augenblicke war Konstanze völlig die Frau ihres Mannes, zeigte sich entsetzt und im höchsten Grade entrüstet. Allmählich jedoch bekam ihr besseres Selbst die Oberhand.

Zunächst forschte sie schüchtern nach dem Kindchen und seiner Mutter. Almas Geschick, das ihr Fritz in einfachen Zügen schilderte, ergriff sie. Immer und immer wieder kam sie darauf zurück. Es war nicht gewöhnliche Neugier, was Konstanze in diesem Falle empfand. Eine Art Verständnis brach sich bei ihr Bahn, daß es Verhältnisse im Leben gibt, denen man mit bloßem Aburteilen nicht gerecht wird.

Es war ein eigentümliches Gefühl der Genugtuung für Berting, die Schwester, die ihm durch lange Jahre so gut wie eine Fremde gewesen, nun ganz von selbst sich ihm wieder zuwenden zu sehen. Ob mit der Zeit daraus wirklich fruchtbare Beziehungen erwachsen würden, mußte die Zukunft lehren.

Von sonstigen Freunden sah und hörte Fritz Berting wenig. Es war erstaunlich, wie schnell einem gewisse Menschen, die man für wichtig gehalten hatte, im Verlaufe kürzester Frist völlig gleichgültig wurden. Was

bedeutete ihm jetzt Annie Eschauer, Frau Hilschius und dieser ganze Kreis?

Und doch, als er im Annonenteil einer Zeitung unter den Familiennachrichten las, daß der Bankier Eschauer um stilles Beileid bitte zum Verlust seiner innig geliebten Gattin, die von schwerem Leiden durch den Tod erlöst worden sei, überkam Fritz das wehmutsvolle Bewußtsein, daß er auch in Annie wieder ein Stück seiner Vergangenheit verliere.

Ganz andere Gefühle erweckte ihm eine Nachricht, die er auf Umwegen von Hedwig von Lavan erhielt. Siegfried Silber, von dem man neuerdings Artikel über die verschiedenartigsten Materien in der Presse fand, hatte in einer literarischen Revue einen Aufsatz über „hoffnungerweckende weibliche Talente der neueren deutschen Literatur" erscheinen lassen.

Beim Lesen dieses Artikels ward es Fritz zumute, als ob er den kleinen Silber sprechen höre. Genau der an Übertreibungen und Gemeinplätzen reiche Stil. Wenig originelle Gedanken, dafür ein spielerisches Kokettieren mit aktuellen Stoffen und Ideenkreisen. Keine Ruhe, keine Sachlichkeit, vielmehr ein stetes Sich-überschlagen und Herausstreichen des eigenen Geistesreichtums.

Unter den Frauen, von denen Silber am meisten erwartete für unser Schrifttum, nannte er in erster Linie Fräulein von Lavan. Das heißt, er bezeichnete sie mit dem männlichen Pseudonym, das Berting einst für Hedwig erfunden hatte. Sie besaß, nach Silbers Behauptung, jene großartige Ungeniertheit, welche es wagte, sich „im seelischen Evakostüm" vor aller Welt zu zeigen, gleichsam „nur bekleidet mit der keuschen Linie ihrer Kunst." Hier spreche endlich einmal das Weib rein als Geschlechtswesen. Zu tiefem Danke sei ihr dafür

nicht allein die Literatur, sondern ebenso sehr auch die Wissenschaft verpflichtet. Denn hier sei zum ersten Male eine zuverlässige Enquete über das Triebleben der Frau von einer Kennerin eröffnet.

Die gerühmten Vorzüge fand Silber vor allem in dem neuesten Buche der Verfasserin. Es führte den Titel: „Die Unbefleckte".

Der begeisterte Kritiker gab eine detaillierte Inhaltsangabe des Romans. Danach schien die Forderung, welche die Verfasserin aufstellte, zu sein, daß das Weib sich geschlechtlich ausleben dürfe. Sinnlichkeit heilige jedes Liebesverhältnis, während Ehe ohne Sinnentrieb schlimmer sei als Prostitution. Es war dies an zwei Lebensläufen illustriert. Ein Mädchen wurde geschildert, die, trotzdem sie ihrem Geliebten mehrere Kinder geboren hatte, „unbefleckt" geblieben war, während ihre Schwester sich in einer Vernunftehe ohne Liebe zur Dirne erniedrigt hatte.

Berting trug kein Verlangen danach, das Buch zu lesen. Es mochte immerhin einen wichtigen Beitrag bedeuten zur Frauenpsychologie; ihm graute davor. Er kannte die Verfasserin zu gut. Vor allem wußte er zu genau, was für sie das treibende Motiv war, sich mit solchen Problemen abzugeben, nicht „die rücksichtslose Kühnheit des Wahrheitspioniers", wie Silber glaubte, sondern Neugier.

Hedwig war noch jung; Fritz schätzte sie jetzt auf etwa neunzehn. Siegfried Silber mochte recht behalten mit seiner Prophezeiung, daß Fräulein von Lavan bald zu den führenden Schriftstellerinnen gehören werde. Ihre Beanlagung war unzweifelhaft vielseitig und ihr Wesen ungewöhnlich. Berting hatte den Zauber, den sie auszuüben vermochte, an sich selbst erfahren. Aber

daß sie den Typus des Zukunftsweibes darstelle, wie Michael Chubsky von ihr behauptet hatte, glaubte er nicht.

Bei aller Klugheit, Schärfe des Verstandes und Kultur des Geschmackes war sie seelisch unfruchtbar, ein impotentes Weib. Ihre Auffassung von Liebe war brutal, öde, verstandesmäßig konstruiert, ihr Begriff von Mutterschaft oberflächlich. Sie operierte gern mit diesen Worten; man hatte aber bei näherem Zusehen doch das Gefühl, daß sie von Liebe und Mutterschaft spreche wie der Blinde von der Farbe.

Und was das große Verdienst anlangte, welches Silber ihr nachrühmte, daß sie die dem Weibe eigene Zimperlichkeit in diesen Dingen ganz beiseite gelassen habe, um „das geschlechtliche Martyrium" der modernen Frau in seiner Kraßheit zu enthüllen, so schien dieses Verdienst wirklich nicht groß; Scham brauchte nicht zu überwinden, wer keine besaß.

Die Zeiten waren vorüber, wo ihm das geschriebene Wort an sich imponierte. Durch seine Tätigkeit als Kritiker hatte er Übung bekommen im Durchschauen von Büchern und im Erkennen der Motive und Tendenzen, die hinter den Büchern standen.

Immer wichtiger wurde ihm der lebendige Sinn alles Geschriebenen, nämlich die Persönlichkeit, die Seele, die Schöpferkraft des Autors, das, was er zu geben, was er Neues zu sagen hatte. Immer mißtrauischer dagegen wurde er gegen das, was ihm früher als das bei weitem Wichtigste erschienen war, das aktuell Literarische.

Was war Literatur? Eine Sammlung von Schulbegriffen, die heute galten, morgen verworfen wurden. Eine Abstraktion von klugen Köpfen, aus so und so viel Beispielen zurecht gemacht und als System ausgegeben;

die lebendige Dichtung sah anders aus. Was hatte ein Dichter mit den Moden der Literatur zu tun?

Durch Nackede war Berting in flüchtige Berührung gekommen mit einigen Vertretern der allerjüngsten Dichtergeneration. Vor kurzem noch hatte er selbst zu diesen Grünsten gehört. Nun stand schon ein neues Geschlecht fix und fertig da, begierig, ihn und seine Zeitgenossen abzulösen.

Ihm ward, als er in diesen Kreis verschlagen wurde, als sei er verdammt, schon einmal Verdautes noch einmal zu essen. Genau derselbe literarische Kaffeehausklatsch wie damals! Ähnliche Physiognomien, ähnliche Allüren, der nämliche Geist in wenig veränderter Form. Einige neue Schlagworte waren allerdings aufgekommen. Geblieben war das Geistreich-sein-wollen, das Wichtigtun und die Großmannssucht. Jeder dieser Jünglinge gebärdete sich, als habe er das Dichten überhaupt erst erfunden, als hänge von seinen Einfällen Sein oder Nichtsein der deutschen Kunst ab.

Berting merkte, daß er älter geworden sei, und das war in diesem Falle kein unangenehmes Gefühl. Er erfuhr an sich, daß es weniger die Jahre sind, die den Menschen formen, als das, was man in ihnen durchmacht. —

Er hatte etwas erlebt; das war es, was ihn von den Kollegen schied. Auch diese brüsteten sich zwar mit Erlebnissen. Aber was nannten sie so?

Sie glaubten, das Leben sei ein Spektakelstück, aufgeführt zu ihrer besonderen Ergötzung. Dabei ahnten sie nicht, daß sie mit dem Rücken saßen gegen die Welt, daß das große, ernste Leben, das Leben der Arbeit, der Taten und der Erfahrungen sich weit, weit weg von ihnen abspielte, ohne sich im geringsten um sie zu bekümmern.

Überall wollten sie nur Freude und ästhetischen Genuß, vom Leben genau so wie vom Weibe. Die Weiber erniedrigten sie zu Dirnen, und auch das Leben machten sie sich zur Dirne. Ihnen tief ins Auge zu blicken, besaßen sie nicht den Mut. Darum enthüllte ihnen weder das Weib seine Schönheit, noch das Leben seine Größe.

Berting wußte, daß es eine Zeit gegeben hatte, wo er nicht anders gewesen war als diese. Wenn er sich jetzt sagen durfte, daß er mehr sei als sie, daß er in festerem Boden wurzele, daß er ein tieferes und reineres Verhältnis habe zum Leben und zur Kunst, so fühlte er Grund zu Dankbarkeit. Den Toten und den Lebenden hatte er dankbar zu sein für große Aufopferung, Nachsicht und Geduld. Auch er war mit dem Gedanken ausgezogen, das Leben sei ein Fest, welches man nur zu genießen brauche; aber es war mehr. Wert bekam das Leben erst, wenn es von seinem Träger gestaltet wurde.

Ein neues Gefühl wuchs in ihm heran, Ehrfurcht vor dem großen Ethos des Daseins. Die Gesetze des Seins mußte der Mensch anerkennen und sich ihnen unterwerfen, sonst glich er einem steuerlosen Schiff.

Berting war auf nichts stolzer als auf sein Künstlertum. Aber das Gottesgnadentum des Dichters wurde nur dem fruchtbar, der sich diese Würde verdiente.

Dichten und Leben stehen in innigem, unzertrennlichem Zusammenhang. Alles echte Dichten ist ein geheimnisvolles Rinnen von tief aus dem Innersten quellenden Gefühlen, ein Überfließen von erlebten Dingen.

Piererſche Hofbuchdruckerei Stephan Geibel, Altenburg.

Wilhelm von Polenz

Gesammelte Werke

Band 7

Gesammelte Werke

von

Wilhelm von Polenz

Band VII

Dorf-geschichten

F. Fontane & Co.
Berlin

Wilhelm von Polenz

Dorf-geschichten

F. Fontane & Co.
Berlin

Wie die Ehrenwolmsdorfer zu ihrem Pastor gekommen sind.

In Ehrenwolmsdorf war Pfarrvakanz eingetreten. Der alte Pastor Riehle war einem Schlaganfall erlegen. Nun galt es, einen neuen Geistlichen für die erledigte Stelle zu wählen. Drei Probepredigten waren bereits gehalten worden, aber die Kirchenväter hatten sich bisher noch für keinen der Kandidaten entscheiden können. Die Wahl war keine kleine Sache! Es konnte doch niemandem in der Gemeinde gleichgültig sein, welcher Art der Mann sei, der künftighin Predigt und Sakrament zu verwalten hatte. Es durfte doch auch keinen guten Christen kalt lassen, wie der neue Pastor aussah, wie er sich benahm, wie er sprach und sang, ob er verheiratet war oder ledig — kurz, aus welchem Holze der Mann geschnitzt sei, der von der Gemeinde ein jährliches Gehalt von achthundert Talern bezog und überdies noch den Ertrag des Pfarrackers.

Die Ehrenwolmsdorfer bildeten sich etwas auf ihr großes, erst kürzlich mit nicht unbeträchtlichen Kosten restauriertes Gotteshaus ein und taten sich etwas auf den regen Kirchenbesuch, der in ihrer Gemeinde von alters her üblich war, zugute. Seit Menschengedenken aber war die Kirche nicht so voll gewesen wie zu den Probepredigten, die an drei aufeinanderfolgenden Sonntagen im Monat Juli stattgefunden hatten. Niemand wollte da gerne fehlen. Denn wenn auch nur wenige Auserlesene berechtigt waren, den neuen Pfarrer zu wählen, so wollte doch ein jeder gern sein Wörtlein

sagen zu dieser allgemein interessierenden Angelegenheit. Auf dem Heimweg vom Gottesdienste wurde denn auch eifrig hin und her geredet, Männer und Frauen teilten einander ihre Ansicht mit über die Predigt, und welchen Eindruck der „Heutge“ auf sie gemacht habe.

Am ersten Sonntage war einer dagewesen, ein hagerer Mann, mit hohlen Wangen und dunklen, tiefliegenden Augen, nicht mehr ganz jung, — sein Scheitel begann sich zu lichten. Er war als erster Geistlicher bereits anderwärts in Amt und Würden; aber, wie es hieß, hatte er sich mit seiner jetzigen Gemeinde veruneinigt und sich darum weggemeldet. Seine Predigt war eindringlich. Er mahnte mit tiefer Grabesstimme zur Buße, Einkehr und Fleischabtötung. Er heizte der armen Seele tüchtig die Hölle. Seine Worte machten unverkennbaren Eindruck. Sich einmal als Sünder 'runtermachen zu lassen, das hatten die Ehrenwolmsdorfer gar nicht ungern. Wenn der Prediger so recht donnerte und wetterte auf der Kanzel und bei den Kraftstellen auf das Brustbrett schlug, da lief ihnen ein angenehmer Schauer über den Rücken. Und nun gar erst, wenn einer es verstand, die ewigen Strafen auszumalen, wie dieser hier! — „Der Pfarr verstieht's!“ sagten die Väter des Ortes zueinander, als sie sich vor der Kirche trafen. Dann holte einer nach dem anderen seine Schnupftabaksdose aus dem langschößigen Kirchenrocke und nahm seine Prise zur Stärkung, nach so angenehmer Aufregung. — Auch auf die Frauen hatte der Pastor den besten Eindruck gemacht. Die hatten bei dieser Bußpredigt noch ihre besonderen Hintergedanken gehabt — wie sie Frauen wohl immer haben. Sie dachten bei sich, daß es ganz gut sein möchte, wenn mal einer käme, der ihren Männern die Leviten tüchtig

läse. Denn es muß gesagt werden, in letzter Zeit hatten sich die Sitten in Ehrenwolmsdorf recht gelockert. Der selige Pfarrer war mit dem Alter etwas bequem geworden, er war nur noch selten gegen Trunk, Spiel, Schlägerei und sonstige Laster von der Kanzel aus zu Felde gezogen. Aber der Mann hier mit seinen durchbohrenden Augen, die einem von weitem schon Angst machen konnten, würde alten und jungen Sündern in der Gemeinde schon den Kopf zu waschen verstehen. So kam es, daß jener Bußprediger den weiblichen Teil der Bevölkerung ganz auf seiner Seite hatte.

Aber die Frauen, obgleich sie in Ehrenwolmsdorf, wie anderwärts, ihr Teil mit darein zu reden hatten, durften doch nicht mit wählen. Unter den Kirchenvätern aber waren einige räudige Schafe, die sich durch die Bußpredigt dieses Pastors doch allzu unsanft aus ihrer Gewissensruhe aufgeschreckt gefühlt hatten; kurz, sie wußten dieses und jenes an ihm zu bemängeln. Man beschloß, die Wahl vorläufig noch auszusetzen und sich den nächsten anzuhören, der sich zu der Stelle gemeldet hatte.

Das nun war ein Mann von ganz anderem Kaliber: ein kleines, bewegliches Männchen mit einem Milchgesichtchen. Er war noch nicht allzulange ordiniert und als Vikar in einem Nachbardorfe zur Aushilfe. Er sprach hastig und mit vielen Gesten, bald warf er sich gegen die Kanzelbrust, bald riß er sich empor, bald wies er mit den kurzen Ärmchen gen Himmel, bald nach unten — als wolle er den alten Frauen dort etwas anhaben, die ganz harmlos unter der Kanzel saßen. Dabei hatte er eine hohe, krähende Stimme. Und als er am Altare stand, die Liturgie zu singen und dabei seine kleine Person reckte und streckte, da machte

er ganz den Eindruck eines jungen Hähnchens, das sich im Krähen übt.

Das war nichts für die Ehrenwolmsdorfer. Schon auf dem Rückwege von der Kirche wurde sein Urteil gesprochen. Die quecksilbrige Unruhe dieses Männchens war nicht nach dem Geschmacke der Bauern. Außerdem erschien er ihnen viel zu klein. Für so viel Geld, wie sie ihrem Pastor gaben, konnte man doch wenigstens eine Persönlichkeit verlangen, die etwas Platz einnahm und nicht vollständig in der großen Kirche verschwand.

Nun wartete man erst recht die dritte Probepredigt ab, und die Spannung der Gemüter war groß, wie dieser letzte Bewerber seine Sache wohl machen werde. — Das war ein mittelgroßer, vierschrötiger Mann mit breiter Brust, starkem Genick und braunroten Wangen, ein Bild der Kraft und Gesundheit. „Die reine Prostemahlzeit", hatte schon der Küster verkündet, der ihn zuerst von allen gesehen. Er war Diakonus, von ziemlich weither zugereist, um sich um die renommierte Ehrenwolmsdorfer Stelle zu bewerben. Er hatte ein volltönendes, weithin vernehmliches Organ, das auf der obersten Empore und in den entferntesten Winkeln des Schiffes verstanden wurde. Die Abkündigung der Geburts- und Sterbefälle, der Taufen, Verlobungen und Trauungen verlas er langsam und mit der Bedeutung, die einer so wichtigen Sache zukommt. Das gewann ihm sofort alle Herzen. Denn die Abkündigungen waren für manchen doch das Wichtigste am ganzen Gottesdienste. Seine Predigt hatte drei Teile, war nicht zu kurz und auch nicht zu lang, und es war alles darin, was in eine richtige Predigt hineingehört: etwas vom Wetter und vom Ackerbau, über den Himmel 'was und auch über die Hölle, einige Sprüche und Verse.

Strafendes sowohl wie Tröstendes und Erweckendes, für jedermann das, was er seiner Lage und seiner Seelenstimmung nach gerade nötig hatte. Und am Altare sang der Mann den Segen mit einer Stimme, die aus kräftiger und geschulter Kehle kam und der Gemeinde zu Herzen sprach.

„Das is a Pfarr-fir uns!" war die Losung, die man nach beendigtem Gottesdienste vor allen Kirchentüren hören konnte. Selbst der Ruhm des ersten Predigers war durch diese Leistung in Schatten gestellt worden. Die Meinung in der Gemeinde drängte allgemein darauf, den dritten — Hegewald war sein Name — zum Pfarrer zu küren.

Als es aber schließlich zur Wahl kam, konnten sich die Kirchenväter doch nicht einigen. Eine stürmischere Sitzung hatte wohl noch nicht im Gemeindekirchenrat von Ehrenwolmsdorf stattgefunden als diese. Es fehlte nicht viel und aus der Pfarrerwahl wäre die schönste Prügelei entstanden. Es hatten sich nämlich zwei Parteien gebildet, die einander ziemlich die Wage hielten. Die einen waren für den Pastor eingenommen, der als erster seine Probepredigt gehalten hatte; an der Spitze dieser Partei stand der reiche und einflußreiche Fiedlerbauer. Leute, welche die Familienverhältnisse dieses Mannes näher kannten, wollten behaupten, daß hinter dem Eifer, mit welchem Fiedler für seinen Kandidaten eintrat, niemand anderes stecke als die Bäuerin, der es der bleiche Bußprediger mit seinen Schilderungen von der Höllenpein angetan hatte. — Wie dem auch sei! Jedenfalls hielt der Fiedlerbauer mit Hartnäckigkeit an seinem Manne fest, und da er nicht ohne Anhang war in der Gemeinde, erschien dieser Umstand gefährlich für das Durchkommen Hegewalds. Der Fiedlerbauer wußte

allerhand Gründe wider den Gegenkandidaten vorzubringen. Hegewald sei ein Trinker und Schlemmer, hieß es. Diese Anklage wurde damit begründet, daß der Diakonus am Nachmittage nach seiner Probepredigt, nachdem er noch einige Taufen und die Katechismusunterredung mit der weiblichen Jugend erledigt, in der Kirchschenke gesehen worden sei. Man wollte ihn da etwelche Glas Bier haben trinken sehen.

Über die Zahl der von dem Diakonus geleerten Schoppen entbrannte also der Streit. Der Fiedlerbauer und seine Partei übertrieben wohl, wenn sie von einer Mandel und mehr sprachen. Feststellen ließ sich der Sachverhalt übrigens schwer, denn der Wirt der Kirchschenke — bei dem man tagte — konnte sich, als Zeuge angerufen, der vertilgten Biermenge nicht mehr genau entsinnen. Übrigens war er höchstwahrscheinlich Partei in der Sache und jedenfalls auf Seite des Diakonus, in dem er einen guten Kunden für die Zukunft wittern mochte. — Der Fiedlerbauer und sein Anhang blieben darauf bestehen, daß in der Trinklust des Diakonus Hegewald eine große Gefahr für das Seelenheil der Gemeinde zu erblicken sei. Es wurde zur Entschuldigung Hegewalds vorgebracht, daß er mehrere Stunden lang hintereinander habe sprechen müssen und daß es ein heißer Tag gewesen sei. Der Fiedlerbauer wandte dagegen ein, von einem Geistlichen könne man verlangen, daß er auch am heißesten Tage nüchtern bleibe. Die Gegner warfen ihm vor, er tränke manchmal auch über den Durst und kümmere sich nicht darum, ob es heiß oder kalt sei. Darüber erboste sich nun der Bauer, wie begreiflich, und der Krakeel war fertig. Eine Einigung schien nicht mehr möglich, denn nunmehr war es gleichsam zur Ehrensache für die Parteien geworden,

ihren Mann durchzubringen, den Bußprediger oder den Biertrinker.

Aber zu einem Entschluß mußte es kommen, das sagten sich alle. In der Ferne drohte nämlich ein hohes Konsistorium. Man wußte, daß das nicht lange zu fackeln pflegte; wenn sich der Gemeindekirchenrat nicht einigen konnte in der Pfarrerwahl, dann setzte die Behörde den ersten besten hin, der stellenlos war und untergebracht werden sollte. So war es schon einmal einer Nachbargemeinde ergangen. Das wollten die Ehrenwolmsdorfer auf keinen Fall. Dagegen bäumte sich ihr Selbstgefühl auf, das nicht gering war. Sie wollten sich ihren Pastor selbst wählen, und wenn's ihnen hätte blutige Köpfe kosten sollen. — Und so wogte der Kampf denn unentschieden weiter.

Endlich blitzte in einem erleuchteteren Kopfe ein Gedanke auf, der in der so verfahrenen Angelegenheit einen Ausweg zu bieten schien. Der Gemeindevorstand nämlich meinte, man solle einen Vertrauensmann in das Dorf entsenden, wo der fragliche Diakonus amtiere; der Abgesandte möge dort erkunden, wie es um Gesinnung und Lebenswandel dieses Mannes eigentlich bestellt sei. Dann erst, wenn man sichere Kunde über diesen Punkt habe, solle man sich entscheiden. Der Vorschlag gefiel allgemein und wurde von beiden Parteien gutgeheißen. Als es aber dazu kam, eine Person auszuwählen für diese Mission, fand es sich, daß niemand sich der Mühe dieser Reise unterziehen wollte. In der Erntezeit von Haus und Hof weggehen, und dann in der wildfremden Gemeinde die heikle Erkundigung — danach sehnte sich keiner. Aber auch hier wurde Rat geschafft. Einem der Kirchenväter fiel es zur rechten Zeit ein, daß sich ein Ehrenwolmsdorfer Kind gar nicht

weit von dem Orte, wo Diakonus Hegewald angestellt war, gerade jetzt aufhalte. Es war dies ein gewisser Anton Schniebs, im ganzen Orte unter dem Namen Papp-Anton bekannt, weil er sein Haus, das ihm der Sturmwind abgedeckt, mit einem Pappdach versehen hatte. Dieses Pappdach war das einzige in seiner Art in Ehrenwolmsdorf — Grund genug, den Besitzer danach zu benennen. — Papp-Anton war seines Zeichens ein Viehhändler und eben zum Einkaufe von Jungvieh auf Reisen. Daß Papp-Anton ein geriebener Bursche war, davon wußte mancher, den er beim Viehhandel übers Ohr gehauen hatte, ein Lied zu singen. Zwar besaß Anton nur das rechte Auge — das linke hatte er schon als Knabe durch einen Steinwurf eingebüßt —, aber mit dem einen Auge blickte er verschmitzter drein als mancher andere mit zweien. — Man war allgemein der Ansicht, Papp-Anton sei wie auserlesen für diesen Zweck. Er verstand es, kannte vom Viehhandel her seine Geschäftskniffe. Wenn man ihm eine entsprechende Entschädigung versprach, würde er die Sache gewiß gern besorgen.

Man beriet sofort ein Schreiben an Papp-Anton, das der schriftführende Schulmeister aufsetzen mußte; darin wurde der Viehhändler beauftragt, unverweilt nach Nickelsgrün zu fahren und sich nach dem dortigen Diakonus zu erkundigen. Aber um keinen Preis solle er sich etwas anmerken lassen von dem, was er wissen wolle, fügte man dem Briefe noch vorsichtshalber hinzu.

Anton war zunächst etwas verblüfft, als er diesen Brief aus der Heimat erhielt. Er kratzte sich hinter den Ohren. Junge Ferkel besorgen, Vieh zur Mast ankaufen, einen Zuchtbullen aussuchen, das hätte er zur Zufriedenheit ausführen wollen; aber einen Pastor . . .

Doch beschloß er, nach einigem Überlegen, die Sache zu machen.

Gegend Abend kam er bei schlechtem Wetter in Nickelsgrün an. Der Ort war langgedehnt und die einzelnen Häuser und Gehöfte unregelmäßig im Tale hin verstreut. Da war nun guter Rat teuer. Was sollte er hier eigentlich anfangen? In das erste beste Haus gehen und anfragen, was der hiesige Diakonus für ein Mann sei? Die Leute würden ihn schön angeguckt haben! Außerdem war ihm ja auf die Seele gebunden, er dürfe sich nichts anmerken lassen von dem, was er wissen wolle. Das war eine schwierige Sache! Er sah sich die Häuser und Gehöfte von außen an. Besonders die Stallungen beschäftigten ihn; was mochten sie wohl für Vieh drin haben? Er konnte der diplomatischen Mission, in der er hier war, zum Trotze doch seinen Beruf nicht vergessen. Wenn sich's doch nur um ein Gespann Ochsen gehandelt hätte! Selbst ein Kalb zum Anbinden würde er lieber besorgt haben, obgleich damit nicht viel zu verdienen war.

So schritt denn Anton bei strömendem Regen durch das lange Dorf, grüßte die wenigen Menschen, die ihm begegneten, und wurde wiedergegrüßt. Dann bat er jemanden um Feuer für seine Pfeife, fragte dabei nach dem Wege, hauptsächlich, um eine Unterhaltung anzuknüpfen; aber der Befragte ging nach kurzem Bescheid, des schlechten Wetters wegen, in ein Haus. Des Viehhändlers Laune verschlechterte sich mehr und mehr. Auf diese Weise wurde nichts, das war klar! Er beschloß, in den Gasthof zu gehen; dort würde man vielleicht jemanden treffen. Beim Glase pflegten die Leute ja auch meist gesprächig zu sein. Es sollte ihm nicht darauf ankommen, die Zungen durch

einen Freitrunk geläufiger zu machen; die Heimatgemeinde bezahlte ja!

Es gab verschiedene Gasthöfe im Orte. Anton ging in den größten, ein stattliches, viereckiges Gebäude, mit vielen Fenstern, dessen sich eine Stadt nicht hätte zu schämen brauchen. Er begab sich in das bessere Zimmer. Der Auftrag, in dem er hier war — der ihn im Grunde doch mit Stolz erfüllte — erforderte, so meinte Anton, daß er sich als feiner Mann geriere. Darum bestellte er ein Glas Bayrisch, während er sich auf seinen gewöhnlichen Handelsreisen mit Einfachbier und Schnaps zu begnügen pflegte. Dann erkundigte er sich, was es in der Küche gebe; er wollte sogar warm essen. Das Fräulein nahm seine Bestellung mit zweifelnder Miene entgegen. Der kleine, häßliche, einäugige Mensch, mit struppigem Bart und wenig sauberer Kleidung imponierte ihr nicht besonders; sie mochte wohl bei sich denken, daß der füglich hätte im großen Zimmer Platz nehmen können. Anton versuchte es, sich mit der vermeintlichen Kellnerin auf vertraulichen Fuß zu setzen; aber da kam er an die Falsche. Sie gab ihm zu verstehen, daß sie die Tochter des Hauses sei, und daß sie sich nur aus Gefälligkeit um ihn bekümmere. Anton bat um Entschuldigung; er sah das Mädchen nun mit anderen Augen an. Sie war eine große, blonde Person, mit frischem, hübschem Gesichte, dunkel gekleidet, das Haar aufgesteckt, wie eine Dame. Dem Viehhändler gefiel das Mädchen, je länger er sie ansah, je besser. Ihm blitzte bald der Gedanke auf, von diesem Mädchen könne man am Ende etwas erfahren. Er beschloß, recht schlau von hinten herum zu kommen. Es fiel ihm nicht ein, ohne weiteres nach dem Diakonus zu fragen, bewahre! So wollte er nicht mit der Türe ins Haus

fallen. Erst sprach er von der Feldwirtschaft, erkundigte sich nach den Brot- und Butterpreisen, nach den Vereinen des Ortes, nach Lustbarkeiten, Schützenfest und wie oft hier Tanz sei. Auch nach den Verhältnissen des Gasthofes fragte er und erfuhr, daß der Vater des Mädchens außerdem noch ein Bauerngut besitze mit zehn Kühen und zwei Paar Pferden. Nachdem man vom letzten Schweineschlachten gesprochen hatte, faßte sich Anton ein Herz, um mit kühnem Gedankensprunge vom Wurstfest auf den Diakonus überzugehen. Die Jungfrau dabei mit seinem einen Auge vertraulich anzwinkernd, fragte er im besten Hochdeutsch, dessen er fähig war: „Kennen Sie am Ende den Diakonus Hegewald, Freilein?" Das Mädchen erhob sich, purpurrot, und raffte seine Näherei zusammen. Anton fügte noch schnell hinzu: „Ich bin nämlich ganz fremd hier; und da fragt man ebenso nach diesem und jenem, Freilein!" — Sie ging aus dem Zimmer, ohne ihn einer Antwort zu würdigen.

Anton war ratlos. Was war denn mit dem Frauenzimmer? Er hatte die Sache seiner Meinung nach doch so schlau eingefädelt. Irgendwas hatte sie ihm übelgenommen! Das mußte er wieder gut machen. Er beschloß bei sich, eine halbe Flasche Wein zu bestellen und rief deshalb: „Wirtschaft!" — Aber diesmal kam nicht die Dame, sondern ein halbwüchsiger Junge zu seiner Bedienung herbei. Anton überlegte, ob er nicht doch in die vordere Stube gehen solle. Dort waren Leute, er hörte das Lachen und Durcheinander der Stimmen. Dort konnte er seine Aushorcheversuche vielleicht mit besserem Erfolge erneuern. Da tat sich die Tür von der anderen Seite des Zimmers auf, und ein Mann trat ein.

Der neue Gast wünschte „guten Abend!" und meinte, es sei schlechtes Wetter draußen. Gleichsam zur Bekräftigung seiner Behauptung ließ er das Wasser von seinem Schlapphut auf die Zimmerdiele laufen. Unter dem Überzieher blickten ein Paar starke Schaftstiefel vor; der Fremde hatte nämlich die Beinkleider in die Stulpen gesteckt. Nachdem er den Mantel abgelegt und aufgehängt hatte, vertrat er sich die Füße und rieb sich die Hände. — Anton betrachtete den Fremden mit Interesse. Er machte ihm mit seinem blühenden Gesicht, seiner breiten, kräftigen Gestalt einen vertrauenerweckenden Eindruck. Was der Mann auch immer sein mochte in seinem Berufe, der konnte zugreifen, das sah man. Seinem Benehmen nach schien er hier gut bekannt zu sein; durch die halbgeöffnete Tür rief er in das vordere Zimmer: „Minchen!" Auf diesen Ruf erschien die Tochter des Hauses. Anton horchte scharf auf die halblaut geführte Unterhaltung. Er konnte nur so viel verstehen, daß der fremde Herr sich ein Abendessen bestellte, dann verschwand das Fräulein wieder. Ein Glas Bayrisch war inzwischen für den neuen Gast hereingebracht worden, das auf einen Absatz bis zur Hälfte geleert wurde. Der Herr meinte scherzend, daß Feuchtigkeit von außen auch Feuchtigkeit von innen verlange. Anton stimmte dem bei. Der Fremde gefiel ihm; er war so recht, was man bei uns einen „gemeinen Mann" nennt. Der sieht nicht danach aus, als ob er mir Auskunft verweigern werde, dachte der Viehhändler im stillen. Der Herr fragte, ob es erlaubt sei, an dem gedeckten Tische Platz zu nehmen; auch er wolle nämlich warm essen, fügte er erläuternd hinzu. Anton war es natürlich recht. Nun saß man einander gegenüber, und ein Gespräch war schnell im Gange. Mit dem

Manne unterhielt es sich mal gut! Er war, wie Anton vermutet hatte, hier vom Orte. Ein grundgescheiter Mann mußte er sein, das merkte man aus allem, was er sagte. Übrigens schien er kein Bauer zu sein, wie man seinen Händen ansah. Dem Biere sprach er tüchtig zu, das mußte man sagen! Anton sah sein blaues Wunder. Die Art und Weise, wie dieser Mensch das volle Glas erst gegen das Licht hielt, mit liebevollem Blicke betrachtete, dann mit einer gewissen Weihe zum Munde führte, ansetzte, kippte und nun mit langsamen, gleichmäßigen, tiefausholenden Zügen den Inhalt leerte, dann das Glas kräftig auf den Filz niedersetzte — das war doch noch einer, dem es schmeckte! — „Das Echte habe ich hier eingeführt," sagte der Herr nach dem dritten Glase, „früher gab es nämlich bloß Einfaches und Lager hier." Seine Art zu trinken hatte etwas Ansteckendes. Anton vertilgte auch sein Teil. Er wollte diese Gelegenheit ausnutzen; die Gemeinde mußte ihm ja alle notwendigen Auslagen wiedererstatten. Ja, sein Auftrag! Er zerbrach sich den Kopf. Wie sollte er's nur anfangen! Die soeben mit dem Mädchen gemachte Erfahrung hatte er nicht vergessen. Inzwischen kam auch das Essen. Während der andere mit vollen Backen kaute, überlegte Anton. Das beste Mittel blieb am Ende immer noch, er fragte ganz ohne Umschweife. So platzte er denn auf einmal los: Der Herr wisse ja über alles so gut Bescheid, ob er ihm nicht sagen könne, was für ein Mann der hiesige Diakonus eigentlich sei. Der andere hatte gerade ein Schweinsrippchen vor, das Knochenende guckte ihm aus dem Mundwinkel. Bei Antons Frage blieb sein Gesicht für einige Augenblicke in dieser Verfassung stehen. Dann kaute er das Stück zu Ende, entfernte den Knochen, nahm einen kräftigen

Schluck, wischte sich den Mund und fragte, wieso der Herr dazu käme, sich um den hiesigen Diakonus zu bekümmern? — Anton meinte verlegen: „Nur so!" weil er gerade auf der Durchreise hier wäre; er interessiere sich für die Geistlichkeit. Im übrigen hätte er nur gefragt, weil's ihm gerade so in den Kopf gekommen. — Aber so sehr er sich auch bemühte, die Sache harmlos hinzustellen, man merkte ihm die Verwirrung doch allzu deutlich an. Er hatte sich da richtig verhettert und verhaspelt. Der andere meinte: „Ach so — hm!" und betrachtete sich sein Gegenüber etwas schärfer. Gleich darauf trat das Fräulein wieder ins Zimmer. Der Herr rief ihr entgegen: „Minchen, denke dir mal, hier ist jemand, der will mich über unseren Diakonus aushorchen!" — Das Mädchen antwortete: „Ja, mich hat er vorhin auch schon gefragt!" Darauf der Herr: „Da sind Sie ja gerade an die rechte Quelle gekommen! Hier das Fräulein kennt nämlich unseren Diakonus gut — recht gut sogar — nicht wahr? Da lassen Sie sich mal von der was erzählen, was für ein schrecklicher Mensch das ist." — Das Mädchen lachte und kicherte, aber mit der Sprache wollte sie nicht heraus, sie lief schließlich unter Gelächter von dannen.

„Na, dann will ich Ihnen was über unseren Diakonus erzählen!" sagte der Herr zu Anton. „Ich kenne ihn nämlich auch; ja, ich kann sagen, er ist mein intimster Freund!" — Dabei zündete der Mann sich eine Zigarre an und bot auch seinem Gegenüber eine aus seiner Tasche an. Der Viehhändler meinte, lange kein so gutes Kraut geschmeckt zu haben.

„Na, also unser Diakonus Hegewald!" — begann jener, lehnte sich in seinen Stuhl zurück und blies den Zigarrenrauch in schönen, gleichmäßigen Ringen zur

Decke empor. „Der ist mein Kamerad gewesen von früher Jugend auf. Ich kann sagen, ich habe ihn gekannt von dem Augenblicke an, da ich zum Selbstbewußtsein erwacht bin. Tadeln möchte ich ihn nicht gern, denn seine dummen Streiche sind auch die meinen gewesen. Ihn zu loben, geniere ich mich eigentlich, denn was er Gutes vollbracht hat in seinem Leben, daran habe ich Anteil gehabt. Sie müssen nämlich wissen guter Mann, daß wir dieselbe Schulbank gedrückt haben Hegewald und ich. Wir haben auch gemeinsam die Universität bezogen, dieselben Kollegien besucht, und manchmal auch nicht besucht. Und schließlich sind wir auch gemeinsam ins Examen gegangen und haben es mit Gottes Hilfe schlecht und recht bestanden." — Hier stärkte sich der Sprecher durch einen tiefen Schluck, ließ eine Pause eintreten und blickte nach der Decke; dabei lächelte er, als gedenke er in Freuden der mit dem Freunde durchlebten Jugendzeit. Dann fuhr er, immer lächelnd, fort: „Wenn Sie nun etwas Näheres über den Charakter meines Freundes Hegewald wissen wollen, dann muß ich Ihnen im voraus sagen, daß ich einen mir so nahestehenden Mann nur mit größter Nachsicht beurteilen kann. Ich stehe für Hegewald ein wie für mich selbst. Aber so viel will ich Ihnen sagen: es ist ein Kerl, an dem etwas ist, im wirklichen und bildlichen Sinne gesprochen. Zwar ‚wir sind allzumal Sünder und mangeln des Ruhmes' . . . Sie wissen — das gilt ja auch von ihm. Aber ‚Gott der Herr ist in dem Schwachen mächtig!' Guten Willen hat mein Freund Hegewald, er liebt sein Amt, ist voll Eifer, und wird die Herde, die ihm der liebe Gott einmal anvertrauen will, am Herzen tragen. Seine Gottesfurcht und sein Glaube sind festgegründet, wie Fels. Er arbeitet an

sich und kämpft gegen die Sünde, die in ihm mächtig ist. Dabei ist er aber durchaus kein Duckmäuser. Er meint nicht, daß wir, weil dieses Leben eine Vorbereitung ist für ein besseres Jenseits, die Köpfe hängen lassen und traurig sein sollen — nein! Der liebe Gott hat seine Gaben wachsen lassen für die Menschenkinder, daß sie sich daran erfreuen und laben mögen. Hegewald liebt einen guten Trunk, gerade wie ich; aber nie werden Sie es erleben, daß er mehr tränke, als er vertragen kann — allerdings will ich nicht in Abrede stellen, daß das ein erkleckliches Quantum ist. Mein Freund und ich, wir vertragen ungefähr dasselbe. Wer dem anderen über ist, das ist überhaupt noch nicht entschieden worden. Und noch eins, um das Bild meines Freundes vollständig zu machen: Sie kennen Doktor Martin Luthers Wort: ‚Ein Priester soll unsträflich sein, eines Weibes Mann!' — Nun, so denkt Hegewald auch! Darum hat er sich eine Braut auserlesen — und was für eine! — ein Mädel ... na! — In vierzehn Tagen soll Hochzeit sein." ... Bei den letzten Worten war der Redner aufgestanden; er schien es auf dem Stuhle nicht mehr auszuhalten. „Jawohl, in vierzehn Tagen, lieber Mann!" Dann griff er nach dem Schoppen, es war nur noch eine kleine Neige darin. Fast bedauernd betrachtete er sich den schäbigen Rest, spülte ihn aber doch hinunter. „Für heute abend ist's genug! Nun, mein Lieber, ist hoffentlich Ihre Wißbegier befriedigt. Noch eines wird Sie vielleicht interessieren: Hegewald hat eine alte Mutter von siebzig Jahren, deren ganzer Stolz er ist. Die alte Frau hat keinen sehnlicheren Wunsch, als den Sohn vor ihrem Ende, das in Gottes Hand steht, noch als selbständigen Pfarrer im Amte zu sehen. Und nun guten Abend und Gott befohlen!" —

Papp-Anton war nicht mehr ganz nüchtern, als der Herr ging, und er wurde es auch nicht an diesem Abende. Am nächsten Morgen aber reiste er in die Heimat zurück. Vor den Ehrenwolmsdorfern tat er sich nicht wenig darauf zugute, wie schnell und geschickt er seinen Auftrag ausgeführt habe. Von Diakonus Hegewald wußte er Wunderdinge zu berichten. Der sei der beliebteste Mann in ganz Nickelsgrün. Alle, die er gesprochen habe, alt und jung, vornehm und gering, Frauen und Männer, waren seines Ruhmes voll gewesen. Er konnte sich gar nicht genug tun im Erzählen. Vor Papp-Antons Bericht mußten nun freilich die Verdächtigungen der Gegner, des Fiedlerbauern und seiner Sippe, schweigen. Mit Majorität wurde Diakonus Hegewald aus Nickelsgrün zum Pfarrer in Ehrenwolmsdorf gewählt.

Sechs Wochen später sollte der neue Pfarrer sein Amt antreten. Der Gemeindekirchenrat, die Gemeindeältesten, Vereine, Schulen, die Jugend beiderlei Geschlechts zogen ihm mit Musik entgegen bis zur Grenze des Kirchspiels. Papp-Anton marschierte mit den Honoratioren vorn an. Er war heute eine wichtige Person; denn er hatte ja der Gemeinde den neuen Pastor verschafft. Es war ein Ehrentag auch für ihn. Aber im geheimen bedrängte ihn so etwas wie Gewissensbisse. Wenn der neue Pastor nun ganz anders war als er ihn dargestellt, wenn er nun schlecht einschlug — würde dann nicht alle Schuld auf sein Haupt kommen? Er hatte doch eigentlich nur das Zeugnis eines einzigen Menschen über den Geistlichen gehört, und ganz nüchtern war er dabei auch nicht gewesen; wenn ihm der Herr, dessen Namen er nicht einmal wußte, nun etwas vorgeflunkert hatte! — Die Sache war nicht unbedenklich.

Papp-Anton war ja gerade kein Fanatiker der Wahrhaftigkeit — im Viehhandel jedenfalls hatte er seine Moral für sich —, aber schließlich eine ganze Gemeinde hinters Licht führen und noch dazu in geistlicher Angelegenheit, dazu langte sein Mut doch nicht aus. Niemand sah dem neuen Pastor mit so ängstlicher Spannung entgegen als der Einäugige.

Endlich zeigte sich der Wagen in der Ferne. Man sah ihn schon eine ganze Strecke von Krumm-Bartelsdorf her durch die Felder heraufkommen. Der Kantor verteilte die Zettel unter die Schulkinder; denn es sollte ein Lied zum Willkommen gesungen werden. Der Gemeindevorstand blickte noch einmal in seinen Zylinder, ob auch die Rede, die er halten wollte, an ihrem Platze, nämlich am Hutfutter, sei. Ein Böllerschuß fiel, und darauf begannen in Ehrenwolmsdorf die Glocken zu läuten. Pfarrer Hegewald hatte seine Parochie erreicht.

Papp-Antons eines Auge vergrößerte sich vor Schreck und Staunen, als er den neuen Pastor dem Wagen entsteigen sah. Während der Gemeindevorstand seine Ansprache hielt — wobei er nicht den Pfarrer, sondern den Hut ansah —, hatte Anton Zeit, sich etwas von seiner Bestürzung zu erholen. Das war also der Diakonus selber gewesen! Der Halunke! Ihn so aufs Eis zu locken. Jetzt aber nur nichts merken lassen den anderen gegenüber; das war die Hauptsache! Der Pastor da würde schon auch so schlau sein und den Mund halten — der Halunke, der! . . .

Nachdem der Gemeindevorstand seinen Hut wieder aufgesetzt, ertönte Gesang aus Kindermund. Der Pastor hörte zu, mit freundlich-ernster Miene, sichtlich ergriffen von der Bedeutung des Augenblickes. Er hatte einem kleinen Mädchen, das gerade vor ihm stand und kaum

bis an den untersten Knopf seines langen Rockes reichte, die Hand auf den blonden Scheitel gelegt. Einen Blumenstrauß, der ihm von einer Weißgekleideten überreicht wurde, gab er lächelnd in den Wagen hinein. „Für meine Frau!" Papp-Antons eines Auge folgte seiner Bewegung und musterte die weibliche Gestalt im Wagen. „Dunnerwetter!" In diesem einen Worte stauten sich alle seine Gefühle. Das war die neue Pastorin! Wie hatte er sie dort doch gleich rufen hören? „Minchen!" Die Tochter aus dem großen Gasthofe. Außerdem das Bauerngut des Vaters mit zehn Kühen und zwei Paar Pferden. Na ja! diese Pastoren wußten schon, wo sie blieben. Das war auch so ein ausgefeimter, der neue! Einen Dummen wenigstens hatte er der Gemeinde nicht verschafft. —

Als Ansprachen und Gesänge vorüber waren, mischte sich der Pastor unter die Leute. Er sah sich um, als suche er jemanden. Endlich hatte er den gefunden, den er suchte. Er ging auf Papp-Anton zu: „Grüß Sie Gott, lieber Freund! Wir kennen einander ja schon! Nun, Pfarrer Hegewald wird halten, was Ihnen Diakonus Hegewald von sich berichtet hat. — Mit Gottes Hilfe!"

Bezahl's Gott!

Die reichste Frau des Dorfes, die Kuhbichbäuerin, war gestorben. Kinder hatte die Witwe nicht hinterlassen. Das Bauerngut, in das sie vor Jahren hineingeheiratet hatte, fiel daher an die nächsten Blutsverwandten des frühzeitig hingeschiedenen Kuhbichbauers zurück.

Es gab, wie man bei uns zu sagen pflegt: „eine schöne Leiche". Die Erben hatten sich nicht lumpen lassen wollen. Nach dem Begräbnisse wurden im Gasthof — der zu solchen Zwecken recht bequem in nächster Nähe des Kirchhofs gelegen war — Erfrischungen gereicht: Kaffee, Kuchen, Butterbrot, Wurst, Käse, Bier und vor allem Schnaps. Es ging lebhaft her in der Schenkstube. Von Trauer um die Verstorbene war nicht viel zu spüren. Die ganze Zunft der Klageweiber fehlte hier vollständig. Die Anverwandten verlangten keine Trauerbezeugungen von seiten der „Leichengäste". Nur ein paar ganz alte Weiblein weinten, wohl zu ihrem eignen Vergnügen, ganz still für sich hin. Eine Ausnahme von der allgemeinen Gleichgültigkeit machte Toni, die Magd der Verstorbenen; das Mädchen heulte, bis sie schließlich der Bock stieß. — Eine Tatsache, die viel bemerkt wurde und manches Kopfschütteln erregte. Denn die Verstorbene war für ihre Härte dem Gesinde gegenüber bekannt gewesen.

Überhaupt folgte der Kuhbichbäuerin kein guter Leumund nach. Ihr Geiz war berüchtigt. Ihr herrisches,

rauhes Wesen hatte sie unbeliebt und gefürchtet gemacht bei Nachbarn und Dienstboten. Mit der Sippe ihres Gatten hatte sie von alters her auf Kriegsfuß gestanden. Die protzige Vetternschaft konnte es ihr nicht vergeben, daß sie, ein blutarmes Ding, das nichts besessen, als ihren kerngesunden Leib und ihre kräftigen Arme, den reichen Kuhbichbauer geheiratet hatte, der von Jugend auf schwächlich und ein Schwindsuchtskandidat gewesen war. Auf diese Weise war den habsüchtigen Anwärtern das große Bauerngut entgangen, das man schon als sichere Beute anzusehen sich gewöhnt hatte. Zwei Generationen waren darüber ins Grab gesunken, bis endlich durch den Tod der lebenszähen Bäuerin das Besitztum an die Familie zurückfiel.

Eigentlich hätten die Erben nur Grund zur Dankbarkeit gehabt gegen die Verewigte. Sie hatte das Ihre vortrefflich zusammenzuhalten verstanden; Haus und Hof waren in tadellosem Zustande, Weg und Steg beschickt, der Wald geschont, die Felder in gutem Dung, die Wiesen gepflegt, der Viehbestand vollzählig, die Scheune voll Stroh und Heu, und auf dem Getreideboden lagerten Vorräte auf viele Jahre hinaus. Dabei war das Gut schuldenfrei und auch noch bar Geld übrig. Die Tote erstattete der Familie mit Zinsen zurück, was sie sich, vor jetzt nahezu sechzig Jahren, erheiratet hatte.

Für sich selbst hatte die sparsame Frau nicht viel mehr als Nahrung und Kleidung gebraucht. Weggegeben an die Armen hatte sie nichts. Gestohlen war ihr kaum etwas worden, denn die Kuhbichbäuerin hatte ein paar scharfe Augen im Kopfe, und in ihrer guten Zeit war sie zu allen Tag- und Nachtstunden in Haus, Keller, Stall und Scheune umhergegangen, aufpassend,

daß ihr nichts abhanden komme. — Zu alledem lag vor der Haustür ein bissiger Kettenhund, der jedem Bettler in die Beine fuhr. Aber ärger noch als dieser Wächter konnte die Bäuerin selbst zufahren. So kam es, daß der einsam gelegene Bauernhof in Verruf kam bei den Landstreichern und Bummlern, weit und breit. Während man das ganze übrige Dorf, Haus für Haus, abgraste, mochten die Bewohner noch so arm sein, ließ man die Behausung der anerkannt reichsten Frau im Orte verschont; so gefürchtet war ihre und ihres Hofwächters Bissigkeit.

„A staatsches Weibsbild" war sie gewesen in ihrer Jugend, das konnte sich jeder sagen, der die Alte mit ungebrochenem Rückgrat, mit ihren knochigen Armen, die sie bei jedem Wetter bis über die Ellenbogen bloß trug, mit ihrem langen, scharfgeschnittenen, durchs Alter ausgetrockneten Gesichte, steif und gerade auf ihrem Besitztum einherschreiten sah, mit herrischer Miene, wie sie mit blecherner Greisenstimme ihre Befehle austeilte.

Der Kuhbichbauer, auf den sich die älteren Dorfgenossen noch recht wohl besinnen konnten, war so ziemlich in allem das gerade Gegenteil seiner Ehehälfte gewesen, schwächlich, schüchtern, kümmerlich, „a kleener Karle!" wie im Volksmunde derartige von der Natur spärlich bedachte Persönlichkeiten heißen. — Kinder waren aus diesem Bunde nicht hervorgegangen.

Manches wurde dieser Frau nachgesagt; und vieles davon mochte leeres Gerede sein.

Ob, wie die Dorffama behauptete, die Bäuerin ihre „größere Forsche" dazu benutzt hatte, dem Ehemanne ihr Übergewicht handgreiflich fühlbar zu machen, soll dahingestellt bleiben. Sicher ist, daß die „Kuhbchen", wie sie genannt wurde, die Hosen angehabt und daß

sie auch nach ihres Mannes Tode in ihren vier Pfählen das Regiment mit eiserner Hand geführt hatte, unbeliebt und einsam; bis schließlich ein wirklich Starker über sie kam, vor dessen Hauche auch ihr wettergebräuntes zähes Bauerngesicht erbleichte. — — —

Die alte Frau lag kaum eine Stunde im Grabe, noch schaufelte der Totengräber Erde und richtete den Hügel über der Grube, da war man schon drüben im Gasthof eifrig am Werke, ihren Ruf zu verderben und allerhand plumpe Witze über ihre Eigenheiten zum besten zu geben.

Mit erhitzten Gesichtern saßen die Bauern da, in jener halbstädtischen Tracht, die den Landleuten so schlecht steht, die ihre Vorzüge: derbknochige Kraft und sehnenzähe Festigkeit verhüllt und ihre groben Nachteile doppelt hervortreten läßt. Schon waren einige der jungen Leute stark angetrunken. Niemand konnte wissen, wie dieses Trauerfest enden würde. — Die gesetzteren und vorsichtigeren Leute begannen, nachdem sie die günstige Gelegenheit benutzt hatten, ihren Appetit zu stillen, sich langsam zu entfernen.

Ein paar ältere Frauenspersonen verließen selbander den Gasthof. Die eine war eine behäbige Bauersfrau, die „Hoppebäuerin". Ihre Begleiterin eine ältere Jungfrau, bekannt im Dorfe unter dem Spitznamen: „Betjulchen". Diesen Namen führte Julchen, weil sie von Jugend auf eine fleißige Kirchgängerin und Besucherin des Katechismusunterrichts und der Betstunden gewesen war. Betjulchen stellte sich als eine mittelgroße, schwächliche Mädchenerscheinung dar, von schwer zu bestimmendem Alter. Ihr äußerer Mensch hatte wenig Dörfisches an sich. Auffällig stach die wächsern durchsichtige Farbe ihres verwelkten Gesichtes von den

apfelroten Pausebacken der kugelrunden Hoppebäuerin ab. Ihre Feinde, deren sich Betjulchen trotz ihrer christlichen Gesinnung doch auch einige gemacht hatte, schalten sie eine „Petistin" und behaupteten, sie befasse sich mit Aufhetzen der Leute und allerhand Stänkereien. Andere wieder hielten große Stücke auf sie, priesen ihre Frömmigkeit und ihr gebildetes, „betuliches" Wesen. Ihr Vater war Dorfschulmeister gewesen und war, nachdem er pensioniert worden, im Dorfe haften geblieben. Von ihm hatte Julchen den Hang zum Lehrhaften und das salbungsvolle Wesen geerbt. Sie war eine Meisterin in allerhand schönen Künsten. Viele eigenartige Dinge wußte sie herzustellen: Brautkränze, Grabkränze, Blumensträuße für die verschiedensten Zwecke, Patenbriefe, Hochzeitsgedichte, Liebesbriefe. — Sie war im Besitze eines Briefstellers, in dem Vorlagen für alle erdenklichen Lebenslagen vorhanden waren; aber das wußten ihre Kunden nicht. Im Dorfe glaubte man allgemein, daß die schwungvollen und feingedrechselten Briefe, die Julchen für ein geringes Entgelt lieferte, Erzeugnisse ihrer eigenen Phantasie seien. — Auf diese Weise verdiente sich das alte Mädchen ihren Lebensunterhalt. Sie zeichnete sich durch besondere Sauberkeit der Erscheinung aus. Da sie die gröberen Arbeiten scheute und nur den höheren Künsten des Dichtens, Briefschreibens und Kränzewindens oblag, wurde es ihr nicht schwer, stets mit gutgehaltenen Kleidern und weißen Händen einherzugehen. Ihr ganzes Auftreten hatte, ihrer höheren Bildung entsprechend, etwas Besonderes, Verfeinertes, Durchgeistigtes. Sie sprach ziemlich dialektfrei und bevorzugte die gewählteren Redewendungen, häufig flocht sie auch ein biblisches Zitat oder eine Strophe aus dem Gesangbuch in ihre

Rede ein. Ihre Beredsamkeit wurde viel bewundert und geschätzt. Bei keinem Frauenkaffee im Dorfe durfte das Betjulchen fehlen, denn sie hatte immer diese oder jene Neuigkeit auf Lager, und in der Kunst, eine Geschichte vorzutragen, übertraf sie so leicht niemand. —

Die beiden Frauen schritten den Kirchsteg hinauf, der parallel der Dorfstraße an den hinteren Breitseiten der verstreuten Gehöfte entlangführt. Es hatte geregnet. Der Pfad war noch feucht, und die beiden hatten daher vorsorglicherweise ihre Feiertagskleider emporgerafft, so daß die Unterröcke zutage traten. Die Hoppebäuerin trug einen gelbroten Unterrock, Betjulchen, ihrer ernsteren Richtung gemäß, einen kaffeebraunen. Beide hielten Gesangbücher in den Händen, unter denen die unentfalteten Taschentücher lagen. Zu welchem Zwecke diese Tücher eigentlich den Weg zum Kirchhofe und zurück mitgemacht hatten, wäre schwer zu sagen gewesen. Zu welchem Zwecke sie nicht verwendet wurden, konnte man schon eher feststellen, wenn man sah, wie sich die Hoppebäuerin dessen entledigte, was bekanntlich der König einsteckt, während es der Bettler wegwirft. —

Die Hoppebäuerin spann das Gerede, das sie im Wirtshause über die Verstorbene mit angehört hatte, weiter. — Was „die Kuhbchen" von all ihrem Geize gehabt hätte, philosophierte sie. Nun sei sie tot, und in ihre harten Taler teilten sich die lachenden Erben. Es sei doch eine Schande gewesen für den ganzen Ort, wie sie's getrieben hätte.

Das Betjulchen hörte sich solche Reden eine Weile mit an, mit der überlegenen Miene einer Person, die tieferen Einblick in den Zusammenhang der Dinge be-

sitzt, und die vorläufig ihr Urteil noch mit guter Absicht zurückhält.

Die Hoppebäuerin rief schließlich mit der Miene der moralisch Entrüsteten: „Die is duch, wie a Heidenmensch gesturben, was de Kuhbchen war. Daß die salig wirde, wie der Pfarr vorden meente, das kannch in Labn ne gleben — su a meschantes Weibsbild, wie das war."

Hier wurde sie von ihrer Begleiterin unterbrochen: „Sagt das nicht, beste Frau Hoppe! das können wir armen blöden Menschenkinder niemals wissen, in unserer Blindheit, hienieden. — Die Verewigte hat auch ihre guten Seiten gehabt. Der liebe Herrgott, der die Herzen kündigt, wird das zutage bringen."

„Ihren Mann hat se unger de Arde geargert — und gepriegelt hat se'n och! Lehmekarle, was der Nubber is, hat's gehiert, wie der selge Kuhbich nächtens gebrillt hat und gegurgelt, su hat se'n verdruschen. — Su en kranken Mann, das is duch ne racht! — Ne, ne, die is ne salch gesturben; das wir duch keene Gerachtigkeet ne!"

„Mitnichten, Frau Hoppe! — Ernestine Kuhbich ist in Frieden dahingeschieden, versöhnt und im Glauben an ihren Heiland, und auf dem Totenbette ist auch noch eine schöne Handlung der Barmherzigkeit von ihr ausgegangen, für die ihr im Jenseits reichlicher Lohn ausgezahlt werden wird."

„Die hätte was gutts gestiftet — de Kuhbchen! — Nu, das wern Se mer duch ne vorraden, Julchen!"

„Da muß man eben höhere Einsichten zu Hilfe nehmen, Frau Hoppe! ‚Unser Wissen und Verstand ist mit Finsternis umhüllet' .... Aber — wie gesagt — das ist nicht jedermann gegeben ...."

Die Bauersfrau sah ihre Begleiterin mit offenem Munde an, ob dieser Rede. Betjulchen wußte sich öfters solch 'ein geheimnisvolles Wesen zu geben, das seine Wirkung auf die einfältigen Dorfleute selten verfehlte.

„Es ist dies wiedermal eine jener höheren Schickungen," fuhr Julchen fort, „welche uns belehrt, daß wir über keinen unserer Mitmenschen vor seinem Ende den Stab brechen sollen."

Sie machte eine Pause, seufzte und fuhr dann im Predigertone fort: „Ja, ich darf wohl sagen, ich habe an diesem Sterbelager wieder einmal einen tiefen Einblick in die Rätsel der menschlichen Seele getan, und gesehen."

„Und was han Se denne gesehen?" fragte die Hoppebäuerin, die neugierig geworden war.

„Sie wissen doch wahrscheinlich, Frau Hoppe," begann Julchen, „daß es mit dem Lesen und Schreiben der verewigten Frau Ernestine Kuhbich nicht weit her war; ja, man darf wohl sagen — ohne der Verstorbenen damit Unrecht zu tun —, sie verstand davon so gut wie gar nichts."

„Nu se war ja och nur su ne halbe Grußemagd gewasen, eh' der Kuhbichbauer se nahm."

„Ich wurde deshalb öfter von ihr herbeigezogen, um ihr bei Erledigung ihrer intimeren Familienangelegenheiten behilflich zu sein. Die Verewigte bewies immer ein besonderes Zutrauen zu mir und hat mir mancherlei anvertraut; ja, ich darf wohl sagen, ich war ihre einzige Freundin und Vertraute."

Die Sprecherin ließ hier eine bedeutungsvolle Pause eintreten. Die Hoppebäuerin war ganz Ohr. Sie kannte Betjulchen zur Genüge, um aus ihrer ganzen Art und Weise mit Sicherheit zu schließen, daß sie etwas Interessantes im Hinterhalt habe.

„Ernestine Kuhbich fing in der letzten Zeit an recht schwach zu werden. Und wenn es ihr gar so bange wurde ums Herz, dann schickte sie nach mir, damit ich ihr christlichen Trost spenden möchte. Ich habe oftmals mit ihr gebetet, und sie sagte immer, das täte ihr so besonders wohl."

„Nu worim tat denn die nich nach an Pfarrn schicken?"

„Oft genug habe ich ihr dazu geraten. ‚Liebe Frau Kuhbich,' sagte ich, ‚lassen Sie doch den Pastor holen!' aber damit wollte sie sich nicht befreunden. ‚Dazu is später immer noch Zeit,' sagte sie. Sie war darin so ein eigentümlicher Charakter; ich vermute, sie dachte, das könne wohl gar ihr Ende beschleunigen, wenn sie den Herrn Pastor rufen ließ."

„Und das wollt Ihr an salgen Tud nennen, Julchen, ohne an Herrn Paster?"

„Hört mich nur aus, Frau Hoppe! .... Ich merk es ja den Menschen immer gleich an, was sie im Herzen haben. Die Verewigte pflegte oft so tief zu seufzen, als hätte sie eine große Last auf dem Gewissen. Nun – vor mir bleibt ja sowas nicht lange im Verborgenen. ‚Liebe Frau!' sagte ich, ‚Ihr habt etwas auf dem Herzen – ich weiß es – sagt mir's nur! Erleichtert euch! – Ich sag es keiner Menschenseele weiter!' – Da erleichterte sie denn ihre Brust und sagte mir alles."

„Woas – woas hat se der denne da derzahlt?" fragte die Bäuerin, vor Ungeduld zitternd.

„Es war nichts Außergewöhnliches, wenigstens für den nicht, der sich auf dergleichen versteht. Eigentlich war es mehr eine Art von Einbildung, wenn ich diesen Ausdruck gebrauchen darf."

„'s biese Gewissen tat se wuhl duch zwicken, uf de latzt — wegen an Kuhbichbauer — woas?"

„Nein, durchaus nicht! — Kennen Sie einen gewissen Kießlich, der mit Besen hausiert, Frau Hoppe?"

„Nu, ich wer duch an Besenlobel kennen. Aber zun Schwerenschock, woas soll denne mit den sein, hier derbei?"

„Gedulden Sie sich nur, liebe Frau Hoppe! Sie werden gleich hören. Der Herr hat seine eigenen Wege und Umwege, die er uns Menschen führt." ...... Hier seufzte das Betjulchen, bedeutungsvoll mysteriös. „Also, selbiger Besenlobel war vor einigen Monaten bei der verstorbenen Frau Ernestine Kuhbich gewesen — an einem Montage, um zu betteln."

„Nu die gab doch in Leben nischt, woas de Kuhbchen war" — rief die Bäuerin. „Do sind zwee richtge anenander gekumma — denn dan Besenlobel sei Maulwerk müß doch och noch ämal abbarte tutgeschlogen wern — Besenlobeln seis. — Dan hat wuhl de Kuhbchen ne schlacht zum Hofe nausgepfeffert — woas?"

„Die verstorbene Frau Ernestine Kuhbich erklärte, daß sie nichts gäbe. Und da wird doch der freche Mensch zu ihr sagen: eher ginge ein Kamel durch ein Nadelöhr, ehe daß ein Reicher ins Himmelreich käme. — Solche blasphemische Redensarten führt der Mensch ja immer im Munde. Die Verstorbene meinte darauf, der Teufel würde ihn schon noch holen kommen. Da lacht der Lobel und sagt, da wär er ja in guter Gesellschaft, denn sie — nämlich die Frau Kuhbich — könnte ja auch nicht in den Himmel rein, denn sie hätte in ihrem ganzen Leben kein ‚Bezahl's Gott!' gesagt gekriegt. — ‚Ich hätte kein Bezahl's Gott?' ruft da die Frau. ‚Ich habe wohl eins; daß Ihr's nur wißt!' —

‚Eins is noch nicht genug!' sagt da der Lobel. ‚Es müssen ihrer drei sein, sonst werdet Ihr nicht reingelassen.' Damit war er gegangen, der Lobel —"

„Saht ämal an, Julchen! — Also, man käme ne rei in Himmel, wemmer nich" ...... Die Hoppebäuerin wurde ganz nachdenklich und schien auf einmal zu rechnen.

„Jawohl, Frau Hoppe! das ist so eine Rede unter den Leuten. Ich habe neulich mit dem Herrn Pfarrer darüber Rücksprache genommen, der meinte, es läge manchmal ein gar tiefer Sinn in solchen alten ehrwürdigen Legenden."

„Also Sie meenen och, das wäre asu, Julchen?"

„Nun — man kann jedenfalls das Gegenteil nicht beweisen. — Wunderbar sind des Herren Wege — — und ‚es werden nicht alle, die zu mir sprechen: Herr, Herr! in das Himmelreich kommen!' Wir Menschenkinder leben in großer Sicherheit dahin! Man kann nicht wissen!" —

Betjulchen machte ihr geheimnisvollstes Gesicht. Die behäbige Bäuerin sah sie von der Seite an, dann bat sie, Julchen möge doch weiter erzählen, wie das mit der Kuhbichbäuerin noch geworden sei.

„Die verstorbene Frau Ernestine Kuhbich gestand mir, daß es ihr seit diesem Erlebnis mit dem Besenlobel schlecht gehe, es sei ihr damals gleich in die Beine gefahren, so daß sie sich hätte setzen müssen, sowie der Mensch aus dem Hofe gewesen. Und von da an hätte sie's auf der Brust, und sie könnte des Nachts nicht mehr schlafen, als ob sie von dem Menschen behext worden wäre. Der Besenlobel hätte nämlich so fürchterlich dabei ausgesehen, wie der Leibhaftige in eigner Person. Und in der Nacht wäre er ihr auch schon ein

paarmal erschienen und hätte ihr immer ins Ohr geschrien, daß sie sich nur nicht einbilden sollte, sie käme in den Himmel, denn sie hätte ja keine drei ‚Bezahl's Gott!' Und seitdem müßte sie sich so fürchten und fände gar keine Ruhe mehr. — — Ich sah natürlich sofort, wie die Dinge lagen, und sagte zu ihr: ‚Werte Frau Kuhbich, sagen Sie mir doch, von wem haben Sie eigentlich das eine ‚Bezahl's Gott!', von dem Sie vorhin sprachen?' — Da wurde sie ganz weich und sagte, das hätte sie von ihrem seligen Manne bekommen. Auf dem Sterbebette nämlich hätte der gesprochen: Bezahl dir's Gott, liebe Frau, alles was du Gutes an mir getan hast! Das sind seine letzten Worte gewesen."

„Woas? Kuhbichbauer sull zu dar gesogt han: ‚Bezahl's Gott!' Kuhbichernst, dan se su gepriegelt hoat bei Labzeiten. — ‚Hol dich dar Teifel!' wird dar iber se gesogt han; wenn ar sich's ack getraut hätte."

„Liebe Frau Hoppe! Sagen wir das nicht. ‚Denn wir fehlen alle mannigfaltiglich', wie geschrieben stehet."

„Nu das wire duch! Ich meente ack . . ."

„Hören Sie nur an, wie wunderbar der Herr das hinausgeführt hat, wie er durch mich dieses trotzige Herz hat rühren lassen. — Also, nachdem sie mir das erzählt hatte von ihrem Manne, sage ich zu ihr: Ein Bezahl's Gott habt Ihr nunmehr bereits, Frau Kuhbich, zum zweiten kann am Ende auch noch Rat werden. ‚Wie könnte das geschehen?' sagt sie. Da stehe ich auf, reiche ihr die Hand und spreche: Liebe Frau, bezahl's Euch der liebe Gott, in jener Welt, was Ihr hienieden Gutes an mir getan habt, Amen! ‚Wofür dankt Ihr mir denn, Julchen?' fragt sie da, und macht ein ganz verwundertes Gesicht. Es ist freilich schon manch liebes Jahr her, liebe Frau, da habt Ihr mir

eine Wohltat erwiesen, sage ich. ‚Was wäre denn das gewesen, Julchen?' fragt sie. Dazumal hatte ich eines Nachts so fürchterlichen Zahnschmerz, daß ich nicht mehr wußte, wo ein und aus. Da lief ich zu euch rüber, und der Herr rührte euer Herz und Ihr gabt mir, um was ich bat, nämlich einen Tropfen Öls. Und von Stund an wurde es besser. — Dafür sage ich euch hiermit: ‚Bezahl's Gott!' — ‚Das wird doch auch Geltung haben da oben, Julchen?' fragt sie darauf. Gewiß! erwiderte ich. Denkt doch an das Wort unseres Heilands, liebe Frau: ‚Was ihr getan habt einem unter diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir getan!' Da wurde die Frau ganz nachdenklich, ergriff meine Hand und dankte mir."

„Nu und dernoa, 's dritte ‚Bezahl dersch Gott', hat se denn das och noch derwischt?" fragte die Hoppebäuerin mit gespannter Miene.

„Gewiß! Noch ein halb Dutzend und mehr hat sie bekommen vor ihrem Ende."

„Deixel och! Wie is denn das nu zugegangen?"

Betjulchen nahm eine jener schlau selbstzufriedenen, gottergebenen Mienen an, wie sie im ganzen Kirchspiele nur allein ihr zu Gebote standen. Dann sprach sie: „Es ist nicht christlich, viel Rühmens von dem zu machen, was man Gutes gestiftet hat, Frau Hoppe! Und ich will mir ja auch kein Verdienst weiter daraus zurechnen. Aber ich darf wohl sagen, daß ich ein Werkzeug gewesen bin in der Hand eines Höheren."

Betjulchen räusperte sich hier und führte ihr Taschentuch für einen Augenblick an die Nase. Nicht etwa, daß sie sich geschnaubt hätte! Sie stärkte sich nur an dem Wohlgeruch des Tuches, das bei Thymian und Lavendel gelegen und davon einen starken Duft angezogen hatte.

„Wie Ihnen bekannt sein wird, Frau Hoppe, lebte im Hause der Verewigten eine Magd, ‚Toni' mit Namen."

„Das gruße Madel. — Die heite su flennen tat?"

„Die nämliche! Dieses Mädchen also is schon seit drei Jahren bei der Verstorbenen in Diensten und war versprochen mit einem Kleber, Höhnekarln, der jetzt bei den Soldaten ist. Die zweie gehen nämlich schon lange miteinander, und er will die Toni auch heiraten. Die Toni hat sich auch manchmal wegen Briefeschreiben vertrauensvoll an mich gewandt; daher weiß ich's ganz genau. — Aber das nebenbei! — Ich spreche also zu der Verewigten: Liebe Frau Kuhbich, Sie haben da eine Magd im Hause, Toni mit Namen, ein braves Mädchen und arbeitsam . . . ‚Nun ich bezahle sie auch dafür!' ruft die Kranke gleich dazwischen. Ein tüchtiger und getreuer Dienstbote ist in unseren Tagen eine seltene Gabe Gottes, liebe Frau! sage ich dagegen. Wollen Sie dem braven Mädchen denn nicht etwas zuwenden? Sie hat sich's um Sie verdient. — Da meinte sie: ‚um's an die Dienstboten wegzuwerfen, hätte sie's nicht.' Liebe Frau! sage ich, ‚schnell tritt der Tod den Menschen an!' — Bedenken Sie doch nur, daß die Frist vielleicht eine gar kurze ist, wo Sie noch Gelegenheit haben, Gutes zu tun, auf dieser Welt. Wenn es dann im Jenseits heißen wird: ‚Ich bin hungrig gewesen, und ihr habt mich gespeiset, ich bin durstig gewesen und ihr habt mich getränket' usw. Wird dann der Herr auch zu euch sagen: ‚Ich bin ein Gast gewesen und ihr habt mich nicht beherberget, ich bin nackend gewesen und ihr habt mich nicht bekleidet' usw. Und wie es weiter heißt im Evangelium: ‚Und sie werden in die ewige Pein gehen; aber die Gerechten in

das ewige Leben.' — Da wurde die Verewigte ganz ängstlich und fragte: ‚Meinen Sie wirklich, Julchen, daß danach gefragt werden wird da oben?' — So steht's in der Bibel, sage ich, im Matthäusevangelium, und was in der Bibel steht, ist wahr! Das machte doch Eindruck auf ihren verstockten Sinn. Freilich ihre Seele hing noch immer an der irdischen Habe, und es bedurfte viel Gebets und frommer Worte, um sie auf den Heilsweg zu führen. Ich stellte ihr auch vor, daß es doch viel besser sei, wenn sie das arme Mädchen, das in ihrem Dienste stand, glücklich mache, als daß die Verwandten nach ihrem Tode alles erbten. Und sehen Sie, Frau Hoppe, das leuchtete ihr ein. Wenn sie die Erben ärgern könne, indem sie der Magd was vermachte, da wollte sie's tun, meinte sie, und ich mußte gleich Papier nehmen und schreiben. Zweihundertundfünfzig Taler vermachte sie der Toni, damit sie heiraten könne, und die Erben sollten dem Mädchen das auszahlen. —"

„Zweihundertfunfzig Taler!" Die dicke Hoppebäuerin mußte halt machen, so gewaltig imponierte ihr die Summe. „Zweihundertundfunfzig Taler!"

„Ja, ihr Testament hatte sie schon früher gemacht; aber wenn man so etwas nachträglich schreibt, das gilt auch. — Ehe ich nun fortging, rief ich mir die Toni ran; die war gerade beim Träbern im Stalle. — Toni! sag ich, die Bäuerin hat dir was vermacht. ‚Was?' ruft die, und will's nicht glauben. ‚Meine Frau — mir was vermacht!' — Ja, ja! sag ich, damit du heuern kannst. Zweihundertundfünfzig Taler! — Das wollte dem Mädel natürlich nicht gleich in Kopf. Da sage ich: Höre mal, Toni, der liebe Gott hat das Herz deiner Herrin gerührt, und du nimm es mit dankbarem

Gemüte an, was dir wird, und forsche nicht danach, woher es kommt; aber eins vergiß nicht, wenn die Bäuerin dir's sagen wird, was sie Gutes mit dir vorhat, dann sprichst du zu ihr: ‚Bezahl's Gott!' verstehst du, vergiß mir's nicht: ‚Bezahl's Gott!' — Aber sag's nicht, daß ich es gewesen bin, die dich das geheißen." —

„Asu!" rief hier die Hoppebäuerin. „Asu! — Nu merkch was. So rim! — Ihr seid aber ene ausgefeimte, Julchen!"

Betjulchen ging auf diese Bemerkung nicht ein, sondern fuhr in mildem Predigertone also fort:

„Am nächsten Tage ging ich beizeiten wieder zu der Kranken. Ich fand sie gänzlich verändert, man könnte sagen, sanfte Verklärung lag über ihrem ganzen Wesen. ‚Nun kann ich in Frieden sterben!' sagte sie. So! sage ich, und stelle mich, als wüßte ich von nichts. Da erzählte sie mir denn, daß sie mit der Toni gesprochen und wie das Mädel gerufen hätte, als sie ihr das von den zweihundertfunfzig Talern gesagt: ‚Bezahl's Gott!' — Das ist brav von dem Mädchen, sage ich, und ein Zeichen frommer Gesinnung; und ich dächte, liebe Frau, zur Belohnung dafür könntet Ihr der Toni noch etwas darauf geben. — ‚Das habe ich auch schon gedacht, Julchen!' sagte sie da, ‚und ich habe dem Mädel gesagt, sie solle auch noch ein vollständiges Bett, und einen Kleiderschrank und eine Kommode dazu bekommen, obendrein. Eh daß ich's den Erben gönne, da soll's doch lieber noch die Toni haben, die dankt mir's doch wenigstens. Und denken Se nur, Julchen, als ich das mit dem Bette und dem Kleiderschranke und der Kommode raus hatte, da wird doch das Mädel, die Toni, von neuem über mich sprechen: ‚Bezahl's Gott, Bäuerin — bezahl's Gott!' . . . . . und so in einem-

fort: ‚Bezahl's Gott!' Als ob se überhaupt nichts anderes mehr wüßte. Nanu hab ich er wohl ein ganzes Dutzend zusammen. Das muß doch nun langen? —'"

„Ne wirklich! 's is de Meglichkeet!" rief die Hoppebäuerin, und es war schwer aus ihrem Mienenspiel zu lesen, ob sie sich über das Gehörte freue, oder ob es sie nicht im Grunde wurme, daß die Verstorbene so billig zur Seligkeit gelangt sei.

„Ja," sagte das Betjulchen, „und ein paar Tage darauf ist dann Frau Ernestine Kuhbich selig entschlafen — im freudigen Vertrauen auf die Gnade des Erlösers."

Die beiden Frauen gingen eine Weile schweigend nebeneinander her. Die Hoppebäuerin sann offenbar dem Ebengehörten nach. Eine Lücke schien ihr der Vorgang doch noch zu haben. Das breite Gesicht der Bauersfrau nahm einen dummdreist verschmitzten Ausdruck an, als sie fragte:

„Und woas hat Ihr denne dervon gehoat, Julchen? Imsonst hat Ihr der Kuhbichen de ewge Seligkeet doch och nich verschafft? — he!" —

Da verfärbte sich Betjulchens Gesicht. Ärgerlich meinte sie, das ginge niemanden nichts an.

Die Zielbewußten.

Dudel-Karle saß in der großen Gaststube des Kretschams ganz allein am Tische, vor sich ein Viertelfläschchen, in welchem Kümmel gewesen war.

Die Öllampe, die von der Decke herabhing, brannte matt. An der Wand neben dem Schenktisch klebte ein Plakat; auf dem blauen Papier stand in fetten Buchstaben zu lesen: „Heute große sozialdemokratische Volksversammlung in Kotzendorf. Landtagsabgeordneter Raupe, Referent über: Güterverteilung im Zukunftsstaate.“ —

Die Versammlung war längst aus. Der Referent und einige seiner Freunde aus der Stadt saßen noch mit den zielbewußten Parteigenossen des Dorfes im Honoratiorenzimmer in ernster Beratung beisammen. —

Dudel-Karle döste vor sich hin. Schon seit einer Stunde mochte er den Mund nicht mehr aufgetan haben. Er wartete auf seinen Herrn, den Fiedler-Bauer, der mit im Honoratiorenzimmer saß. Jetzt räusperte sich das kleine dürre Männchen mit dem schiefen Birnengesichte und schneuzte sich in Ermangelung eines Taschentuches, die Hand schwebend über der Nase haltend, mit zwei Fingern die Seitenwände zusammenpressend. — Dann sichtlich erleichtert legte er sich zurück, blinzelte mit den schlauen Äuglein nach dem Schenktisch hinüber, wo in der einen Ecke der Wirt, in der anderen das verschlafene Schenkmädel lehnte und fragte:

„Wirt, im a welche Zeit miegen mersch denne anu schun hoan?“

Der Wirt brauchte längere Zeit, bis er seine Uhr unter der blauen Schürze hervorgebracht und die Blechkapsel geöffnet hatte. — „Dreie is es,“ meinte er dann und gähnte.

„Dunnerschlag, um a dreie schun!“ brummte Dudel-Karle. „Warn denn die nu bale fartch warn mit ihrn Pulitisiern, doe drinne. Ich hoe meine Uchsen no ne gefittert.“

Der Knecht kraute sich den kahlen Kopf und wollte wieder in die vorige Apathie versinken.

Aus dem Nebenzimmer erklang eben wieder lautes Perorieren. „Die soziale Frage — meine Herren —“ schrie eine heiser schnarrende Stimme. — Dudel-Karle schüttelte den Kopf und nahm eine philosophische Miene an. —

„Nimmst de nich noch eenen, Karle?“ fragte der Wirt, herantretend, und setzte ein neues Fläschchen mit heller Flüssigkeit auf den Tisch.

Dudel-Karle liebäugelte mit dem Fläschchen, schien aber unsicher, ob er zugreifen solle.

„Der Fiedler-Bauer bezahlt's ganze heute.“

„Nu dernoa. — Worim denn ne!“

Und Dudel-Karle führte das Fläschchen an die Lippen, die Augen schließend. Nachdem er sich darauf den Mund mit dem Handrücken gewischt, erkundigte er sich, eine pfiffige Miene annehmend:

„Ar is wuhl siere besuffen, dar Bauer — woas?“

„Se haben en tichtg eigeseeft, euren Bauer, de Sozialschen,“ erwiderte der Wirt und setzte sich mit an den Tisch, dem Knechte gegenüber. „Zum Vertrauensmann haben se'n ernannt für'n ganzen Ort, den Fiedler-

Bauer. Ich war vorhin drinne, und hab mer's Ding so a Brinkel mit angehört. Der Raupe sagte über euren Bauer, er wäre der eenzige ‚zielbewußte Mann' im ganzen Durfe. Und unterschrieben hat er ooch was. — A sozialscher Bauer — so'n dummer Karle! — Ja, wenn a Waber sozialsch is, oder a Handwerker, a Auszziegler — oder sunst a Klenner — aber a Großbauer. Der klenne Redakteur mit der Brille meente och über Fiedler-Bauern, er wäre ene ‚rühmenswerte Ausnahme im Bauernstande'. Raupe hat ordentlich auf en geredt vorhin und a Hoch ausgebracht auf den Bauer; er sagte, das wäre ein ‚bemerkenswertes Zeichen' — wie er sich ausdrückte —, daß es nu och schon in den Bauernköpfen helle zu werden anfinge. — Na, ich danke! A sozialscher Bauer. — Das is och was Neies. — Sag mer nur mal, Karle, was is denn eegentlich in euren Bauer gefahren? Der muß doch nich mehr richtg in Koppe sein. —"

„Das will'ch der darzahlen, Wirt. Dar Bauer hot duch an Krakeel gehoat mit dar Amtshauptmannschaft — 's ging ack wiegen seener Mistpfütze — verstiehst de! — De Mistpfütze, hotten se rausgefunden, hielt ne mihr de Jauche. Se lief dan Leiten wetter runger ein Durfe in de Schepplöcher — nämlich de Jauche. Die taten sich nu beschwern, de Leite, weil's Wasser bei Tauwatter un Regenwatter gur su dreckch war vun dar Jauche. — Aus den Bauer seener Mistpfütze lief's en ei de Schepplöcher — verstiehst de! — Ar sillte ane urdentliche Abzicht bauen, oder 's Ding mauern lassen, seuten de Leite über'n. Dodervune wullte mei Fiedler-Bauer natirlich nischt ne wissen; wenn se 's 'n bezohlen wullten, ju, dernoe wullt ar bauen. Schun bei seenen Voater selg, warsch den Leiten

wetter runger in de Schepplöcher gelofen — worim bauten se ihre Heisel dohie — ar hätt se's ne geheeßen. Un wenn's en ne racht wier dan Leiten, kennten se ju auszziehn. — Dos ging nu su a Juhre drei viere hie und har, und als nischt ne wurde, verklagten 'n de Leite bein Amtshauptmanne. — Nu koam de Amtshauptmannschaft und untersuchte das Ding. Dar Bauer sullte ane urdentliche Abzicht bauen ein de Durfbach meenten se. Mei Bauer wurde fuchswilde und wullte schweren, aber mit Schweren wor do nischt — ar sullte ack bauen, 's gab nischt ne zu schweren dohie, meente de Amtshauptmannschaft. — Aber dar Bauer war foalsch und ging vur de Kreishauptmannschaft — verstiehst de! Und do wurd ar erscht racht verdunnert, und ar mußte de Abzicht bauen. — ‚Nu war 'ch sozialsch!' seut er. Siehst de, Wirt, su is doas Ding gewurn."

„Und der Mann war doch früher ganz vernünftig."

„Nu freilch! — Ar wur ju ein Gemeinerate. Un a jeden Sunntch ging ar ei de Kirche. Itze spuckt ar aus, wenn ar 'n Pfarrn ack nur von weiten kummen sieht. — Friher, oan Wohltoge, verstiehst de — wenn mer für'n Reichstog wahln mußten —, do gab ar an jeden vun ins an Zattel ei de Hand für'n Kunservativen — verstiehst de! — Und dann seut er über uns: ‚Ihr Luder!' seut er, ‚daß der mir dan Zattel richtg abgabt. Wenn 'ch derfohren sullte, und ener vun eich wahlt mer sozialsch, ich gih und schmeiß en zun Hause naus.' — Su seut ar dozumolen. — Mir Knechte toaten ins nu ne wetter ferchten und wahlten duch sozialsch. 's sieht's ju kenner, wan mehr wahlt; vun außen sein de Zattel enner wie der andre, und reigucken derfen se duch ne. — Ich hoe immer sozialsch gewahlt. Denn siehst de, Wirt, was die eegentlich wulln, de

Sozialschen und de Kunservativen, und wie die nu olle heeßen miegen, doas verstieht unser enner do ne. Aber suviel is nu duch Gewißheet: de Grußen missen dan Grußen waln und de Klennen missen dan Klennen waln.“ —

Im Nebenzimmer rückte man jetzt mit den Stühlen. Der Wirt eilte hinüber. Dudel-Karle holte unter seinem Stuhle eine Laterne hervor, strich ein Zündholz an dem ledernen Hosenlatze an und brachte den Docht zum Flammen. Dann knöpfte er die gewirkte Jacke über der mageren Brust zusammen, fuhr mit den blaubestrumpften Füßen in die Holzpantoffeln, die er beiseite gestellt hatte, hinkte der Tür des Honoratiorenzimmers zu, und nahm dort mit geduldiger Miene Aufstellung, die Laterne in der Hand.

Die Tür flog auf. Es erschienen einige städtisch gekleidete Herren. Ein wohlbeleibter mit rotem Bart, der nach der Uhr sah und fluchte.

„Sie können im ganzen mit dem Resultat zufrieden sein, Herr Raupe,“ meinte ein kleiner Blasser mit einer Brille auf der Nase zu dem Wohlbeleibten.

„Ja, ja, im allgemeinen! — Der Bauer ist uns wertvoll. — Daraus muß Kapital geschlagen werden.“

„Versteht sich,“ raunte der Kleine. „Ich werde das verwerten im ‚Volksberater‘. — Über den Fortschritt der sozialdemokratischen Weltanschauung im Bauernstande. — Gar kein übler Leitartikel — was, Herr Raupe?“ —

Der Dicke rief nach dem Schenktisch hinüber: „Jetzt machen Sie uns mal Kaffee, aber recht starken!“

Inzwischen war auch der Fiedlerbauer ins Zimmer getreten. — Eine große, knochige Bauernerscheinung; das bartlose Gesicht hochgerötet bis unter das strohdach-

artige, gelbgraue Hauptḥaar. Die Mütze saß ihm querletsch, er hob den Fuß beim Überschreiten der Türschwelle, als gelte es, über einen Gartenzaun zu steigen. Unsicher blickte er aus stieren Augen um sich.

Dudel-Karle machte sich ihm bemerklich. „Eire Frue meente, ich sullte ack uf Eich warten, Bauer! Hie bi'ch mit der Laterne."

„Dummas Luder!" war die Antwort. „Ich war wul meinen Weg alleene finden. Denkt'r etwa, ich bi besuffen, ihr Karle!" Er schwankte nach vorwärts und machte Miene, sich zu den Herren zu setzen.

„Es wäre wohl an der Zeit, daß der Bauer fortkommt. Schließlich heißt's noch, wir hätten ihn betrunken gemacht, um ihn einzufangen," meinte der Kleine.

Raupe erhob sich und ging auf den Bauer zu.

„Gute Nacht, Herr Fiedler, gute Nacht!" Er schüttelte dem Alten die Hand. „Es bleibt also bei dem, was wir verabredet haben."

„Ju, ju! A Wurt, a Moan. — Ich bi dar Fiedlerbauer, dar grießte Bauer ein Urte. Übersch Juhr wahlt ganz Kutzendurf sozialsch. Dafür bi ich. — Ich wor's dar Regierung schu weesen — wenn se denken und se bandeln mit mir oan. — Meine Mistpfitze, die is übergelofen, so lange ich denken koan, schun bei meinen Vater selch is die übergelofen — und de Leite hoan nischt ne geseut, weil se's ne woagten. Und itze uf eemol do heeßt's —"

Er wollte seine Geschichte vielleicht zum fünften Male in dieser Nacht erzählen, aber die Herren ließen es nicht dazu kommen.

Er sei völlig in seinem Rechte, hieß es, ihm sei empörendes Unrecht geschehen; aber nun habe er seine Klage ja vor das richtige Forum gebracht. Die Partei,

der er nunmehr angehöre, dulde keinerlei Ungerechtigkeiten. —

„Gute Nacht, Herr Fiedler — gute Nacht! — Den ‚Volksberater‘ bekommen Sie von nächster Woche ab in zehn Exemplaren zugeschickt, wie Sie gewünscht haben. — Im übrigen bleibt es bei dem Verabredeten. — Gute Nacht! — Sie werden mit uns zufrieden sein. — Schon gut — schon gut! — Sie sind ein zielbewußter Sozialdemokrat, wir wissen das. — Jawohl — gute Nacht.“ —

Draußen stand der Bauer vor dem Kretscham. Unfehlbar wäre er die drei steinernen Stufen hinabgestürzt, wenn ihn nicht sein vorsichtiger Knecht am Kragen des schafwollgefütterten Rockes festgehalten hätte. Es hatte auf den alten Schnee frisch geschneit, während der Nacht. Himmel und Landschaft schwammen ineinander, milchgrau.

Schwerfällig knarrten die Stiefeln des Bauern über den frischgefallenen Schnee; nebenher humpelte der Knecht, mit den Holzpantoffeln klappernd. Getreulich machte er die Bogenlinien mit, in denen sein Herr vorwärts schritt, und trug Sorge dafür, daß ein Lichtschimmer aus der Laterne stets vor ihre Füße auf den Weg fiel.

Hier und da in den Hütten an der Dorfstraße erglänzte ein mattes Lichtchen: das Lämpchen fleißiger Webersleute, die schon zu so früher Stunde die Tagesarbeit vorbereiteten.

Der Weg ging in vielen Windungen sanft lehnan, dem Laufe des Wassers entgegen. Das Bauerngut lag am obersten Ende des Dorfes, dort, wo der Bach als schwaches Wässerchen eintritt. Der Bauer ächzte und stöhnte, er litt an kurzem Atem. Häufig mußte er

halt machen und sich verschnaufen. Die Morgenkälte wirkte ernüchternd auf seine erregten Lebensgeister. —

Herr und Knecht standen ungefähr in gleichem Alter. Dudel-Karle war im bäuerlichen Dienste aufgewachsen. Seinen eigentlichen Namen kannten die wenigsten; den Spitznamen hatte er angeblich daher, daß sein Großvater mütterlicherseits mit dem Dudelsacke von Ort zu Ort gezogen war. Er lahmte; schon in der Jugend hatte ihm ein Pferdetritt das Schienbein zerschmettert. So war er vom Militär und auch vom Heiraten freigekommen. Seiner Gutmütigkeit wegen war er im ganzen Dorfe beliebt. Für zehn Pfennige, aber ebensowohl auch für ein paar gute Worte, fand man ihn zu jedem erdenklichen Dienste bereit. Schreiben und Lesen hatte er längst verlernt, aber dumm war Dudel-Karle durchaus nicht.

Heute saß ihm der Schalk im Nacken. Er kannte seinen Herrn. Mit der Faust war der Bauer stark, das hatte der Knecht schon manches liebe Mal am eigenen schwächlichen Leibe verspürt; aber mit dem Kopfe, da war er, Dudel-Karle, seinem Herrn um ein gut Teil überlegen.

Es reizte ihn, mit dem Bauer ein politisches Gespräch anzufangen.

„Bauer," meinte er, „dar Raupe, dus is aber a heller Kupp, dar seut's den Leuten urdentlich, wie's zugit ei dar Welt. — Dunnerschlag nuch ees, dar giet's dan Grußen urdentlich uf de Keppe. Das is a heller Kupp!"

„Dummer Karle! — Was weeßt denn du! — Du kunst och woas Gescheiters machen, als ei de Versammlung losen."

„Nu, worim denn ne, Bauer! 's wor duch ane Vulksversammlung."

„Du dummer Karle, wos hoast denn du ei dar Vulksversammlung zu suchen. De Pulitik is ak für da gebildten Leite. Bleib du ak bei deene Uchsen, wu de hie geharst."

„Bauer, ich bi duch och a Wahler."

„Du wärscht mer a Wahler!"

„Nu hoa'ch ne meinen Zattel oan Wohltage, su gut wie Ihr, Bauer? — Oan Wohltage sen mer alle gleich, de Grußen wie de Klennen. Gerade asu wie's oan jüngsten Tage sein wird."

Der Bauer wollte etwas erwidern, fand aber nicht die rechte Antwort. Dudel-Karle war fix mit der Zunge, das wußte er; er hatte den Knecht manchmal um sein Maulwerk beneidet. Am liebsten hätte der Bauer gesagt, das allgemeine gleiche Wahlrecht sei ein verdammter Unsinn; aber da fiel ihm noch zu guter Zeit ein, daß er ja jetzt „sozialsch" sei; da durfte er so etwas doch wohl nicht äußern. In dem unbehaglichen Gefühle, mit sich selbst in Widerspruch geraten zu sein, und ärgerlich gestimmt gegen seinen zungenfertigen Knecht schritt er weiter.

Dudel-Karle fuhr nach kurzem Schweigen fort:

„Daß de Zeiten schlacht sein, das hoan mer ju immer schun gewußt. Aber nu weeß mer ock wengstens, worim, daß se schlacht sein tun. Heite obend do is mer viels klur gewurn, Bauer! Ich ho immer geglebt, das mißt ock alles su sein, daß es Klenne hoat uf dar Welt und Gruße, und daß de Grußen uf den Klennen rimdämmern dirfen, suviel as se miegen — und daß a Herr seenen Knacht schleun darf. — Aber nu weeß'ch 's besser. — Dos brauch ne asu zu sen; dos kinnte ganz

andersch sen ei dar Welt — und's muß och anderscher warn. — Wos dar Raupe seute vun dar allgemeenen Briederlichkeit, dos hot mer sire gefallen, Bauer! 's git keene Grußen und keene Klennen ne mi — nicht vurnehm und gering — och keene Herrn und keene Knachte uf dar Welt. 's is alles ees un gleiche schun hier uf Arden." —

Man war inzwischen an die Stelle gelangt, wo der Weg zum Bauerngute sich von der Dorfstraße abzweigt. Es war jetzt schon so hell, daß der Knecht die Laterne auslöschen konnte. Der Bauer schritt vorauf. Ihm wurde immer unbehaglicher zumute bei den Reden seines Knechtes. Er hatte das unklare Gefühl, daß Dudel-Karle sich auf seine Kosten lustig mache.

Der fuhr jetzt fort, während er hinter seinem Herrn herzottelte:

„Worim sullte och eener alles hoan und dar andere nischt! Dar Reiche hoat Fleesch und Butter, suviel as er will, dar Arme frißt Apern und trucken Brut 's ganze Juhr durch. Dar eene besiehlt und dar andre sull ock immer gehurchen. — Ne, dodarmite is nu itze nischt me. Mir sein alle gleich, eener wie dar andre. — Mir hoan unsre Menschenrachte, wie Raupe seute. Und woas er dernoe nuch meente über de Gitterverteilche im sozialschen Staate, dos is a fein's Ding, Bauer! Doas hoat mer sire eigeleicht. — Worum sullte eener a grußes Gut hoan und a Haus und Vieh und Ställe darzu, und dar andre hoat ne, da er sein Haupt hielegen koan — wie's ei dar Bibel heeßt. Ne, das is ne racht! Das gieht ne su wetter. A jeds muß sei Heisel und sei Sticke Feld hoan, daß er druffe leben koan. Und deshalb missen mer parzellierchen, wie Raupe seute — teelen missen mer." —

Weiter kam er nicht. Der Bauer war stehen geblieben, blaurot im Gesicht vor Zorn wandte er sich und schlug dem verdutzten Dudel-Karle ein Paar Ohrfeigen ins Gesicht, daß es knallte. —

„Du Luder infamchtes — nischtnutzges, sozialsches! — Ich war der, und de seuft nuch a eenzgtes Wurt —"

Er keuchte und prustete vor Erregung.

Dudel-Karle hatte seine Person in Sicherheit gebracht. Er stand abseits in tiefem Schnee und hielt sich den Kopf.

„Ich meente ock, Bauer — ich meente ock. — Ihr wart duch nu och sozialsch, ducht'ch." —

Vom Hause her ertönte jetzt eine schrillende Stimme. Die Bäuerin war's, die, durch den Lärm aufmerksam gemacht, zum Fenster herausblickte.

„Kimmst de endlich heem, du besuffnes . . ."

Und aus der Kraft ihrer Ausdrücke war zu entnehmen, wer hier das eigentliche Regiment in Haus und Hof führe.

Der Bauer schritt langsam dem Hause zu, schweigend, in stoischer Ergebenheit der feuernden Batterie entgegen. Dudel-Karle aber schlich sich, seine brennenden Backen mit Schnee einreibend, kleinlaut dem Ochsenstalle zu.

Der Geist des „Seligen“.

Mit dem Streitmüller ging es zu Ende. Schon an zwei Jahre war er krank. Niemand wußte genau zu sagen, was ihm fehlte. Der eine Doktor schob's aufs Herz, ein zweiter klagte die Leber an, der dritte erklärte die Nieren für schuldig und so weiter. Jeder mißhandelte den Körperteil, den er für den Störenfried hielt, bis schließlich der arme Körper die Sache satt bekam und sozusagen freiwillig abdankte.

Alle Welt rechnete bereits mit dem Tode dieses Mannes. Ja, in der Art, wie man sich bei der Frau des Kranken scheinbar teilnahmsvoll nach seinem Befinden erkundigte, lag etwas wie eine versteckte Entrüstung, daß er noch immer am Leben sei; die Sache fing doch nachgerade an, langweilig zu werden. Wenn der Neffe aus der Stadt kam und in die Krankenstube trat, schien sein Blick Verwunderung auszudrücken, den Onkel noch immer in seinem Stuhle zu finden, mit heißem Kopf und glänzenden Augen, statt langausgestreckt und steif auf dem Bette. —

Auch die Müllerin, obgleich sie eine treue Gattin war, empfand im tiefsten verborgenen Untergrunde ihres Gemütes manchmal etwas wie Gleichgültigkeit, ja beinahe wie Ungeduld. — Diese Krankheit! das lief ins Geld. Und immer diese Krankenstubenluft einatmen zu müssen, wenn man selbst gesund war und jung! — —

Der Kranke wurde schwieriger und schwieriger; nichts konnte man ihm mehr recht machen. Ein „Guter"

war er nie gewesen, die Frau hatte oft vor ihm gezittert, als er noch den vollen Gebrauch seiner Gliedmaßen hatte; aber jetzt war er launisch wie ein Kind und zänkisch wie ein altes Weib.

Kurz, die Müllersfrau sah schwere Tage.

Glücklicherweise ging die Wirtschaft wenigstens nicht zurück; im Gegenteil! Das Geschäft blühte eigentlich besser als zu den guten Zeiten des Streitmüllers. Das lag daran, daß Florian, der Mühlknecht, jetzt freie Hand hatte und schalten und walten durfte, wie er wollte.

Dieser Florian war schon manches Jahr in der Streitmühle; er versah die Dienste eines Mühlknappen und Wirtschaftsknechtes in einer Person. Florian war recht eigentlich die Seele des ganzen Betriebes.

Der Müller aber konnte den Knecht nicht leiden; er war, wie seine Vorfahren — die Mühle hatte von dieser Eigenschaft ihren Namen —, streitsüchtig, gallig und mißtrauisch. Florian war seinem Herrn viel zu hell und gerissen. Dem könne man nicht über den Weg trauen, meinte der Streitmüller, und was ihn am meisten von allem ärgerte: ertappen bei irgend etwas Unrechten hatte er den Florian noch niemals können.

Jetzt, wo der Müller krank daniederlag, war Florian natürlich nur noch selbständiger und wichtiger geworden. Er war Hans in allen Ecken, er zog den Teich, er schüttete auf, er nahm ab und verwog. Das Korn kaufte er ein, das Mehl fuhr er zur Stadt. Selbst das Rechnungswesen ging allmählich in Florians Hände über.

Für den kranken Streitmüller bedeutete dieser Zustand bittere Qual. Anstatt Gott zu danken, daß er einen so tüchtigen Vertreter im Hause hatte, erboste er

sich, daß der Knecht es so gut mache. In seinem Innern schwor er, jenem den Laufpaß zu geben, sobald er erst wieder so weit sein würde, die Zügel selbst in die Hand zu nehmen.

Aber dazu sollte es nicht kommen. Man fing bereits in Gegenwart des Kranken an, offen und offener von seinem Tode zu sprechen. Der Neffe aus der Stadt erkundigte sich in nicht allzu verblümter Weise, wie der Onkel über sein Vermögen bestimmt habe. Kinder besaß der Streitmüller nicht, der Neffe war ein Sohn seines früher verstorbenen jüngeren Bruders. Die Müllerin war ein armes Mädchen gewesen, das nichts in die Ehe eingebracht hatte, und deshalb, meinte der Neffe ganz harmlos, sei es auch nur gerecht, wenn sie nicht alles erbe; die Mühle zum mindesten müsse in der Familie bleiben. Aber der Streitmüller, der vom Sterben nichts wissen wollte, und der sich über die vordringliche Neugier seines Neffen ärgerte, ließ den jungen Menschen abziehen, ohne ihm mitzuteilen, wie er verfügt habe.

Mit der Laune des Kranken wurde es immer schlimmer. Er hatte sich in den Kopf gesetzt, vom Krankenzimmer aus zu bestimmen, was der Knecht draußen vornehmen solle. Die Müllerin mußte in einemfort auf dem Trabe sein, seine Befehle zu überbringen und ihm Bericht zu erstatten. Und da der Alte dann nörgelte und zeterte, war es nur zu natürlich, daß die Frau, die von Natur keineswegs verlogen war, mit der Zeit sich angewöhnte, dieses oder jenes zu verschweigen, dies oder das zu erfinden, um nicht gescholten zu werden. Und erklärlich war es auch, daß sie bei anderen darin Unterstützung fand; die Welt stellte sich auf seiten der jungen Frau gegen den unwirschen Sterbegreis von einem Müller.

So lagen die Dinge in der Streitmühle, unerquicklich, verworren und verzwickt, als ein Ereignis eintrat, das den verschürzten Knoten mit einem Male löste.

In Florians, des getreuen Knechtes, Seele nämlich war ein Wunsch aufgetaucht. Seitdem Florian bei dem Streitmüller im Dienste war — und das konnte jetzt schon an die acht Jahre sein —, hatte er mit einem Paare Schaftstiefeln gewirtschaftet; kein Wunder also, daß sein Schuhwerk in traurigem Zustande war. Nun hätte Florian sich ja ein Paar neue Stiefeln anschaffen können; dazu war er jedoch ein viel zu guter Wirt. Er wußte nämlich, daß der Müller in seiner Kammer ein Paar Schaftstiefeln stehen hatte, die so gut wie neu waren. Anziehen würde der Alte die doch nicht mehr, und in den Sarg würde man sie ihm wohl auch nicht mitgeben; war es da nicht schade, sich durch Neuanschaffung erst in Unkosten zu stürzen? —

So dachte der kluge Florian, und eines Tages, als die große Zehe gerade neugierig zum Oberleder herausgucken wollte — Strümpfe trug Florian nur des Sonntags —, entschloß er sich, der Müllerin sein kühnes Begehren zu offenbaren.

Die Frau gab im allgemeinen viel auf Florians Meinung, aber hier wollte sie doch nicht recht heran. Der Knecht möge doch warten, bis eine „Änderung" eintrete — was sie damit meinte, war jenem sofort verständlich —, vorläufig müßten's noch die alten versehen. Aber Florian bewies ihr, daß dies unmöglich sei, indem er mit dem Zeigefinger durch die Sohle, wie in weiche Butter, fuhr. Und da auch der Frau die Wirtschaftlichkeit des Vorschlages einleuchtete, übernahm sie es, dem Müller die Sache vorzutragen.

Der kranke Mann geriet außer sich, als er merkte,

daß ihm bei warmem Leibe die Fußbekleidung weggenommen und einem anderen gegeben werden sollte. Er tobte, schrie und fluchte, bis er Blut zu spucken begann. Man legte ihn aufs Bett. Verwandte und Bekannte kamen herbei. Man fragte, was dem Manne zugestoßen sei. Die Müllerin schwieg, aus Florian war nichts herauszubekommen, und der Sterbende vermochte nichts mehr zu sagen. Der Neffe aus der Stadt hätte gern in Erfahrung gebracht, wie der Onkel über seinen Nachlaß verfügt habe; aber der hatte auf alle Fragen nur noch ein Röcheln, bis auch dieses erstarb und der Streitmüller ausgelitten hatte.

Wenn es die Müllerin bei Lebzeiten ihres Gatten schon nicht leicht gehabt hatte, so wurde ihre Lage jetzt eigentlich noch schwieriger. Nicht daß es ihr äußerlich an etwas gefehlt hätte! Im Gegenteil: sie war in eine vielbeneidete Lage gekommen. Der Verstorbene hatte kein Testament hinterlassen, und so fiel die Mühle nebst allen Vorräten an die Witwe. Andere Dinge machten der Frau den Kopf warm. Sie war mit einem Male eine begehrte Persönlichkeit geworden. Kein Wunder! Denn zu ihrem hübschen Vermögen besaß sie auch noch einen gesunden, drallen Leib und ein freundlich rotbäckiges Apfelgesicht.

Eine solche Frau reizte die Heiratslust der Witwer und Junggesellen weit und breit. Die Streitmüllerin bekam Anträge in jeder Form, mündlich, brieflich, durch Prokuration. Ja, der Neffe des Verstorbenen, dem die Mühle entgangen war, machte jetzt einen Versuch, auf anderem Wege hinein zu gelangen, indem er sich der Tante als Freier vorstellte. Die Müllerin lachte das geschniegelte und gebügelte Stadtherrchen aus mit

seinem Milchbarte. Sie nahm keinen dieser Anträge ernst. Die Witwe hatte die Plage mit dem ersten noch in zu frischem Gedächtnis; der Rechte war noch nicht gekommen, der ihre Ehescheu hätte besiegen können. —

Der Mühlenbetrieb ging flott. Jetzt, wo die Frau keinen kranken Mann mehr zu pflegen hatte, griff sie selbst mit zu, und es schien ihr eine Wonne zu sein, die kräftigen Arme zu regen. Das Rückgrat der Wirtschaft aber war Florian. Es stellte sich mehr und mehr heraus, daß seine Gaben früher nur nicht zur Geltung gekommen waren. Die Müllerin überließ ihm die Leitung und fuhr gut dabei.

Den Verwandten, vor allem dem Neffen, der die Hoffnung auf die Mühle noch immer nicht aufgeben mochte, war der selbständige Knecht natürlich ein Dorn im Auge. Man suchte Florian Fallen zu stellen, zum Trunke wollte man ihn verführen, ihn in Liebeshändel verflechten; aber alle diese Ränke scheiterten an dem vorsichtig nüchternen Sinne Florians; dieser Schlaukopf von einem Knecht war dem gerissensten Städter über.

Das Verhältnis zwischen der Müllerin und Florian hätte ein vorzügliches genannt werden können, wäre nicht eines gewesen: die Stiefelgeschichte. Keines von ihnen hatte wieder davon gesprochen; es stand wie etwas Unsichtbares zwischen ihnen: das Bewußtsein, das Ende des kranken Mannes beschleunigt zu haben. — Die Müllerin mußte oft daran denken. Dann drückte es sie und zwickte es sie, in der unbehaglichsten Weise. In solchem Augenblicke hätte sie einem Physiologen, der sie etwa danach gefragt hätte, ganz genau zeigen können, wo im menschlichen Körper das Gewissen seinen Sitz hat. — Florian freilich, der härter gesotten war, machte sich nicht allzuviel Skrupel. An die Stiefel dachte er

zwar auch noch, aber mehr mit dem Gefühle des Bedauerns, daß er sie damals nicht bekommen hatte.

Die bewußten Stiefel waren mit anderen Kleidungsstücken des Verstorbenen in eine Lade gewandert, welche die Müllerin in ihrem Schlafzimmer stehen hatte. Es war etwas wie Aberglauben darum. Wenn sie des Nachts aufwachte und ihr Blick fiel auf die große, altertümliche Lade, da war es ihr, als sei der Verstorbene nicht weit von ihr. Es verursachte der guten Frau jedesmal eine Art unheimlichen Schauers, aber es gab ihr auch wieder Beruhigung; sie fühlte sich gewissermaßen bewacht. Ein Teil, so schien es ihr, schlummerte in jener Truhe von ihrem „Seligen", wie sie ihn jetzt nannte, ohne doch über die Tatsache seines Seligseins irgendeine verbürgte Kunde zu haben.

Florians Wünsche hatten sich inzwischen von dem Stiefelpaare zu Höherem verstiegen. Wozu lagen die Kleider des Verstorbenen, die Röcke und Hosen und mancher andere nützliche Gegenstand, unbenutzt in der alten Lade? Florians eigener alter Sonntagsrock, den er noch von der Konfirmation her besaß, war nun schon recht abgeschabt, und einen Zylinder, wie ihn jetzt jeder halbwüchsige Bursche Feiertags trug, hatte er nie sein eigen genannt. Ihn würde die Garderobe des Müllers gewiß ausgezeichnet gekleidet haben, denn er hatte ungefähr dieselbe Statur, wie sein verstorbener Brotherr; sein Gesicht war freilich ganz anders. Während der Alte einen strubbeligen, grauen Bart getragen, rasierte sich Florian, wodurch er immer ein frisches und rosiges Aussehen hatte.

Aber die Müllerin zeigte sich taub und blind Florians Wünschen gegenüber, die Garderobe des „Seligen" betreffend. Sie wahrte überhaupt, bei aller

Hochschätzung seiner Leistungen, dem Knechte gegenüber eine Zurückhaltung, die gar nicht nach dessen Sinne war. Wenn man dachte: solch eine Frau — hübsch, kräftig, in den besten Jahren! ... Florian spuckte aus, was bei ihm eine Ableitung seelischer Emotion war. Dann versank er in Nachdenken, wobei seine Äuglein leuchteten wie Weihnachtskerzen. —

Die Witwe wohnte und schlief in einem geräumigen Zimmer des ersten Stockes. Gerade unter ihr hauste Florian in einem kleinen Gelasse neben der Radstube. Über seinem Lager stand das seiner Herrin; so schlief er von ihr nur getrennt durch ein paar Meter Luft und eine dünne Stubendecke. Er konnte des Abends, wenn alles still war, unterscheiden, ob sie mit bloßen Füßen oder in Pantoffeln da oben einherging. Und wenn sie ins Bett hüpfte, fiel ihm meistens ein wenig von dem Anstrich der Decke auf die Nase. Florian störte dies keineswegs, im Gegenteil! Es fehlte ihm etwas, wenn es mal abends keinen Kalk regnete. —

Die Müllerin erfreute sich, als kerngesunde Frau, eines ausgezeichneten Schlafes. Sie konnte ja auch ruhig schlafen, wußte sie doch, daß unten ihr Florian lag, der Haus und Hof bewachte, wie ein treuer Wächterhund.

Eines Nachts nun erwachte sie von einem merkwürdigen Geräusche. Es raschelte und brauste, schlürfte, klapperte und rumpelte. Im ersten Augenblicke erschrak die Müllerin heftig, sie dachte an Diebe; aber dann beruhigte sie sich: es waren wohl nur Mäuse! — Florian mußte morgen Fallen aufstellen. Das Geräusch dauerte fort, wurde stärker. Dann auf einmal ein Klopfen, dreimal, laut und vernehmlich. Der Frau blieb das Herz stehen — das waren keine Mäuse! das

war etwas Schreckliches, Unheimliches, Überirdisches — das waren Gespenster! — — Sie wagte nicht, sich zu rühren, schweißgebadet lag sie im Bette, hörte das eigene Herz pochen wie einen Hammer; jeden Augenblick erwartete sie, etwas Furchtbares zu sehen. — Dort von der Ecke kam es her, wo die Lade stand. Jetzt ein hohler, dumpfer Ton, als ob jemand in ein leeres Faß spräche. Die Lade! in diesem Augenblicke erschien sie ihr wie ein Sarg. Von dort her kam es, eine Stimme aus dem Jenseits. Wenn der Deckel sich auftat, und der Tote trat hervor! —

Wahnsinniges Entsetzen packte die Frau. Mit beiden Füßen gleichzeitig sprang sie aus dem Bette. Zeit, in die Pantoffeln zu fahren, gab's nicht. Gehetzt von bleichem Schrecken, stürzte sie aus dem Zimmer, die Treppe hinunter, in der Dunkelheit stolpernd; nur einen Gedanken hatte sie: Florian.

Als sie in die Kammer des Knechtes kam, sah sie erst nichts; es war stockdunkel. Dann vernahm sie tiefe, langgezogene Töne; Florian schnarchte. Sie tastete sich an der Wand entlang, bis sie an seinem Bette angelangt war; nun suchte sie zaghaft nach ihm, fand seine Schulter: „Florian — lieber Florian!“

Es bedurfte einiger Anstrengung, bis sie ihn munter bekam. Hatte der Mensch einen Schlaf! — Was es gäbe, fragte er schlaftrunken. Sie erzählte ihm von den unheimlichen Tönen, und daß sie glaube, der „Selige“ gehe um.

Florian wollte Licht anzünden. Aber die Frau hatte inzwischen soviel Besinnung wiedergefunden, daß sie das nicht zuließ; der Knecht sollte sie nicht in diesem Aufzuge sehen. Sie wußte wirklich nicht, was beginnen. Sie fror. Wieder hinauf, getraute sie sich nicht. Ratlos

setzte sie sich auf die Bettkante und begann zu weinen. Da schob sich etwas an sie heran, ein Arm legte sich um sie. Eine Stimme, die ganz anders klang als Florians sonst, raunte ihr zu: das Bett sei klein, aber doch Raum für zweie, und er werde sie schon vor dem „Seligen“ beschützen.

Die Frau stieß einen Schrei aus, sprang auf, stürzte zur Tür, die Treppe hinauf, riegelte hinter sich zu und wühlte sich in ihr Bett, als wolle sie sich vor einem Fleisch und Bein gewordenen Gespenst verkriechen.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Von da ab war das gute Einvernehmen gestört zwischen der Müllerin und ihrem Knecht. Florian blieb im Dienst, aber es war ganz anders geworden zwischen ihm und der Herrin; jetzt stand erst recht etwas zwischen den beiden. —

Eines Tages wurde die Diele im Zimmer der Müllerin erneuert, ohne daß Florian darum gefragt worden wäre. Die alte sei morsch und schadhaft gewesen, an einer Stelle habe sich sogar ein Astloch gezeigt, hieß es. — Nun konnte Florian des Abends nicht mehr unterscheiden, ob sie mit bloßen Füßen oder in Pantoffeln über ihm einhergehe, und kein Kalk fiel ihm mehr auf die Nase. — Florian schlich düster und verschlossen umher und schien verzweifelte Entschlüsse in seinem Hirn zu wälzen.

Die Verwandten mußten etwas gewittert haben von diesen Vorgängen; auf einmal waren sie wieder zur Stelle. Der Neffe aus der Stadt machte sich von neuem an die Witwe heran und diesmal, wie es schien, mit besserem Erfolge. Zwar heiraten wollte die Müllerin den jungen Menschen auch jetzt noch nicht. Denn wenn die Frau auch nicht sonderlich lebensklug war, so sagte

ihr doch das Gefühl, daß es nicht gut sei, einen Mann zu ehelichen, der um zehn Jahre jünger war als sie, mochte er auch ein noch so flottes und schneidiges Herrchen sein.

Aber wenn sie auch auf die Werbung des Neffen nicht einging, so kam sie ihm doch in anderer Richtung entgegen. Sie wollte ihm die Mühle ablassen, er sollte sich dafür nur verpflichten, ihr eine Rente abzuzahlen bis an ihr Lebensende; so hatte es der Neffe selbst vorgeschlagen. Die Müllerin hatte eingesehen, daß es für eine einzelne Frau doch allzu schwierig sei, einem so großen Betriebe vorzustehen.

Ja, wenn Florian der geblieben wäre, der er früher gewesen! Aber neuerdings hatte er oft solch eigentümliche Anwandlungen von Trotz und Verstocktheit. Es war kein Verlaß mehr auf ihn. Neulich war er sogar schwer betrunken im Straßengraben gefunden worden.

Der Neffe hatte einen Tag festgesetzt, an welchem die Tante zur Stadt kommen sollte, um den Kontrakt beim Advokaten zu unterschreiben. Er wollte selbst alles vorbereiten; die Witwe sollte nur ihren Namen darunter zu setzen haben.

Die Müllerin wollte mit eigenem Geschirr zur Stadt fahren, aber Florian behauptete, den Fuchs nicht hergeben zu können, da er eine Mehlfuhre habe. Der Knecht setzte seinen Dickkopf durch. Schon ganz früh am Morgen fuhr er auf und davon. So mußte die Witwe denn zu Fuß nach der Stadt wandern. Sie war wütend auf Florian — aber schließlich, lange würde es mit dem ja nicht mehr dauern. —

Es war ein feuchter Herbstmorgen, dichte Nebelschleier verhüllten die Landschaft; kaum von einem Straßenbaum bis zum anderen konnte man sehen. Der

Weg führte über einen Höhenzug, der mit Wald bestanden war. Wenn man jenseits aus dem Walde heraustrat, konnte man bei klarem Wetter die Türme der Stadt sehen.

Als die Müllerin an die Bäume herangekommen war, die sich heute wie eine dunkle Mauer ausnahmen hinter den wogenden Nebeltüchern, hörte sie zu ihrer Rechten ein Geräusch. Sie ging schneller; ihr war ängstlich zumute. Warum war sie nur allein gegangen! — Das verdächtige Geräusch hörte nicht auf; es ging neben ihr her. Wenn sie lief, lief es mit, wenn sie halt machte, machte es halt. Jetzt klang es fast, als werde ihr Name gerufen — ein Ton, so jämmerlich klagend, wie sie nie in ihrem Leben etwas gehört hatte. Vor Entsetzen wollte sie in die Knie sinken, aber sie riß sich empor, lief, was sie konnte, um den Ausgang aus dem Walde zu gewinnen.

Jetzt verstummten die Töne. Die Müllerin wollte schon aufatmen, da stand auf einmal eine Gestalt vor ihr, mitten in der Straße; es ragte aus dem Nebel mit hoch erhobenen Armen, ein zottiges Wesen, halb wie eine Riesenfledermaus, halb wie ein Bär, schrecklich anzusehen, mit flatterndem, grauem Haar und Bart — so stand es da und versperrte ihr den Weg.

Das war der Streitmüller; sie erkannte ihn jetzt. Das war er, aus dem Grabe auferstanden! Die Augen, die Nase, jedes Haar, genau wie im Leben — sogar der Mehlstaub lag auf ihm.

Die Frau wagte keinen Schritt weiter, stand wie angewurzelt, starrte auf das Gespenst. Das ließ langsam die Arme sinken, schüttelte mit dem Kopfe — dreimal, und verschwand im Nebel.

Die Müllerin vermochte keinen Gedanken zu fassen,

aber eines verstand sie, fühlte sie, wie man eben so etwas fühlt, mit Naturnotwendigkeit: der Geist des „Seligen" war ihr erschienen, er hatte ihr abgewinkt; der Verstorbene wollte nicht, daß sie die Mühle weggebe.

Sie kehrte um, lief nach Haus zurück. Unterwegs blickte sie nicht rechts, nicht links, nur nach Haus, nach Haus! . . . .

Als sie in ihren Hof kam, stand Florian da und schirrte den Fuchs aus. Das Mehl habe er abgeliefert, sagte er in seiner trockenen Weise.

Natürlich kam der Neffe sehr bald heraus, um zu forschen, weshalb die Tante nicht zur verabredeten Zeit beim Advokaten erschienen sei. Er konnte aber nichts aus der Frau herausbekommen; die schien auf einmal anderen Sinnes geworden zu sein, aber was sie dazu bewogen hatte, wollte sie nicht sagen. — Der junge Mensch kochte vor Wut; ob da nicht der Kerl, der Florian, dahinter steckte? Der Mensch hatte solch ein schadenfrohes Gesicht gemacht! — — Der Neffe verlangte von der Tante, daß sie dem Knechte kündige, aber die wollte davon nichts wissen. Florian stand ihrem Herzen doch immer noch am nächsten — trotz allem!

Es gingen einige Monate ins Land. Die Witwe sprach mit niemandem von ihrem Erlebnis. Allmählich verblaßte ihr Schrecken. Der Neffe fand wieder Gehör mit seinem Plane, und eines Tages hatte er die Frau glücklich wieder so weit, daß sie versprach, am nächsten Morgen den Kontrakt zu unterschreiben.

Die Müllerin bestellte sich also den Schlitten bei Florian; er solle sie am nächsten Morgen nach der Stadt fahren. Der Knecht brummte etwas, das nicht zu verstehen war.

Doch als der Tag graute, war kein Florian zu

finden, und von Pferd und Schlitten war auf dem ganzen Hofe keine Spur zu entdecken.

In dieser Not traf es sich äußerst glücklich, daß der Neffe mit einem Schlitten aus der Stadt ankam, einen feinen Kutscher mit Pelzkragen auf dem Bocke. Es war dem jungen Manne nach der letzten Erfahrung doch sicherer erschienen, die Tante diesmal selbst abzuholen.

Galant half er der Müllerin in den Schlitten und tröstete sie über den Ungehorsam ihres Knechtes. Es war ein klarer Wintermorgen. Die Pferde gingen flott, und die Müllerin mußte unwillkürlich an jenes erste Mal denken, wo sie zum nämlichen Zwecke zu Fuß und allein nach der Stadt gegangen war. Ihr Erlebnis damals kam ihr fast lächerlich vor. Heute konnte sie gar nicht an Gespenster glauben. Es mußte damals wohl Einbildung gewesen sein — oder hatte sich jemand einen schlechten Scherz mit ihr erlaubt? — —

Schon war man dem Walde nahe, wo ihr die Erscheinung begegnet war; der Kutscher ließ die Pferde in Schritt fallen, weil es etwas bergan ging. Da auf einmal in den Büschen am Wege ein wiehernder Ton. Die Müllerin stieß einen Schrei des Schreckens aus — ging es schon wieder los mit dem Spuken? — Da abermals, ganz deutlich, ein Wiehern!

Der Neffe ließ halten, stieg aus und folgte dem Geräusch. Wie kam denn hier ein Pferd in den Wald? —

Ja, war denn das nicht Pferd und Schlitten aus der Streitmühle? — Wo war denn aber der Kutscher dazu — wo war Florian?

Die Sache schien verdächtig! Man suchte. Im Schnee war die Spur eines Männerstiefels zu erkennen, sie führte in eine Fichtendickung. Dort fand sich eine

merkwürdige Gestalt: ein Kerl mit einem leeren Mehlsack über Arme und Rücken gebunden, ein Büschel grauer Pferdehaare ums Gesicht — wie ein Rübezahl hockte er da.

Der junge Mann riß jenem das graue Zeug vom Kopfe und siehe da, es entpuppte sich Florians rotes Gesicht darunter. Grinsend bat er um Gnade. Aber der Stadtherr hielt die Gelegenheit für gekommen, endlich mal mit dem längst Verhaßten Abrechnung zu halten. Florian, dessen Arme durch den Sack verschnürt waren, konnte sich nicht wehren; erbarmungslos tanzte der Peitschenstock auf seinem Rücken und Kopfe.

Heulend stürzte der Knecht in seiner Verkleidung auf die Straße hinaus, sein Verfolger mit der Peitsche hinter ihm drein. Bei der Müllerin suchte der Verfolgte Schutz.

Die Frau begriff mit einem Male alles: ihre Täuschung und Florians Betrügerei. Sie wollte sich entrüsten, aber im nächsten Augenblicke, als Florian zu ihren Füßen lag, um Verzeihung bettelnd, verzieh sie auch schon. Und als sie nun gar sah, daß er blutete, da gab es für sie keinen Gedanken an Strafe mehr. Florian — ihr Florian!

Sie trat für den Knecht ein gegen den Neffen, welcher Lust hatte, die Gunst des Augenblickes noch weiter auszunutzen. Florian wimmerte und hielt sich den Kopf mit jämmerlicher Gebärde. Die Müllerin band sich ihr eigenes Halstuch ab und verband ihren Schützling damit. Der Neffe meinte, man möge den Burschen ruhig hier draußen lassen, er werde seine Glieder schon zusammensuchen. Aber davon wollte die Müllerin nichts wissen. Das Mitleid war einmal in diesem Frauenherzen rege geworden. Sie werde mit

Florian nach Hause fahren, erklärte sie; die Stadt sollte für heute aufgegeben sein.

Der Neffe verlor alle Haltung, drohte und schimpfte und zeigte sich nicht gerade im günstigsten Lichte. Was half ihm das alles! Die Müllerin fuhr mit dem Zerprügelten nach der Mühle zurück. —

Florian schien keine schwereren inneren Schäden davongetragen zu haben. Ein Doktor wurde nicht gerufen; die Müllerin war der beste Arzt.

Man sah nicht viel von den beiden während der nächsten Zeit. Das Mühlrad stand still. Die Kunden mußten unverrichteter Sache abziehen.

Die Leute schüttelten den Kopf. Die Gescheiteren erklärten: das sei am Ende ganz natürlich; eine Witfrau halte es bekanntlich niemals lange allein aus. —

Der Neffe kam öfters nach dem Dorfe heraus; aber in der Streitmühle fand er keinen Einlaß. Eines Tages — es war schon Frühjahr, und der große Kirschbaum im Müllergarten blühte — trat der junge Herr wieder vor die Mühle, diesmal entschlossen, bis zur Eigentümerin vorzudringen. Da tat sich die Tür auf. Der Neffe stand da mit offenem Munde — eine Erscheinung!

Ein Mann trat über die Schwelle in braunem Vollbart, angetan mit schwarzem Kirchenrock und Zylinder, genau wie der verstorbene Streitmüller, nur jünger, kräftiger, glücklicher.

Florian im Sonntagsstaate des „Seligen“!

An seinem Arme die Müllerin strahlte von verschämtem Glück.

Sie wollten eben zum Standesbeamten und auf das Pfarramt gehen, das Aufgebot anzumelden.

Mutter Mautschens Liebster.

Kein Mensch auf der Welt ist so elend, jämmerlich und arm, daß er nicht seine Neider hätte; denn schließlich nimmt jeder Baum, mag er noch so wenig Platz beanspruchen und noch so karge Nahrung dem Boden entziehen, wenigstens Luft und Licht in Anspruch und wirft einen Schatten, der, nach Ansicht des Nachbars, das ihm allein zukommende Licht verdunkelt. Während wir wachsen, wächst der anderen Verdruß über unser Wachstum, und wenn einer gefällt ist, atmen so und so viele erleichtert auf; denn nun können sie sich in der Lücke ausbreiten.

So geht es bei kleinen Leuten wie bei großen. Nur pflegen die kleinen ihre Schadenfreude ganz naiv an den Tag zu legen, weil sie es nicht gelernt haben, ihre Naturanlage kunstvoll hinter sogenanntem Takt zu verbergen.

Die Maukschen befand sich gewiß in keiner beneidenswerten Lage. Sie war Witwe. Zwar besaß sie ein Häuschen, aber das war so baufällig, daß man sich schier wundern mußte, wie es imstande sei, die vielen darauf lastenden Hypotheken zu tragen.

Sie litt an Rheumatismus, und die Frostbeulen an ihren Füßen waren auch gerade keine angenehme Zugabe, wenn man einem Gewerbe nachging, das einen jahraus jahrein bei jeder Witterung in die entferntesten Häuser des Kirchspiels führte. Zudem wurde das Amt der Leichenfrau nur schlecht bezahlt.

Und trotzdem hatte die Witwe ihre Feinde. Der Brotneid war auch gegen sie rege. Unter den Frauen des Dorfes gab es manch eine Anwärterin auf dieses Amt. Man fand, die Maukschen habe es nun lange genug innegehabt, und gönnte ihr von Herzen, daß die Arbeit, die sie an Hunderten von Verblichenen ausgeübt hatte, nun endlich auch an ihr vollzogen werde.

Aber Mutter Mauksch war aus zähem Holze geschnitten. Das Leben hatte tüchtig an ihr herumgezaust, ohne sie doch unterzukriegen. Daß sie einmal ein hübsches Mädchen gewesen, das manches Burschen Herz beunruhigt hatte, sah man ihr freilich nicht mehr an. Das Alter hatte ihren Rücken krumm gezogen und ihrem Gesicht einen starren, harten Ausdruck gegeben. Sah man näher zu, so erkannte man, daß dieses Gesicht überdies stark von Pockennarben entstellt war.

Ihre Lippen schienen das Lächeln längst verlernt zu haben. Vielleicht brachte das ihr Beruf mit sich. Wer jahraus jahrein mit den Toten zu schaffen hat, dem ist es wohl nicht zu verdenken, wenn er ernst dreinblickt und die Menschen verächtlich betrachtet, wie sie durch die kurze Spanne des Lebens zum Ende hasten. Ruhig Blut, mein Sohn, der du dich so ungebärdig stellst, so alle Vernunft und Vorsicht in den Wind schlägst, du fällst der Maukschen ganz sicher in die Hände! Und du, Mädchen, das sich brüstet in jugendlicher Hoffart, als ob man sein Leben lang siebzehn wäre, dir bereiten die alten Hände auch noch das Brautlager, anders als du dir's gedacht hast!

Man fürchtete die Maukschen im Dorfe, sprach von ihrem „bösen Blicke“. Wenn sie die Straße hinabschritt, in der einen Hand den Stock, in der anderen die Tasche mit den Werkzeugen ihres Berufes, dann

verstummte der Spott, für den alte, gebrechliche Leute sonst nicht zu sorgen brauchen. Die Kinder lärmten nicht mehr ausgelassen, tuschelten scheu, wie von Bangigkeit befallen. Die Leichenmutter ging mit gleichgültiger Miene an alt und jung vorbei; sah sie aber einen an, dann war es, als dringe der Blick ihm durch und durch.

Mutter Mauksch hielt sich fernab von den Menschen; ein Grund mehr, weshalb man sie nicht liebte. Unterhaltungen über den Gartenzaun, Klatsch unter der Haustür — sonst das Labsal der Weiber — war nichts für die mürrische Alte. Ihre Gänge hatten alle den nämlichen Zweck. Wenn sie in ein Haus eintrat, dann wußten die Nachbarn auch ohne Todesanzeige, was sich dort ereignet habe.

Kühl und gleichgültig, wie sie durch die Dorfgasse schritt, unberührt scheinbar von Menschenleid und Menschenfreude, waltete Mutter Mauksch auch am Totenbette ihres Amtes. Langjährige Erfahrung ersetzte, was ihren alten, verkrümmten Fingern vielleicht an Flinkheit abhanden gekommen sein mochte. Sie kannte keine Furcht, keinen Ekel, kein Mitgefühl. Daß einer sich nicht mehr rühren, nicht mehr sprechen und atmen konnte, war für sie das natürlichste Ding von der Welt. Die Toten waren geduldig, fügsam und vernünftig. Von ihnen brauchte man sich nicht allerhand dummer Streiche zu versehen, vor denen man bei den Lebenden niemals sicher war. Sie liebte diese stillen Leute.

Manchmal wurde ihr im Trauerhause außer dem, was sie zu fordern hatte für ihre Dienste, Speise und Trank gereicht. Kaffee und Bier trank sie; aber den Branntwein, der ihr oft genug angeboten wurde, wies sie standhaft ab. Was aber sich irgendwie dazu eignete,

wickelte sie in ein großkariertes Tuch, das sie zu solchem Zwecke jederzeit bei sich trug. Sie galt für geizig, für gierig und kramhaft, weil sie alles, was sie erraffen könne, nach Haus schleppe. Ihre Neiderinnen — von denen wir gehört haben — wußten Wunderdinge zu erzählen von den Schätzen, welche sie in ihrer Spelunke zusammenscharre.

Allerdings war Mutter Mauksch keine Verschwenderin; sie wendete jeden Groschen dreimal um, ehe sie ihn ausgab. Sie hatte aber auch allen Grund, sparsam zu sein, denn die Schulden, die ihr Mann ihr hinterlassen hatte, wollten verzinst sein. Zudem besaß sie jemanden, für den sie zu sorgen hatte, einen Menschen, ärmer noch und elender als sie: Bierlich-August, ein alter Junggeselle, der seit Jahren bei ihr lebte.

In welchem Verhältnisse die beiden zueinander standen, wußte niemand recht. Bierlich wohnte weder zur Miete bei Mutter Mauksch, noch hatte er das Ausgedinge. Freiwillig gewährte sie ihm Herberge und Kost.

Die Väter des Ortes waren zufrieden damit, daß Bierlich-August, dieser alte Vagabund, der das Arbeiten für eine Beschäftigung ansah, mit der sich nur die Dummen abgaben, bei der Leichenmutter einen Unterschlupf gefunden hatte; auf diese Weise fiel er wenigstens der Gemeinde nicht zur Last. Aber die Zungen mißvergnügter Nachbarinnen kamen nicht zur Ruhe; es galt als ausgemacht, daß Bierlich-August der Geliebte sei von Karoline Mauksch.

Der alten Frau kam dergleichen Gerede nicht zu Ohren, und wenn sie es vernommen hätte, würde sie's kühl gelassen haben. Verstehen konnte ja doch niemand, warum ihr Bierlich mehr wert war als alle anderen Menschen zusammen.

Sonderbar, das mußte man sagen, war der Geschmack der Frau. Weder in Wesen noch Erscheinung hatte Bierlich-August etwas besonders Anziehendes. Seine ungeschlachte Figur war durch einen schlecht verheilten Schenkelbruch entstellt. Das rechte Bein, von oben ab verkrümmt, glich einem Sägebügel; durch die Öffnung, welche auf diese Weise in seinem Gangwerk entstanden war, konnte man immer einen Ausschnitt der jenseitigen Landschaft erblicken. Die Straßenjugend hatte das natürlich längst herausgefunden und machte es sich zum Jux, durch dieses wandelnde Fenster Steine zu werfen. Und wenn dann Bierlich-August, der das Fluchen beim Militär erlernt und auf der Walze weiter gepflegt hatte, in fürchterliche Verwünschungen ausbrach, war das Vergnügen der Rangen erst vollkommen; vor seinen Fäusten war man ja verhältnismäßig sicher, da der alte, lahme Kerl niemanden verfolgen konnte.

Seinen großen, runden Schädel schützte ein struppiges Dach von ziemlich gut erhaltenem, graugelbem Haar. Sonnabends ließ er sich rasieren; nach dem Stande seines Bartes hätte man, in Ermangelung eines Kalenders, sagen können, welcher Wochentag ungefähr sei. Vorderzähne führte Bierlich nicht mehr. Über seiner schiefgezogenen, breiten, stets feuchten Unterlippe hing vom frühen Morgen ab die Tabakspfeife, auf deren Porzellankopf das Bildnis eines rotwangigen Tirolermädchens zu erblicken war.

Schon manches Jahr war verflossen, seit Karoline Mauksch und August Bierlich jung gewesen. Sie gehörten dem nämlichen Jahrgange an, waren zusammen zur Schule gegangen, waren zu gleicher Zeit eingesegnet worden, hatten dann gemeinsam auch die Jugendbälle besucht.

Es gab nicht mehr viel Leute im Dorfe, die so weit zurückdenken konnten; längst war es in Vergessenheit geraten, daß Karoline und August damals als versprochene Brautleute gegolten hatten. In der Lebensperiode, wo sich auf dem Lande die meisten jungen Leute für immer binden, in der Zeit zwischen siebzehn und zwanzig, war er mit ihr gegangen.

Dann wurde er zum Militär einberufen, und dort überlegte er sich's anders. In der Stadt gab's ja viele Mädchen; man hatte als hübscher Kerl die Wahl. Schnell war ein anderer Schatz angeschafft.

Als er das erste Mal nach Haus kam auf Urlaub, kannte er Karolinen nicht mehr. Abends in der Schenke von ihr angeredet, verhöhnte er sie vor aller Welt. Sie sähe ja aus, als habe sie mit ihrem Gesicht auf einem Rohrstuhl gesessen; damit spielte er auf die frischen Pockennarben an, die ihre Züge in der Tat nicht zierten.

Karoline Mauksch verließ weinend das Lokal und ward von da an nie wieder auf einem Tanzboden gesehen.

Später heiratete sie einen Witwer mit mehreren Kindern. Gut hatte sie's in der Ehe nicht. Sie bekam Prügel zu kosten von ihrem Manne und geringschätzige Behandlung von den Stiefkindern; arbeiten mußte sie wie eine Magd. Die Kinder, die sie selbst zur Welt brachte, waren kränklich und starben früh. Schließlich wurde der Mann krank, sie pflegte ihn, bis er starb. Die Stiefkinder überließen ihr das verschuldete Haus und machten sich davon. Mochte sie zusehen, wie sie mit der verwahrlosten Wirtschaft fertig wurde.

Mutter Mauksch schlug sich schlecht und recht durch. Sie baute ihre Kartoffeln und hielt sich Ziegen, um den Grasgarten auszunutzen, der zum Häuschen ge-

hörte. Schließlich verdiente sie sich als Leichenfrau auch ein paar Groschen.

Eines Tages in der Dämmerstunde klopfte es an ihre Tür. Sie öffnete vorsichtig zunächst nur das Schiebefenster, um nachzusehen, wer draußen sei; denn als einzelstehende Frau mußte man auf der Hut sein vor Dieben und anderen schlechten Menschen.

Ein strolchartig aussehender Bursche stand draußen. Trotz des Dämmerlichtes erkannte sie ihn sofort: es war August Bierlich.

Sie ließ ihn ein. Er war betrunken, kein ganzes Stück hatte er auf dem Leibe, alles beschmutzt und in Lumpen.

Zunächst gab sie ihm zu essen, gestattete, daß er sich bei ihr wärme und seinen Rausch ausschlafe.

Er blieb den nächsten Tag, die nächste Woche. Abgemacht wurde nichts zwischen ihnen. Bierlich ging einfach nicht wieder fort, und sie jagte ihn nicht hinaus. Wie ein herrenloser Hund war er ihr zugelaufen. Kein Mensch dachte daran, ihn abzuholen; er gehörte zu jenen Fahrenden, die jeder nur zu gern von sich läßt, weil sie zu nichts Besserem taugen, als ordentlichen Leuten zur Last zu fallen.

Bierlich-Augusts Leben war abenteuerlich gewesen; die Penne, das Korrektionshaus, das Trinkerasyl hatte er kennen gelernt. Nicht immer war es so schlimm um seinen Wandel bestellt gewesen, es hatte auch zwischendurch Zeiten gegeben, wo er arbeitete und sein Brot verdiente. Aber diese Perioden waren immer seltener und kürzer geworden. Nachdem er Jahrzehnte hindurch die Heimat gemieden, war er endlich doch wieder dorthin zurückgekehrt. In seinem Gedächtnis schimmerte wie ein schwaches Lichtchen die Erinnerung an eine, die ihn

einstmals geliebt hatte. Eine Ahnung lebte in seinem dumpfen Geiste, daß er, aus dessen Hand kein Hund einen Bissen Brot mehr nehmen wollte, bei Karoline Mauksch Barmherzigkeit finden würde und Verzeihen.

Er hatte sich nicht getäuscht, seine ehemalige Braut wies ihn nicht von ihrer Schwelle. Sie gewährte ihm Obdach und alles, was er zu seines Leibes Nahrung und Notdurft nötig hatte. Niemals litt er Mangel an Tabak für seine Pfeife. Selbst einen schwarzen Anzug mit dazu gehörigem Hut schaffte Mutter Mauksch ihm mit der Zeit an, damit er Sonntags wie andere Männer anständig zur Kirche gehen könne.

Es wäre alles wunderschön gegangen, wenn Bierlich das Saufen hätte lassen können. Was ersann Karoline Mauksch nicht alles, um ihn aus den Klauen des Schnapsteufels zu befreien! Sie ließ nach altem Rezepte einen Fisch in Branntwein verrecken und setzte Bierlich den Trank heimlich vor. Der ausgepichte Säufer goß das Zeug in seine harte Gurgel hinab wie Wasser. Nicht den geringsten Eindruck machte das auf ihn. — Sie schloß ihn in seine Kammer ein, er stieg durchs Dachfenster aus, um ins Wirtshaus zu gelangen. Als sie dem Wirt Geld versprach, wenn er dem Menschen keinen Schnaps mehr verabreichen wolle, ging Bierlich weit über Land in andere Gasthäuser, wo er ihn jederzeit bekam. Sie versteckte das Geld vor ihm, er wußte sich zu helfen, versetzte Kleider und Hausrat und verschaffte sich auf diese Weise Mittel zur Befriedigung seiner Leidenschaft.

Mutter Mauksch führte einen fruchtlosen Kampf. Sie versuchte es mit Härte. Tagelang ließ sie ihn nicht ins Haus ein, wenn er von seinen Fahrten zurückkehrte, abgerissen und abgebrannt. Da lag er dann draußen

im Garten und schlief sich nüchtern. Kam er aber und winselte um Einlaß, so nahm sie ihn schließlich doch wieder auf. Gut erging es ihm dann freilich nicht. Sie strafte den alten Sünder ab wie einen Schuljungen, und er, dem der Alkohol immer noch so viel Kraft in seinen mächtigen Fäusten gelassen hatte, um mit jedem Frauenzimmer fertig zu werden, wagte keinen Finger zu rühren gegen die Greisin.

Da kam den erzieherischen Versuchen seiner Freundin ein Unfall, den Bierlich-August erlitt, in ungeahnter Weise zu Hilfe.

Eines Nachts nämlich, als er schwer betrunken nach Haus schwankte, stürzte er von der Brücke in das Eis des gefrorenen Dorfbachs hinab, brach den Oberschenkel und lag stundenlang dort unten, bis Vorübergehende ihn bemerkten und aufhoben. Man hielt ihn für tot und schaffte ihn in das Haus der Leichenmutter.

Unter den Händen der alten Frau kam der Erstarrte wieder zu sich. Monate hindurch rang er mit dem Tode. Nur der aufopfernden Pflege, die ihm Karoline Mauksch angedeihen ließ, hatte er es zu verdanken, wenn er dem schweren Unterleibsleiden, das er sich im eisigen Wasser geholt, nicht erlag. Sein Bein blieb krumm, trotzdem es der Doktor geschient hatte. Bierlich-August war ein Krüppel geworden.

Es dauerte weitere lange Monate, ehe er den Gebrauch seines gebrochenen Beines so weit bekam, daß er sich ins Dorf wagen konnte. Man fand ihn sehr verändert, die Krankheit hatte ihn zahm gemacht. Ein Jahr lang beinahe war kein Branntwein über seine Lippen gekommen. Es war gegangen auch ohne Schnaps, was er früher nicht für möglich gehalten hatte. Am Wirtshause humpelte er jetzt mit steifem Blicke vorüber,

als sähe er es nicht. Es hatte wahrhaftig den Anschein, als sei Bierlich-August von der Trunksucht geheilt.

So ging es ein paar Jahre. Jetzt, wo er ihr nicht mehr entwischen konnte, hatte ihn Mutter Mauksch ganz anders im Zügel als zuvor. Sie hielt das Heft in Händen, in jeder Beziehung. Bar Geld, das er für Tabak brauchte, bekam er in die Hand gezählt, und über jeden Pfennig mußte er Rechenschaft ablegen. So wußte sie ihn in Nüchternheit zu erhalten, bis ihm die Enthaltsamkeit zur Angewöhnung wurde.

August Bierling fing an, zu den respektabeln Leuten des Dorfes zu zählen. Hatte er doch drei Feldzüge mitgemacht. Er rückte daher mit den Jahren in die Zahl der Veteranen ein, mit denen bei festlichen Gelegenheiten paradiert wurde.

Für angestrengtes Arbeiten zeigte er auch jetzt noch keine große Neigung, aber Karoline Mauksch wußte ihn zu allerhand nützlichen Hantierungen anzustellen. Er mußte, wenn sie außer Haus war, das Küchenreisig zerkleinern, den Topf am Feuer rücken, die Ziegen melken und sie mit Futter versorgen.

Die beiden Leute lebten miteinander friedlicher als manches Ehepaar. Zärtlichkeiten gab es nicht zwischen ihnen, was auch die Klatschbasen darüber hin und her erzählen mochten im Dorfe. Es vergingen Tage, wo kaum ein Wort gewechselt wurde. Mutter Mauksch war keine Freundin vom vielen Sprechen, und Bierlich liebte nicht, den Mund zu öffnen, weil er dann seine Pfeife, die er in Ermangelung von Zähnen mit den Lippen hielt, hätte loslassen müssen. Auch trug er in seinem großen Kopfe nicht allzuviel Gedanken mit sich herum. Zu den Hellen hatte er niemals gehört, und seine Erinnerungen, aus denen er manches Interessante

hätte berichten können, waren ihm bei jenem verhängnisvollen Sturze auch etwas durcheinander geraten.

Eines Tages beging der Militärverein seine Fahnenweihe. Bierlich hatte als alter Krieger eine Einladung dazu erhalten. In seinen Sonntagsachen, frisch rasiert, mit den Denkmünzen aus drei Feldzügen geschmückt, humpelte er zum Festplatz. Mutter Mauksch hatte ihm eine abgezählte Summe Geldes mitgegeben, die zu zwei Glas Bier gerade reichte. Er solle noch vor dem Dunkelwerden zurückkommen, hatte sie ihm eingeschärft.

Auf dem Festplatz war ein Podium errichtet, Masten erhoben sich, mit Eichenlaub und Tannenzweigen umwunden, Fahnen wehten, Böllerschüsse wurden abgefeuert, eine Ehrenwache präsentierte das Gewehr, weißgekleidete Mädchen schmückten die Krieger mit Schleifen und Blumen. Deputationen überreichten Bänder und schlugen Nägel in den Schaft der neuen Fahne. Dazu Musik, Trommelwirbel, Reden, Hochs und Hurras!

Es wurde einem ganz feierlich zumute. Und als nun gar der Herr Major die Front der Veteranen abschritt und an Bierlich, der im ersten Gliede stand, Worte der Anerkennung richtete, ihm die Hand schüttelte und ihn „Kamerad" nannte, da begann sich dem alten Knaben im Kopfe alles zu drehen. So war er sein Lebtag nicht geehrt worden.

Bier gab es in Menge, geradezu aufgenötigt wurde es einem. Bezahlen durfte man nichts; die Veteranen hatten ja Freitrunk. Es blieb daher nicht bei den zwei Glas, die ihm von der Gestrengen daheim genehmigt worden waren.

Als es dunkel wurde im Freien, begab man sich ins Wirtshaus. Bierlich wollte, eingedenk seines Ver-

sprechens, eigentlich nach Haus, aber eine Anzahl ausgelassener junger Leute nahm ihn in ihre Mitte. Man zog mit ihm im Triumphe zur Schenkstube, die er seit Jahren nicht mehr betreten hatte. Hier wurde ihm zur Feier des Tages Wein vorgesetzt. Wein, den hatte er nicht getrunken, seit er mit der Landwehr aus Frankreich zurückgekehrt war.

Nun setzte man ihm zu, er solle von seinen Kriegserlebnissen erzählen. Bierlich-August war nicht geübt im Sprechen, aber der Wein löste ihm die Zunge. Es ging ein wenig bunt durcheinander; er bramarbasierte mit seinen Heldentaten in der Schlacht, dann wieder waren es seine Erfolge beim schönen Geschlecht in Frankreich, deren er sich rühmte. Den Champagner aber hatten sie dort aus Fässern getrunken.

Die jungen Leute, in deren Mitte er saß, stießen sich an. Man schenkte ihm frisch ein, sobald er ausgetrunken hatte.

„Bravo, August, bravo! Hast bei der Leichenmutter das Saufen doch nicht ganz verlernt!"

Da saß nun Bierlich-August mit feuerrotem Kopfe und perorierte. Bei besonderen Kraftstellen aber, wenn ihn das Gedächtnis verließ, schlug er mit der mächtigen Faust auf den Tisch, daß Gläser und Flaschen gegeneinander tanzten.

Bis ihn ein Wörtlein, das ihm ein Bekannter zuflüsterte, jählings verstummen machte.

„August, die Maukschen kommt!"

Der große Held war auf einmal sehr kleinlaut geworden. So schnell es sein Bein erlaubte, nahm er Reißaus. Die jungen Leute standen ihm bei. Er wurde nach der Hintertür gebracht, während man die Witwe Mauksch am Eingange festzuhalten wußte.

Sie war gekommen, ihn abzuholen. Auf ihre Frage, wo Bierlich sei, bekam sie allerhand zur Antwort. Der eine behauptete: ihr Schatz sei in der Kegelbahn und schiebe Kegel. Ein anderer wollte ihn in der Kammer der Mägde erblickt haben. Ein dritter schließlich verstieg sich zu der Behauptung: Bierlich-August sei auf dem Tanzboden und tanze einen Hopser.

Als die alte Frau sich überzeugt hatte, daß er nicht am Kneiptisch sitze, wo sie ihn sicher vermutet hatte, schlug sie den Heimweg ein, unterwegs mit der Laterne hierhin und dahin leuchtend, ob sie nicht irgendwo eine Spur von ihm entdecken könne. Eine Mutter, die ihr Kind verloren hat, hätte nicht kummervoller sein können, als sie des alten Burschen halber.

Es war Karoline Mauksch schlecht ergangen ihr Leben lang. Nur einmal war das Glück bei ihr eingekehrt, nur einmal hatte auch sie erfahren, was es heißt: von Herzen froh sein. Das war damals gewesen, als sie und Bierlich-August Liebesleute waren. Und nun, wo ein halbes Jahrhundert seitdem mit Sorgen und Plagen vergangen war, bildete diese Erinnerung den strahlenden Hintergrund, von dem in die trüben Tage des Greisenalters ein Lichtschimmer fiel. Für den Mann aber, dem sie das verdankte, wahrte Karoline im verborgensten Winkel ihres Herzens ein Gefühl unverwüstlicher Zärtlichkeit.

Es bildete den einzigen Triumph ihres Lebens, daß er nach langer Irrfahrt endlich doch zu ihr zurückgekehrt war; über nichts empfand sie mehr Befriedigung, als daß es ihr gelungen war, August Bierlich wieder zum Menschen zu machen.

Und nun hatten sie ihr den alten Kerl doch verführt! In welcher Kneipe mochte er jetzt sitzen oder

in welchem Straßengraben die Nacht verbringen? Sie erwartete das Schlimmste.

Noch in zwei andere Wirtshäuser ging sie an diesem Abend. Nirgends wollte man Bierlich gesehen haben. Gänzlich ermattet kehrte sie schließlich heim. Im Zimmer war keine Spur von ihm zu entdecken, und das Bett in seiner Kammer stand unberührt.

Den Rest der Nacht verbrachte Mutter Mauksch wachend auf der Ofenbank, auf jedes Geräusch draußen lauschend, in der Hoffnung, daß er doch noch kommen möchte. Ob er etwa Angst hatte, sich nicht ins Haus getraute? Der alte, dumme Kerl! — Sie war geneigt, ihm zu verzeihen. Wenn er nur käme! Er mochte ruhig sein; prügeln würde sie ihn diesmal nicht.

Gegen Morgen begannen die Ziegen zu meckern und mit den Hörnern gegen die Bretter ihres Verschlages zu stoßen. Der alten Frau fiel ein, daß sie ja am Abend zuvor kein Futter bekommen hatten, weil Bierlich nicht zurückgekehrt war und sie in ihrem Kummer an die Tiere nicht gedacht hatte.

Mutter Mauksch ging daher auf den Boden des Häuschens, wo in einer Ecke der Heuvorrat lag. Sie nahm ein paar Armvoll. Dabei berührte sie einen nachgiebigen Gegenstand im Heu. Nun untersuchte sie den Haufen näher; siehe da, es kam eine Hand, ein Arm zum Vorschein!

Hatte er sich hier versteckt vor ihr und schlief seinen Rausch aus! Und noch dazu in den Sonntagssachen? — Das war der Alten doch außer dem Spaße.

„Steh auf, besoffenes . . . .!" rief sie und wollte ihn emporreißen. Aber der Körper war schwer und plump, kalt fühlte er sich an.

Die Leichenmutter hätte wohl wissen können, was

solche Anzeichen zu bedeuten hatten; trotzdem befühlte sie ihn lange, ehe sie es sich eingestand: er war tot, mausetot!

Mit zitternden Händen hob sie den schweren Mann unter dem Heu hervor, mühselig schaffte sie ihn die Treppe hinab ins Zimmer. Sie hätte ja Nachbarn herbeirufen können zur Hilfe, aber das wollte sie nicht. Keinem Menschen ging das hier etwas an. Der Tote gehörte ihr zu.

Sie tat an ihm, was sie an Hunderten von Leichen getan hatte, tat es ordentlich und gründlich, mit der Sachlichkeit, die ihr zur Gewohnheit geworden war. Keine Träne netzte ihre hageren, pockennarbigen Wangen. Sie nahm das Geschehene als Schicksal hin. Einmal hätte er ja doch sterben müssen, und es war schließlich besser für ihn, daß er vor ihr gegangen war. Denn was wäre aus ihm geworden ohne sie! —

Schwer gelitten schien er nicht zu haben; die Züge des alten Burschen, ihr so wohl vertraut, waren friedlich. In seiner Brusttasche steckte die geliebte Pfeife. Als ob er geahnt hätte, daß es die letzte sein würde, die er geraucht, hatte er sie noch gründlich gereinigt, ehe er zu der Fahnenweihe ging. Rasieren hatte er sich auch lassen, der Feier zu Ehren. Kurz, Bierlich-August war wohl vorbereitet zu der letzten Reise.

Als Mutter Mauksch mit allem fertig war, ließ sie sich neben der Leiche nieder. Sie betrachtete ihn lange, wie er so dalag, ihr Liebster.

Nun kam doch auch etwas Salziges in die alten Augen. Sie seufzte. Jetzt war das Leben für sie wertlos geworden.

Sie würde keine Leiche mehr anrühren hiernach. Für wen sollte sie sich jetzt noch abquälen, für wen sorgen und schaffen? — Der Entschluß stand fest; heute noch wollte sie ihr Amt kündigen.

Für sie galt es nun warten; warten, bis auch bei ihr der Freund anklopfen würde, der keinen vergißt.

Das Glück
der „Riegels von Petersgrün".

Ich war ersucht worden, über den Wert eines ländlichen Grundstückes, das erbteilungshalber verkauft werden sollte, ein Gutachten abzugeben; das führte mich nach Petersgrün.

Der Ort liegt etwas abseits, in einem zwischen zwei Hügelketten muldenartig eingesenkten Tale. Die Häuser ohne einheitlichen Plan, einzeln und willkürlich an dem gewundenen Wasserlaufe hin verstreut. Meist sind es Bauerngehöfte mit stattlichen Scheunen und Stallungen, dazwischen eingesprengt die bescheideneren Anwesen der Häusler und Gartennahrungsbesitzer; diese Behausungen der Kleineren zwar ohne Wirtschaftsgebäude, aber mit schmucken Vorgärten versehen, in denen Rosenbäumchen an weißen Stäben blühen. Nach hinten hinaus erhebt sich dann meist der hölzerne Anbau, in dem als treue Hausgenossen Schweine, Ziegen, Kaninchen und andere nützliche Tiere ihr beschauliches Dasein verbringen.

Ich war noch nie in meinem Leben in dieses Dorf gekommen. Gehört hatte ich davon; es war mir erinnerlich, daß mein Vater zu sagen pflegte: in Petersgrün kämen viele Raufereien vor, und nirgends in der Gegend brenne es so häufig wie dort. Allerdings, es war manches Jahr her, daß mein Vater das gesagt; aber im Gemüte des Kindes hatte die väterliche Behauptung einen so tiefen Eindruck gemacht, daß ich mich im stillen wunderte, die Petersgrüner genau so aus-

sehend zu finden, wie die meisten Leute ringsum in der Gegend, nämlich: gutmütig und durchaus friedlich. Kein Mensch auf der langen Dorfstraße begegnete mir, den ich für einen Raufbold oder Mordbrenner hätte ansprechen mögen.

Das Dorf machte an einem sonnigen Herbstnachmittage mit seinen hellroten Ziegeldächern, seinen schieferbekleideten Hauswänden — Strohdach und Lehmwand waren ganz im Schwinden —, mit gutgehaltener Fahrstraße und wohlreguliertem Wasserlaufe einen sauberen Eindruck.

Der Ortsvorstand war Landwirt. Sein Hof hätte ein kleines Rittergut auch nicht verunziert, mit seinen weißgetünchten Steinwänden, den breiten, braungestrichenen Scheunentoren — deren man drei zählte —, der gemauerten Dungstätte, dem offenen Schuppen mit der stattlichen Wagenburg; dazu mancherlei Maschinen, die dafür sprachen, daß der Besitzer mit der Zeit fortgeschritten sei. Dabei war das Wohnhaus nicht prunkhaft, es wies noch die altväterisch gemütliche Holzstube auf. Das Dach, mit schwarzblauem Schiefer abgedeckt, zeigte ein mit helleren Platten durchwirktes buntes Muster. Solche lustige, wie von Kindern ausgeführte Schieferbildchen waren nichts Seltenes in Petersgrün; sie gaben den Häusern etwas ungemein Schmuckes und Freundliches. Als ich durch die Haustür schritt, fiel mir der Deckstein der granitnen Türeinfassung auf. Der Name des Erbauers und die Jahreszahl der Errichtung waren darein eingehauen. Das Haus stand jetzt an vierzig Jahre. Der es erbaut hatte, war Leberecht Riegel.

Der Name Riegel war mir bereits aus den Grundakten bekannt, die ich studiert hatte, um für mein Gutachten vorbereitet zu sein. Nicht bloß der Gemeinde-

vorstand hieß Riegel, sondern mindestens ein Drittteil der Gemeinderatsmitglieder führte diesen Namen. Das war also offenbar gegenwärtig die dominierende Familie in Petersgrün.

Der Ortsvorstand, der auf mein Kommen vorbereitet war, führte mich sofort zu dem fraglichen Grundstück. Das Umschreiten der Grenzen und das Begehen der Felder nahm einige Zeit in Anspruch, ebenso die Besichtigung der Gebäude, so daß der Nachmittag herangekommen war, ehe wir zur Wohnung des Gemeindevorstandes zurückkehrten, bei dem ich mir einige Notizen über das Geschehene niederschreiben wollte.

Vorstand Riegel, ein älterer, in diesen Dingen wohlbewanderter Mann, erleichterte mir meine Arbeit sehr durch seine schnellen und treffenden Antworten. Ich hatte inzwischen im Dorfe noch einige andere seines Namens kennen gelernt; ein Bruder war Besitzer des stattlichen Gasthofs und stand an der Spitze des Konsumvereins, ein anderer Riegel war Feuerwehrkommandant und hatte die Posthalterei, ein dritter war Landwirt und dabei Vorsitzender der Sparkasse. Kurz, was es im Orte an nützlichen und zukunftsfrohen Einrichtungen gab, schien alles mit den Riegels zusammenzuhängen. Die Familienähnlichkeit war groß; sämtlich waren sie mittelgroße, untersetzte, blonde Männer mit dem Biedermannsgesicht des deutschen Bauern, das unter Umständen auch eine Maske sein kann, wenn es unter unverdächtiger Behäbigkeit eine gehörige Portion Schelmerei und Pfiffigkeit verbirgt.

Tüchtig waren diese Leute, so viel war klar, und auf ihren Vorteil verstanden sie sich auch. Ich liebe nun mal die klugen Männer, die sich durchzusetzen wissen. Klug war der Gemeindevorstand Riegel, und klug

waren alle, die ich von seiner Rasse in Petersgrün kennen gelernt.

Ich wies das Vesperbrot, das mir angeboten wurde, nicht ab. Wir kamen bei Kaffee, Butterbrot, Wurst und Branntwein, die mir gleichzeitig vorgesetzt wurden, ins Plaudern.

Ich fragte den Vorstand, was das eigentlich mit dem schlechten Rufe auf sich habe, in dem die Petersgrüner gestanden, und berief mich da auf die Autorität meines Vaters. Der Mann war nicht im geringsten beleidigt und meinte: früher seien sie auch nicht die besten gewesen, aber darin habe sich inzwischen vieles gebessert. Vor allem aufs Feueranlegen hätten sich die Leute in der alten, guten Zeit hier aus dem FF verstanden. Die Feuerversicherungsgesellschaften hätten sich schließlich geradezu geweigert, aus Petersgrün noch Anträge anzunehmen. Es sei nichts Seltenes gewesen, daß ein Bauer heute zur Stadt gefahren, um die eingebrachte Ernte zu versichern, und wenige Tage darauf schon war seine Scheune in Flammen aufgegangen.

„Ja, wurde denn das gar nie entdeckt?" fragte ich.

„Die Leute hielten zusammen und verrieten nichts," war die Antwort. „Die Bauern waren dahinter gekommen, daß es viel einfacher sei, sein Korn auf diese Weise zu Geld zu machen, statt es erst mühsam auszudreschen. Und wenn einer neu aufbauen wollte, sparte er sich auch gern das Abreißen. — In der trockenen Jahreszeit brannte es monatlich mindestens zwei-, dreimal im Orte. Noch als mein Vater hierher kam, war das im Schwunge."

„Ihre Familie stammt wohl also gar nicht aus Petersgrün?" warf ich ein.

Der Vater sei zugezogen, erwiderte er, und nannte

einen Ort, der mindestens zwanzig Kilometer tiefer im Gebirge lag. Früher habe es in Petersgrün den Namen „Riegel" überhaupt nicht gegeben; jetzt seien sie, wenn er alles, Kinder, Enkel und Urenkel beiderlei Geschlechts zusammenrechne, einige siebzig.

„Und wie lange ist denn Ihr Vater schon tot?" fragte ich.

„Der lebt noch und ist ganz munter. Dort können Sie ihn gerade sehen."

Ich blickte, der ausgestreckten Hand des Vorstandes folgend, zum Fenster hinaus und sah einen alten Mann in Hemdsärmeln, einen Rechen über der Schulter, von der offenen Hofseite her langsam auf das Haus zukommen. Er schritt etwas gebückt, sonst aber völlig sicher einher.

„Wie alt ist denn Ihr Vater?" fragte ich staunend.

„In den Achtzigen hat er nicht mehr viel zu suchen," war die Antwort.

Und nun trat der alte Mann selbst ins Zimmer, „die Würde in Person", mußte ich denken, als ich in dieses bartlose, von hundert Falten bedeckte Gesicht blickte, mit seinen tiefliegenden, schwarzumschatteten Augen, dem beinahe kahlen Kopfe, den nur noch im Genick ein paar Haarsträhne, wie weiße Federn, umstanden.

Sowie der Greis sah, daß Besuch da war, sagte er dem Sohne, er solle ihm seine Jacke reichen; verhältnismäßig schnell schlüpfte er hinein. Der Vorstand erklärte ihm kurz, wer ich sei und was ich hier wolle. Aus dem bis zum Schreien lauten Sprechen in seiner Gegenwart schloß ich, daß der alte Riegel so gut wie taub sein müsse. Er nickte mit dem Kopfe und setzte sich zu uns. Unwillkürlich schwiegen wir, um dem Alten

das Wort zu lassen. Er bemerkte einiges über das Wetter, und daß heuer das Grummet, in dem er eben gearbeitet, gut sei; dann sprach er auf einmal mit einem plötzlichen Gedankensprunge vom Jahre 1835, erzählte uns, wie damals im Herbste die Witterung gewesen sei. Darauf schwieg er, mit leeren Augen, als sei der Gang seiner Gedanken unterbrochen.

Ich erfuhr von dem Sohne, daß der Vater an dreißig Jahre Ortsvorstand in Petersgrün gewesen sei; vor noch gar nicht langer Zeit erst habe er das Amt niedergelegt, weil sein schlechtes Hören doch allzu sehr gestört habe. Wir unterhielten uns ganz unbefangen über alles den Alten Betreffende, denn er konnte uns ja doch nicht verstehen. — Ganz arm sei der Vater hierher gekommen, habe das Gut nur kaufen können, weil soviel Schulden darauf gewesen, und selbst die geringe Anzahlungssumme habe er sich noch zusammenborgen müssen.

Ich sprach meine Verwunderung darüber aus, wie es möglich gewesen sei, sich aus so mißlichen Verhältnissen emporzuarbeiten zum schönen Wohlstande, wie er jetzt die Familie zu umgeben schien.

Vorstand Riegel meinte: „Ja, der Alte hat es eben verstanden; und dann, sehen Sie, brannte er ja auch ab! — Wer den alten Hof damals gesehen hat, glaubt es einfach nicht, wenn er jetzt unsere Gebäude sieht; so hat sich alles geändert."

Er erzählte noch weiter, aber ich hörte ihm nicht mehr zu. Mich hatte es unangenehm berührt, wie er von jener Brandkatastrophe sprach, die er recht eigentlich als ein Glück für seine Familie zu betrachten schien. Ein Verdacht hatte mich erfaßt und ließ mich nicht wieder frei. Nun auf einmal sah ich die Erfolge der

Riegels in ganz verändertem Lichte. Ihre Augen zeigten eben doch nicht umsonst jenen pfiffigen Bauernausdruck.

Der Greis war aus seinem Hindämmern aufgewacht und fragte den Sohn, wovon die Rede sei. Der beugte sich ganz zum Vater hinüber und schrie ihm ins Ohr: „Ich erzähle dem Herrn, wie unser Hof abbrannte.“

Das Gesicht des Alten erhellte sich bis in seine letzte Runzel; mit einem Nicken der Befriedigung sagte er: das wären damals schlimme Zeiten gewesen, wo keines Menschen Dach sicher geblieben vor ruchloser Hand. Und dann fing er an, allerhand auszukramen aus seiner Altmänner-Erinnerung, wie es ehemals zugegangen in Petersgrün und in der Welt überhaupt.

Aber meine unbefangene Freude an diesen Leuten war gestört. Der Greis da vor mir, der die Ehrenkrone des Alters auf dem Haupte trug, konnte, wenn man ihn sich näher betrachtete, auch ganz anders als ehrwürdig erscheinen. Hinter seinen dunklen Augenhöhlen mochte manch düsteres Geheimnis ruhen.

Da meine Geschäfte erledigt waren, verabschiedete ich mich und begab mich zum Gasthofe, von dem aus mich die Personenpost zur nächsten Bahnstation bringen sollte.

Gastwirt Riegel versuchte mich zwar in ein Gespräch zu verwickeln, darüber, ob Aussicht sei, daß der Ort bald die längst erwünschte Bahnverbindung vom Landtage bewilligt erhalten werde — offenbar nahm er an, daß ich auf diese Dinge Einfluß habe —, aber ich blieb einsilbig und sann über Verschiedenes nach, was ich im Laufe des Tages in Petersgrün gesehen.

Im letzten Augenblicke, als die Pferde schon angezogen hatten, kam in ziemlicher Entfernung ein Mann die Dorfstraße herabgelaufen, winkend und rufend. Ich

brachte den verschlafenen Kutscher dazu, anzuhalten. Atemlos vom Laufen sprang ein junger Mensch in den Wagen und dankte mir für meine Freundlichkeit, die ihm das Mitfahren ermöglicht habe.

Wir kamen ins Gespräch, und da ich den Mann seinen Kleidern und seiner Sprechweise nach nicht für ein Dorfkind halten konnte, sprach ich mich offener, als ich es sonst wohl getan haben würde, über Petersgrün und seine Bewohner aus. Ich erwähnte auch, daß mir in diesem Orte alle Macht und alles Vermögen bei einer Familie zu ruhen scheine.

„Sie meinen die Riegels?!" sagte er und lächelte. „Recht haben Sie übrigens! Augenblicklich sind wir in Petersgrün entschieden die Leute an der Spritze. Ich bin nämlich auch ein Riegel."

Natürlich sah ich mir den jungen Menschen daraufhin etwas näher an. In der Tat, er trug die Familienzüge, wenn auch ins Verfeinerte übersetzt. Er sei der jüngste Sohn des Postagentur-Riegel, von Beruf Mediziner, erzählte er, und habe sich vor kurzem in seiner Heimatgemeinde als praktischer Arzt niedergelassen.

„Nun fehlt eigentlich nur, daß Sie auch noch das Pfarramt aus Ihrer Familie besetzen!" sagte ich.

„Was nicht ist, kann noch werden!" sagte Doktor Riegel schmunzelnd. „Einer meiner Vettern studiert Theologie; unser jetziger Herr Pastor ist nicht mehr der Jüngste. — Wer weiß!" —

So kamen wir aus einem ins andere. Hier hatte ich ja den Mann, der mir Aufklärung geben konnte! Ich lenkte das Gespräch absichtlich auf den Großvater Riegel; das seine Persönlichkeit umgebende Geheimnis war mir doch das Interessanteste von allem. Wäre es wirklich möglich, daß Glück und Gedeihen eines ganzen

Geschlechtes aufgebaut sein sollten auf einem Unrecht? — Und wenn so, wußten es die Enkel? Und wie stellten sie sich zu dem, was Zeit und Erfolg gewissermaßen sanktioniert hatten? — Das festzustellen schien mir der Mühe wert.

Doktor Riegel tat mir den Gefallen, auf meine Fragen einzugehen. Er sagte: „Es ist ja nicht seine Tüchtigkeit allein gewesen, wodurch sich unser Großvater emporgebracht hat; er hat auch Glück gehabt. Aber daß er das Glück nützte, war wieder sein Verdienst. Mein Großvater gehörte eben nicht zu jenen, die das Glück nicht zu halten wissen. — Wollen Sie hören, wie es ihm ergangen ist?"

Ich war nun doppelt neugierig und bat, daß er mir die Geschichte des alten Mannes erzählen möge.

* * *

Leberecht Riegel war der Sohn eines einfachen Pferdeknechtes. Er hatte den Beruf seines Vaters ergriffen, war aber nicht der Mann dazu, dort ruhig stehen zu bleiben, wo ihn die Geburt hingestellt. Durch Fleiß, Geschick und Umsicht hatte er sich nach und nach zur Stellung eines Gutsvogts emporgearbeitet. Dann heiratete er die Tochter eines Handelswebers, der einen schwunghaften Handel mit Leinwand betrieb, sich gern „Fabrikant" nennen ließ und für wohlhabend galt. Leberecht Riegels brennender Wunsch war es von früh auf, aus der dienenden Stellung herauszukommen und sich ein eigenes Anwesen zu erwerben. Das Geld, das er daraufhin sparte, übergab er seinem Schwiegervater, dem Leinwandhändler, der es ihm gut verzinste. Leberecht hatte sein Augenmerk auf verschiedene Bauerngüter der Nachbarschaft gerichtet, deren Besitzer infolge

schlechter Wirtschaft oder aus anderen Gründen wackelig standen. Da, als er seinem Ziele schon ganz nahe zu sein glaubte, brach sein Schwiegervater zusammen; er hatte unglücklich in ausländischen Werten spekuliert. Es stellte sich heraus, daß außer seinem Vermögen auch die Einlagen des Schwiegersohnes zum Teufel gegangen waren.

So war es denn mit dem Ankaufen zunächst nichts. Leberecht Riegel zog den Leibriemen etwas fester an und hing sich und seiner Familie — inzwischen waren drei Jungens bei ihnen angekommen — den Brotkorb noch höher als bisher. Dann hörte er durch einen Bekannten zufällig von einem großen Bauerngute, das für einen Pappenstiel zu haben sein sollte. Es sei verwahrlost, aber einer, der sich aufs Wirtschaften verstünde, könne schon noch etwas daraus machen, hieß es.

Das war etwas für Leberecht Riegel! Er fuhr nach Petersgrün, besah sich die Sache, borgte sich dann von einem Getreidehändler in der Stadt, der seine Kreditfähigkeit erkannt hatte, gegen hohe Verzinsung eine Summe und erstand den Bauernhof.

Nun war er mit vierzig Jahren das, was er sich all sein Lebtag ersehnt hatte: selbständiger Grundbesitzer.

Viel zwar gehörte ihm nicht von seinem Gute, und das, was da war, sah traurig genug aus. Das Feld verunkrautet und düngerarm, die Wiesen versauert, die Gebäude dem Einsturz nahe. Aber dem war abzuhelfen; den Quecken konnte man mit Pflug und Egge zu Leibe gehen, die Wiesen ließen sich durch Gräben entwässern, und die Gebäude waren mit Einflicken wetterfest zu machen. Freilich mußte man jeden Strohhalm zu Rate ziehen, keine Minute durfte in Müßiggang zugebracht werden. Frau und Kinder

wurden zur Arbeit angespannt mit den Zugtieren um die Wette. Galt es doch nun mal den Kampf ums Dableiben; da durfte nichts geschont werden. Seine Jungens — es waren ihrer inzwischen fünf geworden — mußten ihm dienen wie die Knechte. Der älteste hatte die Pferde, der zweite die Ochsen, der dritte versah mit der Mutter zusammen das Melken, denn eine Magd konnte man sich nicht halten. Und selbst die beiden Kleinen mußten sich in Haus und Hof mit Laufen, Ziehen, Schleppen und allerhand Handreichungen nützlich machen.

So brachte Leberecht Riegel langsam, aber sicher sein Gut empor; mit jedem Jahre wurden die Erträge besser, er konnte seine Zinsen bezahlen und anfangen, Schulden zu tilgen.

Eigenartig war die Stellung, die der Neuhinzugezogene den Bauern von Petersgrün gegenüber einnahm. Man hätte denken sollen, daß die Gemeinde eine rüstige und strebsame Familie, wie die Riegels, mit Freuden müßte aufgenommen haben; aber das Gegenteil war der Fall. Mit Mißtrauen betrachtete man die Fremdlinge. Die Art, wie der Riegelbauer die Wirtschaft anfaßte, handfest und durchgreifend, war etwas Neues in Petersgrün und widersprach durchaus dem Schlendrian, der hier bei den meisten Wirten üblich war. Aber auch in anderer Beziehung zeichnete sich der Fremde als ein schwarzes Schaf ab von der übrigen Herde; er ging nicht ins Gasthaus, beteiligte sich nicht an den in Petersgrün so beliebten Saufereien und Prügeleien, und was dem Faß den Boden ausschlug, er trat auch nicht der Feuerwehr bei.

Die freiwillige Feuerwehr war der wichtigste Verein in Petersgrün. Allerdings wollten böse Zungen be-

haupten, daß bei dieser Gesellschaft das Löschen des Durstes eine bei weitem wichtigere Rolle spiele, als das Bekämpfen des feurigen Elementes. Und auch noch andere, freilich unerwiesene Behauptungen gingen in der Nachbarschaft von Mund zu Mund, zum Beispiel, daß die Petersgrüner Feuerwehr bei solchen ihrer Mitglieder, von denen bekannt, daß sie hoch versichert seien, gern zu spät komme. — Wie dem auch sei! Jedenfalls schien das Dasein eines solchen Vereins in Petersgrün nur zu berechtigt; denn nirgends in der Gegend brannte es so oft, wie gerade in diesem Dorfe. Der freiwilligen Feuerwehr gehörte alles an, was irgend Anspruch auf Ansehen machte in der Gemeinde. Der Ortsvorstand, Schade mit Namen, war Feuerwehrkommandant. Der Gastwirt, der Gemeindeälteste, sämtliche Bauern waren dabei und trugen die schmucke Vereinsuniform bei jeder möglichen und unmöglichen Gelegenheit zur Schau.

Vorstand Schade und der Riegelbauer waren Nachbarn. Es war noch kein halbes Jahr vergangen, da lebten sie im schönsten nachbarlichen Streit. Einmal waren Hühner von Riegels zu Schades durch den Gartenzaun gelaufen und hatten — wie Hühner zu tun pflegen — dort gescharrt, worauf Schade mit Schrot unter sie schoß, daß ein schöner Hahn und zwei Hennen auf dem Platze liegen blieben. Dann, als die Pflaumen bei Riegels reif waren, machten es die Schadeschen Jungen den Hühnern nach, brachen durch den Grenzzaun, in der Absicht, sich die Taschen vollzustecken. Riegel überraschte sie dabei und regalierte sie mit einer tüchtigen Tracht Prügel.

So ging das feindliche Geplänkel hinüber und herüber zwischen den beiden Nachbargrundstücken.

Eines Tages, im August — die Getreideernte war

bereits eingebracht —, sah Leberecht Riegel, der auf seinem Felde den Stoppel stürzte, vom Dorfe her eine Rauchsäule aufsteigen. Es war in der Richtung seines Hauses.

Er warf seinem Jüngsten, den er zum Stoppelrechen mit draußen hatte, die Zügel zu und rannte querfeldein, so schnell ihn seine Beine trugen, dem Dorfe zu. Als er auf dem Kamme des Feldhügels ankam, erkannte er, daß sein Nachbar Schade brenne. Niemand schien bisher etwas bemerkt zu haben, das halbe Dorf war ja heute draußen; kein Stürmen vom Turme, kein Feuersignal!

Riegel lief auf das brennende Gehöft zu. Die Scheune war schon halb nieder. Eben drohte die Flamme zum Stall überzuspringen. Kein Mensch im ganzen Hofe! Als er in den Stall eindringt, findet er ihn leer. Es fällt ihm ein, daß er früh Morgens die ganze Familie Schade mit allem Lebendigen, was sie besaßen: Kühen, Kalben, Kälbern, Schweinen, Gänsen zur Weide hatte ausziehen sehen. Im stillen hatte er sich noch gewundert über diese ungewöhnliche Maßregel. Die Pferde- und Ochsengespanne waren ebenfalls draußen.

Riegel läuft ins Wohnhaus. Dort ist Frau Schade. So wie sie des Nachbars ansichtig wird, fängt sie an, überlaut zu weinen und zu schreien, das entsetzliche Unglück beklagend, das sie betroffen. Riegel ruft ihr zu: wo ihr Mann das Signalhorn aufbewahre? und bläst, als er's erlangt, so gut er kann, das Alarmsignal darauf. Seine eigenen Söhne sind die ersten, die herbeigeeilt kommen; mit ihrer Hilfe fängt er an, das Wohnhaus auszuräumen.

Jetzt kommen allmählich Leute von den Feldern herein. Vom Turme her ertönt die Sturmglocke, nach

und nach erscheint auch die Feuerwehr am Platze und sucht sich einen Fleck zum Aufstellen der Spritze. Aber, siehe da, die Pfütze, auf der sonst Schades Gänse und Enten lustig umherschwammen, ist heute trocken. In das schmale Rinnsal, das durch den Garten läuft, den Sauger zu legen, scheint unmöglich. Da weiß Leberecht Riegel Rat; eins, zwei, drei ist ein Damm aus Rasenstücken aufgeworfen, das Wässerchen gestaut und die Spritze an den Tümpel gestellt, der sich schnell sammelt. Nun übernimmt er das Kommando. Auf den am meisten gefährdeten Giebel des Stalles wird der Wasserstrahl gerichtet. Wie ein kleiner Bach rieselt es bald vom Dache herab.

Jetzt kommt auch der Besitzer des brennenden Hofes vom Felde herein. Dunkelrot vor Zorn schreit er die Leute an, sie sollten sofort innehalten, er sei ihr Kommandant, sie hätten auf keines anderen Befehl zu hören. Dann brüllt er dem Nachbar zu, er möge sich wegscheren, er habe bei ihm nichts zu suchen.

Leberecht Riegel würde dieser Aufforderung schwerlich Folge geleistet haben, wenn nicht eben jetzt seine eigene Frau zu ihm herübergestürzt gekommen wäre, anzeigend, daß bei ihnen auf dem Scheunendache Funken lägen, die jeden Augenblick das Stroh in Brand setzen könnten. Nun freilich eilte Riegel mit seinen Söhnen dem eigenen gefährdeten Hofe zu.

Es war die höchste Zeit. Vom First der Scheune stieg bereits eine kleine, weißliche Rauchsäule kerzengerade in die Luft empor. Schnell ist die Leiter angelegt, der Vater klettert hinauf, einer der Jungen stellt sich an die Wasserpumpe, zwei andere eilen mit Stalleimern die Sprossen hinauf und hinab. Der Vater, rittlings auf dem Dache sitzend, gießt und schlägt mit

einem Brette die noch immer von der Brandstätte herüberfliegenden Funken aus.

Auf diese Weise gelang es den Riegels in gemeinsamer gewaltiger Anstrengung, der Gefahr Herr zu werden. Drüben bei Schades brannte auch noch der Stall nieder. Nur das mit Ziegeln abgedeckte Wohnhaus blieb stehen.

Obgleich, wie gesagt, Schadenfeuer in Petersgrün nicht zu den Seltenheiten gehörten, hatte der Hergang diesmal doch großes Aufsehen erregt. Das Gelage im Gasthofe, das jeder Feuersbrunst zu folgen pflegte — die Feuerwehr legte dort ihre rühmlich erworbene Prämie in Bier und Branntwein an —, dauerte diesmal besonders lange. Stoff zu erregter Unterhaltung gab Leberecht Riegels ungewöhnliches Verhalten. Daß der Mann versucht hatte, beim Nachbar zu löschen, schien noch am ersten begreiflich; war er doch mit Schade verfeindet. Aber daß er dann die eigene Scheune, die doch schon so wundervoll brannte, gerettet hatte, blieb allen ein Rätsel, bis schließlich einer auf den schlauen Einfall kam: sollte Riegel etwa nicht versichert haben?!

Natürlich, das war es auch! Der Geizhals hatte nicht versichert; wahrscheinlich reute ihn die jährliche Prämie, die zu zahlen war. So ein dummer Kerl! Die Prämien kamen doch hundertmal wieder raus, wenn man den Wiederaufbau bezahlt bekam, und überdies noch das Geld für versichertes Getreide und Futtervorräte. Was man davon in der Nacht zuvor zum gefälligen Nachbar geschafft, konnte ja niemand kontrollieren. Das Endurteil der im Gasthof von Petersgrün versammelten Zechkumpane war, daß Leberecht Riegel ein viel dümmerer Kerl sei, als man bisher gedacht hatte.

Der Schadesche Hof stieg neu aus der Asche empor, schöner und fester, als er vorher gewesen war. Aber auch beim Nachbar Riegel besserte sich, obgleich er nicht abgebrannt war, mit der Zeit manches an den Gebäuden. Ob Leberecht Riegel inzwischen versichert hatte, wußte niemand. Als ihn ein Neugieriger mal darüber auszufragen versuchte, lachte Riegel eigentümlich und meinte: an einem Orte, wo man eine so erprobte Feuerwehr habe, sei es ganz unnötig, zu versichern.

Er war ein schwer zu durchschauender Mensch! Mit Vorliebe machte er alles anders, als die übrigen Petersgrüner. Für die Landwirtschaft führte er Maschinen ein, die hier bisher noch keines Menschen Auge gesehen hatte. Oft fuhr er weit über Land, blieb tagelang aus, dann kam er mit wohlgepacktem Planwagen wieder. Man fragte ihn, was er in den Säcken da hätte. Die Antwort lautete: Phosphor, Kalk und Salpeter! — Was er denn damit anfange? Damit wolle er seine Felder düngen. Man prophezeite ihm, daß er sich alles verbrennen werde mit dem giftigen Zeuge; aber, siehe da, er machte im Jahre darauf wieder die beste Ernte.

Gelegentlich spielte er den Petersgrünern auch mal einen Possen. Wiederholt hatte die Feuerwehr bei ihm angefragt, ob er ihnen nicht beitreten wolle. Eines Tages nun sagte er zu und lud den Verein zu sich ein: er wolle ihnen ein Fest geben. Dazu waren sie alle natürlich gern bereit. Als sie im festlichen Zuge antraten, der Kommandant an der Spitze, führte er sie in seine Scheune. Da stand ein bekränztes Faß. Feierlich wurde der Hahn angesetzt. Eine helle Flüssigkeit sprudelte heraus. Aber als man es kostete, schmeckte es genau so wie Petersgrüner Brunnenwasser.

Ein anderer als Riegel hätte so etwas nicht wagen können; aber der Mann stand unangreifbar da. Jeder am Orte hatte sein Teil Werg am Rocken; von Lebe-recht Riegel wußte niemand etwas Unrechtes. Ihn zu überfallen und Lynchjustiz an ihm zu üben, schien aber auch nicht rätlich, denn er hatte seine Söhne, die in Handfestigkeit nach dem Vater geraten waren. So ging ihm denn selbst dieser Streich ungerochen hin.

Die Feindschaft mit dem Nachbar Schade war in den letzten Jahren nicht eingeschlummert. Überall in der Wirtschaft, in Gemeindeangelegenheiten, in allen Dingen fühlte der Vorstand den Einfluß des verhaßten Nachbarn gefährlich wachsen und den seinen langsam, aber sicher verdrängen; denn nun, wo die Leute Erfolge sahen, fand Riegels Tätigkeit auch allmählich Aner-kennung. Man wählte ihn sogar in den Gemeinderat; dort lagen die Dinge verworren genug, und das Ein-greifen eines tüchtigen Mannes tat dringend not.

Eines Tages im Spätsommer trat Leberecht Riegel wieder mal eine seiner Reisen an, diesmal zum Vieh-handel. Er nahm dazu seine beiden ältesten Söhne mit. Haus und Hof übergab er den drei jüngeren. Die Mutter hatte das Zeitliche gesegnet; Leberecht war Witwer.

Die Jungens hatten reihum die Stallwache; so wollte es der Vater. In der dritten Nacht, nachdem der alte Bauer fort, schlief Karl bei den Pferden. Plötzlich wachte er auf von einem Knistern und Krachen

Der ganze Stall ist voll Rauch, er sieht durch den Qualm einen rötlichen Schimmer. Halbbetäubt rafft er sich auf, eilt ins Wohnhaus, weckt die Brüder. Und nun machen sich die beherzten Burschen daran, das Vieh loszukoppeln. Das ist nicht leicht, denn die Tiere sind

störrisch, brüllen vor Angst und müssen an den Hörnern zur engen Stalltür herausgezogen werden. Inzwischen kommen schon Sparren und brennende Holzteile herniedergeregnet vom Dachstuhle. Kaum ist die letzte Kuh aus dem Stalle gezogen, so bricht das Gebälk krachend zusammen.

Nachbarn sind herbeigeeilt, man läuft und schreit durcheinander. Wo bleibt die Feuerwehr? Wo ist der Kommandant? — Man eilt in das Schadesche Haus. Die Frau sagt, sie habe ihren Mann seit Mittag nicht gesehen, er werde wohl unten im Gasthof sitzen.

Schon steht auch die Scheune in hellen Flammen, mit der ganzen Ernte. Die Garben fliegen, als hätten sie Leben bekommen, raketengleich zum Dache hinaus. Das Wohnhaus fängt in der Holzverschalung an zu glimmen. Sämtliche Fenster sind gesprungen. Die Jungens machen sich daran, den Hausrat auszuräumen, und manche Hand ist ihnen dabei behilflich.

Jetzt kommt endlich die Feuerwehr angerasselt, die Spritze wird an den Ententümpel gesetzt, schnell ist der Schlauch angeschraubt, vier kräftige Männer stehen am Schwengel; auf Befehl des Kommandanten, der sich endlich auch herbeigefunden hat, beginnen sie zu pumpen. Aber der Schlauch füllt sich nicht, bleibt trocken, während doch der Sauger Wasser zieht. Noch einmal wird der Versuch gemacht; kein Wasserstrahl kommt. Etwas am Pumpwerk muß in Unordnung geraten sein! Ist kein Schraubenschlüssel da? Natürlich nicht! Ratlos stehen die Männer. Der Kommandant schimpft und tobt und verflucht den Spitzbuben, der so etwas angestiftet hat; denn hier liegt ein Bubenstück vor, darüber kann ja kein Zweifel sein.

Und währenddessen erfaßt die Flamme auch das

Wohnhaus. Bald brennt es lichterloh. Leberecht Riegel ist also zum Bettler geworden; denn wie männiglich bekannt, hat er nicht versichert.

Inzwischen ist es gelungen, die Feuerspritze auseinanderzunehmen. Ein Ventil fehlt. Von neuem ergeht sich Schade in wilden Verwünschungen über die Durchtriebenheit des Täters, der sein Handwerk nur zu gut verstanden habe.

Ehe die Spritze wieder hergestellt, ist das Haus bis auf die Grundmauern niedergebrannt.

Im Laufe des nächsten Tages kam Leberecht Riegel nach Petersgrün zurück. Die Kunde von dem Unglück war ihm bereits entgegengeeilt. Man war gespannt, wie er es hinnehmen würde. Riegel blieb völlig ruhig. Am selbigen Tage noch ging er umher bei Baumeistern, Zimmerleuten und Maurern und besprach den Neubau; denn er wollte noch vor Beginn des Winters unter Dach und Fach sein. Und weiter nach einigen Tagen ließ er Ziegelsteine anfahren, Sand und Holz. Eine Woche darauf wurde bereits auf der Brandstätte lustig gemauert und gezimmert.

Wo nahm der Mann das Geld her? Dem Baumeister hatte er sofort ein paar Hundert Vorschuß gezahlt, als sei das gar nichts. Und es hatte doch geheißen: er habe nichts versichert! Damals, als es beim Nachbar brannte und das Feuer zu ihm überspringen wollte, hatte er doch mit solchem Eifer gelöscht — das sollte mal einer erklären!

Jedenfalls gab es verdutzte Gesichter in Petersgrün, als man von den Summen hörte, welche Riegel von den verschiedenen Brandkassen erhielt. Und als man gar sah, wie groß, stattlich und massiv der Neubau wurde, da gab es mancherlei Gerede unter den Leuten.

So hatte er sich's doch wohl selbst angelegt? — Aber er war ja weit weg gewesen, als das Feuer auskam! Nun, dann hatte er vielleicht seinen Jungens Befehl dazu gegeben.

Aber das mit der Feuerspritze? — Daran konnte Riegel doch unmöglich schuld gewesen sein. War das vielleicht ein Racheakt? Er hatte ja Feinde. Jedenfalls, wenn es ein Streich war, der ihm schaden sollte, dann hatten die Täter gerade das Gegenteil von dem erreicht, was sie bezweckt.

Leberecht Riegel war Fünfziger, als er beim Hebefeste den Kranz an den Firsten seines neuen Wohnhauses befestigen konnte. Das Glück, um das er so lange und so sauer hatte werben müssen, war ihm von nun an eine treue Braut. Einer seiner Söhne nach dem anderen heiratete, bald war er von einer stattlichen Enkelzahl umgeben. Er selbst blieb Witwer, obgleich es in Petersgrün kaum eine ledige Weibsperson gegeben hätte, die seinen Antrag ausgeschlagen haben würde.

Aber er hatte anderes im Kopfe als Liebesgedanken. Die Angelegenheiten des Ortes nahmen neben seiner eigenen Wirtschaft von jetzt ab sein ganzes Interesse in Anspruch. Als Mitglied des Gemeinderats deckte er Unregelmäßigkeiten in der Kassenführung auf. Schade und verschiedene andere wurden in gerichtliche Untersuchung genommen. An Stelle des bisherigen Vorstandes ward Leberecht Riegel selbst zum Gemeindeoberhaupte gewählt.

Bei der Vernehmung von Schade und Genossen kamen wunderliche Dinge zum Vorschein. Einer wollte die Schuld auf den anderen wälzen; Dinge wurden ausgeplaudert, nach denen der Richter gar nicht gefragt hatte. So belasteten sie sich gegenseitig, verwickelten sich

in ein Gewebe von Widersprüchen und Lügen. Die Unterschlagung von Geldern, um die es sich anfangs gehandelt, trat in den Hintergrund vor dem schwereren Verbrechen der Brandstiftung an eigenem und fremdem Gute, dessen sie nunmehr verdächtig waren.

Zur Verhandlung war halb Petersgrün geladen als Zeugen. Eigenartiges Licht fiel dabei auch auf die Tätigkeit der freiwilligen Feuerwehr. Sämtliche Verurteilte, unter ihnen Schade, waren Mitglieder gewesen dieses gemeinnützigen Vereins.

Leberecht Riegel war für die nächsten Jahrzehnte unbestritten der erste Mann in Petersgrün. Er sah nun freie Bahn für viele notwendige Verbesserungen, die bisher unausgeführt geblieben waren, weil es an einer kraftvoll stetigen Hand gefehlt hatte, sie in Angriff zu nehmen. Und bald halfen ihm seine Söhne und mit der Zeit auch die Enkel beim Werke.

Sogar der freiwilligen Feuerwehr trat Leberecht Riegel bei und wurde an Schades Stelle ihr Kommandant. Aber dieses Amt machte ihm noch am wenigsten Beschwerde, denn jetzt waren die Feuersbrünste in Petersgrün zur Seltenheit geworden.

Die Glocken von Krummseifenbach.

Christlieb Leberecht Fürchtegott Kumack, der Großbauer von Krummseifenbach, saß auf der Anklagebank. Die Verhandlung dauerte kaum zwanzig Minuten. Der Angeklagte hatte mit auffälliger Gelassenheit das ihm zur Last gelegte Vergehen zugegeben. Nichts hatte den alten Mann aus seiner Ruhe zu bringen vermocht, nicht die Fragen des Vorsitzenden, nicht die scharfen Worte des Staatsanwalts. All das schien an Kumacks Gemütsverfassung wie Wasser an dem starken Gefieder einer Ente abzulaufen. Er hörte sich die Sache mit an, als werde diese ganze Verhandlung zu seinem besonderen Vergnügen geführt, und dabei handelte es sich doch um „Gefängnis bis zu drei Jahren".

Der Verteidiger hatte soeben das Plaidoyer beendet, an dessen Schlusse er um mildernde Umstände für seinen Klienten bat. Die Staatsanwaltschaft verzichtete auf Erwiderung; der Fall lag ja klar, alle Erfordernisse des Gesetzesparagraphen waren erfüllt. Wegen besonderer Schwere des Falles hatte der Staatsanwalt das höchste zulässige Strafmaß beantragt.

Der Vorsitzende stellte, schon halb auf dem Sprunge nach dem Konferenzzimmer, die übliche Frage, ob der Angeklagte selbst noch etwas zu seiner Verteidigung anzuführen habe.

Der Angeklagte hatte, ganz gegen allen Gerichtsgebrauch, wirklich etwas anzuführen: „Ich meene ack, und ich wullte ack ees sagen," begann er und blickte die

Richter mit derselben himmlischen Ruhe an, die er während der ganzen Verhandlung an den Tag gelegt hatte, „wenn'ch mit Galde dervon kumma, will'ch de gruße Glucke nei keefen, wenn Se mich aber ganz freisprachen tun, hernachen da wullt'ch alle drei Glucken nei keefen."

Der Vorsitzende musterte den Angeklagten erstaunt ob dieser Rede, dann blickte er auf die Beisitzer, um sich Rat zu holen: verstanden sie das?

„Angeklagter, was reden Sie denn? Was wollen Sie mit ‚Glocken'? — Ob Sie etwas zu Ihrer Verteidigung anführen können, habe ich gefragt!"

„Das is so gutt wie geschrieben, Herr Richter! Das weeß der Paster och und de ganze Gemeende weeß das. 's Gald ha'ch liegen derzu; ich kennte die Glucken morne schun keefen, kennt'ch . . ."

„Sie scheinen mir nicht ganz bei Troste!" rief der Vorsitzende ärgerlich. „Also, Sie haben nichts anzuführen! Der Gerichtshof wird sich nunmehr zurückziehen." Damit gingen die Richter.

Im Zuhörerraum entstand lebhaftes Gemurmel und Köpfezusammenstecken. Es waren viele Leute da. Auf der Zeugenbank saßen: der Pfarrer von Krummseifenbach und Hermann Kumack, der Sohn, ein Jüngling von einigen zwanzig Jahren. Kumack junior erschien im Gegensatz zu seinem Erzeuger spitz und schmächtig; von seinem Kaliber hätten mehrere dazu gehört, um die breitgebaute, gut ausgepolsterte Figur des alten Bauern aufzuwiegen.

Sodann war noch manches Gemeindemitglied unaufgefordert herbeigekommen; man wollte doch sehen, wie es dem Großbauer vor Gericht ergehen würde. Die Sicherheit, mit der Kumack bis zum letzten Augen-

blicke behauptet hatte, er müsse freigesprochen werden, imponierte den Leuten. Der Großbauer hatte ja Geld, und wer Geld besaß, der konnte alles!

Man war äußerst gespannt auf den Spruch des Gerichts. Hier handelte es sich um keine kleine Sache. Wenn der Großbauer wirklich mit Gefängnis bestraft wurde, wie der Staatsanwalt beantragt hatte, dann war es mit seiner Stellung als erster an der Spritze ein für allemal aus. Gefängnis! Mit gemeinen Verbrechern zusammengesperrt! — So einer konnte doch nicht mehr im Gemeindekirchenrat sitzen oder andere Ehrenämter innehaben!

Wenn der Bauer hingegen freigesprochen wurde, dann bekam der Ort ein neues Glockenspiel. Das war nicht zu verachten! Die jetzigen Glocken waren altersschwach; ringsum in den Dörfern spottete man schon über das Gebimmel der Krummseifenbacher. Und gar die große Glocke, die hatte einen Riß. Ein neues Glockenspiel mußte früher oder später beschafft werden.

Welche Ersparnis also für die Gemeinde, wenn der Großbauer eines aus seiner Tasche anschaffte! Ob die Richter das nicht doch mit in Betracht ziehen würden? — So etwas müßte doch von Rechts wegen berücksichtigt werden, hätte man denken sollen!

Der Herr Pastor hätte in Anbetracht dessen, daß es sich hier doch gewissermaßen um einen „guten Zweck“ handelte, sein Zeugnis auch etwas anders einrichten können. Warum mußte der Mann denn alles sagen, was er wußte?

Der Sohn des Angeklagten hatte auf Vorhalten des Vorsitzenden, daß er die Aussage verweigern könne, erklärt, er wolle von diesem Rechte Gebrauch machen. Es war dem verschüchtert und ängstlich dreinschauenden

Menschen gewiß nur lieb, daß er nicht gegen den Vater auszusagen brauchte.

Der Angeklagte blickte noch immer mit selbstzufrieden trotziger Miene drein. Er nickte seinen Bekannten im Zuschauerraume zu, wollte einem etwas sagen, winkte ihn zu sich heran; aber der Gerichtsdiener bedeutete ihn in barschem Tone, daß das hier nicht erlaubt sei.

Nanu! Er war doch der Kumackbauer, der reichste Mann in Krummseifenbach. Hier auf dem Amte schienen sie wirklich nicht zu wissen, mit wem sie es zu tun hatten.

Jetzt kehrten die Richter zurück. „Im Namen des Königs: der Angeklagte, Christlieb Leberecht Fürchtegott Kumack, wird der ihm zur Last gelegten vorsätzlichen Störung des Gottesdienstes für schuldig befunden und zu einer Gefängnisstrafe von einem Jahre, sowie zur Tragung der Kosten des Verfahrens verurteilt." Der Vorsitzende verlas das Urteil unter atemloser Stille. Aller Augen waren auf den Angeklagten gerichtet.

Der stand da mit offenem Munde und lächelte blöde. Seine knochigen Fäuste preßten die Brüstung der Schranke, daß es knackte. Das Blut war ihm jäh zu Kopf geschossen, färbte seine niedere Stirn und den Stiernacken blaurot bis unter das graue Haar.

Was denn! Man hatte wohl einen schlechten Witz mit ihm vor? Gefängnis! — Er, der Großbauer, ins Gefängnis? Er, auf ein Jahr ins . . .

Kumack wollte etwas sagen, bewegte die Lippen stammelnd; aber der Vorsitzende, der sich inzwischen gesetzt hatte, war noch dabei, des Näheren zu erklären: warum und wieso man zu dem Urteil gekommen. Etwas von „mildernden Umständen" schlug an das Ohr des Angeklagten, von „mangelhafter Bildung" und „angeborener Unmanierlichkeit". Zu seinen Gunsten sei

das angenommen worden, hieß es, darum habe man ihn nur mit einem Jahre bestraft.

Der Richter wollte ihn wohl verspotten? Ein Jahr Gefängnis! Ein Jahr in die Zelle! Von seinem Hause weg, von seinem Gute! Eingesperrt, getrennt von seinen Feldern, seinem Gesinde, seinem Vieh! Allmächtiger!

Er faßte sich an den Kopf, befühlte sich. Die hellen Tropfen standen ihm auf der Stirn, seine Lippen zuckten, er wollte was sagen: das Glockenspiel, die neuen Glocken, die er der Kirche versprochen hatte — sollte denn das gar nichts gelten?

Hilflos blickte er nach der Zeugenbank hinüber. Dort saß der Pastor, sein Sohn daneben. Konnten denn die ihm nicht helfen? Oder die anderen aus Krummseifenbach, würden denn die nicht für ihn eintreten? Er war doch ihr Großbauer! Er war doch der erste Mann in der Gemeinde? Durfte ihm denn so was geschehen? Das konnten seine Leute doch gar nicht zulassen! Aber im Zuschauerraum rührte sich niemand. Keine Anteilnahme, eher Schadenfreude auf den Gesichtern.

Der Großbauer verurteilt! — Nun war es aus mit ihm. Sein vieles Geld hatte ihm also doch nichts geholfen! — Von seinen Freunden und Dorfgenossen sann jeder bereits darüber im stillen nach, welcher Vorteil aus dieser Wendung der Dinge erwachsen könne.

„Unterwerfen Sie sich dem Urteil, Kumack?“ fragte der Richter zum Schluß.

Der Bauer blieb die Antwort schuldig; er sah und hörte nicht mehr, was um ihn her vorging. Nur eines erfüllte ihn ganz: er war zu einem Jahre Gefängnis verurteilt.

* * *

Durch Erbschaft war Christlieb Leberecht Fürchtegott Kumack in den Besitz von zwei großen Bauerngütern gekommen; so war er der größte Grundbesitzer in seinem Dorfe geworden. Sein Gut übertraf manches Rittergut an Umfang.

Der Kumackbauer war schon seit Jahren verwitwet. Anfangs, nach dem Tode der Bäuerin, ging er auf Freiersfüßen; aber es war nichts daraus geworden. Keines der Frauenzimmer, die er sich besehen, hatte gepaßt. Etwas hatte immer gefehlt: entweder waren Körpergröße und Gesundheit nicht in gewünschtem Maße vorhanden gewesen oder es hatte mit dem Reichtum gehapert. Diese drei Eigenschaften nämlich verlangte der Großbauer unbedingt. Stattlich gewachsen, kerngesund und reich mußte das Weib sein, das bevorzugt sein sollte, mit ihm Tisch und Bett zu teilen. Auf ein hübsches Gesicht legte er weniger Wert; davon hatten ja andere Leute schließlich eben so viel wie er. Nein, er verlangte Eigenschaften, von denen der Besitzer wirklich was hatte. Einen Puff mußte sie vertragen können, so wie seine Seelige, die bis zu ihrem Tode niemals geklagt hatte. Er hatte sich im stillen oft selbst gewundert, wie viel so ein Frauenzimmer auszuhalten imstande ist. Kumack hätte darum am liebsten eine Witfrau geehelicht; die Sorte hatte doch schon was mitgemacht, war nicht gar so hieferig und zimperlich wie die Jungfern. Verstand und Gemüt hingegen fielen nicht schwer in die Wage für ihn; denn dumm waren die Weiber nun doch mal alle, und ob eine zänkisch und widerhaarig, das ließ ihn gleichgültig. Er war noch mit jeder fertig geworden. Aber eines mußte sie haben: Geld! Ohne Vermögen zu heiraten, das wäre dem Kumackbauer wie eine Entwürdigung vor-

gekommen; er wußte, was er sich und seinem Besitze schuldig war.

Und da er so viel Tugend und Begabung, in einer Person vereinigt, nirgends hatte auftreiben können, war der Großbauer von Krummseifenbach Witwer geblieben.

Er besaß aus seiner Ehe drei Töchter und einen Sohn. Die Mädels waren, als Töchter des reichen Kumackbauern, abgegangen wie die warmen Semmeln und saßen jetzt gut versorgt in der Nachbarschaft, an Bauernsöhne verheiratet. Allein das jüngste Kind, der Sohn, lebte noch im Hause des Vaters.

Die Hand des Alten lag schwer auf Hermann. Den herkulisch gewachsenen Kumackbauer verdroß es, daß der Junge so klein und schmächtig. Die Kumacks waren, so lange man denken konnte, immer Kerls von seinem Schlage gewesen. Aber mit dem hier schien haupt nicht viel los; erstens war er so spät gekommen, nach drei Mädeln erst. Und dann war er von Geburt an solch ein „Hieferig" gewesen. Zur Wehr gegen seinen Vater hatte sich Hermann noch niemals gesetzt, so wie Christlieb Leberecht Fürchtegott es doch seinerzeit getan gegen den seinigen. Denn das war in dieser Familie ein althergebrachter Brauch: Vater und Sohn maßen ihre Kräfte — ähnlich wie ein alter und ein junger Hahn auf dem Hühnerhofe zu kämpfen pflegen, bis der Alte sich überzeugen muß, daß für ihn die Zeit gekommen, der jüngeren Kraft Platz zu machen. In dieser Weise zogen sich die Kumacks erst nach ehrlichem Kampfe ins Leibgedinge zurück.

Mit Hermann war das ein ander Ding. Er lernte gut auf der Schule; was vor ihm auch noch niemals ein Kumack getan hatte. Daran, sich mit den Fäusten sein Recht beim Vater zu holen, dachte er nicht. Er

duckte sich vielmehr bescheiden unter das Regiment des Alten.

Aber nicht bloß im eigenen Hause herrschte der Kumackbauer als unumschränkter Herr und Gebieter, auch in Dorf und Gemeinde war er tonangebende Persönlichkeit.

In Wegesachen, in Steuerfragen, in Armenangelegenheiten, in Kirchendingen fiel sein Ausspruch gewichtig in die Wagschale, wie es dem Worte eines Mannes zukam, der den vierten Teil der Gemeindeabgaben allein zu tragen hatte.

Der Kumackbauer besaß den Willen und auch die Gabe zum Herrschen. Vor allem half ihm darin eine Maxime, die er sein ganzes Leben hindurch befolgt hatte; wurde er um seine Meinung befragt oder ging man ihn um irgend etwas an, dann sagte er: „Nein!" Beim „Ja"-sagen hatte er noch nie etwas Gutes herauskommen sehen. Nur nichts zugeben, nur nicht sich zureden oder gar sich überzeugen lassen! Wenn man jemandem etwas gab, das man nicht geben mußte, dann war man ein Esel; dies die Quintessenz seiner Lebensweisheit.

So hatte der Großbauer in Krummseifenbach geherrscht manches Jahr hindurch, ohne nennenswerte Opposition zu finden; was sich davon etwa gegen ihn vorgewagt hatte, war schnell und gründlich niedergeschlagen worden.

Das wurde anders, als an Stelle des alten Pfarrers, der bis dahin in Krummseifenbach amtiert hatte, und der sich endlich wegen Kränklichkeit emeritieren ließ, ein jüngerer Herr kam. Der neue Geistliche stöberte mancherlei auf, was der Reform bedürftig erschien. Wenn er nun irgendeinen Vorschlag zur Besserung vor-

brachte, fand er bei den Vätern des Ortes wohl scheinbar willige Ohren, sobald es aber zum Bewilligen kommen sollte, stieß er auf Widerstand. Der Führer dieser Opposition, das erkannte er sehr bald, war kein anderer als der protzige alte Kumack, von dem die Dorfleute in scheuer Ehrfurcht nie anders als vom „Großbauern" sprachen.

So ähnlich sollte es auch jetzt wieder gehen, als der Pfarrer vor dem vereinigten Gemeinde- und Kirchenrat von Krummseifenbach um ein neues Glockenspiel für den Kirchturm petitionierte.

Der junge Geistliche hoffte seinen Wunsch zu erreichen, wenn er die Leute bei der Ambition packte. Die Krummseifenbacher waren nämlich nicht wenig eingebildet auf ihren Ort und seine Einrichtungen. Es schien daher nicht übel erdacht, wenn man ihnen vorhielt, sie dürften es nicht auf sich sitzen lassen, die schlechtesten Glocken von allen Kirchspielen in der Umgegend zu haben. Auch noch in anderer Weise wußte der neue Hirte seinen Vorschlag schmackhaft zu machen. Die alten Glocken sollten mit angegeben werden. Vielleicht würde auch ein hohes Landeskonsistorium einen Beitrag gewähren. Für die Musikalischen unter den Dorfbewohnern erwähnte er so nebenbei, daß man ein schönes Geläute, auf As-Dur gestimmt, schon im Gewichte von zwölf Zentnern bekommen könne, während das jetzige Fis-Dur-Geläute ganze zwanzig Zentner wiege. Man profitiere also bei diesem Wechsel am Anschaffungspreise.

Nachdem er so das Geschäftliche und Technische dargelegt, wandte sich der Geistliche nunmehr der idealen Seite der Sache zu. Er schilderte schwungvoll, wie erhebend es sein werde, wenn am Sonntagmorgen die

neuen Glocken hoch vom Turm herab die Gemeinde zum Kirchgang rufen würden, wie feierlich und ergreifend, wenn bei Begräbnissen die Sterbeglocke ertöne, wie fröhlich, wenn bei Trauungen die große Glocke angeschlagen werde oder wie festlich, wenn am Palmsonntag während der Einsegnung der Konfirmanden mit allen drei Glocken gleichzeitig geläutet würde. Und nun gar das Gedächtnisläuten im Dreiklangakkord nach der Predigt zur besonderen Ehrung eines Dahingeschiedenen.

Aber auch diesmal erfuhr der Pfarrherr eine Enttäuschung. Als er seinen Vortrag geendet, herrschte lange Zeit Stille, dann räusperte sich der eine und der andere der Väter, man blickte auf den Großbauern, ehrfurchtsvoll abwartend, was der wohl zu der Sache sagen werde.

Christlieb Leberecht Fürchtegott Kumack stellte die geschlossene Faust vor sich auf den Tisch, dann seine Finger betrachtend und mit starrem Blicke, als rede er zu diesen, begann er: man sei bisher zufrieden gewesen in Krummseifenbach. Es sei auch bisher alles gut gegangen, und so würde es wohl auch noch weiter gut gehen, trotz des neuen Pastors. Er für seine Person gehe zur Kirche an jedem Sonntage, ob neue oder alte Glocken, das sei ihm ganz egal. Die alten hätten's so lange versorgt und würden ihn wohl noch aushalten; was nach seinem Tode werde, das sei ihm dann gleichgültig. Aber bei seinen Lebzeiten würden keine neuen Glocken angeschafft, so viel sage er.

Die Gemeindeväter gaben durch Kopfnicken zu verstehen, daß diese Meinung ihnen aus dem Herzen gesprochen war. Dem jungen, temperamentvollen Gottesmanne aber lief die Galle über. Was war mit solchen Starrschädeln anzufangen! Es war, als rede man einer

Wand zu, sich von der Stelle zu bewegen. Einmal wollte er's der Gesellschaft aber doch sagen — seine Meinung! Er konnte nicht anders. Und so wetterte er denn los von Beschränktheit und Engherzigkeit und Geiz, die alle seine guten Absichten zu nichte machten.

Auf die erregten Worte des Pfarrherrn erwiderte der Kumackbauer in überlegener Ruhe: es sei ja möglich, daß sie nicht so viel gelernt hätten wie der Herr Pastor, aber von wegen der „Beschränktheit" — es gäbe auch „gelehrte Ochsen". Und wegen „Geiz" — wenn einer angestellt sei von der Gemeinde und beziehe jahraus, jahrein sein Gehalt, da sei es freilich leicht, von anderen verlangen, daß sie Geld hergeben sollten. Er wäre ein guter Christ und gäbe Gott was Gottes sei, und er gehe jeden Sonntag in die Kirche und höre dem Herrn Pastor zu, wenn er auf der Kanzel stehe ...

Hier hielt sich der Geistliche nicht länger.

„Ja, in die Kirche gehen Sie, Herr Kumack, jeden Sonntag; das stimmt! Aber, was tun Sie da? — Denken Sie, ich habe keine Augen und Ohren, Herr Kumack! Wozu kommen Sie ins Gotteshaus? Um zu schlafen! Jawohl, ich hab's gesehen. Sie schlafen, ja Sie sind unbefangen genug, zu schnarchen während der Predigt. Ich fordere die Anwesenden auf, der Wahrheit die Ehre zu geben! Hat Kumack am vorigen Sonntage während der Predigt geschnarcht oder nicht?"

Die Väter sahen sich ob dieser unerwarteten Frage verdutzt an. Recht hatte der Herr Pastor ja; der Großbauer machte sein Kirchenschläfchen. Und geschnarcht hatte er am Sonntage; gewiß, die ganze Gemeinde hatte es gehört, und das war auch nicht das erste Mal gewesen. Der Herr Pastor hatte ganz recht! Aber sie hatten in dieser Beziehung kein reines Ge-

wissen, denn dem Kirchenschlaf huldigten sie mehr oder weniger alle, nur wagten sie es nicht so offen zu betreiben, wie Kumack. Während der Predigt zu schnarchen, das war in Krummseifenbach gewissermaßen des Großbauern Privileg.

Der Großbauer war blaurot geworden im Gesicht. Was nahm sich der junge Mensch heraus! Ihm vorschreiben, wie er sich zu benehmen habe! Seit fünfzig Jahren ging er zur Kirche, und geschlafen hatte er in der Predigt, so lange er denken konnte. Kein Pastor hatte etwas darin gefunden, und jetzt kam da so einer her! — Kumack fühlte es: hier handelte es sich um eine Kraftprobe. Gab er hier klein bei, dann war es aus mit seiner Autorität in der Gemeinde. Der Pastor oder er! Nur einer konnte herrschen in Krummseifenbach.

Seine Antwort ließ daher an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig. Zum Schlusse erhob er sich und verließ unter Protest das Pfarrhaus. Ihm folgten seine Getreuen.

Von diesem Tage an bestand offenes Zerwürfnis zwischen dem Pfarrer und den Ortsvätern.

Zunächst hatte der Kumackbauer gesiegt. Er brüstete sich nicht wenig mit diesem Erfolge. Der Pastor solle ihm noch aus der Hand fressen lernen, sagte er jedem, der es hören wollte. Er werde nicht dulden, daß die alten, guten Gebräuche und Einrichtungen von Krummseifenbach durch vorwitzige Neuerer über den Haufen geworfen würden. Ferner erklärte er, daß er schlafen werde, wo es ihm passe und so laut es ihm passe. Sollte es aber jemandem einfallen, ihn zu stören . . . das übrige deutete er durch äußerst sprechende Handbewegungen an.

Am nächsten Sonntag — es war Okuli — saß

der Kumackbauer denn auch wieder in seinem Kirchenstande, neben ihm sein Sohn Hermann. Herausfordernd blickte der Bauer den Pastor an, als der die Kanzel betrat, als wollte er sagen: „Hier bin ich! Nun wollen wir mal sehen!"

Den Kanzelvers sang der Bauer stehend mit der übrigen Gemeinde. Dann griff er in die hintere Tasche seines blauen Rockes, holte die Tabaksdose hervor und nahm seine zwei Prisen — für jedes Nasenloch eine — alles, wie er es seit Jahren zu tun gewohnt war; für ihn war das eben ein Teil des Gottesdienstes und nicht der unwichtigste. Nun steckte er die Dose sorgfältig wieder ein, nieste und lehnte sich zurück, den Pastor, der inzwischen den ersten Teil seiner Auslegung begonnen hatte, mit starrem Blick fixierend, allmählich blinzelnd, bis sich die Lider geschlossen.

Der Großbauer schlief. Bald merkte es die Gemeinde an den tiefen, langgezogenen, röchelnden Tönen, die nicht zu überhören waren.

Die Nachbarn respektierten den Schlaf des Gewaltigen. Man hatte nicht vergessen, was der Bauer in Aussicht gestellt hatte für den, der sich's etwa einfallen lassen sollte, ihn zu wecken. Er war der Mann dazu, sein Wort wahr zu machen.

Das Schnarchen dauerte fort. Es klang nicht unharmonisch, wie eine rhythmische Begleitung der Predigt.

Einzelne Leute reckten bereits die Köpfe, man lächelte sich verständnisvoll zu, stieß den Nachbar an, schadenfroh. Der Großbauer hatte also doch seinen Kopf durchgesetzt!

Der Pastor war blaß geworden bis in die Lippen, seine Stimme zitterte. Plötzlich brach er ab, schwieg.

Totenstille im Gotteshause! Nur das Schnarchen ging weiter, jetzt doppelt hörbar.

Da erhob sich der Sohn des Großbauern von seinem Platze — Hermann Kumack war in diesem Augenblicke mindestens ebenso bleich wie die weißgetünchte Kirchenwand — er berührte den Vater am Arme, erst leise, da dies nichts half, fester. Die gurgelnden Töne setzten jäh aus. Verschlafen öffnete der Bauer die Augen, blöde blickte er in das Gesicht seines Jungen. „Sie sind in der Kirche, Vater!" flüsterte der.

Da, ein klatschender Schlag und noch einer — der Kumackbauer hatte seinen Sohn geohrfeigt.

* * *

Daß die Sache dem Alten schlecht bekommen werde, war allen klar, nur nicht dem Täter selbst.

Was wollten die Leute eigentlich? Von Anzeige zu sprechen, von Gericht und Gefängnis? — In der Kirche schlafen, war das ein Verbrechen? Und daß er den Jungen geohrfeigt hatte, war das nicht sein gutes Recht? Sein eigen Fleisch und Blut! — Hatte er's denn nicht vorher gesagt, daß sich's keiner unterstehen solle, ihn zu wecken; und nun ließ sich's der grüne Bengel doch einfallen.

Konnte man ihm verbieten, sein Kind zu züchtigen? Sein Vater hatte ihn auch geprügelt; das war so von Gott geordnet.

Aber in der Kirche! — Nun ja, das war am Ende nicht ganz in Ordnung. Wenn er sich's recht überlegte, wär's ihm lieber gewesen, er hätte es nicht getan. Aber deshalb Bestrafung! Das war wohl nicht so gefährlich, wie's die Leute machten. Wozu

war er denn der Großbauer? Ihm ist doch noch nie etwas passiert! Er würde sich auch hier rauszuhelfen wissen. Nur sich nicht die Pferde scheu machen lassen; das war die Hauptsache!

Als er nun aber vor den Richter zitiert wurde, und als gar noch andere Leute aus dem Dorfe in dieser Sache verhört wurden, da fing dem Bauern an zu schwanen, daß die Geschichte doch ernster sei diesmal, als er's für möglich gehalten hatte.

Aber auch jetzt warf er die Flinte nicht ins Korn. Einen Ausweg gab's immer noch.

Christlieb Leberecht Fürchtegott Kumack lächelte verschmitzt, als er auf diesen Gedanken verfallen war. Dann zog er sich seinen Kirchenrock an und ging aufs Pfarrhaus.

Der Pastor sah mit Befremden den Großbauern bei sich eintreten. Aha, jetzt kommt der reuige Sünder! dachte er bereits im stillen triumphierend.

Der Geistliche hatte längst allen Groll fahren lassen gegen den alten Bauern; er wußte, daß es ihm übel ergehen werde vor Gericht. Daß es soweit gekommen, war ihm auch nicht recht. Im Grunde fühlte er sich nicht gänzlich frei von Schuld in dieser ganzen Angelegenheit. Er war daher bereit, dem Manne, falls er sich reuig zeigen sollte, eine Brücke zu bauen.

Da hatte er den Kumackbauern aber falsch taxiert. Reue war etwas, was der Alte wohl nie erlernt hatte. Mit ganz anderen Gedanken und Absichten trat der vor seinen Seelsorger.

„Der Herr Paster meenten doch, und Se redten in der Sitzung neilich von Glucken, daß Se a neies Gluckenspiel han mechten. Ich ha' mer das Ding iberlegt; eegentlich han Se ganz racht, Herr Paster: mir

mechten a neies Gluckenspiel han. Mir wärsch ja o ganz racht; wenn mer ack's Geld derzu hätten in dar Gemeene. Denn su drei neie Glucken uf eemal, die kosten a Sticke Gald. Da ha'ch nu so bei mer gedacht: wenn du nu die neien Glucken keeftest, ha'ch gedacht. Und deshalb bi'ch hierher gekumma, um Ihre Meenung zu heren, Herr Paster, was Se meenen wirden, wenn'ch Se nu die Glucken beschaffen täte."

Der Geistliche sah sich seinen Besuch erstaunt an. Potztausend, war der Mann verändert: so höflich und so freigebig gesinnt auf einmal! — Er vermutete, daß da doch noch etwas dahinter stecken müsse. Ein Bauer, der freiwillig ein Geschenk anbietet, aus purem, blankem Idealismus, der müßte denn doch ganz aus der Art geschlagen sein.

Er faßte sich den Mann scharf ins Auge und fragte, in welcher Höhe und Form er die Stiftung zu machen gedenke.

„Nee, Herr Paster, so jählings gieht das ne! Ack state, ack state! Von wegen Stiftung hat noch kee Mensch was geredt. Erscht wollen mer mal de Verhandlung abwarten bei Gerichte, was de Zeigen aussagen werden gegen mich. Hernachen woll'n mer schreiben. Heite sag'ch blussig su vills: wenn'ch frei kumma bei Gerichte, gah'ch a neies Gluckenspiel für unse Kirche. Ich meene, das is gerade genug! Die Uhrfeige is am Ende och nich su vills wart. Aber wie'ch 's sage: wenn'ch frei kumma, will'ch 's Gald gahn, aber eher ne."

Sehr erstaunt war der Bauer, als er erleben mußte, daß der Geistliche nicht mit beiden Händen zugriff, daß er vielmehr das Ansinnen klipp und klar, ja mit einer gewissen Entrüstung abwies.

Diese Pastoren! Das wollte nun studiert haben!

Den praktischen Vorteil einer Sache, der hier doch klar auf der Hand lag, sah so einer nicht.

Aber wenn der Pastor auch dumm war, Kumack setzte seine Hoffnung immer noch auf die Dorfgenossen; die würden den Vorteil besser erkennen, der ihnen hier geboten ward. Und die Richter mußten am Ende doch auch die Vernünftigkeit seines Vorschlages einsehen.

* * *

Als der Kumackbauer aus dem Gefängnis zurückkehrte nach Krummseifenbach, erkannten ihn die Leute kaum wieder. Aus dem rüstigen Manne war im Laufe eines Jahres ein Greis geworden.

Gehorchen hatte er müssen, sich fügen in der Anstalt, und das war ein wenig spät gewesen für den alten, steifen Baum, den in der Jugend niemand an einen Pfahl gebunden hatte. Das Schrecklichste aber vor allem war, daß er so viel Zeit gehabt hatte zum Nachdenken. Das Denken, das schreckliche Denken! Daran war er nicht gewöhnt.

Wenn er beim Tabakrippen stand oder beim Wollereißen, unter einem Haufen gleich beschäftigter Gefangener, da flogen seine Gedanken hinaus nach dem Dorfe, nach seinem Gute. Was mochten sie jetzt wohl machen? Heute vor'm Jahre säeten wir den Hafer. Ob sie wohl jetzt die Kartoffeln schon gelegt haben? Oder: heute ist trockene Witterung, da werden sie wohl ins Korn hauen. So war er mit seinem Denken und Sinnen immer draußen, während die starken Hände, die viel besser den Pflug geführt hätten oder die Sense, mechanisch die vorgeschriebene Arbeit verrichteten. Und gewiß würde der Junge, der Hermann, alles verkehrt machen! Was verstand der grüne Bengel vom Wirt-

schaften! Alles würde er ihm auf den Kopf stellen, im Hofe und Stalle und auf dem Felde.

Das war das Schwerste, zu denken, daß der Sohn, den er schlechter als einen Knecht behandelt hatte, nun schalten und walten konnte nach Belieben.

Hermann hatte inzwischen die Zeit auszunutzen verstanden. Mancherlei Veränderungen nahm er vor auf dem Gute während des Vaters Abwesenheit. Die Nachbarn staunten über die Tatkraft und Rührigkeit des jungen Mannes; der schien ein ganz neuer Mensch, seit der Alte nicht mehr hinter ihm stand, ihn zu ducken. Ja, Hermann führte einen Streich aus, den er in Gegenwart des Vaters kaum gewagt haben würde, er ging nämlich auf die Freite, nahm sich ein hübsches, kräftiges, gesundes Mädchen zum Weibe.

Als der Alte endlich in sein Nest zurückkehrte, fand er dort ein junges Paar wohnlich eingerichtet. Anfangs wollte er den früheren Ton gegen den Sohn anschlagen, aber er mußte die Erfahrung machen, daß dem jungen Hahne inzwischen die Sporen gewachsen seien. Er selbst aber war nicht mehr, der er früher gewesen.

Die Welt war anders geworden in dem einen Jahre. Auch im Dorfe sah jetzt alles verändert aus; man zitterte nicht mehr vor dem Großbauern.

Die Ehrenämter, die er vordem in der Gemeinde innegehabt, waren längst mit anderen Kräften besetzt. Niemals würde es ihm gelingen, die alte Rolle wieder zu spielen. Er hatte ja gesessen; das konnte ihm jeder Lausejunge vorhalten.

Er war wohl gar nicht der Großbauer mehr? Die Leute nannten ihn schon lange nicht mehr so. Sogar auf dem Gute, bei dem Gesinde, das sich inzwischen gewöhnt hatte, auf die Befehle des Jungen zu hören,

stieß er auf spöttische Blicke, Murren und Auflehnung. Nein, er war nicht mehr der Großbauer; er sah es selbst ein.

Da faßte er denn einen Entschluß: er gab sich bei seinen Kindern ins Ausgedinge, überließ dem Sohne die Wirtschaft.

Wer ihm das vor ein paar Jahren gesagt hätte! Er freiwillig abdanken! Er aufs Altenteil gesetzt! — Nicht einmal die übliche Kraftprobe hatte stattgefunden zwischen dem Alten und dem Jungen.

Hin und wieder ging er noch hinaus aufs Feld, aber er brachte nichts Rechtes mehr vor sich.

Die Art, wie sein Sohn die Wirtschaft betrieb, mit allerhand Maschinen und mit künstlichem Dünger, ärgerte ihn. Aber da der Junge nicht auf Rat hörte und ihn beiseite schob, gab er die Einmischungen mit der Zeit auf, räsonnierte fortan nur noch in Selbstgesprächen.

Seinen Prophezeiungen zum Trotz gedieh die Wirtschaft der jungen Leute vortrefflich. Die Schwiegertochter aber sorgte dafür, daß die Kumacks in Krummseifenbach so bald nicht aussterben würden.

In die Kirche ging der Alte jeden Sonntag, wie früher. Da er jetzt nichts mehr zu tun hatte, war sein Schlafbedürfnis ein geringeres geworden; ja er sehnte sich ordentlich nach Gottesdienst und Predigt, als nach einer Abwechselung in seinem leeren Dasein. Und so gewöhnte er sich den Kirchenschlaf mit der Zeit ganz ab.

Neue Glocken hatte die Kirche auch jetzt noch nicht; denn an Stelle Kumacks waren andere Geizkragen in die Gemeindevertretung gekommen, welche die nötigen Gelder nicht bewilligen wollten.

* *
*

Eines Tages — es war im März — trat Kumack ins Pfarrhaus. Er war seit jenem Tage, wo er seine Freisprechung durch das Angebot eines neuen Glockenspiels hatte bewirken wollen, nicht mehr da gewesen.

Der Geistliche, der auch inzwischen erfahren hatte, daß man nicht mit dem Kopfe durch die Wand kann, freute sich aufrichtig, den Alten bei sich eintreten zu sehen; er hatte ihn im stillen schon immer erwartet. Zwischen ihm und dem Manne da war ja noch eine alte Rechnung zu begleichen.

Christlieb Leberecht Fürchtegott Kumack blieb an der Tür stehen und drehte die Mütze in der Hand. Der Pastor nötigte ihn ins Zimmer und auf einen Stuhl, dann fragte er, was ihm die Ehre verschaffe.

Der Alte brauchte einige Zeit zum Räuspern und Schnäuzen, dann brach er los:

„Ich kam zu Sie, Herr Paster, und ich wollt' ack — mir han doch heite an achten März wieder, und da dacht'ch nur so, weil doch de Kirche keene neien Glucken nuch ne hat, da dacht'ch, ob'ch am Ende die Glucken schenkte, dacht'ch. — Was würden Sie denn daderzu meenen, Herr Paster?"

Dem Geistlichen schien etwas in die Kehle gekommen zu sein, er schluckte und würgte. Dann trat er vor den Alten hin — der jetzt ganz schlohweißes Haar hatte —, legte ihm die Hände auf die Schultern und sah ihm in die Augen.

„'s is nämlich heute der achte März, Herr Paster! Damals war's a Sunntch, als das passierte — nu Se wissen ja! — Fünf Jahre sein's heite, Herr Paster!"

„Richtig, richtig, Kumack! Es war am Sonntag Okuli vor fünf Jahren."

„Ees wollt'ch Sie noch befragn, Herr Paster;

wenn'ch nu die Glucken schenken tue, alle dreie, kennt'ch hernach den Glucken Namen gahn, welche ich wollte, oder gieht das ne?"

„Namen! Natürlich! Warum denn nicht? Das heißt, wenn es gute christliche Namen sind, Kumack!"

„Nu, ich dacht' ock, weil's duch gerade drei Glucken sen, und ich ha' doch drei Namen, da dacht'ch: se kennten am Ende de gruße Christlieb, de mittlere Leberecht und de dritte, was de kleene is, Fürchtegott tofen. So sein nämlich meine Namen, Herr Paster."

„Das wird sicherlich keine Schwierigkeiten machen, lieber Kumack! Das sind ja wunderschöne Namen, die werden den Glocken nur zur Zierde gereichen. — In Gottes Namen also! Jetzt sind wir auf dem rechten Wege." —

So wurden denn die neuen Glocken angeschafft, und Krummseifenbach bekam ein Glockenspiel, wie weit und breit in der Gegend keine Gemeinde eines besaß. Der alte Kumack erlebte die Glockentaufe selbst nicht mehr; er starb sehr plötzlich an einem Schlaganfall. Und so wurde sein Wort wahr, das er ausgesprochen hatte, als er noch Alleinherrscher war in Krummseifenbach, daß zu seinen Lebzeiten die alten Glocken es versorgen müßten.

Der Pastor aber kam mit den Gemeindevätern dahin überein, daß jedes Jahr am Sonntag Okuli, nach der Predigt, mit allen drei Glocken ein Ehrengeläute zum Gedächtnis des Stifters geläutet werden solle.

Die Rivalen.

Freiherr von Grünau auf Mieszkowo war ein einsamer Junggeselle. — Einsam nicht nur darum, weil er sich nicht hatte entschließen können, zu heiraten, einsam, weil ihm weder Bruder noch Schwester, noch irgend welche nähere Anverwandte lebten, und einsam schließlich auch, weil er in einem gott- und menschenverlassenen Winkel unseres östlichen Vaterlandes wohnte, wo sich, wie das Sprichwort sagt: Wolf und Fuchs „Gute Nacht" sagen.

Flach wie ein Tisch war die Gegend. Der Sand stritt sich mit dem Sumpfe um die Herrschaft im Gelände. Am Horizonte zog sich eine schier endlose, dunkle Linie hin: der Kiefernwald.

Mieszkowo lag auf einer mäßigen Erhöhung, die sich aus der Plattheit der Ebene weithin sichtbar erhob. Das Schloß, von Schlachzitzen erbaut, ein Zeuge vergangener Herrlichkeit, mit stolzem Portal, einer Auffahrt und vorspringenden Flügeln, erhob sich aus einem unordentlichen Haufen von Polackenwohnungen: Lehmbauten mit Strohdächern, die sich aus einiger Entfernung wie Maulwurfshaufen ausnahmen. Abgesondert davon erhob sich eine Gruppe weißgetünchter, ziegelgedeckter Gebäude, von Gärten umgeben, in denen Obstbäume standen und kleine, reinlich gehaltene Blumenbeete nicht ohne Pedanterie abgezirkelt waren. Das war eine Kolonie deutscher Bauern: eine germanische Insel mitten im slawischen Gebiet.

Die Deutschen hatten ihre Kirche. Groß war sie nicht, aber freier, evangelischer Geist schien aus ihren hellen Fenstern zu blicken. Die verstreuten Protestanten aus zehn umliegenden Ortschaften waren hier eingepfarrt. — Nächst dem Schloß war das evangelische Pfarrhaus wohl der stattlichste Profanbau in Mieszkowo. Man hätte denn der Schenke den Vorzug geben müssen; so wenigstens schienen die Polacken zu denken, die tagein, tagaus in der Schenkstube saßen und die dummen Deutschen sich abschinden ließen, den durch langen Raubbau entwerteten Boden in bessere Kultur zu bringen.

Aber auch die Polen besaßen ihre Erbauungsstätte. In einem Flügel des Schlosses war die katholische Kapelle untergebracht, und der Priester, ein Kuratkaplan, hatte nicht weit davon iu einem aus Trümmern der verfallenden Schloßrampe erbauten Häuschen seine Wohnung. — So hatte es der Vater des jetzigen Besitzers übernommen, als er Mieszkowo von einem bankerotten polnischen Edelmann erwarb.

Freiherr von Grünau saß hier seit manchem Jahre. — Früher war er viel im Land umhergefahren zu Diners, Bällen, Gelagen und Jagden. Er hatte beim Tanzen, Trinken, Kartenspiel und Weidwerk seinen Mann gestellt. Aber mit dem herannahenden Alter wurde der Freiherr schwerfälliger. Im Trinken und Essen mußte er sich Maß auferlegen; denn schon meldete sich das Podagra. Aus demselben Grunde war er zum Sport verdorben. Und mit den Frauen — das war so eine Sache! — Früher hatte er manches Glück gemacht; auch jetzt noch blitzten ihn die dunklen Augen polnischer Edelfräuleins verheißungsvoll an. — Aber Grünau war klug genug, um zu verstehen, daß seine kontrakte,

durch Platte und gerötete Nase verunstaltete Persönlichkeit schwerlich so feuriges Begehren hervorrufen könne; solches Entgegenkommen galt vielmehr dem Besitzer von Mieszkowo, der mit zwölftausend Morgen Land und überschüssigem Bargeld unter den verschuldeten Grundbesitzern der Umgegend, als Mann von geordneten Verhältnissen, eine vielbeneidete Stellung einnahm.

Und so zog sich denn Herr von Grünau allmählich von aller Geselligkeit zurück, saß einsam in seinem großen Schlosse, von dem er nur wenige Zimmer bewohnte, und widmete sich der Verwaltung seines Gutes.

Aber Schweine- und Schafzucht, Kartoffel- und Körnerbau vermochten doch nicht Geist und Gemüt dieses Mannes auszufüllen, der lebhaft und aufgeweckt war von Natur und nicht ohne Sinn für höhere Genüsse.

Herr von Grünau fand, daß die beste Zigarre schlecht schmecke, wenn man sie einsam rauchen mußte, und der Bordeaux — zu dem er sich neuerdings bekehrt hatte, weil der Rheinwein zu viel lästige Salze in seinen Gelenken absetzte — glitt ihm auch angenehmer über die Zunge, wenn er ein wenig über Politik und Geschichte, oder über die neuesten Erfindungen und Mordaffären, wie sie ihm die Zeitung vermittelte, plaudern konnte.

Nun waren die gebildeten Leute in Mieszkowo ziemlich dünn gesäet. Außer dem Inspektor und dem Schulmeister konnten da nur noch die beiden Geistlichen, der evangelische und der katholische, in Frage kommen.

Mit diesen beiden Herren saß denn der Freiherr auch manchen Abend beisammen, im großen Bankettsaal, beim Marmorkamine. — Manch wilderes Gelage als dieses zahme Konvivium hatte der Raum schon gesehen, so in den Tagen der Jagellonen und später.

Aber diese drei Wackeren vertrieben sich die Zeit auch nicht schlecht bei gutem Wein, echten Zigarren und einer Unterhaltung, die bald ernst war, bald launig, häufig auch belehrend, und auf alle Fälle einen angenehmen Zeitvertreib für die Beteiligten bedeutete. Manch liebes Mal trennte man sich erst, wenn bereits die Morgendämmerung über die östlichen Steppen und Sumpfflächen heraufkam.

Gestritten wurde selten, und gab es ja einmal Meinungsverschiedenheiten, so regten sie doch nicht die Gemüter allzu tief auf, denn Grünau hatte, mit Rücksicht auf die Geistlichen beider verschiedenen Konfessionen, in weiser Vorsicht ein für allemal das Thema Religion ausgeschlossen. Und da dieses heikle Gebiet eingezäunt war, konnte man sich auf den weiten Gefilden menschlichen Wissens um so lustiger tummeln. Das geschah denn auch um so zwangloser, als diese drei auf eine Scholle zusammengeworfenen Männer wie von Natur dazu geschaffen waren, einander zu ergänzen und zu unterstützen.

Der Freiherr war ein Mann von schönen Gaben, die nicht ausgenutzt waren, aber auch nicht völlig brach gelegen hatten. Er war in seiner Jugendzeit viel gereist. Das Paris zu Napoleons III. Präsidentenzeit hatte er so genau gekannt wie jetzt seinen Schweinestall in Mieszkowo. — Gleichsam unter einer Decke lagen all diese alten Geschichten bei dem alternden Junggesellen. Ein wenig eingerostet war er und verbauert, aber wenn er die nötige Anregung gefunden — was gewöhnlich bei der zweiten Flasche eintrat —, konnte er witzig werden und manches Interessante aus der Vergangenheit auskramen.

Der evangelische Pfarrer war ein Mann von ge-

diegenem Wissen, nicht bloß auf theologischem Gebiete. Er konnte noch jetzt seinen Homer, Sophokles und Horaz zitieren. Leider neigte er ein wenig zum Doktrinär, hörte sich gern sprechen und liebte es, mit pastoraler Salbung seine Weisheit an den Mann zu bringen. Aber bei den beiden anderen war er da an die rechten gekommen; sie verstanden es, seiner Beredsamkeit, wenn sie sich allzusehr ausbreiten wollte, mit guter Laune die Flügel zu stutzen.

Der katholische Kaplan war ein Pfiffikus. Die Tonsur saß bei ihm auf einem Kopfe voller Raupen und lustiger Einfälle. Gelernt hatte er nicht allzuviel, aber sein Mutterwitz traf darum doch den Nagel viel häufiger auf den Kopf, als die pedantische Gelahrtheit des evangelischen Klerikers. Die kupferne Färbung seiner Nase wetteiferte mit der des Junkers. Aber bei seinen Beichtkindern tat ihm das keinen Schaden, die besaßen Verständnis für so etwas. Seine Gemeinde hatte der Kaplan ganz gehörig im Zuge.

Die Harmonie zwischen den beiden Konfessionen war in Mieszkowo bisher nicht ernstlich gestört worden. Die beiden Geistlichen lebten in Frieden nebeneinander; das Bindeglied war der Freiherr und die gemütlichen Abende auf dem Schlosse.

Grünau selbst war evangelisch. Zwar machte er den beiden Klerikern gegenüber kein Hehl daraus, daß er im Grunde vom Glauben nicht allzuviel halte; aber er besuchte das evangelische Gotteshaus des Ortes, dessen Patron er wahr, allsonntäglich, wohl um des guten Beispieles willen und aus Rücksicht für seinen Freund, den Pfarrer. Auch hatte der Freiherr seinen kirchlichen Sinn schon anderweit aufs deutlichste dargetan, indem er zur würdigeren Ausschmückung des

Gotteshauses eine Geldspende gemacht und auch gelegentlich seinem Pfarrer gegenüber Andeutungen hatte fallen lassen, daß er später noch weitere Dotationen vorzunehmen gedenke. Dem katholischen Gottesdienste, obgleich die Kapelle im Schlosse gelegen war, hielt sich der Freiherr, als Protestant, fern. —

Der Friede, der in dieser Weise eine Zeitlang zwischen den beiden Konfessionen und ihren Dienern in Mieszkowo bestanden hatte, und der allen nur zu Nutz und Frommen gewesen war, erlitt jedoch seine Erschütterung, — gesprengt ward ein für allemal das traute Konvivium der drei Männer im Bankettsaale.

Das kam so:

Zum Unterschiede von den beiden anderen Genossen besaß der evangelische Pfarrer eine Frau.

Schon lange waren der Frau Pastorin die abendlichen Zusammenkünfte auf dem Schlosse ein Dorn im Auge gewesen. Sie fand in dem späten Nachhausekommen ihres Gatten eine unverantwortliche Verletzung der ehelichen Pflichten. Ein wahrer Greuel in ihren Augen waren von jeher die Sitten des Freiherrn gewesen. Und leider, es muß ausgesprochen werden, sie waren etwas locker, die Sitten des Junkers. Wer wollte es einer wohlanständigen Pfarrfrau verdenken, daß sie alles tat, um der Ansteckung ihres Eheherrn durch lasterhaftes Beispiel vorzubeugen? —

Es war schon früher gemunkelt worden, daß Herr von Grünau mit diesem oder jenem weiblichen Wesen im Dorfe zarte Beziehungen aufrecht erhalte — Genaues jedoch wußte man nicht. Einem einzelnen Herrn wird leicht etwas nachgesagt. Sicher ist, daß das Herz des Junkers, trotz seiner Jahre, nicht frei war von Schwächen und Torheiten.

Eine neue Wirtschafterin kam aufs Schloß. Raphaela hieß sie; mit weißem, ovalem Gesicht und den schönen, dunklen Augen der polnischen Rasse. — Und nun ereignete sich eine sehr menschliche Geschichte. Zwei Kinder gebar Raphaela ihrem gnädigen Herrn, einen Knaben und zwei Jahre darauf ein Mädchen.

Der Frau Pastorin war das außer dem Spaße. Sie stammte aus anständiger Familie — Kreissekretär war ihr Vater gewesen, was sie gern erzählte —, sie wußte daher, was sich gehörte. Drei Töchter saßen ihr daheim. Hübsch waren diese Mädchen nicht, aber sittsam; das Haus eines jeden Edelmanns hätten sie geschmückt, wenn sich ein solcher nur um sie hätte bewerben wollen. —

Der evangelische Pfarrer hatte anfangs ein Auge zugedrückt zu dem Tun und Lassen des Freiherrn. Er wußte warum. Der Junker hatte seinen Kopf für sich und ließ sich von niemandem in seine Privatangelegenheiten hineinreden. Aber die Frau Pastorin lag ihrem Gatten in den Ohren, bohrte so lange, bis er schließlich, wenn auch mit schwerem Herzen, daran ging, dem Freiherrn Vorstellungen über seinen Lebenswandel zu machen.

Der Pfarrer kam nicht weit mit seiner Moralpredigt. Herr von Grünau erklärte ihm rundweg, er möge sich gefälligst um seine eigenen Angelegenheiten kümmern.

Von da ab trat eine Abkühlung ein zwischen dem Pfarrer und dem Besitzer von Mieszkowo. Seltener und seltener wurde der Geistliche aufs Schloß gebeten. Wenn er zum Freiherrn kam, war es nicht mehr das alte gemütliche Verhältnis. Er hatte das Gefühl, als warteten die beiden anderen nur auf sein Gehen, um

sich über ihn lustig zu machen. In den zwinkernden Schalksaugen des Kaplans funkelte etwas wie triumphierender Hohn. Der Pfarrer fühlte sich unbehaglich in dieser Gesellschaft, und so blieb er allmählich ganz weg, nicht ohne schwere Bekümmernis im Herzen zu empfinden.

Dieser Zwist mit seinem Patronatsherrn hatte manchen schönen Plan für den Geistlichen zerstört. Unter anderem wurde die Dotation, welche Herr von Grünau der evangelischen Kirche in Aussicht gestellt hatte, in Frage gestellt. Wer weiß, was der Kaplan im Schilde führte! Diesen römischen Füchsen konnte man ja nie über den Weg trauen.

Der Kaplan hatte jetzt Oberwasser. Öfter denn je war er auf dem Schlosse zu finden. Freier und lustiger gestalteten sich jetzt die Abende, seit der steifleinene Doktrinär gegangen, und mancher Witz wurde auf seine Kosten gemacht. Jetzt waren sie unter sich und sprachen dem Weine stärker zu als früher. — Die Gicht des Junkers wurde schlimmer, und das Pfäfflein ward manchmal in einem Zustande gesehen, welcher der Würde seines Amtes nicht durchaus entsprach.

Der evangelische Geistliche dachte gar manches Mal, wenn er mit seiner energischen Ehehälfte und den zur Altjungferschaft heranreifenden Töchtern des Abends beisammensaß und von den Frauen gar mancher Stich mit der Nadel ins Zeug und nicht minder mit den spitzen Zungen in die Haut des Familienoberhauptes geführt wurde —, wie oft gedachte der Arme da der angenehmen Stunden, die er bei flackerndem Kaminfeuer im herrschaftlichen Bankettsaale, bei trefflicher Unterhaltung verbracht hatte.

Häufiger aber noch als die Wehmut regte sich die

Galle bei ihm, wenn er sah, wie der katholische Geistliche mehr und mehr in die Gunst des Freiherrn hineinwuchs.

Überall glaubte er jetzt den Einfluß des Rivalen zu spüren. Des Freiherrn und Raphaelas Kinder waren nach der Konfession der Mutter katholisch getauft worden. Kein Zweifel, das war das Werk des Kaplans.

Der Pfarrer wollte vor Neid vergehen. Jener saß so recht an der Quelle; jederzeit durfte der Kaplan mit dem Freiherrn verkehren, der für ihn, seinen eigentlichen Beichtvater, nur noch in Geschäften zu sprechen war. — Die Rittergutsloge in der evangelischen Kirche war jetzt häufig leer. Eines Tages wurde dem Pfarrer eine Nachricht hinterbracht, die ihn geradezu erschreckte: Der Freiherr war in der katholischen Kapelle zur Messe gesehen worden.

Jetzt wurde die Sache ernst. Der Pfarrer glaubte nun zu verstehen, worauf es der andere absehe. Das wäre der Gipfel der Schmach gewesen, wenn es seinem Rivalen gelang, den alternden Junker zum Konvertiten zu machen. Welch peinliches Aufsehen mußte ein solcher Fall erregen! Was würde die hohe evangelische Kirchenbehörde dazu sagen! — Und womöglich fiel dann die schöne Dotation, die er bereits als sicheres Erbteil seiner Kirche angesehen, dem Gegner zu.

Entrüstung, Ärger und Neid wuchsen in der Seele des Pfarrers, verstärkt durch das Gefühl völliger Ohnmacht.

Am schwersten erschien es ihm, das Benehmen des Kaplans zu ertragen. Man konnte es nicht vermeiden, sich hin und wieder zu sehen in dem kleinen Orte. Der katholische Priester floß bei solchen Gelegenheiten stets von Freundlichkeit über, fragte mit der ernstesten Miene

der Welt nach dem Befinden Hochwürden des Herrn Bruders. Ja, der Erzschelm brachte es fertig, den anderen wegen seiner gelben Farbe zu bedauern und ihm ein kräftiges Tränklein anzuempfehlen.

So gingen wieder mehrere Jahre ins Land. Die drei Männer wurden älter, aber nicht glücklicher und besser. Der Freiherr war inzwischen ein siecher Mann geworden. Raphaela hatte schwere Tage bei der Pflege; denn er war ein schwieriger und eigensinniger Kranker.

Das feiste Gesicht des Kaplans schimmerte ins Violette, und sein evangelischer Amtsbruder wartete in freundlicher Gesinnung längst darauf, daß der Rivale ein Ende mit Schrecken nehmen werde.

Und so kam es auch. — Als einige seiner Beichtkinder eines Morgens bei dem Kaplan eintraten, um ihn zu einer Totenmesse abzuholen, lag er im Bette und rührte sich nicht. Die Braven dachten, Hochwürden habe seinen letzten Rausch noch nicht ausgeschlafen, und zogen sich ehrfurchtsvoll zurück. Aber als sie nach einigen Stunden zurückkamen und ihr Hirte lag noch immer in derselben Ruhe, lang ausgestreckt, die sonst so rote Nase unheimlich bleich, da merkten sie es: Gott der Herr hatte ihn zu sich genommen.

Tränen aufrichtigen Schmerzes wurden dem dicken Kaplan nachgeweint. Er war doch ein lieber Mann gewesen, leutselig, auf das Wohl seiner Herde bedacht und kein Spaßverderber. Für den Freiherrn bedeutete sein Tod einen herben Verlust. Es ging von da an bergab mit seiner Laune und seinem Befinden; die Gesellschaft des lustigen Zechgenossen fehlte ihm.

Nur einer freute sich über diese Wendung der Dinge und sah darin deutlich den Finger Gottes: der Pfarrer. — Sein Rivale war vom Kampfplatze ab-

gerufen, der dämonische Einfluß des römischen Priesters über den Gutsherrn ein für allemal beseitigt. Nun sollte der evangelische Weizen wieder zur Blüte kommen.

Bei einem gelegentlichen Besuche auf dem Schlosse fand der Geistliche den alten Herrn zugänglicher als sonst. Die Jahre hatten auch an ihm gearbeitet. — Ein alter Praktikus, wie der Pfarrer von Mieszkowo, wußte nur zu gut: den Tod vor den Augen werden auch die hartgesottensten Sünder weich. Jetzt galt es nur, mit Vorbedacht vorgehen, um diesen alten Wolf mit stumpfen Zähnen einzufangen. Der Pfarrer hatte auch etwas gelernt von dem verstorbenen Rivalen; mit römischen Mitteln, fein und vorsichtig, wollte er diesmal operieren.

Das Glück schien ihm günstig. Der junge Kaplan, der an die Stelle des Hingeschiedenen trat, sah nicht wie ein gefährlicher Rivale aus. Er war klein, von dürftiger Figur und machte einen bescheidenen, ja geradezu dürftigen Eindruck.

„Der trübt kein Wässerchen!“ dachte der Pfarrer bei sich und schmunzelte selbstzufrieden, im vollen Bewußtsein seiner Überlegenheit solcher Grünheit gegenüber.

Das Ende des alten Herrn von Grünau nahte inzwischen mit schnellen Schritten heran, ein wenig zu schnell für die Pläne des Geistlichen. Er hätte gern etwas mehr Zeit gehabt, die Seele des Sterbenden auf das Jenseits vorzubereiten.

Häufig, wenn er aufs Schloß kam, hieß es, der Kranke könne heute niemand sehen, und wenn er es glücklich einmal durchgesetzt hatte, an das Lager des Freiherrn zu gelangen, war Raphaela stets im Zimmer. — Der Kranke selbst war meist in stumpfe Apathie versunken; der Pfarrer konnte daher nicht feststellen, welchen

Eindruck seine Tröstungen und gelegentlichen Mahnungen auf ihn hervorbrachten.

Die Dinge wollten nicht recht vorwärts rücken. Und dabei war doch Gefahr im Verzuge. Wenn man sich nicht dazu hielt, so starb der Mann in seiner Sünden Blüte, ohne Reue und Buße. — Und an wen dann seine irdische Habe fallen würde, war auch noch eine offene Frage. — Ob er bereits sein Testament gemacht? — Und wen mochte er darin bedacht haben? — Ob er sich seines Versprechens, die Dotation der evangelischen Kirche betreffend, wohl noch entsann? Das waren Dinge, die dem Pfarrer viel im Kopfe umhergingen.

So beschloß er denn, einen Hauptsturm zu wagen. Er stärkte sich durch Gebet und ging aufs Schloß. Seiner Frau hatte er hinterlassen, sie solle ihm den Talar und die heiligen Gefäße sofort nachschicken, sobald er durch Boten darum bitten lasse.

Auf dem Schloßhofe schon merkte er, daß heute etwas Besonderes vorgehe. Die Leute liefen in großer Aufregung durcheinander. Es stehe ganz schlimm mit dem Herrn, erfuhr er auf seine Fragen. — „Nun gilt's!" dachte er bei sich und schickte den Boten an seine Frau ab.

Während er die steinernen Treppen zum ersten Stock emporstieg, überflog er noch einmal schnell die Worte, mit denen er dem Sterbenden ins Gewissen zu reden gedachte. Seit Wochen bereits trug er sie mit sich herum. Der Hinweis auf das Jenseits: die Freuden des Himmels für den Bußfertigen, die Strafen der Hölle für den Verstockten. Und dann mit einem feinen Übergange — auf den er sich nicht wenig einbildete — die ernste Mahnung an den Sterbenden, von allem Irdischen jetzt Abschied zu nehmen, von Geld und Gut, das er ja doch hienieden zurücklassen müsse —, sein

Haus zu bestellen und auch der Kirche nicht zu vergessen, der er in seinem Leben angehört. — Sanft und voll Schonung wollte er zu Anfang sprechen, aber wenn sich der Sterbende harthörig zeigen sollte, scharf und eindringlich. Nur keine falsche Sentimentalität jetzt! Es galt ja einem guten Zwecke. —

Die Tür zum Krankenzimmer war nur angelehnt. Der Pfarrer blieb einen Augenblick stehen; von drinnen hörte er Weinen und Schluchzen. — Er trat ein.

Befremdet blickte er auf eine seltsame Gruppe. Herr von Grünau lag in seinem Bette mit geschlossenen Augen. Hinter dem Lager, aufgerichtet, stand der junge Kaplan im Ornate. Auf dem Boden kniete Raphaela zwischen ihren beiden Kindern. —

Unserem Pfarrer wurde eigentümlich zumute. Was war hier vorgegangen?

Stark aus dem Konzepte gebracht, näherte er sich der Gruppe. — Stotternd erklärte er, daß er gekommen sei, dem Sterbenden die letzte Speisung zu bringen, falls er danach Verlangen trage.

Der junge Kaplan, dem in diesem Augenblicke von Schüchternheit durchaus nichts anzumerken war, lächelte unmerklich. Dann, mit ernster Miene, sagte er: „Der Freiherr von Grünau ist soeben von Gott dem Allmächtigen abgerufen worden." — Raphaelas und der Kinder Schluchzen bestätigte das Wort.

„Und — und — — So ist er ohne Tröstung dahingefahren!"

„Mit nichten, Herr Pfarrer!" meinte der junge Kaplan mit weich schmiegsamem Organe. „Er hat das heilige Abendmahl aus meinen Händen empfangen — ist absolviert und mit der letzten Ölung versehen worden."

„Aber — er war Protestant —!"

„Freiherr von Grünau hat auf dem Sterbebette unseren Glauben angenommen.“

Der evangelische Geistliche machte in diesem Augenblicke kein besonders geistreiches Gesicht.

Was blieb ihm anderes übrig, als sich darein zu finden? Der Freiherr war tot. Wer wollte den römischen Fuchs Lügen strafen? — Der Kaplan ließ sich, unbekümmert um die Gegenwart des anderen, neben der Leiche auf die Knie nieder und stimmte ein lateinisches Gebet an.

Der evangelische Geistliche hielt es für geraten, zu gehen. Auf der Treppe traf er auf seinen Küster mit Ornat, Kelch und Hostienbüchse. Er hieß ihn umkehren.

Kleinlaut begab er sich nach Haus. Er hatte den Kürzeren gezogen. Rom hatte wieder einmal gesiegt.

* * *

Ein paar Tage darauf stand es in allen Blättern der Provinz zu lesen:

„Auf Schloß Mieszkowo verstarb Herr Karl Friedrich Freiherr von Grünau. Kurz vor seinem Tode zum römischen Glauben übergetreten, ist er, mit den Gnadenmitteln der katholischen Kirche versehen, selig entschlafen. Sein nicht unbedeutendes Vermögen hat der Verstorbene zur Hälfte seiner getreuen Wirtschafterin und Pflegerin vermacht, zur anderen Hälfte für die Begründung einer selbständigen katholischen Kirche in Mieszkowo bestimmt.“

Eine Partie Skat.

Vor dem Gasthof zum Erbgericht hielt ein Einspänner. Zwei Herren entstiegen ihm: der Forstassessor Bachholz und der Forstassistent Willich. Sie waren mit Lohngeschirr von der nächsten Eisenbahnstation gekommen, die immerhin ihre guten drei Stunden von dem weltabgeschiedenen Erzgebirgsdorfe entfernt lag.

Der Wirt stand vor der Tür, die beiden Herren erwartend. Sie hatten schon im voraus Quartier bestellt. Nicht zu seinem Vergnügen war der elegante Forstassessor in diesen von aller Kultur abgeschnittenen Waldwinkel gereist. Die Königliche Forsteinrichtungsanstalt hatte ihn entsandt, die Waldungen eines dortigen Rittergutes, auf Ersuchen des Besitzers, zu vermessen, einzuteilen und den forstgerechten Betrieb, wie in den Staatswaldungen, einzurichten.

Der Assessor prüfte das Erbgericht mit kritischen Blicken. Besonders komfortabel sah es nicht aus. Bachholz war verwöhnt. Während der letzten zwei Jahre hatte er in Dresden auf dem Bureau gearbeitet und sich mit dem Gedanken befreundet, von der Regierung nicht wieder „auf die Dörfer" geschickt zu werden. Ihm paßte die Verbannung gar nicht. Mindestens zwei Monate würde es dauern. Und er, der sich eben verlobt hatte . . . Es war dem jungen Manne nicht zu verdenken, daß er sein neues Heim mit keineswegs wohlwollenden Blicken musterte. Er bemerkte sofort, daß das zweite Stockwerk nicht einmal massiv war,

sondern nur aus Fachwerk bestand. Lärm würde es auch geben; eine Kegelbahn lief im Garten hin. Aus einer offenstehenden Tür drang der weichliche Geruch von geschlachtetem Schwein. Also Fleischerei auch noch! Die versteckten Reize des dicht am hohen Fichtenwalde gelegenen Häuschens, mit seinen Lindenbäumen und der Jelängerjelieberlaube im Gärtchen, übersah Bachholz in seiner schlechten Laune vollständig.

Jeder der Herren habe sein besonderes Zimmer, erklärte der Wirt, und ging daran, das Gepäck ins Haus zu schaffen, mit Hilfe einer Magd, die gleichzeitig die Kühe zu melken, die Schweine zu füttern und die Zimmergäste zu bedienen hatte. Der Assessor führte mehrere fein aussehende Lederkoffer mit sich, wie der Wirt feststellte; überhaupt schien er ein „nobler Herr" zu sein. Sein ganzes Auftreten, seine deutlich zur Schau getragene Unzufriedenheit mit allem im Hause, mit der ausgetretenen Holztreppe, der niedrigen, schlecht gelüfteten Stube, dem kurzen Bett, der durchgelegenen Matratze, dem wackeligen Waschtisch — die Unzufriedenheit mit all diesem bestätigte dem erfahrenen Wirte, daß er hier einen Gast bekommen habe, der ihm Geld einbringen würde. Er konnte sich das Mäkeln des Assessors in Seelenruhe mit anhören. Der mußte seine acht Wochen doch im Erbgericht aushalten; es gab ja auf Meilen im Umkreise keine weitere Unterkunft.

Allerhand Gegenstände entwickelten sich aus dem Koffer des Assessors, wie sie die einsame Waldschenke seit ihrem mehr als hundertjährigen Bestehen schwerlich gesehen hatte. Da kam eine Badewanne aus Guttapercha zum Vorschein, ein amerikanischer Rasierhobel, Bartbinde, Etuis mit Scheren, Bürsten, Feilen, Flakons, Büchsen, Fläschchen und viele andere Werkzeuge, die

der Wirt anstarrte, als seinen es Raritäten aus einem anatomischen Museum. Später abends betrachteten die Mägde die Schönheitsrüstkammer des neuen Gastes mit frommem Erschauern. Wenn man aber auch ein so auserlesen schmucker Mann war, wie der Herr Forstassessor, mit steif ausgezogenem Schnurrbart, mit langen rosa Fingernägeln und einem Scheitel, der pomadisiert bis hinab ins Genick führte! . . .

Sein Begleiter, der Forstassistent, stach gegen solche Feinheit allerdings bedeutend ab. Er hatte ein einziges Köfferchen mitgebracht, das zum Teil gefüllt war mit Vermessungsinstrumenten und kartographischem Material. Er trug Lodenkleidung und derbe Wasserstiefeln, wie man sie im Forste brauchen kann. Der Assistent war zufrieden mit Zimmer und Bett und wurde vom Wirt deshalb mit gebührender Verachtung gestraft; der würde sicherlich keine Extraausgaben machen!

Nach einiger Zeit erschienen die Herren im Gastzimmer. Es war Dämmerstunde, und man bestellte das Abendessen. Der Assessor war, wie der Wirt vorausgesehen hatte, mit keinem Vorschlage zufrieden, verlangte Leckerbissen, die in diesem Gebirgswinkel nicht einmal dem Namen nach bekannt waren. Schließlich mußte er sich doch mit dem begnügen, was im Hause war.

Die Vorbereitungen zum Abendessen ließen den beiden Fremden vollauf Zeit, sich im Zimmer umzusehen. Da prangten allerhand Kuriositäten, die einem sinnigen Gemüte Stoff zum Denken geben konnten. Vor allem durch reichen Bilderschmuck zeichnete sich die geräumige Gaststube aus. Ein früherer Wirt des Erbgerichts mochte Verehrer des ersten Napoleon gewesen sein; mannigfache Ereignisse aus dem Leben des Korsen waren da in schreiender Farbenpracht dargestellt, mit

jenem trivialen Naturalismus, der dem kleinen Manne die Haut mit einer angenehmen Gänsehaut überzieht. Der „Brand Moskaus“ war ein Prachtstück. Wie ein Strohfeime, lichterloh, brannte der Kreml, die langen, gelb und rot gemischten Feuergarben züngelten nach dem Kaiser hinüber, der mit düsterem Gesichte in echter Napoleonsattitüde, die Arme über der Brust verschränkt, in den Höllenpfuhl hineinstarrte. Noch eine andere Spezialität wies die Bildersammlung des Erbgerichts auf: Jagdstücke. Wohl den Jägern und Forstleuten zu Ehren, die in dieser waldreichen Gegend zahlreich sind. Da hing ein äußerst groteskes Bild: des Jägers Traum. Die Tiere des Waldes bewaffnet, wie sie Jagd machen auf den Jägersmann. Der Hase mit der Doppelflinte, der Fuchs mit der Büchse, der Rehbock mit dem Weidmesser, und vor ihnen, flüchtig, Jäger und Meute. Da war auch das Bild eines verstorbenen Landesherrn, als Nimrod. Der König in Jagdrock und Mütze, der Oberforstmeister vor ihm, Kopfbedeckung in der Hand, den Streckenrapport gebend, hinter dem gemütlich lächelnden Fürsten das Gefolge und die Jägerei.

Assessor Bachholz gähnte, nachdem er diese Sehenswürdigkeiten zur Genüge betrachtet hatte, und erkundigte sich nach den Gästen, die hier allabendlich verkehrten. Der Wirt zählte die Honoratioren der Umgegend auf. „Gibt's denn wenigstens eine Partie Skat hier?“ fragte Bachholz. Der Wirt beeilte sich zu versichern, da könne Rat werden, denn sowohl der Herr Schulmeister wie der Herr Förster seien leidenschaftliche Skatspieler. „Apropos, Sie spielen doch Skat?“ fragte der Assessor den Assistenten. „Ziemlich schlecht!“ meinte der. „Mit was soll man denn sonst seine Abende in diesem traurigen Lokal zubringen?“ rief Bachholz und versank in ein-

gehende Betrachtung des rosigen Nagels an seinem abgesperrten kleinen Finger.

Der Assessor trug dem Assistenten gegenüber eine gewisse patronisierende Überlegenheit zur Schau, wie es seiner höheren sozialen Stellung — er war Reserveoffizier, der andere beim Unteroffizier stecken geblieben — und seiner größeren Feinheit zukam. Der Assistent nahm das in Ruhe hin, ohne sich gedrückt zu fühlen. Er war eine von den seltenen Naturen, die sich an ihrem natürlichen Wesen genügen lassen und gar nicht den Wunsch hegen, etwas anderes darzustellen, als was sie sind.

Das Abendessen kam. Kartoffeln in der Schale, marinierter Hering, sauere Gurke, aufgeschnittene Blutwurst, Kümmelkäse und Butterbrot. Dazu Böhmisch Bier.

„Stahl!" rief der Assessor und betrachtete Messer und Gabel mit entsetzter Miene. „Ekelhaft! Werde das meiner Braut schreiben." Der Assistent gab sich mit dergleichen Betrachtungen nicht ab, er schlug eine tüchtige Klinge, und der Assessor, der einsehen mochte, daß noch so vieles Seufzen hier nichts ändern könne, machte es seinem Kollegen schließlich nach und hieb ein.

„Da kommt auch schon der Herr Förster," sagte der Wirt vom Fenster aus.

„Welcher Förster?" fragte der Assessor kauend.

„Nu, Förster Ruhland vom Stadtforst."

„Ruhland!" wiederholte der Assessor und legte Messer und Gabel weg.

„Nu ja doch! Der alte Ruhland!"

Der Assessor fragte mit einer gewissen Hast, wie lange Förster Ruhland in der Gegend sei. Der Wirt rechnete nach. „Jahre acht, neun können's sein. Er kam

damals aus dem . . . schen.“ Er nannte einen entfernten Landesteil.

Der Assistent wunderte sich über das eigentümliche Benehmen seines Kollegen, der unruhig auf seinem Stuhle hin und her rückte. „Herr Förster Ruhland kommt jeden Abend hierher,“ meinte der Wirt.

Assessor Bachholz war aufgestanden. Er erklärte, daß er oben etwas vergessen habe, wandte sich und eilte zum Ausgange. Aber gerade als er die Tür erreicht hatte, wurde sie von außen geöffnet; ein langer, graubärtiger Forstmann erschien auf der Schwelle. Die beiden Männer rannten fast gegeneinander.

„Pardon!“ sagte der Assessor. Der Alte blickte fürs erste mit gleichgültigen Augen auf den Assessor, der wie erstarrt auf den Fleck gebannt vor ihm stand. Dann plötzlich kam Leben in das gefurchte Angesicht. Ein unbeschreiblicher Zug wetterte um die Nasenwinkel des Alten. Seine Augen, tief im Kopfe gelagert, unter grauen, buschigen Brauen, schienen zufassen zu wollen wie zwei Bracken. Der Mund, fast ganz im grauen Bart verborgen, arbeitete.

Der Assessor stand mit dem Rücken ins Zimmer. Er mußte die Fassung völlig verloren haben; er machte schnell hintereinander vor dem Alten einige sehr wenig angebrachte Verbeugungen. „Pardon, ich — ich wußte gar nicht! . . . Herr Ruhland, das ist wirklich ein ganz eigenartiges Zusammentreffen!“

Der Alte holte ein paarmal tief Atem, wobei er den Blick nicht von dem anderen ließ.

Der Assessor, der scheinbar nach einem Gesprächsthema haschte, das ihm über seine Befangenheit weghelfen solle, erklärte wortreich und sich häufig versprechend, welcher Auftrag ihn in diese Gegend führe. „Wirklich

merkwürdig!" rief er schließlich, „höchst merkwürdig! Daß wir uns hier wieder treffen, Herr Ruhland. — Nach so vielen Jahren. — Wie lange ist es doch gleich her, daß ich in Bastelwitz war als Kandidat? Neun Jahre — nicht wahr? — Wie doch die Zeit vergeht! — Aber Sie haben sich prächtig gehalten; noch ganz der Alte! Als ob's gestern gewesen wäre, wirklich! Freut mich ungemein! — Wirklich, freut mich ungeheuer! —"

Der Alte sagte nicht viel; kaum daß er auf die Reden des jungen Mannes zu hören schien. Er machte sich mit seiner Büchse zu schaffen, die er von der Feuchtigkeit, mit der sie an dem regnerischen Aprilabende beschlagen war, reinigte, um sie dann sorgsam an einem aus gekrümmten Rehtritten hergestellten Aufhänger vermittelst des grünen Tragbandes anzuhenken. Dann besorgte er seinen Hund, einen braunen Teckel mit grauer Dachskrause, und begab sich zum Wirt an den Schenktisch, um seine Bestellung zu machen.

„Eigenartiges Zusammentreffen!" sagte Assessor Bachholz derweilen zu seinem Kollegen, dem Assistenten. „Denken Sie, ich war vor Jahren als ganz junger Forstkandidat in Bastelwitz, auf einer königlichen Oberförsterei. Auf dem Nachbarrevier war Herr Ruhland Förster. Ich ging oft bei ihm auf den Rehbock. Ich kann sagen, während des halben Jahres, wo ich in Bastelwitz war, habe ich mit dem Alten da beinahe täglich verkehrt. Und nun treffen wir uns hier wieder. Die Welt ist doch wirklich sehr rund!"

„Und haben Sie sich denn seitdem nie wieder gesehen?" fragte der Assistent.

„Nie wieder! Das ist ja eben das Merkwürdige! Nicht einmal etwas gehört habe ich von dem alten Ruhland — wie das eben so geht in der Welt."

„Nun, da können Sie ja hier die Bekanntschaft erneuern."

„Ja, das will ich auch — das will ich auch!"

Förster Ruhland hatte sich in einer fernen Ecke niedergelassen. Scheinbar ganz mit seinem Hunde beschäftigt, der aus einem irdenen Schüsselchen suppte. Er war ein knorriger alter Mann. Einem flechtenbehangenen Lärchenstamme glich er mit dem Gelbgrau seines Haupt- und Barthaares, das von dem verwitterten Gesichte nicht allzu viel unverdeckt ließ.

Der Wirt kam zu den beiden Fremden an den Tisch, mit dem Daumen über die Schulter weisend, sagte er halblaut: „Das ist nämlich der Herr, von dem ich vorhin sagte, daß er auch Skat spielen tut."

„Brauchen Sie mir nicht zu erzählen!" rief der Assessor, „mit dem Alten habe ich schon manches Spielchen gemacht." — „Nun, da wissen's der Herr Forstassesser am Ende auch, daß Herr Ruhland ä bißchen grob is — manchmal." — „Kenne ihn, kenne den alten Isegrimm. Besinne mich noch ganz gut auf alle seine Redensarten und Skatflüche. Gott, die Zeiten, die Zeiten! . . . Wenn ich denke damals die Abende mit Ruhland und dem Oberförster. Ich als ganz junges Kerlchen dazwischen, und die beiden alten Kerle, einer immer gröber als der andere . . . Was man nicht alles schon durchgemacht hat!" — Wenn der Assessor vorher eine unverkennbare Befangenheit an den Tag gelegt hatte, so schien er inzwischen seine Fassung wiedergewonnen zu haben. Er war wieder ganz der alte: selbstbewußt, überlegen, ein wenig übermütig sogar.

„Bester Herr Ruhland!" rief er dem alten Manne zu. „Wollen Sie denn nicht aus Ihrer Ecke vorkommen und sich zu uns hierher setzen?"

„Ich sitze hier gut!" meinte der Förster, kurz angebunden, mit einer Stimme, die tief und voll wie eine Baßtrompete klang.

„Immer noch der alte!" flüsterte Bachholz dem Assistenten zu. „Grob wie Bohnenstroh!"

In diesem Augenblicke trat ein neuer Gast ins Zimmer. Ein kleines Männchen im schwarzen Rock mit grauer Schirmmütze, glatt rasiertem spitzen Gesicht, klugen, funkelnden Äuglein, in seinen Bewegungen flink wie eine Maus. „Guten Abend, die Herren!" Mit schnellem Blick überflog er die beiden Fremden, ging zum Förster, der seinen Gruß mit mürrischem Brummen beantwortete, und verhandelte dann mit der Wirtin hinter dem Schenktisch; offenbar ließ er sich über die Personalien der beiden Neuangekommenen unterrichten.

„Das war der Herr Kantor," erklärte der Wirt. „Der is auch kee Feind von ener Partie Skat."

„Da wären wir ja zu vieren," meinte der Assessor, „wenn sich Herr Ruhland bewegen läßt."

„Das wer ich besorgen!" erklärte der Wirt. Er wußte es zu schätzen, wenn sich ein Spielchen zusammenfand; denn er hatte die Erfahrung gemacht, daß die Gäste dann lange beisammen blieben und reichlich tranken.

Der Förster wollte nicht, wie man aus den ärgerlichen Tönen schließen konnte, die aus der Ecke herüberklangen. Der zähe Wirt ließ jedoch nicht locker. Schließlich wurde auch noch der Kantor zu Hilfe gerufen, dessen zirpendes Stimmchen sich in die tiefen Baßtöne des Forstmannes mischten.

Der Assessor horchte scharf hinüber auf das, was da verhandelt wurde. Plötzlich stand er auf und blieb mit einer Verbeugung vor der Gruppe stehen. „Bester Herr Ruhland, wollen Sie uns nicht das Vergnügen

machen! Mein Kollege würde sich auch sehr freuen, Sie kennen zu lernen. Ich dächte, die grüne Farbe sollte überall zusammenhalten. Tuen Sie mir's doch zu Gefallen aus alter Freundschaft! Wir frischen die alten Erinnerungen dabei auf, Herr Ruhland!"

Es war ein eigentümlicher Blick, mit dem der Graukopf den jungen Mann aus dunklen Augenhöhlen heraus anblitzte — prüfend, verachtend! — Er runzelte die Stirn, nahm hastig ein paar Züge aus der Pfeife; dann plötzlich veränderte sich sein Mienenspiel. Als hätte er sich eines Besseren besonnen, nickte er mit dem Kopfe und erklärte sich bereit, an der Partie teilzunehmen.

Der Förster erhob sich in seiner ganzen hageren Länge und rief nach der Magd. „Die Anna soll mal gleich aufs ,Forsthaus laufen. Heute abend will ich die Laterne haben für den Nachhauseweg. Gustav soll kommen — verstehen Se! Gustav soll mich mit der Laterne hier abholen, um zehne."

Der Kantor kicherte. Er raunte den Herren etwas Spöttisches zu — daß der Herr Förster sich nicht getraue, den Weg vom Erbgericht zum Forsthaus allein zurückzulegen! — Sie hatten immer ihre Häkeleien miteinander, der kleine Schulmeister und der lange Forstmann; der eine machte in Bosheit, der andere in Grobheit.

Der Wirt hatte inzwischen schon den Tisch zurecht gemacht und die Karten herbeigeschafft. Man nahm Platz. Die Ziehung entschied, daß der Schulmeister zu geben habe. Das putzige Männchen entledigte sich seiner Aufgabe mit viel Würde.

„Um was wird eigentlich gespielt?" fragte der Assistent. „Ich füge mich ganz der Ortssitte!" erklärte

der Assessor. „Wie sind's die Herren hier gewohnt?" „Wir spielen manchmal um die Halben," meinte der Kantor und blickte die beiden Fremden fragend an, überzeugt, daß ihnen der Satz imponieren müsse. — „Groschen oder Pfennige?" fragte der Assessor kühl. — „Pfennige, natürlich!" rief der Kantor und riß erstaunte Augen auf. Ein Lächeln glitt über die Züge des Assessors. „Um die halben Pfennige! Nun also, auf eine Kanne Blut, meine Herren!" Förster Ruhland saß vorn. „Schellen sticht!" Niemand ging darüber. Der Assessor war am Ausspielen.

Inzwischen waren noch einige andere Gäste ins Zimmer getreten: Dorfleute, ein Waldläufer. Respektvoll ließen sie sich auf der Holzbank an der Wand nieder und beobachteten flüsternd das Spiel der „Großen" am Mitteltisch.

Der alte Ruhland hatte sein Solo gewonnen. Man legte an. „Sie geben, Herr Assessor!" Der Verlobungsring blitzte am Goldfinger des Forstassessors, während er elegant die Karten mischte. „Haben Sie nicht vielleicht eine Karte, die etwas weniger klebt?" fragte er den Wirt. Der verneinte, die Karte sei erst ein Vierteljahr im Gebrauch. Der Assessor machte dem Assistenten ein Zeichen mit den Augen. — „Schellen, Rot, Grün, Eichel! Wollen wir uns den wirklich mit den einfachen Farben langweilen, meine Herren? Da kommen gar keine Spiele heraus. Aber wie die Herren befehlen! Wie gesagt, ich füge mich in alles," rief der Assessor. „Tourné!" sagte der Assistent und behielt es. Er hob Eicheln und verlor sein Spiel glänzend. Es stellte sich bald heraus, daß der Förster und der Schulmeister alte, geriebene Skatspieler seien, den beiden jungen Leuten um ein Bedeutendes überlegen. Der Kantor

schmunzelte. Hier war ein Geschäftchen zu machen. Die Herren blieben ein paar Monate im Orte, wie er von der Wirtin vorhin in Erfahrung gebracht hatte; das mußte ausgenutzt werden! Der Assessor war stark im Verlieren. Er spielte wagehalsig, schien zerstreut und zählte offenbar nicht, weder die eigenen Stiche noch die des Gegners.

Es ging merkwürdig still her, in Anbetracht dessen, daß es eine Skatpartie war. Der Wirt wie die Dorfleute konnten sich nicht genug wundern. Sonst, wenn der Herr Förster Ruhland Skat klopfte, war ein Lärmen und Wettern, daß man es bis auf die Straße hörte. Er hatte bei jeder Karte seine bestimmte Redensart, die jedermann kannte. Heute abend hörte man nichts davon. Wenn er im Verlieren war, pflegte der alte Isegrimm gottesjämmerlich zu fluchen; wenn er gewann, pflegte er nicht minder laut zu sein mit Verhöhnen des Gegners. Heute war der Mann wie auf den Mund geschlagen. Es mußte doch wohl der Respekt sein vor den fremden Herren, der ihn im Zaume hielt; so reimten sich's die Zuschauer zusammen.

Der alte Ruhland war eine berüchtigte und bei manchen sogar gefürchtete Persönlichkeit. Acht Jahre etwa mochte es her sein, daß er in die Gegend gekommen war. Seinen früheren Posten hatte er aufgeben müssen, weil er einen Wilddieb über den Haufen geschossen hatte. Seitdem war ihm die ganze Zunft der Wilderer und Holzdiebe auf den Fersen gewesen. Eines Abends, als er mit seiner Tochter beim Lampenlicht in der Wohnstube gesessen, war eine Kugel durchs Fenster gesaust. Er selbst hatte zwar nicht auf Versetzung angetragen — denn in der Brust dieses Mannes hatte die Furcht kein Quartier —, aber sein Dienstherr selbst hatte es

für ratsam gefunden, ihn von einem Boden zu entfernen, der ihm allzu heiß unter den Füßen brannte. Auch in seiner neuen Stellung hatte er sich bald den glühenden Haß alles lichtscheuen Gesindels und vor allem der Grenzpascher zugezogen. Gut für den Alten, daß mit diesem Hasse die Furcht vor seinem berüchtigten Doppelzeuge Hand in Hand ging. Die Försterei lag tief im Walde versteckt, abgeschnitten von allem Verkehr; dort hauste er wie ein Dachs, scheu und menschenfeindlich. Nur abends kroch er aus seinem Bau und ging ins Erbgericht hinüber zu Bier und Skat. Die Wirtschaft führte ihm seine einzige, unverheiratete Tochter. Von diesem Mädchen sah man noch weniger als vom Vater in der Öffentlichkeit. Außerdem war noch ein Junge da von neun Jahren, ein Kind eben jenes Mädchens. Der Kantor, dessen Schule der Kleine besuchte, hatte schon oftmals seiner Verwunderung Ausdruck gegeben darüber, daß der alte Grobian von Förster einen so verständigen, willigen und wohlerzogenen Knaben zum Enkel habe, wie der kleine Gustav Ruhland war.

„Im letzten Zippel fängt mer de Fische!“ rief der Förster und stach mit dem Alten ab, dessen Existenz der Assessor gänzlich vergessen haben mußte. „Schneider!“

„Das Skatspielen können Sie immer noch, Herr Ruhland!“ sagte der Assessor.

„Und Sie noch ebenso schlecht wie dazumal!“ erwiderte der Alte trocken.

Assessor Bachholz lachte ein wenig gezwungen. „Was habe ich Ihnen gesagt!“ Er winkte dem Assistenten zu. „Eine herzerquickende Grobheit — was?“ Dann, während des Kartenmischens, fragte er: „Wie geht's denn so im allgemeinen, Herr Ruhland? Sind die Augen noch gut? Ich sehe, Sie tragen keine Brille.

Und Ihr altes Doppelzeug führen Sie auch noch. Ich erkannte es gleich wieder. Apropos, sagen Sie mir, warum schleppen Sie sich mit der Büchse jetzt, wo es nichts zu schießen gibt, noch dazu abends? Da wäre doch ein Stock besser am Platze."

„Raubzeug gibt's immer und allerorten!" meinte der Alte.

„Und was ist denn aus Männe geworden, Ihrem braunen Dachshund, Herr Ruhland?"

„Längst verendet! Das ist der Enkel." Er wies auf den braunen Dachs, der zwischen seinen Füßen lag.

„Der Enkel von Männe? — Wie die Zeit vergeht! — Der Enkel von Männe: — — Apropos, ich habe mich noch gar nicht nach Ihrem Fräulein Tochter erkundigt. Wie geht's ihr?"

Der alte Mann schwieg für kurze Augenblicke, mit gesenkter Stirn. Dann den Kopf hebend und den Frager voll ansehend, sagte er: „Sie lebt bei mir."

„Ah, wirklich — bei Ihnen! — Immer noch! — Und ist gesund — ist munter, wie?"

Der Alte antwortete nicht auf diese Frage. Er machte sich mit seiner Pfeife zu schaffen. „Aas von 'ner Pfeife!" sagte er, „Luder, ich wer dich" — und bekam plötzlich einen dunkelroten Kopf, während er mit dem Zeigefinger in der Asche stocherte.

Der Assessor kam nicht wieder auf dieses Thema zurück; er begann jetzt mit Jagdgeschichten. Vor ein paar Jahren war er mit einigen anderen Forstbeamten von der Regierung nach Rußland beurlaubt worden, um dort die Aufforstung wüster Strecken einzuleiten. Da hatte er bei verschiedenen Magnaten gejagt auf Hirsche, Wildkatzen, ja sogar auf Bären. Der alte Ruhland, der sich sonst nicht leicht in Jagdgeschichten

überbieten ließ, schien ein Schloß vor dem Mund zu haben, heute; nur gelegentlich, wenn der Assessor ein wenig gar zu stark auftrug, streifte er den jungen Mann mit einem eigentümlichen Blicke aus seinen, trotz des Alters merkwürdig klaren, im Schatten der tiefen Augenhöhlen gelagerten Weidmannsaugen.

„Wissen Sie, Herr Ruhland!“ rief der Assessor, „daß ich meinen ersten Rehbock bei Ihnen geschossen habe — damals — auf Bastelwitzer Flur. Mir ist's wie heute! Ich habe das Gehörn noch. So ein Gefühl gibt's doch nicht wieder im Leben — der erste Bock! Wie Sie mir den Bruch überreichten — wissen Sie noch? — Na, prost alter Herr! — Ich bin wirklich ganz glücklich, Sie so frisch und munter wiederzusehen. Glauben Sie mir, ich habe oft genug bei mir gedacht: wie's nur dem alten Ruhland gehen mag.“ — Der Alte runzelte die Stirn, schien etwas sagen zu wollen, schwieg aber. Dann sah er nach der großen Uhr in gelber Tombakkapsel. „Gleich zehne!“ Er sagte die letzten drei Spiele an.

„Das glaube ich, der will's Geld in Sicherheit bringen!“ flüsterte der Kantor dem Assistenten zu, voll Neid, denn der Förster war jetzt allen voraus um einige hundert Augen.

Noch einmal flogen die bunten Blätter. Der Förster hatte die Angewohnheit, wenn er im Gewinnen war, die Karte mit der Rechten hoch über den Kopf zu heben, sie dann auf den Tisch zu „hauen“ und mit dem Zeigefinger der Linken triumphierend auf die ausgespielte Karte zu weisen. Mit einem Male schien der alte Geist über ihn gekommen zu sein. Er fluchte, daß die Zuschauer ihre Freude hatten und sich zuflüsterten: „Jetzt geht Ruhland aber hoch!“

„Vielleicht eine Zigarre gefällig, Herr Ruhland?“ fragte der Assessor und bot sein juchtenes Etui an, da er den Alten seine Pfeife ausklopfen und in die Brusttasche versenken sah. — „Ne, behalten Se Ihre gewickelten Kartoffelblätter für sich!“ meinte der. Allgemeines Gelächter beantwortete diese Bemerkung, die man als einen äußerst guten Witz auffaßte.

Der Assessor steckte das Etui wieder ein. Er war ein wenig verschnupft. Die Grobheit dieses Alten ging doch zu weit. Ein Beamter der niederen Forstkarriere nahm sich so etwas heraus gegen ihn, einen königlichen Assessor! —

Jetzt öffnete sich die Tür. Ein Knabe erschien, mit einem Laternchen in der Hand. Der Förster machte dem Kinde ein Zeichen, daß es an der Tür warten solle. Es war ein schmächtiger Junge, sorgfältig gekleidet, mit ansprechenden Gesichtszügen. Bescheiden blieb er am Türpfosten stehen.

„Grand!“ sagte der Förster an. „Geht wer darüber?“

Der Schulmeister murmelte etwas von: „mehr Glück als Verstand!“ Der Förster hob die Karte über den Kopf. Ein Blatt nach dem anderen schlug klatschend auf den Tisch. Als der alte Mann den letzten Stich eingeheimst hatte, sprang er auf und brüllte, hochrot im Gesicht: „Schwarz, ihr Ludersch!“

Die Gäste wieherten. Der Assessor hingegen nahm eine offizielle Miene an. Er sann darüber nach was er hier zu tun habe. Er war darüber noch nicht mit sich ins reine gekommen, als der Förster „Bezahlen!“ rief und nach seinem Gewehre griff, das er über die Schulter hing.

„Komm mal zu mir, Gustav!“ sagte der alte Mann

jetzt zu seinem Enkel, der immer noch mit der Laterne an der Tür stand. Das Bürschchen kam und wurde von dem Großvater an den Tisch geführt. Dort stellte er den Jungen hin, gerade dem Assessor gegenüber, der noch an seinem Platze saß.

„Sie bekommen zwei Mark dreißig, Herr Ruhland!" sagte der Kantor, der über der Skatrechnung war, „vom Herrn Assessor, und ich . . ."

Der Förster schien ganz andere Dinge im Kopfe zu haben. „Sieh dir mal den da an, Gustav! — Den Herrn da drüben! Den Herrn Assessor da! Das ist dein Vater!" — —

Totenstille trat mit einem Male ein. Alle Köpfe waren nach der Gruppe gerichtet am Spieltisch. Der alte Mann, vor ihm das Kind, auf dessen Schulter eine seiner großen Hände lag, ihnen gegenüber der Assessor mit offenem Munde — schreckensbleich.

„Wo — was! — Ich weiß nicht, Herr — was Sie von mir wollen!"

„Ja, sieh dir mal den da an, mein Junge, so sieht dein Vater aus."

„Das — das ist nicht wahr! — Wie wollen Sie mir das nachweisen?"

Der Alte richtete sich auf; unter seinen buschigen Brauen flammte es. „Das is meiner Tochter Anna ihr Kind; Gustav Ruhland heißt er, und den hat se von Ihnen! Achtundeinhalb Jahr is es jetzt gerade her, daß der Junge geboren is, und vor neun Jahren gingen Sie fort aus Bastelwitz. Gerade zur rechten Zeit, daß ich Ihnen nich ne Kugel in den Leib schoß."

Der Assessor zog sich um einige Schritte zurück, seine Hände suchten unwillkürlich Halt an einer Stuhllehne.

„Keine Angst! — Heute geschieht Ihnen nichts

mehr. Das ist en guter Junge, der hier, obgleich er von Ihnen is. Ich tue Ihnen nichts; ich will gar nichts von Ihnen. Der Junge soll Ihnen nichts zu verdanken haben als sein Leben. Denn einen Menschen wie Sie, der so feige is — einen solchen elenden, lappigen Musje . . .“

„Herr Förster Ruhland, ich muß bitten . . .“

„Seien Sie doch nur ganz stille! Seien Sie froh, daß Sie so davon kommen! — Keinen Pfennig soll's Ihnen kosten. Meine Tochter hat damals geschwiegen, und erst als sie im vorigen Jahre auf dem Tode war, hat sie mir's gestanden, wer der Verführer gewesen sei. Das übrige ist alles gekommen, wie's kommen mußte. Daß einer mal ne Dummheit macht mit en Mädel, kann vorkommen. Wir sind alle Menschen — und als junger Kerl — Gott! . . . Aber, weglaufen, wenn's geschehen is — sich aus dem Staube machen — nichts von sich hören lassen, in neun Jahren nicht nach Mädel und Kind fragen — wie Sie! — Das is gemein! Das is, wie en ganz niederträchtiger, nichtsnutziger Kujon gehandelt! — So, nun wissen Sie meine Meinung, Herr Assessor. — Gustav, komm!“

Der Alte spuckte zur Bekräftigung seiner Worte noch vor dem Assessor auf den Boden. Dann stülpte er seinen Jägerhut auf den Kopf, rückte die Büchse zurecht und ging. Der Knabe folgte ihm mit dem Laternchen.

Der Assessor sah ihm nach, zitternd vor Schreck und Wut. Irgend etwas mußte er sagen — tun — zu seiner Entschuldigung. Sein Mund verzog sich zu einem falschen Lächeln. Er meinte etwas von „infamer Lüge!“ Aber ein Blick in die Mienen der Umstehenden belehrte ihn, daß er gerichtet sei und daß ihn nichts von seiner Schmach reinwaschen würde.

So zog er es denn vor, sich auf sein Zimmer im ersten Stock zu begeben. Am nächsten Tage reiste er beim Morgengrauen ab.

An seiner Stelle wurde ein anderer von der Forsteinrichtungskommission auf diesen Posten geschickt.

Der alte Ruhland kam von diesem Abende an nicht mehr zum Skat ins Erbgericht.

Zittelgusts Anna.

Der Weber Zittel wohnte in dem belebtesten Teile des Dorfes, dort, wo von alters her Kirche, Pfarrhaus und Schule standen und wo sich neuerdings neben dem Bahnhofe eine Fabrik aufgetan hatte. Das kleine Häuschen, welches er bewohnte, gehörte ihm nicht; er hielt Stube und Kammer nur als Mieter inne. Viel Platz brauchte er ja auch nicht, da er Witwer war und nur ein einziges Kind besaß: die zwölfjährige Anna. Ehemals war die Familie freilich stärker gewesen. Im Laufe ein und desselben Jahres waren dem Manne die Frau und zwei blühende Kinder hinweggestorben, ihn mit dem jüngstgeborenen kränklichen Mädchen allein lassend. Die Gesunden waren gegangen und die Schwächlichen zurückgeblieben.

Zittelgust stammte aus einer Familie, die seit ungezählten Generationen sich den Lebensunterhalt durch Handweberei verdiente. Er war ein langer, hagerer Mann mit schmaler Brust, völlig bartlos, die hohe Stirn über den tiefliegenden Augen setzte sich in eine glänzende Platte fort. Nur im Genick hing ihm von einem Ohr zum anderen ein schmaler, ausgefranster Kragen dunklen Haares als letzter Rest ehemaliger Pracht. Der Kopf glich dem eines Gelehrten; aber es war Entbehrung, schlechte Ernährung, Stubenluft, nicht geistige Arbeit, was diesem Gesichte den Stempel der Vergeistigung aufgedrückt hatte.

Man mußte den Mann gehen sehen: die Schultern zusammengezogen, den Kopf geduckt, die Knie gekrümmt, und man verstand, daß er Armut, Elend und Unverstand vergangener Geschlechter an seinem erschlafften, ausgemergelten, knochenschwachen und bleichsüchtigen Leibe abbüßte.

Zittelgast war als echter Weber abgesagter Feind der frischen Luft. Der muffige Dunstkreis der niederen Holzstube, in der vom frühen Morgen an gegessen, gekocht, gewirkt, getrieben und gespult wurde, bedeutete ihm altgewohntes und geliebtes Lebenselement. Wie etwas Kostbares, ja Geheiligtes wurde diese Luft gehütet; Tür und Fenster, durch die sie hätte entweichen können, blieben Sommer und Winter hindurch sorgfältig verschlossen.

Man ging den ganzen Tag in Hemdsärmeln, barfuß oder in Holzpantoffeln einher. Stiefel, Rock und Kopfbedeckung wurden eigentlich nur zum Kirchgang angelegt. Selbst zum Nachbar über die Straße sprang man in dieser unvollkommenen Bekleidung, wenn nicht vorgezogen wurde, das Schiebefenster zu öffnen, das nur so groß war, den Kopf hinauszustecken, um auf diese Weise Neugier und Klatschsucht zu befriedigen und den Bedarf an wissenswerten Ereignissen und Nachrichten einzuziehen.

Der Webersmann war glücklich und zufrieden bei dieser Art Leben. Den Tod seiner Frau und der beiden Kinder hatte er längst verschmerzt. Zittelgust war Philosoph. Sie hatten eben etwas zeitiger dran glauben müssen, tröstete er sich. Um die Frau grämte er sich noch am meisten; sie fehlte ihm besonders anfangs sehr empfindlich im Hauswesen. Die beiden Kinder aber vermißte er kaum. Sie hatten ihm mehr Not und

Sorge gemacht als Freude. Für den Armen fällt es eben schwer ins Gewicht, wieviel Menschen an seinem Tische niedersitzen. Jetzt, wo die Familie klein war, ließ sie sich auch billiger ernähren. Er hatte in den letzten Jahren sogar anfangen können, von seinem Weberverdienst zurückzulegen, woran vordem nicht zu denken gewesen.

Anna, sein einziges überlebendes Kind, machte ihm wenig Not. Sie war ein kleines, blasses, schmales Ding, der Körper in der Entwicklung stark zurückgeblieben, während das Gesicht mit seinen ausgearbeiteten Zügen den Eindruck der Frühreife hervorrief. Aus großen, verständigen Augen blickte die Zwölfjährige in die Welt, maß kritisch alle Erscheinungen, die in ihren Gesichtskreis traten, mit ihrem altklugen Kinderurteil. Ihr schmaler Mund verzog sich leichter zu einem spöttischen Lächeln, als daß er ein fröhliches Gelächter oder Schreien hätte hören lassen. Denn dieses junge Geschöpf, das nur die Weberstube, ein Stückchen Dorfstraße und die Schulbank kannte, hatte doch ein fertiges Weltbild im Kopfe, war ein kleiner selbstbewußter, spröder, scharf beobachtender und scharf urteilender Mensch.

Jung, wie sie war, hatte Anna schon mancherlei durchgemacht. Sie war das Sorgenkind der Mutter gewesen, von ihr verwöhnt und gehätschelt, von den älteren Geschwistern eher scheel als freundlich angesehen und gelegentlich geneckt und gequält. Dann mit einem Male durch der Mutter Tod verwaist und als einziges Kind eine viel wichtigere Person als vordem.

Sehr bald wurde sich Anna ihrer besonderen Stellung bewußt. Schon in zartem Alter übersah sie ihren Vater. Der Witwer war ängstlich von Natur,

ratlos, zaghaft und in allem, was nicht sein Gewerbe betraf, unbeholfen. Er bedurfte der Abwartung und Fürsorge, war gewöhnt, daß ihm jemand das Essen zubereite, sich um seine Kleidung kümmere, alles, was nötig, herbeischaffe und bedenke, während er vom frühen Morgen bis in die sinkende Nacht am Webstuhl saß und wirkte.

Die kleine Anna nahm nach und nach die Führung des Hauswesens an sich. Große Kochkünste waren eben nicht nötig. Frühmorgens Haferschleim, mittags Kartoffeln und Heringstunke, im besten Falle gab es mal Speck dazu oder Wurst, abends wieder Kartoffeln mit Salz oder Schmalz; die übrigen Mahlzeiten wurden mit Butterschnitten und Kaffee bestritten.

Früh, ehe Anna zur Schule ging, setzte sie das Essen an, schärfte dabei dem Vater ein, daß er gelegentlich nachlege und den Topf rücke. Wenn sie wiederkam, füllte sie dann die Speise um in die große, runde Schüssel, aus der sie tagaus tagein gemeinsam aßen. Den trüben und herzlich dünnen Kaffee trank man dazu aus braunen Henkeltöpfen. Zwar besaß man Teller und Tassen; Blumen waren darauf gemalt, Rosen und Vergißmeinnicht, auch mancher sinnige Spruch in Goldschrift. Wohlverwahrt standen solche Kostbarkeiten im Spind; aber nur zum Staatmachen waren sie da. Auf den Gedanken, dergleichen zum Essen und Trinken zu benutzen, wäre man niemals gekommen.

Bei diesen beiden Menschen drehte sich von früh bis spät alles um die Weberei. Zittelgust arbeitete für einen Fabrikanten, der eine größere Anzahl Handweber beschäftigte. Da der Weber sich um nichts weiter zu kümmern brauchte als um die Leinewand, die er gerade auf dem Stuhle hatte, da keine Feldarbeit, keine andere

Hantierung ihn abzog, brachte er eine Menge vor sich. Die kleine Anna stellte ihm auch darin eine tüchtige Gehilfin. Zwar zum Wirken war sie zu schwächlich, aber das Treiben und Spulen hatte sie schon früh gelernt. Auch beim Andrehen und Scheren ging sie dem Vater zur Hand wie beim Aufbäumen der Kette. War aber einmal das Garn verworren oder der Faden gerissen, dann verstand sie es mit ihren geschickten kleinen Fingern, wie niemand anders, das Ganze wieder in Schuß zu bringen.

In allen schwierigen Fragen verließ sich der Vater auf sie. Zittelgust war zwar durchaus nicht etwa dumm, aber die angeborene Ängstlichkeit hinderte ihn häufig, von seinem Verstande Gebrauch zu machen.

Wenn nicht die kleine Anna gewesen wäre, hätte er sich von aller Welt übers Ohr hauen lassen. Aber das Kind war auf dem Posten; Anna paßte auf, daß der Kaufmann den Vater nicht überteure, sie kümmerte sich darum, ob der Fabrikant die entsprechende Menge Garn geliefert habe und daß dem Weber bei Ablieferung der Leinewand keine ungerechtfertigten Abzüge gemacht würden.

Bei alledem versäumte das Kind seine Schulpflichten nicht. Anna Zittel war eine der besten Schülerinnen der Dorfschule. Sie schrieb eine saubere Handschrift, rechnete fix und konnte ihre Gesangbuchlieder und Bibelsprüche so gut auswendig, daß man sie mitten in der Nacht hätte wecken können, und auf das betreffende Stichwort würde sie Vers oder Lied heruntergeschnurrt haben, wie der Leierkasten sein Stücklein.

Sie war daher ein besonderer Liebling der Lehrer und wurde den anderen Mädchen immer als Beispiel von Fleiß und guten Sitten vorgehalten. Vielleicht

war ihr Verdienst nicht so sehr groß; schwächlich, wie Anna war, konnte sie an dummen Streichen kaum teilnehmen. Und das Lernen wurde ihr eben leicht.

Anna war sich bewußt, etwas Besonderes zu sein. Mit stiller Verachtung blickte sie auf die anderen, minderbegabten Mädchen herab; die Jungen aber, die auf der anderen Seite der Schulstube saßen, waren ihr wegen ihrer Begriffsstutzigkeit lächerlich und wegen ihrer Unmanierlichkeit ein Greuel.

Sie las gern und war die fleißigste Kundin der Schulbibliothek. Die Bücher, die sie von dort mit nach Haus brachte, pflegte sie abends ihrem Vater vorzulesen. Der hatte, wenn er tagsüber am Webstuhle saß, bei seiner mechanischen Tretarbeit Zeit genug, das Gehörte weiter auszugrübeln und zu Ende zu spinnen.

So lebten diese beiden Menschen glücklich und zufrieden miteinander. Zittelgust vermißte das verstorbene Weib kaum noch; seine Anna ersetzte ihm die Lebensgefährtin vollauf. Daß ihn das Töchterchen ein wenig tyrannisierte, empfand er nicht unangenehm; er wollte es gar nicht anders haben.

Der altersgebräunte Webstuhl aber in der Ecke, der nun schon der dritten Generation diente und manches Tausend Ellen Ware geliefert haben mochte, ließ unter dem gleichmäßigen Treten des Webers seinen altmodischen Rhythmus erklingen. Da ratzte das Trittschemelgeschlinge, der Schützen sauste geschäftig hin und her und schlug schütternd in die Kammer, und die Lade brummte und dröhnte, daß man schon von weitem auf der Dorfstraße des Meisters regen Fleiß an der Melodie erkannte, die sein Webstuhl sang.

Selten kam mal jemand zu Besuch. Bei Zittelgust gab's wenig zu holen, das wußten die Nachbarn.

Während Witwer sich sonst oftmals nicht retten können vor dem Ansturm der ledigen Weiber, die ihnen aus Christenliebe helfen und raten wollen in ihrer Einsamkeit, blieb Zittelgust ziemlich verschont von solcher Zudringlichkeit. Er war eben ein armer, dürftiger Schlucker, und keine mannbare Jungfer, keine einsame Wittib riß sich darum, Nachfolgerin zu werden der verstorbenen Frau Zittel.

Nur eine Person kam häufiger ins Haus, das war die Rötschken. Sie war eine Handelsfrau. Ihr Mann besaß draußen am Walde ein Häuschen mit etwas Feld dazu. Die Rötschken hatte kein leichtes Leben. Ihr Mann war ein Bruder Liederlich und Trinker. Sie mußte ihn mitsamt den beiden Kindern erhalten. Wenn sie nicht auf dem Felde arbeitete, dann fuhr sie im Lande umher und handelte mit Schürzenzeug, Haderstoff, Bändern und Leinwandresten, die sie billig aufkaufte und mit Profit loszuwerden suchte. Viel kam dabei nicht heraus; denn was sie etwa auf den Preis schlug, das mußte sie wieder für Eisenbahnfahrt und Schlafquartier an den fremden Orten ausgeben. So kam sie trotz aller Betriebsamkeit auf keinen grünen Zweig, aber sie erhielt sich und die Ihrigen doch wenigstens am Leben.

Mit Zittelgust war die Rötschken von Jugend auf gut bekannt. Sie stammten von einem Jahrgang, hatten in einer Klasse zusammengesessen, waren an einem Ostern konfirmiert worden.

Der Grund, weshalb die Handelsfrau so oft bei ihrem Freunde Zittel einkehrte, war ein praktischer: sie brauchte einen Platz zum Aufstapeln ihrer Ware. Statt die Ballen, Säcke und Stücke bis ans Ende des Dorfes, wo sie wohnte, hinaus zu schleppen, ließ sie sie lieber hier

in der Nähe des Bahnhofs. Bei Zittelgust war die Ware gut aufgehoben; der Weber nahm auch kein Lagergeld, im Gegenteil, wenn die Handelsfrau müde und hungrig von der Reise zurückkehrte, durfte sie sich in der Herberge ausruhen und wärmen, so lange sie wollte, und wenn es der Zufall oder die gute Nase der Rötschken wollte, daß sie in eine Mahlzeit fiel, dann bekam sie reichlichen Anteil von dem, was gerade auf dem Tische stand.

Dafür erzählte sie dann dem Weber, der nie aus seinen vier Pfählen herausgekommen war, wie es draußen in der Welt zugehe, wie schlecht die Menschen seien, welche Schwierigkeiten man habe, sein Geld von den Kunden herein zu bekommen, und welche Listen man anwenden müsse, um ehrlich durchzukommen. Auch die Sehenswürdigkeiten in den Städten wußte sie mit beredtem Munde zu schildern, gelegentlich auch flocht sie mal die Schilderung eines schrecklichen Unglücksfalles ein. Zittelgust hörte ihr mit offenem Munde zu; ihre Besuche bedeuteten ihm willkommene Zerstreuung. Die Rötschken mit ihren Erzählungen ersparte ihm das Halten einer Zeitung.

Lina Rötschke war ein derbes, rotwangiges, kerngesundes Frauenzimmer. Unverdrossen und skrupellos schritt sie durchs Leben. Jede Gelegenheit verstand sie auszzunutzen, alles, auch das Geringste, zu Rate zu ziehen. Wo hätte sie sonst bleiben sollen mit einem verschuldeten Grundstück, einem Mann, der trank, und Kindern, die noch nicht aus der Schule waren! — Sie hatte neben ihrem Hausierhandel noch einige kleine Nebenbeschäftigungen, die gelegentlich was abwarfen, so das Vermieten von Mägden an Bauern oder von Kindermädchen und Ammen in die Stadt. Auch mit

Heiratsvermitteln gab sie sich ab, wenn es gerade in den Gang der Geschäfte paßte. Kurz, die Rötschken war eine vielbeschäftigte, vielerfahrene Person, die nicht leicht etwas verblüffte oder ratlos fand.

Anna liebte die Freundin des Vaters nicht. Jedes Butterbrot, jede Tasse Kaffee, welche die Handelsfrau bei ihnen verzehrte, war in Annas Augen unverantwortliche Verschwendung. Daß der Vater so viel Gefallen fand an der Unterhaltung mit der Person, paßte ihr ganz und gar nicht. Anna war eifersüchtig, fühlte sich beeinträchtigt in dem, was sie für ihr alleiniges Recht ansah. Instinktiv witterte das Kind in dieser Frau eine Rivalin und lehnte sich gegen den fremden Einfluß, von dem sie ihr Machtgebiet bedroht sah, auf. Daß die Rötschken allerhand Versuche machte, ihre Freundschaft zu gewinnen, änderte nichts an Annas ablehnendem Verhalten. Das Kind ließ sich so leicht nicht kirren.

In der letzten Zeit klagte die Rötschken oft, wenn sie bei ihrem Freunde Zittelgust einkehrte, über schlechten Geschäftsgang. Auch daheim hatte sie viel Sorge und Not. Der Mann trieb es schlimmer denn je, in der Betrunkenheit schlug er alles kurz und klein. Ihre beiden Kinder, die nun aus der Schule waren, hatte sie in die Stadt getan, den Jungen als Lehrling, die Tochter als Dienstmädchen. Das bedeutete eine Erleichterung, aber auf der anderen Seite fehlten ihr diese Hände in der Hauswirtschaft und auf dem Felde. Alles blieb da liegen; denn der Trunkenbold von Mann saß in der Schenke und wollte keine Arbeit anrühren.

Eines Tages nun kam die Rötschken in ungewöhnlicher Erregung zu Zittelgust herein. Sie war auf dem Wege zum Standesbeamten und zum Pfarrer. Ihr Mann war die Nacht zuvor im Säuferdelirium ge-

storben. Die Trauer der Jungverwitweten war zwar anscheinend nicht groß; immerhin brachte sie anstandshalber ein paar Tränen hervor, wohlbedacht, ihren Vorrat nicht vorzeitig zu erschöpfen. Denn sie brauchte deren noch im Pfarrhause und verschiedenen Freunden und Bekannten gegenüber.

Zum Begräbnis ging Zittelgust selbstverständlich mit. Anna hatte ihm den langschößigen Kirchenrock und den abgeschabten Zylinder ausbürsten müssen. Das Mädchen stand am Fenster, als der Zug vorbeikam. Ihrem Blicke entging nichts. Sie sah die Rötschken hinter dem Sarge schreiten, schwarz angetan, das weiße Taschentuch vor den Augen — wie es sich für die Witwe schickt —, der Vater schritt unter den Nachbarn.

Dem Kinde war nicht wohl zumute. Ohne daß sie recht den Grund dafür gewußt hätte, sagte ihr eine dunkle Ahnung, daß für sie nunmehr böse Zeiten kommen würden.

Der Vater kam spät heim. Er war in einem Zustande, den sich Anna zunächst gar nicht erklären konnte. Er sang und erzählte allerhand verworrenes Zeug. Bis das Mädchen, als sie ihm den Kirchenrock abnahm, am Geruche merkte, daß er Schnaps getrunken habe. Sie hatten den Hingang des Säufers in der Schenke gebührend gefeiert.

Fortan kam die Rötschken öfters noch als vordem; war sie doch nun verwitwet und in ihrem Tun und Lassen unbehindert.

Nicht bloß, um sich ein wenig auszuruhen, ihre Sachen abzulegen und eine Stärkung zu sich zu nehmen, sah man die Handelsfrau jetzt bei ihrem Freunde aus- und eingehen, auch außer der Zeit kam sie, blieb stundenlang; und manchmal sahen neugierige Augen sogar des

Abends spät die Witwe das Haus des Witwers verlassen. Man fing an, über die beiden zu sprechen.

Der Weber Zittel begann seine Angewohnheiten völlig zu ändern. Er kaufte sich einen neuen Anzug. Beim Weben trällerte er allerhand lustige Melodien vor sich hin. Des Abends ging er jetzt häufig aus, und Anna konnte nicht von ihm erfahren, wo er sich dann hinbegebe. Aber in ihrem klugen Kopfe brachte sie seine Ausgänge zusammen mit jener Frau, die sie niemals hatte leiden können.

Ein Gefühl großer Bitterkeit bemächtigte sich der Kindesseele. Die Kleine fühlte sich verdrängt, entthront. Den Vater zu pflegen, stets um ihn zu sein, ihn zu leiten und für ihn zu sorgen, war ihr gutes Recht und ihr ganzes Glück gewesen. Nun wollte eine andere ihn ihr abspenstig machen! –

Anna machte kein Hehl aus dem, was sie empfand. Sie behandelte den Vater barsch und unfreundlich, seit der sich mit der Rötschken so tief eingelassen. Zittelgust hatte dem Mädchen gegenüber kein gutes Gewissen. Wenn er des Nachts spät zurückkam, stahl er sich ins Bett wie ein Sünder, um Annas Fragen, wo er gewesen, zu entgehen.

Neun Monate etwa waren verflossen, seit die Rötschken ihren trunkenboldigen Mann beerdigt hatte, da kam sie eines Sonntags frühzeitig, um Zittelgust zum Kirchgang abzuholen. Sie war besonders feierlich angetan in einem lila Kleid, mit einem prächtigen Hut, von dem herab künstliche Blumen nickten, während man Lina Rötschke bisher nur in einfachster Gewandung mit einem Kopftuch in der Kirchfahrt erblickt hatte.

Sie trug ein längliches Paket unter dem Arm, das sie mit feierlicher Miene auf den Tisch niederlegte.

Dann rief sie die kleine Anna herbei, die verdutzt in der Ecke gestanden hatte, die ungewohnte Pracht dieses Aufzuges anstaunend.

„Na, kumm ack, Madel! Bis ack nich tumm. Hier ha'ch der och was mitgebracht!" hieß es. Da Anna nicht dazu zu bewegen war, entfernte die Rötschken selbst die Hülle von dem Paket. Ein Stück bunten Kleiderstoffs kam zum Vorschein. „Das is für dich, Madel, zu an Kleede. Sieh der 's ack an! Da wirst de schiene drin giehn, zur Hurt!" Dabei stieß sie Zittelgust, der verlegen kichernd dabei stand, mit dem Ellbogen an. „Nu ja doch! Se muß doch och mit zur Kirche, wenn der Vater sich a Weib nimmt! Heute is 's erste Aufgebot von der Kanzel, daß de 's nur weeßt!"

Anna sagte kein Wort des Dankes. Steif wie ein Stock stand sie vor dem Kleid, das sie geschenkt bekam.

Dann ging der Vater mit der Rötschken zur Kirche. Sie wollten sich doch der Gemeinde zeigen als Brautpaar und das Aufgebot persönlich mit anhören. Mittags kamen sie nach Haus und nahmen das Essen ein, das Anna gekocht hatte. Dabei gab es allerhand Scherze, verstohlenes Händedrücken, Anstoßen und Streicheln zwischen den Liebesleuten.

Anna saß mit weit aufgerissenen, erstaunten Augen dabei. Die beiden ließen sich durch die Anwesenheit des Kindes nicht in ihren Zärtlichkeiten stören. Nachmittags unternahmen sie einen Ausflug. Anna wurde zu Haus gelassen; es hieß, sie vertrage das weite Gehen nicht.

Es wurde über die beiden viel im Dorfe hin und her gesprochen. Zwar war es durchaus nichts Ungewöhnliches, daß ein ehrbarer Witwer eine ehrbare Witfrau zum Weibe nahm — was man einmal mit

heiler Haut durchgemacht hatte, konnte man schließlich auch ein zweites Mal riskieren. — Trotzdem forderte diese Verbindung das Kopfschütteln der Leute heraus.

Lina Rötschke war bekannt als eine praktische Frau, die das Gras wachsen hörte. Mit dem ersten Manne war sie hereingefallen, und nun, wo sie den glücklich los war, nahm sie sich, kaum daß das Trauerjahr um war, einen neuen. Und was für einen! —

Was versprach sie sich eigentlich von dem Weber? Dieser hiefrige, lendenlahme, dürftige Stubenhocker! Eine Frau wie sie nahm es doch bequem mit einem halben Dutzend von seiner Sorte auf. Und dazu als Anhang das kränkelnde Kind von der ersten Frau. Ordentlich zugreifen würde Anna kaum jemals lernen, und dabei wollte sie doch auch gefüttert sein.

So sprachen die Nachbarn weise hin und her. Da sah man's wieder einmal, wie die Verliebtheit selbst die gescheitesten Weiber rappelköpfisch machte! —

Die Leute hatten gut reden. Die Rötschken wußte ganz genau, was sie tat. Verliebtheit war kaum im Spiele; die lag nicht in ihrer Natur.

Lina Rötschke rechnete so; ihr erster Mann hatte ihr und den Kindern ein Grundstück hinterlassen, das hoch verschuldet war. Der Sohn, der sich an das Stadtleben gewöhnt hatte, bedankte sich dafür, ins Dorf zurückzukehren und dort unter schwierigen Verhältnissen zu wirtschaften; ähnlich hatte sich die Tochter geäußert.

Aber jemand mußte doch sein, der nach Haus, Stall und Feld sah, während die Besitzerin verreist war. Denn die Rötschken gedachte ihren Handel keineswegs aufzugeben; im Gegenteil, jetzt wollte sie das Geschäft in größerem Maßstabe betreiben. Sollte man nun für

die kleine Wirtschaft eine Magd annehmen oder gar einen Knecht? — Das kostete schweres Geld, und dann machten einem die Leute nichts recht, verdarben mehr, als sie schafften, und wenn man sie scharf vornahm, kündigten sie einem womöglich den Dienst auf. Alles das paßte der Rötschken nicht. Sie wollte jemanden haben, der ihr widerspruchslos Gehorsam leistete, der niemals aufmuckte und von dem man nicht befürchten mußte, daß er eines Tages davonlaufe.

Diese Person glaubte sie in dem Weber Zittel gefunden zu haben. Daß er ein Schwächling war, ängstlich und verschüchtert, sah sie natürlich auch. Aber in ihren Augen bedeutete das keinen Fehler. Ihr erster Mann war in seinen guten Tagen ein Riese gewesen an Kraft; gar manchmal hatte sie darunter zu leiden gehabt. Da lobte sie sich den sanften Gust, der würde ihr aus der Hand fressen. Daß er ein Kind mitbrachte in die Ehe, war zwar nicht angenehm; aber schließlich hatte jeder Mensch seine Fehler. Anna war kränklich und würde vielleicht jung sterben; und wenn sie am Leben blieb, konnte man sie beschäftigen mit Weben oder in der leichten Feldarbeit. Einen halben Dienstboten ersetzte einem das Mädel doch, wenn man sie richtig herannahm.

Alles das überschlug die kluge Frau im Geiste, stellte Ziffer gegen Ziffer, Posten gegen Posten. Und das Resultat der Berechnung war, daß ein Plus herauskam für die Verbindung mit Zittelgust.

Nachdem sie sich ihm einmal anverlobt hatte, nahm sie auch sofort alles energisch in die Hand. Die Wohnung, welche der Weber seit vielen Jahren innegehabt hatte, wurde gekündigt; in Zukunft sollte er ja bei ihr wohnen.

Zittelgust fügte sich murrlos in alles. Er war trotz seiner Jahre verliebt bis über die Ohren in die Braut. Ihm hing der Himmel voller Geigen. Nun werde er erst anfangen zu leben, glaubte er. Die Warnungen der Nachbarn wurden von ihm verlacht als müßiges Geschwätz oder boshafte Mißgunst. Und auch die trübe Miene seines Töchterchens beachtete er nicht weiter. Anna verstand wohl nichts davon, sah nicht, daß auch für sie dieser Wechsel ein großes Glück bedeute.

Leichten Herzens nahm er Abschied von allem, was bisher sein Glück ausgemacht, von den vier Wänden, in denen er mit der verstorbenen Gattin Leid und Freud durchlebt hatte.

Anders faßte die kleine Anna die Veränderung auf. Sie hing voll Liebe an dem Raume, der niederen Weberstube, in der sie ihr junges Leben zugebracht, an der ganzen vertrauten Umgebung, dem Stückchen Dorfstraße, das man vor den Fenstern hatte, an allem ringsum. Ihr war zumute, als müsse sie eine Reise antreten in ein fernes, unbekanntes Land, weil sie diesen Teil des Dorfes verlassen und eine Viertelstunde weiter ziehen sollte.

An alles das aber, was die Rötschken erzählte von ihrem Hause, dem Grasgarten dabei mit den Obstbäumen, den Ziegen im Stalle, den Hühnern und Gänsen, die sie besitze, glaubte Anna einfach nicht. Und als sie es nach einem Besuche in dem neuen Heim doch schließlich mit eigenen Augen sah und nicht mehr wegleugnen konnte, verachtete sie es im Herzen. Ihre Holzstube war doch viel schöner gewesen als alles, was die fremde Frau besaß. Das Kind war nun mal entschlossen, diese Person zu hassen, von der sie wußte, daß sie ihr und des Vaters Unglück bedeute.

Anna blieb still und verschlossen, klagte nicht, lebte alles das stumm in sich hinein. Was wollte sie tun? Sie war ja ganz in der Hand der Erwachsenen. Keinen Freund besaß sie, niemanden, dem sie ihr Leid hätte klagen dürfen.

Ihre Erholung war die Schule. Dort galt sie etwas, dort konnte sie zeigen, daß auch sie etwas sei. Während die anderen Mädchen ihres Alters bereits von Liebschaften tuschelten, sah sie dem Augenblicke, wo die Schulzeit zu Ende sein würde, mit Bangen entgegen. Denn was sollte dann aus ihr werden? —

Die Hochzeit hatte stattgefunden. Die Rötschken hieß nun Frau Zittel, und ihr Mann war mit der kleinen Anna zu ihr gezogen.

Das Haus lag als letztes des Dorfes oben am Waldrande. Den Kirchturm und die Fabrikesse sah man ganz aus der Ferne. Es war wirklich, als sei man in eine andere Welt versetzt. Hier gab es keine Dorfstraße, nur ein schmaler Feldweg verband das Häuschen mit der übrigen Welt. Zum Schulweg brauchte Anna jetzt eine halbe Stunde Zeit, während sie früher nur über die Straße gesprungen war.

Und gar verändert war das Leben, das sie hier oben führten. Wenn der Tag kaum graute, mußte aufgestanden werden. Die Hausfrau trieb ihre Leute zeitig aus den Federn und stellte sie zur Arbeit an.

Jede Minute war da ausgefüllt. Die Ziegen wollten gefüttert sein, die Eier mußte man zusammensuchen aus den Verstecken, wohin die eigensinnigen Tiere sie gelegt hatten. Und war man in Haus und Hof fertig, dann ging's hinaus aufs Feld. Zittelgust, der niemals Hacke und Spaten in der Hand gehabt hatte, sollte bei seinen Jahren noch lernen, Feldarbeit

verrichten. Er stellte sich dabei jedoch so hoffnungslos ungeschickt an, daß es die Frau bald aufgab, ihn vor die Egge zu spannen, ihn das Gras mähen oder das Getreide dreschen zu lassen. Nicht mal einen Schubkarren mit dem Jauchenzuber konnte er hinausfahren, ohne umzuwerfen. Schließlich richtete er nur Schaden an. Da war er noch besser hinter dem Webstuhle untergebracht.

Um so mehr wurde die kleine Anna von der Stiefmutter nützlich gemacht. Zu Arbeiten wie Unkrautjäten, Gießen, Rechen, Heuwenden, Pflanzen, Kartoffelhacken und dergleichen war sie ganz gut zu verwenden. Auch das Besorgen des Kleinviehs hatte sie sehr bald erlernt. Im stillen wunderte sich Frau Zittel, wie geschickt und gelehrig das Kind sei. Nur aus dem Schlaf war sie so sehr schwer zu wecken. Ordentlich angefaßt wollte sie sein, um sie früh wach zu bekommen. Nun, daran ließ es die Stiefmutter nicht fehlen. Eine Dienstmagd konnte nicht schärfer zur Arbeit angehalten werden als das schwache Kind.

Zittelgust saß also auch im neuen Heim tagein tagaus am Webstuhl. Er war sehr fleißig. Hinter ihm stand seine Frau, die es nicht an aufmunternden Bemerkungen fehlen ließ, wie: wer essen wolle, müsse auch arbeiten, und sie habe keine Lust, einen faulen Mann auf ihrem Buckel durchzuschleppen.

Das Feld lag dicht am Hause. Selbst wenn sie draußen war, konnte die Gattin daher feststellen, ob der Mann daheim auch schön fleißig sei. Wenn dort der Webstuhl mal aussetzte, dann kam sie herbeigeeilt und fragte durchs Fenster, warum er nicht wirke.

Zittelgust fand, daß zwischen seiner ehemaligen Freundin, der Rötschken, und seiner jetzigen Frau ein

gewaltiger Unterschied bestehe. Manchmal beschlich ihn ein Ahnen, daß er, als er den Witwerstand aufgegeben, die größte Dummheit seines Lebens begangen habe. Aber er hütete sich wohl, die Gattin von solchen Anwandlungen etwas merken zu lassen. Schlecht genug würde ihm das bekommen sein.

Die besten Zeiten für ihn waren die, wenn seine Frau verreiste. Dann kochte Anna für ihn, und er webte; das erinnerte beide an die schönen Zeiten, wo sie allein miteinander gehaust hatten. Aber selbst aus der Ferne übte die Gestrenge ein unsichtbares Regiment aus über die beiden Menschenkinder. Zittelgust sowohl wie Anna wußten, daß sie, zurückgekehrt, mit scharfem Auge feststellen würde, was in ihrer Abwesenheit im Hause vor sich gegangen sei; ob Anna die Tiere gut versorgt und die aufgetragene Arbeit in Garten und Feld richtig ausgeführt habe. Wehe den beiden, wenn sie nach Ansicht der Hausfrau müßig gewesen waren. Dann gab es harte Worte. Und es blieb nicht immer beim Schelten allein. Frau Zittel hatte ein recht leichtes Handgelenk, das sie nicht gern aus der Übung kommen ließ.

Der Herbst kam heran. Die Äpfel und Birnen im Garten reiften. Aber Zittelgust und Anna, die vordem viel davon zu hören bekommen hatten, wie wohlschmeckend solcher Fruchtsegen sei, fanden sich betrogen in ihrer Hoffnung, hiervon etwas zu genießen. Das Obst wanderte zum Händler. Auch die Gänse und Hühner, die man mit soviel Mühe aufgezogen hatte, wurden zu Geld gemacht, statt daß man sie, wie Zittelgust allzukühn geträumt, in der eigenen Pfanne gesehen hätte.

Mit dem Herbst kam die kühlere Witterung, die

kurzen Tage und langen Nächte. Ganz anders pfiff der Sturmwind hier oben um den Giebel als unten im warmen Dorf, wo ein Haus das andere schützte. Anna lag manchmal des Nachts wach in ihrer Kammer und hörte mit Grauen, wie der Wind hohltönend über das freie Feld gestrichen kam und wie es im nahen Walde brauste, knackte, heulte und ächzte. Furchtbare Geräusche waren das für das Weberkind, das nur das gemütliche Klappern und Brummen des Webstuhls gewöhnt war. Die freie Natur flößte ihr Bangen ein. Der Wald, in den sie nie den Fuß gesetzt hatte, stellte sich ihrer Phantasie dar als der düstere Sitz einer Horde böser Geister, die es auf sie abgesehen hatten.

Noch Schlimmeres brachte der Winter. Hohe Schneemauern umgaben das kleine Haus, daß man kaum aus den niederen Fenstern blicken konnte. Da mußte die kleine Anna Besen und Schaufel zur Hand nehmen, um Weg und Steg frei zu machen.

Und dabei war sie so furchtbar müde, alle Glieder taten ihr weh. Am liebsten wäre sie früh gar nicht mehr aufgewacht. Es kam vor, daß Anna in der Schule einschlief vor Ermattung. Schon lange gehörte sie nicht mehr zu den besten Schülerinnen. Sie, die Strebsame, Wißbegierige, war laß geworden, träge und gleichgültig. Selbst der Konfirmationsunterricht, der nunmehr begonnen hatte, und die Aussicht, zu Ostern aus der Schule zu kommen, änderten daran nichts. Für sie gab's ja keine Hoffnung auf Besserung; ihr Leben würde nach wie vor elend und qualvoll bleiben. Viel besser wäre es gewesen, wenn der Tod sie mitgenommen hätte, als er damals die Mutter und die älteren Geschwister holte.

Wenn sie auf dem Wege zur Schule an dem Hause

vorbeischlich, in dem sie vordem gewohnt hatte, dann kam ihr alles, was gewesen war, wie ein Traum vor. Kaum daß sie begreifen konnte, daß sie und die Anna von damals ein und dieselbe Person seien. Wie hatte sich in dem kleinen, einfachen Hause, das ihrer Erinnerung dennoch wie ein Paradies erschien, alles verändert! Hier wohnten jetzt Leute, die aus der Fremde zugezogen waren. Eine Familie mit einem Haufen halberwachsener Kinder, die in die nahe Fabrik auf Arbeit gingen. Laute, wilde Gesellschaft war's. Kein Webstuhl klapperte mehr in der Ecke. Wüst und schmuddelig sahen Wände, Fenster und Gerät aus, wie Anna feststellte, als sie, von Neugier getrieben, einen Blick in das alte, traute Stübchen warf.

Eines Morgens, als die Stiefmutter sie wie gewöhnlich frühzeitig weckte, vermochte Anna sich nicht vom Lager zu erheben. Es ging nicht, beim besten Willen ging's nicht. Ihr Rücken war wie gebrochen.

Die robuste Frau hielt das für Verstellung. Sie wollte Anna mit Gewalt antreiben, riß sie aus dem Bett empor. Aber das hatte nur zum Erfolg, daß sich das Kind mühsam bis zur Tür schleppte und dort ohnmächtig zusammenbrach. Nun mußte Frau Zittel doch einsehen, daß es sich hier nicht bloß um Verstellung handle.

Anna konnte von da ab den weiten Schulweg nicht mehr zu Fuß zurücklegen. Man kam auf folgendes Auskunftsmittel: die Kinder der nächsten Nachbarn spannten sich vor einen Handwagen. Da hinein wurde Anna gesetzt. Leicht war sie ja! So ging es im Galopp, mit menschlichen Pferden, erst den schmalen Feldweg hinab und dann auf der Dorfstraße fort zur Schule. Mit gelblichem Gesicht, verlegen lächelnd, saß Anna in dem kleinen Fahrzeuge. Sie schämte sich, daß ihr

Zustand auf diese Weise vor aller Welt offenbar werde.

Aber nach einiger Zeit ging auch das nicht mehr. Anna war zu schwach, das Bett zu verlassen. Lange wurde darüber hin und her beraten, ob man den Doktor holen solle. Wenn's nach Zittelgust allein gegangen wäre, hätte man ihn gerufen; der Vater wollte die kleine Anna nicht gern hergeben. Aber er hatte ja nichts zu bestimmen; die Hausfrau regierte, und die war der Ansicht, daß der Arzt zu kostspielig sei. Es wurde versucht, Anna mit allerhand Kräutern, Einreibungen und Mixturen wieder auf die Beine zu bringen.

Frau Zittel war durchaus keine böse Frau; im Grunde ihres Herzens lebte eine gewisse Gutmütigkeit. Sie war gesund und kräftig von Natur, und wie es bei solchen Menschen manchmal der Fall ist, war sie grausam aus reiner Naivität. Die Krankheit der anderen kam ihr wie Unrecht, zum mindesten wie Dummheit vor.

Die Kraft hat eben keine Geduld mit der Schwäche. Munter und leichten Sinnes schreitet der Starke über den Schwächling hinweg und empfindet dessen Gebrechen womöglich noch als Beleidigung. Frau Zittel klagte oft ganz ernsthaft, daß sie schön hereingefallen sei bei ihrer zweiten Heirat. Ein Mann, der zu nichts tauge als zum Weben, und dazu ein sieches Kind, das, statt Arbeit zu verrichten, welche verursache. Ihr war wirklich ein schweres Kreuz auferlegt vom lieben Gott! —

Schließlich mußte sie sich doch entschließen, den Doktor kommen zu lassen. Es geschah mehr, um das Gerede der Leute zum Schweigen zu bringen, als um Annas willen. Das Dorf sollte kein Recht haben, sie eine böse Stiefmutter zu nennen.

Der Arzt bezeichnete Annas Leiden als ein schweres.

Er gab keine Hoffnung, daß das Kind jemals wieder hergestellt werden könne.

Von dem Augenblicke an, wo feststand, daß es mit der Stieftochter zu Ende gehe, war Frau Zittel die Gutherzigkeit in Person gegen die Kranke. Während man die Lebende hatte verkommen lassen, mußte der Sterbenden jeder Wunsch erfüllt werden, und wäre er noch so unvernünftig gewesen.

Die kleine Anna, deren Bedürfnisse früher die bescheidensten gewesen waren, äußerte mit einem Male Gelüste nach allerhand Leckerbissen. Beim Landvolke sind solche Wünsche eines vom Tode gezeichneten Menschenkindes geheiligt. Die Stiefmutter scheute keinen Weg, keine Kosten, zu schaffen, was Anna heischte.

Für einige Wochen tyrannisierte die Sterbende so das ganze Haus. Ihr Bett war hinuntergeschafft worden in die große Stube, damit sie warm liegen solle. Der Vater mußte nach ihrem Kommando springen, ihr dies und jenes herbeiholen, an ihrem Bette sitzen und ihr vorlesen. Es war, als sei die gute Zeit zurückgekehrt, wo die beiden allein gewesen waren und Anna unumschränkt über ihn geherrscht hatte.

Einmal kam auch der Pastor und betete mit ihr. Von da ab wurde sie stiller, teilnahmloser scheinbar. Es war ihr nun wohl zum Bewußtsein gekommen, daß der liebe Gott ihren Wunsch erfüllen wolle, sie zu sich zu nehmen.

Eines Nachts wurde das Ehepaar Zittel durch anhaltendes Klopfen von der großen Stube her geweckt. Das war das verabredete Zeichen, durch welches die Kranke sich meldete. Die Frau eilte aus dem Schlafzimmer hinunter. Aber Anna wehrte sie mit ungeduldiger Gebärde ab. Sie wollte den Vater haben.

Mit kundigem Blicke sah die Stiefmutter, daß es hier zu Ende gehe. Das waren die starr in weite Ferne gerichteten Augen, das verlängerte Gesicht, die unruhig arbeitenden Hände, welche die haben, die sich zur letzten Reise anschicken.

Sie eilte in die Kammer zurück und zerrte ihren Mann, der sich eines festen Schlummers erfreute, am Arme. „Gust, wach uff! 's Madel will sterben."

Zittelgust dehnte und reckte sich. Gähnend fragte er, warum man ihn mitten in der Nacht wecke. Als er endlich begriffen hatte, um was es sich handle, fuhr er hastig in die Hosen und eilte hinab.

Der ungewohnt vergeistigte Ausdruck im Angesicht seines Kindes machte ihm alles klar. Er ließ sich an Annas Lager nieder und begann zu weinen. Eine Ahnung überkam ihn, daß das Beste, was er auf der Welt besitze, nunmehr unwiederbringlich von ihm genommen werden solle. Er dachte an seine erste Frau und die beiden Kinder, die er schon verloren. Gerade so hatten die auch drein geschaut in ihrem letzten Kampfe.

Doch weinte er eigentlich mehr über sein eigenes trauriges Geschick als über Anna. Daran, die Sterbende aufzurichten und zu trösten, dachte er nicht. Das Kind war selbst in seiner Schwäche noch mutiger und klüger als er. „Weent ack nich, Vater!" sagte sie. „Wenn 'ch nuff kumma und 'ch sah de Mutter, hernachen wer 'ch 'r alles derzahlen."

Nach einer Weile fragte sie mit hoher, pfeifender, kaum noch verständlicher Stimme, ob eine Leinewand auf dem Stuhle sei. Zittelgust bejahte; er hatte vor kurzem erst aufgebäumt. Anna bat ihn durch Zeichen — sprechen konnte sie schon nicht mehr —, daß er sich an

den Webstuhl setzen möge. Er tat es und fing an zu wirken.

Der Stuhl ließ seine bekannte Melodie erklingen. Da ratzte das Trittschemelgeschlinge, der Schützen sauste geschäftig hin und her und schlug schütternd in die Kammer, die Lade brummte und dröhte.

Das Weberkind lauschte den vertrauten Tönen wie einer herrlichen Melodie. Ein beseligtes Lächeln huschte leicht über das schneeweiße Gesicht. Allmählich wich alle Spannung aus den Zügen. Das Köpfchen lag nach der Ecke gewandt, wo der Vater saß und webte.

Vom Rhythmus des alten Webstuhls wie von Engelsflügeln emporgehoben, so entfloh die junge Seele aus ihrem ärmlichen Gefängnis.

Ein wilder Schößling.

Die Einwohnerschaft eines jeden Dorfes hat ihre ausgesprochene Physiognomie. Und wiederum innerhalb der Dorfgenossen gibt es Gruppen, Stämme, Sippschaften, welche sich scharf voneinander abheben in äußeren und inneren Zügen, in Lastern, Tugenden und Fähigkeiten.

Einer Wiese vergleichbar ist die Menschenwelt des Dorfes. Von weitem mag sie wie eine gleichmäßig grüne Fläche langweiliger Grashalme erscheinen, aber steht man drinnen, dann sieht man, daß von diesen Halmen jeder seine Eigenart hat. Man erkennt, wie sie einander überwuchern und durchschlingen, man sieht, wie die stärkere Art andere minder lebensfähige verdrängt, man beobachtet, wie einzelne Gewächse ihre Ausläufer unterirdisch weithin versenden, wie ein einziges, zur Reife gelangtes Individuum seinen Samen verstreut und sich verhundertfacht. Zwar überwiegt die große Masse der braven, grünen Grashalme, die nach einer Richtung wachsen und sich alle in vorschriftsmäßiger Höhe halten, aber dazwischen gibt es auch Moose, die den Boden verfilzen, üppige Binsen, geile Stauden, anschmiegende Schlingpflanzen, zarte Blumen. Und dort schießt auf einmal ein fremdes, wildes Gewächs empor, das scheinbar gar nicht zu dieser biederen Gesellschaft gehört, selbstbewußt frech in der Haltung, ein Ding, das nach anderen Gesetzen zu leben gesonnen ist als die harmlose Nachbarschaft.

Es reizt, den Gründen dieser Erscheinungen nachzuforschen, man möchte für die Geschichte des Einzelnen Erklärung finden in der Geschichte seiner Art, möchte die Erlebnisse der Vorfahren kennen, die Mischung des Blutes in grauer Vergangenheit ergründen, die Entwickelung der ganzen Sippe bis auf unsere Tage herab verfolgen dürfen.

Aber die Bauern kennen keine Genealogie, sie haben keine Ahnengalerien und Stammbäume. Ihre Sinne sind auf die Notdurft des Augenblickes gerichtet; um die Vergangenheit bekümmern sie sich nicht. Der Bauer hält sich an das, was ist; sich den Kopf zu zerbrechen darüber, wie und warum es geworden, das überläßt er den Gelehrten, die nichts Vernünftigeres zu tun haben auf der Welt. Kaum daß man von einem Landmanne erfahren kann, wer seine Großeltern gewesen und welche Geschicke sie gehabt.

Darum habe ich auch nichts Sicheres feststellen können über die Herkunft der Familie Kraps im Dorfe Zälowitz, eine Familie, die mich immer auf das lebhafteste interessiert hat. Der Name Kraps kommt nur in diesem Orte vor, während man sonst von den landläufigen Familiennamen in der Regel Vertreter in den benachbarten Ortschaften findet. Auch die Physiognomie dieser Leute weicht von den Gesichtern, welche man sonst in der Gegend sieht, stark ab.

Welcher Wind mag das ursprüngliche Samenkorn dieser absonderlichen Rasse an ihren jetzigen Standort getragen haben?

Einmal erzählte mir eine alte Frau, von der ich über die Sagen des Dorfes, seine Leute und ihre Schicksale mehr erfahren habe als aus dem Kirchenbuche und den sämtlichen Akten des Gemeindeamtes: in Kriegs-

zeiten sei ein verwundeter russischer Soldat in Zälowitz liegen geblieben. Ein halbes Jahr lang habe man ihn gepflegt, dann sei er gesundet zu seiner Truppe zurückgekehrt. Von dem stammten die Krapse ab, behauptete das alte Weib. Aber ihr Bericht ist nicht glaubhaft, denn russisches Kriegsvolk ist nachweisbar niemals in diese Gegend gekommen, weder zuzeiten des alten Fritz noch in den Befreiungskriegen. Immerhin war mir die Erzählung der Alten ein Beweis dafür, daß auch von den Dorfgenossen die Krapse als Fremdlinge, als eine Ausnahme von der Regel empfunden werden, und daß man über ihre Absonderlichkeiten schon in früheren Zeiten gesprochen und nachgedacht haben muß, sonst wäre jene Sage wohl kaum entstanden.

Die Krapse haben eben einige Eigenschaften an sich, die sie in Gegensatz stellen zu allem, was in Zälowitz Herkommen ist. Sie sind dunkel von Hautfarbe, haben schwarze, blitzende Augen, ihr Haar ist wollig, meist von schmutzigbrauner Färbung. Sie sind selten über Mittelgröße, untersetzt gebaut und von außerordentlicher Muskelkraft. So weit ihr Äußeres, das von dem gewohnten Typus unserer blonden, lang aufgeschossenen, helläugigen Bauern stark abweicht.

Die Krapse sind eine außerordentlich frühreife Rasse. Bei den Knaben sproßt der Schnurrbart meist vor der Konfirmation. Ist ein Kraps in der Klasse, so wird er sich dem Lehrer sehr bald unangenehm bemerkbar machen. Er lernt schwer, ist böckisch und widersetzlich und wird stets unter den Kindern sitzen, die mühsam durchgeschleppt werden müssen. Ganz anders steht ein junger Kraps unter den Mitschülern da. Meist der Stärkste in seiner Klasse, herrscht er durch Frechheit, Rücksichtslosigkeit und Verschlagenheit. Bei allen Anschlägen und schlechten Streichen ist

er Führer. Auf die Mädchen wirft ein Sprößling dieser Familie früh sein Auge. Obgleich abstoßend häßlich mit seinem großen Kopfe, dem wolligen Haar, den tiefliegenden Augen und der unreinen Farbe, scheint so ein Bengel den Altersgenossinnen doch nicht übel zu gefallen. Sie lassen sich auf seine dreisten Späße viel eher ein, als auf die Annäherung manches weit schmuckeren Knaben. So geht es weiter. Beim Konfirmationsunterricht hat der Pfarrer seine liebe Not, wenn ein Kraps in der Herde ist. Bei den Jugendbällen, die im nächsten Winter die Schulentlassenen vereinigen, spielt der junge Kraps die erste Rolle. Jetzt kommt die Zeit, wo er Reibungen bekommt mit der Behörde. Denn wenn ein Kraps auf dem Tanzsaale ist, in der Schenkstube, auf dem Festplatz oder der Kegelbahn, dann gibt es Gebrüll, Schlägerei, häufig Auflehnungen gegen den aufsichthabenden Beamten. Denn das ist auch eine Eigenschaft dieser Familie, welche sich früh meldet, sie sind abgesagte Feinde aller Autorität. Jeden Beamten, den Gemeindediener, den Gendarm, betrachten sie als ihren natürlichen Feind, dem Trotz zu bieten oder einen Schabernack zu spielen ihnen Wonne ist.

Eine kritische Zeit für die Krapse ist der Militärdienst. Bei der Truppe müssen sie sich fügen; denn die strenge Ordnung der Kaserne und des Exerzierplatzes kriegt schließlich den Wildesten zahm, selbst eine Krapsnatur. Und da sie körperlich kräftige Leute sind, gute Turner, Schützen und Reiter, zähe und wenn's darauf ankommt, unerschrocken, so würden sie vorm Feinde zu den brauchbarsten Leuten gehören. In Friedenszeiten aber, beim nüchternen Kasernenhofdienst, in der Garnisonstadt mit ihren Versuchungen, bleibt es nicht aus, daß die ungebändigte Kraft eines Kraps mit der Disziplin

in Zusammenstoß gerät. Mehrere von ihnen haben als Soldaten zweiter Klasse geendet, ganz unbestraft ist wohl keiner von der Truppe in die Heimat zurückgekehrt. Zur Ehre der Familie sei aber auch berichtet, daß zwei von ihnen den Heldentod auf Frankreichs Feldern gefunden haben, und daß ein Kraps die Unteroffizierstressen erwarb. Er war der erste und blieb der einzige seines Namens, der eine Charge erlangte. Später machte er dem guten Anfang wenig Ehre. Er gewöhnte sich das Wildern an und wurde von einem Förster in der Notwehr erschossen.

Um die öffentlichen Angelegenheiten kümmern sich die Krapse nicht. Niemals ist einer von ihnen im Gemeinderat oder unter den Schul- und Kirchenvätern zu finden gewesen. Wenn sie eine politische Versammlung besuchen, so geschieht es nur, um dort Radau zu machen. Trinker von Profession kann man sie nicht nennen, sie verschmähen zwar den Branntwein nicht, doch vertragen sie so viel, daß man sie selten berauscht sehen wird. Dagegen waren einige von dieser Familie leidenschaftliche Spieler. Sie sind keine schlechten Arbeiter, besonders dort stellen sie ihren Mann, wo Körperkräfte erforderlich sind. Aber sie haben keine Ausdauer, außerdem wollen sie sich auch den Anordnungen des Arbeitgebers nicht fügen und fangen Händel an mit den Mitarbeitern. Zur Landwirtschaft haben sie noch am meisten natürliche Anlagen, sie verstehen mit dem Vieh umzugehen und greifen beim Pflügen, Aufladen, Graben, Hacken, kurz bei aller schweren Arbeit fest zu. Und doch kommen sie als selbständige Landwirte nicht vorwärts, da sie keine Übersicht haben und in den Tag hinein wirtschaften.

Eine ganz besondere Stellung nehmen die Krapse

dem weiblichen Geschlechte gegenüber ein. Von früher Jugend an kommen sie aus den Liebeshändeln nicht heraus. Rücksichtslos stellen sie dem Weibe nach, das sie begehren, und fast immer haben sie Erfolg. Sie sind als Liebhaber feurig, als Ehemänner brutal. Was ein echter Kraps ist, der prügelt sein Weib. Meist folgt in ihren Ehen ein Kind schnell nach dem anderen; viele von diesen Kindern sterben jung, die Frauen altern frühzeitig und folgen ihren Kleinen. Ein Witwer Kraps aber ist selten um eine neue Braut verlegen. Und er findet auch stets ein Mädchen, das es mit ihm versuchen wird. Abwechselnd Umarmung und Prügel, das wartet ihrer an der Seite des Eheherrn.

Aber die Krapse haben nicht lauter schlechte Eigenschaften. Sie sind zum Beispiel ehrlich. Ihre Strafliste mag noch so schwere Delikte enthalten, Diebstahl und Betrug sind nicht darunter. Ausgesprochener Familiensinn ist ihnen eigentümlich; ein Kraps wird seinen Vater oder Bruder nicht im Stiche lassen in Not, wird ihm aushelfen, so lange er selbst noch etwas hat. Die Krapse sind große Tierfreunde, und über den Tod der Kuh werden sie sicherlich salzigere Tränen vergießen, als an der Leiche der Lebensgefährtin. Auch sind sie leicht gerührt. Der Prediger, der es versteht, sie im richtigen Moment mit dem rechten Worte zu fassen, wird sie zu einer Art Zerknirschung bringen und vielleicht sogar zu Besserungsversprechen, die freilich keine Folgen haben.

Ich sprach bisher nur von den Söhnen dieser merkwürdigen Familie. Die Töchter unterscheiden sich stark von ihnen. Einmal sind sie nicht so häßlich wie die echten Krapse — ja, ich habe Schönheiten unter ihnen gesehen — sodann ist ihr Charakter auch milder, stetiger,

mit einem Worte, gezähmter. Sie werden, wenn sie heiraten, meist tüchtige Hausfrauen, sind arbeitsam und ordentlich, halten das Geld zusammen und sind gute Mütter. Bei ihrer Nachkommenschaft aber schlagen die üblen Seiten der Krapsnatur nicht durch. Ich kenne unter den Kindern und Enkeln solcher Mütter manch tüchtigen Mann in der Zälowitzer Gemeinde.

Die Begüterung der Familie wechselt. Mehrfach haben Krapse wohlhabende Frauen geheiratet, aber fast immer haben sie auch deren Vermögen durchgebracht. Grundbesitz, wenn ihnen solcher zufällt, bleibt selten lange in ihren Händen. Aber zur Ehre der Krapse sei gesagt, daß sie nie so tief sinken, um der öffentlichen Armenpflege anheimzufallen. Sie haben nämlich ihren Ehrbegriff, wenn dieser auch eigener Art ist. Im Zuchthaus, Gefängnis oder in der Korrektionsanstalt gewesen zu sein, bedeutet für einen echten Kraps nichts, ja es ist bei ihm fast Regel, einen Teil seines Lebens in solchem Institut zugebracht zu haben. Aber ins Armenhaus zu gehen, würde ihm sein Stolz niemals erlauben.

Die Stellung, welche diese Leute innerhalb der Gemeinde einnehmen, ist eigentümlich genug. Die meisten Nachbarn fürchten sich ein wenig vor ihnen. Man läßt einem Kraps manches durch, was einem anderen gerügt werden würde, nur um ihn nicht zu reizen. Und das hat eine gewisse Berechtigung. Mit Gewalt ist bei dieser Art Leuten gar nichts auszurichten, eher mit Ruhe und Milde. Man darf nicht vergessen, daß sie unter ihrem unglücklichen Charakter handeln wie unter einem Zwange. Wer weiß denn, welche Todsünden ihrer Vorfahren sie in ihrem Blute abbüßen!

Einmal hatte es den Anschein, als sollte die

Kraps-Familie in Zälowitz aussterben. Kurz hintereinander waren mehrere Krapse im blühenden Mannesalter dahingefahren, ohne männliche Nachkommenschaft zu hinterlassen. Nur noch ein Erwachsener war da, Hermann mit Vornamen. Seine drei Brüder waren alle auf ungewöhnliche Weise umgekommen. Der eine, jener Wildschütz, fand sein Ende durch die Kugel, dann kam einer, der beim Kartenspiel in der Schenke, vom Schlage gerührt, unter den Tisch gefallen war. Der dritte endlich starb, von einem Eisenbahnzuge überfahren, als er dem herabgelassenen Schlagbaum zum Trotze über das Gleis laufen wollte.

Auf zwei Augen nur noch ruhte also jetzt die Zukunft dieses Stammes. Hermann war ein echter Kraps. Schon auf der Schule nahm er die Gelegenheit wahr, das zu beweisen. Die Kenntnisse, die er sich in der Schulzeit angeeignet hatte, waren die denkbar knappsten. Er wollte Schmied werden und kam zu einem Meister der Nachbarschaft in die Lehre. Der Mann, der schon manchen jungen Burschen ausgebildet hatte, verfluchte bald die Stunde, wo er Hermann Kraps in seine Werkstatt aufgenommen. Nun gab es immerwährend Streit. Die Kunden beschwerten sich über den „ruppigen Bengel von einem Lehrling". Und außerhalb der Lehre trieb er's noch schlimmer. Bei jeder Prügelei, die in Zälowitz und Umgegend vorfiel, war Hermann Kraps gewiß unter den Beteiligten. Bei keinem Tanze in den Schenken der Nachbarschaft durfte er fehlen. Auch er hatte das Glück beim weiblichen Geschlecht, das den Krapsen als besondere Gabe in die Wiege gelegt ist. Davon sollte sein Meister und Hauswirt einen schmerzlichen Beweis erhalten. Kurz nachdem Hermann Kraps die Werkstatt verlassen hatte, um sich auf Wanderschaft zu be-

geben, stellte es sich heraus, daß die Tochter des Hauses ein Kind von ihm unter dem Herzen trug.

Beim Militär führte sich Hermann Kraps verhältnismäßig gut auf. Er war zur Kavallerie ausgehoben worden. Liebe und Verständnis der Krapse für das Tier war auch ihm eigen, er zeichnete sich als tüchtiger Pferdewärter aus und wurde Stallbursche bei seinem Rittmeister. Als solcher nahm er eine bevorzugte Stellung ein in der Schwadron, hatte hübsche Einnahmen und genoß mehr Freiheit als die anderen. Bald war ein Verhältnis angeknüpft mit der Kellnerin einer Bierwirtschaft, das ihm manchen Freitrunk verschaffte und allabendlich die leckersten Speisereste. Kurz, der Dragoner Kraps besaß eine in jeder Beziehung beneidenswerte Stellung.

Ganz am Schlusse der Dienstzeit kam die Kraps-Natur doch noch zum Durchbruch. Seine Freundin, die Kellnerin, hatte noch einige andere Verehrer. Kraps wußte das, drückte aber ein Auge zu, so lange er der einzige war und blieb, der von dem Mädchen mit den bewußten Speiseresten versorgt wurde. Ob sie mit ihren Zärtlichkeiten haushälterisch sei, kümmerte ihn weniger; bei diesem Verhältnis gab der Magen den Ton an. Neuerdings nun schloß er aus dem Geringerwerden der ihm gereichten Portionen, daß er einen Rivalen haben müsse. Sein Verdacht richtete sich auf einen wohlgenährten Unteroffizier von der Artillerie, mit dem das Mädel schön tat. Anfangs knurrte der Dragoner nur, dann ließ er nach beliebter Kraps-Manier das Frauenzimmer seine Faust verspüren. Durch das Geschrei des Mädchens gerufen, kam der Wirt herbei und verwies dem Störenfried das Lokal. Da zog Kraps blank, verwundete den Wirt, schlug alles im Zimmer kurz und

klein, wehrte sich gegen eine Überzahl herbeigerufener Gäste wie ein Verzweifelter, bis es schließlich gelang, ihn zu fesseln und unschädlich zu machen.

Nachdem er die sechs Monate abgesessen hatte, zu denen ihn das Kriegsgericht verurteilt hatte, kehrte Hermann Kraps nach Zälowitz zurück. Er begab sich dort, da er das Schmiedehandwerk als allzu beschwerlich inzwischen an den Nagel gehängt hatte, zu einem Großbauern als Knecht. Der Mann war kränklich und brauchte zur Stütze seiner umfangreichen Wirtschaft eine männliche Kraft. Bald führte Kraps das Regiment auf dem Bauernhofe. Die Mägde tanzten nach seiner Pfeife, und auch die Bäuerin tat mehr das, was der Knecht befahl, als was der Gutsbesitzer vom Krankenbette aus anordnete.

Der Bauer starb, und niemand, der die Entwickelung der Dinge aus der Nähe mit angesehen hatte, wunderte sich, daß bald nach des Mannes Tode die Witwe dem Knechte die Hand zum Ehebunde reichte. Die Frau war um einige Jahre älter als Kraps, aber immer noch ein stattliches Weibsstück zu nennen. Aus erster Ehe hatte sie nur einen Jungen.

Nun saß Hermann Kraps in einem Bauerngute drin. Zwar gehörte der Hof nicht ihm, sondern der Frau und dem minderjährigen Kinde gemeinsam, aber er herrschte nichtsdestoweniger wie ein Herr darüber. Die Ackerwirtschaft langweilte ihn bald, Feld und Wiese zu versorgen hielt er Arbeiter und Mägde; er selbst warf sich auf den Pferdehandel. Bei der Truppe hatte er seinen Pferdeblick geschärft. Der Stall und die Wartung waren bei ihm in guten Händen. Er wäre ein tüchtiger Pferdehändler gewesen, wenn er nur vom Rechnen, Sparen und Zurücklegen mehr verstanden hätte.

Aber bei dem vielen Hin- und Herziehen im Lande und dem Herumliegen in den Gasthäusern ging alles wieder zum Teufel, was er etwa beim Handel gut gemacht hatte. Und daheim die Wirtschaft verlotterte von Jahr zu Jahr mehr. Denn Kraps konnte wohl fluchen und prügeln, aber die Leute anstellen oder gar angeben, was in seiner Abwesenheit geschehen solle, das überschritt seine Fähigkeiten.

Im Hause ging es noch schlimmer zu. Sein Weib gebar ihm ein Kind nach dem anderen, von denen mehrere zeitig starben. Die Frau hatte es nicht gut. Ihr ursprünglich kräftiger Leib, von den Geburten geschwächt, verfiel schnell. Die rohe Behandlung und die Erkenntnis, daß der Mann ihr und ihres Erstgeborenen Vermögen durchbringe, taten das Ihre. Sie fing an zu kränkeln. Kraps hatte für Krankheit keine Geduld. Eines Tages, als er mit neugekauften Pferden vom Markte zurückkam, fand er sie bettlägerig. Er zwang sie, das Bett zu verlassen und in der Wirtschaft zuzugreifen. Aus Angst vor seinem Zorn tat die Frau, was ihr geheißen. Dazu war sie in gesegneten Umständen. In der Nacht verfiel sie in schweres Fieber und starb nach einigen Tagen an Gehirnentzündung.

Bei der Erbschaftsregulierung stellte sich die Entwertung des Bauerngutes in ihrem ganzen Umfange heraus. Das Vormundschaftsgericht mischte sich ein, trennte das Kind erster Ehe von dem Stiefvater und verpachtete das Bauerngut zu Gunsten des Bevormundeten.

Kraps, mit seinen zwei am Leben gebliebenen Kindern belastet, beides Mädchen, mußte wieder Stellung suchen. In seiner Heimat wollte niemand mehr etwas von ihm wissen. Im allgemeinen ist man zwar beim Landvolk

nachsichtig gegen Fehltritte und nicht allzu feinfühlig; die Tatsache, daß einer gesessen hat zum Beispiel, macht ihn noch nicht unmöglich bei seinesgleichen. Aber Hermann Kraps hatte es doch zu toll getrieben. Man rechnete ihm den Tod seiner Frau als Mord an, der nur nicht herausgekommen war. Es kam hinzu, daß damals gerade sein Bruder, der Wilderer, ein Ende fand, das allgemein als Gottesgericht aufgefaßt wurde. Man war der Krapse und ihrer Gewalttätigkeit herzlich satt und wünschte den einzigen noch Überlebenden fort aus der Gegend.

Hermann Kraps tat den Leuten den Gefallen, er ging. Seine beiden kleinen Mädel ließ er in Pflegschaft zurück. Für manches Jahr galt er in Zälowitz als verschollen. Die Töchter wuchsen heran, eine heiratete im Dorfe, die andere ging nach auswärts in Stellung. Der Name Kraps wurde nicht mehr gehört. Die Familie schien für alle Zeit erloschen. Man erzählte sich in Zälowitz nur noch von ihnen und ihren Taten unheimliche Geschichten. Eine Art Mythus spann sich um das Geschlecht.

Da nach etwa zwanzigjähriger Abwesenheit trat auf einmal Hermann Kraps wieder in Zälowitz auf. Er war zum Krüppel geworden. Ein Pferd hatte ihm mit dem Hinterhuf den Knochen am rechten Unterarm, dicht über dem rechten Handgelenk, zerschmettert. Der Bruch wäre vielleicht geheilt, wenn Kraps den Gipsverband ertragen hätte. In seiner Unleidigkeit riß er den Verband ab und wurde daran schuld, daß er fürs Leben einen unbrauchbaren rechten Arm behielt. Auch sonst war der alte Mann tief herabgekommen und körperlich arg vernachlässigt.

Für die Gemeinde war es keine angenehme Über-

raschung, als der Totgeglaubte auf einmal wieder auftauchte. Man erwog ernsthaft, wie man ihn abschieben könne; was ja, wenn ihm niemand Obdach und Beschäftigung gewährte, auch nicht so schwer gewesen wäre.

Aber die verheiratete Tochter nahm sich des Krüppels an. Ihr Mann war Tiefbauarbeiter und einen großen Teil des Jahres bei Anlage von Drainagen, Teichen und Bahndämmen auswärts auf Arbeit. Die Frau konnte jemanden gebrauchen, der ihr in der Wirtschaft half; dazu langte des Vaters linker Arm immer noch aus.

So war denn Hermann Kraps wieder in Zälowitz, dem Schauplatz seiner Jugendstreiche. Wer ihn von früher her kannte, wunderte sich, wie zahm er geworden. Seine steife Hand mochte ihn vor manchem bewahren, außerdem paßte ihm auch seine Tochter, die eine ordnungsliebende Frau war, gehörig auf.

Einige Jahre lebte Hermann Kraps so, ohne daß sich etwas Bemerkenswertes mit ihm zugetragen hätte. Er verlor mehrere Zähne, was ihn nicht gerade verschönte, und sein struppiger Bart, sowie das Wollhaar auf seinem großen Schädel wurden grau. Obgleich er die Sechzig nunmehr erreicht hatte, war er doch noch ein kräftiger Mann zu nennen, und seine dunklen, trotzig blitzenden Augen sprachen dafür, daß er noch keineswegs matt und abgestumpft sei.

In dem Hause, das seiner Tochter und ihrem Manne gehörte, wohnte in einem angebauten Zimmer nach hinten hinaus eine Witwe mit ihren Kindern zur Miete. Es waren ganz arme Menschen, die sich im Winter mit Weben, im Sommer mit Tagelöhnern durchschlugen. Das älteste Mädchen hieß Marie. Auf ihr ruhte, da die Mutter an schwerem Rheumatismus litt, die Sorge für das Ganze. Sie sorgte für die

jüngeren Geschwister, kochte, nähte, flickte, wusch und fand nebenbei auch noch Zeit, verdienen zu helfen. Marie war ein außergewöhnlich solides, vernünftiges und besonnenes Geschöpf. Niemals sah man sie an den Vergnügungen ihrer Altersgenossinnen, an Tanz, Theaterspiel, Landpartien teil nehmen. Dabei war sie eines der hübschesten Mädchen ihrer Generation, mit großen, nachdenklichen Augen und von einer Zartheit der Hautfarbe, wie man sie unter den Frauen der arbeitenden Klasse selten findet. Es lag etwas Verfeinertes, Besonderes und höchst Anziehendes über diese Erscheinung gebreitet. Marie schien sich dessen auch bewußt zu sein, denn sie hielt auf sich, kleidete sich stets sauber und passend.

Das Mädchen war mir aufgefallen durch sein nettes, bescheidenes Benehmen, und ich freute mich stets, wenn ich ihr in der Dorfstraße begegnete. Mein Erstaunen war daher groß, als ich hörte, daß sich Marie mit einem Manne eingelassen habe und daß ihr Verkehr nicht ohne Folgen bleiben werde. Als ich aber erfuhr, wer ihr Liebster sei, verwandelte sich mein Befremden in Entrüstung.

Dieses liebliche Geschöpf, das die Schamhaftigkeit in Person zu sein schien, und der alte, häßliche, wüste Kraps! — —

Wie es ihm gelungen, das Mädchen zu verführen, weiß ich nicht. Gewiß hat der Umstand, daß sie unter einem Dache lebten, mitgeholfen. Vielleicht mag — das nehme ich zu Mariens Gunsten an — Mitleid seine Rolle bei dieser erstaunlichen Verirrung gespielt haben. Vielleicht auch imponierte ihr die ungebrochene, animalische Kraft, die Brutalität dieses alten Burschen; Eigenschaften, denen mehr Frauen zum Opfer gefallen

sind, als ihrer vor Schönheit, Liebenswürdigkeit und Grazie kapituliert haben.

Wie die Dinge nun einmal lagen, war es das beste, daß Marie und Kraps einander heirateten. Sie bezogen ein einziges kleines Zimmer zur Miete. Gelebt sollte werden von dem, was Marie verdienen würde. Selbst etwas zu erwerben gedachte Kraps nicht.

Er saß auf einmal wieder ganz auf dem hohen Pferde, seit er diesen Bund geschlossen hatte. Mit der Tochter, bei der er bis dahin gelebt, brach er, weil sie seine Verbindung nicht billigte. Jede Andeutung, daß er unrecht tue, jeden schiefen Blick, eine Bemerkung nur über den Altersunterschied zwischen ihm und Marie beantwortete er damit, daß er seinen gesunden Arm drohend erhob und erklärte: er habe in seiner linken Faust mehr Kraft als irgendeiner in Zälowitz in beiden zusammen. Er war wieder ganz der alte; händelsüchtig, trotzig und frech.

Marie schenkte ihm ein Mädchen; ein Jahr darauf ein Zwillingspaar von Jungen. Das kleine Mädel blieb am Leben, die Zwillinge starben. Marie kam bald genug tief herunter. Ihre feinen Züge zwar waren nicht gänzlich zu verwüsten und die schönen Augen behielt sie; aber ihre Gestalt verfiel, sie vernachlässigte sich in Kleidung und Haltung, bot schnell das Bild eines herabgekommenen Weibes. Er schlug sie. Dazu reichte sein linker Arm, den er durch Arbeit nicht schwächte, vollständig aus. Auch hatte er sich neuerdings angewöhnt, in der Wut um sich zu beißen.

Da Marie seiner Ansicht nach mit dem Weben nicht genug verdiente, war er auf eine neue Erwerbsart für sie verfallen. Er schaffte einen Handwagen an; in den spannte er nicht etwa ein Pferd oder einen Hund, sondern

seine Frau. Er selbst ging nebenher, sie von Zeit zu Zeit mit Fluchen antreibend. So zogen sie durch die Dörfer, sammelten Lumpen und Knochen und allerhand andere Abfälle, die er in die Papierfabriken und Knochenmühlen verhandelte.

Das arme Weib mußte einen jammern; aber helfen konnte ihr niemand. Es gibt kein Gesetz, das den schützt, der sich freiwillig zum Sklaven macht. Es gibt auch keines, das ein liebendes Weib vor der Schlechtigkeit dessen rettet, dem ihre Liebe gilt.

Marie liebte diesen Menschen. Es konnte kein Zweifel darüber bestehen. Sie hätte alles getan ihm zuliebe. Wenn sie keuchend den schweren Wagen zog, weit vorgebeugt, die Gurte kreuzweis über die Brust befestigt, die Schultern einstemmend, daher schritt in zerrissenem Schuhwerk, bei jeder Witterung auf öder Landstraße, mit scheuem Blick nach hinten, ob er nicht vielleicht aushole zum Schlage, so glaube ich, empfand sie tiefe Befriedigung in dem Bewußtsein, ihm zu dienen, den sie sich auserkoren hatte zu ihrem Gebieter.

Einen Beweis, wie Marie den Menschen liebte, lieferte sie, als Kraps wieder einmal ins Gefängnis wandern mußte. Er hatte sich nämlich gegen einen Gendarmen, der ihn nach dem Hausierschein fragte, tätlich vergangen und ward wegen Widerstandes verurteilt. Jeder, der Mariens Schicksal kannte, freute sich für die Frau, daß sie den Unhold nun für einige Zeit los sei. Marie dachte anders. Die Augen wollte sie sich ausweinen nach ihm, und als das Gefängnis ihn nach verbüßter Strafe endlich wieder herausgab, war es der größte Freudentag ihres Lebens.

Aber auch für Hermann Kraps kam die Stunde, wo alle Widerspenstigkeit und aller Trotz nichts mehr

helfen. Ein Schlaganfall traf ihn, lähmte ihm den gesund gebliebenen Arm. Seine Frau pflegte ihn mit aufopfernder Liebe ein paar Wochen lang. Dann kam ein zweiter Anfall, der tödlich war.

Selten wird ein Mensch aufrichtiger betrauert worden sein als Hermann Kraps von Marie.

Diejenigen, welche es mit Zälowitz und seiner Bewohnerschaft gut meinten, atmeten auf, als der letzte Kraps gestorben war. Gott sei Dank, nun war diese unselige Rasse ausgetilgt! Ein Glück, daß der letzte seines Stammes nur eine Tochter hinterlassen hatte!

Aber wir sollten noch eine Enttäuschung erleben. Einige Zeit nach dem Todesfall verbreitete sich das Gerücht, daß Marie guter Hoffnung sei, und ein halbes Jahr, nachdem der letzte Kraps vom Leben Abschied genommen hatte, erblickte ein neuer Kraps das Licht der Welt.

Der Junge ist jetzt zwölf Jahre alt. Er heißt wie sein Vater: Hermann. Er hat die Krapssche Häßlichkeit geerbt, ist kräftig gebaut und sieht nicht aus, als wolle er durch die Welt gehen, ohne sich darin unangenehm bemerkbar zu machen. Der Lehrer klagt über ihn als einen Knaben, an dem alle erzieherischen Mittel stumpf würden.

Ich erkundigte mich bei seiner Mutter nach Hermann, ermahnte sie, doch ja recht acht zu geben, daß sie sich mit ihm nicht eine neue Rute aufbinde. Marie lobte den Jungen nach allen Prädikamenten; es gäbe kein besseres Kind.

Sie liebt ihn sehr und zieht ihn der Tochter, die mit ihren sanften Augen und der zarten Haut ein Ebenbild darstellt von dem, was Marie vor zwanzig Jahren war, entschieden vor.

Da mir der Mutter günstiger Bericht über Hermann nicht recht glaubwürdig klang, so erkundigte ich mich bei Leuten, die mit der Witwe Kraps im selben Hause wohnen. Da erfuhr ich genau das, was ich, wie ich nun mal die Krapse kenne, von diesem Sprößling erwartet hatte. Er ist trotzig, tückisch und bissig, hat mit aller Welt Streit, mißhandelt die Mutter und schlägt die Schwester.

Ich fürchte, wir werden von ihm noch mancherlei zu hören bekommen.

Frühe Liebe.

Märkische Ebene, am Himmelsrande dunkle Kiefern! Es war im zeitigen Frühjahr und die Flüsse ausgetreten. Die Wiese waren in seichte Teiche verwandelt, alle Gräben und Löcher, jede Bodensenke stand voll Wasser. Überallhin konnte der Blick über das Flachland schweifen, ungehindert; keine begrenzenden Höhenzüge stellten sich in den Weg, keine Schlucht entzog ihre Tiefe dem forschenden Auge. Flach alles, und in der platten Ausdehnung doch keine Ferne. Dem Blicke, der sich an nichts emporrichtet, der die Größe nicht an der Kleinheit messen kann, erscheint selbst der Himmel niedrig. Aber auch diese Landschaft hat ihre Reize; sie sind karg, spröde, unaufdringlich und ergreifen nur das Gemüt, das auf sie gestimmt ist. Dort das Knie im Flusse, ein Kranz von Weiden darum. Eine hölzerne Brücke auf mächtigen Pfosten, die wohl schon manches Frühjahrswasser durchgelassen haben mochten. Dahinter ein Eichenkamp. Durch die Wipfel blickt ein Scheunendach, auf dem Giebel ein Storchnest. Rote Ziegelwände, Essen, aus denen der Rauch langsam emporschwebt. Zwischen strohgedeckten Katen ein einzelnes, breites, weißgetünchtes Haus, mit hohem Pultdach. — Das war der Santehof, wo der Amtmann wohnte. Die Meierei lag in einer Krümmung der Sante, einem kleinen, schilfbekränzten Flüßchen, das man zur Sommerszeit an den breiteren Stellen durchwaten konnte; im Frühjahr aber gebärdete sie sich wie

ein rechter Fluß, kam strudelnd und wirbelnd daher, daß die Buhnen gänzlich unter den lehmigen Fluten verschwanden.

Über die hölzerne Brücke kam jetzt ein Trupp Kinder, vier an der Zahl: ein Mädchen und drei Knaben, zum Schulgange ausgerüstet. Die Kinder waren ärmlich gekleidet, bis auf den kleinsten Knaben, der in einem braunen Anzug, Schaftstiefelchen, mit einem Schulranzen auf dem Rücken und einer Schirmmütze von dunkelblauem Tuch einherging wie ein Stadtkind. Das war Christoph, der Sohn des Amtmanns, ein kleines, zartes Bübchen. Seine Mutter, die vor einem halben Jahre etwa gestorben war, hatte darauf gehalten, daß ihr Christoph sich von den Kindern, mit denen er zur Schule ging, schon durch seine Kleidung abhöbe. Denn die anderen drei stammten aus Arbeiterfamilien.

Da war erstens das Mädchen, Ulrike hieß sie. Ihr Vater war Pferdeknecht auf dem Santehofe. Dreizehn Jahre zählte sie, aber man konnte sie von fern, wenn man das kindliche Gesicht nicht genauer sah, für eine Frau halten. Der Vater war auch so ein Riese. Ihm sah Ulrike mit dem strohgelben Haar, den weit auseinander stehenden blauen Augen, der schmalen Nase und den schönen Zähnen ähnlich, wie aus dem Gesichte geschnitten. Nur einer der Knaben reichte an Körpermaß an sie heran, Ruprecht, ein hagerer, knochiger Junge mit gemessenen Bewegungen und ernsten, ausgearbeiteten Zügen. Ruprecht war der Sohn eines Kossäten, der Vater ging in den Santehof auf Arbeit. Ein ganz besonderer Mensch war der dritte Knabe, Florian. Er nahm sich mit seinen schwarzen Borsten und seinen unruhigen Kohlenaugen unter dieser blond-

haarigen, helläugigen Gesellschaft aus wie ein fremder Vogel. Sein Vater war vor Jahren von Osten her gekommen mit anderen Arbeitern; die waren im Herbst wieder abgezogen, Florians Vater aber war sitzen geblieben. Er fand, weil er ein geschickter Mensch war und von mancherlei Hantierung etwas verstand, auch im Winter Beschäftigung. Dann hatte er eine Magd vom Santehofe geheiratet. Eines Tages aber war dieser Zugvogel auf und davon; wahrscheinlich hatte er den Flug in seine östliche Heimat zurückgenommen. Der Knabe, den er seiner Frau als einzige Erinnerung zurückgelassen, glich seinem Erzeuger in vielen Stücken. Florian war geschmeidig wie eine Weidenrute, flink und zähe wie eine Katze.

Nach Kruchow, wohin die Kinder täglich zur Schule gingen, war es eine gute Stunde Wegs vom Santehofe aus. Die drei Knaben waren Klassengenossen von früh auf gewesen. Ulrike war erst kürzlich zu ihnen gestoßen, seit ihr Vater Knecht beim Amtmann geworden war. Anfangs hatten sich die Jungens gesträubt, gemeinsam mit dem Mädchen zur Schule zu gehen. Ruprecht besonders war der Ansicht gewesen, daß das unter ihrer Würde sei, und Christoph hatte sich ihm darin angeschlossen. Sie ließen die „Göre" allein gehen.

Ulrike schien sich aus dieser Mißachtung seitens der Männerwelt herzlich wenig zu machen. Mit dem gleichen vergnügten Gesichte, rotbäckig bei jeder Witterung, stiefelte sie in ein paar abgelegten Schuhen ihrer Mutter durch den tiefen Sand. Die Jungens bald vor ihr, bald hinter ihr, allerhand Streichen nachgehend.

Ulrikes Vereinsamung sollte nicht lange dauern. Zuerst knüpfte Florian mit ihr an. Dem Jungen stach

das strohgelbe Haar des Mädchens in die Augen; er zupfte sie daran. Aber da zeigte es sich, daß Ulrike schlagfertig war, mit Worten wie mit Händen. Sie blieb dem schwarzhaarigen Kobold nichts schuldig.

Auch der kleine Christoph wurde bald auf sie aufmerksam. Er war ein Knabe von beweglichem Geiste und lebhafter Phantasie. Durch die verstorbene Mutter hatte Christoph eine Frühreife erlangt, wie sie sonst nur Stadtkindern eigen zu sein pflegt. Sie war eine feine, zarte Frau gewesen, aus der Stadt gebürtig, und hatte sich auf dem Santehofe niemals recht heimisch gefühlt. Christoph, ihr einziges Kind, war ganz nach ihr geraten, so recht nach dem Herzen der Mutter, ein zierliches, kluges, feinfühlendes und dabei etwas vorwitziges Knäbchen. Den Vater würde es mehr gefreut haben, wenn Christoph ihm ähnlicher gewesen wäre in Kraft und derber Anlage. — Der Knabe besuchte die Dorfschule; ihn in die Stadt zu schicken, gestatteten die Einnahmen des Amtmanns nicht. Für die Mutter war es freilich immer ein Stein des Anstoßes geblieben, daß ihr Christoph mit den Kindern der Knechte, Tagelöhner und Kossäten auf derselben Schulbank sitzen sollte. Sie hatte dem wißbegierigen Kinde zum Ersatz mancherlei mitgeteilt, was es in der Dorfschule nimmermehr erlernt hätte.

Zwischen Christoph und Florian bestand eine natürliche Rivalität schon von früh auf. Florian war in allerhand Künsten bewandert, die ihm so leicht kein anderer nachmachte. Er verstand es, mit einem Messer, das von seinem Vater stammte, kunstvolle Gegenstände zu schnitzen; er war von allen Jungens weit und breit der schnellste Läufer, auch im Baumklettern übertraf ihn keiner, auf den Händen konnte er gehen, und ganz

erstaunlich war sein Spürsinn. Er legte Angeln im Fluß, fing Frösche und zog ihnen die Haut ab; damit ging er dann aufs Krebsen aus. Erwischen ließ er sich nicht, der Zigeuner. Aus dem Suchen von Kiebitzeiern machte er ein Geschäft. Überhaupt war er ein Handelstalent. Obgleich das Kind der ärmsten Frau auf dem ganzen Hofe, klimperte er stets mit Geld, kaufte sich Näschereien und rauchte aus einer kurzen Pfeife manchmal wirklichen Tabak. Eine solche Persönlichkeit mußte den ehrgeizigen Christoph zur Eifersucht reizen.

Als Florian am eigenen Leibe verspürt hatte, daß mit dem großen Mädchen nicht ungestraft anzubinden sei, beschloß der Schlaukopf, sich mit ihr auf guten Fuß zu stellen; er widmete ihr fortan seine besondere Aufmerksamkeit. Dadurch wurde Christophs Interesse für das Mädchen rege. Bisher hatte er Ulriken kaum beachtet, jetzt sah er sie sich einmal genauer an. Was war denn diese Knechtstochter eigentlich für ein Wesen? Eine schnell aufgeschossene Gestalt, in ein enges und viel zu kurzes Kleid gezwängt. Überall drängten ihre Gliedmaßen aus der allzu knappen Hülle heraus. Ein ganzes Stück der mageren Waden sah man, aus den Ärmeln stachen rote Hände mit starken Knöcheln hervor. Die Gestalt war eigentlich komisch, und der spottlustige Knabe empfand einen unwiderstehlichen Reiz, über Ulrike zu lachen. Überhaupt, wie konnte man nur ein Mädchen sein? — In der Klasse saßen sie allerdings zusammen, die Knaben auf der einen, die Mädchen auf der anderen Seite. Aber Christoph hatte sich daran gewöhnt, die Mädchen als eine tiefer stehende Menschengattung anzusehen.

Eines jedoch war an Ulrike, was ihm wirklich gefiel, das Gesicht; nicht einmal das ganze Gesicht! Auf

der Nase hatte sie Sommersprossen, die er nicht liebte. Aber die Augen fand er schön, weil sie so klar waren. Und dann der Mund. Dieser Mund war wirklich das Reizendste, was er je gesehen hatte. Er konnte sich gar nicht satt daran sehen. Während der Stunde blickte er jetzt oft nach der blonden Ulrike hinüber, die seitwärts von ihm bei den Mädchen saß. Sie wußte nicht viel in der Schule.

Der Lehrer hatte ihr wiederholt vorgeworfen, sie sei die Größte und Dümmste, eine Bemerkung, die stets durch ein Gewieher der Klasse beantwortet wurde. Ulrike reagierte auf solchen Spott nur wenig. Sie war darin ein eigentümliches Wesen; jeder Vorwurf lief wie Wasser an ihr ab. Sie zuckte nur mit den Achseln und lächelte. Christoph fand sie in solchen Augenblicken entzückend. Sie wußte wirklich nicht viel. Der Knabe überlegte, ob er ihr nicht seine Hilfe beim Lernen anbieten solle. Er fühlte das Bedürfnis, sich ihr angenehm zu machen, ihre Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, Einfluß auf sie zu gewinnen. Womit konnte man dem Mädel nur beikommen?

Eines Tages sah er, daß Florian dem Mädchen einen selbstgeschnitzten Kreisel schenkte. Nun stand seine Eifersucht in hellen Flammen. Von jetzt an sann Christoph nur noch darauf, den Nebenbuhler auszustechen. Das wirksamste Mittel, Eindruck zu machen, erschien ihm schließlich immer noch, ihr sein Frühstück anzubieten. Er hatte es längst schon bemerkt, daß sie nur trockenes Brot mitbrachte. Eines Tages überreichte er ihr seine belegte Semmel. Von da ab war es eingeführt, daß Christoph sein Frühstück an Ulrike abtrat. Durch dieses Opfer fesselte er sich selbst mehr und mehr an das Mädchen; sein Lohn war, daß sie

ihm ein freundliches Gesicht zeigte. — Ein geheimer Kummer für den Knaben blieb Ulrikens Körperlänge. Die eigene Kleinheit war stets ein wunder Punkt in seinem Empfinden gewesen. Daß nun gar ein Mädchen ihn an Größe so sehr übertreffen mußte! Außerdem kränkte sie ihn auch dadurch, daß sie sich mit Florian abgab. Sie lachte über die tollen Streiche des Schwarzhaarigen. Eines Tages mußte es Christoph sogar erleben, daß sie seine Semmel an den Gegner weggab.

Die Schulgänge hatten einen ganz veränderten Charakter angenommen, seit Ulrike zu den drei Knaben gekommen war. Früher waren sie, rechts und links vom Wege abweichend, in Wald und Gebüsch herumgekrochen, hatten allerhand Tieren nachgestellt und gelegentlich auch eine Rübe aus dem Acker oder eine Frucht vom Baume stibitzt. Die Zeit, welche sie durch solche Fahrten versäumten, pflegten sie dann durch Dauerlaufen einzuholen. Seit Ulrike unter ihnen war, ging das nicht mehr an. Die weibliche Nähe wirkte besänftigend auf die Wildlinge. Sie hielten sich fortan mehr auf der geebneten Landstraße. Bald herrschte Ulrike ganz unumschränkt über die drei angehenden Jünglinge, mit denen sie täglich zur Schule ging. Selbst Ruprecht, der Spröde, hatte sich wohl oder übel ihrer Macht ergeben müssen.

Im Hause des Amtmanns war inzwischen eine große Veränderung vor sich gegangen. Christophs Vater hatte von neuem geheiratet. Die Frau war jung, und man staunte über die schöne Aussteuer, die sie mitbrachte. Jedermann schien sie zu gefallen; Christoph gefiel sie nicht. Es war so etwas in ihrem hübschen Gesicht, das ihn verdroß, etwas, das so grundverschieden war von seiner verstorbenen Mutter. Nein, die Leute

mochten sagen, was sie wollten, die hier war nicht seine Mutter, obgleich sie die Frau seines Vaters war. Nein! Er wollte sie nicht lieb haben, trotz ihrer sanften Stimme und der freundlichen Blicke und Worte, die sie für ihn hatte. Sie war noch nicht vierzehn Tage im Hause, da hörte der Knabe von seinem Zimmer aus, wie sie die alte Martha schalt. Die alte Martha hatte das Gnadenbrot im Hause. Der Knabe vernahm Worte aus dem Munde seiner Stiefmutter, die ihn in der Ansicht bestärkten, sie sei keine gute Frau.

Die Rosen fingen an zu blühen im Garten. Die Stöcke hatte die Verstorbene angepflanzt. Jetzt schnitt sich die neue Herrin die Knospen und nahm sie auf ihre Stube. Den Knaben reizte das zur Wut. Daß sie das durfte! Die Rosen gehörten doch seiner Mutter. Wenn er das nur hätte hindern können! — Der Blumengarten war nur klein. Ein paar mit Schamotten eingefaßte Beete, schmale, kiesbestreute Wege zwischen den erhöhten Quartieren. Die Rosenstöcke waren an Stäbe angebunden, die oben bunte Glaskugeln trugen. Um den Blumengarten lief ein Zaun von Weißdorn, der die Hühner und Kinder abhalten sollte. Ein Pförtchen führte nach dem Flusse hinaus. Auf dem schmalen Streifen Rasen, der zwischen Fluß und Garten hinlief, war der Tummelplatz der Kinder. Hier saß auch Ulrike häufig mit einem oder dem anderen ihrer jüngeren Geschwister.

Sie war die Älteste von einer ganzen Schar. In jedem Jahre pflegte ihre Geschwisterzahl sich zu vermehren. Die Mutter hatte mehr zu tun, als die Kinder zu bewachen; die mußten sich gegenseitig weiter helfen. Ulrike saß heute mit dem Jüngstgeborenen im Schoße, ein zweijähriges kroch in ihrer Nähe im Grase umher.

Christoph bemerkte sie vom Blumengarten aus, sie war leicht zu erkennen, auch von hinten, an ihrem Haar. Er schnitt einige der schönsten Rosen ab, schlich sich auf Zehen an das Mädchen heran und warf ihr die Blüten über die Schulter. Ulrike wollte sich nach dem Rosenspender umsehen; aber blitzschnell hatte er ihr die Hände über beide Augen gelegt. Sie lachte und suchte sich frei zu machen. Aber da sie saß und er stand, hatte er die größere Gewalt. „Christoph!" rief sie. An den kleinen Händen hatte sie es gespürt, daß er es sei. „Geraten!" — Er gab sie frei. Sie lachte ohne Aufhören; der Spaß gefiel ihr ausnehmend. Er nahm die Rosen vom Boden auf und ließ sie von ihr betrachten. Das Kind, das zu schreien angefangen, wiegte sie wie eine rechte Mutter, bis es sich beruhigt hatte. „Aus dem Blumengarten?" fragte sie und wurde auf einmal ganz ernsthaft; der eingezäunte Garten des Amtmanns war für sie eine geheiligte Stätte. Es wurde niemandem gestattet, dort etwas abzupflücken. „Ja, rieche mal!" und er hielt ihr die Blüten unter die Nase. Sie fühlte nichts als Kitzeln, das sie zum Niesen reizte, meinte aber doch, daß es wundervoll rieche. Halb mit Begier, halb mit ehrfurchtsvoller Scheu betrachtete das Mädchen die seltenen Blumen. „Wenn du willst, schenke ich sie dir!" sagte er. Ulrike schüttelte ungläubig den Kopf. „Ja, ich schenke sie dir alle — die anderen auch, die dort drinnen noch sind. Das tue ich; paß mal auf!" — Er machte den Versuch, vor der Sitzenden stehend, ihr die Blüten ins Haar zu stecken, so wie er es neulich bei der Hochzeit seines Vaters bei einigen Damen gesehen hatte. Aber das ging gar nicht so leicht, bei Ulriken wollten die Blumen nicht haften. Das Mädchen hielt ruhig, obgleich er

unsanft mit ihren Flechten umging. Er verlor zuerst die Geduld. „Warte mal!“ sagte sie, nahm die Blumen in die Hand, drehte die Stiele zusammen, nestelte ihr Kleid auf und steckte den Strauß da hinein. „So geht's auch!“ — Ihm gefiel die Wirkung der Blumen an ihrer Brust ausgezeichnet. „Du sollst jeden Tag Rosen haben, von jetzt ab!“ sagte er mit Gönnermiene. Sie machte die Einwendung, die Frau Amtmann werde das wohl nicht erlauben. „Pah!“ rief er und pflanzte sich, die Hände in den Taschen, vor Ulrike auf, „das geht die gar nichts an! Die Rosen hat meine Mutter gepflanzt. Wenn ich sie dir schenken will, dann schenke ich sie dir eben!“ —

Aber der Amtmann und seine junge Frau waren anderer Ansicht. Die neue Herrin hatte bald gemerkt, daß ihr täglich die schönsten Knospen aus dem Garten wegkamen. Es dauerte nicht lange, da hatte man's heraus, daß sich Ulrike, die Tochter des Pferdeknechts, mit den Rosen aus Amtmanns Blumengarten schmücke. Die Entrüstung war groß. Ulrikes Mutter, eine strenge Frau, die auf Ordnung und Zucht hielt, nahm ihre Älteste vor, wobei es nicht gerade freundschaftlich zuging. Der Amtmann hatte eine Unterredung unter vier Augen mit seinem Jungen, wobei es noch weniger sanft abging. Der Knabe behauptete, er habe ein Recht dazu, die Rosen zu verschenken. Daß jetzt alles hier der neuen Mutter gehöre, wollte er nicht einsehen, denn die sei ja gar nicht seine Mutter. Er konnte trotzig sein, der kleine Kerl, so zart er auch aussah. Und des Vaters Hand erlahmte, ehe sie das Eingeständnis seiner Schuld von dem Kinde erzwungen hatte.

Christoph fühlte sich nicht mehr wohl daheim. Dreizehn Jahr war er jetzt geworden; zu Ostern sollte

er konfirmiert werden. Er hatte seine eigenen Gedanken über die Zukunft. Der Vater meinte, es würde nie etwas Gescheites aus ihm werden, weil er so schwächlich war und für die Landwirtschaft so wenig Interesse zeigte. Aber Christoph wollte auch gar nicht Landwirt werden. Der Lehrer hatte einmal die Bemerkung fallen lassen, er passe zum Kaufmann, weil er so gut rechnen könne. Das Wort hatte gezündet. Kaufmann! Das war etwas für ihn. Mit ausländischen Früchten wollte er handeln. Der Verkehr mit überseeischen Ländern, da lag so etwas Großes, Außergewöhnliches drin. Christoph malte sich das in den glühendsten Farben aus. Mit niemandem sprach er darüber, nicht einmal mit Ruprecht, der bis dahin sein Vertrauter gewesen war. Nur Ulriken eröffnete er seinen Plan, denn die mußte es ja doch erfahren, daß er sie heiraten wollte. Er flunkerte in unschuldiger Weise, überbot sich in glänzenden Schilderungen der zukünftigen Herrlichkeit. Als Krösus stellte er sich dem Mädchen dar, der über alle Schätze Indiens gebot.

Nur in ihrer Nähe war ihm jetzt noch wohl zumute. Während des Schulweges wich er nicht von ihrer Seite. Das Schönste aber war, wenn Ulrike in den freien Nachmittagsstunden mit einem oder dem anderen ihrer jüngeren Geschwister draußen auf dem Rasenabhang am Flusse sich aufhielt. Am Wasser lief ein Gürtel von Schilf und Weidengestrüpp hin. Christoph hatte in den Buhnen einen wundervollen Platz ausfindig gemacht. Zwei alte Weidensträucher bildeten da eine Art von Laube, die nur nach der Flußseite hin offen war; nach dem Santehofe zu war man durch einen natürlichen Schirm von Laub und Zweigen gedeckt. Das war sein und Ulrikens Haus. Den

Untergrund bildete feiner, weißer Flußsand. Mücken gab es gerade genug, aber das störte die Kinder wenig. Hier konnten sie ungeniert „Ehepaar spielen", wie Christoph das nannte. Da saßen sie in aller Unschuld beieinander. Ulrike gewöhnlich mit einer Näharbeit oder einem Strumpfe beschäftigt; denn sie durfte nicht müßig gehen, darauf hielt die strenge Mutter. Christoph erzählte ihr, oder er las ihr auch vor aus Büchern, die, von seiner Mutter stammend, jetzt verachtet auf dem Boden standen. Der Knabe war auf „Tausend und eine Nacht" gestoßen. Da ging den Kindern die Wunderwelt des Orients auf. In ihren Köpfen spukte es fortan von Kalifen, Entführungen, Wunderlampen, Edelgestein und Goldpalästen. Nachdem sie mit atemloser Spannung dieses Buch zu Ende gelesen, kam ein anderes daran, das Christoph durch seinen Titel verlockt hatte, der von „Liebe" sprach. Die beiden Menschenkinder, die sich in dem Buche liebten, waren sehr unglücklich. Und schließlich endete es auch sehr traurig damit, daß die beiden gemeinsam in selbstgewählten Tod gingen. — Christoph stockte die Stimme häufig vor Tränen beim Vorlesen. Merkwürdig, das Mädchen weinte gar nicht! Sie fand die Geschichte sehr schön; aber deshalb weinen! — das war ihr nicht gegeben. Christoph fragte sie, ob sie mit ihm sterben würde, wenn er sie darum bäte. Da lachte ihn Ulrike tüchtig aus. Zum Sterben habe sie gar keine Lust. Er erklärte, daß er gleich für sie in den Tod gehen würde, wenn sie es verlange. Da lachte sie noch unbändiger als vorher. Nun war er beleidigt und sprach zwei Tage lang nicht mit ihr. Aber länger hielt er das nicht aus. Er bat sie, wieder in ihr gemeinsames Haus zu kommen. Dort hielt er ihr eine Rede, von der sie nicht viel verstand;

aber sie merkte doch eines heraus, daß er es gut meine. Und darum unterdrückte sie diesmal das Lachen, ja sie gab ihm die Hand, als er ihr Versöhnung vorschlug. Er schwur ihr ewige Liebe und Treue und sprach dann von der Zukunft, wo sie zusammen leben würden als ganz reiche Leute. — Christoph nannte das die „Verlobung“.

Äußerlich waren sie von jetzt ab sehr einig, wie echte Verlobte. Aber Christoph war nicht zufrieden; ihm fehlte noch etwas zum vollen Glücke. Das Mädchen zu küssen, hatte er noch niemals gewagt. Seine Mutter hatte er doch oftmals umarmt, da war er niemals blöde gewesen; aber Ulriken gegenüber fühlte er sich verlegen. In den Büchern, die er gelesen, küßten sich die Liebenden sehr häufig, ja, das schien das Hauptmittel zu sein, um dem anderen Teile seine Liebe zu beweisen. Sein Verhältnis zu Ulrike war ein eigenes Ding. Wie er sie liebte, das wußte nur er allein; aber ob sie etwas für ihn fühlte? — — Wenn sie ihn manchmal so kühl ansah, oder gar wenn sie über ihn lachte, dann erschien sie ihm so fremd, da hätte er sich vor ihr fürchten mögen. Und dann wieder, wenn sie so ganz still dasaß — besonders wenn er sie von der Seite betrachtete —, da sah sie so sanft und gut aus. Wenn der Atem so regelmäßig ihre Brust hob und senkte, dann hätte er ..... Ja, wenn er nur eben gewußt hätte, was man da macht, in solch einem Falle. — Vor ihr niederknien und sie ganz schnell küssen! Das war wohl das Richtige.

Eines Tages führte er diesen Plan aus. Aber er mißlang kläglich. Ulrike stieß ihn von sich. Und als er sie daran erinnerte, daß sie sich ewige Liebe geschworen hätten, da wurde sie ärgerlich, gab ihm

häßliche Namen und meinte, er solle sie in Ruhe lassen.

Das war eine trübe Erfahrung für den jungen Liebenden. Sie wollte nichts von ihm wissen. Und er konnte doch nicht mehr ohne sie leben, das war ihm jetzt ganz klar geworden. Er mußte ihre Liebe gewinnen! Wenn er nur irgend etwas Großes hätte tun können, etwas Außerordentliches für sie, um sie von seiner Liebe zu überzeugen und die Spröde mit fortzureißen!

Schon seit vielen Tagen hatten die Kinder nicht mehr in ihrem Weidenhäuschen am Flusse sitzen können. Es waren starke Gewitterregen niedergegangen, und die Sante stieg mitten im Sommer hoch. Jetzt, da das Wasser gefallen war, fanden sie ihre Behausung gänzlich verschlammt und verwüstet. Das war traurig! Aber Christoph wußte schon eine Auskunft. Ein Stück weiter oben am Flusse, unter der Brücke, war auch ein schöner, schattiger Platz, und man war noch unbeobachteter als in den Weiden. Mit Hilfe einer Planke erbaute er dort einen trockenen Sitz. Als alles zurecht gemacht war, lud er Ulrike in aller Form ein, das neue Heim zu betreten, von dem er ihr bereits Wunderdinge berichtet hatte. Sie nahm das jüngste ihrer Geschwister mit dorthin.

Unter dem Holzwerk der Brücke war es dämmerig und kühl. Viel Raum gab es nicht, die Böschung, auf der sie saßen, fiel steil ab ins Wasser, des Gebälkes wegen mußte man sich gebückt halten. Aber zu sehen gab es hier mancherlei: das Wasser, wie es pfeilschnell neben den Pfeilern vorbeischoß. Im Tiefen standen auch meistens Fische, mit dem Kopf gegen die Strömung. Auf dem Grunde dehnten sich Wasserpflanzen in grünen, langgezogenen Flechten.

Christoph hatte einen großartigen Plan. Allerhand Eßwaren wollte er hierher schaffen, dann würden sie in dieser Klause leben, fern von den Menschen, bis sie ganz vergessen wären da draußen. Dann eines Tages würden sie als erwachsene Menschen herauskommen, und niemand sollte sie dann erkennen.

So saßen sie im Halbdunkel, dicht aneinander gedrängt. Draußen lag die sonnige Augustlandschaft in greller Helligkeit. Durch den Brückenbogen hindurch sahen sie den Santehof, wie ein Bild im Rahmen: Die roten Ziegelwände, die Strohdächer zwischen Baumkronen. Ein blitzendes Band, zog der Fluß in die Ebene hinaus. Zu ihren Füßen, unten im Wasser, stand ein Hecht, regungslos, auf Beute wartend.

Christoph hatte den Arm um ihre Hüften gelegt, sie ließ es sich gefallen. Das Kind spielte in ihrem Schoße. Er drückte und schmiegte sich noch dichter an sie an. Wie warm und weich sie war; er konnte ihren mageren Mädchenkörper durch das dünne Kleid hindurchfühlen. „Nun sind wir Mann und Frau!" sagte er und suchte ihr in die Augen zu blicken. Sie kicherte, nickte dann zustimmend mit dem Kopfe. „Weißt du, dann darf ich dich auch küssen," meinte er. Sie wollte sich erst ein wenig sträuben, aber er war entschlossen, diesmal seinen Willen durchzusetzen. Er zog ihr mit beiden Armen, die er um ihren Nacken geschlungen hatte, den Kopf herab, bis er ihre Lippen mit den seinen erreichte; dann küßte er sie. Sie wich vor der Berührung seines Mundes zurück, machte einen Arm frei und wollte seinem Drängen Einhalt setzen. Er hielt ihr die Hände mit seinen zarten Fingern fest. „Ulrike!" bat er flehend. Sie hielt inne. In seinen Augen lag ein Ausdruck, den sie noch nie gesehen hatte.

Schon wieder fühlte sie sich umschlungen und seinen Mund auf dem ihren. „Ulrike — liebe Ulrike!“ stammelte er. Sie fühlte unter seiner Umarmung, wie er am ganzen Leibe bebte.

Auf einmal merkte Ulrike, wie ihr Schoß leichter wurde. „Herrgott, das Kind!“ — Ein Kreischen und Fallen! Das Kind kollerte die Uferböschung hinab. Ein plantschender Schlag! Mit erweiterten Augen, schreckensbleich, sahen sich die beiden oben auf der Planke an. „Hermännchen, Hermännchen!“ jammerte sie und rang die Hände.

Christoph war behende die Böschung hinab. Gleich darauf ein abermaliges Klatschen im Wasser. Ulrike sah einen Wirbel, eine Hand kam zum Vorschein, nur für einen Augenblick, dann lange Zeit gar nichts. Der Fluß floß ruhig dahin wie vorher, als sei gar nichts geschehen. Das Mädchen saß da, wie vom Schreck gelähmt. Dort unten trieb ein Hut, von der Strömung im Kreise gedreht. — Sie riß sich empor, kroch unter der Brücke vor, lief am Ufer entlang, blickte ins Wasser. Nirgends eine Spur von den beiden. Jetzt erst kam ihr der Gedanke, um Hilfe zu rufen.

Leute kamen aus dem Santehofe herbeigeeilt. Bald war es ein ganzer Schwarm, die das heulende Mädchen umstanden. Dann wurde ein Kahn losgemacht. Man suchte zuerst an der Brücke. Dann besann man sich, daß die Körper längst weiter hinabgetrieben sein mußten. Der Amtmann war herbeigerufen worden. Er raste wie ein Verzweifelter am Ufer hin und her, die Leute zum Suchen anspornend. Die Hoffnung, die Kinder lebend aus dem Wasser zu ziehen, war längst aufgegeben, und doch wollte niemand das Wort aussprechen, daß alles vergeblich sei.

Am nächsten Tage wurden die Leichen aufgefunden. Unten am Malichower Wehr waren sie angetrieben worden. Christoph hielt ein Büschel Wasserpflanzen in der kleinen Hand, das er vom Grunde gerauft haben mochte. Dem Gesichte des Dreizehnjährigen hatte der Tod etwas männlich Ernstes gegeben. Er sah aus wie einer, der gewußt, wofür er sterben wollte.

In der Fülle des ersten Liebesglückes, wie es so rein und selig nie wiederkehren konnte, war er dahingefahren.

Sachsengänger.

Über der Landschaft lag ein dichtes Nebeltuch, das sich emporheben zu wollen schien; es wogte und flatterte, aber der Boden hielt es fest. Nur das, was hoch war, ragte aus dem dampfenden Meere hervor: die Kronen der Bäume, die Spitzen der Telegraphenstangen längs der Chaussee und alles weithin überblickend die rote Esse der Brennerei.

Noch war die Sonne nicht herauf, aber der östliche Himmel ging schon vom stumpfen Nachtgrau in flimmerndes Gelb über, mattrosa Streifen mischten sich darunter. In der milden Sommernacht war ein kurzer Schauer niedergegangen, noch nicht einmal so viel, um den Staub der Landstraße zu löschen. Jetzt, ganz unvermittelt, für einige Minuten, trat Kälte ein. Die Vögel wurden unruhig, sie fuhren ärgerlich zwitschernd aus den Baumkronen und stießen in die Luft, ungeduldig und zwecklos; denn noch schwärmten keine Mücken. Von der Brennerei her ertönte ein verschlafener Ton der Esse.

Jetzt rötete sich eine kleine Wolke unversehens, die hoch im Zenith des Himmels trieb. Wie ein rosiger Säugling lag sie da im blauen Himmelbette, der sich erwachend behaglich streckt und dehnt, dann verzerrte sich das Wolkenkind unwillkürlich und wuchs in eine andere Gestalt aus.

Das Nebeltuch wallte unruhig auf und ab, an einigen Stellen wurden Zipfel wie von unsichtbaren Händen nach oben gezogen. Mehr und mehr traten

Häuser und Bäume in groben Umrissen heraus, wie große dunkle Tiere. Die Spitze eines Blitzableiters erglänzte plötzlich scharf, einige Fenster erglühten, als sei Feuer im Hause, und die Sonne brach hervor blutrot hinter Vorhängen von Dunst und Nebelschwaden.

Die weißgrauen Wogen quirlten durcheinander; der Boden schluckte sie ein, die Luft sog sie auf. Auf einmal lag die Welt wie reingefegt, blank und klar bis an den scharfen Rand des Horizonts. Weißglühend funkelte die Sonne über dem Bilde und strahlte sich in Millionen Tropfen wieder. Hie und da im Geäst der Bäume hing noch ein weißer Fetzen schnell verdunstend. Aus den Furchen der Kartoffelfelder zog ein feiner Dampf ab, wie aus unterirdischer Küche.

Frei und ungehindert konnte der Blick nunmehr überallhin wandern. Keine Berge stellten sich dem neugierigen Auge hindernd in den Weg, keine Felswände und Wälder. Eine weite Ebene dehnte sich ringsum, glatt wie die Wüste, aber fruchtbarer als diese.

Kein Fleckchen unbenutzt. Feld an Feld, unverraint, eins in das andere übergehend. Korn, das vor kurzem abgeblüht hatte, Weizen, Kraut, Kartoffeln in der Blüte, Hafer, der schon Ährenansätze zeigte. Lange, grüne Parallelstreifen auf schwarzem Grunde: ein Zuckerrübenfeld. Alles gradlinig, abgegrenzt, in großen Vierecken ausgelegt. Hier gab's keine kleinen Leute: Halbbauern, Gärtner, Häusler, mit ihrer verzwickelten Feldwirtschaft, wo jeder auf einem Morgen fünf und mehr verschiedene Früchte baut. Hier war großer Grundbesitz, das war zu erkennen; kein Schlag unter mehreren Hektaren.

Die eintönige Fruchtbarkeit der Felder wurde unter-

brochen von einem Gebäudekomplex, der breit in einer Bodensenkung lag. Ziegeldächer über weißen Mauern, auf dem Mittelbau der Glockenturm mit grüner Haube und einem weithin leuchtenden Zifferblatt. Halb verhüllt war der Häuserhaufen von Laubkronen, die Brennereiesse reckte sich mitten heraus. In das Gehöft lief die Chaussee in schnurgerader Linie, mit sorgfältig gehaltenen Gräben, Schleusen und Kilometersteinen. In peinlicher Regelmäßigkeit lagen Haufen klargeschlagenen Basalts sargförmig aufgeschüttet, fertig zum Straßenschutt. Über den Straßenbäumen zog sich der Telegraphendraht von Stange zu Stange. Die Obstbäume waren in tadellosem Zustande, bis zu den Kronen hinauf angestrichen gegen Hasenfraß und Insekten, alle Bäume mit breiten Kesseln versehen. Kleine Gräben führten den Stämmen das Straßenwasser zu. Der Sommerweg an der Seite war mit gelbem Sande frisch befahren.

Am Glockenturm schlug es jetzt fünf Uhr. Von dem Gehöfte her kamen Menschen langsam die Chaussee herauf, ein ganzer Trupp Feldarbeiter.

Um die Schönheit der erwachenden Natur kümmerten sie sich nicht, sie hörten nicht auf die kleine Lerche, die sich jetzt aus dem Kleefelde zum milchweißen Himmel emportrillerte; die Augen auf den Staub der Landstraße gerichtet, so schritten sie dahin.

Alte gebeugte Männer mit kleinen, blinzelnden Augen und weißen Bartstoppeln auf der braunen Haut. Dann jüngere, manch ein Branntweingesicht darunter, einzelne mit Militärmützen, hie und da eine Tabakspfeife. Zahnlose Weiber mit pergamentener Haut, schwieligen Fäusten, mageren, braunen, verschrumpelten Armen, plump und breitbeinig, mit vorgebeugtem Oberkörper marschierend, halb männlich in ihren Kleidern,

nichts Liebliches, Weiches, Schmückendes — der letzte Rest weiblicher Zartheit vernichtet durch die Arbeit.

Es waren Sachsengänger. Von Posen, nahe der russischen Grenze, waren sie bis westlich der Elbe gezogen auf Sommerarbeit.

An der Spitze marschierte der Vorarbeiter, der alte Nowarzyk, ein hagerer Greis, fleischlos nur Knochen und Sehnen mit braunem Fell überspannt, das von einer alten Trommel genommen zu sein schien, auf eckigen Schultern ein grauschwarz gefiederter Rabenkopf, darin funkelnde Spähaugen. Aus der tief herabgezogenen Mundecke, in einer Zahnlücke, die eigens für diesen Zweck geschaffen erschien, hing ihm die verrauchte Tabakspfeife, gleichsam ein natürlicher Appendix dieses verwitterten Gesichtes.

An dem großen Zuckerrübenfelde machte Nowarzyk Halt und wies seine Landsleute auf Polnisch an. Hier gab es Arbeit auf viele Tage; das Unkraut schoß bereits stark zwischen den Rüben hervor.

Der Rittergutspächter, der hier wirtschaftete, war einer, der sein Handwerk verstand. Unkraut und Quecken haßte er wie den Tod, und er wußte ihnen zu Leibe zu gehen.

Arbeitskräfte waren in diesem Sommer genug da. Man hatte sich ja nicht weniger als zwanzig Sachsengänger beim landwirtschaftlichen Arbeitsvermittelungsbureau in der Kreisstadt bestellt, und sie waren pünktlich besorgt worden, Männer und Weiber. Die letzteren waren eigentlich noch bequemer, sie bekamen ein Drittel weniger Lohn, schafften beinahe ebensoviel und betranken sich nur äußerst selten.

Man hatte sehr wenig Not mit diesen Leuten, im allgemeinen waren sie gehorsam und unterwürfig wie

die Hunde; kläfften sie einmal, so verstand man es nicht, denn sie sprachen Polnisch. Unterzubringen waren sie leicht, mit den elendesten Winkeln nahmen sie vorlieb, und das beste von allen, für den Winter brauchte man sie nicht zu behalten und durchzufüttern. Im Herbste, wenn die Ernte herein war und das Feld bestellt, wurden sie entlassen und zurückgeschickt, woher sie gekommen.

Unter den Sachsengängern befand sich auch ein junges Paar. Er konnte noch nicht allzu lange vom Regimente los sein: das Rot seiner Militärmütze war noch ziemlich frisch. Er mochte für hübsch gelten mit seinem blauschwarzen, krausen Haar, dem Schnurrbärtchen über den vollen Lippen und den großen, dunklen Augen. Aber diese Augen hatten einen wässerigen Glanz und die matt violette Tönung der Haut, sowie die schlaffe Nachlässigkeit der Haltung verrieten den Trinker.

Sie gehörte dem seltenen Typus der blonden Polen an. Ihr Haar war fast weißgelb und die Augen graublau. Sie mußte noch jung sein und hatte noch nicht alle Reize eingebüßt. Der Sonne, in deren feurigen Strahlen sie täglich viele Stunden arbeitete, zum Hohne war sie auffällig blaß geblieben.

Auf dem Rücken trug die junge Frau einen kleinen grauen Sack. Man hätte glauben können, es seien Eßwaren darin, aber die Art, wie sie das Bündel vorsichtig hütete, ließ ahnen, daß es einen Schatz enthalte. Und in der Tat, wenn man Kinder als einen Segen betrachtet, so war diese Frau gesegnet; sie trüg einen kleinen Erdenbürger in dem grauen Säckchen.

Das Kind war erst drei Wochen alt, ein Knabe; sie hatte es hier geboren.

Als der Herr Pächter zuerst die hochschwangere

Frau zu Gesichte bekam, war er sehr ungehalten. Das sei Betrug von seiten des Vermittelungsbureaus, meinte er und wollte sie zurückschicken. Aber die Frau flehte und bat, man möge sie doch behalten; ganz schnell abmachen würde sie's, man sollte gar nichts davon merken, versprach sie.

Und sie hielt ihr Versprechen; schnell und unbemerkt machte sie's ab. Am Tage vorher noch sah man sie bei der Arbeit, kein Arzt, keine Hebamme wurde gerufen. Nur ihre Freundin, die alte Nepomucena, stand ihr bei in der schweren Stunde. Über den Ställen, in einem Bretterverschlage, erblickte der kleine Junge das Licht der Welt, das hier nur durch eine Dachluke spärlich eindrang. Stallbrodem und Heugeruch, das war das erste, was die kleinen Lungen einsogen. Die Kühe unten horchten verwundert auf das fremde quäkende Stimmchen, das durch die Dielenritzen zu ihnen drang.

Wenige Tage nach diesem Ereignisse ging die junge Mutter schon wieder hinaus auf Feldarbeit. Das Kind nahm sie mit, es wurde dazu in ein Tuch geschlagen, dessen Zipfel sie um den Hals nahm und auf der Brust zu einem Knoten zusammenschlang. Draußen ward es dann in eine Furche gelegt oder an den Fuß eines Baumes. Das Tuch wurde über ihm zusammengeschlagen gegen Sonne und Fliegen, nur ein kleines Luftloch ließ man offen stehen. Und niemand, der's nicht wußte, hätte unter dem Häufchen Lumpen ein lebendes Wesen vermuten können.

Das Kind machte wenig Not, es schrie nur ganz selten. Es äußerte überhaupt sehr geringe Ansprüche und zeigte frühzeitig Anlage zum Asketen. Die Nahrung, welche ihm die Mutter bot, verschmähte der Säugling hartnäckig.

Die Frau rief in der Herzensangst ihren Schutzheiligen an und versprach ihm eine Kerze, wenn sie heimkommen würde im Winter, und die alte Nepomucena verschrieb einen Kräutertee; aber beide Mittel verfingen nicht. Der Junge nahm die Brust selten und dann auch nur auf kurze Zeit. Er nahm ab, das erkannte die Mutter auch ohne Säuglingswage. Mit blutendem Herzen sah sie die reiche Nahrung, die sie schuf, nutzlos wegfließen.

Der Kleine wurde von Tag zu Tag schwächer und nahm ihr doch so viel von ihrer Kraft. Sie schleppte sich nur noch mühsam zur Arbeit, alle Glieder waren ihr wie zerschlagen, und doch kam des Nachts wenig Schlaf in ihre Augen.

Dann saß Barbara — so hieß die junge Frau — stundenlang und wiegte den Kleinen, mechanisch die Arme auf und ab bewegend. Oft hatte das Kind keinen Schlaf, dann lag es da, die großen, seelenlosen Augen weit offen, hin und wieder leise wimmernd oder wie erschreckt zusammenzuckend.

Was für Gedanken wirbelten da durch den armen, öden Kopf der Frau: Gebete, Träume, Sorgen, Erinnerungen.

Dann mitten in der Nacht kam wohl ihr Gatte, branntweinduftend und lallend. Er fluchte und machte ihr Vorwürfe oder er war zärtlich, und das fürchtete sie noch mehr. Es durfte nicht sein, all die anderen Frauen hatten sie davor gewarnt. Da mochte er sie noch lieber schlagen, wie er's neulich getan.

Michael hatte sich sehr verändert. Was für ein Liebster war er gewesen! Wie schöne Briefe konnte er schreiben vom Regimente her, viel besser als sie selbst. Und wenn er auf Urlaub, wie feurig war er da, was

hatte er für toll verliebte Streiche verübt; die junge Frau dachte mit Wehmut an manche süße Schäferstunde zurück.

Den Säugling im Arme saß sie und sann und träumte. Durch die Dachluke fiel das Mondlicht und malte ein schräges, weißes Viereck auf die Bretterwand des Holzverschlages, die Turmuhr auf dem Pächterhause besagte ihr viertelstündlich, wie langsam die Zeit schleiche. Es war nach Mitternacht und Michael noch nicht aus dem Schnapsausschank zurück, wo er Abend für Abend mit seinen Zechgenossen saß. Die Destillation lag auf dem Hofe; selbstgebrannter Fusel wurde verzapft. Dorthin trug Michael und mancher andere Arbeiter die sauer verdienten Groschen.

Wieder und wieder zeigte die Uhr das Ende einer Viertelstunde mit grausamer Pedanterie an. Das bleiche Viereck an der Bretterwand war weiter gerückt und verschwunden, die Kühe unten im Stalle fingen an, unruhig zu werden, sie rasselten mit den Ketten und brüllten; der Morgen und die Melkzeit kam heran.

Der Kleine begann zu wimmern und das magere Köpfchen von einer Seite auf die andere zu werfen. Dieses Spiel trieb er manchmal viertelstundenlang. Die Mutter wußte nichts Besseres, als dem Kinde die Brust zu bieten, aber das verzog nur den Mund widerwillig und setzte das Hin- und Herwerfen des Kopfes fort.

Barbara weinte. Die Frauen hatten ihr gesagt, man müsse dem Kinde andere Nahrung bieten, da es die ihre verschmähe. Das kam der Mutter so schwer an, es erschien ihr, als solle ihr das Kind genommen und einer Fremden gegeben werden. Aber schließlich würde es doch nicht anders werden, so ging's nicht weiter, das sah sie ja ein. Und sie dachte mit innerstem

Erbeben an ein Wort der alten Nepomucena, die hatte gesagt: „Auslöschen wird dir's unter den Händen, wie ein Licht, wenn du ihm nichts zu trinken gibst.“ Und die alte Nepomucena mußte es am Ende verstehen; sieben Kinder hatte sie aufgebracht, ungezählt, die ihr jung verstorben waren.

Andere Nahrung — also Kuhmilch! Zu bekommen war die ja hier. Täglich wurden Hunderte von Blechkannen nach der Stadt gefahren und auch an Ort und Stelle wurde Milch in kleineren Quantitäten verkauft. Ein halber, ein viertel Liter würde genügen, mit Wasser verdünnt, ein wenig Zucker hinein — die anderen Frauen hatten ihr so gesagt — und das Kind würde die Nahrung gierig annehmen.

Jetzt endlich kam Michael. Er stieß zur Begrüßung einige Flüche aus und fiel schwer neben seiner Frau nieder. Dann huschelte er sich in das Stroh ein und wollte schlafen, aber sie ließ ihm diesmal keine Ruhe. Voll Eifer entwickelte sie ihren Plan und bat um Geld, noch an diesem Morgen wollte sie den Anfang machen mit der Kuhmilch.

Er hörte sie eine Weile an, mit stieren Augen, verständnislos; dann, plötzlich begreifend, was von ihm verlangt wurde, fuhr er zornig auf und schrie sie an: Wenn sie ein Kind geboren hätte, solle sie's auch selber ernähren. Aber sie ließ sich nicht einschüchtern und stellte ihm vor, daß der Junge an ihrer Brust verhungere. So möge das Wurm seinetwegen verrecken, meinte er, es sei ja doch nur ein Wechselbalg, behext müßte es jemand haben, vielleicht stamme es nicht einmal von ihm. Sie achtete kaum auf seine Roheiten und bat weiter, nur einen kleinen Teil des Wochenlohnes wollte sie haben zu Milch und Zucker.

Da schrie er sie mit zornfunkelnden Augen an und hob die Faust, daß sie sich mit dem Kinde in Todesangst in die äußerste Ecke der Kammer rettete. Er warf sich ins Stroh zurück, schwor bei der Jungfrau und den Heiligen, er werde sie erschlagen, wenn sie ihn noch einmal um Geld bitte, und schnarchte bald darauf.

Namenlose Bitterkeit stieg in der Seele der jungen Frau auf. Dort lag er nun; der Branntweingeruch, den er ausströmte, verpestete den kleinen Raum, alles, was sie in gemeinsamer Arbeit verdienten, jagte er mit dem alten Nowarzyk und anderen Saufkumpanen durch die Gurgel, nichts würden sie im Winter haben zum Leben, und ihr Kind verdurstete. Die Ungerechtigkeit war zu groß, ihre mageren Glieder zitterten, der Hals war ihr wie zugeschnürt.

Unten wurde jetzt Leben. In der Futterkammer nebenan waren die Mägde tätig. Das erste Melken mußte bald beginnen.

Vor Barbaras geistigem Auge stieg ein Bild auf, unwillkürlich, deutlich zum Greifen: der große zinnerne Milchzuber, in den die Mägde ihre Melkeimer ausgossen. Er stand unten im Durchgange neben dem Träbertroge, jeden Morgen kam sie daran vorbei, wenn sie zur Arbeit ging. Groß war der Zuber und tief, Ströme von Milch ergossen sich schäumend darein, von allen Seiten unaufhörlich. Ihre Phantasie, überreizt von der Nachtwache, malte sich das Bild in übernatürlichen Dimensionen aus.

Heiß und kalt überlief es ihren Rücken. Der Atem flog ihr, die Pulse hämmerten. Das Bild in seiner verführerischen Pracht war nicht zu bannen, es drängte sich vor ihre Augen.

An dem Zuber ein Fläschchen füllen, war das

nicht, als ob man eine Hand voll Wasser aus dem Flusse schöpfe?

Sie blickte das Kind an, wie es da lag in ihrem Arm, bleich, mager, verfallen, mit einem mißvergnügten Ausdruck auf den gespannten Zügen, wie ein alter Mann. Es öffnete die trockenen Lippen ein-, zweimal, als wolle es sich beschweren, blinzelte mit den Augen, verzog den Mund schmerzlich, und ein Krampf zuckte durch den kleinen Körper.

Da gab's kein Nachdenken mehr, kein Erwägen für und wider bei Barbara; der Entschluß saß fest in ihrer Seele. Sie legte das Kind ins Stroh, suchte in einem Bündel und brachte eine Flasche hervor. Dann öffnete sie vorsichtig die Tür, welche auf eine Holzstiege führte, dort blieb sie stehen und lauschte. Die Mägde waren in voller Tätigkeit — es war gut — behutsam schlich sie die Stiege hinab. — —

* * *

An dem großen Zuckerrübenfelde hatten die Arbeiter Halt gemacht. Der Pächter war noch nicht da, um sie anzustellen, inzwischen wies der Vorarbeiter jedem einzelnen seinen Platz an. Auf den Knien oder hockend rückten sie in langer Linie langsam in dem Felde vorwärts, mit den Häckchen oder der bloßen Hand dem Unkraute zu Leibe gehend. Dabei mußte sorgsam darauf geachtet werden, daß man die Wurzeln und die Blätter der zarten Rübenpflanzen nicht beschädigte. Je zwei Arbeiter hatten einen Korb zwischen sich zum Hineinwerfen des Unkrautes.

In der Feldecke stand ein Birnbaum, darunter ein leerer Brettwagen, mit dem das gesammelte Unkraut schließlich abgefahren werden sollte. Einstweilen hatten

die Arbeiter hineingelegt, was sie an Kleidungsstücken für überflüssig fanden. Es konnte ja nie etwas schaden, wenn man seine Kleider schonte.

„Leg' ihn da hinein, Barbara," meinte der alte Nowarzyk zu seiner Landsmännin, und er stellte aus alten, schmutzigen Kitteln eine Art Bett her für das Kind. „Wie ein Fürst wird er's da haben, dein Sohn." Dann rückte er die Unterlage so, daß der Schatten des Birnbaumes darüber fiel.

Es lag etwas von natürlicher Ritterlichkeit in dem Wesen des alten Nowarzyk. Gegen Frauen und Kinder war er immer freundlich. Wie er jetzt der jungen Mutter behilflich war, das Kind vom Rücken zu nehmen und es aus den Tüchern band, hätte ihm niemand angesehen, daß er in seiner Jugend acht Jahre im Zuchthause gesessen, weil er einen Menschen über den Haufen gestochen hatte.

Als sie das Tuch vom Gesichte des Kleinen weggezogen, starrte die Mutter erschreckt in die Züge des Kindes. So verfallen war es ihr doch noch niemals vorgekommen, wie jetzt, wo es im hellen, nüchternen Tageslichte vor ihr lag.

„Wirst nicht mehr lange Not damit haben," meinte der alte Nowarzyk mit freundlichster Miene. „Gräme dich nur nicht, Barbara; ihr macht euch bald ein anderes."

Und er lachte über seinen Witz, daß ihm die Pfeife im Mundwinkel tanzte. Dann spuckte er aus, bückte sich und pflückte einen blühenden Grasstengel. Den hielt er dem Kinde vor den Mund.

„Sieh her, Barbara, es atmet ja noch. Ich sage dir, gräme dich nicht! Wenn's fort will, halt's nicht. Hast doch nur Not davon. Mach jetzt zur Arbeit, Barbara; der Herr kommt."

Vom Hofe her kam der Pächter die Chaussee herauf. Die Hände der Arbeiter gingen noch einmal so fleißig, seit sie den Herrn in der Nähe wußten.

„Wirst du's nun endlich mit Kuhmilch versuchen?" fragte die alte Nepomucena, welche neben Barbara kauerte, während sie mit den knochigen Händen, die sich in der Farbe von dem Graubraun der Ackerkrume kaum unterschieden, einen Distelstock mit Stumpf und Stiel ausrottete.

„Ja, ich will's," meinte Barbara.

„Wirst doch nicht dumm sein und Milch kaufen — etwa," raunte ihr die Alte ins Ohr und sah sich verstohlen nach dem Pächter um.

Die blasse Barbara errötete. Dann, nach einigem Zögern, sagte sie: „Ich habe schon eine Flasche."

„Genommen?" fragte die Alte und ihre Augen blitzten auf.

Barbara nickte, errötete noch tiefer und arbeitete hastig weiter, ohne nach rechts oder links zu blicken.

Das Zigeunergesicht der Alten verzerrte sich zu freudigem Grinsen. Vergnügt kicherte sie in sich hinein. „Hast recht getan, Barbara, hast recht getan. Wer wird Geld geben, wenn er's umsonst haben kann. Milch ist ja genug da. Gib kein Geld her, hörst du! Sollst mal sehen, wie's dem Kinde bekommen wird. Dick und rund wird er werden, der Junge, sollst sehen!"

Der Pächter war inzwischen herangekommen, eine untersetzte Gestalt, mit rotem Gesicht und sandgelbem Barte. Er trug eine kurze Jagdjoppe und Schmierstiefeln, in welche die Beinkleider gesteckt waren, und rauchte eine Feldzigarre zum frühen Morgen. Vor ihm her lief sein Teckel, mit kurzen Sprüngen über die Zuckerrübenbeete torkelnd.

Kundigen Auges prüfte der Mann die getane Arbeit. Mit dem oben gekrümmten Haselstocke, an dem eine scharfe Zwinge war, stieß er in den Boden. An verschiedenen Stellen fand er noch Wurzeln und Stümpfe von Unkraut. Er rief die einzelnen Arbeiter auf ihre eigene Spur zurück und hieß sie, das Versehene gut machen.

Hier gab's eine gute Gelegenheit zum Fluchen und Wettern, und das brauchte der Herr Pächter wie die Butter zum täglichen Brote. Dazu waren ihm die Sachsengänger gerade recht. Mit den eigenen Leuten mußte man neuerdings sehr vorsichtig sein, die muckten leicht auf, liefen weg oder machten gar Anzeige. Aber dies elende Polackengesindel war schüchtern und unterwürfig, denen konnte man schon etwas bieten.

Inzwischen vertrieb sich der Teckel die Zeit auf seine Weise. Am Fuße des Birnbaumes lagen die Frühstücksschnitten der Arbeiter in bunte Tücher eingeschlagen, an denen schnupperte er neugierig herum.

„Waldmann, wirst du wohl!" rief der Pächter und drohte dem Hunde mit dem Stocke. Der nahm die Sache nicht allzu ernst; er kannte seinen Herrn, gegen seine Tiere war der niemals hart.

Der Hund hatte den Zipfel eines blauen Tuches zwischen den Zähnen und zerrte daran mutwillig hin und her. Sein Herr sah ihm nicht ohne Interesse zu; ob er's wohl auseinander kriegen wird das Tuch?

Richtig, jetzt hat er's auf. Es ist doch ein geschicktes Vieh, der Waldmann.

Was ist denn aber das? Eine Flasche mit Milch! Sonderbar — Milch! Wenn's noch Branntwein gewesen wäre.

Der wohlbeleibte Mann bückt sich unter Ächzen

und nimmt die Flasche in die Höhe. Milch! Es bleibt Milch. Etwa ein viertel bis ein halber Liter, sie scheint frisch gemolken, es zeigt sich noch nicht die geringste Fettbildung. — Hm! hm!

Die Flasche in der Hand tritt er breit vor die Leute hin. „Wer von euch frühstückt denn Milch?“ fragt er, jedes Wort betonend.

Ein Flüstern ist durch die Reihen der Leute gegangen, sie haben der Entdeckung mit Schrecken zugesehen. Jetzt arbeiten sie alle aufs emsigste mit gesenkten Köpfen. Niemand antwortet.

Der Hals des Mannes färbt sich noch um einige Grade dunkler. „Tut nur, als verständet ihr kein Deutsch, verdammte polnische Mausehaken. Nowarzyk, wer von euch hat die Milch gestohlen? Raus mit der Sprache!“

„Weiß sich nix, gnä Herr!“ meinte der Alte und erheuchelt eine ernst betrübte Miene.

„Denkt nur nicht, daß ihr mir entwischt. Ich krieg's schon raus,“ keucht der Pächter und schreitet die Reihe ab, jedem einzelnen ins Gesicht blickend.

Barbara ist mit einem Male sehr blaß geworden, sie zittert am ganzen Leibe, sie blickt weg, als der Gestrenge zu ihr kommt.

Wie der Pächter das verfärbte, bestürzte Gesicht der Frau erblickt, scheint ihm etwas einzufallen. „Aha, aha!“ Ein triumphierendes Lächeln gleitet über seine Züge, er weidet sich an dem Anblicke der fassungslosen Frau. Dann räuspert er sich, wiegt sich wohlgefällig auf den Hacken und lächelt. Jetzt wird er den Leuten einmal beweisen, wie überlegen er ihnen ist.

„Wo ist denn euer Kind, Barbara?“ fragte er mit erkünstelter Milde.

Barbara antwortet nicht. Sie läßt den Kopf auf die Brust herab sinken, ihre Hände arbeiten fieberhaft in dem Erdboden weiter.

„Na, weit wird's wohl nicht sein," der Pächter sieht sich um und geht schließlich auf den Brettwagen zu. Dort reißt er das Lumpenbündel auseinander.

„Natürlich, hier ist der Milchfreund. Dachte mir's doch!"

In diesem Augenblick veränderte sich der Gesichtsausdruck des Mannes, er blickt schärfer hin, ein „Donnerwetter!" erstirbt auf seinen Lippen.

Beinahe scheu führt er einen seiner Finger an den kleinen Körper.

„Kommt einmal her, Barbara," sagt er zögernd, und seine Stimme zittert. „Kommt nur!"

Zagend nähert sich die Mutter mit gesenktem Blicke, ängstlich, schuldbewußt. Sie ahnt noch nichts.

„Hört — euer Kind da — Es kommt mir vor — Seht's euch nur mal an."

Sie tritt heran, betrachtet das Kleine, befühlt es, und ihre Züge werden starr. Sie schreit nicht auf, sie weint nur ganz leise vor sich hin und schüttelt unausgesetzt den Kopf, als sei es ihr unfaßlich.

Dem Pächter wird ganz eigen zumute. Er fühlt so was Ähnliches wie den Wunsch in sich aufsteigen, der Frau etwas Tröstliches zu sagen, aber die Zunge, von der die Flüche so glatt herunterfließen, ist zu plump dazu. Er hält die Milchflasche noch immer in der Hand und ist geradezu verlegen.

Inzwischen sind die Arbeiter herzugekommen; sie stehen im Kreise um Barbara mit der kleinen Leiche. Einige Frauen helfen der Mutter weinen. Michael steht da, zitternd, mit offenem Munde, den Tränen

nahe. Er ist von Natur rührselig und seine Nerven durch den Trunk überreizt. Der Anblick der Leiche erschüttert ihn. Ein tiefes Mitleid mit sich selbst überkommt ihn plötzlich und er zerschmilzt in Tränen.

Der alte Nowarzyk aber stößt ihn an und sagt: „Bist dumm, Michael! Sei froh, daß es fort ist."

Abdul.

Wieder einmal sollte unsere Gegend um einen Aussichtsturm reicher werden. Als ob es nicht schon genug solcher langweiligen Steinwarten gegeben hätte! Kaum eine unserer lieblichen Höhen haben sie frei gelassen. Überall gibt es jetzt Wegweiser im Walde, Steine mit Angabe der Kilometerzahl; jedes lauschige Plätzchen ist durch eine Holzbank verdorben. Und nun gar erst im Sommer die Reisenden, die Sommerfrischler, Touristen, Radfahrer, die Ozonbedürftigen, die nervenkranken Opfer unserer Zivilisation!" —

Ich liebe den Waldesfrieden unserer Berge in seiner jungfräulichen Spröde. Und nun mit ansehen zu müssen, wie sie lärmend herangezogen kommen, wie sie die Verbildung der Großstadt, die Moden der Boulevards, die ganze parfümierte Atmosphäre moderner Überkultur hineinschleppen in unsere reine Waldluft! Wie sie umherstolzieren unter unseren Tannen, diese Löwen des Trottoirs! Wie der Duft des Kiens und der Nadelstreu doch die Blasiertheit aus ihren engen Seelen nicht heraus zu räuchern vermag! Wie sie nichts mitbringen, was uns frommen kann, wie sie unseren Frieden mit fortnehmen, ohne sich ihn doch selbst zu gewinnen! —

Den Erdenwinkel, in dem ich lebe — wo ich eine Zuflucht gefunden habe vor mancher Kränkung —, hatte der Heuschreckenschwarm bisher gnädig verschont. Das Tal liegt ein wenig abseits, besitzt keine sogenannten

Sehenswürdigkeiten; seine Reize drängen sich nicht auf. Aber den, der sie einmal erkannt hat, fesseln sie mit inniger Kraft.

Nun hatten sie denn auch dieses traute Stückchen Erde ausfindig gemacht. Bald standen an den Wegescheiden die Tafeln des Gebirgsvereins. Erstaunt lasen unsere Holzfäller und Steinarbeiter, wie viel Meter über dem Spiegel der Ostsee sie all die Zeit über gelebt hatten. Eine Sekundärbahn schloß uns an das Eisenbahnnetz der großen Welt an. Villen in imitiertem Schweizerstile schossen pilzartig aus dem Boden auf, fremdartig herausragend über die Strohdächer unserer Fachwerkhütten. — Ja, selbst der Kellner mit Frack, ausgeschnittener Weste und Serviette blieb uns nicht erspart.

Mir ward zumute wie einem, der ein holdes Geschöpf lange Zeit für sich allein besessen und nun plötzlich die Preisgegebene voll grimmiger Eifersucht in den Armen anderer erblicken muß.

Mein Trost war, daß sie mir den Berg, der meinem Fenster gegenüberliegt —, auf den ich blicke, wenn ich mich früh erhebe, den ich wie oft schon vorm letzten Sonnengruß verbrämt in Dämmerung habe verschwinden sehen —, daß sie mir den Berg mit seiner felsgekrönten Spitze noch nicht schimpfiert hatten. In seinem hundertjährigen Tannenforst war eine Zufluchtsstätte für mich und meine weltfremden Gedanken.

Und siehe da, eines Tages, als ich mich der Kuppe nähere, höre ich die Axt des Holzschlägers durch den Wald schallen. Ich eile hin . . . Die große Tanne lag bereits, die ich so sehr liebte, die ich bewundert und beneidet hatte, wie sie auf magerem Felsen ihre Wurzeln in die Spalten und Risse getrieben, den Boden in der

Tiefe suchend, den ihr das harte Gestein versagte. Ein Wunder schien mir die Zähigkeit des knorrigen Baumes, wie er so freudig zum Himmel strebte. Woher nahm er die Kraft? — Kein noch so scharfer Westwind hatte ihn bisher zu Falle gebracht, obgleich er ganz einsam stand.

Dieses Symbol der auf sich selbst gestellten Größe sank vor der gierigen Säge dahin. Und als ich herantretend nach dem Grunde solchen Frevels forschte, hieß es, der Baum sei im Wege gewesen; hier solle ein Aussichtsturm herkommen.

Steinmetz und Maurer waren am Felsen tätig. Gesprengt sollte werden, um Material für den Unterbau des Turmes zu gewinnen. Das Sprengpulver war bereits in die Löcher gefüllt, die Keile gesteckt, die Zündschnur angelegt; die Leute zogen sich hinter die umstehenden Bäume zurück und rieten mir, ein Gleiches zu tun.

Ich stellte mich hinter eine klobige Buche ... Die Explosion erfolgte. Polternd rollten die Felsstücke zu Boden.

Als alles still war, wagten wir uns aus unseren Verstecken vor. — Ein großes Stück des Felsens war herabgebrochen, mehr als die Leute beabsichtigt hatten. Man erkannte jetzt erst, wie morsch und bis in den Kern hinein verwittert der Stein gewesen, von tiefen Rissen und Spalten durchsetzt. Traurig musterte ich die angerichtete Verwüstung.

Da machten mich Rufe der Arbeiter stutzen. Rufe der Überraschung, als seien sie auf Außergewöhnliches gestoßen. Ich trat zu ihnen, die, in eine Gruppe zusammengedrängt, eine Vertiefung umstanden.

Zunächst konnte ich nicht erkennen, was es sei, das

ihr Erstaunen erregte. Zwischen Felstrümmern und Schutt lag da etwas Braunes — wie altes Holz.

Einer der Leute bückte sich und hob ein Stück davon auf. Befremdet erkannte ich einen menschlichen Schädel.

Etwas lief mir über den Rücken — ein Schauer —, obgleich es heller Mittag war; den abgehärteten Burschen von Arbeitern mochte es ähnlich gehen. Sie sprachen in gedämpftem Tone ihre Vermutungen aus, wie wohl der Schädel an diesen Ort gekommen sein mochte.

Es war ein kleiner Schädel, pergamentfarben, hart wie Stein — von hohem Alter, wie mir schien.

Mein Forscherinteresse war rege geworden. Ich bat die Leute, nicht weiter zu arbeiten, ehe wir alles untersucht hätten. Bei näherem Zusehen fanden wir ein vollständiges Gerippe in einem Felsspalt, der durch die Sprengung frei gelegt war, wie in ein steinernes Grab eingebettet.

Lange mochte die Leiche hier gelegen haben, viele Jahrhunderte vielleicht. Die Beinmasse hatte sich gut erhalten an dem kühlen Orte. Das Gerippe war klein, feine, schwache Knochen, wie von einem Weibe oder Halberwachsenen.

Von Haar- oder Kleiderresten war keine Spur zu entdecken; wohl aber fiel mir plötzlich etwas Blinkendes in die Augen. Vorsichtig griff ich zu, löste einen runden Gegenstand, der an einem Kettchen hing, von dem Wirbelknochen des Skeletts.

Ich wog den Fund in der Hand. Es war offenbar eine Münze. Mein Messer hervorholend, prüfte ich das Metall. Es war Gold. — Nachdem ich den grünbraunen Überzug notdürftig beseitigt hatte, erkannte man auch die Prägung: Ein bärtiger Kopf mit einem

Turban, darüber ein Halbmond, auf dem Rande krause Zeichen: Arabisch, wie mir scheinen wollte. Das Kettchen, an dem dieses Amulett — oder was es sonst war — hing, bestand aus einer Menge unendlich feiner, goldener Schuppen, es schmiegte sich in die Hand wie eine Schlange.

Wir sammelten alles, was wir finden konnten, durchstöberten den Schutt in allen Richtungen nach weiteren Schätzen. Es blieb bei der Münze und den Knochen.

Dann wurde beraten, was mit dem Funde zu geschehen habe. Den Leuten war natürlich nur das Goldgeschmeide von Wichtigkeit, sie wollten es dem Besitzer des Grund und Bodens überbringen und ihren Finderanteil geltend machen.

Ehe sie sich von neuem an die Arbeit machten, besah ich mir die Stätte noch einmal genau. Der Leichnam konnte nur von oben in den Spalt geraten sein. Kein unterirdischer Gang, keine Seitenhöhle führte zu dem natürlichen Grabe. Von Menschenhänden war nicht die geringste Spur an dem Gestein zu entdecken.

Merkwürdig! War der Leichnam von anderen hier geborgen worden? War hier ein Mensch einsam verendet? Oder lag ein Verbrechen vor — ein Mord? — Wahrscheinlich war das nicht, denn weder an Schädel, noch an Knochen war eine Verletzung zu entdecken.

Ich bat die Arbeiter, mir den Schädel zu lassen. Sie waren gern dazu bereit; dergleichen hatte keinen Wert für sie. —

Während ich mit meinem eigenartigen Funde in der Hand nach Hause schritt, kamen mir allerhand Gedanken: die arabische Münze am Goldkettchen — hier mitten im germanischen Norden!" —

Ich hatte manchen Schädel in Händen gehalten. Das zierliche Ding hier sah nicht aus, als ob es einem unserer knochenstarken Vorfahren angehört hätte. Wer weiß, woher der fremdländische Vogel sich an diese Stätte verflattert hatte, um hier sein Ende zu finden! ... Welches Geheimnis lag hier begraben, das nie seine Aufklärung finden würde? —

Die allezeit geschäftige Phantasie machte sich daran, die Lücken zwischen dem Vorgefundenen schnell zu überbrücken, aus dem Wenigen ein Bild zusammenzustellen. Strich fügte sich an Strich, Zug an Zug, und bald wußte ich, als hätte ich's selbst erlebt, wie dereinst die Dinge sich zugetragen hatten. — — —

* * *

Es war zu der Zeit, da die abendländische Ritterschaft das Kreuz auf sich nahm, um es dorthin zu tragen, woher es einstmals gekommen, zu der Stätte „mit Namen Golgatha, das ist verdeutschet Schädelstätte".

Der Ruf: „Gott will es!" war auch in unser waldbekränztes Gebirgstal gekommen.

Hier saß seit kurzem auf der Burg seiner Väter Herr Gero, dem Jugendmut und Kraft die Adern füllten. Für ihn fiel in diesem Falle das, was Gott wollte, schön zusammen mit dem, was sein eigener tatendurstiger und ehrgeiziger Sinn begehrte: Abenteuer, Beute und Ruhm. Den Muselmann, den Schänder des heiligen Grabes, wollte er züchtigen, und schließlich, reich an Schätzen und Kriegsruhm, zurückkehren in die Heimat, als ein christlicher Streiter, zu Ehren Gottes und der heiligen Jungfrau.

Und als der Papst zum erneuten Kreuzzuge aufforderte, weil die heilige Stadt abermals in die Hände

der Heiden gefallen war, da rüstete auch Herr Gero und stieß mit einem Fähnlein zum Heere des Königs.

Den Ruhm, den er gesucht, fand der Ritter, und auch die Beute. Mit eigener Hand erschlug er den Emir al Omra und erhielt zum Lohne seiner mutigen Tat das Zelt des Fürsten mit allem Inhalt: Weibern, Schätzen und Waffen, zugesprochen.

Unter den Gefangenen befand sich auch ein Knabe, Abdul, der Sohn des erschlagenen Emirs. Herr Gero erwog eine Zeitlang, ob er das Kind laufen lassen solle; denn es erschien unnütz, so viel Ballast mit sich herumzuschleppen. Dann kam ihm ein anderer Gedanke: er wollte den Fürstensohn mitnehmen, um ihn der Herrin seines Herzens als Geschenk darzubringen. So ließ er denn den braunen Knaben taufen und behielt ihn in seinem Gefolge. —

Abdul hatte eine Haut wie Bronze, langes, seidenschimmerndes Haar, das an Schwärze mit den blitzenden Augensternen wetteiferte. Schlank war er wie ein Palmenstämmchen und flink wie eine Gazelle.

Anfangs wollte er nichts essen. Hungers sterben erschien ihm erträglicher als die Schmach, dem Manne zu folgen, der seinen Vater, den großen Emir, besiegt hatte. Aber sie zwangen ihm Speise und Trank ein.

Als ihn der Priester dreimal untergetaucht hatte bei der Taufe, schüttelte sich Abdul und sprach einen Fluch, den niemand verstand. Von da ab hüllte er sich in Schweigen und trug einen Ausdruck stolzer Verachtung zur Schau, wie er seiner fürstlichen Abstammung würdig war.

Bald darauf entzweiten sich die Kreuzfahrer, und ohne das heilige Zion gesehen zu haben, zogen viele von ihnen heim, unter ihnen Herr Gero.

Auf dem Rückmarsche packte den Ritter ein bösartiges Fieber; viele Monde durch mußte er in der Fremde liegen. Mit kleinem Gefolge und verminderter Beute setzte er endlich die Heimreise fort.

Ein siecher Mann, kam Herr Gero endlich in der Heimat an. An dem Sohne des Nordens hatte sich das Morgenland gerächt, mit dem Schlangengift, das unter seinen üppigen Reizen lauert.

Abdul war mitgekommen. Zweimal unterwegs hatte der Knabe versucht, zu entweichen, aber die Leute des Gefolges hatten den Wegesunkundigen wieder eingefangen.

Den schönen Plan, der Herrin seines Herzens den Fürstensohn zum Geschenk zu machen, mußte Herr Gero fahren lassen. Sie war die Frau eines anderen geworden und aus der Gegend fortgezogen.

Kein Mensch kümmerte sich nun um Abdul. Sie hatten alle an anderes zu denken. Zwecklos war er hierher geschleppt worden in das fremde Land. Kaum daß man ihm etwas zu essen und Lumpen gegen die Kälte gab.

Wie war er herabgekommen, der Fürstensohn! — Die Haut hatte ihren Glanz verloren, ganz aschfahl war sie geworden, das Haar verwildert, zum Skelett abgemagert der geschmeidige Körper. — Aber die tiefliegenden Augen funkelten wie die eines Panthers, vor Haß gegen die Mörder — die Christen.

Einem gefangenen Königsadler, der im engen Käfig von Sprosse zu Sprosse hüpft, glich Abdul. Wie häßlich war dieses Land! Immer unwirtlicher wurde es. Novemberstürme heulten um die Burg. Der Winter kam heran.

Was wußte Abdul vom Winter! Dort, wo er geboren, herrschte ewiger Sommer.

Er schleppte sich nur noch so dahin, zum Tode elend. Es war eine Frage der Zeit, wer von den beiden eher würde dran glauben müssen: Herr Gero, der oben in seinem Gemache voll eigensinniger Lebensgier mit dem mächtigsten aller Kämpfer rang, oder der fremde Knabe, den das Fieber der Heimatssehnsucht langsam aufzehrte.

Abdul schlief in einem Verließ mit den Rüden. Er liebte die Tiere; sie waren besser als die Menschen. Außerdem wärmten sie ihn und leckten ihn mit ihren rauhen Zungen; das tat ihm wohl.

Er war wieder einmal hineingekrochen zur Abendzeit in das elende Loch, begrüßt von den Kötern, die ihn kannten; da warf er sich ins Stroh und rollte sich zusammen, wie ein Tier. So kalt war es noch nie gewesen, wollte ihn bedünken. Das war wohl der Tod? — Wenn er doch nicht mehr hätte aufzuwachen brauchen, war sein letzter Wunsch, ehe er einschlief. . . .

Und doch wachte er wieder auf am nächsten Morgen.

Als er hinaustrat aus dem Verließ, welch ein Wunder! — Alles weiß.

Abdul rieb sich die Augen. Wo war er? Die ganze Welt mit einer glitzernden Decke überzogen, lichter als alles, was er bisher gesehen hatte, lichter als der weiße Turban seines Vaters. Tausend Kristalle erfunkelten allerorten, glänzender als Edelgestein. War das Zauberei?

Abdul sah sich um. Dort stand die Burg, massig und gedrungen. Sonst war sie so grau gewesen, und jetzt, überall auf dem steilen Dache, den spitzen Zinnen, lag es weiß wie Zucker. Der runde Turm hatte eine Haube davon. Und ringsum auf dem Boden dasselbe. Die Rüden schienen sich nicht davor zu fürchten;

sie sprangen darin herum und wälzten sich, daß es stiebte.

Ob man es anfassen konnte? Er wagte es. Es fühlte sich kühl an und weich. — Er versuchte, seinen Fuß darauf zu setzen; der sank ein bis zum Knöchel.

Nun tat er einige Schritte, anfangs zaghaft; allmählich aber fand der Knabe, daß es sich angenehm darauf gehe — so weich und nachgebend.

Die Neugier trieb ihn an, zu sehen, ob es außerhalb des Burghofes auch so aussehe. Er trat vor das Tor.

Wunder über Wunder! Weit lag die Landschaft vor ihm, wie erneut. Die düsteren Wälder waren verschwunden, die braunen Äcker zugedeckt — alles eine unendliche, unter Sonnenstrahlen glitzernde und gleißende Fläche. Und in der Ferne bläuliche Höhenzüge, die freundlich herüber blinkten. Er konnte es nicht lassen, er mußte weitergehen in dieses Zauberland hinein.

Allerhand merkwürdige Gedanken und Hoffnungen kamen da dem Kinde: Seine Leiden waren nun wohl vorüber. Durch ein Wunder schien alles verändert. Seine Rettung war gewiß nahe. Vielleicht hatte er all die Zeit über nur geträumt.

Weit und breit kein Mensch — keiner seiner Peiniger nahe. Abdul fühlte sich auf einmal so frei, als brauche er nur weiterzuschreiten, um der Gefangenschaft für immer zu entgehen.

Und so eilte er vorwärts. Er dachte zurück an seine schöne Jugend, an die edlen Knaben, die ihm zu Gespielen beigesellt waren, an die Schar der Diener und Dienerinnen; wie er geehrt worden war und geliebt. Vor allem seines Vaters gedachte er, der ihn unterwiesen hatte im Waffenhandwerk. Er sah im Geiste

das stolze Roß des Emirs vor sich, das keinen anderen auf seinem Rücken litt als den Fürsten.

Jetzt war er in den Wald gekommen. Erstaunt sah sich der Knabe um. Der Boden war braun, wie zuvor, aber die Bäume standen in lichte Gewänder gehüllt. Das Weiße mußte also wohl von oben gekommen sein — vom Himmel.

Von neuem sann er dem Wunder nach. Gewiß, das bedeutete seine Befreiung!

Er lief weiter; aber seine Phantasie eilte ihm weit voraus, so leichtfüßig er auch war. Heute noch würde er in der Heimat sein; er wußte es genau. Sicher warteten sie seiner dort, die Getreuen. An Stelle des Vaters würde er der Emir al Omra sein — er, Abdul! Und fürchterlich wollte er die ihm angetane Schmach an den Christenhunden rächen! —

Der Pfad führte bergan. Abdul wollte die Höhe gewinnen. Unterrichten mußte er sich, welchen Weg er einzuschlagen habe. In die Burg würde er nie und nimmer zurückkehren.

Auf dem Gipfel angelangt, erklomm er den Fels. Rings lag das weite Bergrund vor seinen Augen, Kette an Kette sich reihend, Wälder, Täler, alles in ein weißes Tuch gehüllt.

Bei diesem Anblick wurde dem Knaben bange. Viel, viel größer doch war die Welt, als er es gedacht. Wie den Weg zur Heimat finden? Weit, sehr weit mußte sie von hier sein. Hatten sie denn nicht ein Jahr gebraucht, um hierher zu kommen? . . .

Erschöpft setzte er sich. Der Marsch hatte ihm den letzten Rest seiner Kräfte geraubt. Abdul wollte kleinmütig werden. Er blickte hinab nach der Burg. Da unten lag sie, mit sonnenbeglänzten Zinnen.

Nein! In dieses Gefängnis wollte er nicht wieder zurück. Die Heimreise sollte noch heute angetreten werden; aber zuvor wollte er rasten.

Hell schien die Sonne herab. Das Weiße, das hier das Gestein zum weichen Pfühl machte, lockte zur Ruhe. Er huschelte sich ein, dann blickte er zum Himmel. Es flimmerte ihm vor den Augen, rote Ringe tanzten hernieder. Durch den Körper rieselte es wie ein Schauer. Etwas Kaltes drang ihm zur Seele.

Er wollte die Hand bewegen; es ging nicht. Die weiße Decke schien schwerer zu werden, ihn von allen Seiten fest zu umstricken. — Das war ein eigenes Gefühl, aber schmerzlich nicht.

Ein Reiter sprengte am hellen Himmelsgewölbe dahin auf schwarzem Rosse, mit blitzendem Diadem über dem Turban; mit der Spitze des Säbels wies er in die Ferne.

Dann sah Abdul nichts mehr. . . .

Karline.

Karline war Kleinmagd. Auf dem Hofe, wo sie diente, gab es außer ihr noch zwei andere Mägde und an anderem Gesinde, zwei Pferdeknechte und drei Ochsenjungen; übrigens wurden zu den Erntezeiten Tagelöhner aus dem Dorfe angenommen.

Karline war die jüngste von den drei Mägden, und, wie allgemein bekannt, auch die dümmste. Eher klein als groß war sie, hatte eine Stumpfnase, schöne, weiße Zähne, blondes Haar, das sich Wochentags locker und fein ausnahm wie Flachs, nur Sonntags, wenn sie es mit Wasser und Fett behandelt hatte, lag es an ihre Schläfe angebacken, dunkelstreifig und fettglänzend. Des Mädchens derbe Arme leuchteten rotbraun, ebenso die Füße bis an die Waden, denn nur an Festtagen und bei Winterkälte pflegte sie Fußbekleidung zu tragen. Ihr rundes Gesicht hatte sich dem Sonnenbrande zum Trotze, gegen den sie sich höchstens durch ein Kopftuch schützte, eine gewisse Zartheit der Färbung gewahrt. Recht einfältig konnte Karline dreinschauen. Ihre hellblauen Augen erzählten, daß Bosheit in diesem Köpfchen keinen Platz habe.

Den Ruf der Dummheit brachte Karline schon von der Schule mit. Dort war sie viel gehänselt worden von den Mitschülerinnen und noch mehr von den Jungen. Sie war ein Mutterkind. Die Mutter lebte in einem anderen Dorfe, war ebenfalls Viehmagd. Früher hatte auch sie auf dem Gute, wo jetzt Karline arbeitete, in

Diensten gestanden. Als sie von hier fortging, hatte sie ihr Kind der Gemeinde zur Pflege überlassen. Karline war für fünfzig Mark Verpflegsgeld jährlich zum Rademacher auf Ziehe gegeben worden. Fünfzig Mark sind nicht viel, um ein Kind — und wenn es ein noch so schwacher Esser ist — während eines Jahres zu beköstigen, zu bekleiden, zu beschuhen und zu beflicken. Man kann es daher dem Rademacher nicht verdenken, daß er sich für die Auslagen, die ihm Karline verursachte, auf seine Art bezahlt machte. Mit vier Jahren mußte das Kind spulen; sowie die Ärmchen imstande waren, eine Hacke zu heben, wurde Karline mit zur Feldarbeit genommen. Daß das Mädchen all die leichteren Verrichtungen, wie Scheuern, Aufwaschen, Schweifen, Einheizen, Essen auftragen, die Ziegen füttern und so weiter, nebenher auch noch besorgen mußte, verstand sich eigentlich von selbst. Wenn es sonst Besorgungen gab, Petroleum oder einen Hering beim Krämer holen oder Schnaps in der Schenke, so war natürlich Karline der Schicketanz. Kurz, das Mädchen, welches nie auf den Gedanken kam, sich einer Arbeit zu weigern, erwies sich als recht nützlich für seine Pflegeeltern. Den Rademachersleuten war es ordentlich leid, als Karline so weit war, daß sie der Pfarrer konfirmierte — oder, wie man bei uns sagt: als sie Paten gehen durfte. Nun mußte sich das Mädchen natürlich nach einer selbständigen Stellung umsehen.

So wurde Karline Kleinmagd auf dem Rittergute. Seit drei Jahren etwa befand sie sich in dieser Stellung.

Karline war fleißig und ordentlich. Auf die Sachen der Herrschaft hielt sie, als seien es ihre eigenen. In Ermangelung von Menschenliebe liebte sie die Tiere

mit mütterlicher Wärme. Wenn ein Kalb an den Fleischer verkauft wurde, gab es viele Tränen von seiten der guten Seele. Selbst auf die Schweine, die der besonderen Pflege der Kleinmagd anvertraut waren, erstreckte sich ihre Zärtlichkeit. Als eines Tages eine ihrer Kühe, die „Nelke“, verkalbte und geschlachtet werden mußte, da lief Karline tagelang umher, als habe sie einen Schlag vor den Kopf bekommen. Die Nachricht, daß ihre Mutter gestorben sei und daß sie zum Begräbnis herüberkommen solle, hat sie schwerlich tiefer ergriffen als dieser Fall. Denn zur Mutter hatte sie niemals in einem persönlichen Verhältnis gestanden; die sah sie höchstens ein-, zweimal im Jahre, und bei solchen Gelegenheiten wußte man sich eben auch nichts weiter zu sagen. Aber ihre „Nelke“, die sie gefüttert, geputzt und gemolken hatte, seit sie im Dienste war, deren Charakter sie viel genauer kannte, als den irgendeines Menschen, die „Nelke“, diese Staatskuh, von der bereits drei Kälber angebunden waren, die, wenn sie neumelk war, fünfundzwanzig Liter gab, ihre „Nelke“ geschlachtet! Das war bisher das erschütterndste Ereignis in diesem Menschendasein gewesen.

Karline war auch mit den eigenen Sachen peinlich ordentlich. Das wurde ihr allerdings nicht sonderlich schwer gemacht, denn ihre gesamte fahrende und liegende Habe hatte vollauf in einer Holzlade Platz. In dieser Lade, welche rot angestrichen war, befanden sich nämlich: das Konfirmationskleid, zwei Röcke, eine wattierte Winterjacke, vier Paar wollene Strümpfe, zwei Schürzen, drei Hemden, einige andere Wäschestücke, zwei Kopftücher, ein kleiner Spiegel mit Koralleneinfassung, ein zerbrochener Kamm, ein Neues Testament, das Gesangbuch, ein Paar Strumpfgürtel, drei Sacktücher, ein ge-

stärkter Spitzenkragen, das Dienstbuch, der Geburts- und der Taufschein der Magd. Hierbei waren die Kleidungsstücke allerdings nicht mitgerechnet, die Karline jeweilig auf dem Leibe hatte.

Auf dem untersten Grunde der Lade lag freilich noch etwas, das nicht mit aufgezählt worden ist, etwas, das nicht viel Platz wegnahm, das aber eine bedeutende Rolle im Denken des Mädchens spielte, ein kleines Geldtäschchen aus braunem Leder mit Stahlbügel, das sie für eine Mark und fünfzig Pfennig auf dem Jahrmarkt erstanden hatte. In diesem Täschchen befand sich Geld in verschiedenen Münzsorten, Karlinens Ersparnisse. Die Summe betrug jetzt ungefähr neunzig Mark, oder — da Karline nach Talern rechnete — dreißig Taler. Daß die Magd so viel hatte ersparen können bei hundertundzwanzig Mark Lohn im Jahre, ist eigentlich schwer zu glauben, aber es ist Tatsache. Erklärlich wird sie dadurch, daß Karline ihre Sachen ausgezeichnet hielt, alle Löcher sofort stopfte, und, wenn es die Witterung irgend erlaubte, die dem Leibe am nächsten gelegenen Kleidungsstücke ganz wegließ. Die Folge einer so rücksichtsvollen Behandlung ihrer Garderobe war, daß Karline sich sehr selten genötigt sah, Neuanschaffungen vorzunehmen. Auch mit der Seife ging das Mädchen sparsam um, dafür bevorzugte sie das kalte Wasser, das allezeit umsonst zu haben war. Fettigkeiten brauchte sie nur am Sonntag für ihr Haar, andere Toilettenartikel kannte sie nicht. Ihre guten Schuhe hatte sie seit der Konfirmation erst einmal frisch besohlen lassen. Anderweite Ausgaben waren selten. Karline ging nicht zu Tanze, Naschhaftigkeit war ihr völlig fremd. Neujahrskarten verschickte sie nicht, und zu Gevatter war sie bisher noch von niemandem gebeten worden. Blieb

nur noch das Klingelbeutelgeld am Sonntage. Diese Ausgabe bestritt sie mit Pfennigstücken, so daß sich dieser Posten in ihrem Jahresbudget mit etwa dreißig Pfennigen bilanzierte; Karline ging nämlich durchschnittlich zweimal im Monat und an den großen Kirchenfesten regelmäßig zur Kirche.

Was wollte nun aber Karline mit dem vielen Gelde eigentlich anfangen?

Das war ihr Geheimnis, an das sie oft dachte. Daher kam ein gewisses, kindlich vergnügtes Lächeln, das gelegentlich ihren kirschroten Mund umspielte. Sie träumte nachts von ihrem Vermögen und schrie plötzlich auf, wenn ihr der Traum vorspiegelte, Diebe wären über ihre Lade gekommen und hätten das Täschchen geraubt. Wenn sie dann aufwachte, griff sie verängstigt in das Bettstroh, wo der Schlüssel zur Lade verborgen lag. Außer Karline selbst wußte niemand auf der Welt, wozu das Geld bestimmt war. Einst! . . . Freilich mußte sie noch manchen Groschen dazu ersparen. Hundert bedeutete für das Begriffsvermögen der Beschränkten eine ungeheuere Zahl; es war das Höchste, wovon man sich gerade noch eine Vorstellung machen konnte; dahinter fing das Unbekannte an. Hundert Taler! Wer die besaß, der war reich. So viel hatte sie sich für eine Aussteuer zu ersparen vorgenommen. Dann wollte sie heiraten. Ein Mädchen mit hundert Talern Mitgift mußte ja einen tüchtigen Mann bekommen. Die Auswahl würde sie haben unter den Freiern. Es sollte richtig Hochzeit gemacht werden, wie sich's gehörte. So, wie ihre Mutter, mit einem beliebigen Kerl sich einlassen, der nachher weglief, das sollte ihr nicht passieren; davor war sie gewarnt. In Ehren oder gar nicht! Darum hatte sie sich auch noch keinen Liebsten angeschafft,

obgleich es ihr von verschiedenen Seiten nahegelegt worden war.

Natürlich wurde Karline viel gehänselt wegen ihrer Sparsamkeit und ihrer zurückgezogenen Lebensweise. Sie machte sich nicht viel aus diesen Neckereien; von der Schule her war sie das ja schon gewohnt. Man spielte der Einfältigen manchen Schabernack. Die Knechte erlaubten sich rohe Scherze mit ihr, die Mägde stichelten und suchten ihr üble Nachrede zu bereiten. Das lief alles an ihr ab. Sie tat ruhig ihre Arbeit, oft mehr, als ihr zukam, für die anderen mit; denn sie war gutmütig und hatte es nicht gelernt, sich gegen Ungerechtigkeit aufzulehnen. Wie einstmals ihr Pflegevater, so wußte jetzt der Inspektor Karlinens Kräfte auszunutzen. Sie arbeitete so viel wie ein Mann und bekam doch nur Mägdelohn. Karline war ein durch und durch gesundes, kräftiges Frauenzimmer. Das einzige, was ihr jemals gefehlt hatte, war ein dicker Backen gewesen. Dagegen hatte sie ein Radikalmittel angewandt; zum Bader, und raus mit dem Zahne! Der Zahnkünstler hatte nicht gleich den rechten getroffen, darüber hatte sie drei Backzähne eingebüßt; aber den Zahnschmerz war sie wenigstens los geworden und hatte immer noch einen ganzen Mund voll prächtiger weißer Perlen behalten. Karline zankte sich niemals, Neid und Eifersucht kannte sie nicht, schlechter Laune war sie nie. Warum auch! Sie war ja zufrieden. Sie hatte ihre Hoffnung, etwas, wofür sie arbeitete, woran sie jederzeit mit Freude denken konnte: ihr Geheimnis! Auf dem Grunde ihrer Lade lag ihr Schatz, der sich langsam, aber sicher mehrte.

Die beiden jüngeren Mägde schliefen im Kuhstall. Die Großmagd, die gleichzeitig das Amt einer Wirtin

versah, war im Inspektorhause untergebracht. Karline und die Mittelmagd hatten ihre Bettstatt auf einer Art von Kanzel über den Kühen. Eine Stiege führte hinauf. Die ganze Einrichtung glich einer jener luftigen Begräbnisstätten, auf denen manche wilde Völkerschaften ihre Toten zu bestatten pflegen. Schön warm war es da oben. Der starke Duft des Mistes und die Ausdünstung der Tiere erfüllte Tag und Nacht den Raum. Die Decke war schon gänzlich gebräunt durch den Brodem. Im Sommer waren manchmal die Fliegen etwas lästig, aber sobald es kalt wurde, fielen die Erstarrten wie ein kleiner Regen von der Decke nieder. Außerdem gab es noch die Gesindestube im Inspektorhause zum Aufenthalt für das Hofgesinde. Dort stand auch Karlinens Lade. Die Wirtin war bereits eine ältere Person, mager am Leibe und zänkisch von Gemüt. Die Mittelmagd dagegen war ein großes, starkes Frauenzimmer, langsam in allem, nur zum Essen stets aufgelegt, zu faul, um wirklich bösartig zu sein. Ihr Lebenswandel war nicht der beste; bereits zwei Kinder hatte sie auf Ziehe. Die beiden älteren Mägde waren sich von jeher spinnefeind gewesen und nur darin einig, die Kleinmagd schlecht zu behandeln, sowie die Gutmütigkeit der Dummen nach Möglichkeit auszunutzen.

Es kam ein neuer Pferdeknecht auf den Hof. Graubs hieß er. Etwa fünfundzwanzig Jahre alt mochte er sein. Er war noch nicht lange von den Husaren weg, wo er vierjährig gedient hatte; aber sie hatten ihn dort, Gott weiß, weshalb, nicht zum Gefreiten befördert.

Daß dieser Graubs kein gewöhnlicher Pferdeknecht war, merkte man sehr bald; er sagte es außerdem jedermann, der es hören wollte, daß er zu einer so unter-

geordneten Stellung eigentlich viel zu gut sei. Schon am Tage nach seiner Ankunft prügelte er sich mit dem anderen Pferdeknecht, einem alten, mürrischen Wenden, Kraschke mit Namen, der berühmt war wegen seiner Kräfte. Aber Graubs besiegte ihn durch größere Geschmeidigkeit der Glieder und allerhand Fechterkniffe, die er beim Militär erlernt haben mochte. So legte er denn den anderen zum Gaudium des ganzen Hofes über den Siedekasten. Kraschke, wie die meisten Wenden, verstockt und nachtragend, vergaß dem neuen Knecht diese Demütigung nie.

Graubs war ein vielgewandter Mensch und Hans in allen Ecken. Er besaß eine Ziehharmonika, auf der er des Abends zu spielen pflegte. Allerhand schnodderige Redensarten kannte er, mit denen er die Mägde bald zu belustigen, bald zu ärgern wußte. Des Sonntags trug er ein Paar Husarenstiefeln an seinen krummen Beinen; überhaupt führte er eine gewählte Garderobe. Er war ein Jahr lang Bursche beim Premierleutnant gewesen, daher stammte seine feinere Lebensart. Von seinem Leutnant stammte angeblich auch ein silbernes Zigarrenetui mit goldenem Monogramm, das hatte ihm der Graf zum Andenken geschenkt, wie Graubs behauptete. Er besaß auch noch andere Wertstücke; aber dergleichen zeigte er nur den Mägden, die er von vornherein zu seinen Vertrauten gemacht hatte. Seine Militärpapiere sollten übrigens nicht besonders glänzend sein, so hatte wenigstens der Inspektor gesagt. Graubs war auch nur zur Probe und auf sofortige Kündigung angenommen worden. Das hinderte nicht, daß der neue Knecht sehr bald die erste Violine spielte auf dem Hofe. Die Mägde waren von vornherein eingenommen durch sein flottes Wesen. So etwas wie der Schnurrbart

des neuen Knechtes war noch gar nicht gesehen worden. Sonnabend abends, wenn er sich für den Sonntag rasiert hatte, schmierte er sogar etwas hinein, so daß die Enden spitz und steif abstanden wie Pfriemenbohrer. Und was er für Augen aufreißen konnte, daß man sich hätte fürchten können! Die Ochsenjungen behandelte er vollständig wie seine Untergebenen. Aufs Kommandieren verstand er sich überhaupt; dann schnurrte er das Rrr und sprach ein Deutsch, daß man es gar nicht verstehen konnte, so fein war es. Da war der Herr Inspektor, der doch auch ein nobler Mann sein wollte, gar nichts dagegen. Übrigens dem Inspektor gegenüber nahm sich Graubs in acht, da war er die Unterwürfigkeit in Person, hinter dem Rücken drehte er jenem freilich lange Nasen und machte es ihm zur Belustigung des Gesindes nach.

Kurz dieser Graubs war eine vielseitige Natur Die Männer wollten nicht viel von ihm wissen, desto mehr aber die Frauen. Man war gespannt, welcher der drei Mägde er seine besondere Aufmerksamkeit zuwenden würde. Die Großmagd war regelrecht verliebt in den neuen Knecht. Er sah über ihre Magerkeit und ihre vierzig Jahre hinweg, — mit der Wirtin durfte man es nicht verderben, die für das Gesindeessen sorgte. Graubs ließ sich von ihr gnädigst die besten Bissen zustecken. Aber die eigentliche Freundin des Knechtes wurde sehr bald die dicke Mittelmagd. Karline, die mit dem Mädchen zusammenschlief, merkte zuerst von allen, wie es zwischen den beiden stand. Graubs hatte seine Schlafstelle drüben in einem leeren Stande bei den Pferden. Der Wende Kraschke war verheiratet und wohnte daher im Dorfe. Karline dachte sich ihr Teil bei dem, was sie mit ansah, aber verwundern oder

gar entrüsten konnte sie sich nicht; dergleichen war viel zu selbstverständlich für dieses Landkind.

Auch Karlinens Wohlgefallen hatte der neue Knecht erregt. Wenn er abends in der Gesindestube die Ziehharmonika spielte und dazu sang, konnte sich das Mädchen dem Zauber seiner Persönlichkeit unmöglich entziehen. Oder gar wenn er Soldatengeschichten erzählte, dann saßen die Mägde da mit offenem Munde. Nein, was dieser Mensch alles erlebt haben mußte! Im Offizierskasino hatte er auch mit bedient. Von Generälen und Grafen sprach er wie von seinesgleichen. Ja, selbst einen Prinzen hatte er mal im Kasino erlebt. Er sagte, der hätte gesprochen, gegessen, getrunken ganz wie andere Menschen; ja, Graubs ging so weit, zu behaupten, die Durchlaucht sei nach Tisch ebenso betrunken gewesen, wie die übrigen. Man hätte denken können, Graubs flunkere, aber er wußte so viel Einzelheiten zu erzählen, er verstand es, den Leuten so gut nachzumachen, daß man alles mitzuerleben glaubte, und daß gar kein Zweifel an seiner Wahrhaftigkeit aufkommen konnte.

Natürlich war Graubs ein flotter Tänzer. Auch Karline wurde wiederholt von ihm aufgefordert, auf den Tanzboden zu kommen. Sie wäre nur zu gern der Einladung gefolgt. Ihre Sparsamkeit war hier kein Hindernis; denn er mußte ja doch alles bezahlen, wenn er sie aufforderte, aber sie konnte nicht tanzen, hatte es nie gelernt, und sie schämte sich, sich öffentlich in ihrer Unbeholfenheit zu zeigen. So führte denn der Knecht nur die beiden älteren Mägde zum Tanz in die Schenke.

Diese beiden Frauenzimmer vertrugen sich übrigens schlechter denn je, seit der Schwerenöter von Pferdeknecht auf dem Hofe war. Fürchterliche Dinge mußte Karline manchmal mit anhören, wenn die beiden sich zu

streiten anfingen. Einmal kam es so weit, daß die gallige Wirtin der Mittelmagd einen Melkschemel an den Kopf warf, — eine Behandlungsweise, welche die wohlbeleibte Person doch aus ihrem Phlegma aufstörte, so daß sie der anderen mit den Nägeln ins Gesicht fuhr. Der alte Kraschke war mürrischer und verstockter denn je; die Blicke, mit denen er dem ganzen Treiben zusah, weissagten nichts Gutes.

Auch der Kleinmagd Karline suchte sich der neue Knecht zu nähern. Gelegentlich, wenn sie mal allein waren auf der Tenne, dem Heuboden, im Kleeschuppen oder wo es immer war, machte er ihr seine Anträge. Aber sie wies ihn standhaft ab, wie sich's gehörte. Sie sagte ihm, daß er ja schon eine Liebste habe, und der müsse er treu bleiben. Das Mädchen besaß, wie man sieht, trotz seiner Einfalt ein ausgebildetes Anstandsgefühl. Mit zweien gleichzeitig mußte es ein Mann nicht treiben, das war nicht recht und schicklich. Und so widerstand sie ihm, obgleich seine feuerige Art, um ihre Gunst zu werben, nicht ganz ohne Eindruck auf die Achtzehnjährige blieb. Aber, wenn manchmal eine gewisse Sehnsucht sie beschleichen wollte, das auch zu haben, was sie alle umher genießen sah, dann dachte sie an ihren Schatz in der Lade. Zweiunddreißig Taler waren es inzwischen geworden. Ihre Zeit kam auch noch. Wenn dann ein Freier sich näherte, so einer wie Graubs, dann durfte es sein, dann in allen Ehren. Und die Gute lachte in sich hinein und dachte bei sich, daß sie am Ende doch die Klügste sei von allen.

Graubs mußte auf irgendeine Weise erfahren haben, daß Karline Kapitalistin sei. Eines Tages beim Häckselschneiden — Graubs und Karline waren allein — nahm er plötzlich eine ganz unglückliche Miene an, er

seufzte und stöhnte, daß es dem Mädchen geradezu angst wurde um ihn. Als sie treuherzig fragte, was ihm sei, erzählte er ihr ganz im Vertrauen, er sei Geld schuldig in der Schenke, und wenn er nicht zahle, komme er möglicherweise ins Loch, ganz sicher aber werde er vom Hofe weggejagt. Am Schlusse seiner Erzählung bat er die Magd um ein Darlehen von zehn Mark. Karline weigerte sich, darauf einzugehen, obgleich seine Worte Eindruck gemacht hatten; ihr Geld war ihr doch zu lieb. Sie schlug ihm seine Bitte ab, worauf er wütend wurde, mit den Augen rollte und sie bedrohte. Da lief sie weg von ihm.

Obgleich Graubs sich bei dieser Gelegenheit so wenig nett benommen hatte, war Karline doch keineswegs böse auf ihn; er war ein so lieber Kerl sonst. Das Mitleid regte sich bei ihr. Wenn er wirklich deshalb ins Gefängnis kommen sollte! Dem Mädchen bebte das Herz. Sie dachte an Ketten und dergleichen. Sollte es so mit Graubs werden wegen der zehn Mark, die er schuldete? — Wenn der Knecht sie noch einmal angegangen hätte, er würde das Geld von ihr erlangt haben. Übrigens schien Graubs auf andere Weise zu Kasse gekommen zu sein. Ein paar Tage nach dem Zwiegespräch mit Karline kaufte er bei einem Hausierer für eine ganze Mark bunte Bänder und beschenkte die Mägde damit.

Eines Tages gab es großen Krakeel auf dem Hofe. Kraschke, der alte Wende, behauptete nämlich, es sei Hafer gestohlen worden aus dem Haferkasten, und beschuldigte Graubs dieses Diebstahls. Der jüngere Knecht verschwor sich, fluchte und wollte den Gegenbeweis mit den Fäusten antreten. Aber diesmal mischte sich der Inspektor ein. Kraschke, von dem man manchmal ganze

Tage lang kein anderes Wort hörte, außer „Hüfte" und „Hotte" und vielleicht noch einen Fluch, hielt eine Anklagerede, deren sich ein Staatsanwalt nicht hätte zu schämen brauchen.

Der gemeinsame Haferkasten hatte zwei Abteilungen, aus denen die Knechte ihre Pferde fütterten. Jeder der beiden Knechte führte seinen Schlüssel für sich. Der Kasten wurde verschlossen, sobald die Ration entnommen war. Erbrochen war der Kasten nicht worden, man hätte davon doch Spuren erkennen müssen. Trotzdem hatte der Hafer in letzter Zeit auffällig abgenommen. In seine Pferde hatte der neue Knecht den Hafer sicher nicht verfüttert, denn die waren nur herabgekommen, seit er da war. Tagsüber konnte Graubs den Hafer nicht gut entwendet haben, denn da guckte ihm sein Mitknecht gehörig auf die Finger, aber nachts! Graubs schlief ja im Stalle. Der alte Wende hatte ein Mittel gefunden, um den Dieb zu entlarven. Abends, ehe er den Stall verließ, hatte er im Innern des Kastens einen feinen Kreidestrich angebracht, dort, wo der Hafer anfing, früh vor dem ersten Futterschütten sah er wieder nach. Nacht für Nacht fehlten da einige Zoll am Haferstande. Wäre ein Fremder über den Kasten gekommen, so hätte Graubs ihn doch hören müssen; was also war wahrscheinlicher, als daß er selbst der Dieb war. Ein geschlossener Beweis war das nicht, und Graubs leugnete standhaft. Da aber in seinen Militärpapieren das böse Wort „Kameradendiebstahl" zu lesen war, machte der Inspektor kurzen Prozeß und entließ ihn aus dem Dienste.

Graubs verschwand vom Hofe. Die Wirtin wurde krank vor Schmerz und die Mittelmagd schrie und heulte, ihrem sonstigen Phlegma zum Trotze, wie eine Besessene

beim Weggange des Vielgeliebten. Auch Karline weihte ihm einige Tränen; es tat ihr von Herzen leid, daß dieser liebenswürdige Mensch auf Nimmerwiedersehen fortgehen sollte. Von seiner Schuld war sie durchaus nicht überzeugt. So schlecht war Graubs nicht, daß er Hafer gestohlen und verkauft hätte. Das war sicher nur eine Erfindung des alten, rachsüchtigen Kraschke.

Vierzehn Tage ungefähr mochte Graubs vom Hofe weg sein, und Karline dachte selten und seltener an ihn zurück, da wurde sie eines Nachmittages vom Inspektor hinausgeschickt mit der Sichel, um Klee hereinzuholen. Die Gespanne waren gerade sämtlich beschäftigt und das Grünfutter langte nicht zu. Der Rotklee stand in diesem Jahre auf einem entlegenen Stücke, nahe am Walde.

Karline war mit dem Schneiden fertig und wollte sich eben darüber machen, den Karren zu beladen, da erhielt sie mit flacher Hand einen Schlag auf die Schulter versetzt. Sie stieß einen Schrei aus und wandte sich. Graubs stand vor ihr und hielt sich die Seiten vor Lachen über den gelungenen Scherz. Das Mädchen war so erschrocken, daß sie sich auf den Karren setzen mußte. Er stand da und machte allerhand Faxen. Sie betrachtete ihn ängstlich; was wollte er denn? Er sah sehr verändert aus gegen früher. Die langen, dunkelen Stoppeln am Kinn gaben ihm ein älteres Aussehen. Recht verwogen war sein Aufzug. Seine Stiefeln waren an verschiedenen Stellen zerrissen. Die Militärmütze hatte viel von ihrem ehemaligen Glanze eingebüßt. Eine Weste schien er nicht mehr zu führen. Aber sein Auge war noch das alte, funkelnd und durchdringend. Er blickte das Mädel an, daß es ihr siedend heiß über den Rücken lief. So ganz allein mit ihm,

hier draußen! Ihr wurde bange, sie beeilte sich, den Klee aufzuladen. Aber Graubs schien keine bösen Absichten zu haben, er half ihr sogar bei der Arbeit und begann auf einmal ganz ernsthaft und vernünftig zu sprechen. Er erkundigte sich, was jetzt auf dem Hofe vorgehe, fragte nach jeder einzelnen Person. Karline erzählte ihm, was sie wußte. Nachdem er seine Neugier befriedigt hatte, fing er an, von seinen eigenen Angelegenheiten zu erzählen. Er habe Aussichten beim Fürsten — er nannte einen bekannten Magnaten — erster Kutscher zu werden, mit monatlich hundert Mark Lohn und freier Station, ja, er könne den Dienst schon morgen antreten, wenn er nur ganze Stiefeln hätte. Aber mit zerrissenen Stiefeln wollte ihn der Fürst nicht annehmen. Graubs seufzte, wischte sich die Augen und sah das Mädchen an, daß ihr ganz weh ums Herz wurde. Ja, wenn er zwölf Mark hätte, dafür wollte er sich schon ein Paar schöne Stiefeln verschaffen. Er sprach dann noch manches, schilderte dem Mädchen, wie nobel es bei dem Fürsten zugehe, und daß, wer dort in Diensten stände, für sein Lebtag versorgt sei. Dann meinte er mit einer schrecklichen Miene, wenn es damit nichts würde, würde er sich wohl ein Leid antun. Karline stand eine Weile ratlos da. Graubs sagte nichts weiter. Sie wollte mit ihrem Kleefuder abfahren; viel zu lange hatte sie schon verweilt. Er gab ihr die Trage über die Schultern und half ihr beim Anfahren. Dann ging er neben ihr her. Unterwegs kam er mit einer Bitte: ob sie ihm nicht das Geld zu den Stiefeln borgen wolle; in acht Tagen solle sie's wieder haben. Karlinens Herz zog sich zusammen. In ihrer Seele befehdeten sich zweierlei Gefühle heftig: Geiz und Mitleid. Zwölf Mark sollte sie hergeben! Der Gedanke

erschien ungeheuerlich. Das waren ja vier Taler. Wie viel Zeit hatte es ihr gekostet, das zu ersparen! — Sonderbar! Dabei wußte sie bereits ganz genau, daß sie ihm das Geld geben würde. Ja, sie hätte ihm noch mehr hingegeben, vielleicht alles. Wenn er sie so ansah, hatte er volle Gewalt über sie. Sie hatte nicht ja und nicht nein gesagt bisher; er mußte es wohl aus dem Mienenspiele dieses schlichten Gesichtes gelesen haben, daß sein Spiel gewonnen sei, denn er sagte ganz einfach, im Tone des Siegers: „Du kommst Schlag acht Uhr hinter die alte Schäferei; ich werde dort auf dich warten!" Damit verschwand er; sie wußte kaum, wo er hingeraten war. Bald darauf bemerkte sie in einiger Entfernung den Inspektor, der ihr auf der Straße entgegenkam und heftig schalt, daß sie so lange über dem bißchen Kleeschneiden zugebracht habe.

In Karlinens armem Kopfe jagten sich die Gedanken in ungewöhnlich rascher Folge. Seit Jahren war sie nicht in solcher Angst gewesen. Nur von der Schulzeit her kannte sie dieses Gefühl verzweifelter Hilflosigkeit, wenn eine Rechenaufgabe oder ein Bibelspruch durchaus nicht in ihren Kopf wollte und sie das Kantel des Lehrers im Hintergrunde drohen sah. — Wenn sie nur jemanden hätte fragen können! Aber das durfte sie nicht. Er hatte es ihr streng untersagt, irgend jemandem auch nur ein Wort davon zu sagen, daß sie ihn gesehen habe.

Der Abend kam heran, sie hatte ihre Kühe bereits versorgt, schon begann es dämmerig zu werden. Karline lief umher wie im Traume. Sollte sie, sollte sie nicht? —

Als der Zeiger an der Hofuhr auf fünf Minuten vor acht Uhr wies, rannte sie in die Gesindestube, schloß

ihre Lade auf, wühlte das braunlederne Täschchen mit dem Stahlbügel unter ihren sieben Sachen hervor, zählte das Geld ab und lief damit hinaus über den Hof, heimlich, daß niemand sie sähe. Eben schlug es acht Uhr.

Graubs wartete auf sie hinter der alten Schäferei. Er empfing das Mädchen keineswegs freundlich. Sie hätte sich auch besser dazu halten können, meinte er. Sie hielt ihm schüchtern ihr Geld hin. Er zählte es durch und ließ es in seiner Hose verschwinden. Karline wollte wieder fort, aber er hielt sie fest. Auf einmal war er wieder ganz freundlich, wurde sogar zärtlich. Sie bat ihn in aller Demut, er möge das doch lassen, es sei nicht recht. Er lachte sie aus. Immer zudringlicher wurde er. Ihr ward ängstlich zumute, als sie seine Augen im Halbdunkel so unheimlich blitzen sah und seine Stoppeln an ihrem Munde fühlte. Was er ihr da ins Ohr flüsterte! Sie zuckte zusammen, erbebte. Es war nicht Schreck allein; ein neues Gefühl, etwas Verführerisches, lauerte unter all der Bangigkeit. Ihr jungfräulicher Busen wogte. Der Sturm eines wunderlich aus Verlangen, Wonne und Angst gemischten Empfindens war über sie gekommen. — Da fuhr ihr ein Gedanke durch den Kopf. Ihre Mutter! — Nein! So sollte es mit ihr nicht werden. Rechtzeitig noch entwand sie sich den Händen des Mannes, lief fort. Er fluchte, setzte ihr nach. Sie rannte, was sie konnte, dem Hofe zu. Er gab die Verfolgung bald auf.

Acht Tage gingen ins Land, ohne daß Karline etwas von Graubs gesehen hätte. Ob er die Stelle beim Fürsten doch nicht bekommen hatte, trotz der neuen Stiefeln? — Als volle vierzehn Tage um waren und er immer noch nichts von sich hatte hören lassen, da begann selbst in Karlinens arglosem Gemüte ein Ver-

dacht zu dämmern. Wenn er sie nun betrogen hatte! — Sie weinte heimlich um ihr verlorenes Geld und auch um Graubs, für den sie mehr fühlte, als sie es sich bis dahin recht bewußt geworden war. Daß sie ihn wiedergesehen hatte, erzählte sie auch jetzt niemandem. Anfangs wurde noch hin und wieder von dem entlassenen Knechte gesprochen auf dem Hofe. Er galt bei den meisten als ausgemachter Spitzbube. Seine Geliebte, die Mittelmagd, hatte sich übrigens schnell über seinen Verlust getröstet; sie ging schon wieder mit einem anderen.

Dann hörte Karline ganz durch Zufall wieder mal etwas von Graubs. Ein Hopfenreisender erzählte auf dem Hofe, er habe ihn in einem Gasthof in der Nachbarschaft als Bierausgeber angetroffen; aber, fügte der Mann hinzu, es sei ihm auch dort schon wieder gekündigt worden.

Karline fing an, ihr Geld als verloren anzusehen. Sie war jetzt doppelt sparsam und geizte mit jedem Pfennig, um den Verlust allmählich wieder wett zu machen. Allerdings, von dem ursprünglichen Plane, hundert Taler zusammenzubringen, hatte sie schon etwas nachgelassen. Vielleicht ging es schon mit achtzig, vielleicht auch schon mit siebzig Talern zu einer Aussteuer. Wie viele Mädel heirateten ohne alles! Aber, es war nun einmal ihr Traum, eine viel begehrte Braut zu sein.

Eines Tages rief der Inspektor sie abseits. „Karline, du sollst ja eine ganze Hucke voll Geld in deiner Lade haben!“ Sie erschrak heftig. Woher wußte er das? Übrigens schien der Herr Inspektor keine bösen Absichten zu haben, er erkundigte sich, wie viel es sei, und belobte die Magd wegen ihrer Sparsamkeit. Dann

fragte er, ob sie wisse, was ein Sparkassenbuch sei. Sie hatte von dergleichen noch nie etwas gehört. Der Inspektor gab sich die erdenklichste Mühe, der Einfältigen klar zu machen, was Verzinsung sei, und erteilte ihr schließlich den Rat, das Geld in der städtischen Sparkasse anzulegen. In ihrer Lade sei es nicht sicher vor Diebstahl und Feuersgefahr, in der Sparkasse dagegen liege es gut, und sogar vermehren solle es sich dort, behauptete er.|

Karline hörte aus dem allen nur das eine heraus, daß sie sich von ihrem Gelde trennen, daß sie es in anderer Leute Hände legen solle. Wie begossen stand sie da, wußte nichts zu sagen, und brach schließlich in Tränen aus.

Einige Tage später brachte der Inspektor aus der Stadt ein Buch mit, im blauen Umschlage, den Schreibheften ähnlich, die Karline von der Schule her kannte. Das sei ein Sparkassenbuch, erklärte er, das er für sie gekauft habe. Auf dieses Buch solle Karline ihr Geld bei der Sparkasse einzahlen, sagte der Herr Inspektor, diesmal im Tone des Befehles, er dürfe den Unfug nicht dulden, daß sie so viel Geld in einer hölzernen Lade aufbewahre.

Wenn der Herr Inspektor befahl, dann gab es keine Widerrede, das wußte Karline. Sie hatte schlaflose Nächte in der nächsten Zeit. Es wollte ihr nun einmal nicht in den Kopf, daß ihr Geld bei fremden Leuten sicherer sein könne, als bei ihr, und das mit der Verzinsung hielt sie nun gar für eine Fabel. Dann erfuhr sie von einer befreundeten Frau im Dorfe, daß die auch solch ein blaues Heft besitze und daß die Sache mit der Sparkasse ihre Richtigkeit habe. Da war Karlinens Besorgnis beigelegt, sie beschloß, dem Befehle

des Herrn Inspektors nachzukommen. Aber selbst wollte sie ihr Geld zur Stadt tragen. Mit der Post eine solche Summe wegschicken, wie ihr geraten worden war, dazu hätte keine Gewalt der Erde sie gebracht.

Und so zog Karline denn eines schönen Sommermorgens aus, nach der Stadt. Sie hatte ihr Konfirmationskleid angelegt, frische Wäsche angezogen, das Haar mit Wasser und Fett behandelt; ganz wie am Sonntage. Nur das Gesangbuch und das Kirchensträußchen waren weggelassen worden. Ihr Geldtäschchen trug sie, eingeschlagen in das Sparkassenbuch, in der Kleidtasche. Der Inspektor hatte ihr angeraten, Frühstück mitzunehmen, damit sie nicht genötigt sei, unterwegs einzukehren. Überhaupt hatte er sie vermahnt, sich nirgends aufzuhalten, und vor allem niemandem von ihrem Vorhaben etwas zu erzählen. Karline war von der Wichtigkeit ihres Ganges im höchsten Grade durchdrungen; es war ihr ordentlich feierlich zumute, ungefähr so, wie vor dem Kommunizieren.

Sie vermied die belebte Dorfstraße, weil sie nicht angeredet zu sein wünschte, ging vielmehr auf schmalem Raine quer über die Felder. Der junge Bielichbauer, Karlinens Klassengefährte von der Schule her, sah sie von seinem Felde aus und rief sie an. Wohin sie's so eilig hätte, fragte er. Aber das Mädchen fing sofort an zu laufen, machte, daß sie fort kam. Bald hatte sie das Kirchspiel hinter sich. Nun begab sie sich wieder auf die große Straße, weil sie von hier ab die Feldwege nicht mehr kannte.

Es begegneten ihr eine Menge Leute. Bei jedem neuen Gesichte befiel das Mädchen Besorgnis. Es kam ihr vor, als blickten sie alle auf ihr Kleid; man schien's ihr anzusehen, wie viel Geld sie bei sich trage.

Aber keinem der Vorübergehenden fiel es ein, die Magd in ihrem Feiertagsstaate anzureden.

Karline blickte steif geradeaus, ohne den Kopf zu wenden, die obstbaumbepflanzte Straße entlang. Was rechts und links von ihr auf den Feldern und in den Häusern vorging, hatte heute nicht das geringste Interesse für sie. Ihrer Rechnung nach mußte sie nun bald den halben Weg hinter sich haben. Eben war sie durch ein größeres Dorf durchmarschiert — das letzte Haus war der Gasthof gewesen — da hörte sie eilige Schritte hinter sich drein. Unwillkürlich ging sie schneller; am hellen lichten Tage fürchtete sie sich vor Räubern. Ein Mann schritt plötzlich an ihrer Seite. Als sie ihn sich genauer ansah, erkannte sie Graubs, den früheren Pferdeknecht.

Ihr erstes Gefühl war Schrecken. Der Mensch war unheimlich. Was wollte er? Er sagte gar nichts, blickte sie nur mit rotunterlaufenen Augen stier an. Er trug jetzt einen Vollbart, der das halbe Gesicht versteckte. Ob er betrunken war? — Sie solle nicht so rennen, wie eine Verrückte, das war das erste, was er zu ihr sagte, er werde ihr nichts Böses tun. Karline mäßigte ihre Eile. Wo sie hinlaufe, verlangte er zu wissen. Zur Stadt! Was sie dort wolle. Karline brachte es über sich, ihn zu belügen. Sie wolle sich eine neue Schürze in der Stadt kaufen, behauptete sie Schwerlich hätte das Mädchen die Geistesgegenwart gehabt, sich diese Finte in der Eile zu ersinnen, aber im voraus hatte sie sich bereits ausgedacht, das als Antwort zu sagen, auf jede Frage, die etwa unterwegs an sie gerichtet werden könnte. Daß sie Graubs auf ihren Wegen treffen würde, hatte sie im Leben nicht erwartet.

Er fing an, ungefragt zu erzählen, wie es ihm in der letzten Zeit ergangen sei. Mit der Kutscherstelle beim Fürsten sei es nichts gewesen; ein anderer sei ihm dort zuvorgekommen. „Ob er mir wohl mein Geld zurückgeben wird?" dachte Karline bei sich. Als ob er ihren Gedanken erraten hätte, begann er, sich zu entschuldigen, daß er ihr die zwölf Mark so lange schuldig geblieben sei. Aber er habe nicht gekonnt, die Menschen seien zu schlecht gegen ihn gewesen. Er erzählte dann eine abenteuerliche Geschichte, wie er durch seine Großmut um alles gekommen sei, sogar sein silbernes Zigarrenetui und die Stiefeln habe er durch die Niedertracht eines Menschen, dem er wohlgetan, eingebüßt. Karline stand schon wieder ganz unter seinem Banne. Wie dieser Mensch zu erzählen wußte! Das hörte sich alles so vernünftig und gut an. Ihr Gemüt war ganz gerührt durch all das Unglück, was den Armen betroffen hatte.

„Also zur Stadt willst de, eine Schürze kaufen?" fragte er plötzlich. Karline antwortete mit einem „ja!" das sehr schüchtern herauskam; es war ihr so ungewohnt, zu lügen.

„Hast de denn Geld mit?" fragte er und blickte ihr scharf in die Augen. Sie wurde über und über rot, lächelte blöde und bejahte. „Hm, du! —" meinte er, „weißt du was! Ich werde mit dir gehen. Ich hole och grade was in der Stadt."

Karline geriet in die größte Verwirrung. Nun mußte ja alles herauskommen, wenn er mit ihr zur Stadt kam und sah, wo sie hinging. Aber sie beschloß, zu schweigen. So weit traute sie ihm doch nicht, daß sie ihm ihr Geheimnis ohne weiteres anvertraut hätte.

Graubs holte eine Flasche aus der Brusttasche, nahm einen Schluck und bot ihr an. Sie wagte nicht,

abzulehnen, obgleich ihr Branntwein von jeher zuwider gewesen war. Dann erklärte er, einen Weg zur Stadt zu wissen, näher als die Fahrstraße; man müsse hier rechts abgehen. Karline wollte nicht recht daran; sie dachte an die Ermahnung des Herrn Inspektors. Aber Graubs ließ nicht locker, er machte sogar ein böses Gesicht, als sie zauderte, mit ihm in den Feldweg einzubiegen. Sie tat ihm schließlich den Gefallen, und so gingen sie zwischen wogenden Ährenfeldern dahin.

Graubs fing an zu singen, nicht gerade mit klangvoller Stimme; aber es war doch Gesang, und ihr bereitete es Vergnügen. Er war nun wieder ganz der alte, lustige Schwerenöter, wie sie ihn von der Gesindestube her kannte. Er fragte auch flüchtig nach der Mittelmagd; daß sie jetzt einen anderen Liebsten habe, schien ihn nicht zu betrüben. „Hast de denn noch dei Geld in de Lade, Karline?“ fragte er, mitten in einem Soldatenliede stockend. Karline bejahte verwirrt. Er schwieg eine Weile, schien zu überlegen, dann begann er auf einmal große Pläne zu entwickeln. Er habe vor, ein Fuhrmannsgeschäft anzulegen; er verstehe sich ja aufs Fahren und auf Pferde; nebenbei noch so ein bißchen Pferdehandel, da könne man im Handumdrehen ein reicher Mann werden. Lachend meinte er: „Dann machen wir Hochzeit, Karline — was?“ Er knuffte sie bei dieser Werbung in die Seite. Sie lachte mit ihm. Das Wort tat ihrem Herzen wohl. Ja, in ein paar Jahren, warum denn nicht, dachte sie bei sich. Graubs würde ihr schon gepaßt haben. Wenn er nur etwas ordentlicher werden wollte! Den Schnaps schien er zu lieben; er hatte inzwischen schon wieder zweimal die Flasche gezogen.

Karline merkte kaum, wie die Zeit schwand. Ihr

Begleiter sorgte für Unterhaltung. Ohne daß sie es ihm verwehrt hätte, hatte er den Arm um sie gelegt. Geküßt hatte er sie auch schon; darauf verstand er sich. Sie war noch immer sehr schüchtern, nannte ihn nicht anders als „Herr Graubs“ und „Sie!“ obgleich sie sich doch früher als Knecht und Magd immer geduzt hatten. Er flüsterte ihr allerhand Dummheiten ins Ohr, machte sie erröten und kichern. Aber wonnig war es doch, so dem Unbekannten entgegenzugehen, so den eigenen Widerstand allmählich immer schwächer und schwächer werden zu fühlen.

Wieder kam ein Kornfeld. Er brauchte sie gar nicht mehr zu drängen. Die Kornwände schlugen hinter dem Paare zusammen, die Ährenwellen wogten über ihnen im leichten Winde, und hoch oben im wolkenlosen Himmel jubilierte eine Lerche.

Das Kornbett behielt sie nicht für immer. Nach einiger Zeit befanden sich Graubs und Karline wieder auf dem Wege. Sie hatten die Rollen vertauscht. Jetzt war sie die Zärtliche, die Vertrauen und Liebe Suchende. Sie schmiegte sich an ihn, liebkoste ihn in linkischer Weise — wie schnell hatte das einfältige Mädchen alle diese Künste erlernt! — Sie wollte seine Hand nicht mehr lassen. Er war ja jetzt ihr ein und alles, ihre Zukunft, ihr Liebster. In ihren Blicken sprach sich alle Innigkeit, alle selbstlose Liebe der zukünftigen Mutter aus. Er dagegen hatte alle Lebhaftigkeit eingebüßt. Mürrisch und gelangweilt ging er einher; ihre Zärtlichkeit war ihm zuwider. Er machte sich in nicht gerade zarter Weise von ihr los. Sie ging von da ab hinter ihm drein auf dem schmalen Feldwege, wie im Traume, beseligt durch ihr junges Glück.

An einer Feldecke, bei einem einzelnen Baume,

machte er Halt. Ob sie nichts zu essen bei sich habe, fragte er sie unwirsch. Sie zog ein Paket aus der Tasche und wickelte ein Stück Brot aus ihrem Sacktuche. Er verzog das Gesicht; trockenes Brot! Karline lächelte blöde-verschmitzt. Aus der dicken Brotscheibe löste sie eine Art von Brotpfropfen. Dort hatte die Gute in einer verborgenen Höhlung ein ganz hübsches Quantum Butter untergebracht. Graubs, der sich auf einem Rainsteine niedergelassen hatte, zog sein Taschenmesser und machte sich ans Essen, abwechselnd ein Stück Brot und ein Stück Butter mit der Messerspitze zum Munde führend.

Karline stand bescheiden beiseite und sah ihm zu, entzückt, daß es ihm so gut zu schmecken schien. Sie hatte ihn auf einmal so unaussprechlich lieb gewonnen. Nun war es ja entschieden, daß sie die Seine werden würde. Sie stand und stand, sah Bissen um Bissen in seinem Munde verschwinden. Was hätte sie um einen Blick von ihm gegeben, jetzt, oder um ein freundliches Wort! Aber er schien schlechter Laune zu sein. Worüber mochte er sich nur ärgern?

Nun war er fertig mit essen. Er dehnte sich, gähnte, nahm einen Schluck aus der Flasche und erklärte, er wolle nun schlafen; sie möge hier auf ihn warten.

Karline erschrak. Das ging doch nicht! Sie mußte ja zur Stadt. So wie so hatte sie viel zu viel Zeit vertan unterwegs. Wer weiß, wie lange die Sparkasse offen war. In aller Demut stellte sie ihm vor, daß sie keine Zeit habe, zu warten. Er fuhr sie an, dann möge sie seinethalben allein gehen; er brauche sie nicht. Sie stand ratlos vor ihm und begann zu weinen. Was sollte sie denn nun anfangen? Sie wußte ja von hier

aus nicht einmal den Weg nach der Stadt, nachdem er sie von der Fahrstraße weggelockt hatte. Graubs machte inzwischen Anstalten, sich der Länge lang in den Baumschatten zu legen.

Ob sie ihm alles sagen sollte, auch das mit dem Sparkassenbuche? — Einmal mußte er's ja doch erfahren, jetzt, wo sie so zueinander standen. Vielleicht würde das seine Liebe zu ihr vermehren, wenn er erfuhr, daß sie dreißig Taler im Vermögen habe. Vielleicht würde er dann wieder gut werden mit ihr. Anfangs zaghaft, begann sie, ihr bisher sorgsam gehütetes Geheimnis vor ihm zu enthüllen. Graubs setzte sich auf. Die Sache schien sein Interesse aufs höchste zu erregen. Er ließ sich das Sparkassenbuch zeigen, sah es durch, nickte zustimmend und erklärte sich bereit, sofort mit dem Mädchen zur Stadt zu gehen. Seine Müdigkeit schien auf einmal völlig überwunden; er trieb jetzt selbst zur Eile an.

Sie hatten sich auf Umwegen wieder auf die große Straße begeben. Bald kamen sie durch eine größere Ortschaft. Hier wurde Schützenfest abgehalten. Schon den ganzen Vormittag hatten sie in der Entfernung einzelne Schüsse fallen hören. Jetzt vernahmen sie das Schießen, die Musik und den sonstigen Lärm des Festes aus nächster Nähe.

Graubs schlug vor, den Schießplatz zu besuchen. Karline war mehr dafür, ohne Aufenthalt nach der Stadt zu gehen. Aber er meinte, auf eine Viertelstunde käme es nicht an. Das Mädchen war leicht zu bestimmen; schließlich lockte auch die Musik und der Anblick der vielen Festbuden. Bald stand man vor einem Zelte, das die vielverheißende Aufschrift „Echte Menschenfresser“ trug. Ein geputztes Fräulein stellte

einen Schwarzen vor, der unter schrecklichem Geschrei allerhand Tänze aufführte und schließlich eine rohe Taube verschlang. Karline war gänzlich benommen von dieser Schaustellung. Dann begab man sich vor eine Kuchenbude. Graubs beschenkte das Mädchen reichlich mit Kuchen. Sie hatte Appetit und der Kuchen schmeckte ihr vortrefflich. Als es zum Bezahlen kam, gestand er ihr, daß er kein Geld habe, und bat sie, ihm etwas zu leihen.

Karline zog ihr Geldtäschchen hervor. Es war gestopft voll mit großer Münze. Er nahm ihr das Täschchen aus der Hand, ließ wechseln, bezahlte, gab es ihr aber nicht zurück. Er wolle ihr das Geld derweilen aufheben, meinte er; bei solchen Festen gäbe es immer Spitzbuben.

Man kam an ein Karussel. Graubs schlug vor, sich darauf zu setzen. Karline hatte keine große Lust dazu; die Ausgabe reute sie. Aber er wußte sie zu überreden. Als das Karussel das nächste Mal hielt, hob er sie hinauf. Er selbst werde sich auf das nächste Pferd hinter sie setzen, erklärte er.

Es klingelte, die Maschine setzte sich in Gang. Eine heisere Musik ertönte, in einem fort läutete es, dazu die kreisende Bewegung, das Schwanken, der Luftzug, Karline wurde es schwindlig. Sie mußte sich am Halse des Pferdes anhalten, um nicht herunterzufallen. Das Mädchen war von Herzen froh, als das Karussel endlich still stand.

Sie sah sich nach ihrem Freunde um; er war nicht da. Sie hatte doch ganz bestimmt geglaubt, er sitze auf dem Pferde hinter ihr. Karline lief um das ganze Karussel herum; nirgends eine Spur von ihm!

Jetzt blitzte in dem Kopfe der Einfältigen ein Ver-

dacht auf. Wie ein Messerstich traf es sie. Ihr wankten die Knie. Kaum, daß sie sich noch aufrecht zu erhalten vermochte. Ihr Geld! Er war mit ihrem ganzen Gelde davongelaufen.

Bleichen Angesichts, mit verzogenem Munde und stieren Augen lief sie umher, guckte in alle Buden. Nirgends der, den sie suchte! Sie stöhnte, mußte sich setzen. Dann stand sie auf, lief von neuem umher, völlig kopflos, jammerte, fragte die Vorübergehenden in ihres Herzens Angst, ob sie ihn nicht gesehen hätten. Niemand wußte, wer Gustav Graubs sei.

Das Benehmen des Mädchens fing an, Aufsehen zu erregen. Eine Anzahl halbwüchsiger Jungens folgte ihr; bald schlossen sich auch Erwachsene an. Sie heulte jetzt ganz laut.

Einer von der Schützengilde nahm sich des weinenden Mädchens an. Er bekam durch längeres Fragen aus ihr heraus, was ihr widerfahren sei. Nun wurde der Ortspolizist geholt, der die Aufsicht auf dem Festplatze hatte. Der behandelte den Fall mit vieler Wichtigkeit, ging sofort auf den tiefsten Grund der Sache, er fragte das Mädchen nach Namen, Stand, Alter, Herkommen und brachte das alles zu Protokoll. Jemand aus der Menge machte den naheliegenden Vorschlag, dem Diebe nachzusetzen; der Polizist erklärte jedoch, daß er außerhalb des Festplatzes keine Machtbefugnis habe, das sei Sache der Gendarmerie. Nach längerer Beratung wurde nach dem Gendarm geschickt.

Bis der kam, saß Karline auf einer Bank, still vor sich hinweinend, von einer Schar Neugieriger umstanden, die den Fall besprachen und dem Mädchen wohlgemeinte Ratschläge erteilten.

Der Gendarm nahm kein weiteres Verhör mit

Karline vor. Graubs schien ihm bekannt zu sein, er bezeichnete ihn als einen „gefährlichen Landstreicher“. Er forderte das Mädchen auf, mit zu kommen, um den Dieb in den nächsten Ortschaften zu suchen.

Spät abends kehrte Karline auf den Hof zurück, mit wunden Füßen, ohne Geld, zu Tode unglücklich. Natürlich hatten sie den Dieb nicht gefunden.

Tränen hatte sie nicht mehr; in ihrem armen, beschränkten Kopfe sah es wirrer aus denn je. Und nun das Gerede und Gefrage des gesamten Hofgesindes über sich ergehen lassen zu müssen! Die Mägde lachten sie aus, und der Inspektor war wütend über solche Dummheit.

Am nächsten Morgen trat sie zur Arbeit an, wie gewöhnlich. Äußerlich merkte man ihr kaum an, daß sie an einem Tage die seligsten und die verzweifeltsten Stunden ihres Daseins erlebt hatte. Karline war noch stiller und blöder als vor dem. Der Ruf ihrer Dummheit hatte sich durch das Gerücht weithin verbreitet. Wo immer ihre Geschichte erzählt wurde, hielt man sich die Seiten vor Lachen. Ganz besonders interessant aber wurde ihr Geschick, als es sich zeigte, daß der verhängnisvolle Gang nach der Stadt auch noch anderweite Folgen für das Mädchen mit sich gebracht hatte.

Das blöde Lächeln, das früher Karlinens einfaches Gesicht erhellt hatte, wenn sie an ihren heimlichen Schatz in der Lade dachte, dieses Lächeln, das eine Zeitlang völlig von ihren Zügen verschwunden war, stellte sich jetzt wieder ein; aber nunmehr dachte sie an ein ganz anderes Kleinod.

Eines Tages bekam sie eine Vorladung. Sie mußte vor den Richter in Voruntersuchung gegen einen gewissen Gustav Graubs, der sich der Unterschlagung

verdächtig gemacht hatte. Später fand Hauptverhandlung vor dem Amtsgericht statt, zu der sie als Zeugin geladen war.

Karline erschien an Gerichtsstelle. Den Richtern entging es nicht, daß sich das Mädchen in anderen Umständen befinde. Der Angeklagte wurde aus der Untersuchungshaft vorgeführt. Karline sah ihn nicht an. Sie stand da mit niedergeschlagenen Augen, verschämt und verschüchtert durch so viel Blicke, die sie von allen Seiten auf ihre Person gerichtet ahnte. Erst als der Vorsitzende sie aufforderte, sich den Angeklagten anzusehen und zu erklären, ob er derjenige sei, der ihr das Geld abgenommen habe, blickte sie scheu nach dem Manne auf der Anklagebank hin und ließ ein kaum vernehmbares „ja“ hören.

Graubs sah völlig verändert aus. Sie hätte ihn kaum wieder erkannt, bartlos, wie er jetzt war, mit dem kurzen Haar, der bleichen Gesichtsfarbe und dem grauen, bis an den Hals geschlossenen Leinwandkittel. Er fing ihren Blick; sein Auge schien sie anzuflehen. Sie hätte ihn gern verschont, hätte gern alles verschwiegen um seinetwillen, denn sie hatte ihm längst vergeben; aber sie durfte ja nicht schweigen, sie mußte ja die reine Wahrheit sagen; sie hatte es ja beschworen.

Und so wurde denn Graubs trotz hartnäckigen Leugnens wegen Unterschlagung zu fünf Monaten Gefängnis verurteilt.

Der Amtsrichter sprach, nachdem die Verhandlung vorüber war, noch ein paar Worte mit dem Mädchen. Er legte ihr nahe, ihren Anspruch auf Alimente gegen Graubs geltend zu machen. Aber Karline wollte davon nichts wissen. Und der Herr Amtsrichter schüttelte den Kopf über so viel Dummheit.

Die Geburt ging leicht von statten. Am Tage vor dem Ereignis hatte die Magd noch auf dem Felde gearbeitet, acht Tage darauf meldete sie sich schon wieder zum Dienste.

Sie gab das Kind nicht von sich; was es heißt, bei fremden Leuten aufwachsen, das hatte sie an sich selbst erfahren. Sie mietete sich ein bescheidenes Zimmer im Dorfe und ging weiter zur Arbeit auf das Rittergut. Eine alte Frau, die im selben Hause das Ausgedinge hatte, sah, während die Mutter abwesend war, nach dem Würmchen.

Es war ein strammer Junge. Die dunklen Augen hatte er vom Vater, im übrigen zeigte er ganz die einfältigen Züge seiner Mutter.

Nach wie vor war Karline sparsam bis zum Geize. Aber jetzt hatte ihre Sparsamkeit einen neuen Zweck bekommen. Nicht mehr für ihre Aussteuer, sondern für ihren Jungen legte sie nunmehr zurück.

Wald.

I.

Auf der kleinen Station des winzigen Städtchens Kupferberg hielt der Zug bereit zur Abfahrt. Es war nur eine Sackbahn mit Sekundärbetrieb, die diesen verlorenen Winkel mit der übrigen Welt durch zwei Züge täglich in Verbindung setzte. Die dritte Klasse saß leidlich voll, in der zweiten war nur ein einziger Passagier zu erblicken: ein Knabe von etwa elf Jahren mit einer blauen Schülermütze auf dem blonden Krauskopfe. Er stand am geöffneten Fenster und beugte sich zu einer Frau hinab, die ihm auffällig ähnlich war. Die ältere Schwester, hätte man gesagt, aber er nannte die hübsche Person „Mama".

Sie gab ihm jene rührend gutgemeinten Ratschläge mit auf den Weg, ohne die wohl keine rechte Mutter ihren Jungen aus den Ferien in die Schule zurück läßt. Zunächst für die Fahrt: nicht hinauslehnen, warm halten, richtig umsteigen. Dann für die Pension: nicht zu lange lesen bei Licht, die Kleider gut halten, keine nassen Füße! Und vor allen Dingen: oft nach Haus schreiben! Ermahnungen, die zu halten im Abschiedsschmerz in redlichster Weise versprochen werden, und die am nächsten Morgen doch meist schon in den Wind geschlagen sind.

Die junge Mutter war ergriffen und kämpfte sichtlich mit den Tränen, während sie die kleine, mit Zwirnhandschuhen bekleidete Hand ihres Jungen hielt und

sanft drückte. Helmut war ruhiger oder stellte sich wenigstens so; denn er hielt es für unmännlich, die Rührung, welche auch in seinem Herzen arbeitete und ihm bereits — ein unangenehm kitzelndes und würgendes Gefühl — bis zum Halse gestiegen war, öffentlich zu zeigen.

Zum dritten Male schon fuhr er so aus den Ferien in die Pension zurück; denn er war zu Ostern aus dem Hause gekommen, und jetzt waren die Herbstferien zu Ende. Bisher hatte er stets geweint gegen seinen Willen, hinterher schämte er sich vor dem Bahnpersonal; diesmal aber sollten ihn die Schaffner sicherlich nicht „flennen" sehen.

Ob er noch irgendeinen Wunsch habe, fragte jetzt die Mutter halblaut, obgleich kein Mensch daran dachte, das Zwiegespräch zu belauschen. Helmut überschlug im Geiste schnell noch einmal seine Liebhabereien: die Briefmarkensammlung, Spazierstock, Schlittschuhe, Taschengeld, der Küchenvorrat für die nächsten Tage. Für alle seine Bedürfnisse war schon gesorgt, soweit man sie der Mutter mitteilen konnte; denn das mit den Zigaretten wollte er doch lieber für sich behalten.

Noch einmal sagte die Mutter jetzt: „Mutchen, wenn du irgend etwas wünschest, dann sage mir's, mein Kind!"

Der Knabe merkte in früh entwickelter Lebensklugheit, daß er in diesem Augenblicke alles bei der Mutter durchsetzen könne. Er sann scharf nach. Gab es denn wirklich gar nichts, was sein Herz begehrt hätte? — Halt, da war etwas! Aber beim bloßen Drandenken erzitterte er vor Schreck über solche Kühnheit. Er errötete über das ganze Gesicht. „Ach, Mamachen! . . ." Sie ermutigte ihn; so etwas Un-

erschwingliches würde es schon nicht sein. Aber ihm schwindelte geradezu bei dem Gedanken. „Ach, Mamachen, solch Hirschgeweih möchte ich gern haben. Weißt du, von Papa seinen!"

Er hatte es ganz hastig hervorgestoßen, wissend, daß er Unmögliches erbitte. Denn die Geweihsammlung hatte er von frühester Kindheit auf als das Geheiligtste betrachten gelernt, was es in der Oberförsterei gab.

Die Züge der jungen Frau verdüsterten sich, als sie den kindlichen Wunsch vernahm. Ein Hirschgeweih! — Nein, das konnte sie allerdings nicht schaffen. Alles andere, nur nicht das! Nie würde sich der Oberförster von einem Stücke seiner Sammlung trennen, die für ihn das Wichtigste war auf der Welt. Und nun gar dem Jungen zuliebe! Er behauptete ja so schon immer, „der Bengel wird verhätschelt".

Traurig blickte die Mutter ihren Jungen an. Er sah so süß aus. Das Verlangen machte seine großen, lebhaften Augen hell aufleuchten. Gott, war das Kind schön! Und ihm sollte sie eine Bitte abschlagen!

„Wenn's auch nur ein schwaches Geweih wäre, Mama, nur von einem geringen Hirsche," fuhr der Junge fort, dem, in einer Oberförsterei aufgewachsen, alle Jagdausdrücke von klein auf geläufig waren. „Siehst du, die anderen Jungens glauben mir's immer nicht, wenn ich ihnen von unseren Hirschen erzähle. Sie verstehen gar nichts davon und lachen. Wenn ich aber ein wirkliches Geweih hätte, dann müßten sie mir doch glauben, nicht wahr, Mama?"

Die Mutter verstand das natürlich und war sofort ganz auf seiner Seite gegen die anderen Jungens. Es bedurfte gar nicht mehr großen Schmeichelns. Bei ihr war es beschlossene Sache: Helmut sollte das Geweih

bekommen. Ob mit oder ohne Wissen ihres Mannes, das wußte sie jetzt noch nicht genau.

Der Stationsvorsteher trat mit der bekannten Wichtigkeit dieser Leute, die meist im umgekehrten Verhältnis steht zum Umfange des ihnen unterstellten Betriebes, auf seinen nur wenige Quadratruten umfassenden Perron heraus. Er begrüßte die Frau Oberförster. Die Schaffner, deren nicht ganz so viele beim Zuge waren, wie Passagiere drinnen, begannen die Türen zu schließen. Die Lokomotive ließ verdächtige Töne hören. Alles deutete darauf hin, daß sich der Zug demnächst in Bewegung setzen werde.

„Leb' wohl, mein guter Junge!" sagte die Mutter, „und behüt' dich Gott! Zu Weihnachten kommst du wieder. Schreibe mir nur recht bald, wie du angekommen bist." Das Letzte war schon mit zitternder Stimme gesagt. Dann noch ein Händedruck, ein nochmaliges „Leb' wohl!" das sich in einem Schluchzen verlor, und sie ging von dannen.

„Mamachen!" rief der Knabe ihr nach, „grüß' die Dine von mir. Ich habe vergessen, Abschied von ihr zu nehmen."

Die Mutter winkte dem Abfahrenden zu; ja, sie wollte es ausrichten.

Waldine war die alte Vorstehhündin des Vaters, der Verzug der ganzen Oberförsterei. Und als Helmut nun an diese treueste Freundin dachte, die jetzt traurig in ihrer Hütte lag und ihm gewiß böse war, da war es mit seiner tapfer bis dahin gewahrten Fassung aus. Er zog das Taschentuch und stopfte es wie einen großen weißen Pfropfen zwischen die Zähne. Aber es half auch diesmal nichts. Es war stärker als er. Als der Schaffner nach dem Billett sehen kam, fand er den Jungen in Tränen.

Seine Mutter war inzwischen langsam vom Bahnhof zur Stadt gegangen, noch ganz mit ihren Gedanken bei dem Kinde. Es deuchte ihr, als sei ihr der Abschied noch nie so schwer geworden wie diesmal. Auf das Wiedersehen zum Weihnachtsfest hatte sie sich und den Jungen vertrösten wollen; aber wie endlos lange schien's bis dahin! Wie freudlos würde das Haus sein ohne das aufheiternde Lachen und Lärmen des Kindes! Wie furchtbar einsam die langen Winterabende!

Wie ein fröstelndes Erschauern packte es die junge Frau. Warum konnte sie nicht mit Helmut gehen? Seit ihre Mutter gestorben war — jetzt vor Jahresfrist —, war Helmut noch das einzige Wesen, dem sie wirklich nahe stand. Warum hatte man ihr den Jungen auch noch genommen? Die Dorfschule genüge nicht, war gesagt worden. Als ob gar so viel darauf ankomme, was solch ein Kind lernt! Sie war überhaupt nicht gefragt worden. Ihr Mann hatte es ihr eines Tages einfach mitgeteilt: der Junge müsse nun aus dem Hause, in die Stadt, das Gymnasium besuchen.

Bei der Erinnerung daran hatte Anna einen Augenblick das Gefühl, als könne sie unmöglich wieder in ihr Heim zurückkehren. Was wartete ihrer dort? Aber gleichzeitig fühlte sie auch, daß sie nicht den Mut habe, ihrer Lage zu entfliehen. Der Macht der Gewohnheit nachgebend, dachte sie bald darauf schon wieder darüber nach, was für Besorgungen sie heute für den Haushalt zu machen habe.

Anna betrat verschiedene Läden, die sämtlich um den unebenen, am Berghang gelegenen Marktplatz des Städtchens gelegen waren. Man kannte und behandelte sie als geschätzte Kundin. Zuletzt fiel ihr noch ein, daß ihr Mann kürzlich über Rheumatismus geklagt habe,

und sie ging in die Apotheke, die Einreibung zu bestellen, welche der Oberförster gegen diese Altersplage anzuwenden pflegte. Dann schritt sie zum Gasthofe. Der Wagen, der sie hergebracht hatte, stand davor auf dem Pflaster, die Deichselstange senkrecht gen Himmel streckend. Sie bat den Wirt, welcher der Frau Oberförsterin dienstbeflissen entgegenkam, ihr den Kutscher Schrupper zu rufen. Schrupper war Faktotum in der Oberförsterei, eigentlich Waldläufer, aber wenn es nötig war, kutschierte er auch.

Nach geraumer Weile erschien dieser Getreue, der es, wenn er einmal in einem Gasthause war, nie sehr eilig hatte, davon wegzukommen. Die Quellenhayner Oberförsterei lag einsam für sich im Walde; zur Kirche wie zur Schule hatte man gleichmäßig weit, über eine Stunde Wegs. Die Kirche würde Schrupper, dessen Religion einem primitiven Pantheismus ähnelte, gern drangegeben haben, wenn er den Gasthof dafür um eine halbe Meile hätte näher rücken können.

Schrupper, in gestrickter Ärmelweste, mit einer Jägermütze auf dem grauen Kopfe, fing an, den Braunen anzuschirren. Er nahm sich Zeit dabei, mit jenem bewußten Eigensinn alter Dienstboten, die wissen, daß sie unentbehrlich geworden sind, und es nicht mehr der Mühe für wert halten, Diensteifer an den Tag zu legen. Als das Pferd im Geschirr stand, sämtliche Einkäufe aufgepackt waren und der Waldläufer auf dem Bocke saß, stieg Anna in den zweisitzigen Planwagen. Der Gaul, ein hochbeiniges, etwas überbautes Tier, setzte sich auf einen Zügelruck hin in Bewegung und trabte in der Diagonale über die Untiefen des Marktes von Kupferberg, was so aussah, als gleite ein Boot über eine bewegte Wasserfläche dahin.

Eine Weile ging es bergab, dann zog sich der Weg an einem Flüßchen hin, an dem noch einzelne Häuser eines verstreut gelegenen Dorfes auftraten; schließlich verließ man alle menschlichen Wohnstätten, um sich im Walde wiederzufinden, der auf unübersehbare Strecken Berge und Niederungen bedeckte.

Von jenen heimlichen Schauern, die den Naturfreund ergreifen, wenn er in die Säulenhalle des Waldes eintritt, empfand Anna nichts. Sie kannte das zu genau. In der Quellenhayner Oberförsterei gab es nur zwei Dinge von Interesse: Jagd und Bäume. Alles drehte sich darum.

Anfangs, als sie als junge Frau, achtzehnjährig, aus der Stadt hierher gekommen war, mitten in den Wald hineinversetzt, da hatte auch sie wohl für die Waldespoesie geschwärmt. Aber jetzt, wo sie ganz genau wußte, daß jeder dieser Millionen Stämme im Pflanzgarten aufgezogen, dann in Reihen gepflanzt wird, um schließlich mal gefällt, vermessen und mit einer Nummer versehen hinausgefahren zu werden, ja daß man Bücher darüber führte und weitläufige Rechnungen, da war für sie das Idyllische geschwunden.

Es hatte Zeiten gegeben, wo sie diesen Wald gefürchtet hatte: die vielen Bäume, die sich aufstellten wie eine Mauer zwischen sie und das wirkliche Leben. Dann war es ihr vorgekommen, als sei sie eingedämmt, gefangen, bewacht von riesigen Schildwachen. Wo sie ging und stand, zu jeder Jahreszeit, das gleichförmige Braun der Nadelholzstämme, das dunkle, ernste Grün ihrer Wipfel. Dann haßte, dann verabscheute sie diese Einsamkeit, die ihr nichts zu sagen hatte, sie nur unendlich traurig stimmte.

Auch heute wieder standen sie hoch aufgerichtet, steif

zu beiden Seiten des Weges, die langweiligen Riesen, in gleichmäßigen Abständen, einer dem anderen zum Verwechseln ähnlich, bis eine Bestandesgrenze kam, die Einblick gewährte in die schier endlosen Räume des Waldreviers.

Man fuhr durch einen ganz alten Bestand. Hundertjährige Tannen mit silberweißen Stämmen, astfrei bis in die Kronen hinauf. Alle Töne klangen hier gedämpft wie in einem mächtigen Gewölbe. Anna erinnerte sich daran, daß ihr Mann zu sagen pflegte, wenn man durch diesen Bestand kam: „Hier ist der Hektar seine Zehntausend wert!" — Kühl und düster, wie in einer Gruft, schien es Anna. Und obgleich sie den Weg nun wohl schon hundertmal gefahren, meinte sie: sie werde nie wieder hinauskommen, nie wieder das Tageslicht erblicken. Wie verwunschen kam sie sich vor. Ein schwerer Alp lag beklemmend auf ihrer Brust.

Da machte sie Schrupper durch eine Bemerkung aufschrecken; sie hatte ganz vergessen, daß da noch ein Mensch sei. Er meinte, mit dem Peitschenstiel in den Wald hineinweisend: „Dort die Buche läßt schon die Blätter; nun wird sich's bald einwintern!"

Eine Buche stand dort als einziger Laubbaum im Nadelholz, überschlank, durch die schneller wüchsigen Nachbarn mit zum Lichte emporgetrieben. Am Boden um sie her ein Kranz gelber und brauner Blätter, der sich von der dunkeln Decke von Streu und Moos lebhaft abhob. Eben sank ein kleines, gelbliches Blatt, langsam sich drehend, vom Wipfel zum Boden hinab.

„Nun wird sich's bald einwintern!" — Warum mußte er das sagen? Es war ihr wie ein Stich; ihr, der der Winter so verhaßt war. Im Sommer gab's doch wenigstens eine Art von Leben hier oben. Da

kam hin und wieder jemand zu Besuch, man sah menschliche Gesichter, erfuhr etwas von der Welt. Aber im Winter war alles in Schnee vergraben. Wie spärlich und kärglich waren doch alle Freuden zugemessen! Wie kurz ist Sommerlust und wie endlos lang dagegen der Winter, wie hart, einsam und öde!

Jetzt wußte sie auf einmal, warum ihr plötzlich so unsäglich bang zumute geworden war; sie fuhr ja dem Winter entgegen, in die trübe, lichtarme Zeit der kurzen Tage und langen Nächte hinein.

Und noch tiefer sank ihr Mut. Bis auf einmal, wie ein plötzlich aus dunkler Nacht auftauchendes Licht, der Gedanke an Weihnachten vor ihr stand.

Ja, Weihnachten! Da würde Helmut wiederkommen. Für volle vierzehn Tage würde sie dann an ihrem Jungen ein Labsal haben und eine Zerstreuung. Und in der Zwischenzeit konnte man sich vertrösten mit Gedanken an das Fest und an die Überraschungen, die man dem Kinde bereiten wollte.

Dabei fiel ihr das Hirschgeweih ein, das sich Helmut gewünscht hatte. Hätte sie nur gewußt, wie sie sich das verschaffen könne. Etwa auf einen Augenblick warten, wo ihr Mann in der Gebelaune sein würde? — Aber diese Augenblicke waren so selten!

Ob nicht vielleicht Schrupper Rat wußte? Sie liebte den Waldläufer zwar nicht, aber der Mensch war mit allen Hunden gehetzt, und er besaß das Ohr des Oberförsters.

Anna begann eine Unterhaltung mit dem vor ihr Sitzenden. Sie wußte, daß es ein Thema gab, für das der Alte stets zu haben war: Helmut. Schrupper war unbeweibt und kinderlos. Der „junge Herr", wie er Helmut nannte, seit der die Gymnasiastenmütze trug, war der Abgott des alten Burschen.

Sowie die junge Frau den Namen des Knaben nannte, hellten sich Schruppers verwitterte Züge auf. Als er aber Helmuts Herzenswunsch vernommen, legte sich sein Gesicht sofort in ernste Falten. Ein Hirschgeweih! Das war keine Kleinigkeit. Der Oberförster sich von ein paar Stangen trennen? . . . Er selbst, Schrupper, wie überhaupt das ganze niedere Forstpersonal, durfte keine Hirsche schießen. Selbst dem Herrn Oberförster war nur eine beschränkte Anzahl zum Abschuß gestattet. Kapitalhirsche wurden für den Landesherrn, der ein großer Nimrod war, reserviert.

Dem Oberförster ein Geweih entwenden, war ausgeschlossen, denn der kannte jedes einzelne Exemplar seiner Sammlung genau und führte Buch darüber. Aber schließlich, die Hirsche werfen ja ab! Schrupper war berühmt dafür, daß er eine Spürnase habe für verlorene Stangen. Zwar hatte er strengen Befehl, alle Jagdtrophäen abzuliefern; aber wenn es galt, Helmut einen Wunsch zu erfüllen, machte er sich kein Gewissen daraus, eine Unterschlagung zu begehen.

Nach einiger Zeit des Überlegens antwortete der Waldläufer schmunzelnd: „Wird geschafft, Frau Oberförster, wird geschafft! Aber der Herr darf's beileibe nicht erfahren!" Dabei warf er der jungen Frau einen verständnisvollen Blick zu.

Anna war zwar durch seine Vertraulichkeit unangenehm berührt, aber sie konnte sich doch nicht entschließen, zu sagen, daß sie keine Unehrlichkeit wolle.

Man war inzwischen an eine Wegekreuzung gekommen. Hier stand, rings von Wald umgeben, ein einzelner Gasthof, weit und breit in der Gebirgseinsamkeit das einzige bewohnte Gebäude. Die Schenke erfreute sich nicht des besten Rufes; es hieß, es sei eine Stätte

des Schmuggels, der über die nahe Landesgrenze getrieben wurde. Die Grenzwächter hatten daher ein Auge auf das Haus. Auch Wilddiebereien sollten in früheren Zeiten von hier aus geübt worden sein.

Zu Annas Staunen hielt Schrupper an, stieg ab und löste einen Strang. Der Braune sei müde, sagte er zur Erklärung, und müsse ausruhen. Dann ging er in die Schenke.

Die junge Frau kannte seine Schwäche. Aber noch niemals bisher hatte er sich unterstanden, hier einzukehren. Das war ein starkes Stück! Sie wollte es ihrem Manne sagen. Aber dann fiel ihr Schruppers Blick von vorhin ein und sein: „Der Herr darf's beileibe nicht erfahren!" Das war's! Schon nutzte er ihre Mitwisserschaft aus. Sie bereute jetzt, sich mit dem abgefeimten Burschen eingelassen zu haben.

Er ließ sie lange warten. Dann erschien er, das Gesicht noch um einige Abstufungen dunkler gefärbt als vorher, aber mit sicherem Schritte. Schwanken sah man ihn überhaupt niemals; betrank er sich einmal wirklich, dann war's auch gleich so, daß er liegen blieb.

Der Abend sank herein. Im Walde war es beinahe Nacht. „Jetzt lauft er noch einmal so gut!" sagte Schrupper und trieb den alten Gaul mit Peitsche und Zügel an.

Die Fahrt ging weiter in den Wald hinein. Von hier aus gab es keine menschliche Wohnung bis zur Quellenhayner Oberförsterei. Bald schoben sich die Bäume rechts und links ineinander, bildeten eine große, dunkle, undurchdringliche Wand. Die Fichten griffen mit geisterhaften Händen nach den Vorbeieilenden. Auf den Waldwiesen stand der Nebel in weißen Tüchern. Nur die Baumkronen dahinter ragten frei und stolz

zum Himmel, leise sich wiegend und miteinander verkehrend in schamhaftem Nachtgeflüster.

* * *

Als Anna sich der Oberförsterei näherte, fiel ihr auf, daß die Haustür offen stand und daß Leute mit Licht davor standen und laut sprachen. Schrupper, dessen Sinne trotz des Alters nicht nachgelassen hatten, richtete den Kopf nach vorwärts wie ein Jagdhund, der anzieht. „Der Herr hat was erlegt," sagte er dann, „womöglich den Sechzehnender oben von der Fuchslehde."

Und so war es auch. Der Oberförster stand auf den steinernen Stufen, die zum Hause emporführten. Vor ihm lag ein Kapitalhirsch, auf frische Brüche gebettet, wie's ihm zukam. Man war eben dabei, ihm das Geweih auszuschlagen. Ein Mann hielt die Stangen mit ausgespreizten Armen, ein anderer leuchtete.

„Frau, ich habe ihn!" rief Oberförster Seltmann, sowie der Wagen hielt. Schrupper sprang ohne weiteres vom Bocke und gesellte sich den Waldarbeitern zu, die das Stück hereingebracht hatten.

Anna war an dergleichen gewohnt. Tagelang, das wußte sie bereits, würde von nichts anderem gesprochen werden, als von dem erlegten Hirsche. Seit langem schon hatte man ihm nach dem Leben getrachtet. Es war ein besonders schlauer und vorsichtiger Bursche, auf den bereits einigemal geschossen worden war und der wie gefeit gewesen. Eigentlich gehörten derartig starke Hirsche dem Landesherrn, aber der hier wechselte über die Grenze, war einmal hüben, einmal drüben anzutreffen; darum galt er für vogelfrei, denn niemand wollte ihn dem Nachbar gönnen. Es war daher wirklich

ein Ereignis für das Quellenhayner Revier, daß er nun endlich zur Strecke gebracht worden.

Der Oberförster war mit dem Ausschlagen zu Ende gekommen. Er verpustete sich von der schweren Arbeit, die er, wie es alter Weidmannsbrauch, stehend, dem Hirsch zu Ehren im vollem Anzuge, ausgeführt hatte; dann sprach er den Erlegten an: „Ein braver Hirsch!" war sein Urteil.

Er begann, seine Frau auf die Schönheiten des Geweihs aufmerksam zu machen. Es war ein ungerader Sechzehnender. Die Rosen und die Stangen weit hinauf mit Perlen dicht besetzt, das Gehörn hoch vereckt.

Anna hörte nur mit halbem Ohre hin. Sie konnte diesen Dingen nun einmal kein Interesse abgewinnen. „Schade, daß Mutchen das nicht erlebt!" sagte sie und ging ins Haus.

Die Männer blieben draußen. Es war von alters her Schruppers Aufgabe, im Quellenhayner Forsthause jedes Wildbret aufzubrechen und zu zerwirken. Er verstand das wie kein anderer. Oberförster Seltmann, ermüdet von der Jagd, hatte sich gesetzt und sah zu, wie der Waldläufer mit kundiger Hand die Haut aufschürfte, das Gescheide herauszog, das Geräusche aus dem Aufbruch ausschied; Herz, Lunge, Leber für den Tisch, das Gescheide für die Hunde.

Der Oberförster war ein stämmiger Mann, dem man die Sechzig, die er auf dem Buckel hatte, nicht ansah. Der Bart, der eigentlich schon unter den Augen anfing, hing ihm, gelbgrauen Flechten gleich, wie man sie manchmal an ganz alten Lärchenbäumen sieht, in langen Strähnen auf den starken Leib hinab. Energisch sprang die Adlernase aus dem Haardickicht vor. Die großen Ohrmuscheln, die niedere Stirn, das Wenige,

das man von den Wangen sah, alles von gesunder, braunroter Weidmannsfarbe bedeckt.

Seine Frau war inzwischen im Hause tätig. Die aus der Stadt heimgebrachten Besorgungen waren auszupacken und einzuräumen. Das ganze Haus wurde bald von würzigem Bratengeruch erfüllt; denn es war so hergebracht, daß der Oberförster das, was ihm von Hirsch oder Reh nach Jägerrecht zukam, noch am selben Abende, an dem er das Stück geschossen, verzehrte. Amalie, die Köchin, wußte den Braten herrlich mit Schmoräpfeln und einer pikanten Brühe anzurichten. Die Hausfrau war froh, daß sie alle Hände voll zu tun hatte; so empfand sie doch die Leere, die durch Helmuts Abreise im Hause entstanden war, nicht so stark.

Bei Tisch zeigte sich der Hausherr außerordentlich aufgeräumt. Sonst konnte sich das Ehepaar oft ganze Mahlzeiten hindurch stumm gegenübersitzen. Aber heute hatte der Oberförster die Geschichte seines Jagderlebnisses zu erzählen, und die war nicht kurz.

Wie er auf den Gedanken gekommen war, gerade auf diesem Platze sich aufzustellen, und was ihn zu der sicheren Annahme geführt, daß der Sechzehnender dort heraustreten müsse. Wie es allmählich heller und heller geworden — denn Oberförster Seltmann war auf den Frühanstand gegangen —, dann das plötzliche Auftreten des starken Hirsches am jenseitigen Rande der Fuchslehde, zunächst zu weit, um einen sicheren Schuß anzubringen. Und nun die Angst, daß er Wind bekommen könne. Bald darauf Heraustreten eines Tieres mit Kalb auf seiner, des Schützen, Seite. Infolgedessen Näherziehen des Hirsches, erst flüchtig, dann ganz vertraut. Das Anlegen der Büchse, Gedanken dabei. Zielen, endlich der Schuß.

Das alles erzählte Seltmann mit peinlicher Umständlichkeit, wie sie nur der eifrige Jäger zu würdigen versteht. Anna kam es vor, als habe sie dasselbe schon mindestens ein dutzendmal mit angehört; für sie unterschieden sich diese Geschichten kaum voneinander.

Aber mit dem Schuß war die Sache noch keineswegs abgetan, nun wurde sie, nach Ansicht des Erzählers, erst recht eigentlich interessant.

Er war gut abgekommen, der Hirsch hatte gezeichnet, war aber doch noch flüchtig geworden und quer über die Fuchslehde abgezogen, zum Schrecken des Schützen die Richtung nach der Reviergrenze, die hier gleichzeitig Landesgrenze war, nehmend. Nachsuchen wollte er nicht sofort, wohl wissend als erfahrener Jäger, daß man dem verwundeten Wild Zeit lassen muß, sich niederzutun und krank zu werden. Aber das Herz bebte ihm bei dem Gedanken, daß ihm der Kapitalhirsch abermals entgehen sollte. Er hatte einen Bruch auf den Anschuß gelegt und sich entfernt. Auf dem Nachhausewege begegnete er Waldarbeitern, die den Schuß gehört und einige Zeit darauf etwas durchs Dickicht hatten brechen hören. Er schickte daraufhin einen der Männer nach der Oberförsterei, „Findig", den Schweißhund, am Leitseile zu holen. Es dauerte geraume Zeit, bis der Mann mit dem Hunde zurück war. Nun wurde zum Anschuß zurückgegangen und Findig auf die Fährte gesetzt. Sie führte zur Grenze. Hellroter Schweiß zeigte, daß der Hirsch zwar angeschossen, aber nichts ins Leben getroffen sei. Die Fährte ging über die Grenze. Zähneknirschend mußte der Schütze den Hund an der Fangleine zurückziehen.

Aber nun fiel ihm ein, daß die Stelle, wo die Arbeiter das auffällige Geräusch gehört haben wollten,

doch viel weiter in sein Revier hinein gelegen sei. Er begab sich also, obgleich mit wenig Hoffnung, dorthin. Inzwischen war die Mittagsstunde herangekommen. Diesmal wurde der Hund freigelassen; „Findig" verschwand und blieb lange Zeit aus. Endlich schien er von neuem eine Schweißfährte angefallen zu haben. Der Hirsch hatte wohl also doch einen Haken geschlagen und befand sich auf diesseitigem Revier. Jetzt führte der Hund gerade in eine Fichtendickung hinein, man hörte ihn anschlagen, abgebrochen, unsicher, bald hier, bald da, als verfolge er, schließlich gab er Standlaut. Es konnte kein Zweifel mehr sein, das Wild hatte sich dem Hunde gestellt. Mühsam schlug sich der Schütze durch das Dickicht, um jenseits auf einer Lichtung den Hirsch mit gesenktem Kopfe vor dem Hunde zu finden. Ein zweiter, glücklicherer Schuß machte dem Kampfe ein Ende.

Anna hatte alles das über sich ergehen lassen, ja mit scheinbarem Interesse zugehört. Sie wollte ihrem Manne gerade heute die Laune nicht verderben. Denn sie hatte einen Plan, den durchzusetzen sie nur hoffen durfte, wenn der Hausherr bei guter Laune blieb.

Es handelte sich um Franziska, die Magd. Sie war der Hausfrau ein Dorn im Auge mit ihrer Langsamkeit. Schon längst arbeitete Anna an ihrem Sturz, aber der Oberförster wollte sich nicht von diesem Dienstboten trennen, weil Franziska bereits seiner ersten Frau in Treue gedient hatte. Anna fühlte diese Anhänglichkeit natürlich nicht, sie sah nur die Fehler der Alten, die ihr schon manche schwere Stunde bereitet hatten. Ihr Wunsch war seit langem, sich ein wirkliches Stubenmädchen halten zu können. Aber bei ihrem Gatten war sie bisher mit diesem Anliegen auf taube

Ohren gestoßen. Es war früher so gegangen, also konnte es auch weiterhin so gehen. Der Grund, den seine Frau anführte, daß die Damen in der Stadt alle ihr Stubenmädchen hätten, war für Seltmann nicht stichhaltig. „Du bist eine einfache Forstmannsfrau," pflegte er darauf zu erwidern. „Und eine Oberförsterei ist keine Villa." Es war eine von Seltmanns Eigentümlichkeiten, bei bestimmten Anlässen denselben Grundsatz mit denselben Worten immer und immer zu wiederholen. So hetzte er ein solches Wort, das vielleicht einmal treffend gewesen, durch stete Wiederholung zu Tode.

Wenn irgend etwas, so war es gerade diese eigensinnige Schwerfälligkeit, die Anna an ihrem Mann so verhaßt war. Zur Verzweiflung konnte er sie damit treiben, ihr beweglicheres Temperament stand dem völlig ohnmächtig gegenüber; wie an einen Block geschmiedet, den nichts von der Stelle zu rücken vermag, fühlte sie sich.

Jetzt stand man nun wieder mal vorm Quartalswechsel, da wäre es Zeit gewesen, zu kündigen. Ein Vierteljahr noch wollte sie's aushalten, aber zu Neujahr mußte nun endlich der längst ersehnte Wechsel eintreten.

Sie ließ den Gatten die Wildleber aufessen, sie redete ihm zu, sich ein Glas Wein zu gönnen, das er sich heute reichlich verdient habe. Dann, als Franziska abgedeckt hatte und er in der gewohnten Sofaecke lehnte, seine Pfeife schmauchend, vor Müdigkeit und Wohlbehagen stöhnend, neben ihm auf dem Polster „Findig", der heute zum Lohne für seine Großtat den bevorzugten Platz teilen durfte, fing Anna an, zunächst nur ihren Plan vorbereitend, all die Dummheiten und Nachlässigkeiten aufzuzählen, die Franziska wieder in den letzten

Wochen begangen hatte, um schließlich mit dem unverhüllten Verlangen vorzutreten, das Haus müsse nun endlich von ihr befreit werden.

Die junge Frau stieß heute zu ihrem eigenen Staunen nicht auf den gewohnten Widerstand. Der Alte seufzte zwar und meinte, er täte es ungern, zählte auch alle Verdienste Franziskas aus längst entschwundenen Zeiten noch einmal auf, meinte aber schließlich resigniert: es werde wohl doch nicht anders gehen, man werde eine jüngere Kraft annehmen müssen: denn, so schloß er, sie bekämen nächstens einen fremden Herrn ins Haus.

„Einen Eleven?" fragte Anna befremdet; es war das erste Wort, was sie darüber hörte.

„Unsinn, Eleven! Mit dem Abführen solch junger Köter geben wir uns nicht mehr ab, nicht wahr, Findig?" Damit kraute er den Hund hinter den Behängen, der seine Zustimmung durch behagliches Knurren zu erkennen gab.

Anna kannte ihren Mann; die wichtigsten Dinge behielt er stets für sich, sprach niemals mit ihr über seine Pläne, teilte ihr immer nur Tatsachen mit. Es tat ihr doch stets von neuem weh, wenn sie sehen mußte, wie über ihren Kopf weg entschieden wurde.

„Ja, ja!" sagte der Oberförster und wendete sich dabei nicht an seine Frau, sondern an den Hund, den zu liebkosen er fortfuhr. „Wir bekommen vornehmen Besuch, Findig! Ein Herr Major und dazu Freiherr! Zeit seines Lebens am Hofe gewesen, und jetzt will der Herr Forstmann werden. Wird sich umsehen, der Herr Baron! Der grüne Rock ist gar schön, aber er will verdient sein. Wir haben ihn uns verdient — wir — nicht wahr, Findig?"

Anna war gekränkt durch seine Art, aber die aufgefangenen Brocken hatten doch ihre Wißbegier gereizt.

„Wird denn der Herr, von dem du da sprichst, auf längere Zeit zu uns kommen?" fragte sie.

„Vorläufig soll er auf ein Jahr bei mir bleiben. Denkt wahrscheinlich auch, es wird ihm nur so anfliegen, wozu unsereiner ein Leben gebraucht hat."

„Und ein Herr vom Hofe, sagst du, ist das?"

„Gewesen, gewesen! Flügeladjutant, oder wie sie das nennen. Na, ich werde mich seinetwegen nicht genieren; dazu sind wir zu alt — nicht wahr, Findig?"

Anna blickte schweigend vor sich hin. Das, was sie hatte durchsetzen wollen, Franziskas Entlassung, trat jetzt gänzlich in den Hintergrund vor dem Neuen, das sie eben erfahren. Ein fremder Herr ins Haus! Sie erschrak bei dem Gedanken. Was für eine Umwälzung mußte das hervorrufen in allem! Wie würde sie als Hausfrau den Ansprüchen gewachsen sein, die so einer stellte!

Sie fragte kleinlaut, ob es schon fest beschlossene Sache sei, ob sich denn nichts mehr daran ändern lasse.

„Da beißt keine Maus einen Faden mehr von ab, Frau!" rief der Oberförster. „Wir haben Kontrakt! Er hat ein Quartal schon im voraus bezahlt, Pension, alles inbegriffen. Das ist abgemacht. Erst hat er Vorträge gehört an der Akademie, und nun will er die Geschichte praktisch erlernen. Na, immerzu! Viel Gescheites wird nicht dabei herauskommen! Aber des Menschen Wille ist sein Himmelreich! Und warum sollte ich denn das Lehrgeld nicht mitnehmen? — Im übrigen wird man's ja erleben! Ich sehe der Sache jedenfalls mit Seelenruhe entgegen."

* * *

Obgleich Anna unter der Einsamkeit des Quellenhayner Forsthauses litt, war sie doch schon so sehr dem Verkehr mit Menschen entfremdet, daß der Gedanke, ein neues Gesicht an ihrem Tische zu sehen, sie geradezu beängstigte. Und nun gar ein Herr, der aus einer glänzenden, ihr fremden Welt stammte!

Ihr Vater war Kaufmann gewesen. Er hatte in einer mittelgroßen Stadt zu den Ersten seines Standes gehört. Anna war aus einer stattlichen Geschwisterzahl die jüngste.

Es war flott zugegangen im väterlichen Hause. Weitgehende Gastfreundschaft wurde geübt. Der Vater, ein lebenslustiger, weit herumgekommener, vielseitiger Mann, pflegte mannigfaltige Interessen und sorgte für eine gute Erziehung seiner Kinder. Die ganze Familie gewöhnte sich an eine behagliche, geschmackvolle Lebensweise.

Nun starb der Vater im besten Mannesalter. Der Nachlaß war bestürzend gering, dazu das Geschäft ungeordnet. Das behagliche Leben war mit einem Schlage beendet. Die Familie ging auseinander. Die Söhne suchten sich ihren Lebensunterhalt auswärts. Die Töchter hatten bis auf die jüngste bereits geheiratet; für Anna hieß es nun eine Versorgung finden.

Ein junger Mann, der sich dem anmutigen jungen Mädchen bei Lebzeiten ihres Vaters in der unverkennbaren Absicht genähert hatte, um sie zu werben, zog sich schnell von der Verarmten zurück. Bei der Enttäuschung, welche sie darüber empfand, wurde es ihrer Umgebung leicht, sie zu einer Vernunftheirat zu bewegen. Ein alter Bekannter der Familie, vor einiger Zeit Witwer geworden, begehrte sie zur Frau. Der Unterschied der Jahre war groß, aber manches sprach doch für die Partie.

Oberförster Seltmann lebte, wenn auch nicht in glänzenden Verhältnissen, so doch in durchaus gesicherter Lage. Seine Stellung war eine selbständige und keinem Zufall unterworfen; sollte er, was bei seinem Alter nicht unwahrscheinlich, vor ihr sterben, so war der Witwe eine Pension sicher. Die Kinder aus erster Ehe waren erwachsen und befanden sich außer dem Hause.

Dazu kam für Anna noch besonders der Gedanke an die Naturschönheit, die Waldesluft, die Einsamkeit der Berge. Sie hatte die Sehnsucht: weg aus ihrer bisherigen Umgebung, dem Schauplatze, wo sie in ganz anderen, glücklicheren Verhältnissen gelebt. Zum Vergessen schien die Quellenhayner Oberförsterei, dieser entlegenste Winkel des Landes, gerade gut.

Ihre Mutter ging mit ihr. Während der ersten Jahre verlief das Leben äußerlich ruhig, wie es sich Anna nicht angenehmer wünschen konnte. Ein Sohn wurde geboren; das Kind gab genug Arbeit. Überhaupt fehlte es daran nicht. Die Vorräte für den Haushalt waren hier oben, fern jeder Bahnverbindung, nicht leicht zu beschaffen. Der Oberförster zeigte sich zudem keineswegs als ein leicht zu befriedigender Hausherr, dabei war er ein Feind jeder unnützen Ausgabe, kurz, Anna, die an eine Wirtschaft aus dem Vollen gewohnt war, mußte oft ernstlich nachsinnen, wie sie ihr Wirtschaftsgeld einteilen solle, um auszukommen. Und nun fiel auch noch die Mutter in dauerndes Siechtum. Neue Sorge und neue Last für Anna. Die junge Frau kam über den schweren Pflichten, die ihr das Leben auferlegte, kaum zur Besinnung, jedenfalls nicht zum Grübeln; sie war froh, wenn sie ihr Tagewerk vollbringen konnte.

An kleinen Aufregungen fehlte es nicht; vor allem

gab der heranwachsende Knabe Anlaß dazu. Helmut war ein lebhaftes, phantasievolles Kind, mehr nach dem Herzen der Mutter geraten als nach dem Sinne des Vaters. Der Oberförster hatte drei Söhne großgezogen; aus allen dreien war etwas geworden, wie er gelegentlich mit Genugtuung zu erwähnen für nötig fand. Er war der Ansicht, daß solcher Erfolg der erzieherischen Einwirkung der Hundepeitsche zu verdanken sei, mit der er nicht gegeizt hatte. Er begann auch bei Helmut diese erprobte Methode anzuwenden. Freilich bedachte er dabei nicht, daß der Sohn seiner zweiten Frau aus ganz anderem Holze geschnitzt sei als seine drei älteren Söhne, die mehr oder weniger Durchschnittsmenschen waren. Die Schwierigkeiten, welche das jüngste Kind machte, verdrossen den alten Mann und störten ihn in seiner Bequemlichkeit. Gelegentlich bekam es Anna zu hören, daß mit ihr die Unruhe Einzug gehalten habe in der bisher so friedlichen Quellenhayner Oberförsterei. Anna, anfangs tief verletzt durch solche Vorwürfe, gewöhnte sich im Laufe der Zeit so daran, daß sie sie kaum noch vernahm.

Zwei Ereignisse waren es, welche dem Leben in der Oberförsterei ein gänzlich verändertes Gepräge gaben: Annas Mutter starb. Die junge Frau war dadurch um eine dem Herzen wohltuende Sorge ärmer. Und bald darauf ein Verlust, der sie nicht minder schwer traf: Helmut mußte das väterliche Haus verlassen.

Der Anlaß dazu war folgender: Infolge der rauhen Behandlung hatte der feinfühlige Knabe den Vater mehr fürchten als lieben gelernt; unwillkürlich schloß er sich den Frauen an, bei ihnen Schutz vor der Härte des Vaters suchend. Und je mehr der Oberförster sah, daß er sich ein Muttersöhnchen heranziehe, desto

schärfere Saiten hielt er aufzuziehen für notwendig. Die Mutter nahm natürlich Partei für das Kind und vertuschte gelegentlich eines seiner kleinen Vergehen, um ihren Liebling vor Züchtigung zu schützen. Es konnte nicht fehlen, daß der Oberförster allmählich dahinter kam. Er sah ein, daß hier etwas geschehen müsse, und fragte einen Mann um Rat, auf dessen Ansicht er viel gab. Es war dies Pastor Waibel, Pfarrer im nächsten Kirchdorfe, ein Verwandter der ersten Frau des Oberförsters.

Der Rat Pastor Waibels ging dahin, Helmut aus dem Hause zu tun, um den Jungen dem mütterlichen Einfluß, der kein günstiger zu sein scheine, zu entziehen.

Anna hatte sich in zehnjähriger Ehe an manche Zurücksetzung gewöhnen müssen, so daß sie bis zu einem gewissen Grade abgestumpft war, aber dieses Erlebnis verwundete sie dort, wo Frauen am empfindlichsten sind. Daß ihr Mann auf solche Verdächtigung gehört hatte! Daß er daraufhin ihr das Schwerste hatte antun dürfen: sie von ihrem Kinde zu trennen! Davon würde ein Stachel sitzen bleiben für alle Zeiten.

Das Haus war leer und das Leben schal für die junge Frau geworden, seit die beiden liebsten Menschen von ihr gegangen. Mutchen kam ja in den Ferien, aber das zeigte der Mutter erst recht, was sie verloren. Mehr und mehr wuchs das Kind heraus aus der Hilflosigkeit. Das empfand Anna bei jedem Wiedersehen mit erneuter Deutlichkeit. Wie erschreckend schnell es ging, dieses Selbständigwerden! Bald würde er ihrer überhaupt nicht mehr bedürfen!

Und weiter besaß Anna ja nichts. Die Brücken, die sie zur eigenen Kindheit hätten zurückführen können,

waren abgebrochen. In den ersten Jahren kamen wohl noch hier und da Verwandte und alte Freunde, sie zu besuchen; aber die blieben mit der Zeit auch weg. Man hatte sie vergessen, der Weg war wohl auch zu weit und zu umständlich hier herauf. Korrespondenzen mit Freundinnen, die sie eine Zeitlang geführt, waren eingeschlafen, die Bücher, die sie mitgebracht, längst zum Überdruß gelesen.

Anna mußte jetzt, wo sie so viel Muße zum Nachsinnen hatte, oft an ihre glückliche Mädchenzeit denken. Was hatte sie da alles gehabt an Zerstreuung für Geist und Gemüt. Damals waren im elterlichen Hause mannigfaltige Bedürfnisse höherer Art in ihr geweckt worden, der Sinn für Geselligkeit und geschmackvolle Unterhaltung. Sie hatte sich in allerhand Künsten und Handfertigkeiten geübt. Das war seitdem alles liegen geblieben. Es fehlte die Anregung, es fehlten die Augen, für die es sich verlohnt hätte, dergleichen zu entfalten.

Was es an Geselligkeit hier oben gab, das beschränkte sich für Anna auf den Umgang mit den Frauen der benachbarten Forstleute. Das waren einfache, herzlich gute Geschöpfe, deren Ehrgeiz nicht über den Wunsch hinausging, das Hauswesen zur Zufriedenheit ihrer Männer zu versehen. Die einzige Frau von höherer Bildung war die Gattin eben jenes Pastors Waibel, der Helmuts Entfernung aus dem Elternhause veranlaßt hatte. Aber gegen diese Dame hatte Anna von Anfang eine ausgesprochene Abneigung gefaßt. Die Frau Pastorin, eine ältere, kinderlose Person, suchte etwas darin, Anna empfinden zu lassen, wie jung und unerfahren sie sei, und wie dankbar sie ihrem Manne sein müsse, daß er sie geheiratet habe. Mit Vorliebe

sprach sie von der verstorbenen Frau Seltmann, und wie es zu deren Zeiten doch ganz anders im Quellenhayner Forsthause gewesen. Diese und ähnliche Sticheleien trugen natürlich nicht dazu bei, die junge Frau zu erfreuen. Man kam in kein rechtes Verhältnis zueinander.

Anna verstand sich oft selbst nicht mehr. Jene Anna, die als Mädchen so lustig und unbefangen in den Tag hineingelebt hatte, schien ihr heute eine fremde, gänzlich ferngerückte Person zu sein. Ihre Vergangenheit lag vor ihren Blicken wie eine Landschaft, deren fernstes Ende hell erleuchtet ist von einem Sonnenblicke; was zwischen ihr und jenen heiteren Gefilden lag, war grau und wurde düsterer und düsterer, je länger sie darauf blickte.

Im letzten Sommer war sie in Erbschaftsangelegenheiten ihrer Mutter mit dem Oberförster in der Landeshauptstadt gewesen. Ein Leiden, das sie plötzlich befiel, zwang sie, den Arzt zu befragen. Bisher hatte ihr so gut wie nie etwas Ernsthaftes gefehlt. Der Doktor, ein bekannter Frauenarzt, untersuchte sie und erklärte sie für hochgradig nervös; sie müsse einen Luftwechsel vornehmen, womöglich Seeluft, empfahl er.

Anna war selbst erstaunt über die Äußerungen des gelehrten Mannes. War sie nervös? Was bedeutete das Wort überhaupt in ihrem Falle? Über ihren Gesundheitszustand hatte sie niemals ernster nachgedacht; wenn sie sich unbehaglich gefühlt, so hatte sie das auf ganz andere Ursachen zurückgeführt.

Oberförster Seltmann war sehr wenig erbaut über das, was der berühmte Arzt seiner Frau da in den Kopf gesetzt hatte. Das sei alles Unsinn, behauptete er. Einen gesünderen Aufenthalt als den Wald gebe

es nicht. Er selbst sei ein beredtes Zeugnis dafür, denn er habe unter Bäumen seine Sechzig erreicht, und bis auf das bißchen Reißen im Beine fehle ihm nichts. Nein, von Luftwechsel und Seebädern wollte er kein Wort mehr hören. Anna habe ja doch alles, was der Mensch sich nur wünschen könne, bei ihm.

II.

Es winterte sich zeitig ein, wie der alte Schrupper prophezeit hatte. Während in der Ebene noch der Spätherbst mit braunen, roten und gelben Farbentönen unumschränkt im Regimente saß, lag im Quellenhayner Revier bereits eine leichte Schneedecke. „Nun sehen wir nichts mehr von Wiesen und Saaten bis zum April!" sagte Schrupper. Er war hier oben geboren und kannte den Winter seiner Berge aus langjähriger Erfahrung.

Major von Rüstädt, der bei Oberförster Seltmann seine forstmännischen Kenntnisse vervollkommen wollte, wurde im Schlitten abgeholt. Es war ein tolles Schneetreiben, durch welches Schrupper den Herrn von der Station nach der Quellenhayner Oberförsterei fuhr. Man hielt an der einsamen Waldschenke; der Fahrgast verdachte es dem Kutscher nicht, daß er unter solchen Witterungsverhältnissen eine Herzstärkung zu sich nahm, ja, er selbst genehmigte auch eine solche.

Der Major fand vor Schruppers kritischem Blicke Gnade. Er schien ein feiner Mann zu sein. Mehrere Koffer brachte er mit, einen Gewehrkasten und einen edlen, langhaarigen Hühnerhund von rotgelber Farbe. Er selbst war unter seinem Fahrpelz, der noch den roten Uniformkragen aufwies, in einen Anzug von starkem,

braunen Loden gekleidet; Tirolerhut und Jagdstrümpfe vollendeten den jägermäßigen Aufzug.

„Für den werden Sie bei uns keine Verwendung haben," sagte Schrupper, nachdem er den Hund mit kundigem Blicke gemustert; „wir haben nur Holzjagd."

„Ich komme auch nicht der Jagd wegen zu euch!" erwiderte der Major. „Der Hund ist mein lieber Freund."

Das war die ganze Unterhaltung gewesen auf der langen Fahrt. Der Major schien kein Mann von vielen Worten, vielleicht machten ihm auch seine Gedanken zu schaffen.

Major von Rüstädt hatte von seinem achtzehnten Lebensjahre an, wo er als Avantageur eingetreten, bis vor einigen Jahren Uniform getragen. Seine Karriere war, da er zeitig aus der Front in den Dienst des Hofes berufen wurde, eine ungewöhnlich schnelle gewesen. Er hatte mehrere Jahre als militärischer Begleiter eines Prinzen fungiert, zuletzt war er Flügeladjutant seines Fürsten gewesen.

Den Abschied hatte er infolge einer Hofintrige nehmen müssen. Eine der zahlreichen Prinzessinnen sollte verheiratet werden. Zu aller Welt Befremden hatte sie den durchaus ebenbürtigen Bewerber ausgeschlagen, dabei durchblicken lassend, daß ihre Neigung einem anderen gehöre. Man zerbrach sich eine Zeitlang am Hofe den Kopf, welcher Unselige gemeint sein könne; schließlich sprach die Vermutung dafür, daß es Rüstädt sei. Er war im Hofdienst nicht selten mit der Prinzeß zusammengekommen und als eleganter Offizier von schmuckem Äußeren wohl geeignet, einem Mädchen, vielleicht sogar einer Dame von Geblüt, den Kopf zu verdrehen. Der Korb war am jenseitigen Hofe übel

vermerkt worden; ein Prügelknabe mußte gefunden werden. Rüstädt hatte Rivalen, die diese Gelegenheit nicht vorübergehen ließen, ihn aus seiner bevorzugten Stellung zu verdrängen.

Er selbst ahnte zunächst nichts von dem Unwetter, das sich über ihm zusammenzog. Erst an der kühlen Behandlung von oben und der Schadenfreude der Hofschranzen merkte er, daß er in Ungnade gefallen sei. Er bat um den Abschied, der ihm ohne weiteres gewährt wurde. Zwar bot man ihm Vermittlung an, ihn bei einem benachbarten Kontingente unterzubringen; aber er war zu stolz, das anzunehmen. Die Art, wie man ihn behandelt, hatte ihn tief verletzt, um so mehr, als er sich in der Sache mit der Prinzeß schuldlos wußte. Hatte die Dame etwas für ihn gefühlt, so durfte er sich sagen, daß er nichts dazu getan habe, solche Gefühle herauszufordern.

Diese ganze, für sein Ehrgefühl peinliche Angelegenheit öffnete ihm die Augen über die Zweideutigkeit des Hofdienstes. Er hatte sich wahrlich nicht dazu gedrängt; man hatte ihn seiner Fähigkeiten wegen dazu ausersehen, ihn herausgerissen aus dem eigentlichen Soldatenleben, das seinen Neigungen weit mehr entsprach als dieses höhere Lakaientum. Er glaubte sich zwar die Zufriedenheit und das Wohlwollen seines Fürsten gewonnen zu haben; mehr als ein Huldbeweis ließ ihn das annehmen. Aber welchen Wert hatte solche Huld, wenn die erste beste Verdächtigung sie in Ungnade verwandeln konnte? Rüstädt fühlte sich beleidigt und sah doch nicht, an wen er sich halten solle, um sich Genugtuung zu verschaffen. Es hatte die besten Jahre seines Lebens im Fürstendienste zugebracht, und jetzt trug er nichts davon als eine Majorspension und eine

Anzahl Bratenorden, die ihn an viele Lasten und Entsagungen, aber an wenig wirkliche Freuden erinnerten.

Rüstädt stand in jenem Lebensalter, wo der Mann sich noch im vollen Besitze der Kraft fühlt, aber doch schon seine Grenzen kennt und weiß, daß das Alter nicht mehr allzu fern ist; wo man sich daher sehnt, Früchte reifen zu sehen am Leben. Aber er hatte ja nicht einmal Samen ausgestreut, nichts hatte er für sich selbst angebaut, nicht das bescheidenste Gärtchen gepflegt, das ihm jetzt als Zufluchtsstätte hätte dienen können.

Er stammte aus einer Offiziersfamilie. Die Eltern waren längst tot, die Schwestern hatten sich verheiratet. Er besaß Verwandte und Bekannte genug, und doch wußte er auf der weiten Welt niemanden, den er ganz sein hätte nennen können. Sicherlich wäre es ihm nicht schwer gefallen, eine Frau zu bekommen, wenn er sich überhaupt mit Heiratsgedanken getragen hätte. Er stellte sehr hohe Ansprüche an Erscheinung, Erziehung, Formen und Herkunft. Vor dem Elend spießbürgerlichen Familienlebens schauderte ihm. Da noch lieber ein einsames Junggesellentum, nur mit der Verantwortung für sich selbst belastet.

Und doch wieder graute ihm vor diesem ziel- und zwecklosen Dasein des Pensionierten, wie er es an so manchem Kameraden erlebt hatte. Nein, das war nicht seine Sache, den ganzen Tag mit Zeitungslesen, müßigem Geschwätz am Biertisch, Kaffeehausgehen oder Theaterlaufen zu verbringen. Sollte auch aus ihm solch ein neunmalkluger, über alles orientierter Räsoneur werden, deren es so viele unter den Abgehalfterten gab? Und auch dazu war er verdorben, den Onkel seiner Neffen zu spielen. Und gar erst im Frack, mit allen Dekorationen behangen, herumgereicht zu werden

als liebenswürdiger Schwerenöter, der keinen Spaß verdirbt und eine Gesellschaft anputzt — nein, um Gottes willen, nichts von alledem!

Rüstädt kannte die große Welt. Er hatte in seiner Stellung die Augen offen gehalten. Er wahr gewohnt, als Begleiter von Fürsten die Menschheit in Parade an sich vorbeidefilieren zu sehen. Er wußte, was hinter diesen Loyalitätsbezeugungen, diesen feierlichen Mienen steckte, dieser gemachten Festtagsstimmung, die das gewöhnliche Volk seinem Fürsten gegenüber aufzuführen für nötig hält, und die von diesen nur zu gern für echt genommen wird. Er war als stummer Betrachter dieses Mummenschanzes Skeptiker geworden und hielt im allgemeinen nicht viel von den Menschen, weder von den großen noch von den geringen.

Sein Ideal wäre es gewesen, irgendwo zu leben, wo man von seinesgleichen möglichst wenig gesehen hätte. Falls er das Geld dazu gehabt, würde er sich ein Landgut gekauft haben, möglichst abgelegen, um dort in Frieden seinen Kohl zu bauen. Aber er mußte damit rechnen, daß er kaum mehr besaß als seine Pension. Er war doch noch zu jung, um als einzigen Lebenszweck das Studium zu betrachten, wie man viertausend Mark jährlich am besten einteilen könne. Er fühlte die Kraft in sich, noch etwas zu leisten und damit sich selbst eine Art von Befriedigung zu gewinnen.

Von den wenigen Berufen, die zu ergreifen für Rüstädt jetzt noch möglich war, zog ihn der des Forstmanns am meisten an. Er war ein begeisterter Naturfreund und hatte als Adjutant eines jagdliebenden Fürsten Gelegenheit gehabt, sich im Weidwerk zu vervollkommen. Er liebte überhaupt die grüne Farbe, fühlte sich zu allem, was Forst und Jägerei anging,

hingezogen. Von allen Gesellschaftsklassen, die er beobachtet hatte, schienen ihm die Forstleute noch am meisten Rückgrat und rechtschaffene, derbe Männlichkeit zu besitzen. Und was war das für ein schöner, des Mannes würdiger Beruf: Kultivieren, Waldungen anpflanzen und hegen für die Zukunft! Konnte es eine nützlichere, im besten Sinne des Wortes konservativere Tätigkeit geben? Dabei unabhängig und vor allem unbehelligt. In seinem Forsthause würde man sitzen mitten im Walde, allein mit seinen Hunden und Bäumen, weitab von allen Intrigen und Schikanen. Das war das Bild, das den glänzenden Offizier und verwöhnten Hofmann schließlich von allen Zukunftsträumen am meisten beglückte.

Rüstädt wußte genau, daß sich ein solcher Traum nur verwirklichen läßt durch Arbeit. In seiner jetzigen Seelenverfassung sehnte er sich nach Tätigkeit, nach der Möglichkeit, endlich mal seine Kräfte zu erproben an einer ernsten Aufgabe, nach so langem Phäakenleben.

Er besuchte eine Forstakademie. Zu statten kam ihm dabei, daß er, ehe er in die Armee eingetreten war, das Abiturientenexamen abgelegt hatte. Zwei Jahre lang hörte er die Vorlesungen an der Akademie mit Fleiß. Sie befriedigten ihn nur teilweise. Die Vorlesungen waren meist auf ein jüngeres, harmloseres Auditorium berechnet. Sein Wissensdurst fand nicht die rechte Nahrung; er hatte nicht das Gefühl, als ob sein Gesichtskreis hier wesentlich erweitert werde. Als einer, der nicht mehr viel Zeit zu versäumen hat, wurde Rüstädt ungeduldig. Er sehnte sich aus der grauen Theorie der Lehrsäle weg in die grüne Wirklichkeit des Waldes. Angewandt wollte er dieses klug ersonnene System sehen. Vor allem wünschte er zu erproben,

wie weit er selbst imstande sei, das Erlernte in Taten umzusetzen.

Er unterbrach also den vorgeschriebenen langwierigen Lehrgang und beschloß, sich für einige Zeit einem Praktiker in die Lehre zu geben. Auf seine Erkundigungen hin erfuhr er, daß Oberförster Seltmann, was erprobte Tüchtigkeit anlange, der Erste sei unter seinesgleichen. Auch das Abgelegene des Quellenhayner Reviers sagte seinem auf Weltflucht gerichteten Geschmacke zu.

Er schrieb also an den Oberförster, legte ihm seine Wünsche dar und erhielt bald eine zusagende Antwort.

* * *

Wenn Oberförster Seltmann geglaubt hatte, er werde es in dem Freiherrn von Rüstädt mit einem verwöhnten Herrchen zu tun bekommen, das nur zu bald ein Haar in der Sache finden und sein Lehrgeld im Stich lassen werde, hatte er sich gründlich getäuscht. Schon an der Art, wie der Mann sich ausgerüstet hatte mit derber, praktischer Forstmannskleidung, sah der Oberförster, daß er keinen Gecken vor sich habe. Sehr bald merkte er auch an der Unterhaltung, daß der Baron ein ausgetragener Weidmann sei. Nun erschrak der alte Isegrimm allerdings; sollte der Mann etwa unter dem Vorgeben, hier oben forstmännischen Studien obzuliegen, gekommen sein, um ihm seine Hirsche abzuschießen? — Aber in dieser Beziehung konnte ihn Rüstädt beruhigen. Er hatte zwar seinen Drilling mitgebracht und seinen Hund, aber nur weil er sich von diesen beiden Gefährten ungern getrennt hätte. Zur Beruhigung des Alten ging er nur mit einem Stock bewaffnet ins Revier und führte „Unkas“ stets an der Leine aus.

Daß es dem Fremden mit dem Studium des Forstfaches ernst sei, sollte der Oberförster übrigens bald glauben lernen. Der Major ließ sich jeden Morgen um fünf Uhr durch seine Weckuhr aus dem Bette trommeln. Mit dem anderen Forstpersonal ging er hinaus auf die Holzschläge, wo jetzt eifrig gearbeitet wurde. Er beteiligte sich am Numerieren und Vermessen. Selbst beim Aufbereiten der Nutzhölzer legte er, um die Sache von Grund auf kennen zu lernen, Hand ans Werk. Der Oberförster überraschte ihn eines Tages, wie er in einer gestrickten Ärmelweste, gleich den Waldarbeitern, darüber her war, eine starke Fichte zu fällen.

Wenn Oberförster Seltmann zum Abnehmen und Abposten der Schläge hinausging, war der Major sein steter Begleiter. Das gab dann Anlaß zu einer zwanglosen Art von Unterricht. Seltmann war nicht besonders redselig von Natur, aber sein Schüler wußte ihn durch beharrliches Ausfragen zur Mitteilsamkeit zu bringen.

Da war einmal zu erklären, warum hier Fichten angeschont worden waren und dort Lärchen, weshalb man hier Fichte und Kiefer in schachbrettartigem Verbande gepflanzt oder in welchen Fällen Hügelpflanzung der Reihensaat vorzuziehen sei. Das wichtige Gebiet der Bodenklassen gab unerschöpflichen Stoff zu Bemerkungen. Frost und Eis verhinderten zwar in dieser Jahreszeit, in den Boden zu dringen und Proben des Erdreichs zu entnehmen, und auch die Flora: Blumen, Stauden und Gräser, die bei Beurteilung der Bodenklasse so wichtig ist, war durch die Schneedecke dem Auge entzogen, aber doch konnte der Neuling unter kundiger Führung lernen, allein aus dem Äußeren des

Stammes, seinem Umfang, seiner Länge, der Färbung seiner Rinde, dem Moos daran und manchem anderen Kennzeichen auf die Güte des Mutterbodens zu schließen, aus dem er seine Nahrung sog. Und was gab es da noch alles über die Bonitierung, den Umtrieb, die Verjüngung zu sagen! Warum man hier Kahlschlag machte und dort Plenterschlag; weshalb hier umgewandelt, da durchforstet wurde. Wie alte Fehler sich rächten; wie zum Beispiel noch nach fünfzig Jahren die Entnahme von Streu in dem kümmerlichen Stande des Holzes sich deutlich abzeichnete. Oder dort das kernfaule Holz deutete auf ungenügende Durchforstung in der Jugend zurück. Und dann die vielen kleinen Handwerkskniffe, mit denen eine geregelte Forstkultur der Natur unter die Arme greift: die Umsäumungen und Loshiebe, damit sich ein Bestand an die Freiheit gewöhnen soll, die Windmäntel, damit ein anderer vor dem Sturm geschützt werde. Das Unterbauen, auf daß der Boden stets unter Schatten bleibe, die Läuterung, damit Luft und Licht an den jungen Baum herandringe.

Und alles das wurde an der Hand von Karten und Tabellen geprüft. Ein groß angelegter Plan lag dem Ganzen zu grunde. Der Ertrag konnte auf Jahrzehnte im voraus berechnet werden. Ein Posten kontrollierte da den anderen. Das, was das willkürlichste, freieste Ding zu sein schien, das Wachstum der Bäume, ward bis zu einem gewissen Grade durch menschliche Intelligenz vorausbestimmt und festgelegt.

Es lag nicht nur Ordnung und System in diesem Getriebe, sondern wirkliche Größe. Rüstädt begriff jetzt erst ganz, warum ihm das Forstfach anziehender erschienen als irgendein anderer Beruf. Es war eine ernste Beschäftigung, würdig, eines Mannes Leben

auszufüllen. Wälder aufbauen, die man niemals mit eigenen Augen erwachsen sehen würde, Bäume anpflanzen, die kaum die nächste Generation fällen und nutzen mochte! Griff man damit nicht weit in die Zukunft hinaus? Und welche Summe von Treue, Fürsorge und Entsagung war in solch einem Walde aufgespeichert! Welch ein redendes Zeugnis war er von menschlicher Kraft und menschlichem Charakter!

Rüstädt hätte sich keinen besseren Führer wünschen können als den alten Seltmann. Der hatte mehr als die Hälfte seines Lebens hier oben zugebracht. Die Bestände unter vierzig Jahren waren vor seinen Augen aufgewachsen. Das Revier war sein Heim, sein Garten, ein Teil seines Lebens. Er selbst glich solch einem alten, knorrigen Stamme, von oben bereift, mit Flechten behangen, aber im Kernholz noch voll und zähe. Ein großer Theoretiker war Seltmann nicht, und von der Buchgelehrsamkeit hielt er wenig. Vier Jahrzehnte Praxis trennten ihn von der Wissenschaft. Aber wenn er eine Behauptung aufstellte, dann war sie begründet durch hundertfältige Erfahrung. Und gerade diese ergraute Kennerschaft hatte Rüstädt gesucht, nachdem er in den Hörsälen so viel blasse Theorie hatte in sich aufnehmen müssen.

Die beiden Männer kamen gut miteinander aus. Rüstädt sah über gewisse gesellschaftliche Mängel hinweg; denn in dieser Umgebung suchte man keinen abgeschliffenen Salonmenschen. Und der Oberförster achtete in dem Major einen Mann, der mit Fleiß und Energie bestrebt war, sich in eine ihm bis dahin völlig fremde Tätigkeit einzuleben. Dem Alten schmeichelte übrigens auch — wenn er sich das auch um keinen Preis anmerken lassen wollte —, daß eine Persönlichkeit wie der

Major, der am Hofe in einflußreicher Stellung gewesen, nun bei ihm in die Lehre ging. Er hatte in früheren Jahren so manchen Eleven gehabt, aber das waren junge, unerfahrene Menschen gewesen, bei denen die gute Lehre zu einem Ohre hinein und zum anderen hinaus gegangen war. Hier hatte er nun endlich mal einen gefunden, bei dem die Unterweisung sichtlich anschlug; und es ist immer für ältere Leute ein erhebendes Bewußtsein, im Schüler die Tradition weitergepflanzt zu sehen. Der Meister fühlt dadurch seine Persönlichkeit über das Grab hinaus fortgepflanzt.

* * *

Mit ganz anderen Augen betrachtete Anna den Gast in ihrem Hause. Man sah ihn eigentlich nur zum Mittagessen, denn die anderen Mahlzeiten nahm der Major in seinem Zimmer ein. An Unterhaltung hatte Anna durch den fremden Herrn auch nicht gewonnen; denn war es früher einsilbig zugegangen zwischen ihr und dem Gatten, so unterhielten sich jetzt die Männer über Forst und wieder Forst. Und dieses Thema interessierte die junge Frau heute ebensowenig wie vordem. Über Unhöflichkeit von seiten des Gastes konnte sich Anna nicht beklagen; er machte ihr beim Eintreten und beim Gehen stets seinen Kratzfuß, und wenn er ihr je einmal auf Treppe oder Flur begegnete, zog er den Hut so tief, daß es sie eigentlich genierte. So höflich behandelt zu werden war sie gar nicht mehr gewohnt. So viel Korrektheit hatte fast etwas Beängstigendes. Da hätte er doch lieber mal einen Blick auf ihr Kleid werfen können; es schien geradezu weggeworfen an ihn, daß sie neuerdings zum Mittagessen immer ihr Neuestes trug. Oder er hätte gelegentlich mal was erzählen

können, etwas zum besten geben von seinen Erlebnissen; ein Herr wie er mußte doch Interessantes erlebt haben! Aber auf einen solchen Einfall schien er nicht zu kommen. Anna hätte weinen können vor Verdruß über die Geringschätzung. Manches an ihm gefiel ihr trotzdem recht gut. Er kleidete sich nach Art der Forstleute, aber in Stoff, Farbe und Schnitt seiner Kleidung lag doch etwas Gewähltes, Verfeinertes. Seine ganze Erscheinung drückte Vornehmheit aus, ohne daß man zu sagen gewußt hätte, worin sie eigentlich liege. Diese Hände! Anna konnte sich nicht entsinnen, je so etwas Gepflegtes gesehen zu haben. Und wie er mit diesen Händen umging, wie er ein Glas, eine Gabel damit ergriff, als sei es eine Ehre für den Gegenstand, von ihm berührt zu werden! Und was mochte der Mann mit seinem Haar anstellen, daß es diesen seidenartigen Glanz hatte? Sie war allerdings durch Seltmann nicht verwöhnt. Er war nie sonderlich für das Feine eingenommen gewesen, und jetzt im Alter ließ er sich erst recht gehen in Kleidung, Eßweise und Ausdrücken. Anna hatte das immer mit heimlichem Kummer gesehen, ohne hoffen zu dürfen, etwas daran zu ändern. Sie war wohl selbst auch schon so geworden? Womöglich verachtete sie dieser feine Herr, sah in ihr nur eine kleine, ordinär gekleidete, schlecht frisierte Person, nicht viel besser als die gewöhnlichen Dorffrauen; wenn er sie überhaupt sah! Denn der umflorte Blick seiner grauen, träumerischen Augen glitt über sie hinweg, an ihr vorbei, als sei sie das gleichgültigste Ding der Welt. Sein Verhalten ärgerte sie auch noch in anderer Weise, als Hausfrau. Nach Tisch wurde in der Quellenhayner Oberförsterei Kaffee getrunken. Anna besaß ein echt Meißener Kaffeegeschirr von gewähltem Muster, ein Hochzeitsgeschenk.

Obgleich bereits einige Male zum Kaffeestündchen eingeladen, hatte der Major stets dankend abgelehnt: er vertrage Kaffee nicht. Sie glaubte ihm das nicht; wahrscheinlich traute er ihrem Kaffee nicht. Aber wie man durch das neue Mädchen, die an der alten Franziska Stelle angenommen war, erfuhr, kochte er sich auf seinem Zimmer Tee. Ja, er hatte verschiedene Büchsen mitgebracht, Konserven enthaltend; also die Kost war ihm auch nicht mal recht. Dabei war noch niemals im Quellenhayner Forsthause so opulent gelebt worden wie jetzt, wo man solchen Herrn in Pension hatte. Daß der Major jeden Morgen um fünf Uhr heißes Wasser zum Bade verlangte, erleichterte den Gang des Hauswesens auch nicht gerade. Von seinem Zimmer ging in den Abendstunden, wo er dort allein war, ein feiner, aromatischer Tabaksgeruch aus, der das ganze Haus erfüllte.

Anna vermied es anfangs peinlich, sein Zimmer zu betreten, das doch in ihrem Hause lag. Aber das neue Mädchen redete ihr zu, sie müsse sich einmal die Sachen ansehen, die der Herr habe. Wunderdinge wußte die Person davon zu erzählen. Endlich ließ ihr die Neugier doch keine Ruhe, und eines Morgens, als Rüstädt mit dem Oberförster ins Revier gegangen war, trat Anna in das Zimmer, klopfenden Herzens. Das Mädchen, das in den Sachen des Fremden schon ganz zu Haus war, gab die Erklärung dazu. Er ließ ja alles unverschlossen liegen: Toilettengegenstände, Geld, selbst Briefe. In einem Kasten von Olivenholz lagen Photographien aufgeschichtet, Bilder von Damen und Herren, Ansichten von Plätzen bunt durcheinander; viele trugen Unterschriften, auch solche von fürstlichen Persönlichkeiten waren darunter. In einem Etui lagen die Orden

und Ehrenzeichen. Dann gab es ein kostbares Reise-necessaire von Juchtenleder, mit Kristallglas, Silberdeckeln und Elfenbein. Auf einem an verborgener Stelle angebrachten Schilde hatte das Auge der indiskreten Hausmagd folgende Inschrift entdeckt: „Die Prinzessinnen Luise und Ernestine ihrem besorgten Reisemarschall Freiherrn von Rüstädt.“ Ferner waren da Bücher mit und ohne Abbildungen; vor allem französische Romane in gelben Umschlägen schien der Major zu bevorzugen. Auch in die Briefgeheimnisse des Herrn wollte die Person ihre Herrin einweihen, denn da seien erst interessante Geschichten drin, — aber da wurde Anna sich mit einem Male bewußt, was sie tue. Sie erschrak vor sich selbst und verließ das Zimmer, das nie wieder zu betreten, so lange der Major im Hause sei, sie sich fest vornahm.

Die Anwesenheit des Fremden hatte den Zwiespalt in ihrem Wesen vermehrt. Durch das Eintreten dieses Mannes in ihren Gesichtskreis, der aus einer fremden, glänzenden Welt gleichsam herniedergestiegen kam zu ihnen, wurde die Erinnerung an jene verfeinerte Lebensweise wieder in ihr wach gerufen, die sie in ihrer Mädchenzeit gekannt hatte. Da gingen mit einem Male viele alte Wunden in ihrem Innern auf, die nur oberflächlich verheilt waren. Warum mußte sie über all das jetzt wieder grübeln, jetzt, wo nichts mehr zu ändern war?

Sie mußte ihre Mutter anklagen, die auf dem kleinen Friedhofe des nächsten Kirchdorfes schlummerte. Ihre Mutter, der zuliebe sie diesen Schritt getan, einen Mann zu nehmen, den sie im besten Falle achten konnte, wie vielleicht eine Tochter ihren Vater achtet. Was hatte sie nun, wo ihre Mutter tot war? Ihren

Jungen! Aber auch der war ihr genommen worden. Auch Helmut stand schon da draußen in jener großen Welt, jenseits des Waldes, in der sie auch einmal gelebt hatte, die ihr jetzt wie ein verlorenes Paradies erschien. Jeder, der von da draußen zurückkam, brachte etwas mit von dem Glanz, dem Duft des wirklichen Lebens. Ja, da draußen gab es Schönheit und die Befriedigung von tausend Wünschen!

Sie war doch noch jung! Der Spiegel sagte es ihr täglich, daß sie noch nicht zu den Alten gehöre. Das Klopfen ihres Blutes sagte es ihr, das Vibrieren ihrer Nerven. Sie sehnte sich nach so vielem, was ihr das Leben noch schuldig war. Manches Glück war ihr gezeigt worden von ferne, aber so oft sie sich anschicken wollte, danach zu greifen, ward es ihr grausam entrissen.

Nun saß sie hier oben im düsteren Waldreviere wie ein Vogel hinter den Stäben seines einfachen Käfigs. Sollte das das Ende sein? Sollte sie weiter so leben in dieser zermürbenden, die Nerven auf die Folter spannenden Einsamkeit der Waldeseinöde, bis sie wirklich eine alte Frau sein würde?

In ihrem innersten Herzen glaubte sie daran selbst nicht. Es war etwas in ihr: eine Hoffnung, unausgesprochen, scheu und doch im geheimen innig von ihr geliebkost, daß es für sie noch einmal Frühling werden müsse nach so langem Winter.

III.

Anna fühlte lebhaft Sehnsucht nach ihrem Jungen. Wie langsam die Zeit verging! Weihnachten wollte und wollte nicht herankommen! Helmut schrieb zwar hin und wieder mal aus der Pension, aber das waren

Briefe, wie sie solche Jungens eben schreiben, in Eile hingeworfen, von dem erfüllt, was sie gerade beschäftigt, ohne auf das einzugehen, was ihm die Mutter in ihren langen, gefühlvollen Briefen alles vorhielt, ganz in jenen naiven Egoismus getaucht, der jungen Menschen nun einmal eigentümlich ist.

Anna wollte mehr; sie sehnte sich nach einem warmen Tone. Sie wollte das Wort „Liebe" zwischen den Zeilen lesen. Von wem sonst konnte sie denn Liebe heischen, wenn nicht von ihrem Kinde? Sie hatte ja niemanden, würde niemanden anders haben. Zufrieden geben wollte sie sich mit ihrem Geschick, wenn ihr nur dieses Glück erhalten blieb. Das wollte sie sich nicht rauben lassen, das sollte ihr ein Ersatz sein und ein Schutz.

Auch ein anderer sah Helmuts Kommen mit versteckter Sehnsucht entgegen: der Waldläufer Schrupper. Der alte Kerl, trotzig und wenig menschenfreundlich im übrigen, hatte sich in die Liebe zu diesem Jungen mit einem gewissen Starrsinn verbissen. Er betete das schöne, zutunliche Kind an, wie alte Leute den Sonnenschein verehren, der ihr kaltes Blut erwärmt.

Schrupper hatte den Jungen eingeweiht in alle Künste und Schliche der Jägerei. Lange ehe der Oberförster seinem Sohne die alte, einläufige Perkussionsflinte in die Hand gegeben, hatte Helmut aus Schruppers Doppelzeug geschossen. Birschen, Hunde abführen, Fallen stellen, Fährten ansprechen wurden dem Sohne des Oberförsters schon mit jungen Jahren vertraute Dinge. Wenn man den Jungen nirgends finden konnte, dann wurde Schrupper gefragt, der wußte schließlich immer Auskunft über Helmuts Verbleib. Sie hatten zusammen so eine Art Banditenfreundschaft geschlossen. Manche gemeinsam begangene kleine Übertretung band sie mit

unsichtbaren Ketten aneinander. Dem „jungen Herrn" zuliebe machte sich Schrupper, der überhaupt nicht an zartem Gewissen litt, nichts aus einem Vergehen. Der Alte hätte, wenn es darauf angekommen wäre, seiner Seelen Seligkeit verkauft für den Jungen.

Helmut kam einige Tage vor dem heiligen Abend an. Anna hatte allerhand Überraschungen vorbereitet. Der Postbote, der nur einmal des Tages von der nächsten Agentur bis zur Quellenhayner Oberförsterei den weiten Weg machte, hatte in den letzten Tagen viele Pakete gebracht. Auch für den Major war einiges gekommen. Das Hausmädchen deutete verstohlen an, daß es bei dem Herrn oben wieder mal allerhand Interessantes zu sehen gebe; aber die Hausfrau verwies der Person diesmal den Vorwitz aufs strengste.

Anna wußte nicht recht, wie man es mit dem Gaste halten solle zu Weihnachten. Der Oberförster hatte gemeint, man möge ihn zu der Feier zuziehen, aber der Hausfrau war der Gedanke peinlich. Wenn sie sich von einem Fremden beobachtet wußte, war ihr alle Freude an dem Kinde verdorben. Womöglich würde der Major die Nase rümpfen; er war ja so hochmütig!

Schließlich kam alles anders, als Anna sich's vorgestellt hatte. Der kleine Helmut selbst gab den Anlaß dazu.

Von dem Tage ab, wo der Junge ins Haus kam, ging mit Rüstädt eine Änderung vor sich. Mit unverhohlener Bewunderung lag sein Blick auf dem Angesicht des anmutigen Knaben. Er redete ihn in freundlichstem Tone an; das Kind errötete, faßte sich aber bald ein Herz, durch die einnehmende Weise des Fremden beruhigt.

Daß Herr von Rüstädt so scherzen konnte, so frei und leutselig! Anna war überrascht und glaubte, einen ganz anderen Mann vor sich zu haben. Wie kameradschaftlich er den Knaben behandelte, als seinesgleichen! Wie viel glücklicher und jünger er selbst auf einmal in Gegenwart des Kindes erschien!

Es war nicht zu verwundern, daß Helmut für den Fremden eine starke Neigung faßte. Ein wie dankbares Publikum ist man doch in dem Alter und wie hat man gleich sein ganzes Herz in der Hand. Wie ein Wunder staunte der Junge zuerst den fremden Herrn an; seine Erscheinung, seine ganze Art hatte etwas Mysteriöses, in seiner Neuheit fast Beängstigendes. Und als der merkwürdige Mann aus seiner Höhe zu ihm herabstieg und sich auf Freundesfuß stellte mit Helmut, da war es um den Jungen geschehen.

Von jetzt ab fand man ihn während des größten Teiles der Tage in Rüstädts Nähe. Er ging mit dem Major ins Revier, war bei ihm im Zimmer, so oft er dort geduldet wurde, folgte ihm auf Schritt und Tritt wie ein Hündchen.

Helmut hatte seine Angewohnheiten völlig verändert gegen früher. Schrupper konnte diesmal schön warten. Der Junge kam nicht zu ihm, nicht einmal zum Aufstellen von Fallen auf Fuchs, Marder und Iltis oder zum Wildfüttern, was in dieser Jahreszeit stets die Hauptbeschäftigung der beiden Spießgesellen gewesen war. Auch die Mutter sah nicht viel von ihrem Jungen. „Darf ich zum Herrn Major?“ das war sein drittes Wort.

Rüstädt zeigte ihm, was er an Lebenserinnerungen, Büchern und Bildern besaß, soweit dies für die Augen eines Kindes geeignet war. Und dazu wußte er mancherlei

aus dem Gedächtnis zu erzählen, was die Phantasie des lebhaften Kindes stark packte.

Zum Weihnachtsabend wurde der Major feierlich vom Oberförster eingeladen. Allerdings dürfe man sich auf nichts Großartiges gefaßt machen, setzte der Alte in seiner Biederkeit sofort hinzu, er sei hier bei einfachen Forstleuten zu Gaste, die keine großen Sprünge machen könnten. Rüstädt nahm die Einladung an und bereute es nicht. Die Freude, die der kleine Helmut bei der Bescherung an den Tag legte, half über alles Peinliche hinweg, das sonst vielleicht für ihn das Hineingezogenwerden in einen fremden Familienkreis gehabt haben möchte. Rüstädt schenkte dem Jungen seinen illustrierten „Lederstrumpf", das einzige Buch, das er sich aus früher Lebensperiode aufbewahrt hatte, und gewann damit Helmuts Herz vollends.

Der Major stand in dem Lebensalter, wo einen das Wesen eines hoffnungsvollen Knaben mit eigenartiger Rührung und Sympathie ergreift. Man fühlt in solchem Kinde die eigene Vergangenheit grün werden. Man sieht den jungen Baum mit seinen dünnen Zweigen, seinen schlanken Jahrestrieben, wie er's nicht erwarten kann, schnell genug vorwärts zu kommen mit der neugierigen Spitze. So bist auch du einst überschnell ins Holz geschossen! Und man weiß nur zu gut, daß für den vorwitzigen jungen Schößling die Zeit kommen wird, wo auch er langsamer wachsen muß, wo fast ein Stillstand eintreten wird. Aber es tut doch wohl, dieses ahnungslose flotte Grün mit anzusehen, wenn auch ein wenig Melancholie und Resignation dabei ist. Die Jugend, die goldene Jugend! Wem schmeichelt sie sich nicht ins Herz! —

So öffnete Rüstädt denn gern die Tür seines

Zimmers, so oft er das schüchterne Klopfen hörte, welches ihm sagte, daß Helmut draußen stehe und Einlaß begehre. Er wollte auch mal Feiertag machen jetzt in der Weihnachtszeit. So angestrengt hatte er gearbeitet in dem Wirtschaftsplane, dem Hiebsplane, den Holztaxen, den Abpostenverzeichnissen, Manualen und Geldrechnungen des Revieres, die ihm der Oberförster zur Verfügung gestellt hatte, daß ihm die Zahlen schließlich vor den Augen tanzten und er froh war, eine harmlose Abziehung zu finden durch seinen kleinen Freund.

Der dritte im Bunde war Unkas, der Hühnerhund des Majors. Unkas war ein irischer Setter von seltener Schönheit, brandrot, das seidige, leichtgewellte Haar mit einem leichten, ins Violette spielenden Schimmer darüber. Die Läufe bis zu den Pfoten gelblich befedert, mit langem Behang und stattlicher, leicht gebogener Rute. Wunderbar an diesem herrlichen Tiere war der Gesichtsausdruck, der in den großen, verständigen Augen vom tiefsten Ernst bis zum freudigsten Mitfühlen wechseln konnte.

Wenn der Major sagte: „Unkas ist mein lieber Freund!" so meinte er das in vollem Ernste. An Bescheidenheit und Ergebenheit übertraf das Tier sicherlich jeden Menschen. Stundenlang konnte der Hund langausgestreckt auf der Diele liegen, den Kopf mit den intelligenten Augen zwischen den Vorderpfoten, seinen Herrn unverwandt betrachtend. Dann, wenn sich der Herr ihm zuwandte, war Unkas sofort da, mit fragendem Blicke und leicht wedelnder Rute. Eine Handbewegung, ein Blick genügte, und der Hund wußte, was sein Herr wolle. Es hatte sich zwischen den beiden eine Zeichensprache ausgebildet, welche die menschliche Art, sich durch Worte zu verständigen, geradezu unnötig machte.

Dagegen mußte allerdings Waldine, die Vorstehhündin deutscher Rasse, verblassen. Sie hatte das Gnadenbrot in der Oberförsterei. Auf der Jagd war sie ihrer abnehmenden Nase wegen kaum noch zu gebrauchen. Bisher war sie Helmuts vertraute Freundin gewesen; aber seitdem Unkas mit seiner herzgewinnenden Liebenswürdigkeit aufgetreten, war es mit dem Interesse des Knaben für die alternde Waldine aus. Das treue Tier schien die Vernachlässigung schwer zu empfinden; einigemal noch schleppte es seine rheumatischen Knochen die Treppe hinauf bis zu Helmuts Schlafstubentür und wartete dort geduldig.

Als der Junge aber an ihr vorbeischritt, achtlos ohne sie überhaupt zu sehen, da verstand Waldine, daß sie vergessen sei, und zog sich in ihr einsames Verließ im Hundezwinger zurück.

* *
*

Helmut hatte das Elternhaus wieder verlassen. Der Abschied war ihm schwerer geworden denn je; der Umgang mit dem Major war etwas Außerordentliches gewesen, und nur der Gedanke, was er den „anderen" in der Schule nun alles zu erzählen haben werde von diesem Wundermanne, konnte den Jungen einigermaßen trösten.

Das Quellenhayner Forsthaus versank, nachdem der Knabe gegangen, wieder in seine dämmerige Winterruhe. Das Verhältnis der Erwachsenen, das sich durch die Anwesenheit des rotbäckigen Kindergesichts mit seinen lebensfrohen Augen leichter und vertrauter gestaltet hatte, fiel bald wieder in seine frühere genaue Nüchternheit zurück. Wieder mußte sich Frau Anna grämen, daß der Major mit ihrem Manne nur über Forstsachen

sprach und daß er für sie nichts als frostige Korrektheit übrig hatte.

In dieser Zeit wurde der Oberförster unpäßlich. Er war eines Tages bei ungünstiger Witterung leicht gekleidet ausgegangen, hatte sich erhitzt und dann im Winde gestanden. Das war selbst für seine eiserne Natur zu viel gewesen. Einige Tage lang hütete er das Zimmer auf Annas Zureden, dann litt es ihn nicht länger drinnen. Er brachte von seinem unvorsichtigen Ausgange Gliederschmerzen mit heim, und am nächsten Tage lag er mit heftigem Fieber im Bett.

Anna ließ gegen den Willen ihres Mannes, der die Ärzte haßte, den nächsten Doktor holen. Der nahm den Fall nicht leicht; es sei nicht der gewöhnliche Rheumatismus, der bei Oberförster Seltmann wie bei vielen seines Berufes zu einer Art Hausfreund geworden war, diesmal seien innere Teile in Mitleidenschaft gezogen. Der Arzt verhehlte der jungen Frau nicht, daß die Krankheit einen ernsten Ausgang nehmen könne. —

Anna erschrak in innerster Seele. Sie hatte sich in zehnjähriger Ehe so sehr an Seltmann und selbst an seine rauhen Seiten gewöhnt, daß der Gedanke, er könne ihr entrissen werden, sie mit Schauder erfaßte. Ein Gefühl großer Verantwortlichkeit kam mit einem Male über sie. Es fröstelte sie bei dem Gedanken, allein gelassen zu sein in der Welt. Was sie an ihrem Manne besitze, welch ein Schutz und Halt er ihr sei, sah sie jetzt auf einmal in klarem Lichte. Wenn sie sich auch früher manchmal mit dem Gedanken an die Witwenschaft beschäftigt hatte, so erschien ihr nunmehr diese Möglichkeit furchtbar.

Mit einem Eifer, den sie dem Gesunden gegenüber

nimmermehr an den Tag gelegt hätte, widmete sie sich der Pflege des erkrankten Mannes. Sie sann nichts anderes, als sein Wohlbefinden, wollte nichts anderes denken, als was seine Genesung befördern konnte. Sie tat mehr als ihr zuträglich war, wachte ganze Nächte hindurch, wies die Pflegerin ab, die der Doktor anbot. Mit einem gewissen Eigensinn klammerte sie sich an die Pflichten einer Gattin, als wolle sie sich dahinter verschanzen, als wolle sie Regungen betäuben, die sie von diesen Pflichten abwendig machen könnten.

Oberförster Seltmann hatte, sobald er eingesehen, daß er diesmal mit einem seiner gewöhnlichen rheumatischen Anfälle — die acht Tage selten überschritten — nicht davon kommen werde, sein eigenes Revier einem der Unterförster zur Beaufsichtigung übergeben wollen. Aber der Major ersuchte ihn, die Revierverwaltung ihm anzuvertrauen. Er glaubte inzwischen soviel gelernt zu haben, um sich die Übernahme einer solchen Aufgabe zutrauen zu können. Und der Oberförster, der Herr von Rüstädts Tüchtigkeit schätzen gelernt hatte, wollte es auf einen Versuch ankommen lassen.

Es war die Zeit im Forstjahre, wo die meisten Nutzhölzer aufbereitet werden. Rüstädts Aufgabe war also vor allem, das niedere Forstpersonal bei den Vermessungsarbeiten, dem Numerieren und Eintragen der gefällten Hölzer zu kontrollieren. Schrupper sollte den Major begleiten, um ihm zur Hand zu gehen mit Dienstleistungen.

Die Sache war nicht ganz einfach. Rüstädt fühlte sich selbst noch unerfahren darin. Um keinen Preis aber wollte er sich irgend welche Unsicherheit anmerken lassen, denn das wäre das Ende seiner Autorität gewesen bei den Leuten. Der Waldläufer ging hinter ihm

drein mit dem dümmsten Gesichte von der Welt, als verstünde er gar nichts von dem Geschäfte. Was ihm befohlen wurde, tat Schrupper zwar, aber nicht um einen Deut mehr. Sein altes, verwittertes Rübezahlgesicht ließ nichts sehen von der Schadenfreude, mit der er auf den Augenblick wartete, wo der Herr Major sich gründlich blamieren werde.

Rüstädt tat ihm den Gefallen nicht. Er besaß von Natur einen klaren Blick und verstand es, seine Aufmerksamkeit im richtigen Augenblicke auf das gerade Vorliegende zu sammeln. Mit solchen Gaben kommt der Nichtzünftige oft weiter als einer, der eingefuchst ist in alle Kleinigkeiten des Berufes. Dazu hatte er sich als Offizier die Freude am Detail angeeignet; er wußte, daß nichts, auch das Kleinste nicht, unwichtig sei im Dienst.

Er merkte sehr bald, daß die Waldarbeiter, darauf bauend, daß er Neuling sei, allerhand Nachlässigkeiten durchzupaschen versuchten. Da wurden Vorsichtsmaßregeln umgangen, die für Gesundheit und Leben der Leute von größter Wichtigkeit waren. Beim Fällen ließ man lange Stöcke stehen, obgleich Vorschrift war, den Abschnitt so tief wie möglich zu legen. Stücke, die bei sorgfältiger Auswahl sehr gut als Nutzholz verwendbar gewesen wären, wurden mit ins Brennholz gehackt, weil es den Arbeitern eine augenblickliche Bequemlichkeit verschaffte.

Natürlich stellte der Major solchen Unfug, sobald er dahinter gekommen, schnell und gründlich ab. Schwieriger war es, den Leuten auf die Schliche zu kommen, wenn sie es versuchten, falsch zu messen, um höhere Akkordlöhne zu erzielen. Die Differenzen im Maß waren oft nur geringfügig, machten aber in Menge doch etwas

aus. Allein konnte Rüstädt die unzähligen Stämme, Klötze, Stangen und Rollen unmöglich nachmessen. Aber durch zahlreiche Stichproben, die er machte, deckte er solche Unregelmäßigkeiten doch auf und beugte durch rücksichtslose Bestrafung der Wiederholung vor.

In den Pausen während der Arbeit ließ sich dann Rüstädt an dem Feuer nieder, das die Waldarbeiter unterhielten. Da saß er, wie einer von ihnen, sein Frühstück verzehrend und aus der Flasche trinkend, — nur daß er nicht, wie sie, Schnaps darinnen hatte, sondern kalten Tee. Unkas lag neben ihm, jede Bewegung seines Herrn mit klugen Augen verfolgend und geduldig auf den Augenblick wartend, wo er sein Teil an der Mahlzeit bekommen werde. Vor ihm die Flamme des Reisigfeuers, die sich gelbrot zitternd von dem dunkeln Grün des Nadelwaldes abhob. Ein wenig abseits die Holzfäller, starke, grobkörnige Gesellen, die doch so viel Respekt vor höherer Lebensart empfanden, daß sie in seiner Gegenwart nur halblaut flüsterten und ihre üblichen derben Späße mäßigten. Dem frischen Kien entströmte ein würziger Duft. Vor ihm lag der Holzschlag mit seinem grotesken Durcheinander übereinander gestürzter Stämme. Und drüber der Wald, die aufrechten Bäume, die auf das Leichenfeld herabschauten, mit flüsternden Kronen ihren Gesellen da unten ein Grablied singend.

Mit jedem Atemzuge sog man da Gesundheit ein. Das Auge versank in den ernsten, schlichten, urkräftigen Farbenharmonien der Waldlandschaft. Die eintönige und doch große Melodie, die der Wind auf jenem Wipfelmeere erklingen ließ, beruhigte die Seele, machte sie still und nachdenklich.

Wie anheimelnd war das, wie beruhigend! Was

konnte man noch mehr wollen? Rüstädt war es, als habe er nun endlich das Heim gefunden, nach dem er sich so lange gesehnt.

Er war bisher ein Mensch gewesen des äußeren Erlebens. Der bunte Wechsel der Geselligkeit hatte ihm keine Zeit gelassen, einem Zuge zum nachdenklichen In-sich-hinein-lauschen, der ihm eigen war, Folge zu geben. Und nun schenkte ihm der Wald, der selbst solch ein schweigsamer Grübler ist, diese Gelegenheit.

Es gab genug Stoff zum Nachdenken: das Leben vor allem mit seinen kleinen und großen Erlebnissen. In wie verändertem Lichte sah er alles das jetzt, wo er auf seine bisherige Welt wie aus der Klause des Einsiedlers zurückblickte. Von wie mancher seiner Handlungen erkannte er nun erst die eigentlichen Gründe. Wie vieles erschien ihm schal, was er damals als das Erstrebenswerteste betrachtet hatte. Wie gründlich war er vom geselligen Ehrgeiz geheilt. Nichts vermochten ihm jetzt noch jene Auszeichnungen, die ihm damals doch eine Art Freude bereitet, zu bedeuten, nachdem er ihre Nichtigkeit durchschaut.

Und wie waren ihm die Frauen verleidet! Er hatte die Liebe gekostet in mancherlei Form. Der Weg zu den Frauen war ihm eben nicht schwer gemacht worden. Auch für ihn gehörten — wie für die meisten Männer — jene Siege zu dem, worauf er sich am meisten zu gute tat.

Und was war ihm jetzt von alledem geblieben! Einige Erinnerungen, die er um keinen Preis der Welt hätte hergeben mögen. Im übrigen das Gedenken an eine Reihe von Schäferstunden, flatterhaft und schon verbleichend wie die Billetdoux, die er davon aufbewahrte. Und manche Demütigung war damit ver-

knüpft, manche Enttäuschung, manches bittere Gefühl. Da, wo er ernst geliebt, war er nicht befriedigt worden, und wo er nur getändelt, hatte er nur zu schnell Übersättigung empfunden.

Er glaubte, wenn er das Fazit zog solcher Erfahrungen, daß das Kapitel der Frauenliebe abgeschlossen sei für ihn, ein für allemal. Ja, er hoffte das sogar. Denn was konnte nun noch kommen für ihn, wo er doch nicht mehr zu den Jungen zählte, wo er die Eleganz der äußeren Erscheinung, die ihm sein Stand bisher zur Pflicht gemacht, vertauscht hatte mit der rauhen Einfachheit, die dem gewählten Berufe besser stand.

Und außerdem, die wenigen, wirklich vollkommenen Liebesfreuden, die er genossen, wollte er sich doch nicht besudeln lassen durch irgend welches billige und seiner nicht würdige Abenteuer. Vor einem Wegwerfen seiner Gefühle graute ihm.

IV.

Während des Oberförsters Erkrankung gab es im Quellenhayner Forsthause keinen gemeinsamen Mittagstisch. Der Major pflegte, wenn es die Witterung irgend zuließ, seine Mahlzeiten im Walde abzumachen, wie es die Holzfäller jahraus, jahrein taten, und an den Sonntagen aß er für sich allein auf seinem Zimmer.

Als aber allmählich dauernde Besserung im Befinden des Hausherrn eintrat, da konnte er sich einer Einladung Frau Annas, wenigstens Feiertags wieder zum Mittagbrot zu erscheinen, nicht entziehen. Er legte also seinen schwarzen Rock an. Seit langem befand er sich zum ersten Male wieder allein in weiblicher Gesellschaft.

Anna war durch die angestrengte Krankenpflege sehr herabgekommen. Ganz mager und durchsichtig erschien sie dem eigenen prüfenden Blicke, als sie sich ein wenig putzte für dieses Mittagessen und sich dabei genauer im Spiegel musterte. Sie mußte daran denken, was der Arzt damals in der Stadt gesagt hatte, daß sie etwas für ihre Nerven tun müsse. Wie hatte sie sich darüber gewundert! Aber jetzt wußte sie, was Nerven seien. Bei der geringsten Kleinigkeit traten ihr Tränen in die Augen, die Knie zitterten ihr, und die Augen brannten; wirklich erquickenden Schlaf hatte sie seit drei Monaten nicht gekannt.

Dazu das Verhalten des Rekonvaleszenten, der nicht bemerkte, daß seine Frau sich opferte, alles als selbstverständlich ohne Dank hinnahm, und der, je mehr sich seine Gesundheit kräftigte, desto unleidlicher wurde. An allem, was für ihn geschah, fand er zu mäkeln und geriet außer sich, wenn ihm nicht jeder Wunsch sofort erfüllt wurde.

Schreien hätte Anna oft mögen vor innerer Spannung. Das Schrecklichste war, daß sie den trostlosen Zustand stumm ertragen mußte, ohne die Möglichkeit, irgend wem ihre Not zu klagen, ohne je ein freundliches Wort zu hören oder einen Blick des Einverständnisses zu wechseln. So arm, so bettelarm an Glück und Liebe war sie sich noch nie vorgekommen.

Rüstädt bemerkte wohl ihre Blässe und das Zittern ihrer Hand, als sie die Suppe austeilte, aber er dachte nicht weiter darüber nach; natürlich, sie hatte ja einen kranken Mann!

Überhaupt hatte er sich bisher nicht viel mit dieser Frau beschäftigt, auch in Gedanken nicht. Das einzige, das ihm stärker an ihr aufgefallen, war etwas Un-

günstiges: eine gewisse Unsicherheit, die er auf mangelnden gesellschaftlichen Schliff zurückführte. „Sie hat keine Kinderstube gehabt!" Das war das harte Urteil, das Rüstädt zur Hand hatte, mit dem er sich über Erscheinungen an ihrem Wesen hinwegsetzte, die ihm hätten zu denken geben müssen.

Aber heute stimmte ihn die unverkennbare Verwirrung der jungen Frau zu Mitleid. Er wollte ihr darüber hinweghelfen. Allen Ernstes sann er über einen Unterhaltungsstoff nach, der ihr angenehm sein konnte. Über die Krankheit ihres Mannes zu sprechen, würde ihr vermutlich wenig lieb sein. Aber sicherlich hörte sie gern von ihrem Jungen. Er hatte vor einiger Zeit einen Brief vom kleinen Helmut erhalten — beantwortet war er noch nicht —, daran knüpfte er jetzt an.

So wie er von Helmut zu sprechen begann, ging eine Änderung in Annas Zügen vor sich. Glück strahlte aus ihren Augen, die Wangen färbten sich. Er fand auf einmal, daß sie eigentlich viel anmutiger sei, als ihm bisher aufgefallen war.

Sechs Wochen noch, so rechnete sie vor, dann war Ostern, dann würde sie ihren Jungen wieder haben. Der Major lobte den Brief, den er von Helmut erhalten hatte, seiner sauberen Handschrift und seiner netten Gedanken wegen. Er meinte, Helmut sei gut beanlagt und werde gewiß einmal ein tüchtiger Oberförster werden.

Während er darüber in scherzendem Tone sprach, verdüsterten sich die Züge der jungen Frau mehr und mehr. Eine wunde Stelle mußte bei ihr berührt worden sein. Er schwieg befremdet.

„Nein, Förster soll Mutchen nicht werden," meinte Anna, „wenigstens ich wünsche das nicht."

„Schließlich, das läge doch nahe!“ erwiderte Rüstädt. „Er ist in einem Forsthause aufgewachsen und hat Interesse für Wild und Wald. Was gäbe es denn auch Schöneres auf der Welt!“

Anna schüttelte den Kopf, schien etwas sagen zu wollen, schwieg aber.

„Sie scheinen anderer Ansicht zu sein, Frau Seltmann?“ fragte Rüstädt, dessen Neugier durch ihr merkwürdiges Verhalten nun doch rege geworden war.

„Ich kann diesen Wald nicht ausstehen!“ platzte sie auf einmal heraus, dabei einen Blick nach der Tür des Nebenzimmers werfend, wo ihr Mann lag. Rüstädt hatte ein völlig neues Gesicht vor sich, das ihn durch die Leidenschaftlichkeit seines Ausdrucks bestürzt machte.

„Sonderbar!“ sagte er, um nur etwas zu sagen. „Andere Leute sehnen sich nach dem Walde und seiner Schönheit.“

Sie hatte auf diese Bemerkung eine Geste der Verachtung. Daß es ihr mit ihren Worten ernst gewesen, sah er an den Tränen, die mit einem Male in ihren Augen erschienen.

„Vielleicht fühlen Sie sich etwas weggesetzt hier oben,“ sagte er, bestrebt, auf ihre Gedanken einzugehen. „Ich gebe zu, es mag sein Unangenehmes haben zuzeiten, zum Beispiel jetzt, wo Ihr Mann erkrankt ist. Aber schließlich, dafür haben Sie hundert andere Annehmlichkeiten als Ersatz . . .“

In diesem Augenblicke machte sich der Kranke im Nebenzimmer bemerkbar. Die Hausfrau stand vom Tische auf und begab sich zu ihm, den Gast allein lassend.

Wider Willen wurde Rüstädt Ohrenzeuge eines ehelichen Zwistes. Der Oberförster wollte durchaus von einem Gericht essen, das der Arzt verboten hatte. Anna

stellte ihm vor, daß die Speise sich nicht mit der Medizin vertrage. Aber Seltmann blieb eigensinnig auf seinem Willen bestehen. Die Worte, die er dabei gebrauchte, waren nicht gerade von der feinsten Art. Seinen Willen setzte er aber schließlich durch.

Der Major achtete den Oberförster als einen ganzen Mann, ja, er verehrte den alten Isegrimm; aber Seltmanns neueres Verhalten befremdete ihn. Das war nicht mehr Knurrigkeit, wie sie das Alter des Mannes und seine Krankheit hätten entschuldbar erscheinen lassen, das war Mangel an Zartgefühl, starkes Sich-gehen-lassen. Ihm war die ganze Szene äußerst peinlich. Unwillkürlich stellte er sich auf seiten des schwächeren Teiles. Seine Ritterlichkeit empörte sich, da er eine Wehrlose leiden sah.

Nach einiger Zeit kam Anna wieder zurück, verstimmt und verlegen. Sie bat um Entschuldigung; dabei traten ihr erneut Tränen in die Augen. Dann blickte sie zum Fenster, seinen Blick vermeidend, und Rüstädt hörte ihr Atmen.

Er wollte ihrem Kummer nicht auch noch die Beschämung hinzufügen. Als sei nichts geschehen, als habe er nicht das geringste bemerkt, begann er zu plaudern.

So war er auf einmal mitten drin im Erzählen von seinem früheren Leben; er gab Reiseerlebnisse, Anekdoten, dies und jenes aus der Gesellschaft und vom Hofe zum besten.

Er hatte sich nicht verrechnet. Bald saß ihm die junge Frau gegenüber, mit freudig belebtem Gesichte seinen Worten lauschend, ganz beherrscht von dem neuen Eindrucke, aller Kummer weggewischt. „Eine echte Frau!“ dachte er. Wie leicht war es doch, in

solchem Gemüte Regen und Sonnenschein abwechseln zu machen.

Man mochte zu den Frauen stehen, wie man wollte, es tat doch wohl, in solcher Gesellschaft zu sein, nachdem man so lange nur immer die rauhere Luft geatmet, die den Mann bei der Arbeit umgibt. Mal wieder die linde Atmosphäre, die eine Frau um sich verbreitet, — wie wohlig wurde einem dabei zumute! Das sanftere Organ, die gefälligeren Formen, all das Ästhetische zu genießen, das für den Mann seine liebenswerteste Verkörperung im Weibe findet. Rüstädt hatte das nicht mit Bewußtsein entbehrt; aber wie der musikalische Mensch, wenn er einige Zeit keine Musik gehört, elektrisiert wird vom Klange der ersten Geige, so ging es ihm hier. Eine Saite in seinem Innern, die lange unberührt geblieben, wurde in Schwingungen versetzt. Kleine Züge: ein Blick, der Tonfall der Stimme, ihr Lächeln, ihr Erröten erinnerten an Altbekanntes, Längsterlebtes. Wehmütiges Erinnern, fast wie Mitleid mit sich selbst, überkam ihn.

Als ihn die junge Frau bat, nach Tisch eine Tasse Kaffee bei ihr zu trinken, folgte er gern dieser Einladung. Und da sie ihn selbst zum Rauchen aufforderte, sprang er hinauf, um sich seinen türkischen Tabak zu holen. Er kam zurück, ein Album unter dem Arm, das er Anna vorlegte. Von der Mutter anfangend, erzählte er ihr dann, wen die einzelnen Bilder darstellten. Anna folgte ihm mit offenem Munde.

Der armen kleinen Frau wirbelte es im Kopfe. Von jeher hatte sie geheime Bewunderung für die ihr fremde Welt der vornehmen Leute empfunden. Und wie dieser Mann davon sprach! Leichthin scherzend nannte er Namen hochgeborener Personen; alles das,

wovor sie eine an Scheu grenzende Ehrfurcht empfand, erschien ihm als das Alltäglichste der Welt. Sein Wesen konnte einem den Atem versetzen!

Wie lächerlich eng und ärmlich mußte einem Manne, der solche Dinge erlebt hatte, hier alles vorkommen! Sie hätte in den Boden versinken mögen vor Scham, ihrer Kleidung, ihres einfachen Hausrats halber. Aber dann wieder fühlte sie aus seinen Worten heraus, daß er nicht hochmütig sei. Er prahlte nicht mit seinen Bekanntschaften und Erlebnissen; im Gegenteil, eine gewisse Geringschätzung ließ er für all das durchblicken. Es schien ihm ernst zu sein mit seiner Behauptung, daß er sich nirgends wohler gefühlt als hier oben in der Einsamkeit des Quellenhayner Reviers.

Seltsamer Mann! Wenn sie an seine bisherige Verschlossenheit dachte und daß sie eine Art von Angst vor ihm gehabt, weil er gar so ernst und zugeknöpft gewesen, mußte sie sich wundern über solche Wandlung. Heute plauderte und lachte er so natürlich und herzlich, daß er gar nicht anders konnte, als mittun. Und bei alledem diese gewählten Formen, die edle Sprache, die Höflichkeit, die er in Blick, Geste und Anrede zu legen verstand! Anna glaubte, so etwas noch nie erlebt zu haben. Es machte sie nur anfangs ein wenig verlegen, dann aber kam sie über ihre Befangenheit hinweg, und schließlich genoß sie die Anmut dieses Verkehrs mit wonnigem Behagen und wünschte sich nichts Besseres.

Als sich Rüstädt verabschiedete, um, wie er sagte, noch einen Gang in den Forst zu unternehmen, blieb sie auf ihrem Platze zurück wie verzaubert. Jedes Wort der Unterhaltung wiederholte sie sich. Es war eigentlich gar nichts so Außergewöhnliches gesprochen worden, nichts von Belang hatte sich ereignet; und doch

erschien es ihr, als sei heute in ihr Leben etwas Neues eingetreten. Wie einem Kinde ging es ihr, das durch einen schmalen Spalt Einblick bekommen hat in das Weihnachtszimmer.

Wie geistesabwesend ging sie den Rest des Tages umher, verträumt war sie die ganze Woche über. Mit einer verstohlenen Freude, die sie sich nicht recht eingestehen wollte, und doch auch mit innerem, bangem Erzittern sah sie dem nächsten Sonntage entgegen, der sie wieder mit dem Major zusammenführen würde.

Für Rüstädt war dieses Mittagessen und das Plauderstündchen nachher nur ein kurzes, schnell erledigtes Zwischenspiel gewesen, an das er kaum einmal flüchtig zurückdachte. Am Sonnabend ließ er der Hausfrau durch das Mädchen mitteilen, daß er am Sonntag nicht zu Tisch da sein werde.

Noch einmal war der Schnee gefallen, obgleich man bereits tief im März war. Der Major hatte sich ausgedacht, im Schlitten nach einem bekannten Aussichtspunkt jenseits der Landesgrenze zu fahren. Welch bittere Enttäuschung er damit der Hausfrau bereite, ahnte er nicht.

V.

Dem Schneefall war bald Tauwetter gefolgt. Die Zeitungen meldeten vom Steigen der Flüsse und von Wasserfluten, die drunten in der Ebene viel Schaden angerichtet haben sollten. Hier oben merkte man davon nichts; der Wald mit seinem moosigen Grunde sog das Schneewasser in sich ein und speicherte es vorsichtig auf, recht wie ein kluger Hausvater, der in Zeiten des Überflusses an magere Tage denkt, um später, wenn die Ebene

in Sommerdürre lechzt, von seinem Vorrate abgeben zu können.

Noch lag an schattigen Stellen in Abgründen und Schluchten der Schnee, aber am Waldesrande nach Süden zu, wo die Sonne anprallte, befreite sich schon junges Leben.

Die Anemonen gucken hervor. Ihre Pracht ist vergänglich wie Kindesschönheit; milchzart sind sie, im Blühen schon welkend, man würde sie gänzlich übersehen, wenn ihrer nicht so viele beieinander stünden. Ihre Geschwister, die Himmelschlüssel, halten noch zurück. Die Grashalme dagegen beginnen sich zu recken, jeder für sich, als wäre er was Rechtes. Es ist ein Leben und Streben des kleinen Volkes. Die Bäume sind noch tot oder scheinen wenigstens so; sie wollen sich die Maskerade zu ihren Füßen eine Weile mit ansehen, ihre Zeit kommt später. Erhaben blicken die hohen Fichten drein, sie haben den Rummel nun schon manch liebes Jahr gesehen; auf den Winter muß Frühjahr folgen, sie wissen es ganz genau, wozu sich so beeilen! — Die Salweide ist allen voraus auf dem Plane mit honiggelben und silbergrauen Kätzchen. Sie nimmt die Zeit wahr. Jetzt ist sie noch die Vielgesehene, die Allbewunderte; später, wenn sich aus ihrem Schmucke erst die unscheinbaren Blätter entwickelt haben werden, dann wird sie zum Aschenbrödel unter den schöneren Geschwistern. Auch mit der Birke geht etwas vor. Wie ein Schleier liegt es über ihrer jungfräulichen Gestalt. Überzart, spröde, durchsichtig, ein wenig gebückt steht der weiße Stamm, gekrönt von dem lila schimmernden Rutengewirr des Wipfels. Sie scheint selbst nicht zu wissen, wo das mit ihr hinaus will: diese tausend schwellenden Triebe zum Aufbrechen bereit. Bald wird auch sie in

Blüte stehen, hell leuchtend, lieblich und keusch mitten im Ernste des Schwarzholzes, wie ein Mädchen, das sich unter Männer verirrt hat.

Der Wald wartet, der treue Wald! Der Lenzeshauch, der jetzt mit seinen Wipfeln spielt, schmeichelt ihm nur; ganz anders hat der Wintersturm zu ihm gesprochen. Da ging es ums Leben. Wer da nicht stark war in Kern, Splint und Wurzelwerk, der lag, ehe er sich's versehen, zerschmettert am Boden.

Noch wirbelt eine Menge alten Laubes umher, friedlos, ratlos, jedem Windstoße preisgegeben — landstreichendes Volk, ohne Heimat.

Krähen stolzieren auf der nassen Wiese. Der Hase geht seinem verliebten Treiben im Unterholze nach, wo so leicht kein Auge hindringt. Die ersten Sänger üben schüchtern ihre Kehlen. Es ist Vorfrühling. Alles noch jugendlich schülerhaft, nur so versuchsweise. Das Große soll erst noch kommen, das fühlen auch diese Kleinen.

Über den Bergen liegt ein Dunst, milchweiß ist der Himmel, die Erde buntscheckig, braun der Sturzacker, gelbgrau Stoppel und Brache, dazwischen hie und da eine saftgrüne Wintersaat. Dieses Grün, so prächtig leuchtend unter all den alten, toten, schmutzigen, bleichsüchtigen Tönen. Wie sich das so hat unter der Schneedecke entwickeln können! — Man kann auch leben in Kälte und Finsternis, abgeschlossen von allem Licht, aller Freiheit, fern aller Wärme, unter eisiger Decke. Einmal muß der Schnee ja doch schmelzen, einmal wird die Saat den blauen Himmel über sich lachen sehen, einmal muß es doch Frühling werden . . .

Anna sah von diesen stillen Wandlungen des Lebens nichts. Seit Monaten vegetierte sie in der dumpfen

Luft des Krankenzimmers. Und doch stieg ihre tief gesunkene Zuversicht und Lebensfreude unmerklich, unaufhaltsam, wie der Saft im Baume steigt aus unerforschter Quelle, von wunderbaren Kräften getrieben und angezogen, bis er alle Zweige erfüllt hat hinauf zu den äußersten Enden. Auch sie stand voll zurückgedrängter Lebenslust, bereit zum Grünen, des Sonnenblickes wartend, der alle ihre Blüten mit einem Male wachküssen würde.

Träumerisch und in sich gekehrt ging sie einher all die Zeit über. Die häuslichen Pflichten erfüllte sie mit Hingabe. Mit zarterer Hand noch als vordem pflegte sie den Rekonvaleszenten. Innige, feierliche Frömmigkeit erfüllte sie allen Menschen gegenüber. Als trage sie Feiertagskleidung, so kam sie sich selbst vor; als schwebe etwas in der Luft wie Veilchenduft war es ihr zu Sinne. Alles schien gewandelt, verjüngt, jedes Ding, jeder nüchterne Vorgang hatte an Bedeutung gewonnen. Sie stand mit einem Male von Ehrfurcht ergriffen vor dem Leben, das so viel besser war, als sie es je geahnt.

An die Zukunft dachte Anna nicht, wollte sie nicht denken. Sie begehrte nichts, die Gegenwart war so schön. Was etwa noch kommen konnte, mußte ja den zarten Schleier, der jetzt die Dinge umgab, zerstören.

Sie sah den Major nur ganz selten. Früh in zeitiger Morgenstunde hörte sie ihn sein Zimmer verlassen und die Treppe hinabgehen. Dann pflegte er den Hundezwinger zu öffnen, um Unkas herauszulassen. Anna konnte das von ihrem Zimmer aus sehen. Dreißig Schritt nur von ihr entfernt stand er da unten, nicht ahnend, daß er beobachtet werde. Wie der Hund wedelnd an ihm emporsprang, außer sich vor Freude,

den Herrn wieder zu sehen, wie der Herr sich zu dem edlen Tier niederbeugte, es zu liebkosen. Sie konnte sich an dem einfachen Vorgange, der sich jeden Morgen wiederholte, nicht satt sehen.

Dem Manne, den ihre Gedanken so umschwebten, zu begegnen, vermied sie. Sie scheute sich vor dem Zusammensein mit ihm. Mußte er ihr nicht ansehen, wie es mit ihr stehe!

Ganz für sich wollte sie ihr Geheimnis behalten, es behüten, davon zehren, aber von keinem Auge seine Heimlichkeit entweihen lassen.

Oberförster Seltmann war jetzt wieder so weit hergestellt, daß er an sonnigen Tagen, gut verwahrt, in der Laube vorm Hause sitzen konnte. Hier empfing er die Frühjahrssonne, die seinen alten Gliedern wohl tat, aus erster Hand. Rüstädt suchte ihn dort gelegentlich auf und berichtete ihm über den Fortgang der Kulturarbeiten. Der Alte erteilte seine Anweisungen und Befehle: daß dort Hügelpflanzung gemacht werden müsse, während an einer anderen Stelle Saat angezeigt sei; wo Fichte, wo Kiefer, wo Tanne hinkommen solle.

Jetzt im Frühjahr drängte die Arbeit, und Seltmann verwünschte oft genug mit kräftigen Ausdrücken sein Leiden, das ihn gerade in dieser wichtigen Zeit dem Forste fern hielt. Rüstädt übernahm gern die Beaufsichtigung der Pflanzerkolonnen. Eintönig schien es zwar, vom frühen Morgen bis in die sinkende Nacht dazustehen und einem Haufen Weiber und halbwüchsiger Kinder auf die Finger zu sehen, daß die Entfernung der einzelnen Pflanzen genau innegehalten, die Hügel nicht zu niedrig angehäuft, die Bäumchen richtig in das Erdreich eingedrückt und die Wurzeln mit Boden bedeckt würden. Aber auch hier half ihm wieder die

Freude an der Sache, welche ihm nichts unwichtig erscheinen ließ.

So hatte Rüstädt noch nie das Erwachen der Natur beobachten können wie in diesem Frühling, so aus nächster Nähe. So hatte er sich selbst noch nie als ein Teil gefühlt der wachsenden, sich verjüngenden Welt. Die milden Lüfte umschmeichelten ihn wie die Wellen eines linden Bades, er fühlte, wie die Liebkosung eines jeden Sonnenblickes auch in ihm etwas hervorlockte: ein Keimen und Sprossen, das die Hüllen sprengen wollte, ein Pochen des Blutes, ein machtvolles Emporquellen aus dem innersten Grunde allen Seins.

Wenn sein Blick über die feinen Konturen der fernen Berge schweifte, Formen, die ihn in ihrer edlen Keuschheit oftmals entzückt hatten, dann fühlte er, daß ihn das heute nicht befriedige. Er wollte etwas ihm Näheres, eine minder kalte, nicht unerreichbare Schönheit. Und wenn abends der Ruf der Holztaube aus den Wipfeln erklang, ein langgezogener gurrender Laut, der um Erhörung warb, dann wußte er, was es sei, fühlte er eine leere Stelle, ein sehnendes Verlangen, fast wie einen körperlichen Schmerz.

Was für ein Tor man doch war! In seinem Alter noch nicht über dergleichen hinaus zu sein! Und doch, was konnte der Mensch dafür, wenn auch in ihm wie in Grashalm, Baum und Tier der Frühling den Kreislauf des Lebenssaftes beschleunigte! War es ein Unrecht, die Natur ihre stillen Wunder wirken zu lassen?

* * *

Helmut war zu den Osterferien eingetroffen. Er zeigte sich vom ersten Tage ab merkwürdig still und machte nicht den Eindruck eines Jungen, der, auf vierzehn

Tage vom Schulzwange befreit, im Elternhause Freiheit genießen darf.

Natürlich fiel der Mutter sein verändertes Wesen auf. Sie nahm den Jungen beiseite und fragte ihn aus. Nach einigem Zögern und Winden kam es denn heraus: er hatte keine guten Zensuren.

Mit Ach und Krach war er versetzt worden. In Aufmerksamkeit und Fleiß hatte er „ungenügend", und in einem Briefe, den ihm sein Pensionsvater an die Eltern mitgegeben, stand zu lesen, daß Helmut, nachdem er bisher stets Eifer an den Tag gelegt, sich im letzten Quartal auffällig zerstreut und nachlässig gezeigt habe. Zurückgeführt wurde diese Wandlung auf allzu eifriges Lesen von Indianergeschichten, die dem Jungen den Kopf völlig verdreht hätten.

Das war nun freilich schlimm! Unter Tränen versprach der Junge seiner Mutter, daß er sich in Zukunft bessern wolle. Sie war ihm nicht einen Augenblick böse, die schlechte Zensur machte auf sie nur geringen Eindruck. Aber mit Helmut fürchtete sie sich vor dem Vater, der keinen Spaß verstand. Wie würde er die Nachricht aufnehmen, gerade jetzt, wo er besonders grillig und leicht erregt war! Die größte Angst hatte sie davor, daß sich der Oberförster wieder an seinen Verwandten, Pastor Waibel, wenden könne, der ja damals Helmuts Entfernung aus dem Elternhause veranlaßt hatte. Dieser Herr war in letzter Zeit mehr als einmal dagewesen, um den Kranken zu besuchen und zu trösten, — wie Anna, die ihm nie viel Gutes zugetraut hatte, aber stillschweigend annahm: um zu schnüffeln. Wenn sich Pastor Waibel etwa in die Sache mischte, dann wußte sie genau, daß der Ausgang für ihren Jungen schlimm sein werde.

Guter Rat war teuer. Sollte man den Brief mit seinem bösen Inhalt vielleicht zu verheimlichen suchen, bis Mutchens Ferien vorüber, damit der Zorn des Oberförsters dann nur sie treffen könne und nicht mehr das Kind? Und doch auch widerstand es ihr, den Jungen zum Mitwisser solcher Heimlichkeiten zu machen. Wenn ihr nur jemand hierin hätte einen Rat geben können!

Auch der Major merkte etwas. Das gedrückte, kopfhängerische Wesen des Knaben, der doch früher so offen und lebenslustig gewesen, fiel ihm auf. Aus Helmut selbst war nichts herauszubekommen. Rüstädt fragte daher eines Tages die Mutter, als er sie zufällig begegnete, darüber aus.

Anna zögerte mit der Antwort; seine Anrede kam ihr zu überraschend, verwirrte sie völlig. Und doch durchzuckte es sie freudig, daß er ihr Gelegenheit bot, ihr Herz auszuschütten. Denn im geheimen hatte sie keinen heißeren Wunsch, als sich ihm anzuvertrauen. Wenn es einen Menschen gab, der hier helfen konnte, so war er es, er mit seinem feinen Takt, mit seiner vornehmen Herzensgüte!

Sie hatte überhaupt ihm gegenüber das Gefühl, daß er vieles in ihrem Leben zurechtrücken könne, wenn er nur wollte. Woher ihr die Zuversicht kam, wußte sie nicht, aber eins stand für sie fest: er war gütig und freundlich. Sie sah es seinen Augen an, fühlte es aus seinem Lächeln heraus, erkannte es an tausend kleinen Zügen, die nur eine Frau beobachtet: er war ein guter Mensch. Ihm konnte man Vertrauen schenken, ihm durfte man glauben. Er würde gewiß auch hierin das Rechte für sie finden!

Nachdem der erste Schreck über seine unvermutete

Anrede gewichen, war ihr die Zunge gelöst. Sie sprach offener, als sie es selbst jemals für möglich gehalten hätte zu ihm, über eine Angelegenheit, die doch zu den intimeren des Familienlebens gehörte.

Rüstädt nahm sofort lebhaften Anteil an der Sache. Er fühlte sich selbst in gewissem Grade schuldig an Helmuts Mißgeschick; denn er war es ja gewesen, der dem Jungen zu Weihnachten den „Lederstrumpf" geschenkt hatte. Die Folgen taten ihm herzlich leid. Auch die Sorge der Mutter begriff er und vermochte sie mitzufühlen. Er wünschte, wenn es irgend anging, eine harte Züchtigung von seinem jungen Freunde fernzuhalten. Aber gegen den Gedanken, dem Vater die unangenehme Nachricht vorzuenthalten, war er durchaus eingenommen. Das würde einer Unterschlagung gleichkommen, die sich früher oder später doch bestraft machen werde. Aber er erklärte sich bereit, die Vermittelung beim Oberförster zu übernehmen. Da er selbst ja die unschuldige Ursache gewesen zu dem Unglück, wollte er auch die Folgen auf seine Kappe nehmen. Er würde also vor den Vater treten, ihn mit dem unerfreulichen Inhalt des Briefes und der Zensur bekannt machen und, wenn nötig, das Strafgericht verhindern.

Die Dankbarkeit, welche die junge Frau an den Tag legte, erschien dem Major etwas überschwenglich. Was für sonderbare Wesen waren doch diese Frauen! Sie zitterten vor einem Nichts, das die Phantasie zu einem Ungeheuer aufgebauscht hatte; über einem drohenden Wölkchen, das sich zeigte, konnten sie all Fassung verlieren, und die Aussicht auf eine glückliche Wendung versetzte sie sofort wieder in den siebenten Himmel.

Dem Oberförster gegenüber hatte Rüstädt keinen

allzu schwierigen Stand. Seltmann war einer von denen, die für das ruhige Wort eines vernünftigen Mannes stets offene Ohren haben, während ihn die unausgeglichene Art der Frauen mit ihren Gedankensprüngen verstimmte und widerhaarig machte. Als der Major ihm die Sache auseinandergesetzt und dabei seine eigene Mitschuld nicht übergangen hatte, fand der alte Mann gute Laune genug, zu erklären, daß er diesmal Gnade für Recht ergehen lassen wolle, da der Junge solche Fürsprache gefunden habe.

Natürlich vermehrte dieser Zwischenfall die Verehrung, welche Helmut für den Major hegte, noch um ein Großes. Rüstädt aber beschloß, seinen Einfluß auf das Kind zu benutzen, um es zum Guten zu leiten. Er nahm dem Jungen das Versprechen ab, sich eine Zeitlang jeder zerstreuenden Lektüre zu enthalten. Den Ehrgeiz des leicht beweglichen Knaben wußte er zu entzünden, indem er ihm ausmalte, wie erhebend das Gefühl sein werde, wenn er zum nächsten Halbjahrswechsel bessere Zensuren heimbringe, als er je zuvor gehabt. Ja, er ließ sich so weit herab, den Jungen bei den Ferienarbeiten zu unterstützen, ihm zu helfen, daß er die Scharte auswetze.

Das drohende Ungewitter hatte sich also dank dem Eingreifen des Majors in hellsten Sonnenschein verwandelt.

Dankbarer noch als das Kind war ihm die Mutter, die ihren Glauben bestätigt gefunden hatte.

* * *

Einer der Unterförster des Quellenhayner Forstes feierte seine silberne Hochzeit. Oberförster Seltmann wünschte, daß seine Frau für ihn dazu gehen solle, da

er selbst noch nicht so weit hergestellt war, um sich die Teilnahme an einem solchen Feste zu gestatten.

Anna ging ungern; sie wußte, welcher Art die Geselligkeit sei, die sie dort zu erwarten hatte. Sie war mit den Frauen der Forstleute ringsum nie recht warm geworden, und der derbe Ton, der unter den Männern herrschte, war ihr ein Greuel.

Auch Major von Rüstädt war eingeladen worden. Er hatte angenommen, weniger der Unterhaltung wegen, an der ihm nichts gelegen war, als in dem Wunsche, bei dieser Gelegenheit einmal die Vertreter der grünen Farbe in zwangloser Weise kennen zu lernen.

Es war an einem Sonntag. Helmut war bereits aus den Ferien in die Schule zurückgekehrt. Anna ließ sich von Schrupper fahren. Rüstädt, dem ein Platz im Wagen angeboten worden, zog es vor, bei herrlichem Frühjahrswetter zu Fuß zu gehen. Er kannte die alte Chaise zu Genüge und wußte, daß auf schlechten Waldwegen darin zu kutschieren kein Vergnügen sei. Auch scheute er sich vor einer stundenlangen Fahrt in Gesellschaft der Frau Oberförster. Die Sache konnte ihre Längen bekommen, denn viel zu sagen hatte man sich ja doch nicht.

So ein einsamer Gang durch den Wald, allein mit Unkas, der nicht störte, beim Genießen eines schönen Bildes nicht durch das weibliche „Ach, wie reizend!“ aus jeder Stimmung geworfen — das war sein Glück, seine Leidenschaft. Er kannte in seiner gegenwärtigen Verfassung keinen innigeren Wunsch, als den Rest des Lebens in dieser beschaulichen, einfachen Weise zu verbringen, unbelästigt durch die komplizierten Ansprüche, welche die große Welt da draußen an einen stellte, ungestört auch durch Begierden, die das Gemüt beunruhigten und verwirrten.

Rüstädt kam als letzter der Geladenen. Er fürchtete beinahe, daß man auf ihn gewartet habe. In einem nicht allzu großen Zimmer, wie es eine Försterei eben bietet, fand er eine für den Raum viel zu zahlreiche Gesellschaft versammelt. Meist waren es Forstleute mit ihren Ehehälften. Männer, denen Gesundheit und Abhärtung aus dem wettergebräunten Angesicht strahlte; stattlich und schmuck nahmen sie sich aus in ihren grünen Uniformen. Rüstädt und Pastor Waibel waren die einzigen Schwarzröcke in der Gesellschaft.

Man hatte Herrn von Rüstädt den Ehrenplatz gegeben, neben der Silberbraut. Ihm zur Linken war die Frau Pastorin gesetzt worden. Man saß sehr eng und seinem Gegenüber nahe an einem schmalen Tische, der sich durch die offene Tür ins Nebenzimmer erstreckte.

Die Unterhaltung war von vornherein laut. Zwischen den einzelnen Gerichten gab es lange Pausen, die von den Gästen dazu benutzt wurden, manchen mehr oder weniger launigen Trinkspruch auszubringen. Besonders Ausgiebiges leistete darin der geistliche Herr, der gleich nach der Suppe das Jubelpaar hatte leben lassen und nun bei jedem weiteren Gange mindestens eine Rede hielt. Auch der Major fiel ihm zum Opfer, den er als einen „aus der auserlesenen Zahl der wenigen Begünstigten, den Stufen des Thrones Nahestehenden" bezeichnete. Rüstädt war von solchem Ruhme wenig angenehm berührt.

Noch unangenehmer aber wurde ihm das Verhalten seiner Nachbarin, der Gattin des Geistlichen. Diese Frau hatte es sich in den Kopf gesetzt, von Herrn von Rüstädt zu erfahren, warum er den Hofdienst quittiert habe.

Der Major versuchte, um so indiskreten Aus-

forschungen zu entgehen, ein Gespräch mit der Hausfrau zu seiner Rechten anzuknüpfen; aber das war nicht so leicht, denn diese gute Frau befand sich in steter Sorge um den Gang des Mahles. Bald fürchtete sie, daß eines von den Mädchen eine Schüssel fallen lassen könne, dann wieder war sie in Angst, daß ein Gericht nicht zureichen werde. Ein paarmal während des Essens stand sie auf, um in der Küche nach dem Rechten zu sehen.

Mit solchem Quecksilber eine Unterhaltung in Fluß zu halten, war schwer, und so fiel denn Rüstädt immer wieder der redseligen Pastorin zum Opfer. Sie begann über Seltmanns zu sprechen, die sie ja als Verwandte ihres Mannes genau kenne. Die Dame verbreitete sich über frühere und jetzige Vorgänge im Quellenhayner Forsthause, über das sie äußerst genau unterrichtet schien. Haarklein erzählte sie Annas Vorgeschichte, nach der niemand sie gefragt hatte, schilderte das Leben in Annas Elternhause, das sie als leichtfertig und üppig bezeichnete, die Hoffart des jungen Dinges, das mit mehr als einem Manne kokettiert habe. Dann war der plötzliche Tod des Vaters gekommen, mit dem pekuniären Zusammenbruche im Gefolge. Nun waren die Freier natürlich weggeblieben. Anna mußte Gott danken, daß Seltmann sie schließlich noch zur Frau genommen. Statt aber dafür dankbar zu sein, spiele sie die Hochmütige. Mit niemanden in der Gegend habe sie Verkehr, nichts sei gut genug für sie, dem Oberförster mache sie das Leben schwer.

Rüstädt hatte wiederholt versucht, der giftigen Klatschsucht dieser Dame Einhalt zu tun, — vergeblich! Die Worte flossen ihr in halblautem Getuschel wie Honigseim von den Lippen. Bei dem lauten Durch-

einandersprechen, dem Klappern von Messern, Tellern und Gläsern stand nicht zu befürchten, daß jemand sie hören werde. Aber wie alle feinfühlenden Menschen empfand auch Rüstädt ein starkes Gefühl der Beschämung für jedes Zeugnis niedriger Gesinnung, das andere ihm gegenüber an den Tag legten. Das, was er hier über Frau Seltmann zu hören bekam, ließ ihn völlig unbeeinflußt; er glaubte der Erzählerin nicht, der Grund ihrer Entrüstung war zu durchsichtig.

Im Gegenteil, in dieser Beleuchtung gesehen, erschien ihm Anna nur um so sympathischer. Die Ärmste! Jetzt verstand er ihre Abneigung gegen das Leben hier, gegen ihre Umgebung. Sie war eine ganz andere Atmosphäre gewöhnt, war eine Pflanze, die, an einen rauhen Standort verpflanzt, nicht gedeihen konnte.

Unwillkürlich schweifte sein Blick nach der Richtung hin, wo Anna saß. Nein, wirklich, sie paßte nicht in diese Umgebung! Offenbar litt sie unter dem Lärmen und den derben Späßen, die jetzt, wo der Wein die Zungen zu lösen begann, sich ungeniert hervorwagten.

Man konnte Frau Anna nicht nachsagen, daß sie übertrieben elegant gewesen sei, und von der Hoffart und Eitelkeit, welche die Pastorin ihr nachsagte, sah man nichts an ihrem äußeren Menschen; aber doch stach sie von ihrer Umgebung stark ab. Für ihre zarten Farben und den feinen Schnitt ihres niedlichen Köpfchens bildeten die Erscheinungen der sicherlich seelensguten, aber herzlich plumpen Förstersfrauen mit ihren geröteten Wangen und plumpen Taillen den denkbar günstigsten Gegensatz.

Mit einem Male fühlte Rüstädt ein starkes Interesse in sich erwachen für dieses Wesen. Schade! —

Unwillkürlich ergriff ihn Bedauern, daß so viel Anmut ungenossen verkümmern solle.

Das Mahl zog sich noch lange hin und der spätere Nachmittag kam heran, ehe man ans Aufstehen dachte.

Rüstädt bemerkte, daß Anna angegriffen aussah. Ihm selbst war auch nicht gut zumute; der Wein war nicht zum besten gewesen und die Luft wurde nachgerade unerträglich. Er trat zu der jungen Frau und fragte sie, ob er etwas für sie tun könne. Anna bat, er möge ihr den Wagen bestellen. Sofort machte sich Rüstädt daran, Schrupper zu suchen.

Der war nicht so leicht zu finden. Pferd und Wagen hatte er, da bei dem Försterhause keine Ausspannung war, eine halbe Stunde entfernt im nächsten Dorfgasthofe untergebracht. Schrupper selbst wurde schließlich in der Küche entdeckt, wo er sich's bei Essen und Trinken hatte gut sein lassen. Sein dunkelroter Kopf, die lallende Sprache und der unsichere Gang ließen keinen Zweifel aufkommen, in welchem Zustande er sich befand.

Der Major ließ Frau Seltmann nicht im Unklaren darüber, wie es um ihren Kutscher stehe; er konnte unmöglich dazu raten, sich Schrupper anzuvertrauen.

„Dann gehe ich zu Fuß; es ist ja noch Tag!" rief Anna.

„Wenn Sie gestatten, werde ich Sie begleiten," sagte Rüstädt.

Anna errötete, erwiderte jedoch nichts. Der Major schloß daraus, daß sein Vorschlag angenommen sei.

Man zögerte nicht lange mit der Ausführung, denn Rüstädt rechnete aus, daß sie gerade noch vor Anbruch der Dunkelheit die Oberförsterei erreichen könnten. Er verabschiedete sich von Wirten und Gästen,

pfiff Unkas heran und schritt bald darauf neben der jungen Frau fürbaß durch den Wald.

Anfangs schwiegen sie beide, Anna bedrückt durch das Alleinsein mit ihm. Dann fing der Major an zu plaudern, von Helmut sprach er und was der Junge wohl jetzt treiben möge. Im Anschlusse daran erzählte er ein paar lustige Streiche aus seiner Schülerzeit. Bald hatte er die Genugtuung, die junge Frau munter lachen zu hören.

Auch ihr war auf einmal die Zunge gelöst. Sie sprach über die Gesellschaft, die man eben verlassen hatte, machte sich sogar ein wenig lustig über Ton und Manieren, die dort geherrscht, und erzählte, nicht minder boshaft als die Frau Pastorin, daß die gute Frau Waibel kein Dienstmädchen länger als ein Vierteljahr in ihrem Pfarrhause zu halten vermöge.

Rüstädt glaubte eine ganz andere Person vor sich zu haben. Sicherlich, das war nicht die Anna, die bei Tisch mit ihren leidenden, nervös gespannten Zügen sein Mitleid wachgerufen hatte. Aber sie gefiel ihm auch so, in diesem natürlichen Gewande, wie sie der weiblichen Klatschsucht munter ihren Zoll entrichtete.

Der Weg ging bergab, bergauf, durch wechselnde Bestände. Hie und da gestattete eine Schneise oder ein Durchhieb, wie durch ein Guckloch, überraschenden Ausblick.

Der Frühling war nun ganz ins Land gekommen. Nicht mehr der Vorfrühling war es, der in karger Sprödigkeit mit seinen Gaben geizt; der volle, sieghafte Lenz hatte Einzug gehalten, hatte sein Füllhorn in der Gebelaune eines jungen, reichen Fürsten ausgeschüttet. Die Fluren drunten im Tal prangten wie ein vielfarbiges Mosaik, in der Ferne tauchte hie und da die

blaue Masse eines Berges auf, und all das in der würdigen Umrahmung des Forstes.

Aber auch der Wald fing an, sich zu schmücken; ein ernster Mann, der sich doch auch einmal Blüten ins Haar flicht. Fichte und Tanne standen dicht behangen mit lichtgrünem Maiwuchs. Am Boden leuchtete es von Moosen, Kräutern und Farnen. Der Waldmeister breitete seine blühenden Matten über die braunrote Laubstreu vom Jahre zuvor. Wie die imposante Gewalt eines Männerchors den süßen Zauber der Frauenstimme doppelt zur Geltung bringt, so stand dort mitten im dunkeln Tannenforst eine Gruppe Buchen mit silberigen Stämmen im zartesten Duft ihrer jungen Blätter. Wie Kerzen funkelten die gelben Blüten des Ahorns. Die Birke war schon ganz in ein grün schillerndes Wölkchen gehüllt. Und all diese Triebe dufteten würzig und stark. Die Luft schien geschwängert von Kraft und Lebenslust.

Die Sonne stand tief und im dichten Holze herrschten bereits die Schatten der Dämmerung. In ihrer ganzen Glorie leuchtete dann die Scheidende auf, wenn sie in einer Lücke zwischen den Stämmen auftauchte. Unwillkürlich waren die beiden wieder schweigsam geworden, gepackt von der Größe der wechselnden Bilder.

Anna hatte diesen Weg schon einigemal, meist in Gesellschaft ihres Mannes, zurückgelegt. Aber es war ihr, als gehe sie ihn heute zum ersten Male. Jetzt wußte sie mit einem Male, daß die Welt schön sei, schön und voller Wunder. Nie hatte sie bisher geahnt, was Frühling sei; eine Jahreszeit war so ziemlich für sie gewesen wie die andere. Jetzt empfand auch sie den Rausch, der aus all diesen, die Welt erneuernden

Säften und Düften aufstieg. Ihr Herz klopfte im Fieber der Spannung. Irgend etwas mußte sich ereignen, etwas Unerhörtes. Sie stand in gläubiger Erwartung eines Außergewöhnlichen, das in ihr Leben treten sollte, alles von Grund aus umgestaltend, wie hier der Frühling die ganze Welt verjüngt hatte.

Die Sonne war untergegangen. Aus der Dämmerung wurde Dunkelheit. Nur über dem Wege der Streifen Himmel, an dem jetzt allmählich die Sterne still leuchtend hervortraten, blieb heller. Zu beiden Seiten lag eine dunkle Wand: der Forst.

Rüstädt hatte sich verrechnet. Am Morgen war ihm der Weg viel kürzer erschienen, man würde spät zu Haus sein, — aber er bereute es nicht.

Der Abend war mild. Noch betäubender fast wie am Tage dufteten Blumen und Blätter. Stimmen, die im Lichte geschwiegen, wurden laut. Dort ließ ein Nachtvogel seinen melancholischen Ruf erschallen; ein Rehbock, der im Holze gestanden, schreckte plötzlich mit tiefer, fast menschlicher Stimme dicht neben dem Wege und polterte davon. Über der Waldwiese lagen dichte Nebelschwaden. Ein unheimlicher Ort war das, mit einem weit bekannten alten Wahrzeichen. Ein Stein stand errichtet, darauf zwei verschlungene Herzen eingegraben unter einem Kreuz. Ein Forstmann, so ging die Sage, dem die Frau untreu geworden, hatte sich hier an ihr und ihrem Liebhaber gerächt.

Schweigend gingen Rüstädt und Anna hier vorbei, sich getrennt zu beiden Seiten des Weges haltend. Ein Fichtendickicht kam; wieder tiefe Dunkelheit. Man war jetzt schon auf Quellenhayner Grund, in einer halben Stunde mußte man zu Hause sein. Unkas, der bis dahin still neben seinem Herrn hergeschritten war,

begann plötzlich leise zu knurren, als wittere er Verdächtiges, und schlug dann kurz an.

Anna eilte zum Major und ergriff seinen Arm. „Es ist nichts!“ sagte er. „Haben Sie keine Angst!“ Dabei umfaßte er aber doch seinen Stock fester.

Der Hund beruhigte sich wieder. Eine kurze Weile ließ die Frau ihren Arm in dem seinen. Er fühlte, wie ihre Hand zitterte. Für einen Augenblick überkam ihn die Versuchung, diese kleine Hand zu ergreifen und an sein Herz zu drücken. Aber es war eine Aufwallung, die ebenso schnell verschwand, wie sie aufgetaucht war. Er redete ihr vielmehr zu, wie man einem hilflosen Kinde zuredet, das sich im Dunkeln fürchtet.

Anna schritt neben ihm gesenkten Hauptes. Wie wohl das tat! Wenn man hätte so wandern können, immer fort, weit weg! —

Der Gedanke, jetzt in ihr Haus zurückzukehren, schien ihr unmöglich. Ins Elend zurück! Den nüchternen Tagesdienst häuslicher Pflichten genau wieder da antreten, wo sie ihn verlassen.

Nein, sicherlich, zwischen hier und der Oberförsterei mußte sich etwas ereignen. Das Große, auf das sie wartete, würde geschehen! Der neben ihr, zu dem sie ein Vertrauen hegte ohne Grenzen, würde ein Wort sprechen, eine Tat tun; ihm war ja alles möglich! Und hätte er plötzlich einen Zaubermantel entfaltet, der sie beide davongetragen in himmlische Gefilde, er sollte sie bereit gefunden haben. Nicht gewehrt hätte sie sich, einfach sich hingegeben, mit selig zu ihm aufgerichtetem Blicke.

Rüstädt ahnte nichts von dem, was in ihrer Seele vorging. Er hörte zwar ihr schnelleres Atmen, fühlte

den Druck ihrer Hand fast krampfartig auf seinem Arme. Alles das schrieb er auf Rechnung ihrer Ängstlichkeit. Er bemitleidete sie wirklich, und noch viel weniger als vorher konnte es ihm beikommen, ihre Schwäche auszunutzen.

Als sich die Bäume teilten und man an den Rand der Feldmark kam, von der die Oberförsterei umgeben lag, blieb der Major stehen und sagte in dem Gefühl, einer Antwort überhoben zu sein, unwillkürlich aufatmend: „Da wären wir! Sie werden auch froh sein, wieder zu Ihrem Manne zu kommen."

Mit jähem Rucke ließ Anna den Arm ihres Begleiters fahren. Hastig, so daß er ihr kaum zu folgen vermochte, eilte sie dem Hause zu.

VI.

Rüstädt konnte sich nicht länger darüber täuschen: er wurde geliebt. Tausend Kleinigkeiten bestätigten es ihm. Ihr verschämtes Erröten, wenn sie einander im Hause begegneten, die Art, wie sie ihn zu meiden suchte, um doch immer wieder in seine Nähe gezogen zu werden, die verstohlenen Blicke, die er plötzlich auf sich gerichtet fühlte, wenn er jetzt wieder mit dem Ehepaar zu Tisch niedersaß, und ihre Verwirrung, wenn er sie bei solchem Blicke ertappte.

Es ist etwas Außerordentliches für den Mann, das Erkennen, daß ein Weib ihn liebt. Wie ein starker Wein wirkt es, das Blut tief erwärmend, ja um vieles berauschender noch, dieses Bewußtsein, daß ein anderes Sein sich mit dem deinen zu vereinen begehrt. Das löst im männlichen Empfinden ein Triumphgefühl, dem nichts gleichkommt.

Und gerade, daß er so gar nichts dazu getan, daß diese Liebe über ihn gekommen war wie ein Naturereignis, jäh und überraschend, das machte sie ihm zum ergreifenden Wunder. Bei allen bisherigen Liebesverhältnissen war er der begehrende Teil gewesen; hier bot sich ihm ein Wesen an, für dessen Lieblichkeit ihm die Augen erst eigentlich aufgingen, da er ihrer Neigung gewahr wurde. Wie eine Blume, die am Wege steht und spricht: ich bin da! Sollte er vorüberschreiten, an sich haltend, sittlich stark wohl, aber auch um ein Glück ärmer, wie ihm wohl noch keines so verlockend gewinkt hatte?

Er stand in dem Alter, wo man sich nicht mehr mit der Keckheit des Jünglings in ein Liebesabenteuer stürzt. Das Leben hatte ihm ein Gefühl der Selbstverantwortlichkeit anerzogen. Er wußte, daß jede Tat Folgen hat und daß nirgends genauere Abrechnung gehalten wird als in Liebesdingen. Er wußte auch, daß der entfesselten Leidenschaft Zaum und Zügel anzulegen unmöglich ist. War der Zunder einmal entzündet, dann flammte der Stoß in rücksichtsloser Flamme auf. Hier gab es nur ein Entweder — Oder: Hingabe oder Flucht.

Aber sein Alter und seine gereifte Erfahrung wurden auch wieder zum Fallstrick für ihn. Die Erinnerung an Genossenes begleitete ihn auf Schritt und Tritt, ein melancholisches und doch erwärmendes Gefühl, wie man es wohl hat, wenn man in alten Büchern eingepreßte Blumen findet und entdeckt, daß sie doch noch einen schwachen Duft ausströmen.

Sollte er denn wirklich verzichten auf dieses Süßeste, was die Erde bot? Das Leben schien so arm ohnedem! Wahrlich, dann war das Alter wirklich angebrochen mit

seiner grauen Langeweile, wenn man auf die Gefühle verzichtete, die einem wie keiner anderen Kraft, Eigenart und Persönlichkeit zum Bewußtsein brachten.

Mehr als einmal kam ihm der Gedanke, sich der Versuchung durch die Flucht zu entziehen. Die Gelegenheit, jetzt hier abzuschließen, war gerade günstig, wo die Kulturarbeiten beendet waren. Er hatte nun alles, was es im praktischen Forstbetrieb gab, kennen gelernt, und das war ja sein ursprünglicher Plan gewesen. Freilich lautete sein Kontrakt mit Oberförster Seltmann auf ein Jahr, aber sicherlich konnte der ohne große Schwierigkeiten gelöst werden.

Aber es war ihm doch nicht recht ernst mit dem Plane, zu verreisen. Wo sollte er auch hingehen? Etwa auf die Akademie zurück? Das Semester hatte ja schon vor einiger Zeit begonnen! Und dann graute ihm auch vor dem Hörsaale, nachdem er den lebendigen Wald kennen gelernt hatte. Noch nie glaubte er die Natur so verstanden zu haben, wie in diesem Frühling. Warum jetzt gerade gehen, jetzt, wo das Leben sein schönstes Fest feierte? Noch ein paar Wochen wenigstens, nur ein paar Wochen!

So wurde nichts aus der Abreise.

Seitdem der Oberförster wieder die Revierverwaltung selbst in die Hand genommen hatte, gab es für Rüstädt draußen nicht mehr viel zu tun. Er hätte, um seine Zeit auszunutzen, zu den schriftlichen Arbeiten zurückkehren müssen, die er ganz hatte liegen lassen. Aber die Forstregister und Tabellen mit ihren trockenen Zahlenreihen wollten ihm jetzt nicht mehr recht munden. Er war zerstreut, seine Gedanken irrlichtelierten umher, es schien unmöglich, sie zu geordneter Geistesarbeit zusammenzufassen.

Knabenhafte Neigungen kamen über den gereiften Mann. Er begann planlos durch Wald und Flur zu schweifen wie ein verliebter Jüngling. Irgendwo im Moose oder Grase, am Bachrand, auf der Wiese warf er sich nieder. Auf dem Rücken liegend, konnte er stundenlang dem Treiben der Wolken, ihrem langsamen Ineinander-aufgehen und Sich-verschieben zuschauen. Oder er pflückte Blumen, warf sie ins Wasser und sah ihnen nach, wie die einen schnell davongetragen wurden im Wirbel, die anderen irgendwo in einer Krümme des Laufes hängen blieben. Nur einen Begleiter hatte er bei seinen Fahrten: Unkas, der seinen Herrn aus klugen Augen mit unverwandt zärtlichem und ergebenem Blicke ansah, als verstehe und billige er alles, auch diese Torheiten.

Oberförster Seltmann hatte jetzt, wo der Rehbock geschossen werden durfte, seine abendlichen Ausgänge zu Birsch und Anstand wieder aufgenommen. Den Major hatte der schußneidische Alte auch jetzt noch nicht aufgefordert, ihn zu begleiten.

Aber auch Rüstädt blieb des Abends nicht in der Oberförsterei. Er fürchtete sich dort, es war ihm, als brenne ihm da der Boden unter den Füßen. Nein, nicht allein sein mit ihr unter einem Dache an diesen linden, den Sinnen schmeichelnden Frühsommerabenden!

Vielmehr ging er ins Freie, nicht allzu weit weg von der Oberförsterei. Sein Lieblingsplatz war eine Waldbank, die am Rande einer großen Kultur errichtet war. Dort saß er stundenlang, belauschte den Gesang der Vögel, das Schwirren der Insekten, das friedliche Äsen des Wildes, bis der hereinsinkende Abend alle Stimmen zum Schweigen brachte und der Mond über den gezackten Wipfeln der Fichten aufstieg.

Eines Abends, als er von dort zurückkehrte, begegnete ihm im Dunkel eines schmalen Waldsteiges ein menschliches Wesen. Es mußte jemand vom Forsthause sein, denn Unkas eilte schwanzwedelnd voraus, als habe er die Witterung eines Bekannten. Erst als die Gestalt dicht vor ihm war, erkannte Rüstädt, daß es Anna sei. Sie hielt das Gesicht unter einem bunten Tuche verwahrt.

Er stieß einen Ruf der Überraschung aus; Anna hätte er zu allerletzt hier erwartet. Er wußte, daß sie nachts nicht ins Freie ging.

Unwillkürlich blieb er stehen, und auch sie machte Halt. „Ich denke, Sie fürchten sich um diese Zeit im Walde?" sagte er fast spöttisch.

„Ich! — O nein!" erwiderte sie und lachte verlegen.

„Wo wollen Sie denn hin, Frau Seltmann?"

Sie zögerte mit der Antwort. Dann meinte sie: sie habe nur ihrem Manne ein wenig entgegengehen wollen, der jeden Augenblick vom Anstand heimkehren müsse. Er wußte sofort, daß sie nicht die Wahrheit sprach, ihr Ton verriet sie, und zum Überfluß hatte er den Oberförster nach einer ganz anderen Richtung ausgehen sehen. Ihn suchte sie also nicht.

Freudiger Schreck durchzuckte ihn, versetzte ihm den Atem.

Langsam schritten sie den schmalen Steig hinab, nach dem Forsthause zu, Seite an Seite. Es war ganz dunkel, vor ihm leuchtete der Ausgang, ein ferner, lichter, runder Fleck. Rüstädt wußte, daß die Entscheidung fallen müsse, ehe sie das Ende des Waldes erreicht haben würden. Ein leichter Schauer, wie ein Fieber, lief ihm in der schwülen Luft vom Wirbel bis zur Zehe.

Keines sprach ein Wort; es war, als höre man die Herzen durch die Nachtstille klopfen.

Schon wurde das helle Tor vor ihnen weiter. Man sah die Landschaft draußen im Silber des Mondscheins gebreitet. Da beugte er sich zu ihr hinab; ihr Mund kam ihm auf halbem Wege entgegen. Ein kurzes, heißes Umfangen und ebenso schnelles Losreißen. Einige hastig gestammelte, unverstandene Laute.

So kommen sie an den Waldesrand, wo die Dunkelheit allzu jäh dem tageshellen Lichte des Vollmonds weicht. Unvermittelt machen sie Halt, sehen einander in die bleichen Gesichter. Unkas steht vor ihnen und blickt sie aus menschenklugen Augen an. Sie schämen sich vor dem Tiere.

Das Forsthaus ist nicht weit. Jetzt hört man Stimmen von dort. Der Oberförster ist deutlich herauszuerkennen. Wie's scheint, hat er gute Beute gemacht; man kann's aus seinem freudig erregten Sprechen schließen.

Wie auf Verabredung trennen sich Anna und Rüstädt, ohne Gruß. Sie eilt dem Hause zu, er in den Wald zurück.

* * *

Der nächste Morgen fand den Major noch spät im Bette. Er hatte eine wunderliche Nacht hinter sich. Bis zum Beginn des Morgengrauens war er im Walde umhergerannt, ohne Weg und Steg. Dann, um überhaupt in das Forsthaus zu gelangen, hatte er müssen Schrupper wecken, der ihm die Haustür öffnete. Auf Zehen hatte er sich in sein Zimmer geschlichen. Aber obgleich von Erregung und Anstrengung erschöpft, fand er doch keinen Schlummer. Aus einer Stimmung

stürzte er in die andere. Seine Phantasie malte ihm die lieblichsten Bilder vor; aber immer wieder erhob die Vernunft warnend dagegen den Finger. Unbehagen und Selbstvorwürfe behielten schließlich die Oberhand. Von fieberhafter Unruhe gequält, wälzte er sich auf seinem Lager, bis ihn ein bleierner Schlummer von allem Grübeln befreite.

Als er aufwachte, kam ihm das Erlebnis vom Abend zuvor wie ein Traum vor, und nicht einmal wie ein angenehmer. Die Sonne schien an den weißen Vorhängen vorbei hell ins Zimmer; alles sah so blank aus. Er dehnte sich und rieb sich den Kopf.

Also wieder mal ein Liebesabenteuer! Daß ihm alten Kerl noch so etwas widerfahren sollte! Er konnte es nicht ändern, er mußte vor sich hinlachen. Nein, eigentlich war das doch zu verrückt! Wiederholt den Kopf schüttelnd, kleidete er sich an.

Als er seinen Tee getrunken und sich die erste Zigarette angezündet hatte, sagte er sich, daß er nun vernünftig sein müsse. Es galt Kriegsrat halten mit sich selbst.

Die schwüle Nachtstimmung war verflogen bis auf den letzten Rest, als ob die helle Morgensonne sie aufgesogen hätte. Zur Nüchternheit des Tages erwacht, sah er die Lage völlig klar: eine verheiratete Frau liebte ihn, und er liebte sie bis zu einem gewissen Grade. Die Gelegenheit war zur Versucherin geworden. Nur dem Zufall verdankten sie, daß nichts geschehen, was nicht ungeschehen zu machen wäre. So würde es nicht wieder abgehen! Darin kannte er sich zu genau. Die arme, kleine Frau! Sie spielte mit dem Feuer. Sie hatte keine Erfahrung. Kopflos stürzte sie sich in ein Abenteuer, aus dem sie unversehrt nicht herauskommen

konnte. Er, der Erfahrene, mußte den Kopf kühl behalten, auch für sie mit. Es wäre Schmach gewesen, ihre Arglosigkeit auszunutzen.

Nein, das wollte er ihr nicht antun!

Er kam sich selbst sehr edelmütig vor. Wirklich, anständiger als er konnte man nicht gut handeln. Eine solche Gelegenheit nicht benutzen! Vielleicht war es übertriebene Gewissenhaftigkeit. Wie mancher würde ihn als einen Toren verlachen!

Er wollte also das Feld räumen. Die Sache sollte in völlig unauffälliger Weise bewerkstelligt werden. Dem Oberförster würde er sagen, er habe einen wichtigen Brief erhalten, der ihn zu einer Reise nötige. Dann wollte er das übrige von auswärts schriftlich abmachen, seine Schuld berichtigen und sich seine Sachen nachkommen lassen.

Sofort fing er an, sich an die Vorbereitung dieses Planes zu machen, begann Papiere auszusuchen und zu verpacken. Das Mittagessen ließ er sich aufs Zimmer kommen unter dem Vorwande, nicht ganz wohl zu sein; in Wahrheit, um Anna nicht unter die Augen zu kommen. Nachmittags ging er aus, um auf der Posthilfsstelle seine Briefe und Zeitungen umzubestellen. Von diesem Gange zurückkehrend, wollte er dem Oberförster seine Absicht, abzureisen, mitteilen. Doch fand es sich, daß dieser bereits zur Birsch ausgefahren war. Rüstädt begab sich daher auf sein Zimmer und fuhr im Ordnen seiner Siebensachen fort.

Er war noch nicht lange dabei, als sich unversehens die Tür auftat und die Hausfrau eintrat.

Anna erschrak, als sie in dem dämmerigen Raume den Major erblickte. Mit bestürzter Miene stand sie auf der Schwelle. Einen Blumenstrauß, den sie in

der Hand hielt, zu verstecken, fand sie nicht die Geistesgegenwart.

Die Blumen verrieten Rüstädt alles.

„Das ist ja wunderschön!“ rief er und nahm Anna die Blumen ab. Dann lief er hastig, ein Glas zu holen, goß Wasser ein und steckte die Blumen da hinein. Vor Erregung war er ganz linkisch.

Unerhört! Sie suchte ihn auf in seinem Zimmer! Um diese Stunde, wo ihr Mann in sicherer Entfernung war!

Die Hand zitterte ihm, während er den Blumen Wasser gab; er goß über, achtete nicht darauf. Es waren bescheidene Sommerblumen, wie sie in dem Gärtchen der Oberförsterei blühten.

Anna stand noch immer an der Tür, lehnte am Pfosten mit schlaff herabhängenden Armen. Er sah nur ihren Scheitel, denn ihr Haupt war zur Brust herabgesunken. Wenn sie ein Wort gesagt hätte, wenn sie geklagt, auch nur still geweint hätte, dann wäre der Zauber gebrochen gewesen. Nichts konnte ihn gewaltiger ergreifen als diese stumme Ergebung.

Ihre Haltung sagte ihm: „Ich bin hier, ich kann nicht anders! Ich schäme mich, ich fürchte mich vor dir, aber meine Liebe ist stärker. Ich bin dein!“

Er biß die Zähne zusammen und ballte die Fäuste, unwillkürlich, nur um dem Überschwall der Gefühle eine Ableitung zu geben. Er wußte, er stand im entscheidenden Augenblick. Wie in einen Strudel fühlte er sich hineingezogen. Seiner selbst bewußt und doch unter einem Banne, handelte er in jener unheimlichen, hellseherischen Klarheit, wie wir sie in Träumen oder in großen Gefahren entwickeln.

So trat er auf sie zu, mit lächelndem Angesicht,

mit Gebärden, die voller Weihe waren. Leicht strich er ihr über das Haar und richtete ihr das gesenkte Haupt auf. Der Blick, den sie zu ihm emporschickte, kam wie aus weiter Ferne, aus unendlicher Tiefe. Langsam legte sie ihm die Hände um den Nacken und zog ihn an sich.

* * *

Für Anna ging mit diesem Tage ein neues Leben an. Das wirklich Entscheidende im Dasein der Frau, die große Liebe, war für sie erwacht. Zwecklos und haltlos, ein flatterndes Blatt im Winde, hatte sie sich von wechselnden Ereignissen und Einflüssen dahin und dorthin wenden lassen, jetzt — so schien es ihr — hatte sie einen Ruhepunkt gefunden. Ihr Leben, meinte sie, habe von Anfang an diesem einen Ziele zugestrebt. Kein ängstliches Umhertappen gab es nun mehr, kein unfruchtbares Sehnen im Zwielicht dunkler Gefühle; die Sonne war aufgegangen, unter der fortan ihre Tage dahingehen würden.

Sie war merkwürdig ruhig geworden. Scheu und unsicher war sie bisher gewesen in ihren Handlungen, hatte gezittert in Furcht, wenn sie ihren Gatten in Kleinigkeiten hinterging; und nun in diesem Schwersten, das eine Frau einem Manne antun kann, zeigte sie überlegene Vorsicht. Die Kühnheit des Nachtwandlers schien ihren Fuß zu leiten.

Anna hatte das Stubenmädchen entlassen, da ihr die neugierigen Augen der Person unbequem waren. Die alte Franziska, deren Sturz sie selbst im Herbst veranlaßt hatte, wurde jetzt wieder zu Gnaden angenommen. Von der war keine Indiskretion zu be-

fürchten; denn die sah nicht rechts, nicht links von ihrer Arbeit weg.

Und dazu erleichterte der Oberförster in seiner Arglosigkeit den beiden die Gelegenheit. Seiner neu erstarkten Gesundheit sich erfreuend, war er den ganzen Tag im Revier, unternahm weite Ausfahrten, die Unterbeamten kontrollierend, und ging des Abends auf den Rehbock. Seltmann lachte den Major aus, nannte ihn einen „Stubenhocker" und „Professor", weil er ihn in seinem Zimmer in Forstjournale, Revierkarten und Holztabellen vergraben glaubte.

Inzwischen lebten die beiden in den Tag hinein, sorglos bis zum Übermut, von dem starken Tranke junger Leidenschaft berauscht. Das Glück hatte in Anna selbst das mütterliche Gewissen zum Schweigen gebracht. Sie vermochte an ihren Jungen zu denken, ohne zu erröten. Was sie früher geliebt, liebte sie jetzt um so viel inniger. Alles hatte ja neuen Wert für sie bekommen, die ganze Welt sah sie in anderen und stärkeren Farben.

Sie war dieselbe geblieben und doch eine andere geworden. Jene Anna, die als Mädchen ein heiteres, sorgloses Leben genußfroh im elterlichen Hause zugebracht, war wieder in ihr erwacht. Als habe sie zehn Jahre geschlummert, — und nun war ein Prinz gekommen, der sie erweckt aus ihrem Zauberschlaf, als wären die Jahre bisher nur ein böser Traum gewesen, so lachte der sonnige Morgen, der jetzt strahlte, sie an. Nichts hatte sie eingebüßt an Jugend, Spannkraft und Schönheit. Alle ihre Triebe hatten knospenhaft geschlummert unter dem Schnee des Winters und brachen, geweckt durch die Liebkosungen des Lenzes, zur vollen Blüte auf. Es war nicht jenes bräutlich verschämte Knospen, jenes scheue Lugen der Triebe im Vorfrühling,

es war das bewußte Ausbrechen der Sommerpracht, wo Blatt und Frucht zugleich den Baum schmücken und die nahende Reife künden.

Und die Natur war den beiden günstig gesinnt. Kurz nur währt der Sommer hier oben; das schienen die Bäume, Blumen und Vögel wohl zu wissen. Aber in ihrem Rausche ließen sie sich nicht beirren, wenn auch der Herbst bald kommen mußte. Sie blühten und jubelten und machten Feiertag, gerade weil dem einen Sonntag sechs nüchterne Wochentage folgen mußten.

Nun hatte auch Anna den Weg gefunden zur Natur. Mit einem Male war ihr der Zauber des Waldes aufgegangen, in dem sie zehn Jahre lang gelebt mit verschlossenen Augen. Jetzt war das Märchen entzaubert. Sie sah die Pracht der mächtigen, von tausend Säulen gebildeten Hallen, das luftig gewölbte Dach darüber, die schillernden Fliesen des Bodens, die leuchtenden Fenster, durch welche die Lichtwellen ungehindert aus- und einflossen.

Der Sinn für die Schönheit des Kleinen und Kleinsten erwachte in ihr. Wie liebte sie auf einmal all die harmlosen Lebewesen um sie her in Luft und Erdreich, deren Dasein sie vordem kaum beachtet hatte. Mit kindlicher Freude beobachtete sie das Wibbeln und Kribbeln zu ihren Füßen, das Schießen und Sprießen an Baum und Strauch. Entzückt lauschte sie dem Jubilieren der Vögel unter dem Blätterwerk.

Der Wald wurde der liebste Freund der beiden. Er schien sie zu verstehen, wie sie ihn verstanden; er war verschwiegen, sah alles und sagte nichts. Er rauschte ihrer Liebe eine hunderttausend Jahre alte, einfache, ewig schöne Melodie.

Anna war reich geworden wie eine Königin. Eine

ganze Welt war ihr geschenkt. Sie war dem Geliebten dankbar dafür von ganzem Herzen. Sie war ihm ergeben wie eine Magd. Nichts verlangte, nichts forderte sie als Liebe. Mit tausend Beweisen ihrer Neigung umgab sie ihn. Täglich fand er jetzt einen blühenden Strauß in seinem Zimmer. Wenn er ihr begegnete, flog sie auf ihn zu; ihr dunkler, tiefer Blick sagte ihm: „Ich liebe dich!"

Und wenn die Dämmerung anbrach und er mit hastigen Schritten in den Wald zum Stelldichein eilte, dann fand er sie schon am Platze, in Sorge, daß er heute nicht kommen möchte.

Rüstädt war immer wieder von neuem überwältigt von der unerhörten Kraft solcher Hingebung. So war er noch nie geliebt worden, mit einer Liebe, die alles aufs Spiel gesetzt, alles preisgab um seinetwillen. Das war berauschend! Das erzeugte in ihm, dem reifen Manne, eine Gegenglut, wie sie den Jüngling nicht entflammt haben würde.

Sie waren füreinander bestimmt, von Uranfang her. Solche Liebe gewährte einen Freibrief. Im Unrecht waren Gesetz und Ordnung, die ein Weib an einen ungeliebten Mann fesselten. Sie ganz allein waren im Recht! Natur, Jugend, Frühling, der Wald, die Schönheit der Welt standen auf ihrer Seite.

VII.

Das wurde mit einem Schlage anders, als Helmut ins Haus kam. Den Gatten zu täuschen war der jungen Frau nicht schwer aufs Herz gefallen, aber das unschuldige Gesicht ihres Jungen wurde ihr zum schneidenden Vorwurf.

In voller Arglosigkeit war Helmut stets um die beiden; wie hätte er auch ahnen können, daß er im Wege sei! Seine wißbegierigen Augen, seine verfänglichen Fragen, die naiven Bemerkungen, die er nach Kindesart gelegentlich fallen ließ, machten die Mutter erzittern. Der Junge war schließlich doch das stärkste Band, das sie an Haus und Gatten fesselte, der lebendige Mahnruf an ihre Mutterpflichten.

Nicht daß das plötzlich erwachte mütterliche Gewissen das liebende Weib in ihr nun ertötet hätte! Ihr Lieben hatte nur eine andere Färbung angenommen. Es war nicht mehr das erste, unüberlegte Hingeben, das nach nichts anderem fragt, das einfach dem Triebe folgt. Die Blindheit war von ihr gewichen, sie sah, was sie tat, und war erschrocken, als habe sie jemand im Nachtwandeln angerufen.

Mit um so verzweifelterer Gewalt klammerte sie sich an den Geliebten. Ihre Leidenschaft war bewußter, schlug in höherer, verzehrender Flamme auf, als habe sie neue Nahrung erhalten durch Gegenwind.

Rüstädt aber begann die Fesseln schwerer und schwerer zu fühlen, die er sich mit diesem Verhältnis auferlegt hatte. Er schmeckte den tragischen Beigeschmack sofort mit, den Annas Neigung in dem Augenblicke bekommen hatte, da das eigene Fleisch und Blut ihr wieder vor die Augen trat. Und auf seiner Zunge mußte dieser Geschmack zu Galle werden. Der tödlichste Feind jeder Leidenschaft, das Moralisieren, nistete sich bei ihm ein. Nur noch wie ein Dieb, der die Entdeckung fürchtet, wagte er von der verbotenen Frucht zu kosten. Auf kurze Augenblicke des Taumels folgten lange Stunden unbehaglicher Selbstvorwürfe, die ihm die Freude in der Knospe zerfraßen.

Zwar redete er sich zur Besänftigung des Gewissens vor, daß er weniger Verführer als Verführter sei; aber diese Entschuldigung genügte ihm nicht, sie half ihm vor allem nicht über das unheimliche Bewußtsein hinweg, daß er einen arglosen Biedermann, der ihm im besten Glauben sein Haus geöffnet, schmählich hintergehe. Die Gegenwart des Oberförsters wurde ihm geradezu unerträglich. Er kam sich in Gegenwart eines Mannes, den er in seiner Ehre kränkte, selbst ehrlos vor. Daß er gezwungen war, ihm gegenüber das bisherige freundliche Verhältnis aufrecht zu erhalten, diese schlechte Komödie empfand er als tiefe Demütigung.

Eines Tages bekamen Seltmanns Besuch von ihren Verwandten, Pastor Waibel und Frau. Man saß bei schönem Sommernachmittagswetter in der Gartenlaube. Rüstädt, der bei offenem Fenster in seinem Zimmer auf dem Sofa lag und las, mußte das Klappern der Tassen und Löffel und das Durcheinanderreden mit anhören. Die Gäste fragten auch nach ihm, und er sah im Geiste Annas Erröten, wie sie darauf Rede und Antwort zu stehen hatte.

Dieses Anhören einer Unterhaltung, die nicht für ihn berechnet war, wurde ihm peinlich; er nahm Hut und Stock und rief Unkas. Möglichst unbemerkt wollte er das Haus verlassen.

Aber dieser Plan mißlang. Pastor Waibel bemerkte den Major und kam mit ausgestreckter Hand auf ihn zu, sofort eine Unterhaltung beginnend. So konnte Rüstädt nicht umhin, auch zu der Frau Pastorin zu treten, um sie zu begrüßen. Und bald sah er sich an dem Tische sitzen, vor sich eine Tasse Kaffee, neben sich die Pastorin.

Rüstädt ärgerte sich über sich selbst, daß er diesem

unerwünschten Zusammensein nicht geschickter aus dem Wege zu gehen verstanden hatte. Er war zerstreut. Dabei wußte er ganz gut, daß es galt auf der Hut zu sein. Der Blick der Pastorin eilte von ihm zu Anna und zurück. Was hatte die unselige Person, deren Gesichte einem lebendigen Fragezeichen glich! Wieviel wußte sie bereits?

Und Anna schien durch seine Anwesenheit erst recht den Kopf verloren zu haben. Sie errötete ein über das andere Mal, verhetterte sich in der Unterhaltung und ließ schließlich mit zitternder Hand den Deckel der Meißener Kanne fallen, der eine Untertasse des besten Geschirrs zerbrach. Das trug ihr ein barsches Anfahren von seiten des Gatten ein.

Rüstädt saß wie auf Kohlen. Eine wahre Erlösung bedeutete es für ihn, als Helmut jetzt angesprungen kam. Pastor Waibel, der, selbst kinderlos, seinen Hang zum Schulmeistern gern an anderer Leute Kindern befriedigte, nahm den Jungen alsbald ins Gebet; der mußte ihm vordeklinieren und konjugieren und Genusregeln aufsagen.

Helmut, der eigentlich einen Ausgang in den Wald zum Schießen von jungen Holztauben geplant hatte, war natürlich von dieser unvorhergesehenen Abhaltung wenig erbaut. Er warf flehende Blicke nach dem Major hinüber; der war doch sein Freund, der hatte ihm doch früher stets geholfen, der mußte doch Mittel und Wege finden, ihn hiervon zu befreien. Aber der Major saß stumm und teilnahmlos da, an ihm vorüberblickend.

Helmut wußte nicht viel; aus der gedehnten, nachlässigen Art, zu antworten, hörte man deutlich seinen Widerwillen heraus. Der Pastor fuhr im Examinieren fort, nörgelte an jeder Antwort herum und gab zu

verstehen, daß Helmuts Wissen erstaunliche Lücken aufweise. Die Pastorin saß mit schadenfroher Miene dabei, Anna war sehr erregt, bei dem Oberförster schwoll die Zornader bedenklich. Ein Gewitter war im Anzuge, noch vor Abend würde es wohl einschlagen, und Helmut hatte schon eine dumpfe Ahnung, bei wem.

„Setz dich ein wenig hinter die lateinische Grammatik, mein Sohn, den Rat gebe ich dir! Sonst wird nie etwas aus dir werden," sagte Pastor Waibel.

„Die ganzen Ferien kein Gewehr mehr angerührt!" platzte der Oberförster heraus.

Das war zu viel für Helmuts bisher nur mühsam bewahrte Fassung. Er brach in Tränen aus und ging heulend ab. Anna war ganz bleich geworden und konnte die Tränen auch nicht zurückhalten.

Rüstädt entfernte sich hierauf mit kurzem Abschied von der Gesellschaft. Das schiefe Verhältnis, in das er neuerdings zu allen Personen dieses Familienkreises geraten, war ihm noch nie so klar geworden wie durch dieses kleine Erlebnis.

Er durfte Anna nicht helfen, mußte stumm und untätig zuschauen, wie sie gequält wurde. Und auch für ihren Liebling konnte er nicht einschreiten. Früher, ja, da hatte er ihn schützen können. Aber wie mochte er das jetzt noch wagen!

Wie hatte sich alles geändert! Sein Verkehr mit Helmut hatte die Harmlosigkeit eingebüßt. Der Anblick des Kindes war für ihn noch mehr als ein bloßer Vorwurf, er bedeutete ihm die peinliche, nicht wegzuleugnende Tatsache, daß die Geliebte einem anderen angehört hatte und kraft des Gesetzes angehörte.

Und wenn er sich auch hundertmal sagte, daß Liebe stärker sei als Gesetz, das Bewußtsein, daß er der

Draußenstehende sei, blieb. Es lag so etwas Unvornehmes in diesem Diebesgefühl. Von vornherein klebte dem jungen Glück eine Unsauberkeit an, es lag wie ein Meltau auf ihrer Neigung.

Mit Schrecken nahm Anna eine Unruhe bei ihm wahr, ein Zurückweichen. Der weibliche Argwohn ist schnell rege. Sie glaubte, er wolle sich ihr entziehen, sei ihrer wohl gar überdrüssig. Manches, das er ihr vordem erzählt, die Bilder und Andenken, die sie bei ihm gesehen, fielen ihr ein und beunruhigten sie. Er unterhielt vielleicht doch Beziehungen zu anderen Frauen, dachte wenigstens noch an sie.

Es kam zum ersten bitteren Wortwechsel zwischen ihnen. Sie warf ihm bei nichtigem Anlaß vor, daß er sie nicht mehr liebe, daß er sie, da sie ihm alles geopfert, verachte. Und während er sie zu beruhigen suchte und ihr seine ungeschwächte Neigung beteuerte, fühlte er im Grunde, daß sie recht habe, und daß er lüge.

Schon drückte ihn die Bürde der Verantwortung, die er auf sich genommen, schwer. Wie in ein unsichtbares Netz fühlte er sich verstrickt; Spinnweben waren es anfangs gewesen, mit der Zeit wurden Ketten daraus, die tiefer und tiefer ins Fleisch schnitten, je heftiger man sich ihnen zu entwinden suchte.

* * *

In dieser Zeit kam aus der Residenz eine Nachricht, die die ganze Gegend in die größte Aufregung versetzte. Der Landesfürst wollte im Quellenhayner Revier jagen. Im Gebiete der Oberförsterei lag nämlich ein Jagdschlößchen, das der Fürst in früheren Jahren oft, in letzter Zeit nur selten besucht hatte. Jetzt war befohlen worden, dort schleunigst Vorkehrungen

für den Empfang des erlauchten Gastes und seines Gefolges zu treffen.

Dem Oberförster kam das sehr wenig gelegen. Er war von Natur und Erziehung keineswegs Hofmann, und wenn er auch jedem, der seinen loyalen Untertanensinn anzuzweifeln sich vermessen hätte, einen gehörigen Denkzettel gegeben haben würde, so liebte er es doch mehr, die Hoheit aus der Ferne zu verehren, als in allzu nahe Berührung mit ihr zu kommen. Und diesmal gab es für ihn besonderen Grund, das Kommen des Landesvaters nicht zu wünschen; er hatte nämlich als Weidmann kein ganz reines Gewissen. Es war den Förstern nur eine beschränkte Anzahl Wild jährlich abzuschießen gestattet. Was von starken Hirschen und Böcken nicht gerade Wechselwild war, wurde für den Monarchen zurückbehalten. Da nun aber Seine Königliche Hoheit sich in den letzten Jahren dem Reviere fern gehalten, war der Oberförster sicher geworden und hatte, von der Jagdpassion fortgerissen, die Grenzen des gestatteten Abschusses etwas stark überschritten. Das, fürchtete er, würde jetzt schrecklich an den Tag kommen. Und der Fürst, sonst ein nachsichtiger, liebenswürdiger Herr, verstand in dieser Beziehung, wie allgemein bekannt, keinen Spaß. Der Oberförster, obgleich gerade kein Hasenfuß, sah dieser Begegnung entgegen, wie etwa ein Schuljunge, der eine Dummheit gemacht hat, das Kommen des Rektors erwartet.

Seine letzte Hoffnung in dieser heiklen Lage war der Major. Seltmann hatte die Vorstellung, daß ihm Herr von Rüstädt, als ehemaliger Hofmann, hier sicherlich werde helfen können.

Überhaupt war der Major, seit das Kommen des Landesherrn feststand, allgemein in den Vordergrund

der Erwartungen getreten. Vereine und Privatleute wandten sich an ihn, als einen Sachkenner, mit allerhand Fragen. Man plante großartige Ehrungen: Fackelzug, Umzüge, Deputationen und was alles die Loyalität des Volkes bei solchen Anlässen zu ersinnen vermag. Es wurde Rüstädt schwer, den Eifer der guten Leute zu beschwichtigen; sie wollten es ihm nicht glauben, daß der Landesvater am liebsten ganz von solchen Dingen verschont bleibe.

Rüstädt selbst sah dem fürstlichen Besuche mit geteilten Gefühlen entgeg[illegible] Er liebte seinen Fürsten, und der alte Herr war ih[illegible]s wohlgewogen gewesen. Er wußte, daß die Intrige, der er zum Opfer gefallen war, nimmermehr an höchster Stelle Billigung gefunden hätte, wäre nur die Wahrheit bis dorthin gedrungen. Er war auch jetzt noch eines guten Empfanges von seiten des Fürsten gewiß, aber um keinen Preis wollte er sich aufdrängen. Viel zu stolz war er, mit freundlichem Gesichte zu scherwenzeln, wo er ein Recht zum Groll zu haben glaubte. Darum beschloß er, solange es irgend anging, sich fernzuhalten.

Doch das kam schließlich anders, als er gedacht hatte. Kaum war nämlich der Fürst eingezogen und hatte durch Oberförster Seltmann von Rüstädts Anwesenheit auf Quellenhayner Revier gehört, als er umgehend einen Herrn aus seiner Begleitung zu diesem schickte, mit der Aufforderung, sich der Gesellschaft anzuschließen und am Sport teilzunehmen.

Der Zufall wollte es, daß der Überbringer dieser Botschaft einer von der Clique war, die Rüstädt ehemals ein Bein gestellt hatte. Er empfing den Betreffenden mit schneidender Kälte und erklärte, er werde es sich sehr überlegen, ob er kommen wolle. Es wurde

ihm die Genugtuung, zu sehen, in welches Entsetzen der gute Herr — ein Hofschranze vom reinsten Wasser — bei dem bloßen Gedanken geriet, Seiner Königlichen Hoheit einen ablehnenden Bescheid überbringen zu müssen. Nachdem er den Braven so eine Weile hatte zappeln lassen, ließ er sich schließlich erweichen und sagte zu. Im Ernste konnte eine so liebenswürdige Einladung ja doch nicht ausgeschlagen werden.

Der Fürst empfing seinen ehemaligen Flügeladjutanten aufs zuvorkommendste und bevorzugte ihn auch in der Folgezeit in geradezu auffälliger Weise. Die nächste Folge davon war, daß sich das Gefolge beeilte, den wieder zu Gnaden Aufgenommenen mit ausgesuchter Liebenswürdigkeit zu behandeln; was er von dieser Art Höflichkeit zu halten habe, wußte Rüstädt.

Der hohe Herr, der sich trotz seines Alters ein ausgezeichnetes Gedächtnis für die einzelne Person bewahrt hatte und der sich gern über die intimsten Verhältnisse eines jeden unterrichtete, zog Rüstädt wiederholt ins Gespräch und ließ sich von ihm über seine Zukunftspläne erzählen. Der Fürst, der auch vom Forstwesen etwas verstand und der es liebte, den Leuten gelegentlich auf den Zahn zu fühlen, stellte hie und da Fragen, die offenbar darauf ausgingen, zu erkunden, wie weit Rüstädt bereits in die Fachkenntnisse eingedrungen sei.

Rüstädt überlegte, ob er nicht doch die Gelegenheit benutzen solle, den Fürsten aufzuklären über die Nichtigkeit der Gründe, die seinen Abschied veranlaßt hatten. Aber er ließ den Gedanken wieder fallen. Zu gut kannte er den alten Herrn in allen seinen Eigenheiten. Der war kein Freund von Enthüllungen, hielt sich alle peinlichen Eindrücke, soweit es irgend ging, vom Leibe.

Einer so gearteten Persönlichkeit gegenüber den Unschuldsbeweis anzutreten, wäre völlig zwecklos gewesen. Sicherlich hätte er nur einen Skandal heraufbeschworen, ohne doch die Wahrheit an den Tag zu bringen. Rüstädt begnügte sich also damit, dem Hofgesinde gegenüber seine unverhohlene Verachtung an den Tag zu legen.

Seine Königliche Hoheit schien übrigens irgend etwas mit Rüstädt im Sinne zu haben, denn er erkundigte sich auch bei Oberförster Seltmann nach der bisherigen Tätigkeit des Majors.

Der Aufenthalt des Landesherrn verlief zur Zufriedenheit für alle Teile. Die loyalen Leute der Gegend hatten ihre Deputationen, Böllerschüsse, Reden und Feuerwerke losgelassen. Der Fürst selbst hatte gute Jagdbeute gemacht. Oberförster Seltmanns Befürchtung aber, daß man wegen des allzu reichlichen Abschusses Rechenschaft von ihm fordern werde, war Gott sei Dank nicht in Erfüllung gegangen.

VIII.

Der fürstliche Aufenthalt in der Gegend dauerte reichlich zwei Wochen. Während dessen sah Rüstädt Anna kaum flüchtig einmal. Er hatte sich wieder mal in der altgewohnten Atmosphäre des Hofes bewegt, war von neuem in Berührung gekommen mit der guten Gesellschaft. Seine Glieder hatten sich doch in dem leichteren und gefälligeren Kleide wohlgefühlt, dessen er sich fast entwöhnt zu haben glaubte. Wie in einem lauen Bade, das alle Poren öffnet, war er sich vorgekommen in diesem sorglos-opulenten Dasein.

Mit einem Schlage war er wieder mitten drin gewesen in dem ganzen Ton. Der ihm angeborene Hang

zur Eleganz hatte neue Nahrung bekommen. Er war wieder empfindlich geworden für die Äußerlichkeiten der Lebensführung. Er selbst fühlte den Rückschlag, es verdroß ihn, aber konnte man's ändern!

Als er zum ersten Male wieder mit dem Ehepaar Seltmann zu Tisch niedersaß, störte ihn die spießbürgerliche Einrichtung, die geschmacklose Art, wie gedeckt war. Und selbst an Annas Haltung fand er im geheimen manches auszusetzen. Etwas Unwägbares war es, wie eine Verstimmung der Nerven, was ihn quälte.

Die kurze Trennung hatte genügt, ihn weit von Anna zu entfernen. Er hatte sich in der Zeit der Abwesenheit auf sich selbst besinnen können. Er sah, daß er auch ohne sie zu leben vermochte, ja, daß das Leben ohne all das Demütigende, das in der Angst vor Entdeckung lag, eigentlich glücklicher und würdiger sei.

Wir befinden uns in einem fortgesetzten Wandlungsprozeß auch den liebsten Menschen gegenüber. Fast unmerklich, wie die Stellung der wandelnden Sterne, verschiebt sich das Verhältnis der Menschen zueinander. Aber auch diese nur scheinbar dunklen Vorgänge stehen unter festen Gesetzen, wie der Gestirne und wie das Zusammenschießen der Kristalle.

Rüstädt glaubte eine andere Person vor sich zu sehen, als er, vom Hoflager zurückkehrend, Anna zum ersten Male wieder gegenübertrat. Sie hatte sich sicherlich nicht geändert in den vierzehn Tagen, aber er sah sie mit anderen Augen. Es kommt ja nur auf die Beleuchtung an, in der wir Dinge und Menschen sehen; unser eigenes Bewußtsein ist doch die Kamera, die alles aufnimmt und alles widerspiegelt.

Seine Phantasie hatte sich in der Zeit, wo er dem Quellenhayner Forsthause fern war, viel mit Anna

beschäftigt. Er war keineswegs so übersättigt, daß sie ihm nicht mehr begehrenswert erschienen wäre. Aber er sah aus der Ferne, wo die Sinne nicht mitsprechen, ihre Fehler und Unvollkommenheiten deutlicher. Er hatte sich vorgestellt, wie es sein möchte, wenn er mit ihr verheiratet wäre, bis in Kleinigkeiten hinein sich das Bild ausmalend. Bei dem Gedanken an ein tägliches Zusammensein, an all die lästigen Plackereien in enger Häuslichkeit erkannte er erst, daß die Neigung, die er für sie empfand, doch nicht von der Art und Kraft sei, um der ernüchternden Wirkung des Alltags standzuhalten.

Gewiß, sie hatte ihm ja ihr Selbst rückhaltlos preisgegeben; es konnte ihn rühren, wenn er daran dachte, wie sie ihn liebte. Aber bei aller Dankbarkeit stand doch das eine mit der Härte eines Gesetzes für ihn fest: man macht nicht ein Weib zu seiner Frau, das man unter leichteren Bedingungen gehabt!

Als ob sie etwas Böses ahne, befand sich Anna in elender Stimmung all die Zeit über, wo Rüstädt sich in der Umgebung des Fürsten aufhielt.

Sie war allein gelassen mit ihrem Jungen, denn auch der Oberförster wurde durch den Fürstendienst in Anspruch genommen. Wie würde sie früher solche Freiheit genossen haben! Aber in ihrer jetzigen Gemütsverfassung war ihr alle Freude vergällt. Das Kind konnte ihr nicht mehr ein und alles sein; es war ihm ein Rivale erwachsen. Und sie selbst fühlte, daß sie dem Kinde niemals wieder das sein würde, was sie ihm einst gewesen. Ja, Helmuts Gegenwart fing an, sie zu quälen wie ein Vorwurf; denn das Bewußtsein begann in ihr zu keimen, daß sie sich als Mutter viel schwerer versündigt habe denn als Gattin.

Der Knabe begriff natürlich nichts von alledem, er fühlte nur, daß die Mutter anders gegen ihn geworden war. Unwillkürlich teilte sich etwas von ihrer unglücklichen Stimmung dem Kinde mit. Er begann in zudringlicher Kindesart die Mutter auszuforschen, was es gebe, erhielt Antworten, die sein geweckter Verstand als Unwahrheit durchschaute, und wurde auf diese Weise nur noch verwirrter.

Dazu kamen die Erfahrungen, die er mit dem Major hatte machen müssen. Helmut konnte natürlicherweise auch hier nicht den natürlichen Zusammenhang verstehen; er fühlte nur die Zurückweisung und war gekränkt.

Man hatte ihn herausgerissen aus seiner Kindlichkeit, hatte ihn durch die Beachtung, die man ihm schenkte, verwöhnt, nun mit einem Male wandte man sich von ihm ab. Helmut war wie aus allen Himmeln gestürzt. Die erste Erfahrung war es, die der Junge mit der Wandelbarkeit der Menschengunst machte, die erste, wirklich bittere Erfahrung mit dem Leben.

Auch mit Schrupper, der früher sein Intimus gewesen, hatte er ja gebrochen in dem Augenblicke, da er sich dem neu aufgehenden Gestirn des Majors zugewendet. Mit dem wieder anzuknüpfen, verbot dem Knaben etwas wie ein keimendes, männliches Selbstbewußtsein. Die alte Waldine war verendet und lag draußen am Waldrande begraben neben manch anderem treuen Hunde. Dazu das Verbot des Oberförsters, ein Gewehr anzufassen! Es kam viel Unglück auf einmal für Helmut. Er schlich trübe und unbeschäftigt umher und sah dem Ende der großen Ferien fast mit Sehnsucht entgegen.

Die mannigfaltigen feinen Fäden, die sich zwischen

den drei Personen: Rüstädt, Anna und Helmut, angesponnen hatten, schienen mit einem Male wie abgeschnitten, und was noch an Verbindung zwischen ihnen bestand, war verwirrt. Anna merkte dem Major, als er in ihr Haus zurückkehrte, sofort mit jenem gesteigerten Fühlvermögen des liebenden Weibes an, daß er ein anderer geworden sei. Sie argwöhnte, daß er sich ihr entziehen wolle.

Um dieser für sie wichtigsten Frage auf den Grund zu kommen, suchte sie eine Aussprache mit Rüstädt. Aber ein Mißgeschick, das ihn völlig unerwartet getroffen, nahm die Aufmerksamkeit des Majors fürs nächste in Anspruch.

Er hatte für die Zeit, wo er der Jagdeinladung des Landesherrn gefolgt war, seinen geliebten Unkas in der Oberförsterei gelassen; denn für Anstand und Birschfahrt wäre der Vorstehhund ja nur im Wege gewesen. Schrupper, der die anderen Köter versorgte, sollte auch auf Unkas ein Auge haben.

Als der Major zurückkehrte, fand er seinen Hund nicht vor. Schrupper, darüber zur Rede gestellt, gab an: als er eines Morgens das Futter gebracht, sei Unkas verschwunden gewesen, dabei die Tür des Zwingers verschlossen. Wahrscheinlich sei der Hund über die Umzäunung geklettert, um sich auf die Suche nach seinem Herrn zu machen. Er habe angenommen, der Hund sei inzwischen bei dem Herrn Major angekommen, sonst würde er längst Alarm geschlagen haben.

Inzwischen waren aber Tage vergangen. Rüstädt bereute jetzt aufs lebhafteste, den guten Hund nicht besserer Fürsorge anvertraut zu haben. Es galt nun, sich auf die Suche zu machen nach dem Tier. Keinem anderen wollte Rüstädt das überlassen, er ging selbst.

Oberförster Seltmann, der regen Anteil an dem Unglück nahm, gab ihm Findig, den Schweißhund, mit, der viel mit Unkas gespielt hatte, und der beim Auffinden seines Kameraden vielleicht gute Dienste leisten konnte.

Rüstädt durchstreifte nun die Ortschaften weit und breit; überall, wo Hunde gehalten wurden, fragte er an. Früh brach er auf, um erst spät abends heimzukehren. Mehr als einmal war er genötigt, wenn kein Wirtshaus in der Nähe war, die Gastfreundschaft eines Bauern oder eines Tagelöhners in Anspruch zu nehmen.

Er lernte dabei die Gegend erst eigentlich kennen. Immer von neuem war er entzückt von der Eigenart der Landschaft. Auch die einfachen Leute kamen seinem Verständnis näher. Er nahm mit Staunen wahr, welch ein vortrefflicher, gar nicht so ungenießbarer Kern sich unter der rauhen Schale bei dieser Art verbarg. So wie die Leute hörten, was der fremde Herr vorhabe, waren sie sofort mitleiderfüllt zur Hilfe bereit, wiesen ihm Weg und Steg und halfen ihm sogar suchen.

Aber es war alles vergebliche Mühe. Unkas war und blieb verschwunden, und Rüstädt mußte sich allmählich mit dem schmerzlichen Gedanken vertraut machen, diesen lieben Freund eingebüßt zu haben.

Da kam eines Tages ein alter Landstreicher von jenseits der Landesgrenze und erzählte, während er in der Oberförsterei die ihm gereichte Armensuppe verzehrte, droben auf der Fuchslehde liege ein veraaster Köter; beim Beerenpflücken sei er darauf gestoßen.

Die Fuchslehde war ein berüchtigter Forstort auf dem Bergrücken, ein langgestreckter, kahler Fleck mit sumpfigem Untergrund, mächtige Felsblöcke darüber hin

verstreut. Außer Birkengestrüpp, Wacholdersträuchern und Heidekraut wollte da nichts Rechtes fortkommen. Hier war ein beliebter Schlupfwinkel für Grenzschmuggler, Holzdiebe und Wilderer.

Man forderte den alten Vagabunden auf, den Weg zu dem Kadaver zu zeigen, — und richtig, da lag Unkas, bereits stark in Verwesung begriffen, aber doch noch erkenntlich an der ungewöhnlichen Farbe des Haares. Es stellte sich bei näherem Zusehen heraus, daß das Fell wie ein Sieb von Schroten durchlöchert war.

Der Major hatte mit Zärtlichkeit an dem edlen Tiere gehangen. Ein ehemaliger Kamerad, der nach Afrika ging, hatte ihm den Hund zum Andenken hinterlassen. Wer den Frevel verübt, war nicht zu ermitteln; man vermutete Wildschützen, die immer bereit waren, der grünen Farbe einen Possen zu spielen.

Dieses Ereignis verleidete Rüstädt den Aufenthalt in der Oberförsterei vollends. Er sehnte sich danach, sein Bündel zu schnüren und dem Quellenhayner Revier den Rücken zu kehren.

Aber er verschob die Mitteilung an den Oberförster, daß er nun gehen wolle, von einem Tag auf den anderen, gewissermaßen auf einen stichhaltigeren Grund für seinen Entschluß wartend. Noch nie hatte er an sich selbst eine solche Unentschlossenheit erlebt.

Was ihn noch hielt, wollte er sich nicht recht eingestehen. Er versuchte, sich einzureden, sein Verhältnis zu Anna sei eine abgetane Sache. Aber eine Stimme seines Innern sagte ihm sehr nachdrücklich, daß er in dieser Form unmöglich scheiden könne. Er fürchtete sich vor dem Abschied von ihr.

*　*　*

Eines Tages kam ein Brief mit behördlichem Stempel aus der Residenz an Major von Rüstädt.

Von der herzoglichen Forst- und Domänenverwaltung wurde ihm geschrieben, daß man ins Auge gefaßt habe, ihn im Landesforstdienst zu verwenden. Dazu sei notwendig, daß er eine Prüfung ablege. Er werde daher ersucht, sich baldigst behufs Vornahme solcher Prüfung da und da einzufinden.

In einigen privaten Zeilen war noch angedeutet, daß an höchster Stelle der ausgesprochene Wunsch vorhanden sei, ihn baldigst in Stellung zu sehen.

Die Nachricht, überraschend, wie sie kam, elektrisierte Rüstädt geradezu. Mit einem Male sah er die schönsten Aussichten für seine Zukunft eröffnet. Nun sollte er ein Amt, eine Tätigkeit haben, die fortan sein ganzes Leben ausfüllen würde. Das war ja von ihm erstrebt worden von dem Augenblick an, wo er der Hofkarriere entsagt. Aber daß sein Hoffen so schnelle Erfüllung finden sollte, hatte er sich nicht träumen lassen. So hatte ihn sein alter, guter Fürst also doch nicht vergessen! Das also war der geheime Sinn seines Lächelns gewesen, als er ihn mit „Weidmannsheil, Rüstädt!" entlassen hatte.

Und vor dem Examen bangte ihm durchaus nicht. Er fühlte sich gut beschlagen. Hatte er doch auf der Akademie mit Fleiß gehört, und sein Aufenthalt in der Oberförsterei war auch nicht umsonst gewesen.

In der ersten Erregung teilte Rüstädt dem Oberförster sogleich seine glücklichen Aussichten mit. Es war beschämend für ihn, zu sehen, mit welch aufrichtiger Freude der Alte den Erfolg seines Schülers begrüßte. Er bat, seiner Frau das mitteilen zu dürfen, und der Major konnte dazu nicht gut „nein" sagen.

Die Nachricht wurde Anna bei Tisch mitgeteilt. Rüstädt wagte nicht, in ihr Gesicht zu blicken; mit Herzklopfen wartete er auf eine Äußerung. Sie ließ keinen Laut hören, aber als er schließlich verstohlen nach ihr hinblickte, bemerkte er, daß sie sehr blaß war. Seltmann tadelte sie ihrer Gleichgültigkeit wegen und erhob das Glas, um mit Rüstädt auf alsbaldige Anstellung anzustoßen.

Nach Tisch fuhr der Oberförster aus; er werde vor Abend nicht wieder da sein, erklärte er. Es wäre ein leichtes gewesen für Rüstädt, den Alten zu bitten, daß er ihn mitnehme, um auf diese Weise einem Alleinsein mit Anna zu entfliehen; aber er tat es schließlich nicht. Er wollte der Auseinandersetzung, die doch einmal kommen mußte, nicht aus dem Wege gehen.

Lange war er denn auch nicht in seinem Zimmer, als er einen leichten Schritt auf der Holzstiege vernahm, einen ihm so wohlbekannten Schritt; wie manches Mal hatte er ihm klopfenden Herzens entgegengeharrt!

Aber heute flog er nicht auf sie zu. Er ließ sie eintreten, und ohne ihr auch nur die Hand zu reichen, machte er ihr eine steife Verbeugung.

Anna nahm Platz, und jedes blickte in einer anderen Richtung. So blieben sie eine ganze Weile stumm, in gedrückter Haltung, bis dem Manne der Zustand unerträglich wurde.

Er trat zu ihr und sagte, bestrebt, seiner Stimme einen angenehmen Klang zu geben: „Du hast mir nicht gratuliert, Anna!"

Sie erwiderte darauf weiter nichts als: „Du willst fort?"

„Ich muß!" beeilte er sich zu versichern. „Ich soll mich einer Prüfung unterziehen, und dazu will ich noch

allerhand vorbereiten. Besuche muß man da machen, und equipieren will ich mich doch auch, falls ich wirklich bald eine Anstellung bekäme."

„Und was wird aus mir?" fragte sie mit dem Tone echter Leidenschaft, seine in falscher Gleichgültigkeit gehaltenen Ausführungen unterbrechend.

Er war nicht auf diese Frage vorbereitet. Sie setzte ihn in Verlegenheit. Was aus ihr werden sollte? Lieber Himmel! Sie hatte ihr Kind, sie hatte den Kreis ihrer häuslichen Pflichten. Ja, ihre „Pflichten", das war das lösende Wort, an das er sich klammerte. Er wies sie auf ihre Pflichten.

Sie sah ihn mit großen Augen an. Von Pflichten sprach er! Sie traute ihren Ohren kaum. Das wagte er ihr zu bieten, wo sie mit vollem Herzen zu ihm gekommen war, Hilfe suchend, das Höchste von ihm erwartend dafür, daß sie ihm das Höchste gewährt hatte! Und da kam er mit mageren Ausreden, sprach von Pflichten, die zu vergessen niemand anders als er sie gelehrt hatte! War das Hohn?

„Ja, wir müssen auseinandergehen, Anna!" sagte er und beugte sich zu ihr hinab, mit zuckenden Lippen, denn der Gedanke und fast noch mehr der Ausdruck, den er ihm verlieh, begann ihn selbst zu ergreifen. „Wir müssen! Es ist bitter. Das Herz blutet mir. Aber was soll ich tun? Sage nur selbst, was soll ich tun?"

Sie schwieg auf diese Frage. Der Vorwurf, der auf diesem Schweigen lag, traf ihn.

Unruhig ging er im Zimmer auf und ab. Er fühlte, daß er etwas sagen müsse, um die Sache zum Abschluß zu bringen, und wußte doch wieder nicht, wie er es sagen sollte, denn das einfache: „Zwischen uns ist es aus und muß es für alle Zeiten aus bleiben!" hätte doch

allzu kraß geklungen. Aber wie ihr diese herbe Tatsache beibringen?

„Das ist so im Leben, Anna! Wir müssen versuchen, die Dinge zu nehmen wie sie sind. Wir haben uns hinreißen lassen. Wer der Anlaß gewesen, will ich nicht untersuchen. Auch dein Mann ist nicht freizusprechen von Schuld. Vieles liegt in den Verhältnissen. Kurz, die Versuchung war da! Was in der Leidenschaft geschehen, ist geschehen! Aber nun, wo wir ruhiger geworden sind, wo wir die Sache mehr durch die Brille der Vernunft ansehen . . ."

Weiter kam er nicht, denn hier brach Anna, deren Miene schon während des Letzten nichts Gutes geweissagt, in einen Strom von Tränen aus.

Er wollte sie trösten, sie stieß ihn mit einer Härte, die er nicht an ihr kannte, von sich. Ihr Schluchzen wurde zum verzweifelten Stöhnen. Er fürchtete für sie und bangte zugleich vor einer Entdeckung. Aber sie zeigte sich unzugänglich für jedes Wort der Beruhigung.

Schließlich trat er, unmutig über Eigensinn und Unberechenbarkeit des Frauencharakters, ans Fenster und blickte hinaus. Das Schluchzen hinter ihm wurde allmählich stiller.

Er hörte ein Geräusch und sah sich um. Anna war aufgestanden und stand an der Tür mit verweintem Gesicht, auf dem Sprunge, zu gehen. Genau an derselben Stelle hatte sie gestanden an jenem für ihr Verhältnis entscheidenden Abende. Für einen Augenblick hatte er die Vision, als stehe sie noch einmal vor ihm wie damals: „Hier bin ich, nimm mich hin."

Er lief nach ihr, wollte sie halten, aber sie war draußen, ehe er sie erreicht hatte.

Rüstädt blieb in großer Unruhe zurück. Eine der peinlichsten Stunden seines Lebens brach an. Er hatte das quälende Bewußtsein, taktlos, ja roh gewesen zu sein. Er hätte sich selbst ohrfeigen mögen für jedes Wort, das er gesagt hatte. Wie mußte er in ihren Augen dastehen! Sie hatte ein Recht, sich auf das bitterste über ihn zu beklagen.

Und doch, was sollte, was konnte er tun? Sollte er sein Leben etwa an diese Frau ketten? Was ver-verband sie denn Gemeinsames als Erinnerungen, deren man sich bei nüchternem Überlegen schämen mußte? Einer solchen Frau seinen Namen geben? Nein!

Und doch hatte ihm ihr: „Was wird aus mir?" in die Seele geschnitten. Dieses eine Wort offenbarte ihm die ganze trostlose Verzweiflung ihres Gemüts.

Darin glichen sich eben alle solche Verhältnisse: die Frau nimmt die Liebe viel ernster als der Mann. Sie setzt ihr Alles ein, gibt sich ohne Rückhalt. Der Mann, im Augenblicke schrankenloser und glühender, bleibt doch der Kältere und Überlegtere, hält sich immer eine Tür zur Freiheit offen. So war es auch hier wieder. Was für ihn nur eine Episode gewesen, das hatte Anna aufgefaßt als den Wendepunkt ihres Daseins. Unvorsichtig, ohne jede Berechnung, hatte sie ihr Alles gesetzt auf ihn, den sie liebte. Und darum mußte sie getäuscht werden, denn sie hatte nicht gerechnet mit dem Ehrgeiz des Mannes, der vor allem sich selbst durchsetzen will und selbst die Liebe drangibt, wenn sie ihm hinderlich ist, seine Pläne zu verfolgen.

Seit Rüstädt durch das Schreiben der herzoglichen Behörde der Erfüllung seiner kühnsten Hoffnungen um so viel näher gerückt war, schien alles, was in ihm von Energie und Ehrgeiz geschlummert, so straff angespannt,

daß die feineren und weicheren Saiten seiner Natur darüber nicht zu Worte kamen. Hier galt es den Ausbau seines Lebens! Daß dabei das Glück eines anderen Lebens, in das er verhängnisvoll eingegriffen, zu grunde gehen könne, wollte er nicht sehen.

Einmal hatte der Bruch ja doch kommen müssen. Der Schnitt, je eher und je gründlicher ausgeführt, war um so leichter zu ertragen. Mit der Zeit würde ihr Schmerz Linderung finden und die Wunde verheilen.

An nächsten Morgen schon reiste er ab. Er hatte den ersten Zug gewählt. Seine Annahme, daß Anna bei der Abfahrt nicht zugegen sein werde, bestätigte sich. Der Oberförster aber war auf den Beinen und gab dem Major bis an die Grenze des Reviers das Geleite. Er sprach die Hoffnung aus, daß Herr von Rüstädt, wenn er erst den grünen Rock trage, sich wieder im Quellenhayner Forstrevier zeigen werde.

Rüstädt murmelte etwas wie eine Zusage, gab sich selbst dabei aber das Versprechen, daß ihn sein Weg nie wieder hier hinauf führen solle. Für ihn war dieses Lebenskapitel abgeschlossen.

IX.

In Annas Dasein war die Sonne untergegangen. Nach kurzer Sommerlust brach für sie mit einem Male jäh, ohne Übergang, der Winter herein.

Die Demütigung, sich verschmäht zu sehen, ertrug sich leichter, als das Bewußtsein, für alle Zeit verlassen zu sein, verlassener als sie es vorher gewesen. Ein Gefühl trostloser Leere kam über sie, wie man es hat, wenn durch den Tod ein lieber Mensch jäh von unserer Seite gerissen wird. Wie vom Donner gerührt steht man

vor der dunklen Grube, vor dem düstersten aller Rätsel: daß nicht mehr sein soll, was gewesen, ein gähnendes Nichts, wo eben noch frisches Leben und Liebe.

Der Major war verschwunden aus dem Quellenhayner Revier, als habe ihn die Erde eingeschluckt. Selbst der Oberförster hatte erwartet, daß er von seinem neuen Aufenthaltsorte aus etwas von sich hören lassen würde; ein paar Worte wenigstens hätte er schreiben können!

Anna konnte sich nicht darein finden. Es war doch gar nicht möglich! So ganz und gar konnte er sie doch nicht vergessen haben. Gewisse Worte, Augenblicke, Vertraulichkeiten, Erlebnisse, die sich ihrem Gedächtnisse unauslöschlich eingeprägt hatten, von denen sie zehrte, an denen sie sich erwärmte, mußten doch auch ihm unvergeßlich geblieben sein. Er hatte doch dasselbe gefühlt! Die Flamme seiner Leidenschaft hatte die ihre entzündet, gemeinsam waren sie emporgewachsen, bis sie schließlich zusammenschlugen über den Menschen, ihr Fühlen, Denken, alles in einem Wirbel davontragend. Konnte man so etwas vergessen? Sicher, die Erinnerung daran, die Sehnsucht danach mußte ihm auf der Seele brennen. Er mußte die Öde des Alleinseins empfinden wie sie.

Anna fragte häufig den Postboten nach Briefen. Ja, sie ging so weit, sich bei der Agentur zu erkundigen, ob postlagernde Briefe da seien. Sie glaubte, Rüstädt scheue sich vielleicht, unter ihrer wirklichen Adresse an sie zu schreiben. Sie konnte und wollte die Hoffnung nicht aufgeben, daß eines Tages Botschaft von ihm kommen werde. Aber die Tage kamen und gingen, und ihre Hoffnung blieb unerfüllt.

Und so mußte sie sich allmählich in das Unerhörte

finden: sie war verlassen, betrogen von ihm, der ihr als der Inbegriff aller ritterlichen Tugend, der Großmut und Hochherzigkeit erschienen war!

Anna hielt es nicht für notwendig, ihren Kummer zu verbergen. Wie geschlagen schlich sie umher. Des Nachts fand sie keinen Schlaf, warf sich weinend und stöhnend auf ihrem Lager hin- und her. Der Herzenskummer stand ihr im Gesicht geschrieben. Sie magerte ab, ihre Haltung ward schlaff. Sie versäumte die häuslichen Pflichten, ließ alles gehen, wie es gehen wollte, kümmerte sich um nichts, weil ihr alles zum Ekel geworden war.

Oberförster Seltmann, der sich im allgemeinen nicht viel um die Gemütsverfassung seiner Umgebung kümmerte, wurde doch endlich aufmerksam; dadurch daß Anna die Wirtschaft vernachlässigte, bekam er es gewissermaßen am eigenen Leibe zu spüren, daß nicht alles in der alten Ordnung sei.

Weit davon entfernt, den wahren Zusammenhang sofort zu begreifen, fühlte er sich zunächst nur unbehaglich. Er klagte gelegentlich seinem Vertrauten, dem Pastor Waibel, gegenüber, welch ein Geist in Anna gefahren sei. Der Geistliche zuckte die Achseln und ließ Andeutungen hören, die den Oberförster stutzen machten.

Nun fing er an, seine Frau zu beobachten. Wäre es möglich, daß sie sich das Fortgehen des Majors zu Herzen genommen?

Selbst als sie den Argwohn ihres Mannes zu ahnen begann, hielt Anna es nicht der Mühe für wert, zu heucheln oder auch nur sich zusammenzunehmen. Eine große Gleichgültigkeit war über sie gekommen. Mochten die Menschen doch sehen, wie es mit ihr stand,

mochte man sie doch verlästern, mochte man mit Fingern auf sie weisen und alle Steine der Verdammung auf sie werfen! Es wäre ihr nur ein Labsal gewesen im Vergleich zu der Qual, mit der sie heimlich gefoltert wurde.

Die Sorge, ihr Mann könne alles entdecken, schreckte sie kaum noch. So zaghaft sie früher vor seinem Zorn gewesen, so ruhig sah sie ihm jetzt entgegen. Mochte es doch zu einem Ausbruche seiner Brutalität kommen! Sie sehnte sich geradezu danach. Er konnte sie niederschießen. Erlösung wäre das gewesen! Oder hätte er sie geschlagen, so wie er den Jungen manchmal schlug, dann würde sie gewußt haben, was zu tun; dann hätte er ihr ein Recht gegeben zu dem Schritte, den sie schon manches Mal erwogen: ihn zu verlassen.

Es kam zunächst zu keinem Ausbruch. Seltmann hegte Verdacht, aber ohne rechten Anhalt. Und nun, wo die Gelegenheit, etwas Sicheres festzustellen, längst vorüber war, fing er an, seine Frau zu überwachen. Er kam zu ungewohnter Stunde aus dem Forste zurück, um sie zu überraschen, er sah, wenn Briefe ankamen, nach Stempel und Handschrift.

Anna ertrug sein Spionieren mit absichtlich zur Schau getragener Verachtung. Sie wollte nichts vor ihm verbergen. Er konnte sie ja fragen, sie würde ihm alles gesagt haben. Aus ihrem eigenen Munde hätte er erfahren, was er auf diese Weise nimmermehr herausfand.

Seltmann hatte es früher nicht der Mühe für wert gehalten, mit seiner Frau in irgendwie tieferen Gedanken- und Gefühlsaustausch zu treten; ihre Bedürfnisse waren ihm fremd, ihre Seele war ihm ein verschlossenes Buch.

Kein Wunder, daß er ihre außergewöhnliche Verfassung jetzt erst recht nicht verstand.

Sein Mißtrauen war ein ganz oberflächliches, von außen in ihn hineingetragenes. Jedes feinere Empfinden für die Person oder gar für die komplizierte Individualität einer Frau ging ihm ab. Argwohn quälte ihn, er vermutete dunkel, daß Anna ihn hintergangen habe, vielleicht noch hintergehe. Wie ein Stachel saß dieser Argwohn in seinem Fleisch. Der ganze Mann war wie verändert, unruhig, ja unsicher geworden. Der alte, wetterharte, in mancher Gefahr erprobte Bursche stand verzagt. Er sah weder Weg noch Ziel vor sich in dieser Sache, die viel zu fein gesponnen war, um von seinen derben Händen entwirrt zu werden. Einfach zugreifen und den Knoten zerreißen, ging auch nicht an. Das geheime Bewußtsein, daß er selbst nicht frei sei von Verschuldung, trug dazu bei, seine sonst feste Hand zittern zu machen und sein klares Weidmannsauge zu trüben.

So gingen die Tage hin in der Oberförsterei, trübe und unbehaglich. Kaum, daß die Eheleute überhaupt noch miteinander sprachen. Eine schwere Katastrophe schien in der schwülen Luft zu hängen.

Inzwischen war der Spätherbst herangekommen mit rauhen Stürmen und den ersten Vorboten von Frost und Schnee. Finsterer noch als sonst stand der Wald. Die wenigen Laubbäume unter dem Nadelholz büßten täglich von ihrem Blätterschmuck ein. Bald waren die prächtigen Herbstfarben ausgelöscht, das letzte Zeichen verwischt, das noch an Frühling und Sommer erinnern konnte. Nebel senkten sich schwer über die Waldlandschaft hernieder, wollten sich nicht heben lassen von der Sonne, die keine Kraft mehr hatte. Kalt und grau

schien die ganze Natur, die Welt voll Todesahnungen und jede Hoffnung auf bessere Zeiten begraben.

Der Witterung zum Trotze ging Anna viel ins Freie. Sie suchte jene Plätze auf, an denen sie im vergangenen Sommer in seiner Gesellschaft geweilt. Jedes gemeinsame Erlebnis, jedes Wort, jeder Händedruck und Kuß, dessen Zeuge allein der verschwiegene Wald gewesen, lebte wieder auf in ihrem Gedächtnis. Und der graue Flor, den der November darüber gelegt hatte, stimmte gut zu ihrer Stimmung. Trostlos dem Ende zugeneigt, wie die in Leichenfarbe gekleidete Welt war ihr Gemüt, alles Hoffen unwiederbringlich dahin, wie Blätter, Gras, Blumen, die Zeugen ihres Glückes gewesen.

Kam da eines Tages Frau Pastorin Waibel zu Besuch in die Oberförsterei — wie sie selbst angab, nur um mal zu sehen, was die Verwandten machten. Der Oberförster war gerade nicht zu Haus, und Anna mußte sehen, wie sie allein mit der Dame fertig werde.

Die Pastorin erzählte erst dieses und jenes, aber es ging aus ihrem ganzen Gebaren hervor, daß sie etwas Besonderes auf dem Herzen habe. Nach einiger Zeit kam sie auch heraus damit: „Hast du denn schon gehört, liebe Anna, die Mönchsroder Försterei ist nun endlich besetzt?"

Das Mönchsroder Revier lag jenseits des Berges und grenzte auf der Höhe mit dem Quellenhayner Forst.

Anna fuhr zusammen bei der Frage, von einer eigentümlichen Vermutung gepackt. Und ohne ihre Wißbegier irgend zu verbergen, fragte sie atemlos: „Wer hat die Stelle bekommen?"

„Daß dir dein Mann so etwas nicht sagt!" meinte

die Pastorin mit lauerndem Blick. „Du kennst den neuen Förster; er war ja ein ganzes Jahr bei euch. Die Leute sagen, er hätte die Stelle durch Protektion erhalten. Merkwürdig, daß der Herr gerade so in eure Nähe kommen mußte! Nicht? Aber daß dir dein Mann gar nichts davon gesagt hat! Herr von Rüstädt ist nämlich schon angetreten.“

In diesem Tone erzählte sie weiter, dabei immer gespannt in Annas Gesicht blickend.

Anna war erbleicht. Alles Blut wurde ihr nach dem Herzen getrieben. Sie lächelte, ohne es zu wissen, und starrte mit weiten Augen die Sprecherin an. Ihr Kopf schwindelte, aber ihr Herz jubelte.

* * *

Rüstädt sah sich, nachdem er in seine Försterei eingezogen, zunächst einmal im Revier um. Mit Hilfe der Karten beging er die Grenzen und nahm dann die einzelnen Bestände dran. Bald merkte er, daß er auf einen Platz gestellt sei, wo es Arbeit gab.

Die Försterei Mönchsroda war vor nicht allzu langer Zeit errichtet aus Ankäufen, die der Fiskus gemacht. Das Land, minderwertig und schlecht gepflegt, war zu Kulturzwecken vom Staate erworben worden. Schließlich hatte man diese einzelnen Stücke zusammengelegt und daraus ein selbständiges Revier gebildet. Wirklich alte Bestände, wie sie Rüstädt vom Quellenhayner Revier her kannte, gab es hier nur verschwindend wenige, dafür aber um so mehr liederlichen Bauernbusch, der durch Aufforsten und Anschonen erst der regelrechten Forstkultur gewonnen werden sollte.

Ein anderer würde vielleicht darüber geklagt haben, auf einen so unwirtlichen Platz gekommen zu sein;

Rüstädt war damit gerade einverstanden. Hier war er vor eine das Leben ausfüllende Aufgabe gestellt. Von hier wollte er nicht wieder fortgehen, selbst wenn man ihm mit der Zeit bessere Stellen anbieten sollte; hier wollte er seine Tage beschließen. Sein einziges Interesse sollte forthin sein: dieses Stück Ödland, das ihm sein gütiger Fürst anvertraut, auf die denkbar höchste Stufe der Kultur zu bringen.

Freilich, jetzt, wo der Winter vor der Tür stand, war nicht viel Großes zu unternehmen. Höchstens die Arbeit für das kommende Jahr konnte man vorbereiten. Sein Vorgänger hatte die Stelle nur als Durchgangsposten betrachtet und darum nur das Notwendigste getan. Die meisten Arbeiten hatte er von Schulkindern und Frauen ausführen lassen, darum fehlte es an einem Stamm geschulter Waldarbeiter.

Um den Winter nicht müßig zu verbringen, beschloß Rüstädt, einige der wildesten Partien, in denen Schneebruch gehaust und die niemals gesäubert worden waren, zu läutern. Dazu brauchte er Männer. Er schrieb die Arbeit aus. Unter den Leuten, die sich meldeten, wählte er die, welche seinem beim Militär geübten Blicke als die Kräftigsten und Ausdauerndsten erschienen. Sie sollten ihm den Grundstock abgeben für einen Waldarbeiterstamm, mit dem er später das Entwässern, Wegebauen, Anlegen von Saatkämpen und anderen Meliorationen vornehmen wollte.

Solche Tätigkeit hielt ihn von früh bis Abend in Atem. Wenn ihn die Dunkelheit ins Haus trieb, arbeitete er dann noch an dem arg vernachlässigten Forstschreibwerk, um schließlich, beim türkischen Tabak angelangt, seine Pläne weiterzuspinnen, im Geiste den Forst emporwachsen zu sehen, zu dem jetzt noch nicht

einmal der Same in die Erde gesenkt war. Selten nur fand er Lust dazu, in den französischen Romanen zu lesen, von denen er sich eine Anzahl zur Unterhaltung mitgebracht. Selbst der Zeitung vermochte er in dieser Stimmung keinen Geschmack abzugewinnen.

Das Mönchsroder Forsthaus war aus einem ehemaligen Bauernhause entstanden, dessen Land man zum neugebildeten Revier geschlagen hatte. Die einzige große Stube lag zu ebener Erde, mit niedriger Holzdecke und mächtigem Kachelofen, in dem sich gleichzeitig die Kocheinrichtung befand. Alles das war geblieben, wie es die ehemaligen Besitzer verlassen. Rüstädt zog in dieses Zimmer, das wärmste und gemütlichste im Hause.

Eine alte Frau, die er angenommen, kochte ihm die Mittagsmahlzeit. Den Tee früh und abends bereitete er sich selbst. Einige Konserven und ein paar Dutzend Flaschen guten Weins hatte er für alle Fälle mitgebracht. Im Hundezwinger bellten ein Vorstehhund deutscher Rasse und ein Teckel. Sein Waffenschrank war schon von früher her gut versehen. So hatte er alles, was er zu Leben und Beruf brauchte.

Sein jetziges Einsiedlerleben stach merkwürdig genug gegen die letzten Wochen ab, die er in der Residenz zugebracht. Noch einmal hatte er wohl oder übel Besuche machen und Einladungen annehmen müssen.

Es war ihm prophezeit worden, er werde es in der Einsamkeit von Mönchsroda nicht lange aushalten; nur zu bald werde er von da zurückkehren in die wirkliche Welt. Wie schlecht kannten ihn die Menschen doch!

Mit wahrer Befriedigung hatte er schließlich seine Gesellschaftsanzüge weggeschenkt, als Gegenstände, die

er nie mehr brauchen würde, mit vollem Bewußtsein die Schiffe hinter sich verbrennend.

Er dachte nicht daran, in dem neuen Heim irgend welchen geselligen Verkehr zu pflegen. Während seiner Lehrzeit im Quellenhayner Revier hatte er ja Land und Leute hier herum einigermaßen kennen gelernt, und er war der Ansicht, daß es nicht der Mühe lohne, Beziehungen anzuknüpfen. Er wollte die Menschen in Ruhe lassen und erwartete, daß sie ein gleiches Verhalten ihm gegenüber beobachten würden. So hoffte er, sich eingraben zu können wie der Dachs in seinen Bau.

Daß sein Haus kaum dritthalb Stunden vom Quellenhayner Forsthause entfernt lag, hatte ihm schon manche sorgenvolle Stunde bereitet. Diese Nachbarschaft war das einzige, was er an seinem Mönchsroder Reviere auszusetzen fand. Sie rief ihm die Erinnerung wach an einen Abschnitt seines Lebens, den er kaum noch zu begreifen vermochte.

Wert und Unwert eines Gefühles kann man recht eigentlich erst aus einer gewissen Entfernung bemessen. Jetzt, nachdem Monate vergangen, seit er Anna zum letzten Male gesehen, erkannte Rüstädt erst, wie wenig ihm eigentlich das Verhältnis zu ihr bedeutet hatte. Eine kurze Episode war es gewesen in seinem Leben. Ein leichter Sieg, auf den er sich nicht allzuviel einbilden durfte. Jugend, Unerfahrenheit und nicht zuletzt die Gelegenheit, hatten sie ihm als leichte Beute in die Hand gespielt. So oft er früher ernsthaft geliebt, wenn es zum Bruch gekommen, hatte er doch stets eine schmerzliche Krise seines ganzen Seins durchgemacht, wie verwaist war er sich jedesmal vorgekommen. Aber diesmal war die Wunde schnell geheilt. Die Wonne des Zueinanderfindens, die Freude des Einanderzugehörens

hatte er ausgekostet, und als sich die Tragik solcher Liebe verhängnisdrohend zu melden begann, da hatte ihn ein gütiges Geschick von ihrer Seite wegversetzt.

Anna würde inzwischen wohl auch ruhiger geworden sein und eingesehen haben, daß es so das beste sei. Er hatte ihr nicht geschrieben, obgleich ihn die Versuchung in der ersten Zeit manchmal angewandelt. Er glaubte, wenn sie nichts von ihm höre, werde sie ihn am ehesten vergessen.

Jetzt kam alles auf sein Verhalten an, sagte er sich. Er mußte kaltes Blut bewahren, er mußte die einmal angenommene Rolle mit Konsequenz zu Ende führen. So allein nur war es möglich, ein unerquickliches Nachspiel zu verhindern.

Auch darum schon wollte er in keinem Hause der Umgegend verkehren, weil es der Zufall doch hätte fügen können, daß er ihr am dritten Orte begegne.

X.

Mit Oberförster Seltmann sollte Rüstädt nur allzubald zusammenkommen.

Der Oberförster hatte eine Versammlung sämtlicher Förster der Umgegend einberufen, um zu beraten, was gegen die neuerdings wieder frecher denn je auftretende Wilddieberei geschehen solle.

Auch Rüstädt folgte der Aufforderung, aber er sah der Begegnung nicht gerade mit angenehmen Erwartungen entgegen. Auf den ersten Blick erkannte er, daß Seltmann nicht mehr unbefangen sei. Von der biederen Offenheit, mit der ihm der Oberförster ehemals begegnet, war heute keine Rede. Die Begrüßung der beiden Männer fiel steif und frostig aus.

Dem Major war es fast lieb so. Der Groll des Mannes schien ihm leichter zu ertragen als seine Freundlichkeit. Nichts hatte ihn bisher bei dem ganzen Handel so gedemütigt, als die Notwendigkeit, dem Gatten gegenüber erlogene Zuvorkommenheit aufrecht zu erhalten.

Rüstädt entfernte sich aus der Versammlung, so früh es irgend angängig war, um dem Alten das Peinliche seiner Anwesenheit zu ersparen. Daß die anderen Forstleute ihm das wahrscheinlich als Hochmut auslegen würden, nahm er mit in den Kauf. War man doch so wie so nicht gut auf ihn zu sprechen, weil er nicht von der Pike auf gedient hatte. Wahrscheinlich mißtraute man auch dem Aristokraten, hielt ihn wohl gar für einen Streber, der Karriere machen wollte. Nun, das konnte Rüstädt nicht ändern; mit der Zeit würden ihn die Leute schon besser kennen lernen.

Bei jener Versammlung waren energische Maßregeln beschlossen worden. Die Wilddiebe kamen von jenseits der Landesgrenze. Es war ihnen besonders schwer beizukommen, da jede Verfolgung aufhören mußte, sobald sie sich und ihre Beute ins neutrale Gebiet gerettet hatten.

Regelmäßige Patrouillengänge entlang der Grenze waren verabredet worden. Ein Förster sollte den anderen auf seinem Jagdgebiet unbeanstandet Durchgang gewähren. Ein Kennwort ward ausgegeben, Hilfs- und Alarmsignale wurden ausgemacht.

Die ganze Jägerei der Gegend befand sich in Alarmzustand. Seltmann, als der älteste und angesehenste Weidmann weit und breit, hatte die Führung in diesem Feldzuge im Kleinen übernommen.

Auch Rüstädt widmete sich der Sache mit Eifer.

Er wollte den anderen zeigen, daß er würdig sei, das grüne Kleid zu tragen. Er erkannte hierin einen Appell an seine Unerschrockenheit. Der Offizier in ihm war erwacht.

Er machte fleißig Rundgänge in seinem Forste. Nichts Verdächtiges zeigte sich. Wohl aber waren auf einem anderen Revier bereits Schüsse gewechselt worden zwischen Wilderern und Förstern, ohne Ergebnis.

Der erste starke Schneefall trat Mitte November ein. Am frühen Morgen schon fand er Rüstädt auf den Beinen, der den hochwillkommenen Spurschnee ausnutzen wollte, um Fährten zu untersuchen. Fuchs, Marder, Iltis und anderes Raubzeug schienen in Überzahl vorhanden, so daß er beschloß, Fallen aufzustellen.

Als er von seiner Streife durchs Holz auf den Hauptweg kam, der nach seinem Hause führte, fielen ihm im Schnee menschliche Fußspuren auf. Man war da vor kurzem gegangen; die Spur war noch ganz deutlich. Es war ein kleiner Fuß, wie von einem Kinde oder von einer Frau. Wahrscheinlicher war das letztere, denn an einigen Stellen hatten die Röcke geschleppt.

Rüstädt verfolgte diese Fußstapfen voll Spannung; ein beunruhigender Verdacht hatte sich seiner bemächtigt. Die Spur führte zum Waldrand an eine Stelle, von wo aus, tiefer im Gelände, das Mönchsroder Forsthaus zu erblicken war. Dort war man stehen geblieben — ein runder Fleck zeigte sich ausgetreten im Schnee —, dann war man umgekehrt und über den Berg in der Richtung nach dem Quellenhayner Forst zurückgegangen.

Also hier hatte sie gestanden und nach seinem

Hause hinabgeblickt! Vielleicht war es nicht das erste Mal gewesen. Nur der frisch gefallene Schnee war zum Verräter geworden.

Rüstädt erschrak in innerster Seele. Diese kleine Fußspur im tiefen Schnee redete eine deutliche Sprache zu ihm.

Alle seine Annahmen waren also falsch; sie hatte ihn nicht vergessen, sie wollte nicht von ihm lassen. Und würde sie sich begnügen, hier am Waldrande zu stehen und sehnsuchtsvolle Blicke nach seinem Hause zu schicken? Wie er die Frauen kannte, nicht! Eines Tages würde sie von neuem vor ihn treten mit ihrem verhängnisvollen: „Was wird aus mir?“

* * *

Am nämlichen Abend, als Rüstädt in seinem Armstuhle saß, darüber nachsinnend, wie er nach dieser Entdeckung sein Verhalten einrichten wolle, hörte er plötzlich durch die Nachtstille einen Ton hallen, der ihn auffahren machte: ein Schuß, wenn auch in weiter Ferne.

Er sprang ans Fenster, öffnete es und lauschte in die Nacht hinaus. Ein zweiter Schuß fiel; diesmal hatte er genau die Richtung feststellen können.

Er überlegte: sollte er zu einem seiner Kollegen gehen und sich mit ihm vereint auf die Suche nach dem nächtlichen Schützen machen? Er hatte es weit bis zum nächsten Forsthause. War es seiner nicht würdiger, die Sache allein auszuführen? Einen Augenblick nur schwankte er, dann hatte er auch schon seinen Drilling in der Hand, und damit hinaus.

Die Nacht war windstill und mondklar, dazu leuchtete der Schnee, so daß man hätte meinen können, es sei heller Tag.

Rüstädt schritt, ohne einen Weg anzunehmen, quer durch den Wald, bergan, in der Richtung der vernommenen Schüsse. Von Zeit zu Zeit blieb er stehen und lauschte mit gespannten Sinnen nach jedem Laut, sorgfältig bedacht, selbst so wenig als möglich Lärm zu machen.

Über eine Stunde war er schon so gegangen, ohne das geringste Verdächtige entdecken zu können.

Seine Gedanken, anfangs ganz bei der Sache, fingen an, sich anderem zuzuwenden. Eine leichte, beinahe freudige Laune kam über ihn. Es ist schwer, sich der eigenartigen Stimmung zu entziehen, die der Mondschein im Walde ausübt. Alles ist wie verzaubert. Das grelle Licht rückt die Dinge so nahe an uns heran, das Dunkel erscheint dunkler und das Geheimnisvolle geheimnisvoller. Jeder Spuk mag in solcher Nacht glaubhaft erscheinen. Mehrmals meinte er in einem ungewöhnlichen Stein oder Strauch eine verdächtige Gestalt zu erkennen; ja, das eine Mal war er seiner Sache ganz sicher: dort stand ein Kerl mit angelegter Büchse. Schließlich war es ein harmloser Baumstumpf, der ihm das Herz hatte schneller klopfen machen.

Rüstädt malte sich aus, wie es sein würde, wenn er von Wilderern überfallen worden und auf dem Platze geblieben wäre. Er war bei seinem eigenen Begräbnis anwesend, hörte die Grabrede und fühlte sich plötzlich von aufrichtiger Trauer und innigster Rührung erfaßt, als habe er soeben einen guten Freund begraben. Wie wenig Menschen gab es doch schließlich, denen sein Tod etwas bedeutet hätte, die ihn ernstlich betrauern würden! Wie allein war man doch in der Welt, wie furchtbar allein!

Und mit einem Male waren seine Gedanken bei

Anna, — er wußte selbst nicht, wie das kam. Sie war ihm wunderbar nahe, als schreite sie neben ihm, als halte er ihre Hand in der seinen, wie einst. O, wie er sie in diesem Augenblicke liebte, aus seiner Vereinsamung heraus! Was war das Leben, wenn man nicht das Bewußtsein hatte, wenigstens einem Mensch zuzugehören? Es war Unsinn, alles Unsinn, was er sich da vorgeredet hatte, daß sie ihm gleichgültig geworden sei. Wenn er sie jetzt hier gehabt hätte, wie wären alle Gründe der Vernunft verflogen, mit denen er sich hatte festmachen wollen! Er dachte an seine Entdeckung vom Morgen; in ganz anderer Beleuchtung erschien sie ihm jetzt. Also im Schnee hatte sie gestanden um seinetwillen! Er sah sie ordentlich vor sich, von einem Fuße auf den anderen tretend, unschlüssig, sich nicht getrauend, zu ihm hinabzugehen. Vielleicht saß sie jetzt noch auf drüben im Quellenhayner Forsthause und dachte seiner. Er erwärmte sich an dem Gedanken.

Inzwischen war er auf den Bergkamm und damit an die Grenze seines Reviers gekommen. Hier begann die Fuchslehde, jener Streifen Ödland, auf welchem Unkas verendet gefunden worden war.

Rüstädt machte Halt, vor ihm lag eine Lichtung; gegenüber das Fichtendickicht war bereits Quellenhayner Revier. Weiter wollte er nicht gehen. Es war ja doch aussichtslos, auf ein paar ferne Schüsse hin einen ganzen großen Wald abzusuchen.

Während er noch stand, hörte er auf einmal ein Knacken, wie wenn auf einen dürren Zweig getreten worden sei. Da — noch einmal! Es kam von jenseits der Lichtung, aus den Fichten. War es Tier oder Mensch?

Rüstädt glaubte das eigene Herz schlagen zu hören; er umfaßte den Lauf seines Gewehres fester, überlegend, daß er durch den Mond, der gerade über ihm stand, gutes Büchsenlicht habe.

Die dunkle Masse der Zweige ihm gegenüber teilte sich an einer Stelle, zwei Männer traten hintereinander auf den halberleuchteten Platz hinaus. Einen Augenblick machten sie Halt und schritten dann quer über die Lichtung.

Als das volle Mondlicht ihre Gestalten traf, erkannte sie Rüstädt; es war Oberförster Seltmann, begleitet von Schrupper, der den Schweißhund an der Leine führte.

Rüstädt überlegte, ob er sie ruhig vorbeilassen solle. Aber Findig hatte bereits Witterung von ihm bekommen und schlug an. Sofort sprangen beide Männer, die eben den Hochwald erreicht hatten, jeder hinter einen Baum und gingen in Anschlag. Da rief Rüstädt das Kennwort und trat aus seinem Versteck hervor. Der Oberförster antwortete mit dem Kennwort und kam vor, noch nicht ahnend, mit wem er es zu tun habe. Rüstädt lüftete grüßend den Hut, wobei ein Mondstrahl über sein Gesicht fiel. Der Oberförster machte jäh Halt.

So standen sie eine Weile und blickten einander an, Gewehr im Arm, so nahe, daß jeder das Auge des anderen erkennen konnte. Keiner sagte etwas. Dann machte der Oberförster kehrt und ging fort.

Rüstädt blieb stehen, völlig überwältigt von dem eben Durchlebten. Findig drängte sich an ihn heran und sprang, den alten Freund wiedererkennend, freudig bellend an ihm in die Höhe.

Dann kam auch Schrupper und erzählte: etwa in

der elften Stunde hätten sie zwei Schüsse gehört und seien aufgebrochen, um den Wildschützen beizukommen. Mit Hilfe des Hundes hätten sie auch Anschuß und Schweiß gefunden, aber leider zu spät. Die Spuren führten nach der Landesgrenze; den Spitzbuben war es also wieder einmal geglückt, sich und die Beute in Sicherheit zu bringen.

Der Oberförster pfiff dem Hunde, der sofort folgte, und auch Schrupper ging seinem Herrn nach.

Langsam schlug Rüstädt den Heimweg ein, tief in Gedanken. Er wurde das Bild nicht los: Annas Gatte ihm gegenüber, Gewehr im Arm, ihn mit dem scharfen Weidmannsauge musternd. Selbst für den Mutigsten hat es etwas tief Beunruhigendes, das Bewußtsein, einen Todfeind zu haben.

XI.

Pastor Waibel kam jetzt öfter in die Quellenhayner Oberförsterei. Wenn er Anna begegnete, ließ er sie durch vernichtende Blicke seine moralische Entrüstung fühlen.

Was machte sie sich aus solcher Verachtung! Konnte ein Mann wie Waibel verstehen, daß sie sich ihrer Liebe nicht schämte?

Was der Pastor mit ihrem Gatten bespreche bei solchen Gelegenheiten, wußte Anna nicht; daß es für sie nicht günstig sei, schloß sie daraus, daß der Oberförster nach jeder Zusammenkunft mit dem geistlichen Vetter nur noch finsterer vor sich hinbrütete. Anna machte sich darüber keine tieferen Sorgen, aber das, was sie eines Tages erfahren sollte, kam ihr doch überraschend und versetzte sie in die größte Erregung.

Zwischen den beiden Männern war besprochen worden, daß Helmut die Weihnachtsferien nicht im elterlichen Hause verbringen solle, sondern unter Pastor Waibels Obhut in dessen Pfarrhause. Das erfuhr Anna nur ganz gelegentlich, als sie ihrem Manne von Vorbereitungen sprach, die man für Helmuts Bescherung zu treffen habe.

Anna hatte sich zwar daran gewöhnt, vieles über ihren Kopf weg angeordnet zu sehen, aber das hier war ihr zu viel. Ihr Junge während der Ferien in ein fremdes Haus gegeben? Was dachte ihr Mann denn?

Weshalb das sein solle, fragte sie. „Weil ich's so bestimmt habe!" entgegnete er. Aufs höchste aufgebracht, meinte Anna dagegen, sie werde das nicht zulassen, sie verlange den Jungen.

Ihr Mann maß sie mit einem feindlichen Blicke. „Wenn du die Mutter danach wärst, ja! Aber einer Frau wie dir vertraut man nicht sein Kind an."

Anna senkte das Haupt, schwer getroffen. „Ihr wollt mir das Kind nehmen?" fragte sie nach einiger Zeit, Tränen in der Stimme. Der Oberförster schwieg.

„Ihr werdet den Jungen nicht zwingen!" rief die Mutter, zum Äußersten gebracht. „Er wird sich's nicht gefallen lassen. Er hat mich lieb; er gehört mir!" Mehr brachte sie im Augenblicke nicht heraus vor Weinen.

„Das laß nur Waibels Sorge sein!" erwiderte Seltmann kühl; „Waibel wird den Bengel in die Kur nehmen. Es ist die höchste Zeit, daß er gestutzt wird. Er ist allzu sehr nach der Frau Mama geraten! Alles Flennen ändert nichts!"

„Und der heilige Christ für das Kind?" klagte Anna.

„Heiligen Christ werden wir in diesem Jahre überhaupt nicht haben," erwiderte Seltmann in einem Tone, der jeden Widerspruch ausschloß.

An dem Tage, der Helmut bringen sollte, fuhr der Oberförster selbst nach Kupferberg, um den Jungen an der Bahn in Empfang zu nehmen, was bisher stets Sache der Mutter gewesen. Diesmal würde sie ihn überhaupt nicht zu sehen bekommen; er sollte sofort in das Pfarrhaus befördert werden.

Anna war wie von Sinnen. Eine solche Vergewaltigung! Wenn sie selbst körperlich gemißhandelt worden wäre, so hätte sie das leichter ertragen als den Gedanken, daß ihr Junge für sie büßen solle. Das arme Kind würde ja gar nicht den Zusammenhang verstehen. Und ihn zu wissen in den Händen eines Paares, dem sie gegen ihr Fleisch und Blut jede Grausamkeit zutraute! Helmut, dieses lebendige, Freiheit gewohnte Kind, in Korrektion gegeben! Verzweifeln würde er!

Nein, sie wollte das nicht ertragen! Aber, was für Mittel hatte sie in der Hand, es zu verhindern? Dem Jungen schreiben? — Man würde ihm den Brief nicht geben. Selbst zu ihm gehen? — Man würde sie nicht an ihn heran lassen.

Es gab nur einen Menschen, der hier helfen konnte, der eine, zu dem sie trotz allem, was geschehen, noch immer das tiefste Vertrauen hegte, der ihr helfen mußte, weil sie ihn so grenzenlos liebte.

Heute, das wußte sie, würde sie den Mut finden, bis zu ihm zu dringen; heute brauchte sie nicht mehr zagend von ferne zu stehen, sich nicht getrauend, seine Schwelle zu überschreiten. Heute gab ihr ja das Unglück ein Recht, vor ihn hinzutreten und zu bitten: hilf mir!

*　　*
*

Der Oberförster war noch nicht lange fort auf seinem Schlitten, als sich Anna in der Richtung nach dem Mönchsroder Forsthause auf den Weg machte.

Sie kannte den Weg ja nur zu gut, den Berg hinan und hinab; in anderthalb Stunden konnte man dort sein. Tapfer schritt sie durch den hohen Schnee.

Rüstädt war nicht zu Haus. Aber die Aufwartung sagte, er esse jeden Tag pünktlich um zwei Uhr zu Mittag, eine halbe Stunde vorher komme er herein, um sich umzuziehen. Anna beschloß also, zu warten.

Klopfenden Herzens betrat sie das Zimmer, das er bewohnte; kaum, daß sie es wagte, sich auf den Stuhl zu setzen, den ihr die Aufwartung diensteifrig anbot. Sie sah sich um. Da waren die bekannten Gegenstände, die ihn umgaben: Bilder, Rauchzeug, Schreibsachen, Bücher, alles, wie er es auch in ihrem Hause um sich gehabt hatte. Dasselbe feine Aroma des Tabaks, den er zu rauchen pflegte, herrschte auch hier. Dort hing sein Gewehr, auf dem Tisch lag ein Jägerhut, ein paar Handschuhe von Wildleder darüber. Die ganze Persönlichkeit stand mit einem Male zum Greifen deutlich vor ihr, als sie diese Zeugen seines Tageslebens wiedererkannte.

Anna bemerkte, daß die Einrichtung des Zimmers manches zu wünschen übrig ließ; an verschiedenen Stellen lag Staub. Wie gern hätte sie hier Ordnung gestiftet! Es war so schmerzlich, zu denken, daß er es nicht gut habe. Wie hätte sie ihn umgeben mögen mit aller fürsorgenden Aufmerksamkeit! Wie gern würde sie jede Mühe und Aufregung auf sich genommen haben, wenn es ihm gegolten!

Rüstädt kam pünktlich zur angegebenen Zeit. Anna sah ihn vom Walde hereinkommen mit den beiden

Hunden. Pfeifend schritt er an den niederen Fenstern des Zimmers vorbei. Dann hörte sie, wie er draußen die Hunde einsperrte; bald darauf trat er ein.

Anna hatte sich erhoben. Er starrte sie an wie eine Geistererscheinung.

Er fühlte es mit jäher Erkenntnis: sein Schicksal stand vor ihm. Es sollte ihm nichts erspart bleiben. Er hatte geglaubt, leichteren Kaufs davon zu kommen. Aber ein liebendes Weib läßt sich nicht so abschütteln.

Rüstädt war sehr bleich geworden. Schnell ging er ein paarmal im Zimmer auf und ab; dann plötzlich, seiner Pflichten als Hausherr eingedenk werdend, reichte er Anna die Hand und führte sie zu einem Stuhle.

Sie dankte ihm mit einem Blicke, von seiner Aufmerksamkeit angenehm berührt. Sie hatte es ja gewußt, daß er ihr freundlich begegnen würde. Ihr Zutrauen hatte sie nicht getäuscht.

Ermutigt durch den guten Anfang, begann sie von dem zu sprechen, was sie hergeführt: Helmut und das Geschick, das ihm zugedacht sei. Die Zunge war ihr nun einmal gelöst, sie berichtete weiter von ihren eigenen Bedrängnissen, was sie alles durchgemacht habe in der letzten Zeit. Davon erzählte sie mit der eifernden Geläufigkeit einer Frau, die sich in ihrem Rechte weiß.

Welchen Eindruck ihre Worte auf Rüstädt machten, konnte sie nicht erkennen. Er stand an einem der Fenster und blickte hinaus, wohl bestrebt, ihr seine Züge zu verbergen.

Rüstädt hörte jedes Wort und war ergriffen. Schwerer noch als das, was sie sagte, traf ihn das, was sie verschwieg. Was hatte sie leiden müssen durch ihn und um ihn! Und der schwerste Vorwurf, zwischen ihren Worten unausgesprochen, aber für sein Ohr doch

deutlich vernehmbar: erst hast du meine Liebe genossen, und dann bist du gegangen, hast mich im Stiche gelassen in schwerer Zeit, hast mich der Gefahr ohne Schutz überlassen. Mit unerträglicher Wucht fiel ihm die Anklage aufs Gewissen: Feigheit!

Und trotz alledem dieses Vertrauen zu ihm! Keine Bitterkeit, keine Rache, keine Drohung! Nur dieser unermeßliche Glaube. Das entwaffnete ihn vollends. Er fühlte sich klein ihr gegenüber. Sie war ihm rührend und verehrungswürdig zugleich. Wie kleinlich und niedrig erschien sein Verhalten im Vergleich zu dem ihren! Wahrhaftig, dessen war auch nur eine Frau fähig, einer solchen, die bitterste Kränkung vergessenden und vergebenden Liebe.

Sie bat, daß er ihr den Jungen verschaffe; er müsse eingreifen, dürfe nicht dulden, daß das Kind der Mißhandlung ausgesetzt werde.

Rüstädt sah sofort, daß das, was sie sich in weiblicher Lebhaftigkeit als ganz leicht ausführbar vorgestellt hatte, unmöglich sei. Wie konnte er sich in Helmuts Erziehung einmischen? Nein, hier durfte er nichts tun! Der Angelegenheit mußte er sich — das geboten Vernunft und Zartgefühl — fernhalten.

Aber ganz andere Gedanken waren in ihm rege geworden. Möglichkeiten erblickte er vor sich, an die er wohl schon früher verstohlen gedacht, die er aber absichtlich in den Hintergrund gedrängt hatte. Klarer und klarer sah er den Weg, den er zu gehen haben würde, um aus diesem Wirrsal widerstreitender Gefühle und Pflichten herauszukommen. Und auf diesem Wege würde er auch die Mutter, die jetzt ratlos zu ihm geflüchtet war, auf diesem Wege würde er auch Anna herausführen aus allen ihren Bedrängnissen.

Eine klare, schlichte Stimmung hatte sich seiner bemächtigt; wie einem zumute ist, wenn man in einer sittlichen Frage einen großen Entschluß faßt.

Mit ernsten, ruhigen Worten vermochte er Anna auseinanderzusetzen, daß er ihren Wunsch jetzt nicht erfüllen könne. Anna brach in Tränen aus. Wenn er ihr nicht helfen wollte, wer dann? —

Er redete ihr in freundlicher Weise zu und brachte sie schließlich dazu, die Sache ruhiger anzusehen. Der Oberförster liebte sein Kind doch schließlich auch, und etwas wirklich Schlimmes würde dem Jungen sicherlich nicht geschehen.

Noch hielt er die Zeit nicht für gekommen, ihr von den Plänen zu sagen, die in seinem Innern gärten. Er nahm ihr nur das Versprechen ab, daß sie sich in Geduld fassen wolle.

XII.

Eine große Ruhe war über Anna gekommen, seit sie mit Rüstädt gesprochen hatte. Was er vorhabe, wußte sie nicht eigentlich, aber sie hatte das sichere Gefühl, daß er alles zum Guten hinausführen werde. Wirklich getröstet legte sie den Heimweg zurück.

Der Oberförster war noch nicht heimgekehrt, wie sie richtig berechnet hatte. Er kam erst abends. Anna brachte es über sich, ihn nach Helmut zu fragen. Seltmann war mißgestimmt und ließ nicht viel heraus. Nur daß der Knabe sich nicht in die Neuordnung der Dinge habe fügen wollen, deutete er an; das sei ihm aber schnell ausgetrieben worden.

Anna mußte sich mit diesen hingeworfenen Brocken begnügen, sie sagten ihr genug. Aufs neue fühlte sie

sich in Unruhe gestürzt. Im Geiste sah sie ihren Jungen in dem fremden Hause, bei diesen kalten, ihm feindlich gesinnten Leuten. Weinend mochte er sich zu Bett geschlichen haben, mochte sich trostlos und ratlos nach der Mutter sehnen, gleich ihr keinen Schlummer findend.

Am nächsten Morgen wollte sie nochmals ernstlich mit dem Oberförster sprechen. Vielleicht würde er doch ein Einsehen haben und Helmut kommen lassen. Die Unterredung, die sie heute mit Rüstädt gehabt, hatte ihr Selbstvertrauen gehoben. Sie traute sich zu, ihrem Manne die Stirn zu bieten.

Aber als sie bei hellem Tageslicht erwachte, fand sie, daß sie sich verschlafen habe. Der Oberförster war bereits ins Revier gegangen. Anna erwog bei sich, ob sie es nicht wagen solle, anspannen zu lassen und zu Pastor Waibel zu fahren, um Helmut zu besuchen. Wenn sie ihn auch nicht mit sich fortnehmen durfte, so konnte sie ihm doch wenigstens einige Eßwaren zustecken. Es wurde nämlich behauptet, die Pastorin knausere mit dem Essen, und Anna glaubte solchem Gerüchte nur zu gern.

Sie saß, dieses und Ähnliches bedenkend, noch am Frühstückstische, als sie auf ein scharrendes Geräusch an der Außenwand aufmerksam wurde. Nach dem Fenster blickend, erkannte sie dort auf einmal das Gesicht ihres Jungen, die Nase gegen die Scheibe gedrückt, mit feuerroten Backen, wie er großäugig ins Zimmer starrte.

Anna saß einen Augenblick starr vor Schreck, dann sprang sie ans Fenster. Helmut, der auf einem Sägebock stand und sich auf den Fußspitzen zu dem für ihn noch immer hohen Parterrefenster emporreckte, machte

der Mutter verstohlen allerhand Zeichen. Sie verstand; der Vater war nicht da, er konnte ruhig sein. Sie öffnete einen Fensterflügel und küßte den Jungen mitten ins Gesicht. Darauf war sie ihm beim Einsteigen behilflich.

Als Helmut in dieser Weise eingedrungen war, fiel er seiner Mutter in die Arme, noch völlig außer Atem. Er hatte zwei gute Stunden Wegs hinter sich, die er zum großen Teil im Trabe zurückgelegt hatte.

Nachdem man sich genug getan mit Umarmen und Küssen, ging Helmut an den gedeckten Tisch, an dem sein Blick begehrlich haften blieb. Die Mutter fragte ihn, ob er denn schon etwas genossen habe. Er erzählte, er sei vor allen anderen im Pfarrhause aufgestanden und davongelaufen.

Natürlich gab das der Mutter Anlaß, das Kind zu bedauern und von neuem an ihr Herz zu schließen. Was irgend an Leckerbissen im Hause war, schaffte sie heran und hatte die Genugtuung, den Jungen tapfer einhauen zu sehen.

So saßen die beiden einander gegenüber, als sei nichts geschehen. Helmut erzählte von lustigen Streichen, die sie in der Klasse ausgeführt hatten, und die Mutter, in diesem Augenblicke selbst ein großes Kind, erlebte alles mit.

Als der Junge gesättigt war, drängte sich die Frage auf: was weiter? Da wurde sich Anna freilich mit einem Male wieder bewußt, was über ihr schwebe. Was sollte werden, wenn der Oberförster zurückkehrte? Wie würde er Helmuts Flucht aufnehmen? Wie sollte man seinen Zorn beschwichtigen? Ratlos stand sie vor solchen Fragen.

Aber Helmut hatte schon einen Plan fertig. Nicht

ohne Nutzen hatte er seine Indianerbücher gelesen. Er wollte mit der Mutter fliehen, weit weg. Eßwaren sollten mitgenommen werden für einige Tage, und damit in den Wald. Diesen Gedanken trug er mit Feuer und nicht ohne Beredsamkeit vor; ihm war es völlig ernst mit seinem Vorschlage.

Die Mutter schüttelte traurig den Kopf; das ging ja nicht! Ihr wurde jetzt erst die ganze Schwierigkeit ihrer Lage klar, als das Kind seinen abenteuerlichen Plan auskramte. Was sollte sie tun? Den Jungen zu Pastor Waibel zurückschicken? Auf keinen Fall! Ihn hier versteckt halten? Wie bald mußte das an den Tag kommen! Und das Kind, das jetzt mit strahlenden Augen vor ihr saß, der strafenden Hand des Vaters überantwortet zu sehen, das brachte sie auch nicht übers Herz.

Ihre Gedanken gingen wieder den Weg, den sie in letzter Zeit immer gegangen waren, wenn sie um Rat und Hilfe verlegen war. Kein anderer konnte hier helfen! Dem Ratschlage, den er ihr geben würde, wollte sie sich blindlings unterwerfen.

Hastig machte sie sich zum Ausgehen bereit und befahl Helmut, mitzukommen. Sie sagte ihm nicht, was sie vorhabe, denn noch scheute sie sich, den Namen „Rüstädt" vor des Kindes Ohren zu nennen.

* * *

Rüstädt hatte eine schlaflose Nacht außerhalb des Bettes zugebracht. Das Erlebnis vom gestrigen Tage hatte ihn in der Tiefe aufgewühlt. Er verlebte eine Reihe jener seltenen Stunden, wo der Mensch unter dem Hochdrucke des Außerordentlichen, befreit von allen kleinlichen Rücksichten und Erwägungen, zu großen,

freien, weit in die Zukunft vorgreifenden Entschlüssen gelangt.

Das Ergebnis war: er würde Anna heiraten.

Wahrlich, nicht leichten Herzens war Rüstädt zu dem Entschlusse gekommen. Er wußte, daß Minne und Ehe zwei grundverschiedene Dinge sind. Er gab seine Freiheit auf. Er, der so sehr an einem ruhigen Dasein hing, er, der für die Einsamkeit so viele Gaben mitbrachte, sollte sich fortan in die zerreibenden Sorgen des Familienlebens schicken! — Und was tauschte er für seine geliebte Unabhängigkeit ein? Konnte er sicher sein, mit Anna glücklich zu werden? Würde sie nicht vielleicht in der Ehe ganz andere Seiten hervorkehren als die lichten Züge, die er jetzt an ihr sah? Würde nicht von vornherein ein Schatten liegen auf ihrem Glücke: die nicht aus der Welt zu schaffende Tatsache, daß sie zuvor einem anderen angehört, und das Bewußtsein, daß sie gemeinsam diesen anderen hintergangen hatten? Waren das nicht verhängnisvolle Morgengaben?

Aber wenn Rüstädt auch alles das klar vor sich sah, so stand dieser Gedankenreihe doch eine andere, ebenso geharnischte gegenüber: das Bewußtsein, wie viel er gut zu machen habe. Ob er glücklich werde, das war eine Frage von untergeordneter Bedeutung der ehernen Pflicht gegenüber. Seine Ehre war verpfändet in dieser Sache. Er konnte Anna nicht im Stiche lassen in einer Lage, der sie nicht gewachsen war, und in der sie, blieb Hilfe aus, zugrunde gehen mußte. Keiner der Vorwürfe, die er sich seit gestern gemacht, war schwerer auf sein männliches Selbstbewußtsein gefallen, als der, daß er den feigen Versuch gemacht hatte, eine Frau für sich in die Bresche

springen zu lassen. Er hätte sich selbst verachten müssen, wäre er ein zweites Mal der Gefahr aus dem Wege gegangen.

Nun hatte er der Notwendigkeit mutig ins Angesicht geschaut, und da war ihm diese Antwort geworden.

Daß Anna einwilligen werde, stand für Rüstädt fest. Niemals zwar war zwischen ihnen über diese Möglichkeit gesprochen worden, aber unausgesprochen hatte es oft genug in der Luft geschwebt, zu heikel, um mit nüchternen Worten abgemacht zu werden. In der Frage der Frau: „Was wird aus mir?“ hatte es mit inbegriffen gelegen.

Wie aber würde sich der Gatte zu der Frage einer Scheidung stellen? Wußte er alles? Und wenn, mußte er dann nicht das Verlangen hegen, eine Ehe aufzulösen, die, längst zur Lüge geworden, nur ein Ärgernis bedeuten konnte für jeden Mann von Ehre?

Aber der Oberförster — wie ihn Rüstädt kannte — war ein verschlossener, schwer zu berechnender Charakter. Konnte man wissen, was im Laufe eines sechzigjährigen Lebens für Ansichten und Grundsätze sich bei ihm abgelagert und versteinert haben mochten? Er dachte an manchen Zug von Eigensinn und Trotz, den er an dem Alten beobachtet. Er dachte auch an jenes nächtliche Zusammentreffen neulich auf der Fuchslehde und an den unheimlich haßerfüllten Blick, mit dem ihn der Oberförster da gemessen hatte.

Leichten Kaufes würde er seine Rechte an Anna jedenfalls nicht aufgeben. Sein Weib mußte ihm schließlich doch ans Herz gewachsen sein in zehnjähriger Ehe. Einmal hatte er sie doch geliebt! War nicht ein Zeugnis dafür da, das deutlich sprach?

Ja, dieses Kind! Das war ein anderes, schweres

Bedenken. Gesetzt den Fall, der Oberförster willigte in die Scheidung, würde er nicht den Knaben für sich beanspruchen? Hatte er nicht bereits den ersten Schritt getan, das Kind den Händen der Mutter zu entziehen? Gewiß, wenn er Helmut behielt, so bedeutete das eine große Verantwortung und eine Last weniger für Rüstädt; aber wie würde Anna, die so an dem Jungen hing, eine solche Maßregel ertragen?

Alle diese Fragen gehörten schließlich vor den Richter, das wußte Rüstädt wohl. Er selbst war in Rechtssachen wenig bewandert. Aber er ahnte, daß es von Bedeutung sei, wie eine solche Angelegenheit von vornherein in die Wege geleitet werde, und daß durch Unkenntnis des Gesetzes hierin leicht viel versehen werden mochte.

Er entschloß sich daher, an einen Jugendfreund zu schreiben, der Jurist war. Er schilderte ihm seinen Fall, ohne Namen zu nennen, als suche er Rechtsbelehrung für dritte Personen.

Rüstädt schrieb eben an diesem Briefe, als Anna, ihren Jungen an der Hand, bei ihm eintrat.

Die herzliche, lebhafte Freude, die Helmut beim Wiedersehen mit seinem Freunde und Gönner an den Tag legte, half über die Befangenheit der Begrüßung hinweg. Rüstädt, dem Annas Besuch völlig unerwartet kam, glaubte zu bemerken, daß sie allein mit ihm zu sprechen wünsche. Er schickte also den Jungen ins Freie; einen günstigen Vorwand dazu gaben ihm die Hunde ab, die Helmut noch nicht kannte. Sobald er fort war, berichtete Anna in Hast, was sich inzwischen ereignet habe.

Rüstädt erkannte sofort, daß hier ein arger Fehler begangen worden sei. War nicht dem Oberförster eine

neue, schwere Kränkung zugefügt dadurch, daß man eigenmächtig in seine Vaterrechte eingegriffen? Und auf ihn, Rüstädt, mußte der Verdacht fallen, als unterstütze er solches Tun. Wie erschwerte dieser unbedachte Schritt Annas das, was er vor hatte! Wieder einmal waren die Ereignisse schneller vorangeschritten, hatten einen ganz anderen Weg genommen, als zu berechnen gewesen.

Sollte er Anna deshalb Vorwürfe machen? Von ihrem Standpunkte aus hatte sie ganz natürlich gehandelt! Furcht und Verzweiflung hatten sie von ihrem Gatten weg zu ihm getrieben. Es konnte ihn ja nur mit Stolz erfüllen, welche Größe des Vertrauens sie ihm fort und fort zeigte.

Er mußte nun endlich offen mit ihr reden.

Obgleich Anna auf die Frage, die er jetzt an sie richtete, seit seinen gestrigen Abschiedsworten nicht völlig unvorbereitet war, so kam ihr sein wirklicher Antrag doch mit erschütternder Wucht. Eine körperliche Schwäche befiel sie, sie mußte sich setzen; unter Tränen nur vermochte sie ihm endlich ihr Jawort zu geben.

Er achtete ihre Ergriffenheit. Keine knabenhafte Leidenschaftlichkeit — das fühlte er — war hier am Platze. Das Verlangen, sie in seine Arme zu nehmen, kam ihm zwar beim Anblicke ihres in seiner Verschämtheit doppelt lieblichen Gesichtes, aber er unterdrückte diese Wallung. Denn jetzt, wo er sie als seine Braut betrachtete, wo er den Entschluß gefaßt, diese Frau über alle Hindernisse hinweg zu der seinen zu machen, achtete er sie höher, war sie für ihn ein Heiligtum geworden, dessen Reinheit er um keinen Preis der Welt hätte entweihen mögen.

Rüstädt hätte es Anna gern erspart, diese glückliche

Stunde durch Vernunfterwägungen und Sorgen um das Nächstliegende zu stören, aber es ging nicht anders; die Ereignisse trieben gebieterisch auf eine Lösung hin.

Zunächst mußte der Junge seinem Vater wieder zugeführt werden. Und wenn auch Anna bat und Vorstellungen machte, Rüstädt fühlte zu sicher, daß er im Rechte sei der weiblichen Logik gegenüber. Freilich wurde es ihm schwer genug, ihren rührenden Bitten gegenüber standhaft zu bleiben.

Eines versprach er zu tun: er wollte den ersten Grimm des Oberförsters selbst bestehen. Er wollte zu ihm gehen, ihm sagen, was sich inzwischen ereignet, ihm erklären, wie es gekommen, und so weit wie möglich ihn zu großmütigem Verzicht zu stimmen versuchen.

Der Gang war nicht leicht, aber er mußte getan werden. Vor allem jetzt Offenheit, sagte sich Rüstädt, nachdem durch Heimlichkeit bereits so viel gesündigt worden war.

In dieser Absicht machte er sich auf den Weg nach der Quellenhayner Oberförsterei. Anna sollte einstweilen mit Helmut in seinem Hause bleiben. Erst mußte von Mann zu Mann alles ins gleiche gebracht sein, ehe er zuließ, daß sie dem Gatten wieder unter die Augen trete.

Als er ging, standen Anna und Helmut in der Haustür und sahen ihm nach. Am Waldrande angekommen, an jener Stelle, wo er einst Annas Fußstapfen im Schnee entdeckt, machte er Halt und schaute sich um. Die beiden standen immer noch und winkten ihm — er winkte wieder.

Wunderbar! Die Frau und der Knabe in seinem Hause und er auf dem Wege zu dem Gatten und Vater, um sich von ihm die beiden zu erbitten!

Das Leben war doch ein rätselvolles Ding! Man faßte Entschlüsse, man bereitete Pläne vor, man erreichte Ziele, und alles das schien ohne Einfluß auf den eigentlichen Lebensgang. Die wirklich wichtigen und entscheidenden Ereignisse kamen, ohne daß man es merkte, gegen unseren Willen. Erst nach Jahren vielleicht begriff man, was man vorzeiten getan, und warum man es getan. Jetzt stand er am Ende einer solchen Kette von Handlungen. Ahnungslos hatte er das vorgenommen und jenes unterlassen, ohne ein Ziel, nur dem Bedürfnisse des Augenblickes folgend, und nun war auf einmal alles da: ein Resultat, von ihm nicht beabsichtigt, dem er sich doch fügen mußte, er mochte wollen oder nicht.

Und so in tiefer Verwunderung über das Lebensrätsel, aber auch in Ehrfurcht vor seinem tieferen Sinne, von dem ihm eben eine schwache Ahnung aufgegangen, schritt er dahin und verschwand hinter den Bäumen.

Anna, an die sich der Knabe geschmiegt hatte, sah ihm noch lange nach.

XIII.

Pastor Waibel war, nachdem Helmuts Entweichen bemerkt worden, dem Flüchtling, von dem er richtig annahm, daß er sich dem Elternhause zugewandt habe, nachgefahren.

Aber er kam zu spät. Helmut hatte bereits in Begleitung seiner Mutter die Oberförsterei verlassen. Niemand wollte wissen, wohin die beiden seien.

Nun dauerte es wieder einige Zeit, bis der Geistliche den Oberförster ausfindig gemacht hatte. Pastor

Waibel berichtete seinem Verwandten mit einem beträchtlichen Aufwande moralischer Entrüstung die Flucht des jungen Übeltäters, und daß, wie's scheine, die eigene Mutter mit ihm unter einer Decke stecke.

Bei dem Oberförster schwoll die Zornader. Nach seiner Art sagte er nicht viel; er wisse, was er zu tun habe. Der Geistliche konnte den Heimweg einschlagen mit der Genugtuung, den beiden, wann immer der Oberförster sie finden sollte, einen heißen Empfang bereitet zu haben.

Wo er Anna zu suchen habe, war für Seltmann sofort klar; er machte sich auf den Weg nach dem Mönchsroder Forsthause.

Er war noch nicht weit weg von der Oberförsterei, als ihm Schrupper nachgelaufen kam, seinen aufgeregten Mienen nach zu schließen mit wichtiger Nachricht. In der vergangenen Nacht hatte ein Kampf stattgefunden zwischen Forstleuten und Wilderern; einer der Wildschützen war, durch einen Schuß verwundet, den Förstern in die Hände gefallen, die anderen waren entwichen. Die Nachricht davon hatte vor kurzem ein Kurier überbracht. Alles, was zur grünen Farbe hielt, war nun auf den Beinen; man wollte versuchen, ob man nicht auch der Flüchtigen habhaft werden könne.

Unter alltäglichen Umständen würde diese Nachricht den Oberförster in nicht geringe Aufregung versetzt haben, — was bedeutete sie ihm heute, im Vergleich zu dem, was ihm selbst widerfahren war! Er befahl Schrupper, sich an dem Kesseltreiben zu beteiligen, er selbst habe keine Zeit dazu. Kopfschüttelnd blickte der Waldläufer seinem Herrn nach; mit dem konnte heute auch nicht alles richtig sein.

Hastig schritt Oberförster Seltmann vorwärts, quer

durch die Bestände, Wildwechsel und Schneisen benutzend; der gewöhnliche Weg mit seinen Krümmen wäre ihm heute viel zu lang erschienen. Die innere Erregung versetzte dem alten Manne häufig den Atem; er mußte wiederholt Halt machen. Seine Frau davongelaufen! Das Blut pochte ihm in den Schläfen, vor den Augen flimmerte es ihm.

Seltmann hatte die Ehe nie anders aufgefaßt, als daß allein der Mann Rechte habe, die Frau nur Pflichten. Das war wohl von Anbeginn so von Gott geordnet; gegrübelt hatte er darüber ebensowenig als über andere Fragen. Anna hatte er geheiratet, um den leeren Platz auszufüllen, der durch den Tod der ersten Frau entstanden war. Geliebt hatte er sie gewiß! Es war eine Liebe, aus Gewohnheit entstanden, weil er ihr Gesicht eine Reihe von Jahren um sich gesehen und weil sie die Mutter seines Jungen war.

Die Empörung, die der getäuschte Ehemann empfand, entsprang hauptsächlich dem Gefühle, daß er aus diesem für ihn so bequemen Zusammenleben, das außerdem sein gutes Recht war, jäh herausgerissen wurde durch ihre Untreue. Wie konnte, wie durfte ihm so etwas geschehen!

Sechzig Jahre war er geworden. In Ehren hatte er gelebt, in Treue seinem Fürsten gedient und mit Eifer seinen Beruf erfüllt. Und nun geschah ihm das!

Was wußte er von solchen Sachen! Nie hatte er sich mit Frauenzimmergeschichten eingelassen. Kaum daß er hin und wieder mal gehört oder gelesen hatte, daß solche Dinge vorkämen. Ihm persönlich waren die Weiber furchtbar gleichgültig gewesen all sein Lebtag. Seine Jagd war ihm am kleinen Finger lieber als alle Liebesabenteuer.

Und zum Lohne dafür, daß er sich so anständig geführt und so solid gehalten, brach nun diese Katastrophe über ihn herein!

Seine Entrüstung wäre vielleicht nicht so stark aufgeflammt, wenn nicht Pastor Waibel das Eisen geglüht hätte. Seltmann erfuhr durch ihn, daß solche Vergehungen nach göttlichem und menschlichem Recht unverzeihlich seien und daß er als Gatte und Vater die Pflicht habe, mit unbarmherziger Strenge gegen die Missetäter vorzugehen.

Die bittersten Gefühle hegte Seltmann gegen Rüstädt. Er sah in ihm einen abgefeimten Buben, der, die Gastfreundschaft mißbrauchend, Anna mit glatten Verführungskünsten umgarnt hatte. Wie hatte es dieser Fuchs verstanden, ihn zu überlisten! Wie hatte er sich in sein Vertrauen eingeschlichen, um ihm hinter seinem Rücken das Schwerste anzutun. Daß er den Menschen nicht zeitiger durchschaut, verdroß ihn am meisten.

Der Major mochte sich vorsehen! Wäre nicht neulich, als er ihm zur Nachtzeit oben an der Grenze begegnete, Schrupper dabei gewesen, hätte er jenem allein, Mann gegen Mann gegenübergestanden, einer von ihnen beiden hätte den Schauplatz nicht lebendig verlassen.

Der Oberförster war nicht mehr allzuweit von jener Lichtung auf dem Bergkamme, wo sich die nächtliche Begegnung abgespielt hatte. Schon senkte sich der Weg zum jenseitigen Hange, und bald befand er sich auf Mönchsroder Revier.

Unwillkürlich überlegte er, was er tun würde, wenn er jenem jetzt begegnen sollte, wenn man einander von neuem gegenüberstünde, so nahe, daß einer das

Weiße im Auge des anderen erkennen könnte. — Er würde ihn anrufen, ihm befehlen, sich schußbereit zu machen, und dann: eins, zwei, drei! — Er glaubte kaum, daß seine Hand zittern würde.

Und während er sich noch dieses Bild ausmalte in allen Einzelheiten, fiel sein Blick von ungefähr auf einen dunklen Gegenstand, der breit über den Weg etwa zwanzig Schritte vor ihm lag.

Ein Gegenstand? Nein, ein Mensch! Er erkannte das Haar auf dem Haupte, die Arme, die weit ausgestreckt in den Schnee griffen. Es war ein Mann. Er lag mit dem Gesicht nach unten, der grüne Jägerhut neben ihm.

Oberförster Seltmann blieb stehen wie angedonnert. War das Wirklichkeit, was er sah? Ein ähnliches, zum Verwechseln ähnliches Bild hatte ihm seine Phantasie soeben vorgegaukelt. Unwillkürlich griff er an seine Büchse, die ihm über der Schulter hing. Nein, er hatte nicht geschossen, — daran war er schuldlos.

Dann schlich er sich auf den Zehen näher, mit großen, starrenden Augen. Ja, er war es. Er erkannte ihn jetzt ganz deutlich.

Es bedurfte einiger Zeit, bis sich der Oberförster zu entschließen vermochte, den Körper zu berühren. Er ergriff eine der feinen, weißen Hände, hob sie und ließ sie fallen.

Jawohl, er war tot! Dann drehte er die Leiche um. Der Schuß saß vorn auf der Brust. Nur wenig Blut war zu sehen, die Wunde klein, Kugelschuß. Der Tod mußte sehr schnell eingetreten sein, das Gesicht war nicht im mindesten verzerrt; im Schnee sah man keine Spuren, die auf Todeskampf gedeutet hätten.

Beraubt war die Leiche nicht; Uhr, Ringe, Brief-

tasche, alles befand sich an seinem Orte. Kein Zweifel, die Tat war von Wilderern begangen. Nichts ahnend war Rüstädt ihrer Rache für den gefangenen Spießgesellen zum Opfer gefallen. So wenig war er auf einen Überfall vorbereitet gewesen, daß er nicht einmal ein Gewehr bei sich gehabt; ein einfacher Spazierstock lag neben ihm.

Der Oberförster dachte nicht an ein Aufsuchen der Spuren, um die Mörder zu verfolgen. Er wäre es gar nicht imstande gewesen. Die Augen mit der Hand bedeckend, lehnte er an einem Baumstamm.

Alles, was er eben noch gedacht und gewollt, seine Leidenschaft, sein Haß waren verstummt. Diese grellen Töne mußten schweigen in Gegenwart eines Höheren, dessen Majestät sich niemand entzieht. Der Tod hatte sein ausgleichendes Wort gesprochen.

Eine ganze Weile verharrte der alte Mann so, unbewußt den toten Feind ehrend. Dann kam ihm der Gedanke, die Leiche zu bergen. Die nächsten Menschen waren Waldarbeiter, die er auf seinem Revier mit Holzfällen beschäftigt wußte. Sie herbeizuholen, machte er sich jetzt auf den Weg. Es ging nur langsam vorwärts, die Füße waren ihm wie Blei.

Endlich kam er bei den Männern an. Er hieß sie eine Tragbahre anfertigen und mit frischem Tannenreisig belegen. Zur Eile trieb er die Leute an, denn die Sonne stand bereits tief, die Dunkelheit mußte bald hereinbrechen.

Seltmann schritt den Trägern voran. Als man sich der Leiche näherte, sah der Oberförster, daß sie nicht mehr allein war. Zwei Gestalten erblickte er. Die eine neben dem Entseelten knieend, halb über ihn gebeugt: Anna! Und das Kind daneben: Helmut!

Hatte ihn Rüstädts Tod erschüttert, so gab ihm dieser Anblick einen Stich ins Herz. Dort kniete seine Frau! Konnte er sie dem Toten streitig machen? — Sollte er hingehen und sie von ihm wegreißen? — Er war nicht imstande, einen Schritt vorwärts zu tun. Es war, als stünde ein unsichtbarer Engel über jener Gruppe, der seine Schwingen über sie gebreitet hielt, jedem wehrend.

Diese dort gehörten zusammen; er besaß keinen Anspruch mehr auf sie. Freiwillig hatten sie sich abgewandt von ihm, dem anderen zu. Er wollte sie nicht zurückrufen.

Und so wandte er sich, ohne daß ihn Anna oder Helmut bemerkt hätten, und schlug den Weg nach seinem vereinsamten Hause ein.

Inhaltsverzeichnis.

Piererſche Hofbuchdruckerei Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

Wilhelm von Polenz
Gesammelte Werke

Wilhelm von Polenz

Gesammelte Werke

Band 8

Gesammelte Werke

von

Wilhelm von Polenz

Band VIII

Novellen und Nachlese

F. F. & Co.

F. Fontane & Co.
Berlin

Wilhelm von Polenz

Novellen und Nachlese

F. Fontane & Co.
Berlin

Reinheit.

Klein Asta lebte bei ihrer Tante. Mutter sei bei den lieben Engeln im Himmel, hatte man dem Kinde versichert.

Asta ging seit zwei Jahren zur Schule. Die Lehrer waren recht zufrieden mit ihr, weil sie ein fleißiges und folgsames Kind war; nur in der Aufmerksamkeit ließ sie es manchmal fehlen. Sie träumte und hing gern ihren eigenen Gedanken nach, die mit dem, was sie gerade lernen sollte, oft gar nichts zu tun hatten.

Märchen anhören, das war Astas ganze Wonne. Wenn man dem Kinde etwas erzählte, ein Märchen, eine Geschichte, dann strahlten ihre blauen Augen in wunderbarem Lichte und gaben von viel selteneren Schätzen Kunde, als sie ein Märchendichter jemals gehoben hat.

Seitdem Asta lesen gelernt hatte, konnte sie sich auch mit all den wunderschönen Geschichten vertraut machen, die in Büchern geschrieben standen: von Prinzen und Feen, Hexen, Riesen, Zwergen, guten und bösen Menschen. Die Tante freilich, ein älteres Fräulein mit Ringellocken — die Asta so sehr bewunderte, weil sie des Nachts, jede einzeln, eingewickelt wurden —, die Tante überwachte die Lektüre des Kindes. Durchaus nicht alles und jedes durfte klein Asta lesen. „Das ist

nichts für Kinder!" hieß es. Und als Asta eines Tages ein Buch von dem Schreibtisch der Tante genommen, das sie schon lange durch seinen blauen, mit Gold verzierten Einband entzückt hatte, wurde sie, als das alte Fräulein dazu kam, tüchtig ausgescholten und in die Ecke gestellt. Warum — das sah das Kind nicht ein. Denn ein Buch, das einen so schönen Einband hatte, war doch sicherlich sehr gut. Und wenn es gut war, warum sollte sie es dann nicht lesen dürfen? —

Die Tante las selbst viel; doch waren es nicht immer Bücher mit schönen blau- und goldverzierten Einbänden. Im Gegenteil! Die Bücher, die sie aus der Leihbibliothek mitbrachte, hatten meist dunkle, schmutzige, oft auch zerrissene Deckel. Asta konnte sich gar nicht vorstellen, daß in Büchern, die so häßlich aussahen, etwas Hübsches stehen könne. Aber in diesen Büchern durfte sie niemals lesen; das war ihr streng verboten. Und da Asta ein gutes Kind war, widerstand sie auch der Versuchung, hineinzublicken, selbst wenn sie ganz allein im Zimmer war und völlig unbeobachtet; denn der liebe Gott war ja doch immer und überall gegenwärtig und sah alles, was man tat. —

Die Tante hatte eine Freundin, mit der sie oftmals zusammenkam. Dann wurde Kaffee getrunken, Handarbeiten angefertigt und viel dabei gesprochen. Manchmal aber wurde auch vorgelesen. Asta liebte das ganz besonders. Denn die Geschichten, die da zur Vorlesung kamen, waren sehr schwer zu verstehen. Da mußte man sich immer viel dazu denken. Gerade dieses Ergänzen und Nachschaffen aber hatte großen Reiz für das Kind. Denn so schön, wie sie sich die Geschichten selbst ausdenken konnte, wurden sie im Buche nur selten.

Wenn die beiden Fräuleins zusammen waren und sich gegenseitig vorlasen, wurde Asta meist an ihren Kindertisch geschickt zum Spielen: Flechtarbeit, Tapisserie, Topfmarkt oder Puppenstube. „Beschäftige dich, Astachen!" hieß es dann. Und das Kind beschäftigte sich; das heißt, seine Hände arbeiteten mechanisch mit den Sachen, seine Aufmerksamkeit aber war da drüben beim Vorlesen.

Eines Abends saßen die Damen wieder beisammen. Die Freundin hatte ein Buch mitgebracht, der Einband schien ziemlich neu, gelb mit großen, roten Buchstaben darauf. „Weite Herzen!" hieß es. Es sei etwas „ganz Modernes und Hochpikantes", habe der junge Mann in der Buchhandlung gesagt, berichtete die Überbringerin. — „Weite Herzen!" Was das wohl heißen sollte? Selbst für Astas Phantasie war das zu schwer auszudeuten.

Die Kaffeekanne stand auf dem Tische. Der Kanarienvogel war verhangen worden — das Tierchen hatte nämlich die Angewohnheit, wenn laut gelesen wurde, plötzlich die Andacht durch tolles Zwitschern zu stören —, Asta saß an ihrem Tischchen, heute mit Kanevasnähen beschäftigt; die Tante strickte an einem Strumpfe, die Freundin las vor.

Ein Mädchen mit Namen Rosabella spielte eine große Rolle in dem Buche. Das war ein ganz außergewöhnliches Wesen. Die kleine Asta konnte sie sich gar nicht reizend genug vorstellen. Wie sie da geschildert wurde: im kurzen, fliegenden Röckchen von duftiger Gaze mit rosa Trikot, auf einem weißen Zelter, lächelnd, nach allen Seiten Kußhändchen werfend, von hundertstimmigen „Bravos" begrüßt. Und dann das Springen durch die Reifen, das Spiel mit den Bällen,

alles vom Pferde aus. Was mußte das für ein wunderbares Wesen sein, das so etwas konnte! Klein Asta stellte sich unter Fräulein Rosabella eine Art von Fee oder Engel vor.

Ein neues Kapitel kam. Die Freundin las ohne Aufenthalt weiter; so interessant war es. „Rosabella bei der Toilette“ ... Ganz entzückend war das Zimmer geschildert; man sah alles vor sich: das große Himmelbett mit den blauseidenen Vorhängen, den Diwan mit der roten Ampel darüber. Ein Spiegel, der von der Erde bis zu der goldstrahlenden Decke reichte. Auf dem Frisiertisch das silberne Toilettenservice. In einem Käfig „Koko“, der Papagei, der „Süßes Herzchen“ sagen konnte. Der Fußboden bedeckt mit Teppichen, in denen der Fuß versank. Und inmitten dieser Pracht: Rosabella, die von einer alten Frau frisiert wurde.

„In goldenen Wellen fiel ihr weiches, blondes Haar über den schlanken Alabasterhals und die weißen Schultern zum Boden hinab.“ — Die alte Frau dagegen, welche dieses herrliche Geschöpf bediente, war sehr häßlich geschildert. Sie hatte einen „zahnlosen Mund und falsche, grünschillernde Augen“. Asta faßte sofort einen starken Haß gegen diese Alte; das war gewiß eine Hexe. — Während die alte Dienerin Rosabellas Haar auskämmte und ein Brillantdiadem darin befestigte, klopfte es an die Tür. Ein Diener erscheint: „Empfehlung von Seiner Durchlaucht dem Prinzen, und er schickt dieses Bukett dem Fräulein.“ — Die Alte nimmt dem Lakaien die Blumen ab, dann geht sie von neuem an das Frisieren der Herrin.

„Ich kann das Diadem nicht ausstehen!“ rief Rosabella und schürzte den reizenden Mund, „es drückt mich!“

„Aber es ist doch ein Geschenk vom Herrn Kommerzienrat, und der Herr Kommerzienrat kommt heute abend!“ erwiderte die Alte mit vielsagendem Lächeln.

„Ach, laß mich mit dem Kommerzienrat!“ schmollte Rosabella und stampfte mit dem reizenden Füßchen heftig auf den Boden. „Das ist ein alter Ekel. Ich kann ihn nicht ersehen!“ —

„Aber er bezahlt dir die Wohnung, Kindchen!“ sagte die Alte mit bedeutungsvollem Blicke. — In diesem Augenblicke klingelte es. „Das wird der Herr Kommerzienrat sein,“ rief die Dienerin, und eilte zur Tür. Ein kleiner, gebückter Alter trat ein mit grauem Backenbart und vielen Runzeln im Gesicht. Er lächelte freundlich. In der Hand trug er eine Bonbonnière. „Bon soir, reizende Rosabella!“ rief er mit näselnder Stimme, öffnete die Bonbonnière und schritt auf Rosabella zu, der er die alte runzlige Hand auf die weiße Schulter legte. „Mein Schätzchen, hier“ . . . .

An dieser Stelle räusperte sich die Tante. Und da die Freundin, den warnenden Ruf überhörend, weiterlas, stand sie auf: „Antoinette! pour l’enfant!“ — Die Freundin sah auf, ärgerlich, an der interessantesten Stelle unterbrochen zu werden. „Sie versteht ja doch nichts davon!“ — „O, man ist sehr klug!“ — „So schick’ sie doch zu Bett, wenn du denkst . . .“

„Astachen, mein Kind!“ sagte die Tante, „du hast nun genug gearbeitet. Du wirst müde sein. Geh zu Bett, gutes Kind!“

Dem Mädchen standen die Tränen in den Augen. Gar zu gern hätte sie gehört, wie die Geschichte noch weiter gehen würde. Sie packte ihre Sachen zusammen, sagte „Gute Nacht“, küßte den Damen die Hand und ging.

Auf ihrem Zimmer zog sie sich ganz schnell aus, sprach, vor dem kleinen Bett niederkniend, ihr Gebet und huschte dann unter die Decke. Alles so flink wie möglich! Denn jetzt kam das Schönste: jetzt konnte sie ungestört nachdenken und das Gehörte weiterspinnen, wie sie es schon so oft getan, ohne daß irgend jemand eine Ahnung davon gehabt.

Denn klein Asta war eine Dichterin, trotz ihrer sieben Jahre. Ein viel reicheres Dichtergemüt jedenfalls als der Mann, welcher die Erzählung geschrieben, von der sich die alten Mädchen nebenan die Ohren kitzeln ließen. Bald hatte die kindliche Phantasie die Ergänzung zu dem Gehörten gefunden:

Rosabella war ein gutes Mädchen. Sie hatte eine Mutter. Als die starb, sagte sie zu ihrem Kinde: „Rosabella, ich fühle, daß ich sterben werde; bleibe fromm und gut, und vor allem: nasche niemals! Süßigkeiten sind nicht gut für Kinder! Wenn du die schönsten Bonbons siehst, Schokoladenplätzchen, Kandiszucker, Pfeffernüsse, Pralinés, sollst du an mich denken und nicht davon essen.“ Mit diesen Worten starb die gute Mutter und wurde begraben. Rosabella aber beweinte sie sehr und dachte immerfort an das Versprechen, welches sie der Mutter gegeben hatte. Die Stiefmutter aber, welche die kleine Rosabella bekam, das war eine böse Frau mit grünschillernden Augen. Die wollte das gute Mädchen immer zu allerhand Bösem verführen. Rosabella aber blieb fromm und gut und wurde ein großes, schönes Fräulein, mit goldblondem Haar und einem Schwanenhalse. Die Schönste war sie im ganzen Lande, und der Prinz hatte gesagt, wenn er wüßte, daß sie ebenso tugendhaft wäre, wie sie schön sei, dann möchte er sie wohl zu seiner Frau machen. Eines

Tages nun, als das gute Mädchen gerade vorm Spiegel saß und sich von der bösen Stiefmutter das Haar machen ließ, da klopfte es, und ein altes Männchen trat herein, buckelig, mit einer krähenden Stimme, das sagte: „Grüß dich Gott, mein liebes Mädchen! Ich habe gehört, daß du so schön bist, und hier bringe ich dir eine ganze Schachtel voll Bonbons. Sieh nur her! Da sind Schokoladenplätzchen, Kandiszucker, Pfeffernüsse, Pralinés. Alles, was das Herz begehrt, so süß, wie du noch niemals etwas gekostet. Ich weiß, du liebst dergleichen. Nun lange zu und iß nach Herzenslust. Und wenn du willst, sollst du jeden Tag eine solche Schachtel voll von mir geschenkt bekommen."

So sprach das alte Männchen. Die böse Stiefmutter aber, als sie die Pracht sah, schlug die Hände über dem Kopfe zusammen und rief: „O, du glückliches Geschöpf! Solche schöne Sachen habe ich mein Lebtag noch nicht gesehen!" Das Männchen aber stellte die Schachtel mit den Bonbons vor Rosabella hin und forderte sie auf, zuzulangen.

Da sagte das gute Mädchen: „Nimm deine Bonbons nur wieder fort! Meine Mutter hat mir verboten, zu naschen. Ich soll niemals Süßigkeiten essen und wenn es die schönsten Sachen wären: Schokoladenplätzchen, Kandiszucker, Pfeffernüsse, Pralinés. Ich will halten, was ich meiner Mutter versprochen habe."

Als das alte Männchen das hörte, da schmunzelte es vor Vergnügen. „Rosabella!" sagte es, „du bist wahrlich ebenso tugendhaft, wie du schön bist! Heil dir! Nun habe ich die Braut gefunden." Während er so sprach, wuchs er vor den Augen des Mädchens in die Höhe, sein Buckel schwand, und seine Falten glätteten sich. Bald war es ein schöner, junger Mann

in prächtigen Kleidern; auf dem Lockenhaar trug er ein goldenes Krönlein, und als sie ihn sich näher ansah, war es der Prinz in eigener Person. „Komm mit mir, Rosabella!" sagte der Prinz, „unten wartet mein Gefolge auf dich. Ehe wir aber gehen, wollen wir erst dieser alten Hexe den Garaus machen." Damit wollte er der bösen Stiefmutter an den Leib. Die verwandelte sich aber schnell in einen schwarzen Kater mit grünen Augen und sprang ins Ofenloch, das gerade offen stand. Der Prinz machte die Ofentür rasch hinter ihr zu. „So, nun muß sie ersticken da drinnen!" sagte er; „du aber, Rosabella, meine Braut, komm mit mir!" —

So hatte sich klein Asta die Geschichte weiter gedacht. —

Inzwischen lasen die beiden alten Fräuleins im anderen Zimmer die Novelle zu Ende. — Als die Tante dann an Astas Bett kam, fand sie das Kind schlafend. Hinter dem kleinen Bette aber stand eine hohe, lichte Gestalt im weißen Gewande, die einen Lilienstengel in den gefalteten Händen hielt.

Die Augen der Tante sahen nichts von dem Engel. Denn die Reinheit erkennt nicht, wer selbst nicht reinen Herzens ist.

Das Ärgernis.

Vor dem Landgericht zu Bergisfelde sollte ein interessanter Fall zur Verhandlung kommen. Es handelte sich um § 183 des Strafgesetzbuches.

„Wer durch eine unzüchtige Handlung öffentlich ein Ärgernis gibt, wird mit Gefängnis bis zu zwei Jahren oder mit Geldstrafe bis zu fünfhundert Mark bestraft. Neben der Gefängnisstrafe kann auf Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte erkannt werden."

Der Fall war, wie gesagt, nicht ganz alltäglich und hatte schon im voraus einiges Aufsehen erregt. Nicht bloß in Juristenkreisen war man neugierig auf den Ausgang der Verhandlung. Auch in der Bürgerschaft des Städtchens wartete man mit Spannung, wie das Verdikt der Strafkammer ausfallen würde. Waren doch nicht weniger als sieben bis dahin unbescholtene junge Männer angeklagt.

Es war daher nicht zu verwundern, daß ein stärkerer Andrang als gewöhnlich zum Sitzungssaale stattfand. Verwandte und Bekannte der sieben Angeklagten wollten doch sehen, wie es den jungen Leuten wohl ergehen werde, ob sie wirklich mit dem Gefängnis Bekanntschaft machen sollten oder ob sie mit Geldstrafe wegkommen würden. Andere lockten auch wieder andere Gründe, sich die Verhandlung mit anzuhören. Eine heikle Sache! —

Eine äußerst heikle Sache! — Skandalsüchtige Leute, deren es auch in Bergisfelde gab, waren auf allerhand Enthüllungen gefaßt.

Aber leider machte der Gerichtshof einen Strich durch die Erwartungen eines neugierigen Publikums, indem er kurzerhand die Öffentlichkeit der Verhandlung ausschloß. Man sah sich also gezwungen, einstweilen im Vorzimmer und auf den Wandelgängen die Verkündigung des Urteils abzuwarten.

Auf der Anklagebank hatten die sieben Angeklagten Platz genommen, lauter stramme, junge Männer. An ihrem frischen, gepflegten Äußeren konnte man erkennen, daß sie die Dienstzeit noch nicht lange hinter sich hatten; sie hielten etwas auf ihren äußeren Menschen. Samt und sonders waren sie wohlrasiert und mit reinen Manschetten und Hemdkragen erschienen. Vor ihnen saß der Rechtsanwalt, den sie sich gemeinschaftlich ausersehen hatten, ihre Sache zu führen. Der Advokat war ein junger Mann, noch nicht lange am Orte, hatte sich aber bereits den Ruf eines gewandten und findigen Verteidigers zu erwerben verstanden. Ein solcher Mann war aber auch nötig für die Angeklagten; ihre Sache stand nicht zum besten. Der Staatsanwalt hatte gesprächsweise bereits die Absicht verlauten lassen, „die sieben Kerls eklig reinfliegen zu lassen." — Es müsse einmal ein Exempel statuiert werden zur Abschreckung. Darum werde er Gefängnis beantragen, mit Geldstrafe wollte er die Angeklagten diesmal nicht durchlassen.

Es waren nur zwei Zeugen geladen; zwei Frauen, eine ältere und eine jüngere: Fräulein Zuckert und Therese, ihr Dienstmädchen.

Es begann die Vernehmung der Angeklagten über ihre persönlichen Verhältnisse. Die sieben Männer be-

fanden sich durchweg im Alter von zwanzig bis fünfundzwanzig Jahren; sie stammten aus kleinbürgerlichen Familien, waren Handwerker oder Gesellen. Ledig waren sie alle. Das Strafregister ergab, daß nur einer von ihnen, der lange Wenzel, wegen Ruhestörung bereits zu drei Tagen Haft verurteilt worden war; die übrigen sechs Jünglinge waren unbeschriebene Blätter.

Der lange Wenzel, ein Kunstschlosser von Gewerbe, stand als Flügelmann in der Anklagebank. Er antwortete schnell und schlagfertig; seine klugen Augen verfolgten den Eindruck seiner Antworten auf den Gesichtern der Richter.

In üblicher Weise kündete der Vorsitzende jetzt den Zeugen an, daß sie den Saal zu verlassen und draußen zu warten hätten, bis man sie wieder hereinrufen würde. Fräulein Zuckert und ihr Mädchen verließen darauf, vom Gerichtsdiener geleitet, das Lokal.

„Wenzel!“ hieß es nun, „erzählen Sie uns mal, wie sich die Sache eigentlich zugetragen hat. Es war, nach Ausweis der Akten, an einem Sonntagnachmittag, im Juli, abends gegen sieben Uhr . . .“

„Nein, Herr Gerichtsdirektor, es ging schon stark auf acht.“

„War es schon dunkel?“

„So ziemlich!“

„Aber man konnte doch noch ganz gut sehen, nicht wahr, Wenzel? Denn darauf kommt es hier an.“

„Das weiß ich nicht, Herr Gerichtsdirektor. Ich meine, wenn eins einmal was sehen will, dann kann eins immer was sehen.“ —

Der Staatsanwalt ließ hier ein Zeichen von Unwillen blicken; den Vorsitzenden machte die Antwort stutzig.

„Was wollen Sie damit sagen, Wenzel? Drücken Sie sich deutlicher aus! ‚Wenn eins was sehen will‘ .... wer hat was sehen wollen?“

„Die Alte hätte doch bloß nich hinzugucken brauchen, wenn's ihr nich paßte, daß wir dort badeten.“

Abermals ein feindlicher Blick des Staatsanwalts.

„Sie wollen doch nicht etwa behaupten, Wenzel, dem Fräulein Zuckert habe es Vergnügen gemacht, daß sich hinter ihrem Gartenzaun sieben junge Menschen am hellen lichten Tage gebadet haben — noch dazu in seichtem Wasser? —“

Der Richter sah den Angeklagten forschend an.

Wenzel machte ein vielsagendes Gesicht und zuckte mit den Achseln.

„Wollen Sie behaupten, so etwas sei angenehm für die Anwohnenden? Nein! Fräulein Zuckert ist mit Recht entrüstet gewesen über eure Schamlosigkeit, noch dazu, da auch ihr Mädchen Zeuge des unanständigen Vorgangs geworden ist. — Aber erzählen Sie jetzt mal weiter! Also es war um sieben Uhr abends — wo kamt ihr her?“

„Wir kamen von der Forstschenke.“

„Was hattet ihr dort getrieben?“

„Kegel geschoben!“

„Hattet ihr den Plan, zu baden, schon vorher gefaßt?“

„Nein! Es war furchtbar heiß gerade den Tag ...“

„Der betreffende Teich liegt am Wege nach dem Forsthaus. Es ist eigentlich nur eine Pfütze. Der Gartenzaun von Fräulein Zuckert läuft daran entlang. Ich habe mir die Lokalität angesehen daraufhin.“ — Dies sagte der Vorsitzende mehr zu den Beisitzern. — „Das Haus von Fräulein Zuckert liegt einsam. Der

Gartenzaun, um den es sich handelt, ist ein gewöhnlicher Lattenzaun, ziemlich dicht. — — Also weiter!"

„Es war furchtbar heiß gerade den Abend, und wir kamen vom Kegeln. Da sage ich, als wir an dem Teich vorbeikommen: hier wäre gerade ein hübsches Fleckchen zum Baden; hier kann uns niemand sehen."

„Sagten Sie: ‚Hier kann uns niemand sehen?'"

„Ja, das habe ich gesagt!"

Der Vorsitzende fragte die übrigen, ob sie das: ‚Hier kann uns niemand sehen' gehört hätten. Sie bejahten die Frage einstimmig. Der Rechtsanwalt nickte zufrieden mit dem Kopfe.

„Erzählen Sie weiter, Angeklagter Wenzel!"

„Also, wir nicht lange gefackelt, weil's doch eben so heiß war und weit und breit kein Mensch zu spüren. Die Kleider herunter vom Leibe . . ."

„Badehosen hatten Sie nicht?"

„Aber Herr Gerichtsdirektor!" meinte Wenzel mit überlegener Miene. „Wir hatten's uns doch gar nicht vorgenommen, baden zu gehen."

„Nun gut! — Also Sie entkleideten sich. Was habt ihr mit den Kleidern gemacht?"

„Die hingen wir auf einen Pfahl, der dort stand."

„Der Pfahl stand wohl nicht ganz zufällig da. Auf diesem Pfahl befand sich nämlich eine Tafel; und was stand auf der Tafel geschrieben, Wenzel?"

„Das haben wir nicht gelesen."

„Es stand darauf geschrieben, schwarz auf weiß, mit großen, leserlichen Buchstaben: ‚In diesem Teiche ist das Baden bei Strafe verboten!' — Über diese Tafel also habt ihr eure Kleider gehangen. — Was wurde nun?"

„Dann haben wir uns eben gebadet und, als wir damit fertig waren, uns wieder angekleidet."

„Halt mal! da lassen Sie doch wohl einiges aus, Wenzel! Habt ihr einfach nur gebadet?"

„Ja, es war so warm den Abend, Herr Gerichtsdirektor!"

„Und weil es so warm war, da mußtet ihr durch Lärmen, Toben und allerhand Narrenspossen euer Mütchen kühlen, nicht wahr?"

„Wir sind Turner, Herr Gerichtsdirektor!"

„Turner! — Soll das eine Entschuldigung sein? Turner! — Was habt ihr denn da geübt?"

„Bockspringen und die Sieben-Männer-Standpyramide."

„Sieben-Männer-Standpyramide, was ist das?"

„Zu unterst stehen zwei Mann, die halten zwei auf den Schultern und zwei auf den Armen, und zu oberst steht einer auf dem Kopfe; das war ich."

„Wenzel! wenn Sie das im Turnsaal üben, im Kostüm, da ist nichts dagegen zu sagen. Aber im Freien, öffentlich, in der Nähe von Wohnhäusern. — — War Ihnen das Unzüchtige Ihrer Handlungsweise denn nicht bewußt?"

„Wir denken doch nicht, daß uns Leute zusehen werden!"

„Wußten Sie gar nicht, daß ein Fräulein in dem Hause wohnt, allein, mit ihrem Mädchen?"

Ein eigentümliches Lächeln glitt über Wenzels Züge. Er schwieg.

„Kennen Sie die beiden Frauen da in dem Hause, Wenzel?"

„Das Mädel habe ich wohl mal gesehen — die Alte, von der weiß ich nichts."

„Da Ihnen bekannt war, daß dort Frauen, unverheiratete Frauen wohnten, mußten Sie da nicht

doppelt vorsichtig sein, kein Ärgernis zu geben? Habt ihr euch das gar nicht überlegt, daß euer Benehmen schweres Ärgernis geben würde? Ist keinem von euch Sieben der Gedanke gekommen?"

Die Angeklagten schwiegen, der Rechtsanwalt rückte unruhig hin und her auf seinem Platze.

Endlich meinte Wenzel:

„Ja, Herr Gerichtsdirektor, wir haben's doch den Weibsbildern nicht geheißen, durch die Latten zu gucken. Wenn die uns was abgeguckt haben, da können wir doch nichts dafür!"

Der Staatsanwalt fuhr halb von seinem Stuhle in die Höhe.

Der Vorsitzende verwies dem Angeklagten die Dreistigkeit. Man werde den wahren Sachverhalt ja von den Zeugen zu hören bekommen. Er beauftragte den Gerichtsdiener, zunächst mal die Zuckert hereinzurufen.

Das Fräulein erschien. Ihr Gesicht war spitz, zeigte eine ungesund gelbliche Farbe. Über den Ausdruck des Auges konnte man nicht recht klug werden; sie trug eine rauchfarbene Brille. Verlegen schien sie durchaus nicht; mit halb spöttischem Lächeln trat sie vor die Richter hin.

Die Dame wurde zunächst über ihre Personalien vernommen. Sie war 56 Jahre alt, evangelisch, Hausbesitzerin, ledig, mit keinem der Angeklagten verwandt oder verschwägert.

Sie wurde vereidigt.

Der Vorsitzende hatte kaum den Mund zum Fragen geöffnet, als die Zuckert schon losplatzte: Sie sei an jenem Sonntagnachmittag in ihrem Garten gewesen, nichtsahnend, da auf einmal ein Schreien, Johlen,

Plantschen im Wasser, Männerstimmen! — Sie des Todes erschrocken! Habe gleich Niedertracht gewittert, in die Erde habe sie versinken wollen vor Entsetzen und Scham über solche Frechheit ......

Der Vorsitzende unterbrach ihren Redefluß. Sie solle sich mehr an die Tatsachen halten und nur berichten, was sie wahrgenommen habe.

‚Was sie wahrgenommen habe?' —

Deshalb seien die Sieben ja dort verklagt! Alles das sei ihr ja nur zum Schabernack geschehen, das wisse sie ganz genau, das könne sie beschwören. Man habe sie ärgern wollen und verhöhnen, weil sie ein anständiges Frauenzimmer sei, dem niemand nichts nachsagen könnte. Und sie hoffe, den Sieben werde es ordentlich eingetränkt werden, besonders aber dem Menschen, dem Wenzel, denn der sei der Rädelsführer gewesen.

Der Vorsitzende schüttelte mißmutig den Kopf. Aus so einem Frauenzimmer sollte einer mal ein vernünftiges Zeugnis herausbekommen!

„Erkennen Sie die Angeklagten wieder, Fräulein Zuckert?" fragte er. „Sind das die Leute, die damals neben Ihrem Grundstück gebadet haben?"

Die Zeugin wandte sich nach der Anklagebank um und fixierte die einzelnen durch die Brille.

„Natürlich! das sind die Menschen alle?"

Hier erhob sich der Rechtsanwalt und bat festzustellen, wie weit die Zeugin imstande gewesen sei, von dem „inkriminierten Vorgange" etwas zu erkennen. Es werde behauptet, daß Fräulein Zuckert sehr schlecht sehe.

Die Zeugin mußte zugeben, daß ihr Augenlicht schwach sei.

„Deshalb also wohl, um die Badenden genauer zu sehen, traten Sie an den Lattenzaun heran, Fräulein

Zuckert, und guckten durch eine Klinze?" fragte der Rechtsanwalt.

Die Zuckert blieb darauf die Antwort schuldig, blickte nur mit giftiger Miene auf den indiskreten Menschen von einem Advokaten.

Der Vorsitzende ließ nun die andere Zeugin hereinrufen.

Therese trat ein. Sie war ein niedliches Ding. Niedergeschlagenen Blickes trat sie vor. Offenbar stand sie zum ersten Male vor Gericht; das Herz klopfte ihr.

Sie war zwanzig Jahre alt, Dienstmädchen bei Fräulein Zuckert, evangelisch, ledig, mit keinem der Angeklagten verwandt oder verschwägert.

Nachdem er sie vereidet, fragte der Vorsitzende die Zeugin, ob sie die Angeklagten kenne. Ein verschmitztes Zucken auf dem Gesicht des langen Wenzel; er suchte den Blick des Mädchens zu fangen, als sie sich nach der Anklagebank umwandte.

Ein leises „ja!" kam von Theresens Lippen. Sie kannte die Angeklagten sämtlich.

Woher denn wohl? wollte der Vorsitzende wissen.

Nun, von der Schule her, auch von der Straße und — das letztere kam schüchtern heraus — mit einem oder dem anderen habe sie auch schon getanzt.

Ob sie die jungen Männer neulich beim Baden wiedererkannt habe?

Das Mädchen errötete tief; ihr „ja!" war kaum zu vernehmen.

Ob sie denn auch mit durch den Lattenzaun geguckt habe?

„Ja."

Wozu denn? Was sie denn dazu veranlaßt habe? — Längere Pause!

Der Vorsitzende redet dem Mädchen zu, das zu schluchzen beginnt. Sie solle nur getrost alles sagen, sie sei verpflichtet, „nichts zu verschweigen", wie sie vor Gott beschworen habe. —

Da endlich kam das Geständnis: sie habe erst gar nicht hingucken wollen, ihre Herrin hätte sie an den Zaun herangerufen; durchgucken habe sie sollen und sagen, was sie sehe, weil doch das Fräulein selbst nicht gut sehen könne.

Die Richter sahen sich bedeutungsvoll an.

„Wird noch eine Frage an die Zeugen gewünscht? Sonst schließe ich das Verhör," erklärte der Vorsitzende.

Der Staatsanwalt bat, beide Zeugen darüber zu vernehmen, wie weit sie an dem Vorgange Ärgernis genommen hätten.

Die Zuckert verfehlte nicht, zu beteuern, wie entrüstet sie gewesen sei.

Schwieriger war es, eine genügende Antwort darüber aus Therese heraus zu bekommen.

Ob sie Ärgernis genommen habe?

„Ärgernis!" — das Wort stand offenbar nicht in dem Lexikon des Mädchens. Der Staatsanwalt, der sich die Erlaubnis erbeten, die Zeugin zu befragen, gab sich die größte Mühe, ihr den Begriff des „Ärgernisses" klar zu machen.

Ob sie sich verletzt gefühlt habe, ob ihre Schamhaftigkeit, ihr „weibliches Zartgefühl", ihr „sittliches Bewußtsein" sich entrüstet, empört, aufgelehnt habe? Mit einem Worte: ob sie sich nicht geärgert habe an dem Gebaren der Angeklagten? —

Therese überlegte, sie war gewissenhaft von Natur. Ärgernis? —

Sie kannte die jungen Männer ja alle so gut,

Wenzel vor allen, ihren Lieblingstänzer! Liebe Kerle waren es alle Sieben und dabei tüchtige Burschen, wenn auch etwas wild. —

Daß sie sich gebadet hatten, was war da weiter dabei? Daß sie nichts dabei angehabt hatten, das war ja allerdings zum Erröten gewesen, und daß sie, Therese, jetzt darüber Rede und Antwort stehen mußte, daß man sie vor den Angeklagten so etwas fragen konnte, das war wirklich schlimm, und deshalb hatte sie auch weinen müssen. — Aber „entrüstet und empört" und was der Herr Staatsanwalt alles wollte, oder gar „geärgert" — nein, geärgert hatte sie sich wirklich nicht daran.

Der Staatsanwalt mußte es schließlich aufgeben, ein „Ärgernis" bei dieser Zeugin zu konstatieren. Es war traurig! Auf ein so „mangelhaft entwickeltes Schamgefühl", wie dieses Mädchen hier an den Tag legte, waren die Gesetze eben nicht zugeschnitten. —

Nachdem die Verteidigung im Namen der sieben Angeklagten auf weitere Fragen und Erläuterungen verzichtet hatte, erhielt der Vertreter der Staatsanwaltschaft das Wort.

Der Beamte hielt „die Beschuldigung allenthalben aufrecht". Die Erfordernisse des § 183 seien formell wie materiell erfüllt. Über die Unzüchtigkeit der Handlung sei kein Zweifel. Die Öffentlichkeit könne auch nicht in Abrede gestellt werden, und das Ärgernis sei wenigstens bei einer Person konstatiert. Mildernde Umstände könnten nicht geltend gemacht werden. Die Handlungsweise der Angeklagten sei vielmehr als besonders roh und verwerflich anzusehen, weil dadurch eine fein organisierte und schamhafte Frauennatur, die Zeugin Zuckert, in ihren Gefühlen aufs tiefste verletzt

worden. Er beantrage daher strenge Bestrafung der Angeklagten.

Der Herr Staatsanwalt sprach kurz, klar und schneidig, wie dies seine Art war.

Der Verteidiger betonte in seinem Plaidoyer vor allem, daß ein vom Gesetze erfordertes wesentliches Merkmal nicht vorhanden sei: das „Ärgernis". Die eine Zeugin habe es ihrerseits in Abrede gestellt, und die andere Zeugin habe zwar behauptet, Ärgernis genommen zu haben, aber es sei die Frage, worin ihr Ärgernis eigentlich bestanden; ob nicht vielleicht darin, daß sie nicht genug hatte sehen können von dem, was sie offenbar nur zu gern gesehen hätte? — —

Hier unterbrach ihn der Vorsitzende; er ersuchte den Herrn Anwalt, nicht ohne Not die Zeugen zu verdächtigen.

Der Verteidiger fuhr fort: Es komme nicht viel darauf an, was Fräulein Zuckert gesehen oder nicht gesehen habe, denn selbst wenn sie im Besitze des schärfsten Sehvermögens wäre, würde er *ihr* niemals ein „Ärgernis" zutrauen. Gewiß habe der Gesetzgeber recht, wenn er das Anstandsgefühl und die Schamhaftigkeit schütze und Sorge dafür trage, daß durch Überschreiten des Sittengesetzes kein Schaden gestiftet werde. Aber man dürfe nicht bloß fragen, ob eine Handlung objektiv geeignet sei, Ärgernis zu erregen, sondern vor allem, ob, subjektiv, eine Person fähig sei, Ärgernis zu empfinden. Der Satz: „Dem Reinen ist alles rein" sei auch umgekehrt wahr: „Dem Unreinen ist alles unrein!"

Hier eine abermalige Unterbrechung durch den Vorsitzenden.

Unbeirrt fuhr der Advokat fort: Es frage sich hier, was schlimmer sei, sieben badende junge Männer —

wenn auch ohne Badehosen — oder hinter einem Lattenzaun eine, wie der Herr Staatsanwalt sie genannt habe: ‚fein organisierte und schamhafte Frauennatur‘, die ihre schlechten Augen durch die ihres einfältigen Dienstmädchens zu ersetzen suche. Auf Entscheidung dieser Frage komme es hier einzig und allein an. Mit Freisprechung des eines Teiles sei der andere verurteilt. Er könne keinen Augenblick im Zweifel darüber sein, wie der Spruch des Gerichtes ausfallen werde. Er beantrage Freisprechung seiner Klienten.

Und der Gerichtshof besaß Humor genug, dem Antrage des Verteidigers gemäß auf kostenlose Freisprechung sämtlicher sieben Angeklagten zu erkennen.

Ehen werden im Himmel geschlossen.

„Ella, schläfst du schon?“ fragte Ruth aus ihrem Himmelbette heraus. — Keine Antwort vom anderen Bette, das an der jenseitigen Wand stand.

Ruth warf sich enttäuscht in die Kissen zurück; sie hatte gehofft, die Cousine sei wach. Dann hätte man noch eine Stunde oder zwei verplaudern können. Das siebzehnjährige Mädchen konnte nicht einschlafen, das Herz war ihr voll.

Unruhig warf sie sich hin und her. Wie warm es doch in diesen Sommernächten war! Man hatte das Fenster nur angelehnt, und trotzdem glaubte sie, ersticken zu müssen. Eine Decke nach der anderen hatte sie von sich geworfen, das half nichts; die Wärme kam bei der kleinen, heißblütigen Ruth von innen.

Wie laut der Springbrunnen unten im Park plätscherte. Sie legte eine Melodie in das gleichmäßige Fallen der Tropfen. Und vom Teiche her das Quaken der Frösche in Tonleitern — die Sommernacht hatte ihr Konzert. — Jetzt rief ein Käuzchen, ein anderes antwortete ihm von dem großen, efeuumrankten Turme her, der dicht neben dem Schlafstubenfenster ansetzte. Die beiden Cousinen schliefen in dem alten Teile des Herrenhauses.

Jetzt vernahm Ruths wachsames Ohr ein Geräusch vom anderen Bette her, etwas wie ein unterdrücktes Räuspern. — Ella schlief also doch noch nicht.

„Ella, schläfst du schon? — Sage doch!"

Abermals keine Antwort.

Ruth zog die Beine im Bette in die Höhe, setzte sich auf und blickte nach dem anderen Bette hinüber; es lag zu sehr im Schatten, sie konnte nichts sehen. Ruth war mißtrauisch geworden, sie sprang zum Bette hinaus und lief mit bloßen Füßen durchs Zimmer zur Cousine.

Sie tastete im Dunkeln umher am Kopfende des Bettes und griff der anderen ins Gesicht. Die schrie auf.

„Pardon! —" meinte Ruth.

„Na, höre mal! —"

„Du schliefst also doch nicht, Ella."

„Natürlich schlief ich nicht."

„Aber, was antwortest du denn nicht, wenn man dich ruft?"

„Weil ich nicht wieder die halbe Nacht mit dir verschwatzen will."

„Aber, Ella, es ist doch so hübsch. Gerade des Nachts unterhält man sich so gut." Ruth hatte sich auf den Bettrand gesetzt, die Hände über dem Knie gekreuzt. „Du — weißt du, es ist, glaube ich, weil man im Dunkeln die Gesichtszüge nicht sieht, deshalb unterhält man sich so gut. — Meinst du nicht auch?"

„Ach was — ich schlafe lieber!" brummte die andere und kehrte sich im Bette um, der kleinen Ruth den breiten Rücken zuwendend.

Diese saß eine Zeitlang schweigend, dann meinte sie: „Du, Ella, ich gehe mal ans Fenster. Das stört dich doch nicht. Im Bette ist es unausstehlich."

„Erkälte dich nicht."

„Ach, es ist ja ganz warm." —

Ruth hatte das Fenster geöffnet. Eine Flut milder Nachtluft drang in das Zimmer. Draußen herrschte Tageshelle. Das Mädchen war einen Augenblick wie geblendet; der Mond stand ihr gerade gegenüber. Wie eine silberne Kugel schwamm er in freier Luft. Die Mauer des Herrenhauses, am Tage grau und fleckig, erschien wie weiß getüncht in dem verschwenderischen Lichte. Von Westen her kam eine Herde weißer Schäfchenwolken herauf, ihre Vließe waren versilbert. Hinter ihnen drein zog eine größere Wolke von dunklerer Färbung; wer Phantasie besaß, konnte sie zu einem jagenden Schäferhunde machen — und Phantasie besaß die kleine Ruth.

Unten im Park konnte man dort, wo das Mondlicht hinfiel, jedes Blatt und jeden Kiesel erkennen.

Um so schwärzer lagen die Schatten hinter Bäumen und Bosketts, wie schwarze phantastische Kleidungsstücke lagen sie da, die irgend welche übermütige Geister von sich geworfen, um sich in solcher erquickenden Nacht ihrer Nacktheit zu erfreuen.

Von den drei Schalen des Springbrunnens schwebte es beständig wie gesponnenes Silber hernieder in das muschelumfaßte Becken.

Die kleine Ruth erschauerte. Kalt war ihr nicht, aber die Helligkeit wirkte auf ihre Nerven. Als schäme sie sich vor dem spähenden Mondgesichte, zog sie die Nachtjacke mit unbewußtem Griff ein wenig über der Brust zusammen, sie drückte beide Augen zu, öffnete den kleinen Mund, der ein wenig schief war, und sog mit Entzücken die duftende Nachtluft ein.

Dann, wie ein Hühnchen, legte sie den Kopf zur

Seite, öffnete ein Auge und blinzelte zur Mondscheibe hinüber. Auch der Mond sah aus, als halte er den Kopf schief und schien ihr verständnisvoll zuzulächeln.

Aber bald konnte sie so viel Schönheit nicht allein ertragen.

„Ella! — Ella! — Komm doch her!"

„Sollte mir einfallen!"

„Nein, bitte, komm doch her. Es ist zu schön. So was hast du noch nie gesehen."

Es entstand eine Pause. „Du, mir ist so sonderbar zumute, Ella," meinte Ruth vom Fenster her. „Ich weiß gar nicht wie."

Ella drehte sich zur Antwort nur im Bette um. „Erkälte dich nur nicht," meinte sie nach einiger Zeit.

Ruth hielt es nicht länger allein aus. Sie huschte durchs Zimmer zur Cousine. Sonderbar genug sah sie aus, die kleine Person in dem schlohweißen Nachtgewand, das unten den Ansatz ihrer dünnen Waden blicken ließ. Halb Kobold, halb Engel war sie, mit den verfitzten Gesichtszügen, die den Eindruck hervorriefen, als seien sie ursprünglich schöner geplant gewesen.

Ihr Zopf war aufgegangen, weil sie ihn wie gewöhnlich zur Nacht nur flüchtig gemacht hatte; das braune Haar fiel ihr in Strähnen vom Scheitel, sie mußte es häufig über die Schulter zurückwerfen, damit es ihr nicht vor das Gesicht komme.

Jetzt beugte sie sich über die Cousine und zog sie an der Hand. „Ella, du mußt wirklich ans Fenster kommen. Sieh nur einmal raus."

„So ein Unsinn!" meinte Ella, erhob sich aber doch, holte ihre Schlafpantoffeln hervor, nahm eine Bettdecke über ihre großen Glieder und trat ans Fenster.

„Sieh nur den Mond — und das Wasser. —

Ist das nicht entzückend?“ schwärmte Ruth. „Findest du nicht?“

„Ja, ja — es ist ganz schön.“

„Ach, Ella, wie prosaisch du bist! Du solltest doch schwärmen, gerade du — jetzt —“

„Etwa weil ich verlobt bin?“

„Natürlich! — Ich verstehe euch beide gar nicht. Ein Brautpaar habe ich mir wirklich ganz anders vorgestellt. Ich — nun — ich weiß jedenfalls so viel, daß ich anders sein würde als Braut,“ sagte Ruth und warf ihr Haar mit einer kurzen, ungeduldigen Bewegung über die Schulter.

Die beiden Mädchen lehnten eine Zeitlang schweigend am Fenster. Die Schäfchenwolken hatten inzwischen den Mond eingeholt. Jetzt sah es aus, als schwämme er durch sie hindurch. Sein Licht wurde durch diesen matten Schleier nicht getrübt, nur einen breiten Strahlenrand erhielt er.

Ruth seufzte und blickte nachdenklich dem Naturschauspiel zu, dann stützte sie ihren kleinen Arm mit dem spitzen Ellbogen auf Ellas breiten Rücken. Die große, blonde Person hatte schon einige Male verstohlen gegähnt, jetzt meinte sie: „Es wäre nun wirklich Zeit, ins Bett zu gehen. Den Mond haben wir genug angeschwärmt, dächte ich.“

„Ach nein, nein, Ella, noch nicht! Ich halte's heute im Bette nicht aus.“

„Was ist nur wieder mal mit dir los?“

„Ach, Ella, ich möchte dir so gern was sagen wenn ich mich nur nicht so furchtbar schämte.“

„Ach Gott, Kind — ich weiß es ja längst.“

„Wieso — was denn?“

„Du bist verliebt.“

„Ella!"

„Wenn du dir einbildest, das merke man dir nicht an —"

„Ach Ella, weißt du denn aber auch, in wen?"

„Komische Frage! Wer ist denn hier von Herren außer meinem Vater und meinem Bräutigam und —"

„Sag's nicht!" rief die Kleine und hielt der Großen die Hand vor den Mund. „Ach Ella, Ella," rief sie dann und drückte sich an die andere, den Arm inbrünstig um sie schlingend. „Ob er —" sie stockte, stand wie mit Blut übergossen, zitterte und rief schließlich mit verzweifelter Miene: „Ich bin zu dumm!"

Beide schwiegen eine Weile. Dann räusperte sich die Blonde, sie schien sich in der Zwischenzeit etwas überlegt zu haben. „Du, höre mal, Ruth!" sagte sie.

„Ja, Ella — was?"

„Ich glaube, Benno hat Schulden."

Die andere starrte sie verwundert mit ihren runden Vogeläuglein an. „Schulden!"

„Ja, mein Vater machte neulich eine Bemerkung darüber."

Ruth schüttelte den Kopf, als wollte sie sagen: „Was geht mich das an."

„Nun ja doch, ich wollte das nur erwähnt haben."

„Schulden?" fragte Ruth nach einiger Zeit. „Kommt das nicht sehr häufig vor?"

„Aber bei ihm sind sie beträchtlich, und er hat deshalb seinen Abschied nehmen müssen. — Ich wollte dich nur gewarnt haben."

Wieder blickten die Mädchen in die Nacht hinaus. Unten schlich jetzt eine schwarz und weiß gefleckte Katze über den Rasenplatz. Einen Augenblick machte sie Halt,

saß umflossen vom Silberlichte, putzte sich und verschwand dann im Dunkel eines Bosketts.

Nach einiger Zeit eröffnete Ruth wiederum das Gespräch: „Wie war denn das eigentlich, Ella, als ihr euch verlobtet — warst du sehr aufgeregt, als er dich fragte?"

„Matthias hielt natürlich bei meinem Vater um mich an."

„Aber ich habe doch nun keinen Vater. — Wie — denkst du —" sie stockte, dann schmiegte sie sich eng an die Blonde und flüsterte ihr ins Ohr: „Ella — bitte — hat er dich gleich geküßt?"

„Nein, wirklich, Ruth, du stellst zu tolle Fragen. — Ich gehe jetzt zu Bett."

„Ach, Ella, du bist so kalt. — Ich begreife dich nicht."

Die Blonde verließ das Fenster und begab sich in ihr Bett zurück.

Eine Weile blieb die Kleine noch am Fenster stehen, das Köpfchen gegen den Fensterstock gedrückt, die zarte, weiße Kindergestalt in Mondlicht gebadet.

„Hu — Ella!" schrie sie plötzlich.

„Was gibt's denn?"

„Eine Fledermaus."

„Siehst du! mach du nur das Fenster zu." Ruth tat, wie ihr geheißen. Dann schlich sie sich ins Bett. Noch einige tiefe Seufzer ließ sie hören und schlief ein.

* * *

Zur nämlichen Stunde dieser Sommernacht saßen in einem anderen Zimmer des Schlosses zwei junge Männer beieinander.

Auf dem Tische vor ihnen standen leere Bierflaschen, eine brennende Kerze, Aschenbecher. Zum

offenen Fenster hinaus zog der Zigarrenrauch in dichten, weißlichen Schwaden.

Sie hatten von Jagd gesprochen, denn Matthias war ein großer Jäger vor dem Herrn, und auch Benno zählte zu den Sportsmen; allerdings hatte sein Revier bisher mehr auf dem Turf als im Walde gelegen.

Matthias erzählte eben die Geschichte eines Pirschganges auf Rehwild, die kein Ende zu haben schien. Daß der andere kaum auf ihn hörte, bemerkte der Erzähler nicht. Als der angeschossene Rehbock endlich aufgefunden war und den Fangschuß bekommen hatte, schwieg Matthias und setzte seine Zigarre, die ihm während der Jagdgeschichte ausgegangen war, wieder in Brand.

Eben wollte er von neuem anheben — diesmal kam das Schwarzwild an die Reihe —, aber Benno schien ein anderes Thema mehr am Herzen zu liegen. Er strich über seinen langen, blonden Schnurrbart, hüstelte und sagte mit schnarrender Stimme, die den Kavallerieexerzierplatz noch nicht vergessen zu haben schien: „Du, die kleine Dingsda — na, wie heißt sie doch gleich? — Ruth meine ich — ist eigentlich ein sonderbares Mädel.“

„Sonderbar — wie so?“

Benno gab auf diese Frage keine Antwort. Er hatte auf einmal Not mit seiner Zigarre. Nachdem er sie in Zug gebracht und sich geräuspert hatte, meinte er: „Sage mal, weißt du was Näheres über ihre Verhältnisse?“

„Sie ist reich.“

„Ach du, das wird neuerdings von jedem Mädel gesagt, die nur halbwegs ein paar Groschen hat. Nirgends wird so übertrieben wie darin. Eine kolossale Partie heißt's, und wenn man sich hinterher den

Schaden besieht, dann sind's ebensoviel Nickel, wie's erst Taler geheißen hat."

Bennos Mienen hatten, während er dies sagte, den Ausdruck moralischer Entrüstung angenommen; dann streckte er seine langen Beine weit von sich, legte den Kopf nach hinten über die Stuhllehne, die Hände gefaltet darunter, und ließ den Rauch in gleichmäßigen Ringen zur Decke steigen, so daß ein Ring immer den anderen einholte und verschlang, eine Kunst, in der er seit geraumer Zeit exzellierte.

„Na, die kleine Ruth hat aber wirklich ganz nettes Geld," meinte Matthias.

„So — weißt du was Näheres?"

„Ellas Vater erwähnte es neulich mal, und der muß es doch schließlich wissen, als ihr Onkel."

Der andere ließ Ringe Ringe sein, setzte sich auf und fragte: „Na — und was hat der gesagt?"

„Dreimalhunderttausend bar."

„Dreimalhunderttausend M?"

„Ja!"

„Soo! —" Benno hatte eine hastige Bewegung mit der Hand, die er jedoch schnell unterdrückte. Er ließ sich in den Stuhl zurücksinken und tat ganz schnell hintereinander einige Züge.

„Du," hob er dann wieder an, „was sagst du eigentlich dazu? Sprich ganz offen."

„Na — zunächst — hübsch ist sie nicht."

„Das ist richtig."

„Und dann — etwas Komisches hat sie auch. So was Überspanntes möchte ich's nennen. Mein Geschmack wäre sie nicht."

Es entstand eine Pause.

Nach einiger Zeit räusperte sich Benno. „Du —

es können schließlich nicht alle Frauenzimmer schön sein — und — geradezu häßlich ist sie doch am Ende auch nicht — was?"

„Hm — die Geschmäcker sind eben verschieden."

„Das Überspannte könnte man ihr schließlich abgewöhnen. Weißt du, sie ist noch sehr jung, Matthias."

„Du scheinst ja große Lust zu haben."

„Rätst du mir ab?"

„Durchaus nicht; ich wundre mich nur, denn bisher hast du sie doch eigentlich kolossal geschnitten."

„Ja, natürlich — weißt du, das hatte seinen besonderen Grund. Eigentlich interessierte mich das Mädel ja schon immer. Aber man darf sich nicht zu empressiert zeigen! Verstehst du?"

„Hm," machte der andere nur. Benno rückte unruhig auf seinem Stuhle hin und her, er hatte das Rauchen ganz vergessen.

Matthias schien der Fall offenbar wenig zu interessieren. „Na, nun könnten wir aber auch zu Bette gehen," meinte er. „Kommst du morgen früh mit auf den Enteneinfall!"

„Nein — du, das kannst du unmöglich verlangen."

Matthias wollte sich erheben. „Warte mal bloß einen Augenblick," fing Benno wieder an. „Ich wollte dich noch was fragen. Weißt du, so bloß des Geldes wegen würde ich niemals heiraten. — Ich halte das für unfair — geradezu. Aber wenn man's vereinigen kann, ich meine Vermögen und — Neigung, will ich's mal nennen —, warum sollte man das nicht — nicht wahr?"

Matthias machte eine Kopfbewegung, die als Zustimmung gelten konnte.

„Geldheiraten laufen außerdem manchmal viel besser ab als die sogenannten Neigungspartien — nicht wahr?"

Matthias nickte wiederum.

Sichtlich ermutigt fuhr der andere fort: „Also sie hat dreimalhunderttausend Mark; das weißt du genau?"

„Wozu sollte mich denn mein Schwiegeralter belügen?"

„Das ist wahr. — Also dreimalhunderttausend. — — Sieh mal, Matthias, du kennst ja meine Verhältnisse. Die Schulden, die ich unbedingt bezahlen muß, betragen, rund gerechnet, sechzigtausend Mark. Ich hab's mir neulich überschlagen." — Er holte ein Notizbuch aus der Rocktasche, das er öffnete und vor sich auf den Tisch legte. „Also die sechzigtausend gingen zunächst ab." Er griff zum Bleistift und machte Notizen. „Bleiben zweimalhundertundvierzigtausend Mark, zu vier Prozent gibt — sagen wir, zehntausend Mark im Jahre. — Damit kann man zur Not auskommen. — Was meinst du? — Einschränken wird man sich freilich müssen. — Weißt du, man könnte sich auch vielleicht ankaufen. Der Rest der Kaufsumme bleibt als Hypothek auf dem Gute stehen. In Grund und Boden ist das Geld schließlich doch am sichersten angelegt, und es ist auch das Anständigste. — Was meinst du?"

Matthias konnte vor Gähnen kaum antworten. „Ja — jawohl! Jetzt gehe ich zu Bett. Du gehst also nicht mit auf Enten? — Ich bringe dich sicher zum Schusse."

„Nein!"

„Schlappier!"

„Du, ich habe Besseres vor, als Enten schießen. Morgen will ich anhalten."

Kamerad und Genosse.

Auf der Königstraße wurde ein Neubau aufgeführt. Die Arbeit sollte beschleunigt werden; zwanzig neue Arbeiter waren auf einmal angenommen worden.

Polier Sturm hatte drei von den Neuen zugewiesen bekommen, als Handlanger. Mit verdrießlicher Miene musterte der Polier die drei Gestalten; sie sahen nicht aus, als ob ihnen die Arbeit besonders flott von der Hand gehen würde. Den einen erkannte Sturm mit Kennerblick als Gewohnheitstrinker, der zweite war bleich wie Leinwand, er kam aus dem Krankenhause oder aus dem Gefängnisse. Der dritte, ein älterer Mann, langaufgeschossen und hohlwangig, mit blödem Gesichtsausdruck, sah aus, als habe auch er allzu häufig Trost bei der Schnapsflasche gesucht.

Sturm musterte ihn schärfer. Beim Anblick dieser großen Gestalt dämmerte eine Erinnerung in ihm auf, aus ferner Zeit.

Eine Name drängte sich ihm unwillkürlich auf die Zunge: „Schulpe!“

In den stumpfen Augen des anderen blitzte etwas wie Erstaunen auf. Mit offenem Munde starrte er den Polier für Augenblicke an, bis sein mattes Gedächtnis das Richtige aus tiefem Schacht ans Licht gefördert hatte.

„Aujust Sturm!“ rief er.

Der Polier schüttelte dem Handlanger kräftig die Hand. Wo zum Teufel hatte jener denn gesteckt all die Jahre über — daß er überhaupt noch lebte —, jünger sei er allerdings nicht gerade geworden — usw. —

Der Polier unterdrückte in der Wiedersehensfreude das Überlegenheitsbewußtsein seiner Stellung; ein gewisses Gefühl des Behagens überkam ihn dieser Jammergestalt gegenüber. Schulpe war sein Altersgenosse, sie waren gleichzeitig als Rekruten eingetreten; runde zwanzig Jahre war's jetzt her. Da hatte er, der Polier Sturm, es doch weiter gebracht. Mit den Lumpen des anderen verglichen, war seine Kleidung vornehm zu nennen. Seit acht Tagen mochte sich Schulpe nicht mehr rasiert haben, statt eines Hemdkragens trug er ein zerschlissenes Halstuch, auf dem Kopfe saß ihm eine uralte Militärmütze, deren ehemals roter Streifen jetzt die Farbe des Lehmes zeigte. Das Messer mußte dem Armen hart an der Kehle sitzen.

Eine Art Mitleid mit dem alten Regimentskameraden und Kriegsgefährten überkam den Polier. Er beschloß, die Sonne seiner Gnade über dem Handlanger leuchten zu lassen. Als er die Leute jetzt zur Arbeit anstellte, bediente er sich Schulpe gegenüber eines mild väterlichen Tones, der sonst nicht zu seinen Angewohnheiten gehörte. —

Wie die Menschen doch auseinanderkommen im Leben. Mit dem Handlanger da war Sturm in dickster Freundschaft gewesen, bei der Kompagnie. In der Größe wenig verschieden, hatten sie nur zwei Rotten voneinander gestanden im ersten Gliede. Vielleicht stammten die Kugeln, welche beide getroffen, aus ein und derselben Mitrailleuse. — Auf einem Haufen

hatten sie dagelegen: der Leutnant, der Feldwebel und fünf Mann, tot oder schwer verwundet. Die Verwundeten waren ins große Lazarett nach Versailles geschafft worden; dort standen Sturms und Schulpes Betten nebeneinander.

Sturm war durch und durch geschossen; die Kugel hatte die linke Lungenspitze leicht gestreift. Schulpe war nicht so schwer blessiert — mit einer Fleischwunde im Oberschenkel war er davongekommen.

Schulpe wurde auch zeitiger hergestellt. Er verließ das Lazarett, um in die Heimat zurückzukehren, während Sturm bis über den Friedensschluß hinaus liegen blieb. Seit diesem Abschied in Versailles hatten sich die beiden nicht wieder gesehen.

Schulpe war ein Bauernsohn aus dem Havelland; er hatte seinen Extrarock besessen beim Militär. Sturm, einer der ärmsten Schlucker bei der Kompagnie, entsann sich mit gemischten Gefühlen, wie oft ihm jener damals Geld vorgeschossen hatte, das niemals wiedergegeben worden war. — Sie waren die flottesten Kerle bei der Kompagnie gewesen und hatten mancherlei gemeinsam „ausgefressen". Besonders am Sonntage war Sturm immer gern mit dem Bauernsohne ausgegangen, der stets ein wohlgefülltes Portemonnaie in der Tasche führte.

Was war aus dem fixen, strammen Burschen von damals geworden, hinter dem die Mädel her waren? — Nach halbstündigem Ziegelreichen zitterten ihm die Hände so stark, daß der Polier ihn ablösen und mit dem Halten der Meßkette beauftragen mußte.

Sturm benutzte die Gelegenheit, den alten Kameraden auszuforschen. Schulpe zeigte sich anfangs verlegen und stumpf. Allmählich ging er mehr aus sich heraus. Das väterliche Bauerngut war längst unter

dem Hammer fortgegangen. Ihm selbst hatte man übel mitgespielt. Daß er so herabgekommen, sei nicht seine Schuld; man hatte ihn betrogen, mißhandelt, vergewaltigt in jeder erdenklichen Weise.

Sturm spitzte die Ohren. Schulpes Reden ließen vermuten, daß jener zu den „Genossen" gehöre, wie er selbst. Der Polier hatte in Parteisachen eine äußerst feinspürende Nase. Er sah den Handlanger jetzt mit ganz anderen Augen an, als zuvor, mit mehr Interesse — mit einem Gefühl der Zusammengehörigkeit, das über die Kameradschaft hinausging.

Sturm war Sozialdemokrat aus Überzeugung schon seit Jahren. Er trat nicht besonders hervor in der Bewegung, da ihm die Gabe, öffentlich zu sprechen, nicht eigen war. Aber die Genossen wußten, was sie an diesem ernsten, wortkargen Manne hatten, und die Führer hielten große Stücke auf ihn. Bei Wahlen z. B. war er unbezahlbar, keinen energischeren Schlepper konnte es geben als den Polier Sturm. Er vergaß den Sozialdemokraten niemals, wie mancher andere minder zielbewußte Genosse; jede Person, jede Sache sah er daraufhin an, ob aus ihr Kapital für die Partei zu schlagen sei. — —

Als es Mittag war, forderte Sturm den ehemaligen Kameraden zu einem gemeinsamen Bummel auf. Er tat das nicht ohne bestimmte Absicht; es galt, den Handlanger zu sondieren auf seine politische Überzeugung hin.

Sturm, der etwas auf seinen äußeren Menschen hielt, hatte einen ehemaligen Sonntagsrock mit an der Arbeitsstätte, den er jetzt anzog; dem Handlanger borgte er den eigenen abgelegten Arbeitsrock, der wenigstens keine Löcher hatte. Mit einem zerlumpten Menschen

sich in den Straßen zu zeigen, das verbot ihm das Selbstbewußtsein.

Sie schritten über den Schloßplatz und die Schloßfreiheit den Linden zu.

Vor der neuen Wache trieben sich zahlreiche Sonnenbrüder umher; die meisten von ihnen hatten einmal in des Königs Rock gesteckt, jetzt blickten sie spöttisch ingrimmig und doch mit geheimem Neid auf die frischen Jungen, die eben zur Ablösung antraten.

Der blutjunge Leutnant mit einem Milchgesichte, um Kopfeslänge kleiner als der Flügelmann, eilte mit leichtem Schritt die Front herab, korrigierte hier und da mit hellem Stimmchen und wies einen allzu dreist sich vordrängenden Bauch mit kräftigen Ausdrücken in die Linie zurück.

Sturm und Schulpe kamen in diesem Augenblicke vorbei. Unwillkürlich blieb der Polier stehen und folgte dem Vorgang mit Aufmerksamkeit.

Von der Friedrichsstraße herauf ertönten jetzt die Klänge des Pariser Einzugsmarsches.

Über dem Palais wehte die Purpurflagge an der obersten Spitze des Mastes, sonnenverbrämt, in steifer Nordostbrise.

Am Denkmale Friedrichs des Großen stand schon die Menge, auf dem Bürgersteige rechts und links stieß und drängte man sich; in aller Mienen spiegelte sich Erwartung. Hier und da über dem dunkeln Gewühl blitzte die Pickelhaube eines Schutzmanns auf.

Jetzt setzte die Musik aus, und die Spitze der Truppe schwenkte um die Friedrichsstraßenecke. Hell glänzten Helmspitzen und Gewehrläufe in der Mittagssonne. Wie eine bunte Schlange stieß die Abteilung durch die schwarze Menschenmenge nach vorwärts.

Der Verkehr drohte zu stocken. Die Schutzleute hatten Mühe, dem Verkehr eine Gasse offen zu halten. Nach dem Eckfenster des Palais waren aller Augen gerichtet.

Jetzt flog der Taktierstock des Kapellmeisters in die Höhe, die Musik setzte kräftig ein, und mit „Augen rechts" marschierte die Abteilung heran.

Da erschien hinter dem Fenster ein mildes Greisenangesicht, von weißem Haupt- und Barthaar ehrwürdig umrahmt.

Nicht viele Hüte blieben in diesem Augenblicke auf den Köpfen. Ein Hurra brauste durch die Lüfte, in das sich kein unreiner Ton zu mischen schien. Und noch ein Hurra, und noch eins, aus tausend Kehlen.

Nach mehrfachem freundlichen Neigen verschwand das greise Haupt vom Fenster. —

Schulpe hatte seine schmutzige Militärmütze vom Kopfe genommen; er hielt sie noch eine ganze Weile, verwirrt nach dem leeren Fenster starrend, in den zitternden Händen.

Auch Sturm hatte an seinem Hute gerückt, mit düsterem Gesichte. Es war so eine geheime Macht in ihm, von der er sich keine Rechenschaft zu geben vermochte, die beim Anblick dieser Herrschergestalt seine widerwillige Hand an die Hutkrempe zwang.

Jetzt schritten die beiden die Linden hinab auf dem Mittelgange, anfangs wortkarg. Sturm mußte das Gefühl eines Widerspruchs in sich verarbeiten. Aber allmählich trat der empfangene Eindruck zurück; Sturm entsann sich des eigentlichen Zweckes seines Ganges mit Schulpe. Er steuerte auf die nächste leere Bank zu, auf der man Platz nahm.

Mit erzwungener Kordialität erkundigte sich der

Polier nach den Lebensschicksalen des ehemaligen Kameraden.

Schulpe fing an zu erzählen, stoßweise — unzusammenhängend.

Ein paar Jahre hatte er auf dem väterlichen Bauerngute gewirtschaftet, nach dem Feldzuge. Die frühere Geliebte aus der Militärzeit war seine Frau geworden. Aber es reichte nicht — vom Vater hatte er Schulden übernommen, er mußte noch mehr Geld aufnehmen, und eines Tages hatten ihn die Gläubiger heruntergebracht von seinem Eigentum. Da lag er mit seiner Familie auf der Straße.

Sturm nickte bestimmend mit verbissener Miene. Das sah ihnen ähnlich, der Kapitalistenklasse. Alle waren sie darin einig: Großgrundbesitzer, Fabrikant, Fürst und Beamter, auf dem kleinen Mann herumzutrampeln mit Füßen. — Aber nur weiter! Der andere hatte offenbar noch mehr erlebt.

Schulpe war nicht an zusammenhängendes Denken und Sprechen gewöhnt. Er marterte und quälte sich hilflos, um den Faden aufzufinden, an dem seine Lebensjahre aufgereiht waren. Dieses und jenes Bild tauchte aus grauem Nebel vor ihm auf, und mit stammelnder Rede suchte er dem Genossen das Erlebte mitzuteilen.

Die Frau war tot. Acht Kinder hatten sie zusammen gehabt, davon lebten noch fünf. Aber nur von dreien konnte er angeben, wo sie sich gegenwärtig aufhielten.

Gesessen hatte er auch, im Gefängnis. Sturm horchte auf. Weshalb? Was hatte er verbrochen? Schulpe gab einen verworrenen Bericht. „Widerstand jegen der Staatsjewalt", des Wortes wußte er sich noch aus der Verhandlung zu entsinnen. Sie waren ihrer

sechs gewesen, die gleichzeitig abgefaßt und abgeurteilt wurden. Er war nur so „'nein gekommen", ohne zu wissen warum. Ein halbes Jahr hatte er „wegjemacht".

Sturm betrachtete den anderen mit wachsendem Interesse. Auch er hatte die Schneidigkeit des Sozialistengesetzes am eigenen Leibe erfahren,

Der Polier wußte genug. Schulpe war ein Gesinnungsgenosse.

Sturm fing nun seinerseits an, sich zu entpuppen, als Vertrauensmann der Partei. Er nahm den von auswärts erst vor kurzem zugereisten Schulpe sofort für die Berliner Bewegung in Beschlag, nannte ihm die Namen der hervorragendsten Genossen, gab ihm die Lokale an, wo man sicher war, nur eingeschworene Leute zu treffen.

Von der Wache am Brandenburger Tor her ertönte jetzt ein rasselnder Trommelwirbel. Schon wieder ein Fürst! Sturm zuckte die Achseln und blickte voll grimmiger Verachtung auf die Menschen, welche von der anderen Straßenseite quer über die Linden gestürmt kamen, um das Schauspiel ja aus nächster Nähe sehen zu können.

„Fritze kommt!" rief einer aus der Menge.

Jetzt litt es die beiden doch nicht länger auf der Bank. Da standen sie dicht an der Eisenbarriere, die Hacken aneinander, unbeweglich, mit Augen rechts, die beiden langen Kerle aus der ersten Kompagnie, wie vor zwanzig Jahren.

Der Wagen kam den gepflasterten Fahrdamm herauf. Ein Paar weitausgreifende Trakehner vor der offenen Kalesche, auf dem Bocke flatterte der schwarzweiße Federbusch.

Wie eine Vision flog's vorüber. Im Wagen eine

kraftvolle Gestalt im Militärmantel. Ein männlich schönes, deutsches Gesicht im braunen Vollbart, mit hellen Idealistenaugen.

Der leichte Gruß einer weißen Hand an der Feldmütze winkte zu den beiden Langen herüber.

Die nämliche Hand hatte dem damaligen Gardisten Sturm im Lazarett von Versailles das Eiserne Kreuz auf das grobe Leinewandhemd gelegt.

„Du, Aujust, weeßt noch?" — meinte Schulpe und stieß den Polier an, während sie noch dastanden und dem Wagen nachblickten.

Freilich wußte er's noch. Jedes Blickes, jeder Bewegung des Kronprinzen, wie er damals an seinem Lager gestanden, entsann er sich. Die Worte, die er zu ihm, dem Schwerverwundeten, gesprochen, wußte er wörtlich auswendig.

Sturm besaß das Eiserne Kreuz noch, obgleich er es nicht mehr anlegte. Aus dem Kriegerbunde war er ausgetreten; die Stelle des schwarz-weißen Bändchens nahm jetzt die rote Kokarde ein. Er hob das Kreuz und die Kriegsdenkmünze sorgfältig auf, und es kam vor, daß er mit den Ehrenzeichen liebäugelte, aber nur wenn er sich unbeobachtet wußte.

In diesem Augenblicke, als die Erscheinung des Kaisersohnes überraschend an ihm vorüberflog, ihn an große Stunden seines Lebens erinnernd, war Sturm alles andere als ein klassenbewußter Genosse, für den er allgemein in der Partei galt.

Sie setzten sich nicht wieder, sondern gingen langsam die Linden hinab, dem Denkmal des alten Fritz zu.

Sturm war einsilbig geworden. Mit verdrossener Miene, wütend auf sich selbst, blickte er nach rechts und links.

Drüben an den glänzenden Schaufenstern vorbei schlenderten Gestalten in hellen Überziehern, blanke Zylinder auf den Köpfen. Dazwischen bunte Damenkleider, Sonnenschirme in grellen Farben, Hüte mit Blumen- und Federschmuck. Wagen auf Wagen rollte dem Tiergarten zu. Wohlgenährte Gestalten, bequem zurückgelehnt in die Kissen.

Die Bourgeoisie entfaltete wieder einmal die ganze kernfaule Pracht ihres protzigen Reichtums. —

Gesenkten Blickes schritt Sturm weiter, dem Palais, dem Zeughaus, dem Schlosse vorbei. Sie näherten sich der Baustätte. Die Zeit kam heran, wo es galt, den Arbeitskittel wieder anzuziehen.

Vorher ging's noch in die Destillation an der Ecke.

Sturm gehörte nicht zu den Trinkern, er war ein durchaus nüchterner Mann, und zudem hatte er eine starke Familie zu ernähren; da blieb kein Geld zu solchen Sachen übrig.

Aber heute dachte er daran, wie ihn vor zwanzig Jahren der Mann, der jetzt gebrochen und hohlwangig neben ihm herschwankte, in der Kantine auf so manche Halbe gestoßen hatte.

Eine Regung alter Kameradschaft kam über ihn, und mit Verwunderung hörten die in der Destillation versammelten Maurer, wie der Herr Polier Sturm für sich und den schäbigen Handlanger zwei Schnäpse bestellte.

Dr. Pflaume.

Der schönsten Hoffnungen voll trat Erich Pflaume die Reise von seiner westfälischen Heimatstadt in die Mark Brandenburg an. War er doch vor kurzem ganz unerwartet an das Gymnasium einer Kreisstadt nicht weit von Berlin berufen worden. Dort war eine Lehrerstelle frei geworden, die der bisherige Schulamtskandidat Dr. phil. Erich Pflaume ausfüllen sollte.

Wie stolz war das Bewußtsein, im fünfundzwanzigsten Lebensjahre bereits Ordinarius an einem ordentlichen Gymnasium zu sein, mit zweitausendfünfhundert Mark Anfangsgehalt. Davon konnte man doch, wenn man nicht über den Strang schlug — und dazu hatte Dr. Pflaume sehr geringe Anlage —, mindestens die Hälfte zurücklegen und an die Mutter nach Haus schicken, an die Frau verwittwete Postsekretär Pflaume mit ihren fünf Kindern, von denen Erich das älteste war.

Während der Zug an dunklen Kiefernwäldern und herbstlichen Feldern vorbeiflog, über Brücken und durch Übergänge rasselte, an stillen Dörfern vorüberpfiff, saß Erich Pflaume in seine Ecke gedrückt, mit glänzenden Augen, ganz in Zukunftsträume versunken. Selbst das Aus- und Einsteigen von Fahrgästen in das Coupé dritter Klasse und auf den Stationen der Ruf der

Kellner: „Bier, Kognak, Kaffee“ — rissen ihn nur vorübergehend aus seinen Phantasien.

Er dachte an seine Karriere. Es konnte ihm ja eigentlich gar nicht fehlen. War er denn nicht von Tertia an unbestrittener Primus gewesen in jeder Klasse, hatte er nicht den Maturus sowohl wie das Staatsexamen summa cum laude bestanden, brachte er nicht von seiner bisherigen Stellung die anerkennendsten Atteste mit? — Er führte sie alle fein säuberlich zusammengefaltet in einer vom Vater Postsekretär ererbten ledernen Brusttasche bei sich, seine Zeugnisse. Hin und wieder während der langen Eisenbahnfahrt, der ersten größeren seines Lebens, griff er verstohlen dorthin, wo er den Schatz geborgen wußte; dann glitt ein befriedigtes Lächeln über sein rundes Gesicht, und unter der goldenen Brille hervor strahlten die kleinen blauen Augen in kindlicher Freude.

Nein, es konnte ihm nicht fehlen. Vom Ordinarius der Quarta würde er bald aufrücken zu höheren Ehren. Und wenn er erst sein epochemachendes Werk, das er bereits fertig im Kopfe trug, seine große Arbeit über das ut bei Terenz herausgegeben haben wird, dann kann ja der Professortitel auch nicht lange ausbleiben.

Ein Fieberschauer freudiger Erregung überfällt den kleinen Mann. Er rückt unruhig auf seinem Platze hin und her, und mechanisch fährt seine Hand nach der Brusttasche. Dort birgt sich neben den Zeugnissen noch ein besonderer Gegenstand, eine Photographie.

Blitzartig von der Brusttasche durch die Finger nach dem Gehirne geleitet, wie der elektrische Funke, durchzuckt Erich bei dieser Berührung ein Gedanke: „Wann wird man ans Heiraten denken können?“ — Er zieht die weißblonden Brauen über der knopfartigen

Nase zusammen und runzelt die Stirn. — In diesem Augenblicke sieht Erich Pflaume geradezu böse aus — er scheint in ein Rechenexempel vertieft.

Also, laß mal sehen! Zunächst müssen die vier jüngeren Geschwister erwachsen sein. Die beiden Jungen werden natürlich studieren, womöglich der eine Jura, der andere Theologie; dann hat man drei Fakultäten in der Familie. Der Onkel Otto hat zwar geraten, die Knaben ein Handwerk erlernen zu lassen, aber das ist ja undenkbar — ein Handwerk! Der Vater Postsekretär würde sich im Grabe umdrehen. Ein Staatsbeamter und die Kinder Handwerker, niemals! Der Onkel Otto ist ja auch nur Kaufmann, ein braver Mann zwar, aber ohne alle akademische Bildung; wie kann er davon etwas verstehen? —

Gretchen wartet, sie wird warten, so lange es sein muß; daß sie anderen Sinnes werden könnte, ist nicht zu besorgen. Aber immerhin, es wäre doch hübscher, wenn man heiraten könnte, noch ehe sie allzu weit in die Dreißig hinein kommt. Sie ist jetzt bereits dreiundzwanzig, eine kühne Hoffnung also, aber trotzdem; man muß eben alle Kraft daran setzen, und der Anfang ist ja ein so glänzender.

Erich Pflaume nimmt wieder seine kindlich freundliche Miene an und fühlt nach seinen Zeugnissen.

* * *

Am Schauplatze seiner neuen Tätigkeit eingetroffen, fand Erich Pflaume doch manches anders, als er es sich vorgestellt hatte. Der Direktor war ein alter, bärbeißiger Mann und dem neuen Lehrer gegenüber nicht besonders wohlwollend. Er maß Erich mit mißtrauischem Blicke und fragte mit tiefer Baßstimme aus einem

mächtigen schwarzgrauen Barte heraus: „Haben Sie denn auch die genügende Erfahrung, Dr. Pflaume? Sie scheinen mir doch noch sehr jung!“ Erich überreichte statt aller Antwort seine Zeugnisse, die er schon abschriftlich eingesandt hatte. Der Direktor legte sie beinahe verächtlich beiseite und meinte: „Gute Zensuren kann jeder haben, die Erfahrung macht den Pädagogen“ — mit dieser tiefsinnigen Bemerkung entließ er den jungen Lehrer.

Erich Pflaume schüttelte den Kopf; als er aber erfuhr, daß der Direktor Mathematiker sei, wunderte er sich nicht mehr so sehr. Nur Mathematiker! Das erklärte vieles. Erich hatte für die Mathematik niemals viel übrig gehabt, dieses Fach war von jeher seine Achillesferse gewesen; es hätte ihm beinahe die Eins im Abiturientenexamen gefährdet. Er hatte sich immer darüber wundern müssen, daß eine so untergeordnete Wissenschaft mit zu den Hauptfächern gehöre; aber daß man gar einen Mathematiker zum Direktor mache, ihn gewissermaßen über die Philosophen setzte, das war doch entschieden ein Mißgriff.

Aber auch manches andere gefiel ihm nicht an dieser Schule. Es herrschte in dem Lehrerkollegium so ein scharfer, beinahe spöttischer Ton, den er gar nicht von seiner Heimat her gewohnt war. Erich hatte zu bemerken geglaubt, daß einige der jüngeren Kollegen, als er ihnen im Konferenzzimmer vorgestellt wurde, über ihn gelächelt und die Köpfe zusammengesteckt hatten. Freilich, er war nicht Reserveoffizier und trug keine hellen Beinkleider mit Stegen, hohe Absätze und Stehkragen; er führte auch keinen durchgezogenen Scheitel und gewichsten Schnurrbart, wie einzelne dieser Herren. Sein Rock war von altertümlichem Schnitt und etwas

abgeschabt an den Ärmeln, seine Stiefeln krummgetreten; er trug ein Jägerhemd, an das er Kragen und Manschetten anknöpfte, und auf der kleinen Nase führte er die Brille, die schon sein Vater getragen hatte. Auch mit der schneidigen Sprechweise dieser Herren, die den Ton des Offizierskasinos schlecht nachahmten, konnte er sich nicht befreunden.

Der Direktor führte Erich in die Klasse ein; dort hielt er den Knaben mit Grabesstimme eine Ansprache, die Jungens sollten dem neuen Lehrer gehorchen, sie wüßten, was auf Ungehorsam stünde. Schon vorher hatte Erich von dem Gestrengen erfahren, die Klasse sei arg verbummelt. Der frühere Ordinarius hatte längere Zeit gekränkelt und war infolgedessen vielfach vertreten worden. Jetzt war er mit unbestimmtem Urlaub nach dem Süden gegangen.

„Sie müssen also die Jungens ganz gehörig rannehmen, es sind Rangen darunter," meinte der Direktor; „üben Sie die äußerste Strenge und melden Sie mir sofort, wenn Unfug vorkommt; ich werde ein besonderes Auge auf Sie und die Klasse haben." Dabei hatte er den jungen Lehrer mit einem mißliebigen Blicke gemessen, so daß sich Erich in diesem Augenblicke selbst wie ein ungezogener Junge vorkam.

Dr. Pflaume betrat zum ersten Male vor seiner Klasse das Katheder. Auf dem Stundenplane stand lateinische Lesestunde. Er befahl den Knaben, den Cornelius Nepos hervorzuholen und zu übersetzen. Nun ließ er seinen Blick über die Schar blonder und brauner Köpfe da vor ihm gleiten, um die sich näher zu besehen, die in Zukunft seine Schüler sein sollten. Erich war kurzsichtig und darum auch vom Militär freigekommen; die Gesichter am äußersten Ende der Klasse erschienen

ihm nur wie helle hin und her schwankende Flecken. Lachte man dort über ihn? Er konnte es nicht erkennen; er hörte nur, daß ein Murmeln und Flüstern durch die Reihen ging, er fühlte, daß er der Gegenstand eifrigster Beobachtung sei; mehr als zwei Dutzend neugieriger Augenpaare waren auf ihn gerichtet, und das Bewußtsein veranlaßte ihm ein Gefühl des Unbehagens und der Unsicherheit. Wie diese Schar im Zaume halten, wenn sie nicht wollten? Der Direktor hatte schön sagen: „Üben Sie die äußerste Strenge" — wenn diese siebenundzwanzig Köpfe nun nicht wollten, wer würde sie zwingen? — Dort saß einer auf der zweiten Bank vom Katheder, ein pausbäckiger Knabe mit kurzem, hellblonden Borstenhaar; der Junge hatte während der ganzen Stunde noch nicht einen Blick ins Buch geworfen. Beständig blickte er den Lehrer mit seinen großen, hellgrauen Augen an, auf deren Grunde etwas wie überlegene Schelmerei zu ruhen schien, etwas, das sagen wollte: „Ich bin jetzt ruhig, weil ich dich noch nicht kenne; aber warte nur, wenn ich deine schwache Seite erst rausgefunden habe." —

Immer, so oft Erich in die Klasse blickte, begegnete er diesen Augen. Er wollte den Jungen erst nicht beachten, aber es ging nicht; magnetisch zog irgend etwas seine Augen nach jenen, die ihn so unausgesetzt musterten. Er mußte wissen, wer der Bengel eigentlich war, und ließ daher den Knaben, der gerade übersetzte, aufhören. Auf den Borstenkopf weisend, fragte er: „Du — wie heißt du denn eigentlich?" Nichts rührte sich. „Wie du heißt, Junge?"

Ein Nachbar stieß den Gefragten an. „Dich meint er."

„Ach was, dann mag er's doch sagen." —

Erich Pflaume errötete, sehr gegen seinen Willen, auf den hinteren Bänken lachten einige unterdrückt. „Allerdings meine ich dich. Ich wünsche deinen Namen zu wissen.“ Endlich erhob sich der Borstenkopf: „Den Vornamen oder die anderen?“ — Erich errötete noch stärker: „Beide!“ — „Wilhelm Ernst Bärwald haben mich meine Eltern genannt; ich bin aus Berlin.“ „Also Bärwald! Das konnte auch schneller kommen; fahre einmal fort.“ — Der Knabe ließ sich in aller Gemächlichkeit von seinem Nachbar zeigen, wo man stehe, und las dann. —

Nach dieser Stunde kam die Frühstückspause; die nächste Lektion hatte Erich ebenfalls abzuhalten. Er fand die Physiognomie der Klasse bereits wesentlich verändert; die Knaben schienen mit ihrem Urteil über den neuen Lehrer fertig und über das, was man von ihm zu fürchten und wie man ihn zu behandeln habe. Erich war auf Ausbrechen von Unfug gefaßt, er hatte bei sich beschlossen, streng vorzugehen und sich nichts zu vergeben; Bärwald behielt er während der ganzen Stunde wohl im Auge, aber es kam nichts von Belang vor.

In gehobener Stimmung, als habe er den Sieg schon in der Tasche, ging Dr. Pflaume am Mittag nach seiner Wohnung. „Ich werde es dem Direktor schon zeigen,“ dachte er, „was ich kann. Dem Bärwald habe ich's bereits bewiesen, daß ich mir nicht auf der Nase rumtanzen lasse.“ —

Er schrieb an diesem Tage einen längeren Brief an seine Mutter, beschrieb ihr, wie er es hier gefunden habe, seine Wohnung, an der nicht allzuviel zu beschreiben war — sie bestand aus einem einfenstrigen schmalen Zimmer unter dem Dache, mit dem Blicke aus der Vogelperspektive auf die Stadt —, dann über

das Frühstück, das die Wirtin zu liefern versprochen hatte, und das Abonnement zum Mittagstisch in einem nahen Gasthause, die Wäsche, die zu Haus besorgt werden sollte, und über andere wirtschaftliche Dinge.

Eine Brief an seine Braut, der darauf abgefaßt wurde, trug einen weit ethischeren Charakter. Über die Vorteile, welche in einer längeren Trennung liegen können, das war das Thema, welches Erich Pflaume in diesem Briefe behandelte. Dann las er die acht Seiten mit Wohlgefallen durch und fühlte sich, am Schlusse angelangt, beinahe versucht, die Zensur „sehr gut!" darunter zu setzen; das lag ihm von seiner Lehrtätigkeit her gewissermaßen im Handgelenke.

Am nächsten Tage, als Erich Pflaume die Klasse betrat, fand er die Jungens auffällig ruhig, aber es war eine unnatürliche, spannungsvolle Ruhe. An dem Mienenspiele der nächstsitzenden Knaben merkte er, daß etwas Außergewöhnliches ihre Gemüter beschäftige. Unwillkürlich blickte er nach Bärwald hinüber; der saß auf seinem Platze, scheinbar gleichmütig, und fixierte den Lehrer, wie gewöhnlich.

Erich begann ein Extemporale zu diktieren; die Knaben waren merkwürdig zerstreut, heimliches Gelächter erklang zu verschiedenen Malen. Der Lehrer versuchte ein strenges Gesicht zu machen; als das nicht wirkte, unterbrach er sich im Diktieren und sagte: „Hört, ihr Jungens, ein für allemal, versucht keine Allotria mit mir — ich verstehe keinen Spaß!" Das wirkte auf einige Zeit; die Ruhe war einigermaßen hergestellt.

Erich griff nach der Kreide, er wollte ein schwieriges Wort anschreiben. Warum wurden die Jungens nur auf einmal so unruhig? Er wandte sich zur Tafel, da sah er — die Hand mit der Kreide sank ihm schlaff

herab — ein Gesicht mit kurzer, dicker Nase, an der ein Tropfen hing, mit einer Brille. Auf den ersten Augenblick wußte er, wer mit der Zeichnung gemeint sei.

In der Klasse herrschte für einen Augenblick Totenstille. Was wird er jetzt tun, das war die Frage, die alle beherrschte. Erich stand eine Weile sprachlos da, er wußte genau, daß viel davon abhing, wie er jetzt handle, und gerade dieses Bewußtsein raubte ihm alle Besinnung; dunkelrot vor Zorn rief er endlich: „Wer hat sich das unterstanden?“ — Schweigen. Aller Augen sind auf ihn gerichtet, in allen Mienen glaubt er versteckten Hohn zu lesen. „Wenn ich nicht bis zum Schlusse der Stunde erfahre, wer das getan, melde ich's dem Herrn Direktor.“ Ein Murmeln läuft durch die Reihen. „Nun, meldet er sich freiwillig, dann soll die Strafe nur ganz gelinde sein.“ Keine Antwort. „Gut, dann bleibt's also dabei. — Jetzt fahren wir fort.“

Erichs Zorn war bereits verraucht, aber die Gedanken fliegen ihm nur so durch den Kopf, nur langsam beruhigt er sich, mit Bangen sieht er das Ende der Stunde näher und näher rücken. — Es schlägt. Der Primus sammelt die Hefte ein. Erich macht sich mit Absicht noch etwas auf dem Katheder zu schaffen, er spielt den Kaltblütigen. Niemand meldet sich. Soll er wirklich dem Direktor Meldung von dem Vorfalle machen? — Er weiß nur zu gut, was dann geschieht. Eine Untersuchung, bei der nichts herauskommt, Bestrafung der ganzen Klasse, und für alle Zeiten hat er's mit den Jungens verdorben.

Ein plötzlicher Entschluß beseelt ihn; er greift zum Schwamm und wischt über das Gemälde. „Es soll vergessen sein, weil es das erste Mal ist — aber ich sage euch, nur diesmal — wenn wieder so was vor-

kommt, bin ich unerbittlich." — Rasch verläßt er das Katheder; das Gemurmel, das er hinter sich hört, legt er für Beifall aus. —

Im Konferenzzimmer fragte ihn der Direktor, wie er mit dem Betragen der Klasse zufrieden sei; ohne Zaudern erwiderte Erich Pflaume „gut", worauf der Direktor ein Gesicht machte, als wundere er sich über dieses Faktum.

Beim nächsten Gange zur Klasse nahm sich Erich fest vor, diesmal energisch zu sein und keine Milde walten zu lassen. Sein erster Blick, als er eintrat, galt der Tafel, sie war schwarz; er atmete auf. Dann setzte er sich und schlug die Grammatik auf. Sein Mut wuchs von Minute zu Minute. Er blickte in die Klasse. Was hatten nur diese Jungens, daß sie ihn so mit verschmitzten Mienen anstarrten, einzelne fingen gar an zu zischeln und sich gegenseitig anzustoßen. Irgend etwas schwebte in der Luft, das war sicher. „Was gibt es denn schon wieder?" fragte Erich. Einer platzte mit Lachen heraus und andere folgten ihm. Der Lehrer sah sich unwillkürlich um; gäb es in seiner Nähe wieder etwas Komisches? — Da, in der Ecke auf der Kathederplatte lag etwas — ein kleiner, dunkler Gegenstand. Er konnte nicht erkennen, was es sei, griff hin und hatte eine Pflaume in der Hand.

„Pflaume, Pflaume!" gellte gleichzeitig ein Ruf durch die Klasse, gefolgt von allgemeinem Gelächter.

Das war zu viel für ihn. Eine Blutwelle schoß ihm zum Kopfe empor und machte ihn blind, er sprang vom Katheder. „Ich werde euch zeigen — ich werde euch zeigen —" das war alles, was er vorzubringen vermochte. Und wie er war, mit der Pflaume in der Hand, lief er aus der Klasse zum Direktor, der, im

Gespräche mit einigen älteren Lehrern begriffen, im Konferenzzimmer stand.

„Was wollen Sie, Dr. Pflaume?“ herrschte ihn der Direktor an, als Erich mit offenem Munde, der Worte noch nicht mächtig, vor ihm stand. Erich hob statt aller Antwort die Frucht in die Höhe und keuchte hervor: „Das — das haben sie mir getan!“ — Der Direktor verstand fürs erste den Zusammenhang nicht, er mußte ihm von einem der Kollegen erklärt werden. Da glitt selbst über die Züge des Gestrengen ein Lächeln. „Teufelsjungen!“ meinte er. „Ich hab's Ihnen ja gesagt, Dr. Pflaume, nehmen Sie sich mit der Quarta in acht. — Aber das muß natürlich geahndet werden,“ und er begab sich mit Erich nach der Quarta.

Dort trat Grabesstille ein, als der Direktor erschien. Die Jungens hielten den Atem an, die Gesichter waren gerötet vor innerer Erregung, die Augen glänzten, aber es lag jene trotzige Sicherheit in aller Zügen ausgeprägt, die der gemeinsame Entschluß einer Rotte von Verschwörern zu geben pflegt.

Der Direktor war aufs Katheder getreten und musterte die Klasse mit finsteren Blicken; umsonst, aus diesen Gesichtern wird er nichts herauslesen, nichts als die Absicht, zu schweigen. „Wer hat die Pflaume da auf das Katheder gelegt?“ — Lautlose Stille, kaum daß man einen der Knaben atmen hört. „Gut! — die Klasse kommt so lange an jedem freien Nachmittage herein und macht Strafarbeiten, bis sich der Täter meldet oder gemeldet wird. Heute ist Mittwoch. Heute nachmittag um drei Uhr seid ihr hier! — Und Sie, Herr Dr. Pflaume, werden die Strafarbeiten beaufsichtigen.“ Damit verließ er dröhnenden Schrittes die Klasse.

Gebeugten Hauptes setzte Erich den Unterricht fort; er wußte nur zu gut, von jetzt ab bestand Feindschaft zwischen ihm und der Klasse, ein Bruch war geschehen, der nicht wieder gut zu machen war. Er merkte es an der Art und Weise, wie sie ihm antworteten, verstockt, manche mit offen zur Schau getragenem Trotz.

Nachmittags um drei Uhr traten Lehrer und Schüler an. Der Direktor war anfangs selbst zugegen, er forderte die Knaben noch einmal auf, den Täter zu melden. Der Erfolg war derselbe wie am Morgen. Dann ermahnte er den Lehrer noch im besonderen: „Für jeden neuen Unfug, der etwa vorkommen sollte, mache ich Sie verantwortlich, Dr. Pflaume." Nach diesen tröstlichen Worten ließ er Erich allein mit seiner Klasse.

Erich diktierte ein Pensum. Nur zu bald merkte er, daß ein Komplott gegen ihn bestand; die Knaben schienen sich an ihm schadlos halten zu wollen. Bald stand ein Junge auf, der behauptete, seine Feder schreibe nicht, dann andere, die keine Tinte im Tintenfaß zu haben erklärten, schließlich einer, der unwohl zu sein vorgab. So ging es weiter. Der Lehrer saß wie auf Kohlen, er ermahnte, drohte, rief einzelne bei Namen, es half nichts — mit Schrecken sah er den Rest von Autorität, den er besessen hatte, schwinden. Er schrieb einzelne Ruhestörer auf, diktierte Strafen, drohte, den Direktor zurückzurufen; die Unruhe wurde nur ärger; immer größere Dreistigkeiten nahmen sich die Jungens heraus, schließlich balgten sich zwei gar auf der hintersten Bank. Da riß ihm die Geduld, er rannte hinter, sprang auf die Bank, trennte die beiden Kämpfenden und schleppte sie mit sich nach vorn, wo er sie neben dem Katheder aufstellte.

Dieser Ausbruch der Leidenschaft, den sie ihm offenbar nicht zugetraut, hatte die Knaben stutzig gemacht. Es trat größere Ruhe ein; einzelne der Vernünftigen fingen an, sich mit dem Pensum zu beschäftigen.

Also so mußte man sein, roh und wild, sagte sich Erich, noch keuchend vor Ärger und Anstrengung; nun gut, das konnten sie haben, diese Rangen! —

Er gab sich wieder der Beobachtung einzelner Physiognomien hin. Er hegte bereits Sympathien und Antipathien; verschiedene Gesichter zogen ihn an, andere stießen ihn ab, weshalb, konnte er sich in den meisten Fällen selbst nicht sagen. — Unwillkürlich blickte er nach Bärwald hinüber, natürlich starrte ihn der Junge schon wieder an. Er kann nicht dumm sein, der Junge, sagte sich Erich, und auch nicht böse. Die frischen Züge des Knaben gefielen ihm. Der Lehrer mußte fast gegen seinen Willen wieder hinblicken; diesmal beobachtete ihn der Junge nicht, er machte sich unter der Bank etwas zu schaffen, schien mit einem Gegenstand beschäftigt, der in Papier gewickelt war. Erich wurde vom weiteren Beobachten durch einen anderen Schüler abgezogen, der eine Frage stellte; als er wieder nach Bärwald hinblickte, war der Gegenstand verschwunden.

Nicht lange darauf ertönte auf der Bank hinter Bärwald unterdrücktes Gelächter und Geflüster. Was gab es denn schon wieder? Die Unruhe wurde immer ärger. Ein Gegenstand schien von Hand zu Hand zu gehen und die Ursache zu allgemeiner Heiterkeit abzugeben.

Erich verließ das Katheder, er eilte dorthin, woher der Hauptlärm kam, drängte sich zwischen zwei Bänke, sah, wie ein Junge gerade etwas verstecken wollte, entriß

es ihm noch rechtzeitig und hielt was Klebriges in der Hand — ein Männchen aus gebackenen Pflaumen.

Der Jubel der Klasse umtoste ihn. — Der Lehrer war bleich geworden bis in die Lippen und ging langsam, das Männchen in der Hand, aufs Katheder zurück. Dort legte er's hin. Es stellte einen Schornsteinfeger dar, mit einem Zylinder auf dem Kopfe und einer Holzleiter in der Hand.

Mit zitternder Stimme fragte Erich: „Wer hat das mitgebracht — er melde sich — ich rate es ihm im guten, denn ich weiß ihn bereits." Dabei blickte er auf Bärwald. — Keine Antwort. Aller Blicke waren auf den Knaben gerichtet, der mit schlecht geheuchelter Ruhe den Lehrer ansah. „Nun, Bärwald, hast du mir nichts zu sagen?" — „Nein!" — „Nun, dann will ich dir's sagen, mein Junge. Du hast das Ding da mitgebracht. Ich hab's gesehen, wie du's herauszogst."

„Ich bin's nicht gewesen — ich habe den Mann nicht mitgebracht." — „Und die Pflaume heut früh wohl auch nicht?" — „Nein!" — „Was machtest du dir denn vorhin unter der Tafel zu schaffen?" — „Ich hatte nur mein Taschentuch." — „Pfui, Bärwald, du bist also auch noch ein Lügner. Das hätte ich von dir nicht gedacht. Setze dich jetzt. Das übrige wird sich finden."

Der Unterricht ging weiter. Als die zwei Stunden vorüber waren, begab sich Erich in die Wohnung des Direktors. Der schien von dem Geschehenen sehr wenig erbaut zu sein, besonders als er erfuhr, daß Bärwald der Abgefaßte und auch der wahrscheinliche Anstifter des früheren Unfugs sei.

„Für die Geschichte von heut nachmittag werden wir ihn bestrafen, energisch bestrafen — natürlich!" meinte der Direktor. „Die Sache von heute früh hin-

gegen ist nicht erwiesen — wir werden sie also fallen lassen — man darf nichts auf die Spitze treiben. — Übrigens, das muß ich Ihnen sagen, Dr. Pflaume, Sie mögen da ganz gute Zeugnisse haben, aber — der Anfang, den Sie bei uns hier machen, ist gerade kein glänzender."

Bei den Anordnungen des Herrn Direktors blieb es; die Klasse kam nicht mehr an den freien Nachmittagen herein, und Willy Bärwald wurde bestraft. Übrigens wunderte sich Erich im stillen über die geringe Strafe, die der Direktor über den Knaben verhängte. Nach einiger Zeit erfuhr er freilich, daß Willy Bärwald einer der Privatpensionäre des Herrn Direktors sei und der Sohn eines hochgestellten Mannes, der im Provinzialschulkollegium Sitz und Stimme hatte. Erich sträubte sich zwar dagegen, alles zu glauben, was ihm einer der jüngeren Kollegen darüber erzählte, aber zu denken gab es ihm doch.

Mit seiner bösen Ahnung behielt Erich Pflaume nur zu sehr recht. Zwischen ihm und der Quarta herrschte fortan Feindschaft. Es war ein regelrechter Kampf zwischen dem Lehrer und den Schülern, und auf wessen Seite der Sieg, war von vornherein klar. Erich ließ nichts unversucht, er appellierte an das Ehrgefühl der Knaben, ja an ihr Mitleid, er versuchte es mit Strenge und mit Milde; nichts verfing. Er hatte die Autorität eingebüßt, und die war nicht wiederzugewinnen. Die Jungens entwickelten eine teuflische Raffiniertheit im Aushecken von allerhand Schabernack. Und dabei dachten sie sich im Grunde nicht einmal viel Schlimmes dabei; sie betrachteten es als ihr gutes Recht, den Lehrer, der sie „verpetzt" hatte, zu „schinden", wie der technische Ausdruck lautet. Triumphierend

liefen sie nach Schluß der Stunde aus der Klasse und rühmten sich ihrer Heldentaten. Und es gab Väter, die sich jeden neuesten Streich, den die Quarta ihrem Lehrer gespielt, brühwarm berichten ließen und weidlich darüber lachten.

Dr. Pflaume war eine stadtbekannte Persönlichkeit geworden. Die jungen Mädchen stießen sich an und kicherten wohl gar, wenn sie ihn auf der Straße gehen sahen, den kleinen, ungeschickten Menschen mit den kurzen Hosen und den krummgetretenen Absätzen, der immer gleich errötete, wenn ihn jemand ungeniert anblickte. Auch zum Gespött der Kollegen war er geworden, besonders der jüngeren. Unter den älteren gab es einige, die ein Gefühl für ihn hegten, das dem Mitleid entfernt verwandt war.

Ja, die Jungens ahnten nicht, was sie angestiftet hatten; sie dachten sich nichts dabei, daß der Lehrer immer bläßer wurde, daß er tiefe Ränder unter den Augen hatte und daß seine Mundwinkel oft eigentümlich zuckten. Dafür bemerkten sie, daß seine Nase rund und klein sei, wie ein Knopf, und das gab ihnen Anlaß zu endlosen, schlechten Witzen. Er trug eine Brille, auch das war ihnen eine Quelle stets erneuten Gaudiums; freilich, diese Brille versteckte ihnen die Tränen, die ihm oft genug in die Augen traten, während sie sich über Willy Bärwalds neuesten Ulk vor Lachen ausschütten wollten. Und selbst wenn ihnen jemand gesagt hätte, daß ihr Lehrer des Nachts häufig kein Auge zutue vor Sorge und Gram, sie würden am Ende auch gelacht haben, die kleinen Bösewichter.

Das Winterhalbjahr schritt dem Ende zu. Das Osterexamen und die Versetzung waren nicht mehr fern. Die Jungens hatten wenig gelernt, sie waren in ihren

Kenntnissen sehr weit zurück. Der Grimm des Direktors gegen den jungen Lehrer mehrte sich von Tag zu Tage. „Sie sind vollständig unfähig zum Lehramte," das hatte Erich schon mehrfach zu hören bekommen, und bereits war das verhängnisvolle Wort gefallen: „Wenn's nicht bald besser wird mit der Quarta, dann sehen wir uns genötigt, Sie zurück zu schicken."

Wo waren jetzt die großartigen Hoffnungen und Entwürfe des jungen Philologen: Aufrücken, Karriere machen, ach, das war ja alles zu Wasser geworden. Und heiraten! — Ja, das war das Bitterste. — Wenn die Jungens den Lehrer über dem Bilde seiner Braut hätten weinen sehen, sie würden doch vielleicht ein menschliches Rühren empfunden haben, selbst Willy Bärwald, der kein Bösewicht war von Natur, nein, durchaus nicht! Nur ein lebensfroher, übermütiger Junge, dem Vater und Mutter daheim alles durchgelassen hatten und den die Frau Direktorin, bei der er in Pension war, weiterhin gründlich verziehen half. — —

Erich benutzte seine freie Zeit vielfach zu Spaziergängen; das half ihm die düsteren Gedanken besser vertreiben. Mit seiner großen Arbeit über das ut bei Terenz wollte es in der letzten Zeit auch nicht mehr vorwärts gehen. Es fehlte ihm der geistige Schwung; sein ganzes Wesen hatte einen Knick davongetragen.

Er ging am liebsten auf ganz einsamen Wegen, dort, wo er sicher war, keinen Bürgermädchen zu begegnen, die ihm ins Gesicht sahen und hinter ihm drein kicherten. Darum liebte er besonders die Gegend am Flusse. Auf den Dämmen war es meist ganz menschenleer, dort wehte ein starker, erfrischender Wind vom Wasser her, und die Landschaft hatte etwas Einsames und Trauriges, das zu seiner Stimmung paßte. —

Es war eines Nachmittags, Ende Februar. Ein plötzlicher strenger Frost hatte noch einmal den Fluß gefrieren lassen; wenigstens stand eine Decke über der ganzen Fläche, so daß nirgends mehr Wasser zu sehen war. Aber man konnte der Festigkeit des Eises nicht recht trauen, und eine fürsorgliche Stadtpolizei hatte denn auch mit Stricken einen viereckigen Platz abgegrenzt, nahe dem Ufer, auf dem allein es den Schlittschuhläufern erlaubt sein sollte, sich zu tummeln.

Erich Pflaume kam auf seinem Gange dort vorbei. Es war Sonnabend und das halbe Gymnasium auf dem Eise. Erich wollte unbemerkt vorbeihuschen, aber schon hatten ihn einige Schüler bemerkt. „Pflaume, Pflaume!“ erklang's erst aus dem Munde einzelner Gymnasiasten; dann riefen auch Erwachsene das ominöse Wort, schließlich pflanzte sich der höhnische Ruf von einem zum anderen fort und klang noch lange hinter Erich her, der sich, tief verletzt, so schnell wie möglich auf dem Damme entfernte.

Nach einiger Zeit hörte er den Ruf: „Halt, halt!“ und „Dort ist's verboten!“ Er mußte annehmen, daß auch dies ihm gelten solle; doch bald merkte er, daß einige Knaben auf Schlittschuhen den Fluß hinabgelaufen kamen außerhalb des abgesteckten Reviers, und hinter ihnen drein erklang jetzt von neuem der Ruf: „Halt, haltet sie!“

Erich blieb unwillkürlich stehen. Die Knaben waren nicht mehr weit von ihm, allen voran einer, den er als Willy Bärwald erkannte. Die anderen, drei an der Zahl, ältere Gymnasiasten, schienen ihn einfangen zu wollen.

Drüben auf dem Abgesteckten machte sich ein wohlbeleibter Stadtpolizist soeben auf die Beine, um den

Jungen nachzusetzen, aber da er ohne Schlittschuhe war schien sein Beginnen gänzlich aussichtslos.

Erich konnte die ganze Situation von seinem erhöhten Standpunkte aus übersehen, auch ihn ergriff jetzt Besorgnis um die Knaben, und er fing seinerseits an, „Halt, halt!“ zu rufen. Aber die kehrten sich nicht daran.

Willy Bärwald sah sich inzwischen von seinen Verfolgern eingeholt, da machte er einen plötzlichen Haken nach der Mitte des Flusses zu, so daß die anderen an ihm vorbeischossen und einer hinfiel. Dort stand er nun, mitten auf dem Eise, der Junge, und hielt sich die Seiten vor Lachen.

Plötzlich ein Knicken und Krachen; Erich stockte der Atem, er sah Willy Bärwald vor seinen Augen verschwinden.

Die Knie zitterten dem Lehrer, festgebannt starrte er auf das Loch im Eise. Da! er glaubte etwas wie einen Kopf zu sehen und ein paar Hände, die aus dem Wasser emportauchten.

Wie eine plötzliche Eingebung kam's in diesem Augenblicke über Erich. Den Überzieher heruntergerissen und den Damm hinab. Er hörte einen markdurchdringenden Schrei, den der Knabe ausstieß, ehe er von neuem sank, und dann sah er eine kleine Hand, die sich am Rande der Scholle anklammerte.

Erich hatte Eis unter den Füßen, zwanzig Schritte waren's noch, er fühlt das Eis schwanken, immer zu! Es knickt und knackt. Tut nichts. — Immer drauf zu!

Jetzt sinkt's und bricht's um ihn, aber er hat den Jungen. Die kalten Wellen umspülen ihn, daß er gerade noch den Mund über Wasser hält. Er tritt mit den Beinen Wasser und schnappt und japst.

Gott, wie schwer ist das Kind!

Als ob tausend Gewichte an ihm hingen, so will ihn diese Last nach unten ziehen. Immer schwerer und starrer wird er; die Kälte dringt ihm zum Herzen.

Ein Brett wird ihm zugeschoben und noch eines. Ein Mann mit einem Seile um den Leib kommt vorsichtig näher gekrochen — näher — er streckt ihm die Hand entgegen. Erst den Jungen. So, den hat er. Gott sei Dank! Nun ist er frei und kann die Arme bewegen. Wieder streckt sich ihm die Hand entgegen, er greift zu. Bald steht er auf festem Eise, wassertriefend, keuchend, nach Luft ringend. Er taumelt, will sinken, wird gestützt, halb getragen.

Menschen umringen ihn, Fragen dringen an sein Ohr, er sieht Tränen auf mancher Wange, Lachen in manchem Gesichte, aber diesmal ist's nicht Hohn.

Noch versteht er nichts — rein gar nichts. Gefolgt von Hunderten geht's zur Stadt. Was ist denn eigentlich los, fragt er sich einen Augenblick. Er hat ja einem Menschen das Leben gerettet, einem seiner Schüler. Und obgleich ihm die Kälte bis in die Knochen dringt, etwas durchglüht ihn, ein Bewußtsein, ein Hochgefühl, wie er nie im Leben geahnt, daß es eines geben könne. —

Sie schaffen ihn seine drei Treppen hinauf in das kleine Zimmer unter dem Dache. Seine Kleider sind fest und steif gefroren. Man hilft ihm beim Auskleiden; er schämt sich fast. Unter denen, die ihm bis herauf gefolgt sind, befindet sich ein Oberlehrer und gar ein Stadtrat. Er ist ja auf einmal eine ganz angesehene Persönlichkeit geworden, wie's scheint.

Und sie fragen ihn wiederholt, wie er sich fühle. Er klappert mit den Zähnen und antwortet lächelnd:

„Gut, sehr gut!" Sie raten ihm, er möge ins Bett gehen und zu schlafen versuchen, sonst könnte er sich am Ende noch was zuziehen — so meinte der feiste Stadtrat. —

In der Nacht phantasiert Erich. Willy Bärwald, der Direktor, die Mutter und Gretchen, das geht alles in tollem Wirbeltanze durch seine Visionen. Er klagt und weint, bald lacht er und schreit auf, dann wieder flüstert er ganz leise und lächelt glückselig. Auf einmal wirft er die Decken von sich und ist kaum im Bett zu halten, daß der Wirtin ganz angst und bange wird und sie beinahe den Doktor geholt hätte, wenn's nicht gar so kalt gewesen wäre draußen.

Und am nächsten Tage kommt der Doktor wirklich und fühlt den Puls und schüttelt den Kopf und verordnet mit gedämpfter Stimme dies und das.

Nach einiger Zeit fragen sie Erich, als er gerade einmal bei Bewußtsein ist, wie die Adresse seiner Mutter sei — es soll an sie telegraphiert werden.

Die Mutter kommt und mit ihr ein junges Mädchen — nicht seine Schwester, wie die Leute anfangs annehmen. Erich sieht die beiden Frauen mit weit offenen Augen lange Zeit an. — Ob er sie erkannt hat?

* * *

Als sie ihn nun hinaustrugen an einem der ersten Tage im März, da schien die Sonne, das Eis war schon ziemlich weggeschmolzen und die Welt voller Frühlingsanzeichen. Der Fluß ging hoch und trieb Schollen mit sich.

Es war ein langer und feierlicher Zug. Vornweg schritten ein Musikchor und zwei Gesangvereine. Das Lehrerkollegium war vollzählig vertreten, voran der Herr Direktor im Pelz und mit Gummischuhen an den

Füßen, denn der Grund war noch feucht. Dann kamen Korporationen und Deputationen von verschiedenen Vereinen und schließlich die Schüler des Gymnasiums.

Eine Menge Gassenjungen liefen als freiwillige Eskorte neben dem Zuge her, an allen Fenstern waren Köpfe; zum letzten Male bereitete Dr. Pflaume den Bürgermädchen unfreiwillig ein Vergnügen.

Die Quarta hatte die Ehre, direkt hinter dem Sarge zu marschieren. Seine Klasse! — Der Primus trug einen Kranz, groß wie ein Wagenrad, mit weißen Atlasbändern, auf denen in Golddruck die Worte zu lesen waren: „Liebe, Treue, Dankbarkeit, hienieden und in Ewigkeit!"

Willy Bärwald war nicht im Zuge. Er hatte sich eine Erkältung zugezogen, befand sich aber auf dem Wege zur Besserung. Seine eigene Mutter war herbeigeeilt von Berlin und half der Frau Direktorin, ihn pflegen. Er hätte eigentlich schon ausgehen können bei dem schönen Wetter, aber man hielt es doch für besser, ihn noch im Zimmer zu halten, bis das Begräbnis des Dr. Pflaume vorüber war.

Der Geistliche sprach sehr erbaulich, sehr trostreich. Die alte Frau mit dem kleinen, vor Schmerz beinahe unkenntlichen Gesichte unterbrach ihn einige Male durch ihr Stöhnen, und der Herr Direktor blickte einmal ganz ernstlich böse zu ihr herüber, besann sich aber noch rechtzeitig, daß er nicht in der Klasse sei, und legte sein Gesicht wieder in traurig ernste Falten.

Der Herr Pastor sprach unter anderem von der hoffnungsvollen Menschenblüte, die hier geknickt sei, vom Grame der Mutter, der ihre Hoffnung, ihre Stütze, ihr Alles geraubt sei. Er gedachte auch in zartester Weise jener anderen Frauenseele, die der Verstorbene vor

allem geliebt — aber es hatte nicht sollen sein. Gott in seinem unerforschlichen Ratschlusse hatte es anders beschlossen — ihm gebührte die Ehre.

Andere Worte fand der Herr Direktor. Er betonte vor allem die menschlichen Tugenden des Verstorbenen, seine wissenschaftliche Tüchtigkeit. Er vergaß nicht, die hervorragenden Zeugnisse zu erwähnen, die der Verewigte von Schule und Universität mitgebracht. — Er rühmte sein pädagogisches Talent. Ja, er nannte ihn geradezu: „eine Perle der Lehrerschaft, die allzu schnell dahingerafft wurde".

Kurz, an Anerkennung fehlte es dem Toten nicht.

Nachdem man Erde auf den Sarg geworfen hatte, verlief sich die Trauergesellschaft schnell.

Die Mutter und die Braut des Verstorbenen aber waren nachmittags zur Frau Direktor gebeten, wo sich Willy Bärwald und dessen Mutter aufhielten.

Und man darf dessen sicher sein, auch dort ist manches schöne und erbauliche Wort gesprochen worden — Balsam auf die wunden Herzen der Mutter und Braut.

Der arme Grule.

Die Tischler streikten. Angefangen hatten die Bautischler, dann schlossen sich die Arbeiter in den großen Möbelfabriken an, schließlich wurden auch die kleinen Meister hereingezogen, die für Magazine auf Lager arbeiteten. Die Bildner, Drechsler und Tapezierer konnten es schließlich nicht länger mit ansehen, daß ihre Kollegen etwas vor ihnen voraus haben sollten, und streikten auch. Bald legten sie alle: Meister, Gesellen, Werkführer und Arbeiter die Hände in den Schoß. Man verschwor sich, die Arbeit nicht wieder aufzunehmen, es hätten denn die Unternehmer die lange Liste der aufgestellten Forderungen bis aufs ß bewilligt.

Aber wieder einmal erwies sich die metallene Brustwehr der vereinigten Kapitalisten allzu stark, um Bresche darein zu legen. Nach einem Vierteljahr voll Beschlußfassens, Demonstrierens und verzweifelten Hin- und Herzerrens mußte man schließlich einsehen, daß auch dieser Feldzug verloren sei. Durch Schaden war da mancher zwar nicht klüger, aber doch kleinlauter geworden und kehrte zur alten Arbeitsstätte zurück. Aber viele fanden verschlossene Türen. Ihre Plätze waren vergeben an pfiffige Kollegen, die, von auswärts zugereist, die günstige Lage des Marktes benutzt hatten. Der Arbeitsherr wies den Bittsteller — vielleicht nicht

ganz ohne Schadenfreude — mit der Begründung ab, er habe seinen Betrieb infolge des Streikes verkleinern müssen.

Mit solchem Bescheid konnte man dann zurückkehren zu Weib und Kind, die seit Monaten mit Hilfe der mageren Streikgelder gerade vorm Verhungern bewahrt worden waren. Als einziger Trost mußte ihnen die Nachricht dienen, daß, wenn auch der Streik mißlungen, doch die Unternehmer ebenfalls geschädigt seien. Aber die Millionen, die jenen fehlten, machten nicht satt auf die Dauer.

Wer unverheiratet war und keinen eigenen Hausstand besaß, für den war es weniger schlimm; der zog den Leibriemen eben ein wenig fester an, sah, daß er irgendwo anders zu Brote kam, oder verließ die Stadt ganz und gar. Das Reich ist ja groß!

So zogen sie denn hinaus in Trupps zu zweien und dreien oder auch einzeln, nach allen Richtungen der Windrose, gedrückt oder übermütig, planlos oder mit einem festen Ziele vor Augen, je nach Veranlagung und Laune.

Auf dem Bahnsteig standen drei von diesen Auswanderern, den Zug erwartend, der sie nach der nächsten großen Stadt führen sollte. Dort seien Tischler gesuchte Ware, sollte irgendwo in einer Zeitungsnotiz gestanden haben; wie ein Lauffeuer hatte sich das unter den Arbeitslosen verbreitet. Jeder strebte so bald wie möglich dorthin zu gelangen, und mißgünstig ruhte da manches Auge auf dem Reisegenossen, in dem man einen Konkurrenten vermutete.

Die drei hatten sich zusammengetan, weil gemeinsame Schicksale sie von früher her verbanden. Sie waren in einer der größten Bautischlereien gewesen,

der eine, Prägerow, als Werkführer, die anderen beiden als einfache Arbeiter. Die Firma hatte erklärt, daß sie grundsätzlich keinen Ausständigen wieder anstelle; über hundert Männer waren dadurch arbeitslos geworden. Der eine von den jungen Leuten, Runzig mit Namen, war ein mittelgroßer, gut gebauter Bursche mit starkem Schnurrbart, dem er offenbar sorgfältige Pflege angedeihen ließ; Runzig sah überhaupt für einen, der drei Monate Streik hinter sich hat, noch recht wohlgenährt und schmuck aus. Dem anderen, einem rothaarigen, lang aufgeschossenen Menschen, den seine Freunde nur unter dem Namen Peter kannten, hatte die magere Zeit der Arbeitslosigkeit übler mitgespielt. Peter hing nur noch in seiner Haut wie in alten, schlodderigen Kleidern. So standen sie da, zwei mit Zigarrenstummeln im Munde, Peter mit einer Pfeife ausgestattet, das Arbeitsgerät in bunte Tücher eingeschlagen. Der Zug, in den sie einsteigen wollten, wurde noch rangiert.

Neben ihnen spielte sich eine bewegte Szene ab; ein Familienvater nahm Abschied von Frau und Kindern. Gleich ihnen war er ein durch den Streik brotlos gewordener Tischler. Zwei Kinder, Knabe und Mädchen, noch unter dem Konfirmationsalter, schleppten sich mit einer mächtigen Hucke, offenbar des Vaters Habseligkeiten enthaltend. Es war ein großes, in Sackleinwand genähtes Ding, mit allerhand Ecken, das auf kantigen Inhalt schließen ließ. Die Frau war um den Mann beschäftigt, sie zog ihm sein Halstuch, das sich verschoben hatte, zurecht. Er war ein magerer Vierziger, wachsbleich, mit eingefallener Brust. Sein krauser Vollbart zeigte sich in der Ohrengegend schon etwas angegraut. Grule befand sich offenbar in einiger Hast. Das Reisen

war ihm wohl etwas Neues. Bald holte er sein Billett hervor, betrachtete es und steckte es wieder in die Tasche, um nach der Uhr zu sehen oder die Kinder zu fragen, ob sie alle seine Sachen noch hätten.

Plötzlich griff Grule in seine Hosentasche und zog daraus ein kleines, abgenutztes Geldtäschchen hervor; lange kramte er darin herum, bis er gefunden, was er suchte: unter manchem Kupfer und Nickel ein Zehnmarkstück. Er wollte es der Frau geben, aber die wies es standhaft ab. Fast wurde er ärgerlich; seine nervös gedrückten Mienen blickten noch um eine Schattierung sorgenvoller. Dann auf einmal sich eines anderen besinnend, tat er das Goldstück in die Börse zurück.

Die drei anderen beobachteten die Szene, ohne daß sie ihnen Eindruck zu machen schien. In drei Monaten Streik stumpft sich das Gefühl ab, und wer selbst um die Existenz ringt, hat selten für seinesgleichen Mitgefühl übrig. Sie kannten den kleinen, mageren Mann von Ansehen ganz gut; er war auch fleißig in den Versammlungen gewesen als stummer Zuhörer.

Jahrelang hatte Grule als Kleinmeister für einen Möbelbazar gearbeitet, billige Möbel, die man ihm schlecht bezahlte. Trotzdem war es ihm gelungen, sich einige hundert Mark zu ersparen. Da wurde er in den Streik hineingerissen, und schnell war sein sauer Erspartes verschlungen. Er hatte gar nicht daran gedacht, sich aufzulehnen — zur Unzufriedenheit fehlte ihm jede Veranlagung —, nur seine und seiner Familie Lage hatte er ein wenig aufbessern wollen. So war er ins Unglück geraten, er wußte nicht wie.

Der Zug stand fertig zur Abfahrt. Die jungen Leute waren schon eingestiegen. Grule riß den Kindern das große Paket aus den Händen und legte es auf

das Trittbrett des Wagens. Er wollte sich hastig mit einem Händedruck von den Seinigen verabschieden, aber die Frau ließ das nicht zu. Er mußte die Kinder ordentlich küssen, jedes einzeln, dann umarmte sie ihn selbst, indem sie ihm noch ein freundliches Wort: „Glückliche Reise" und „auf baldiges Wiedersehen" ins Ohr flüsterte. Er hörte es kaum, zerstreut und benommen, wie er war von dem Außerordentlichen. Dann stolperte er in den Wagen vierter Klasse hinein, seine Hucke unter dem Arme.

Zunächst konnte er kaum etwas sehen. Die Abteilung war voll Menschen, die sich drängten und stießen. Die schmalen Bänke an den Seiten wurden von den zuerst Gekommenen besetzt. Grule sah sich ratlos um; würde er die ganze lange Fahrt auf den Füßen stehen müssen? Da stieß ihn jemand an. Es war Peter, der lange, junge Mensch, der ihm einen Platz neben sich anwies, indem er ein wenig zurückte. Seine Hucke wurde ihm abgenommen und unter die Bank geschoben. So saß er, ehe er sich's versah, neben den dreien.

Es wurde nicht viel gesprochen. Grule, von der Angst gepeinigt, er könne etwas Wichtiges zu Haus gelassen haben, fing an, seine Hucke aufzumachen und die Sachen einzeln herauszuholen. Die anderen sahen ihm zu, weil sie nichts Besseres zu tun wußten. Was der Mensch da alles drin hatte! Einen vollständigen Anzug, ein paar Stiefel, dazu Wäsche. Ein Winkelmaß, Schmiege, Stemmeisen, Wasserwage und andere Werkzeuge.

„Die Hälfte von dem Kram wäre mir schon zu viel!" meinte Runzig.

„Man kann doch nich wie en Lehrling auftreten,

der in die erste Stelle kommt," sagte Grule dagegen. „Ich bin Meister."

„Hast du vielleicht Arbeit? Na, also! Ich bin drauf gefaßt, den Sommer durch zu walzen. Mein Gepäck ist leicht." Damit hob Runzig seine Hucke, die er zwischen den Beinen stehen hatte, mit einem Finger in die Luft.

„Es gibt aber doch Fabriken und große Geschäfte dort, wo wir hinwollen. Die müssen doch Werkführer brauchen."

„Sei du man froh, wenn du als simpler Arbeiter unterkommst!" rief Prägerow dazwischen.

„Aber ich dachte . . ." meinte Grule und blickte mit einem Male äußerst sorgenvoll drein. „Es muß doch Arbeit geben irgendwo! Verhungern können sie einen doch nicht lassen, wenn man arbeiten will." —

Runzig lachte ihn aus. Er scheine allerdings der richtige „Heuochse" zu sein. Wer sich denn um sie kümmere? Die Arbeitskräfte seien billig geworden. Man werde ihnen Schundlöhne anbieten, vielleicht gar sie abweisen von vornherein, weil sie gestreikt hätten; denn die Unternehmer hingen ja alle zusammen wie die Kletten.

„Aber man hat doch sein Handwerk erlernt! Man hat sich doch zwanzig Jahre redlich durchgeschlagen. Und nun mit Frau und Kindern! Nein, wenn es so zugeht in der Welt . . ." Er sah sich mit verzweifeltem Blicke um und hob die hagere Hand; man wußte nicht, gegen wen.

Runzig ergriff das Wort. Obgleich noch jung, hatte er doch zu den Führern des Ausstandes gehört. Er war ein Bursche, der sich überall bemerkbar zu machen verstand. Auch hier vernahm man durch das

Rattern des Zuges hindurch seine laute Stimme. Alles hörte auf den jungen Menschen mit dem flotten Schnurrbart und den blitzenden Augen, wie er gegen die verfluchte Kapitalistenkaste wetterte. Er brauchte keinen Widerspruch zu befürchten vor denen hier; er sprach ihnen aus dem Herzen. Nur Peter saß vergnügten Gesichtes dabei, seine Pfeife im Munde. Der schien guter Laune trotz Arbeitslosigkeit und schlechter Zeit.

Es war ein langsamer Zug, der an jeder Station anhielt; mit der Zeit näherte man sich jedoch dem Ziele. Grule erkundigte sich, ob jemand die Stadt kenne. Kunzig bot sich zum Führer an. Das wurde dankbar angenommen. Das bißchen Selbstvertrauen, das Grule vorher vielleicht noch besessen, war durch das, was er auf der Fahrt gehört hatte, vollends in die Brüche gegangen.

Man schritt unter den eisernen Bogen eines Riesenbahnhofs weg. Grule fühlte eine eigene Beklemmung, als er die mächtige gewölbte Halle sah, in deren Kuppel sich der Blick verlor wie in einem Dom; aber sonst war da nichts von dem Frieden eines Gotteshauses. Die Züge brausten herein und heraus, Pfiffe gellten, Menschen kamen an und eilten fort; ein überwältigendes Treiben für den Kleinstädter, der nur die Ruhe seiner bescheidenen Werkstatt kannte, wo er jahraus, jahrein mit einem Gesellen und zwei Lehrlingen gearbeitet hatte. Das Herz sank ihm tiefer; wie würde er sich jemals hier zurecht finden? — Er mußte froh sein, daß er Kollegen gefunden hatte, die sich seiner annahmen.

Nun ging es über einen großen, freien Platz mit einem Denkmal darauf, das zu betrachten in diesem Durcheinander von Wagen und geschäftigen Menschen niemand Zeit und Lust fand. Dann bogen die vier in

eine enge Gasse ein, wo Runzig eine Kneipe zu kennen behauptete. Denn nach solcher Fahrt müsse man doch einen genehmigen.

Bald saßen sie um einen viereckigen Tisch herum, jeder eine Weiße vor sich und einen Schnaps daneben. Brot, Butter, Käse und Wurst wurden gebracht. Die Mühe des Bestellens hatte Runzig den anderen abgenommen. Er war auch hier wieder der Anführer; zunächst ließ er sich das gelesenste Geschäftsblatt des Ortes geben und forschte im Inseratenteile. Die Aussichten seien mau, meinte er nach einiger Zeit, wie er's vorausgesagt. Wie sollte's denn auch anders sein, jetzt im Sommer, wo jedes Geschäft flaute. Ihm sei's recht, er habe nichts gegen ein paar Monate walzen. Dabei schlug er auf den Tisch und bestellte vier Korn.

Grule stierte trübe vor sich hin. Er dachte an die zu Haus. Die jungen Kerle, mit denen er hier zusammensaß, mochten gut reden, die hatten niemanden, der sehnsüchtig auf die Nachricht wartete: ob der Vater wieder Arbeit habe. Ihm brannte der Boden unter den Füßen; er wollte etwas tun, Geschäfte aufsuchen, sich vorstellen, um Anstellung bitten. Um jede Minute, die man hier vertrödelte, war es schade. Aber Runzig und die anderen schienen dieser Ansicht nicht zu sein; noch einmal wurde frisch nachgefüllt.

Endlich erhob sich Grule, er hielt das nicht länger aus. „Der Herr bezahlt für das Ganze!" sagte Runzig, auf Grule deutend. Der lachte verlegen über den schlechten Witz und wollte wissen, was sein Anteil an der Zeche sei. Aber Runzig bestand darauf, Grule müsse für alle bezahlen, sie seien arme Teufel, und „bei dir habe ich doch vorhin einen leibhaftigen Zehnmärker gesehen — lüge nicht!" Grule mußte zugeben, daß er

ein Goldstück besitze, das letzte freilich; gern hätte er es seiner Frau, die es vorhin abgewiesen, doch noch mit der Post zugeschickt. Er zögerte daher, wollte das Stück nicht hergeben, um es nicht anzureißen. Aber Runzig verhöhnte ihn: das sei ihm schöne Kameradschaft, seine Kollegen so im Stiche zu lassen! — Das wurmte ihn doch. Ein schlechter Kamerad wollte er nicht sein. Er bezahlte also die Zeche und sah den größten Teil seiner Barschaft im Kassenfache des Wirts verschwinden.

Die nächsten zwei Tage brachte er damit zu, von Geschäft zu Geschäft zu gehen und sich anzubieten. Er sah, daß Runzig nur zu sehr recht gehabt hatte mit seiner Voraussage: niemand wollte neue Leute anstellen. Die paar Stellen, die frei gewesen, fand er bereits besetzt. Schließlich irrte er auf den Straßen der großen Stadt ratlos umher, selbst nicht mehr darauf hoffend, daß sich etwas finden würde. Er war müde, todmüde von den paar Tagen ungewohnten Umherstreifens. Nach Weib und Kind hatte er unaussprechliche Sehnsucht. Aber der Gedanke, vor sie zu treten mit leeren Händen und in ihren Augen die verzweifelte Frage zu lesen: was nun? ließ ihn die Heimreise schnell wieder aufgeben.

Auf irgendeinen Zufall hoffend, der als rettender Engel zu ihm kommen solle, schlenderte er gedankenlos durch die Gassen. Plötzlich rief eine Stimme hinter ihm: „Heda, Landser!" Gleichzeitig fühlte er sich gepackt und festgehalten. Da waren Runzig und Peter. „Hast du Arbeit?" Grule schüttelte trübe den Kopf. „Wir auch nicht! Haben uns freilich nicht weiter sehr bemüht. Der Schafskopp, der Prägerow, ist für zehn Mark wöchentlich bei einem Meister untergekrochen. — Wo sind deine Sachen?" Grule berichtete, daß er in der Herberge zur Heimat übernachte.

Runzig schlug vor, das „Gelumpe" dort abzuholen. Sie wollten ihr Glück anderwärts versuchen, denn in diesem Nest sei nun doch mal nichts zu machen. Gemeinsame Wanderschaft war sein Plan. Grule wußte nichts Besseres. Er hatte nicht mehr soviel Kraft, sich zu widersetzen.

Eine Stunde später schon marschierten die drei im Sonnenbrand durch den Staub der Landstraße. Für Grule war es ein niederdrückendes Gefühl: er, ein Familienvater, der sich Meister genannt hatte, nun auf einmal herabgesunken zum Walzbruder. Das anhaltende Gehen war ihm eine ungewohnte Sache. Tagein, tagaus hatte er in seiner Werkstatt gestanden und sich der freien Luft fast entwöhnt. Und nun mit einer schweren Hucke auf dem Rücken Schritt halten sollen mit diesen beiden jungen Kerlen! Er fing an zurückzubleiben. Runzig meinte spottend: er hätte besser daran getan, das unnütze Zeug im Leihhause zu versetzen, dann würde er weniger zu schleppen und einen besser gespickten Beutel haben. Peter, dem seine vom Mundwinkel herabhängende Pfeife nur gestattete zu lächeln, nahm ihm schließlich, ohne ein Wort zu sagen, den schweren Sack ab und schwang ihn auf den eigenen breiten Rücken. Grule schlich weiter.

Man kehrte, als der Abend herankam, in einem Dorfkruge ein. Grule warf sich, zu Tode erschöpft, ohne Abendbrot in die Streu, die man ihm statt eines Bettes anbot. Der sonst so stille Peter, der die Streu mit ihm teilte, erwies sich durch sein Schnarchen als ein ziemlich unbequemer Lagergenosse. Auch anderen Lärm gab es, der den Armen nicht zum Einschlafen kommen ließ. Im Gastzimmer, das sich gerade unterhalb der Schlafstätte befand, war gewaltiges Hallo. Erst spielte

man Karten, wobei Runzig, den Flüchen der Bauern nach zu schließen, der Gewinner war. Dann sang er der Gesellschaft Lieder vor, dröhnendes Gelächter durch seinen Vortrag entfesselnd. Zum Schluß hielt er eine Rede, bis der Wirt dreinfuhr, der keine „Roten“ in seinem Lokale dulden wollte, weil der Krug dem Rittergute gehöre. — Schließlich kam Runzig zu seinen Gefährten zurück, nach Tabak und Schnaps stinkend. Er warf sich zwischen die beiden und nahm die halbe Streu für sich in Anspruch.

Am nächsten Morgen waren Grules Füße derartig geschwollen, daß er nur mit den größten Schmerzen in seine Stiefeln hinein konnte. Er sprach davon, die Wanderschaft aufzugeben und heimzureisen, aber Runzig fuhr ihn barsch an, das wäre hundsföttisch von ihm, und man werde ihm seine Sachen zurückbehalten, wenn er sich etwa aufs Auskneifen verlegen wolle.

Runzig hatte überhaupt jetzt völlig das Regiment an sich gerissen. Er bestimmte, wie man marschieren und wo man einkehren wolle; er führte auch das Kassenwesen. Grule hatte ihm alles, was er noch besaß, ausliefern müssen. Runzig nannte das: die „Genossenschaftskasse“.

Übrigens verstand es Runzig, diese Kasse leidlich gefüllt zu erhalten. Wenn er sich vor der Behörde sicher wußte, sprach er im Vorübergehen an, je nachdem er es für passend hielt, in drohender, einschmeichelnder oder mitleiderweckender Weise. Wo es eine sittsame oder gar fromme Miene aufzustecken galt, besonders Frauen gegenüber, stand ihm auch diese zu Gebote. Brot statt Geld nahm er ungern, und die Aufforderung, ein paar Stunden für Lohn im Holzstall zu arbeiten, lehnte er, als unter seiner Würde, mit Entschiedenheit

ab. Gegen den Gendarm war er stets voll Höflichkeit; kaum hatte der Beamte freilich den Rücken gewandt, dann steckte er ihm die Zunge heraus und sprach von den dummen Teckels. Natürlich zog man die wilden Pennen den christlichen Herbergen vor.

Peter war überall da am Platze, wo man Körperkräfte brauchte. Er trug Grules schwere Hucke auf dem Rücken, als wäre Stroh darin. Der junge Mensch war stets guter Laune, das Wetter mochte gut sein oder schlecht, die Straße staubig oder naß. Unzufrieden war er nur, wenn er nichts hatte, um seine Pfeife damit zu stopfen. Diese Pfeife, ein Porzellankopf mit einem bunten Bilde, einen Schützen darstellend und einen springenden Hirsch, kam nur aus seinen Zähnen, wenn er aß oder schlief. Diese Pfeife schien ihm eine willkommene Entschuldigung dafür zu bieten, daß er eigentlich so gut wie niemals ein Wort äußerte. Peters Lippen waren geschaffen, das Pfeifenende zu halten; daß sie sich zu mitteilsamer Rede öffnen sollten, wäre ihm Widerspruch zu ihrem höheren Zweck erschienen.

Als eines Tages das Geld doch knapp wurde und ein Wirt sie bereits als Zechpreller hinausgeworfen hatte, verlangte Runzig, Grule müsse den Anzug verkaufen, den er in seiner Hucke führte. Grule wollte davon nichts wissen, es war sein Sonntagsanzug; er hatte ihn mitgenommen, damit er etwas Anständiges zum Anziehen habe, wenn er sich beim Arbeitsuchen vorstellen würde. Hier wagte er es einmal, sich zu widersetzen. Aber Runzig behauptete, Grule sei ihm so wie so Geld schuldig; in den letzten Tagen hätten die anderen auf seine Kosten gelebt, denn er allein habe den Lebensunterhalt verschafft. Grule vergoß Tränen, denn er hing an diesem Anzug, den er mit seiner Frau

gemeinsam im Kleidermagazin ausgesucht und von dem sie immer sagte, er nehme sich so stattlich darin aus. — Aber was blieb ihm übrig? Er mußte schließlich doch das Prachtstück herausgeben. Schweren Herzens sah er den Anzug zu dem jüdischen Trödler wandern im nächsten Städtchen, durch das sie kamen. Was waren die paar Taler, die sie dafür bekamen, verglichen mit dem Werte, den dieses Stück für ihn gehabt! —

Schließlich kamen sie in die große Industriestadt, das Ziel ihrer Wanderung. Auch in diesem Orte war Runzig bekannt, er hatte hier als Soldat gedient. Es wurde ihm nicht schwer, in der Vorstadt einen Gasthof ausfindig zu machen, wo sie billiges Quartier bekamen. Als der Wirt Schwierigkeiten machen wollte, die abgerissenen Pennenbrüder aufzunehmen, wies man ihn auf Grules Hucke hin, die immer noch einen stattlichen Umfang hatte.

Am Tage darauf ging's ans Arbeitsuchen. Vorher machte Runzig mit den beiden anderen aus, daß sie auch fürderhin gemeinsame Sache machen wollten. Wer Glück habe und Arbeit fände, sollte einen Beitrag in die Genossenschaftskasse zahlen, davon wollten sie die ersten Ausgaben bestreiten. Peter, in seiner Schweigsamkeit, tat auch bei dieser Gelegenheit den Mund nicht auf, und Grule kannte überhaupt nur noch einen Gedanken: wieder Arbeit bekommen! Wenn er das erst erreicht, sollte ihm alles andere recht sein.

Diesmal kam man auf den guten Gedanken, sich eines Auskunftbureaus zu bedienen, das umsonst Arbeit vermittelte. In dem Journale der Gesellschaft waren einige große Tischlerfirmen verzeichnet, die Arbeiter suchten. Die Bedingungen waren keine glänzenden; jedenfalls kamen sie nicht an das heran, was man vor

dem Streik erhalten hatte. Aber man mußte vorlieb nehmen.

Grule und Peter ließen sich sofort einstellen. Runzig dagegen erklärte, weiter suchen zu wollen, um Besseres zu finden. Da die Arbeitsstätte nicht weit war vom Gasthofe, blieb man vorläufig dort wohnen und beschloß, erst später Schlafstellen zu suchen. Außerdem mußte man ja auch zur Bezahlung des Wirtes auf den Lohn warten, der erst am Ende der Woche ausgezahlt wurde.

Grule schrieb seinen ersten Brief nach Haus; bis dahin hatte er die Seinen ohne Nachricht gelassen. Jetzt konnte er ihnen endlich bessere Kunde geben. Er verdiente wieder. Die Arbeit flog ihm von den Händen. Er hatte um Stücklohn gebeten, da er wohl wußte, daß er bei seiner Geschicklichkeit dabei besser fahren werde als im Tagelohne. Nun war auch Gelegenheit, manche Guttat, die ihm Peter auf der Wanderschaft erwiesen hatte, zu vergelten. Sie arbeiteten in einem Raume, und der lang aufgeschossene junge Mensch mit den groben Fäusten war nicht gerade der geschickteste Arbeiter. Da kam ihm Grules Erfahrung, der sich als Meister manchen Geschäftskniff angeeignet hatte, zu statten.

Am Lohntage bekam man ein leidliches Sümmchen ausgezahlt. Zum Sonntag wollten sich die beiden einmal gründlich ausruhen von der Arbeit und sich vor allem ordentlich satt essen, denn dazu hatte im Laufe der Woche das Geld gefehlt. Von Runzig hatten sie so gut wie nichts gesehen. Er schien noch immer keine Arbeit gefunden zu haben. Des Nachts kam er spät in die gemeinsame Kammer, und früh, wenn sie aufbrachen, war er nicht zu erwecken.

Auf dem Heimwege von der Werkstatt machte

Grule vor einer Postanstalt Halt. Er blickte unruhig drein, schien sich über irgend etwas nicht schlüssig werden zu können. Peter sah ihm mit gewohnter Gelassenheit zu.

„Ich hätte gerne en Märker zehne nach Hause geschickt," sagte Grule. „Aber es geht ja nicht!" Damit schritt er weiter, dem Postgebäude den Rücken kehrend. Peter folgte ihm, Hände in den Taschen und Pfeife im Munde. „Sie würden sich zu Hause gewaltig freuen." Es war mehr ein Selbstgespräch bei Grule. Peter sagte nichts, machte aber beim nächsten Krämer Halt und kaufte sich eine Rolle Tabak für seine Pfeife.

Als sie in die Nähe ihres Gasthofes kamen, erblickten sie an der Straßenecke Runzig. Kaum daß sie ihn wiedererkannt hätten. Er trug einen neuen Anzug und unterhielt sich mit einem Mädchen, das, in der Entfernung gesehen, einer feinen Dame glich. Als er die beiden kommen sah, verabschiedete er sich kurzerhand von der Person und ging seinen Freunden entgegen.

„Habt ihr den Lohn einkassiert?" war seine erste Frage. Und als er eine bejahende Antwort erhalten: „Das ist gut! In der Kasse ist Ebbe. Ich weiß nicht mal, wovon ich unsere Miete bezahlen soll."

Sie begaben sich in die Gaststube und nahmen Kassensturz vor. Einige zwanzig Mark betrug das, was Peter und Grule einzuwerfen hatten. Runzig kam mit leeren Händen, doch vertröstete er die Freunde, daß er Aussichten habe auf eine großartige Anstellung. Dann werde er seinen Anteil mit Zinsen zurückerstatten. Als er sich dann in seiner Eigenschaft als Kassierer daran machte, das Geld einzustreichen, brachte Grule in schüchternem Tone seinen Wunsch vor: er habe doch den größten Teil des Geldes durch seine Arbeit verdient,

und er habe daran gedacht, seiner Frau etwas davon zu schicken.

Runzig brauste auf; er sei wohl verrückt geworden! Die Kasse sei gemeinsam, so hätten sie's ausgemacht, und keinen Pfennig könne einer für sich verlangen, das widerspreche den „Statuten".

Grule blickte verdutzt drein: von Statuten wußte er nichts. Aber wie immer erschrak er vor Runzigs entschiedenem Auftreten, gegen das nicht aufzukommen war.

Da ereignete sich etwas Außergewöhnliches: Peter, der stumm dabei gesessen hatte, nahm die Pfeife aus dem Mundwinkel und begann zu sprechen. „Hier die zehn Mark," damit zog er ein Goldstück von dem Gelde ein, das noch auf dem Tische lag, „wird Grule morgen an seine Frau schicken."

Runzig blickte wie versteinert auf den Sprecher, der ihn seinerseits mit Kälte fest anblickte. Als er sich ein wenig erholt von seinem Staunen über solche Kühnheit, meinte Runzig: Peter solle keine schlechten Witze machen und das Geld herausgeben; die Kasse habe Schulden.

Peter lächelte eigentümlich, betrachtete sich den neuen Anzug Runzigs eine Weile, schien etwas sagen zu wollen, hing aber doch nur die Pfeife wieder an ihren alten Fleck und war damit seiner gewöhnlichen Rolle wiedergegeben.

„Das ist der reine Diebstahl!" schrie Runzig und verließ mit giftiger Miene die Gaststube.

An diesem Abende führten Grule und Peter ihren Plan aus, sich einmal ordentlich satt zu essen. Dann flickten sie noch ein wenig an ihren Sachen herum, die arg zerrissen waren, um schließlich zu Bett zu gehen und sich des wohlverdienten Schlummers zu erfreuen.

Am nächsten Morgen, als sie nach einer gesund durchschlafenen Nacht erwachten, standen sie vor einer eigenartigen Entdeckung: alles, was sie besessen hatten von einigem Werte, war verschwunden. Auch Kleinigkeiten, wie Grules Glaserdiamant, hatte der Dieb mitgehen heißen. Peters Tabaksbeutel mit dem Zehnmarkstück darin fehlte, und was für ihn das bei weitem Schmerzlichste war, die Pfeife mit dem springenden Hirsch und dem Schützen war auch nicht mehr zu finden.

Es konnte für die beiden kein Zweifel darüber sein, wer der Dieb sei, obgleich solche Niedertracht von Runzig schwer zu glauben schien.

Grule saß da, kreidebleich, wie vernichtet, er fand keine Worte, und selbst die Tränen, die ihm sonst so leicht kamen, versagten einem so harten Schlage gegenüber. Peter ging in die Stadt, er dachte, er könne des Diebes vielleicht doch noch habhaft werden; aber das war vergebliche Mühe. Entweder hielt sich Runzig gut versteckt oder, was noch wahrscheinlicher war, hatte er sich längst mit seiner Beute aus dem Staube gemacht.

Als Peter nach mancher Stunde in den Gasthof zurückkehrte, fand er Grule in derselben Verfassung, wie er ihn verlassen, halb angekleidet auf seinem Bette sitzend, mit merkwürdig veränderten Zügen vor sich hinbrütend.

Peter erschien Grules Wesen sonderbar. Was hatte der Alte für einen stieren Blick! Und reden wollte er gar nicht; das war für Peter am unheimlichsten. Das Schweigen hatte *er* doch sonst gepachtet. Es blieb nichts anderes übrig, er mußte sich entschließen, den Mund aufzutun, wenn er aus jenem etwas herausbekommen wollte.

Der junge Mensch hatte sich mit dem Mißgeschick,

das ihn betroffen, schon halb ausgesöhnt; ein paar Wochen angestrengter Arbeit, und der Schaden war wieder ausgeglichen. Aber mit dem Alten dort auf dem Bette war es etwas Anderes! Der hatte einen schwereren Verlust erlitten.

In der Nacht fing Grule an zu phantasieren. Er sprach mit Runzig, von dem er in energischen Worten die Herausgabe der „Genossenschaftskasse" forderte. Er schrie und tobte schließlich, und Peter hatte Mühe, den schwächlichen und sonst so friedliebenden Mann im Bette zu erhalten. Am nächsten Morgen war Grule nicht dazu zu bewegen, sich zur Arbeitsstätte zu begeben. Er habe das nicht nötig, erklärte er, denn er sei ein reicher Mann. Peter gab nicht viel auf sein Gerede; der Alte war wohl nicht ganz richtig im Kopfe! Eines schien ihm klar: der mußte nach Haus, zu den Seinen. Peter entschloß sich, ihn dorthin zu bringen.

Zunächst war allerdings die schwierige Frage: wovon den Wirt bezahlen? Eine tüchtige Rechnung war aufgelaufen, denn Runzig hatte natürlich nicht an ein Begleichen der Zeche gedacht. Man mußte eben die paar Sachen, die der treulose Genosse ihnen noch gelassen, drangeben. Im übrigen hatte sich der Wirt mit Peters Versprechen zu begnügen, daß er die Schuld später einmal begleichen werde.

Nun waren sie also wieder auf der Landstraße mit erleichtertem Gepäck. Außer den dürftigsten Kleidungsstücken und den im Walde geschnittenen Stöcken nannten sie nichts ihr eigen. Nur langsam kamen sie vorwärts, denn Grules Füße gerieten bald in einen solchen Zustand, daß man kurze Tagesstrecken zurücklegen mußte. Er klagte nicht, beinahe gleichgültig und oft wie geistesabwesend schaute er drein, mechanisch einen Fuß vor

den anderen setzend. Peter leitete ihn wie ein Kind. Kaum daß man ein Wort von Grule hörte, außer des Nachts, wo er sich mit Runzig noch immer wegen der Genossenschaftskasse herumzankte, an die er eine Forderung von einer Million zu haben behauptete. Hin und wieder unterhielt er sich auch mit seiner Frau, der er von seinen Reichtümern berichtete. Peter dachte bei sich: das wird alles wieder gut werden, wenn er nur erst zu Haus ist.

Dem jungen Menschen war eine eigentümliche Rolle zugefallen. Er mußte um Almosen ansprechen, und das fiel ihm schwer genug. Aber da er keine Pfeife hatte, die ihn am Sprechen verhindert hätte, gewöhnte er sich mit der Zeit eine gewisse Beredsamkeit an. Gelegentlich, wenn sich gar nichts erbetteln ließ, mußten sie im Freien übernachten, in einem einsamen Schuppen oder gar im Stroh einer Feime. Bald sahen sie auch danach aus. Die Blicke der kontrollierenden Gendarmen wurden immer schärfer und ihre Anreden immer gröber. Einmal, als sich Peter hatte beim Betteln abfassen lassen, mußten sie sogar eine Nacht im Polizeigewahrsam zubringen.

Endlich nahte die Heimat. Grule schien auch diese Tatsache teilnahmlos hinzunehmen. Ruhig ließ er sich vom Freunde durch die Straßen führen.

Man traf die ganze Familie zu Haus. Es war gegen Abend. Frau Grule war im Wohnzimmer mit Plätten beschäftigt, die Kinder saßen über den Schularbeiten. Das Ganze machte einen einfachen, aber sauberen Eindruck und erschien Peter, der zuerst eintrat, um die Ankunft des Familienvaters anzumelden, als das Höchste an Gemütlichkeit, was er seit langem gesehen.

„Der Vater ist zurück!" so kam's vom Munde der

beglückten Frau, und „Der Vater ist zurück!" antworteten die Kinder in einem Atem.

Als er nun freilich über die Schwelle stolperte, mit wildem Haar, zum Skelett abgemagert, in schmutzstarrenden, abgerissenen Sachen, da verstummte der Jubel. Bestürzt blickte die Frau drein und ängstlich die Kinder.

Grule umarmte niemanden, ging vielmehr, einer alten Gewohnheit folgend, auf seinen Armstuhl zu und ließ sich dort nieder. Die Frau kannte ja ihren Alten als Sonderling, aber das war ihr doch zu viel; sie wandte sich an den Begleiter um Erklärung.

Peter berichtete in Kürze, wie es ihnen ergangen. Er sagte, daß Grule sehr müde sei von der Wanderung, sie möge ihn nur gut pflegen, das übrige werde sie dann schon selbst sehen. Damit schien er seine Aufgabe hier für erfüllt anzusehen und wollte nun eigentlich seiner Wege gehen.

Aber Frau Grule ließ ihn so nicht fort. Trotz ihrer begreiflichen Erregung wollte sie doch zeigen, daß sie Lebensart besitze. Sie bot Petern einen Stuhl an und räumte das Plättbrett weg. Gleichzeitig erzählte sie ihre Erlebnisse: Sie habe sich tüchtig plagen müssen ohne den Ernährer, aber durchgekommen sei man. Sie habe Arbeit erhalten für ein großes Hotel in der Nähe, das jetzt seine ganze Herrenwäsche bei ihr besorgen lasse. Versetzen habe sie nichts brauchen und gehungert hätten die Kinder auch nicht. Und als der Vater damals geschrieben, er habe Arbeit, da hätten sie ihm geantwortet unter postlagernd, er solle nur schleunigst nach Hause kommen. Der Brief sei aber wohl nicht in seine Hände gelangt.

Während sie noch sprach, fing er an, sich in seinem

Stuhl zu regen, dann erhob er sich und ging im Zimmer umher; er betrachtete die Möbel, die er zum größten Teile einstmals selbst angefertigt hatte, dann sagte er plötzlich zu seiner Frau: man müsse ausziehen von hier und das sofort!

„Ausziehen?“ meinte die Frau. „Weshalb denn? Die Wohnung ist doch gut und dabei nicht allzu teuer.“

„In solch einem elenden Loche werde ich nicht wohnen bleiben! Wir sind jetzt reiche Leute. Ja, ja, ich bin zum Millionär ernannt worden. Ja, ja, Frau! Die Genossenschaftskasse hat mich zum Millionär ernannt.“ — Dabei lachte er hastig mit rauher Stimme.

Seine Frau blickte ihn offenen Mundes an. Sie begann etwas zu ahnen, ängstlich fragte sie den Begleiter, was der Vater damit meinen könne. Peter legte zur Antwort nur den Finger auf die eigene Stirn.

Frau Grule begriff. Sie begann leise vor sich hin zu weinen.

Aber lange gab sie sich ihrem Schmerze nicht hin; mit zwei jungen Kindern und einem schwer erkrankten Manne durfte man das nicht.

Was sollte nun geschehen? Sie legte diese Frage Petern vor. Der überlegte einige Zeit, dann meinte er, man würde wohl gut daran tun, einen Arzt zu Rate zu ziehen. Das leuchtete der Frau ein. Der Fremde schien überhaupt ein vernünftiger Mann zu sein; sie fragte ihn, ob er nicht noch ein wenig bleiben könne. Aber Peter erklärte, er müsse fort. Die Frau erkundigte sich, ob er denn nicht wenigstens etwas zum Danke annehmen wolle für alles, was er an ihrem Manne getan.

Da lächelte Peter eigentümlich. Sein Blick hatte schon vorher mit stummer Bewunderung an einer Stelle der Wand geruht, wo an einem Nagel Tabakspfeife

und Beutel des Hausherrn hingen. Er sagte nichts, aber Frau Grule, die seinem Blick folgte, erkannte, woran er mit solcher Verliebtheit hing. „Die alte Pfeife! Macht Euch das Spaß?“ Und sie nahm Pfeife und Beutel vom Nagel und brachte sie ihm.

Peter grinste vergnügt. Ein Schütze und ein springender Hirsch waren zwar nicht auf dem Porzellankopfe, aber dafür das Bildnis eines jungen, schönen Mädchens mit pechschwarzem Haar und kirschrotem Munde. Das gefiel ihm. Sofort hing sie in seinem Mundwinkel. Sie paßte ausgezeichnet dorthin.

Und als habe er mit einem Male wieder die Sprache verloren, nun dieses natürliche Vorlegeschloß an seinen Lippen angebracht war, nickte er nur noch mit dem Kopfe zum Zeichen des Dankes, reichte allen die Hand, auch seinem Gefährten Grule, und ging mit freundlicher Miene.

Frau Grule fragte am nächsten Morgen den Kassenarzt, der den Meister von früher her gut kannte. Er konnte ihr nur bestätigen, was sie schon wußte.

Der Widerchrist.

(Matth. 5, 11.)

Karl Lucke war einer von jenen unglücklichen Knaben, die von Natur dazu bestimmt scheinen, den Sündenbock abzugeben für ihresgleichen. Der Fanatismus und die angeborene Grausamkeit der Jugend brauchten Opfer. Wie die Indianer um einen Kriegsgefangenen tanzen, so umzingeln die jugendlichen Quälgeister einen solchen Märtyrer und schleudern giftige Pfeile und verwundende Äxte gegen den nackten Leib des Verfemten.

Lucke war häßlich, und war von jener Häßlichkeit, die sich nicht auswächst. Sein Gesicht war eines von den vorzeitig fertigen, welche in ihrer Starrheit wie aus Holz geschnitzt erscheinen, ungesund, ohne Frische und Farbe, vergrämt, der Kopf groß, der übrige Körper schwach entwickelt. Der Knabe machte den Eindruck eines Buckligen, ohne doch eigentlich verwachsen zu sein.

Warum dieser Knabe, der doch eher das Mitleid verdiente, seinesgleichen so zur Wut reizte, ist schwer zu sagen. Seine Nähe wirkte auf die anderen wie die Witterung des Uhus auf Krähen und Raubvögel. Karl Lucke tat niemandem etwas zuleide. Eine gewisse Verschlossenheit und Heimlichkeit an ihm kam wohl nicht von angeborener Tücke her, war vielmehr nur die natürliche Folge der Behandlung, welche der Knabe durch

Jahre von seiten seiner Schulkameraden erfahren hatte. Daß ein derartig Mißhandelter sich allmählich eine Kruste anschafft, zum Schutz gegen raffinierte Quälerei, ist wohl nicht zu verwundern.

Auch bei den Lehrern war dieser Zögling nicht beliebt. Man hielt Karl Lucke allgemein für einen „schwierigen Charakter“. Zu den Dutzendnaturen gehörte der Junge nicht, das ist gewiß! In diesem großen Schädel wohnten mancherlei Gedanken, die man bei einem Sechzehnjährigen nicht vermutet hätte. Seine kleinen, tiefliegenden Augen verrieten davon nichts. Er war schweigsam und beobachtend und gerade darum den Lehrern nicht angenehm, weil seine Nähe ihnen das Gefühl gab, von einem frühreifen Beobachter kritisiert zu werden. Karl Lucke war zweifellos scharfsinnig; in seinen Antworten und Arbeiten kam ein Zug von selbstgerechter Überlegenheit zum Ausdruck, der nicht geeignet war, ihm Freunde zu machen.

Lucke lernte gut und saß, seiner Leistungen halber, ziemlich hoch in der Klasse. Er beteiligte sich niemals an den Streichen der anderen. Seine Führungszeugnisse waren immer die besten. Schon lange herrschte eine stumme Wut gegen ihn, ein schwelender Neid. Man mißgönnte ihm seine Vorzüglichkeit. Vor allem aber fürchtete man im stillen, daß er noch einmal Klassenerster werden könnte. Das „Scheusal Lucke“ Klassenerster! — Das wäre eine Schmach gewesen, die unerträglich schien.

Ereignete sich da in den letzten Wochen vor Ostern — die Versetzung war nicht mehr weit — etwas ganz Außerordentliches, eine „große Klassengeschichte“. Es war nach der Religionsstunde. Kandidat Molpitz, der als Hilfslehrer angestellt war und auf eine ordentliche

Lehrerstelle wartete, hatte über die Person Jesu Christi vorgetragen. Der Kandidat hatte auf der Universität die Kollegien mit Fleiß besucht und eifrig nachgeschrieben. Jetzt kam ihm das zu statten; unter Zugrundelegung des eigenen Kollegheftes konnte er den Knaben über Christologie, nach dem neuesten Stande der Dogmatik, vortragen. Am Schlusse der Stunde diktierte der Kandidat, wie gewöhnlich, und die Klasse schrieb nach. Der Kandidat war als streng bekannt, und wer in der nächsten Stunde etwa die zwei Naturen, zwei Stände und drei Ämter des Heilands nicht hätte am Schnürchen aufsagen können, wäre sicherlich bestraft worden. — Der Lehrer hatte kaum das Klassenzimmer verlassen, da sagte Karl Lucke zu seinem Nachbar, dem dicken Faber, der sich von ihm das Löschblatt geborgt hatte: „Glaubst du das alles wirklich?" auf das Nachgeschriebene weisend. Und da ihn Faber ob dieser Frage verwundert anblickte und „natürlich!" sagte, erwiderte Lucke spöttisch lächelnd: „Ich nicht! Ich glaube, daß Jesus Christus ein Mensch gewesen ist."

Der dicke Faber, harmlos von Natur, wie er war, hielt das für einen „gelungenen Ulk" und hatte nichts Eiligeres zu tun, als Luckes Äußerung während der Pause zu kolportieren. Bald lief es von Mund zu Mund, was Lucke behauptet hatte. Je nach Temperament und Verstand nahmen die einzelnen den Ausspruch sehr verschieden auf. Einige lachten, einer meinte, Lucke könne schon recht haben, er habe das auch schon mal wo gelesen. Der große Patzig benutzte die Gelegenheit, um Lucke ein paar Püffe in die Rippen zu versetzen, für die „Frechheit". Karl Lucke selbst schwieg; aus seinen kopfversteckten Augen blitzte überlegene Verachtung auf die feindliche Schar um ihn her.

Bei den meisten war dieser Vorfall schnell vergessen; ein paar Köpfe jedoch in der Klasse ließ er nicht zur Ruhe kommen. Otto Bartuch, der Sohn des Pastor Primarius, und Fritz Kampmeier, der Sohn eines Brauereibesitzers, tuschelten während der ganzen nächsten Stunde miteinander. Das durfte man sich entschieden nicht gefallen lassen. Was Lucke da gesagt hatte, war vielleicht eine Handhabe, um dem „ekligen Kerl" mal was am Zeuge zu flicken. Noch in der nämlichen Stunde ging ein Zettel von Hand zu Hand, von Otto Bartuchs Hand geschrieben, der die Erklärung enthielt, Lucke müsse für die Frechheit, so was zu behaupten, gestraft werden. Es folgte die Frage, was mit ihm zu geschehen habe.

Die Antworten lauteten verschieden. Einige waren für Lynchjustiz, andere schlugen den „großen Klassenverschiß" vor. Eine Anzahl Knaben, darunter die Versender der Liste, stimmten für Anzeige beim Lehrer. Andere meinten dagegen, man solle nicht „petzen".

In der Freiviertelstunde kam die Frage zur mündlichen Verhandlung, vor das Forum der Klasse. Man hatte sich zur geheimen Beratung in einen Winkel des Schulgartens zurückgezogen. Wie ein Bienenstock, der schwärmen will, klebten sie dort aneinander. Otto Bartuch führte das große Wort. Man war moralisch entrüstet. Längst war Lucke reif. Von allen Seiten hagelten die Verdächtigungen. Seine Herkunft, seine Familienverhältnisse wurden bekrittelt. Fritz Kampmeier erzählte, daß sein Alter gesagt habe, Luckes Vater sei ein „völlig gesinnungsloser Mensch". Andere wußten noch Schlimmeres zu berichten. Die ganze Familie war niederträchtig. Jemand wollte Luckes Schwester kennen, die sei triefäugig und habe eine Nase — so! . . .

Ein anderer Knabe, der als Sohn des Bürgermeisters immer die neuesten Nachrichten über alles hatte, wußte etwas ganz besonders Gravierendes vorzubringen: Neulich hatte im „Postillon“ ein Artikel gestanden, ein „Brandartikel“ — so meinte der Sohn des Bürgermeisters —, und man habe Grund, anzunehmen, daß Luckes Vaters der Verfasser sei. Er war überhaupt ein Roter! Kurz, von allen Seiten häufte sich das Belastungsmaterial gegen Karl Lucke.

Schließlich wurde Otto Bartuch in aller Form von der Versammlung beauftragt, Luckes Äußerung dem Kandidaten zu melden. Nach Schluß der letzten Vormittagsstunde begab er sich vor die Lehreraula und trat dem Kandidaten mit bedeutungsvoller, dem Zwecke seiner Mission entsprechender Miene entgegen. Ob er den Herrn Kandidaten Molpitz in einer Angelegenheit sprechen dürfe? Der Lehrer war gern bereit, dem Sohne des Pastor Primarius Gehör zu schenken und forderte den Schüler auf, mit ihm nach seiner Wohnung zu kommen. Als er erst begriffen, um was es sich handle, meinte der Kandidat mit hoch emporgezogenen Brauen, diese Sache sei allerdings von höchster Wichtigkeit. Er erkundigte sich eingehend nach allen Nebenumständen. Er sprach von der „symptomatischen Bedeutung“, die der Fall habe, das dürfe man auf keinen Fall durchlassen! Schließlich entließ er den Angeber unter Dank und Lob für sein Verhalten, daß er eine solche „bodenlose Verworfenheit“ zur Anzeige gebracht habe.

Kandidat Molpitz, der erst seit kurzem im Lehramte war, machte das Sprichwort wahr: Neue Besen kehren gut! Mit düsterer Miene und einer Stimme, in der Entrüstung zitterte, trug er dem Direktor der Anstalt den Fall vor.

Der Direktor war ein Mann, der wegen seiner kühlen Ruhe bekannt war; heute fiel er ganz aus der Rolle. Sichtlich erregt unterbrach er den jungen Lehrer. Kandidat Molpitz traute seinen Ohren kaum, als er das Wort: „Ketzerriecherei" aus dem Munde seines Vorgesetzten vernahm. Der Kandidat wies dem gegenüber auf die Verwerflichkeit der Gesinnung hin, welche Lucke an den Tag gelegt, er sprach von der Gefahr für die Gemüter der anderen Schüler, welche durch die Blasphemie des einen leicht vergiftet werden könnten. „Ach was!" rief der Direktor ärgerlich. „Bauschen Sie die Sache nicht unnötig auf, Herr Kandidat! Der Junge ist sich der Bedeutung seiner Worte schwerlich bewußt gewesen." — „Aber das Ärgernis, das gegeben wird, Herr Direktor!" — „Sie schaffen Ärgernis, Herr Kandidat! Ich warne Sie dringend. Bei mir wenigstens finden Sie keine Unterstützung, wenn Sie uns hier ein Autodafé anrichten wollen."

Pfeift der Wind aus der Ecke! dachte Kandidat Molpitz bei sich, als er von seinem Vorgesetzten derartig in Ungnade beschieden worden war. Er hätte es ja eigentlich ahnen können, daß der Direktor auch einer von jenen „lauen Geistern" sei. Konnte man denn von einem Naturwissenschaftler Besseres erwarten! — Aber der Kandidat ließ sich nicht verblüffen. Das Recht lag zu deutlich auf seiner Seite. Der Fall war wie geschaffen, den Direktor mit seiner liberalen Anschauung ins Unrecht zu setzen und die eigene gut orthodoxe Gesinnung darzutun. Der Kandidat beschloß daher bei sich, die Sache nicht ruhen zu lassen.

Zwei Tage darauf hatte er wieder Religionsunterricht zu erteilen. Die Klasse ahnte, daß etwas erfolgen würde. Einem heraufziehenden Gewitter gleich

schwebte es in der Luft. Man beobachtete Lucke mit schadenfroher Neugier. Der Knabe war ruhig und in sich gekehrt, wie gewöhnlich, als sei nichts vorgefallen. Aber diese Ruhe war jedenfalls erheuchelt.

Der Kandidat betrat das Katheder. Besonderer Ernst lag auf seinem jugendlichen Gesichte, das sich, bartlos und rund, nicht allzuviel von dem der Durchschnittsschüler unterschied. Zunächst überhörte er das Diktat der vorigen Stunde. Der Lehrer ging dabei der Reihe nach. Lucke war der einzige, den er ausließ. Dann begann er seinen Vortrag. Er wolle heute von den Widersachern der reinen Lehre sprechen, sagte er. Zu allen Zeiten habe es solche Verblendete gegeben, die sich vermessen hätten, das Wunder der Inkarnation anzuzweifeln. Er führte die Auflehnung des Ebionitismus an, beleuchtete die Irrtümer der Monarchianer, Hypostasianer und Modalisten, widerlegte den Nestorianismus und Monophysitismus. Aber der wahre Glaube habe doch schließlich alle Häresie besiegt, mit der allein giltigen ökumenischen Definition vom Wesen des Gottessohnes: wesensgleich mit Gott Vater, nicht ungezeugt wie der Vater und nicht geschaffen wie der Mensch, sondern in ewiger Weise vom Vater gezeugt. — Nachdem der Lehrer die historischen Grundzüge der Christologie festgelegt, sprang er über zur neueren Zeit. Gerade in unseren Tagen, so führte er aus, seien wiederum Frevler am Werke, welche das hehre Geheimnis der Gottmenschheit Christi in Zweifel ziehen wollten, ja die am liebsten den Gottessohn zum Menschen machen möchten. Das sei die Auflehnung des Reiches der Finsternis gegen das Licht, das sei der Antichrist, von dem Johannes sagte: ‚Das ist der Geist des Widerchrists, von welchem ihr habt ge-

höret, daß er kommen werde, und ist jetzt schon in der Welt!'

Der Kandidat fand eindringliche Worte und sprach schneidig und mit volltönendem Pathos. Die Klasse folgte ihm in atemloser Spannung. Niemand konnte mehr im Zweifel sein, auf wen alles das gemünzt sei. Lucke sah geisterbleich aus, er saß regungslos da, blickte unverwandt den Lehrer an, mit unheimlich leuchtenden Augen.

Der Kandidat hielt inne. Er sah nach der Uhr. Nur noch fünf Minuten! „Ich werde heute nicht diktieren. Ein paar Fragen noch! Wo ist denn das Glaubensbekenntnis für die gesamte Christenheit in ewig giltiger Form niedergelegt? Wer sagt mir das?" — Es kamen erst einige Antworten, die dem Lehrer nicht genügten, bis Otto Bartuch endlich mit der rechten Antwort kam: „Im apostolischen Glaubensbekenntnis." — „Jawohl, im apostolischen Symbolum, das erste der drei ökumenischen Bekenntnisse, welches im zweiten Artikel vom Glauben an Gott, den Sohn, handelt." Darauf wandte sich der Lehrer plötzlich an Lucke: „Sagen Sie mir den zweiten Artikel auf, Lucke!" Der Knabe erhob sich langsam und sah den Lehrer mit festem Blicke an, aber es kam kein Ton von seinen Lippen. „Haben Sie Ihr Glaubensbekenntnis schon vergessen seit der Konfirmation?" Keine Antwort! „Finden Sie den Anfang nicht, Lucke?" Keine Antwort! „Ich will Ihnen einhelfen lassen. Bartuch, sagen Sie mal den ersten Satz vor!" — „Ich glaube an Jesum Christum, seinen eingeborenen Sohn, unseren Herren, der empfangen ist vom heiligen Geiste, geboren" . . . . . „Halt! Nun wird er's schon können. Lucke, Sie sind doch sonst nicht so auf den Kopf ge-

fallen. Nachsprechen werden Sie wohl noch können!" Der Knabe blieb stumm. „Haben Sie das Sprechen verlernt?" Eine längere Pause trat ein. „Nun, das ist dann eben Auflehnung!"

In diesem Augenblicke klingelte es. Der Kandidat packte seine Bücher zusammen. „Ich will Ihnen noch eine Gnadenfrist geben, Lucke! Nehmen Sie Ihren Katechismus vor; lernen Sie den zweiten Artikel, und wenn Sie ihn können, dann kommen Sie zu mir. Ich werde bis um zwei Uhr zu Haus bleiben. Ich gebe Ihnen den Rat, trotzen Sie nicht!" — Damit ging der Lehrer.

Kandidat Molpitz war mit sich zufrieden. So mußte man's machen. Die Häresie war glänzend abgeführt. Er blieb in jedem Falle Sieger, mochte der Junge nun weiter trotzen oder klein beigeben. Im Keime mußte man die Saat des Unglaubens ersticken! Das mit dem „Antichrist" war nicht schlecht gewesen. Auf die Jungens hatte es sichtlich Eindruck gemacht. Er kam sich wie ein rechter Drachentöter vor, der junge Theologe.

Bis um zwei Uhr wollte er zu Haus warten, keine Minute länger. Hatte der Junge wirklich die Frechheit, nicht zu kommen, dann half es nichts, dann mußte er die Sache melden. Was der Direktor wohl für ein Gesicht machen würde dazu! Trotz seiner liberalen Gesinnung würde er doch einschreiten müssen gegen den Aufrührer. Der Kandidat fühlte sich tapfer selbst zum Kampfe mit dem Schulgewaltigen. Denn er war ja in seinem Rechte und, was noch mehr bedeutete, er wußte die Schulbehörde hinter sich.

Es war um ein Uhr. Der Junge hatte also noch eine Stunde Zeit. Der Kandidat nahm ein gutes Buch

zur Hand. Übrigens war er heute nicht recht bei der Lektüre. Die Sache hatte ihn innerlich doch sehr erregt; er befand sich in einiger Spannung. Würde der Junge kommen? Er glaubte es bestimmt. Höchstwahrscheinlich würde er ganz zerknirscht sein, der junge Sünder. Der Kandidat beschloß in seinem Herzen, Milde walten zu lassen. Er wollte dem Knaben recht ernst ins Gewissen reden, ihn durch großmütige Nachsicht gänzlich zu Boden drücken.

Um halb zwei Uhr klopfte es an seine Tür, nicht stark, schüchtern, wie es sich für den reuigen Sünder geziemt. Aha, das ist er! Der Kandidat rief ein kräftiges: „Herein!"

Wie erstaunte er, als nicht der erwartete Schüler, sondern ein älterer Mann auf der Schwelle erschien. Der Vater! Die Ähnlichkeit war nicht zu verkennen: Derselbe große Kopf auf gebrechlicher Gestalt, die nämlichen tiefliegenden Augen. Die Mundpartie allerdings war anders; Lucke senior trug einen ins Graue spielenden Vollbart.

Dem Kandidaten klopfte das Herz. In welcher Absicht kam der Alte zu ihm? Doch jedenfalls, um Rechenschaft zu fordern, dem Lehrer den Standpunkt klar zu machen oder dergleichen. Der junge Theologe war auf Böses gefaßt und wäre in diesem Augenblicke lieber wo anders gewesen, als in einem Zimmer allein mit diesem verdächtig aussehenden Menschen.

Der Alte verbeugte sich und nannte seinen Namen, der Kandidat murmelte den seinen. „Bitte, wollen Sie nicht gefälligst Platz nehmen, Herr Lucke!" — „Ich danke! Ich kann stehen." Er räusperte sich. „Ich komme, um meinen Sohn bei Ihnen zu entschuldigen, Herr Kandidat! Sie haben ihn hierher bestellt, damit

er Ihnen ein aufgegebenes Pensum hersagen soll." ...
„Den zweiten Artikel!" fuhr der Kandidat dazwischen.

„Ganz recht! Es handelt sich um den zweiten Artikel des christlichen Glaubensbekenntnisses." —

„Ihr Sohn hat sich geweigert, ihn aufzusagen."

„Das hätte er nicht tun sollen; es war unrecht von ihm. Auch die Bemerkung, die er neulich seinem Klassennachbar gegenüber hat fallen lassen, und die wohl der Grund gewesen ist, weshalb Sie ihm heute das Glaubensbekenntnis abfragten, diese Bemerkung war, ich erkläre das ausdrücklich, nicht am Platze, war sogar unziemlich."

Dem Kandidaten war der Mut wesentlich gewachsen, da er merkte, daß der andere keineswegs schroff auftrat. „Ich weiß denn doch nicht, Herr Lucke," sagte er, „Ihre Auffassung des Geschehenen scheint mir allzu milde."

„Meine Auffassung mag milde sein. Ich hoffe sogar, sie ist milde. Denn danach strebe ich in der Tat, milde zu sein, Herr Kandidat, als Christ!" — Der alte Mann lächelte bei diesem Worte. Sein Lächeln reizte den jungen Theologen, wie überhaupt die ganze eigenartig sanfte, verinnerlichte Ruhe dieses Mannes, der gar nicht so war, wie er ihn sich gedacht hatte.

„Ja, erlauben Sie mal, Herr Lucke!" rief er ziemlich gereizt, „erlauben Sie mal! Milde ist ja was sehr Schönes und Toleranz, am rechten Flecke — nur am rechten Flecke! Ihr Sohn hat sich schwer vergangen, er hat Ärgernis gegeben, er hat eine Gotteslästerung ausgesprochen" .....

Hier unterbrach ihn der andere, der nun auch lebhafter wurde. „Ärgernis ja! Ärgernis hat mein Sohn

insofern gegeben, als er eine Ansicht aussprach, die einen anderen leicht in seinem religiösen Empfinden verletzen konnte. Und das soll man nicht, das ist intolerant. Ich habe ihn darum ernst gerügt. Aber das andere, was Sie ihm vorwerfen: Gotteslästerung! — Gott gelästert hat er nicht, wenn er Jesus von Nazareth einen Menschen genannt hat." —

„Nun, das muß ich denn doch sagen! — In so frühem Alter an den Grundfesten des Glaubens rütteln, — ich habe keine Bezeichnung für so etwas!"

„Der Knabe hat nur ausgesprochen, was seine Überzeugung ist."

„Seine Überzeugung?" . . . . .

„Darf ein Sechzehnjähriger nicht auch eine Überzeugung haben?"

Hier lachte der Kandidat.

„Pardon! — Aber, Herr Lucke, das ist doch keine Überzeugung — das ist Unglaube."

Der alte Mann lächelte, beinahe melancholisch. Eine kurze Pause trat ein. Dann fragte der Alte und blickte dem Jüngeren dabei fest in die Augen: „Können Sie sich nicht in die Seelenverfassung eines Menschen denken, Herr Kandidat, dem der Gedanke, daß Jesus Christus Mensch, unser Mitmensch, ‚der Menschensohn' gewesen — und nichts gewesen ist, als dies —, daß dieser Gedanke, dieses Bewußtsein unsereinem das Herrlichste und Größte bedeutet auf der Welt? — Denn sehen Sie, darin liegt eine Hoffnung, eine Verheißung, die uns Kraft gibt, diesem Vorbilde nachzustreben. — Das Bewußtsein, daß er kein Gott, nein, ein Mensch gewesen ist wie wir, das allein gibt uns den Mut, zu leben und zu dulden. Können Sie sich dahinein nicht versetzen?"

Der Kandidat antwortete ehrlich erschrocken mit: „Nein!"

„Nun, sehen Sie, das ist meine Überzeugung! Dieses Bewußtsein bedeutet mir das, was Ihnen der Glaube an den Gottessohn bedeuten mag."

„Dann allerdings!" rief der Kandidat mit empörter Miene, „dann kann man sich ja nicht wundern, wenn der Unglaube seine Früchte trägt. Der Apfel fällt eben nicht weit vom Stamme!"

Diese Bemerkung schien den Alten empfindlich zu treffen. Seine Augen leuchteten auf. „Ich habe dem Knaben meine Ansicht nicht aufgenötigt, Herr Kandidat!" rief er mit leicht bebender Stimme. „In diesen Fehler der Orthodoxie bin ich nicht verfallen. Die Eigenanschauung ist mir etwas so Heiliges, beim Kinde zumal, daß ich sie um keinen Preis durch ein Dogma binden möchte. Um meines Gewissens willen möchte ich das nicht tun. — Der Knabe ist von selbst dazu gekommen. Er ist religiös von Natur."

„Religiös, sagen Sie?"

„Jawohl, religiös. Und weil er das ist, begnügte er sich nicht mit dem, was ihm die Schule bot — konnte er sich damit nicht begnügen. Sehr früh hat er sich seine eigenen Gedanken gemacht, weil er eine ernste Natur ist, die nicht an der Oberfläche haften bleibt, die alle Gedankenlosigkeit instinktiv haßt. Darum hat er früh begonnen zu grübeln. Die Zweifel haben seiner jungen Seele keine Ruhe gelassen, und so ist er endlich zu mir gekommen und hat mich gebeten, unter Tränen gebeten, ihm zu sagen, wie ich zum Glauben stünde. Ich wollte nicht gegen Ehre und Gewissen handeln und habe ihm gesagt, was meine Überzeugung ist. ‚Welcher ist unter euch Menschen, so ihn sein Sohn bittet um

Brot, der ihm einen Stein biete?' — Ich kann Ihnen versichern, Herr Kandidat, erst seit ich dem eigenen Kinde gegenüber den Mut der Offenheit gefunden habe in dieser größten aller Fragen, bin ich frei und fühle mich als ehrlicher Mann."

Dem jungen Theologen war längst schwül zumute geworden. So etwas durfte er wohl eigentlich gar nicht mit anhören? Er war doch staatlich angestellter Lehrer!

„Herr Lucke, ich muß Ihnen bemerken," sagte er und fuhr sich nervös durch die Haare, „daß Sie eines ganz übersehen: die Lehrautorität! Was soll denn aus dem Ansehen der kirchlichen Lehre werden, wenn schon die Kinder anfangen" . . . .

„Haben Sie keine Sorge, Herr Kandidat!" meinte der alte Mann, „mein Sohn wird die Lehrautorität nicht gefährden, wenigstens in Ihrer Anstalt nicht. Ich bin hier, um Ihnen zu sagen, Sie möchten nicht umsonst hier auf ihn warten. Zugleich wollte ich Ihnen auch erklären, daß mein Karl Ihren Unterricht weiterhin nicht besuchen wird."

„Sie wollen Ihren Sohn wegnehmen?"

„Er selbst will fort! Alles, was ihm früher Arges zugefügt worden ist von seiten der Mitschüler, hat er erduldet, aber das hier hat ihn zu tief getroffen — in seinem Heiligsten —, das zu ertragen geht über seine Kräfte. Ich habe kein Recht, ihn zum Bleiben zu zwingen. Er ist zu schwer gekränkt worden. Und darum mag er gehen. Aber ich fürchte, ohne Schaden für sein Gemüt ist dieses Erlebnis nicht geblieben." —

Der alte Mann senkte das Haupt und seufzte. Tränen standen auf einmal in seinen Augen. Nun war es dem Kandidaten doch beinahe leid; so weit hatte

er es nicht treiben wollen. Er fragte, ob sich denn nichts machen lasse. Der Knabe solle nur zurücknehmen, was er gesagt habe. Das sei doch so einfach! Er werde ganz besondere Sorgfalt auf Karl verwenden in Zukunft. Vielleicht lasse er sich doch noch zum rechten Glauben zurückbringen.

Der alte Mann sah den Kandidaten mit weit geöffneten Augen an. Wirklich, jener schien ganz im Ernste gesprochen zu haben! Ein Lächeln erhellte die bekümmerten Mienen des Alten.

„Ja, wenn der Glaube ein Gewand ist, das man ausziehen und anlegen kann nach Belieben, da möchte das schon angehen. Für uns ....“ Hier unterbrach er sich selbst durch eine abwehrende Bewegung. — „Ach, das ist ja ganz umsonst alles! Ich fürchte, Herr Kandidat, darüber werden wir zwei uns niemals verständigen können. Und darum will ich lieber gehen.“

Kandidat Molpitz blieb in eigentümlicher Seelenverfassung zurück. Merkwürdig, höchst merkwürdig war das alles! Gottlos sein und sich dabei noch etwas einbilden auf seine Gottlosigkeit! — Nächstens würden diese Atheisten noch den Anspruch erheben, fromm genannt zu werden. Und dabei schien es dieser Mann ganz ernst zu nehmen; ja, der Kandidat konnte sich des Gedankens nicht erwehren, daß der alte Lucke im Grunde gar kein böser und verworfener Mensch sei. Was das für Widersprüche waren! —

Der junge Theologe wollte darüber nicht tiefer nachdenken. Grübeln war nicht gut. Man konnte da leicht auf die sonderbarsten Gedankengänge kommen. Was dabei herauskam — beim Nachdenken nämlich —, das sah man wieder mal an diesen Luckes.

Eigentlich konnte er ja ganz zufrieden sein mit dem Ausgang, den die Angelegenheit genommen hatte. Das räudige Schaf war ausgemerzt aus der Herde. Die gute Sache hatte einen entschiedenen Triumph gefeiert durch ihn. Aber in seinem menschlichen Gewissen, das vom theologischen Eiferer noch nicht ganz mit Beschlag belegt war, regte sich doch ein geheimer Vorwurf.

Er mußte immer und immer wieder an den Blick des alten Mannes denken. Wenn nun doch etwas Wahres .... Mit Hast schnitt er solche Gedanken ab. Ein Lehrer, der auf Anstellung wartete, durfte sich auf dergleichen nicht einlassen.

Aber es ist das unvergängliche Wesen der Wahrheit, daß sie nicht tot ist, sondern lebendig, daß sie wie ein fließendes Gewässer anschwillt und die Dämme übersteigt, die ihr entgegengesetzt werden. Während sie die willige Seele fortreißt mit ihrer Flamme, brennt sie in der widerwilligen, heimlich zehrend, wie glühende Kohle.

Auch der junge Kandidat sollte diese Rache des lebendigen Feuers gegen den, welcher es zu unterdrücken sich vermißt, noch am eigenen Gewissen erfahren.

Rhanit, die Richterin.

Rhanit war aus adeligem Stamm entsprossen. Von ihrem Geschlechte waren seit Vätergedenken die Jungfrauen zum heiligen Richteramte berufen worden. Denn in dem Lande, wo Rhanit zu Hause war, gab es Richterinnen.

Sie hatten über Liebesvergehen zu richten. Jedoch wurden ihnen nur solche Verbrechen überwiesen, welche von Männern an Frauen begangen worden waren. Über ihr eigenes Geschlecht sollten sie nicht zu Gerichte sitzen.

Die Richterinnen waren unabsetzbar. Sie hatten sich vor niemand zu verantworten, als vor dem eigenen Gewissen. Sie bildeten kein Kollegium; jede stand für sich, führte die Untersuchung, fällte das Urteil und vollzog in eigener Person die Strafe an dem Verbrecher. In ihren Urteilssprüchen waren sie an keinen Kodex gebunden; einzig dem Maßstabe der eigenen gerechten Seele hatten sie zu folgen. Weibliches Feingefühl ward in diesem Lande über die von Männern künstlich erklügelten Paragraphen der Gesetzbücher gestellt.

Nur in einem waren die Richterinnen gebunden; jungfräulich mußten sie bleiben bis zum Ende. Die Liebe, die sie richteten, durften sie selbst nicht genießen; der Umarmung des Mannes sollten sie sich enthalten,

sie, denen Leib und Leben vieler Männer in die Hände gegeben war.

Rhanit zählte zwanzig Jahre. Das war das Alter, in welchem, nach harter Vorbereitung und strenger Prüfung, die Richterinnen ihr Amt antreten durften. Sie trug die kühnen Gesichtszüge ihres Stammes, dessen Jünglingen allein der Liebesgenuß gestattet war, während die Jungfrauen in selbstgewählter Entsagung des geheiligten Standes herb und einsam durchs Leben schritten.

Rhanit war strenger und härter, als man vor ihr je eine Richterin gekannt hatte. Gefürchtet wurde ihr Blick, mit dem sie die Seele des Verbrechers bis in die verborgensten Falten durchschaute. Denn sie urteilte nicht nach dem äußeren Hergange; nicht die Tat, die Gesinnung des Täters verdammte sie. Indizien, Tatbestand, Zeugenaussagen, Verhöre, all die Notbehelfe, mit denen sonst wohl Richter den Schuldbeweis umständlich zu konstruieren pflegen, hatte sie nicht nötig. Wo der Mann beobachtet und schließt, weiß die Frau. Rhanit blickte dem Schuldigen ins Angesicht und wußte. — Lüsternheit, Gier, Wollust, alle gemeinen und niedrigen Triebe der Mannesseele lagen vor der reinen Jungfrau aufgedeckt wie ein Buch, in welchem sie las.

Die Unlauterkeit verkroch sich winselnd vor dieser Gestalt, wenn sie auftrat im blütenweißen Gewande der Richterin, mit eherner Stirn, in der keuschen Schönheit ihrer Marmorzüge. Eis schien dieser Busen, vernichtende Keile die kargen Worte, ein blitzendes Richtschwert der Blick des Auges.

Mit Beben und Zittern traten die Männer vor die Schreckliche. Der Schuldige war gerichtet in seinem

Bewußtsein, noch ehe sie das Urteil gefällt, durch den bloßen Anblick des unberührten Weibes. Kein Erbarmen, nicht einmal Mitleid gab es in ihrem Gemüte für den Sünder. Mehr als ein schuldiges Haupt hatte ihr sehniger Arm vom Rumpfe getrennt.

Da wurde eines Tages ein Gefangener vor sie gebracht, der hieß Balthasar.

Gleich ihr stammte er aus edlem Geschlecht, gleich ihr war er schön, gleich ihr war er jung.

Balthasar war des schwersten Verbrechens angeklagt, das es in jenem Lande gab: ein Mädchen betrogen zu haben. Rhanit sollte über seine Tat befinden. Erkannte sie ihn für schuldig, dann war ihm der Tod von ihrer Hand gewiß.

Balthasar war der erste Mann, der erhobenen Hauptes vor die Richterin trat. Er blickte ihr frei in die durchbohrenden Augen, denn sein Gewissen war frei. Rhanit las in seiner Seele und erkannte, daß er unschuldig sei. Sie reinigte ihn von dem Verdachte, der fälschlich auf ihn geworfen war.

Aber die Richterin selbst war von Stund an nicht mehr frei. Rhanit fühlte, daß ein Fremder, und doch Ebenbürtiger, vor sie getreten war, einer, der ihr mehr bedeutete als ein bloßer Angeklagter, einer, der selbst fordern durfte.

Diesem Manne gegenüber, der ihr furchtlos ins Angesicht geblickt, hatte sie etwas Neues empfunden, etwas, das sie hassen wollte und das doch zu süß war, um sich hassen zu lassen.

Zum ersten Male in ihrem Leben war Rhanit sich bewußt geworden, daß sie Weib sei.

Er hatte sie das gelehrt, und es kam ihr vor, als müsse sie ihm dafür dankbar sein. Damit wußte sie

auch, daß sie nie wieder über einen entblößten Männernacken das Richtschwert schwingen dürfe. Sie war nicht mehr Jungfrau, nicht in dem Sinne war sie es, wie das heilige Amt der Richterin es verlangte. Ihre Augen hatten erkannt. — Sie legte freiwillig das Richteramt nieder.

Balthasar und Rhanit wurden ein Paar. Freilich fand sich kein Priester, der sie zusammengegeben hätte. Denn es schien Frevel gegen althergebrachte, geheiligte Ordnung, daß ein Weib, welches einmal das Gelübde der Keuschheit abgelegt, die Gefährtin eines Mannes würde. Die beiden aber, die sich selbst Gesetz waren, wagten es, der Keuschheit einen anderen Sinn zu geben, Fesseln zu brechen, die durch Erkenntnis sinnlos geworden waren.

Die herbe Entsagungskraft, mit der Rhanit, die Jungfrau, ihren Busen umpanzert hatte, schmolz dahin in Balthasars Umarmung, wie im Frühling das Eis vor den Blicken der Sonne schmilzt. Schön blieb sie noch immer, aber es war eine andere Schönheit als jene herbe, kalte der Richterin. Schwellendes Sehnen sprach aus den anschmiegenden Bewegungen, den weichen Linien des Leibes. In Antlitz, Blick, Gebärden leuchtete jene bräutliche Güte des Weibes, das alles zu gewähren bereit ist, jene gesättigte Glückssinnigkeit der Mutter, die empfangen hat.

Rhanit gebar einen Knaben. Weitere Kinder folgten nicht; ihr Schoß schien fortan verschlossen.

Das Kind wuchs heran. An Schönheit, Kraft und Adel wollte es ein Ebenbild der Eltern werden.

Eines Tages wurde der Knabe beim Blumenpflücken von einer Natter gebissen. Er erlag dem Gifte.

Rhanit trauerte, wie eine Mutter trauert. Ihr

Haar erbleichte, ihre Schönheit schwand dahin. Mit diesem Kinde war ihre Jugend von ihr gegangen. Rhanit wußte, daß sie einem anderen nicht mehr Leben geben könne. Sie welkte, wie die Pflanze, nachdem sie ihre Frucht getragen hat.

Balthasar blieb ihr treu, in Worten wie in Gedanken. Er verriet den Geist der ersten Liebe nicht, auch da er ihre Schönheit dahinwelken sah. Als liebeertötender Kummer sie ihm unnahbar machte, achtete er die Majestät des Schmerzes. In Entsagung beugte er sich vor ihrem Willen, liebte fortan in frommem Gedenken das Glück, welches sie ihm ehemals gewährt.

Rhanit aber wollte nicht allein sein. Jugend brauchte sie um sich, sie zu erwärmen. Sie hatte eine nachgeborene Schwester. Als Waydi Waise wurde, nahm Rhanit sie zu sich.

Waydi war fünfzehnjährig. Eine Krone von goldenem Haar, die fast zu schwer schien für das zarte Hälschen, schmückte das lieblichste Haupt. Einer Knospe glich sie, die, rosig und still, darauf wartet, daß der Sommer komme, sie zu entfalten. Nichts von dem Stahle der Schwester war in dieser unschuldig zutraulichen Taube. Nur in ihren Augen schlummerte etwas Unentdecktes, Zukunftlauschendes, Vieldeutiges: das stumme Bekenntnis, daß sie Weib sei.

Die Jungfrau lebte fortan bei den beiden. Rhanit fand in ihr eine Ahnung des Jugendglücks, das sie, die Richterin, selbst niemals gehabt hatte.

Waydi schlief bei der Schwester. Rhanit fühlte des Nachts ihren leichten Atem an der Wange und das gleichmäßige Schwellen des jungen Busens an dem ihren.

Allein Balthasar schien nicht glücklich. Er zeigte

sich hastig in seinem Tun, unsicher in seinen Reden. Oft erschien er unnatürlich heiter, dann wieder tief in Gedanken versenkt. Irgendein Kummer fraß an seiner Seele, ein Gefühl, ein Bewußtsein, eine Sehnsucht ließ ihn keine Ruhe finden.

Nun Rhanit zufrieden war, schien er sich zu verzehren in Schwermut und Gram.

Rhanits durchdringender Blick erkannte gar bald, was es sei, das Balthasar so verwandelt hatte. Sie erschrak nicht bei der Erkenntnis, aber ward unendlich traurig.

Also auch er!

Und sie konnte ihm nicht einmal einen Vorwurf machen. War es denn nicht das Natürliche so? Sie war alt geworden, und er stand in der Blüte männlicher Kraft. Hatte sie nicht die Schwester zu sich genommen, damit sie ihr das Blut wärmen sollte, weil sie sich vor dem Erkalten fürchtete? Und er! — Sollte er in der Fülle der Kraft entsagen? —

Sie empfand inniges Mitleid mit ihm. „Geh auf Reisen, mein Freund!“ sagte sie zu Balthasar. „Suche dir Zerstreuung! Genieße!“

Aber er schüttelte das Haupt und blieb.

Eines Tages machte Rhanit eine außerordentliche Entdeckung. Sie hatte Waydi gebeten, daß sie Balthasar zureden möge, auf Reisen zu gehen. Da war das Mädchen in verzweifeltes Weinen ausgebrochen. Nun fiel es Rhanit wie Schuppen von den Augen. Sie, deren Blick die Herzen der Männer kündete, hatte nicht in derer Seele lesen können, welche doch von ihrem Geschlechte war.

Da ging Rhanit tief in sich, stellte sich ganz vor sich selbst — denn nur so konnte sie das finden, was sie suchte: das Gerechte.

Und da sah sie den Weg, den sie gehen mußte, deutlich vor sich. Es war der Schmerzensweg der Einsamkeit. Glücklich konnte sie doch nie wieder werden; dann sollten es wenigstens diese beiden sein! —

So beschloß sie denn, die beiden zu prüfen, den Mann und das Weib, ob sie auch des Glückes würdig seien, das sie ihnen zugedacht.

Zunächst ging sie zur Schwester und fragte: „Waydi, liebst du ihn?"

Das Mädchen sah sie mit großen Augen an, die sich langsam füllten.

„Ja!"

„Weißt du denn nicht, daß er mir gehört?" fragte Rhanit.

Vor dem drohenden Ernste der Schwester senkte Waydi die Lider, hatte keine Antwort weiter als Tränen.

Rhanit meinte im stillen, daß die Schwester die Prüfung gut bestanden habe. Sie kannte die Liebe und wußte, daß sie am wahrsten ist, wenn sie schweigt. Wozu brauchte Liebe auch der Verteidigung? Sie trägt ihre Gesetze in sich selbst! So hatte die Richterin einst selbst gehandelt, als sie, einer Welt von Vorurteil zum Trotze, Balthasar zu ihrem Geliebten machte.

‚Werde ich ihn ebenso wahr erfinden wie das Mädchen?' fragte sich Rhanit, als sie nunmehr zu Balthasar ging.

„Balthasar, liebst du?" fragte sie ihn.

Er erbleichte, denn er erkannte in ihren Augen den spähenden Blick der Richterin. Doch faßte er sich schnell und erwiderte:

„Jawohl, ich liebe dich, Rhanit. Das solltest du doch wissen!"

„Keine andere liebst du?"

„Keine andere als dich!"

„Und Waydi?"

„Waydi — o gewiß! Sie ist ja deine Schwester!"

„Ob du sie liebst? verstehst du wohl — liebst, wie der Mann das Weib liebt? Darauf will ich Antwort haben!" sagte Rhanit mit zornfunkelnden Augen.

„Sie ist ein so gutes, liebes Geschöpfchen; man kann nicht anders, als ihr gut sein."

„Balthasar?" rief da Rhanit, bleich wie Marmor. Sie hob den Arm, als halte sie das Richtschwert in der Hand, wie ehemals.

„Antworte mir die Wahrheit! Du entscheidest dein Geschick durch deine Antwort."

Balthasar blickte voll Schrecken in ihre Züge. Das war sie wieder: die Richterin! —

Aber diesmal durfte er nicht erhobenen Hauptes, mit freiem Blicke vor ihr stehen, denn er fühlte sich schuldig. Ihr selbst, der Richterin, hatte er die Treue gebrochen, in Gedanken und Wünschen sich befleckt mit einer anderen. Den Blick zu Boden senkend, sagte er: „So wie du denkst, liebe ich Waydi nicht!"

Rhanit ließ den Arm sinken, wandte ihm den Rücken. Nun hatte er sich sein Urteil selbst gesprochen! —

Als Waydi des Nachts an dem Busen der Schwester eingeschlummert war, wie immer, erhob sich Rhanit vom Lager. Sie zündete Räucherwerk an, mit dem sie die Schwester betäubte. Als die Jungfrau in festen Schlaf gefallen war, entkleidete Rhanit sie, daß Waydi dalag in hüllenloser Pracht. Mit Vorsicht band sie ihr das Haar empor, damit Genick und Hals frei würden. Nun beugte sich Rhanit über die Schlummernde, weinte über ihr, küßte ihr die geschlossenen Augen, den sanft atmenden Mund, den schwellenden Busen und

den weißen Leib. Die rührende Schönheit dieses Anblicks wollte ihr das Herz brechen.

Sie sprach zu der schlafenden Waydi: „Liebe Schwester! Du wirst es nicht fühlen, und es wird dich vor namenlosem Schmerze bewahren. Die schmachvolle Demütigung des liebenden Weibes, die einer jeden von uns widerfährt, soll dir erspart bleiben! — Denn sie sind alle Betrüger, wenn nicht in Taten, dann in Gedanken. Und feige sind sie, o so feige! — Der, welchen du, Ärmste, liebst, hat dich schon betrogen. Er schämt sich der Liebe. Sein Mund hat dich verleugnet, noch ehe er dich geküßt. Aber du wirst nicht sein Opfer sein. Dieser Leib soll nicht entweiht werden, auch nicht durch den Blick des Mannes. Rein sollst du hinfahren, in ungetrübter Schönheit; sollst ein Opfer sein und eine Rache für mich und dich und alle Frauen. Denn er hat das große Verbrechen begangen gegen den Geist der Liebe. Eine Richterin sei für unsere Schmach, über ihre Feigheit!"

Und nun nahm sie ihr scharfes Richtschwert zur Hand, das lange Jahre geruht hatte, und waltete ihres Amtes.

Dann nahm sie den blutüberströmten Körper, wusch ihn, balsamierte ihn mit kundiger Hand und legte ihn in einen metallenen Sarg, wie sie es von ihrem Berufe her wußte.

Als dieses traurige Geschäft beendet war, richtete sie eine Bahre auf, die verkleidete sie mit weißen Linnen, Seide und Spitzen. Sie häufte Blumen, Kränze und Blütenzweige darüber. In dieses duftige Grab bettete sie das Haupt der Schwester mit dem aufgelösten Goldhaar, daß es aussah, als schlummere Waydi unter Blumen. Dann streute sie Weihrauch

und sprengte sinnberückende Wohlgerüche um das Lager. Eine Ampel von dunkelrotem Lichte zündete sie über dem bräutlichen Lager an.

Sie selbst kleidete sich in Schwarz, und so trat sie vor Balthasar hin.

„Balthasar!“ sagte Rhanit, „ich bin alt und müde. Das Leben macht uns schneller welken als euch. Ich bin eine Matrone, du ein rüstiger Mann. Ich weiß es, du bist meiner satt. — Schweig! Lüge nicht unnütz! Ich sehe alles ganz klar und zürne dir auch nicht darum. Das ist der natürliche Lauf der Dinge, wie es scheint. Laß uns auseinandergehen, wie vernünftige Leute!“

Da warf er sich vor ihr auf die Knie und schwor, daß er sie liebe wie am ersten Tage, daß er nie ein anderes Weib neben ihr geliebt habe oder je lieben werde. Tränen standen ihm in den Augen, und seine Stimme zitterte vor Rührung.

Rhanit sah die Tränen, fühlte die Glut seiner Küsse auf ihren Händen und durchschaute, daß alles falsch war.

Falsch, ohne daß er es selbst wußte. Er glaubte wohl, daß er sie noch liebe. Und seine Wehmut war doch nichts als Rührung über die eigene Großmütigkeit. Er fühlte sich gut und groß, daß er ihr, der Gealterten, noch etwas Liebe bewahrt hatte.

All das sah Rhanit, denn sie verstand den männlichen Egoismus.

Und nur noch bitterer ward ihre Verachtung und nur noch härter ihre Zufriedenheit über die Strafe, welche des Ahnungslosen harrte.

„Steh auf, Balthasar!“ sagte sie. „Ich habe ein großes Glück für dich in Bereitschaft. Waydi liebt

dich. Sie ist jung und schön. Glücklich der Mann, dem sie sich ergibt. Ich schenke sie dir! Da drinnen wirst du sie finden. Das Brautbett ist für euch gerüstet. Sie schläft. Wecke sie mit dem Kusse des Bräutigams!" —

Balthasar war auf die Füße gesprungen. Ihre Worte hatten ihm Feuer in die Adern gegossen. Seine Augen sprühten Flammen, sein Atem flog. Jetzt war sein Gebaren echt. Sie hatte es wohl verstanden, die männliche Begierde zu voller Glut zu entfachen.

„Rhanit!" stammelte er. „Rhanit! liebste Rhanit!"...

„Nun tue nur noch das eine für mich, Balthasar!" sagte Rhanit mit verschleierter Stimme. „Wenn du mich je geliebt hast, gestehe ein, daß du jetzt meiner überdrüssig bist. Sei ehrlich! In diesem einen sei ehrlich! Zum Abschied tue mir das!"

Er wurde weich, als er sie so reden hörte.

„Nein, Rhanit, bei allem, was mir heilig ist! Ich liebe dich noch! Immer noch liebe ich dich! Willst du nicht bei uns bleiben, bei mir und Waydi? Wir werden dich behalten. Siehe, wir könnten so glücklich sein, zusammen!"

„O, wie du roh bist!" sagte sie nur. Dann stieß sie mit der Hand die Tür zum Nebengemache auf. Da sah man die Braut liegen, goldhaarumflossen, auf einem Lager von Blumen. Sie schlummerte, bleich und keusch.

Balthasar stand verzückt.

„Ich gehe jetzt von dir, Balthasar!" sagte Rhanit und blickte ihn mit tiefem Ernste an. „Hast du mir noch etwas zu sagen, so tue es; denn wir sehen uns nicht wieder."

„O bleibe, Rhanit, bleibe! Ohne dich wird unser Leben traurig sein!"

„Mußt du denn bis zum Schlusse lügen!" sagte sie seufzend. Dann schritt sie zur Tür und verschwand in der Nacht.

Die Unschuld.

Therese Mahlmann war ein schmächtiges Mädchen von sechzehn Jahren, mit bleichem Teint und rotem Haar. In ihren Zügen stand wenig zu lesen. Sie pflegte den Blick in Gegenwart Fremder gesenkt zu halten; so wußten die wenigsten, daß sie unter den weißen Lidern mit den langen, rötlichen Wimpern ausdrucksvolle, dunkelblaue Augen verbarg.

Therese war nicht eine von den Mädchenerscheinungen, nach denen auf der Straße die Männer die Hälse zu recken pflegen. Sie ging mit kurzen, eiligen Schritten, nicht rechts und nicht links blickend, als habe sie Eile, sich vor den Blicken der Neugierigen unter ein schützendes Dach zu flüchten.

In den letzten Jahren war das Mädchen schnell gewachsen. Sie hielt den langen Oberkörper mit der flachen Brust und den schmalen Schultern nach vornüber gebeugt.

So besaß sie nichts, das die Sinnlichkeit hätte reizen können. Nur ihre Haut war rein und von schimmernder Zartheit und ihr rotes Haar stark und glänzend, eine auffällige Spielart.

Das Mädchen war einem Birkenstämmchen im Frühjahre nicht unähnlich: schlank, durchsichtig, leicht erzitternd, von kargen Reizen. —

Therese hatte ihr bisheriges Leben unter dem Schutze zweier alter Fräuleins, Schwestern ihres verstorbenen Vaters, zugebracht. Als kleines Mädchen war sie gewöhnt gewesen, sich als Kind ihrer beiden Tanten zu betrachten, und als nun für sie die Zeit kam, wo sich Kinder durch Fragen über das Wunder ihrer Existenz aufzuklären versuchen, da hatte man ihr mancherlei erzählt, das wie Märchen klang, von einem Manne, der auf dem Meere umgekommen sei und der ihr Vater gewesen. Es wurden ihr auch Bilder von ihm gezeigt. Aber Therese glaubte lange Jahre hindurch gar nicht an die ganze Sache. Diese Bilder waren ja viel zu verschieden voneinander, das konnte unmöglich ein und dieselbe Person sein; auf dem einen Bilde sah er wie ein Knabe aus, auf dem anderen trug er einen großen Bart. — Und nun gar erst was man ihr von der Mutter erzählte, das klang noch viel sonderbarer. Wie die Tanten sagten, war die Mutter nicht tot, aber: krank, sehr krank, nur allein der liebe Gott konnte ihr helfen. — Auch daran glaubte die Kleine nicht. Sie hatte mit dem natürlichen Scharfsinn des frühgeweckten Kindes bald herausgefunden, daß die Tanten dieses Thema nicht liebten. Ihre kindliche Logik sagte ihr, die Mutter würde doch einmal kommen oder wenigstens schreiben, wenn sie noch am Leben wäre. Aber wenn das Mädchen Fragen an die Tanten richtete, dann sahen sich die alten Damen bedeutungsvoll an und brachten das Gespräch auf ein anderes Thema.

Die kleine Therese sammelte all diese Eindrücke und speicherte sie in ihrem Gedächtnisse auf, um im stillen darüber nachzudenken. Sie machte es hier ganz ähnlich wie mit den bunten Steinchen und Muscheln, die sie in einem Winkel des Gartens zusammengetragen

hatte, ohne Vorwissen der Tanten, um ganz im geheimen mit den niedlichen Dingern zu spielen.

Trotz ihrer Jugend führte sie ein Leben für sich in ihren Phantasien; niemandem gewährte sie Einblick in ihren Gedankenschrein mit seinen hundert und mehr Geheimfächern.

Von den beiden Tanten des Kindes, Fräulein Pauline und Antonie Köhne, war Antonie um fünf Jahre jünger als Pauline. Das hatte in früheren Jahren einen großen Unterschied bedeutet. Pauline war blond gewesen, Antonie brünett; jetzt waren sie beide grau.

Jahrelanges Zusammensein, dieselben Erlebnisse und gleiche Interessen hatten die Schwestern in Erscheinen und Benehmen einander sehr ähnlich gemacht, aber im Grunde waren sie geradezu entgegengesetzte Naturen.

Pauline war vor vierzig Jahren ein sinniges, zur Romantik neigendes Mädchen gewesen, die für Sonnenuntergänge und Novalis geschwärmt hatte. Antoniens Sinne und Absichten standen von jeher mehr auf das praktische Leben und seine Bedürfnisse. Sie hatte niemals zu Schwärmereien irgend welcher Art geneigt. Sie war geliebt worden und hatte dem Bewerber um ihre Hand einen Korb gegeben. Warum, wußte niemand, selbst ihre Schwester nicht.

Die beiden Schwestern Köhne waren trotz ihres ledigen Standes keine verbitterten, galligen oder zanksüchtigen alten Jungfern geworden; sie hatten sich in die Rolle zu finden gewußt, die ihnen das Leben zugewiesen. Das Kind, das sie bei sich aufgenommen, brachte ihnen den Anteil von Beschäftigung und Sorgen mit, der nun einmal zur menschlichen Existenz gehört, wie der Ballast zum Schiffe.

Der Vater dieses Kindes, jünger als die beiden

Schwestern, hatte schon frühzeitig die Seemannslaufbahn ergriffen und war jung Kapitän eines Hamburger Kauffahrteischiffes geworden. Beim Zusammenstoße seines Schiffes mit einem englischen Dampfer im Kanal kam er ums Leben. Als Letzter war er von Leuten, die sich ins Rettungsboot geflüchtet, auf der Kapitänsbrücke gesehen worden. Der Strudel des sinkenden Schiffes schien ihn mit heruntergerissen zu haben; nicht einmal seine Leiche wurde aufgefischt.

Die Schwestern betrauerten den Bruder in aufrichtigem Schmerze. Er, der einzige Mann in der Familie, war ihre Hoffnung und ihr Stolz gewesen, er hatte für sie den Inbegriff aller männlichen Vorzüge und Tugenden bedeutet. Immer war es ihr sehnlicher Wunsch gewesen, der Bruder möchte heiraten, aber er hatte auf Andeutungen, die sie ihm in dieser Beziehung machten, nur gelacht oder auch geantwortet, er wolle keine Frau unglücklich machen, dazu achte er die Frauen zu hoch.

Kapitän Köhne war ungefähr ein Vierteljahr tot, als der Hausarzt und langjährige Freund der beiden Schwestern, Sanitätsrat Dehnhardt, eines Tages mit besonders ernstem Gesichte vor sie trat und sie auf bedeutungsvolle Eröffnungen, den Verstorbenen betreffend, vorbereitete.

Der Kapitän hatte in der letzten Zeit in Verbindung mit einem Mädchen gestanden, und jetzt sah dieses Mädchen, das in Hamburg wohnte, seiner Entbindung entgegen.

Die beiden Fräulein Köhne waren durch diese Nachricht, die ihnen Sanitätsrat Dehnhardt in schonendster Weise vermittelte, tief erschüttert. Diesen in strengem Zölibat grau gewordenen Mädchen erschien die Tat

des Bruders wie ein schweres, geradezu unbegreifliches Verbrechen. Sie empfanden die Täuschung, die er ihnen bereitet, als persönliche Kränkung, sein Andenken war in ihren Augen verdunkelt und er selbst gebrandmarkt.

Nicht um den ehrlichen Seelen Kummer zu bereiten, hatte der Sanitätsrat sie diesen Blick in die Vergangenheit des Bruders tun lassen. Nur um ihr Mitleid wachzurufen für jenes Mädchen, das bald einem leibhaftigen Kinde des verstorbenen Kapitäns das Leben geben würde, lüftete er das Geheimnis. Jenes Mädchen befand sich in den traurigsten Verhältnissen, ihre Familie hatte sich von ihr losgesagt, seit sie nicht mehr die Unterstützung des Kapitäns bezog; in ihrem hilflosen Zustande war sie ohne jede Pflege.

Die widerstrebendsten Gefühle bewegten die prüden alten Mädchen bei dieser Nachricht. Schließlich siegte ihre Herzensgüte über all die altjungferlichen Bedenken, und sie beschlossen, sich der Geliebten des verstorbenen Bruders anzunehmen.

Lina Mahlmann, so hieß sie, gab einem Mädchen das Leben. Durch Vermittelung Doktor Dehnhardts trat sie nicht lange nach der Geburt alle Rechte auf die Erziehung des Kindes an die Schwestern Köhne ab, gegen reichliche Geldentschädigung, unter ausdrücklicher Verzichtleistung auf jeden weiteren Verkehr mit dem Kinde. Noch kein Jahr war vergangen, da fand die Person, oder vielleicht noch mehr das Geld, in dessen Besitz sie jetzt war, einen Liebhaber; sie heiratete, und die Damen Köhne hörten nichts weiter von ihr.

Statt einer Mutter hatte die kleine Therese fortan zwei. In der Tat häuften die beiden alten Mädchen alle Liebe und Zärtlichkeit, die sich unvernutzt in ihren Herzen aufgespeichert hatte, auf dieses Kind. Mit der

Zeit mußte eine gewisse Teilung des Ressorts zwischen diesem altjungferlichen Mutterpaare eintreten. Ihrer Veranlagung entsprechend wählte Pauline die Pflicht, die geistigen und gemütlichen Anlagen des Mädchens zu wecken und zu pflegen, während Antonie sich um die leiblichen Bedürfnisse des Pfleglings kümmerte.

Die Schwestern Köhne hatten gemeinsam mit dem Bruder ein Haus in einer kleinen holsteinischen Hafenstadt besessen. Nach seinem plötzlichen Tode war ihnen der brüderliche Anteil zugefallen. Der Bruder hatte ihnen schon immer das Haus zur vollen Bewohnung überlassen, jetzt, nachdem sie das Kind zu sich genommen, blieben sie weiter dort wohnen. Pekuniäre Sorgen drückten sie nicht. Die Schwestern besaßen jede ein ansehnliches Kapital und zählten zu den wohlhabendsten Leuten der Stadt.

Die kleine Therese empfing den ersten Unterricht von Tante Pauline. Als diese an den Grenzen ihres Wissens angelangt war, schickte man das Mädchen in die höhere Töchterschule des Städtchens.

Obgleich Therese fleißig war und keineswegs schlecht beanlagt, hatte sie doch niemals große Erfolge in der Schule zu verzeichnen. Ihre Lektionen wußte sie immer viel besser zu Haus, wenn Tante Pauline sie überhörte, als in der Schule, wo der strenge Blick der Lehrerin und die Menge übermütiger Mitschülerinnen das scheue Kind außer Fassung brachten.

Therese hatte in der Schule eine Stellung für sich. Ihr außergewöhnliches Schicksal — eines der beliebtesten Klatschthemas der kleinen Stadt — ließ sie als ein besonderes Wesen erscheinen. Selbst manche ihrer Mitschülerinnen wußte aus Bemerkungen, die sie von Erwachsenen aufgeschnappt, welche Bewandtnis es mit

Theresens Herkunft habe. Die eingeweihten Mädchen zischelten häufig untereinander und machten sich wichtig vor denen, die noch nichts von alledem verstanden. Die kleine, rothaarige Therese bedeutete für sie einen unerschöpflichen und äußerst interessanten Gesprächsstoff; das Mädchen selbst ließen sie links liegen und rümpften moralisch entrüstet die Nasen über die Rothaarige, so, wie sie es ihren Müttern abgesehen hatten.

Therese suchte keine Freundinnen, und von selbst kam niemand zu ihr. Die Tanten trugen dazu bei, die Nichte noch mehr von ihrer naturgemäßen Umgebung abzusondern. Auch sie empfanden den Makel, der ihrer Ansicht nach dem Kinde anhaftete, aufs peinlichste. Seitdem sie die Nichte bei sich aufgenommen, hatten sie allen Verkehr abgebrochen. Sie schämten sich und hatten eine geradezu abergläubische Angst vor der Indiskretion der Menschen. Am liebsten hätten sie Therese ganz abgesondert von der Welt auferzogen, aber das war nicht ausführbar, und allein schon Sanitätsrat Dehnhardt, ihr Freund und Berater, würde das nicht zugegeben haben.

Niemals ging das Kind ohne Begleitung zur Schule; in den Freistunden spielte sie daheim im Gärtchen allein, oder sie ging mit den Tanten spazieren draußen an den Dünen, zu Zeiten, wo man keine anderen Spaziergänger dort zu befürchten brauchte.

Das Haus, das die alten Damen besaßen, lag am Ende der Stadt. Es war ohne Prunk und Zierat, aber in größter Sauberkeit aus Rohziegeln errichtet. Ein Garten mit hohem, grün angestrichenen Staketenzaun umgab es. Die grüne Farbe dieses Zaunes war eine der Liebhabereien der Besitzerinnen, in jedem Frühjahre wurde sie erneuert. Die Einteilung des Gartens

war ebenso korrekt, wie alles übrige hier, und spiegelte den pedantisch-methodischen und etwas engherzigen Sinn der alten Fräuleins wieder. Die Wege waren mit Meerkieseln bestreut, die kleinen teils kreisrunden, teils quadratischen Beete von sorgfältig beschnittenen, niederen Buchsbaumhecken eingefaßt. Altmodische Blumen blühten hier ein Jahr wie das andere: Goldlack, Levkoje, Nelken und Astern. Unter alten Fliederbüschen träumte eine hölzerne Bank, das Lieblingssitzplätzchen der Tanten; ein Sandhaufen lag davor, auf dem Therese ihre kindlichen Spielversuche in einsamer Weltabgeschiedenheit ausführte. Auf einem Rasenplatze standen Wäschpfähle mit Leinen, und ein alter Birnbaum hing im August voll gelber, zuckersüßer Früchte.

Verließ man den Garten nach der der Straße entgegengesetzten Seite, so gelangte man in weniger als einer Viertelstunde durch grasbewachsenes, dunkles Marschland zum Strande. Da lag das Meer, das hier nichts von der Großartigkeit des Ozeans hat; es gleicht mehr einem seichten Binnenwasser. Drüben liegen Halligen, auf denen man bei klarem Wetter jedes Haus erkennt; sie scheinen auf dem Wasser zu schwimmen, und bei bewegter See glaubt man sie auf und ab schaukeln zu sehen. Am Ufer hin zieht sich ein gelber Streifen flacher Dünen, und wenn Ebbe ist, da marschiert das Land weit hinaus in die See, aber in unzähligen Tümpeln und Rinnsalen bleibt das Seegetier zurück: schleimige Quallen und Einsiedlerkrebse und Krabbenzeug. Dann steigt ein fader Geruch in die Höhe von Schlamm und Seetang und stagnierendem Salzwasser, bis das Meer hereinstürmt und sich seine Provinzen wiedererobert. Drinnen im Lande dehnen sich Wiesen von smaragdgrüner Farbe, träges Vieh weidet darauf.

Hin und wieder liegt eine Ortschaft mit roten Dächern eingebettet in die grüne Fläche, und über die Giebel hinaus, auf denen manches Storchnest thront, ragen die spitzen Kirchtürme als Landmarken. Alles spricht hier von selbstzufriedener, einförmiger, satter Langeweile.

Das Haus, welches die beiden Schwestern gemeinsam besaßen, war wohnlich genug eingerichtet. Von oben bis unten voll von altem Hausrat, den Generation auf Generation angehäuft hatte und von dem jedes Stück von den alten Fräuleins wie ein Heiligtum betrachtet wurde. Da waren alte, eingelegte Nußbaumschränke mit Tischwäsche darin, die vor hundert und mehr Jahren gewirkt worden war. Dann gab es mächtige, eisenbeschlagene Laden, alle mit demselben verschnörkelten Namenszuge auf dem Deckel, in denen vor manchem Jahrzehnt eine wohlhabende Braut ihr Heiratsgut ins Haus gebracht hatte; irgendwo in einer Ecke stand noch ihr Spinnrocken mit Flachs daran, als ehrfurchtgebietende Reliquie der guten alten Zeit, wo sich die Frauen ihr Totenhemd selbst zu bereiten verstanden. Bilder, auf Holz oder Leinwand gemalt, sprachen von manchem lebenslustigen Manne, mancher derben Hausfrau, manchem müden, alten Mütterchen. — Alle diese Dinge hatten ihren bestimmten Platz, und Therese lernte es zeitig als den größten Frevel betrachten, diese Heiligtümer zu berühren oder gar von ihren Plätzen zu entfernen.

So wuchs das Kind auf zwischen altem Hausrat, alten Leuten und alten Anschauungen.

Vom frühen Morgen bis zum späten Abend war die Sorge der Tanten wach um die Nichte. Theresens Gesundheit, Nahrung, Kleidung, das waren die wichtigsten Fragen im Tagesleben der alten Damen. Aber

trotz des täglichen Verkehrs in dem engen Kreise und der strengen Beaufsichtigung des Kindes wußten die Tanten eigentlich so gut wie nichts von dem Seelenleben ihres Pfleglings. Therese war ein stilles, gefügiges und darum bequemes Kind, scheinbar wunsch- und leidenschaftslos, freilich auch ohne tiefergehende Neigung oder Anhänglichkeit. Sie nahm die Fürsorge, die ihr zuteil wurde, als etwas Selbstverständliches hin, ohne Zeichen der Dankbarkeit. Aber das verlangten die Tanten auch gar nicht; sie waren froh, wenn Therese Appetit zeigte und wenn sie nachts gut schlief.

Nur ganz selten gab sie den Tanten Anlaß zu Aufregung und Kummer. Dieser außergewöhnliche Fall trat dann ein, wenn sie ihre Anfälle hatte. Diese Anfälle, von denen Therese die ersten schon als kleines Kind gehabt, kamen und gingen scheinbar regellos; in manchem Jahre waren sie häufiger, in manchem setzten sie ganz aus. Sie wirkten besonders unheimlich durch ihre Unberechenbarkeit.

Wenn das Mädchen einen solchen Anfall bekam, verfärbte sie sich plötzlich bis zur Leichenblässe, die Stimme klang schwach, ja setzte ganz aus, und der Pulsschlag wurde unregelmäßig. Bei besonders starken Anfällen trat Steifheit der Glieder, eine Art von Starrkrampf ein; dann wurde der Herzschlag matt, das Mädchen lag da wie eine Tote, mit fest aufeinandergeschlossenen Zähnen und nach aufwärts verdrehten Augäpfeln. Wenn die Anfälle vorüber, blieb stets große Schwäche und Empfindlichkeit für längere Zeit zurück.

Theresens Anfälle waren das Schreckgespenst des kleinen Kreises. Die Tanten wagten nur im Flüstertone davon zu sprechen. Auch Doktor Dehnhardt war

bisher nicht imstande gewesen, diesen bösen Gast aus dem Leibe des zarten Kindes zu bannen.

* * *

Die Schulzeit war zu Ende. Therese saß sechzehnjährig ohne Beschäftigung im Hause der Tanten. Die alten Damen sagten sich, daß irgend etwas für die Nichte ausfindig gemacht werden müsse, eine Ausfüllung der Zeit, wenn auch nicht gerade eine Arbeit. Einen bestimmten Beruf zu wählen, das hatte sie ja, Gott sei Dank, nicht nötig; denn wozu legten denn die Tanten jährlich die Hälfte ihrer Zinsen zurück? Immerhin, so ganz ohne Tätigkeit konnte das Mädchen doch nicht bleiben, davor hatte Sanitätsrat Dehnhardt ausdrücklich gewarnt.

Zunächst verfiel man darauf, das Mädchen weiter in seiner Ausbildung zu vervollkommnen. Trotz ihrer Weltabgeschiedenheit hatten die Schwestern Köhne stets ihren Ehrgeiz darein gesetzt, nicht hinter der Bildung der Zeit zurückzubleiben. Sie waren auf einen Journallesezirkel abonniert und schafften sich hin und wieder ein illustriertes Prachtheft an. Therese sollte nach dem Wunsche der Tanten alles erlernen, was für ein junges, wohlsituiertes Mädchen passend schien: neuere Sprachen, Literatur, Zeichnen, Singen, Klavier. Man sparte keine Mühe und auch kein Geld, um die erforderlichen Lehrkräfte zu beschaffen.

Ein Mallehrer kam zweimal wöchentlich per Eisenbahn von Hamburg herübergefahren, nur um Therese einen zweistündigen Unterricht zu erteilen, ein Luxus, der in der kleinen Stadt nicht wenig Aufsehen erregte. Die Tanten waren entzückt über die Vögel und Blumen, welche Therese mit Hilfe dieses Lehrers auf Karton

und später sogar auf Tassen und Teller zu malen verstand, und hielten die Nichte bereits für eine vollendete Künstlerin.

Eine Frage, welche die Gemüter der beiden alten Damen schon lange im geheimen beschäftigt hatte, wurde mit der Zeit immer dringender und konnte nicht länger im Verborgenen gehalten werden: Sollte man Therese das Tanzen erlernen lassen? —

Es existierte schon seit langen Jahren in der Stadt ein Tanzstundenkränzchen, das jeden Winter die Honoratiorentöchter vereinigte und eigentlich den Mittelpunkt der kleinstädtischen Gesellschaft bildete.

Hier wurden unter dem Vorwande, die edle Tanzkunst zu erlernen, Jungfrauen und Jünglinge zueinander geführt, hier strickten die Mütter, welche unter dem Prätexte der Beaufsichtigung mitkamen, an ihren Häkeleien und sonstigen Handarbeiten und spannen zu gleicher Zeit noch feinere Netze, mit denen sie Mitgiften für ihre Söhne und Männer für ihre Töchter einfingen.

In der Jugendzeit der Tanten war es nicht viel anders gewesen; sie hatten damals zu den gefeiertsten Tänzerinnen des Tanzkränzchens gehört. Aber wie ganz anders lag die Sache bei Therese! An ihrer Geburt haftete ein Makel, und die alten Damen wußten soviel von der Welt, um vorauszusehen, daß man dies dem unschuldigen Kinde empfinden lassen würde.

Und noch eine besondere Abneigung, die den alten Fräuleins eigen war, spielte eine Rolle bei derartigen Erwägungen. Wenn Therese an den Tanzstunden teilnahm, so war es nicht zu umgehen, daß sie mit jungen Männern in Berührung kam. Männer, das bedeutete aber in den Augen der Tanten soviel wie Gefahren, Liebeshändel und Betrug. Früher, als sie selbst noch

am Tanzen Gefallen gefunden und es für ein Unglück angesehen, wenn sie zu einer Tour nicht aufgefordert worden waren, mochten die Fräuleins auch anders über diesen Punkt geurteilt haben; aber im Laufe der Jahre hatten sie sich gegenseitig in eine Art von Männerfeindschaft hineingeredet, und dieses Gefühl bekam seit dem Erlebnisse mit dem leiblichen Bruder eine besondere Schärfe und Bitterkeit.

Eines Tages nun lief eine offizielle Einladung zur Beteiligung an dem Tanzkränzchen bei den Damen Köhne ein. Unterschrieben war das Blatt von Madame Mandrini, einer ehemaligen Ballettänzerin, welche den Tanzunterricht leitete. Alle bekannteren Familien hatten gezeichnet. Die Tanten durften daraus schließen, daß ihre und Theresens Beteiligung an dem Kränzchen von seiten der Gesellschaft gewünscht werde.

Die alten Damen fühlten sehr wohl, daß es sich hier um eine Prinzipienfrage handle; sollten sie bei ihrem bisherigen System der Abschließung verharren oder wieder mit der Welt in Berührung treten?

Wenn sie in schwierigen Fragen an die Stelle gekommen waren, wo guter Rat teuer wird, so pflegten die Damen Köhne als letztes Auskunftsmittel ihren alten erprobten Freund, Sanitätsrat Dr. Dehnhardt, zu Rate zu ziehen. Er hatte als Student, also vor langen Jahren, für Fräulein Pauline geschwärmt, und noch jetzt, wo ihrer beider Haare grau waren, zeigte sein Benehmen ihr gegenüber einen Anflug jugendlicher Galanterie, der dem alten, verrosteten Junggesellen sehr wohl stand.

Dr. Dehnhardt genoß keinen Weltruf. Sein Renommee ging nicht weit über das Weichbild der Stadt hinaus, in der er seit nahezu vierzig Jahren praktizierte;

aber hier war er in medizinischen Dingen Autorität, und das mit Recht. Er war ein feiner Kenner der menschlichen Natur, sowohl nach ihrer körperlichen als nach ihrer seelischen Seite hin. — Für die kleine, rothaarige Therese hatte er von ihrer frühesten Jugend an eine tiefe, aus Mitleid und rein wissenschaftlichem Interesse gemischte Sympathie empfunden. Er war der einzige, der von dem innersten Wesen dieser verschlossenen Natur eine Ahnung hatte.

Sanitätsrat Dehnhardt also wurde von den Tanten in der schwierigen Frage des Tanzunterrichtes zu Rate gezogen. Nach kurzem Erwägen hatte er unbedingt dazu geraten, daß Therese an den Stunden teilnehmen solle und seinen Ratschlag damit motiviert, daß einmal das Tanzen eine gesunde körperliche Bewegung sei, welche Geschicklichkeit und Grazie erhöhe, und daß es ferner für jedes junge Mädchen angezeigt erscheine, die Gesellschaft und ihre Gebräuche kennen zu lernen und sich an den Verkehr mit dem anderen Geschlechte zu gewöhnen.

Diesen letzteren Punkt hatte der Arzt besonders betont, und gerade hier war er auf den Widerspruch der Tanten gestoßen. Gegen das Tanzen an und für sich wollten sie nichts einwenden; daß ein junges Mädchen aber dabei mit Männern zusammenkomme, das war für sie der leidige Punkt. Antonie sagte ihre Ansicht hierüber dem Arzte geradezu ins Gesicht, und die weichere Pauline errötete über die Schroffheit ihrer Schwester. Dr. Dehnhardt hatte nur ein eigentümliches Lächeln, als er erwiderte: „Nun, die Natur hat es einmal so eingerichtet, daß es Männer und Frauen gibt.“

Das Resultat dieser Beratung zwischen den drei alten Leuten war, daß die Tanten Theresens Be-

teiligung an dem Tanzunterrichte bei Madame Mandrini anmeldeten.

Und so stand denn Therese bald unter einer Schar anderer Backfische, mit einem hellen Kleide angetan, mit weißen Glacéhandschuhen und ausgeschnittenen Schuhen auf der nicht ganz spiegelglatten Diele des größten Saales, den das Städtchen aufzuweisen hatte, und erlernte nach der Anleitung der ehemaligen Ballettänzerin den pas de deux und die Figuren der Française und der quadrille à la cour. Die Mandrini war eine ältliche, fette Person, die trotz ihrer Wohlbeleibtheit eine auffällige Vorliebe für kurze Kleider zeigte.

Nach einiger Zeit, sobald Mädchen und Jünglinge die unbeholfene Natürlichkeit ihrer Bewegungen einigermaßen abgelegt, die Füße auswärts zu setzen und gezierte Komplimente zu machen gelernt hatten, wurden dann die Damen- und Herrenklasse in eins vereinigt, und nun erst nahmen die eigentlichen Kränzchen ihren Anfang.

So lange die Mädchen unter sich tanzten, war Therese eine der besten Schülerinnen der Madame Mandrini. Mit ihren schlanken Gliedmaßen hatte sie einen Vorteil vor manchem kräftigeren Mädchen voraus. Die ehemalige Ballettänzerin lobte sie als die graziöseste Tänzerin der Saison.

Nachdem die Vereinigung der Herren- und Damenklasse stattgefunden, nahmen auch ältere Schülerinnen, denen es in früheren Wintern nicht gelungen, sich einen Bräutigam zu ertanzen, an dem Kursus teil. Von diesem wichtigen Augenblicke an waren auch die Mütter stehende Gäste der Tanzstunde. Sie saßen an den Wänden aufgereiht in braunen und grauen Wollkleidern, manche von ihnen mit einer Häkelei oder auch dem

Strickstrumpf bewaffnet; aber die Handarbeit verhinderte sie nicht, zu beobachten und sich das Beobachtete in regem Gedankenaustausch mitzuteilen.

Natürlich war Theresens Beteiligung eines der beliebtesten Themas der Saison.

Auch die Damen Köhne besuchten nach langjährigem Fernbleiben in diesem Winter wieder das Kränzchen. Ihr Erscheinen machte Sensation, schnell waren sie von einem Kreise ehemaliger Freundinnen umgeben.

„Nein, liebe Pauline — und meine liebe Antonie," hieß es, „wie ich mich freue! Ist es einem nicht, wie vor dreißig Jahren? Ordentlich wieder jung wird man, wenn man euch ansieht. Und Therese, das liebe Ding, wie sie sich entwickelt hat. Nein, wirklich, wer das gedacht hätte! So ein wohlerzogenes Mädchen. Ein wenig blaß ist sie, aber das wird sich schon geben. Wie edel von euch, daß ihr das Kind bei euch aufgenommen habt. Es muß euch doch manchmal sehr schwer geworden sein."

Die Tanten nahmen von da an ihren bestimmten Platz unter den Müttern ein, von dem aus sie die Tanzversuche der Jugend beobachteten.

Die Männerwelt war bunt gemischt. Da gab es Primaner, junge Kaufleute, Beamte, ja sogar einige Offiziere des Seebataillons fanden es nicht unter ihrer Würde, an dem „Lämmerhüpfen" teilzunehmen.

Therese hegte das gleiche, unüberwindliche Gefühl des Grauens allen Männern gegenüber. Ihr Ruhm, die beste Tänzerin zu sein, verblaßte schnell. Jetzt hatten die lebhaften und keckeren Mädchen das Feld. Therese erbebte im Innersten, wenn sich ihr ein Tänzer nahte; mit niedergeschlagenen Augen, zitternd ließ sie es geschehen, daß der Mann seinen Arm um ihren

Körper legte. Ihr, der geschickten Tänzerin, versagten jetzt häufig die Füße. Die Mandrini erkannte ihre beste Schülerin gar nicht wieder. Geradezu ein Unglück bedeutete es für Therese, wenn sie zu einem Kontertanz aufgefordert wurde. Da mußte sie sich mit ihrem Partner unterhalten, seine Worte anhören und seine Fragen beantworten. Niemals, wenn Damenengagement angesagt war, vermochte sie es über sich zu bringen, einen Herrn aufzufordern.

Theresens Benehmen konnte nicht verfehlen, Aufsehen zu erregen. Die Mütter und die heiratslustigen Mädchen waren ihr im Grunde nicht gram. Therese, als eine anerkannt gute Partie, hätte ihnen, wenn sie gewollt, starke Konkurrenz machen können; aber sie schien freiwillig auf jeden Erfolg bei der Männerwelt verzichten zu wollen.

Manche der Herren reizte die scheue Zurückhaltung des Mädchens mit dem stets niedergeschlagenen Blicke, von dessen Augen die wenigsten sagen konnten, ob sie blau oder braun seien. Verschiedene machten den Versuch, sie aus ihrer Unnahbarkeit herauszulocken, aber ohne allen Erfolg; mit dem Kinde war einfach nichts anzufangen. Selbst die Tanten fanden, daß Therese ein wenig zu verlegen und ängstlich sei.

* * *

Der Winter mit seinem Tanzvergnügen war zu Ende gegangen. Therese saß wieder trübselig und bleich im Hause der Tanten, ohne Beschäftigung, apathisch; selbst an dem wieder aufgenommenen Malunterricht schien sie kein Vergnügen zu haben.

Die Tanten kamen zu der Erkenntnis, daß für die Nichte etwas Ernstliches geschehen müsse. Nachdem

manche Vorberatung zwischen den Schwestern stattgefunden, die wie immer zu keinem Resultate geführt, wurde nach Sanitätsrat Dehnhardt geschickt.

Der Arzt kam, wie gewöhnlich, in den Vormittagsstunden. Er durchschritt die Tür des grün angestrichenen Staketenzaunes und näherte sich auf dem mit Meerkieseln bestreuten Wege dem Hause. Die knarrenden, stets blitzblank gescheuerten Holzstufen, der Ton der Klingel im Vorsaale, das Lächeln des öffnenden Mädchens, das alles waren alte Bekannte für ihn; nur Kleinigkeiten hatten sich im Laufe der Jahre geändert. Als schmucke, dralle Dirne hatte die Magd dem Arzte die Tür geöffnet, mit demselben vertraulichen Lächeln wie heute; aber jetzt zeigte ihm ihr Grinsen einen zahnlosen Mund.

Er ließ sich anmelden, obgleich er wußte, daß man ihn erwarte. Das Mädchen verschwand, erschien wieder und bat, einzutreten.

Den langen, altväterischen Rock zugeknöpft bis zu der weißen Binde, die Kragen und Krawatte in einem war, den breitkrempigen Hut in den behandschuhten Händen, so trat der alte Herr in aufrechter Haltung ein und machte den beiden Fräuleins eine gravitätische Verbeugung. Pauline errötete, wie sie es nun schon seit mehr als dreißig Jahren in diesem Falle stets getan hatte, und Antonie, um der Schwester und dem Arzte über die Verlegenheit wegzuhelfen, fiel hier, wie üblich, mit einem: „Wollen Sie nicht ablegen und Platz nehmen, Herr Sanitätsrat?“ ein.

Der Arzt legte den Hut auf einen bestimmten Stuhl, der darauf nur gewartet zu haben schien, zog erst den linken, dann den rechten Handschuh aus, rollte die Handschuhe, das Innere nach außen kehrend, zu-

sammen, steckte sie in eine der hinteren Rocktaschen, nahm den dargebotenen Stuhl aus Antoniens Hand, verbeugte sich nochmals und setzte sich, verlegen räuspernd.

Aus dem Nebenzimmer erklangen Klaviertöne, eine hastig heruntergespielte Fingerübung. „Therese übt," erläuterte Antonie. „Ah, Therese!" sagte Dehnhardt, als ob es hierbei etwas Verwunderliches gäbe. „Rufe sie doch herein," meinte Pauline aus ihrem Lehnstuhle am Fenster. „Sie scheint ganz überhört zu haben, daß der Herr Sanitätsrat gekommen ist."

Therese trat ins Zimmer und eilte auf den Doktor zu. Vor ihm fürchtete sie sich nicht, er war ein so alter Bekannter; er bekam ihre dunkelblauen Augen zu sehen, für ihn hatte sie ein Lächeln, das ihre feinen, weißen Zähnchen zwischen den zarten Lippen für einen Augenblick sehen ließ.

Der Arzt stand auf und schüttelte dem Mädchen die Hand. Mit dem Eintritte des Kindes hatten sich die drei alten, runzeligen Gesichter unbewußt verklärt, als seien sie plötzlich um viele Jahre jünger geworden.

Therese setzte sich. Der Arzt erzählte von diesem und jenem, von den Aussichten der bevorstehenden Badesaison, eine wichtige Angelegenheit für die kleine Hafenstadt, durch die jeden Sommer viele Seebadreisende nach Wyk und Sylt und Amrum ihren Weg nehmen.

Das Gesicht des Arztes war Therese von Jugend auf vertraut, und doch setzte sie es jedesmal von neuem in Erstaunen. Es war so merkwürdig alt und verwittert. Die tiefen Falten um den bartlosen Mund, der große, kahle Schädel, die mächtige, weit vorspringende Nase, dazu die kleinen, scharfen Augen unter buschigen, weißen Brauen, und dann der Kranz grauer Haare,

der aus der Binde heraus zum Kinn emporstrebte, das alles hatte etwas halb Drolliges, halb Unheimliches für Therese.

Sie hatte noch nicht vielen Männern ins Gesicht geschaut. Einer von ihren Tänzern war hübsch gewesen, so viel wußte sie; aber das hatte sie mehr geahnt als gesehen. Wie konnten nur Mädchen so frei mit Männern verkehren, wie sie es von ihren Bekannten gesehen, oder gar wie konnte man sich von einem Manne umarmen und küssen lassen, wie sie es als etwas ganz Alltägliches und Natürliches in Romanen gelesen hatte. Sie erschrak bei solchen Gedanken, und doch liebte sie mit ihnen zu spielen.

Das Mädchen dachte viel über dergleichen nach, ganz im geheimen, wenn sie sich unbeachtet wußte. Dann brannten ihre sonst so bleichen Wangen, und ihre Augen glänzten wie von einem versteckten Feuer.

Manchmal des Nachts, wenn sie schlaflos in den weichen Kissen lag, überkam sie eine Sehnsucht nach einem Bilde, einer Erscheinung. Sie hatte niemals so ein Gesicht, so eine Gestalt in Wirklichkeit gesehen; es war eine Schöpfung ihrer Phantasie, und doch sah und fühlte sie dieses Geschöpf und stand in Verkehr mit ihm. Eine Art von Ekstase ergriff sie, wenn dieses Bild hüllenlos vor ihr aufstieg, sie schloß die Augen und öffnete den Mund wie zum Kusse, ein beseeligter Ausdruck lag auf ihren Zügen. Dann begriff sie, was der Ausdruck bedeutete: „In Liebe entbrennen" — ein Wort, das ihr schon als kleinem Mädchen im Religionsunterrichte aufgefallen war und das sie seitdem nie wieder vergessen hatte.

Tante Antonie meinte jetzt, Therese könne in den Garten gehen. „Aber nicht setzen, Therese, hörst du!"

ermahnte sie, „es ist noch zu feucht.“ Das Mädchen ging, sie wußte, jetzt wurde über Dinge gesprochen, die sie nicht hören durfte.

Als Therese gegangen war, trat eine Pause ein. Dr. Dehnhardt räusperte sich, die Tanten sahen einander an, eine erwartete von der anderen, sie solle beginnen.

Endlich ermannte sich Antonie und sagte: „Wir wollten wegen Therese mit Ihnen sprechen, Herr Sanitätsrat.“

„Ah, hm!“ brummte der Arzt.

„Das Kind ist nicht, wie es sein soll,“ fiel Pauline ein.

„Was sind die Symptome?“ fragte Dehnhardt.

„Das wissen wir ja eben nicht.“

„Hat sie Appetit, schläft sie?“ examinierte der Arzt.

„Sie seufzt nachts und liegt sehr unruhig,“ brachte Antonie hervor.

„Und häufig weint sie, daß einem das Herz brechen könnte; und niemand tut ihr doch etwas zuleide,“ ergänzte Pauline.

Der Arzt legte sein Gesicht in ernste Falten.

„Es ist doch so ängstlich,“ fuhr Pauline fort, „wenn man gar keinen Grund weiß. Und dann ihre Anfälle —“

Pauline stockte bei dem verhängnisvollen Worte, selbst erstaunt, daß sie es überhaupt auszusprechen gewagt.

„Die Anfälle — ja, diese bösen Anfälle!“ murmelte Dehnhardt. Er strich sich einige Male unruhig mit der Hand über den breiten Mund und die Bartkrause, offenbar beschäftigten ihn Gedanken, die er nicht aussprechen wollte.

Vor seinem geistigen Auge erhob sich ganz urplötzlich eine Gestalt: Theresens Mutter. Ein feines Gesicht mit dunklen Augen. In einer ärmlichen Stube hatte er sie gefunden, angetan mit schmutziger Wäsche, in einem verwahrlosten Bette. Blaß und mager war sie gewesen nach der überstandenen Geburt, aber noch jetzt, wenn Dehnhardt an sie zurückdachte, verstand er, daß sie hatte Liebe einflößen können. Die Tochter wird ihr sehr ähnlich, dachte er bei sich.

Pauline unterbrach sein Nachsinnen. „Es ist ja vielleicht lächerlich," meinte sie, „sich solche Sorgen zu machen, aber, wer kann es uns verdenken."

„Wie meinen Sie?" fragte der Arzt zerstreut.

„Wir haben doch nun einmal die Pflege des Kindes übernommen, und uns trifft dann alle Verantwortung, wenn ihr etwas zustößt."

„Wenn man eben nur einen Blick in ihr Seelenleben werfen könnte," meinte der Arzt, den Zeigefinger an seiner mächtigen Nase reibend und die Stirne runzelnd. Er sprach mehr zu sich selbst als zu den Damen. Laute Selbstgespräche gehörten zu seinen Eigentümlichkeiten. „Aber, wer kann denn überhaupt in einer Seele lesen. Da hört unsere Kunst auf, da, wo sie gerade anfangen sollte. Wer versteht denn diese kleine Therese — kennt man sie — weiß man denn, was in ihr vorgeht —"

Hier unterbrach ihn Antonie.

„Aber, Herr Sanitätsrat, wir kennen doch unsere Nichte von Jugend auf. Vor uns hat sie keine Geheimnisse."

„Schon gut — schon gut! Geheimnisse. — Natürlich hat sie keine Geheimnisse — was man für gewöhnlich Geheimnisse nennt, und trotzdem sage ich Ihnen,

wir kennen sie nicht, rein gar nicht. Bei der Frau dreht sich alles um einen Punkt, das ist eine alte Geschichte. Doch, das führt mich ab. Mit einem Worte, es muß etwas geschehen für das Kind, ehe es zu spät ist." Er schwieg und machte das böse Gesicht, das er stets zeigte, wenn er über eine Sache tief nachdachte.

„Eine Kur diesen Sommer!" stieß er dann abrupt hervor. „Bäder, Stahlquelle — Franzensbad! Jawohl, gehen Sie mit dem Mädchen nach Franzensbad!"

Für die Tanten bedeutete dieser Vorschlag natürlich etwas Außerordentliches. Eine Badereise und noch dazu so weit, in ein fremdes Land. Sie brauchten einige Zeit, um sich an den Gedanken zu gewöhnen.

„Und das wird helfen?" fragte Pauline kleinlaut.

„Hoffen wir es," meinte Dehnhardt. „Übrigens würde ich Ihnen vorschlagen, von Franzensbad aus nicht direkt hierher zurückzukehren. Machen Sie einen Halt in Dresden. Das ist eine Stadt mit gutem Klima und bietet des Interessanten viel. Vor dreißig Jahren etwa bin ich selbst dort gewesen. Es ist Zeit, daß Therese mal was von der Welt zu sehen bekommt — andere Verhältnisse. Sie versauert mir hier."

„Nun, ich dächte, wir täten doch alles Mögliche für das Mädchen," meinte Antonie etwas gereizt.

„Gewiß, Fräulein Köhne! — Sie mißverstehen mich. Sie beide haben in einer Weise für das Kind gesorgt, die gar nicht genügend anerkannt werden kann."

„Aber, Sie meinten doch —"

„Nun ja — ich meinte — es ist schwer auszudrücken. Ganz im allgemeinen gesprochen: Jede Frau braucht einen Lebenszweck, etwas, womit sie Geist und Gemüt ausfüllen kann, sonst kommt die weibliche Natur leicht auf Abwege. Die Frau braucht Gegenstände,

an die sie ihren Überschuß von Gefühl und Liebe oder wie sie es sonst nennen wollen, verschwenden kann. Hat sie keinen Mann oder keine Kinder, so muß —"

Hier unterbrach Antonie den Arzt. Sie wußte, daß er unberechenbar war, wenn er auf dieses Thema im Sprecheifer geriet. Er schien bereits vergessen zu haben, wen er vor sich hatte. „Aber, was hat das mit Therese zu tun?" fragte sie.

„Therese! Ja, nun — natürlich, sie braucht eben auch etwas, wofür sie sich interessieren kann. So darf sie nicht weiter leben, ohne Beschäftigung, ohne eigentlichen Lebenszweck. Vergessen Sie nur nicht, meine Damen, die menschliche Natur hat zwei Seiten, die vegetative, also das Pflanzenartige: Ernährung, Wachstum und alles, was dazu gehört, das, was sinnenfällig ist; aber die andere Seite, die man nicht mit Händen greifen oder sehen und riechen kann, das Seelenleben, die unsichtbaren Vorgänge in uns, die werden doch schließlich von dem erstgenannten bedingt, sie hängen aufs engste mit dem Körperlichen zusammen und, umgekehrt, sie beeinflussen den Körper wieder. Dieser Umstand wird viel zu leicht übersehen. Und die Damen besonders, die schämen sich womöglich ihres Körpers und seiner natürlichen Bedürfnisse. Das ist Unsinn, sage ich Ihnen; es ist geradezu unrecht. Das Natürliche soll man so nehmen, wie es ist, vor allem sollte man viel offener darüber sprechen. Unsere Anschauungen und Sitten sind in dieser Beziehung ganz verkehrte —"

„Aber, Herr Sanitätsrat!" Antonie blickte ihn vorwurfsvoll an, er war doch unverbesserlich.

„Gut, gut! Ich weiß, Sie wollen das nicht Wort haben, aber, ich sterbe auf diese Ansicht, obgleich ich die Welt nicht reformieren werde. Ich habe schon so

viel Unglück aus falscher Scham hervorgehen sehen. Also nur noch eine Frage: Glauben Sie denn wirklich, daß Therese nur so hinlebt, wie eine Pflanze, das heißt, daß es mit Essen, Trinken, Verdauen und Schlafen sein Bewenden hat bei ihr? — Sie hat ein sehr entwickeltes Gefühlsleben, gerade dieses Mädchen, das sage ich Ihnen. Schon als ganz kleines Kind war sie hochnervös und empfänglich für Reize aller Art. Jetzt weiß sie das besser zu verbergen. Wieder falsche Scham, resultierend aus einem grundfalschen Erziehungssysteme. Solche Personen sollte man mit Offenheit behandeln, das wäre eine Art geistiger Kaltwasserkur. Anstatt dessen werden sie mit weichlichen Lügen groß gezogen, Geist und Körper in weichen Kissen. Kein Wunder, wenn dann die Sinnlichkeit überreizt wird und krankhafte Ausartungen zeigt."

Die alten Damen schwiegen zu alledem, aber ihre Gesichter drückten eine solche ehrliche Bestürzung aus, daß Dehnhardt es bemerkte und seinerseits verlegen wurde.

Um jeden Preis wollte er den peinlichen Eindruck seiner letzten Worte verwischen und meinte: „Ja, ja, gehen Sie also nur nach Franzensbad mit Therese. Und wenn die Kur dort anschlägt, was ich bestimmt hoffe, nach Dresden. Eine kleine Reise, das wird Ihnen selbst auch gut tun. Einmal heraus aus diesen stagnierenden Verhältnissen hier. Ich selbst täte es nur gar zu gern auch, ich ginge wirklich gleich mit, aber ich kann meine anderen Patienten doch nicht im Stiche lassen."

* * *

Es war ein halbes Jahr später in Dresden.

Anna Torsteson saß in ihrem kleinen, einfenstrigen Zimmer in der dritten Etage eines großen, neuen

Hauses auf der Pragerstraße, das auf weithin sichtbarem Schilde die Firma „Hotel und Familienpension“ führte.

Sie war Schwedin und hielt sich in Dresden auf, um in der Galerie zu kopieren und sich nebenbei etwas durch Zeichen- und Malstunden zu verdienen.

Von kräftiger Figur, mit breiten Hüften und entwickelter Büste würde man, hätte ihr Kopf auf männlichen Schultern gesessen, von einem schönen Charakterkopfe gesprochen haben; für eine Frau waren die Züge zu stark und zu ausgeführt. Nur ihr verschleiertes, mattgraues Auge mit der expansiven Pupille war ganz weiblich. Anna konnte nicht mehr ganz jung sein, ein paar Fältchen um Mund und Nase und einige Linien in der breiten Stirn sprachen von diesem und jenem Erlebnisse. Sie war sehr schlicht gekleidet. Der einzige Schmuck, den sie an sich trug, war ein natürlicher: ihr starkes, goldblondes Haar, das sich in festgewundenen, leuchtenden Flechten, die aus der Goldschmiedewerkstatt zu kommen schienen, um den starken Kopf legte.

Mit ihr in dem kleinen Raum befand sich ein junger Mann. Man würde ihm den Maler angesehen haben, auch wenn er nicht Pinsel und Palette in der Hand gehabt und vor einer Leinewand gesessen hätte. Er schien in seinem Äußeren den Künstler absichtlich betonen zu wollen. Die Haare waren lang, der Bart unbeschnitten, auf seiner Samtjoppe erglänzte mancher Farbenklex. Ein breiter Umlegekragen, der den Hals frei ließ, und ein locker geknüpftes Halstuch vervollständigten die Erscheinung zum Typus.

Anna Torsteson saß hinter ihm, dicht an seinen Stuhl gedrängt, und blickte ihm über die Schulter. Die Beschränktheit des Raumes ließ wenig Platz. Sie

folgte den Pinselstrichen, die er tat, mit gespannter Aufmerksamkeit.

In dem Zimmer stand ein Bett, ein Kleiderschrank, ein Waschtisch, und wo nur sonst ein Restchen Platz war, lagen und hingen Kopien, Bilderrahmen, Reißbretter, Skizzen, dazwischen Schuhe, Bücher und weibliche Toilettenutensilien.

„Soviel mußten Sie doch sehen, Anna, daß das total verzeichnet ist," sagte der Maler, einen Pinsel im Munde haltend und an einem Männerarme korrigierend; „daß ihr Frauenzimmer auch nie was Ganzes leisten könnt. Der Körper ist sonst gar nicht übel rausgebracht, aber hier, der Ellbogen, ganz verpfuscht! — Immer nur ein oberflächlicher Firnis von Genialität. — Nachäffen, verwässern, darin seid ihr groß. Aber selbst schaffen, wirklich schaffen, nämlich richtig sehen und das Gesehene neuschaffen — umschaffen — —" Die Arbeit nahm ihn zu sehr in Anspruch, als daß er die Periode hätte zu Ende führen können.

Anna Torsteson schüttelte den Kopf energisch, aber um ihren Mund zuckte es schmerzlich, als leugne sie das eben Gehörte äußerlich und müsse es doch innerlich zugeben.

„Ich war gestern im ‚Faust', zweiten Teil," sagte sie nach einiger Zeit und lächelte, „die Stelle paßt recht auf Sie, Reiner — was Mephisto sagt: Du weißt wohl nicht, mein Freund, wie grob du bist?"

Der Maler lachte auf. „Pah! Soll ich Ihnen Schmeicheleien sagen, Anna? Darüber seien wir hinaus, dachte ich. Sie behaupten doch immer, eine starke Seele zu sein, Anna. Wir Männer sind ja nach Ihrer Ansicht das eigentlich weibische Geschlecht."

„Ja, das seid ihr auch!“ sagte Anna mit starker Betonung.

„Warum eigentlich?“ fragte der Maler, ruhig weiterarbeitend während des Sprechens.

„Weil ihr von nichts eure Finger lassen könnt. Jedem Affekte wird nachgegeben. Nach jeder Frucht, die ihr seht, muß gegriffen werden.“

„Askese ist Unsinn!“ erwiderte der Maler kurz und pfiff vor sich hin. Minuten vergingen in Schweigen. „So!“ sagte er endlich und beugte sich nach hinten über, um das Bild besser zu übersehen, „jetzt wäre der Sache abgeholfen. Das Übrige können Sie selbst machen, hier die Falten und das Diadem. Das Diadem behandeln Sie mir mit besonderer Liebe, hören Sie, Anna. Recht scharfe Schlaglichter! Den Leuten muß es zumute werden, als ob sie vor einem Juwelierschaufenster stünden. Man darf den Spießbürger übertölpeln, das ist mein neuester Grundsatz. Fleisch muß man malen, daß sie denken, sie sind in der Schlächterei. Sie sollen mal sehen, wie Ihre Bilder abgehen, wenn Sie nach diesem Grundsatze verfahren.“

Er war aufgestanden und stand breitbeinig vor ihr, den schwarzen Kalabreser in der Hand drehend wie ein Rad. „Ich wünsche Ihnen, Anna, daß Sie diesmal Glück haben beim Verkaufe.“

„Ich habe schon einen festen Käufer oder vielmehr zwei Käuferinnen,“ meinte sie und schob die Staffelei vom Fenster weg in die Ecke.

„So—hm!—Wohl die holsteinischen Damen—was?“

Anna nickte.

„Das ist ja 'ne ganz dicke Freundschaft geworden zwischen Ihnen und den alten Jungfern. — Gute Tiere sind's übrigens, das sieht man ihnen gleich an.“

„Ich danke Ihnen, Reiner!“ sagte jetzt das Mädchen und hielt ihm die Hand hin.

„Wofür denn in aller Welt?“

„Für die Korrektur. Kann ich Ihnen nicht irgendeinen Gegendienst erweisen?“

„Aber, Anna — so stehen wir doch nicht zueinander.“

„Gott — umsonst ist in der Welt nur der Tod.“

Der Maler lachte und strich seinen langen, dunklen Bart nach unten, dann stülpte er ihn in die Höhe und nagte mit den Zähnen an den Spitzen der Haare herum. Anna war inzwischen an ihren Waschtisch getreten und wusch sich mit aufgestreiften Ärmeln die Hände.

„Sie mögen recht haben,“ meinte Reiner, „nämlich, daß nichts in der Welt umsonst ist. — Wenn Sie durchaus wollen, dann könnten Sie mir einen Gefallen tun, Anna — einen sehr großen sogar.“

„Nanu!“ rief Anna und drehte sich nach ihm um. „Das wäre ja das erste Mal, seit München. Können Sie warten, bis ich Bezahlung habe für das Bild?“

„Unsinn! Anpumpen will ich Sie nicht, das habe ich mir fest vorgenommen; das passiert nicht wieder. Sie sind mir wirklich zu anständig.“

„So!“ sagte das Mädchen, sich die Hände abtrocknend. „Dazu bin ich Ihnen zu anständig.“

„Ja, das sind Sie, Anna — anständig, durch und durch! Wenn man bedenkt, wie Sie sich durchschlagen müssen.“

Anna lächelte melancholisch. Er hatte sich inzwischen auf ihr Bett gesetzt, die Kissen sanken tief unter seiner Last ein, er schwenkte den Hut zwischen den herabhängenden Beinen; gesenkten Hauptes saß er so, offenbar einen Gedankengang verfolgend.

„Also — was wollen Sie von mir, Reiner, wenn's nicht Geld ist?"

„Rund herausgesagt, es handelt sich um die Damen, von denen wir vorhin sprachen. Oder vielmehr um deren Nichte oder Pflegetochter, oder was sie sonst ist — um die handelt sich's."

„Reiner!" rief Anna in ehrlichem Staunen. „Sie, auf Freiersfüßen!"

„Heiraten! — Ich denke nicht daran. Lieber sterben!"

„Was wollen Sie denn von der kleinen Therese?"

„Haben Sie starke Nerven, Anna?"

„So ziemlich."

„Also, kurz gesagt — ich muß das Mädel haben als Modell."

„Wollen Sie Therese porträtieren?"

„Ja — eigentlich noch mehr als das. Ich muß sie in ganzer Figur haben. Verstehen Sie, Anna?"

„Ganz?"

„Ja, sie muß mir Akt stehen — so — wie sie Gott geschaffen hat."

„Reiner, das ist unmöglich!"

„Nichts ist unmöglich, Anna."

„Aber das gehört zu den Unmöglichkeiten, die wirklich unmöglich sind. Die Tanten — die prüden, alten Damen! Und Therese selbst, sie stürbe ja vor Scham, ehe sie sich auszöge."

„Ich muß sie aber haben."

„Wozu denn nur in aller Welt? Es laufen doch genug Modelle herum. Warum sich denn gerade auf die eine verstürzen, die auf keinen Fall zu haben ist?"

„Haben Sie denn meine ‚Unschuld' vergessen, Anna?"

„Ihr Bild?"

„Ja, mein projektiertes — mein Idol, mein

Traum — die noch unsichtbare Gottheit, welche ich anbete.“

„Das ist ja Unsinn!“

„Wo soll ich denn ein ähnliches Modell herkriegen zu meinem Bilde, wie dieses Mädel? — Als ich sie neulich zum ersten Male sah, unten bei der Table d'hote, da war mir's ja wie ein Blitz im Gehirn. ‚Das ist deine Unschuld‘, schrie's in mir. Ich wäre bei einem Haare aufgesprungen —“

„Sie haben das arme Ding nicht wenig in Verwirrung gebracht durch Ihr Anstarren. Auch den beiden Tanten ist Ihr Benehmen aufgefallen.“

„Dafür kann ich nichts. Zähme sein Temperament, wer keines hat. Verstehen Sie denn das nicht, Anna? Sie sind doch auch Künstler. Dieses Mädel hat mir die Vorsehung geschickt. Das ist ja meine Idee in Fleisch und Blut übersetzt, so wie ich sie gesehen habe in Träumen — rothaarig, mit diesem scheuen Blick, der verschämten Haut. Haben Sie sich die Haut mal näher angesehen, eine äußerst seltene Nüance, wenn sie errötet, wie rosa Seide. Und diese Büste! — Alles, wie ich es haben muß, genau so — knospenhaft, verschämt, die Sinnlichkeit gerade nur angedeutet. — Und dieses Mädel entkleidet. Ich ahne sie bereits — entzückende, magere Gliedmaßen —, unbehilflich in jeder Bewegung. — Das habe ich ja gesucht — überall — und nirgends gefunden. Wie viele Modelle habe ich nun schon gehabt für das Bild? Keins taugte was. Ein Kind kann ich nicht nehmen, das würde der Idee nicht entsprechen; es muß ein Weib sein, ein Weib und doch eben noch unentwickelt, unberührt. — Suchen Sie das einmal, Anna, bei einem professionellen Modelle — man meint die Fingerspuren auf ihnen zu sehen. —

Neulich sah ich eine, von der ich was hoffte, ein Ladenmädel. Von Aktstehen wollte sie nichts wissen, das hielt sie für unanständig. Ich mußte ihr weismachen, daß ich sie aushalten wolle. Das hat mich 'ne ganze Masse Geld gekostet. Und wie sich das Mädel auszieht, da sehe ich's auf den ersten Blick — unbrauchbar. Sie war nicht schlecht gebaut, auch die Büste leidlich konserviert, aber es fehlte ihr eben jenes gewisse Etwas — ich kann's nicht beschreiben. Und das hat eben Ihre rothaarige Freundin."

„Das nützt Ihnen alles nichts, Reiner. Schlagen Sie sich's nur aus dem Sinn. Therese ist ein anständiges Mädchen."

„Zum Teufel! Die Kunst ist auch nicht unanständig. Wird ihr gerade was schaden, wenn sie in mein Bild kommt! Ein äußerst anständiges Sujet noch dazu. Ich habe mich jetzt entschlossen, das Ding in Lebensgröße zu malen, erst war's auf dreiviertel berechnet. Aber das schien mir nicht naturwahr genug. Die Staffage ist schon so gut wie fertig, nur die Hauptperson fehlte mir noch. Wenn das Bild glückt — ich wage kaum daran zu denken. Mache ich damit kein Aufsehen, dann will ich nur noch Stilleben malen."

„Wie war's denn eigentlich gedacht, Reiner? Ich habe noch gar nichts davon gesehen."

„Hören Sie mal her, Anna! Aber wirklich mit Ohr und Herz versuchen Sie mich zu verstehen."

„Ich werde es versuchen."

„Also: Meeresküste, öder, zerrissener Fels, ein Fetzen dunkelblauen Himmels, auf dem Gestein brütet grelles Mittagslicht. Leichtgekräuseltes, blaugraues Meer mit weißen Wellenkämmen in der Ferne, ein schmaler, grünlich durchsichtiger Streifen über gelben Ufersand

nach dem Felsen leckend. Das ist das Milieu. Haben Sie das, Anna? — Nun die Figuren. Ein Mädchen, lebensgroß, nackt, setzt eben zaghaft den vorgestreckten Fuß ins Wasser, die eine Hand auf dem zartschwellenden Busen, die andere hält sich ängstlich am vorspringenden Gestein fest. Ihre Kleider liegen im Bündel hinter ihr. Sie ist rothaarig. Die Flechten sind geöffnet, fließen ihr über die Schulter, verbergen aber so wenig wie möglich von dem knospenden Leibe. Der Gesichtsausdruck verlegen lächelnd, als schäme sie sich ihrer Nacktheit vor den Steinen. Aber ganz naiv — verstehen Sie, so wie Menschen lächeln, wenn sie sich unbeobachtet glauben — ohne Verstellung. Und gemalt muß das sein, daß man die Wärme zu fühlen glaubt, die von den Felsen zurückprallt, und den Wind sieht, der um ihre Glieder spielt. — Sehen Sie das alles vor sich, Anna — ja?"

„So ungefähr."

„Dann unterbrechen Sie mich nicht. Die Hauptsache kommt noch, der Haupteffekt, der eigentliche Trick. Hinter dem Mädchen, nein, beinahe über ihr, in den Klippen, lauernd — ein Kopf, ein Männergesicht, in furchtbarer Nähe, drohend über der Unschuld — nichts weiter als der Kopf, auf magerem Halse, geierartig, das übrige deckt der Fels. Wildes Haar, gierige Augen, Lippen, die vor wollüstiger Begierde lechzen — ein Raubtier, das sich an dem weißen Fleisch, seiner Beute, weidet."

„Das ist gut!"

„Nicht wahr?"

„Ja, das ist originell."

„Ich hab's ja gefühlt, als mir der Gedanke kam, blitzartig, wie einem so etwas kommt, das muß ein

Treffer werden. Wie hat man denn bisher die Unschuld dargestellt? Alles nur Allegorie, bloße Allegorie! Ich will sie leibhaftig darstellen, daß jedermann schreien soll, das ist sie. Monatelang trage ich die Sache nun schon mit mir herum, wenn ich die Augen zumache, sehe ich sie vor mir, daß ich mit Händen danach greifen möchte. Und wenn ich's auf die Leinwand werfen will, dann ist's aus. Dreimal habe ich mich schon drüber gemacht und hab's wieder weggewischt, immer war's 'ne steifbeinige Puppe geworden, ohne Leben und Wahrheit. — Ich brauche eben ein Weib, das mich inspiriert. Ich will keine Idealfigur schaffen, wie unsere Modekleckser, halb Engel, halb Gliederpuppe. Einen ganz bestimmten Körper will ich hinstellen, mit allen seinen Eigentümlichkeiten und Fehlern." —

Reiner war in seiner Erregung vom Bette gesprungen und durchmaß das kleine Zimmer, mit seinen großen Gliedmaßen stieß er überall an. Schließlich blieb er vor Anna stehen, die sich auf einem Stuhle niedergelassen hatte.

„Glauben Sie, daß sie es tut, Anna? — Halten Sie es für möglich? Sie sehen, was davon abhängt für mich."

„Soll ich Ihnen die Wahrheit sagen, Reiner? — Sie tut's nicht, niemals! Ich habe in meinem Leben kein schüchterneres, verschämteres Wesen gesehen als diese Therese. Sie ist eine von den Pflanzen, wie heißen sie doch gleich, die sich bei der geringsten Berührung sofort schließen."

„Glauben Sie denn nicht, Anna, daß ich einigen Eindruck auf sie gemacht habe?"

„Sie — auf Therese?"

„Ja, das dachte ich."

„Weil Sie ihr beim Table d'hote gegenüber gesessen haben — Reiner, Sie sind doch noch ganz der alte, unverbesserlich in Ihrer Eitelkeit." —

„Warum errötete sie denn so, als ich sie grüßte."

„Das tut sie immer, selbst wenn ich mit ihr spreche. Es ist krankhaft bei ihr — eine Art Manie, weiter nichts. Nein, guter Reiner, da haben Sie doch Ihre eigene Gefährlichkeit überschätzt." — Dabei blickte sie ihn nicht ohne Spott an.

Er fuhr sich in nervöser Hast mit der Hand durch die Haare. „Da soll doch gleich . . ." rief er ärgerlich. „Ich werde rasend, ich bin unglücklich, wenn aus dem Bilde nichts wird. Ein berühmter Mann könnte ich werden, und so gehe ich wahrscheinlich unter."

Anna zuckte die Achseln verächtlich. „Das starke Geschlecht!" sagte sie.

Er achtete nicht weiter auf ihre Bemerkung. „Wenn man Suggestion anwendete. — Dem Mädel den Gedanken in den Kopf setzen, daß sie überhaupt nicht anders könnte. Oder wenn man sich an die Tanten 'ranmachte, ich glaube, die alten Schachteln wären am Ende rumzukriegen, so oder so. — Was, Anna? Meinetwegen will ich mich auch als Freier aufspielen, wenn Sie denken, das könne was nützen. Glauben Sie, daß sie darauf anbeißen würden?"

„Sie sprechen doch hoffentlich nicht im Ernste, Reiner?"

„Mein heiligster Ernst! Wenn es der Kunst gilt, bin ich grausam, gemein, brutal. Ich fühle, ich könnte meine Mutter umbringen, wenn mich das förderte. Wozu ist so ein Mädel da? Doch nicht, um ihre Formen hinter einem schlecht sitzenden Korsett zu verstecken. Ich will ja nichts weiter von ihr, als zwei bis

drei Sitzungen. Sie mag sich die Augen verbinden, wenn sie so albern ist, sich ihrer Schönheit zu schämen. Meinetwegen kann auch ein anderes Frauenzimmer dabei sein — Sie zum Beispiel, Anna."

„Niemals!"

„Stellen Sie sich doch nicht so komisch an! Da wird für Frauenemanzipation geschwärmt und mit Gleichberechtigung der Geschlechter dicke getan. Hier zeigen Sie mal, daß Sie frei sind von Vorurteilen."

„Vorurteile sind's gewiß nicht."

„Was denn sonst?"

„In jedem anderen Falle würde ich Ihnen gerne behilflich sein."

„Warum denn in diesem nicht?"

„Weil ich das Mädchen kenne, und weil ich sie sehr lieb habe."

„Redensarten!"

„Sie ist ein beklagenswertes, krankes Geschöpf!"

„Was soll ihr denn fehlen?"

„Das kann ich Ihnen nicht einmal sagen. Dazu gehört eine Frau, um das zu verstehen."

„Das klingt ja sehr interessant."

„Und das soll niemand ausnutzen, wenigstens mit meiner Zustimmung nicht."

„Anna, machen Sie doch keine Ausflüchte. Was Sie da reden, hat ja alles gar keinen Sinn. Helfen Sie mir zu dem Modell. Dann will ich Ihnen fürs ganze Leben dankbar sein."

Er gab seinem Gesichte einen besonderen weichen, bittenden Ausdruck und suchte ihre Hand zu ergreifen.

„Anna, ich verspreche dir, ich will dein Sklave, dein Hündchen sein."

„Lassen Sie den Unsinn!"

„Anna — bist du eifersüchtig?“

Sie lachte kurz und hart. „Sie sind kindisch, Reiner.“

„Anna!“

„Nennen Sie mich lieber Fräulein Torsteson, das wird sich besser schicken. Außerdem haben wir das ‚Sie‘ miteinander ausgemacht.“

„Sie verweigern mir also Ihre Hilfe?“

„Ja!“

Er sah sie mit einem bösen Blicke an und unterdrückte einen Fluch. „Daß ihr Weiber in jede Sache eure persönlichen Gefühle mischen müßt.“

„Von persönlichen Gefühlen ist hier gar nicht die Rede.“

„Doch! Das machen Sie mir nicht weiß. Aus Ärger, weil Sie sich gekränkt fühlen, wollen Sie mir den Plan verderben.“

„So viel sind Sie mir jetzt gar nicht mehr wert, Reiner,“ sagte sie, und ihre sonst matten, verschleierten Augen blitzten ihn an.

„Nun, dann sind wir ja fertig!“ Er setzte den Hut auf und schlug ihn mit der flachen Hand an den Kopf fest. „Ich werde das Mädel auch ohne Sie kriegen, das versichere ich Ihnen.“

Damit drängte er sich an ihr vorbei, sie unsanft anstoßend, und schmetterte die Tür hinter sich ins Schloß.

* * *

Vom nächsten Tage an kam der Maler Reiner täglich zum Table d'hote des Hotels.

Anna Torstesons scharfem Blicke entging es nicht, daß er sich Haupt- und Barthaar hatte zustutzen lassen. Auch trug er ganz gegen seine sonstige Gewohnheit einen schwarzen Gehrock. Von Öl- und Farbenflecken war nichts an dem ganzen Manne zu bemerken.

Der Oberkellner hatte ihn auf besonderen Wunsch, dem Reiner durch ein Stück Edelmetall vermehrtes Gewicht gegeben, neben die „holsteinischen Damen", wie sie im Hotel hießen, gesetzt.

Der Maler saß Seite an Seite mit Fräulein Pauline Köhne und nahm schon nach dem Fisch die Gelegenheit wahr, als sie nach der Wasserflasche griff, sich behilflich zu erweisen und ein Gespräch anzuknüpfen. In wohlgesetzten Redewendungen sprach er vom Wetter, der Umgebung Dresdens und dem Theater. Das alte Fräulein, das anfangs etwas erschrocken war, als ihr Nachbar sie anredete, begann nach einiger Zeit zu finden, daß er ein artiger junger Mann sei, der sehr nett Unterhaltung zu machen verstünde, und folgte seinen Worten mit sichtlichem Wohlgefallen.

Therese saß zwischen Tante Pauline und Anna Torsteson. Das Mädchen hatte in dem letzten halben Jahre viel an Lieblichkeit gewonnen. Ihre Reize waren auch jetzt noch keine aufdringlichen, aber sie fesselten, wenn man einmal auf diese Erscheinung aufmerksam geworden war.

Diese gesenkten Augen, die, wenn sie kurz und scheu aufgeschlagen wurden, sagen zu wollen schienen: „berühre mich nicht, auch mit den Blicken tu's nicht!" und jene zaghafte Befangenheit ihrer Bewegungen, die von der Besorgnis sprach, auch nur etwas von dem Körper ahnen zu lassen — hatten etwas Rührendes und zugleich die Phantasie Anreizendes.

Wie verschieden von Therese war die, welche neben ihr saß, Anna Torsteson. Aus diesen Zügen sprach Arbeit, Überwindung, und wenn Sinnlichkeit darin lag, so war sie zurückgedämmt.

Die Bekanntschaft zwischen Anna und den hol-

steinischen Damen war bei Tisch entstanden. Später hatte sich dann die Malerin angeboten, Therese Malunterricht zu erteilen.

Theresens Talent entwickelte sich unter dieser Anleitung gar nicht übel. Sie war gewiß nicht genial, aber sie besaß einen ausgesprochenen Sinn für formale Schönheit. Anna hatte das bald herausgefunden und nahm Therese häufig mit in die Galerie, um sie ihren Geschmack an wirklichen Kunstwerken bilden zu lassen.

Auch die Tanten freundeten sich mit der Malerin an. Man ging gemeinsam ins Theater und besuchte die Sehenswürdigkeiten der Stadt.

Weitere Bekannte hatten die Damen Köhne nicht. Sie waren echte norddeutsche Naturen in ihrer Schwerfälligkeit und Zurückhaltung. Selbst in Franzensbad, wo sie nahe an zwei Monate gewesen, hatten sie keinerlei Badebekanntschaften angeknüpft. Um so fester hielten sie an der einmal geschlossenen Freundschaft mit Anna Torsteson.

Bei den intimen Beziehungen, die sich zwischen den Frauen gebildet, hatte es nicht fehlen können, daß Anna gelegentlich nach Theresens Eltern forschte. Die sichtliche Bestürzung, in welche die Tanten durch diese Frage gerieten, machte Anna stutzen, sie fragte nicht weiter. Gelegentlich erfuhr sie dann einmal, daß die alten Damen Schwestern von Theresens Vater seien, und nun gab ihr der Unterschied der Familiennamen Aufschluß über die Abkunft des Mädchens.

Anna Torsteson hatte eine wirklich tiefe Neigung zu Therese gefaßt. Es war mehr als Mädchenfreundschaft. Innigstes Mitleiden lag dem Gefühle zugrunde. Wenn jemand das rothaarige Mädchen zu begreifen imstande war, so war es Anna. Sie verstand die Sprache

von Theresens scheuen Blicken, sie begriff, warum das Mädchen so plötzlich und scheinbar ohne Grund die Farben wechselte und den Arm der Freundin mit einer Kraft drückte, die niemand diesen zarten Fingern zugetraut hätte.

Wie war sie heute wieder erbebt, als der schwarzbärtige Maler eintrat und mit einer Verbeugung, die ebenso gut Therese als Anna gelten konnte, Platz nahm. „Ich werde das Mädchen auch ohne Sie kriegen," so klang's noch in Annas Ohren. „Niemals!" sagte sie zu sich und sah mit besonderem Interesse auf das liebliche Gesicht neben sich. Weibliche Schamhaftigkeit mischte sich in ihre Gefühle, ein Rest von Prüderie. Sie hatte in diesem Augenblicke ganz vergessen, daß sie für Ibsen schwärme und in schwedischen Blättern für Frauenemanzipation manche Lanze gebrochen hatte.

Eifersucht erfüllte sie — freilich im entgegengesetzten Sinne, wie sie der Maler gestern gemeint hatte. Die Zeiten waren für Anna vorüber und begraben, wo Reiners wehender Bart und seine dunklen Augen Eindruck auf sie gemacht hatten.

Zehn Jahre war sie nun schon von der Heimat fort. In Paris hatte sie sich einige Zeit aufgehalten, dann in Deutschland. Keinen Bissen hatte sie in der Fremde gegessen, den sie sich nicht selbst verdient. Als sie von ihrer alten Mutter in Stockholm weggegangen, hatte sie nicht geglaubt, die Fahrt werde so lange dauern. In jugendlichem Vertrauen auf ihre Kraft und ihr Talent meinte sie, zwei, drei Jahre würden genügen, um ein kleines Vermögen zu erwerben. Es brauchte ja nicht so außerordentlich groß zu sein, nur so viel, um eine Aussteuer zu beschaffen und einige Hundert übrig zu haben für den Anfang. Aber das war ganz

anders gekommen, als sie gedacht. Wie viele gab es, gegen die sie ein Stümper war in ihrer Kunst, und wie viele mehr noch, die sich ganz anders auf ihren Vorteil verstanden, als dieses hartköpfige Mädchen, mit seinen Schrullen von Selbstachtung und Ehrgefühl. Wirklich hatte sie nach einigen Jahren in Paris sich einige hundert Francs erspart, aber da merkte sie aus seinen Briefen, daß der Mann, dem zuliebe sie diesen übermenschlichen Kampf focht, matter, hoffnungsärmer, kühler wurde. Jäh, wie sie war in ihren Entschlüssen, stellte sie ihn vor die entscheidende Frage. Die laue Antwort verletzte sie nur noch tiefer. Sie schrieb ihm ab und versuchte sich mit dem bittersüßen Bewußtsein zu trösten, daß sie es gewesen, die einen Unwürdigen verstoßen habe.

Damals kam sie beinahe unter die Räder, aber sie rettete sich doch noch unbeschmutzt.

Von Paris aus ging sie nach München, wo sie mehrere Jahre verweilte. Die empfangene Wunde vernarbte allmählich. Sie lernte Reiner kennen. Sein guter Wuchs und das Dunkel seiner Augen und Haare machten Eindruck auf ihre Sinnlichkeit. Aber Anna trug von der früheren Erfahrung her einen Stachel in sich, der sie rechtzeitig warnte, wenn ein Mann sich in ihr leicht erregtes Gefallen einschleichen wollte. Mit selbstquälerischer Leidenschaft bekämpfte sie die weichen, hingebenden, weiblichen Seiten ihrer Natur. Sie triumphierte, als sie sich auch diesem Manne gegenüber so weit frei gemacht, um ihn als Schwächling verachten zu können. Es war klare Resignation in ihren Gefühlen, aber auch die gereizte Bitterkeit des getäuschten Mädchens.

Inzwischen glaubte sie sich darein gefunden zu haben, eine alte Jungfer zu werden. Sie war stoischer

geworden oder vielmehr eine dickere Kruste lagerte auf der Glut ihres Innersten.

Immer seltener wurden für dieses Mädchen die furchtbaren Stunden, wo sie mit allen Kräften des Willens ankämpfen mußte gegen eine dunkele Gewalt in ihrer Natur. Ein heißer Kampf zwischen einem brünstigen Teufel und dem kühlen Engel Vernunft.

* * *

Einige Tage später gingen Anna Torsteson und Therese zur Galerie.

Es war ein Tag, an dem kein Entree gezahlt zu werden brauchte, und die Menge der Schaulustigen war infolgedessen groß. In allen Sälen drängten sich die Menschen: Künstler und Laien, Fremde und Einheimische, Pensionate, Engländer in grauen Reiseanzügen mit roten Baedekern, junge Amerikanerinnen mit offenem Haar, alte Damen in jugendlichen Toiletten, Leute mit Brillen, an die sie noch Operngucker hielten, Menschen, die eifrige Studien zu machen schienen — einzelne trugen sogar Notizen in ihre Briefmappen ein — andere, die nur die Bilder der Beachtung wert fanden, welche drei oder mindestens zwei Sternchen im Baedeker hatten, welche, die nur gekommen zu sein schienen, um sich auch einmal auf einem rotplüschnen Rundsofa wälzen zu können; andere, die eingehende Toilettenstudien machten und hin und wieder gähnend nach einem Bilde schielten. Und dann die schreckliche Spezies derer, die ihre Unkenntnis in Kunstsachen nicht für sich als stillen Schmerz zu tragen vermögen, die Verzweiflung aller wirklich ernsthaften Betrachter.

Anna Torsteson und Therese betraten den Rembrandtsaal. Links dicht am Eingang saß einer der

wenigen Maler, welche heute kopierten, von einer neugierig gaffenden Menge umstanden.

Unwillkürlich blieben die Mädchen stehen, um einen Blick auf die Kopie zu werfen. Das Bild war Rembrandts erste Frau mit der Nelke in der vorgestreckten Hand.

Plötzlich erschrak Anna. Jetzt erst hatte sie auf den Maler geblickt, der in seiner grauen Überziehbluse zusammengebückt vor der Kopie saß und eben Farben auf der Palette mischte. Die breiten Schultern und das dunkele Haar waren ihr bekannt.

„Komm — wir wollen gehen," sagte sie zu Therese, und wollte sie wegziehen. Aber es war schon zu spät. Der Maler, vom Klange der Stimme getroffen, wandte sich rasch um und erkannte die beiden.

Anna fühlte, wie Therese ihren Arm heftig drückte. Der Maler war schnell aufgestanden und drängte sich durch die Umstehenden. Er verneigte sich vor den beiden und entschuldigte seine Bluse. Er habe freilich keinen Damenbesuch erwartet, meinte er und versuchte, unbefangen zu lächeln.

Anna Torsteson beeilte sich, ihm zu erklären, daß nur der Zufall sie vor sein Bild geführt habe. „Um so glücklicher preise ich mich," erwiderte er und warf einen nicht mißzuverstehenden Blick nach Therese hinüber, die wie mit Blut übergossen dastand. Anna ergriff das Mädchen am Arme und wollte sich mit einem wenig freundlich klingenden: „Guten Morgen!" von dem Maler trennen; aber der war nicht so leicht abzuschütteln, er folgte ihnen und bot sich an, die Damen zu führen.

„Ich glaube die Galerie zu kennen," meinte Anna, und sah ihn finster an. Er überhörte das und machte

sich mit irgendeiner banalen Bemerkung an Theresens Seite.

Man war in die Zimmerflucht gekommen, wo die kleinen Niederländer hängen. Reiner wies Therese auf dieses und jenes Bild hin und richtete hin und wieder Fragen an das Mädchen, die sie mit gesenktem Blicke kaum hörbar beantwortete.

Anna ging mit düsterer Miene neben ihnen; auf ihren Wangen erschienen ein paar rote Flecke, die Blicke, die sie ihm zuschoß, weissagten nichts Gutes, doch der Maler kehrte sich nicht daran.

Er hatte inzwischen angefangen, von seiner Malerei zu sprechen. Das Kopieren, meinte er, sei nur eine Arbeit zweiten Grades. Selbstschaffen, Komponieren, das allein wäre des Künstlers würdig. Dann erzählte er Therese von seinem Atelier und von einem geplanten Gemälde, das ihn jetzt ganz beschäftige.

Aber er kam damit nicht weit. Anna unterbrach ihn schroff. „Wir müssen nach Haus — komm, Therese!"

„Noch eine Viertelstunde, Fräulein Torsteson," bat er und machte ihr beschwichtigende Zeichen mit den Augen. „Vielleicht interessiert sich Fräulein Mahlmann für die neuere Abteilung."

„Nein!" sagte Anna und schlug den nächsten Weg nach dem Ausgange ein, ihn ohne Abschied stehen lassend.

Auf dem Rückwege zum Hotel war Anna Torsteson sehr erregt. Sie gebrauchte Ausdrücke, wie: „gewissenloser Mensch — gefühlsroher Egoist." So kam es, daß sie wenig auf die Züge Theresens achtete, die sehr blaß war und wie geistesabwesend vor sich hinstarrte. — —

Anna hielt es nach diesem Erlebnisse für ihre Pflicht, den Damen Köhne einen Wink in Bezug auf

den Maler zu geben. Seine wirklichen Absichten enthüllte sie nicht, sie beschränkte sich darauf, ihn als einen „gefährlichen Menschen" zu bezeichnen, vor dem man sich in acht nehmen solle.

Die alten Mädchen waren nicht wenig erschrocken, besonders Pauline fiel geradezu aus den Wolken. Ihr Tischnachbar, dieser wohlerzogene, liebenswürdige junge Mann, ein gefährlicher Mensch! — Antonie dagegen behauptete, er habe ihr von Anfang an nicht gefallen, sie habe gleich gemerkt, daß er etwas im Schilde führe. Und Pauline mußte zugeben, daß sie zu leichtgläubig gewesen sei. Auf einmal wollten auch ihr seine Augen, deren Ausdruck sie ganz im stillen so „seelenvoll und romantisch" gefunden, falsch und voller Tücke erscheinen.

Als Reiner an diesem Tage zum Table d'hote kam, fand er die Tischordnung völlig geändert. Neben ihm saß Anna Torsteson. Therese war auf jeder Seite von einer Tante flankiert.

Er aß mit schlecht verhehltem Ärger, sprach kein Wort mit Anna und entfernte sich noch vor der süßen Speise.

Die Eröffnung, die Anna den alten Damen gemacht, brachte bei diesen den längere Zeit gehegten Plan, von Dresden abzureisen, zur Reife.

Die beiden hatten schon lange Heimweh empfunden nach ihrem Häuschen droben in Holstein, nach dem Garten mit dem grünen Stacketenzaun; jetzt, wo der Winter zu Ende ging, kam ja die Zeit, wo der Zaun angestrichen werden mußte. Auch das Gartenland war vorzubereiten für die zeitigen Gemüse. Und nach vielen anderen Dingen fühlten die alten redlichen Seelen Sehnsucht, nach ihren Spaziergängen an den Dünen und dem Geruche der Watten, vielleicht auch nach

Sanitätsrat Dehnhardt — wenigstens Pauline erwähnte ihn oft und seufzte im geheimen.

Was waren alle Kunstschätze Dresdens für diese beiden gehalten gegen ihre gemütliche Wohnstube mit dem weißen Kachelofen, in dem man die Milch so gut wärmen konnte, und dem Kanarienvogel, der zugedeckt werden mußte, wenn sich die Menschen unterhalten wollten, weil er sonst unfehlbar dazwischen schrie — und all dem übrigen alten, lieben Hausrat.

Wie viel wertvoller war ihnen das alles in der Erinnerung geworden während dieses Winters, der ihnen so schrecklich lang und öde hingeschlichen am fremden Orte, unter lauter wildfremden Menschen, mit unverständlichen, verletzenden Sitten. Da war die amerikanische Familie mit den vielen Töchtern, der Schrecken der Damen Köhne. Trug doch die Alte mit dem roten Gesicht und den langen, weißen Locken an einem Finger nicht weniger als vier Ringe, die dicht mit verschiedenfarbigen Steinen besetzt waren. Und an öffentlicher Mittagstafel trank sie Milch mit Kognak gemischt, während die jüngste Tochter mit dem langen Haar und den kurzen Kleidern nie ohne ihren Schoßhund zu sehen war, selbst bei Tisch nicht, wo sie ihn küßte und mit allem, was auf die Tafel kam, fütterte.

Und zu guter Letzt dieser Maler, dieser „gefährliche Mensch“. Was für Erfahrungen! Vor solchen Erlebnissen war man doch daheim sicher, Gott sei Dank! Und mächtig erfaßte sie die Sehnsucht nach der Heimat. Wie zu einem verlassenen Geliebten zog sie's reuevoll zurück. —

Die Abreise war so gut wie beschlossen. Als man aber Therese gegenüber davon sprach, zeigte das Mädchen eine wunderbare Anwandlung. Sie wurde ab-

wechselnd bleich und rot und kämpfte mit den Tränen. Man fragte sie nach dem Grunde ihrer Erregtheit, sie konnte oder wollte ihn nicht sagen. Schließlich artete ihr Zustand in einen Weinkrampf aus. Selbst Anna Torsteson, ihre Vertraute, welche von den erschrockenen Tanten herbeigerufen worden war, vermochte nichts auszurichten mit Therese.

Die alten Damen befürchteten einen der Anfälle, die seit Franzensbad nicht mehr aufgetreten waren, und ließen einen Arzt rufen.

Dieser, ein jüngerer Mann mit kurz angebundenen Worten und luftigen Manieren, die sehr gegen das gemessen würdevolle Benehmen Doktor Dehnhardts abstachen, stellte Fragen, die den Tanten sehr indiskret erschienen. Er wollte das junge Mädchen ganz untersuchen, doch das wurde ihm nicht gestattet. Er zuckte die Achseln, maß den Puls und behorchte den Herzschlag, sprach von überreiztem Nervensystem, ließ Worte wie Hysterie und Neurasthenie fallen und ging schließlich von dannen, die Tanten so klug zurücklassend, wie sie zuvor gewesen waren.

Daß diese Ärzte alle so unanständig sein mußten. Der Badearzt in Franzensbad hatte die Tanten ebenfalls aus einem Erröten in das andere gejagt, als er Theresens Zustand besprochen. Selbst Sanitätsrat Dehnhardt konnte von dieser schlechten Angewohnheit nicht ganz freigesprochen werden.

Natürlich konnte nun an Abreisen nicht gedacht werden. Schweren Herzens sahen die Tanten ihre Hoffnung zu Wasser werden. Nun war kein Gedanke mehr daran, in diesem Frühjahre die ersten Radieschen selbst aus den Frühbeeten ziehen zu können und die Rosenstöcke mit eigener Hand zu lüften.

Anna Torsteson war viel an Theresens Bette, deren Zustand sich langsam besserte.

Eines Tages — die Tanten waren außer Hörweite, Anna hatte ihr vorgelesen — griff die Rekonvaleszentin plötzlich nach der Hand Annas. Diese sah mit Staunen ein völlig verändertes Gesicht vor sich, hochrot, mit weiten, eigentümlich leuchtenden Augen, fliegenden Nasenflügeln, vorgestreckten, trockenen Lippen.

„Was hast du, Therese?"

„Ach Anna! — Ist er nicht ein schöner Mann?"

Anna erschrak im Innersten über diese Frage, die ihr mit blitzartiger Helle einen Abgrund bis in seine dunkelste Tiefe erleuchtete.

„Kind, was soll das heißen — wen meinst du?"

Anna wußte es, wen sie meinte, auch ohne eine Antwort. Sie fühlte die kleine, eiskalte Hand in der ihren beben, sah den Busen fliegen und das Leuchten der Augen, aus dem eine kranke Phantasie sprach. Wenn Anna das Mädchen jemals verstanden hatte, so war es in diesem Augenblicke. Aber das Verständnis schnitt ihr durchs Herz. Sie kannte die Qualen, die aus diesen entstellten Zügen sprachen; im Innersten waren sie doch verwandte Naturen.

„Unsinn — Unsinn!" sagte Anna und dachte hundert andere Gedanken, während sie die vier Silben sprach.

„An so was darf man gar nicht denken," fuhr sie fort. „Hörst du, Therese! Versuche dich zu bezwingen. Es geht — man kann's unterdrücken."

Therese war inzwischen in die Kissen zurückgesunken, ihr Gesichtsausdruck hatte gewechselt, die Ekstase war vorüber. Jetzt kam die Scham über sie. Sie verbarg ihr Gesicht und brach in krampfartiges Schluchzen aus. — —

Anna Torsteson ging in den nächsten Tagen mit schwerem Kopf und noch schwererem Herzen umher. Sie sah keinen Rat für Therese. Sollte man die Tanten einweihen? Sie waren nicht die Personen, überhaupt zu begreifen, um was es sich hier handle.

Eins stand fest in Annas Willen, Reiner sollte keine Gelegenheit finden, diesen Zustand des armen Kindes auszunutzen. Sie haßte ihn jetzt, diesen groben, brutalen Patron. Seine pöbelhaften Hände sollten das Mädchen nicht berühren.

Reiner sprach Anna in dieser Zeit einmal auf der Straße an, er wagte es, sich nach Theresens Befinden zu erkundigen, deren Unwohlsein er in Erfahrung gebracht hatte. Ein haßerfüllter Blick war die einzige Antwort, die er erhielt.

* * *

Das Frühjahr war zeitig angebrochen und Therese schon mehrfach ins Freie gekommen.

Eines Nachmittags schlug ihr Tante Pauline einen Spaziergang in den großen Garten vor. Frische Luft und Bewegung, das hatten ja alle Ärzte übereinstimmend dem jungen Mädchen verordnet.

Es war ein sonniger Apriltag. Therese trug ein neues Frühjahrskleid zum ersten Male, das in den Händen einer Dresdner Schneiderin eine etwas modischere Fasson angenommen hatte, als sie das junge Mädchen bis dahin zu tragen gewohnt war. Auch ein neuer bunter Sonnenschirm war für Therese gekauft worden. Tante Paulinens Gefühle waren geteilt zwischen der Freude über die elegante Erscheinung ihrer Nichte und der Besorgnis, das junge Mädchen sei doch vielleicht etwas zu extravagant gekleidet und könne dadurch die

Blicke der Passanten, womöglich der Männer, auf sich ziehen.

Man ging über die Bürgerwiese, ohne Abenteuer zu erleben. Alle Welt hatte Frühjahrstoiletten angelegt, Tante Pauline sah viel buntere Schirme, als der ihrer Nichte war, und beruhigte sich allmählich.

An einem kleinen, in den Anlagen gebetteten Teiche stand eine Gruppe Knaben, welche die Fische mit Brotkrumen fütterten. Unwillkürlich blieben die beiden stehen und sahen dem Spiele zu. Es war lustig zu betrachten, wie eine Menge rundlicher Fischmäuler aus dem Wasser hervorlugten und ungeschickt schmatzend die zugeworfenen Brotkrumen einsogen. Tante Pauline freute sich im stillen, was für ein vergnügtes Gesicht Therese mache und wie hell ihr Lachen klang.

Das Mädchen war ganz in den Anblick eines Goldfisches versunken, der abseits von den anderen sein besonderes Spiel mit einem Stück Brot trieb, das er einschluckte und dann wieder von sich gab, um es vor sich her zu treiben, als plötzlich Pauline die Nichte an der Hand ergriff und sie mit sich fort zog, die schnellste Gangart einschlagend.

Therese fragte erstaunt, was es gäbe.

„Nichts, nichts! Komm nur. — Der Aufenthalt am Wasser ist nicht gut für dich.“

Das alte Fräulein war ganz verstört und sah sich häufig um, als glaube sie sich von jemandem verfolgt. Sie beruhigte sich erst, nachdem man, nach mannigfachem Kreuz- und Quergehen, in die schattigen Gehölze des großen Gartens eingebogen war.

Vom schnellen Gehen war ihnen warm geworden. „Laß uns ein wenig niedersitzen,“ meinte Tante Pauline schließlich.

Man war nicht weit von einem Spielplatze. Hier ließen sie sich auf einer Holzbank nieder. Ringsum saßen Kinderfrauen und Mütter in dem hellen, wärmenden Sonnenscheine, schlafende Babis im Arme oder vor sich im Kinderwagen. In der Mitte des Platzes tummelte sich laut durcheinander zwitschernd eine Schar von Kleinen, andere spielten auf Sandhaufen.

Dem alten Mädchen war vorhin ein arger Schreck in die Glieder gefahren, nachträglich noch fühlte sie ihre Glieder zittern; ihr war so matt und schlafsüchtig zumute geworden in der weichen Frühjahrsluft. Aber einschlafen wollte sie um keinen Preis; sie mußte ja Therese bewachen.

Um sich wach zu erhalten — denn immer schwerer wurden ihr die Augenlider —, fixierte sie eine Gruppe spielender Kinder. Ein Mädchen von etwa zehn Jahren erteilte hier einer Anzahl Hosenlätzen Kochstunde. Sie hantierte sehr flink mit Holzformen, die mit Sand gefüllt und dann umgestülpt wurden. Merkwürdig, wie die Kinder vor Tante Paulinens mit großer Kraftanstrengung aufgerissenen Augen wuchsen und wuchsen und dann immer mehr in die Ferne rückten — in ganz unermeßliche Fernen, so dünkte ihr. Und dabei hörte sie die feinen Stimmchen doch ganz nahe zirpen. „Das ist der Braten und das der Fisch," sagte jetzt das Mädchen. „Kannst du auch Sandtorte machen?" fragte ein anderes. Über das Wort „Sandtorte" verwirrten sich Tante Paulinens Begriffe völlig. Sand — Sand! dachte sie, spielten sie denn nicht vorhin mit Sand? — und nun Sandtorte? Über dieses unergründliche Mysterium kam sie nicht hinweg, und mit dem unbestimmten und äußerst peinlichen Gefühl, daß den Kindern eine große Gefahr drohe und daß sie selbst sich nicht erheben

könne, weil sie bis zu den Knien im Sande stecke, schwand ihr das Bewußtsein.

Therese bemerkte, daß die Tante eingenickt sei. Sie sann über deren eigentümliches Benehmen nach, vorhin am Wasser. Daß wirklich Besorgnis um ihre Gesundheit der Grund dazu gewesen, wollte dem Mädchen nicht recht in den Sinn. Und merkwürdig, je mehr sie über den Vorfall nachdachte, je wahrscheinlicher wurde es ihr, daß der schwarzbärtige Herr vom Table d'hote in ihrer Nähe gewesen sein müsse.

Eine freudige Aufregung durchschauerte sie, zugleich ergriff sie ein eigentümliches Bangen. Ob er ihr etwa nachgegangen war? Daß er etwas von ihr wolle, war ganz sicher, sie entsann sich zu genau des Blickes, den er ihr über Tisch zugeworfen, und wie erregt er neulich in der Galerie gewesen war. Therese war keine schlechte Beobachterin trotz ihrer äußeren Befangenheit; sie sah mit gesenkten Augen. Auch Anna Torstesons auffälliges Verhalten dem Maler gegenüber war ihr nicht entgangen. So machte sich das Mädchen Gedanken über jeden Vorgang in ihrer Umgebung. Was ihr auffällig war, bewegte sie lange und lebhaft in ihrem Innern und sann eifrig nach über die tieferen Zusammenhänge. Wo Lücken blieben, dichtete sie sich Verbindungen hinzu.

Therese hatte in der letzten Zeit viel gelesen, hauptsächlich Romane. Denn natürlich hatten sich die Tanten, um die Langeweile der Reise zu überwinden, in die Arme einer Leihbibliothek geflüchtet, und da man für Theresens geistige Vervollkommnung nach wie vor besorgt war, durfte auch sie an diesem Bildungsmittel teilhaben. Das junge Mädchen hatte durch diese Lektüre mancherlei erfahren, das ihrem Bewußtsein bis dahin

fremd gewesen war. Auch der Besuch der Bildergalerie blieb nicht ohne Einfluß auf ihre Gedankenwelt. Und nun mischte sich in ihrer allezeit geschäftigen Phantasie Gelesenes, Erlebtes und Erschautes.

Da hing zum Beispiel ein Bild in der Galerie, ein Mann mit einem schönen, bärtigen Kopfe. Was das Bild eigentlich darstelle, wußte Therese selbst nicht, es waren noch andere Figuren darauf, aber für sie existierte nur diese eine, die etwas unendlich Anziehendes für sie hatte. Sie suchte es stets so einzurichten, daß Anna Torsteson mit ihr in den Saal ging, wo jenes Bild hing. Wie von einer verbotenen Frucht kostete sie von dem Genusse, einen kurzen, scheuen Blick warf sie nach jener Gestalt mit dem bärtigen Kopfe, und den ganzen Tag über zehrte sie mit heimlicher Wonne an dem Eindrucke.

Und was das Wunderbarste war, seit einiger Zeit vermischten sich in ihrer Phantasie die Züge jener Gestalt mit anderen, wirklich erschauten. Wenn sie an das Bild dachte, mit geheimem Entzücken, so trat ihr aus demselben ein bekanntes Gesicht entgegen, wie bei der langsamen Wandlung des Transparents durch eine Laterna magica. Dieser Vorgang hatte für sie selbst etwas Unheimliches, und gerade dies Grauen reizte sie, immer wieder das aufregende Phantasiespiel vorzunehmen.

Therese saß neben der schlummernden Tante, die ohne Rückenlehne in äußerst unbequemer Situation halb zur Seite gesunken hockte. Das junge Mädchen starrte vor sich hin, gedankenlos zeichnete sie einige Schnörkel in den Sand. Vor ihrem inneren Auge entschleierte sich soeben wieder jenes Zwittergeschöpf ihrer Phantasie, als ein Geräusch wie von vorsichtig

nahenden Schritten und ein Räuspern hinter ihr laut wurden. Gleich darauf ertönte ein „Fräulein — Fräulein!“ in ihrem Rücken.

Therese wandte sich unwillkürlich um, und mit einem Schrecken, der ihr lähmend durch alle Glieder fuhr, sah sie Reiner. Er hielt den Hut in der Hand, in seinem Mienenspiele drückten sich Unruhe und Verlegenheit aus. Im Flüstertone sprach er zu Therese, immer die schlafende Tante im Auge behaltend: „Ich ging ganz zufällig hier vorbei und da sah ich Sie sitzen.“ — Weiter kam er nicht; die Schlafende verlor in diesem Augenblicke das Gleichgewicht völlig, sie stieß unsanft mit dem Arme auf die Bank auf und öffnete die Augen, schlaftrunken um sich blickend.

Sie starrte den Maler einen Augenblick sprachlos an, offenbar erkannte sie ihn noch nicht. Reiner machte ihr eine Verbeugung und stammelte eine Entschuldigung. Da begriff sie und sprang mit entsetzter Miene auf.

„Therese, komm weg!“

„Aber, Fräulein — gnädiges Fräulein, weshalb denn? Ich bin doch kein wildes Tier.“

„Nein, nein — das geht nicht! Komm, Therese!“

Reiner ließ nicht ab, er hielt gleichen Schritt mit den beiden. „Fräulein — gnädiges Fräulein!“ sagte er, „hören Sie mich doch einmal erst an. Ich will Ihnen eine Erklärung geben.“ — Aber er fand kein Gehör, immer schneller eilte das alte Mädchen von dannen und zog die Jüngere mit sich fort.

Schon waren andere Spaziergänger auf das eigenartige Gebaren der drei Leute aufmerksam geworden. Reiner mußte einen Skandal befürchten und gab die Verfolgung auf. Wütend schlug er einen Seitenweg ein, vor sich hin fluchend.

Pauline und Therese eilten inzwischen der Hauptallee zu. Hier rief die Tante eine Droschke an, in die sie sich samt der Nichte vor dem vermeintlichen Verfolger barg. Noch vom Wagen aus hielt sie ängstlich Umschau, ob er hinter ihnen drein sei.

Erst als man durch gepflasterte Straßen rollte, wurde sie ruhiger. „Ein schrecklicher — ein ganz gefährlicher Mensch!“ wiederholte sie noch immer zitternd. „Armes Thereschen — ach, mein armes Thereschen — du mußt dich doch furchtbar geängstigt haben.“

Therese hatte noch kein Wort geäußert. Sie war sehr blaß. Die Tante schrieb das der ausgestandenen Angst zu und meinte, sie müßten alle beide Zuckerwasser trinken, sobald sie zu Haus wären; sie hielt das für ein probates Mittel gegen die Folgen des Schreckens.

Ganz andere Gefühle, als die Tante annahm, beherrschten die Seele des jungen Mädchens. Tiefes Bedauern erfüllte sie, daß ihre Unterredung mit dem Maler unterbrochen worden war. Sie hatte das Gefühl, um etwas sehr Großes gekommen zu sein, etwas sehr Wichtiges versäumt zu haben.

Man hielt vor dem Hotel. Natürlich erfuhr Tante Antonie das Abenteuer brühwarm aus dem Munde der Schwester. Sie erklärte rund heraus, nun könne sie keine Gewalt der Erde länger in Dresden halten.

Therese weinte diesmal nicht, im Gegenteil, sie war sehr ruhig, aber die besorgten Tanten schafften sie doch zeitig ins Bett. Bald schloß das Mädchen die Augen, und die Tanten, im Glauben, sie schlafe, verließen das Zimmer.

Einmal glaubte Tante Pauline im Nebenzimmer einen Seufzer zu hören. Schnell ging sie hinüber. Als

sie aber an Theresens Lager trat, lag das Mädchen mit geschlossenen Augen da, ruhig atmend. „Wie friedlich sie daliegt," flüsterte die alte Dame, und rief ihre Schwester herbei: „Antonie, komm, das mußt du wirklich sehen — aber tritt leise auf."

Die andere kam auf den Zehenspitzen herbei, und nun standen die beiden alten Mädchen da und weideten sich an dem Anblicke ihres Lieblings.

Theresens Nachtjacke stand ein wenig offen und ließ den Ansatz der zarten Brust sehen, die kleinen Hände mit den feinen, spitz zulaufenden Fingern lagen auf der Decke, die roten Lippen in dem weißen Gesichte ließen den Atem gleichmäßig kommen und gehen.

„Das Bild der Unschuld," sagte Tante Pauline. „Gott behüte und bewahre sie!"

Kaum hatten die Tanten das Zimmer verlassen, so öffnete Therese die Augen. Ihr Geist war wacher denn je und hatte in dieser Nacht schon weite Wanderungen hinter sich. Sie setzte ihr Gedankenspiel fort, mit strahlenden Augen, hin und wieder glückselig lächelnd. Dann wieder flüsterte sie leise vor sich hin und streckte die Arme aus, in Sehnsucht nach etwas, das sie nicht kannte, nur ganz, ganz dunkel ahnte.

Er stand vor ihren Augen, nicht so, wie sie ihn heute gesehen hatte, nein, größer, herrlicher, eine Idealgestalt, jenem Bilde ähnlich in der Galerie, und doch ganz Mensch, mit jenem Blicke, den er gehabt hatte, als er sie zum ersten Male ansah.

Im Geiste lebte sie das Abenteuer des vergangenen Tages noch einmal durch. Zum wievielsten Male! Mit verzückter Phantasie malte sie sich aus, was gekommen, wenn Tante Pauline nicht erwacht wäre. Eine romantische Entführungsgeschichte, die sie in der letzten

Zeit gelesen, wob sich wunderbar dazwischen. Sie ließ ihn im Geiste Worte und Fragen an sie richten und legte sich selbst Antworten in den Mund, wie sie in Wahrheit niemals über ihre Lippen gekommen sein würden.

Wie im Fieber lag sie da. Ihre Glieder waren feucht geworden vom Schweiß, den die Aufregung herausgetrieben. Am liebsten hätte sie die Decken von sich geschleudert, aber sie fürchtete, die Tanten möchten sie noch einmal aufsuchen. Wie gleichgültig waren ihr die beiden alten Mädchen im Grunde. Auch nicht ein Gran von Dankbarkeit war in diesem Herzen für die selbstlosen Wohltäterinnen.

Die Nacht verging im Wachen, gegen Morgen fröstelte dem Mädchen. Sie hätte jetzt gern geschlafen. Noch einmal kehrte sie zu dem vorigen Gedankengange zurück, und sehnend streckte sie die Arme aus ins Leere.

* * *

Die Tanten hatten die Abreise auf einen der nächsten Tage festgesetzt. Eingedenk der jüngsten Erfahrungen beschlossen sie, Therese erst im letzten Augenblicke mit der Tatsache bekannt zu machen.

Aber das Mädchen verstand ganz gut, was im Werke war. Sie blieb äußerlich ruhig und täuschte die Tanten damit vollkommen.

Therese wußte, daß aus der Abreise nichts werden könne, denn in der nächsten Zeit mußte sich ja etwas Außerordentliches für sie ereignen, das empfand sie instinktiv, gleichsam mit verfeinerten Sinnen die Luftwellen fühlend, die kommenden Ereignissen vorausgehen.

Sie war fest entschlossen, in Dresden zu bleiben. Er würde schon kommen, dessen war sie ganz sicher —

und dann würde sie das tun, was er von ihr verlangte.

Wie eine Nachtwandlerin ging sie umher, träumerisch, häufig lächelnd. Die Innigkeit ihrer Züge hatte sich noch verstärkt. Es schien, als wolle sich in ihr etwas entwickeln, etwas zur Blüte gelangen. Aber es war nur ein blasser, krankhafter Trieb, wie ihn Bäume ansetzen, die vom Wurme angebohrt sind.

Anna Torsteson war die einzige, welche bemerkte, daß etwas Besonderes mit Therese vorgehe. Aber es gelang ihr nicht, in das Geheimnis des Mädchens einzudringen; Therese war zurückhaltender geworden, wich der Vertrauten von ehemals aus.

Das Mädchen empfand es, daß Anna eine Gegnerin des Malers sei; das richtete eine Scheidewand zwischen ihr und der Freundin auf. Sie haßte jetzt alles mit tiefem, nachhaltigem Hasse, was sie von ihrem Ideal wegreißen wollte.

Es war an einem regnerischen Nachmittage. Tante Antonie war ausgegangen, um vor der baldigen Abreise noch einige Besorgungen zu machen. Tante Pauline packte die mächtigen Reisekoffer mit Hilfe des Stubenmädchens. Therese durfte an dieser Beschäftigung nicht teilnehmen; dazu war sie viel zu zart, wie die überängstliche Tante meinte, während sie selbst unter Ächzen und Seufzen ihren alten, steifen Rücken wacker beugte.

Therese stand am Fenster und blickte in den langsam herabträufelnden Regen. Die Straße war wie ein schmutziger Fluß, die gegenüberliegenden Häuser sahen aus, als seien sie soeben frisch angestrichen worden. Nur wenig Leute gingen auf den Trottoirs, und Therese sah von ihrem Standpunkt in der ersten Etage aus

nur Schuhe, ein Stück heraufgeschlagenes Beinkleid oder hochgezogene Kleidersäume unter den Regenschirmen hervorblicken.

Lange stand das Mädchen so, unbeweglich, den Arm auf der Scheibe, die Stirn dagegen gestützt, die Augen starr auf einen Punkt geheftet. Hin und wieder zuckte ein nervöses Lächeln um ihren Mund. Ihre Gedanken flogen willkürlich und regellos.

„Thereschen, du erkältest dich doch nicht dort am Fenster — liebes Kind?" fragte die Tante, während sie tiefgebückt das Schuhwerk auf dem Grunde von Theresens Koffer ordnete.

Sie erhielt keine Antwort. Therese hatte sie gar nicht gehört, sie stand wie gebannt. War das eine Vision? Da drüben auf dem jenseitigen Trottoir stand er im langen, braunen Havelock und blickte hinauf. Er suchte die Fenster ab mit den Augen, jetzt hatte er sie erkannt, er lächelte und griff nach dem Hute.

Das Mädchen wagte kaum zu atmen, ihr war, als stünde ihr das Herz mit einem Male still.

Jetzt schloß er den Regenschirm und machte ihr ein verstohlenes Zeichen mit der Hand. Wie sie dazu kam, wußte sie selbst nicht, aber sie nickte ihm zu. Er lächelte abermals, wiederholte das Zeichen und ging nun auf dem Trottoir langsam auf und ab, immer das gegenüberliegende Haus im Auge behaltend.

Kaum daß sie mehr eigenen Willen zu haben schien. In ihrem armen, verwirrten Kopfe herrschte nur noch ein Empfinden: Du mußt! Wie eine Traumwandlerin ging sie vom Fenster an Tante Pauline vorbei ins Nebenzimmer. Ohne einen Augenblick zu zögern, öffnete sie die Kommode, nahm Schleier und Handschuhe heraus, ja selbst ein neues Taschen-

tuch steckte sie zu sich, dann zog sie ihren Regenmantel an.

Behutsam, damit die Tante nichts hören sollte, öffnete sie nun die Tür zum Korridor, ging schnell die Treppe hinab, an der Portierloge vorbei, auf die Straße. — —

Der Maler zeigte die größte Aufregung in Worten und Mienen.

„Danke — danke sehr, Fräulein!" wiederholte er und spannte den Regenschirm über ihr auf, dann reichte er ihr den Arm.

Er schlug eine Gangart ein, die beinahe Laufschritt war, und sie lief mit. Als sie in eine Nebengasse eingebogen waren, mäßigte er seine Eile, fuhr aber fort, sie mit dem Regenschirm zu decken.

„Wissen Sie denn eigentlich, was ich von Ihnen will, Fräulein?" fragte er sie plötzlich.

Sie sah ihn erstaunt an und erwiderte nichts.

„Hm — zum Teufel!" begann er, „ich muß Ihnen das doch erst erklären." Und nun fing er an, weit ausholend, mit Umschweifen, von seiner Kunst zu sprechen, von Naturalismus und Hellmalerei, und wie schwer es sei, sich passende Modelle zu verschaffen.

So hasteten sie weiter unter demselben Regenschirme, er aufgeregt perorierend, sie eingehenkt in seinen Arm, mit starren, geradeaus gerichteten Augen, die Zähne aufeinandergebissen, sehr bleich, wie geistesabwesend. Ihr Kleid schleppte im Schmutze, sie achtete dessen nicht.

Vor einem hohen Gebäude machte er Halt. „Hier sind wir, Fräulein. Ich wohne allerdings vier Treppen. Wegen des Oberlichtes — früher war's ein Photographenatelier. Ich gehe voraus, wenn Sie gestatten. Die Treppe ist etwas dunkel."

Sie folgte ihm. Auf dem Absatz der dritten Etage blieb sie atemlos stehen. „Ja, ja, mit dem Fahrstuhl geht's schneller und bequemer, Fräulein," meinte er und lachte gepreßt über seine Bemerkung. „Nur noch eine Treppe. Dann sind wir im Himmel — kommen Sie!" Er reichte ihr die Hand und zog sie nach oben.

„Haben Sie Angst?" fragte er, während er aufschloß. „Es ist weiter nichts — gar nichts dabei. Zur Renaissancezeit standen die vornehmsten Damen den Malern Modell, und so blühen ihre längst vermoderten Körper noch jetzt, wenigstens im Bilde. Das ist doch eine Art ewigen Lebens — was, Fräulein?" Und er lachte wieder über seinen Witz.

„Hier herein — es sieht uns niemand — so — das ist mein Atelier. — Ihnen ist wohl zumute, als seien Sie beim Zahnarzt. Keine Angst! Nur alberne Prüderie kann etwas Schlimmes dabei finden. Sie können sich darauf verlassen, daß Ihnen nichts geschehen wird, was gegen den Anstand verstößt."

Er nahm ihr den Regenmantel ab, bat sie, den Hut abzulegen, brachte ihr einen Handspiegel und machte Späße dabei, die den Eindruck der Unbefangenheit hervorbringen sollten. In Wahrheit war ihm gar nicht wohl bei alledem zumute. Das Mädchen zeigte so ein eigentümliches Wesen, sie hatte noch kein Wort gesagt, blickte so sonderbar vor sich hin, es lag beinahe etwas Blödes in ihren Mienen. — Wußte sie denn überhaupt, um was es sich handelte? —

„Setzen Sie sich nur!" Therese tat, wie ihr geheißen. „Kommt es Ihnen hier zu kalt vor — was? Ich werde doch lieber ein wenig nachlegen. Ich möchte nicht, daß Sie sich um der Kunst willen erkälten. Nein, um des Himmels willen nicht! Was würden

Ihre Tanten dazu sagen — was? Ha ha! — Übrigens, Fräulein, das wollte ich gleich sagen, den alten Damen dürfen Sie nichts erzählen. Die wären imstande, mich zu belangen. Wenn Sie gefragt werden, wo Sie gewesen sind, müssen Sie sagen, Sie hätten Besorgungen gemacht oder so was. Nun, Sie werden sich schon was ausdenken — eine kleine Notlüge. Der Zweck heiligt das Mittel. Ha ha!"

Er hatte inzwischen das Feuer in Zug gebracht, bald flackerte und lärmte es in dem eisernen Kanonenofen.

„Sehen Sie, hier ist das Bild," sagte er und riß von einem großen, bis dahin verhangenen Gestell den Vorhang weg.

Da stand es. Meer, Felsen, Himmel und der Streifen Ufersand waren bereits fertig. In der Mitte der Leinewand leuchtete ein großer, länglich weißer Fleck, die weibliche Figur war nur in Kohlestrichen angedeutet.

„Das Plätzchen ist für Sie reserviert, Fräulein," witzelte er, „dort werden Sie als Unschuld glänzen. Unschuld! denken Sie nur, man kann beim besten Willen nichts Unpassendes dabei finden. — Kommen Sie, fangen Sie jetzt an, sich auszuziehen."

Er berührte sie mit der Hand an der Schulter. Sie zuckte zusammen und blickte ihn verständnislos an. Ein stereotypes Lächeln stand auf ihren Zügen.

Er machte eine ungeduldige Bewegung. „Machen Sie nur, machen Sie! Die Zeit ist kostbar." — Sie erbebte und schwieg.

„Nun, dann muß ich Ihnen helfen. Was für ein Unsinn! Hunderte, sage ich Ihnen, habe ich schon gesehen. Maler und Arzt, das ist ganz dasselbe. Würden Sie sich denn vor einem Arzte schämen?" Und mit kundiger Hand ging er ans Werk.

„So, das wird schnell gemacht sein, Fräulein. Ich schwöre Ihnen, daß ich Ihnen nichts absehen will. Und niemand erfährt was davon, niemand. Der Anna Torsteson sagen wir auch nichts — nicht wahr? — So! — Hier müssen Sie mir ein wenig helfen, das bekomme ich nicht auf. Warum zittern Sie denn so? Herr Gott, das bißchen Angst! — Ist es Ihnen vielleicht zu hell hier? Ich kann's einstweilen dunkel machen." Er zog die Vorhänge über das Oberlichtfenster, so daß abendliches Dämmerlicht in dem Raume herrschte.

„Kommen Sie, Fräulein, kommen Sie!" fing er wieder an. „Ich brauche die ganze Figur. Wie Sie der liebe Gott geschaffen hat. Wer wird sich denn seiner Schönheit schämen. — Das muß alles runter!" Und er ging von neuem an die Arbeit.

„Fräulein, ist Ihnen nicht wohl?" Sie war ganz erbleicht und verdrehte die Augen, während ihr lachender Mund die Zähne zeigte.

„Verdammt!" — Er holte die Eau de Cologne-Flasche und rieb ihr die Stirn ein.

„Wird Ihnen besser?" Sie bewegte die Lippen.

„Was wollen Sie — bitte? Ich kann Sie nicht verstehen!" Er beugte sein Ohr an ihren Mund.

Da legten sich ihm ihre Hände um den Nacken und zog sein Gesicht an das ihre. Ganz nahe sah er ihre Augen funkeln, hörte sie etwas murmeln, das er nicht verstand.

„Zum Teufel — was wollen Sie denn?" fuhr er auf und machte sich von ihr los.

Erschreckt blickte er sie an. Halb entkleidet saß sie vor ihm. Das Kleid fiel ihr von der weißen Schulter und zeigte ihm die Haut, die er als eine so

„seltene Nüance“ bezeichnet hatte. Ihre Augen, die starr auf ihn gerichtet waren, leuchteten in einem übersinnlichen Feuer.

„Fräulein — was — was haben Sie denn?“ stotterte er.

Sie griff nach seinem Arm, mit starkem Griffe zog sie ihn an sich. Sie selbst führte seine Hand, ihr Körper, von konvulsivischen Zuckungen erschüttert, drängte sich ihm entgegen.

Da wußte er nicht mehr, was er tat und wie ihm geschah; er lag zu ihren Füßen, fühlte ihre Hände in seinem Haare wühlen, erwiderte ihren Kuß, verlor sich in wilden Liebkosungen.

Mitten hinein in diesen Aufruhr der entfesselten Sinnlichkeit schrillte die Klingel der Korridortür.

Er hielt inne, sprang auf, eilte zur Tür, lauschte dort. Er vernahm bekannte Stimmen.

Sie möge sich schnell ankleiden, rief er dem Mädchen zu. Dann, einer plötzlichen Eingebung folgend, griff er zu Pinsel und Palette und stellte sich neben sein Bild, die Pose des Malenden annehmend.

Draußen ertönten Stimmen, die Quartierwirtin hatte geöffnet. Eine kurze Debatte an der Stubentür, dann flog diese auf, und herein trat Anna Torsteson. Ihr folgten mit verstörten Gesichtern die Tanten.

Für einen Augenblick waren diese fünf Personen wie eine Gruppe von Wachsfiguren, Reiner neben seinem Bilde ohne Bewegung, Anna mit arbeitenden Zügen ihn anstarrend, Therese in sich zusammengebrochen, mit herabgesunkenem Haupte, die Tanten mit offenem Munde, erstarrt in Schrecken.

Die erste, welche Worte und Taten fand, war Anna Torsteson. Energisch schritt sie auf Therese zu

und faßte sie an der entblößten Schulter. „Was hat er dir getan?“ Lange keine Antwort! — Theresens Haupt aufrichtend, erblickte sie die gänzlich entstellten Züge des Mädchens. Die Augen waren verdreht, die Sterne ganz im Kopfe verschwunden, die Zähne aufeinandergebissen, die Lippen blau. Sie schien ohne Bewußtsein. Als Anna ihr Kinn los ließ, sank der Kopf auf die Brust zurück.

Die Tanten kamen herbei und stießen bei diesem Anblicke klägliche Rufe des Jammerns aus.

Anna schritt auf Reiner zu, der immer noch neben seinem Bilde stand, wie festgenagelt. „Was haben Sie mit ihr gemacht?“ fragte Anna und in ihren Augen flammte es unheilverkündend.

„Ich wollte — ich habe — ich weiß selbst nicht —“ stotterte er hervor.

„Ist das das Bild! — Da hast du deine Unschuld!“ und sie stieß mit dem Schirme in die Leinewand, zweimal, daß sie zerriß.

Er fuhr dazwischen, entrang ihr den Schirm, wollte sie schlagen. Sie schützte sich nicht, sah ihn nur an; vor diesem Gesichte sank ihm der Arm.

„Du bist verrückt!“ keuchte er.

„Und du bist ein Schurke!“ gab sie zurück. „Hast das Mädchen geopfert. Da, sieh sie an!“

Die Tanten hantierten an Therese herum, mit zitternden Händen, wollten sie aufrichten, sie ankleiden. Wie eine Puppe fiel die Gestalt zusammen, haltlos.

„Thereschen — Thereschen, was ist dir denn geschehen?“ jammerte Pauline.

„Ich bin wirklich nicht schuld,“ erklärte jetzt Reiner. „Ich hatte die ehrenhaftesten Absichten.“ Niemand hörte auf ihn. „Soll ich einen Arzt holen?“ fragte er

dann. „Hier nebenan wohnt einer. Ich kenne ihn.“ Er griff nach seinem Hute und stürmte fort.

„Herr Gott, Herr Gott!“ klagte Tante Pauline. „Was ist das! Wie ist es ihm nur gelungen? Er muß sie mit Gewalt hierher geschleppt haben. Und ich war im Nebenzimmer, da kommt Antonie zurück und fragt: ‚Wo ist Therese?‘ — Herr Gott, Herr Gott! Kind, wie ist denn alles gekommen. Erzähle uns nur!“

„Sie hört dich ja gar nicht, Pauline,“ meinte Tante Antonie, die jetzt mit Hilfe Annas die Kleidung des Mädchens ordnete.

„Nun ist alles aus!“ jammerte das alte Mädchen. „Das überlebt sie ja nicht, das arme Kind. — Der schändliche Mensch!“

Reiner kam bald mit dem Arzte. Die Tanten stürmten sofort mit Fragen auf den Doktor ein: „Was ist mit ihr — ist es gefährlich?“

Der Arzt befahl, einen Wagen zu besorgen. Therese sollte in ein Krankenhaus geschafft werden.

Die alten Damen drangen von neuem in den Arzt, sie verlangten zu wissen, wie es mit der Nichte stehe. Der Doktor verhielt sich sehr reserviert, man könne noch gar nichts wissen, meinte er, sie würden es schon zur rechten Zeit erfahren.

Und am nächsten Tage erfuhren sie es. Die ärztliche Entscheidung lautete:

„In eine Anstalt für Irrsinnige!“

Die Versuchung.

Erstes Kapitel.

Der Student der Theologie Weikert kam, verschiedene Papiere und Hefte in der Hand, von der Quästur. Er begab sich nach der vorderen Halle des Universitätsgebäudes, wo die Anschlagkästen hängen, um sich noch einmal genau über Ort und Zeit der belegten Vorlesungen zu orientieren. Weikert trug sich mit der Absicht, die Kollegien regelmäßig zu besuchen. Er stand im fünften Semester und dachte daran, sich im kommenden Jahre zum Examen zu melden.

Nachdem er sich die Auditoriennummern und die Vortragsstunden sorgfältig in sein Notizbuch eingetragen und dieses in die Überziehertasche versenkt hatte, tat er noch einen Sprung hinüber zur allgemeinen Anschlagstafel, wo die Verbindungen ihre Kneipabende ansagen und wo Logiswirte, Restaurateure und Einpauker ihre Dienste anpreisen.

Weikert brauchte nichts von alledem. Mit Wohnung war er versorgt, auch einen festen Mittagstisch hatte er gefunden, und mit Einpaukern gab er sich nicht ab. Einer Verbindung wollte er ebenfalls nicht beitreten.

Er trat eben nur an das Brett, um die Zeit irgendwie auszufüllen. Bis zum Mittagessen war eine Stunde, die er unbesetzt hatte. Er war noch völlig

unbekannt in Berlin und wußte häufig nicht recht, was er hier mit sich anfangen sollte.

Es war soeben Freipause. Kommilitonen kamen und gingen. Türen flogen auf und zu, laute Rufe erschallten, man stand in Gruppen beisammen, schwatzte und lärmte durcheinander. Bekannte begrüßten sich: Leute, die sich vor Jahren in anderen Universitäten kennen gelernt hatten, oder auch ehemalige Schulkameraden fanden sich hier wieder. Von der Straße herein kam frischer Zuzug, man drängte sich durch die Glastüren, schupste sich vor den Anschlagbrettern, die Tür zum Zimmer des Oberpedellen war in stetem Auf- und Zufliegen begriffen. Die Couleuren hielten draußen im Hofe ihren Rundgang, zwischendurch drängten sich Wilde; alte und junge Semester, alle Fakultäten quirlten hier durcheinander. Das Halbjahr fing lebhaft an nach der langen Sommerpause.

Weikert sah erstaunt um sich. Er war erst seit acht Tagen in Berlin, er stammte vom Lande, aus Schlesien, und hatte bisher in Breslau studiert. Wie viel größer, reger, freier war hier alles in der Reichshauptstadt.

Er wurde vom Strome der Kommenden und Gehenden hin- und hergedrängt und dachte daran, sich aus dem Strudel hinaus ins Freie zu flüchten, als sich ihm eine Hand auf die Schulter legte.

Herumfahrend blickte er in ein rotes, von zahlreichen Schmissen zerfetztes Gesicht, das ihm fürs erste unbekannt war, wenn auch in den wasserblauen Augen dieses Menschen etwas lag, das Weikert urplötzlich in die früheste Kinderzeit versetzte.

„Weikert!“

„Jawohl — aber —“

„Gotthold, Leberecht, Hol-dich-der-Teufel Weikert!"

Jetzt erkannte er ihn wieder, als er sich so bezeichnet hörte.

„Kritzel!"

Jawohl, das war Ernst Kritzel, sein Jugendgespiele, ein Pastorssohn wie er. Die Väter waren Pfarrer in benachbarten Dörfern gewesen.

„Was machst du hier?" ertönte dieselbe Frage gleichzeitig aus beider Munde.

„Ich studiere Theologie."

„Und ich Medizin."

„Das trifft sich famos," meinte Kritzel. „Komm aus diesem infamen Gedränge weg. Am besten, wir gehen in eine Kneipe. — Du hast wohl noch wenig Lokalkenntnis hier? Wart' nur, ich werde dich einweihen."

Der Mediziner übernahm die Führung und brachte Weikert in ein Restaurant, von welchem er erklärte, daß es das „Stammlokal" seiner Verbindung sei.

„Deckelschoppen!" schrie Kritzel dem eilfertig herbeikommenden Kellner zu und reichte dem Theologen die Speisekarte.

„Nun erzähle mal — erstens, wie geht's deinen Alten?"

Weikert senkte das Haupt.

„Die Mutter ist vorm Jahre gestorben."

„Donnerwetter! Deine Mutter ist tot?"

„Ja, so ist's — meinem Vater geht's gut — danke!"

„Deine Mutter — das tut mir bei Gott leid. — Sie kann gar nicht alt gewesen sein."

„Sie war Anfang Vierziger."

„Eine rüstige, kerngesunde Frau. Sehe sie noch vor mir, wenn sie uns Kirmeskuchen gab, als wäre es gestern gewesen. Kirmeskuchen verstand sie zu backen.

Manche Kopfnuß habe ich auch von ihr abgekriegt. Weißt du noch, als wir dem Rübenbauer die Äpfel gemopst hatten — — Sie konnte tüchtig böse sein, deine Mutter. Aber 's war doch 'ne kreuzbrave Frau. Schade, daß sie weg ist. — Woran ist sie denn gestorben?"

„An der Kopfrose; es kam Gehirnentzündung dazu, und da rührte sie der Schlag."

„Sieh mal an!"

„Ja!"

„Und dein Vater, der viel älter ist, lebt?"

„Jawohl!"

„Und hat noch die alte Stelle?"

„Ja!"

„Du, wie ist's denn da mit der Erbschaft geworden? Deine Mutter hatte doch Anteil an einem Bauerngute."

„Mein Onkel hat das Gut übernommen, und der Vater und ich, wir sind mit Geld abgefunden worden."

„Ah — das ist ja interessant."

„Es war eine langwierige Geschichte — ich verstehe nicht viel davon. Mein Vater hat das alles für mich mit abgemacht."

„So! — Du bist also Kapitalist."

„Mein Vater verwaltet das Geld."

„Du bist doch mündig. Von Rechts wegen kannst du dann dein Vermögen für dich selbst beanspruchen."

„Ich verstehe nichts davon. Ich brauche auch nicht viel. Mein Vater schickt mir den Zuschuß."

„Da sollte ich an deiner Stelle sein. Donnerwetter! Kerl, hast du ein Schwein entwickelt. In deinem Alter eigenes Vermögen. Ein toller Dusel."

Kritzel nahm eine nachdenkliche Miene an, wobei er die Backen aufblies und die Stirn runzelte. Er

schien in ein Rechenexempel vertieft. Dann flog plötzlich ein Lächeln über seine aufgedunsenen Züge. Mit der kurzen, fetten Hand ergriff er den Schoppen am Deckel:

„Na prost! — Dein Spezielles, Weikert!"

Inzwischen hatte der Kellner das Essen herzugebracht, und beide begannen zu speisen.

„Und du willst also weiter Gottesgelahrtheit studieren, hier?" fragte der Mediziner zwischendurch.

„Ja!"

„Wohl gar Examen bauen — was?"

„Ja, im nächsten Semester wollte ich mich melden."

„Kerl! Wieviel Semester hast du denn?"

„Fünf."

„Und das spricht von Examen. Na, viel zu lernen habt ihr ja nicht, ihr Theologen. Da ist die Medizin freilich ein ander Ding — hast du nicht Lust, umzusatteln? Zeit ist noch tausendmal. Oder studiere Jura. Das ist doch wenigstens noch ein Beruf — aber Theologe: sich selbst und den Leuten was vorschwindeln, woran kein Mensch mehr glaubt; das ist doch eigentlich unwürdig."

Weikert errötete bis unter das hellblonde Haar. Er rückte unruhig auf seinem Sitze hin und her. Die Worte des Mediziners hatten ihn zu tief verletzt, als daß er sofort eine Erwiderung hätte finden können.

Kritzel aß ruhig weiter. Nach einiger Zeit räusperte sich der Theologe und meinte mit niedergeschlagenen Augen:

„Dein Vater war doch auch Pastor."

„Gewiß — natürlich. Es ist ja schließlich ein Beruf wie der andere — nämlich was das Fortkommen anbelangt. Wenn man Glück hat und eine gute Pfarrstelle erwischt, ist man gut gebettet fürs Leben. Schwer

ist das Studium ja, wie gesagt, auch nicht. Aber — bitte, nimm mir's nicht übel — in meinen Augen ist es nun einmal eines Mannes nicht würdig, aus seiner Überzeugung ein Geschäft zu machen. Gerade als Pastorssohn habe ich hinter die Kulissen geblickt. Freilich, wenn einer dran glaubt, dann ist's ja was anderes."

„Du zweifelst daran, daß ich glaube?" fragte Weikert in ehrlichem Entsetzen.

„Na ja — meintswegen. Ich lasse jeden nach seiner Fasson selig werden, verlange die gleiche Toleranz aber auch von anderen — also, nichts weiter darüber. — Komme dir übrigens meinen Rest." —

„Wo ist denn deine Bude?" fragte der Mediziner bald darauf.

Weikert erklärte, daß er in der Marienstraße wohne.

„Marienstraße — das ist gut! Wie kommst du denn in die Gegend?"

„Ist gegen die Straße etwas einzuwenden?"

„Es kommt darauf an. Eigentlich ist die Gegend sogar sehr beliebt — hast du noch nichts bemerkt?"

„Es wohnen viele Studenten dort."

„Allerdings, und auch noch andere. — Na, du wirst schon dahinter kommen. — Sage mal, wie gedenkst du dir denn die Zeit zu vertreiben in Berlin?"

„Ich habe fünf Kollegs belegt."

„Du wirst doch nicht etwa Kollegs besuchen?"

„Natürlich."

„Na, dann gratuliere ich."

„Ich will tüchtig arbeiten."

„Gut, gut, du willst büffeln; das ist sehr anerkennenswert. Aber Vergnügen und Zerstreuung muß der Mensch doch auch haben. Wo wirst du denn abends hingehen?"

„Ich esse abends zu Haus. Das habe ich schon mit der Wirtin abgemacht; und dann arbeite ich."

„Philister!"

„So habe ich's immer gemacht bisher."

„Das nimmt noch ein schlimmes Ende, Weikert. Du wirst an mich denken. Das ist keine rationelle Lebensweise. Ein Mensch wie du, strotzend von Kraft und Gesundheit. Ich war ja stets ein Knirps gegen dich. Höre mal, das ist gegen die Natur. Man kann auch in der Enthaltsamkeit zu weit gehen. Und gerade du, so wie ich dich von früher her kenne, bist nicht zum Asketen geboren."

Der Theologe blickte unverwandt auf seinen Teller.

„Hast du denn niemals Versuchungen — he!"

„Genug!" erwiderte jener mit leiser Stimme und saß da, wie mit Blut übergossen.

„Na, da haben wir's."

Der Theologe war sehr unruhig geworden; das Thema wurde ihm unbehaglich. Wiederholt fuhr er sich mit seinen starkknochigen Bauernhänden durch das volle, hellblonde Haar.

„Darüber sprechen wir noch ein andermal — ich habe in der Beziehung meine eigene Theorie," meinte Kritzel, sich eine Zigarre anzündend.

„Rauchst du? — Natürlich auch nicht. Mensch, du bist ein krasser Philister geworden. — Wenn ich an frühere Zeiten zurückdenke; wir waren ein paar gottvergessene Rangen, in der ganzen Gegend berüchtigt. Deine Mutter meinte einmal, wir seien ‚Teufelsvorlauf'. Ich glaube übrigens, du warst der wildere von uns beiden. Weißt du, wenn's Keilerei gab mit der Gassenbrut? Du hattest schon damals Bärenkräfte. Sage mal — gefochten hast du wohl niemals?"

„Nein.“

„Schade, daß du Theologe bist. Die wärst ein Renommierfuchs, wie er im Buche steht. Hm — hast du eigentlich gedient?“

„Nein, ich bin frei.“

„Du militärfrei — weshalb denn?“

„Hier — die Hand.“

„Der Mittelfinger ganz verstümmelt — an der Rechten. Wie bist du denn dazu gekommen?“

Der Theologe wurde verlegen. Er erwiderte hastig: „Noch als Junge. Bald nachdem dein Vater versetzt wurde und ihr aus der Gegend kamt. Da gab's mal wieder Prügelei im Dorfe — abends — ich war leider auch dabei. Da habe ich einem ins Messer gegriffen.“

„Sieh mal an —“

„Seitdem habe ich mich nie wieder in solche Geschichten eingelassen.“

„Du hast dich sehr verändert seitdem, das ist richtig. Daß aus einem stößigen Bock so ein zahmes Lamm werden konnte — nein — — Du, daß nur der alte Adam nicht gelegentlich wieder aufmuckt, wo man's am wenigsten vermutet.“

Beide schwiegen eine Weile; Weikert spielte nervös an seiner stählernen Uhrkette. Da fragte Kritzel:

„Wie bist du denn eigentlich auf den Gedanken gekommen, nach Berlin zu gehen?“

„Mein Vater wünschte es.“

„Du scheinst ja höllisch unter der Fuchtel des Alten zu stehen.“

„Wir haben Verwandte in Berlin.“

„So — wen denn da?“

„Ein Vetter meines Vaters — eigentlich ziemlich weitläufig verwandt — ein Oberkonsistorialrat Böhme.“

„So, so, Oberkonsistorialrat . . . Ich verstehe; die Konnexion ist nicht zu verachten.“

„Mein Vater wollte diese Beziehung von neuem auffrischen, deshalb wünschte er, daß ich nach Berlin gehen möchte. Und dann ist ja auch die Universität hier sehr bedeutend.“

„Gewiß, gewiß! Berlin ist überhaupt gar nicht zu verachten. Sehr erleuchtet von deinem alten Herrn, daß er dich hierher geschickt hat. Der Herr Pastor Weikert ist überhaupt nicht auf den Kopf gefallen. Ich entsinne mich seiner noch sehr gut, mit seinen dunklen Schlitzaugen und der etwas schiefen Nase. Du bist ganz nach deiner Mutter geraten. — Ja, ja, der Vetter Konsistorialrat! — Hast du denn schon Besuch gemacht?“

„Jawohl, gestern!“

„Nun, wie sind denn die Leute?“

„Sehr vornehm und dabei liebenswürdig — aber —“

„Nun?“

„Es liegt, glaube ich, an mir. — Ich bin etwas verlegen, besonders vor Damen.“

„Was! Sind Frauenzimmer da?“

„Ja, die Mutter und drei Töchter.“

„Sind die Mädel hübsch?“

„Ich weiß wirklich nicht.“

„Kerl, das machst du mir nicht weiß. So was sieht man doch.“

„Ich habe sie nicht angesehen.“

„Gott strafe mich — so ein Kaffer. Das ist mir doch noch nicht vorgekommen. — Kellner, zahlen! Es ist drei Uhr geworden; ich muß auf den Fechtboden. — Wo treffen wir uns denn heute abend? Na, das versteht sich ganz von selbst, du mußt doch Berlin

kennen lernen. — Weißt du was, ich werde dich auf deiner Bude abholen. Korrekter wäre es zwar, wenn du als Neuangekommener mir zuerst deinen Besuch machtest, aber, wir wollen mal einen Pflock zurückstecken, weil du's bist. Also, ich komme heute abend um acht. Habe auch nichts dagegen, wenn du mir ein Butterbrot vorsetzt, dann wird losgegangen. — Keine Einwände! Nützt dir gar nichts. Ich nehme dir's sternübel, wenn du mir die Ehre abschlägst, dich in Berlin einzuführen. — Heil!"

Damit hielt er Weikert mit gekrümmtem Arme die Hand hin, mit der anderen die bunte Mütze von dem wohlpomadisierten, durchgezogenen Scheitel abhaltend, griff zum Stock mit dem breiten Elfenbeinknopf, auf welchem vielverschlungene Zeichen eingraviert waren, und schob seinen kurzen Leib durch die Glastür des Lokals.

Zweites Kapitel.

Weikert saß an seinem Schreibtisch, vor sich ein Buch, in dem er vergeblich zu lesen versuchte. Seine Wirtin, Frau Habelang, hielt sich unter dem Vorgeben, den Tisch zum Abendessen decken zu wollen, bereits eine geraume Weile im Zimmer auf und unterbrach den Lesenden unausgesetzt durch Fragen und Bemerkungen.

„Wollen Se nich uf det Sofa sitzen? Herr Weikert, et is en janz neuen Sofa aus'n Ausverkauf. Soll ich det Brot vorschneiden oder besorgen Se det selbst? Manche Herren sin darin sehr eigen, das kenn ick schon. — Wollen Se nich noch wat Mettwurst kommen lassen, hier nebenan aus det Kellerjeschäft? Se is jut und kost man bloß en paar Iroschen det

janze halbe Pfund. Se haben's ja derzu — wat soll det schlechte Leben nutzen, pflegte mei Mann zu sagen."

So ging das in einem fort; zwischendurch erzählte Frau Habelang von ihren früheren Mietern und deren Gewohnheiten.

Wenn Weikert eine ihrer zahlreichen Fragen nicht beantwortete, so schien sie das auch nicht weiter zu bekümmern; sie war in laut geführten Selbstgesprächen sehr stark.

Der Theologe stand Qualen aus, aber er fand nicht den Entschluß, die Frau aus dem Zimmer zu weisen. Um sie los zu werden, forderte er sie endlich auf, etwas von der gepriesenen Mettwurst zu holen; aber siehe da, das Manöver war verfehlt; Frau Habelang öffnete nur die Zimmertür und rief mit gellender Stimme: „Lieschen — herst de nich — Lieschen! Sollst ma gleich bein Kaufmann jehn, für'n Herrn Doktor."

Lieschen, ein kleines, zierlich lebendiges Ding mit großen, gewitzigten Augen, kam herbei und empfing den Auftrag, um dann, wie vom Wind gepackt, von dannen zu sausen.

„Se wern sich am Ende wunnern, Herr Weikert, wie ich zu das Kind komme," begann die Frau von neuem, „weil ich doch man nur ne Witfrau bin un mei Mann schon an die fünfzehn Jahre tot is — Se haben sich sicherlich schon Jedanken jemacht darüber, wa? Det is se nämlich man nur en Ziehkind, von en feines Fräulein aus Potsdam, die sich verplempert hat — Se verstehen. Daß ich Sie det mal verzähle — —" Und der unglückliche Weikert sah alle Hoffnung schwinden, an diesem Abende sein vorgenommenes Pensum zu erledigen.

Als endlich die Vorsaalklingel ertönte, eilte Frau Habelang hinaus, um Weikerts Freund einzulassen.

Der Mediziner fand kaum Zeit zu einem flüchtigen Händedrucke mit dem Wirte, um dann auf den gedeckten Tisch zuzueilen und denselben einer eingehenden Musterung zu unterwerfen.

„Bravo!“ meinte Kritzel, befriedigt schmunzelnd. „Ich werde dich wahrscheinlich öfters hier aufsuchen —“

„Wie heißt deine mütterliche Freundin?“ fragte er, auf die Wirtin deutend.

„Amalie, verwitwete Habelang,“ antwortete diese selbst.

„Verwitwet — bravo! Nun, Sie scheinen mir ganz die rechte zu sein für den braven Gotthold. — Haben Sie Kinder?“

„Nein, damit hat mir der liebe Gott nich bedacht.“

„Was war denn das für ein Wurm, über das ich da draußen gestolpert bin?“

Frau Habelang war glückselig, die interessante Geschichte des kleinen Lieschen zum zweiten Male an einem Abende erzählen zu können.

Kritzel hatte sich inzwischen gesetzt, Weikert war ihm gefolgt. Das Essen begann. Der Mediziner hieb ein, als habe er den ganzen Tag über gefastet. Hin und wieder hielt er inne, um mit vollen Backen ein Zeichen des Verständnisses zu Frau Habelangs Erzählung zu geben.

„Wer wohnt denn sonst noch hier bei Ihnen, Frau Habelang?“ fragte Kritzel.

„Es sind man nur vier Zimmer ins Janze und denn noch die Küche und der Hängeboden. Det is allens. Ich schlafe hinten raus mit des Kind, hier is

der Herr Doktor und de beiden Zimmer nebenan hat das Fräulein Emmy."

„Wer ist Fräulein Emmy?"

„Se jeht in en Jeschäft für Damenkonfektion auf die Leipzigerstraße."

„Was, ne Konfektioneuse!"

„Probiermamsell is se von wegen ihre jute Figur."

„Das ist gut! Und die wohnt also hier nebenan?"

„Ein sehr feines Mädchen — janz propper. Da is jar nischt jegen zu sagen — verstehen Se!"

„Hm, kennen wir schon. — Sagen Sie mal, lebt denn die junge Dame von dem, was sie als Probiermamsell bekommt?"

„Ne, damit würde se wohl nich weit kommen. Det wern Se wohl selbst nich jloben."

„Na also!"

„Natürlich hat se en Verhältnis, aber det is en janz festes Verhältnis. Se jeht schon über en Jahr mit ihm."

„Wer ist er denn?"

„Det Verhältnis? Das is en Bankier, jlobe ich; en schwer reichen Mann."

„Jude natürlich."

„Ach wat, danach wird nich jefragt."

„Wenn er man zahlt — nicht wahr, Frau Habelang? Sie haben von Ihrem Standpunkte aus ganz recht. — Ist denn das Mädel hübsch?"

„Die Emmy? Det will ick meinen. Wie de Leute der anjaffen, das jloben Se nich, wenn Se's nich erleben. Neulich abend nahm se mir mit ins Theater. En Jraf und zwei Barone ließen sich uns vorstellen. Aber mit der konnten se nischt anstellen —"

Hier wurde Frau Habelangs Redefluß unterbrochen. Es klingelte draußen.

„Det is se selbst, de Emmy!“ rief sie und eilte hinaus.

Man vernahm eine jugendliche Frauenstimme vom Korridor her und gleich darauf Schritte im Nebenzimmer.

„Du, Gotthold!“ flüsterte der Mediziner und kniff das eine Auge zu, „gratuliere zu der Nachbarschaft. Das trifft sich ja famos — dem Hebräer das Mädel abknöppen — —“

„Ich weiß gar nicht, was du damit meinst,“ erwiderte Weikert und rieb in nervöser Erregung die Ballen seiner großen Hände gegeneinander.

„Na, hier nebenan — eine Gelegenheit erster Klasse, wie's scheint. Du bist ein hübscher Junge, gut gewachsen — —“

„Laß das!“ fuhr der Theologe barsch heraus und machte ein böses Gesicht, „solche Frivolitäten will ich nicht hören.“

„Nanu!“

„Jawohl, mir ist jedes Spaßen mit einer so ernsten Sache zuwider — von Grund der Seele zuwider.“

„Auch gut! Meinetwegen. Ich werde mich eines tugendhaften Tones zu befleißigen suchen, obgleich mir's schwer fallen wird. Übrigens habe ich dich nun genug geschädigt. Dein Souper war gut, danke dir. Jetzt können wir losgehen.“

„Ich bliebe am liebsten zu Haus.“

„Sei kein Frosch! Außerdem geht es gar nicht, daß du kneifst. Ich habe meinen Bekannten bereits gesagt, ich brächte einen Freund mit. Ohne dich kann ich nicht kommen; sie erwarten dich. Willst du mich wortbrüchig machen?“

„Es ist das erste und das letzte Mal,“ meinte Weikert und fuhr mit verdrossener Miene in seinen Überzieher.

Drittes Kapitel.

Sie begaben sich in ein Bierlokal nicht allzu weit von Weikerts Wohnung. Dort waren sie bereits erwartet worden und wurden von den Freunden des Mediziners mit lautem Hallo empfangen. Kritzel stellte den Theologen vor.

Die anderen waren meist Juristen und Mediziner, zum größten Teil Verbindungsbrüder Kritzels, „aber die Kouleur wird heute abend nicht gezeigt,“ wie Kritzel dem Theologen ins Ohr raunte.

Weikert fühlte sich verlegen und unbehaglich in dieser lauten Gesellschaft. Man kümmerte sich übrigens wenig um ihn, nur hin und wieder kam ihm einer seine Blume oder einen Halben; dann soufflierte ihm Kritzel, was er zu erwidern und wie er nachzukommen habe. —

Es hatte sich eine lebhafte Diskussion darüber entsponnen, wie man den Abend zubringen wolle. Eine Menge verschiedenartigster Vorschläge waren gemacht worden.

Ein dürrer Mensch mit einem Rattengesicht und einem goldenen Klemmer auf der Nase, an dem er fortgesetzt beim Sprechen rückte, schlug ein Lokal vor, bei dessen Erwähnung allgemeine Zustimmung erscholl. Bald schien es beschlossene Sache, daß man dorthin gehen werde.

„Für alle Fälle wollen wir noch einige rohe Eier kaufen,“ meinte das Rattengesicht, — ein Vorschlag, der mit wieherndem Applaus angenommen wurde.

Auf der Straße ging man zu zweien, mit eiligen Schritten, Weikert und Kritzel als letzte.

„Wo gehen wir hin?“ fragte der Theologe.

„Du wirst schon sehen. Heute abend lernst du eine der größten Sehenswürdigkeiten Berlins kennen, — eine Spezialität. Eigentlich ist es ein großer Humbug; aber man lacht sich tot. Du wirst schon sehen.“

Sie stiegen eine schmale Holztreppe hinauf, auf der ihnen eine Anzahl Herren mit hellen Überziehern, Monokels eingeklemmt, die Zylinder im Genick, entgegengepoltert kamen.

Dann wurden Billetts gelöst, und man trat in einen niedrigen, raucherfüllten Saal. Hier saßen auf einem erhöhten Podium eine Anzahl bunt kostümierte Frauen in einer Reihe, eine einzelne stand und sang ein Lied mit Klavierbegleitung.

Die Zuschauer, nur Herren, saßen oder standen, die Hüte auf dem Kopfe, mit geröteten Gesichtern, rauchend, trinkend, lachend, schwatzend, schreiend, applaudierend oder zischend.

Der Gesang der Mädchen schien Nebensache zu sein, zeitweise ward er völlig von dem allgemeinen Lärme übertönt. So wie die Sängerin ihr Lied herabgesungen, erhob sich eine andere, trat schwänzelnd und lächelnd vor, machte einen nachlässigen Knix und begann ihren Vortrag.

Derweilen unterhielten sich die anderen Sängerinnen mit einigen Herren, die sich bis dicht an das Podium herangedrängt hatten, und tranken aus den ihnen zugereichten Wein- und Biergläsern. Gegen Derbheiten aller Art schienen diese Frauen völlig abgebrüht zu sein, nur wenn einer der Zuschauer allzu zudringlich wurde, kreischte die eine oder andere auf und rief in

affektierter Weise um Hilfe. Dann erhob sich von seinem Stuhle neben dem Eingange ein kleiner Herr mit dunkelrotem Gesichte und versuchte mit völlig heiserer, keuchender Stimme zu Ruhe und Anstand zu ermahnen. Sein Bemühen entfesselte nur noch ärgeren Unfug.

Da rief der kleine Mann, halb erstickend vor Wut, einen langen Menschen in Livree herbei, der sich sofort auf den ersten besten Spektakelmacher stürzte, um ihn unter lautem Beifall der anderen zur Tür hinaus zu befördern.

Darauf begann die unterbrochene Vorstellung von neuem.

Weikert folgte diesen Vorgängen halb mit Grauen, halb voll Neugier, während Kritzel neben ihm sich ausschütten wollte vor Lachen.

Einige Freunde des Mediziners hatten sich bis an das Podium vorgedrängt, wo sie bald in lebhaften Verkehr mit den Sängerinnen traten.

Das Rattengesicht trieb seine Scherze mit einem reiferen Mädchen, das seine außergewöhnlich starken Formen in ein rotsamtnes, goldbordiertes Mieder gezwängt hatte. Während er sie reichlich mit Wein traktierte, war es ihm gelungen, die Schleppe des Mädchens, unbemerkt von ihr, an das Stuhlbein zu befestigen. Als sie sich zum Vortrage erhob, fiel der Stuhl um und schleppte ihr polternd nach.

Die Rotsamtne keifte, die anderen Mädchen schrien und lachten. Einige Herren sprangen auf das Podium, um dort noch ärgere Verwirrung anzurichten. Der kleine Herr schien angesichts dieser Szene vor Ärger bersten zu wollen, der lange Diener sprang herbei, um den Anstifter zu entfernen; er fand lebhafte Gegen-

wehr. Plötzlich fielen, aus dem Hintergrunde geschleudert, einige rohe Eier auf der Bühne nieder. Schreiend sprangen die Mädchen von dem Podium herab unter das jauchzende Herrenpublikum.

Mitten in diesem Wirrwarr verlöschte das Gaslicht, von kundigen Händen ausgedreht, und nun gab es ein Puffen, Schieben, Umstürzen von Tischen, Stühlen und Gläsern, Quetschen und Drängen in dem dunklen Raume und auf der engen Treppe, — ein unbeschreibliches, wüstes Durcheinander.

Weikert glaubte der Hölle entflohen zu sein, als er sich endlich auf der Straße befand.

Einer der Bekannten nach dem anderen kam herbei; alle rangen nach Luft, so hatten sie geschrien, minutenlang dauerte das Lachen noch auf der Straße fort, sie hielten sich die Seiten, und man erklärte einstimmig, dies sei das beste gewesen, was man jemals erlebt.

„Wo geht's nun hin?" hieß es. „Ins Türkische!" ertönte eine Stimme.

„Jawohl, ins Türkische!"

Der Zug setzte sich von neuem in Bewegung.

Nach einiger Zeit stand man vor einem Hause, in dessen erster Etage die Fenster erleuchtet und mit roten Gardinen verhangen waren.

Weikert nahm seinen Hut ab und meinte stockend: „Ich möchte mich jetzt empfehlen."

„Was!" riefen mehrere Stimmen, „Sie wollen gehen? Jetzt kommt ja das Beste. Sind Sie schon einmal im Türkischen gewesen? Wenn Sie das nicht gesehen haben, haben Sie nichts gesehen."

Und er sah sich am Arme gefaßt und in das Haus gezogen.

Man betrat eine Reihe Zimmer, die in maurischem

Stile gehalten waren, mit bunten Ampeln, türkischen Teppichen und Ottomanen. In einer Nische plätscherte sogar ein kleiner Springbrunnen. Das Ganze war weder besonders elegant noch geschmackvoll, aber auf Weikerts unerfahrenen Sinn brachte das Neue dieser Umgebung einigen Eindruck hervor. Er war völlig verblüfft; das gedämpfte Licht der Ampeln, die Teppiche, das Flimmern von Gold und Glas an den Wänden, der elastische Diwan, auf den ihn Kritzel niederzwang, das alles hatte etwas Zauberhaftes für den unblasierten jungen Menschen.

Ein Neger mit einem weißen Turban, in gelbes Seidengewand gekleidet, kam herbei, um Bestellungen entgegenzunehmen.

Man war eine Zeitlang unentschieden, was bestellt werden sollte, dann hieß es:

„Sekt!"

„Wo sind denn die Mächen heute abend?" fragte das Rattengesicht.

„Eens nach des andere, meine Herren," erwiderte der Schwarze in reinstem Berliner Dialekt, was stürmische Heiterkeit erregte; „die Damen sind noch bei die Tojelette."

Weikert begann zu begreifen; er erschrak im Innersten. Er sann, wie er wohl am besten von hier entkommen könnte.

„Laß gut sein, Gotthold," flüsterte ihm Kritzel mit schadenfroher Miene zu; er schien ihm die Fluchtgedanken vom Gesicht abgelesen zu haben, „du wirst deinen Hut und Überzieher schwerlich finden."

Die Mädchen kamen herbei, eine nach der anderen, in schlecht sitzenden Salontoiletten, die abgelebten Gesichter durch Schminke und Puder noch mehr verunziert,

mit unechtem Schmuck behängt, falsche Blumen im Haar, die Hände in mehrfach gewaschene Handschuhe eingezwängt, geziert in ihren Bewegungen, die großen Damen imitierend.

Anfangs herrschte ein steifer Ton in der Unterhaltung vor. Man hatte einander nichts zu sagen; sogleich mit Zoten zu beginnen, dazu war man noch nicht animiert genug. Das Rattengesicht versuchte einige Witze zu machen, die nur ein erzwungenes Lachen erregten.

Die Mädchen saßen mit gelangweilten, unzufriedenen Mienen da und gaben nur einsilbige Antworten.

Nur eine von ihnen, welche Peppi genannt wurde und österreichischen Dialekt sprach, zeigte sich geschwätzig und ließ bei häufigem Lachen ihre weißen Zähnchen sehen.

„Wos is denn des für einer?“ fragte sie plötzlich, auf den in stummer Bestürzung dasitzenden Weikert deutend.

„Gestatten die Herrschaften, daß ich sie bekannt mache,“ sagte Kritzel, sich an Weikerts Schrecken weidend.

„Herr Gotthold Weikert, stud. theol., Fräulein Peppi.“

„Wos, a Theolog!“

„Jawohl, ein Gottesgelehrter.“

„Jesses Maria, was für a süßes Gesichterl! Die Taubenaugerl und die blonden Här — Menschenkinder, in den bin ich alleweil schon vernarrt.“

„Natürlich, die Peppi ist wieder mal verliebt,“ bemerkte eins der Mädchen.

„Spoaß beiseiten, der hot mir's angetan. Is wohl noch ganz unschuldig — was?“

Kritzel nickte beistimmend. „Heilige Jungfrau, so was sieht man nicht alle Täg. — Laßt mi aus!" rief sie, sich von ihrem Nachbar los machend. „Laßt mi aus, sag i — den muß i hoben."

Sie ließ sich neben dem Theologen nieder, auf den jetzt alle Blicke gerichtet waren.

Weikert wußte nicht mehr, wohin er sehen sollte, bis unter die Haarwurzeln war er errötet und Schweißtropfen standen ihm auf der Stirn.

Das Mädchen kehrte sich wenig an seine Verlegenheit. Er mußte ihr sagen, wo er herkomme, wer seine Eltern seien, was er treibe, wo er hier in Berlin wohne.

Auch zum Trinken veranlaßte sie ihn.

Sie wußte es dahin zu bringen, daß er seine Verdutztheit ein wenig ablegte. Schon wagte er es, sie hin und wieder von der Seite anzublicken. Sie verlangte seine Augen voll zu sehen, aber er schlug sie nieder.

Sie hatte eine seiner Hände ergriffen, die sie nicht mehr los lassen wollte; dann strich sie ihm über das Haar und schnitt ihm eine Locke ab, die sie als Andenken behalten wollte. Sein buntes, großgemustertes Taschentuch nahm sie ihm weg, band es sich als Kopftuch über, um es dann wieder abzunehmen und aus einem Kristallglasfläschchen etwas Starkduftendes hineinzugießen.

Weikert fing an, sich an das Außergewöhnliche seiner Lage zu gewöhnen; ihm ward auf einmal zumute, als müßte das alles so sein, wie es war.

Das Mädchen ließ ihm keine Zeit, recht zur Besinnung zu kommen.

Sie schenkte ihm ein, und er trank gehorsam sein Glas aus. Sie fragte ihn: „Wie hieß deine Mutter

mit Vornamen?" und er antwortete ihr sofort, ohne daß ihm die Stimme versagt hätte.

Schon getraute er sich, ihr frei ins Gesicht zu blicken. Sie hatte ein kokettes Stumpfnäschen und kleine, graue Katzenäuglein. Von den Mädchen war sie die frischeste, aber die dunklen Augenränder und einige Fältchen um Mund und Nase verrieten, daß auch sie schon mancherlei durchgemacht habe.

Es war dem Mädchen gelungen, sich in Weikerts Gefallen einzuschmeicheln. Er sah sie häufig an und mit wachsender Bewunderung. Ihr Nacken und die bloßen Arme schienen ihm das Schönste, was er jemals gesehen hatte. Und welch ein Duft von ihr ausging. Weikerts Züge nahmen einen Ausdruck an, den das Mädchen wohl verstand.

„Gelt, du hast doch Feier," flüsterte sie ihm ins Ohr und drückte seine Hand.

Eine Flasche nach der anderen wurde geleert. Weikert sträubte sich gegen nichts mehr. Sobald ihm eingeschenkt wurde, trank er das Glas auf einen Zug aus.

„Seht den Theologen, der säuft ja wie ein Loch," rief eine Stimme. Weikert lächelte nur blöde zur Antwort.

Es wurde ihm schwer, seine Gedanken zusammenzuhalten, sie glitten ihm fort, ehe er sich's versah. Er vermochte auch nicht mehr, seine Gebärden zu kontrollieren und noch weniger seine Worte. Er begann in Absätzen, gewissermaßen stoßweise zu denken. Mehrfach mußte er sich gewaltsam darauf besinnen, daß er er selbst und nicht ein anderer sei.

Zeitweise jedoch mahnte ihn das Gewissen.

„Es ist abscheulich, was du tust — schäme dich — deine Mutter — alle meine guten Vorsätze — ah, wie

unglücklich werde ich morgen sein," so fuhr es ihm hin und wieder blitzartig durch den Sinn.

Das war ein schreckliches Gefühl. Für einen Augenblick sah er ganz klar ein, daß er ein großes Unrecht begehe, er hätte aufspringen und laut weinen mögen.

Aber gleich darauf war diese Stimmung von einer anderen verjagt. Er schlug in den verwegensten Übermut um, begann lebhaft zu erzählen, aufzuschneiden.

Dann plötzlich empfand er das Bedürfnis, den anderen zu zeigen, daß er keineswegs betrunken sei, er erhob sich und hielt eine Ansprache.

Lauter Beifall lohnte ihn. Man lobte ihn. Er sei ein Theologe und trotzdem kein Duckmäuser. Das schmeichelte ihm. Er fing an zu renommieren mit dem, was er vertragen könne, und trank einem jeden aus der Gesellschaft zu.

Peppi wurde auf die Verstümmelung seiner rechten Hand aufmerksam und wollte wissen, wie er dazu gekommen. Er erzählte die Geschichte und begann, sich seiner Kräfte zu rühmen. Man lachte ihn aus.

„Was!" rief er und sprang mit funkelnden Augen auf, „glaubt ihr mir's nicht? Seht her!" und er hob ein Marmortischchen an seinem bronzierten Fuße mit gestrecktem Arme in die Höhe.

Die Mädchen wollten seine Muskeln anfühlen, aber Peppi litt es nicht.

„Du bist mein, nicht wahr, Blonderl? Du bleibst mir treu, so lange ich in Berlin bin," so flüsterte sie ihm unter Küssen und Drücken ins Ohr.

Was weiter mit ihm und um ihn her vorging, davon gewann Weikert nur noch ganz verschwommene Vorstellungen. Wie ein grauer, wallender Schleier lag

es zwischen ihm und den Menschen und Dingen um ihn her. Aus dem untersten Grunde seines Ichs schien eine Macht emporgestiegen zu sein, die sein gesamtes Wesen in ihre Gewalt gezwungen hatte.

Er lachte, schwatzte und schrie, ohne zu wissen, warum. Zeitweilig wunderte er sich über sich selbst und lachte dann wie wahnsinnig über sein sinnloses Benehmen.

Verschiedene Gesichter tauchten vor ihm auf und verschwanden wie Geistererscheinungen. Herren, die eintraten, mit Stöcken, weitausgeschnittenen Westen, weißen Krawatten und blanken Zylindern.

Man rauchte. Auch er fand sich plötzlich mit einer Zigarette in der Hand.

Dann wieder sah er Peppis lachendes Gesicht dicht vor dem seinen, so daß er eine Goldplombe in einem ihrer vorderen Zähne ganz deutlich erkannte. Sie kramte in seinen Taschen herum und fand einige Bogen aus einem Kollegheften, die sie zu verlesen begann.

Es kamen griechische und hebräische Worte darin vor; er half ihr ein. Eine Bibelstelle erregte allgemeine Heiterkeit, und Weikert lachte mit.

Und dabei fühlte er in seinem Innersten wieder jenes unklare Gefühl, daß er eine große Schande auf sich lade; aber er war gänzlich unfähig, sich aufzuraffen, an seinem Zustande etwas zu ändern.

Jetzt tauchte die Erscheinung des Schwarzen wieder auf. Der schrieb etwas mit Bleistift auf die Marmortafel, worauf sich ein Streit zwischen ihm und einigen der jungen Leute entspann. Der Schwarze behauptete, sieben Flaschen seien getrunken worden, jene wollten nur von sechsen wissen.

Später schien man sich zu einigen.

Man zog die Börsen. Jemand schlug vor, die Zeche auszuknobeln.

Ein Lederbecher und Würfel erschienen. Man würfelte; das Resultat war, daß Kritzel zu bezahlen hatte. Der Mediziner fluchte, die anderen lachten.

Darauf erhob man sich. Um Weikert begann sich alles zu drehen, er hielt sich an dem Tische fest.

Einige nahmen sich seiner an und führten ihn. Der Überzieher ward ihm angezogen und der Hut aufgesetzt.

Peppi lief ihm bis auf die Treppe nach und küßte ihn dort noch einmal. Er mußte ihr versprechen, fortan jeden Abend zu ihr zu kommen.

Die frische Morgenluft, die ihm auf der Straße entgegenschlug, brachte den Theologen ein wenig zur Besinnung. Verwundert blickte er die graue, ausgestorbene Straße hinab, deren Laternenreihen sich in die Endlosigkeit zu dehnen schienen.

Er machte sich von seinen Führern los und schwankte, allerhand Unverständliches murmelnd, vor den anderen her. Häufig tappte er an den Häuserreihen entlang oder rannte an einen Laternenpfahl an.

Das Trottoir hallte von den Schritten der jungen Leute wieder. Einige versuchten zu singen; es artete in wüstes Gejohle aus.

Die wenigen Menschen, die ihnen begegneten, wichen dem Trupp wohlweislich aus.

An einer Straßenecke traf man auf einen Mann, der sich unter der Laterne stehend die Zigarre anzündete. Weikert rannte mit voller Wucht an ihn an, daß jener Mann vom Trottoir herabstolperte.

„So ein besoffener Esel!"

Weikert blieb stehen. — „Was — was war das — besoffen!"

„Na, sind Sie vielleicht nüchtern?" klang es wieder.

Der Theologe führte einen schweren Schlag, der dem Manne den Hut bis tief ins Gesicht trieb.

Die anderen fielen Weikert in die Arme. Der Fremde rief um Hilfe.

Mehrere packten den Theologen an. „Fort, fort — die Wächter!"

Durch mehrere Straßen wurde Weikert im Sturmschritt geschleppt.

„Hier wohnt er," erklärte Kritzel endlich. „Laßt nur, ich werde ihn raufschaffen. Rücke deinen Hausknochen raus, Gotthold!"

Viertes Kapitel.

Der erste Sonnenstrahl, der am nächsten Morgen gegen elf Uhr durch Weikerts Stubenfenster fiel, traf ein bleiches Gesicht mit verwildertem Haar und weit offenem, qualvoll verzerrtem Munde.

Der Theologe stöhnte, öffnete ein Auge und ließ den Kopf zur Seite sinken.

„Die Sonne kitzelt ihn an der Nase," sagte Kritzel, der sich halb angezogen auf dem Sofa breit gemacht hatte und bereits die zweite Tasse Kaffee schlürfte. „Passen Sie auf, Frau Habelang, jetzt wird er bald aufwachen."

Ein gurgelnder Ton vom Bette her schien diese Behauptung zu bestätigen.

„Na, denn will ick man den Kaffee für en warm setzen. Mei Seel'ger kam och manchmal mit en Affen nach Hause, und dann schrie er früh immer jleich nach'n Kaffee."

Damit entfernte sich Frau Habelang aus dem Zimmer.

Der Mediziner schlug ein Buch auf, das vor ihm lag, und vertiefte sich darein.

„Was für ein haarsträubender Blödsinn!“ rief er nach kurzer Zeit, „und das soll nun eine Wissenschaft sein, die Theologie. — He, Gotthold!“

Er blickte nach dem Bette hinüber und fand, daß Weikert die Augen aufgeschlagen hatte.

„Na endlich! Wie ist dir denn zumute, Gotthold!“

„Schlecht — fürchterlich — ach!“

„Das kann ich mir denken. Mir war auch nicht gut heute morgen. Ich habe nämlich hier bei dir geschlafen auf dem Sofa. Wozu sollte ich denn erst bis auf meine Bude laufen. Es war ja bereits gegen vier Uhr, als wir nach Hause gingen. Na, Kerl, du warst wie eine Sackstrippe. Wie ich dich hier herauf gebracht habe, ist mir selber unverständlich. Sauzeug, dieser Sekt, das reine Gift. Und dabei sechs Mark die Flasche. Mein halber Monatswechsel ist drauf gegangen. Auch so ein elendes Pech zu haben; daß ich's gerade sein mußte, der den ganzen Ramsch zu zahlen hatte; ich, der Sohn einer Witwe.“

„Wie — wie bin ich denn herauf gekommen?“ fragte Weikert mit matter Stimme.

„Hast wohl alles vergessen — was? Na, das Gedächtnis wird schon wiederkommen.“

Der Theologe schluckte und schnappte nach Luft wie ein Fisch auf dem Trockenen.

„Armer Kerl! Na, das geht schon vorüber. Hübsch war's doch letzte Nacht. — Du, besinnst du dich noch auf die fesche Peppi? He!“

„Peppi —“

„Nun ja, der du versprochen hast, sie fortan jeden Abend zu besuchen. Du bist mir ein Schöner.“

Weikert setzte sich mit einem Rucke im Bette auf.

„Was?“

„Zum Teufel, besinnst du dich denn auf gar nichts mehr?“

Der Theologe saß lange, ohne ein Wort zu sprechen, ja ohne sich zu rühren.

Kritzel las in dem dickleibigen Buche weiter.

„Trink' was! Das wird dir gut tun. Soll ich die Habelang rufen?“ fragte der Mediziner nach einiger Zeit.

Er erhielt keine Antwort.

„Kerl, was hast du denn eigentlich? Du bist wohl noch betrunken? Dann hau' dich nur gleich wieder hin. Ausschlafen ist das beste für den Brummschädel.“

Weikert starrte unverwandt vor sich hin.

Als der Mediziner aufstand und zu ihm herantrat, fand er, daß jener die Augen voll glänzender Tränen hatte.

„Hat der Mensch richtig das besoffene Elend. — Komm, hier ist Wasser.“

Weikert wehrte ihm ab: „Laß nur — laß nur!“ Die Tränen rannen ihm über die Backen. Trostlos blickte er um sich und griff sich wie verzweifelt nach dem Kopfe.

Kritzel stand vor ihm, die Hände in die Seiten gestemmt, und betrachtete ihn mit Staunen.

„Das ist mehr als normaler Kater.“

„Gib mir meine Sachen. Ich will aufstehen,“ sagte der Theologe.

Frau Habelang trat ein und brachte den Kaffee. Sie schlug vor, man solle saure Gurken holen lassen oder einen Hering. Ihrem Seligen, meinte sie, hätte in solchen Fällen ein Hering zum Kaffee immer gut getan.

Der Theologe zog sich langsam an, von Zeit zu Zeit den Kopf in beide Hände stützend.

„Kerl, du hast doch nicht etwa moralischen?“ meinte Kritzel, als die Wirtin sich entfernt hatte, um Lieschen nach einem Hering zu entsenden.

Weikert blickte mit dem Ausdrucke tiefster Bekümmernis auf. „Ich schäme mich — o, ich schäme mich so.“

„Schämen — was denn — worüber denn? Daß du dich besoffen hast —?“

„Ja, ja — wie ein Tier.“

„Das kommt in den besten Familien vor.“

„Und das andere — ist denn das alles wahr? Mir fällt eins nach dem anderen ein.“

„Na, was denn, 's ist ja gar nichts weiter passiert.“

„Habe ich denn nicht — dort mit dem Mädchen — ah!“

„Das war ja sehr nett — wirklich nur sehr nett. Ich habe meine Freude an dir gehabt.“

„Und dann — dann habe ich doch auch einen Menschen geschlagen auf der Straße.“

„Ja, das war famos. Das war sogar sehr gut. Wie dem Kerl der Hut auf der Nase saß. Er wußte gar nicht, wie ihm geschah.“

„Ein Mensch, der mir nichts getan hatte.“

„Das fehlte auch noch.“

„Wer war es denn?“

„Der Geprügelte? Ein beliebiges Rauhbein. Karten habt ihr nicht gewechselt. Übrigens machte er auch keinen satisfaktionsfähigen Eindruck.“

„Nicht einmal um Verzeihung kann ich ihn bitten.“

„Verzeihung bitten! Das ist allerdings naiv.“

„Diese Schande — diese Schande!“

„Du, steck' mal den Kopf ins Waschbecken; vielleicht kommst du dann zur Vernunft.“ —

Weikert beendete seine Toilette. Als er mit bleichem, traurigem Gesichte endlich am Kaffeetische saß, fragte ihn der Mediziner:

„Gotthold, kann man jetzt ein vernünftiges Wort mit dir reden?"

„Was denn?"

„Besinnst du dich vielleicht, daß ich heute nacht habe die ganze Zeche tragen müssen?"

„Es wurde gewürfelt, glaube ich."

„Und ich verlor. Ja! Ich hatte an die fünfzig Mark zu zahlen. Du kennst meine Verhältnisse. Meine Mutter ist nicht in der Lage, mir viel zu geben von ihrer Witwenpension. Sie hat schon tüchtig zugesetzt, die Alte; ich möchte sie jetzt nicht wieder angehen; im vorigen Monat habe ich sie nämlich schon geschröpft. Wenn ich schreibe, schickt sie mir's mit wendender Post. Aber schließlich — man hat eben auch ein Gewissen. Mit kurzen Worten: kannst du mir fünfzig Mark pumpen bis zum nächsten Ersten?"

Weikert erhob sich und holte seine Geldtasche herbei.

„Hier sind fünfzig Mark."

„Danke schön! Sollst sie pünktlich wieder haben. — Treffen wir uns heute irgendwo?"

„Nein!"

„Was, ein Katerfrühstück wirst du doch wenigstens genehmigen."

„Nein, nein! Ich will dir was sagen, Kritzel. Mit dir gehe ich nicht mehr aus — überhaupt nicht — nein, nirgendwohin."

„Was?"

„Ja, ich habe mir das vorgenommen. Wir haben eine verschiedene Weltanschauung. Solche Vergnügungen sind nichts für mich."

„Na nu! Letzte Nacht hat dir's doch verdammten Spaß gemacht. Du gingst ja los wie ein Alter."

„Eben weil ich leider den Hang dazu habe, muß ich mich davon fern halten. Wenn ich mich nicht in Zaum und Zügel halte —"

„Ach, Quatsch!"

„Wenn ich nicht Wache halten wollte über meine Triebe und Gelüste, dann würde es bald schlimm mit mir stehen."

„Nur nicht den pastoralen Ton!"

„Diese Nacht soll mir eine Warnung sein. Nie, nie wieder!"

„Na, darüber sprechen wir noch. Es wird nichts so heiß gegessen, wie's gekocht ist. — Adieu, Gotthold! Amüsiere dich auf deine Weise. Ich sehe gelegentlich einmal nach, wie dir's geht."

Damit ging er.

Weikert saß lange auf einem Platze. Je mehr er über das Geschehene nachdachte, desto unglaublicher und unverständlicher kam es ihm vor.

„Wie konnte ich nur — wie konnte ich nur!" murmelte er vor sich hin.

Und je mehr von den Einzelheiten des Erlebten sich in seinem Gedächtnisse wiederfanden, um so abschreckender, ekelhafter erschien ihm alles.

Dazu peinigte ihn ein bohrender Kopfschmerz. Er konnte ein Gefühl steten Schwindels und widerwärtiger Übelkeit nicht loswerden. Sein Mund war wie ausgedörrt; es kam ihm geradezu vor, als sei sein Gaumen von Holz.

Er begann den Kaffee zu trinken und zwang sich, ein wenig Butterbrot zu essen. Dann sah er nach der Uhr.

Ein Uhr durch. Das Kolleg verschlafen. „Erklärung der Apokalypse, was gerade so schön ist — abscheulich!"

Seine Gedanken kehrten zu den Erlebnissen der letzten Nacht zurück.

Er sah das Mädchen vor sich, mit jedem Zuge ihres Gesichtes, so genau; er hätte sie malen können.

„Hübsch war sie — diese Schultern! Und wie sie küßte —"

Eine fliegende Erregung kam über ihn.

Er erschrak.

„Was für Gedanken!"

Er fuhr sich mit dem Taschentuch über das Gesicht, um sich den Schweiß abzutrocknen. Der Geruch, den das Tuch entwickelte, zauberte ihm blitzartig schnell die Person des Mädchens vor die Sinne.

Aufspringend, warf er das Taschentuch von sich. Gab es denn kein Mittel, diese Visionen zu bannen?

Er riß ein kleines, abgegriffenes Buch vom Bücherspinde herab: „Die Waffen des Christen". Umsonst versuchte er sich in diese Lektüre zu vertiefen. Er konnte nicht den Zusammenhang von zwei Sätzen verstehen.

Wütend begann er zu blättern. Da stieß er auf eine Stelle, die angestrichen war; er mußte es selbst vormals getan haben.

Mit wachsender Aufmerksamkeit las er:

„Lieber Christ! Der Teufel ist gar ein feiner Kopf, der sein Handwerk wohl versteht, nicht ein Untier mit Pferdefuß, Hörnern und Schweif, wie unsere Vorfahren meinten, nein, er ist ein gar wohlgezogener glatter Geselle, voll schmeichlerischer Manieren und honigsüßer Reden. Er ist ein Kenner der Menschen,

er faßt einen jeden gerade an der Stelle, wo bei ihm der Panzer locker ist. Und wer unter uns, möge er auch noch so fest im Glauben sein, hätte nicht eine solche gefährdete Stelle? — Lieber Christ, wenn du diese Stelle bei dir herausgefunden hast, dann halte Wacht bei Tage und bei Nacht, mit scharfen Waffen, und laß keinen Schlummer in deine Augen kommen. Laß ja kein Fensterlein offen im Wohnhause deiner Seele, daß nicht die böse Luft dort ihren Einzug halte. Auch laß dich nicht in falsche Sicherheit wiegen, denn sei gewiß, der Versucher wacht und wartet, daß er dich überliste und mit dem Leibe dir die Seele verderbe. Wachet und betet, daß ihr nicht in Anfechtung fallet."

„Ja, ja, ja!" rief Weikert, „das ist wahr. Herr Gott im Himmel —" und er begann ein inbrünstiges Gebet zu murmeln.

Als er geendet, fühlte er sich beruhigter.

„Was nun? Er blickte zum Fenster hinaus. Die Sonne lag auf den gegenüber liegenden Dächern und spiegelte sich in den Scheiben.

Er öffete das Fenster. Die frische Luft tat ihm wohl. Er empfand auf einmal eine schier unüberwindliche Sehnsucht nach Feld und Wald und freien Himmel.

„Ich werde einen Spaziergang machen, einen tüchtigen Spaziergang," beschloß er.

Fünftes Kapitel.

Weikert überschritt die Kronprinzenbrücke und kam an der Siegessäule vorbei.

Die mächtige Säule mit der goldschimmernden Figur, die er nur mit blinzelnden Augen zu betrachten vermochte, imponierte dem einfachen Landkinde.

Auf der Charlottenburger Allee bestieg er einen Pferdebahnwagen und erklärte, mitfahren zu wollen, so weit der Wagen laufe. Die Gegend war ihm völlig unbekannt.

In Charlottenburg angekommen, schlug er aufs Geratewohl den ersten besten Querweg ein. Er wollte nur fort, aus den Häusern heraus, ins Freie.

Die Landschaft mit ihrer flachen Kahlheit, den sandigen Äckern und dem mageren Baumwuchse setzte ihn in Erstaunen. Von der Heimat her war er an Berge gewöhnt, an Abwechselung von frischem Wald, Wiesen, Gebüschen und heimlich dazwischen nistenden Dörfern mit Gärten und Obstbäumen.

Hin und wieder kam er noch an Villen vorbei mit Gärten, in denen keine Blumen, kaum ein grünes Blatt zu sehen war. Hier waren Straßen abgezeichnet, die mitten im Felde verliefen. In der Ferne erblickte er einige große kesselartige Gebäude, deren Bestimmung ihm unbekannt war, Essen ragten auf, am fernen Horizont stand ein viereckiger, mächtiger Kasten, wohl eine Kaserne oder Schule.

Weikert strebte dem Walde zu, in dem er ohne Steg dahinschritt.

Ein Wasserspiegel blitzte vor ihm auf zwischen den Kiefern. Überrascht stand er an einer Seefläche. Aber da waren Gebäude, eine Restauration und Menschen; er wandte sich wieder in die Waldeseinsamkeit zurück.

Die Sonne stand bereits tief als Weikert an die Rückkehr dachte.

Die Abendbeleuchtung verlieh selbst dieser Landschaft einen gewissen Reiz.

Wie eine schwarze Mauer erhob sich der Grunewald vom blaßgelben Himmel ab. Über den kahlen

Äckern webte Altweibersommer: ein Gewebe von tausend Silberfäden, ein weitmaschiges, silberschimmerndes Spinnennetz. In der Ferne lag Berlin; ein braungrauer Dunst wogte über seinen Kuppeln. Die Brandmauern der Vorstadthäuser strahlten gelb und rot im Glanze der Abendsonne.

Hoch, ganz hoch und einsam, gleichsam dem Zenite der Himmelsglocke zustrebend, bemerkte Weikert einen Luftballon.

Lange staunte er das Wunder an, wie dieser kleine, birnenförmige Fleck regungslos im Äther schwebte. Ihm schwindelte bei dem Gedanken, daß da drinnen Menschen seien.

Allmählich verblaßte das Pünktchen am Himmelsgewölbe, vom Ätherblau aufgesogen, und als Weikert für einen Augenblick weggeblickt, war er nicht mehr imstande, den Verlorenen wieder aufzufinden.

Er mußte an die Heimat denken. Ein Junge von acht oder neun Jahren war er gewesen, da waren einmal Luftschiffer bei ihnen gelandet.

Der Vorgang stand deutlich vor seinen Augen.

Welch eine Aufregung hatte es in dem kleinen Dorfe gegeben! Eine alte Frau auf dem Felde glaubte, der Teufel schwebe über ihr, und hatte sich platt auf den Leib geworfen, damit sie der Gottseibeiuns nicht sehe.

Weikert selbst war in der Schule gewesen, als die Kunde von dem Luftballon wie ein Lauffeuer das Dorf durchlief.

Da war kein Halten mehr; die ganze Klasse stürmte hinaus und der Lehrer folgte.

Da draußen trieb er nun, etwa hundert Fuß über den höchsten Dächern, wie eine Riesenbirne, und die

beiden Männer in dem kleinen Boote riefen den Dorfleuten allerhand Unverständliches zu, bis schließlich ein Gescheiter merkte, daß sie die ausgeworfenen Anker am Boden befestigt haben wollten.

Dem Boote entstiegen zwei Leute in sonderbarer Tracht, die einen fremdartigen Dialekt sprachen.

Der Vater forderte sie auf, mit ihm in das Pfarrhaus zu kommen, wo sie bewirtet wurden, viel erzählten und viel Wein tranken und auch übernachteten.

Weikert besann sich noch, daß die Mutter nachher ungehalten war und den Fremden nichts Gutes nachsagte. Warum, das wußte er nicht genau, aber wenn er jetzt darüber nachdachte, so ward es ihm wahrscheinlich, daß jene der sparsamen Hausfrau zu viel verzehrt haben mochten.

Was für eine derbe Frau sie doch gewesen war, seine Mutter, und wie er sie gefürchtet hatte als Kind, ohne sie zu verstehen.

Er wußte, der Vater hatte auch manchmal ein Gefühl des Unbehagens ihr gegenüber gehabt.

Als er sich aber bei dem Gedanken ertappte, der Vater sei am Ende ganz zufrieden, sie los zu sein, da erschrak er und beschleunigte seine Schritte, um solchen Gedankengängen zu entfliehen.

Die harte Chaussee ertönte von seinen festen Tritten. Weikert war ein rüstiger Fußgänger. Die körperliche Anstrengung tat ihm wohl. Sein Kopf war ganz frei geworden; er empfand einen tüchtigen Appetit.

Als ob Jahre dazwischen lägen, so erschien ihm jetzt die vergangene Nacht in der Erinnerung.

Fast mit Gleichmut vermochte er an die nächtlichen Erlebnisse zurückzudenken. Eine gewisse Befriedigung

bemächtigte sich seiner bei dem Gedanken, daß er gegen derartige Versuchungen nunmehr völlig gefeit sei. Wie angenehm war es, sich in dem Gefühle des Sündenhasses und der Tugendfestigkeit zu wiegen.

„Wer weiß," dachte er, „dies alles war Schickung, denn nun ich das durchgemacht habe, bin ich gewitzigt. Ich habe mit eigenen Augen gesehen, wie ekelhaft das Laster ist, und erfahren, wie qualvoll die Reue. Um so mehr werde ich in Zukunft auf meiner Hut sein."

In freudiger Siegesgewißheit schritt er weiter, voll Selbstbewußtsein und Daseinsfreude. Am liebsten hätte er es gesehen, wenn sogleich eine Versuchung aus dem Boden vor ihm aufgewachsen wäre, damit er seine Kampflust an ihr erproben könne. Zum Beispiel, wenn er Kritzel beim Nachhausekommen in seiner Wohnung fände und der ihn aufforderte, mit ihm auszugehen, jenes Mädchen zu besuchen — wie würde er ihn abfertigen. „Hebe dich weg von mir, Satan!" würde er ihm zurufen.

Der Theologe lächelte zufrieden in sich hinein.

Dann malte er sich ein Bild der Zukunft aus.

Der Winter sollte in ernstem, angestrengtem Studium zugebracht werden. Dann das Examen. Vor allem mußte man sehen, eine gute Zensur zu erringen. Darauf vielleicht eine kleine Reise, um den Kopf „aufzuräumen", wie der Vater sich ausdrückte. Und dann eine Anstellung als Diakonus irgendwo, nahe seiner Heimat, auf dem Lande, nur nicht in der Stadt mit ihrem Lärm und ihren Versuchungen. Und wenn man so weit war — heiraten! Irgendein frisches Mädel mit weichen, weißen Armen. Das Blut schoß ihm zum Herzen bei dem Gedanken.

„Ja, ja, heiraten, sobald wie möglich!"

Die Sonne war hinter dem Walde verschwunden. Die Landschaft hüllte sich in ihr stumpfes Dämmerlichtgewand.

Zur Seite der Landstraße mehrten sich die Bauplätze und Häuser. Nach einiger Zeit fühlte Weikert wieder Pflastersteine unter seinen Füßen..

Durch Fragen machte er eine Pferdebahn ausfindig, die ihn nach längerer Fahrt in die Nähe seiner Wohnung brachte.

Eigenartig berührte ihn der Anblick seines Zimmers. Es lag eine Enttäuschung darin, daß hier alles war wie vordem. Er selbst kam sich so ganz verändert vor, wie neugeboren, und dieses Zimmer, das ebenso aussah wie gestern abend, mahnte ihn daran, daß der Mensch an die Verhältnisse geschmiedet ist, wie an einen Block.

Ein häßlich fader Geruch erinnerte ihn an ein beschämendes Ereignis der vergangenen Nacht.

Er öffnete beide Fenster. „Der Böse soll ja einen Schwefelgestank hinterlassen, wo er gewesen ist," dachte er und mußte über den eigenen Einfall lächeln.

Dann bestellte er sich ein reichliches Abendessen bei Frau Habelang. Die Wirtin wollte ihren Mieter wie gewöhnlich unterhalten. Aber heute ermannte sich Weikert so weit, ihr rundweg zu erklären, daß er allein gelassen zu sein wünsche.

Er vertiefte sich in die Kirchengeschichte; las bis ihm die Augen zu schmerzen begannen.

Zufrieden gähnend klappte er das Buch zu und fing an, sich zu entkleiden.

„Was für ein sonderbarer Tag," dachte er. „Meinte ich nicht heute früh, ich könne nie wieder glücklich werden. Gott hat's doch schließlich zum Guten geführt."

Er saß eine Weile entkleidet auf dem Bette, streckte gähnend seine knochigen Arme und schlug sich einige Male mit der flachen Hand auf die hochgewölbte Brust, daß es schallte. Dann fuhr er in sein grobleinenes Nachthemd und kniete vor dem Bette zum Gebete nieder.

Als er aufgestanden und die Lampe auslöschen wollte, wurden im Nebenzimmer Stimmen laut.

„Emmy!"

Die eine Stimme war tief. Er lauschte.

„Wahrhaftig, ein Mann!"

Man kicherte und schäkerte.

„Also doch, ihr Verhältnis — schamlose Gesellschaft!"

Er löschte das Licht aus und legte sich zu Bett. Nebenan wurde weiter gesprochen und gelacht. Jeden Laut konnte er durch die dünne Tür, an der sein Bett stand, vernehmen.

Er dachte daran, daß dies wohl die Versuchung sein möchte, die er sich herbeigewünscht hatte.

„Wahrhaftig, nur Ekel empfinde ich dabei, weiter nichts," sagte er sich schon halb im Schlafe.

Dann kam er in das Stadium des Einschlafens, wo man einen und denselben Gedanken immer wieder von neuem denkt.

„Diese Emmy — nein, diese Emmy!"

Und damit schlief er ein.

Sechstes Kapitel.

Weikert führte seinen Plan, arbeiten zu wollen, mit anerkennenswertem Eifer durch. Die Kollegs sahen keinen fleißigeren Besucher, als ihn, die Abende fanden ihn zu Haus an seinem Schreibpulte.

Kritzel wandte alle Beredsamkeit auf, um ihn von „diesem philisterhaften Lebenswandel" abwendig zu machen — umsonst!

Weikert fühlte sich ziemlich zufrieden mit seinem Dasein, wie es jetzt war, nur eins störte ihm die Ruhe, seine Zimmernachbarschaft.

Der Theologe hatte bereits unter einem nichtigen Vorwande sein Bett von der Tür weg an die andere Wand setzen lassen. Er wollte nichts von dem vernehmen, was im Nebenzimmer vor sich ging.

Aber sonderbar, sobald sich dort nur das Geringste regte — es mochte manchmal nur ein Gegenstand sein, der zu Boden fiel oder Emmy trällerte ein Lied vor sich hin — so fuhr er auf und seine Aufmerksamkeit bei der Arbeit war dahin. Zehnmal mochte er sich's vornehmen, nicht darauf zu achten, er horchte doch auf, sein Geist beschäftigte sich mit dem, was drinnen vorging, er vergegenwärtigte sich die Situation, in der sich das Mädchen hinter jener Wand befinden mochte.

Er war ihr inzwischen mehrfach auf der Treppe und im Korridor begegnet. Er pflegte dann wegzusehen oder die Augen niederzuschlagen, wie instinktiv; nachher beschlich ihn stets eine Art von Bedauern, daß er ihr nicht ins Gesicht geblickt habe.

Sie schien sich nicht besonders vor ihm zu genieren; einmal, als er es doch wagte, sie von der Seite anzusehen, glaubte er zu bemerken, daß sie ihn anlächele.

Sie ging früh gegen zehn Uhr aus und blieb über Mittag weg. Abends kam sie zu sehr verschiedenen Zeiten wieder.

Die Lebensweise des Mädchens war dem Theologen allmählich ganz vertraut geworden. Verschiedene ihrer Geheimnisse hatte er durch die im Nebenzimmer ge-

führten Gespräche erfahren, das übrige ergänzte Frau Habelangs Redseligkeit, deren Lieblingsthema „Emmy und ihr Verhältnis“ bildete. —

Eines Abends, als Kritzel bei dem Theologen zu Besuche war und „Abendessen nassauerte“, wie er es selbst offenherzig zu bezeichnen pflegte, kam Emmy etwas zeitiger als gewöhnlich mit ihrem Freunde in die Wohnung zurück.

Man hörte Lärm in der Nebenstube. Eine männliche Stimme rief: „Frau Habelang, Abendessen!“ Eine ausführliche Bestellung folgte nach.

„Verdammter Geldprotz,“ knurrte der Mediziner, der etwas von Trüffelpastete verstanden hatte. „Was für eine Art Kerl ist es denn eigentlich? Hast du ihn schon mal gesehen?“

„Ein kleiner Mann mit Platte und grauschwarzem Backenbart.“

„Ein alter Sünder noch dazu. — Pfui Deibel!“

„Ja, es ist ganz entsetzlich. Von der Immoralität, wie sie hier in Berlin herrscht, habe ich mir doch keinen Begriff gemacht.“

„Redensarten! An und für sich wäre ja gar nichts weiter dabei. Heiraten können doch einmal nicht alle. Gerade in den besten Jahren, wo man kräftig und lebenslustig ist, fehlt den meisten das Geld dazu. Da bleibt schließlich nur das Verhältnis. Bekreuzige dich nur, mein Lieber, vom medizinischen und nationalökonomischen Standpunkte aus angesehen ist das ganz natürlich. Ich verdenke es nur dem Mädel, sich mit so einem alten Kerl einzulassen, um des Geldes wegen — das ist ja ekelhaft!“

„Es ist unter allen Umständen im höchsten Grade verwerflich.“

„Unsinn! Wenn du zum Beispiel ein Verhältnis mit dem Mädel anknüpftest, würde ich gar nichts darin finden."

„Kritzel!"

„Nein, im Gegenteil! Ich würde mich nur freuen."

„Du redest puren Unsinn."

„Ich rede sehr vernünftig. Hör' mal her! Ich wollte dir das längst schon — —"

Im Nebenzimmer wurde jetzt eine Flasche entkorkt, der Ton machte Kritzel unwillkürlich auffahren.

„Wein! Widerwärtiger, alter —. Höre mal, dem Kerl Hörner aufsetzen, das wäre wirklich ein Verdienst. Ich hätte selbst Lust dazu. Ist denn das Mädel einigermaßen?"

„Ich kenne sie nicht."

„Na, wie sie aussieht, wirst du doch wissen. Ist sie leidlich hübsch?"

„Nicht häßlich."

„Gut gewachsen?"

„Jawohl, ziemlich groß."

„Sieh mal an. Ist sie blond?"

„Nein, brünett — nein — ja doch, dunkel sind, glaube ich, ihre Haare."

„Da haben wir's. Du bist blond, sie braun. Ihr seid also füreinander geschaffen, wenigstens wenn man dem seligen Schopenhauer glauben soll."

Das Gespräch nebenan wurde jetzt lauter.

„Still!" flüsterte der Mediziner, „laß mal hören." Er brachte sein Ohr dem Schlüsselloche nahe und lauschte.

„Übermäßig zart scheint er nicht gerade mit ihr umzuspringen. Wie er sie anschnauzt! — Du, das ist ja ein hundsgemeiner Kerl." —

„Ja, er ist ein ganz schlechter, gemeiner Mensch,"

bestätigte Weikert erregt. „Er zankt beständig mit ihr und beschimpft das arme Mädchen selbst."

„Du stehst wohl ganz auf ihrer Seite — was?"

Weikert errötete jäh und schüttelte ein paarmal energisch den Kopf.

„Du mißverstehst mich ganz," sagte er, ohne dabei den Mediziner anzusehen. „Ich will sie nicht reinwaschen, sie hat ja auch sehr viel schuld. Aber er scheint mir doch der bei weitem schuldigere Teil. Sie weiß es vielleicht nicht einmal besser, sündigt aus reinem Unverstand."

„Bravo, bravo! Jetzt kommst du ja auf das, was ich vorhin sagte. Ich freue mich, zu sehen, daß auch ein Theologe tolerant sein kann."

„Nein, Toleranz ist das nicht — gewiß nicht. Ich empfinde die tiefste moralische Entrüstung über dieses Treiben."

„Aber doch eine gewisse Sympathie für die Gefallene — ah, nicht wahr?"

„Nein, nein — höchstens Mitleid. Jenes Mitleid, das jedem Sünder gebührt, da wir doch alle Sünder sind."

„Ach, Mumpitz!" — Ich will dir mal was sagen, mein guter Weikert, du spielst Komödie vor dir selbst."

„Wieso?"

„Das Mädel ist dir viel interessanter, als du es zugeben willst."

„Nein — ich beklage sie nur."

„Versuche doch, sie zu bekehren, das wäre eigentlich deine Pflicht als zukünftiger Seelsorger."

„Das ist nicht meines Amtes."

„Du besorgst, daß du selbst der Bekehrte werden könntest — nicht wahr? Ich kenne dich. Gleichgültig ist dir das Mädel nicht, darauf möchte ich meine Hand

ins Feuer legen. Neulich habe ich dich mit dieser Peppi beobachtet —"

„Da war ich betrunken."

„In vino veritas. — Ob nüchtern oder angezecht, das spielt hier gar keine Rolle; so was liegt tief im Blute. Und die Betrunkenheit bringt's eben an die Oberfläche. Das Frauenzimmer hier nebenan ist dir nicht gleichgültig, dabei bleibe ich. Ein bißchen ansehen möchtest du dir die verbotene Frucht doch gar zu gerne, wenn du dir auch selbst weismachen willst, daß du gar keinen Appetit danach hast."

„Das ist nicht wahr — bei Gott nicht!" rief der Theologe und fuhr sich mit den Händen durch die Haare, ein Zeichen, daß er aufs äußerste erregt war.

„Nun, nun, mein Alter, erhitze dich nur nicht, du bist da in einen bösen Konflikt geraten. Gib's nur zu, nicht wahr?"

„Ganz gleichgültig läßt sie mich nicht, das ist wahr — freilich — Herr Gott, man ist eben ein armer, sündhafter Mensch mit allen Schwächen des Fleisches."

„Laß dir mal einen Rat geben, Gotthold. Du hast's bisher mit der Abstinenz versucht und fühlst dich dabei elend; du bist runtergekommen in den letzten Wochen, ganz bleich und elend siehst du aus — armer Kerl! Dabei kommt nichts heraus — nein, laß mich nur ausreden. Sei mal auf eine Woche Epikuräer. Wenn dir's nicht gefällt, kannst du ja immer wieder zur Askese zurückkehren. Laß dir von deinem Alten ein halb Dutzend Lappen schicken, und dann wollen wir mal in die Vollen gehen; das ist die Kur, die ich dir als Arzt verschreibe. Du wirst ein ganz anderer Mensch werden, paß mal auf! Wie heißt es doch gleich in der Bibel von Adam, er würde wissen, was gut und was böse —"

„Das ist Blasphemie."

„Kein Bein! Diese jüdisch-christliche Enthaltsamkeitslehre hat unseren Verstand ganz umnebelt, daß wir gar nicht mehr imstande sind, zu erkennen, was natürlich und vernünftig ist. Hat man je etwas Tolleres, Widersinnigeres erfunden, als den Gedanken, der Mensch solle sich kasteien. Wann werden wir endlich diese vorsintflutlichen Ideen loswerden? Zur naiven Sinnlichkeit der Alten muß man zurückkehren. Du bist ein rechtes Beispiel dafür, wie verkehrt wir denken, du bist geradezu ein Opfer dieses atavistischen Dogmas."

Der Theologe schritt im Zimmer auf und ab. Die letzten Worte des Mediziners hatte er wenig beachtet.

„Ich werde kündigen," stieß er plötzlich hervor.

„Du willst hier ausziehen?"

„Ja, das ist das einfachste — dann bin ich die ganze Sache los."

„Ausreißen — ist das männlich?"

„Das ist mir ganz egal."

„Ausreißen vor der Versuchung — die hat schnellere Beine als du. ‚Im eigenen Busen sitzt der Versucher'. So was Ähnliches muß mal mein Alter auf der Kanzel gesagt haben. Ich sah ihn ordentlich sitzen, den bösen Kerl, den Versucher, mit meiner Jungenphantasie. — Also, du willst kündigen? Da wird sich Frau Habelang grämen; einen solchen Mieter wie dich kriegt sie so leicht nicht wieder. Übrigens, heute ist der dritte. Du kannst erst am letzten des Monats umziehen — verstehst du, wenn ihr nichts Besonderes ausgemacht habt."

„Ich kündige noch heute."

„Du, Wohnungssuchen ist auch keine Annehmlichkeit. Daß du nur nicht aus dem Regen in die Traufe

kommst, mein guter Gotthold. Bei den Berliner Wohnungen ist fast immer so ein kleiner weiblicher Appendix. Du zahlst hier dreißig, nicht wahr? — Du, à propos, da wir gerade vom Mammon sprechen, deine Fünfzig kann ich dir jetzt doch noch nicht wiedergeben. Das Aas, mein Schneider, hat die Frechheit gehabt, mich auf Zahlung zu treten — aber am nächsten Ersten bestimmt."

„Laß nur —"

„Na, dachte mir's schon. Du sitzt in der Wolle und kannst dir's leisten, würdigen Armen Gutes zu tun. — Du, da drinnen geht's ja hoch her; er macht schon die zweite Flasche auf. — Übrigens muß ich jetzt gehen. — Heute haben wir offiziellen Kneipabend. — Überlege dir mal, was ich gesagt habe, von wegen eines Systemwechsels." —

Nachdem Kritzel gegangen, rief Weikert die Wirtin herein zum Abdecken. Er erklärte ihr kurzerhand seinen Entschluß, die Wohnung aufgeben zu wollen.

Frau Habelang war nicht wenig überrascht und forschte nach dem Grunde.

„Es ist mir zu viel Unruhe im Nebenzimmer, ich kann dabei unmöglich arbeiten."

„Na, det is och wahr! Allens was recht is, aber det is zu ville. Det Frauensmensch vertreibt mer de Mieter — aber ick werde ihr et schon stecken. — Ne, ne, Herr Doktor, bleiben Se man ruhig hier. Von morgen ab soll et besser wern. — Mit de Emmy läßt sich ja am Ende sprechen. 's wird nischt so heeß jejessen, als et jekocht is — wat — hm — Se wern sich det och noch überlegen. Beschlafen Se's mal."

Weikert versuchte an diesem Abende zu arbeiten, aber er fand nicht die rechte Sammlung dazu. Er hörte,

wie Frau Habelang ins Nebenzimmer trat und dort mit gedämpfter Stimme etwas erzählte.

Er wußte, daß von ihm die Rede war.

Das Mädchen lachte auf, auch die männliche Stimme war vernehmbar.

Weikert nahm sich vor, nicht mehr hinzuhören. Aber plötzlich warf er die Feder wütend auf den Tisch, daß sie mehrere Hefte befleckte, rannte zur Kommode, kramte in dem Wäschfache herum, bis er einen Fetzen alter Leinewand fand; den zerriß er in kleine Stücke und rollte sie zusammen. Mit den Stöpseln verstopfte er sich beide Ohren.

„Ich will doch sehen!“ sagte er und drohte nach der Tür des Nebenzimmers.

Dann begann er einen Brief an seinen Vater, in welchem er diesem über den Fortgang seiner Studien schrieb, aber nichts über die Versuchungen, mit denen er zu kämpfen hatte.

Siebentes Kapitel.

Weikert fand eines Tages, als er aus dem Kolleg zurückkehrte, eine Einladung in seiner Wohnung vor. Der Konsistorialrat Böhme bat ihn auf Sonntag um zwei Uhr zum Mittagbrot.

Diese Einladung versetzte ihn in große Aufregung.

Von Jugend auf war er daran gewöhnt, den Onkel Böhme als einen ganz besonders großen und außerordentlichen Mann anzusehen. Der Vater hatte stets mit Weihe von dem Vetter gesprochen, der eine Frau aus vornehmster Familie heimgeführt und dann eine so außerordentliche Karriere gemacht hatte.

Der Fall, daß der Sohn in das Haus des großen

Mannes eingeladen werden möchte, war von Gottholds Vater vorausgesehen worden.

Verhaltungsmaßregeln wurden dem Studenten mitgegeben; er hatte sich auf diese Veranlassung hin einen besonderen schwarzen Rock anfertigen lassen müssen, nicht in der kleinen Kreisstadt, wo er sonst seine einfache Garderobe herstellen ließ, sondern bei einem Berliner Schneider.

Pastor Weikert, dem Gotthold die Tatsache der erfolgten Einladung pflichtschuldigst gemeldet hatte, erwiderte umgehend und ermahnte den Sohn, sich einen neuen Zylinder anzuschaffen, da die Cousine Wert auf so etwas lege. „Dergleichen kann nicht schaden. Man weiß nie, wozu Konnexionen gut sein können. Ich habe Leute in meinem Leben kennen gelernt, die es nur durch günstige Verbindungen mit Hochgestellten zu etwas gebracht haben. Und es ist kein Unrecht dabei, sich vorwärts bringen zu wollen."

So schrieb Gottholds Vater.

Außer Weikert waren noch eine Anzahl anderer angehender Theologen, Studenten und Domstiftskandidaten von Konsistorialrats zu Tisch gebeten worden. Ferner waren ein Offizier und ein Assessor da.

Weikert kam um den gefürchteten Umstand herum, eine Dame zu Tisch führen zu müssen. Er hatte zwar seine jüngste Cousine zur Nachbarin, aber diese war ganz in die Unterhaltung mit dem Assessor vertieft und ließ den Vetter völlig unbeachtet. Neben ihm saß ein Domstiftskandidat, ein Mensch von außerordentlicher Magerkeit, kurzsichtig, mit einem stereotypen Lächeln auf der einen Gesichtsseite, während die andere sehr ernst dreinschaute. Dieser Jüngling vermochte Erstaunliches im Essen zu leisten; mit der Befriedigung seines

ungewöhnlichen Appetites schien er aber auch seine Pflichten bei Tisch als vollkommen erfüllt zu betrachten; sobald er Messer und Gabel weggelegt, versenkte er sich in den Anblick seines leeren Tellers, die eine Gesichtsseite schien sich auf den nächsten Gang zu freuen, die andere den dahin gegangenen zu betrauern, aber ein Wort kam nicht über seine Lippen.

Dafür richtete die Tante, die ihm schräg gegenüber saß, eine Frage an Weikert, die dieser, gänzlich verwirrt durch die Vornehmheit, welche diese Dame umschwebte, nur mit gesenktem Blicke und leiser Stimme zu beantworten sich unterstand. Die Frau Konsistorialrat lächelte, nickte gnädig, wandte sich aber nicht von neuem an ihn.

Nach Tisch nahm dann der Konsistorialrat die jüngeren Herren mit sich in seine Studierstube, während der Leutnant und der Assessor bei den Damen blieben.

Der große Mann war in vortrefflicher Laune. Weikert wußte gar nicht, wie ihm geschah, als der Onkel ihn auf die Schulter klopfte und vor all den anderen zu ihm sagte: „Nun, mein lieber Gotthold, es freut mich außerordentlich, dich hier bei uns zu sehen — und deinem lieben Vater geht's auch gut, wie ich höre — freut mich — freut mich," und er zwang den verdutzten jungen Mann neben sich auf einen Sessel nieder.

Konsistorialrat Böhme hörte sich gern sprechen, besonders aber da, wo er sicher war, daß ihm niemand widersprechen konnte. Diese Korona junger Leute, die ihm gegenüber den Mund nur gebrauchten, um ihn staunend zu öffnen, reizte seine Redseligkeit.

Er hatte die Angewohnheit, sich während des Sprechens häufig bedeutungsvoll zu räuspern und die Zuhörer der Reihe nach mit seinen leeren Augen an-

zusehen, darauf mit besonders erhobener Stimme fortzufahren und schließlich das Ende der Periode in ein unverständliches Gemurmel auslaufen zu lassen.

Heute schien der Herr Konsistorialrat besonders angeregt zu sein. Er sprach in salbungsvoller Weise über Weltliches und Geistliches, nannte hin und wieder den Namen eines oder des anderen hochgestellten Mannes und zitierte gelegentlich aus profanen und auch religiösen Schriftstellern.

Weikert hing bewundernd an seinen Lippen. Welch ein Mann! Er wußte nicht, was er mehr anstaunen sollte, die faltenreichen, glatt rasierten Wangen des Konsistorialrats, seine glänzende Platte, umrahmt von einem Kranze wohlgepflegter grauer Haare, sein tadelloses schwarzes Gewand, oder die Würde und das Selbstbewußtsein, die aus jeder seiner Gebärden und Mienen dieses Mannes sprachen.

Überhaupt diese ganze Familie erschien ihm wie eine Gesellschaft höherer Wesen, mit denen verwandt zu sein er sich einzugestehen kaum wagte.

Hätte er schärfere Augen gehabt, so würde er vielleicht bemerkt haben, daß dieser so würdige und von sich selbst durchdrungene Mann in seinem eigenen Hause nicht das Geringste zu bedeuten habe, daß hier alles nach dem Willen der Frauen gehe.

Es könnte ihm wohl auch an seinen Cousinen aufgefallen sein, daß diese beiden so ernst gekleideten jungen Damen mit dem Ebenholzkreuzchen auf der Brust, den schlichten Scheiteln und dem taubenhaften Augenaufschlag im Umgange mit jungen Leuten eine Routine an den Tag legten, die auf natürliche Anlage zu dergleichen und eine vortreffliche mütterliche Anleitung schließen ließen.

Als der Konsistorialrat seine Zuhörer endlich mit gnädigem Händedrucke entlassen und Weikert im Salon der Hausfrau und ihren Töchtern einige ungeschickte Kratzfüße gemacht hatte, begab er sich auf den Heimweg mit dem befriedigten Gefühle, heute in einem sehr wohlanständigen, vornehmen Hause gewesen zu sein.

Ihm war, als führe er etwas von der Luft, die in jenem Hause geweht, mit sich. Wie hoch erhoben über seine sonstige Umgebung fühlte er sich jetzt. Er dachte an Kritzel; wie würde dessen gottloser Spöttermund wohl verstummen müssen, vor einem Mann, wie Konsistorialrat Böhme.

Was für wohlgeordnete Verhältnisse waren das in dieser Familie. Diese Töchter wie schlicht und dabei doch wie vornehm in ihrer Erscheinung; das war echte Weiblichkeit. Wenn er dagegen an jene Wesen zurückdachte, die er kürzlich in einer wüsten Nacht kennen gelernt — — ihn schauderte.

Ja, einen geordneten Lebenswandel führen, sittsam und gottgefällig, das war nicht nur vom moralischen Standpunkte aus das Richtige, nein, es war auch das Praktischste. Das leuchtete dem Theologen jetzt ganz klar ein. Sein Onkel Böhme hätte es sicher nicht soweit gebracht ohne strenge Moralität. Wie schön es doch auf der Welt eingerichtet war, daß die braven und anständigen Leute es schließlich immer am weitesten brachten.

Sein Onkel sollte ihm fürderhin zum Vorbilde dienen. Er wollte von nun ab auch etwas mehr auf sein Äußeres achten; das hatte er bisher zu sehr vernachlässigt.

Vor allem aber würde er sich in Zukunft seinen Umgang mit besonderer Sorgfalt wählen.

Kritzel zum Beispiel, den mußte er sich entschieden mehr vom Leibe zu halten suchen. Sie waren zwar Spielgefährten und hatten in früheren Zeiten mancherlei gemeinsam durchgemacht, aber seitdem — seitdem hatte er sich geändert und Kritzel auch; aber Kritzel nicht zu seinem Vorteile. Wenn man bedachte, daß dieser Mensch ein Pastorensohn war, der Sohn eines orthodoxen evangelischen Geistlichen — es war nicht zu glauben.

„Vor allem aber," so dachte Weikert, als er sich der Marienstraße näherte, „muß ich aus dieser Wohnung fort, aus dieser ganzen Nachbarschaft, denn wenn mich mein Onkel zum Beispiel einmal besuchte und er sähe etwas davon — Herr Gott, was müßte er denken!"

Als Weikert vor seiner Korridortür stand, entdeckte er, daß er den Drücker nicht bei sich habe; er hatte ihn im Alltagsrocke stecken lassen. Er mußte also klingeln. Lange kam niemand. Er klingelte wiederholt.

Endlich ging eine Tür, leichte Schritte ertönten, es ward geöffnet, und vor ihm stand seine Stubennachbarin.

„Ach, Sie, Herr Doktor — das ist gut. Ich dachte, 's wäre sonst wer. Wenn ich das wußte, hätte ich gleich geöffnet."

Der Theologe stand mit offenem Munde vor dem Mädchen. Sie schloß vergnügt lächelnd die Korridortür hinter ihm.

„Danke — danke schön!" stammelte er.

„Sie haben wohl Ihren Drücker vergessen gehabt — was?"

„Ja — allerdings."

„So was kommt vor. Ist mir neulich auch so

gegangen. Sie hätten lange warten können, wenn ich nicht da war. Die Habelang ist nämlich ausgegangen zu 'ner Kindtaufe auf der Ackerstraße bei ihrer Cousine, der Monicke, und das Lieschen hat sie auch mitgenommen. Dort is en Junge angekommen, und die Habelang ist zu Gevatter gebeten. Sie hätten mal bloß sehen sollen, wie sich das alte Frauenzimmer rausgeputzt hatte, mit en Hut von mir, ene Straußenfeder drauf und en Paar abgelegte sechsknöpfige Handschuh. Sah das Mensch aus! Schade, daß Sie das verpaßt haben, Herr Weikert."

Sie schwieg und sah ihn unbefangen lachend an. Der Theologe machte eine Bewegung mit dem Oberkörper, die als eine Verbeugung gedeutet werden konnte, und wollte nach seinem Zimmer abschwenken.

„Herr Weikert!" rief sie ihm nach, „ich hätte noch was mit Ihnen zu sprechen."

Er blieb vor seiner Tür stehen und sah sie verwirrt an.

„'s ist eigentlich weiter gar nichts, 's ist nur, weil ich nämlich von der Habelang gehört habe, daß Sie sich über mich beklagt hätten —"

„Ich — mich beklagt — nein, wenigstens nicht über Sie, Fräulein," stotterte der Theologe.

„Ich verdenk's Ihnen nämlich gar nich. Mir ist das Quartier auch nicht recht. Aber das kann ich doch nicht auf mir sitzen lassen — Sie denken womöglich noch was Schlechtes von mir. Kommen Sie nur herein." Damit öffnete sie die Tür zu ihrem Zimmer, „kommen Sie man ruhig rein, die Habelang kommt nicht vorm späten Abend nach Hause."

Weikert rührte sich nicht vom Flecke. Mechanisch griff seine Hand nach der Türklinke. Er fühlte, daß er

im nächsten Augenblicke nicht mehr Herr seiner Entschließungen sein würde.

„Herr Gott, so machen Sie doch keine Geschichten. Wenn ich mich nich jeniere, so brauchen Sie doch auch nich — — Ach so — Sie denken wohl — ne, das müssen Se nich, Herr Weikert. Ich bin en anständiges Mädchen. An meiner Wiege ist mir's nämlich auch nicht gesungen worden, daß ich mir mal mein Brot würde selber verdienen müssen — ne! Kommen Se nur ruhig rein, wir wollen mal ein vernünftiges Wort zusammen sprechen."

Weikert trat ein.

Er befand sich in einem traumartigen Zustande. Er empfand ein ganz eigenes Gefühl, als ob das, was sich jetzt ereignen würde, sei es was es sei, sich ereignen müsse, infolge einer Naturnotwendigkeit.

„Bitte, nehmen Sie doch Platz, Herr Weikert."

Sie nahm ihm seinen Zylinder ab und schob ihm einen Stuhl hin.

„Sie sind wohl in Gesellschaft gewesen?"

„Jawohl!"

„Die Habelang hat mir's schon erzählt, daß Sie sich einen neuen Zylinder gekauft hätten. Gott, was das Frauenmensch klatschhaft ist! Hat sie Ihnen auch schon von mir was erzählt — was?"

„Nein!"

„Na, na!"

„Nein, wirklich nicht."

„Glauben Se ihr nicht. Die lügt, wie gedruckt und macht immerwährend Stänkereien."

Emmy hatte sich auf dem Sofa niedergelassen. Vor ihr auf dem Tische lag eine Taille und Nähzeug. Sie trug eine helle Schürze zum Schutze des Kleides

vorgesteckt, die ihre starke Figur nur noch üppiger erscheinen ließ.

Die Hände auf die Hüften gestützt, blickte sie den Theologen herausfordernd an. Der fingerte unaufhörlich an den Spitzen seiner Handschuhe herum, die ihm etwas zu lang waren.

„Ziehen Sie doch die schwarzen Dinger von den Händen — das sieht so dumm aus. — Also, was ich sagen wollte; Sie ziehen am letzten hier aus — was?"

„Allerdings, ich will ausziehen."

„Die Habelang hat gesagt, Sie zögen, weil ich Ihnen zu viel Lärm machte."

„Nein, so ist es nicht — das ist eine Entstellung der Wahrheit."

„Dachte mir's doch, daß die Olle geflunkert hat."

„Sie hat mich jedenfalls mißverstanden; ich brauche zu meinem Studium ein durchaus ruhiges Quartier."

„Natürlich. Das läßt sich ja denken. Die Wände sind hier verflucht dünne, man hört jedes Wort. Sie hören wohl auch, wenn hier gesprochen wird? Ich habe manchmal Besuch. Haben Sie's schon bemerkt? Das ist nämlich ein älterer Freund, sehen Sie. Ich gehe schon über ein Jahr mit ihm. Das kommt Ihnen am Ende wunderbar vor — was?"

„Nun ja — allerdings — Fräulein —"

„Ach Gott, das müssen Se nich so auffassen. Besser wär's ja freilich, wenn's nicht sein müßte. Sehen Sie, ich bin aus einer ganz feinen Familie. Mein Vater war Kanzleibeamter in Fürstenwalde, ein Bruder von mir ist im Postfache — na, das kann Sie am Ende nich interessieren. Ich wollte man nur sagen, daß ich 'ne gute Erziehung genossen habe. Meine Eltern wollten mich erst Gouvernante lernen lassen. Sogar

Französisch habe ich getrieben. Na, wie das nu so kommt, das verdammte Geld langte eben vorne nich und hinten nich. Mit der Gouvernante war's Essig. Dann kam noch so 'ne Geschichte, wo mich einer betrogen hat, ein Freund von meinem Bruder. Wir waren ganz richtig verlobt, und die Hochzeit und alles war schon besprochen, da brennt der Mensch eines Tages mit seinem Chef seine Kasse durch. Ja, sehen Sie, das sind nun so Geschichten des Lebens – ich habe mir's natürlich sehr zu Herzen genommen, was mir wohl auch niemand verdenken kann. Dann kam so'n Handlungsreisender nach Fürstenwalde, der hat meinen Eltern geraten, sie möchten mich nach Berlin schicken. Die Konfektion, das wäre mein Fach, sagte der. Nachher stellte sich's raus, daß der Mensch auch mehr versprochen hatte als dran war. Mit dreißig Mark en Monat auskommen, das kann kein Mensch, nich wahr? Das is zu viel zum Sterben und zu wenig zum Leben. Und wie nu so eins aus dem anderen kommt — ich zum Beispiel treibe 's noch lange nicht so schlimm wie die anderen, das kann mir niemand nachsagen. Wenn zum Beispiel die Habelang sagt, daß ich ihr die Mieter vertreibe, indem daß es hier zu laut zuginge in meinem Zimmer — denn darüber haben Sie sich doch beschwert — nich?"

„Nein, wirklich, Fräulein, so war das nicht aufzufassen."

„Lassen Se man gut sein. Ich bin aber nicht dran schuld. Sie werden am Ende schon selbst bemerkt haben, was das für 'ne Sorte von Mensch is, der mich hier immer besucht. Lange geht das auch nicht so weiter. Ich bin ihm herzlich satt. So 'n alter Ekel. Für seine paar Mark denkt er, er kann mit mir auf-

stellen, was er will. Ne! Und dabei is der Mensch nämlich filzig. Neulich — na, das is 'ne Chose für sich — ne, das müssen Se doch selbst sagen, Herr Weikert, wie der Mensch sich manchmal hier aufführt — ich bin doch gewiß ein anständiges Mädchen und mir —"

In diesem Augenblicke klingelte es an der Korridortür.

Emmy horchte auf.

„Die Habelang hat den Schlüssel mit — wäre das am Ende der Silberstein? — Was will denn der Mensch, der war doch zum Diner gebeten."

Weikert sprang auf die Füße und suchte hastig nach seinem Zylinder.

„Nur keine unnütze Aufregung, Herr Weikert. Er kann ja nich rein. Treten Se man leise auf, daß er nischt merken tut. Er is nämlich furchtbar eifersüchtig."

Sie öffnete ihm die Tür, und er schlich sich auf den Zehen, vor Erregung zitternd, nach seiner Stube. Hinter seiner Tür blieb er stehen und lauschte, während sein Herz ihm selbst hörbar pochte.

Von draußen ertönte wiederholtes heftiges Klingeln, schließlich auch Pochen.

Weikert hörte, wie Emmy ihre Tür öffnete und laut rief: „Ich komme ja schon, — en Paar Schuhe wird man sich doch anziehen können, wenn man gerade geschlafen hat."

Bald darauf ging Emmy nach der Korridortür, ohne sich zu beeilen.

Der Theologe vernahm die ihm wohlbekannte hohe und dabei belegte Stimme des Bankiers, der über das lange Warten räsonierte.

Man ging an Weikerts Tür vorbei ins Nebenzimmer. Seine Sinne schienen sich verschärft zu haben,

er vernahm jede Bewegung, glaubte durch die Wand sehen zu können. Er selbst wagte sich nicht zu rühren.

„Zünde die Lampe an," erklang die belegte Stimme, „hier ist ja eine gottlose Finsternis. Was hast du denn getrieben in der Dunkelheit?"

„Geschlafen — und erst ein bißchen genäht," erwiderte Emmy laut gähnend.

Weikert vernahm, wie der Zylinder in ihrer Hand gegen die Lampenglocke anstieß.

„Reichenstein hat mir abgesagt — seine Kinder haben die Masern gekriegt. Habe zwei Billetts für den Zirkus gekauft — mach dich fertig."

„In den Zirkus — heute?"

„Na, was denn sonst — is dir wohl nich mal recht?"

Es entstand eine Pause. Emmy mußte mit dem Anzünden der Lampe fertig geworden sein.

„Was zieh' ich denn an?"

„Natürlich dein neues schwarzes — in den Zirkus."

Wieder eine Pause. Dann auf einmal die belegte Stimme:

„He — was ist denn das, ein Paar Handschuhe — Herrenhandschuhe —"

Weikert fuhr es wie ein Schlag durch den Körper; er hatte seine Handschuhe drüben gelassen.

„Wem gehören die Handschuhe?"

Keine Antwort.

„Wem gehören die Handschuhe? Ich will's wissen."

„Dem Herrn nebenan."

„Dem Studenten?"

„Ich sollte einen Knopf annähen, — er hat mich nur gebeten —"

„Lüge! Fehlt gar kein Knopf — alles Lüge!"

„Na, mach' keine Geschichten. Er war vorhin hier bei mir. Er will kündigen. Weiter is nichts."

„Alles Schwindel — Donnerwetter!"

Weikert hörte den Mann keuchen und schnappen, ihm selbst war der Atem versetzt.

„Du hast ein Verhältnis mit ihm. Wo ist die Habelang? So ein Frauenzimmer, und dieser Mensch, dieser Student — wart', ich werde euch — —" erklang es jetzt mit überschriener Stimme in einem Durcheinander, dessen einzelne Sätze Weikert nicht mehr auseinander zu halten vermochte. Dazwischen Rufe des Mädchens, das sich rechtfertigte. Dann Rücken von Möbeln und Schimpfworte gemeinster Art. Ein Stuhl fiel krachend zu Boden.

„Jetzt wird er sie schlagen," dachte Weikert. „Ob ich ihr zu Hilfe eile?"

„Herr Weikert, Herr Weikert!" ertönte plötzlich Emmys Stimme, begleitet von hohen Tönen des Schmerzes.

Ohne Überlegen stürzte der Theologe aus seinem Zimmer und riß drüben die Tür auf.

Ein mittelgroßer, korpulenter Herr stand vor ihm mit gebogener Nase und leuchtender Platte, die Hände zur Abwehr gegen den Eindringling vorgestreckt.

„Unterstehen Sie sich, das Mädchen zu schlagen!" schrie der Theologe.

„Was — was — wer sind Sie denn?"

„Ich dulde nicht, daß Sie das Fräulein hier mißhandeln!"

„Geht Sie gerade was an — Sie, Sie —"

Weikert fühlte eine Siedehitze in seinem Blute aufsteigen. Mit hochrotem Kopfe und funkelnden Augen stand er da, die Faust erhoben, es zuckte ihm in den Fingern.

Der Bankier zog es vor, den Tisch zwischen sich und den jungen Menschen zu bringen.

„Was fällt Ihnen denn ein — was wollen Sie denn eigentlich von mir?" keuchte er. „Machen Sie sofort, daß Sie herauskommen, oder ich hole die Polizei."

„Sie haben das Mädchen mißhandelt."

„Ist mir nicht eingefallen — außerdem —"

„Neulich auch schon haben Sie das Fräulein beschimpft, in gemeinster Weise — das muß ein Ende haben."

„Was geht Sie das an? Sie stecken mit dem Frauenzimmer unter einer Decke. Ich werde Sie bei der Universität anzeigen, jawohl, das werde ich tun." —

Weikert war betroffen durch diese Drohung.

Der andere erspähte das sofort, und sein Mut wuchs. „Saubere Geschichten," rief er und wagte sich hinter dem Tische hervor, „saubere Geschichten — Sie wollen ein Theologe sein und bändeln hier mit dem Mädel an — —"

„Raus!" schrie Weikert da mit fürchterlicher Stimme und gänzlich verzerrtem Gesichte. „Raus, auf der Stelle, raus!"

Der Bankier sprang entsetzt zur Tür.

„Raus!"

Weikert kannte in diesem Augenblicke nur das eine Wort. Er warf dem Flüchtenden Hut und Stock in den Gang nach und schlug die Stubentür ins Schloß, daß es krachte.

„So, der kommt nicht wieder."

„Herr Gott, können Sie aber böse werden, Herr Weikert," meinte Emmy und blickte den Theologen halb erschreckt, halb bewundernd an.

„Ja, so was macht mich rasend — solche Gemeinheit —"

„Nein, das hätte ich Ihnen gar nicht zugetraut —"

„Dergleichen dulde ich nicht," sagte Weikert, der sich in seiner Rolle als Retter zu fühlen begann. „Der wird nicht wiederkommen."

„Wie ich den Silberstein kenne, ist er morgen schon wieder da."

„Aber sehen wird er Sie nicht, dafür werde ich Sorge tragen."

„Das ist alles ganz schön und gut, aber sehen Sie —"

„Wie meinen Sie —"

„Wenn er wenigstens die Miete für diesen Monat bezahlt hätte, dann wäre mir's ganz recht."

„Nun — im Notfalle schieße ich Ihnen das vor."

„Sie, Herr Weikert?" Emmy riß die Augen weit auf.

„Ich halte mich gewissermaßen für verpflichtet dazu."

„Nein, das könnte ich doch wohl nicht annehmen."

„Es ist eine moralische Verpflichtung," sagte der Theologe und begann seine Hände gegeneinander zu reiben.

Emmy sah ihn mit ihren schlauen Augen unausgesetzt an.

Als er aufblickte, bemerkte er ein Lächeln auf ihrem Gesichte.

„Warum lachen Sie?"

„Ach, nichts! — Ich dachte nur daran, wie er Ihre Handschuhe fand — das Gesicht! Und dann, wie er hinter den Tisch retirierte vor Ihnen. Nein, das war zu gut!"

Emmy hielt sich die Seiten vor Lachen.

„Sie sind aber wirklich sehr mutig, Herr Weikert."

Der Theologe lächelte geschmeichelt.

„Das ist gut!" rief das Mädchen plötzlich. „Hier

hat er die Billetts für'n Zirkus liegen lassen — da könnten wir am Ende zusammen drauf gehen — was?"

„O nein! Was denken Sie denn."

„Geht das nicht? — es wäre so hübsch. Mit dem Silberstein, da machte ich mir nichts draus, aber mit Ihnen, da ginge ich gleich."

„Nein, das geht auf keinen Fall."

„Na, och jut! Denn bleiben wir hier beieinander. Wir werden uns schon nicht langweilen. Was, Herr Weikert? Die Habelang kommt vor zwölf, eins nicht wieder, das hat sie mir gleich beim Gehen gesagt."

Dem Theologen wurde es schwül zumute.

„Ich — ich wollte eigentlich noch arbeiten heute abend — Fräulein."

„Ach, was, am Sonntag wird nicht gearbeitet. Wir wollen lieber zu Abend essen. Ich bin fürchterlich hungrig. Von neulich abend is noch ne Pulle übrig — und Fleisch is auch da — die Habelang wird wohl irgendwo Butter und Brot haben."

Weikert wollte Einwände machen, aber sie war oft schon mit der Antwort da, wenn er seinen Satz noch nicht beendet hatte.

„Heute abend sind Sie bei mir zu Gaste — ich halte Sie frei, Herr Weikert — wir müssen doch die neue Freundschaft feiern."

Sie schaffte allerhand herbei und begann den Tisch zu decken.

„Wenn der Silberstein das wüßte, der würde Galle spucken. Wie Sie den angeschrien haben ‚raus!' Ich glaube, der kommt doch vielleicht nicht wieder. Na, mir kann's am Ende auch schnuppe sein — nicht wahr, Herr Weikert?"

Nach einer Pause begann Weikert sich räuspernd:

„Ja, Fräulein, was ich sagen wollte — sollte es denn nicht gehen — ich meine, können Sie denn wirklich nicht mit Ihrem Gehalte auskommen?"

„Nein, das ist partout unmöglich."

„Wie machen's denn die anderen?"

„Die haben alle Freunde, die meisten gleich mehrere."

Der Theologe versank in Nachdenken. Ein Plan war in seinem Geiste aufgewachsen, pilzartig schnell. „Ich will mich dieses Mädchens annehmen; es ist meine Pflicht. Es war gewiß höhere Schickung, daß sie mich kennen gelernt hat. Ich werde sie aus dem Sumpfe reißen, in dem sie zu verkommen droht. Es ist ein guter Kern in ihr. Sie ist von Natur gutmütig, offenherzig und ehrlich. Wie sie sich gleich an mich angeschlossen hat — das spricht für sie. Es ist eben zum ersten Male, daß sie mit einem moralischen Menschen zusammenkommt; der günstige Einfluß, den ich auf sie ausübe, ist gar nicht zu verkennen. Die Arme, sie hat es bisher eben nicht besser gewußt. Ob sie mich mit Silberstein vergleicht — — nein, ich werde mich dieser Arbeit unterziehen, ich will ihr Herz reinigen von allen Schlacken, ich will eine brave, ordentliche Person aus ihr machen. Und ganz selbstlos werde ich dabei verfahren, nur den hohen Zweck im Auge behalten. Eine Seele retten, wie schön muß das sein — das ist eine Aufgabe, schwer, aber groß, und ich werde sie lösen."

Er legte sich im Geiste schon seinen Plan zurecht, wie er vorgehen wolle.

„Das Abendessen ist fertig, Herr Weikert," sagte Emmy, „wollen Sie, bitte, zulangen."

„Und wie viel würden Sie denn ungefähr brauchen?" fragte Weikert, „ich meine, um leben zu können?"

Emmy stutzte und streifte ihn mit einem eigentüm-

lichen Blicke: „Na, Herr Weikert, das können wir am Ende ja auch ein andermal besprechen — kommen Se, jetzt wollen wir lustig sein — prost!“

Damit erhob sie das Glas. „'s ist zwar dem Silberstein sein Wein, aber das tut nichts, schmecken tut er doch. Ich trinke Ihr Wohl, Herr Weikert.“

Dem Theologen überkam Unbehagen; der Ton, den das Mädchen da anschlug, gefiel ihm nicht.

„Aber, so trinken Sie doch aus, Herr Weikert. Warum sind Sie denn so triste?“

„Nein, bitte, schenken Sie mir nicht mehr ein. Ich vertrage nicht viel.“

„Dann erst recht! Kaufen Sie sich leicht en Affen — was? Das möchte ich mal sehen, wenn Sie — Ha, ha!“ Und sie bekam einen ihrer Lachanfälle.

Ihm wurde bange. Er fühlte, daß das Terrain, auf das er sich gewagt, doch ein sehr schlüpfriges sei. Er wäre am liebsten aufgesprungen und hätte das Weite gesucht.

Sie setzte ihm zu, er solle trinken. Er trank noch ein Glas, dann dankte er und ließ das vollgeschenkte unberührt stehen.

„Wollen wir denn nicht Brüderschaft trinken?“ fragte sie und blickte ihm schmeichelnd in die Augen.

Er errötete über und über und wußte nicht, was erwidern; da stand sie von ihrem Stuhle auf und setzte sich neben ihn auf das Sofa.

„Wir sind ja ganz allein — die Habelang kommt nicht vor Mitternacht wieder.“

Dabei legte sie ihre Hand auf die seine. Er fuhr zusammen bei der Berührung.

„Sieh mich doch an — nein, wie sonderbar du aber auch bist.“

In Weikerts Kopfe verwirrte sich alles. Er fühlte, wie sein Begehren wuchs, nur vermöge einer gewaltsamen Anstrengung hielt er sich zurück.

„Komm, sei lustig — Was ist dir denn passiert? Erzähl' mir doch mal was, von dir, wo du her bist. Da drinne, in deinem Zimmer, hängt ein Bild. Ist das deine Mutter — so erzähle mir doch was."

Weikert war inzwischen zu einem Entschlusse gekommen. „Ein andermal," sagte er und stand hastig auf. „Ich kann heute nicht — habe gar keine Zeit."

„Was hast du denn vor?"

„Ich habe noch was Wichtiges zu schreiben."

„Das ist ja Unsinn."

„An meinen Vater."

„Ach, bleib doch — es war ja so hübsch."

„Nein, nein!"

„Ach, du bist langweilig."

Er war schon zur Tür hinaus.

In seinem Zimmer machte er sich sofort daran, die Lampe anzuzünden. Die Hände flogen ihm so, daß er eine ganze Weile brauchte, ehe er mit diesem einfachen Geschäft zustande kam. Dann riß er einen Briefbogen hervor und ließ sich an seinem Schreibtische nieder, ängstlich aufpassend, ob sie ihm etwa nachkommen würde. Aber das geschah nicht; er hörte nur, wie sie im Nebenzimmer abräumte.

Er schrieb: „Berlin, den —," dann sann er lange über das Datum nach. Die Gedanken kamen und gingen, unkontrollierbar, wider seinen Willen. Um ihn her war es wie eine wilde See, und er ohne Steuer und Ruder, machtlos auf dieser Brandung.

Er raffte sich halb verzweifelt auf und schrieb: „Lieber Vater!" Was nun? Bilder tauchten vor ihm

auf, von außen her kommend, die er nicht gerufen hatte und die er auch nicht zu bannen vermochte. Er warf die Feder weg und rannte im Zimmer auf und ab. Er dachte an die Szene mit dem Bankier. Leibhaftig stand der kahlköpfige Mann vor ihm; er sah ihn mit den Händen erregt in der Luft herumfuchteln.

Dann wieder saß Emmy neben ihm. Er fühlte ihre warme Nähe, den Atem, der seine Wange gestreift, die weiche Hand auf der seinen ruhen.

Bedauern, daß er nicht zugegriffen habe, schlich sich in seine Seele ein. Es war ihm plötzlich zumute, als habe er die Seligkeit verscherzt.

„Wenn ich die Hand ergriffen hätte und das Mädel an mich gezogen — ah!"

Seine Gedanken wurden wie im Wirbel dahingerissen. Eine mächtige, verzehrende Feuersäule schlug die Begierde in ihm empor.

Angezogen, wie er war, warf er sich auf das Bett und verbiß sich stöhnend in die Kissen.

Plötzlich störten ihn Töne aus dem Nebenzimmer in seinem Paroxysmus. Sie trällerte ein Lied.

Er lauschte, sah im Geiste ihr sinnliches Gesicht, das ihm so reizend erschien.

In der Nachtstille konnte er jede ihrer Bewegungen vernehmen. Jetzt zog sie sich die Schuhe aus. Jetzt hielt sie inne im Entkleiden und seufzte.

Der Theologe sprang auf. Nur noch ein Empfinden beherrschte ihn: gut machen, was er vorhin versäumt.

Er stürmte hinüber; die Tür war nicht verschlossen. Er stürzte auf das Mädchen los, ihre Arme umfingen ihn.

Gesprochen wurde nicht viel. Gerade daß Emmy noch Zeit hatte, die Lampe auszublasen.

Achtes Kapitel.

Als Frau Habelang am nächsten Morgen das Frühstück in Weikerts Zimmer brachte, fand sie ihn mit offenen Augen im Bette liegend.

„Nanu!“ rief die Frau, „det is och was Neies. Se machen wohl blauen Montag, Herr Doktor?“

Der Theologe wandte sich zur Antwort nur im Bette um, der Wand zu. Er wollte noch schlafen, lange so weiter dämmern im Halbdunkel undeutlicher Gefühle. Nur nicht aufwachen zur Tageshelligkeit des klaren Bewußtseins.

Er nickte ein. Leises, unausgesetztes Klopfen riß ihn aus dem Halbschlafe. Verwundert lauschte er; das kam nicht von draußen, nein — jetzt hörte er's ganz deutlich, es war an der Tür zum Nebenzimmer.

Wie elektrisiert fuhr er auf und lief mit bloßen Füßen zu jener Tür.

„Guten Morgen, Schatz. — Wie geht dir's?“ hörte er Emmy flüstern.

„Guten Morgen, guten Morgen,“ antwortete er, „ich danke, sehr gut.“

Emmy lachte drüben. „Du —“ fing sie an, dann trat die Wirtin ins Nebenzimmer, und der Verkehr war unterbrochen.

Weikert rieb sich die Augen, dehnte und streckte sich. Er fühlte sich noch halb wie im Traume. War denn das, worauf er sich jetzt besann, wirklich geschehen; spielte ihm seine Phantasie keinen Streich?

Er setzte sich und konnte sich lange nicht entschließen, zum Anziehen zu schreiten.

Eine befremdende Mattigkeit lag in seinen Gliedern, träge und lässig fühlte er sich und doch so angenehm durchwärmt, als sei er einem lauen Bade entstiegen.

Er tastete mit seinen Gedanken umher, bald diesen, bald jenen Gegenstand vornehmend und hütete sich wohl, tiefer nachzudenken, zu erwägen, zu ergründen.

So, wie es war, war es ja so schön; wenn man erst zu grübeln begann, sich tiefer darein versenkte, kam man sicherlich bald auf die bittere Hefe.

Eine sanfte Erregung hielt sein Blut in leichter Erwärmung.

Er hatte ein Glück genossen, wie er ein ähnliches bisher nicht gekannt, wie er es in den kühnsten Phantasien sich nicht hatte träumen lassen.

Endlich machte er sich ans Ankleiden. Zweimal so viel Zeit als an anderen Tagen brauchte er zu jedem Handgriffe.

Er hörte, wie Emmy ihr Zimmer verließ. Sie ging zum Geschäft. Seine Tür öffnete sich, und ihr Kopf mit dunklem Kapotthut und Schleier blickte herein. Sie lachte, nickte ihm zu und verschwand.

Der Anblick ihrer weißen Zähne hatte genügt, sein Blut in neue Wallung zu bringen.

Wann würde er sie wiedersehen? Am Abend, wenn sie aus dem Geschäfte zurückkam. Welche Wonne dann! Die Zeit schien ihm lang bis dahin.

Er schenkte sich Kaffee ein und sah nach der Uhr: dreiviertel auf elf. Zwei Kollegs waren versäumt.

Diese Entdeckung war ihm doch peinlich.

„Herr mein Gott, was habe ich getan — —“ Es gelang ihm, den Gedanken abzuschneiden.

Hastig beendete er sein Frühstück und rannte nach der Universität.

Was der Mann auf dem Katheder da dozierte, kümmerte ihn heute nur sehr wenig. Er machte ein paar schwache Anläufe, seinen Geist zur Aufmerksam-

keit zu sammeln — vergebens. Wie Blätter im Winde, so wirbelten seine Gedanken umher. Am Schlusse erst, als der Professor zu diktieren begann, schrieb er mechanisch die unverstandenen Worte nach.

Die Stunde zwischen dem letzten Kolleg und dem Mittagessen brachte Weikert heute nicht, wie gewöhnlich, unter den Linden, vorm Schlosse oder im Museum zu; ihn trieb es, etwas anderes zu sehen, seine Gedanken abzulenken. Er schlug einen neuen Weg ein und kam bald in einen ihm gänzlich unbekannten Stadtteil.

Die Schlaffheit, die er anfangs nicht unangenehm empfunden hatte, verwandelte sich allmählich in Müdigkeit. Kopfschmerz begann sich einzustellen.

Die Umgebung hatte nichts, das ihn hätte aufheitern können.

Wie nüchtern war hier alles: die hohen, kahlen, grauen Häuser, die Leute in vernachlässigten Arbeitskleidern, die Lastfuhrwerke mit ihrem lästigen Rattern.

Militär marschierte vorbei, begleitet von alten und jungen Leuten, die gleichen Tritt mit der Truppe hielten.

Der Theologe blieb mit anderen Gaffenden stehen; er suchte nach einer Zerstreuung.

Vor dem Fenster eines Kleiderladens machte er Halt und starrte hinein, wie angezogen von diesen gleich Herren gekleideten Puppen hinter der Scheibe.

Er beschäftigte sich mit ganz anderem als den Kleiderpuppen. Schließlich bemerkte er, daß die Kommis sich über ihn aufhielten, und er ging errötend von dannen.

„Du hast dich furchtbar vergangen," das war jetzt der Refrain seines Denkens. „Das, was du getan hast, ist nie wieder gut zu machen — nie wieder! Die Unschuld ist nur einmal zu verlieren."

Die Reue war etwas Furchtbares, er haßte und

fürchtete sie, wie der Patient das schneidende Messer; aber sie ließ sich nicht abschütteln, sie saß ihm auf den Schultern, ein grauenhaftes Gespenst.

Verzweifelt rannte er durch Kreuz- und Querstraßen, ohne Ziel und Plan.

In der Stadtgegend, wo er sich jetzt befand, fiel ein blasses Gesicht mit dem Stempel des Schmerzes nicht besonders auf; niemand achtete auf ihn.

Also war alles umsonst gewesen, die Erfahrung von neulich, die Reue, das Gebet. Wie ein Kartenhaus war das Gebäude seiner guten Vorsätze zusammengefallen bei dem ersten Windstoße.

Er war ein verworfener, erbärmlicher, elender Schwächling.

Was nützten alle Vorsätze zum Guten, alles Beten und Ringen, wenn er einer jeden Versuchung, die an ihn herantrat, schimpflich erlag!

Was sollte er nun beginnen, wie dieses nutzlose, verpfuschte Dasein weiterführen?

Die Versuchung fliehen, dem Mädchen absagen — das ging ja gar nicht. War er der Mann dazu, vor sie hinzutreten und zu sagen: „Es darf nicht sein." Soweit kannte er sich nun auch schon, daß er sich das selbst nicht zutraute.

Er dachte an Emmy. Nein, hassen konnte er sie nicht. Sie war leichtsinnig, aber doch kein schlechtes Mädchen — nein, schlecht war sie wirklich nicht.

Sie war ihm sehr nahe getreten. Es kam ihm vor, als habe sie ein gewisses Recht auf ihn; jedenfalls hatte er Verpflichtungen gegen sie.

Obgleich er jetzt frei von aller sinnlichen Glut war, fühlte er es doch ganz deutlich, daß die letzte Nacht Bande zwischen ihm und dem Mädchen ge-

knüpft hatte, die nicht ohne weiteres gelöst werden konnten.

Sollte es denn nicht möglich sein, sie zu bessern, zu läutern? Er fuhr schon wieder in dem gestern verlassenen Geleise. —

Die Nebel über seinem Gemüte begannen sich zu lüften. Rüstig liefen seine Gedanken auf dem eingeschlagenen Wege weiter bis zu einem gewissen Punkte — hier stutzte er, erschrak, wollte nicht weiter; das war zu außerordentlich:

„Heiraten — das Mädchen heiraten!"

Es überlief ihn warm und kalt.

Er verwarf den Gedanken, wollte ihn verbannen, nahm ihn gleichwohl wieder auf, erwog ihn nach allen Seiten hin, mit dem Verstande und mit dem Gemüte.

Der Kopf sagte anfangs entschieden „nein!", das Herz rief dagegen: „ja, ja" und abermals „ja!" Und bald sah der Kopf ein, daß er Unrecht habe.

Jawohl, er würde sie heiraten. Wie war es nur möglich, daß er nicht sogleich auf diesen Ausweg gekommen, der alle Schwierigkeiten so einfach löste?

Die Ehe machte das Geschehene ungeschehen, wenigstens wurde es nachträglich sanktioniert. Er erfüllte dem Mädchen gegenüber seine Pflicht, handelte anständig, ja edelmütig an ihr.

Und auf der anderen Seite, wie viel Angenehmes und Gutes sprang für ihn dabei heraus! Er fand das, wonach er sich immer so innig gesehnt: ein Herz, das ihn verstand, und überdies ein reizendes, junges, blühendes Geschöpf als Lebensgefährtin, ein Mädchen, das ihn liebte, denn an ihrer Liebe konnte er nicht zweifeln; er hatte noch ihre glühenden Liebkosungen frisch im Gedächtnis. Und in der Ehe würde sie ihn

noch ganz anders lieben, reiner, heiliger und doch nicht minder warm.

Freilich, ihre Vergangenheit war eine Schattenseite, eine sehr dunkle sogar. Aber sollte sich denn das nicht in irgendeiner Weise gut machen lassen? Den Leuten gegenüber ganz sicher, die brauchten ja einfach nichts davon zu erfahren. Er machte sein Examen, ließ sich anstellen und heiratete. Wer würde sich auch in einem kleinen Dorfe unten in Schlesien um die Vorgeschichte seiner Frau kümmern!

Und er selbst, der diese Vorgeschichte kannte, er würde verzeihen — hatte denn der Heiland nicht auch die Ehebrecherin in Schutz genommen? — er würde sie emporziehen zu sich, in die Sphäre einer höheren Moralität. Und sie wiederum würde ihm dafür ewig dankbar sein, ihm seine Großmut mit Liebe vergelten.

„Sie wird eine ganz vortreffliche Frau für mich abgeben," das war der Schlußsatz einer langen Reihe von Erwägungen.

Neuntes Kapitel.

Weikert glaubte eine Vision zu haben, als er in sein Zimmer trat. Auf dem Sofa saß ein alter Mann, der ihm die Hände entgegenstreckte: sein Vater.

„Vater, du!"

„Jawohl, mein Sohn, du siehst mich hier in der Reichshauptstadt. Ich wollte doch einmal sehen, was mein Filius treibt. Auf Retourbillett bin ich rübergekommen. Du — aber das ist eine lange Reise. Na, und dir geht's gut?"

„Ja, danke — aber —"

„Das ist schön. Du siehst übrigens etwas blaß aus. Macht wohl das Studieren? — Ha, ha! Über-

treib's nur nicht. Man kann auch im Eifer für das Gute zu weit gehen — na, was sagst du denn eigentlich zu mir?"

„Ja — Vater —"

„Nicht wahr, ich bin dir unerwartet gekommen? Siehst du, das habe ich mir nun gerade zum Spaße ausgedacht, dich zu überraschen. Herkommen wollte ich schon lange; ich muß doch auch mal Berlin sehen, wie sich's verändert hat. Vor dreißig Jahren, so lange ist's wohl her, wohnte ich im Hotel Becker zur Stadt Dresden; existiert das noch? Kennst's wohl nicht — na, diesmal werde ich bei meinem Herrn Sohn logieren — klingt gut, was — ha, ha! Ich habe schon mit deiner Wirtin gesprochen, eine sehr verständige Frau — ich werde auf dem Sofa schlafen, sie wird mir's einrichten. Die echte Studentenmutter. Gott, wie einen das an die eigene Studienzeit erinnert! 's ist mir sehr lieb, daß ich nicht ins Hotel brauche — die Trinkgelder und alles das — was? Na, sagst du denn gar nichts, Gotthold?"

„Vater, daß du gerade heute gekommen bist."

„Wieso?"

„Nein, das ist eine zu merkwürdige Fügung."

„Gewiß, es ist alles Fügung; mein Sohn, das lernt man immer mehr einsehen, je älter man wird. Ohne des Herrn Wille fällt kein Haar von unserem Haupte. Und das ist wörtlich zu nehmen. Übrigens wie kommst du auf diese Beobachtung im Zusammenhang mit meinem Kommen?"

„Ich will dir das später erzählen, lieber Vater, wenn du gestattest. Hier kann ich's nicht gut. Nein, daß du gerade heute gekommen bist —." Der junge Mann verfiel in Nachsinnen.

„Wie wäre es, lieber Sohn, wenn wir gemeinsam das Mittagsmahl einnähmen — ich habe Hunger," meinte der alte Herr und erhob sich.

Er war um einen Kopf kleiner als der Sohn. Überhaupt waren sie sich sehr unähnlich.

Der Vater hatte einen schmalen, an den Schläfen eingedrückten Schädel, eine spitze, etwas zur Seite gebogene Nase und kleine, trotz seines Alters lebhaft blitzende Augen unter buschigen Augenbrauen. Sein Haar fiel ihm in langen, trockenen, grauschwarzen Strähnen streifenweise ins Genick.

Die Figur war dürftig und mager, der Kopf saß ihm etwas tief in den hohen, knochigen Schultern, und da er beim Gehen es liebte, die Hände zusammengefaltet auf dem Rücken zu tragen und mit eingedrücktem Genick das Kinn in seiner weiten, weißen Halsbinde zu verstecken, sah er einem Wasservogel mit zusammengeklappten Flügeln, langem Schopf, spitzem Schnabel und mageren Beinen nicht ganz unähnlich.

„Ich werde dich in ein Restaurant führen, wo ich täglich speise," erwiderte der Sohn. „Entschuldige, lieber Vater, daß ich dich nicht gleich gefragt habe, ob du schon gegessen hast."

Der Geistliche zog ein mächtiges, buntgemustertes Taschentuch aus der hinteren Tasche seines langschößigen Rockes und wischte damit sorgfältig über den Zylinderhut von vorsündflutlicher Fasson, ehe er ihn aufsetzte. Über die Hände zog er sich graue Zwirnhandschuhe, griff nach dem mächtigen baumwollenen Regenschirm und schritt dann mit knarrenden Stiefeln dem ehrfurchtsvoll folgenden Gotthold voran.

Bei Tisch bestellte der Herr Pastor eine Flasche Rheinwein, stieß wiederholt mit dem Sohne an und

pries die Traube. Auch das Essen ließ er sich schmecken mit jenem animalischen Vergnügen am Werke der Sättigung, das alten Leuten häufig eigen ist.

Man war beim Kaffee angelangt; der Herr Pastor lag bequem in einer Ecke des Ledersofas, wohl gesättigt, vom Weine animiert und offenbar in bester Laune. Er bestellte sich eine Zigarre, „aber extrafein!" wie er dem Kellner zurief.

Der Sohn war im Gegensatz zum Vater unruhig, zerstreut; das Essen hatte er hastig, ohne alles Verständnis verschlungen. Für die Berichte des Vaters über die neuesten Ereignisse in der Parochie hatte er nur ein halbes Ohr.

Der Alte bemerkte davon nichts, er hatte vollauf mit sich selbst zu tun. Da er zufrieden und guter Dinge war, fiel es ihm nicht ein, zu erkunden, wie es in der Seele des anderen aussehe. Übrigens war er in seiner Stellung als Landgeistlicher gewöhnt, das große Wort zu führen, und besonders von seinem Sohne hatte er wohl noch niemals eine selbständige Ansicht oder gar einen Widerspruch zu hören bekommen.

Der Herr Pastor verfehlte nicht, sich nach seinen Verwandten, den Böhmes, zu erkundigen. Er nickte zufrieden mit dem Kopfe, als Gotthold ihm von dem gestrigen Mittagessen bei dem Onkel berichtete und sprach die Absicht aus, den Vetter Konsistorialrat persönlich aufzusuchen.

„Denn," meinte Gottholds Vater, und seine kleinen pfiffigen Augen blitzten auf, „für deine Zukunft, mein Sohn, sollen beizeiten die rechten Schritte getan werden. Gott hat gute Gaben und Fähigkeiten in dich gelegt, er hat dich auch mit materiellen Mitteln gesegnet, — Vorteile, die nicht jedem zuteil werden und für die du

in aller Demut nicht dankbar genug sein kannst. Es ist darum nur recht, wenn wir dich zu fördern suchen. Man soll ja mit dem anvertrauten Pfunde wuchern. Und so der Herr seinen Segen dazu gibt, muß etwas Bedeutendes aus dir werden."

Der Alte wurde ganz lebhaft bei diesen Gedanken, seine mageren Wangen röteten sich; er begann vor den Augen des Sohnes ein verlockendes Zukunftsbild zu entrollen.

Gotthold versank immer mehr in Schweigen, je mehr der Vater sprach.

Er hatte sich freilich ein ganz anderes Bild von der Zukunft zurechtgelegt. Was bedeuteten für ihn die Ehren und Erfolge, die ihm der Vater in Aussicht stellte! Davor hatte er ein instinktives Grauen; er wollte ein rein individuelles Glück, Liebe und weiter nichts.

Dem Vater wurde die Einsilbigkeit des Sohnes schließlich doch auffällig. Er stellte ihn zur Rede, wollte wissen, wie er sich zu dem Vorgeschlagenen stelle.

Gotthold hielt erst zaghaft hinter dem Berge, dann plötzlich brach er los mit seinem Geständnis.

Schwer, stoßweise kam es heraus, wie der Dampf aus einer Maschine, die in Gang kommen soll.

Der Alte horchte mit gespannten Zügen, den Mund weit offen; selbst die Zigarre ließ er ausgehen, so ganz vergaß er alles über dieser außerordentlichen Neuigkeit.

Hin und wieder tat er kurze Zwischenfragen; er sah noch nicht klar in der Sache.

Gotthold hatte ihm ein Bild der Geliebten gegeben, in dem günstigen Lichte gehalten, in welchem er sie durch seine verliebten Augen sah. Sie war

schön, liebenswürdig, gut — würde eine vortrefflich Gattin sein.

„Wer und was ist sie?“ fragte der Vater.

„Sie geht in ein Geschäft, ich glaube ein Modewarengeschäft — man nennt das hier Konfektioneuse.“

„Ah!“ machte der Alte.

„Aber sie ist ein durchaus anständiges Mädchen — wirklich, es ist ein guter Kern in ihr.“

„Wie alt ist sie?“

Das wußte Gotthold nicht genau anzugeben; „so um die zwanzig herum,“ meinte er schließlich.

„Hat sie eigenes Vermögen?“

Der Sohn war beinahe ungehalten über diese Frage. Was hatte das hier zu tun. Natürlich besaß sie nichts.

„So — nicht einmal die Ausstattung. Wer sind denn ihre Eltern?“

Auch über diesen Punkt wußte Gotthold nicht viel zu berichten.

„Sage mal, mein Sohn, wie bist du denn eigentlich zu der Bekanntschaft gekommen?“

Gotthold zögerte, er versuchte sogar eine Verschleierung der Wahrheit, aber er kam nicht weit damit; bald kannte der Alte den Roman seines Sohnes ziemlich genau.

Der Herr Pastor war rot geworden im Gesicht bis hinauf zur Stirn. In Ermangelung von Vorderzähnen preßte er die mageren Lippen aufeinander und riß sie wieder auf, daß es klang, als öffne man eine Flasche. Die teure Zigarre war längst zu Boden gefallen.

Der Sohn hatte geendet und wartete gesenkten Hauptes auf die Erklärung des Vaters.

„So — so — also du willst das Frauenzimmer da heiraten?“

„Ja, das will ich.“

„Das, erlaube mir dir zu sagen, mein Sohn, ist — ist eine große Dummheit.“

„Ich halte es für meine Pflicht, weil —“

„Pflicht! Wie so deine Pflicht? Das ist ja der pure, blanke Unsinn.“

„Ich habe mich an dem Mädchen schwer vergangen, Vater.“

„Allerdings — natürlich, hast du eine große Dummheit — ein großes Unrecht begangen.“

„Und das muß ich doch gut machen.“

„Nun ja doch — ganz gewiß, aber doch nicht durch Heiraten.“

„Ich sehe keinen anderen Weg.“

„Heiraten, das ist ganz unmöglich. Siehst du denn das nicht selbst ein? Deine Karriere wäre ruiniert, einfach ruiniert, wenn du eine solche Person zum Altar führst. Denkst du etwa, danach wird nicht gefragt? Gar sehr wird danach gefragt, sage ich dir. Selbst wenn sie es zulassen, du versperrst dir durch eine solche Unbesonnenheit den Weg zu allen besseren Stellen. Herr mein Gott, was würde der Konsistorialrat Böhme dazu sagen! Der ist so recht ein Beispiel dafür, wie weit es einer durch eine vernünftige Partie bringen kann. Umgekehrt kann man sich durch eine dumme Heirat ins Unglück stürzen. Das mußt du doch einsehen, sage —“

„Aber, lieber Vater,“ wendete der Sohn in bescheidenem Tone ein, „ich komme doch nicht allein in Betracht. Was soll denn mit Emmy — aus dem Mädchen werden? Ich habe sie verführt — —“

„Verführt? Blödsinn! Ist das wohl verführen? Du sagst selbst, sie hat vorher schon ein Verhältnis gehabt. Wie kann denn da von verführen die Rede sein? Du scheinst mir selbst der Verführte zu sein —"

„Nein, ich allein trage die Schuld, und ich muß es gut machen."

„Himmel Sakrament! Da soll doch — — nein, so etwas ist doch unerhört!"

Der Alte war sehr erregt, seine pastorale Würde vergaß er gänzlich. Er drückte die Serviette in einen Ball zusammen und warf sie auf den Tisch, ja, zu verschiedenen Malen stampfte er mit den Füßen auf den Boden.

„Und dabei scheinst du ganz und gar den moralischen Standpunkt außer acht zu lassen," begann er, nachdem er sich ein wenig verpustet hatte. „Oder ist es vielleicht vom sittlichen Standpunkte aus zu rechtfertigen, wenn ein Theologe ein gefallenes Mädchen zu seiner Frau erhebt? Was für ein Beispiel! Fürchtest du denn nicht den Skandal in der Gemeinde? Sprich! Ist dir denn dein Ruf völlig gleichgültig?"

„Vater, kann ich denn ein derartiges Mädchen nicht bessern?"

„Unsinn — Unsinn!"

„Wenn ich nun den Versuch machte, sie zu bessern, das wäre doch meine Pflicht. Sie ist der Besserung fähig. Nur durch die Gelegenheit ist sie verführt worden."

„Eine Gefallene bleibt eine Gefallene."

„Vater, ich meine, unser Herr Christus hat sich anders über die Ehebrecherin geäußert."

Der Herr Pastor war für einen Augenblick aus dem Konzept gebracht; er sah erstaunt auf seinen

Sohn; so hatte ihm dieser bisher noch nie zu erwidern gewagt.

„Führe mir, bitte, die Bibel nicht an," fuhr er dann auf; „das fehlte mir gerade noch, um deine frevelhaften Wünsche zu beschönigen. Mein Sohn, mein lieber Sohn, auf was für Wegen finde ich dich! Wenn nicht deine Jugend, deine Unerfahrenheit wäre, der man vieles zugute halten muß — aber ich hätte dich doch für klüger gehalten. Solche Geschichten! Ich bin, wie's scheint, gerade zur rechten Zeit nach Berlin gekommen. Diese Sache muß abgeschnitten werden, und zwar sofort! Du sprachst vorhin von Fügung; ich glaube nunmehr allerdings auch, daß mich der Herr hierher geschickt hat."

Gotthold wagte nichts mehr zu erwidern. Er war daran gewöhnt, die väterliche Autorität als das höchste Tribunal auf Erden anzusehen.

Man war aufgebrochen. Vater und Sohn schritten die Friedrichsstraße hinab, auf der das regste Nachmittagstreiben herrschte.

Der Alte achtete kaum auf die Sehenswürdigkeiten der Stadt. Er fuhr fort zu eifern und dem Sohne die Unausführbarkeit seiner Absichten vorzuhalten.

Eine seiner Angewohnheiten war, mitten im Gehen stehen zu bleiben, wenn die Ausführung eines Gedankens ihm Schwierigkeiten machte.

Häufig wurde er gestoßen und angerannt, und er klagte schließlich über das hastige und rauhe Wesen, das in Berlin eingerissen sei seit den dreißig Jahren, während der er es nicht gesehen hatte.

Gotthold hörte der Hauptsache nach schweigend zu. Er war bestürzt über den Widerstand, den er gefunden.

Ohne Eindruck blieben die Worte des Vaters nicht

auf ihn; sie hatten sein Selbstvertrauen erschüttert, ihn schwankend in seinen Absichten gemacht. Er war seiner Sache nicht mehr sicher.

Der Vater mußte es doch am Ende wissen, was recht und was gut war, er, ein ordinierter Seelsorger und Gewissensrat für so viele. Wer war er selbst mit seinem unreifen Urteile gegen einen solchen Mann?

Und doch sagte ihm eine leise Stimme, die aus dem lautersten Teile seines Gewissens kommen mußte, daß er recht habe und daß der Vater mit all seinen Argumenten von Lebensklugheit und Moral im Unrechte sei.

Zehntes Kapitel.

Da der Geistliche erklärte, die Reisemüdigkeit nun doch zu empfinden, so wurde der Rückweg angetreten.

Als sie die Stube Weikerts betraten, fanden sie dort den Mediziner vor.

„Ich hörte hier, dein Herr Vater sei angekommen," sagte Kritzel. „Ich wünschte die Ehre seiner Bekanntschaft zu erneuern; vielleicht entsinnt er sich meiner noch."

Gotthold nannte den Namen des Mediziners.

„Ist es möglich!" rief der Geistliche, „der junge Kritzel, der Sohn meines alten, guten, nunmehr in Gott ruhenden Freundes und Amtsbruders Ephraim Kritzel. — Es freut mich von Herzen, junger Mann, Sie zu begrüßen. Als ich Sie das letzte Mal sah, da waren Sie ein Knäblein wohl nicht viel über zehn Jahre alt; nun ist mit Gottes Hilfe ein junger, blühender Mann daraus geworden. Und Mediziner sind Sie — ein schöner, ein gesegneter Beruf, wenn man ihn recht und zu Ehren Gottes ausübt."

„Der Herr Pastor haben sich nicht ein bißchen

verändert, auch nicht ein bißchen," meinte Kritzel, und ein Lächeln flog um seinen Mund.

„Nun, nun —" erwiderte der Alte schmunzelnd, „Sie schmeicheln wohl, mein junger Freund."

Man frischte gemeinsame Erinnerungen auf.

Anfangs stand Gotthold unter der Befürchtung, Kritzel werde mit einer seiner Gottlosigkeiten herauskommen, aber im Gegenteil: der Mediziner führte sich mustergültig auf und gewann zusehends an Wohlgefallen bei dem alten Herrn.

Der Geistliche verließ auf kurze Zeit das Zimmer. Als Gotthold, der seinem Vater den Weg gezeigt hatte, zurückkehrte, trat der Mediziner mit einer spöttisch schalkhaften Miene vor ihn hin und fragte:

„Nun, wie ist dir denn der Apfelbiß bekommen?"

„Was willst du damit?"

„Ich meine heute nacht — Eva, Emmy oder wie sie heißt — der Name tut nichts zur Sache."

„Du bist — unverschämt!"

„Nur keine Verbalinjurien."

„Du hast spioniert."

„Umsonst habe ich freilich nicht hier gesessen und mich mit Frau Habelang unterhalten."

„Was, die weiß auch —?"

„Eine Berliner Wirtin! Übrigens hat sie nur Vermutungen geäußert, und ich schlug auf den Strauch. Nun hab' ich's ja raus. — Gratuliere, mein lieber Gotthold, gratuliere von Herzen, daß du deine Tugendhaftigkeit endlich losgeworden bist. Das war ein lästiger Ballast. Fühlst du dich nicht ganz anders? Das ist die wahre Wiedergeburt des Menschen — heute bist du als Mann geboren."

„Du bist ein Teufel!"

„Du, übrigens, das ist Pech, daß dir dein Alter gerade dazu in die Bude hageln muß. So was stört die Flitterwochenstimmung. Soll ich ihn loseisen — was? Ich bin erbötig, ihn auf mich zu nehmen, wenn du etwas Zeit für dich haben willst zu Schäferstündchen. Ich verspreche, ihn so zu führen, daß er bald seine Koffer packen soll."

„Laß den Unsinn!"

„Der Alte muß dir doch unbequem sein — he? Er will nachts hier schlafen, höre ich."

„Selbstverständlich schläft mein Vater hier."

„Was wird denn Emmy dazu sagen — hm?"

Der Theologe gab keine Antwort; er saß da mit gesenktem Haupte, eine seiner mächtigen Hände vor der Stirn. Kritzel musterte ihn mit stummem Behagen.

„Hör' mal, Kritzel," brach Weikert plötzlich los, „kann man ein vernünftiges Wort mit dir reden, aber bitte im Ernst. Laß deine Frivolitäten ganz außer Spiel. Mir ist die Sache gar nicht zum Spaßen."

„Na, was gibt's denn — schieß mal los!"

Weikert erklärte ihm, häufig stockend, was sich zwischen ihm und dem Mädchen zugetragen. Kritzel war mit dem Verlaufe der Dinge äußerst zufrieden, besonders die Episode mit dem Bankier fand er „tadellos — erster Klasse!"

Als aber der Theologe von den Absichten zu sprechen begann, die er für die Zukunft hegte, sprang Kritzel auf.

„Bist du toll geworden — Mensch! Heiraten? Du ein solches Frauenzimmer — eine Konfektioneuse, die so und so viel Verhältnisse —"

„Was weißt du von mehreren Verhältnissen?"

„Eins oder hundert, das ist ganz dasselbe. Ich

bin doch sonst nicht zimperlich, aber ein solches Mädchen heiraten — nein, das tut man nicht. Und außerdem die Emmy und Pastorin — da schlage doch einer gleich lang hin."

„Du hast also auch diese Ansicht?"

„Wie wer?"

„Wie mein Vater. Er äußerte ähnliche Bedenken wie du."

„Du hast deinen Alten in die Geschichte eingeweiht?"

„Ich tue nichts ohne seine Zustimmung."

„Gotthold, du bist — ein Fünfwochenkind an Naivität; dem Alten hat er die Geschichte erzählt! Dachtest wohl, er würde dir gerührt um den Hals fallen und der lieben Schwiegertochter seinen väterlichen Segen geben — nein, mein Lieber, dein Alter ist ein ganz heller Kopf, trotzdem er Theologe ist, der hat's hinter den Ohren —"

Auf dem Gange erklang jetzt das Knarren schwerer Stiefeln.

„Hast du ihr denn schon ein Heiratsversprechen gegeben?" hatte Kritzel gerade noch Zeit zu fragen.

„Nicht gerade ein Versprechen — aber ich halte mich für moralisch gebunden — —"

Der Herr Pastor trat ins Zimmer.

„Es freut mich," meinte der Alte und verzog sein Gesicht zu einem freundlichen Grinsen, das einen tiefen Einblick in seine Zahnlücken gewährte, „es freut mich von Herzen, daß mein Sohn einen so lieben Jugendgespielen hier in der Haupt- und Residenzstadt wiederfinden durfte. In einer großen Stadt allein sein, ist eine Prüfung, eine schwere Versuchung selbst für den sittlich Festen. Die Anfechtung lauert überall; wir sind umstellt — —" und er hielt eine Abhandlung über diesen Text.

Kritzel hörte mit der andächtigsten Miene der Welt zu; nur in seinen kleinen, zwinkernden, klugen Augen blitzte heimliches Vergnügen über die Kreuz- und Quersprünge des Alten, der gar zu gern gewußt hätte, ob der Mediziner Gottholds Liebesaffäre kenne und wie er sich dazu stelle.

Ein Zufall kam dem geistlichen Herrn zu Hilfe. Aus dem Nebenzimmer erklang plötzlich ein helles Lachen.

Der Alte unterbrach sich und fragte: „Wer ist das?"

Es entstand eine Pause. Gotthold war dunkelrot geworden.

„Das ist eine gewisse junge Dame, die hier wohnt," meinte schließlich der Mediziner leichthin. „Emmy, glaube ich, heißt sie."

„Ah, ah!" machte der Alte. „Wer ist denn bei ihr drin?"

„Sie scheint mit der Wirtin zu sprechen."

„So — hm! Kennen Sie diese junge Dame eigentlich, Herr Kritzel?"

„Ich habe noch nicht die Ehre gehabt, ihr vorgestellt zu sein."

„Ladenmädchen oder Verkäuferin ist sie, wie ich höre."

„Ja, und sie soll eine sehr hübsche und liebenswürdige Dame sein," meinte der Mediziner mit unbefangenster Miene.

„Lieber Vater, Kritzel weiß alles," fiel hier Gotthold ein. Er wollte nicht, daß sein Vater weiter von dem Mediziner gehänselt werde.

„So — ah! Also Sie sind Mitwisser in dieser Sache — vielleicht wohl auch Mithelfer?"

„Nein, Vater, ich habe ihn eben erst eingeweiht. Ich allein trage die Schuld an allem."

„Schön — nun und was sagen Sie, was ist Ihre Meinung, Herr Kritzel, über die Sache?“

„Eine sehr delikate Angelegenheit, Herr Pastor.“

„Ja, ja, das ist sie.“

„Gotthold hat sich da, wie man so sagt, verplempert.“

„Mein Sohn ist leider auf böse Abwege geraten.“

„Ja, was geschehen ist, ist geschehen, und vielleicht noch nicht das Schlimmste; aber heiraten ist Unsinn.“

„Ganz meine Ansicht! Heiraten ist Unsinn. Es freut mich zu sehen, lieber junger Freund, daß Sie so viel gesunden Sinn entwickeln. Heiraten kann mein Sohn ein solches Mädchen nicht; das wäre im höchsten Grade unsittlich —“

„Nein, es wäre dumm!“

„Das auch — also wir sind ganz einer Meinung. Siehst du, Gotthold, dein Freund hat strengere sittliche Anschauungen und Grundsätze als du.“

„Da hörst du's,“ meinte der Mediziner und wandte sich nach Gotthold um, dem er unbemerkt von dem Alten eine komische Grimasse schnitt.

„Geben Sie Ihren Rat, lieber junger Freund,“ fuhr der Geistliche fort. „Was ist zu tun in dieser, wie Sie vorhin selbst sehr richtig bemerkten, äußerst delikaten Angelegenheit? Natürlich kann von Heiraten keine Rede sein. Aber das Schlimme ist, er ist schon so weit gegangen — sehr weit, und das Mädchen wird sich an ihn halten, Ansprüche erheben —“

„Natürlich wird sie das.“

„Nicht wahr?“

„Sie wäre dumm, wenn sie es nicht täte.“

„Es ist schrecklich! Nein, auch so unbesonnen zu sein. Also, was ist da zu tun? Raten Sie! Wenn

das Mädchen nun Lärm macht, wenn sie sich auf meinen Sohn beruft, ist er für alle Zeiten kompromittiert. — Warum lachen Sie?"

„Entschuldigen Sie, Herr Pastor, aber die Idee ist wirklich zu gut — ein solches Mädchen heiraten — und gerade Gotthold —"

„Mir ist die Sache sehr ernst. Wenn nur für Gotthold keine schlimmen Folgen —"

„Ach was, wir müssen ihn loseisen. Mit dem Mädel wird sich wohl sprechen lassen. Im schlimmsten Falle kriegt sie Schweigegeld. Wie wär's, wenn wir mal zu ihr rüber gingen?"

„Sie meinen —?"

„Ja, das wäre das Einfachste. Wir gehen zu ihr. Sie ist gerade da. Rausschmeißen wird sie uns schon nicht, dafür garantiere ich."

„Also Sie meinen, wir sollen selbst zu ihr — wirklich?"

„Warum nicht? Sie, Herr Pastor, und ich; wenn ihr das nicht imponiert."

„Und mein Sohn?"

„Der bleibt hier. Den können wir dabei nicht brauchen. Die Sache muß höllisch fein bedeichselt werden. Wir müssen erst ganz ernst tun, damit ihr bange wird. Sie muß sich einbilden, daß sie die Schuldige ist. Und dann verzeihen wir ihr, und wenn sich die Gelegenheit bietet, könnten Sie vielleicht Ihre milde Hand auftun, Herr Pastor . ."

Kritzel sprach die letzten Worte halblaut und nahm den Geistlichen beiseite. Sie zischelten eine Zeitlang eifrig zusammen, dann schienen sie handelseinig.

„Na, Gotthold, was sagst denn du eigentlich zu der ganzen Sache?" fragte Kritzel.

„Wie du die Sache behandelst, Kritzel, das ist

geradezu frivol," sagte der Theologe mit einer Stimme, die vor Erregung bebte.

„Nanu!"

„Ihr tut unrecht —"

„Mein Sohn!" fiel hier der Geistliche mit ganzer Würde ein, „du sprichst von Unrecht. Die moralischen Gesichtspunkte scheinen sich in deinem Kopfe gänzlich verschoben zu haben —" und er ließ seinem sittlichen Pathos den freiesten Lauf.

„Sehr richtig!" meinte Kritzel, als der Alte geendet. „Ich habe dir's stets gesagt, Gotthold, deine Weltanschauung ist eine verfehlte. Nun hörst du's auch von deinem Herrn Vater."

„Kritzel, du bist schlecht, du —" der Theologe schluckte das übrige hinunter, was er auf der Zunge hatte. Der Mediziner betrachtete ihn mit Wohlgefallen, dann meinte er:

„Herr Pastor, ich schlage vor, daß wir unangemeldet hinüber gehen, und zwar sofort. Sie ist jetzt allein; am besten, wir überrumpeln sie."

Elftes Kapitel.

Der Theologe blieb allein im Zimmer zurück.

Er war beschämt, traurig und aufgebracht zugleich. Die Art und Weise, wie Kritzel mit seinem Vater umsprang, erschien ihm eine Schmach. Die Stellungnahme des Vaters aber zu der ganzen Angelegenheit war ihm unverständlich.

Gotthold war ein zu einfach harmloser Charakter, um Kritik an seiner Umgebung zu üben.

Zufolge göttlicher Weltordnung besaß er einen Vater, seine Kindespflicht war, demselben in Ehrfurcht

untertänig zu sein; nie wäre es ihm in den Sinn gekommen, an der Güte und Lauterkeit des väterlichen Charakters zu zweifeln.

Jetzt drohten sich für den jungen Mann die Begriffe völlig zu verwirren.

Er durchschaute den Vater nicht, aber er empfand doch, daß dessen Standpunkt in dieser Sache unmöglich der richtige sein könne. Über das Unrecht, das geschehen war, hatte sich der Vater weiter gar nicht betrübt, nur die Folgen der Tat schienen ihm Sorge zu machen.

Und plötzlich erschien dem jungen Manne das eigene Tun, das ihm noch am Morgen eine Sünde gedeucht hatte, die durch die Buße eines ganzen Lebens nicht gut zu machen sein würde, gar nicht so schlimm, beinahe wie etwas Natürliches.

Im Nebenzimmer wurde jetzt gesprochen. Gotthold konnte die einzelnen Stimmen ganz gut unterscheiden. Zunächst schien Kritzel das Wort zu führen.

Jetzt machte der Vater einen Einwand.

Gotthold konnte den Sinn des Gesprochenen nicht herausbekommen, so sehr er auch spannte; sie schienen absichtlich mit gedämpfter Stimme zu sprechen.

„Wie wird Emmy die Sache aufnehmen?" Das war jetzt der Gedanke, der ihn am lebhaftesten beschäftigte. Sie wird verzweifelt sein, außer Fassung, empört. Er erwartete jeden Augenblick einen leidenschaftlichen Ausbruch zu vernehmen, Weinen und Schluchzen. Er sah sie sitzen, als sei keine Wand zwischen ihm und ihr, den Kopf gesenkt, das Taschentuch vor den Augen, untröstlich.

Eine mächtige Wallung von Mitleid und Liebe zu ihr überkam ihn. So nahe, wie sie, stand ihm doch

niemand auf der Welt, das fühlte er plötzlich mit überwältigender Unmittelbarkeit.

Er tat einige Schritte nach der Tür zu. Hinüber wollte er. War es denn nicht schmähliche Feigheit, fern zu bleiben, während jene am Werke waren, seine Beziehungen zu dem geliebten Mädchen zu zertrennen? Dem Mädchen geschah großes Unrecht, und das durfte er nicht dulden.

Da auf einmal, er hatte bereits die Hand an der Klinke, hörte er Emmy lachen — kaum daß er seinen Ohren traute — da nochmals, ganz laut und lustig, und auch sein Vater und Kritzel fielen ein.

Sie war imstande, zu lachen! Wovon in aller Welt sprach man denn da drüben?

Das Gespräch im Nebenzimmer wurde lebhafter und lauter.

„Na, so ernst habe ich die Sache am Ende gar nicht genommen,“ hörte er Emmy sagen.

Der Theologe fühlte es wie einen Stich im Herzen.

„Das ist mir eine große Beruhigung,“ meinte der Alte jetzt.

Dann sagte Kritzel etwas von „unerfahren“ und „jeder muß seine Erfahrung machen;“ später hörte Weikert ihn ganz deutlich vom „Baum der Erkenntnis“ sprechen.

Gotthold wurde ganz verwirrt. Er hörte seinen Vater mehrfach lachen, auch Emmy lachte wiederholt.

Die Unterhaltung schien sich um ganz gleichgültige, fernliegende Dinge zu drehen. Emmy erzählte etwas von der Wirtin, das die beiden Männer sehr zu belustigen schien. Dann klang es fast, als ließe sich der Alte über die Stellung einer Konfektioneuse berichten. Gotthold hörte ihn ein über das andere Mal rufen:

„Was Sie nicht sagen — 's ist die Möglichkeit!" Wendungen, die er an seinem Vater gewohnt war und die ihn hier ganz eigenartig berührten.

Wie anders sich das entwickelt hatte, als er erwartet!

Wie leicht Emmy die Sache nahm. Hatte er sich denn so in ihr getäuscht? Er dachte an die letzte Nacht zurück, ihre Persönlichkeit stand plötzlich mit ergreifender Deutlichkeit vor ihm, und ihm schien es ganz unmöglich, an ihr zu zweifeln. Wenn er hier betrogen worden war, dann war alles falsch und eitel.

Im Nebenzimmer lachten sie schon wieder.

Daß Kritzel frivol sei, das wußte Gotthold ja, und es nahm ihn auch gar nicht Wunder, daß der die Sache ins Lächerliche zog; aber der Vater — wo blieb denn dessen tugendhafter Ernst!

Der Theologe hatte erwartet, sein Vater würde dem Mädchen eine Strafrede halten, voll ernster Ermahnungen, ja selbst strenge Zurechtweisungen aus dem Munde des Geistlichen würde ihn weniger in Erstaunen gesetzt haben, als dieses Lachen, das ihm nachgerade anfing widerlich zu werden.

Der junge Mann fühlte in dieser Stunde etwas von sich weichen: einen Kinderglauben, eine Illusion. Ihm graute vor den Perspektiven, die sich in der Weite auftaten.

Jetzt schienen sie im Nebenzimmer aufzubrechen, Stühle wurden gerückt.

„Nehmen Sie mir's nur nicht übel, Fräulein," sagte der geistliche Herr; Emmy erwiderte etwas.

„Sie sind ein sehr anständiges Mädchen — sehr verständig," fuhr der Alte fort, dann kam etwas wie „Dankbarkeit erweisen."

Emmy kicherte und rief: „Ach nein doch — nein doch!“

„Nehmen Sie nur, Fräulein, nehmen Sie.“

„Nur nich dumm tun!“ rief Kritzel dazwischen. „Legen Se’s auf die hohe Kante, Emmy, damit Sie im Alter was haben.“ Darauf wieder allgemeines Gelächter. „A propos,“ meinte dann wieder der Mediziner, „wie steht’s denn mit dem Bankier?“

„Ach, der Silberstein — der Lump hat mir geschrieben —“

„Der is wohl fuchswilde?“

„Ach, was — er fragt an, ob er nich wiederkommen kann —“

Das übrige erstickte ihr Lachen.

Bald darauf traten die beiden Männer wieder zu Gotthold ins Zimmer. Der Geistliche mit geröteten Wangen, angeregt und in bester Laune, Kritzel mit dem Wetterleuchten des Hohnes in den Zügen.

„Mein lieber Sohn,“ begann der Herr Pastor und zwang sein Gesicht in ernste Falten: „Die Gefahr ist beseitigt.“

„Das Mädel hat zehnmal mehr Verstand als du,“ rief Kritzel. „Sie denkt gar nicht daran, dich zu nehmen. Überhaupt, sie ist ein ganz netter Käfer — was, Herr Pastor?“

Der Geistliche überhörte diese Frage. Er hatte inzwischen seine volle Würde in Haltung und Miene wiedergefunden.

„Mein Sohn,“ wiederholte er, „die Gefahr kann als beseitigt betrachtet werden, die Gefahr, in die du dich durch Unbesonnenheit und Leichtsinn gestürzt hast. Deine Sache wird es nun sein, in dich zu gehen und über das Geschehene ernstlich nachzudenken. In diesem

Vorfalle ist manche Lehre enthalten, die wir alle wohl beherzigen können. Und wir wollen nicht vergessen, dem Herrn da droben zu danken, daß er dich so gnädig behütet hat."

Gotthold erwiderte dem Vater nichts; er hatte noch immer das Lachen in den Ohren, das er aus demselben Munde vernommen, der jetzt so salbungsvoll zu sprechen verstand.

Zwölftes Kapitel.

Inzwischen war es dunkel geworden.

Kritzel machte den Vorschlag, auszugehen und das Abendbrot in einem kürzlich eröffneten Bierpalaste Unter den Linden einzunehmen.

Der Herr Pastor ging freudig darauf ein. Er zeigte sich den ganzen Abend über höchst animiert und trank ein Glas Echtes nach dem anderen. Es stellte sich heraus, daß er den Bierkomment von seiner Studentenzeit her noch nicht ganz vergessen hatte. Je länger er mit dem Mediziner zusammen war, desto vertraulicher zeigte sich der Alte dem jungen Menschen gegenüber.

Gotthold wurde von den beiden anderen wenig beachtet. Er war schweigsam und in sich gekehrt.

Nach einiger Zeit rückte der Geistliche näher an den Mediziner heran und meinte vertraulich, mit gedämpfter Stimme:

„Mein Junge ist ein guter, ein sehr guter Kerl, aber noch ein bißchen naiv — unerfahren. Na, das ist kein Fehler; die Erfahrung kommt mit den Jahren. Die Geschichte ist vielleicht gar kein Unglück für ihn — er wird klüger werden und besser auf seiner Hut sein, künftighin."

„Das Mädel ist hübsch, Herr Pastor — eh?“ fragte Kritzel mit verschmitztem Augenzwinkern. Er glaubte zu bemerken, daß der Herr Pastor nicht mehr ganz nüchtern sei.

„Auf meine Seele,“ fuhr es dem Alten heraus, „ein hübsches Mädel!“ Er rückte noch näher zu Kritzel heran und drückte dessen Arm. „Ich kann's dem Jungen schließlich nicht so sehr verdenken — Herr mein Gott, wir sind alle mal jung gewesen, und das Fleisch — das Fleisch — und die Versuchung — ja, ja — na, aber so was darf eben nicht sein. Ich bin doch froh, daß wir den Jungen so glücklich losbekommen haben. Das geht nicht immer so glatt ab. Herr du mein Gott, wenn ich denke — —“

Gotthold unterbrach durch einen tiefen Seufzer die Mitteilungen des Vaters.

Der Geistliche bezahlte schließlich die Zeche; man nahm Abschied von Kritzel, dann begaben sich Vater und Sohn auf den Heimweg.

Dem Alten wurden die Treppen sauer, Gotthold mußte ihn stützen.

„Ein braver, junger Mann, ein braver, junger Mann,“ wiederholte der Alte. „Danke Gott, mein Sohn, daß du einen solchen Freund hast.“

Oben angekommen, schlief der Alte bald hart und fest in Gotthold's Bett.

Der Sohn lag unruhig auf dem Sofa, das für seine Körpergröße bei weitem zu kurz war. Eine unliebsame Gesellschaft von Gedanken umstand sein Lager.

Gotthold's Sinne waren in krankhaft wachem Zustande. Jeden Tritt einzelner Verspäteter unten auf dem Trottoir vernahm er durch die Nachtstille. In der Diele knisterte und knackte es in regelmäßigen

Zwischenräumen, und jedesmal fuhr er erschreckt zusammen.

Schließlich lag er in Schweiß gebadet. Das Plaid, mit dem er sich zugedeckt, erschien ihm wie eine Zentnerlast. Er fuhr auf und trat mit der Uhr zum Fenster.

Noch keine halbe Stunde hatte er gelegen, und ihm war sie wie eine Ewigkeit vorgekommen.

Er legte sich in das heiße Kissen zurück.

Was für sonderbare Gedankenverbindungen es doch gab, und daß man sein eigenes Ich so wenig in der Gewalt hatte; da stiegen Empfindungen und Phantasien in einem auf wie Blasen im Wasser, ungewollt kamen sie aus dem tiefen, dunklen Grunde der Seele.

Er warf sich auf dem Lager hin und her, die Hände ringend, stöhnend und rief Gott an.

Da plötzlich hörte er ein leises Klopfen an der Wand. Das kam von Menschenhand.

Wie ein Blitz durchfuhr es ihn von oben bis unten.

„Herr Weikert — Gottholdchen — ich höre dich."

„Emmy — was willst du?"

„Mein Schatz — dein Vater schläft — nicht wahr?"

„Ja!"

„Mach doch die Türe auf — aber leise. Du brauchst nur den Riegel zu ziehen, aufgeschlossen habe ich schon."

Einen Augenblick zögerte er. Es war ein kurzer Kampf zweier feindlicher Schlachtreihen in seiner Seele.

Der Kampf war ungleich, die eine Reihe schmolz schnell dahin.

Das Verzweifeln an der eigenen Kraft und der

Zweifel an allem, was bisher für ihn Autorität gewesen war, gab den Ausschlag.

Noch einen scheuen Blick warf er nach dem Vater hinüber. Er sah deutlich den kleinen Schädel des Alten in dem matten Licht, das durchs Fenster hereinfiel. Mit weit geöffnetem Munde schnarchte jener.

Gotthold erhob sich, vorsichtig leise, zog den Riegel, drehte die Klinke, die Tür öffnete sich, knarrte ein wenig.

Der Vater erwachte nicht.

Glückliche Menschen.

Romanfragment.

Erstes Buch.

Herr von Hindorf kehrte nach einer Abwesenheit von anderthalb Jahren auf sein Gut zurück. Er hatte von Hamburg aus, wo er sich einige Tage lang aufgehalten, um sich wieder an deutsche Luft zu gewöhnen, an seinen Diener Gustav telegraphiert, daß ihm die Pferde zum Abendschnellzug zur Station geschickt werden sollten. Hindorf haßte die feierlichen Empfänge. Seinem Bruder hatte er zuletzt von New York aus geschrieben, daß er sich auf der Heimreise befinde, den Tag der Ankunft im ungewissen lassend.

Als Hindorf an der kleinen Station Kranzfelde, wo der Schnellzug nur eine Minute hält, ausstieg, traf sein Ohr ein Wort, das ihm recht ungewohnt geworden war: „Untertänigst guten Tag, gnädiger Herr!" Der alte Diener stand, Hut in der Hand, vor ihm und bat um den Gepäckschein. Als er das schlohweiße Haar und das glattrasierte Gesicht dieses Greises sah, der sein Wappen auf der Livree trug, begriff Ernst von Hindorf, daß er wirklich in der Heimat sei.

Der vorsorgliche Gustav hatte zwei Wagen mitgebracht. Nachdem er sich überzeugt, daß alle Koffer seines Herrn zur Stelle seien, nahm er neben dem Kutscher auf dem Bock des Halbverdeckten Platz.

Bis Lamnitz war es immer noch eine Stunde zu fahren. Die Fahrt ging in die milde Frühjahrsnacht

hinein. Es hatte geregnet. Aber jetzt war der Himmel wieder ziemlich klar; leichte, gelbumrandete Wolkenfetzen trieben daran hin und verhinderten den Vollmond, der dem Kalender gemäß fällig war, am programmgemäßen Scheinen. Die Pferde, seine alten Füchse, wie Hindorf vor dem Einsteigen konstatiert hatte, gingen ihren bekannten friedlichen Zotteltrab, nur an den sandigen Stellen oder wo der Weg durch den Regen grundlos geworden war, von selbst in Schritt fallend.

Herrn von Hindorf störte es wenig, daß er, der mit den schnellsten Beförderungsmitteln der Welt: den Pacificbahnen und den deutschen Ozeandampfern, gefahren war, am Schlusse seiner Reise den Schneckengang eines durch ostelbischen Sand und Kot mahlenden Landgeschirres schmecken mußte. Diese Art Beförderung ließ Zeit, sich umzusehen; man konnte, soweit das die Nacht zuließ, feststellen, daß daheim alles noch beim alten sei. Die Dörfer, Kirchen, Herrensitze, Wälder, Bachläufe, Brücken, Teiche, Windmühlen, alles wohlbewahrt an seinem Platze. Je mehr er sich seiner Besitzung näherte, desto vertrauter wurde ihm die Gegend. Jeden Stein am Wege, jeden Chausseebaum kannte er schließlich. Und was dem spähenden Auge dunkel blieb, das stellte ihm sein Gedächtnis so deutlich vor das innere Gesicht, daß die weite, nächtliche Landschaft vor ihm lag, hell und farbig, als wäre es Tag.

Die letzte sandige Bodenwelle wurde im Trab genommen, ohne daß der Kutscher die Peitsche gebraucht hätte. Die alten Pferde witterten den Stall. Dann bog man in die Allee von breiten Kastanienbäumen ein, das weitbekannte Wahrzeichen von Lamnitz. Nun kamen Büsche, Rasenplätze, Baumgruppen rechts und links. Angenehm glitt der Wagen auf dem weichen

Parkwege hin. Ein schnell aufblinkender Wasserspiegel bei einer Biegung um ein Boskett, und vor einem lag das weiße Herrenhaus von Lamnitz mit seinen vielen kleinen Fenstern unter dem hohen, dunklen Ziegeldach.

Gustav sprang trotz seiner Siebzig recht behende vom Bock, um seinem Herrn den Wagenschlag zu öffnen. Im Hausflur wurde Licht, die Tür tat sich auf, und zum zweiten Male heute bekam Hindorf ein: „Untertänigst guten Tag, gnädiger Herr!" zu hören, diesmal von einer weiblichen Stimme. Es war Frau Siebert, die Wirtschafterin, die den Heimkehrenden geräuschvoll begrüßte.

Während zwischen Herrn von Hindorf und seinen männlichen Bediensteten nur die notwendigsten Worte gewechselt worden waren, öffnete sich in Frau Sieberts Mund die Schleuse für einen schnell und unaufhaltsam dahinfließenden Redestrom. Der Hausherr konnte sich den wohlgemeinten Glückwünschen zu seiner gesunden Rückkehr nicht ohne weiteres entziehen. Das Vorrecht der Wirtschafterin, geschwätzig zu sein, gehörte gewissermaßen zum alten Inventar des Lamnitzer Herrenhauses. Der einzige Mensch, vor dem Frau Siebert Respekt hatte, war der alte Gustav. Der rettete jetzt seinen Herrn vor ihr, indem er die Tür zu dem neben dem Hausflur gelegenen Eßzimmer aufriß und meldete, das Abendessen warte.

Der runde Familientisch stand in der Mitte des großen Raumes, ein einziger Stuhl daran, ein einziges Kuvert aufgelegt. Von den dunklen Wänden blickten die steifen Gesichter der gewesenen Hindorfs ernst, würdevoll und nachdenklich hernieder. Auf der Kredenz von Eichenholz das Familiensilber. Der alte, weißhaarige Diener, der sich in aller Eile in den Livree-

rock geworfen hatte, stumm seines Herrn Wink erwartend.

Alles wie in alter Zeit. Sein Mundglas stand vor Herrn von Hindorf, sein Besteck, ein Patengeschenk, lag neben dem Teller. Von seinem Lieblingswein war eine Flasche aufgestellt. Alles hatte Gustav vorbereitet, wie er wußte, daß der Herr es liebte.

So lange Hindorf denken konnte, war dieser Raum von fröhlichen Menschen bewohnt gewesen; denn als das größte Zimmer im Hause hatte der Speisesaal nicht bloß für die Mahlzeiten gedient. Hier hatte er als Kind mit seinen Geschwistern gespielt, hier waren, wenn er später als Gymnasiast oder Student Freunde mitbrachte, Gesellschaftsspiele gespielt, nicht selten war auch getanzt worden. Der Besuch von Freunden und Nachbarn riß niemals ab; Lamnitz war immer ein gastfreies Haus gewesen.

Für einen kurzen Augenblick war es Ernst Hindorf, als sehe er den Raum erfüllt von festlichem Gedränge. Er sah den Vater mit weißem Vollbart, sein schwarzes Käppchen auf dem würdigen Haupt. Und die Mutter, auch schon betagt, aber jung von Herzen und Bewegungen, mit rosigen Wangen unter ihrem grauen Haar, und mit Augen, die bis ins Alter hinein die Munterkeit des Mädchens festhalten zu wollen schienen. Und um dieses Paar her die Kinder und Enkel, die Erzieher und Dienstboten, eine große Familie, eine Gruppe von Menschen, die aufwuchsen, wie im Walde unter einem Paar alter Samenbäume ein neuer Kranz von jungen Stämmen und Stämmchen aufschießt.

Der Vorhang fiel über diesem Abschnitte seines Lebens. Von den Personen, die der erste Abschnitt ihm gezeigt hatte, weilten viele nicht mehr unter den

Lebenden. Hindorf hatte jung Geschwister verloren, Freunde waren ihm in alle Welt zerstreut worden oder ihm längst aus dem Gesichtskreis entschwunden. Die Menschen aus jener Periode, die doch noch gar nicht so lange zurücklag, waren ihm schon zum Gleichnisse geworden, bildeten eine innere Ahnengalerie, in der er der einzigste Besucher war.

Das muntere Leben und Treiben um das alte Paar hatte auf die natürlichste Weise aufgehört. Erst war der Vater, dann die Mutter zur Ruhe gegangen. Die Kinder verließen eines nach dem anderen das Haus. Ernst ging in Staatsdienst, Eberhard, das Nesthäkchen, trat in die Armee ein. Ernst von Hindorfs einzigste Schwester Konstanze hatte schon früher geheiratet. Das alte Haus stand ein paar Jahre lang leer, nur von Gustav, dem treuen Diener dreier Generationen, bewacht.

Dann war Herr von Hindorf mit seiner jungen Frau nach Lamnitz gezogen. Jetzt, vor fünf Jahren war es gewesen, im Frühjahr, als er mit Doris seinen Einzug gehalten hatte. Gegen abend waren sie angekommen von der Hochzeitsreise; Gustav hatte serviert wie heute.

Nun hatte dieser Raum abermals festliches Gedränge gesehen. Die Nachbarschaft kam nur zu gern nach Lamnitz, das von alters her ein geselliger Mittelpunkt für die Gegend war. Doris vereinigte beides in sich, was zur Gutsherrin nötig: gesellschaftliche Gaben zur Repräsentation ihrer Stellung und Hausfrauentugenden. Dann kam die Tauffeier. Eine glänzende Tafelrunde von Verwandten, Freunden, Gevattern freute sich mit dem jungen Paare, daß dem Lamnitzer ein Stammhalter geboren war.

Und schließlich ein Bild, an das der einsame Mann

nicht denken konnte, ohne daß er es wie mit kalter Hand nach seinem Herzen greifen fühlte: ein Paar Särge, der eine groß, der andere klein. Hier in diesem Zimmer hatten sie seine Frau aufgebahrt und seinen Jungen, die ihm in ein und derselben Nacht genommen worden waren. Von hier aus hatten sie Mutter und Kind hinausgetragen in das Familienbegräbnis im Lamnitzer Schloßpark.

„Nicht daran denken!“ sagte Hindorf zu sich selbst und fragte den Diener nach dem Befinden verschiedener Personen in Hof und Dorf.

Gustav antwortete respektvoll, ohne Geschwätzigkeit, mit richtigem Gefühl für das, was der Herr wissen wollte. Wohl niemals hatte ein Dienstbote eine vornehmere Seele besessen! Es war nicht Sklavendienst, was der alte Mann verrichtete; Gustav war nicht Lakai, wenn er auch eine Livree trug mit Wappenknöpfen.

Herr von Hindorf wußte, daß der Alte da hinter ihm am Büfett Vatergefühle für ihn hege. Er, Ernst Hindorf, war für Gustav immer noch der junge Herr, mit dem er vor Jahren auf du und du gestanden hatte. Das „du“ war nur noch auf seiten Hindorfs geblieben aber sonst hatte sich zwischen Herr und Diener wenig geändert. Der Gedanke, den Greis zu schelten, wäre Herrn von Hindorf ebenso unmöglich erschienen wie einen der alten Kastanienbäume zu fällen, wenn sie auch hohl und überständig waren, und obgleich sie zum Ärger aller Inspektoren durch ihren Schatten Schaden machten an der Feldfrucht.

Gustav war unverheiratet geblieben. Seine ganze Zärtlichkeit hatte die Herrschaft absorbiert, der er nun seit fünfzig und mehr Jahren diente. Jene erhabene Verachtung war auch ihm eigen für alles, was nicht

zum Hindorfschen Hause gehörte, die man manchmal bei alten Dienstboten findet; aber seine Anhänglichkeit hatte nicht die unangenehme Zugabe der Aufdringlichkeit, die nicht selten die Schattenseite solch einseitiger Treue ist. Gustav kannte seinen Herrn in- und auswendig; ja, Hindorf hatte Grund zu der Vermutung, daß der Alte Gedanken zu lesen verstehe. Sicherlich kannte der treue Diener auch die Gefühle, die augenblicklich die Seele des Heimgekehrten bewegten.

Herr von Hindorf hatte abgegessen, blieb aber noch sitzen. Inzwischen verließ Gustav geräuschlos das Zimmer, und Hindorf hörte ihn oben im Herrenzimmer, das im ersten Stock lag, die Lampen anzünden und im Ofen krücken. Wieder hatte der alte Diener seine Wünsche erraten, noch ehe er gesprochen; dort gerade wollte er noch eine Weile sitzen, ehe er sich zu Bett begab.

An der Eßzimmertür scharrte jetzt etwas. Es war nur ein leises, bescheidenes Kratzen, aber da es sich in regelmäßigen Zwischenräumen wiederholte, wurde Hindorf aufmerksam und ging zur Tür, sie zu öffnen.

An seine Füße heran kroch ein dunkles, langhaariges Wesen. Erst am Winseln erkannte Hindorf den schottischen Schäferhund. Das treue Tier hatte die Stimme des Herrn erkannt und erschien nun, ihn zu begrüßen. Er rief den alten Hund ins Zimmer; hier, bei hellerer Beleuchtung, sah Hindorf, wie das Tier gealtert war in der Zeit seiner Abwesenheit. Graue Haare hatte Felix um die Schnauze bekommen, die Augen lagen tief und waren trübe. Er schien schwer an Rheumatismus zu leiden. Das brave Tier, dem offenbar jede Bewegung Schmerz bereitete, versuchte an seinem Herrn emporzuspringen; als ihm das kläglich mißglückte,

leckte Felix vor demütiger Zärtlichkeit die hingestreckte Hand seines Meisters.

Der Hund hatte eigentlich der Verstorbenen gehört, die ihn als junges Tier ins Haus gebracht. Er war ihr Freund gewesen; aus niemandes Hand als der schönen seiner Herrin hatte der Verwöhnte das Futter genommen. Es war selbstverständlich gewesen, daß Doris, wenn sie ausging, Felix als Beschützer mitnahm. Selbst zu ihrem Krankenlager war ihm Zutritt gelassen worden. Noch am Tage vor ihrem Tode hatte ihm Doris den klugen Kopf lange gestreichelt.

Herr von Hindorf hatte den Gedanken an das, was gewesen und was unwiederbringlich verloren war, aus dem Wege gehen wollen, aber nun drängten sich ihm die Erinnerungen auf Schritt und Tritt in den Weg.

Inzwischen war Gustav wieder heruntergekommen und mißbilligte durch einen Blick die Anwesenheit des Hundes im Eßzimmer. Er erklärte, Felix schlafe jetzt bei ihm, da er den Aufenthalt im kalten Hundezwinger nicht mehr vertrage. Dann nahm er das leise winselnde Tier auf den Arm wie ein Kind und schaffte ihn in seinen Korb am warmen Ofen.

Hindorf begab sich nach dem ersten Stock. Die Stufen der alten Holztreppe knarrten noch genau so wie früher; jede einzelne hatte ihren besonderen Ton. Einen Augenblick zögerte er vor dem Salon seiner verstorbenen Frau, der der Treppe gerade gegenüber lag. Doch ging er vorbei. Den Anblick dieses Raumes wenigstens wollte er sich heute abend ersparen. In seinem Zimmer angelangt, sagte er zu Gustav, der ihm gefolgt war, er könne zu Bett gehen. Der alte Diener sah noch einmal nach dem Ofen und entfernte sich.

Er war allein! Wie er sich auf diesen Augenblick

gefreut, wie er vor diesem Augenblick gebangt hatte! Dieses Zimmer war von alters her im Lamnitzer Herrenhause das Wohnzimmer des Gutsherrn gewesen. Für Ernst von Hindorf war es bevölkert mit persönlichen Erinnerungen und mit dem heimlich unsichtbaren Walten seiner Vorfahren. Was mochten hier im Laufe der Jahrhunderte für Gedanken, Sorgen, Hoffnungen, Entschlüsse entstanden, genährt und begraben worden sein! Was hatte er selbst, Ernst Hindorf, in diesen holzgetäfelten Wänden, unter dieser vom Alter gebräunten Decke gelitten, gesonnen und gekämpft!

Hier war es gewesen, wo ihn der Vater als den ältesten Sohn eingeweiht hatte in die Vermögenslage der Familie an der Hand der Wirtschaftsbücher. Hier war es auch einige Jahre später gewesen, wo er dem alten Herrn eine Ehrenschuld hatte beichten müssen. Er sah noch deutlich, als wäre es gestern gewesen, das bekümmerte Gesicht des Vaters, der plötzlich um Jahre gealtert schien durch die bestürzende Nachricht. In den Boden hätte der Sohn damals sinken mögen, als der Vater mit sorgenvoll gefurchter Stirn in seiner stillen Weise nur bemerkt hatte: „Nun könne er die Hypothek auf Lamnitz, die er so gern getilgt hätte, nicht abtragen.“ Die Scham über diese längst verjährte Szene war der Seele doch für alle Ewigkeit eingebrannt, unauslöschlich wie mit glühendem Eisen.

Und dann hatte er selbst hier gesessen anstelle des Vaters, an dessen bauchigem, nun schon wurmgefressenen Schreibpult, hatte gerechnet, gesorgt, vorausgedacht. Da war es ihm erst klar geworden, welch schweres, oft dornenvolles Amt das des Grundbesitzers sei, nicht ein Sport, den man zu seiner Erholung trieb, wie er früher wohl gewähnt hatte, sondern ernste, Kopf und

Herz des ganzen Mannes erfordernde Arbeit. In diesem Zimmer war Herrn von Hindorf das Bewußtsein aufgegangen von der Größe und Herrlichkeit seines Berufes.

Und noch von anderen großen Erlebnissen sprach ihm die dunkle, altersgebräunte Decke, die, treuer als ein Spiegel, jeden Hauch eines Ereignisses, der sie berührt, bewahrt zu haben schien. Hier hatte er eine lange, bange Nacht hindurch gesessen, während drüben im gemeinsamen Schlafzimmer seine Frau ihr Stündlein durchkämpfte. Und hier, wie heute in seinem Sorgenstuhle sitzend, hatte er die Nachricht empfangen, daß ihm ein Sohn geboren sei.

Ein Sohn! Ein Stammhalter, ein Fortsetzer seines Geschlechts, ein Majoratserbe für Lamnitz!

Noch einmal kostete er diesen Augenblick durch, noch einmal musterte der vereinsamte Mann seinen ehemaligen Reichtum an Liebe, Glück und Hoffnung, bohrte sich damit das Bewußtsein, ein Bettler geworden zu sein, nur um so tiefer ins Herz. Es hatte ja keinen Sinn, war unvernünftig, unmännlich obendrein, immer wieder zurückzukehren zu seinem Kummer. Aber Hindorf vermochte die dunklen Gedanken nicht zu bannen, sie waren bei aller Schemenhaftigkeit stärker als die Wirklichkeit. Seit er heute sein Haus betreten hatte, wurde er die Gesichte nicht los. Es kroch aus allen Ecken heran, es griff von den Wänden her nach ihm. Alle Räume waren belebt, jedes Möbel hatte eine Geschichte, an allem, was er berührte, schienen Eindrücke zu haften, die toten Gegenstände belebten sich, bekamen Angesicht und Gliedmaßen.

Die vier Wände, in denen er sich jetzt befand, der Sorgenstuhl, in dem er saß, die gebräunte Decke seines

Zimmers, die wie vor Jahren auf ihn herabblickte, hatten ihm noch eine ganz besondere Geschichte zu erzählen, ihm allein. Die Geschichte seines tiefsten Verzagens, von der außer ihm kein lebendes Wesen etwas wußte. Vielleicht, daß der alte Gustav eine Ahnung davon hatte, wie nahe sein Herr einmal vor dem selbstgewählten Ende gewesen war. Aber über die Lippen dieses Greises kam darüber sicherlich kein Wort.

An diese Periode seines Lebens konnte Hindorf nur mit Grauen zurückdenken. Alles hatte er damals verloren: den Glauben an Gott und an sich selbst, Hoffnung und Liebe, die Teilnahme an den Menschen. Entleert ihres besten Inhalts war seine Seele. Haß gegen alles, was ihn ans Dasein fesseln wollte, erfüllte ihn. Ein furchtbarer Gast zehrte an seinen Kräften: der Lebensekel.

Das Bewußtsein davon hatte einen sehr leichten Schlaf. Es graute Herrn von Hindorf davor, manche Räume seines eigenen Hauses zu betreten, weil er sich im geheimen fürchtete, an gewisse Szenen zu denken, die sich dort abgespielt hatten. Er wollte nicht in den dunklen Gängen schmerzlicher Erinnerungen stöbern, die unter seiner Existenz vielverzweigt hinliefen, wollte nicht Gespenster aufscheuchen, die, wie er wohl wußte, kaum notdürftig gebannt waren. Ein zweites Mal in solchen Zustand zurückzusinken, würde Untergang bedeuten; einmal nur kann man die Kraft haben, sich aus einer Tiefe emporzuarbeiten, in die kein Lichtstrahl dringt, ein zweites Mal nicht.

Lange hatte er sich gegen den Gedanken gesträubt, daß es Heilmittel gebe für seinen Schmerz. Daß der bloße triviale Verlauf der Zeit Macht haben sollte, den Kummer zu lindern, war ihm wie entweihend des

Angedenkens seiner Toten erschienen. Alles, was ihn von seiner Trauer abziehen wollte, hatte ihm als hassenswert, ja verrucht gegolten. Selbst das Familiengut, an dem er so sehr hing, war ihm gleichgültig geworden. Was konnte ihm Lamnitz bedeuten, da er ein Witwer und kinderlos geworden war!

Er ließ fortan alles gehen auf dem Gute wie es wollte. Änderungen, Neuerungen, Verbesserungen, die er in der ersten Besitzerfreude an den Gebäuden, auf den Feldern, im Walde vorgenommen hatte, blieben halbfertig liegen. Alle Ehrenämter in der Gemeinde und im Kreise, die er nach und nach übernommen und mit Glück verwaltet hatte, gab er ab. Nachbarn und Freunde, welche ihm Beileidsbesuche machen wollten, wurden nicht vorgelassen. Kein Wunder, daß sich in der Nachbarschaft die Ansicht verbreitete, der Lamnitzer Hindorf sei tiefsinnig geworden.

Was ihn damals allein zurückgehalten hatte, sein entwertetes Dasein von sich zu werfen, war der Gedanke gewesen, daß damit das Andenken der Toten befleckt werden würde.

Doris war gestorben wie eine Heldin. Sie hatte sich bei der Pflege ihres an der Diphtheritis erkrankten Jungen angesteckt. Frau von Hindorf, eine gesunde, blühende Frau, hatte schwer vom Leben Abschied genommen. Sie war glücklich gewesen in ihrer Ehe, liebte Mann und Kind und fürchtete für sich selbst den Tod weniger als die Vereinsamung für diese beiden. Das Sterben ihres Kindes erlebte sie nicht mehr; einen Tag, nachdem die Mutter vollendet hatte, löschte auch diese kleine Flamme aus.

Aber wer geliebt hatte wie er Doris, der konnte sich nicht in den Gedanken finden, daß es keinerlei Ver-

bindung geben solle zwischen Verstorbenen und Lebenden. Hindorf war kaum, was die Kirche einen positiven Gläubigen nennt. Auch dieses Erlebnis änderte an seinen religiösen Anschauungen nichts. Aber wenn man Frömmigkeit als ein bewußtes Leben in die Tiefe auffaßt, dann durfte Ernst von Hindorf nicht aus der Schar ernster und redlicher Menschen ausgestoßen werden, die, ohne Kirchenchristen zu sein, tief durchdrungen sind von der Heiligkeit ihrer unsterblichen Seele.

In gewissem Sinne war ihm der unersetzliche Verlust, den er erlitten, zu einer Erweckung geworden. Ganz anders glaubte er jetzt den Sinn des Lebens zu verstehen, da er die Toten als ernste Zeugen stets sich nahe fühlte. Ja, zuzeiten konnte er eine gewisse Befriedigung empfinden bei dem Gedanken, daß das Leben nur ein kurzer Gang sei, kaum wert des Lärmes, der davon gemacht ward. Das reinste, erhabenste Gefühl blieb doch die Freude auf den Tod. Wenn man bis zu der Erkenntnis durchgedrungen war, daß das Leben nur eine Vorbereitung bedeute für das Sterben, dann erschien selbst das sinnwidrigste Unglück erträglich.

Ja, er wollte es noch einmal mit dem Leben aufnehmen! Hier an dieser Stätte, die seine tiefste Verzweiflung gesehen hatte, schwor er sich's zu. Hier, wo seine Toten lagen, wollte er fortan wohnen bleiben. Dieser Grund und Boden mit solcher Aussaat darin war ihm doppelt geheiligt und teuer.

Hindorf trat an das Fenster, das in den Park hinausblickte. Der Mond hatte inzwischen die treibenden Wolken besiegt und stand, eine stille, klare Scheibe, am lichten Himmel.

Der Blick des einsamen Mannes wandte sich nach jener Richtung, wo hinter Büschen und Wipfeln die

Begräbnisstätte der Familie lag. Durch die noch unbelaubten Zweige vermochte er die grauen Mauern des Gebäudes und die dunklen Zypressen vor dem Eingang zu erkennen. Unwillkürlich faltete er die Hände und flüsterte: „Wann werde ich euch wiedersehen?“

* * *

Lange nach Mitternacht erst war Herr von Hindorf zu Bett gegangen. Trotzdem erhob er sich früh. Die Sonne eines herrlichen Frühlingstages schien ihm in die Fenster. Allerhand vertraute, lange nicht vernommene Laute drangen an sein Ohr: das Gezwitscher der Sperlinge in den Fliederbüschen vor dem Hause, das Gackern im Hühnerhofe, das Brüllen der Kühe von den Ställen herüber. Kein Zweifel, er war in Lamnitz!

Der Wunsch, sein Gut zu sehen, trieb ihn bei der Toilette mächtig zur Eile an. Man hatte im Hause nicht erwartet, daß er so zeitig auf sein würde; selbst Gustav war einmal durch seinen Herrn überrascht worden. Hindorf fand das Frühstück noch nicht fertig; eine schnell bereitete Tasse Tee und eine Scheibe Butterbrot genügten ihm fürs erste. Im Hausflur suchte er sich seinen alten krummen Stock unter vielen anderen heraus und schritt ins Freie.

Auf dem Wirtschaftshofe, wohin er sich zuerst gewandt hatte, begegnete ihm der neue Inspektor. Hindorf kannte den Mann noch nicht. Sein alter Beamter, den er vom Vater übernommen hatte, war vor Jahresfrist gestorben. Die Nachricht hatte den Weltreisenden erreicht, als er gerade in Bombay weilte. Von dort aus einen neuen Beamten für Lamnitz auswählen, hätte immerhin seine Schwierigkeiten gehabt. Er schrieb daher

an seinen Bruder, daß er ihm diese Mühe abnehmen möge. Eberhard war Husarenoffizier in Kranzfelde, der Kreisstadt, garnisoniert. Er hatte mit dankenswerter Schnelligkeit unter den Bewerbern einen Inspektor für Lamnitz herausgefunden.

Der Beamte, gestiefelt und gespornt zum Ausreiten, stellte sich selbst vor, dann schloß er sich unaufgefordert dem Gutsherrn bei seinem Gang durch die Wirtschaftsgebäude an.

Hindorf fand es ziemlich unnötig, daß der Inspektor ihm gegenüber den Erklärer mache, als habe er einem Fremden den Hof zu zeigen; noch peinlicher berührte es ihn, daß der Mann sich ein abfälliges Urteil herausnahm über Maßnahmen, die sein Amtsvorgänger getroffen hatte; die eigenen Leistungen wurden dementsprechend stark hervorgehoben. Hindorf hörte sich das eine Weile mit an, dann hielt er es für angebracht, die Prahlerei des Beamten zu dämpfen. Er ließ die Bemerkung fallen, daß zuzeiten seines alten Brodmann das Rindvieh besser genährt und die Pferde weniger abgetrieben gewesen seien. Dem jungen Inspektor fuhr dieser verhüllte Tadel gewaltig in die Krone; er strich sich über den wohlgepflegten Bart und meinte: „Der gnädige Herr sei leider bei der Übernahme nicht zugegen gewesen, sonst würde er wissen, daß die Ställe in schlechtem Zustand gewesen seien." Hindorf schnitt das Gespräch ab, indem er sagte, daß er sich an das halte, was er jetzt sehe, und daß er sich auf seine Augen verlassen könne.

Er ging nun auf die Felder. Es war ihm wohl und frei zumute. Der kleine Ärger mit dem Inspektor hatte wie eine leichte Zutat von Salz, den Geschmack anregend, gewirkt.

Das Wetter konnte nicht günstiger sein für das Wachstum der jungen Saaten. Der Regen vom Abend vorher hatte das Erdreich leicht angefeuchtet und milde gemacht, und nun schien die Sonne darauf. Warme Dünste stiegen von der Ackerkrume auf wie in einem Treibhaus. Winterkorn und Weizen standen üppig grün, und der Hafer bedeckte schon mit zarten Spitzen das Land wie ein zarter, ins Rötliche schimmernder Flaum.

Hindorf verfolgte zunächst die Allee von alten Kastanien, die vom Wirtschaftshofe weg als Hauptverkehrsader quer durch die Besitzung lief; rechts und links zweigten sich Feldwege ab, die in regelmäßigen Abständen mit Obstbäumen bepflanzt waren. Er schlug einen dieser Wege ein, der nach einer auf einem Hügel frei gelegenen Feldscheune führte. Die wenigen Meter Erhöhung ergaben schon eine schöne Rundschau.

Die Landschaft hatte nichts Großartiges, kaum, daß man ihr Anmut hätte nachrühmen können. Ihre Reize waren mit karger Hand verstreut, aber ein liebevoll suchendes Auge konnte sie entdecken. Der Boden war fast ganz von der Landwirtschaft mit Beschlag belegt; ein viereckiges Feld reihte sich an das andere an. Das Wasser kam nur in der zahmen Form von flachen Teichen vor; sie blitzten wie Spiegel aus der matten Einfassung von gelbem Schilf hervor. Die peinliche Ordnung der Feld- und Wiesenwirtschaft ließ nur selten einmal eine kleine Unordnungsecke bestehen, wo Brombeergestrüpp wuchs, Weiden mit rotgelben Ruten einen lebhaften Farbenton in das Grau und Braun der kahlen Erlen brachte, ein Strauch mit Kätzchen, die Bienen von weither anlockte. Der Wald gab, ein niederer, dunkler Wall, dem Bilde seinen Abschluß.

In der Prärie des westlichen Nordamerikas, den Steppen Zentralasiens war sicherlich weniger wohltuende Ordnung, aber um so mehr natürliche Größe und Unberührtheit gewesen. Aber Hindorf fühlte sich nur einen kurzen Augenblick lang enttäuscht; denn, sagte er sich, er tue seiner Heimat unrecht, wenn er Schönheit von ihr verlange. Dies hier war eine Stätte der Arbeit. Was er hier sah, war in Jahrhunderten bedachtsamen Hegens und Pflegens einem zähen Boden mühsam abgerungen worden. Es lag fromme, ernste, deutsche Arbeit in dieser Scholle vergraben. Das prächtige Kornfeld, das sich wie ein sanfter, grüner Teppich fast unabsehbar vor ihm ausdehnte, war nicht erst einen Winter alt, Generationen hatten daran gearbeitet; er erntete auf dieser Fläche nur, was seine Vorfahren gesät hatten. Wahrlich, in diesem Lichte gesehen, brauchte sich sein Lamnitz des Vergleichs mit irgendeinem der herrlichen Landschaftsbilder, die das Auge des Weitgereisten verwöhnt hatten, nicht zu schämen.

Er kehrte, einen rasenbewachsenen Feldweg benutzend, der in weiter Kurve um die Gutsäcker führte, nach Lamnitz zurück.

Auch das Dorf bot keine aufdringlichen Reize. Die Bauern waren, entsprechend dem geringen Boden, auf dem sie saßen, keine Krösusse. Bei den Gebäuden wog das Strohdach, die Lehmwand und das Ziegelfachwerk vor. Auf den meisten Gehöften lag die Düngerstätte frei, mitten im Hof, die offene Jauchenpfütze daneben. Das sprach weder für den guten Geschmack noch für den haushälterischen Sinn der Leute. Lustig anzuschauen waren nur die Frühlingsblumen in den Vorgärten, die selbst bei der ärmsten Häuslerwohnung nicht mehr fehlten. Und warm wurde es

Herrn von Hindorf ums Herz, als er auf dem Dach des Gemeindevorstandes die Störchin im Nest erblickte und den alten Adebar, wie er gravitätisch auf dem First stand, sich als Mittelpunkt der Welt fühlend.

In der Dorfstraße wurde der Gutsherr überall begrüßt. Die Männer begnügten sich meist mit einem unterwürfigen Griff nach der Mütze und einem halb vertraulichen, halb verlegenen Grinsen. Die Kinder, deren es in Lamnitz erstaunlich viel gab, starrten ihn verdutzt an. Das Weibsvolk aber ließ die Frühjahrsreinigung im Stich, kam auf die Straße gelaufen, manche, um ihm neugierig nachzugaffen, andere, kühnere, um ihm zur glücklichen Heimkehr Glück zu wünschen. Die alte Graupsen kam mit entblößten Armen direkt vom Scheuerfaß und bot ihm die runzlige Hand, die sie zuvor an der Schürze abgewischt hatte. Dieses alte, verwitterte Weib mit den dunklen, verschmitzt dreinblickenden Augen war eine der frömmsten Frauen des Kirchspiels; ihre Reden waren mit Bibelsprüchen und Gesangbuchversen durchflochten wie ein Stück grobes Baumwollenzeug mit einem Einschuß von Seidenfäden.

Der Gutsherr kannte diese gottselige Person noch von einer anderen Seite. Die Graupsen wohnte dicht vor dem Eingang zum herrschaftlichen Park; nicht immer aber schien es ihren Fingern ganz klar zu sein, wo ihre Grenzen aufhörten und die der Gutsherrschaft anfingen. Gras, Klee, Beeren, Gemüse aus dem Garten, Reisig aus dem Holzschuppen, oder auch Gebrauchsgegenstände, die man unbewacht hatte liegen lassen und die ihr gefielen, wanderten bei der Graupsen in ein großes, unergründliches Loch, aus dem sie nie wieder auftauchten. Setzte man sie über ihre Langfingrigkeit zur Rede, dann pflegte sie die Sache so zu

wenden, daß sie Dank verdiene, da sie nur auf Ordnung halte, ja einmal, als der verstorbene Inspektor beim Kartoffelausmachen ihr einen Viertelzentner „Apern" aus den Unterröcken geholt hatte, war ihm von der bibelfesten alten Frau die entrüstete Antwort geworden: „Du sollst dem Ochsen, der da drischt, nicht das Maul verbinden."

Heute wünschte die Graupsen in schöner, wohlgesetzter, hochdeutscher Rede Gottes Segen auf das Haupt des heimgekehrten Gutsherrn herab. Sie habe viel für ihn gebetet in seiner Abwesenheit. Ja, es bekam fast den Anschein, als sei Herr von Hindorf nur durch der Graupsen Fürsprache bei der Allmacht aus den großen Fährnissen seiner Weltumseglung unversehrt in die Heimat zurückgekehrt.

Eine Schar von Dorfleuten hatte sich um den Gutsherrn und die Alte versammelt. Die Graupsen gab mit ihrer beweglichen Zunge den Gefühlen der Nachbarn Ausdruck. Die Männer nickten, und die Frauen seufzten beistimmend.

Hindorf schüttelte allen die Hand, ehe er ging. Solche Zeichen des Vertrauens taten doch wohl! Daran war nichts Erkünsteltes, es war ihm mehr wert als Ehrenpforten und Salutschüsse.

Ein gut Teil der Liebe, die er genoß, verdankte er Doris, er wußte das wohl. Das Andenken der Verstorbenen konnte nicht aussterben an diesem Orte. Überall fehlte sie. Was war Lamnitz ohne Doris? Für die Armut, für die sie, wie für alles Menschliche, ein großes Herz gehabt hatte, war sie unersetzlich.

Sollte er jetzt die Begräbnisstätte aufsuchen? Den Schlüssel zu der Grufttüre trug er bei sich. Im Innersten bangte er vor dem Augenblick, wo er die

Särge wiedersehen würde; aber es lockte ihn auch wiederum unbeschreiblich, das wehmütige Gedenken sofort zu feiern.

Unentschlossen stand er noch vor der kleinen Pforte, die von der Dorfstraße in den herrschaftlichen Park führte, als sein Ohr auf das gleichmäßige Hufklappen eines trabenden Pferdes aufmerksam wurde. Dann bog ein Reiter in Husarenuniform um die Ecke: sein Bruder Eberhard.

Der Husar parierte kurz und sprang aus dem Sattel. Die Brüder schüttelten einander die Hand. Hindorf freute sich über Eberhards schmuckes Aussehen, für den er von jeher mehr die Gefühle eines Vaters als die eines Bruders gehegt hatte.

„Also, du bist wieder da!" sagte der Leutnant. „Weißt du auch, woher ich das erfahren habe?" Hindorf verneinte und erklärte gleichzeitig, daß er die Absicht gehabt habe, dem Bruder heute noch seine Ankunft mitzuteilen.

„Henning Plessow kam gestern abend aus Berlin zurück; er hat dich im Speisewagen gesehen. Heute früh beim Felddienst sagte er mir es. Da habe ich mir Urlaub genommen und bin die fünfundzwanzig Kilometer in zwei Stunden hierher geritten. Ganz nette Leistung, was, für den Chargenbock?"

Ernst Hindorf betrachtete sich den staubbedeckten Braunen von preußischer Abkunft, der alles andere als schön war, aber den Eindruck eines unverwüstlichen Gebrauchspferdes machte. Wie ihn das alles heimatlich, oder wie sie drüben sagten: „deutschländisch" berührte: der Leutnant mit seinem nach oben gebürsteten, schneidigen Schnurrbart, der in rührender Harmlosigkeit sofort von Regimentsangelegenheiten und Garnisons-

klatsch zu erzählen begann, durch und durch davon überzeugt, daß es auf der ganzen Welt nichts Interessanteres gebe. Sie gingen dem Wirtschaftshofe zu, ungeführt folgte die Charge ihrem Herrn. Einem Knecht, der ihnen in den Weg kam, rief Ernst Hindorf zu, das Pferd des Herrn Leutnants in den herrschaftlichen Stall zu führen und ihm Futter zu schütten; dann begaben sie sich langsam nach dem Herrenhause.

Gustav hatte die Herren schon erspäht und fragte, als sie eintraten, wie es mit dem Essen gehalten werden solle. Hindorf erklärte, Eberhard möge die Zeit bestimmen, ihm sei jede recht.

Der Leutnant meinte, wenn er entscheiden solle, bitte er gleich jetzt um ein Frühstück, denn er müsse im zeitigen Nachmittag schon weiter reiten. Ernst solle nur entschuldigen, aber da er einmal unterwegs sei, habe er sich vorgenommen, von Lamnitz aus zu den Plessows zu reiten.

„Nach Baderwisch?" fragte Hindorf.

„Nein, nach Reitern. Du weißt wohl noch gar nicht, daß Plessows umgezogen sind?"

„Das erste, was ich höre!"

„Vor Weihnachten ist Ede Plessow mit Kind und Kegel nach Reitern ausgerückt, Baderwisch überläßt er Horst."

„Horst! — Wie will denn der auf Baderwisch durchkommen?"

„Er heiratet. Sie ist Fabrikantentochter und hat klotziges Geld."

„Ede Plessow und eine bürgerliche Schwiegertochter!"

„Nicht wahr? Man ist gespannt auf die zukünftige Herrin in Baderwisch."

Die Unterhaltung wurde im Zimmer des Hausherrn geführt. Eberhard hatte sich auf dem Ledersofa ausgestreckt und rauchte.

Er war jetzt auf Pferdegeschichten gekommen. Der Leutnant besaß ein Paar Rennpferde; er erzählte von dem Pech, das er in der vorigen Herbstsaison gehabt habe. Seinen früheren Trainer habe er wegschicken müssen, weil der Kerl ihn schauderhaft betrogen hätte; aber jetzt habe er einen erstklassigen Mann, und der Erfolg fange an, sich seinen Farben wieder zuzuwenden.

Hindorf schenkte den Worten des Bruders nur halbes Gehör. Das, was er vorhin gehört hatte, ging ihm im Kopfe herum. Horst Plessow hatte Baderwisch übernommen und würde dort wohnen. — Merkwürdige Schickung!

Lamnitz und Baderwisch waren nächste Nachbarschaft. Als Jungens schon hatten sich die Nachbarssöhne geschlagen und vertragen, aber das Schlagen war das Häufigere gewesen. Dann kam man auseinander. Ernst Hindorf besuchte das Gymnasium der Provinzialhauptstadt, während der junge Plessow auf Ritterakademie geschickt wurde. Horst schien sich schwer von der Schulbank trennen zu können; auch das juristische Examen machte ihm Schwierigkeiten. Ernst Hindorf war schon eingesessen und verheiratet, als Horst Plessow endlich im Vorbereitungsdienst beim Landratsamt des Kreises angestellt wurde. Hier war es, wo die beiden Altersgenossen zum ersten Male in offenen Gegensatz traten. Der Landratsposten würde voraussichtlich in kürzester Zeit frei werden; der alte Plessow setzte Kopf und Kragen daran, seinen ältesten Sohn Horst in diese Stellung zu bringen. Ernst Hindorf aber war der Ansicht, daß dieses Amt viel zu wichtig sei, um es

einem Menschen anzuvertrauen, der sich, wie Horst Plessow, bisher nur im Renommieren und Geldvertuen groß gezeigt hatte.

So stemmte sich denn der Lamnitzer dem Plessowschen Landratswahlprojekt energisch entgegen, obwohl er wußte, daß er sich dadurch den alten Ede, der das gefürchtetste Mundwerk der Gegend besaß, für alle Zeiten zum Feinde machen werde. Eine Anzahl der einsichtigen Leute der Gegend schlossen sich Herrn von Hindorf an, und so machte die Kandidatur Horst Plessows Fiasko. Zwischen den Häusern Lamnitz und Baderwisch aber senkte sich von da ab ein dunkler Vorhang von Verstimmung.

Gustav meldete, das Frühstück sei angerichtet. Die Brüder begaben sich ins Eßzimmer.

„Wie geht es denn in Dromsdorf bei den Weudenas?“ erkundigte sich Ernst Hindorf, als sie saßen.

„Gut, gut!“ war die hastige Antwort.

„Kommst du noch manchmal hin?“

„O doch, manchmal! — Weudenas leben ganz zurückgezogen, man wundert sich allgemein, wie wenig sie geben.“

„Mit sieben Kindern und einem verschuldeten Gute kann man wohl keine großen Sprünge unternehmen.“

„Die Mädels werden dann eben schwer abgehen.“

„Wie geht es denn Marka Weudena?“

„Ich habe sie eine Ewigkeit nicht gesehen. Aber ich glaube, es geht ihr gut. Henning Plessow ist neulich mal in Dromsdorf gewesen; er sagt, Marka habe stark eingepackt. Schade! Man sieht die guten Leute wirklich nirgends. Die Dromsdorfer Mädels werden richtig eingepökelt.“

Hindorf fühlte sich unangenehm berührt durch die

Art und Weise, wie sein Bruder von dieser Familie sprach. Früher hatte Eberhard sehr viel in Dromsdorf verkehrt, und Marka Weudena war ihm damals durchaus nicht gleichgültig gewesen. Aber Eberhards Interesse schien neuerdings ganz in Anspruch genommen durch die Plessows; dieser Name tauchte immer wieder in seinen Erzählungen auf. Bei seinem Regimente standen zwei Söhne von Ede Plessow: Job und Henning. Mit ihnen zusammen hielt sich Eberhard einen Rennstall. Der alte Ede war von jeher ein großer Pferdsmann gewesen; manche nannten ihn auch weniger schmeichelhaft einen „Pferdeschmeißer". Ernst Hindorf würde es lieber gesehen haben, wenn sein Bruder sich von dieser Gesellschaft fern gehalten hätte. Ede Plessow hatte schon mehr als einen unerfahrenen jungen Mann beim Pferdehandel oder auch am Spieltisch arg gerupft.

„Weißt du, wer jetzt von der ganzen Gegend am besten reitet?" fragte Eberhard plötzlich.

„Früher waren es die Baderwischer Jungens, die sind ja halb im Stalle aufgewachsen."

„Ich sage dir, Henning Plessow, der als unser bester Reiter gilt, ist ein Waisenknabe gegen seine Schwester."

„Wie, das kleine Ding?"

„Seit Ostern vorm Jahre ist Anne Marie vom Stift zurück."

„Hat sie im Stift reiten gelernt?"

„Nein, bei ihrem Vater. Jetzt dressiert sie die schwierigsten Gäule. Der größte Verbrecher von Pferd geht unter ihr wie eine Puppe."

Der Leutnant erzählte weiter von Anne Marie, und es war für Ernst Hindorf, der das leicht bewegliche Herz seines Bruders kannte, ziemlich klar, daß

er augenblicklich für Fräulein von Plessow schwärme. Nun war es ja klar, was ihn nach Reitern zog. Der Lamnitzer, der nach so langer Abwesenheit mancherlei mit seinem Bruder zu besprechen gehabt hätte, machte keinen Versuch weiter, den jungen Mann länger zu halten.

Bald nach dem Frühstück schon ritt Eberhard ab. Reitern lag seine dreißig Kilometer von Lamnitz entfernt. Der Leutnant erklärte, daß er den Burschen mit Pferden und Uniform zum Wechseln nach einem Gasthof unterwegs bestellt habe, denn so „verdreckt", wie er sei und mit „dem Chargenbock", wolle er in Reitern nicht auftreten.

Ernst Hindorf sah den Bruder noch aufs Pferd steigen und winkte ihm einen Gruß zu, als er im leichten Kanter um die Ecke am Wirtschaftshofe bog. Dann kehrte er auf sein Zimmer zurück.

Man mußte nun ans Arbeiten denken. Wahre Berge von Briefen, Drucksachen und Aktenstücken, die Gustav während der Abwesenheit des Herrn gewissenhaft angesammelt hatte, warteten der Durchsicht. Herr von Hindorf hatte bestimmt, daß ihm nichts nachgeschickt werden solle. Eberhard sollte sich, so war besprochen worden, um Lamnitz kümmern und das Wichtigste erledigen. Der Leutnant hatte wohl einen schwachen Versuch dazu gemacht, war aber zu ausdauernder Arbeit schließlich doch zu bequem gewesen.

Ein paar Stunden brauchte Hindorf allein, um sich einen Überblick zu verschaffen über das, was sogleich erledigt werden mußte, und es von dem zu trennen, was aufgeschoben oder gar, was vernichtet werden durfte. Als er mit der gröbsten Arbeit zu Ende war, ließ er eine Pause eintreten. Es gab noch Stoff für Tage und Wochen. Als ein weiteres Pensum standen

die Wirtschaftsbücher und die Forstrechnungen im Hintergrunde.

Unwillkürlich legte sich Ernst Hindorf die Frage vor, für wen er diese Arbeit eigentlich tue. Für das Gut, für Lamnitz? Es war etwas Großes um den alten, gefestigten Grundbesitz, niemand konnte mehr davon durchdrungen sein als er. Die jeweilig lebende Generation war nur der zufällige Inhaber und Nutznießer des Besitztums, das vielmehr Eigentum blieb einer höheren Gruppe: der Familie. Jeder Besitzer reichte sterbend das von den Vätern empfangene Kleinod weiter an kommende Geschlechter. Alles wohl durchdacht, sinnvoll geordnet und durch die Tradition geheiligt. Alles berechnet auf den natürlichen Erbgang vom Vater auf den Sohn. Aber wenn man kinderlos war!

Für wen also arbeitete er? Schließlich strengte man sich doch nur an, um im Training zu bleiben, weil das Leben im Müßiggang langweiliger und noch schwerer zu ertragen war als ein arbeitsreiches. Hier würde er sitzen, alt und grau werden. Seine Kraft würde er auf diesem verlorenen Posten verbrauchen, schließlich, wer würde, wenn er starb, an seine Stelle treten?

Er legte die Feder weg und sann über Eberhard nach. Er hatte ihn gern, empfand eine Neigung für ihn, die mehr war, als das Verhältnis zwischen Brüdern gewöhnlich zu sein pflegt. Und doch mußte er diesem jungen Menschen gegenüber, der so viele liebenswürdige Eigenschaften besaß, oftmals denken: schade!

Eberhard fehlte etwas; Ernst hätte kaum mit Worten unterschreiben können, was es sei, das dem Bruder fehlte. Irgend etwas war bei dem jungen

Menschen entweder nicht zur Entwicklung gekommen oder verkrüppelt. „Er hat kein Gemüt," sagte sich Hindorf manchmal; aber dem widersprach, daß Eberhard wiederholt Zeichen von edler Gesinnung an den Tag gelegt hatte. „Er ist leichtsinnig," dachte Ernst. Gewiß lebte Eberhard über seine Verhältnisse, und der ältere Bruder hatte wiederholt aushelfen müssen. Aber das schien verzeihlich; in dem Alter war Solidität Ausnahme. Eberhards Streiche waren bisher zu ertragen gewesen. Sie hielten sich in gewissen Grenzen. Courmacher war er auch, aber keiner von der rücksichtslosen Art, der die Mädchen ruinierte. Er erfreute sich großer Beliebtheit bei beiden Geschlechtern; ja, es war geradezu Mode geworden, Eberhard Hindorf nett zu finden.

Und doch, doch! Seinem Wesen fehlte der Schlußstein. Seine Jugend mochte ja manches entschuldigen, manches würde er noch abstreifen mit wachsender Reife; aber im Grunde glaubte Ernst Hindorf nicht, daß der Bruder sich jemals zur vollen Persönlichkeit entwickeln werde. Nur eine Hoffnung gab es für ihn: daß er die große Liebe finden möchte, wenn er auf seinem Lebenswege einem Weib begegnete, das ihm den unvergleichlichen Liebesdienst erwies, seine Seele zum Bewußtsein ihrer Männlichkeit zu erwecken.

Ernst Hindorf erhob sich. Wieder war er mit seinen Gedanken dort angelangt, wohin er nicht gewollt hatte. Wieder brannte die Stelle schmerzhaft, wo das Teuerste von ihm getrennt worden war, wie eine frisch empfangene Wunde.

„Doris!" murmelte er, „Doris."

Dann ging er ohne Besinnen zu der Tür, die in den ehemaligen Salon seiner Frau führte, und öffnete

sie schnell. Die Möbel waren mit Kappen zugedeckt, die Fenstervorhänge vorgezogen. Es herrschte graues Dämmerlicht in dem Raume. Kalt war es wie im Keller. Ihm war es zumute, als betrete er ein Grabgewölbe.

Hindorf machte eines der Fenster von seinen Verhüllungen frei. Eine Flut von Licht strömte hinein; die jenseitige Wand lag auf einmal voll beleuchtet vor ihm. Dort hing in Lebensgröße das Bild der Verstorbenen.

Doris hatte ihn in ihrem letzten Lebensjahre zu seinem Geburtstage mit diesem Porträt überrascht. Sie war dargestellt im schlichten Sommerkleide, einen Gartenhut in der Hand, als kehre sie eben von einem Gange ins Freie zurück. Hinter ihrer hellen Gestalt war eine tiefgrüne Baumgruppe des Lamnitzer Parks zu erkennen. Alles war einfach an dieser Erscheinung bis auf das reiche Haar, das wie eine schwere Krone von Gold ein schmales weißes Gesichtsoval umrahmte. Dem Maler war es gelungen, das völlig In-sich-abgeschlossene dieses Wesens wiederzugeben. Ein größerer Künstler würde vielleicht ein interessanteres Porträt geschaffen haben, aber der herben Keuschheit dieser Natur wäre er schwerlich näher gekommen. Hier schien alle Zutat verschwendet. Der goldene Kern seelischer Schönheit, den diese Züge widerstrahlten, bedurfte nicht des Unterstreichens. Diese einfache deutsche Frauenerscheinung hatte jede Pose, jedes Modezierats entraten können und trug trotzdem den Stempel des Hoheitsvollen unauslöschlich an sich.

Der Witwer stand lange Zeit vor dem Bilde. Beschämende Reue wollte ihm das Herz versengen bei dem Bewußtsein, daß er dieses Wesen in seiner ganzen

Güte, Reinheit und Größe erst zu erkennen vermocht hatte, als an Stelle ihrer lebendigen Gegenwart das kalte Bildnis getreten war. Aber dieses „Zu spät", das jeder beseelte Mensch seinen Toten gegenüber erlebt, blieb doch nicht ganz ohne melancholischen Trost. Von dieser Gestalt in ihrer Abgeschlossenheit, wie sie nur den Vollendeten eigen ist, ging ein gedämpfter Wohllaut aus. Dieses edle Frauenangesicht schien in aller Jugendschöne zu sagen: „Ich bin reif."

Der einsame Mann wurde ruhiger im Anschauen dieses stillen Bildes. Etwas wie der Friede eines Sommerabends, mit reinem, durch klare Luft aus weiter Ferne tönenden Kirchenglocken, senkte sich auf sein Gemüt.

Doris war gegangen, unwiderruflich gegangen, durch jene dunkle Pforte, bei deren Durchschreiten alles Weltliche zurückgelassen werden muß. Dem Gatten war nichts von ihr geblieben als das Erinnern und ein Ziel. Das Ziel war: Fort und fort so zu leben, daß er in Frieden bleiben durfte mit dem Bilde der Geliebten.

* *
*

Kammerherr und Frau von Mildenau hatten Einladungen verschickt zu einer Gartengesellschaft. Die Mildenaus besaßen ein großes, in fruchtbarer Pflege gelegenes Gut: Drosselbach. Es war von Lamnitz aus in zweistündiger Wagenfahrt zu erreichen. Das einzige Kind, die voraussichtliche Erbin der schönen Besitzung, Agathe, war erst seit einem Jahre aus dem Stift zurückgekehrt. Ihr zu Ehren gaben die Eltern eine Gesellschaft nach der anderen.

Das Gartenfest in Drosselbach würde diesmal etwas besonders Interessantes bieten: Frau von Mildenaus Bruder, der Lamnitzer Hindorf, sollte zugegen sein.

Die Nachbarn hatten Ernst Hindorf seit dem Tode von Frau und Jungen nicht mehr in Gesellschaft gesehen. Er hatte sich damals in einer schroffen Weise von aller Welt zurückgezogen, die viel kommentiert worden war. Nicht alle teilten die milde Auffassung des alten Herrn von Weudena auf Dromsdorf, daß ein solcher Schmerz das scheinbar wunderlichste Verhalten verzeihlich mache.

Dann war Ernst Hindorf verreist, und in der langen Frist seiner Abwesenheit hatten die klatschsüchtigen Zungen andere Stoffe gefunden, an denen sie sich auslassen konnten. Man hatte ihn fast vergessen. Als er aber unerwartet vor einigen Wochen nach Lamnitz zurückgekehrt war, wurde die Neugier wieder rege. Vor allem war man gespannt, ob er noch immer „den untröstlichen Witwer markieren" werde, eine Bemerkung, die von Ede Plessow, dem Schandmaule der Gegend, stammte.

Nach einer Stunde schon stand das Urteil der Gesellschaft übrigens fest; es ging dahin: Ernst Hindorf sei wie verjüngt von seiner Weltreise zurückgekehrt und seinen Schmerz scheine er glücklich verwunden zu haben.

Selbst Ede Plessow, der sonst kein Hehl daraus machte, daß er den Lamnitzer nicht leiden könne, unterließ diesmal alle unfreundlichen Bemerkungen. Vielleicht hatte der Alte Grund zu besonderer Zurückhaltung. Heute sollte nämlich seine zukünftige Schwiegertochter, Horsts Braut, mit der Nachbarschaft bekannt gemacht werden. Ede Plessow, der sich sonst den Mund zu den Ohren redete, wenn eine alte Familie sich mit bürgerlichem Blute vermischte, hatte doch nicht nein gesagt, als sein Ältester ihm die Tochter eines Mannes

als Braut ins Haus brachte, der sein Geld durch Fabrikation eines wenig angenehm duftenden Stoffes machte; schließlich, sein Geld roch nicht. Das Bewußtsein, hierdurch in Widerspruch zu geraten mit den Ansichten, die er bisher vertreten hatte und nun dem Witze anderer eine Zielscheibe zu bieten, hatte den jederzeit zu schnoddrigen Bemerkungen bereiten Ede neuerdings ein wenig kleinlaut gestimmt.

Auch Horst, den Hindorf seit der verunglückten Landratskandidatur nicht wiedergesehen hatte, schien die Absicht zu haben, Vergangenes vergangen sein zu lassen. Er kam, sowie er des Lamnitzers ansichtig wurde, auf ihn zu und sagte: „Er hoffe, zwischen Baderwisch und Lamnitz solle, wie in alter Zeit, gute Nachbarschaft gehalten werden."

Hindorf wurde viel nach seinen Reiseerlebnissen gefragt. Sich anstaunen zu lassen, weil er einen größeren Teil des Globus gesehen hatte als die übrigen Anwesenden, erschien ihm geschmacklos. Er war froh, sich mit dem alten Weudena ein wenig von der übrigen Gesellschaft absentieren zu können. Die hohe Gestalt dieses Greises wurde durch ein stattliches Embonpoint nicht entstellt; ein weißgelber Patriarchenbart umrahmte sein edelgeschnittenes Gesicht.

Herr von Weudena war stets ein treuer Freund des Lamnitzer Hauses gewesen. Ernst Hindorf wußte, daß der alte Mann vielleicht der einzige Mensch weit und breit sei, der seine Gemütsverfassung nach dem Tode von Doris richtig gewürdigt hatte. Marka, die dritte von den sechs Weudenaschen Töchtern, war viel in Lamnitz gewesen und hatte eine schwärmerische Verehrung für Doris gehegt. Die Verstorbene hatte das schöne, wohlerzogene, selbstlose Wesen gern gemocht.

Mit wehmutsvoller Freude sah Hindorf das stille Gesicht von Marka Weudena wieder; es entging ihm nicht, daß sie, wie immer, auch heute äußerst unvorteilhaft angezogen war. Die Dromsdorfer Mädchen schneiderten sich ihre Kleider selbst. Die ganze Familie war auf den Ertrag von Dromsdorf angewiesen. Man mußte diese Menschen bei sich sehen, in ihrem alten, traulichen Familienhause, um Respekt vor ihrer Tüchtigkeit zu bekommen. Außerhalb ihrer vier Pfähle verloren sie an Eigenart. Die Mädchen wirkten unter anderen modischeren Damen wie Feldblumen, die sich in die Blütenpracht eines Gewächshauses verirrt haben.

Das Gegenstück zu den Weudenas bildeten die Plessows. Auch sie waren eine zahlreiche Familie, in der jedoch die Jungens überwogen. Anne Marie, das jüngste Kind, vertrat nach vier Söhnen das weibliche Geschlecht in der Familie. Kurz nach der Geburt der Tochter war Frau von Plessow gestorben.

Herr von Plessow auf Reitern, in der Armee auch unter dem Namen „der tolle Ede" bekannt, war ein mittelgroßer, sehniger Mann, trotz seiner Sechzig noch ungemein beweglich, der anerkannt erste Sportsmann der Gegend. Über einem geraden, schwarzen Schnurrbart blickten eine stark gebogene, wettergebräunte Nase und ein paar funkelnde, braune Augen kühn hinweg. Das kurzgeschorene, noch ziemlich volle Haupthaar zeigte sich silbern angegraut.

Niemand weit und breit war Ede Plessow im Renommieren über. Seine Jagdabenteuer und Pferdegeschichten waren berüchtigt. Doch log er amüsant, und außerdem standen wirkliche Sachkenntnis und nicht alltägliche Erlebnisse hinter ihm. Er hatte im deutsch-französischen Feldzuge mit seiner Schwadron einen be-

rühmten Aufklärungsritt gemacht, das Eiserne Kreuz erster Klasse war ihm eigen. Wenig erfreulich war es, wenn Ede auf Politik zu sprechen kam; aber gerade dieses Gebiet betrachtete er als seine besondere Domäne. Seine politische Weisheit beschränkte sich darauf, alles gut zu heißen, was ihm Vorteil brachte, und alles zu verdammen, wovon er annahm, daß es ihn und seinen Stand schädige. Auf Regierung, Staat, Gesetze, Beamte schimpfte er in unverfrorener Weise mit Ausdrücken, die ihn, wenn er nicht Ede Plessow gewesen wäre, längst mit der Behörde in Konflikt gebracht haben würde.

Eine wichtige Rolle im Plessowschen Hause spielte Edes Schwägerin, Frau von Nettelmüller. Sie war augenblicklich die eleganteste Frau der Gegend. Die „Witwe Nettelmüller“ — unter diesem Namen war sie weit und breit bekannt — konnte es mit ihrem rosigen Teint und gut frisiertem, gelbblonden Haar noch mit manchem jungen Mädchen aufnehmen. Wie weit ihre Figur Machwerk der Schneiderkunst sei, hätte vielleicht ihre Jungfer anzugeben vermocht.

Frau von Nettelmüller, die mit Berlin, wo ihr verstorbener Gatte als General gestanden hatte, noch immer eine gewisse Verbindung aufrecht erhielt, hatte die Verlobung ihres Neffen Horst mit der Fabrikantentochter vermittelt. Sie war es auch, die heute die Einführung der Braut in die Gesellschaft auf sich genommen hatte.

Fräulein Tubus, so hieß die Braut, fand von seiten der zukünftigen Nachbarn keine übertrieben aufmerksame Aufnahme. Man hatte zunächst festgestellt, daß sie rothaarig und nicht sonderlich hübsch sei. Dann hielt man sich über ihre Toilette auf, die für ein

Gartenfest viel zu großartig sei. Am schlimmsten aber fand man es, daß das junge Mädchen Prätensionen machte; sie küßte keiner von den älteren Damen die Hand, antwortete, wenn angeredet, ziemlich kurz und trug die blasierte Miene der Großstädterin zur Schau.

Es herrschte eine Meinung, daß man noch niemals ein so wenig strahlendes Brautpaar gesehen hatte. Horst Plessow gab sich nicht die geringste Mühe, seine schlechte Laune zu verbergen, die er über das wenig glückliche Debütieren der Braut empfand.

Ein Teil der jungen Leute spielte Tennis, andere fuhren auf einem in den Anlagen gelegenen Teich Kahn. Wagen fuhren vor. In einem fort tauchten neue Gäste auf, die zum Teil aus weiter Ferne kamen. Drosselbach bewahrheitete sein Renommee, Mittelpunkt des geselligen Lebens zu sein. Es war ein Bild voll von Anmut und behaglichen Lebens: die lichten Toiletten der Damen, die Tenniskostüme, die Uniformen zwischen dem grünen Laub und den dunklen Stämmen des weitläufigen Parks. Im Hintergrunde als ruhiger Abschluß das stattliche Herrenhaus im Stile des achtzehnten Jahrhunderts mit vielen hohen Fenstern und einer breiten Freitreppe davor.

Frau von Mildenau war nur um anderthalb Jahr älter als ihr Bruder Ernst. Die beiden hatten sich bei so geringem Altersunterschied als Kinder sehr nahe gestanden. Hindorf wußte, daß er nächst der Mutter seiner Schwester Constanze das beste von seiner ersten Erziehung zu verdanken habe. Erst ihre frühe Heirat mit dem wesentlich älteren Herrn von Mildenau hatte die beiden etwas auseinandergerückt. Constanze fand nun andere, stärker bindende Interessen: den Mann,

das Haus, später das Kind. Gute Freunde waren die Geschwister bei alledem geblieben.

Das Paar Mildenau war in sich ziemlich ungleich, ohne daß die Ungleichheit eine unglückliche Ehe zur Folge gehabt hätte. Diese beiden Menschen schienen von Natur bestimmt, einander zu ergänzen. Herr von Mildenau war von Jugend auf schwächlich gewesen und später Schonung bedürftig; er konnte sein großes Gut infolgedessen nicht selbst bewirtschaften. Drosselbach war zum größten Teile verpachtet. Man reiste viel, verlebte die Winter in der Stadt oder im Süden. Die Vermögensverhältnisse erlaubten das. Frau von Mildenau, eine weniger blendende als anmutige Erscheinung, legte Wert darauf, ihrem Gatten gegenüber, dem sie durch Jugend und Gesundheit überlegen war, nicht allzusehr in den Vordergrund zu treten. Sie war unzweifelhaft der Mittelpunkt des Drosselbacher Hauses, das ganz den Stempel ihres Geschmackes trug. Ihrer wohl ausgeglichenen Natur waren alle Disharmonien und Übertreibungen zuwider; darum suchte sie das natürliche Übergewicht, das sie nun einmal über ihre Umgebung besaß, nach Möglichkeit selbst abzudämpfen.

Es war nur ein Kind vorhanden: Agathe. Das Mädchen war keine Schönheit, aber ihr rundes, weißes Gesicht mit den freundlichen Augen besaß etwas Einnehmendes. Auch Agathens Gesundheit galt für zart; und der Vater, der keine andere Beschäftigung hatte, als die Sorge um das einzige Kind, verzärtelte sie noch mehr durch übergroße Verwöhnung.

Agathens intimste Freundin war Anne Marie von Plessow. Die beiden waren zu gleicher Zeit ins Stift gekommen, waren am nämlichen Tage konfirmiert worden, hatten gemeinsam das Institut verlassen. Die

Freundschaft bewahrte ihre Kraft auch über die Schule hinaus. Zwischen den Gütern Reitern und Drosselbach, die ziemlich weit voneinander lagen, war durch die Töchter neuerdings ein lebhafter Verkehr entstanden.

Von den anwesenden Mädchen war Anne Marie unbestreitbar die auffälligste Erscheinung. Marka Weudena hätte zwar, was Schönheit betraf, den Vergleich mit ihr aushalten können; aber an Marka waren fünfundzwanzig, keineswegs immer leichte Lebensjahre nicht spurlos vorübergegangen, und Anne Marie sollte erst achtzehn werden.

Hindorf beobachtete das junge Mädchen mit besonderem Interesse. Frau von Mildenau hatte zu ihrem Bruder Ernst ganz ernsthaft von der Möglichkeit gesprochen, daß aus Eberhard und Anne Marie ein Paar werden könne; und wie es schien, protegierte auch die Witwe Nettelmüller, die Hauptheiratsvermittlerin der Gegend, das Zustandekommen der Partie.

Ernst Hindorf wäre der Einladung zu dem Gartenfeste in Drosselbach schwerlich gefolgt, wenn er nicht gewünscht hätte, bei dieser Gelegenheit Anne Marie Plessow kennen zu lernen. Wohl hatte er sie als kleines Mädchen in Baderwisch gesehen. Er entsann sich eines wilden, dunkelhaarigen Dinges mit lebhaften Augen, leicht wie ein Federball, unstet wie ein Zigeuner, das es mit allen Rangen der Nachbarschaft in tollen Streichen aufnahm. Als junge Dame kannte er Anne Marie noch nicht.

Sie war an einer Partie Tennis beteiligt, als Hindorf sie zu Gesicht bekam. Eberhard spielte mit als ihr Partner. Es ist vielleicht nicht der günstigste Augenblick für eine Dame, an einem warmen Junitage beim Tennis gesehen zu werden.

Fräulein von Plessow konnte diese Situation vertragen. Das Spiel schien ihr keine Anstrengung zu bedeuten. Es war eine Lust, ihren sicheren, ungezwungenen, knappen Bewegungen zuzuschauen. Keine Spur von Erhitzung an ihrer zarten Haut. Ihre Blässe und Schlankheit hatte nichts Ungesundes; man sah es jedem Sprung, jedem Schlag ihrer kleinen, feingefesselten Hand an, daß in diesem graziösen Körper Nerv steckte und Zähigkeit. Das glückliche Ebenmaß ihrer Glieder kam bei diesem Spiele, das wie kein anderes Herrschaft voraussetzt über den ganzen Körper, wundervoll zur Geltung.

„Eine echte Plessow!" Das war der erste Eindruck, den Ernst Hindorf von Anne Marie hatte. Gerade weil zwischen den Hindorfs und den Plessows eine alte Rivalität bestand, vermochte er neben den Fehlern auch die Vorzüge dieser Rasse zu unterscheiden. Man mochte Ede Plessow und seiner Nachkommenschaft manches vorwerfen, eines stand fest: Temperament besaßen sie.

Während Hindorf noch stand und dem Tennis zusah, trat seine Schwester zu ihm. Er glaubte nicht anders, als Constanze würde über Eberhard und Anne Marie vertraulich zu ihm sprechen wollen, und entfernte sich darum von dem Spielplatze. Sehr bald aber merkte er, daß die Schwester ihm etwas anderes, Persönlicheres mitzuteilen haben müsse.

Constanze, die ihm als das Muster der Seelenruhe und der Selbstsicherheit galt, war merkwürdig verlegen. Soeben habe sie die Nachricht bekommen, sagte sie zögernd, daß noch weiterer Besuch zu erwarten sei. Der Superintendent aus der Kreisstadt wäre mit Frau und Schwägerin beim Drosselbacher Pfarrer zu Besuch;

als er von der Gesellschaft hier gehört habe, hätte er erklärt, mit seinen Damen auch dazu kommen zu wollen.

Ernst Hindorf sah seine Schwester verwundert an; warum machte sie denn so viel Aufhebens davon, daß noch ein paar Leute mehr zu ihrem Feste kommen wollten? Superintendent Mälich war Schwiegersohn des alten Weudena von Dromsdorf und hatte sich von jeher zum Landadel gehalten.

„Er bringt seine Schwägerin mit," sagte Constanze mit besonderer Betonung. „Ich weiß nicht, ob dir bekannt war, daß Helene Kracht wieder im Lande weilt. Sie hat ihren Mann verloren. Erst hieß es, sie würde nun ganz in Dromsdorf leben und Vater Weudena die Wirtschaft führen, aber neuerdings, scheint's, will sie sich der Krankenpflege zuwenden. Sie hat mit ihrem Manne viel Schweres durchgemacht, die Ärmste. Man erzählt sich haarsträubende Dinge; aber davon ein andermal! Ich hielt es für angezeigt, Ernst, dich darauf vorzubereiten, daß Helene heute hierherkommt. Leider konnte ich es nicht verhindern; Mälich hat sich mit seinen Damen einfach angesagt. Übrigens irgendwo hättet ihr beide euch doch wiedersehen müssen, da sie im Lande zu bleiben gedenkt. Du wirst Helene sehr verändert finden, Ernst, von Schönheit ist kaum noch die Rede. Ich wollte es gar nicht glauben, als ich sie neulich bei Weudenas traf, daß sie es wirklich sei. Fünfzehn Jahre ist sie in der Fremde gewesen und kein einziges Mal in all der Zeit nach Hause zurückgekehrt, selbst als ihre Mutter starb, nicht. Dieser fürchterliche Mensch, ihr Mann, hat sie nicht von der Seite gelassen. Es ist mir noch heute ein Rätsel, wie sie sich hat zu der Partie entschließen können."

Ernst Hindorf ging gesenkten Hauptes neben seiner

Schwester. Helene Weudena! — Für ihn hatte sie niemals ihren Mädchennamen gewechselt. Er sollte Helene wiedersehen, seine einstmals so leidenschaftlich begehrte erste Jugendliebe! —

Um fünfzehn, sechzehn Jahre versetzte ihn das mit einem Schlage zurück. In eine Zeit, die ihm einen ganz anderen Menschen zeigte, als er jetzt war. Er entsann sich einzelner Episoden aus diesem tragischen Liebeshandel noch ganz deutlich, als ob sie sich gestern erst zugetragen hätten, und dennoch war er sich heute in der Rolle, die er damals gespielt hatte, völlig fremd. Wieviel Menschen gab es wohl noch außer ihm, seiner Schwester Constanze, Helene selbst und dem alten Weudena, die von dieser Angelegenheit überhaupt etwas wußten? Alte, vergessene Geschichten! Für ihn hatte all das längst jenen Duft angenommen, der uns aus gepreßten Blumen entgegenströmt, die, frisch gepflückt und zum ewigen Andenken aufbewahrt, ihr Aroma an die vergilbten Blätter irgendeines vergessenen Buches gegeben haben. Gedacht hatte er wohl noch an Helene, denn seine Liebe zu dem Mädchen war echt und stark gewesen. Helene, die er sechzehn volle Jahre nicht gesehen, von der er nie eine Zeile, niemals einen Gruß erhalten hatte, war für ihn etwas ganz Besonderes geworden: ein Grab an seinem Wege. Wenn er in alten Erinnerungen kramte, war er wohl dahin zurückgekehrt, hatte er einen wehmutsvollen Blick auch auf diesen Hügel geworfen, der etwas abseits lag von den Gräbern seiner Toten, und der längst übersponnen war mit dem Efeu der Erinnerung.

Es war ihm befremdend, ja peinlich, zu hören, daß er Helene wiedersehen sollte. Er hatte sie in Erinnerung: jung, schön, leidenschaftlich, stolz. Was würde

sie heute sein? — Constanze hatte es schon angedeutet. Und auch er, der leichtherzige Student von damals, war nicht jünger geworden seitdem. Mit ihren längst abgestreiften Illusionen, ihren tollen Plänen, die das nüchterne Leben verschüttet hatte, wie würden sie heute voreinander stehen! — Es mußte eine furchtbare Enttäuschung geben auf beiden Seiten.

Frau von Mildenau hatte den Bruder seinen Gedanken überlassen und sich wieder ihren Gästen zugewandt. Hindorf überlegte, ob er die Gesellschaft verlassen sollte nach dem, was er soeben erfahren hatte; bei der Menge von Menschen wäre sein Verschwinden kaum aufgefallen. Aber er entschied sich, zu bleiben. Constanze hatte recht: einmal würde man sich ja doch irgendwo wiedersehen. Am besten, es geschah gleich und in einer Form, die möglichst jede Unklarheit für das Weitere ausschloß.

Er kehrte in die Nähe des Hauses zurück und musterte die einzelnen Gruppen der Gäste, ob Helene Kracht etwa dazwischen sei.

Zunächst erkannte er nur den Superintendenten, einen hageren, gravitätisch schreitenden Alten mit kahlem Scheitel und einer Nackenkrause von grauweißen Haarsträhnen, der schon zu Hindorfs Schülerzeiten von den bösen Buben „Der Marabu" getauft worden war. Dieser Greis schien das ewige Leben zu haben; er war schon zum dritten Male verheiratet und besaß aus allen drei Ehen zahlreiche Kinder. Superintendent Mälich war immer in der Nähe der Damen zu finden, auf die er trotz seiner grotesken Erscheinung eine merkwürdige Anziehungskraft ausübte. Auch heute wieder war er umgeben von zahlreichen Zuhörerinnen — aber die von Ernst Hindorf Gesuchte war nicht unter ihnen. So

konnte Helene sich doch unmöglich verändert haben, daß er sie nicht wiedererkannt hätte.

Dann erblickte er wie von ungefähr in einiger Entfernung eine einzelne Dame in dunkler Kleidung, die nach dem Hintergrunde des Parkes schritt. Zwar konnte er sie nur von hinten sehen, aber etwas Charakteristisches in ihrer Haltung, ihren Bewegungen gab ihm die Gewißheit, daß es Helene Kracht sein müsse.

Er eilte ihr nach. Es schien ihm fast, als suche auch sie; denn sie blieb einige Male stehen auf dem gewundenen Parkwege und sah sich um. Hindorf erkannte, daß ihr Haar völlig ergraut war; die hohe Gestalt, ein wenig nach vorn gebeugt, schien ihre frühere Elastizität verloren zu haben. Das Herz klopfte ihm gewaltig, als er ihr näher und näher kam.

Seine Sorge war, in Helene keine falsche Vorstellung aufkommen zu lassen über seine Absichten. Es war für sie wie für ihn von größter Wichtigkeit, daß ihr Verhältnis von vornherein klar sei. Das Jugenderlebnis mußte begraben bleiben, zugedeckt und wohlbeschwert ein für allemal durch das, was sie beide inzwischen an ernsten Dingen erlebt hatten. Gefühlvolles Rückerinnern an jene unmöglichen Träume durfte es nicht geben. Darum war es ihm ordentlich eine Beruhigung, zu sehen, daß Helene graues Haar hatte. Sie trug damit gleichsam selbst den Beleg zur Schau über den Verlauf vieler Jahre seit dem letzten Abschied.

Als er ihr schon ganz nahegekommen war, blieb die Frau stehen und wandte sich schnell um. Man prallte fast aneinander an. Einen Augenblick stand Hindorf stumm, mit verhaltenem Atem; dann verbeugte er sich. Sie reichte ihm die Hand. „Guten Tag, Herr von Hindorf. Ich hörte durch Ihre Schwester,

daß Sie hier seien. Wir haben uns sehr lange nicht gesehen."

Hindorf bestätigte das letztere. Gott sei Dank, sie war völlig gefaßt und schien die Situation genau so aufzufassen wie er!

Man schritt langsam wieder in der Richtung nach dem Hause zu. Die Unterhaltung konnte zwischen ihnen nicht anders als alltäglich sein. An das gemeinsam Erlebte wollten sie nicht rühren, und das, was jeder inzwischen für sich allein erfahren hatte, konnte man dem anderen auch nicht zeigen, aus Scheu vor unerwünschter Vertraulichkeit. Wie sehr man auf der Hut sein müsse vor der törichten Sentimentalität des eigenen Herzens, hatte Ernst Hindorf in dem Augenblicke erfahren, als er vorhin Helenens Stimme zum erstenmal wieder hörte. Es schien solch ein Widerspruch darin zu liegen, daß dieselbe Stimme, die ehemals manch zärtliches Wort zu ihm gesagt hatte, heute über die gleichgültigsten Dinge mit ihm sprach.

Er wagte es, ihr forschend in die Züge zu blicken. Das Gesicht hatte sich doch sehr verändert. Zwar der edle Schnitt der Nase und der Stirnpartie würde ja niemals totzumachen sein, aber der Jugendschmelz war unwiederbringlich davon weggewischt. Tiefe Linien waren um Mund und Kinn eingegraben. Die Augen lagen tief und blickten wie erloschen. Helene Kracht, der er ihr Alter nachrechnen konnte, war weit über ihre wirklichen Jahre gealtert. Was mußte diese Frau erlebt haben, daß sie mit ihren vierunddreißig Jahren so aussehen konnte! Er bemerkte auch, daß sie sehr einfach gekleidet war. Man war das ja von den Weudenaschen Töchtern gewöhnt, aber bei Frau Krachts Toilette kam noch etwas Besonderes hinzu: der rauhe Stoff,

der geradlinige Schnitt, der völlige Mangel an Putz und Farbe machten an eine Ordenskleidung denken. Mit Absicht wollte diese Witwe offenbar alles Jugendliche aus ihrer Erscheinung verbannt sehen.

Ein einziges Mal ließ sie im Gespräch etwas von ihren persönlichen Wünschen und Plänen durchblicken, als sie erwähnte, daß sie das Krankenpflegen liebgewonnen habe und daß sie die Absicht hege, sich darin weiterzubilden. Nebenher bemerkte sie, daß Tätigkeit schließlich das einzige sei, was das Leben erträglich mache. Das deckte sich ja mit dem, was Ernst Hindorf selbst dachte, aber es in so unvermittelter, fast herber Weise aus ihrem Munde zu hören, berührte ihn doch eigentümlich.

Man kehrte zur Gesellschaft zurück. Mit Befriedigung konstatierte Hindorf, daß sein Gang mit Frau Kracht niemandem aufgefallen zu sein scheine. Jener kurze Liebeshandel zwischen den Kindern benachbarter Güter war damals unter den beiden Familien streng geheim gehalten worden; die Welt wußte nichts mehr davon.

Kurz nachdem sich Hindorf von Helene Kracht verabschiedet hatte, trat der alte Weudena zu ihm und sagte: „Ich sah Sie vorhin mit meiner Tochter Helene. Sie können sich denken, daß mir altem Manne dabei sonderbare Gedanken gekommen sind, lieber Hindorf. Ihre guten Eltern, Gott hab sie selig! Und meine Frau, die damals noch lebte, und ich selbst . . . Es ist manches anders gekommen, als wir es uns gedacht haben. Und dabei meinten wir es doch alle gutzumachen. Ja, es hat mich ergriffen, als ich Sie vorhin mit Helene gehen sah. Wir tappen eben alle im Dunklen."

Ernst Hindorf ahnte, was der alte Mann mit seiner unbeholfenen Rede ausdrücken wollte. Die beiderseitigen Eltern waren es gewesen, die die Verbindung zwischen ihm und Helene verhindert hatten. Sicherlich hatten sie es gut gemeint; es fehlte ja die Gewähr, daß die Neigung zweier unerfahrener Menschenkinder durch ein ganzes Leben aushalten werde. Vernunft und Erfahrung des Alters waren stärker gewesen als die Verliebtheit der Jugend. Wer konnte heute sagen, ob es zum Guten oder zum Schlechten ausgefallen sei, daß die Alten damals ihren Willen durchgesetzt hatten! Aus den Worten des greisen Herrn klang deutlich die Reue heraus. Ob Vater Weudena wohl an jene Szene dachte, wo er Ernst Hindorf, der damals noch Student war, alle weiteren Besuche in Dromsdorf verboten hatte, weil er seine Tochter ins Gerede bringe? Damals hätte der junge Mann niemals gedacht, daß er einem Manne, der seinem Stolze solche Beleidigung antat, jemals würde kühlen Blutes gegenübertreten können. Heute schaute er zu Herrn von Weudena auf wie zu einem väterlichen Freunde, mit einem aus Ehrfurcht, Mitleid und Vertrauen gemischten Gefühle, dem jede Bitterkeit fehlte.

Helene hatte kaum ein Jahr nach jenem Bruch einen entfernten Verwandten geheiratet, einen Herrn Kracht, der sich, nachdem er aus der deutschen Armee wegen Soldatenmißhandlung entlassen worden war, nach Rußland gewandt hatte. Kracht besaß in den Ostseeprovinzen weitläufige Besitzungen und galt für reich. Man hatte sich damals allgemein gewundert, daß Helene Weudena, darin ihrer älteren Schwester, Frau Mälich, folgend, ohne Liebe heiratete. Die Ehe war kinderlos geblieben. Helene hatte alle Beziehungen zu den alten

Freunden und Nachbarn abgebrochen. Die Weudenas sprachen nicht gern von ihr; wahrscheinlich hatten sie keine guten Nachrichten von dem Kinde in der Ferne. Vor zwei Jahren war Kracht gestorben. Die Erbschaft war infolge Überschuldung und Unverkäuflichkeit der russischen Güter eine Enttäuschung gewesen. Nicht einmal ihre Aussteuer hatte Helene Kracht unversehrt in die Heimat zurückgebracht. Jetzt lebte die Witwe abwechselnd beim Vater und bei der verheirateten Schwester. Aber schon sehnte sie sich fort aus der Abhängigkeit in der eigenen Familie. Schon als Mädchen hatte Helene als „schwieriger Charakter" gegolten. Es hieß neuerdings, daß sie sich in Dromsdorf nicht mit den jüngeren Schwestern und im Hause des Superintendenten nicht mit dem Hausherrn vertragen könnte. Die Nachbarschaft war geneigt, ihr aus ihrem Stolz einen Vorwurf zu machen. Ernst Hindorf rechnete ihr die selbstbewußte, ungebeugte Haltung, die sie zur Schau trug, besonders hoch an. Es würde ihn geschmerzt haben, hätte er in Helene Kracht ein verkleinertes, vom Schicksal gebrochenes Wesen wiedergefunden. So, wie sie war, brauchte er sich nicht zu schämen, daß er ihr die Erstlinge seiner Liebe dargebracht hatte.

Später am Abend zog man sich vor der Nachtkühle ins Haus zurück. In dem geräumigen Gartensaale sollte zum Klange von Klavier und Violine getanzt werden.

Ernst Hindorf hätte hier das Feld gern der Jugend überlassen, aber er wollte doch nicht von dem Feste gehen, ohne wenigstens ein paar Worte mit dem jungen Mädchen gesprochen zu haben, das aller Wahrscheinlichkeit nach in nicht allzu langer Zeit die Braut seines Bruders werden würde. So näherte er sich denn

Fräulein von Plessow, als gerade im Tanzen eine Pause eingetreten war.

Er knüpfte an das an, was sie Gemeinsames besaßen: die Lamnitz-Baderwischer Nachbarschaft früherer Jahre. Die Plessows hatten zur Erzieherin eine Schweizerin gehabt, die ehemals auch bei Hindorfs gewesen war und Ernst sowohl wie seine Schwester Konstanze erzogen hatte. Von Lamnitz aus war die Schweizerin nach Dromsdorf gegangen zu den Weudenas; die kleine Anne Marie Plessow war ihr letzter Zögling gewesen. Jetzt lebte Mademoiselle Finsterly hochbetagt in der Kreisstadt, nachdem sie einen großen Teil des Landadels durch ihre Hände hatte gehen sehen. Babette Finsterly, von ihren Zöglingen allgemein „das Bäbchen" genannt, war gewissermaßen zum Wahrzeichen der Gegend geworden.

Von Baderwisch aus war die Erzieherin eines Abends im Lamnitzer Herrenhause erschienen, atemlos, ohne Kopfbedeckung, die graue Lockenperücke fliegend, in höchster Aufregung fragend, ob man nicht wisse, wo ihr Zögling sei. Das Kind sei nirgends zu finden. Wenn Anne Marie ein Leid widerfahren, müsse sie sich das Leben nehmen, hatte sie in ihrem komischen Schweizerdeutsch ausgerufen; denn sie habe das arme Kind durch eine angedrohte Strafe in Verzweiflung gejagt. Damit war Babette fortgestürzt. Am anderen Morgen, nachdem man die Verlorene mit Laternen in allen Winkeln vergeblich gesucht hatte, fand ihr Verschwinden eine natürliche Erklärung. Anne Marie war, statt zu Bett zu gehen, auf eine der dicht beasteten Platanen im Garten gestiegen und hatte in der Baumkrone die Sommernacht zugebracht. Natürlich war sie von den Ihren und der Erzieherin mit Jubel begrüßt worden,

als sie wieder zum Vorschein kam; denn man hatte sich ihretwegen schon den ärgsten Befürchtungen hingegeben. Des kleinen Schlaukopfs ganzer Zweck, der Strafe zu entgehen, war damit voll erreicht gewesen.

An jenes, von der Nachbarschaft damals viel besprochene, lustige Ereignis erinnerte Hindorf die junge Dame. In ihrer Art, ihm zu antworten, lag jedoch etwas, das ihn befremdete — etwas feindlich Abweisendes. War ihr die Erwähnung jenes Jugendstreiches peinlich? — Er wechselte sofort das Thema, erkundigte sich, ob sie mit dem Umzuge von Baderwisch nach Reitern zufrieden sei. Aber es wollte ihm nicht gelingen, eine befriedigende Antwort von dem jungen Dinge zu erlangen. In Anne Mariens Miene malte sich ein eigentümliches, scheues Mißtrauen; anders konnte er sich wenigstens das trotzige Zurückwerfen des feinen Köpfchens, das Erröten, die kurzen, unklaren Antworten nicht deuten. Er überlegte, was das wohl bedeuten könne. Was hatte Anne Marie Plessow gegen ihn? Sollte sie angesteckt sein von ihres Vaters Abneigung gegen die Hindorfs? Je länger er über das wunderliche Verhalten des Mädchens nachsann, desto wahrscheinlicher wurde ihm, daß sie ihn in dem Verdachte habe, er wolle sie sondieren. Im Grunde hätte sie mit dieser Vermutung ja nicht einmal so ganz unrecht gehabt. Daher ihre beinahe spröde Zurückhaltung, die nichts anderes war als Abwehr gegen eine ihr unzart erscheinende Ausforschung.

Eigentlich gefiel Hindorf ihr Verhalten. Es war ihm lieb, daß Anne Marie sich bei der ersten Prüfung aus nicht allzu nachgiebigem Material erwies. Wie er seinen Bruder kannte, war für ihn ein allzu leichter Sieg gar nicht wünschenswert. Naturen wie Eberhard

brauchten Hindernisse, Schwierigkeiten, welche ihre nur schlummernden Kräfte zur Betätigung herausforderten. Seine Unterhaltung mit Fräulein von Plessow fand dadurch ein Ende, daß die Jugend von neuem zum Tanze gerufen wurde. Hindorf gab deshalb das Beobachten nicht auf. Er hatte im Laufe des Abends wiederholt Gelegenheit, Eberhard und Anne Marie tanzen und sich unterhalten zu sehen.

Was er sah, bestärkte ihn nur in der Ansicht, daß Anne Marie eine höchst aparte, durchaus nicht zu überblickende Persönlichkeit sei, und daß sein Herr Bruder sich gewaltig täusche, wenn er annahm, sie mit leichtem Handstreiche zu gewinnen.

* * *

Es war nach Mitternacht, als Ernst Hindorf die Heimfahrt antrat. Eberhard hatte sich noch im letzten Augenblicke entschlossen, den Bruder auf seinem Wege zu Pferde zu begleiten. Hindorf vermutete, daß er mit ihm zu sprechen wünsche, und er glaubte auch zu wissen, worüber.

Die Fahrt ging in die milde Sommernacht hinein. Über ihnen stand ein Himmel von tiefer Bläue, mit unzähligen Sternen bedeckt. Kein Lüftchen regte sich, Bäume und Sträucher schliefen, selbst an den sonst immer geschwätzigen Straßenpappeln hing das Laub wie erstarrt; das einzige Lebendige in der weiten Natur schienen die Insekten zu sein, die im Gras und Kornfeld ihre Miniaturkonzerte ausführten.

Anfangs kam man durch ein paar verträumte Dörfer, dann gab es für mehr als eine Stunde keine menschliche Behausung am Wege. Tauige Wiesenflächen und unregelmäßige Waldbestände wechselten miteinander ab.

Eberhard trabte neben dem Wagen her. Die Brüder hatten bisher nur wenige, gleichgültige Bemerkungen gewechselt; man hatte ja noch einen langen Weg vor sich.

Ernst Hindorf war versunken in den Anblick des Himmelsgewölbes. Er liebte solches Untertauchen der Seele in der Sternenwelt. Nichts gab einem so stark das Gefühl des Alleinseins als der Anblick dieser Milliarden Punkte und Pünktchen, die das Bild waren von Welten. Nichts war so tröstend für das Gemüt des Einsamen als diese allgegenwärtigen Lichtlein. Die Sterne bedurften der Nacht, damit das Auge sie erkenne. War es nicht schön, zu denken, daß auch hinter unserem Leben, verhangen nur durch die Schleier des Alltäglichen, viele schöne Gestirne standen!' Nur manchmal, in gottbegnadeten Stunden, wenn wir uns auf uns selbst besannen, traten sie unaufdringlich hervor und erzählten uns von den Geheimnissen der Ewigkeit.

Denn das Leben war mehr als die prosaischen Geschäfte des Werkeltages es ahnen ließen. Das Anziehen und Ausziehen, das Gelderwerben und Geldausgeben war nur der grauen Schale zu vergleichen, die einen bedeutungsvollen Kern von edleren Zwecken enthielt. Auf der Talfahrt dieser wunderlichen Pilgerschaft glitt man dahin wie auf einem Strome mit gewundenen Ufern; man sah immer nur ein kurzes Stück der Fahrt vor sich und ein langes hinter sich; und bei jeder neuen Krümmung war man überrascht über das Unerwartete, das hinter allerhand Kulissen dem blöden Auge verborgen gelegen hatte. Hinterher, ja hinterher, da war man klug! Da wußte man ganz genau, an welchen Klippen man hätte weise vorbeisteuern sollen.

Das Wiedersehen heute mit Helene Kracht hatte

ihm ein ganzes Kapitel seines Lebens aufgeschlagen, wie ein Buch. „Arme Helene!“ Am liebsten hätte er das laut ausgerufen. Wie sie gealtert war! Das Leben nahm die Frauen doch grausam mit! Nichts lebte mehr von der alten Verliebtheit in ihm, nicht ein Funken. Mitleid, das war alles, was noch in der Asche des einstmals so hoch flackernden Feuers glimmte.

Und plötzlich tauchten die Bilder vor ihm auf aus jenen Tagen, zum Greifen deutlich. Er sah sich heimlich das Pferd besteigen an jedem Sommerabend seiner Studentenferien; die Eltern glaubten, er gehe auf den Rehbock. — Dann wie toll von Lamnitz nach Dromsdorf gejagt! Dort, im verfallenen Jägerhäuschen, in einem dunklen Winkel des Parks, hatten sie ihr Rendezvous; Viertelstunden waren es immer nur. Auch Helene mußte allerhand Finten und Ausflüchte ersinnen den Ihren gegenüber, um das Entdecktwerden zu verhüten. Einmal schenkte er ihr ein goldenes Herzchen an einem seidenen Bande, das sie zeitlebens unter ihrem Kleide zu tragen verspricht. Wo mochte das arme, kleine Geschmeide jetzt wohl sein? Verloren und vergessen jedenfalls, wie jene ungezählten Küsse, die sie getauscht hatten.

Schließlich kam, was kommen mußte: Sie wurden entdeckt, verraten durch Leute, die sein Pferd reiterlos an der Gartenpforte angebunden gefunden hatten. Entrüstung der Eltern, Drohungen, Tränen, starke Worte! Der alte Herr von Hindorf verlangt, der Sohn solle sich das Mädchen, das er doch nicht heimführen könnte, aus dem Kopfe schlagen; Vater Weudena fordert von dem jungen Menschen das Ehrenwort, daß er jeden Verkehr mit seiner Tochter aufgebe. Ernst Hindorf verweigert beides. Briefe, die er an Helene schreibt,

erhält er uneröffnet zurück. Nach einiger Zeit gelingt es ihm, dem Mädchen auf Umwegen einen Brief in die Hände zu spielen; auch dieser bleibt unbeantwortet. —

Dann kam eine unerfreuliche Periode in seinem Leben. Den Verkehr mit der Auserwählten seines Herzens hatten ihm die alten Leute verbieten können; niemand konnte ihn verhindern, auf den Trümmern seiner Liebe wüste Orgien zu feiern. An die Stelle des Jugendideals, das er in seinem Herzen viel zu hoch gestellt hatte, um es nicht rein zu erhalten, trat die Dirne. Ein Jahr darauf stand er vor dem Vater und beichtete seine Schulden. — Ernst Hindorf hatte seinen Bruder vergessen, hatte das Fest vergessen, von dem sie kamen, die jungen Damen und alle die freundlichen Eindrücke des verflossenen Abends, als ihn Eberhards Stimme jäh aus seinen Träumen riß. Der fing an, von Horst Plessow und seiner Braut zu reden. Man spreche von einer Million, die sie gleich mitbekomme, und zwei weiteren, die zu erwarten stünden, wenn erst ihr Vater, der die übelriechenden Stoffe fabrizierte, gestorben sein würde.

Die Art und Weise, wie Eberhard davon erzählte, halb leichtsinnig sich über die Braut lustig machend, halb respektvoll die Größe ihres Vermögens bewundernd, mißfiel dem älteren Bruder. Ernst hatte gedacht, Eberhard sei mitgekommen, um von ganz anderen Dingen zu ihm zu sprechen als von der Mitgift des Fräulein Tubus.

Nach und nach erst begriff er, daß Eberhard nur um das herumredete, was er eigentlich auf dem Herzen hatte. Er sprach von Agathe Mildenau, von Marka Weudena und anderen jungen Mädchen, aber den Namen von Anne Marie Plessow nahm er nicht in

den Mund; und gerade dadurch verriet er sich dem Bruder.

Ernst beschloß bei sich, ihm eine Brücke zu bauen, selbst von dem anzufangen, was Eberhard so überängstlich vermied. Den Kutscher brauchte man nicht zu fürchten; der alte Johann war taub wie eine Nuß.

„Weißt du, über wen ich mich aufrichtig gefreut habe?" sagte der ältere Bruder; „über Fräulein von Plessow. Ich hätte dem alten Ede nimmermehr eine solche Tochter zugetraut."

„Ist sie nicht ein großartiges Mädel!" rief Eberhard. Nun schien ihm die Zunge mit einem Male gelöst. Anne Marie war entzückend, schneidig, famos, wunderschön, reizend, süß und noch vieles andere mehr.

Ernst Hindorf hörte mit innerstem Behagen zu. Es tat so wohl, diesen Ton wieder zu vernehmen: den Ton begeisterter Schwärmerei. Wie vor dem Ausdrucke echter Neigung die Blasiertheit dahin schwand, wie alles Gemachte abfiel! Dieses Zutagetreten des Guten, Reinen, Starken in einem Menschen war das Rassezeichen der Liebe. Er freute sich für seinen Bruder, daß er endlich das Größte in dieser Welt gefunden hatte. Aber auch ihn selbst ergriff etwas wie Glücksahnen, trotz aller Resignation, die seine Erfahrungen ihm nahelegten. Wie das Ertönen einer altbekannten, geliebten Melodie, die man lange nicht vernommen hat, war es, stark und fortreißend und dabei ein wenig mit Melancholie durchsetzt. Aber nichts Bitteres lag darin, auch nichts die Sinne Beunruhigendes. Es war gut, zu denken, daß die Liebe in der Welt noch nicht ausgestorben war, daß die Jugend denselben Traum träumen durfte, der uns einstmals so unsäglich beglückt hatte. Nein, er war nicht eifersüchtig

auf seinen Bruder; gerade er, der auf Liebesglück verzichtet hatte, er, der wußte, daß er sein Teil gehabt, daß das, was einmal gewesen war, nie wiederkehren würde, konnte sich neidlos am Glücke anderer freuen.

Der Sternenhimmel blickte, ein schmaler Streifen aus unendlicher Höhe, in die enge Gasse hernieder, welche der Weg in den alten Nadelbestand legte. Lautlose Stille. Zwischen den Säulen des hundertjährigen Forstes stand warme Luft. Der Boden dünstete die am Tage angesammelte Sonnenwärme aus. Ein fast betäubender Duft von Moos, Kräutern, Harz, Nadeln, Laub, Farnen lag über dem Tannicht. Alle Poren des Waldes waren geöffnet.

Eine Nacht, so recht gemacht zum Mitteilen vertraulicher Dinge. Ernst Hindorf ließ den Bruder sich aussprechen, hütete sich wohl, zu unterbrechen. Alle Erwägungen der Vernunft kamen später noch zurecht. Die Liebe hatte nun einmal das Recht, den kühnen Kapitän Verstand von der Kommandobrücke zu verdrängen. Solange das Wetter klar war, schadete das auch nichts. Früh genug würden Wolken, Sturmzeichen und der hohe Wogengang des Lebens den alten Steuermann wieder auf seinen Platz rufen.

Vor allem hütete sich Ernst Hindorf vor einer Frage: „Wovon wollt ihr eigentlich leben?“ Die Stunde würde kommen, wo sie aufgeworfen werden mußte, aber dann war es besser, wenn Eberhard sie selbst stellte. Daß Anne Marie nicht viel mitbrachte, stand fest, und Eberhards Verhältnisse waren sicherlich heute nicht besser als damals, als der ältere Bruder ihm die Schulden bezahlt hatte. Aber diese Dinge konnten überwunden werden, wenn nur eines sicher war: daß die beiden einander liebten.

Nach dem, was ihm der Bruder soeben gestanden hatte, konnte Ernst Hindorf an Eberhards Liebe nicht mehr zweifeln. Aber wie stand es mit dem anderen Teil? Eberhard schien stillschweigend anzunehmen, daß Anne Marie seine Neigung erwidere. Er sprach mit jener den verwöhnten jungen Männern nur zu oft eigenen Zuversicht von der Zukunft, als habe er Ede Plessows Jawort bereits schwarz auf weiß in der Tasche. Trotz aller Familienantipathie würde der Vater der jungen Dame schwerlich unüberwindliche Schwierigkeiten machen; wie man Ede Plessow nun einmal kannte, war es ihm nur lieb, wenn er die Tochter loswurde, und Eberhard war sicherlich ganz der Schwiegersohn nach seinem Herzen. Aber das Mädchen selbst ... Wieder tauchten Anne Mariens feine, kapriziöse Züge vor Ernst Hindorfs Erinnerungen auf, die stolze, abweisende, spröde Haltung, die sie gegen ihn an den Tag gelegt hatte. Wenn sich Eberhard die Sache nur nicht zu leicht vorstellte! Wenn er nur nicht den großen Fehler so vieler Verliebter beging, die Gefühle, die er selbst empfand, beim anderen Teile einfach als selbstverständlich vorauszusetzen!

Hierüber Gewißheit zu bekommen, war schwer. Als Ernst eine tastende Frage nach dieser Richtung tat, merkte er, daß Eberhard sie gar nicht verstand. Ob Anne Marie ihn liebe? — Komische Frage. Er machte ihr doch nun schon seit Monaten offenkundig den Hof, tanzte den Souperwalzer regelmäßig mit ihr, zeigte sich oft in Reitern, ritt mit ihr und dem Vater aus; ein anderer Bewerber war nicht da. Nein, er durfte Anne Mariens sicher sein. Das Anhalten um ihre Hand war eigentlich nur noch Formsache.

Was der junge Mann mit Selbstbewußtsein zu

seinen Gunsten anführte, bewies dem älteren Bruder nur, daß dem guten Eberhard noch keine Ahnung davon aufgegangen war, daß von all den schwer zu durchschauenden Dingen der Schöpfung das weibliche Herz das rätselhafteste ist.

Man konnte nur hoffen, daß ihn seine Siegeszuversicht nicht täuschen möge.

* * *

Während die Brüder in der stillen Sommernacht ihren Weg nach Lamnitz verfolgten, stand im Herrenhause von Drosselbach am offenen Fenster der Dachmansarde ein Paar junger Mädchen engumschlungen und blickten in die nächtlich verträumte Landschaft hinaus.

Agathe Mildenau und Anne Marie Plessow waren, nachdem die letzten Gäste sich entfernt hatten, in das gemeinsame Schlafzimmer hinaufgeeilt. An ein Zubettgehen dachten sie nicht. Das war ja bei solchen Festen das schönste: nachträglich alles zu besprechen, Beobachtungen auszutauschen, all die unzähligen kleinen, großwichtigen, hochinteressanten Erlebnisse des Nachmittags und Abends lustig durcheinanderzuschütteln.

Anne Marie war von den Mildenaus eingeladen worden, einige Tage in Drosselbach zuzubringen. Die Freundschaft der beiden Mädchen stand in dem Stadium, wo beide nicht existieren zu können glaubten, ohne einander wöchentlich mindestens einmal gesehen zu haben, und wo in den Zeiten kurzer Trennung die Stunden bis zum nächsten Wiedersehen eifrig gezählt wurden. Der Augenblick, da man sich nichts zu sagen gehabt hätte, war zwischen ihnen noch nicht gekommen; kaum aber hatte man sich getrennt, so war in wenigen Stunden auch schon wieder genug Stoff angesammelt, um sich

lange Briefe zu schreiben, die nach der geheimnisvollen Wichtigkeit, mit der sie behandelt wurden, sehr inhaltreich sein mußten.

Die Freundschaft der beiden hatte schon im Stift begonnen. Ausgegangen war sie von einer fast leidenschaftlichen Bewunderung Agathens für Anne Marie. Dabei war Agathe ein Jahr älter als die Freundin — was unter Pensionärinnen schon etwas bedeutet. Und sie war auch die bei weitem bessere Schülerin gewesen. Agathens Vorzüglichkeit wurde von allen Seiten anerkannt. Lehrer und Lehrerinnen schätzten Agathe Mildenau als ein leicht zu lenkendes Kind von zuverlässigem Charakter und guten Sitten. Bei den Mitschülerinnen war sie beliebt wie wenig andere; neidlos blickte man auf ihre Vorzüge. Es verstand sich ganz von selbst, daß sie Klassenerste wurde und als Stiftserste das Institut verließ.

Ganz anders verhielt es sich mit Anne Marie Plessow. Die Lehrerschaft dachte sehr verschieden über ihre Gaben sowohl wie über ihren Charakter; nur über eines war man sich einig: daß die kleine Plessow eines der schwierigsten Mädchen sei, das dem Institut jemals zur Erziehung übergeben worden war. Unter den Mitschülerinnen genoß Anne Marie eine ungewöhnliche Stellung. Man liebte sie oder haßte sie; manche fürchteten sich auch vor ihr. Anne Marie war frühzeitig hübsch; ja, sie konnte Augenblicke haben, in denen man sie mit dreizehn bereits schön nennen durfte. Sie hatte schon darum eifersüchtige Neider und Widersacher unter ihresgleichen. Ihre Leistungen waren höchst ungleichartig. Von zu Haus, wo sie als das Jüngste von fünf Brüdern halb wie ein Junge aufgewachsen war, hatte sie nicht allzuviel an Kenntnissen mitgebracht;

dafür war ihr der anschlägige Kopf des Naturkindes in hohem Grade eigen, und in allen körperlichen Übungen, im Turnen, Tanzen, Spielen war sie weitaus die Geschickteste. Eines hatte sie aus der Unabhängigkeit des Vaterhauses mitgebracht: Geistesgegenwart und Mutterwitz. Wenn es galt, gegen eine unbeliebte Mitschülerin zu hänseln oder gegen die Lehrerschaft Opposition zu machen, fand man Anne Marie stets unter den Necklustigen an der Spitze der Fronde. Es lag etwas Ungebändigtes in ihr, das ihre feine, anmutige, aparte Erscheinung Lügen strafte; unter den Mitschülerinnen wurde über keine mehr getuschelt als über Anne Marie; den Erzieherinnen gab sie Rätsel auf über Rätsel; gleichgültig ließ sie niemanden. Der einfacher veranlagten Agathe Mildenau hatte sie es von vornherein angetan.

Vor den Augen der beiden jungen Mädchen lag der Park von Drosselbach. Der feine englische Rasen, die Blumenbeete verschwanden in einer großen, einfarbigen Fläche. Die Baumgruppen hie und da auf den Plätzen nahmen sich aus wie dunkle, nach vornüber gebeugte, vermummte Gestalten. Über den Wiesen im Hintergrunde stand ein blasses, unbewegliches Nebeltuch und als feine, graue Linie etwas höher am Horizont ein ferner Höhenzug. Der Mond gab allen Dingen kaum merkliche Silberkonturen. Darüber das Sternenheer des Himmels, ein mit aller Pracht und Größe verschwenderisch ausgestatteter Baldachin. Damit es zu diesem Bilde voll sanfter Schönheit an Musik nicht fehle, rauschte in der Ferne der Ausfluß des großen Teiches über sein Wehr. Wie eine süße, unaufdringliche Melodie ertönte das gleichmäßige Fallen und Abströmen des Wassers.

Die beiden Mädchen hatten ihre Gesellschaftskleider abgelegt und waren in die losen Nachtjacken geschlüpft. So standen sie dicht aneinander gelehnt in dem tiefen Dachfenster. Agathe, die Zartere, hatte der Nachtkühle wegen ein wollenes Tuch um Hals und Schultern geschlungen. Anne Marie wurde von ihrem langen, vollen Haar wie von einem dunklen Mantel bekleidet.

Es war zwischen diesen beiden bereits alles Erdenkliche durchgesprochen worden: die Toiletten der Damen, das Rudern, das Krocket und das Tennisspielen, das Tanzen, wie die Herren sich benommen, was sie gesagt hatten. Die eine von ihnen hatte dies beobachtet, die andere jenes; gab es wirklich noch etwas, was nicht berührt worden wäre? —

Agathe Mildenau würde es für ein Verbrechen gegen die Freundschaft angesehen haben, wenn sie Anne Marie gegenüber irgend etwas Wichtigeres verheimlicht hätte. Ob die Freundin ebenso aufrichtig gegen sie sei, wußte sie nicht genau. Manchmal hatte sie das Gefühl, daß Anna Marie ihr nicht alles sage, was sie denke und fühle; das war für Agathe sehr schwer zu ertragen. So fest sie auch davon überzeugt war, daß es ein besseres, großartigeres Wesen als Anne Marie Plessow nicht gebe, so stand sie doch vor manchem, was dieses Mädel tat und sagte, ratlos, ja erschreckt. Wiederholt schon war Agathe, die in allen Dingen, außer in ihrer schwärmerischen Neigung für Anne Marie, die goldene Mittelstraße liebte, durch die Freundin in Konflikte geraten, im Stift mit den Lehrern, seit man zu Haus war, mit den Eltern; denn vieles an Anne Marie galt in den Augen der Erwachsenen nicht als korrekt. Die wohlerzogene Agathe aber, die sich von

selbst nie eine Unart zuschulden kommen ließ, konnte außer sich geraten, wenn Anne Marie getadelt wurde; ganz unbedingt nahm sie dann für ihre Freundin Partei. Die einzigen Aufregungen in dem sonst einfach und glatt verlaufenen Leben von Agathe Mildenau waren immer nur durch Anne Marie Plessow hervorgerufen worden.

Die neueste Beunruhigung, die Agathen befallen hatte, hing auch wieder mit dieser Freundschaft zusammen. Es war nämlich der aufmerksamen Agathe nicht entgangen, daß unter den Erwachsenen etwas im Werke sei. Wollte man etwa gar Anne Marie unter die Haube bringen? Frau von Nettelmüller hatte neulich eine unvorsichtige Bemerkung fallen lassen, die von Agathen aufgefangen worden war. Seitdem hatte sich ihr Auge für alles, was mit dieser Angelegenheit zusammenhing, geschärft. Das Mädchen sah, daß ihr Onkel Eberhard viel im Plessowschen Hause verkehrte, und heute abend war ihr aufgefallen, daß er beim Tanzen Anne Marie ganz besonders ausgezeichnet hatte. Obgleich nun Eberhard Hindorf der Bruder ihrer Mutter war, und wennschon durch eine Heirat mit ihm Anne Marie noch näher mit ihr und den Ihren verbunden worden wäre, war Agathe dennoch eifersüchtig. Es blieb eine unerhörte Erfahrung für sie, daß Anne Marie ihr von so wichtigen Dingen beharrlich schwieg. Daß das Mädchen sehen müsse, was vorging, war doch klar; längst mußte sie sich über Eberhard Hindorfs Verhalten ihre Gedanken gemacht haben. Und wenn dem so war, wie nahm sie seine Courmacherei auf? Würde sie sich entschließen, ihn zu nehmen? Wenn jemand auf der Welt existierte, der ein Recht hatte, in dieser Sache gehört zu werden, so war sie es doch: die einzige Freundin.

Heute nacht nun hatte Agathe ganz sicher auf ein Geständnis gehofft, es war jedoch nichts dergleichen gekommen. Wiederholt hatte das Mädchen den Namen ihres Onkels Eberhard in das Gespräch einzuschmuggeln gewußt, mit geschärftem Ohre lauschend, was Anne Marie wohl über ihn zu sagen haben würde; aber jene hatte von ihm genau so kühl gesprochen wie von den anderen Herren, ohne sich nur das geringste anmerken zu lassen, daß er ihr etwas Besonderes bedeutete.

Und dabei war Agathe doch so im Innersten ungeduldig, zu erfahren, wie es damit stünde. Daß Anne Marie ihr irgend etwas verberge, glaubte sie nun ganz bestimmt zu wissen. Sie kannte die Freundin aus rückhaltlosem Verkehr bis in die kleinsten Eigentümlichkeiten hinein. Anne Marie konnte heftig sein, leidenschaftlich, auch wetterwendisch, aber verschlossen hatte Agathe sie noch nie gekannt; heute abend jedoch schien sie bei aller Gesprächigkeit irgendwie befangen und jedenfalls auffällig wenig bei der Sache.

„Wer ist eigentlich der netteste von unseren ganzen Herren?" fragte Agathe, als eine kurze Pause in der Unterhaltung eintrat, in scheinbarer Harmlosigkeit. Und als keine Antwort erfolgte, fuhr sie fort: „Der beste Tänzer ist ja entschieden dein Bruder Job; aber ich finde, mit meinem Onkel Eberhard unterhält es sich besser, meinst du nicht auch?"

„Ich weiß nicht!" erwiderte Anne Marie. „Er hat eigentlich nicht viel Gescheites zu sagen."

„Aber findest du nicht, daß er sehr comme il faut ist, Anne Marie?"

„Um Gottes willen, das sind sie doch alle."

„Aber . . ." Agathe stockte befremdet. „Er sieht

doch famos aus. Keiner hat eine solche Figur, und wie schick er sich anzieht!"

„Sein Bruder ist viel, viel vornehmer," sagte Anne Marie halblaut.

„Onkel Ernst," rief Agathe. „Findest du, daß der gut aussieht?"

„Wie er aussieht, weiß ich nicht. Ich finde nur, daß er etwas unaussprechlich Vornehmes hat."

Agathe mußte sich erst an diesen Gedanken gewöhnen. Onkel Ernst, der Witwer mit seinen fünfunddreißig Jahren, erschien diesem jungen Wesen schon fast wie ein alter Mann. Sie hätte ihn niemals mit Onkel Eberhard verglichen, der ihr den Jahren und dem Wesen nach so viel näher stand; im stillen wunderte sie sich sehr, daß Anne Marie einen Vergleich zog zwischen den Brüdern.

„Ich sah, daß du dich mit Onkel Ernst unterhieltest," sagte Agathe nach einiger Zeit; „was hat er denn zu dir gesagt?"

„Er hat gar nicht viel gesagt."

„Ja, er gilt für sehr schweigsam; meine Mutter sagt, er sei die Verschlossenheit in Person."

„Verschlossen! — Nein, das ist nicht wahr! Findest du nicht, daß seine Augen sehr schön sind?"

„Seine Augen?"

„Ja, sie sind wunderschön. Ich war so erstaunt über seine Augen, daß ich ganz zerstreut wurde; man kann sich bei seinen Augen so vieles denken; sie erzählen allerhand ganz unabhängig von dem, was er zu einem sagt. Ist dir das niemals aufgefallen?"

Agathe konnte mit einem ehrlichen „Nein" antworten. An Onkel Ernst hatte sie noch niemals das geringste Interessante entdecken können. Anne Marie

fand seine Augen schön! — Wer kümmerte sich denn überhaupt um die Augen der Herren!

War das nun bloß eine von Anne Mariens Exzentrizitäten oder war es mehr? Sie hatte das alles so merkwürdig ernst gesagt. In ihrem Urteil über Menschen waren die Freundinnen ja schon oftmals weit auseinander gegangen. Anne Marie faßte manchmal Zuneigungen, die man gar nicht begriff. Agathe dachte da vor allem an eine Sache, die ihr immerdar in schmerzlicher Erinnerung bleiben würde. Im Stift hatte der Religionsunterricht in den Händen eines älteren Geistlichen gelegen, den zu verehren Modesache war. Anne Marie Plessow war eine der wenigen gewesen, die diesen Kultus nicht mitmachte. Der alte Herr erkrankte und wurde von den Ärzten auf ein halbes Jahr nach dem Süden geschickt; in der Zwischenzeit sollte ihn ein jüngerer, eben erst ordinierter Geistlicher vertreten. Dieser hatte weder in Erscheinung noch Vortrag etwas besonders Anziehendes; er kam den Schülerinnen gegenüber nicht aus einer gewissen umständlichen Befangenheit heraus. Alle Welt freute sich, als der alte Lehrer wiederkehrte und niemand weinte dem Lückenbüßer eine Träne nach. Allein Anne Marie Plessow machte darin eine Ausnahme. Sie, die dafür bekannt war, niemals Rührung zu zeigen, die darum bei manchen Mitschülerinnen für herzlos galt und die nicht selten von den Erziehern den Tadel der Verstocktheit zu hören bekommen hatte, brach bei der kurzen Abschiedsrede, die der scheidende Theologe hielt, in heftiges Weinen aus; dann zog sie sich in den Schlafsaal zurück. Agathe Mildenau, als ihre anerkannt intimste Freundin, wurde abgesandt, in Erfahrung zu bringen, was ihr fehle. Aber die Vertraute kehrte unverrichteter Sache

zurück; auch niemand anders erfuhr jemals, was Anne Marie so tief bewegt hatte.

Für Agathe, die die instinktive Abneigung des kränklichen Menschen gegen alle Aufregungen hatte, blieb an Anne Mariens Unberechenbarkeiten immer etwas Unheimliches. Die Zuneigung der Freundin zu anderen Menschen aber war sie geneigt, in ihrem eifersüchtigen Gemüt als Untreue und persönliche Kränkung aufzufassen. Doch war sie auch wieder zu ängstlich, um viel zu sagen, denn sie wußte, daß Anne Marie Vorwürfe übel aufnahm.

Die Mädchen standen noch eine ganze Weile im Fenster und blickten schweigend in die stille Landschaft hinaus; jede war mit ihren eigenen Gedanken beschäftigt. Die Nebel hatten sich zu einer weißen Wand zusammengezogen, die den fernen Höhenzug völlig verdeckte. Der Mond war ganz verschwunden. Auch die Sterne schienen gleichsam aufgesogen von der milchigen Färbung, welche die Himmelsglocke nach und nach angenommen hatte. Der herannahende Morgen kündigte sich durch einen mattgelben Schimmer an, der wie ein Hauch nur — man wußte nicht, woher — den eben noch grauen, farblosen Dingen angeflogen war.

Plötzlich ertönte ein erst leiser, schnell anwachsender, süß-sehnsuchtsvoller Laut aus dem Gebüsch. „Unser Sprosser," sagte Agathe. Der Park von Drosselbach war bekannt für das Vorkommen von Nachtigallen.

Kühner und kühner wurde der unsichtbare Sänger. Erst schmelzend, weich und schüchtern, nur wie ein Versuch erklang der Schlag, dann immer bewußter und stolzer, bis zur vollen, rücksichtslosen Leidenschaft.

Anne Marie hatte sich von der Freundin losgemacht. Mit gespannter Aufmerksamkeit lauschte sie.

Agathe sah sie ängstlich beobachtend von der Seite an. Wie schön das Gesicht war in seiner Umrahmung von dunklem Haar, dem die Strahlen der Morgenröte einen goldigen Schimmer verliehen; wie zart diese roten Lippen, wie edel geschnitten Nase und Stirn, wie wunderlich tief und glänzend das Augenpaar! Aber warum zog sie die Stirn so zusammen, warum preßte sie die Lippen so schmerzlich aufeinander, warum verschleierten sich die Augen auf einmal?

Agathe schmiegte sich an Anne Marie an und suchte sie dichter zu sich heranzuziehen. „Was hast du — was ist dir? Sag mir's doch!"

„Nichts!" rief Anne Marie fast unwillig.

Agathe trat vom Fenster zurück. Sie war enttäuscht, gekränkt. Auf einmal empfand sie die Morgenkühle. „Ich gehe zu Bett," sagte sie traurig. „Wir haben viel zu lange geschwärmt. Kommst du nicht auch?"

Anne Marie gab keine Antwort. Und während Agathe in die Kissen versank, sah sie, schon halb traumumfangen, die Freundin, wie sie noch immer am Fenster stand und dem lockenden Sänger da draußen lauschte.

* *
*

Das Gutshaus von Reitern, wohin der alte Plessow gezogen war, nachdem er seinem ältesten Sohne Horst das eigentliche Familiengut Baderwisch übergeben hatte, war nichts weniger als wohnlich. Jahrelang hatten hier Pächter gehaust, die nichts für die Erhaltung und Verschönerung von Haus und Hof taten. Es fehlten alle schmückenden Anlagen. Nur ein großer verwilderter Obstgarten mit vielen verkrüppelten, moosbewachsenen Bäumen war vorhanden. Den Wirt-

schaftshof trennte vom Herrenhause nur ein flacher Tümpel, auf dem sich Enten und Gänse tummelten. Das frühere Haus war abgebrannt und an seine Stelle ein nüchterner Bau gesetzt worden, der weder das Feudale eines Familiensitzes noch die Bequemlichkeiten eines modernen Landhauses besaß, es war ein viereckiger Kasten mit vielen Fenstern, grau angestrichen.

Das Schwergewicht der ganzen Wirtschaft lag in Reitern bei der Pferdezucht. Der Pferdehandel und der Reitsport gingen Ede Plessow noch über die Jagd und die Karten. Aber auch im Leben der übrigen Familienmitglieder spielten Reiten, Fahren, Stall und Turf eine große Rolle. Nur Horst, der bei jungen Jahren fett und bequem wurde und nicht mehr gern in den Sattel stieg, bildete darin eine Ausnahme.

Anne Marie war in ihrer Passion für Pferde die echte Tochter ihres Vaters. Sie saß aber nicht allein mit vollendeter Eleganz im Sattel, sie gehörte vielmehr zu jenen Amazonen, die mit angeborenem Gefühl und Verständnis für das Tier reiten. Bei ihr waren Kopf und Herz beteiligt, wenn sie die Zügel in die Hand nahm.

Ede Plessow verzieh seiner Tochter darum, daß sie „nur ein Mädchen" war. Im allgemeinen langweilten ihn Mädels in dem Alter; er pflegte von den Weibern als vom „Kahlwild" zu sprechen. So viel Selbsterkenntnis besaß er, zu wissen, daß er zum Erzieher für das junge Mädchen verdorben sei. Daß Anne Marie reiten, fahren und mit Pferden umgehen lerne, dafür hatte er früh gesorgt; das übrige: Tanzen, Französisch, Religion, hatte man ihr im Stift beigebracht. Schließlich wunderte er sich, wie gut die Erziehung abgelaufen war. Anne Marie war ein „Klassemädel" geworden. Sein Vaterstolz schwoll mächtig, als er bei Gesell-

schaften sah, daß sie unzweifelhaft eine der schicksten und begehrtesten jungen Damen sei. Er war geneigt, dieses glänzende Resultat seiner Methode zuzuschreiben. Und neuerdings hörte man ihn am Biertisch, nach den Kreistagen, bei Jagddiners oder wo sonst die Grundbesitzer der Gegend zusammenkamen, neben anderen Lieblingsstoffen das Thema der Mädchenerziehung mit lauter, dröhnender Stimme erörtern.

Was Ede Plessow an zarteren Gefühlen in sich aufkommen ließ, galt seiner Tochter Anne Marie. Mehr als er sich anmerken lassen wollte, hing dieser alte, abgebrühte, durch tausend Gefahren geschrittene Sünder an dem Kinde.

Seine verstorbene Frau hatte Ede nicht immer auf das beste behandelt; es war heiß zugegangen in dieser Ehe. Durch Widerspruch und Eifersucht hatte ihn die Frau gereizt. Aber diese Dinge waren längst begraben. Anne Marie, die ihre Mutter ja ganz früh verloren hatte, wußte davon nichts. Gegen sie war der Vater immer nur freundlich gewesen. Sie bewunderte ihn seiner guten Erscheinung wegen, war unendlich stolz auf seine Kriegstaten, verehrte in ihm den Kavalier und Soldaten. Es herrschte zwischen den beiden der freie Ton guter Kameradschaft.

Was Anne Marie entbehrte dadurch, daß sie mutterlos war, wußte sie selbst nicht. Sobald sie schulpflichtig geworden, hatte man sie in die Dorfschule von Baderwisch, wo die Familie damals lebte, geschickt. Später, als Fräulein Finsterly bei den Weudenas in Dromsdorf frei wurde, hatte man diese bewährte Kraft engagiert. Aber Babette Finsterly, durch deren Hände mehr als ein Dutzend junger Damen der Gegend gegangen war, fand in Anne Marie Plessow schließlich

die Nuß, die zu knacken über ihre Kräfte ging. Zum Unterricht mußte sie die Schülerin meist aus dem Pferdestalle holen oder von der Dorfstraße; denn das gnädige Fräulein war die Anführerin der Dorfjugend bei allerhand tollen Streichen. Babette drohte dann mit den fürchterlichsten Strafen, die doch niemals zur Ausführung kamen, denn Anne Marie fand Rückhalt am Vater. Die Schweizerin wiederholte unaufhörlich die stereotype Wendung: „Mademoiselle, je vais mourir de chagrin par vous, et alors ce serait trop tard d'avoir du regret," ohne damit bei dem Zögling irgendwelche Wirkung hervorzubringen.

Als Anne Marie dreizehn Jahre alt war und dabei immer noch einer Dorfrange mehr glich als einem Fräulein von Plessow, griff die Generalin von Nettelmüller ein, Herrn von Plessows Schwägerin. Die setzte ihrem Schwager auseinander, daß Anne Mariens Aufführung nachgerade anfange, ein Skandal zu werden, und beredete ihn, sie aus dem Haus zu tun. Nach einem Aufenthalt von einigen Jahren im Stift kehrte Anne Marie ins väterliche Haus zurück. Die Kur schien geglückt: aus einem unbändigen Wildfang war eine fertige Dame geworden.

Ede Plessow befand sich seiner nunmehr erwachsenen Tochter gegenüber in eigentümlicher Lage; eigentlich genierte sie ihn. Er hatte sich in den Jahren seiner Witwerfreiheit das lockere Leben eines Junggesellen angewöhnt. Nicht alles, was er tat und sagte, war geeignet, von einem jungen Mädchen mitangehört und gesehen zu werden.

Hier kam ihm wiederum seine Schwägerin zur Hilfe. Die Witwe war eine Frau in den besten Jahren, kinderlos, wohlhabend; sie hatte etwas von der Welt

gesehen, besaß gute Verbindungen mit der Hofgesellschaft, verstand sich in hohem Grade auf Toilette; alles, was man von einer Lady-Patronesse für ein junges Mädchen, das wie Anne Marie Plessow in die Welt eingeführt werden sollte, nur wünschen konnte.

Die Witwe Nettelmüller nahm sich des ihr übertragenen Amtes sogleich mit großem Eifer an. Sie hatte nichts zu tun und liebte doch die Geschäftigkeit über alles. Als Witwe hätte sie kaum Anlaß gehabt, ein Haus zu machen und viel Menschen bei sich zu sehen; der Umstand, daß sie ihre Nichte ausführte, gab ihr hierzu die schönste Gelegenheit. Ihr Gut Medlau war entlegen, und das Medlauer Haus hatte auch keine Räume, die zur Repräsentation geeignet gewesen wären; aber sie besaß außerdem noch eine vor den Toren von Kranzfelde, der Kreisstadt, gelegene schöne Villa.

Dort war im vorigen Winter flott gelebt worden; Diners und Tanzabende hatten einander nur so gejagt. Die Witwe erklärte zwar immer, sie lebe nur ihrer Nichte Anne Marie wegen mit solchem Train, aber die böse Welt behauptete, daß sie selbst dabei sehr gut auf ihr Rechnung komme.

Im Frühjahr hatte Frau von Nettelmüller dann ihren städtischen Wohnsitz mit Reitern vertauscht, um für die Sommermonate ganz bei ihrem Schwager zu leben und ihre Rolle als Beschützerin der Nichte weiterzuspielen.

Im Grunde hegte Ede Plessow keine großen Sympathien für die Schwägerin. Ihre Anwesenheit im Hause genierte ihn. Die Witwe stellte allerhand Ansprüche an das Haus, die auf dem Lande schwer zu erfüllen waren. Herr von Plessow sollte außerdem um

ihretwillen langjährige Angewohnheiten aufgeben, die er für sein gutes Recht hielt. Das Verhältnis stand infolgedessen immer auf der Kippe. Er verfluchte die Schwägerin oft als eine „prätentiöse Hexe", die er am liebsten aus dem Hause gejagt hätte. Aber sie war für ihn ein notwendiges Übel. Was hätte er allein mit Anne Marie anfangen sollen? Ein Mädchen in dem Alter, das sah er ein, mußte jemanden haben, der ihr Rat geben konnte in allerhand Angelegenheiten, denen man als Mann fernstand. Es gab einem jungen Dinge ein ganz anderes Relief, wenn eine Dame von Rang hinter ihm stand.

Der Frage, ob Anne Marie heiraten werde und wen, stand Herr von Plessow mit gemischten Gefühlen gegenüber. Leichten Herzens würde er sie nicht hergeben. Er war, wie so mancher andere Vater, längst eifersüchtig auf den Schwiegersohn, der noch gar nicht auf der Bildfläche erschienen war. Seine Söhne kosteten ihm viel Geld. Eigentlich konnte sich Herr von Plessow nicht wundern, daß sie über den Strang schlugen. Vom Lernen war im Plessowschen Hause immer nur als von einer lächerlichen Beschäftigung gesprochen worden; hingegen waren die Jungens vom eigenen Vater schon früh in die Künste des Kartenspielens, Rauchens und Weinprobierens eingeweiht worden. Ede Plessow war berüchtigt dafür, daß er manchem jungen Manne am Spieltisch den Beutel erleichtert hatte; jetzt geschah ihm das gleiche am eigenen Fleische und Blute. Sein zweiter Sohn, der bei einem Garde-Kavallerieregimente gestanden hatte, mußte den Abschied nehmen, weil der Vater nicht mehr imstande war, seine Spielschulden zu tilgen. Der Älteste, Horst, kam bei einer ähnlichen Angelegenheit mit einem blauen

Auge davon. Auch Horst hatte sich die Lehre des Vaters: ja nicht etwa ein Musterknabe zu werden, früh zu Herzen genommen. Seine Leidenschaft war weniger der Spieltisch; ihn hatten finanziell wie körperlich die Weiber ruiniert. Durch Schaden nun doch etwas klug gemacht, hatte Ede Plessow die beiden jüngeren Söhne bei den Husaren in Kranzfelde eintreten lassen, wo er ein Auge auf sie haben konnte. Job und Henning lebten zwar flott, hatten sich aber bisher vor größeren Dummheiten gewahrt.

Ede Plessow mußte beinahe wünschen, daß Anne Marie heirate. Sie kostete ihm neuerdings viel Geld, fast ebensoviel wie einer der Jungens. Zweierlei verstand sich in den Augen des Vaters von selbst für einen Freier um Anne Mariens Hand: er mußte von guter Familie sein, und er mußte Vermögen besitzen. Junge Leute, die beides vereinigt hätten, waren in der Gegend nicht häufig. Genähert hatte sich dem Mädchen bisher nur Eberhard Hindorf, in einer Weise, die an dem Ernst seiner Absichten kaum noch Zweifel aufkommen ließ.

In mancher Beziehung mußte der junge Hindorf Herrn von Plessow als ein idealer Schwiegersohn erscheinen. Er stammte aus alter, in der Gegend lange Zeit angesessener Familie, war Kavallerist — worauf Ede, der seine alte Waffe über alles liebte, Wert legte. Sein Vermögen mochte nur mittelmäßig sein; wahrscheinlich hatte er einen Teil davon schon verbraucht; aber wenn sein Bruder Ernst nicht heiratete, war für Eberhard und seine Nachkommenschaft der Besitz von Lamnitz gesichert.

Das einzige, was in Ede Plessows Augen gegen diesen Bewerber sprach, war, daß er ein Bruder war von Ernst Hindorf. Es bestand eine alte Rivalität

zwischen den Besitzern von Baderwisch und von Lamnitz. Diese beiden Herrensitze lagen zu nahe beieinander. Von Haustür zu Haustür zählte man knapp tausend Schritte. Die Parks und die Feldgrenzen gingen ineinander über; das hatte von altersher Streitigkeiten gegeben zwischen den beiden Familien. Nun war der verstorbene Landesälteste von Hindorf ein außerordentlich ernster und zurückhaltender Mann gewesen, in allem ungefähr das Gegenteil von Ede Plessow. Zwischen zwei so verschieden gearteten Naturen mußte es zu Reibungen kommen, und die natürliche Lage der Besitzungen gab überdies die schönste Gelegenheit dazu. Erst recht aber lebte der Streit der beiden feindlichen Rassen zu alter Höhe auf, als Horst Plessow sich um den Landratsposten bewarb und Ernst Hindorf dem mit aller Energie entgegentrat. Daß den Lamnitzer Herrn dabei Gründe sachlicher Natur und nicht Ranküne geleitet habe, wollte Ede Plessow nie und nimmer einsehen.

Ein Brief, der mit der Frühpost in Reitern eingetroffen war, hatte das Haus in ziemliche Aufregung versetzt. Herr von Plessow stellte den üblichen Morgenritt auf die Felder ein und zog sich auf sein Zimmer zurück, wo er sich — eine Seltenheit bei ihm — in Bücher und Rechnungen vertiefte. Frau von Nettelmüller, die sich für gewöhnlich sehr wenig um häusliche Angelegenheiten kümmerte, entwickelte heute eine ganz auffällige Betriebsamkeit. Ein Bote wurde von ihr nach der Stadt geschickt, um Delikatessen zu besorgen. Den Eßtisch ließ sie mit besonderer Sorgfalt decken. Die paar Blumen, die in Reitern aufzutreiben waren, wurden abgeschnitten und als Buketts aufgestellt.

Von Anne Marie verlangte Frau von Nettel-

müller, daß sie ihr Morgenkleid gegen eine bessere Toilette umtausche. Erstaunt fragte das junge Mädchen, wem alle diese Vorbereitungen gälten. Die Tante erwiderte, Leutnant von Hindorf habe geschrieben und seinen Besuch im Laufe des Vormittags angemeldet.

Anne Marie wußte genug damit; sie ging auf ihr Zimmer. Frau von Nettelmüller war zufrieden; stillschweigend nahm sie an, die Nichte komme ihrem Wunsche nach und kleide sich um.

Die Witwe konnte nicht in fieberhafterer Spannung sein, wenn es sich um ihre eigene Verlobung gehandelt hätte. Es war dies ja nicht die erste Partie, die sie zustande brachte. Keine süßere Erregung kannte sie als dieses Anknüpfen zarter Fäden, das intime Beobachten der ersten schüchternen Annäherung, das Nachhelfen und Anfeuern, wo es nötig war, das Entwirren schwieriger Situationen und das Schaffen günstiger Gelegenheiten. Frau von Nettelmüller war, wie die meisten Ehestifterinnen, immer selbst etwas verliebt in den Mann, den sie mit der Hand einer anderen beglücken wollte; und auch in diesem Falle empfand sie für den auserwählten Freier mehr als bloß mütterliche Gefühle.

Herr von Plessow schien beim Durchsehen der Bücher und Rechnungen nicht viel Erfreuliches gefunden zu haben. Er warf schließlich alles voll Hast in ein Fach seines Schreibtisches, nahm die berüchtigte Nilpferdpeitsche zur Hand und ging in den Pferdestall. Wantzelow, der alte Kutscher, der als Bursche mit Ede im Felde gewesen war, und der seinen Herrn so genau kannte wie seine Branntweinflasche, ging ihm vorsichtig aus dem Wege. Solche Mienen deuteten für den Wetterkundigen auf einen nahen Ausbruch. Ein

erst vor kurzem angestellter Koppelknecht, bei dessen Pferden Herr von Plessow etwas nicht in Ordnung fand, bekam die Knute zu kosten.

In dieser Exekution wurde der Gutsherr dadurch unterbrochen, daß ein leichter Wagen mit einem Husarenburschen auf dem Bocke und einem Offizier auf dem Rücksitze in den Hof einfuhr. Herr von Plessow gab den Koppelknecht mit der tröstlichen Versicherung frei, daß er den Rest der ihm zugedachten Ration demnächst erhalten solle; dann begab er sich zur Haustür, um den Gast zu empfangen.

Anne Marie hatte den Krümperwagen vom Fenster ihrer Stube aus einfahren sehen. Sie stand wohl schon seit einer Stunde hier oben und blickte mit wunderlichen Gefühlen und hastig wechselnden Gedanken hinaus. Ihr Kleid hatte sie nicht gewechselt.

Als sie jetzt den Wagen vor der Tür halten und Eberhard von Hindorf, begrüßt von ihrem Vater, aussteigen sah, wie die beiden sich voreinander verneigten, wie der Leutnant formell die Hand an den Kolpak legte, war ihr zumute, als müsse sie laut auflachen; wahrhaftig, sie konnte sich nicht helfen, alles das kam ihr so geschraubt, unnatürlich und lächerlich vor. Eberhard Hindorf, der sonst zu jeder Tageszeit unangemeldet von der Garnison herübergeritten war, kam heute mit Wagen, Burschen und in großer Uniform! — Es war zu widersinnig!

Er tat ihr leid. Wie gern hätte sie ihm diese Fahrt erspart; ja, wie gern hätte sie ihm diese Enttäuschung erspart, der er entgegenging!

Anne Marie hatte während der letzten Zeit nicht im Zweifel bleiben können darüber, daß Leutnant von Hindorfs Verhalten mehr bedeute als bloße Cour-

macherei. Sie war bei dieser Erkenntnis nicht gleichgültig geblieben. Vielleicht, hätte sich Eberhard damals ein Herz gefaßt, hätte er im richtigen Augenblicke in der rechten Art zu ihr gesprochen, er würde sie sich gewonnen haben. Aber statt diesen Husarenstreich zu wagen, hatte er die Rückkehr seines Bruders von seiner Weltreise abgewartet. In der Zwischenzeit ließ er es freilich nicht daran fehlen, dem Mädchen sein Interesse deutlich und deutlicher zu zeigen. Aber bei Anne Marie Plessow hatte das eine ganz andere als die erwartete Wirkung. Die erste starke Erregung bei der Erkenntnis, begehrt zu sein, war vorübergegangen, ohne in der Seele des Mädchens eine Neigung zurückgelassen zu haben. Sie hatte sich an die Tatsache gewöhnt, daß sie einen Courmacher besaß; irgendwelche weiteren Fortschritte machte Eberhard nicht, auch trotz des Souperwalzers nicht, zu dem er sie ein für allemal engagiert hatte. Anne Marie aber fand ihn, da sie ihn allzu oft sah, im Grunde etwas langweilig. Was ihr aber den Gedanken an eine Verbindung mit diesem Manne am meisten verleidete, war der Übereifer der Menschen, die sie in diese Partie hineintreiben wollten. Nicht bloß Frau von Nettelmüller, alle Welt schien es gleichsam als selbstverständlich anzusehen, daß aus Anne Marie Plessow und Eberhard Hindorf durchaus ein Paar werden müsse. Die bis zur Ermüdung gehörten Lobpreisungen seiner Schönheit, Eleganz und Liebenswürdigkeit machten ihr Auge erst kritisch für seine kleinen Schwächen. Wer sagte denn den Leuten, daß sie gezwungen sei, ihn zu nehmen!

Doch war sich ihr Herz nicht immer gleichmäßig seiner Bedürfnisse bewußt. Trotz aller geheimen Kritik Anne Mariens hätte Eberhard Hindorf immer noch

einige Aussicht gehabt, des Mädchens Hand zu gewinnen, wenn es nicht bei jenem Sommerfeste in Drosselbach ihr wie Schuppen von den Augen gefallen wäre.

Jetzt auf einmal wußte sie es ganz sicher: sie liebte Eberhard nicht, er war nicht ihr Ideal eines Mannes. Wenn sie nun trotzdem einwilligte, seine Frau zu werden, dann beging sie ein Verbrechen. In jenen wenigen Minuten, die sie mit dem Lamnitzer Hindorf gesprochen hatte, war ihr — sie wußte nicht, wie und wodurch — die feste Gewißheit gekommen, daß sie den Bruder dieses Mannes niemals werde heiraten können.

Ernst Hindorf war so ganz anders als alle Herren, die sie sonst kannte. Anne Marie begriff es selbst nicht, was es sei, das sie förmlich zwang, immer wieder an ihn zu denken. Fast ärgerte es sie, daß ein Mensch bei der ersten Begegnung solchen Eindruck auf sie machen konnte. Gott sei Dank, niemand wußte darum, am wenigsten Herr von Hindorf selbst.

Der Diener klopfte bei ihr an und meldete: der gnädige Herr lasse ihr sagen, Leutnant von Hindorf sei da, und das gnädige Fräulein möge herunterkommen.

Anne Marie begab sich, ohne vorher einen einzigen Blick in den Spiegel geworfen zu haben, in den Salon. Dort fand sie Eberhard Hindorf und ihre Tante Nettelmüller. Die Tante warf einen erstaunten Blick auf Anne Mariens Toilette. War denn das Mädel so schwer von Begriffen? Die Nichte blieb so kühl herablassend in der Art, wie sie den jungen Mann begrüßte, daß die Witwe fast zu der Vermutung kam, sie wisse noch immer nicht, um was es sich handle. Um so erregter zeigte sich der Leutnant; er war zunächst bei dem Vater gewesen und hatte dort die Erlaubnis erhalten

mit Anne Marie zu sprechen. Nachdem einige nichtssagende Worte gewechselt worden waren, verließ Frau von Nettelmüller das Zimmer.

Sowie er sich mit Anne Marie allein sah, rückte Eberhard Hindorf seinen Stuhl näher an sie heran. Dann eine kurze Pause. Sie war ruhig, so ruhig, daß sie sich selbst darüber wunderte. Fragend sah sie ihn an, erstaunt über seine Unsicherheit. Gern hätte sie ihn gebeten, gar nicht zu sprechen, wenn das gegangen wäre. Endlich hatte der Leutnant sich so weit gefaßt, daß er seinen Antrag vorzubringen imstande war; er kleidete ihn in phrasenhafte, fast etwas banale Wendungen.

Anne Marie schlug die Augen nieder; sie schämte sich für ihn. Wozu die hochtrabenden Worte von Lebensglück und ewiger Dauer des Herzensbundes? Er machte sich ja nur lächerlich! Eben wollte sie aufstehen, um ihm das zu sagen, da ließ er eine Bemerkung fallen, die sie unwillkürlich aufmerksamer zuhören machte.

Eberhard, durch sein längeres Sprechen und ihr Schweigen mutiger gemacht, sagte: „Ihr Herr Vater gibt Sie begreiflicherweise ungern her, gnädiges Fräulein. Aber vorhin habe ich die Zusage erhalten von ihm, daß er unserm Glück nicht im Wege stehen will. Auch die materielle Seite der Frage wird, hoffe ich, eine glückliche Lösung finden. Mein Bruder tritt für mich ein. Sie kennen Ernst nur wenig, gnädiges Fräulein. Er ist ein großartiger Mensch. In dieser Sache hat er seine generöse Gesinnung von neuem bewiesen. Ohne ihn, das gestehe ich offen, hätte ich es nicht wagen können, um Ihre Hand anzuhalten; meines Bruders Generosität setzt mich dazu in die Lage."

Anne Marie war aufgestanden. Sie machte heftig

abwehrende Zeichen mit der Hand. Tiefer Unmut lag in ihren Zügen. Er sollte schweigen! Begriff er denn nicht, daß die Erwähnung des Bruders, als Helfer bei seinem Antrag, sie furchtbar verletzte?

Eberhard blickte verwundert in das gänzlich veränderte Gesicht des Mädchens. Worin hatte er es denn versehen? Er glaubte es doch so gut zu machen! —

Ein paar Minuten später verließ der junge Mann gesenkten Hauptes das Zimmer, wie betäubt in dem Gefühl, die größte aller Demütigungen erfahren zu haben. Draußen kam ihm Frau von Nettelmüller entgegen; sie wollte gratulieren. Ein Blick in die trostlose Miene des Abgewiesenen sagte ihr alles.

„Bleiben Sie! Bleiben Sie, Herr von Hindorf!" rief die Witwe. „Ich werde mit ihr reden. Das muß ein Mißverständnis sein! Ich bringe das Mädel zur Raison."

Eberhard Hindorf aber wußte, daß hier jedes Mißverständnis ausgeschlossen war. Durch kein noch so wohlgemeintes Zureden würde aus diesem „Nein!" jemals ein „Ja!" werden.

* * *

Die Hochzeit von Horst Plessow mit Fräulein Tubus sollte in Berlin stattfinden. Anne Marie, die als Brautjungfer gebeten war, hatte die Residenz noch niemals gesehen. Sie freute sich auf die Stadt, aber sie verabscheute die Gelegenheit, durch die sie sie kennen lernen sollte.

Anne Marie war stolz auf den Namen Plessow; der Gedanke, daß ihr ältester Bruder sich mit einer Person von parvenuhafter Abkunft verbinden wollte, verletzte sie tief. Und nun gar zum ersten Male in

ihrem Leben gerade bei solcher Gelegenheit Brautjungfer zu sein! Am liebsten hätte sie abgelehnt.

Auch Ede Plessow war nicht entzückt von der Familie Tubus; aber in seinen Augen entschuldigte die halbe Million, welche die Braut mitbekam, und die ganze, auf die sie später Anwartschaft hatte, vieles. Auf keinen Fall wollte er bei der Hochzeit plundrig auftreten. Seine beiden Jungen von den Husaren sollten ihn nach Berlin begleiten und für Anne Marie waren reizende Toiletten bestellt worden.

Es war das erstemal, daß Anne Marie ohne den Schutz ihrer Tante Nettelmüller in große Gesellschaft ging. Die Witwe hatte, nachdem ihr Ehestiftungsplan so traurig zu Wasser geworden war, sehr bald das Haus ihres Schwagers Plessow verlassen. Den Sommer brachte sie in Bädern zu; jetzt, wo der Herbst herangekommen war und die Husaren aus dem Manöver in die Garnison zurückkehrten, saß sie wieder in ihrer Villa bei Kranzfelde und übte ihren militärfreundlichen Beruf aus, indem sie die unverheirateten Offiziere vom Kommandeur bis zum jüngsten Leutnant herab, so oft es diesen Herren paßte, bei sich zu Tisch sah.

Freilich, einer ihrer Günstlinge fehlte. Eberhard Hindorf war, nachdem er sich in Reitern seinen Korb geholt hatte, auf ein Jahr à la suite gegangen. Er werde die Zeit benutzen, um sich für die Kriegsakademie vorzubereiten. Augenblicklich befand er sich auf Reisen.

Anne Marie ging den Hochzeitsfeierlichkeiten mit dem Entschlusse entgegen, sich durch nichts imponieren zu lassen. Am Vorabend des Hochzeitstages fand eine Art Polterabend bei den Eltern der Braut statt; nach der Trauung wurde in einem der ersten Hotels von Berlin ein Essen zu hundert Gedecken gegeben.

Die Familie Tubus hatte es an nichts fehlen lassen, was beweisen konnte, daß man Geld besitze. Aber noch glänzender war es ihnen gelungen, an den Tag zu legen, was sie nicht besaßen: Vornehmheit und Zartgefühl. Das Souper, die Aufführungen am Polterabend, von bezahlten Künstlern geleitet, die überladenen Toiletten der Damen, die Auffahrt zur Trauung, das Diner mit endlosen Gängen waren ebensoviel Sünden gegen Takt und guten Geschmack. Das Gros der Gesellschaft setzte sich zusammen aus Mitgliedern der Familie Tubus und ihrer weitverbreiteten Verwandtschaft und Freundschaft. Anne Marie hörte zu ihrem Staunen Titel wie Kommissionsrat, Bankdirektor, Makler, ja selbst Brauereibesitzer und Holzhändler waren da. Sie hatte bisher nicht geahnt, daß derartige Menschen salonfähig seien. Zwischen diese Gesellschaft breitspuriger Geldprotzen eingesprengt waren einige Bekannte des Bräutigams, — Lebemänner aristokratischen Geblüts, die nur dazu beitrugen, den Gegensatz zwischen zwei Welten, die sich wohl berühren, aber niemals verschmelzen konnten, doppelt fühlbar zu machen.

Wie zwei getrennte Heerlager standen sich die Familien von Braut und Bräutigam steif und mißtrauisch gegenüber. Das Paar litt unter der unerfreulichen Stimmung. Die Braut in ihrem prächtigen Staat, umgeben von herrlichen Blumen, reichem Schmuck, auserlesenen Geschenken, nahm sich aus, als agiere sie eine ihr schlecht liegende Rolle. Und der Bräutigam trug eine Miene zur Schau, als wohne er einer Trauerfeier bei, aber nicht seiner eigenen Hochzeit.

Anne Marie führte ihren Plan, der Familie Tubus zu beweisen, wie sie sie verachte, gewissenhaft durch.

Sie trug das Haupt noch etwas höher als gewöhnlich und war in ihren Antworten in einer Weise herablassend, daß man sie, wäre sie eine gekrönte Fürstin gewesen, stolz genannt haben würde.

Man hatte ihr zum Partner den jüngsten Bruder der Braut gegeben. Der junge Mann war das einzige Mitglied seiner Familie, das nicht dem Kaufmannsstande angehörte. Dr. Emil Tubus hatte Jura studiert und war kürzlich Referendar geworden. Als Ziel seiner Wünsche schwebte ihm die Verwaltungskarriere vor. Anne Marie konstatierte im stillen, daß der junge Tubus eigentlich gar nicht schlecht aussehe; an seiner Toilette war nichts auszusetzen, und selbst sein Benehmen war korrekt. Emil Tubus behandelte seine Partnerin mit ausgesuchter Höflichkeit. Sie konnte wirklich nicht sagen, daß er ihr mißfalle, aber nimmermehr hätte sie sich die Schwäche verziehen, ihn davon etwas merken zu lassen. Auch er bekam, trotz seines eifrigen Bemühens, sie zum Auftauen zu bringen, nur eisige Kälte zu spüren.

Ähnlich wie Anne Marie verhielt sich die übrige Familie Plessow. Unter ihnen war die Parole ausgegeben worden: „Trotz Verschwägerung keine Verwandtschaft!" Ede Plessow, der dieses Wort selbst geprägt hatte, nahm sich äußerst zusammen. Er, der sich bei Diners gern an Wein und an seiner eigenen Beredsamkeit zu berauschen pflegte, hielt sich bei dieser Gelegenheit völlig nüchtern. Der Pflicht, die Familie Tubus leben zu lassen, die ihm als Senior der Plessows zukam, genügte er mit einigen kühlen Worten von militärischer Kürze. Anne Marie war unendlich stolz auf ihren Vater; und auch mit der Haltung ihrer Brüder konnte sie zufrieden sein.

Nach dem Hochzeitsdiner ging es ins Hotel zurück zum Umkleiden. Anne Marie wurde ihrer Cousine, Frau von Halkern, übergeben, die das junge Mädchen für einige Zeit zu sich nach Potsdam eingeladen hatte. Die Husaren legten Zivil an; der Vater hatte ihnen versprochen, mit ihnen einen Nachtbummel durch Berlin zu machen. So gedachte man sich auf Plessowscher Seite von der ungewohnten Zurückhaltung, die man sich hatte notgedrungen auferlegen müssen, zu erholen.

Anne Marie verlebte bei ihrer Cousine eine reizende Zeit. Frau von Halkern war Gattin eines Gardekavalleristen; sie stand mitten im Kreise von eleganten und flotten Leuten. Die Jahreszeit war günstig für Geselligkeit und Sport. Anne Marie fand sich schnell in der neuen Umgebung zurecht. Sie machte die Entdeckung, daß der Ton der wirklich vornehmen Gesellschaft überall derselbe ist, sich höchstens durch kleine lokale Nuancen unterscheidet. Sie traf ein paar junge Komtessen, die sie vom Stift her kannte, mit denen sie in Schulerinnerungen schwelgen konnte. Sehr bald merkte sie auch, daß sie hier, wie überall, wo sie bisher aufgetreten war, Aufsehen errege. Der Umstand, daß ihre Tante Nettelmüller kurz vorher in Potsdam gewesen war und von dem Korbe erzählt hatte, den ihre Nichte ausgeteilt, trug auch dazu bei, ihr ein gewisses Relief zu geben. Die kleine Plessow hatte bewiesen, daß sie Ansprüche mache, und daß sie ihren eigenen Kopf besitze. Man behandelte sie infolgedessen mit Vorsicht.

Anne Marie hatte sich ihr Reitkleid nachschicken lassen; sie konnte es in dieser Periode der Schnitzel- und Schleppjagden gut verwerten. Sie machte die Bekanntschaft der ersten deutschen Herrenreiter und

bekam aus berufenem Munde Schmeichelhaftes über ihren Sitz zu Pferde zu hören. Ihr großer Tag aber war, als der Kaiser selbst bei der Hubertusjagd sich durch einen Adjutanten erkundigen ließ, wer diese „schneidige Amazone“ sei.

Wiederholt schrieb sie an Agathe Mildenau. Die Freundin antwortete ihr, sie freue sich außerordentlich über Anne Mariens Erfolge und finde sie nur natürlich. Daran knüpfte Agathe die ängstliche Bitte, die Freundin möge über all dem ihr und den vielen anderen in der Heimat, die sie liebten, nicht ungetreu werden. Agathe Mildenau hatte aus Anne Mariens Briefen ein ihrer Eifersucht bedenkliches Selbstbewußtsein herauszulesen geglaubt. Wenn Anne Marie ihr nur nicht allzu sehr verwöhnt wurde; sie war ja sowieso ein so fürchterlich stolzes Mädel gewesen!

* * *

Als Anne Marie nach Reitern zurückkam, fand sie ihren Vater hinkend und den Arm in der Binde. Herr von Plessow war mit dem Pferde verunglückt und dabei an Schulter, Hüfte und Knöchel arg gequetscht worden.

Der Gaul, der das fertig gebracht hatte, gehörte dem jüngsten Sohne Henning und war diesem von einem Pferdehändler aufgehängt worden. „Vulkan“ war unzweifelhaft ein schönes Pferd mit viel Blut und guten Knochen, entpuppte sich aber leider beim Gebrauch als total verritten. Henning, der mit dem Tier nicht fertig wurde, hatte es, mit Verlust natürlich, an den Händler zurückgeben wollen, aber Herr von Plessow gab das nicht zu. Der Gaul sollte noch geboren werden, den er nicht gemeistert hätte!

Er ließ sich den Verbrecher nach Reitern kommen; dort nahm er ihn zunächst einmal im tiefen Sande an die Longe. Hier zeigte „Vulkan" schöne Haltung und gute Gänge. Den Stallburschen allerdings, der groberweise ohne Sattel draufgesetzt wurde, warf der Gaul im Nu ab. Nun ließ Herr von Plessow satteln; hierbei zeigte sich die Verbrechernatur „Vulkans" im schönsten Lichte. Drei Mann hatten Not, ihm im Laufe einer Viertelstunde den Sattel auf den Rücken zu bringen. Niemand von den Leuten wollte dann aufsteigen. Herr von Plessow ließ den Gaul noch eine volle Stunde an der Longe gehen, bis „Vulkan" Hals und Rücken hergegeben hatte und mit gesenkter Nase gehorsam der Peitsche folgte. Darauf stieg er ohne viele Umstände in den Sattel. „Vulkan" bäumte einige Male hoch auf und stand dann, als der Reiter trotzdem im Sattel blieb, für einen Augenblick mauerfest, offenbar überlegend, was er nun wohl versuchen solle. Dann ging ein Bocken und Schmeißen los, das einen minder sattelfesten Reiter sicher hoch in die Lüfte gesandt haben würde. Als das Tier nun auch noch anfing, rückwärts zu treten, hielt Herr von Plessow die Zeit für gekommen, ihm den Meister zu zeigen. Hageldicht sausten die Hiebe auf Vorder- und Hinterteil, von der kleinen, schweren Nilpferdpeitsche erteilt; gleichzeitig arbeitete der Sporn rechts und links in den Flanken. „Vulkan", rasend vor Schmerz, ging in mächtigen Lançaden blut- und schweißbedeckt vorwärts. Der Reiter glaubte schon, das Spiel sei gewonnen, und richtete sich auf einen Kanter ein über freies Feld, der dem Widerspenstigen vollends den Eigenwillen brechen sollte, als „Vulkan" plötzlich die Richtung nach dem Gehölz nahm. Umsonst suchte Herr von Plessow das

Pferd vorbeizusteuern; der Gaul hatte sich festgemacht und sauste jetzt in voller Karriere in die dichte Schonung von etwa dreißigjährigen Kiefern hinein. Der Reiter konnte von Glück sagen, daß er gleich am Rande abgestreift wurde und mit einer arg zerschundenen Körperseite davonkam.

Die Laune des alten Kavalleristen war nach diesem Unfalle nicht die beste. Das Bewußtsein, im Kampfe unterlegen zu sein, schmerzte Ede mehr als alle Quetschungen und Hautabschürfungen am Bein und Arm. Mit Sehnsucht wartete er auf den Augenblick, wo die Steifheit so weit aus seinen Gelenken gewichen sein würde, daß er daran denken könne, wieder in den Sattel zu steigen und seine Rache zu nehmen.

Inzwischen war „Vulkan" zur Strafe für seine Tat und um ihm den Mut etwas zu dämpfen, auf halbe Ration gestellt worden. Täglich wurde er mit Kappzaum longiert, auf seinen Rücken wagte sich jedoch niemand.

Acht Tage mochten seit Anne Mariens Rückkehr nach Reitern vergangen sein. Herr von Plessow hütete noch immer das Zimmer und vertrieb sich die Zeit, so gut es ging, mit Zeitungslesen und Rauchen, als ihn, während er, im Armstuhl sitzend, sich eben wieder über die antiagrarische Politik der Regierung ärgerte, die Stimme seiner Tochter vom Hofe her ans Fenster rief. Träumte er? Das Mädel saß auf dem „Vulkan". Sie hatte auf dem Sandplatze vor dem Hause einen Zirkel angelegt und ritt hohe Schule, und was noch toller war: der Verbrecher ging unter ihr wie eine Puppe.

Anna Marie winkte dem Vater mit der Gerte und ließ „Vulkan" eine Volte machen, dann sprengte

sie Galopp an, darauf changierte sie und zeigte das Pferd auf der anderen Hand. Der Gaul ging alles: Konter, Travers, Renvers, ließ sich rückwärts richten und abbiegen, sprengte aus dem Stehen an, wie die Reiterin wollte.

Ede Plessow sah dem mit einem lachenden und einem weinenden Auge zu. Er freute sich über den Schneid des Mädels. Aber im Grunde wurmte es ihn, daß eine vom „Kahlwild" fertig gebracht hatte, woran seine Kunst gescheitert war. Die Erfahrung sagte ihm ja, wie das, was er da mit ansah, ganz einfach zu erklären sei. „Vulkan", ein ursprünglich gutes Pferd, war verritten, wahrscheinlich durch einen Reiter ohne Gefühl und Verstand mit einer Bullenfaust; wie die meisten Pferdeuntugenden entsprang auch seine Halsstarrigkeit nur falscher Behandlung. Das Tier war verängstet und darum ein Steiger und Durchgänger geworden. Nun war mit Anne Marie eine Reiterin von idealer Hand und federleichtem Gewicht auf seinen Rücken gekommen, die das Pferd weder im Maule noch auf dem Rücken genierte. Freiwillig fügte sich der Grimmige seiner zarten Lenkerin, und nun kamen alle seine angeborenen guten Eigenschaften: stolze Haltung, Gänge, Geschicklichkeit, Mut, zur wundervollen Entfaltung.

Der Vater ließ sich von da ab den Gaul jeden Tag von seiner Tochter vorreiten. Er stand am offenen Fenster und gab, alter Reitlehrergewohnheit folgend, Kommandos, kritisierte gelegentlich wohl auch; Lob dagegen bekam Anne Marie nicht zu hören. Dem Mädel zu sagen, daß sie hier ein Meisterstück ausgeführt habe, hätte Ede Plessow nimmermehr fertig gebracht. Schwer genug war es ja, sich eingestehen zu

müssen, daß einem die Schülerin über den Kopf gewachsen sei.

Eines Tages kam Henning aus der Garnison. Er hatte gehört, Anne Marie reite „Vulkan", und stellte sich, als glaube er es nicht. Die Schwester zog das Reitkleid an und ging mit Henning in den Stall. Der Vater, noch immer etwas steif von seinem Sturze her, kam langsam nach. Anne Marie saß auf und ritt dem erstaunten Bruder seinen Gaul in allen Gangarten vor.

Henning wäre kein Plessow gewesen, wenn er sich nunmehr nicht selbst aufs Pferd gesetzt hätte. Er ließ den Armeesattel, mit dem er auf einem alten Rennpferd von der Garnison herausgekommen war, auf „Vulkan" legen.

Das Pferd zeigte schon beim Aufsteigen eine verdächtige Physiognomie, legte die Ohren zurück und trat unruhig hin und her. Im Trabe ging es mit gekrümmtem Rücken hinter dem Zügel, die Beine ungleich setzend. Henning, der das kritische Auge seines Vaters auf sich ruhen fühlte, nahm sich zusammen; er suchte den Gaul zunächst durch Gewichts- und leichte Schenkelhilfen an die Zügel heranzutreiben. Das wollte jedoch nicht glücken. Nach einer Volte ging er auf die andere Hand über; ob er dem empfindlichen Pferde dabei mit dem Sporn an die Seite gekommen war, oder ob er die Zügel zu straff angezogen hatte — kurz und gut, „Vulkan" fing mit einem Male die ganze Litanei seiner bekannten Unarten wieder von vorn an. Er bockte, verweigerte jeden Gehorsam und drängte gegen die nächste Mauer, den Reiter derartig dagegen drückend, daß er machtlos war und nur noch mit der Reitpeitsche arbeiten konnte.

Ede Plessow verfluchte den Jungen, der nicht reiten

könne, und humpelte nach dem Hause. Anne Marie suchte dem Bruder zu Hilfe zu kommen; sie trat an das Tier heran, redete ihm zu, streichelte und klopfte es und führte es schließlich von der fatalen Mauer weg. Henning, außer sich über den Eingriff der Schwester, rief ihr in barschem Tone zu, den Gaul loszulassen, mit dem er allein fertig zu werden gedenke. Das Mädchen tat so. Kurze Zeit darauf sah man den Husaren auf „Vulkan" den Hof verlassen in einer Gangart, die entschieden schneller war als der Reiter beabsichtigte, und zehn Minuten später kehrte das Pferd mit leerem Sattel zum Stalle zurück.

Inzwischen war Herr von Plessow wieder unten erschienen, diesmal gestiefelt und gespornt. Ein Knecht meldete ihm, der Leutnant komme zu Fuß die Pappelallee herein. Auf Ede Plessow schien diese Nachricht keinerlei Eindruck zu machen; er war dunkelrot im Gesicht, seine Hände zitterten. Er schrie dem alten Kutscher zu, von dem „Vulkan" sich soeben mit Hilfe einer Haferschwinge hatte einfangen lassen, er solle ihm den Gaul vorführen wie er sei. Anne Marie erinnerte den Vater daran, daß er noch halb Invalide sei; sie bekam ein „dummes Mädel" an den Kopf geworfen. Und als sie wagte, den alten Herrn am Arm zu fassen, um ihn zurückzuhalten, wurde sie nicht gerade sanft weggestoßen.

„Vulkan" machte Schwierigkeiten beim Aufsitzen. Ob er die Nilpferdpeitsche in der Hand des Meisters bemerkt hatte, ob der eben über den jungen Reiter erfochtene Sieg ihn übermütig machte — kurz, er sprang wild auf dem Platze herum und keilte nach allen Seiten. Vorn hielt ihn der alte Kutscher und suchte das vor Aufregung halb tolle Pferd zu beruhigen.

Herr von Plessow, mit einer Hand im Sattel, die Fußspitze schon im Bügel, folgte dem Gaule bei all seinen Kapriolen. Einen Moment benutzend, wo das Tier, am ganzen Leibe zitternd, stillstand, schwang sich der alte, erfahrene Reiter empor und saß im Sattel. Im Nu stieg „Vulkan“ kerzengerade in die Luft, den Kutscher, der das Mundstück nicht fahren ließ, mit emporziehend. „Laß los!“ brüllte ihn sein Herr an; der Mann gehorchte.

Anne Marie war nicht ängstlich von Natur, und besonders in allem, was mit Pferden zusammenhing, waren ihre Nerven von Kindheit auf gestählt; aber was sie hier mit ansehen mußte, ließ sie Furcht und Entsetzen kennen lernen.

Es war ein Zweikampf zwischen Mann und Tier. Beide, der Reiter wie das Pferd, schienen zu wissen, daß es sich um Siegen oder Unterliegen handle. Beide waren einander ebenbürtig, der Reiter durch Übung und Erfahrung, das Pferd durch Jugend und Kraft.

Herr von Plessow war von dem Augenblicke ab, wo er im Sattel saß, ganz ruhig geworden. Er brauchte weder Peitsche noch Sporn, die Züchtigung sparte er sich für später auf; alles kam jetzt darauf an, sich überhaupt im Sattel zu behaupten.

„Vulkan“ stieg zunächst wohl ein dutzendmal, daß der Zuschauer jedesmal das Gefühl hatte: jetzt müssen sie sich überschlagen. Herr von Plessow gab, sobald sich das Vorderteil des Pferdes hob, die Zügel nach, legte sich ganz vor auf des Gaules Hals, das Hinterteil auf diese Weise entlastend. Als „Vulkan“ einsah, daß er den Reiter auf diese Weise nicht loswerde, verlegte er sich auf das Rückwärtskriechen. Jetzt hielt Herr von Plessow den Augenblick für gekommen, die

passive Rolle aufzugeben und dem Pferde die Kraft von Schenkel und Faust spüren zu lassen.

Der Gaul ging in mächtigen Bocksprüngen vorwärts, in der Richtung nach dem Stalle zu. Herr von Plessow durchschaute sofort, was dieses neue Manöver bedeuten sollte. Es gelang ihm, das Pferd glücklich an der offenen Stalltür vorbeizusteuern. Im Galopp ging es jetzt den gepflasterten Gang hinab, der an den Ställen entlang führte. Anne Marie atmete auf; der Sieg schien sich auf Seite des Vaters zu neigen.

Da, an der Hofecke, wo der schmale Gang eine scharfe Biegung machte, verlor „Vulkan" bei der Wendung auf dem Steinpflaster alle vier Beine gleichzeitig, stürzte und schleuderte den Reiter in hohem Schwunge gegen die Mauer.

Anne Marie sah, wie das Pferd aufstand und, schwer lahmend, einige humpelnde Schritte machte, dann stehen blieb. Ihren Vater sah sie nicht aufstehen. Der Kutscher und eine Menge Hofgesinde, das sich, durch die interessante Szene angelockt, versammelt hatte, liefen nach jener Ecke.

Das junge Mädchen war nicht imstande, sich von der Stelle zu rühren; sie fühlte, wie ihr die Beine zusammenknickend nachgaben; vor ihren Augen wurde es dunkel. Henning tauchte neben ihr auf und fragte, was sich ereignet habe. Sie vermochte nur mit der Gerte nach jener Richtung zu weisen, wo jetzt von den Leuten ein lebloser Körper aufgehoben wurde.

Herr von Plessow war sofort tot gewesen. Er hatte das Genick gebrochen durch den Sturz aus schnellster Gangart. Sein oft geäußerter Wunsch war

dadurch buchstäblich in Erfüllung gegangen: ein schneller Tod, nicht langsam im Bett; ein Reitertod.

* * *

Das Begräbnis zeigte, wie beliebt Ede Plessow gewesen war. Mit ihm war eine der markantesten Persönlichkeiten der Gegend aus der Welt gegangen. Ein Mann von seinem rücksichtslos kecken Draufgängertum hatte selbstverständlicherweise auch den Widerspruch herausgefordert. Viele hatte er mit seinem respektlosen Mundwerk verletzt, aber selbst die Gegner unterlagen nicht selten dem Zauber seiner Persönlichkeit. Die Schwächen dieses Charakters hatten offen zutage gelegen; er war ein naiver Sünder gewesen, der den Drang fühlte, mit seinen Unarten lieber zu prunken, statt sie zu verheimlichen. Einer Tat, die aus Niedrigkeit oder Furcht entsprungen wäre, konnte ihn niemand zeihen.

Unter den Gästen, die zu dieser Beerdigung in großer Zahl von nah und fern erschienen waren, herrschte die Ansicht vor, daß Ede Plessow ein glückliches Ende gehabt habe, daß er im rechten Augenblick gestorben sei. Die Familie, darüber war man sich klar, trat keine leichte Erbschaft an.

Anne Marie dachte nicht einen Augenblick an die materiellen Folgen des Unglücksfalles; bei ihr beherrschte der Schmerz um den Vater alle anderen Gefühle und Gedanken. Sie hatte mit aufrichtiger Liebe an diesem Manne gehangen; mehr als den Beschützer verlor sie in ihm; ihr ging ein Ideal zugrunde mit ihm. Für sie war der Vater das Urbild gewesen des Kavaliers. Noch hatte sie nicht angefangen, sich mit Kritik an seine verehrte Gestalt heranzuwagen, noch hatte ihre Jugend-

lichkeit sie vor dem grausam-bitteren Prozeß bewahrt, der dem überlegenden Kinde die Augen öffnet über der Eltern Schwächen. Herr von Plessow hatte auch für sie und sein Angedenken bei ihr den Augenblick des Sterbens richtig getroffen; im Herzen der einzigen Tochter lebte sein Bild frisch und liebenswürdig, durch keinen unschönen Zug entstellt.

Das junge Mädchen vermochte das, was in Wahrheit sich ereignet hatte, kaum zu fassen. In ihrer Nähe war noch niemals ein Mensch gestorben. Nun mußte der erste Verlust, der sie bei vollem Bewußtsein traf, auch gleich der schwerste sein. Dazu die grauenhafte Art dieses Todes! Ja, nicht einmal Selbstvorwürfe blieben ihr erspart. Warum hatte sie dem Vater erlaubt, aufs Pferd zu steigen? Lieber hätte sie sich schlagen lassen sollen von ihm, als das zuzugeben.

Alle Briefe und sonstigen Zeichen des Beileids, an denen es die Nachbarn nicht fehlen ließen, bedeuteten ihr nur Pein. Ja, selbst Agathe Mildenau, die mit ihrer Mutter gleich am Tage nach dem Unglücksfall nach Reitern herüberkam, um Anne Marie zu trösten, ward ihr mit ihrer weinerlichen Zärtlichkeit zuwider. Und als Agathe gar sagte: „Du wirst schon wieder froh werden, mein Herz! Warte nur ein halbes Jahr! Alles geht einmal vorüber, sagt meine Mutter, sogar der größte Schmerz." — Da erhob sich Anne Marie zornig und stampfte mit dem Fuße auf. So etwas wollte sie nicht hören! Die gute Agathe war wieder einmal sehr betreten über das unberechenbare Wesen ihrer liebsten Freundin.

Viele andere Dinge bekam Anne Marie in diesen Tagen zu sehen, die ihre Geduld auf eine noch viel härtere Probe stellen sollten als Agathens Zuspruch.

Schön war die Hast nicht, mit der ihr Bruder Horst noch vor der Beerdigung in den Papieren des Vaters stöberte, und empörend die Art, wie er mit unkindlicher Kritik nicht zurückhielt über manches, was der alte Herr unternommen oder unterlassen hatte.

Am Tage des Begräbnisses mußte Anne Marie viele banale Worte mit anhören. Wahrscheinlich meinten es die Menschen gut mit dem, was sie sagten, aber im Grunde kränkten ihre Worte doch. Man brauchte ihr nicht auseinanderzusetzen, wie hoch man den Toten geschätzt, und warum man ihn so geliebt habe. Niemand brauchte ihr zu sagen, daß ihr Vater einzig gewesen sei, und daß sie seinesgleichen nicht wiedersehen werde.

Einer machte darin eine Ausnahme: Herr von Hindorf. Er gehörte ja zu jenen, mit denen der Verstorbene auf gespanntem Fuße gelebt hatte. Anne Marie wußte das; sie wußte aber auch, daß der Lamnitzer Hindorf stets ein ehrlicher Gegner ihrer Familie gewesen sei. Zum Begräbnis war er erschienen. Er kam auf die Tochter des Hauses zu und drückte ihr stumm die Hand. Anne Marie sah ihm in die Augen und erkannte darin respektvolles Mitgefühl, das ihr tröstender dünkte als irgendein Wort es hätte sein können.

Dieser Tag verschwand ihr bald wie hinter einem Nebel; nur etwas blieb ihr unvergeßlich: der Augenblick, als Ernst Hindorf ihr die Hand gedrückt und sie dabei so gütig und traurig zugleich angeblickt hatte.

Zweites Buch.

Ernst Hindorf hörte wenig von seinem Bruder. Hin und wieder bekam er Postkarten von ihm aus den verschiedensten Ländern. Der Inhalt dieser Karten, kurz, wie er war, sprach doch dafür, daß Eberhard in gefaßter Stimmung sei. Ernst war zufrieden.

Im übrigen waren Herrn von Hindorfs Gedanken dauernd durch Lamnitz beschäftigt. Sein Gut war ihm wie ein heranwachsendes Kind; es machte ihm Sorge und Freude zugleich; aber die Freude überwog.

Er hatte dem sporenklirrenden Inspektor gekündigt. Nicht daß der Mann ein schlechter Landwirt gewesen wäre; Hindorf fand nur, daß er sich für einen Beamten allzu wichtig mache. Herr von Hindorf mißbilligte jene Mittelinstanzen, die sich zwischen den Gutsherrn und seinen ererbten Grund und Boden einschieben wollen. Er meinte, daß Absolutismus die einzige angemessene Regierungsform sei für den Wirkungskreis, der ihm zugefallen war.

Der einfache, ungelernte Mann, den er an Stelle des verwöhnten, eingebildeten Herrn Inspektors als Gutsvogt angenommen hatte, war nichts anderes als ein gehorsamer Vermittler seiner Befehle, eine Art Verlängerung seiner Hand. Mit einem solchen Subalternen ein großes Gut bewirtschaften aber hieß die

Verantwortung für das Ganze wie für die Teile auf sich nehmen.

Ernst Hindorf hatte niemals die Landwirtschaft systematisch studiert. Wohl wußte er, daß auf keinem Gebiete der Dilettantismus so verhängnisvoll werden kann wie bei der Bodenbewirtschaftung, und war darauf gefaßt, Lehrgeld zahlen zu müssen. Aber der Gedanke, eine große Verantwortung auf sich genommen zu haben, konnte ihn nicht ängstigen. Wie ein junger Monarch fühlte er sich, der sein Amt selbstherrlich, vertrauensvoll ausübt, in dem Bewußtsein, daß er zum Regieren geboren ist.

Hindorf liebte sein Lamnitz wie einer seine Ehefrau liebt. Was hatte es zu sagen, daß er die geheimen Mängel und Fehler seines Gutes viel genauer kannte als irgendein anderer Mensch! Das Bewußtsein, daß dieses Stück Erde, mochte es auch nicht das reichste und fruchtbarste sein, ihm anvertraut war, ihm ganz allein, machte es ihm so kostbar.

Mehr und mehr ging ihm der Sinn dafür auf, daß er hier ein Amt verwalte, ein äußerlich recht schlichtes Amt. Aber wenn man es in Verbindung brachte mit der Vergangenheit, auf der man stand, und wenn man bedachte, daß die kommenden Generationen ebenso einstmals auf uns blicken würden: dankbar oder anklagend, je nachdem, wie er das Erbteil verwaltet, dann wuchs der schmale Platz in der Perspektive sich zum weiten Raume aus, dessen Ende nur mit dem menschlichen Sehvermögen zusammenfiel.

Ernst Hindorf erfuhr etwas an sich, was ihn früher oftmals an Bekannten in Erstaunen gesetzt hatte: nämlich, daß der Beruf des Landwirts den Menschen konservativ macht. Es hatte Perioden in seinem Leben

gegeben, wo er eine solche Bezeichnung seiner Weltanschauung entschieden abgelehnt haben würde. Ja, zwischen ihm und seinem Vater hatte es über diesen Punkt nicht selten schmerzliches Mißverständnis gegeben. Für den Landesältesten von Hindorf waren gewisse Fragen überhaupt nicht disputabel; zu diesen gehörte, daß ein Edelmann konservativ zu sein habe. Der alte Herr fand, daß sein Ernst sich durch die Theorien liberaler Universitätsprofessoren habe irre machen lassen an der ihm angemessenen Weltanschauung. Daß der Sohn schon früh die Neigung zeigte, die Ansicht auch des Gegners zu erforschen und sie auf ihre mögliche Berechtigung hin zu prüfen, erschien diesem Vater als ein äußerst bedenkliches Zeichen schwankender Gesinnung. Auch daß er allerhand radikale Zeitungen hielt und las, war in den Augen des alten Herrn ein Vergehen gegen die Tradition, das viel schwerer verziehen wurde als ein gelegentliches Über-die-Stränge-Schlagen des jungen Menschen auf sittlichem Gebiete.

Die Wandlung in der Gesinnung seines Sohnes, die der alte Herr so sehnlichst zu erleben gewünscht hatte, war später ganz von selbst eingetreten. Je tiefer Ernst von Hindorf Wurzeln geschlagen hatte in der heimatlichen Scholle, desto rascher sah er das, was dem Vertreter einer älteren Generation als „umstürzlerisch" erschienen war, unwiederbringlich von sich abfallen. Er hatte weniger seine Gesinnung geändert als sein Temperament gezügelt. Der Landbau lehrte ihm eines: der Mensch, der keine Geduld hat, soll von vornherein die Hand vom Kultivieren lassen. Und wer sich täglich davon überzeugen muß, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen können, der wird auch auf anderem

Gebiete zum Übertreiben und unbedachten Fordern nicht geneigt sein. Er wird mißtrauisch werden gegen alles Frühreife, Unausgegorene. Er wird die Ernten erst dann schneiden, wenn die Farbe und Schwere der Frucht ihm sagt, daß die Zeit dazu da ist.

Und noch ein anderes hatte der Gutsherr von dem Stück vaterländischer Erde gelernt, das er bewirtschaftete: Nachsicht. Er vermochte etwas, dessen er früher nicht fähig gewesen wäre: Dinge, Menschen, Einrichtungen zu lieben, deren Mängel ihm nicht verborgen waren. Schroffes Aburteilen und hochmütige Gleichgültigkeit waren ja so sehr viel leichter als Verstehenwollen. Unduldsamkeit, dieser Fehler der Jugend, schien ihm eine Schwäche, der man mit reiferen Jahren nicht mehr nachgeben durfte.

* * *

Weihnachten war in Lamnitz, wie es sich für jedes Herrenhaus gehört, immer das schönste Fest des Jahres gewesen, das Fest, wo im Geben und Nehmen sich Herrschaft und Dienstboten, Gutshof und Dorf als eine große Gemeinschaft fühlen durften. In den letzten Jahren nun waren die Lamnitzer Leute durch Herrn von Hindorfs Abwesenheit um ihre Weihnachten gekommen; man wußte keineswegs, wie es diesmal mit der Feier werden würde. Die alten Weiber des Dorfes, die sich, wenn es irgendeinen Vorteil zu wahren galt, kein Blatt vor den Mund zu nehmen pflegten, ließen es an bedeutungsvollen Bemerkungen nicht fehlen. Auch Frau Siebert, die Köchin, machte, je tiefer man in den Winter hineinkam, immer deutlichere Anspielungen, daß ihr dieses und jenes bekannt sei, was beim Christkind bestellt werden möchte.

Es hätte solcher Winke gar nicht einmal bedurft. Hindorf war längst entschlossen, das Weihnachtsfest durch eine große Bescherung im Herrenhaus zu begehen. Das einzige, was ihm Schwierigkeiten machte, waren die Geschenke. Es wäre ja so einfach gewesen, alles mit Geld abzumachen, wie es sein Nachbar Horst Plessow in Baderwisch tat; aber das fand er ein trauriges Auskunftsmittel. Da saßen dann die Leute im „Kretscham" statt unter dem Christbaum, und der heilige Abend endete womöglich mit Kartenspiel, Trunkenheit, Prügelei und Tränen der Frauen. Leicht war es freilich auch nicht, für jede Familie das Passende herauszufinden. Er half sich mit Sparkassenbüchern, die er für die Kinder besorgte. Aber für den Weihnachtstisch mußte doch etwas Schmückendes da sein, was nicht so sehr an das kahle Geld erinnerte. Frau Siebert konnte ihm darin nicht viel nützen; Hindorf wußte nur zu gut, daß sie parteiisch sei; für sie zerfielen alle Menschen, besonders aber die Dorfleute, in Günstlinge und Widersacher. Er studierte die Kataloge und Preisverzeichnisse von Geschäften, die ihm zugeschickt worden waren; dann fiel ihm im rechten Augenblick ein, daß ja Doris über die früheren Weihnachtseinkäufe Listen geführt habe. In ihrem Schreibtische, an dem er niemals etwas geändert hatte, fand er auch richtig noch das Heft mit den Namen der Geschenkempfänger und den Geschenken und manchem wertvollen Winke obendrein. Es war, als habe Doris, ihr Ende vorausahnend, auch hierin letztwillige Verfügungen erlassen, so wohlgeordnet und bis ins letzte ausgearbeitet waren ihre Bestimmungen. Der Witwer kam sich nur wie ein Testamentsvollstrecker vor, als er dieses kleine Buch seinen Weihnachtsbestellungen zugrunde legte.

Im übrigen wurde alles gehalten, wie es schon bei Lebzeiten seiner Mutter am heiligen Abend im Lamnitzer Hause gewesen war. In der Mitte des geräumigen Hausflurs ein langer Tisch aufgeschlagen für die Geschenke, in allen vier Ecken des Raumes hohe Tannenbäume mit Lichtern. Die Familien bekamen gemeinsam beschert, die paar ledigen Knechte und Mägde an einem Tisch für sich. Stollen waren wohl an hundert gebacken worden. Äpfel und Nüsse wurden den Familien korbweise zugemessen. Seife und Wachsstock durften auf keinem Platze fehlen, so verlangte es das Lamnitzer Herkommen.

Mit Hilfe seines vortrefflichen alten Gustav ordnete der Hausherr eigenhändig die Geschenke. Frau Siebert, die sich nur zu gern eingemischt hätte, wurde von Gustav in ihr Küchenbereich verwiesen; sie war dem wortkargen Alten viel zu redselig und unruhig; sie verlor auch bei solchen Gelegenheiten nach Weiberart viel zu sehr die Übersicht, als daß man sie hätte gewähren lassen können.

Früher hatte der Geistliche meist eine Ansprache gehalten, aber Ernst Hindorf wollte den alten Herrn diesmal nicht bemühen; der Mann wäre ja doch nicht davon abzuhalten gewesen, die Leute auf ihre Dankespflicht hinzuweisen und sie zum Gehorsam gegen die Gutsherrschaft zu ermahnen. Solche Ausnutzung der Weihnachtsstimmung aber verdarb ja von vornherein alle Geberfreudigkeit. Nur den Kantor hatte er aufgefordert, auf dem Harmonium ein paar bekannte Christfestmelodien als Begleitung zum Gesang zu spielen.

Die große Haushalle vermochte kaum die Zahl der Geladenen zu fassen. Dichtgedrängt standen sie vor ihren Plätzen, die ihnen durch Zettel angegeben waren.

Die Männer wortlos, meist verlegen; die Frauen je nach Anlage lebhaft, beglückt und aufgeregt, alle neugierig, manche nicht gänzlich von Neid frei, mehr nach des Nachbars Bescherung schielend als sich an der eigenen freuend.

Erst die Lieder brachten die rechte Weihnachtsstimmung in die Versammlung. Die Kinder gingen aus sich heraus und rissen die Erwachsenen mit fort, ihre Lust offen zu zeigen; die Kleinsten wollten nach den Lichtern greifen, andere stimmten ein kleines Freudengeheul an; manch ein Biß in einen Apfel oder in einen Pfefferkuchen wurde hier schon gewagt. Dann, als es ans Einpacken ging, holten die Frauen große, bunte Einschlagetücher hervor und machten mit erstaunlicher Geschicklichkeit runde Hucken aus ihren Sachen. Die Männer traten einer nach dem anderen an den Gutsherrn heran und brachten stockend und etwas hölzern ihren Dank zum Ausdruck.

Ein paar von den Weibern jedoch wollten sich, wie's schien, nicht in der Höflichkeit von dem Mannesvolk ausstechen lassen; sie machten einen Vorstoß durch die Menschenmassen, bis sie vor den Gutsherrn gelangt waren. Ihre Wortführerin war natürlich die Graupsen. Sie hielt eine ihrer schönsten Reden, in der sich die Bibelstellen und Gesangbuchverse ausnahmen wie Rosinen und Zitronat in einem Christstollen. Glück und Segen wünschte sie auf das Haupt des gnädigen Herrn herab und reichliche Heimzahlung seiner Guttat im Jenseits. Die Gelegenheit, an die Verstorbene zu erinnern, ließ sie sich nicht entgehen; und als sie von dem lichten Engel sprach, der vom Himmel freundlich auf sie herabschaue, da war es mit der Fassung der anderen Weiber aus. Ernst Hindorf schnitt der Rednerin nicht das Wort ab;

wußte er doch, daß für diese Art Erleichterung der Tränendrüse höchste Seligkeit bedeutet.

Als ihm wenige Tage nach dem Feste der Förster meldete, es sei ihm endlich gelungen, den lange gesuchten Christbaumdieb zu entdecken, und als Täterin die alte Graupsen nannte, wunderte sich Herr von Hindorf auch nicht groß. Vor zehn Jahren vielleicht würde ihn ein solcher Beweis von Falschheit in Harnisch gebracht haben; heute legte er es nur still zu den anderen Erfahrungen, die er mit den Dorfleuten gemacht hatte. Die bereits vom Förster vorbereitete Anzeige der Graupsen bei Gericht schlug er nieder. Unter vier Augen verwarnte er die Alte; ihre reichlich fließenden Krokodilstränen sagten ihm nur, wie sie im Innern über ihn und seine Schwäche lache.

Niemals hätte Ernst Hindorf früher gedacht, daß er einmal ein eifriger Kirchgänger werden würde. In der Jünglingszeit waren ihm die kirchlichen Formen und Formeln langweilig geworden. Fromm war er eigentlich nur gewesen als kleiner Knabe, als Gott für ihn noch ein lieber Vater war, der einem, wenn man artig war, eine Armbrust schenkte, in dessen Macht es stand, das Pony wieder gesund zu machen. Diesen Kinderglauben hatte er allmählich, nicht ohne Schuld des Religionsunterrichts, eingebüßt. Das religiöse Gefühl war erst viel später wieder in ihm wach geworden, als Ereignisse in sein Leben traten, die ihn durch ihre Größe und Wucht an das Wirken außerordentlicher, dem Verstande ewig unerklärlicher Gewalten erinnerten. Der Tod der Eltern, seine Verheiratung, die Geburt des Jungen und nicht zum letzten der Verlust von Weib und Kind.

Das waren Erlebnisse, die den Menschen über sich

selbst hinaus wiesen. Zum „lieben Gott" seiner Kindheit zwar konnte Herr von Hindorf nicht zurückkehren, aber ohne an Männlichkeit und Stolz das geringste einzubüßen, durfte er sich doch in Ehrfurcht beugen vor dem Geiste, dem die Theologen einen familiären Namen und allerhand menschenähnliche Eigenschaften zulegen, dem er sich, wie viele andere bescheidene Menschenkinder, im Herzen beugte, ohne sich einzubilden, daß er ihn kenne.

Lamnitz bildete mit dem benachbarten Baderwisch ein Kirchspiel. Patron der Kirche war der jeweilige Baderwischer Herr, jetzt also Horst Plessow. Die Hindorfsche Loge lag der Plessowschen gegenüber in dem kleinen Gotteshause. Der gegenwärtige Pfarrer war bejahrt. Das Predigen hatte niemals seine starke Seite ausgemacht. Dazu eine alte, verstimmte Orgel, der der Kantor nur unter erheblicher Muskelanstrengung etwas einer Melodie Ähnliches zu entlocken vermochte.

Und trotzdem ging Ernst Hindorf nicht ungern in die Kirche. Für ihn hatte diese einfache Landkirche mit den weißgetünchten Emporen und der als Sternenhimmel gemalten Holzdecke Stimmung. Er kannte hier alles von Jugend auf: die ausgetretenen Steinfliesen, das geschmacklose Altarbild, die blinden Fenster, die stets verstaubten Kronleuchter mit den Glasbehängen. Er kannte auch die Gesichter der Kirchenbesucher, die für ihn mit der übrigen Einrichtung des Gotteshauses gleichsam zu einer Einheit verschmolzen. Die Sprechweise des alten Geistlichen war ihm durchaus vertraut, sein Tonfall und seine Gesten, seine Bilder, Vergleiche, Nutzanwendungen, eingeflochtenen Naturschilderungen, geschichtlichen Belege und abschreckenden Beispiele. Neues konnte ihm dieser Mann unmöglich sagen, und

trotzdem folgte Herr von Hindorf seiner Predigt nicht ohne Aufmerksamkeit.

Andacht und Einfalt gingen von diesem alten Manne aus, dieselbe Stimmung, die das ganze verträumte Kirchlein, den altmodischen Gesang und die einfache Landgemeinde erfüllte. Leicht wäre es gewesen, sich darüber erhaben zu fühlen; aber hier schwiegen Spott und Kritik. Hier wie daheim in seinem alten Hause schwebte der Duft vergangener Zeiten in der Luft, die Erinnerung an Gewesenes; Geisterschwärme belebten solche Stätten. Mochte das Gegenwärtige auch trivial sein, es bekam einen Abglanz von Schönheit und Würde, wenn man es sah im Lichte der Vergangenheit, als eine Einrichtung, die dadurch heilig gesprochen worden war, daß sie vielen Erbauung und Trost gespendet hatte.

Außer ihm empfand wohl niemand den tieferen Gehalt in diesen gottesdienstlichen Handlungen. Die Bauern waren stumpf und ohne tiefere Anteilnahme; die andere herrschaftliche Loge blieb meistens leer. Horst Plessow war zu faul zum Kirchgang, und seine junge Frau verachtete als Berlinerin diese primitive Stätte der Erbauung.

Trotz der nahen Nachbarschaft sah Ernst Hindorf die Plessows nur selten; und wenn man sich sah, blieb es bei kühler Höflichkeit im Verkehr.

Zwischen Hindorf und Plessow schien Freundschaft nun einmal nicht möglich.

* * *

Reitern, das Allodialbesitz war, wurde von den Erben des Herrn von Plessow verkauft. Da das Gut schwer mit Hypotheken belastet gewesen war, blieb den

Verkäufern nur eine geringe Summe, in die sich fünf Erben zu teilen hatten.

Horst Plessow benahm sich bei dieser Gelegenheit wenig generös. Man hatte allgemein angenommen, er werde sich mit dem Majoratsgut Baderwisch, das ihm kraft der Erstgeburt zugefallen war, als abgefunden ansehen, um so mehr, als er reich geheiratet hatte. Aber er machte auch auf den Erlös von Reitern seine Ansprüche geltend.

Besonders für die beiden Husaren war die neueste Wendung der Dinge ein harter Schlag. Der Vater hatte ihnen reichlichen Zuschuß gewährt und ihnen auch sonst, als alter Kavallerist, mit Rat und Tat zur Seite gestanden. Das hörte nun auf; Horst war nicht gewillt, sich die Rolle eines Seniors der Familie etwas kosten zu lassen. Mochten Job und Henning sehen, wie sie mit ihren paar Kröten auskamen; er hatte sie ja nicht geheißen, bei der Kavallerie einzutreten.

Anne Marie war, als der Hausstand in Reitern aufgelöst wurde, zunächst zu Agathe Mildenau nach Drosselbach gegangen, aber dort konnte sie nicht lange bleiben. Kammerherr von Mildenau wollte nach Weihnachten mit seiner Familie auf einige Zeit nach Berlin gehen. Agathe sollte sich im Klavierspiel vervollkommnen und Malstunden nehmen; außerdem wollte man sie bei Hofe vorstellen.

Agathe freute sich nicht auf Berlin; sie wäre viel lieber in Drosselbach geblieben. Sie fand, daß der Klavierunterricht, den sie bei dem Organisten aus der Kreisstadt genoß, ganz genügend sei, und zum Kunstmalen verspürte sie wenig Lust; die Aussicht aber, in die große Gesellschaft eingeführt zu werden, erregte ihr nur unbestimmte Bangigkeit. Sie hing sehr an Drossel-

bach, an ihrem Mädchenzimmer, an all den gemütlichen Einrichtungen des elterlichen Hauses. Vor Berlin und seiner Unruhe graute ihr. Doch war sie eine viel zu wohlerzogene Tochter, um sich gegen den ausgesprochenen Willen der Eltern aufzulehnen. Nur ganz im geheimen, wenn sie an das dachte, was ihr bevorstand, vergoß sie ein paar zahme Tränen.

Agathens glühendster Wunsch war, daß ihre Freundin Anne Marie mit nach Berlin gehen solle. Der Verkauf von Reitern war insofern günstig für Agathens Plan, als er Anne Marie heimatlos gemacht hatte. Herr und Frau von Mildenau waren jedoch gegen diese Idee. Den stürmischen Bitten des sonst so verwöhnten Töchterleins gegenüber wiesen sie darauf hin, daß Fräulein von Plessow Trauer habe und darum nicht in der Lage sei, an irgendwelcher Geselligkeit teilzunehmen; ferner reiche auch das Chambre garnie gar nicht aus, das man gemietet habe. Über solche Gründe sprang Agathe, bei der nun einmal ein Herzenswunsch in Frage stand, leicht hinweg. Anne Marie denke natürlich gar nicht ans Ausgehen, sie werde sich im Hause mit Lesen und Handarbeit beschäftigen, und was das Wohnen anbelange, so wünschten sie sich beide gar nichts Besseres, als in einem Zimmer zu schlafen, um nur ja recht viel beisammen sein zu können.

Aber aller fast leidenschaftlichen Beredsamkeit zum Trotze, die das sonst so ruhige junge Mädchen aufbot, gingen die Eltern nicht auf den schönen Plan ein. Am ersten noch wäre Herr von Mildenau dafür zu haben gewesen; einfach, weil es seinem väterlichen Herzen äußerst sauer fiel, den Bitten des einzigen Kindes zu widerstehen. Seine Gattin war in dieser Beziehung fester; als Frau verstand sie auch Agathens eigentlichen

Wunsch besser und durchschaute den Seelenzustand, dem er entsprang.

Frau von Mildenau fand nämlich, daß bei der Tochter die Liebe zu Anne Marie Plessow eine übermächtige Rolle zu spielen beginne. Daneben blieb einfach kein Raum für anderes. Sie wußte ja, daß junge Mädchen in einem gewissen Alter ihr Herz verschenken müssen; sie kannte die Ausschließlichkeit solcher Neigungen, die leicht etwas vom Götzendienst annehmen, sehr wohl. Es war Frau von Mildenau anfangs gar nicht unlieb gewesen, daß Agathe diese Freundschaft geschlossen hatte; wer weiß, vielleicht wurde sie dadurch bewahrt vor unbequemeren Regungen des Herzens. Aber nun war es auch nach Ansicht der Mutter genug. Zur Ausfüllung jener Zeit zwischen dem Pensionat und dem Ausgehen in der großen Welt war dieser harmlose Freundschaftsbund gerade das Richtige gewesen; jetzt kamen andere Zwecke und Ziele an die Reihe. Einmal mußten der Überschwang und die Romantik ja doch aufhören. Agathe und Anne Marie plötzlich zu trennen, wäre immerhin nicht klug gewesen; durch den Berliner Aufenthalt würde die erwünschte Lockerung des Verhältnisses wahrscheinlich ganz von selbst eintreten; neue Eindrücke, neue Bekannte würden Agathe erkennen lassen, daß es noch andere Menschen außer Anne Marie Plessow auf der Welt gebe.

Auch noch andere triftige Gründe hatte Frau von Mildenau, die es ihr wünschenswert erscheinen ließen, die Freundin der Tochter nicht mit nach Berlin zu nehmen. Anne Marie war von den beiden die Hübschere; ihre Gaben waren solche, mit denen in Konkurrenz zu treten für jedes junge Mädchen schwer wurde; und besonders die stille, passive Agathe war

leicht in den Schatten gestellt. Bisher hatte das nichts geschadet, denn es war gar nicht der Wunsch des Ehepaars Mildenau gewesen, mit der Tochter zu brillieren. Im Gegenteil, sie hatten Sorge gehabt, daß Agathchen ihnen vorzeitig entführt werden könnte. Aber nun, wo man sich entschlossen hatte, mit ihr die große Gesellschaft aufzusuchen, sollte sie auch gefallen.

Und zu alledem kam, daß Frau von Mildenaus Bruder Eberhard sich nach Vollendung seiner Reise ebenfalls nach Berlin wenden wollte, zur Vorbereitung für die Kriegsakademie. Es würde kaum zu vermeiden sein, daß er und Anne Marie sich trafen, und das erschien keineswegs erwünscht.

Aus Agathens schönem Plan wurde also nichts. Manche geheime Träne kostete es ihr, ehe sie sich in das Aufgeben dieses Herzenswunsches fand. Trösten konnte sie schließlich nur der Gedanke an den Briefwechsel; täglich, so schworen sich die Freundinnen beim Abschied zu, wollten sie sich schreiben.

Anne Marie ging, nachdem in der Familie viel darüber hin und her beraten worden war, zu ihrer Tante, Frau von Nettelmüller, in die Kreisstadt. Horst wollte die Schwester erst im Sommer in Baderwisch haben.

Für das junge Mädchen war es eine neue Erfahrung, daß in dieser Weise über sie beschlossen wurde. Es schien, daß sie, als der Vater noch lebte, viel freier gewesen war als jetzt, wo sie hin und her geschoben wurde zwischen den Häusern der Verwandten und Bekannten. Erst jetzt ging Anne Marie eine Ahnung davon auf, was es hieß: Waise sein. Bitter war es, sehr bitter und demütigend, sich in Abhängigkeit zu wissen von Menschen, die man weder liebte und achtete,

deren Hilfe man dennoch brauchte, und deren Gönnerschaft man womöglich als Wohltat anerkennen sollte.

Kranzfelde, vor dessen Toren die Witwe Nettelmüller wohnte, wies alle Schattenseiten des Ackerbürgerstädtchens in seltener Vollständigkeit auf. Seine Geschäfte führten die ältesten Ladenhüter, seine kommunalen Einrichtungen waren Karikaturen der Großstadt, in seiner Geselligkeit blühte der Klatsch, und in seiner Öffentlichkeit gähnte die Langeweile.

Frau von Nettelmüller machte sich zwar gern über Kranzfelde und seine Bewohner lustig, und dennoch tat es ihr wohl, in der Kleinstadtgesellschaft die unbestrittene Rolle einer Fürstin zu spielen. Sie war die einzige Person am Orte, die ein Haus machte. Der Kommandeur der Husaren, Oberst von Chineck, war Junggeselle. Es gab im ganzen Regiment überhaupt nur drei verheiratete Offiziere; deren Damen kamen jedoch gesellschaftlich kaum in Frage, da sie durch das Bekommen von Kindern völlig in Anspruch genommen waren.

Es pflegte lustig zuzugehen im Hause der militärfrommen Witwe. Diners, Tees, Kartenabende rissen nicht ab in der „Villa", wie das Haus kurzweg in Kranzfelde und Umgegend genannt wurde. Aber in diesem Winter mußte sich Frau von Nettelmüller Reserve auferlegen. Sie war durch den Tod ihres Schwagers in Trauer versetzt; außerdem hatte sie auch Rücksicht zu nehmen auf Anne Marie, die bei ihr wohnte. Gern betonte sie ihren Rang als Generalswitwe, und noch öfter pochte sie auf ihre Erfahrungen als verheiratete Frau. Eine Frau konnte nach ihrer Behauptung alles tun, sagen, denken, lesen; ein Mädchen dagegen durfte von nichts etwas wissen.

„Das ist nicht mädchenhaft!“ war eine ihrer stehenden Wendungen.

Anne Marie versuchte es mit allem Möglichen, um ihre Zeit unterzubringen. Im Stift hatte sie guten Klavierunterricht gehabt; gern hätte sie ihr Spiel wieder aufgenommen. Aber in dem sonst so luxuriös ausgestatteten Hause gab es nur ein elendes Pianino, auf dem zu üben wenig Spaß machte. Auch der Büchervorrat war ein herzlich kleiner. Das Lesebedürfnis sollte durch einen Journallesezirkel und ein Abonnement in der Leihbibliothek befriedigt werden. Was an eigenen Büchern im Hause vorhanden war, bestand in einer Anzahl Andachtsbücher und in einem Dutzend moderner französischer Romane. Die Romane hatte Frau von Nettelmüller übrigens, als die Nichte zu ihr kam, weggeschlossen. Anne Marie versuchte es mit den Journalen und den Leihbibliotheksbänden, aber bald überwog die Langeweile, die sie dabei empfand, noch ihren Ekel vor den unsauberen Umschlägen. Sie fing nun an, mit Bleistift Karikaturen zu zeichnen, eine Kunst, mit der sie im Stift exzelliert hatte. Aber wenn man niemanden besaß, mit dem man darüber hätte lachen können, wurde auch dieser Zeitvertreib auf die Dauer schal.

In ihren Briefen an Agathe klagte Anne Marie niemals über Langeweile; sie sagte nicht, daß sie sich furchtbar einsam und verlassen fühle, und daß sie manchmal des Nachts in ohnmächtiger Wut die Zähne zusammenbeiße, die Fäuste balle und heiße Tränen weine. Nein, von alledem sagte sie nichts.

Anne Mariens Briefe klangen sogar meist recht lustig. Sie schilderte in komischem Tone die wichtigsten Ereignisse ihres Tageslebens; zum Beispiel, daß heute

nicht weniger als vier Leutnants an der Villa vorbeigeritten wären. Oder sie beschrieb in größter Ausführlichkeit einen Gang durch Kranzfelde, wem man begegnet sei, daß ein jüdischer Handlungsreisender sie mit „gnädige Frau" tituliert, was für aufregende Dinge man in den Schaufenstern gesehen habe.

Einmal hatte sie einen Damenkaffee bei der Frau Bürgermeister mitgemacht. Hierbei hatte natürlich die Frage der Sitzordnung die allergrößte Rolle gespielt. Anne Marie, die man, weil sie von Adel, auf das Sofa neben ihre Tante, die Generalswitwe, gesetzt hatte, war, als unvorhergesehenerweise die Frau Oberleutnant Redmaier doch noch kam, ersucht worden, dieser Standesperson Platz zu machen. Zu solchen Schilderungen pflegte Anne Marie Illustrationen mit Bleistift zu liefern.

Ganz anders waren Agathens Briefe. Sie besaß nicht viel Beobachtungsgabe und gar keinen Humor, aber mit Hilfe von Gedächtnistreue und Fleiß vermochte sie doch ihre Erlebnisse ungeschminkt und anschaulich wiederzugeben. Sie hatte jetzt reichen Stoff zu berichten, denn sie stand mitten drin im Berliner Karneval.

Anne Marie gönnte der Freundin das, was diese jetzt alles vor ihr voraus hatte: Geselligkeit, Unterhaltung, Toiletten. Sie wollte nicht neidisch sein. Aber bitter war es doch, zu lesen, wenn Agathe schrieb: heute sei sie im Opernhaus mit ihren Eltern, morgen tanze sie bei Hof, übermorgen nehme die Gräfin H. sie mit nach Potsdam zu einer Schlittenpartie, und für die nächste Woche sei auch schon jeder Abend besetzt. Kavalierball, lebende Bilder, Ministerrout, Gesandtschaftsball — so ging es fort. Dann wurden gemein-

same Bekannte aus dem Stift erwähnt, die ebenfalls in Berlin ausgingen, ihre Toiletten geschildert, angedeutet, ob sie gefielen, wer ihre Courmacher seien. Getreulich berichtete Agathe auch, wenn irgend jemand nach Anne Marie gefragt hatte. Die Absicht, die Freundin zu trösten, ging klar genug daraus hervor. Überhaupt war zwischen Agathens Zeilen der wohlgemeinte Wunsch zu erkennen, sich nicht zu überheben. Immer wieder versicherte Agathe, daß sie sich durch noch so viel Glanz und Zerstreuung niemals irre machen lassen werde an der Freundschaft, die das Höchste sei und bleibe, was es auf dieser Erde für sie gäbe.

Warum schrieb Agathe so etwas? Bedauerte die Freundin sie etwa im stillen?

Auffällig erschien, daß Agathe niemals ihren Onkel Eberhard erwähnte, der doch jetzt in Berlin war. Sicher sah sie ihn. Warum verschwieg sie seine Anwesenheit? Dachte Agathe etwa, daß sie den Korb bereue, den sie ihm gegeben? — Andere schienen das ja auch zu denken. Die Tante hatte neulich nach dieser Richtung hin Andeutungen fallen lassen; sie hatte gemeint, wieviel besser es die Nichte jetzt wohl haben könnte, wäre sie damals nicht so unbegreiflich eigensinnig gewesen. Anne Marie, völlig durch diese unzarte Andeutung überrumpelt, hatte der Tante gegenüber alle Haltung verloren. Die Szene war nicht schön gewesen; das junge Mädchen dachte nicht gern daran zurück.

Zu denken, daß die Menschen Mitleid mit ihr haben könnten, war unerträglich. Lieber wollte sie gehaßt sein als bedauert. Wie ihr in innerster Seele zumute war, brauchte niemand zu wissen. Schon als kleines Mädchen hatte sie es so gehalten. „Stolz wie Anne Marie Plessow!“ hatte es in der Klasse geheißen.

Und noch schwerer, als sich bemitleiden zu lassen, wurde es diesem Herzen, zu zeigen, daß es liebe. Ganz selten und nur, wenn sie ganz allein war, in Träumen oder in Zuständen, die Träumen ähnelten, legte sich Anne Marie die Frage vor, ob sie liebe.

Gern hätte sie die Frage verneint. Einen Menschen lieben, von dem man kaum sagen konnte, daß man ihn kenne, der seine Geschichte, seine Erlebnisse ganz für sich hatte! Einen Mann, der durchaus den Eindruck der Abgeschlossenheit machte, der sicherlich nicht an sie dachte!

Schien es nicht lächerlich, eine Verrücktheit fast? Wodurch in aller Welt hatte er ihr solchen Eindruck gemacht? Waren es seine Augen, seine männliche Gestalt, seine vornehme Haltung? — Das besaßen andere Männer, die sie kennen gelernt hatte, schließlich auch. Ernst Hindorf aber hatte noch etwas mehr als sie alle; etwas, wofür es einen Namen nicht gab.

Am sichersten wurde sie sich seiner Eigenart bewußt, wenn sie gar nicht an ihn dachte, wenn irgendwoher aus ihr unbekannten Tiefen eine Sehnsucht aufstieg, in seine Augen zu blicken, seine sonore Stimme zu hören. Dann wußte sie mit einem Male ganz genau, so ist er. Als ob sie ihn schon seit Jahren kenne wie ihren intimsten Freund, als ob er in ihr gelebt hätte lange Zeit und nun plötzlich vorgetreten sei in die Wirklichkeit. Ja, genau dieses Gefühl hatte sie gehabt, als er ihr damals bei dem Gartenfeste in Drosselbach entgegengetreten war, daß sie hätte ausrufen mögen: „Bist du endlich da!“

Aber genau wie damals wurde dieses erste Gefühl des unbedingten Vertrauens abgelöst durch eine ganz anders geartete peinliche Empfindung. Eine Stimmung

des Verdrusses, der Empörung ergriff sie dann. Wer war dieser Mann? Wie kam er dazu, solche Gedanken in ihr zu wecken? In solchen Augenblicken war sie imstande, sich einzubilden, daß sie ihn hasse.

Anne Marie hütete sich wohl, die Menschen nach Herrn von Hindorf zu fragen. Selten nur hörte sie etwas von ihm. Wenn die Tante von ihm sprach, so geschah das meist in einer Art und Weise, die Anne Mariens Opposition herausforderte. Die Witwe hatte einen ganz besonderen, süßlich-protegierenden Ton für ihn. Der Lamnitzer Hindorf sei solch ein lieber, ausgezeichneter Mensch, wohlerzogen, solid, das Muster eines Kavaliers. Dieses Lob aus solchem Munde reizte Anne Marie über die Maßen und sie widersprach, gegen ihre innerste Überzeugung.

Anders war es, als Horst, der manchmal in Geschäften zur Stadt kam, eines Tages Frau von Nettelmüller gegenüber hinwarf: Ernst Hindorf sei ein höchst unbequemer Nachbar, er verderbe die Preise, indem er „unverschämt hohe Löhne" zahle und „wahre Paläste von Arbeiterwohnungen" hinsetze. Horst ließ sich darauf noch des weiteren über die Wirtschaftsweise des Lamnitzers aus, den er als „einen verdrehten Kopf" bezeichnete. Anne Marie horchte mit geschärftem Ohr hin; sie fühlte wohl das Bedürfnis, den Angegriffenen zu verteidigen, aber die Anwesenheit der Tante hinderte sie daran. Sicherlich hätte diese aus einem allzu warmen Eintreten der Nichte für Herrn von Hindorf ihre Schlußfolgerungen gezogen.

Eines Tages stand Anne Marie am Fenster und blickte in die trübe Winterlandschaft hinaus. Sie wußte wieder einmal nichts mit der vielen Zeit, die sie hatte, anzufangen. Wenn es nur erst Frühjahr würde, da

hoffte sie mit den Brüdern ausreiten zu können. Aber jetzt bei Frost und Schnee waren die Husaren an den Reitplatz und die verdeckte Bahn gebannt. Doch sah sie wenig Aussicht auf Änderung des Wetters, am Tage vorher erst war wieder frischer Schnee gefallen.

Ein Schlitten kam vom Lande her die Straße herab, die an der Villa vorüberführte. Anne Marie fielen die stattlichen Braunen auf und der gleichmäßige Tritt. Ein Herr lenkte vom Bocke aus; der Kutscher saß auf der Pritsche. Erst als er am Hause vorbeifuhr, erkannte das Mädchen in dieser pelzverhüllten Gestalt den Lamnitzer Hindorf.

Das Herz schlug ihr zum Halse empor. Sie trat schnell ins Zimmer zurück. Eine Verwirrung ohnegleichen kam über sie; am meisten erschrak Anne Marie über sich selbst. War es schon soweit mit ihr, daß sein flüchtiger Anblick Eindruck auf sie machte?

* * *

Der Kommandeur der Husaren, Oberst von Chineck, war ein guter Bekannter von Anne Mariens Vater gewesen. Als junger Offizier hatte er bei der Plessowschen Eskadron gestanden; er rühmte sich, ein Schüler des alten Ede zu sein.

Durch den jähen Tod ihres Vaters waren die beiden Husarenleutnants in schwierige Lage gekommen. Es wurde ernsthaft in Erwägung gezogen, ob sie nicht besser täten, zur Infanterie überzutreten, da sie mit ihren knappen Mitteln auf die Dauer doch nicht bei der Kavallerie würden bestehen können. Aber ihr Kommandeur hatte erklärt, daß er die Plessows in seinem Offizierkorps nicht missen wolle; er werde alles tun, was in seinen Kräften stünde, um ihnen den Ver-

bleib im Regiment möglich zu machen. Herr von Chineck hatte eine glänzende Karriere hinter sich. Jung war er aus der Front herausgekommen, hatte verschiedene Adjutantenstellen bekleidet, war einer Gesandtschaft attachiert gewesen und hatte schließlich mehrere Jahre hindurch einen Posten als Flügeladjutant eines unserer elegantesten Prinzen innegehabt.

Er war Kavallerist von Anlage und Passion; alles, was über Reiten, Exerzieren und Felddienst hinausging, verachtete er mit Ostentation. Sein militärischer Ehrgeiz war gering; wußte er doch nur zu gut, daß seine Karriere über kurz oder lang enden müßte. Wenn es gut ging, würde man ihn noch ein paar Jahre Brigade führen lassen. Chineck pflegte zu sagen, daß er mit seinem Regiment verheiratet sei; diese glückliche Ehe verhinderte ihn jedoch nicht, einer der größten Courmacher der Gegend zu sein. Im Salon der Witwe Nettelmüller war der Husarenkommandeur einer der häufigsten Gäste. Man hatte schon vielfach prophezeit, daß aus dieser dicken Freundschaft schließlich eine Ehe werden würde. Die beiden Leute schienen ausgezeichnet zueinander zu passen; beide waren aus der ersten Jugend heraus und in ihrem Geschmack einander sehr ähnlich. Chineck wußte eine komfortables Home, ein gutes Diner und flotte Geselligkeit zu schätzen, und Frau von Nettelmüller verstand es wie keine andere, diese Dinge zu beschaffen. Sie hatten auch Gelegenheit gehabt, einander kennen zu lernen; vier Jahre lebte die Witwe nun schon in Kranzfelde, und ebenso lange etwa führte Herr von Chineck die Husaren. Die Flaschen, die der Oberst allein im Hause der Generalswitwe geleert hatte, würden einen stattlichen Weinkeller gefüllt haben. Es verging kaum ein Jahr, ohne daß die Regimentsmusik

im Auftrage des Kommandeurs vor der Villa gespielt hätte, und bei jedem Feste mit Damen, das die Husaren veranstalteten, war Frau von Nettelmüller Patronin, auch bei den Offiziersrennen pflegte sie die Preise zu überreichen. Nicht mit Unrecht wurde sie die „Husarenmutter“ genannt.

Und trotzdem wußte die Witwe ganz genau, daß sie keine Aussichten habe, jemals Frau von Chineck zu werden. Frau von Nettelmüller war nicht ohne Kenntnis der Welt und des Mannes; besonders Naturen wie Chineck, die ihr ähnlich waren, wußte sie ziemlich genau zu beurteilen. Diese Art ist geboren zum Flirt, aber nicht zum Heiraten. Der Oberst war unterhaltend und, wenn er viel Wein getrunken hatte, manchmal sogar witzig, aber seine guten Seiten blieben im besten Falle Junggesellentugenden. Als erfahrene Frau wußte sie, daß die liebenswürdigsten Garçons durchaus nicht immer die besten Ehemänner abgeben. Einer, der wie Chineck mit allen Hunden gehetzt war und von allen Blumen genippt hatte, würde schwerlich durch den Schwur am Altar zur Solidität bekehrt werden. Er war ein Scharmeur, einer der mit seiner guten Figur, trotz des stark angegrauten Haares, mit der weltmännischen Sicherheit seiner achtundvierzig Jahre, mit dem interessanten Hintergrund von Erfolgen, den ihm verschiedene, nur zu bekannte Liebesabenteuer gaben, eine glänzende, nicht zu unterschätzende, bis zu einem gewissen Grade faszinierende Persönlichkeit ausmachte. Aber der Mann nach dem Herzen der Witwe Nettelmüller war er nicht; dazu ähnelte er ihrem verstorbenen Gatten zu sehr.

Sie hatte ihren Mann ohne Liebe geheiratet, der Versorgung halber. Die Ehe Nettelmüller war äußerlich sehr glatt und ohne irgendwelchen Anstoß ver-

laufen. Sie war gegründet gewesen auf Repräsentation. Die Lebenslust der Dame hatte dabei volles Genüge gefunden, aber gewisse zarte Seiten ihres Wesens, eine geheime Sentimentalität, deren sie sich selbst gar nicht bewußt war, hatten dabei nicht auf ihre Rechnung kommen können.

Obgleich ohne Tiefe des Geistes und des Gemüts, war Frau von Nettelmüller doch zu sehr Weib, um es auf die Dauer ohne Zärtlichkeit auszuhalten. Der Flirt war selbst in ihren Augen nur ein elendes Surrogat für das, was im Grunde der Seele jede ersehnt: den ausschließlichen Besitz eines geliebten Mannes. Die Witwe hatte keineswegs abgeschlossen mit dem wichtigsten Lebenskapitel: Liebe. Das ideale Bild jedoch, das sie im geheimsten Kämmerlein ihres Herzens aufgestellt hatte, sah ganz anders aus als der schneidige Husarenoberst.

Im Leben und Verhalten der Frau von Nettelmüller hatte sich in der letzten Zeit eine gewisse Änderung vollzogen: die lebenslustige Witwe war auf dem Wege zu gesetzter Ehrbarkeit. Dem scharfen Auge der Welt entging das natürlich nicht. Man fand, es sei die höchste Zeit, daß sie anfange, sich ihrem Alter gemäß zu kleiden und nicht mehr mit dem jüngsten Leutnant zu scharmieren.

Sie kümmerte sich neuerdings auch mehr um die Angelegenheiten ihres Gutes Medlau, das sie früher nur als eine höchst unbequeme Zugabe zu ihrem Leben betrachtet hatte. Mit dem Lamnitzer Hindorf, der ihr bei der Neuverpachtung helfen sollte, sprach sie gern über die Leuteverhältnisse des Gutes, die sie angeblich sehr interessierten, und ließ sich von ihm über landwirtschaftliche Dinge unterrichten.

Oberst von Chineck trat darüber mehr und mehr in den Hintergrund bei ihr. Während früher die zweideutigen Bemerkungen des grauhaarigen Husaren stets auf günstigen Boden gefallen waren, hielt sie neuerdings diesem Schwerenöter gegenüber mit ihrem Entgegenkommen etwas zurück. Chineck setzte sie darüber einmal direkt zur Rede; was eigentlich mit ihr los sei, wollte er wissen. Er merkte das Erkalten der Freundschaft unter anderem höchst unangenehm daran, daß er seltener als früher bei der Witwe zum Frühstück eingeladen wurde.

Frau von Nettelmüller wies auf Anne Mariens Anwesenheit in ihrem Hause hin. Sie habe jetzt eine „ernste Lebensaufgabe", sagte sie; die sei: für „diese arme Waise" zu sorgen, die eines Halts im Leben bedürfe. Chineck tat als höflicher Mann so, als glaube er seiner Freundin diese Entschuldigung.

Die Witwe Nettelmüller hatte die Angewohnheit, erst gegen Mittag aufzustehen. Anne Marie begriff nicht, wie man den schönsten Teil des Tages so freventlich in den schwülen Bettkissen vergeuden konnte; sie gehörte guter ländlicher Gewohnheit nach zu den Frühaufstehern. Seitdem der schlimmste Teil des Winters vorüber war, sah man sie schon beim Morgengrauen zu Pferde. Gewöhnlich begleitete sie einer ihrer Brüder, aber auch mancher andere jüngere oder ältere Husar machte sich eine Ehre daraus, ihr Kavalier zu sein; sie zählte durchaus zu den Damen des Regiments.

Eines Morgens, als Anne Marie vom Reiten zurückkam, fand sie ihre Tante am Frühstückstische vor. Die Nichte war verwundert, denn es hatte noch nicht neun Uhr geschlagen. Frau von Nettelmüller erklärte ihr frühes Aufstehen damit, daß sie heute nach Medlau

fahren wolle, das etwa fünfzehn Kilometer von Kranzfelde entfernt lag. Anne Marie dachte bei sich: wie sich doch die Tante zu diesem Zwecke schön gemacht habe. Sie trug ihr bestes Tailormade und war kunstvoll frisiert. Wollte sie den Medlauer Kuhmägden und Ackerknechten damit imponieren?

Als die Witwe dann freilich weiter erzählte, daß der Lamnitzer Hindorf sie mit eigenen Pferden abholen werde, begriff Anne Marie den Toilettenaufwand schon eher. Sie habe Geschäfte in Medlau zu ordnen mit dem Pächter, die ihr den Beistand eines Herrn wünschenswert machten. Die Nichte hörte mit mißtrauischem Ohre nur das eine aus den Worten der Tante heraus, daß diese es für notwendig hielt, ihre Fahrt mit Herrn von Hindorf gewissermaßen zu entschuldigen.

Das Wetter schien die Landpartie begünstigen zu wollen: es war der erste klare und zugleich warme Tag des Februar.

In der elften Vormittagsstunde fuhr ein offener Wagen vor. Schon lange vorher hatte die Witwe fertig dagesessen, mit Handschuhen, Pelzboa, kokettem Federhut, ungeduldig auf das Rollen der Räder wartend. Jetzt fuhr sie wie elektrisiert in die Höhe, nahm sich kaum Zeit, der Nichte Lebewohl zu sagen, und eilte hinunter.

Anne Marie sah der Abfahrt vom Fenster aus zu, ohne sich dabei zu zeigen; die breiten Portieren versteckten sie. Ernst Hindorf saß selbst auf dem Bock und lenkte seine schönen Braunen, neben ihm die elegante Frau, deren Straußenfedern sich leicht im Winde bogen, der Kutscher auf dem Rücksitz mit vorschriftsmäßig verschränkten Armen. Ein schönes Gefährt, wie

es im Sonnenglanz die breite Landstraße hinabrollte. Anne Marie hatte unwillkürlich das angenehme Gefühl des elastisch-schnellen Dahingetragenwerdens, wie man es in einem leichtfedernden, von gut eingefahrenen Pferden gezogenen Wagen auf ebener Bahn empfindet.

Es kam ihr lächerlich vor, daß ihre Tante neben ihm auf dem Bocke sitze. An die „Geschäfte" in Medlau glaubte sie nicht; das war sicher nur Vorwand von ihrer Seite, um mit Herrn von Hindorf zusammen zu sein.

Hatte er denn keine Augen im Kopfe? Sah er denn nicht, was für eine Person die Witwe Nettelmüller war? Die Nichte dachte einen Augenblick an die raffinierten Künste, mit Hilfe deren die Tante ihre jugendliche Erscheinung aufrechtzuerhalten suchte. Tiefer Widerwille, der sich zum physischen Ekel steigerte, erfüllte sie. Wäre es denkbar, daß Ernst Hindorf auf solch schamloses Blendwerk hereinfallen sollte? Sah er denn nicht, daß nach ihm geangelt wurde?

War sie eifersüchtig? Sie, Anne Marie Plessow, der Neid und Eifersucht an anderen immer als das Niedrigste erschienen war!

Schon wieder erfüllte sie jene Empfindung von Unsicherheit, Sehnsucht, Scham und Ärger über sich selbst und ihre unkontrollierbaren Gefühle. Und das Ende war auch diesmal, daß sie sich gegen den Mann auflehnte, der solchen Widerstreit der Gedanken, solche demütigende Unruhe über sie gebracht hatte.

*   *   *

Die interessantesten Abschnitte in Agathens Briefen waren für Anne Marie in der letzten Zeit diejenigen

gewesen, in denen sie von einem Legationsrat von Rängern sprach. Dieser Herr schien Agathens Haupttänzer zu sein. Mehr und mehr kam Anne Marie zu der Überzeugung, daß Herr von Rängern für die Freundin etwas mehr als eine erste beste Ballbekanntschaft bedeuten müsse. Es gab zu denken, daß Agathe sich gegen etwas von niemandem Behauptetes verteidigte, als gefalle ihr der Legationsrat besonders, als bevorzuge sie ihn.

Übrigens war das gerade echt Agathe Mildenau. Immer vorsichtig, selbst im Vergnügen ein wenig ängstlich. Um Gottes willen, wenn ihr der Mann gefiel, warum sollte sie sich seine Courmacherei, vielleicht gar seine Werbung nicht gefallen lassen!

Fast klangen ihre Briefe, als scheue sich Agathe zu schreiben, wie es eigentlich zwischen ihr und Herrn von Rängern stehe. Hatte sie Furcht vor der Freundin? Und warum?

Anne Marie schrieb einen Brief an Agathe, in dem sie mit ungewöhnlicher Ausführlichkeit und, wie es ihr selbst vorkam, sehr vernünftig auseinandersetzte, wie außerordentlich geeignet für die Ehe gerade Agathe sei, und daß sie sich über nichts mehr freuen würde, als sie aus Berlin als Braut zurückkehren zu sehen, vorausgesetzt natürlich, daß der Bräutigam ihrer würdig sei. Den Namen des Herrn von Rängern erwähnte sie dabei nicht.

Agathe beantwortete diesen Brief umgehend. Was denn Anne Marie denke! Wie sie sie so habe mißverstehen können! Schwer, nur sehr schwer werde sie sich jemals zum Heiraten entschließen. Anne Marie solle um Gottes willen nie wieder so etwas schreiben. Der Brief habe sie ganz unglücklich gemacht; sie

liege im Bett, weine und habe Sehnsucht nach der Freundin.

Im nächsten Briefe sprach Agathe nicht mehr von Herrn von Rängern, sein Name wurde überhaupt nicht wieder erwähnt.

In der Langeweile dieses Winters fand Anne Marie gelegentlich Zerstreuung durch einen Besuch bei ihrer alten Erzieherin Babette Finsterli. Die Schweizerin wohnte im Parterre eines freundlichen Häuschens am Marktplatz, dem „Löwen" gegenüber, dem feinsten Gasthofe von Kranzfelde, wo die Großgrundbesitzer ausspannten. Oft bekam sie Besuch von ihren alten Zöglingen, unter denen schon manche Mutter und manch ein Mann im mittleren Lebensalter sich befand. Anne Marie war ja die letzte Schülerin gewesen, die aus Fräulein Finsterlis Händen hervorgegangen war.

Babette Finsterli, „Bäbchen", wie sie in der ganzen Gegend genannt wurde, war ein kleines, hageres, außerordentlich häßliches, altes Dämchen. Sie sah einem harmlosen Raubvogel nicht unähnlich mit ihren großen, dunklen Augen, der krummen Nase und dem spitzen Kinn. Nur mit ihren langen, grauen Locken, auf die sie viel Pflege verwandte, konnte sie einigen Staat machen.

Das Bäbchen hatte den lieben langen Tag nichts zu tun und konnte daher ungestört in seinen Reminiszenzen kramen. Sie besaß die Photographien ihrer sämtlichen Schüler und Schülerinnen in den verschiedensten Stadien der Entwicklung. Die erstaunlichsten Schätze aber beherbergte ihr Gedächtnis. Jeder Zögling hatte da in diesem Herbarium verblichener Anekdoten sein eigenes Schubfach, in dem seine dummen

Streiche, komischen Bemerkungen und Kinderabenteuer aufbewahrt wurden.

Zeitlebens war Babette Finsterli sehr neugierig gewesen; dazu besaß sie eine lebhafte Phantasie und große Kombinationsgabe. Diese Fähigkeiten weiterzuüben, war der Marktplatz von Kranzfelde ein äußerst geeignetes Terrain. Von ihrem Parterrefenster aus übersah die alte Jungfer das ganze, nicht allzu umfangreiche Viereck, das jeder, der in Kranzfelde etwas wollte, überschreiten mußte. Wenn man wissen wollte, ob ein Bekannter heute in der Kreisstadt sei, so brauchte man nur zu dem Bäbchen zu gehen; die wußte es sicher, und noch mehr: was der Betreffende unternommen, und was er weiter noch vorhabe, war ihr in den meisten Fällen kein Geheimnis.

Anne Marie hatte der alten, drolligen Person gegenüber kein ganz reines Gewissen. Im Plessowschen Hause war es dem Bäbchen nicht gut ergangen; alle Welt hatte sie dort gehänselt, vom Hausherrn angefangen, und mehr als einen nicht immer harmlosen Streich hatten ihr die wilden Jungens gespielt, mit denen Anne Marie meist im Bunde gewesen war. Die Schweizerin sah diese Erlebnisse, die ihr damals manch bittere Stunde bereitet hatten, im rosigsten Lichte. Es lag nicht im Wesen dieses gutmütigen, leicht in den Tag hinein lebenden alten Kindes, nachzutragen.

Ohne ihre Gewissensbisse offen zu zeigen, hätte Anne Marie doch gern gutgemacht, was sie im Jugendübermut an der alten Person verbrochen hatte. Sie bot dem Bäbchen an, ihr aus Zeitungen oder Büchern vorzulesen; aber Babette war eine zerstreute Zuhörerin. Mitten im Lesen konnte es vorkommen, daß sie von ihrem Platze aufsprang und ans Fenster eilte, ans

Fenster, nach dem sie ja mit einem Auge immer schielte, um zu sehen, wer drüben vorüberschreite, oder welcher Wagen soeben am „Löwen" vorgefahren sei. Oft kamen Bekannte von den Gütern der Umgegend ohne viel Formalitäten zu der populären alten Jungfer ins Zimmer. Besonders häufig traf man die Weudenaschen Töchter bei dem Bäbchen. Anne Marie liebte die Dromsdorfer Mädel nicht sonderlich. In der Jugend waren ihr diese jungen Damen immer als Muster der Tugend und des Fleißes vorgehalten worden, und heute noch war es allgemein Mode, die „Dromsdorfer Engel", wie sie auch genannt wurden, als wohlerzogen und häuslich zu rühmen, die Art, wie sie mit wenig auskamen, und wie sie ihren alten Vater pflegten, zu bewundern. Daß die Zweite den Superintendenten geheiratet hatte, vermehrte noch den Heiligenschein der Familie. Anne Marie war so ketzerisch, es von einer ihresgleichen geschmacklos zu finden, die dritte Frau eines bejahrten, unschönen Mannes mit Kindern aus zwei früheren Ehen zu werden. Die Weudena-Bewunderer aber sprachen von einem „Samariterwerke".

Ganz etwas anderes war es mit Helene Kracht, der ältesten Dromsdorfer Tochter. Die Witwe Kracht hatte Herbst und Winter in Berlin zugebracht, wo sie in einem großen Hospital einen praktischen Kursus in der Krankenpflege durchgemacht hatte. Jetzt hielt sie sich zur Erholung für einige Zeit in Kranzfelde auf.

Für diese Frau hegte Anne Marie große Bewunderung, die sich mit jedem Male, da sie Frau Kracht sah, steigerte, bis eine echte Schwärmerei daraus geworden war. „Gut, daß Agathe das nicht erlebt!" sagte Anne Marie zu sich selbst. „Es würde eine schöne Eifersucht geben."

Helene Kracht war noch weißer geworden; im übrigen aber schien die Arbeit in einem schweren Beruf ihren Körper gestählt zu haben. Ihre Haltung war aufrecht, ihr Auge hatte nicht mehr das Erloschene von ehemals, der straffe Gang, die belebten Züge sprachen von Energie und Selbstbewußtsein. Anne Marie war stets wie elektrisiert, wenn sie dieser Frau in der Straße begegnete. Für sie war die Witwe Kracht unbedingt die schönste Erscheinung und der interessanteste Charakter weit und breit.

Die Kranzfelder, Frau von Nettelmüller an der Spitze, hingegen mißbilligten Helene Kracht. Man warf ihr Hochmut vor; und gerade sie habe doch gar keinen Grund, so apart zu tun, hieß es.

Was man ihr eigentlich nachsage, vermochte Anne Marie nicht genau festzustellen. Daß sie jung einen Mann geheiratet hatte, der sich später als ihrer unwürdig erwies, durfte ihr doch unmöglich als Verbrechen angerechnet werden, deshalb wäre sie doch eher zu bemitleiden gewesen. Die Gerüchte, die im Umlauf waren, daß Kracht sie mißhandelt hatte, glaubte Anne Marie einfach nicht. Ihre Bewunderung für diese Frau war so groß, daß sie sich nichts Unwürdiges oder Unschönes in Verbindung mit ihr denken konnte oder wollte. Gerade jener Stolz, den die anderen tadelten, erschien dem jungen Mädchen als das Schönste an diesem Ideal.

Sicherlich hatte die Witwe Schweres durchgemacht, Außerordentliches vielleicht; dafür sprach ihr verschlossenes, jede Intimität abwehrendes, ganz in sich selbst ruhendes Wesen. Diese Unnahbarkeit gab der Bewunderten in Anne Maries Augen etwas Geheimnisvolles und Anziehendes zugleich. Wenn von irgend-

einem Menschen, so hätte sie gern von Helene Kracht die wirkliche Lebens- und Leidensgeschichte gewußt. Die Bemerkung, die Tante Nettelmüller gelegentlich fallen ließ: die Kracht hätte aus dépit d'amour geheiratet, vermehrte natürlich die Wißbegier.

Zu irgendwelchem vertraulichen Verkehr zwischen Anne Marie und Frau Kracht kam es nicht. Das junge Mädchen hatte zu deutlich das Gefühl, daß sie dieser Frau nichts sein könne. — Solchen Menschen gegenüber genügte das Anschauen und Bewundern; das erhebende Bewußtsein, daß es ihresgleichen gab, und die geheime Hoffnung, ihnen ähnlich werden zu können, entschädigten für ihre Unnahbarkeit.

Frau Kracht war immer freundlich gegen Anne Marie, wenn sie sich bei Babette Finsterli trafen, von jener verstehenden, ein wenig melancholischen Freundlichkeit, welche reife Frauen gegen junge, schöne Mädchen, in denen sie wiederfinden, was sie vor Jahren selbst gewesen sind, an den Tag zu legen pflegen. Trotzdem kam es niemals zu mehr als alltäglichen Gesprächen. Anne Marie scheute sich, ihre Gefühle offen an den Tag zu legen, und Frau Kracht war offenbar mit ihren eigenen Angelegenheiten viel zu sehr beschäftigt, um die geheime Schwärmerei des jungen Dinges, dem sie das Herz gestohlen hatte, zu bemerken.

Eines Tages, als Anne Marie auch gerade wieder mit Helene Kracht bei der Schweizerin zusammen war, fuhr plötzlich ein herrschaftlicher Wagen vor. Das Bäbchen geriet in große Aufregung. Wer konnte das sein?

Anne Marie hatte sofort die Braunen wiedererkannt und wußte, wer draußen halte. Zum Überfluß hörte sie eine ihr wohlbekannte Stimme, die dem Kutscher

Befehle gab. Gleich darauf trat der Lamnitzer Hindorf ins Zimmer.

Ernst Hindorf hielt einen Henkelkorb in der Hand, aus dem Flaschenhälse blickten. Er überreichte dem Bäbchen, das wie ein junges Mädchen errötend vor ihm stand, den Korb und bemerkte dazu, es seien einige Flaschen Stachelbeerwein darin, den sie ja so gern trinke. Das alte Fräulein bedankte sich mit vielen Knicksen und mit Ausdrücken stürmischer Begeisterung. Stachelbeerwein, erklärte sie, gebe es nur an einem Orte der Welt, das sei in Lamnitz.

Endlich fand Herr von Hindorf Zeit, sich von dem Bäbchen loszumachen und die beiden anderen Damen zu begrüßen. Anne Marie war ganz verwirrt; sie hatte seit Monaten nicht mit Ernst von Hindorf gesprochen, und im Augenblicke wußte sie nicht, ob sie sich über eine Begegnung freuen sollte, die sie sich im Geiste schon wie oft ausgemalt hatte. Freilich, daß sie ihn in den Fahrpelz eingemummt wie ein Knecht Ruprecht und mit einem Flaschenkorbe in der Hand wiedersehen würde, hätte sie sich nicht träumen lassen; und unwillkürlich überwog die Belustigung darüber schnell alle anderen Gefühle.

Dann fiel ihr Blick zufällig auf Helene Kracht. Was war mit der Frau vor sich gegangen? Anne Marie glaubte ein völlig verändertes Wesen zu sehen. Helenens Gesicht wurde abwechselnd rot und blaß; umsonst schien sie nach Fassung zu ringen.

Anne Maries Blicke wanderten von ihr zu Ernst Hindorf. Instinktiv vermutete sie, in ihm den Grund zu Frau Krachts ungewöhnlicher Erregung suchen zu müssen. Sie sah, daß auch er nicht ganz unbefangen sei; in seiner Art, zu sprechen und sich

zu gebärden, lag eine Hast, die ihm sonst gänzlich fremd war.

Unzerstörbar setzte sich in diesem Augenblicke bei Anne Marie die Ansicht fest, daß zwischen diesen beiden Menschen Beziehungen bestünden, die Dritten gegenüber verborgen werden sollten.

Über den vier Menschen lag eine peinlich gedrückte Stimmung, die auch durch des Bäbchens krampfhafte Anstrengungen, eine Unterhaltung in Fluß zu bringen, nicht gebessert wurde.

Frau Kracht erhob sich und entfernte sich nach kurzem Abschied. Herr von Hindorf blieb noch eine Weile, sprach mit Babette von gleichgültigen Dingen, erklärte dann aber, Geschäfte zu haben, und ging auch.

Anne Marie verlangte, das Bäbchen solle ihr sagen, was das zu bedeuten gehabt hätte. Die alte Person war sichtlich betreten und wollte ganz gegen ihre sonstige Gewohnheit nicht mit der Sprache herausrücken. Nichts bestünde zwischen den beiden, nicht das geringste; sie könne sich Helene Krachts Verhalten nur durch ein plötzliches Unwohlsein erklären. Babettens Beteuerungen bestärkten Anne Marie nur in der Ansicht, daß hier der Schlüssel liege zu einem ungewöhnlichen Geheimnis.

Auf die Gefahr hin, neugierig zu erscheinen, begann sie ihre Tante auszuforschen nach Helene Krachts Vergangenheit. Frau von Nettelmüller hielt mit dem, was sie wußte, nicht hinter dem Berge. Sie hatte zwar auch nur gerüchtweise von der interessanten Angelegenheit gehört, aber Anne Marie erfuhr doch so viel als gewiß, daß Helene Kracht eine Jugendliebe des Lamnitzer Hindorf sei. Die Sache sei sehr weit gegangen, behauptete die Witwe Nettelmüller; nach

ihrer Darstellung habe die damalige Helene Weudena den unerfahrenen Ernst Hindorf durch raffinierte Koketterie an sich zu locken gewußt und dann, als aus der Sache nichts geworden war, den ersten besten Mann genommen. Frau von Nettelmüller wusch ihren Liebling Ernst Hindorf von jeder Schuld frei und wälzte um so schwerere Vorwürfe auf Helene Krachts Ruf.

Es blieben genug Fragen in dieser Angelegenheit für Anne Marie unerklärt. Sie sann viel über diese außerordentliche Entdeckung im stillen nach. Eines stand für sie unerschütterlich fest: Helene Kracht liebte Ernst von Hindorf noch heute.

Und wie stark mußte diese Liebe sein, daß sein bloßes unerwartetes Auftreten diese Frau mit ergrautem Haar so außer alle Fassung zu bringen vermochte!

Und Ernst Hindorf! Wie verhielt er sich dazu? Wußte er, wie er geliebt wurde? Erwiderte er Helenens Liebe? Und wenn er es tat, warum legte er dann sein Gefühl nicht offen an den Tag?

Helene Kracht aber erschien ihr in ganz anderem Lichte. Mit ihrer Schwärmerei für diese Frau war es aus. Mochte ihr die Tante mit ihrer Behauptung, sie sei eine verkappte Kokette, zehnmal unrecht tun, eines stand auch für Anne Marie fest: Helene Kracht war gefährlich.

Anne Marie lernte von da ab eine Empfindung kennen, die ihr an ihrer Freundin Agathe — ach, so lächerlich erschienen war: Eifersucht.

* * *

Ernst von Hindorf war zufrieden mit dem verflossenen Jahre. Von dem Ererbten hatte er nichts

verloren, und für zukünftige Ernten war manches Samenkorn ausgestreut worden; vieles schlummerte noch im Boden.

Das beste Saatgut keimt am langsamsten. Der erfahrene Landwirt gibt deshalb die Hoffnung noch lange nicht auf, wenn seine Aussaat zögernd aufläuft. Und der Forstmann wartet oft geduldig ein ganzes Jahr, bis der erste schwache Keim schüchtern durch die Hülse bricht; der lächerlich kleine Anfang nimmt ihm nicht den Glauben, daß aus solchem nur wie ein Härlein großen Pflänzchen in hundert Jahren ein himmelhoher Baum erwachsen sein wird.

Ernst hatte es früher nicht so gewußt, daß der ganze Beruf des Landmanns auf Glauben gestellt ist. Der Mann, der vom Erdreich das Wachsen und Gedeihen seiner Früchte verlangte, mußte an viele, viele verborgene Dinge glauben, die er nicht erklären konnte; er mußte hoffen können, während er im herbstlichen Nebel lebte, daß die Sonne weiterscheinen und daß sie aus der braunen Scholle das Wunder der grünen Halme erst und der wogenden Ährenfelder später hervorzaubern werde. Nichts stärkte den Glauben an die Kraft des Lebens und an den Reichtum der ihm innewohnenden, unerforschlichen Keime so innig wie das langsame, aber unaufhaltsame Emporsteigen der jungen Ernte aus den kahlen Feldern. Wie oft war man im Winter über die festgefrorenen Äcker geschritten, wie traurig hatten die leeren Baumgerippe dagestanden, als wäre alles Leben erstarrt, und jetzt brach es siegreich hervor; es hatte nur geschlummert, wohlverwahrt durch die starre Rinde. Nun erschienen sie alle wieder, die alten Bekannten, von denen wir in den trüben Wintertagen glaubten, sie seien auf Nimmerwiedersehen ver-

schwunden; ohne viel Aufsehen, ganz wie selbstverständlich treten sie an, mit ihrem pünktlichen: „Zur Stelle!"

Von den Fenstern seines Wohnzimmers aus konnte der Gutsherr ein gut Teil der großen Maskerade mitansehen, die das Frühjahr mit Baum und Strauch, Wiese und Feld vornimmt. Erst war es nur wie ein zarter Duft, der über das Bild dahinging, leicht wegzuwischen, gleich einem Hauch auf einem Spiegelglase. Dann verdichtete sich der Schimmer, Farben traten in das Bild, behaupteten sich als grüne Flecke auf den Rasenflächen; Streifen von Weiß und Gelb woben sich dazwischen; die ersten Frühjahrsblumen traten familienweise auf. Dann auf einmal, nach einer lauen Nacht, war es, als habe eine unsichtbare Hand einen lichten Brautschleier über die ganze Welt geworfen; an den Kronen der Bäume war er haften geblieben. Die Pracht dessen, was da kommen sollte, deutete sich keusch in den feinsten, vergänglichsten Farbenspielen an, die sich aus Millionen Trieben und Keimen zusammensetzten. Das war die erste, rührende Kindesschönheit des Frühlings, die alles verheißt und leicht an das Größte glauben macht.

Wenn man dieses Wachsen und Werden aus dem Nichts, dieses tägliche Sich-verjüngen und -verschönen so aus nächster Nähe mit ansah, dann drängte sich dem nachdenkenden Sinn ganz von selbst das Bewußtsein auf, daß wir Menschen tief zusammenhängen mit den Geschwistern der Flur, und daß wir nichts Besseres tun können, als die Gesetze, denen sie unterworfen sind, auch in uns walten zu lassen.

Stille sein in Frömmigkeit lehren sie uns, aber auch jenen unbezwinglichen Optimismus, der Glauben gibt, Glauben an das Leben, den Mut, es auf uns zu

nehmen, das Bewußtsein unserer Kräfte und den Willen, sie zur Entfaltung zu bringen.

Die Zeiten waren versunken, wo der Herr dieses Hauses an dem nämlichen Fenster gestanden, stundenlang hinstarrend auf seinen Besitz und sich die Frage vorlegend: „Wozu frommt dir dies? Was suchst du in einer Welt, die dir nichts mehr bieten kann, nachdem du das Liebste verloren hast?" Damals hatte ihn der Frühling seinen Verlust nur noch bitterer empfinden gemacht; wie ein Schmeichler war er ihm erschienen, ein Verführer, das Leben schön zu finden.

Aber nun hatte er langsam die Wahrheit erkennen gelernt, daß nichts auf der Welt verloren geht, auch die Gefühle und Erlebnisse der Menschenseele nicht. Das einmal genossene Glück war unvergänglich. Das Gute und Große, das man durchgemacht hatte, ließ seine dauernden Spuren zurück, genau wie das Herbe. Der große Schmerz war wie das Weltmeer, grundlos und ohne Ende scheinbar; der Verzweiflung erschienen beide der sichere Untergang. Aber wer zu seinen Tiefen herabgestiegen war, der hatte sich von da unten einen Talisman mitgebracht, der ihn gegen alles Arge feite, was noch kommen mochte: das Unterscheidungsvermögen für das, was wichtig ist im Leben. Wer, wie er, in das brechende Auge eines geliebten Weibes geschaut hatte, der besaß fortan den Maßstab für gut und schlecht, für groß und klein, für wertvoll und nichtig.

Dabei schwelgte er durchaus nicht im schmerzlichen Erinnern; mit vollem Bewußtsein war er auf der Hut davor, daß die Toten wiederum Macht bekämen über ihn. In jenem Kultus, den manche mit geliebten Verstorbenen treiben, sah er ein Zeichen von Schwäche.

Das schönste Denkmal, das man den Toten setzen konnte, war ein würdiges Leben.

Früher waren seine Tage reicher gewesen an Abwechslung, an aufregenden Erlebnissen, an intensivem Genießen; jetzt gab es für ihn lange Strecken, wo sich äußerlich nichts ereignete. Der Gang der Wirtschaft, die Jahreszeiten mit der Arbeit, die sie in Feld und Wald mit sich brachten, seine Stellung als Gutsherr, das war der Rahmen, in dem sich das Leben abspielte, gemächlich wie alles auf dem Lande, geräuschlos, anscheinend langweilig.

Viel nachhaltiger genoß er jetzt alles Gute als früher, drang tiefer ein in die Dinge, die ihm erst so ihren Sinn offenbarten. Wie viel Schönheit war nicht der scheinbar reizlosen Landschaft seiner Heimat eigen! Und so war es mit allem hier draußen auf dem Dorfe. Rauh war die Scholle, zähe die Menschen und schwer zugänglich; nur langem, treuem Werben um ihre Liebe eröffnete sich beides: die Scholle, wie die, welche darauf saßen.

Was war ihm ehemals der Landmann gewesen? In seinem Eigensinn, seinem Vorurteil, seinem tölpelhaften Wesen, ein Ärgernis! Nicht selten hatte er gedacht: diese Leute verdienen es nicht besser als sie es haben. Den Bauern Vernunft predigen galt ihm nach einigen mißglückten Versuchen als Donquichotterie.

Jetzt wußte er auch das besser; auf solche Schädel, an denen alle gute Lehre abprallte, ja, die jedes Zureden nur noch verstockter machte, wirkte nur eines: das Vorbild.

In früheren Jahrhunderten war der Gutsherr alles für diese Unmündigen gewesen: Patron, Gerichtsherr, Arbeitgeber. Er hatte für sie gedacht, gehandelt, ge-

sorgt, er hatte aber auch von ihnen gelebt; sie mußten ihm frönen mit dem, was sie besaßen, mit Leib, Leben, Gut, Familie, Vieh.

Und heutzutage! Die väterliche Gewalt des Gutsherrn war aufgehoben. Als freie Männer saßen die ehemaligen Hörigen neben ihm; nur durch den größeren Umfang der Äcker und einige wenige Vorrechte, die ein blasser Schatten waren ehemaliger Gewalt, unterschied er sich von ihnen. Mit der Fronpeitsche ließen sie sich nicht mehr regieren; sie wollten mit Vorsicht angefaßt sein, denn sie waren mißtrauisch und argwöhnten Bevormundungsabsichten.

Und dennoch konnte der Edelmann noch heute ein kleiner König sein; er war der geborene Führer auf dem Lande. Das Schwergewicht des Charakters gab schließlich auch hier den Ausschlag. Freiwillig mußten die Leute die Überlegenheit eines vornehmen Mannes anerkennen, auch wenn er nicht mehr ihr Erb-, Lehn- und Gerichtsherr war. Viel mehr Wert hatte es, daß sie jetzt aus eigenem Antriebe kamen, seinen Rat einzuholen, als daß er jemals kraft seiner Geburt in ihren Händeln Urteil sprach. So konnte er allmählich zurückerobern und in höherem Sinne gewinnen, was seine Vorfahren besessen hatten, und was ihnen ebensosehr Last und Fessel als Vorrecht gewesen war.

Und nicht bloß die Bauern und kleinen Leute kamen zu ihrem Gutsherrn mit allerhand Anliegen und Fragen, auch seine Standesgenossen blickten auf den Lamnitzer Hindorf als auf einen, dem man gern ein Amt anvertraute. Hindorf war sich darüber keinen Augenblick im unklaren, was es am letzten Ende zu bedeuten hatte, wenn ihm allerhand Ehrenämter übertragen wurden. Es ist nicht jedermanns Sache, ohne

Entgelt arbeitsreiche und zeitraubende Geschäfte zu führen.

Er strebte nicht nach Ämtern, aber wenn sie ihm angeboten wurden, schlug er sie auch nicht aus; denn er meinte, daß in unseren Tagen der grundbesitzende Adel gut daran tue, nicht ohne Not in andere Hände übergehen zu lassen, was er noch an Prärogativen besitze. Wenn der Edelmann seine Stellung als Erster auf dem platten Lande behaupten wollte, mußte er sich regen und beweisen, daß ihm die Gabe zum Regieren nicht abhanden gekommen sei.

Die Menschen beehrten ihn mit einem Vertrauen, das er gar nicht suchte. Er sollte Allerweltshelfer sein; das war häufig genug recht lästig, so wenn Frau von von Nettelmüller ihm zumutete, ihre verfahrenen Gutsangelegenheiten in Ordnung zu bringen, weil sie, wie sie sagte, keinen Menschen kenne, dem sie größeres Vertrauen schenke als ihm. An den überschwenglichen Dankesworten der Witwe lag ihm sehr wenig. Da waren ihm schließlich seine Bauern lieber mit ihrer derben, aber ernst gemeinten Offenheit; die fragten, wenn man ihnen einen Dienst erwiesen hatte, einfach: „Was bin ich schuldig?" Und wenn man die Belohnung ablehnte: „Das kann ich nicht verlangen; ich werd's ein andermal heimzahlen." Denn ein unklares Konto liebt der Landmann nun einmal nicht.

In Lamnitz war ein Mann, den Ernst Hindorf besonders gern mochte: der Gutsbesitzer Perle. Dieser alte Bauer hob sich unter seinen Standesgenossen als ein besonderer Charakter hervor. Perle hatte zwei Feldzüge mitgemacht, hatte auch sonst in jüngeren Jahren etwas von der Welt gesehen. Seit Jahrzehnten bereits war er Gemeindevorsteher in Lamnitz.

Wenn Hindorf irgendeine Verbesserung einführen wollte, irgendeine Beschwerde hatte oder einen Wunsch der Gemeinde gegenüber, dann wandte er sich an den alten Perle. Diese Größe umgehen hätte bedeutet: jede Aussicht auf Erfolg von vornherein aufgeben. Perle war trotz seiner großen Intelligenz in vielen Stücken ein echter Bauer geblieben. Nur ungern führte er Reformen ein; alles, was Geld kostete, haßte er instinktiv; Schritt für Schritt, nur nach zähem Kampf gab er den Forderungen der neuen Zeit nach. Trotzdem er königstreu war bis in die Knochen, blieben ihm die Regierung und das Beamtentum höchst verdächtig. Den Junker achtete er als einen ihm übergeordneten Stand, aber er blickte ihm auch scharf auf die Finger, stets auf der Hut vor Übergriffen von jener Seite. Für ein verständiges Wort in der rechten Form aber fand man den alten Perle immer empfänglich; und wenn er einmal für einen Menschen oder für eine Sache gewonnen war, dann hielt er ihnen auch unverbrüchliche Treue.

Man mußte den alten Knaben, der in den Sechzigen nicht mehr viel zu suchen hatte, auf seinem eigenen Hofe schalten und walten sehen, um von der ungebrochenen Bauernkraft, die in ihm wohnte, einen Begriff zu bekommen. Früh um vier Uhr im Sommer stand er auf und trieb die Knechte und Mägde zur Arbeit, griff aber selbst überall mit zu, als wäre er einer vom Gesinde. Nur Feiertags sah man ihn im Rocke, sonst immer in Hemdsärmeln. Die städtischen Sachen schienen ihn zu genieren, kleideten seine knochige Gestalt auch schlecht. Der breite Rücken hatte sich unter mancher Last ein wenig krumm gezogen, doch konnte der alte Perle, wenn er im Zuge der Kriegervereine, mit allen

Medaillen auf der Brust, marschierte, noch höllisch stramm einherschreiten. Der große, runde Kopf war von überhängendem, grauem Haar wie von einem Strohdach bedeckt. Das braunrote Gesicht zeigte wohl tiefe Linien, aber keine Runzeln und Fältchen; es sah aus wie aus Holz geschnitten, aber von keinem üblen Künstler entworfen. Nach alter Bauernart rasierte sich Perle nur einmal in der Woche, nämlich am Samstag, dann aber das ganze Gesicht. Die grauen, scharfen Augen lagen tief und besorgten das Lachen mit für den Mund, der immer in ernsten Falten lag. Die großen, ausgearbeiteten Gliedmaßen dieses Mannes glichen viel gebrauchten, aber durchaus noch nicht abgenutzten, klobigen Werkzeugen.

Durch die straff angespannte Haut sah man Sehnen, Adern und Muskeln in dicken Streifen und Bündeln liegen; von unnötigem Fleisch war auch nicht die Spur an dem ganzen hageren Körper zu entdecken.

Zum Schreiben und Lesen mußte sich der alte Perle einer Brille bedienen. Diese Beschäftigungen gingen ihm nicht ganz so flink von der Hand wie Ackern, Säen, Mähen und Dreschen; aber er brachte es immer noch fertig, die Rechnungen und Listen für die Gemeinde selbständig zu führen.

Hindorf liebte es, sich mit dem Gemeindevorsteher über die verschiedenartigsten Dinge zu unterhalten, denn aus den Einwürfen dieses Mannes konnte man immer lernen. Der alte Perle war ein tüchtiger Landwirt, aber einer vom alten Schlage. Um so mehr freute sich Herr von Hindorf, zu bemerken, daß Perle anfing, ihm einige Sachen nachzuahmen. Hindorf hatte Maschinen eingeführt, wie sie früher niemals auf Lamnitzer

Flur erblickt worden waren; er hatte neues Blut in seine Herden gebracht; einige edle Getreidearten waren mit Erfolg von ihm angebaut worden. Allen diesen Versuchen hatten die Bauern anfangs mit überlegenem Lächeln zweifelnd gegenüber gestanden. Nun ja, der Herr hatte ja Geld; mochte er es doch in solchen Experimenten verpulvern. Als sie jedoch die unleugbaren Erfolge seiner Neuerungen sahen, fingen die Aufgeweckten unter ihnen doch an, stutzig zu werden und nachzudenken. Hier und da fragte schon einer nach den Preisen der neuen Maschinen und der fremden Tiere oder bat um ein wenig von dem „neumodschen" Samen zur Probe. Perle war unter den ersten, die auch einmal ein Experiment wagen wollten.

Der Gutsherr hütete sich wohl, irgend etwas wie Triumph zu zeigen; er wußte, daß er damit die Bauern nur kopfscheu gemacht haben würde; sie mußten sich einbilden, daß sie selbst auf die Verbesserungen gekommen seien. Er glaubte zu erkennen, was dem Landmanne, nicht nur in seinem Dorfe, nein, in der ganzen Umgegend, fehlte: der Unternehmungsgeist. Nicht, daß die Leute faul gewesen wären, im Gegenteil: sie mühten sich redlich, rackerten sich ab von früh bis Abend. Aber man wirtschaftete noch ganz nach der Urväterweise; besonders die kleinen Leute schritten nicht fort.

Herr von Hindorf sann viel darüber, wie diesen Ärmsten in seiner nächsten Nähe zu helfen sei. Manch gutes Buch, das über diese Dinge geschrieben worden war, hatte er an einsamen Winterabenden durchgelesen. Die ausgezeichneten Ratschläge, die dort aufgestellt, die Systeme, die als unfehlbare Hilfsmittel angepriesen waren, konnte man nur leider nicht so schnell und so leicht in die Praxis umsetzen. Besonders wo man es

mit dem Landvolke zu tun hatte, galt es mit tausend natürlichen Hindernissen und mit dem verschrobenen Wesen einzelner zu rechnen. Die Bauern in irgendeiner Frage unter einen Hut zu bringen, war schwieriger als eine Herde störrischer Hammel zusammenzuhalten. Und doch war die einzige Rettung dieser Kleinen, daß sie sich zusammentaten; wie sie jetzt waren, jeder für sich wirtschaftend, aus der Hand in den Mund lebend, ohne Berechnung und Voraussicht in ihrer Wirtschaftsweise, glichen sie dünnen Stengeln, die jeder Wind knicken mochte. Wenn sie sich dagegen zusammentaten zu einer Einheit, dann konnten sie der Ausbeutung und Schädigung durch einzelne und den Gefahren durch unvorhergesehene Krisen ganz anders gewappnet entgegensehen.

Es schwebte Hindorf die Gründung einer Genossenschaft vor, zunächst für Lamnitz, die Saatgut, Vieh, Düngemittel im großen einkaufen sollte, und die anderseits den Verkauf von Milch, Butter, Getreide, Heu in die Hand zu nehmen hätte. Doch war sich Hindorf wohlbewußt, daß er bei einer solchen Gründung durch Übereifer alles gefährden konnte. Diese Dinge mußten langsam reifen. Mit einem Mißlingen verlor er nicht nur das Vertrauen seiner Leute auf immer, auch der guten Sache wurde damit unabsehbarer Schaden zugefügt.

Der einzige Mensch, dem er bis dahin einiges von seinen Gedanken eröffnet hatte, war Perle. Gerade weil er wußte, daß dieser Alte der bedeutendste Gegner seiner Pläne sein würde, wollte er an ihm zuerst seine Kraft erproben. An Perles dem nüchternen Verstande und der Erfahrung entsprungenen Einwürfen konnte er am besten sehen, was an seiner Idee war.

So weit hatte er den Alten schon, daß er zugab, die Verhältnisse, wie sie jetzt bei den kleinen Landleuten bestünden, seien auf die Dauer unhaltbar. Diese Zwergbesitzer trieben eine grausame Düngerverschwendung, hielten nur geringes Vieh, das wenig Milch gab, benutzten die Kühe womöglich als Zugtiere, säten geringes Saatgut aus, ließen sich von gaunerischen Lieferanten übers Ohr hauen; manche von ihnen waren ganz in der Hand des Händlers, der von ihrer Milch den Rahm abschöpfte.

Alles das gab Perle zu, aber sein zäher, schwer zum Nachgeben zu bewegender Bauernverstand wollte sich noch nicht der Erkenntnis erschließen, daß für diese Schäden das Heilmittel im Zusammenschluß aller zu einer Genossenschaft zu suchen sei. Hindorf drängte sich dem Alten nicht allzusehr auf mit seiner Weisheit, wissend, daß der Bauer das nicht mag; er gab ihm dies und jenes zum lesen; dadurch hoffte er die Ackerkrume langsam, aber sicher in die richtige Gärung zu bringen, um das Samenkorn aufgehen zu lassen. Perle, der dreißig Jahre älter sein mochte als Hindorf, und der bereits Söhne im Mannesalter besaß, durfte sich schon herausnehmen, dem gnädigen Herrn, den er als Knaben gekannt hatte, über mancherlei seine Meinung offen zu sagen. Ernst Hindorf ließ sich gerne von dem alten, erfahrenen Bauern beraten, dem der Mutterwitz hundertfach ersetzte, was ihm an Gelehrsamkeit abging. An Sonntagnachmittagen konnte man den Schloßherrn von Lamnitz und den Gutsbesitzer Perle nicht selten Seite an Seite sehen, wie sie durch die Felder schritten, Perle mit kritischem Auge den Saatenstand und die Bestellung der Rittergutsäcker begutachtend. Kein Lob konnte Herrn von Hindorf stolzer machen als das Perles;

denn die Erfahrung eines in Arbeit zugebrachten Lebens stand dahinter.

Hindorf nahm es dem Alten auch nicht übel, wenn er ihm Ratschläge gab, die sein Privatleben betrafen. Wiederholt schon hatte Perle dem Gutsherrn gesagt, er müsse wieder heiraten. „Der gnädige Herr sind jung," so ging gewöhnlich seine Rede; „da soll der Mensch nicht allein leben; daraus wird nie und nimmer etwas Gutes. Wenn ein Mann ein tüchtiges Weib gehabt hat, dann soll er sie betrauern, ein, meinetwegen zwei Jahre lang; das ist alles, was sein kann. Dann aber muß einer sich umsehen, daß er wieder eine neue Hilfe ins Haus bekommt. Allein sein frommt nicht, das ist bei allen Ständen das nämliche. Und gar wenn man gesegnet ist mit einem großen Besitz wie Herr von Hindorf, dann muß man an Nachkommenschaft denken. Der gnädige Herr sind noch jung, aber das Alter kommt wie der Dieb über Nacht. Man will doch wissen, für wen man sich geplagt hat; man will doch die heranwachsen sehen, die einmal an unsere Stelle treten werden wenn wir die Hände sinken lassen. Nein, nein, der Herr von Hindorf möchten sich ernstlich umsehen nach einer Lebensgefährtin."

Ernst Hindorf widersprach nicht. Der alte Perle meinte es ja gut, hatte von seinem Standpunkte aus sogar recht; aber auch nur von seinem Standpunkte aus!

* * *

Inzwischen war ein Brief von Agathe Mildenau an Anne Marie eingetroffen, in dem sie ihr unter dem Siegel der Verschwiegenheit mitteilte, daß sie sich mit dem Legationsrat von Rängern verlobt habe.

Anne Marie war nicht allzusehr überrascht; nach

Agathens letzten Briefen hatte sie das kommen sehen. Noch weniger war sie empört, wie jene anzunehmen schien; denn Agathe bat förmlich um Verzeihung wegen dieses Schrittes und beschwor die Freundin, ihr doch nicht das Vertrauen und die Liebe zu entziehen. Anne Marie fand es im Gegenteil gut, daß es so gekommen war, und sie mußte lachen über den Passus in Agathens Brief, worin diese gleichsam zur Beruhigung mitteilte, daß sie Egon das Versprechen abgenommen habe, niemals der Freundschaft etwas in den Weg zu legen. Bald darauf trafen die offiziellen Verlobungsanzeigen ein; auch die übliche Photographie des Brautpaares blieb nicht aus. Herr von Rängern erschien auf den Bildern als ein freundlich lächelnder, eleganter, junger Herr, von korrektester Haltung, mit sympathischen, nicht gerade bedeutenden Zügen. „Genau das, was für die gute Agathe paßt," dachte Anne Marie. Auch nicht die leiseste Regung von Eifersucht vermochte sie dem Manne gegenüber zu empfinden, der auf dem Bilde die Hand seiner Braut mit der Miene des glücklich Besitzenden festhielt.

Fürs erste würden sich die Mädchen nicht gleich wiedersehen. Agathe sollte zu den Eltern ihres Bräutigams gehen, die in einer kleinen mitteldeutschen Residenz lebten, wo der alte Rängern ein Hofamt inne hatte. Weiterhin war ein Badeaufenthalt geplant, Agathe sollte ihre Gesundheit stärken; der Winter in Berlin hatte sie doch recht angegriffen. Die Hochzeit war für den Herbst festgesetzt.

Anne Mariens Aufenthalt in Kranzfelde neigte sich dem Ende zu. Mit der Jahreszeit, in der die Natur ein neues Gewand anlegt, kam auch für Frau von Nettelmüller die Periode, wo sie zur Verjüngung

ihres Leibes ein Bad aufsuchte. Dies Jahr wollte die Witwe etwas Ernstes für sich tun; an ihren Kleidern war sie gewahr geworden, daß sie im Laufe des Winters bedenklich an Umfang zugenommen hatte; fett sein paßte jedoch gar nicht in ihr Programm für diesen Sommer, in dem sich, wie sie hoffte, Wichtiges für sie entscheiden sollte. In das Bad, über das sie sich mit dem Arzte geeinigt hatte, wollte sie die Nichte aber auf keinen Fall mitnehmen. Anne Marie, so wurde im Familienrate beschlossen, sollte vielmehr nach Baderwisch gehen, zu ihren Geschwistern.

Sie freute sich, das Nest Kranzfelde verlassen zu können und in das Haus, in dem sie ihre Jugend verlebt hatte, zurückkehren zu dürfen. Freilich unter ganz veränderten Verhältnissen sollte sie es wiedersehen. Horst hatte das Haus renoviert, und was er etwa noch hatte bestehen lassen von dem Alten, das war der Neuerungssucht seiner jungen Frau zum Opfer gefallen, die irgendwelche Pietät für den traulichen Familiensitz nicht kannte. Was sie hier vorgefunden hatte an Möbeln und Hausrat, fand sie fürchterlich altmodisch oder, wie sie sich ausdrückte, „plunderig“ und verkaufte es an den Trödler.

An dem Dorfe wenigstens hatte die Neuerungssucht der jungen Schloßherrin nichts verändern können; da war alles beim alten Schlendrian geblieben. Anne Marie feierte ein frohes Wiedersehen mit manchem Freunde. In Baderwisch kannte sie ja jedes Haus, jeden Winkel. Mit einem Teil der jüngeren Leute hatte sie ja die Dorfschule besucht. Die Mädchen, ihre ehemaligen Spielgenossinnen, freilich fand sie entweder verheiratet oder in Stellung; Kinder hatten sie jedenfalls fast sämtlich.

Zwischen Horst und seiner Gattin hatte sich in der kurzen Zeit ihrer Ehe eine erstaunliche Wandlung des Machtverhältnisses vollzogen. Aurelie war eine verschüchterte, scheinbar ihrem Bräutigam tiefergebene Braut gewesen, die von dem Gedanken, Frau von Plessow werden zu sollen, ganz benommen erschien. Nachdem sie diese Würde erlangt hatte, waren mit einem Male ganz andere Seiten ihres Charakters zum Vorschein gekommen. Sehr schnell erkannte sie, daß sie des Geldes wegen geheiratet worden sei; was sie etwa an Illusionen über Liebe und Glück in die Ehe eingebracht haben mochte, war ihr schon in den ersten Wochen des Zusammenlebens mit Horst auf Nimmerwiedersehen abhanden gekommen. Doch war Aurelie nicht die Person, deshalb zu verzweifeln. Sie besaß eine ziemliche Portion angeborener und anerzogener Nüchternheit. Es hieß für sie in erster Linie sich einrichten mit dem Lose, das sie gezogen hatte; es blieb ihr bei näherem Zusehen immer noch ein Überschuß von Angenehmem über das Unangenehme. Dafür aber, daß sie sich im Grunde hinters Licht geführt sah, rächte sie sich, indem sie ihrem Manne den Kaufpreis, für den sie seinen Namen erworben hatte, ihr Geld, fühlen ließ, wie und wo sie nur konnte. Der Verkehr zwischen den beiden glich einem steten Geplänkel von spitzen Bemerkungen, Anzüglichkeiten und Vorwürfen. Meist behielt Aurelie bei solchen Gefechten die Oberhand, denn sie war von Natur rücksichtsloser und hatte ein besseres Gewissen als der Gatte. Außerdem war Horst Plessow auch viel zu bequem, um es auf einen ernsthaften Bruch ankommen zu lassen. So kam es, daß schon nach Verlauf eines halben Jahres die Partie entschieden war. Er ließ ihr ihren Willen und war froh, wenn sie ihn

wenigstens vor den Menschen nicht geradezu schlecht behandelte.

Es war für Anne Marie nicht leicht, sich in die gänzlich veränderten Verhältnisse im Hause ihrer nächsten Verwandten zu finden. War es ihr damals schon schrecklich gewesen, daß ihr Bruder ein Fräulein Tubus heiratete, so kam es ihr noch viel schwerer an, die junge Frau jetzt als Herrin des Hauses schalten und walten zu sehen. Am bittersten aber war ihr die Erkenntnis, daß Horst von seiner Frau regiert werde. Sie hatte diesem Bruder niemals besonders nahegestanden, aber nun mußte sie ihn verachten als einen gänzlich aus der Art geschlagenen Plessow.

Zwischen Anne Marie und Aurelie herrschte ein steifes Verhältnis, man nannte sich zwar „du", küßte sich zum Morgen- und Abendgruß, sprach wohl auch miteinander so viel wie notwendig, aber das war auch alles. Anne Marie hütete sich, in den Zwistigkeiten der Gatten, die oft genug vor ihren Ohren ausgetragen wurden, Horsts Partei zu ergreifen; das hätte gerade gefehlt, daß sie die Schwäche ihres Bruders anerkannte, indem sie ihm beisprang. Korrektes Benehmen der Schwägerin gegenüber war die Haltung, die sie sich selbst vorschrieb, um einem Hineingezogenwerden in das eheliche Zerwürfnis zu entgehen.

Aurelie wußte ganz gut, daß die Schwägerin sie als Eindringling in die Familie betrachtete; dieses Bewußtsein machte sie nicht gerade freundlich gestimmt gegen Anne Marie. Doch war etwas in dem Wesen und Auftreten dieses Mädchens, das der Berlinerin eine gewisse Scheu einflößte. Horst verspürte es angenehm, daß sich, seit er die Schwester im Hause hatte, Aurelie in den Äußerungen ihrer Launen doch etwas mehr zusammennahm.

Horst liebte es, seine Stellung als Ältester der Familie zu betonen. Den Geschwistern gegenüber spielte er sich gern als Wohltäter auf, stand ihnen mit Ratschlägen und schönen Worten bei, die ihm ja nichts kosteten. Der älteste Plessow war bei aller äußeren Schlaffheit gar kein unbegabter Mensch; er sah ziemlich scharf, hatte ein schnelles Urteil über anderer Menschen Schwächen und Fehler und besaß eine ziemliche Portion einschmeichelnder Beredsamkeit dort, wo es ihm darauf ankam, etwas für seine Zwecke zu erreichen.

Mit Anne Marie pflegte er auf Spaziergängen oder wenn sie sonst unbelauscht waren, in väterlichem Tone über ihre jetzige Lage und über ihre Zukunft zu reden. Horst vertrat die Ansicht, die Schwester müsse heiraten; Anne Marie lachte ihn aus und suchte ihn auf andere Dinge zu bringen. Aber Horst kam mit Hartnäckigkeit immer wieder auf die Behauptung zurück, gerade jetzt sei der richtige Moment für sie, unter die Haube zu kommen. Daß sie Eberhard abgelehnt habe, meinte er, sei ihm ganz recht gewesen, denn er liebe nun mal die Hindorfs nicht; außerdem könne sie eine ganz andere Partie machen als einen Leutnant. Allzulange dürfe sie aber nicht mehr warten; mit neunzehn Jahren sei ein Mädchen ohne Mitgift noch jung; ein paar Jahre später schon zähle sie zur alten Garde.

Es war die ausgesprochene Absicht von Horst Plessow, ein Haus zu machen; aber obgleich er eigentlich alles Nötige dazu besaß: ein in allen Teilen modernisiertes Wohnhaus, Dienerschaft, Komfort, beeilten sich die Gäste nicht allzusehr, zu erscheinen. Aurelie war nicht beliebt in der Nachbarschaft; man fand, daß sie allzusehr Berlinerin geblieben sei, und daß sie die guten, alten Traditionen der Gegend über den Haufen werfe.

Ihre Toiletten ärgerten die Damen; ihr Aufwand, hieß es, verderbe die Preise. Nach den Diners, wenn sich die Herren ins Rauchzimmer zurückgezogen hatten, saß die junge Frau von Plessow mit gelangweiltem Gesicht im Kreise der Nachbarsgattinnen. Jene sprachen dann von Verwandten und Familienbeziehungen, die der geborenen Tubus natürlich unbekannt waren. Aurelie suchte sich dadurch an dem blauen Blute zu rächen, daß sie ihre Verachtung der kleinen Verhältnisse, in denen die meisten guten Familien ringsum lebten, offen zur Schau trug.

So wurde Baderwisch ganz von selbst zu einem Hause, in dem vor allem Herren verkehrten. Die Junggesellen kümmerten sich sehr wenig darum, ob die Dame des Hauses auch den Ton der Gegend treffe, hielten sich vielmehr an Küche und Keller, die exquisit waren. Es kam auch vor, daß Ehemänner erschienen und ihre Frauen wegen Unpäßlichkeit entschuldigten. Der Damenmangel bei den Baderwischer Festen wurde sprichwörtlich.

Viel verkehrten in diesem Hause die Kranzfelder Husaren, an der Spitze ihr Kommandeur. Manchmal kam Oberst von Chineck ganz allein zu Pferde an und erbot sich, die Herrschaften bei ihren Spazierritten zu begleiten. Horst Plessow hielt sich gute Pferde; seine Frau hatte auch Reitstunden genommen; aber es fehlte ihr das eigentliche Verständnis für Sport. Nach einigen Ausritten verlor Aurelie den Geschmack daran und überließ es in Zukunft Anne Marie, ihren Schimmel zu tummeln. Horst, der bei seinem üppigen Leben anfing, Fett anzusetzen, hatte auch die Lust verloren, in den Sattel zu steigen, und so kam es, daß Anne Marie meist allein mit dem Obersten ausritt.

Von vornherein hatte bei ihr jeder einen Stein

im Brett, der von ihrem Vater nett sprach, und der Husarenoberst pflegte von dem Verstorbenen immer nur in Ausdrücken der höchsten Bewunderung und Verehrung zu reden. Chinecks ganze Art und Weise gefiel Anne Marie. In manchen Dingen erinnerte er sie direkt an ihren Vater.

Chineck war mit dem Pferde wie verwachsen. Er hielt auf Gäule, die zu seiner schlanken Figur paßten, und war stets darauf bedacht, beim Reiten ein Bild zu machen.

Von Anne Marie Plessow wußte er, daß sie etwas von der Sache verstehe; gern zeigte er sich ihr hoch zu Roß.

Es war unter den Leutnants eine längst durchschaute und viel glossierte Tatsache, daß, wenn Fräulein von Plessow in der Nähe des Exerzierplatzes auftauchte, der Kommandeur meist auch nicht lange auf sich warten ließ. Dann nahm Chineck scheinbar nebenbei ein paar Hindernisse; ja, es wurde behauptet, daß das Regiment wiederholt habe klettern und schwimmen müssen, nur um dem Kommandeur Gelegenheit zu geben, sich an der Spitze seiner Husaren in schwierigen Situationen zu zeigen und seinen Schneid leuchten zu lassen. Daß Chineck trotz seiner grauen Haare imstande war, um eines Paars schöner Augen willen die tollsten Streiche auszuführen, war für niemanden, der seine Vergangenheit kannte, ein Geheimnis.

Es hatte einen Augenblick gegeben, in dem Anne Marie etwas Ähnliches wie Schwärmerei für den Obersten empfunden hatte, das war am Garnisonsjubiläum im Frühjahr gewesen. Seit fünfzig Jahren hatten die Husaren in Kranzfelde gestanden, und dieses Ereignis war durch eine Regimentsparade und ein Essen im Rathaus gefeiert worden. Zur Parade war Anne Marie mit ihrer Tante Nettelmüller auf den

Exerzierplatz gefahren. Da, als Oberst von Chineck auf seinem weißen Vollblüter das stolze Regiment zweimal an dem Brigadier, der die Parade abnahm, vorbeiführte, war es Anne Marie heiß und kalt über den Rücken gelaufen; da schien es ihr, als ob es auf der ganzen Welt nicht Schöneres gebe als diesen Mann mit der schlanken Figur, dem dunklen, martialischen Gesicht, in der pelzverbrämten Attila, auf seinem edlen Tier.

Wenn Chineck außer dem Sattel war, verlor seine Figur beträchtlich. Er war unproportioniert gebaut, der Oberkörper kurz, die Beine dünn und krumm, echte Säbelbeine. Sein Gesicht, das durch den Kolpak gehoben wurde, zeigte in der Nähe trotz des schönen, wohlgepflegten Schnurrbarts seine Unschönheit. Die Augen waren klein und nichtssagend, die Stirn fliehend, die Mundpartie entstellt durch aufgeworfene Lippen, nichtsdestoweniger galt Herr von Chineck für gefährlich. Es umschwebte ihn der Nimbus des Lebemannes, der einen Mann in den Augen unerfahrener Frauen oft interessanter macht als noch so viel bewährte Tugend.

Horst Plessow ließ in Gegenwart seiner Schwester hier und da scherzhaft warnende Bemerkungen fallen über den Schwerenöter Chineck. Anne Marie wußte auch, daß die Mütter der Gegend ihre Töchter vor dem Oberst hüteten. Es hieß, daß er in der Weinlaune ziemlich unberechenbar sei in seinen Bemerkungen und Witzen.

Anne Marie fand diese Bedenklichkeiten lächerlich. Angst haben vor einem Mann! — Sie wollte doch sehen, welcher Herr es wagen würde, ihr Dinge zu sagen, die sie nicht hören durfte!

* *
*

Die Mildenaus waren wieder nach Drosselbach zurückgekehrt. Anne Marie wurde eingeladen, herüber-

zukommen, um Agathens Bräutigam kennen zu lernen. Die Freundinnen hatten einige Tage für sich, ehe Herr von Rängern kam. Es war genau wie in früheren Jahren; die Mädchen schliefen zusammen, vertrieben sich die Zeit mit Spazierengehen, Luftkegel, Krokett, Kahnfahren, oder sie gingen ins Dorf und besuchten Agathens Freunde. Wenn nicht hin und wieder Frau von Mildenau eine Ausstattungsfrage aufs Tapet gebracht hätte, würde man kaum gemerkt haben, daß in wenigen Monaten Hochzeit sein sollte. Agathe hatte sich nicht ein bißchen verändert; Anne Marie fand, daß sie eigentlich noch zärtlicher geworden sei als vor der Verlobung.

Natürlich wurde viel von dem Bräutigam gesprochen. Agathe äußerte sich sehr offenherzig über Egon; sie rühmte seine Vorzüge, aber sie gestand auch ganz ehrlich, daß er Schwächen und Fehler habe. Anne Marie begriff die Freundin darin nicht; wie konnte man so nüchtern sein! Wenn man einen Mann so liebte, daß man sich entschlossen hatte, die Seine zu werden, dann, meinte sie, müsse man vollständig aufgehen in einem Gefühl, das sie sich nicht stark und gewaltig genug vorstellen konnte. Ein Abwägen, Beobachten und Kritisieren dem Geliebten gegenüber erschien ihr wie Blasphemie.

Herr von Rängern kam, und Anne Marie fand, daß er genau das sei, was seine Photographie gesagt hatte: wohlerzogen, korrekt, steif, umständlich und fast etwas langweilig.

Anne Marie ahnte, daß sie Herrn von Rängern nicht besonders gefalle. Wahrscheinlich hatte Agathe ihm sehr viel und mit überschwenglichen Ausdrücken von der Freundin vorgeschwärmt und ihn dadurch von vornherein in Opposition gebracht gegen

diese Rivalin. Zwar gab er sich die größte Mühe, Fräulein von Plessow gegenüber liebenswürdig zu sein, aber sicherlich kam ihm das nicht von Herzen. Anne Marie hatte das deutliche Gefühl, daß er sie im Grunde verwünsche; Agathe wiederum verlangte, daß die beiden sich nett finden, womöglich warme Freundschaft schließen sollten, und war sehr enttäuscht, als sie da sowohl bei ihm wie bei ihr auf hartnäckigen Widerstand stieß. Für einen warmherzigen Menschen wie Agathe Mildenau war es schwer zu verstehen und schmerzlich einzusehen, daß zwei Personen, die sie liebte, deshalb noch lange nicht sich ebenfalls lieben und verstehen wollten. Die Kühle, die zwischen Anne Marie und Herrn von Rängern herrschte, bedeutete der Braut ein stetes Kümmernis; es war das erste Gewölk, das den bis dahin völlig heiteren Himmel ihres Brautstandes trübte.

In dieser Zeit kam auch die Nachricht von Berlin, daß Eberhard Hindorf sich verlobt habe. Anne Marie wunderte sich selbst darüber, wie wenig Eindruck ihr die Nachricht machte; jedenfalls, meinte sie, hätten die Mildenaus keinen Grund gehabt, ihr dieses Ereignis mit einer gewissen Schonung mitzuteilen.

Die Braut war eine Komtesse Riedenhaus. Agathe hatte sie in der Berliner Gesellschaft gesehen, wo sie zu den zehn schönsten Mädchen gerechnet wurde. Ganz jung konnte sie nicht mehr sein, denn sie ging in Berlin bereits den dritten Winter aus, und vorher hatte sie schon verschiedene Kampagnen an süddeutschen Höfen durchgemacht. Geld, hieß es, besitze sie nicht. Man wunderte sich, wovon das Paar zu leben gedächte. Wahrscheinlich würde der Lamnitzer Hindorf aushelfen müssen. Aber dann wieder verbreitete sich die Nachricht, Ernst Hindorf sei unzufrieden mit der Partie.

Kurz, diese Verlobung gab der Nachbarschaft viel Stoff zum Kopfzerbrechen.

Obgleich Baderwisch und Lamnitz so nahe beieinander lagen, bestand zwischen den beiden Häusern so gut wie kein Verkehr. Nur Sonntags in der Kirche sah man sich; das war alles. Die Güter besaßen eine lange Grenze; sie wurde durch einen Bach gebildet, der in einem schmalen Wiesentale hinlief. Langhin an dem Wasserlaufe standen alte, herrliche Eichen, wenigstens auf Hindorfscher Seite. Auf Plessowscher waren sie unter Edes Regiment gefällt und zu Geld gemacht worden. Die Fischerei in diesem Bachlauf war gemeinsam; ebenso existierte ein alter Vertrag zwischen den Gütern, daß man sich die Wildfolge für angeschossenes Wild über die gemeinsame Grenze gegenseitig garantiere. Alle diese Einrichtungen hätten Anlaß geben können zu besonders festem Zusammenhalt, bildeten aber, wie die Menschen nun einmal sind, nur ebensoviel Anlässe zu Reibungen.

Neuerdings wurden die Möglichkeiten zu Differenzen, die schon reichlich genug vorhanden waren, noch um eine vermehrt. Horst Plessow hatte nämlich den Inspektor engagiert, der von Ernst Hindorf entlassen worden war. Der Mann räsonierte auf seinen früheren Dienstherren, und Plessow, statt ihm den Mund zu verbieten, hörte sich an, was nur zu sehr nach seinem Geschmack war. Von seinem Vater hatte Horst das scharfe Mundwerk geerbt; doch war des Alten Schnoddrigkeit liebenswürdiger gewesen, weil der ganze, verteufelt ungenierte Ede dahinter stand und seine schlechten Witze auch mit der Pistole vertrat, während der Sohn seine Pfeile nur aus gedeckter Stellung abschoß.

Anne Marie bekam im Hause ihres Bruders viel Ungünstiges über den Lamnitzer zu hören. Sie konnte nicht beurteilen, wieweit alles das wahr sei, was Horst von ihm behauptete: daß seine politische Gesinnung eine höchst zweifelhafte, daß er sich mit allerhand Dingen befasse, von denen er nichts verstehe, daß er unzuverlässig und hochmütig sei. Sie glaubte dem Bruder nicht. Eher war sie geneigt, aus dem, was hinter Herrn von Hindorfs Rücken Häßliches verbreitet wurde, sich eine günstige Meinung von ihm zu bilden.

Wenn er Sonntags in seine Loge trat (die der Plessowschen gerade gegenüberlag), war es um ihre Aufmerksamkeit für den Gottesdienst geschehen. Sie dachte dann: „Ob er jetzt herüberblickt?" Dann wieder: „Sollst du ihn ansehen? Vielleicht wird er dann grüßen." Oder sie sann darüber nach, warum er eigentlich so oft zur Kirche gehe; sie wußte doch aus ihrer eigenen Familie, wie schwer es war, die Herren dazu zu bewegen. Vielleicht ging er aus Langeweile. Wie bitter einsam mußte es überhaupt für ihn sein in Lamnitz! Er war kein Reiter und auch nicht passionierter Jäger. Horst behauptete ja von ihm, er studiere die Nächte durch und davon kämen seine verrückten Ideen. Ob er seine Frau geliebt hatte? Manche Leute behaupteten es; andere, wie Horst, sagten, er habe sie nur des Geldes wegen geheiratet, und seine Trauer um sie sei nichts als Tuerei. Aber er hatte so gar nichts vom Schauspieler an sich. Wenn man ihn in der Lamnitzer Loge sitzen sah, wie sich sein Kopf scharf umrissen gegen die weißgetünchte Wand abhob, erschienen seine Züge ernst und männlich. Er hatte eigentlich nichts zum Verlieben an sich; für ihn schwärmen, so auf zehn Minuten bloß, wie man es wohl für einen

netten Herrn konnte, nach dem Souperwalzer oder wie damals für Oberst von Chineck bei der Parade, das wäre ihr Ernst Hindorf gegenüber undenkbar gewesen. Ganz andere Gefühle erregte er in ihr, etwas wie ein unbegrenztes Vertrauen, etwas wie den Wunsch, gut zu sein, etwas wie das Verlangen, ihm nahe zu sein, in seinem Leben etwas zu bedeuten. Anne Marie legte sich ganz offen die Frage vor: Was war es denn? Was zog denn immer wieder ihre Blicke mit geheimer, unwiderstehlicher Macht nach jenem Logenfenster ihr gegenüber, wo sich die Silhouette seines Kopfes von der hellen Wand dahinter abhob? Warum horchte sie während des Gesanges auf die schöne, sonore Tenorstimme, die von da drüben durch die kleine Kirche deutlich zu ihr herüberklang, mit einer Aufmerksamkeit, die sie oft das Mitsingen vergessen machte?

Das Kirchgehen war im Baderwischer Hause nicht sehr Mode. Horst war zwar Patron und ließ sich darum bei hohen Festen im Gotteshause blicken, um der Leute willen, und weil es zur guten Gesinnung gehörte, die Kirchlichkeit zu unterstützen; an den gewöhnlichen Sonntagen aber schickte er lieber die Damen, sich die Predigt anzuhören. Aurelie aber machte sich auch nichts aus dem „frommen Salat". Sie war in freisinnigen Anschauungen aufgewachsen und fand außerdem das Baderwischer Kirchlein mit seinen hölzernen Emporen, niedriger Decke und dem Bauerngeruch, der darin herrschte, einen fürchterlichen Aufenthalt.

So kam es nicht selten vor, daß Anne Marie als einziges Glied des Plessowschen Hauses des Sonntags zur Kirche ging, und Horst verfehlte dann nicht, bei Tisch ihren frommen Eifer zu beloben.

* * *

Die Hochzeit in Drosselbach fand im Herbst statt, nachdem die Manöver vorüber waren. Kammerherr und Frau von Mildenau wollten eine große Festlichkeit, bei der gezeigt werden sollte, was das Haus vermöge; war Agathe doch das einzige Kind, das sie zu vergeben hatten.

Nicht weniger als sechs Brautjungfern sollten der Braut zum Altare folgen; Anne Marie Plessow war die erste. Ihr Führer sollte der einzige Bruder des Bräutigams, Hauptmann von Rängern vom Generalstab, sein.

Für den Polterabend waren große Dinge geplant. Die Husaren tanzten eine Zigeunerquadrille. Ein Theaterstück sollte aufgeführt werden; außerdem waren noch allerhand Einzeldarstellungen geplant.

Anne Marie mußte überall mitwirken. An der Spitze von einigen Drosselbacher Bauernmädchen, die dem Gutsfräulein im Dorfe hergestelltes Leinen überreichten, sollte sie als Dolmetscherin auftreten. Sie war von den Mädchen selbst darum angegangen worden, die sich vor dem Sprechen genierten. Anne Marie hatte, so gut sie konnte, ein Paar Verse für den Zweck gemacht, die sie im Dialekt der Gegend sprechen wollte. Aber auch die Husaren verlangten, sie müsse ihre Quadrille mittanzen; ohne sie gehe es nicht. Und schließlich mußte sie auch noch bei dem Theaterstück einspringen. Marka Weudena sollte da eigentlich die Rolle der eifersüchtigen jungen Frau geben; ihr Partner war Job Plessow. Aber es stellte sich bei den Proben heraus, daß Marka vollständig unfähig sei, eine Rolle zu behalten, vom Agieren ganz zu schweigen. Sie sah es selbst ein und legte kurz vor der Generalprobe die Rolle nieder. Die ganze Aufführung drohte daran zu

scheitern. Da wurde im letzten Augenblick Anne Marie als Helferin herangeholt, und alle Welt war sich darüber einig, daß durch ihr Mitwirken aus dem Schwank überhaupt erst etwas Lebendiges würde.

Sie war unbedingt die Königin des Polterabends und empfand das mit Stolz. Sie wußte, daß sie die sämtlichen Mädchen der Umgegend, die Weudenas, und wie sie heißen mochten, ausstach. Die einzige junge Dame, die mit ihr rivalisieren konnte, war eine Fremde, Komtesse Riedenhaus, Eberhard Hindorfs Braut. — Das Wiedersehen zwischen Eberhard und Anne Marie war so glatt und scheinbar ohne alle Hintergedanken wie nur möglich. Selbstverständlich sah sich Anne Marie die Komtesse mit besonderen Augen an und war sich dabei bewußt, auch von ihr mit kritischen Blicken gemustert zu werden. Eberhard Hindorf hatte, was die äußere Erscheinung seiner Auserwählten betraf, keinen schlechten Geschmack entwickelt. Die Komtesse war eine große, schlanke Erscheinung, mit langem, schmalem Gesicht, das, im Profil gesehen, besonders schön wirkte; en face störten ihre hochgezogenen Augenbrauen den Gesamteindruck etwas. Sie hatte Haltung, Gang und Sprechweise einer Dame der großen Welt. Man mußte sie neben einer Person wie Marka Weudena sehen, die in ihrer Art auch eine Schönheit war, um ihre ganze Überlegenheit zu erkennen. Anne Marie konstatierte sofort, daß die Komtesse unzweifelhaft große Mittel besitze, Figur, Teint, Haar, daß diese Mittel aber auch auf das raffinierteste zur Geltung gebracht waren. Sie war für dieses ländliche Fest entschieden zu großartig angezogen; ihre Toilette stach alle anderen an Pracht aus. Weniger wäre in diesem Falle mehr gewesen. Sie sah nicht wie ein junges Mädchen aus.

Ihr Alter schien überhaupt schwer zu definieren, und möglicherweise hatten jene recht, welche behaupteten, Komtesse Riedenhaus sei um ein Jahr älter als Eberhard Hindorf. Unbestreitbar waren die beiden ein stattliches Paar. Die Komtesse verhielt sich sehr reserviert, tanzte den ganzen Abend nur mit ihrem Bräutigam und saß im übrigen bei ihrer Mutter, einer großen, unzufrieden dreinblickenden Dame mit hochmütigem Gesichtsausdruck, die eine um zwanzig Jahre ältere Ausgabe ihrer Tochter darzustellen schien.

Diese beiden Damen brachten ein fremdes, kaltes Element in die Gesellschaft; im übrigen herrschte jener Ton ungezwungener Gemütlichkeit, wie er nur zwischen Menschen von ungefähr gleicher Lebenslage aufkommen kann. Anne Marie mußte an die Hochzeit von Horst und Aurelie denken mit ihrer unglücklichen Gesellschaftsmischung; auch Doktor Tubus fiel ihr ein, der damals ihr Partner gewesen war. Der Herr, der diesmal sie führte, war für sie auch der Vertreter einer ihr bis dahin unbekannten Menschengattung. Hauptmann von Rängern gehörte zur Klasse der gelehrten Offiziere. Er war in Erscheinung und Auftreten ausgesprochener Bureaumensch. Für Anne Marie Plessow aber war bisher der Husar der typische Soldat und der Kavallerist überhaupt der einzig mögliche Tänzer gewesen. Der Generalstäbler war seinem Bruder, dem Legationsrat, sehr ähnlich; auch im Wesen, das sah Anne Marie auf den ersten Blick. Sehr wohlerzogen und korrekt, aber langweilig. Er tanzte schlecht, und Anne Marie, die er zum Souperwalzer engagiert hatte, war froh, daß sie ihm in einemfort zu Extratouren entführt wurde.

Der Lamnitzer Hindorf, der sonst nicht in Gesellschaften, wo getanzt wurde, zu gehen pflegte, hatte

seiner Nichte zu Ehren von dieser Regel eine Ausnahme gemacht. Anne Marie sah ihn, während sie Theater spielte, als sie von der kleinen Bühne herab einen Blick ins Publikum warf, unter einer Anzahl Herren am anderen Ende des Saales stehen. Beinah hätte das Bewußtsein, daß er sie sehe, sie aus dem Konzepte gebracht. Die Rolle, die sie zu spielen hatte, kam ihr mit einem Male so läppisch vor. Sie konnte nur immer denken: „Was wird er dazu sagen? Welchen Eindruck machst du ihm?" — Auch die ganze Zeit über, als sie den Tscharbasch tanzte, wurde sie ähnliche Gedanken nicht los. Das Bewußtsein, daß er in der Nähe sei, daß sein Blick auf ihr ruhe, auf ihrem Kostüm, ihren Bewegungen, daß er sie vielleicht mißbillige, hatte etwas tief Beunruhigendes für sie, und sie mußte alle Energie zusammennehmen, um nicht aus den einstudierten Rollen zu fallen.

Während des ganzen übrigen Festes sah sie dann wenig von ihm. Als sie in einer Tanzpause durch ein Nebenzimmer kam, saß er dort mit dem alten Weudena von Dromsdorf, in eifriges Gespräch vertieft. Als Damenengagement angesagt war, erschien er einen Augenblick unter den Tanzenden; seine zukünftige Schwägerin, Komtesse Riedenhaus, hatte ihn dem Herrenzimmer entrissen.

Das Fest endete mit einem brillanten Kotillon, der sich bis tief in die Morgenstunden hinein ausdehnte.

Anne Marie war in einer ihr ganz neuen, aufgeregten Stimmung. Die Aufführungen waren anstrengend gewesen; viermal hatte sie Toilette wechseln müssen an diesem Abend. Dann das Souper mit Champagner und nun das Tanzen. Sie hatte das Gefühl, als sei sie eigentlich furchtbar müde; aber sie

hätte sich geschämt, das einzugestehen. Tanzen, nur immer tanzen! Sowie sie aufhörte, das fühlte sie, würde sie zusammenbrechen. Es war, als wollte sie etwas in sich übertäuben, einen Schmerz, eine Enttäuschung, eine große Ungeduld. Ein paarmal, in den Pausen, wenn ihr Tänzer sie gerade nicht unterhielt, hatte sie das Gefühl, laut aufweinen zu müssen. Sie biß dann die Zähne zusammen und machte irgendeine komische Bemerkung. Ihr Partner lachte, und die Unterhaltung war wieder im Gange.

Wiederholt hatte Oberst von Chineck sie zu Extratouren geholt. Beim Kotillon, den sie mit dem Regimentsadjutanten tanzte, hatte der Kommandeur sich ihnen beigesellt. Der Adjutant tanzte vor und war darum viel beschäftigt; Chineck vertrat ihn bei der Tänzerin.

Sie saß auf einem Rohrstuhl, der Oberst hinter ihr; über ihnen hingen Zweige von irgendeinem Gewächs, mit denen der Raum dekoriert war. Chineck sprach im Flüstertone zu ihr; er sagte ihr allerhand grobe Schmeicheleien über ihr Spiel und ihr Tanzen. Sie empfand es auf einmal mit Scham, daß sie dekolletiert war; den ganzen Abend hatte sie daran noch nicht gedacht. Sie drehte ihren Stuhl ein wenig, um dieser peinlichen Situation etwas zu entgehen. Dabei blickte sie in Chinecks Gesicht, das ihr ganz nahe war. Es war ihr noch niemals aufgefallen, daß er so häßlich sei. Ein gieriger Ausdruck lag in seinen Zügen. Hatte er zuviel getrunken, daß er sie so anstarrte mit unruhig glänzenden Augen, feuchten Lippen und dunkelgeröteten Wangen? Widerlich! Sie bat ihn, ihren Schal zu holen, der irgendwo in einem Nebenzimmer liegen müsse, da sie sich zu erkälten fürchte. Chineck kam nach

einiger Zeit wieder und brachte das gewünschte Tuch. Anne Marie legte es um ihre Schultern. „Schade!" flüsterte der Oberst und nahm wieder hinter ihr Platz. Sie war von Herzen froh, als der Kotillon endlich sein Ende nahm.

* * *

Der Polterabend hatte an einem Sonnabend stattgefunden. Am Montag sollte Hochzeit sein. Der Sonntag dazwischen war zur Erholung bestimmt.

Anne Marie wohnte in Drosselbach für die ganze Dauer der Hochzeit. Außer ihr gehörten zum Hausbesuch Gräfin Riedenhaus mit Tochter, Eberhard Hindorf und die Gebrüder von Rängern. Viele andere Gäste waren auf den Gütern der Nachbarschaft untergebracht.

Am Sonntagmorgen wurde sehr lange geschlafen. Erst gegen Mittag erschienen die Damen zum Frühstück, aber dann fuhren auch schon Gäste vor. Nachmittags konzertierte die Husarenkapelle im Park von Drosselbach. Zwischen den Dorfleuten, denen die Anlagen geöffnet waren, bewegten sich Neugierige aus der Umgegend und einzelne zur eigentlichen Gesellschaft Gehörige, die das Bedürfnis empfanden, sich bei der Bevölkerung populär zu machen. Um sechs Uhr nachmittags war Diner. Mit Hilfe eines Berliner Kochs vermochte das Drosselbacher Haus den außerordentlichsten Anforderungen zu genügen. Gegen Abend entfernten sich dann die auswärtigen Gäste. Man sah ein, daß den Wirten und dem Brautpaar für den bevorstehenden Hochzeitstag Ruhe gegönnt werden müßte.

In den Nachmittagsstunden war Ernst Hindorf wieder herübergekommen. Er wollte der Schwester mit

Wagen, Pferden, Kutscher, Diener und Silber aushelfen. Auch er würde im Hause übernachten.

Punkt zehn Uhr müsse alles im Bett sein, hatte Frau von Mildenau erklärt, schon damit die Dienerschaft in dieser Nacht zur Ruhe komme. Die Stunde, die bis dahin noch war, verbrachte man im großen Gartensalon, der nach dem gestrigen Ball wieder eingeräumt war.

Man saß in kleinen Gruppen an den verschiedenen Etablissements des großen Raumes beieinander. Das Ehepaar Mildenau mit der Gräfin Riedenhaus, das Brautpaar Hindorf-Riedenhaus für sich, während Agathe verlangte, daß Anne Marie bei ihr und ihrem Bräutigam bleiben müsse. Ernst Hindorf und Hauptmann von Rängern hatten im Nebenzimmer eine Zigarre geraucht und kamen jetzt in den Gartensaal, sich nach Plätzen umsehend. Die Komtesse erhob sich halb von ihrem Platze und wies auf einen Stuhl neben sich. Dieser Wink galt natürlich dem Lamnitzer. Herr von Hindorf jedoch schien übersehen zu haben, daß er dort gewünscht wurde, wie es denn überhaupt auffiel, daß er das Entgegenkommen, welches die zukünftige Schwägerin ihm erwies, mit ziemlicher Kühle erwiderte. Hauptmann von Rängern aber bezog die Einladung der schönen Komtesse auf sich und nahm neben ihr Platz.

„Er wird zu den alten Leuten gehen!“ dachte Anne Marie klopfenden Herzens bei sich; ihren Augen war diese kleine Szene nicht entgangen. Aber der Lamnitzer kam direkt auf sie zu und setzte sich neben sie, mit der unverkennbaren Absicht, sich mit ihr zu unterhalten.

Ernst Hindorf sagte ihr, wie sehr ihm das Gedicht gefallen habe, das sie am Polterabend gesprochen, als

sie an der Spitze der Bauernmädchen die Leinwand überreicht hatte. Er bewundere es, wie sie darin den Ton der Gegend getroffen habe. Das sei echt gewesen und zum Herzen gehend.

Anne Marie war für den ersten Augenblick ganz benommen über das Lob für eine Leistung, auf die sie selbst gar keinen Wert legte. Diese Verse hatte sie spielend gemacht, zufällig gleichsam; kaum daß sie sich viel dabei gedacht hatte. Daß sie „echt" seien, war ihr ganz neu. Sie hatte auch gar nicht bemerkt, daß Herr von Hindorf Zeuge davon gewesen war, als sie sie auffagte.

Sein Lob tat ihr unaussprechlich wohl, und dennoch hatte sie das Bedürfnis, ihn nichts von ihrer Genugtuung merken zu lassen. Sie sagte, es sei am Ende kein Wunder, daß sie den Dialekt der Gegend beherrsche: sie wäre ja als Kind halb und halb mit der Dorfjugend aufgewachsen.

Herr von Hindorf kam dadurch auf die Baderwischer Leute zu sprechen; er kannte das Nachbardorf gut. Es fand sich, daß man unter den Dörflern viele gemeinsame Bekannte besaß.

Es war Anne Marie immer als selbstverständlich erschienen, wenn sie zu Hause war, ihre alten Freunde im Dorfe aufzusuchen. Sie hatte sich niemals eine Lebensaufgabe daraus gemacht; es war ihr mehr eine Unterhaltung gewesen. Ebenso wie sie im Pferdestall Bescheid wußte, kannte sie auch die Hütten der kleinen Leute; das gehörte eben zum Landleben; sie wußte es nicht anders.

Es war zum ersten Male in ihrem Leben, daß sie zu jemandem ihresgleichen ernsthaft über solche Fragen sprach. Horst pflegte die Dorfleute nur immer ins

Lächerliche zu ziehen. Frau von Nettelmüller verachtete sie als elendes Pack, und Frau Aurelie rümpfte erst recht die Nase über das Landvolk. Daß man mit Liebe von ihnen reden könne, ja, mit Achtung, war für Anne Marie etwas Neues. Inzwischen hatte Agathe sich erhoben und auch ihrem Bräutigam einen Wink gegeben, ihr zu folgen, so daß die beiden jetzt allein waren.

Ernst Hindorf kam dann auf irgendwelchen Umwegen des Gesprächs auch auf Beobachtungen zu sprechen, die er in anderen Ländern über das Landvolk gemacht hatte. Er sprach vom russischen Muschik, vom norwegischen Bauer, vom nordamerikanischen Farmer.

Anne Marie war sehr stolz darauf, daß er so zu ihr sprach, daß er sie so ernsthaft nahm. Was er sagte, war sicherlich sehr treffend, ja bedeutend; aber daß er es gerade ihr erzählte, ihr allein, nicht etwa zu der ganzen übrigen Gesellschaft sprach, erschien ihr viel wichtiger.

Sein Ton hatte so etwas Überzeugendes, Sicheres und Beruhigendes. Sie würde ihm die unwahrscheinlichsten Dinge geglaubt haben. Wie lauschte sie diesem sonoren, männlichen Organe mit tiefstem Entzücken! Es hatte etwas wie Orgelklang in der Kirche. Sie hütete sich, darauf zu erwidern. Reden war ja gar nicht nötig. Eine Unterhaltung im gewöhnlichen Sinne war das doch nicht, wenigstens für sie nicht. Etwas Symbolisches lag darin, das auf größere Dinge hinauswies. Mit geheimem Bangen sah sie den Zeiger drüben an der Pendule auf zehn Uhr rücken.

Und seine Augen! Es war ihr, als seien sie selbständige Wesen, als hätten sie ein Leben ganz für sich. Ihre Sprache wirkte noch ganz anders, bedeutungs-

voller, ergreifender auf sie als das, was sein Mund sagte. Es lag nichts eigentlich Beobachtendes in seinem Blick und doch etwas Verstehendes. Man hatte diesem Manne gegenüber das Gefühl, er sehe einen durch und durch. Und doch wieder war nichts in dem Blicke, wovor man sich hätte ängstigen müssen. Vorige Nacht, als Chineck sie so dreist angestarrt hatte, war ihr gewesen, als entkleide sie dieser Männerblick. Diesen Augen gegenüber fühlte man sich geborgen. Es lag ein so tiefes Mitgefühl, ein stilles, melancholisches Begreifen aller Dinge und aller Wünsche darin.

Wie konnte ein Mensch solche Macht ausüben, ein Mann noch dazu, ein wildfremder Mann! Sie hatte gelesen, daß es solche Mächte gebe, gefährlicher Natur, unheimliche Einflüsse, denen man machtlos hingegeben war. Aber das hier war nichts Schlechtes, nichts Widernatürliches; eher war es etwas Frommes, Geheiligtes. Wieder, wie schon manchmal in der Kirche von Baderwisch, wenn sie ihn in der Loge gegenüber wußte und das Gefühl seiner Nähe hatte, kam der Wunsch über sie, gut zu sein, weiter nichts: nur gut zu sein! — —

Die Pendule auf dem Kaminsims verkündete mit feinen, gedämpften Schlägen die zehnte Stunde. Frau von Mildenau erhob sich. Das war das Zeichen zum allgemeinen Aufbruch.

Anne Marie hörte, wie Agathe ihr ins Ohr flüsterte: „Ich komme dann noch zu dir.“ Sie sah, wie dann die Braut herumging, wie alle ihr bedeutungsvoll die Hand gaben, wie die Frauen sie besonders zärtlich und lange umarmten. In Herrn von Mildenaus Augen blinkten Tränen, als er die Tochter, die sich vor ihm verneigte, aufs Haar küßte. Der Bräutigam stand

mit Armersündermiene daneben. Schließlich verließ Agathe, begleitet von ihrer Mutter, das Zimmer. Das alles sah Anne Marie, aber es war ihr, als geschehe es nur im Traume.

Die Gräfin-Mutter mit ihrer Tochter schickte sich ebenfalls an, sich zurückzuziehen. Anne Marie sagte ein flüchtiges „Gute Nacht!" und eilte auf ihr Zimmer.

Sie entkleidete sich, machte ihr Haar — alles, wie sie es gewohnt war; aber das Gefühl des Traumhaften wich nicht von ihr.

Daß sie nicht schlafen würde, wußte sie im voraus. Auch in der vorigen Nacht war sie erst spät zur Ruhe gekommen. Die Aufregung des Balls hatte ihr wie ein Fieber im Blute gelegen. Sie war Chinecks gerötetes Faunengesicht mit den gierigen Augen nicht aus ihren Visionen losgeworden.

Aber heute stand es ganz anders um sie. Als sie jetzt im Bette lag, klopfte ihr Herz so gewaltig, daß es ihr war, als müsse man es hören durch die stille Nacht. Sie fühlte sich wie verzaubert. Ganz still lag sie, die Hände über der Decke gefaltet, starrte mit weit offenen Augen ins Dunkel. Aber es schien ihr, als sei um sie her Licht, hellstes Licht, und aus der Ferne hörte sie Töne. So etwa mußte das Meeresrauschen klingen, das sie in ihrem Leben niemals gehört hatte, so leidenschaftlich, gewaltig, ergreifend.

Sie lebte das ganze Gespräch, das sie eben mit Ernst von Hindorf gehabt hatte, noch einmal durch. Aber es ward alles in eine höhere, fast überirdische Sphäre gehoben in ihrer Erinnerung. Es waren seine Worte, seine Stimme, seine Züge, seine Augen, die sie sah und hörte, aber er wie sie waren verwandelt, be-

fanden sich irgendwo in einem Lande größerer Freiheit, reinerer Schönheit, wo jedes Wort, jeder Blick eine tiefere Bedeutung erhielt. Dort galten andere, freiere Gesetze als hier. Dort durfte sie ihm ungescheut in die Augen blicken, dort durfte sie dem tiefen Bedürfnisse der Seele folgen, seine Hände gegen ihr Herz drücken und sie küssen.

O, wenn Agathe doch nur nicht kommen wollte! Wenn sie doch nur hätte allein bleiben können! Allein mit ihren Gedanken!

Niemand sollte darum wissen, auch Agathe nicht, wie es um sie stand. Niemand konnte ja die Größe dessen begreifen, was sich in ihr vollzog. Mit gewöhnlichen Worten, wie sie die Menschen brauchten, um etwas zu erklären oder zu beschreiben, konnte man davon gar nicht sprechen. Selbst das Wort „Liebe" erschien ihr zu klein, zu matt für das, was sie empfand. Es war ein Gefühl von Vergehen wollen, von Hinsinken müssen, von willigem Sich beugen und inbrünstigem Niederknien vor dem Einzigen.

Aber Agathe kam dennoch. Leise tat sich die Tür auf, leise schloß sie sich wieder; unhörbar fast kam eine weiße Gestalt auf Anne Mariens Bett zu und ließ sich auf dem Stuhl neben ihr nieder.

„Ich konnte nicht eher kommen," flüsterte Agathe. „Verzeihe nur! Aber die Mutter wollte sich heute gar nicht von mir trennen. Sie war so gerührt, die gute Mutter, wie ich sie gar nicht kenne. Allerhand Ratschläge hat sie mir noch gegeben. Sie würde sehr böse sein, wenn sie wüßte, daß ich noch bei dir bin."

Anne Marie erwiderte nichts darauf.

„Wenn doch nur erst der morgige Tag überstanden wäre!" seufzte Agathe. „Egon geht es gerade so wie

mir. Er sagte vorhin: ‚Es ist gut, daß man nur einmal getraut wird im Leben.‘"

„Das will eine Braut sein!" dachte Anna Marie bei sich.

„Was ist dir?" fragte Agathe und suchte der Freundin Hand zu streicheln.

„Nichts! Ich glaube, ich bin müde," entgegnete Anne Marie.

„Laß mich ein wenig zu dir," sagte Agathe. „Es ist ja das letztemal. Morgen — — — ach, Anne Marie, ich freue mich nicht." Das Mädchen seufzte, die Freundin rückte zur Seite, so daß ein Platz frei wurde im Bett. Agathe legte sich neben sie und schlang den Arm um der Freundin Schultern. „Nur noch ein bißchen bleib wach," bat Agathe, „und höre mir zu. Ich kann nicht einschlafen. Es kommen einem so merkwürdige Gedanken. Ach, wäre es doch nur vorüber! Meine Mutter hat mir solch merkwürdige Dinge gesagt. Ich weiß nicht, ich fürchte mich fast."

Die Braut verbarg ihr Gesicht an Anne Mariens Hals und zog das Tuch an sich. Es war, als suche sie Schutz vor irgendeinem Angriff.

Anne Marie konnte kein Mitgefühl empfinden. Agathe hatte es doch so gewollt; niemand hatte sie gezwungen. Was wollte sie denn nun? Jetzt den Mut sinken lassen, war Schwäche, deren sie sich an Agathens Stelle geschämt hätte.

Sie machte sich frei von dem Arme, der um ihre Schulter lag, und sagte: „Agathe, ich kann dir nicht helfen; laß uns schlafen."

„Ja, du hast recht! Ich will auch gleich gehen. Aber eins sage mir doch noch, Anne Marie, in dieser Nacht . . ." Sie zögerte.

„Was denn?"

„Ich meine, du könntest es mir doch sagen! Wozu sind wir Freundinnen? Wenn man das nicht einmal haben soll von der Freundschaft! Ich habe es dir doch auch sofort geschrieben, als Egon sich mir näherte. Alles habe ich dir immer gesagt und dich sogar um Rat gefragt, und du verschweigst mir deine Gedanken und Gefühle; das ist nicht nett von dir! Dabei sehe ich doch, was mit dir ist. Denke nur nicht, daß man das nicht sieht." Agathe sprach in weinerlichem Tone, dem man das Beleidigtsein deutlich anhörte.

„Wovon sprichst du eigentlich?" rief Anne Marie barsch und setzte sich mit einem Male im Bette auf.

„Ach, du weißt es doch ganz gut," meinte Agathe kleinlaut. Anne Mariens schroffes Wesen machte sie ganz verlegen. „Wir kennen uns doch schon so lange, und ich weiß doch, wie du bist. Ich würde auch gewiß niemandem ein Wort davon sagen. Es ist ja kein Unrecht, einen Mann zu lieben. Ich habe es dir längst angemerkt, schon damals als du sagtest, er hätte so schöne Augen, schon da ahnte ich etwas. Denke nur nicht, daß ich mich wundere. Im Gegenteil. Ich kann dich so gut verstehen. Vorhin, als ich euch zusammensitzen sah, fand ich, daß ihr so gut zusammenpassen würdet. O, Anne Marie, gestehe es doch ruhig ein, daß du ihn liebst!"

Sie versuchte, die Freundin zu umarmen. Aber Anne Marie stieß sie heftig zurück. „Schweig!" rief sie; „es ist nicht wahr."

„O, wie du stolz bist, Anne Marie!" seufzte Agathe.

* * *

Nachdem die Drosselbacher Hochzeit vorüber war, kam Oberst von Chineck noch häufiger nach Baderwisch geritten als früher. Jetzt, wo Pirschgang und Anstand vorüber waren, schien es ziemlich klar, daß sein Kommen nicht gut den Rehböcken gelte.

In anderen Jahren pflegte Herr von Chineck, wenn das Manöver vorüber war, auf Urlaub zu gehen. Er begab sich dann zu Freunden, die berühmte Fasanenreviere hatten, oder in die Hasengegenden zur Treibjagd. Die Husaren rechneten mit diesem Urlaub schon als mit einer feststehenden Einrichtung. Aber dies Jahr blieb der Kommandeur gegen alle Gewohnheit in Kranzfelde kleben.

Er erschien meist im zeitigen Nachmittag in Baderwisch, begleitet von seinem Burschen, und fragte an, ob er mit den Herrschaften ausreiten dürfe. Horst hatte immer irgendeinen Grund, um für sich und seine Frau abzulehnen; Anne Marie blieb dann allein übrig.

Es war ein langer, trockener Herbst. Hin und wieder kündeten Nachtfröste wohl das Nahen der kalten Jahreszeit an, aber die Tage waren sonnig und klar. Das beste Reitwetter.

Sie ritten meist querfeldein. Das Feld lag jetzt größtenteils schon als Sturzacker, und von den Wiesen war das Grummet eingebracht. Außerdem war Chineck auch nicht besonders ängstlich, was Klagen wegen Flurschäden anbetraf. Die Großgrundbesitzer waren seine guten Bekannten, und dem Bauer, wenn er sich beschwerte, warf man ein Zehnmarkstück hin; dann hielt er das Maul.

Die beiden streiften die ganze Gegend ab. Die Dörfer umkreisten sie in weitem Bogen. Es gab bald keinen Graben mehr, über den sie nicht gesprungen

wären, keinen Wasserlauf, den sie nicht durchritten hätten. Anne Marie hatte noch nie zuvor gefühlt, wie schön ihre Heimat sei. Diese weiten Flächen welligen Geländes, brauner Äcker, abwechselnd mit grünen Saatstücken. Dazwischen der blanke Spiegel eines Teiches, mit einem Schilfkranz darum. Hier und da eine sandige Feldkuppe, mit krüppeligen Kiefern bewachsen, düsterem Ginster und schlanken Birkenstämmen. An den Bachläufen hin alte Eichen, Eschen und Erlen. Die Stoppelfelder ganz eingesponnen von Altweibersommer. Über ihnen in unendlicher Höhe verspätete Kranichflüge im Dreieckzuge oder die Wildgans. In den feuchten Wiesen der melancholische Ruf des Regenpfeifers.

Man hätte sich keinen besseren Begleiter bei solchen Ritten wünschen können als Herrn von Chineck. Er hatte den Blick des Sportsmanns und Offiziers vereinigt. Nichts entging seinem Auge; an alles ritt er heran; nichts durfte ununtersucht bleiben. Anne Marie setzte ihren Ehrgeiz darein, niemals hinter ihm zurückzubleiben oder irgendein Hindernis zu umgehen.

Nichts hätte die gute Kameradschaft der beiden gestört, des grauhaarigen Husaren und des jungen Mädchens, wenn Chineck nicht manchmal, anstatt zu reiten, Unterhaltung hätte machen wollen. In Anne Mariens Augen eine höchst unnütze Unterbrechung. Ihr lag gar nichts daran, daß er ihr sein Herz ausschüttete über alle möglichen Dinge, ihr seine Ansichten auskramte über Politik und Gesellschaft, ja über Kunst und Wissenschaft — Sachen, die er wahrscheinlich tags zuvor in der Zeitung gelesen hatte. Wenigstens ertappte ihn Anne Marie einmal dabei, daß sie einen Artikel, den sie am Morgen in der „Kreuzzeitung" gelesen, abends mit geringen Variationen von dem

Husarenkommandeur rekapituliert bekam. Wozu das? Wollte er ihr mit Wissen imponieren? Sie fand, daß ihm die Rolle des Schulmeisters sehr schlecht zu Gesicht stehe.

Noch schlimmer war es, wenn Herr von Chineck sentimental wurde. Denn auch das kam vor. So machte er einmal, als sie nach einem herrlichen Kanter über Äcker und Saaten gegen Abend nach Baderwisch zurückkehrten, seine Glossen über das Abendrot, indem er die starke Passion eines älteren Mannes damit verglich. Ein andermal begann er ganz unvermittelt davon zu erzählen, wie traurig es doch sei, wenn ein Herr eine Dame liebe und von ihr nicht verstanden werde. Anne Marie konnte sich nicht helfen, aber ihr Kavalier kam ihr in solchen Augenblicken geradezu fade vor. Warum mußte er so aus der Rolle fallen? Sie schlug dann meistens eine schnellere Gangart ein, gleichsam um weitere Deutlichkeiten zu coupieren. Obgleich Chineck ein vorzüglicher Reiter war, hatte er die Kunst doch noch nicht erfunden, im starken Galopp Süßholz zu raspeln.

Einmal ritten sie auch über Lamnitzer Flur. Auf einem Feldstück dicht am Waldrande pflügten vier Knechte mit Ochsen. Ein Mann stand dabei mit hohen Stiefeln, mit Jägerhut und Lodenjoppe angetan. Es war der Lamnitzer Hindorf.

Anne Marie, die ihn noch vor Chineck erkannt hatte, wollte vorbeireiten, möglichst unbemerkt. Der Gedanke war ihr auf einmal peinlich, bei Abenddämmerung allein mit Herrn von Chineck von Ernst Hindorf gesehen zu werden. Aber der Husar sprengte, sowie er den Gutsherrn erblickt hatte, über den Acker weg auf ihn zu. Es blieb Anne Marie nichts anderes übrig, als zu folgen.

Man schüttelte sich mit Herrn von Hindorf die Hand. Chineck bat pro forma um Erlaubnis, über seine Felder zu reiten. Dann besprachen die Herren in aller Eile ein Aufsehen erregendes Tagesereignis, das die Gemüter gerade bewegte; Anne Marie hielt neben ihnen und sagte nichts.

Endlich erinnerte sich Herr von Chineck seiner Kavalierspflichten. Er bat seine Dame um Entschuldigung und empfahl sich dem Lamnitzer. Dann setzte man den Ritt fort.

„Dieser Hindorf ist doch ein großer Sonderling," sagte Chineck, sobald sie außer Hörweite waren. „Haben Sie gesehen, gnädiges Fräulein, in welchem Aufzuge er dastand? Wie ein Bauer! Ich würde den Teufel tun, wenn ich Lamnitz besäße, und mich zu den Ochsenknechten auf den Acker stellen. Es gibt merkwürdige Geschmäcker."

Anne Marie dachte darüber nach, warum alle Männer es für nötig zu finden schienen, auf den Lamnitzer Hindorf zu schmähen. Was er tat oder sagte, wurde bekrittelt; sie wußte auch nicht *einen*, der anerkennend von ihm gesprochen hätte. Und dabei wußte sie doch, daß kein anderer Mann weit und breit ihm das Wasser reichen durfte.

Sie fand seinen Aufzug, über den sich der patente Husarenkommandeur aufgehalten hatte, so natürlich. Der alte, verregnete Hut, die Joppe von grobem Stoff, die Wasserstiefeln konnten ihr keinen Augenblick den Edelmann verbergen, der in dieser rauhen Hülle steckte. Ja, er war ihr jünger und stattlicher vorgekommen, wie er breitspurig dort auf seinem Acker gestanden hatte, ein wettergebräunter Landwirt.

Anne Marie war nachdenklich geworden. Sie

achtete kaum noch auf das Gerede ihres Begleiters. Chineck hatte wieder einmal eine seiner sentimentalen Anwandlungen. Er sprach von den langen Winterabenden, die nun kämen, und wie einsam es da oft für ihn sei. Jeden Abend könne man doch auch nicht gut zu der Witwe Nettelmüller gehen, schon der Leute wegen nicht, die allerhand falsche Vermutungen daran knüpften. Und mit den Leutnants lange bei Tisch zu sitzen im Kasino sei auch nicht das Richtige. Man störe die jungen Kerle in ihren Vergnügungen, und anderseits könnte ihre Unterhaltung einem nichts sein. Das Los des unverheirateten Kommandeurs sei ein tieftragisches, das war Chinecks Schlußbehauptung; ein Seufzer und ein heißer Blick auf seine Dame sagten das übrige.

Anne Marie setzte ihr Pferd in raschere Gangart. Es war inzwischen ziemlich dunkel geworden. Herr von Chineck hielt sich dicht neben ihr. So ritten sie eine Weile in starkem Trabe. Anne Marie wußte, daß er ihr etwas sagen wollte, etwas Wichtiges; er atmete schwerer, schien nach Worten zu suchen. Die Pferde griffen stärker aus. Ihr Reiten glich fast einem Wettrennen.

Er sollte nicht sprechen — sie wollte es nicht. Es würde nur die gute Kameradschaft verderben, die sie bis dahin gehalten hatten.

Schon tauchten in der Entfernung die erleuchteten Fenster des Baderwischer Herrenhauses vor ihnen auf. Anne Marie atmete auf, sie wurde ruhiger und fand ihre Situation lächerlich; sah es nicht so aus, als fliehe sie vor ihrem Herrn?

Sie zügelte ihr Pferd, bis es schließlich im Schritt ging. Der Oberst tat ein gleiches. Da, als sie in

den Park von Baderwisch einbogen, tat er die entscheidende Frage.

Anne Marie erwiderte ihm, es solle niemand auf der Welt erfahren, was er eben zu ihr gesagt habe, aber es sei unmöglich, daß sie seine Frau werde.

Dann sei er der unglücklichste Mensch, und sein Leben habe keinen Wert mehr für ihn, rief Herr von Chineck aus.

Das Wort würde vielleicht tieferen Eindruck auf Anne Marie gemacht haben, wenn sie sich nicht entsonnen hätte, daß Eberhard Hindorf, als sie seinen Antrag abwies, sich fast genau derselben Wendung bedient hatte.

* * *

Anne Marie hatte ihr Versprechen gehalten; sie schwieg über Herrn von Chinecks Antrag. Aber dennoch war davon etwas bekannt geworden. Chineck selbst verriet durch sein Benehmen, was ihm widerfahren sei. Er kam nicht mehr nach Baderwisch, wo er bis dahin ein fast täglicher Gast gewesen. Und als Horst Plessow sich nach dem Grund dieser auffälligen Vernachlässigung bei ihm erkundigte, sagte er offen heraus, was sich zwischen ihm und Anne Marie abgespielt habe.

Horst Plessow war wütend. Er nahm sich seine Schwester vor. Was dachte sich eigentlich das Mädel? Einen Mann wie Oberst von Chineck ausschlagen! Wollte sie vielleicht warten, daß ein Prinz komme und sie erlöse?

Auch zu Frau von Nettelmüller, die wieder in Kranzfelde residierte, war das Gerücht von dem Korb gedrungen, den Chineck sich bei ihrer Nichte geholt. Sie war womöglich noch entrüsteter als Horst. Aber ihr

Zorn richtete sich vor allem gegen Chineck. War der Mensch denn von allen guten Geistern verlassen gewesen, die Sache so dumm anzufangen! An und für sich hätte sie gar nichts gegen die Partie einzuwenden gehabt; im Gegenteil, in ihre Pläne würde es ganz gut gepaßt haben, wenn ihr alter Courmacher endlich beweibt gewesen und gleichzeitig Anne Marie Plessow ihre Versorgung gefunden hätte. Aber natürlich mußte ein solches Projekt von langer Hand vorbereitet und mit Geschick durchgeführt werden. Das wäre so gerade etwas für sie gewesen. Und nun ging dieser Chineck hin und machte einen solchen Streich wie der erste beste verliebte Junge. Und das Tollste war, daß er sich die Sache jetzt auch noch anmerken ließ, statt den Mund zu halten, zu tun, als sei nichts passiert, und zu warten, ob sich nicht doch noch eine Chance für ihn bieten möchte. Anstatt dessen nahm er die Sache tragisch, sprach von Abschiednehmen und ließ so alle Welt merken, was ihm widerfahren war.

Am unangenehmsten war die Angelegenheit für Anne Mariens Brüder Job und Henning. Ihr Halt bei den Husaren bestand in dem Kommandeur. Nun war Chineck zwar Gentleman genug, um die beiden Leutnants nicht entgelten zu lassen, daß ihre Schwester ihn abgewiesen hatte. Im Gegenteil, seine Fürsorge für sie vermehrte sich nur; aber für die beiden jungen Offiziere war es schwer gemacht, seine Unterstützung anzunehmen.

Nun kam auch noch gerade in dieser Zeit eine Schuldenaffäre hinzu, die für Job, den älteren von den beiden, verhängnisvoll werden mußte. Die Sache war schon einige Jahre alt. Job Plessow hatte auf der Kriegsschule für einen Kameraden gutgesagt, der bald

darauf um die Ecke gegangen war. Der Gläubiger hatte sich damals mit Rückzahlung geduldet. Der Leutnant konnte hoffen, daß er aus seiner Bürgschaft nicht weiter behelligt werden würde. Da starb der betreffende Gläubiger, und die Erben machten den Anspruch auf Begleichung des Schuldscheins rücksichtslos geltend.

Das kleine Kapital, das Job Plessow von der väterlichen Erbschaft her besaß, ging zunächst darauf. Aber es blieb darüber hinaus noch ein ungedeckter Posten, für den der Leutnant nach wie vor haftbar war. Erfolgte keine Deckung, so bedeutete dies für ihn den Abschied.

Man nahm allgemein an, daß Horst Plessow für seinen Bruder einspringen werde. Aber der verschanzte sich dahinter, daß er selbst kein Barvermögen besitze und daß man seiner Frau nicht zumuten könne, für ihren Schwager Opfer zu bringen. Außerdem, so erklärte Horst, habe er kein Recht, seine etwaigen Kinder in ihrem Vermögen zu verkürzen. Es war nämlich neuerdings begründete Hoffnung auf Nachwuchs im Hause Baderwisch vorhanden.

Allgemein war das Bedauern für Job Plessow, beim Regiment wie in der ganzen Gegend. Man fand, daß er nahezu schuldlos sei an dem Unglück, das ihn getroffen hatte. Aber die Sympathien der Menschen halfen dem armen Kerl nichts: er mußte den Abschied nehmen.

Am tiefsten von allen empfand Anne Marie das Mißgeschick des Bruders. Sie fühlte sich tief gekränkt in ihrem Familienstolz. Das war nun schon der zweite Plessow, der, wie der unfreundliche Ausdruck lautete, „um die Ecke" ging. Ihren australischen Bruder hatte

sie, da er bedeutend älter war als sie, kaum gekannt, während ihr Job besonders nahe stand. Sie wußte, was für ein offenherziger, argloser, uranständiger Junge er war. In diese unselige Affäre war er doch nur durch seine Gutmütigkeit und seine kameradschaftliche Gesinnung verwickelt worden. Und nun ließ ihn alle Welt so schmählich im Stich.

Es ging sehr schnell mit Jobs Abschied von der Truppe. Eben noch im bunten Rock, einer der anerkannt besten Offiziere des Regiments, mit begründeten Aussichten auf den Adjutantenposten, saß er wenige Wochen darauf, mit einer ruinierten Karriere, ohne Beruf und Ziel, im Hause seines Bruders in Baderwisch.

Anne Marie weinte manche heimliche Träne über Jobs Schicksal, das ihr vielleicht näher ging als dem Jungen selbst. Aber stärker noch war ihr Zorn über Horsts Verhalten. Alles wollte sie verzeihen, nur nicht Filzigkeit.

Horst, der keinen Finger für den Bruder gerührt hatte, ließ es nun, nachdem das Unglück geschehen war, nicht an guter Lehre und an weisem Rat fehlen. Es wurde viel hin und her gesprochen über den Lebenserwerb, den Job nunmehr ergreifen solle. Er besaß Kadettenhausbildung, und die Möglichkeit, daß er etwa noch hätte studieren können, verbot sich von selbst. Es blieb für ihn kaum eine andere Wahl, als einen untergeordneten Beruf zu ergreifen. Horst führte ihm eine Menge Beispiele an, wo Leute aus guter Familie sich als Agenten, Kommissionäre oder im Post- und Eisenbahndienst, ja als Bereiter oder Zahlkellner ihr Brot verdienten.

Davon wollte Job nichts wissen. Er hatte einen

anderen Plan, und Anne Marie war dabei seine Vertraute. Sein Ziel war Amerika. Auf keinen Fall sollten seine Familie und seine Freunde es erleben, daß er hier eine seinem Namen unwürdige Beschäftigung ergreife. Was jenseits des großen Wassers geschah, sah niemand.

Bruder und Schwester berieten über das Ziel der Reise. Job hatte am meisten Lust, nach den Prärien von Nordamerika auszuwandern; er hatte eine unklare Vorstellung davon, daß er dort mit seinen Reitkünsten und seinem Pferdeverständnis noch am ersten etwas erreichen würde. Schnell waren einige Bücher angeschafft, Reisebeschreibungen, Schilderungen des amerikanischen Farmlebens, die den Eifer der beiden für diese Idee durch ihre Schönfärberei nur bestärkten. Aber eines wurde ihnen allmählich doch klar: daß auch drüben nur der Aussicht habe, etwas zu erreichen, der nicht mit völlig leeren Händen kam.

Anne Marie bedachte sich keinen Augenblick, dem Bruder die zehntausend Mark anzubieten, die ihr Erbteil waren. Noch konnte sie, wie sie wohl wußte, nicht frei darüber verfügen, und Horst, der ihr Vormund war, würde eine Auszahlung an Job niemals zulassen; aber anderthalb Jahre noch und sie war mündig und konnte mit ihrem Gelde dann anfangen, was ihr beliebte. Inzwischen aber konnte Job immer hinüberfahren und die Verhältnisse des Landes erkunden. Sobald er das Geld der Schwester haben würde, konnte er sich dann eine „Ranch" ankaufen und Pferde züchten. Vielleicht, wenn es ihr weiter so schlecht gefiel wie augenblicklich, kam Anne Marie dann zu ihm hinüber, um ihm die Wirtschaft zu führen.

Dieser Plan wurde ganz ernsthaft von den beiden

erwogen; sie hielten ihn für durchaus ausführbar. Und je mehr sie Horst verlachte wegen ihrer abenteuerlichen Hirngespinste, desto fester versteiften sie sich auf ihre Idee.

Eines Abends kam Job aus Kranzfelde zurück und rief Anne Marie beiseite, er habe ihr Wichtiges mitzuteilen. Der Lamnitzer Hindorf, der zum Kreistag in der Stadt gewesen, hätte ihn angeredet auf seine Zukunft hin. Er habe Herrn von Hindorf gesagt, was er vorhabe. Da hätte ihm der Lamnitzer ganz aus freien Stücken angeboten, ihm Empfehlungen mitzugeben an Bekannte in Amerika; noch mehr: er habe versprochen, ihm mit Rat und Tat beizustehen, wo möglich ihm eine Stellung drüben zu sichern. Morgen solle er nach Lamnitz kommen, da wolle Hindorf alles genauer mit ihm durchsprechen.

Der junge Mensch war ganz aufgeregt und pries den Lamnitzer, den er den „großartigsten Menschen" nannte, der ihm bisher vorgekommen sei.

Anne Marie sagte nicht viel dazu, so daß sich Job schließlich über ihre Schweigsamkeit wunderte. Freute sie sich denn gar nicht mit ihm über seine Aussichten? Oder traute sie vielleicht dem Lamnitzer auch nicht, wie Horst, der immer auf ihn räsonierte? Die Schwester versicherte schließlich, daß sie sich freue; diese Wendung sei ihr nur etwas überraschend gekommen.

Von da ab ging Job Plessow häufig nach Lamnitz. Horst sah mit süßsaurer Miene zu; er ärgerte sich über das, was er eine „taktlose Einmischung" in ihre Familienangelegenheiten nannte. Aber er konnte nicht gut etwas dagegen tun, daß sich ein Fremder der Aufgabe unterfing, die ihm als Familienältestem näher gelegen hätte.

Ernst Hindorf hatte sich auf seiner Weltreise mit einem Deutsch-Amerikaner angefreundet, der in Texas eingezäuntes Land von der Größe eines deutschen Fürstentums besaß. An diesen Mann schrieb er mit der Bitte, sich seines jungen Freundes anzunehmen, wo möglich ihn auf seiner Farm anstellen zu wollen. Über Erwarten schnell kam die Antwort zurück, Herr von Plessow möge kommen: wenn er Arbeit nicht scheue, werde sich Beschäftigung genug für ihn finden.

Job war überglücklich. Durch die Gespräche mit Herrn von Hindorf wurde ihm klar, daß sein ursprünglicher Plan eines Farmkaufes Torheit gewesen wäre. Das Anerbieten der Schwester, ihm ihr Kapital zu geben, war durch diese neueste Wendung der Dinge erledigt.

Anne Marie sah mit Staunen, welche Änderung mit dem Bruder vor sich gegangen war von dem Augenblick ab, wo er festes Land vor sich sah. Es kam ihm vor, als sei Job um Jahre gereift, so viel selbstbewußter und männlicher war er geworden. Er wußte, daß seine Zukunft jetzt in seine Fäuste gelegt sei; drüben konnte ihm sein Name, alles, was ihm hier Stellung gegeben hatte, nichts helfen. Das ließ er alles mit der Husarenattila, die er abgelegt hatte, hier zurück. Dieses Bewußtsein, ganz auf sich selbst gestellt zu sein, noch einmal von vorn anfangen zu müssen, in einer Welt, die er nicht kannte, drückte den jungen Menschen nicht nieder, sondern hob ihn, steigerte ihn über sich selbst hinaus. Anne Marie, die eben noch über das Mißgeschick des Bruders Tränen vergossen hatte, fing an zu ahnen, daß diese Wendung vielleicht für ihn zum Guten ausschlagen werde.

Der Lamnitzer Hindorf ließ sich nicht in Bader-

wisch blicken. Anne Marie hatte im stillen gehofft, er werde, als Job schließlich seine Reise antrat, herüberkommen; denn sie fühlte die Pflicht, ihm zu danken. Er sollte nicht denken, daß die Plessows eine undankbare Rasse seien. Einen Augenblick dachte sie daran, ihm zu schreiben. Aber als sie die Feder in die Hand nahm, fühlte sie sofort die Unmöglichkeit. Wie ihn anreden? „Sehr geehrter Herr von Hindorf.“ Wie steif, matt und unwahr klang das, einem Menschen gegenüber, den sie in ihren geheimsten Stunden mit ganz anderen Namen rief!

Horst Plessow hoffte, im zeitigen Frühjahr Vater zu werden. Er hielt es daher „aus Gründen des Anstandes“ für richtiger, daß die Schwester den Winter nicht in seinem Hause zubringe. Anne Marie wurde bedeutet, daß sie zu Tante Nettelmüller nach Kranzfelde gehen sollte. Man brauche ihr Zimmer notwendig, wurde ihr als Grund für ihren Luftwechsel angegeben. Warum sprach man nicht offen mit ihr? Sie war doch kein Kind!

Die Aussicht, einen zweiten Winter in Kranzfelde zu verbringen, war ihr furchtbar. Die Versicherung von Tante Nettelmüller, nach Neujahr tanzen lassen zu wollen, konnte daran nichts ändern. Tanzen, das hieß: Husaren. Und die waren ihr seit Jobs Weggang gründlich verleidet.

Sie schrieb an Agathe, die nach beendeter Hochzeitsreise nunmehr mit ihrem Gatten in Berlin lebte. Agathe hatte sie ja mündlich und brieflich wiederholt aufgefordert, zu ihr zu kommen, sie hätten ein Zimmer, das jederzeit für sie freistünde. Der Gedanke, ein paar Wochen, vielleicht auch Monate bei Agathe in Berlin zu leben, erschien verlockend und bedeutete vor allem

eine Rettung vor Kranzfelde und allem, was ihrer dort wartete.

Agathe beantwortete den Brief nicht so schnell, wie es sonst ihre Gewohnheit gewesen. Und als der Brief schließlich eintraf, war er deprimierend für Anne Marie. Die Freundin schrieb, die Idee, so schön sie sei, wäre nicht ausführbar. Es folgten nun eine Anzahl Gründe, die in der Breite, mit der Agathe sie vorbrachte, Anne Marie nur bewiesen, daß Rängerns sie nicht haben wollten. Agathe behauptete, untröstlich zu sein.

Für Anne Marie war es klar, daß Herr von Rängern ein Veto eingelegt hatte gegen ihren Besuch. Auch aus anderen Anzeichen hatte sie es schon zu merken geglaubt, daß er den Ton angebe in der jungen Ehe. Als Anne Marie in dem Briefe der Freundin auf die Wendung stieß: „Egon tut es so leid; er spricht oft von Dir, immer mit größter Bewunderung,“ mußte sie auflachen. Arme Agathe! Hatte der Gatte sie schon so gut gedrillt, daß sie ohne Bedenken die beste Freundin belog?

Die Erfahrung war bitter. Wem sollte man trauen in der Welt, wenn ein Vierteljahr genügte, einen Menschen wie Agathe untreu zu machen?

Anne Marie zog also wieder in die Villa der Tante vor den Toren der Kreisstadt ein. Sie fand das Nest womöglich noch kleiner als im vorigen Jahre; die braven Ackerbürger verschlafen wie Maulwürfe, ihre Frauen klatschsüchtig wie Elstern. Als sie das erstemal wieder zu Babette Finsterly ging, über die schiefen und abgetretenen Platten des Bürgersteiges, mit seinen offenen Rinnsteinen, unterwegs in den Auslagen noch all die vorjährigen Ladenhüter wiedererkannte, auf dem Marktplatz vor dem „Löwen“ die

Wagen der Landbewohner aufgefahren und die neugierigen Blicke von alt und jung auf sich gerichtet sah, wußte Anne Marie, daß sie wieder in Kranzfelde sei.

Sie fand es schwieriger als sonst, sich mit ihrer Tante einzuleben. Die Witwe schien Enttäuschungen erlebt zu haben. War ihr die Entfettungskur, die sie im Sommer angewendet hatte, schlecht bekommen? Sie hatte jetzt nicht selten Anwandlungen von Hypochondrie. Sie sah viel weniger Gäste in ihrem Hause als früher. Anne Marie war oft tagelang ihr einziger Umgang. Das war nicht leicht. Über die meisten Dinge waren Nichte und Tante verschiedener Ansicht. Die Art und Weise dieser Frau, die doch eigentlich wie eine Pflegemutter für sie war, reizte Anne Marie beständig zur Opposition. Das Mädchen wußte, daß es weder klug noch vornehm gehandelt sei, aber sie ärgerte die Tante oft absichtlich durch Äußerungen und Handlungen, die jene mißbilligte. Dann kam es zu Wortgefechten, in denen Anne Marie, als die Schlagfertigere, regelmäßig Siegerin blieb.

Solche Zwistigkeiten hinterließen keine angenehmen Gefühle, trotz des momentanen Triumphes, den sie feierte. Wenn sie abends mit wachen Augen im Bett lag und überdachte, wie leer dieser Tag und bar alles Interessanten und Wichtigen wieder gewesen sei, wie lächerlich und läppisch im Grunde ihr Verhältnis zu der Tante, dieses stundenlange Breittreten und Hin- und Herzerren von Nichtigkeiten, dann legte sie sich wohl die Frage vor: „Bist du auf dem Wege, eine alte Jungfer zu werden? Bist du es wohl gar schon?“ ... „Wenn nur irgend etwas passierte! Etwas Aufregendes, meinetwegen ein Unglück!“ dachte sie manchmal bei sich, wenn sie am Fenster stand, im Salon

der Witwe, und auf die Chaussee hinausstarrte, die in schnurgerader Linie von Kransfelde hinausführte, hinaus ins Land.

Aber es passierte nichts. Die Husaren arrangierten in diesem Winter keine Quadrille, keine Schlittenpartie. Das lag mit daran, daß ihr Kommandeur neuerdings ganz zurückgezogen lebte. Zu Fräulein von Plessow sprach man nicht über dieses Thema; aber es war ein offenes Geheimnis, daß Chineck menschenscheu geworden war. Er mied den Salon der Witwe Nettelmüller, er mied aber auch den Biertisch im Ratskeller, wo er früher der beliebteste Kompagnon der Kranzfelder Honoratioren gewesen war; er hatte seine Partie L'hombre aufgegeben. Er fuhr nicht mehr zur Jagd auf die Güter der Nachbarschaft. Nicht einmal seine Pferde schienen ihn zu interessieren. Im Dienst war er schlecht gelaunt und schwieriger als sonst. Der Mann schien wie ausgewechselt.

Anne Marie war dem Kommandeur einige Male begegnet, was bei der Kleinheit von Kranzfelde nicht zu vermeiden war. Chineck grüßte sie bei solchen Gelegenheiten mit ausgesuchter Höflichkeit, redete sie aber nicht an. So war es ihr auch am liebsten.

Im Anfang hatte Anne Marie wenigstens noch Unterhaltung gehabt durch ihren Bruder Henning. Als aber der Junge nach Berlin zur Turnschule kommandiert wurde, war das auch zu Ende.

Die einzig erfreuliche Unterbrechung waren die Briefe, die sie von Job aus Amerika bekam. Der Bruder schickte gute Nachrichten. Er fühlte sich wohl in der Neuen Welt und dem neuen Beruf, war voll Hoffnungen für die Zukunft und teilte allerhand interessante Beobachtungen über seine Umgebung mit. Anne

Marie war das einzige Mitglied der Familie, an das er schrieb, an sie aber auch regelmäßig. In keinem seiner Briefe versäumte er, sich Herrn von Hindorf empfehlen zu lassen; meist fügte er auch die Bitte hinzu, diesem Herrn zu versichern, wie er ihm fürs Leben dankbar sei, daß er ihm den Platz verschafft habe; ohne seine Empfehlung wäre er wahrscheinlich in das größte Elend geraten.

Anne Marie überlegte hin und her, wie sie dem Lamnitzer Hindorf Jobs Dank übermitteln solle. Es wäre so einfach gewesen, einige von den Briefen in ein Kuvert zu stecken und an ihn zu schicken. Aber sie konnte sich dazu nicht entschließen. Persönlich mußte sie ihm das ausrichten; denn was viel wichtiger war als die Bestellungen von Job, war ihr das Bedürfnis, Herrn von Hindorf ihren Dank auszudrücken. Sie wartete vergeblich auf die Gelegenheit dazu. Wohl fuhr der Lamnitzer hin und wieder an der Villa vorbei, aber er kam nicht herein. Einige Male, wenn sie wußte, er sei in der Stadt, ging Anne Marie zu Babette Finsterly. Vielleicht, so dachte sie, würde er, wie im vorigen Jahre, die alte Erzieherin wieder aufsuchen. Aber als sie dort bei solcher Gelegenheit Helene Kracht traf, war ihr der bloße Verdacht so unangenehm, daß sie hier beide vielleicht zu demselben Zwecke sich aufhielten, daß sie schnell wieder wegging und das Bäbchen fortan nur noch aufsuchte, wenn sie sie ganz sicher allein wußte.

Der Tanzerei, die ihre Tante geben wollte, hatte Anne Marie mit geringer Spannung, ja mit Unlust entgegengesehen. Das wurde mit einem Schlage anders, als ihr eines Morgens Frau von Nettelmüller, nachdem sie so und so viel Briefe mit Zusagen und Ab-

sagen zu dem Fest verlesen hatte, auch die Antwort von Ernst Hindorf mitteilte, der zu kommen versprach. Sie half der Tante eifrig bei ihren Vorbereitungen für das Fest, das keinen kleinen Umsturz in der Hausordnung hervorrief.

Es war nicht das erstemal, daß die Witwe Nettelmüller tanzen ließ. Die Villa war darauf eingerichtet. Eine bewegliche Wand, die für gewöhnlich zwei Räume trennte, wurde entfernt, und dadurch war ein leidlich großer Saal hergestellt. Alles, was sonst zu einem solchen Feste gehörte, ließ Frau von Nettelmüller aus Berlin kommen. Die Witwe ächzte und stöhnte zwar unter der Unruhe dieser Vorbereitungen und schwor, es solle ganz gewiß das letztemal sein, daß sie tanzen lasse; aber im Grunde fühlte sie sich doch ganz in ihrem Element.

Der Kommandeur der Husaren war einer der wenigen, die abgesagt hatten. Sonst wurde alles, was gesellschaftsfähig in der Gegend war, erwartet.

Anne Marie stand neben der Wirtin im Empfangszimmer und wartete auf die Gäste. Sie hatte das angenehme Gefühl, gut angezogen zu sein. Die Berliner Schneiderin der Tante hatte auch für sie eine Ballrobe gemacht. Alle Räume waren hell erleuchtet. Unten fuhren die Wagen vor. Es war ein immerwährendes Schlagen von Türen, Kommen von Menschen, Rufen, Beantworten von Fragen, Begrüßen und Verneigen. Anne Marie wußte, daß es unhöflich gewesen wäre, zerstreut zu sein. Sie nahm sich aufs äußerste zusammen. Bald mußte sie eine Frage beantworten, bald einem Herrn einen Tanz zusagen oder abschlagen. Dann wieder hieß es, eine der älteren Damen mit besonderer Aufmerksamkeit begrüßen. Sie erfüllte ihre

Aufgabe nicht schlecht, aber sie hatte wieder einmal das Gefühl, als seien in ihr zwei Menschen, die ganz verschiedene, einander widersprechende Rollen spielten. In Wahrheit war ihr das, was sie hier mit solchem Eifer betrieb, das Empfangen der Gäste, die Unterhaltung, das Repräsentieren, völlig gleichgültig. Ganz etwas anderes schien ihr das allein Wichtige: würde sie mit Ernst Hindorf sprechen können, so wie sie sich seit langem vorgenommen hatte, mit ihm zu sprechen? Würde sie schließlich, wenn sie ihm gegenüberstand, die richtigen Worte finden?

Von der Stelle aus, wo sie stand, übersah man das Vestibül und einen Teil der Treppe. Niemand konnte ihr entgehen, sie mußten alle diesen Weg kommen. Schon war der größere Teil der Gäste da, nur noch einzelne Nachzügler erschienen; der Lamnitzer Hindorf hatte sich noch nicht blicken lassen.

Die Musik setzte zur Eröffnungspolonäse ein. Anne Marie schritt am Arme eines Husarenrittmeisters und überlegte, während ihr Begleiter sie höflichst unterhielt, ob das Fest überhaupt irgend welchen Sinn für sie habe, wenn Ernst Hindorf etwa nicht käme.

Die Polonäse ging sofort in den ersten Walzer über. Auf einmal war sie mitten drin im Wirbel von Extratouren, zu denen sie unausgesetzt geholt wurde. Ihre Karte war schon ganz voll. Und den einzigen Kontertanz, den sie sich aufgespart hatte, in der vagen Hoffnung, daß er vielleicht sie darum bitten würde, gab sie nun auch weg, an den ersten Besten, der ihn haben wollte.

Während der Pausen sollte die Jugend im Vestibül sich aufhalten, das dazu geheizt und eingerichtet war. Anne Marie saß dort in einem Halbkreise von Mädchen

vor denen ein ebensolcher Halbkreis von Tänzern stand, als sie plötzlich den Lamnitzer Hindorf auf sich zukommen sah. Er begrüßte die übrigen Damen nur ganz im allgemeinen; ihr reichte er die Hand und begann sofort das Gespräch über ihren Bruder Job.

Sie hatte gedacht, sie würde unter vier Augen mit ihm sprechen können, nicht vor so vielen Zuhörern. Es war gar kein Gedanke daran, hier in anderer als der oberflächlichsten Weise sich zu unterhalten. Ganz zerstreut hörte sie kaum auf das, was er sagte; hingegen war ihr der Sitz seiner Krawatte interessant, und sie wunderte sich, daß er nur den Stern vom Johanniterorden angelegt hatte, während die anderen Ritter auch das Kreuz um den Hals zur Schau trugen.

Das Zusammentreffen mit ihm, das so ganz anders abgelaufen war, als sie sich vorgestellt, ließ ein Gefühl großer Enttäuschung in ihr zurück. Auch diese Gelegenheit wieder versäumt! Sie biß die Zähne aufeinander und lachte. Ihre Tänzer wunderten sich, mit welchem Elan Fräulein von Plessow heute dahinwirbelte.

Ernst Hindorf beteiligte sich nicht an den Rundtänzen. Es entging Anne Marie jedoch nicht, daß er die Française mit der Dame des Hauses tanzte, während er zur Quadrille seine Schwester, Frau von Mildenau, engagiert hatte. Im übrigen sah man ihn nicht im Tanzsaal.

Nach dem Souperwalzer war eine Polka mit Damenwahl reserviert. Anne Marie war entschlossen, ihn zu holen.

Sie mußte mehrere Zimmer durchschreiten, in denen die nicht am Tanz Beteiligten saßen. Im hintersten Raume fand sie ihn im Gespräch mit einigen älteren

Herren. Anne Marie verneigte sich vor ihm. Hindorf sprang von seinem Platze auf, aber an seinem erstaunten Gesicht erkannte sie, daß er nicht verstehe, was sie von ihm wolle. Sie errötete und forderte ihn zum Tanzen auf. Irgend jemand von den Herren machte eine boshafte Bemerkung über das unerwartete Glück des Lamnitzers. Während sie durch die Zimmerflucht nach dem Saale schritten, fühlte Anne Marie vieler Blicke auf sich gerichtet; sie wußte, daß das, was sie tat, die Kritik herausfordere, und daß es an Kommentaren dazu nicht fehlen werde. Sie nahm gleichsam als Antwort darauf den Kopf noch etwas höher, als sie ihn so schon zu tragen pflegte.

Dabei fühlte sie eine tiefe Unruhe sich ihrer bemächtigen. Was war denn mit ihr? Wie ein Fieber kam es über sie. Ihr Arm zitterte in dem seinen; sicherlich, er mußte es merken. Und schon nach zweimaligem Durchmessen des Saales mußte sie ihn bitten, aufzuhören. Sie fühlte sich schwankend, und es war ihr, als drehe sich alles um sie im Kreise und die Wände wichen weit von ihr weg.

„Sind Sie nicht wohl, gnädiges Fräulein?“ hörte sie Hindorfs Stimme neben sich.

Sie hatte in diesem Augenblick nur den einen Gedanken, ihm ihre Schwäche nicht zu zeigen. „Führen Sie mich hinaus!“ sagte sie mit leidlich fester Stimme und nahm seinen Arm aufs neue.

Im Vestibül, dicht neben dem Treppenaufgang, war eine Nische; dort ließ sie sich nieder. Hindorf setzte sich neben sie. Sie bemerkte, daß er sie fragend, ja fast etwas befremdet ansah, als suche er die Erklärung ihres ungewöhnlichen Benehmens in ihren Zügen. Vom Saale her hörte man verlorene Klänge

der Tanzmusik. Es war das erstemal, daß sie ihm Auge in Auge gegenübersaß, ohne irgendeinen Zeugen.

In diesem Augenblicke gelang es ihr, mit warmen, schlichten Worten ihm zu sagen, was zu sagen sie sich vorgenommen hatte. Sie dankte ihm für das, was er an ihrem Bruder Job getan hatte; nie würde sie ihm seine Güte gegen den Jungen vergessen, dem niemand die rettende Hand geboten habe außer ihm.

Ernst Hindorf sagte, es sei ihm eine aufrichtige Freude gewesen, etwas für den jungen Menschen tun zu können. „Wir sind doch schließlich Nachbarskinder," sagte er, „und in jetziger Zeit müssen sich die guten Familien gegenseitig helfen, meine ich."

Anne Marie senkte die Augen. Es fuhr ihr Verschiedenes durch den Sinn: ihres Vaters Gegnerschaft zu den Hindorfs und Horsts häßliche Aussprüche über den Lamnitzer.

„Und dann wissen Sie, Fräulein von Plessow," fuhr Ernst Hindorf fort und lächelte, „ein Mann in meinem Alter weiß zu genau, wie leicht ein junger Mensch ins Unglück gerät. Was schützte uns denn in den Jahren, als wir noch kein Lehrgeld gezahlt hatten, vor Ähnlichem? Doch nur der Zufall. Es ist ein unverdientes Glück, ich sage es ganz offen, daß ich auf dieser Seite des großen Wassers bin und zu den soliden Leuten gezählt werde. Ich wurde durch Ihren Bruder recht an eigene Jugendeseleien erinnert. Einem, der so anständig gefallen ist, wie Job, soll man die Hand reichen, schon aus Korpsgeist . . ."

Die Polka war vorüber. Andere Paare suchten das Vestibül auf. Anne Marie blieb in Unterhaltung mit Ernst Hindorf sitzen. Ihr Partner für den nächsten Tanz, ein kleiner Leutnant, näherte sich ihr,

sie bat ihn, aussetzen zu dürfen, da sie etwas müde sei.

Sie blieben, und der Lamnitzer erzählte von seinem amerikanischen Freunde, bei dem Job jetzt war.

Ihre Tante Nettelmüller erschien mit deutlichen Zeichen von Aufregung, wo Anne Marie denn sei; die Nachricht habe sich verbreitet, sie wäre ohnmächtig geworden. Die Nichte lachte und erklärte, sich außerordentlich wohl zu fühlen. Was machte sie sich daraus, daß die Witwe ihr einen Blick höchster Mißbilligung zuwarf, als sie sie hier im Tete-a-tete mit dem Lamnitzer Hindorf antraf! Was machte sie sich aus der Verdächtigung, die sie rings um sich rege wußte!

Es war nichts Schlechtes, das sie getan hatte. Die große Ruhe, die über sie gekommen war, seit sie den Mut gefunden hatte, zu ihm zu sprechen, sagte ihr, daß nichts Unrechtes dabei sein könne.

Und diese Stimmung hielt bei Anne Marie auch an, als sie am Morgen nach dem Ball spät erwachte. Sie vermochte nicht einmal ihrer Tante böse zu sein, die ihr beim Frühstück Vorwürfe machte über ihr Verhalten. Anne Marie bekam Vorwürfe über ihr „herausforderndes, durchaus unmädchenhaftes Benehmen“ zu hören. Sie konnte es auch nicht allzu tragisch nehmen, daß die Tante ihr versicherte, ihr Renommee als wohlerzogene junge Dame habe gestern einen schweren Schlag erlitten. Es handelte sich ja um den Lamnitzer Hindorf, und so wie er in Frage kam, war die Tante nicht ganz zurechnungsfähig. Außerdem, wenn man glücklich war, focht einen nichts an. Anne Marie konnte die Zerknirschung, welche Frau von Nettelmüller von ihr verlangte, nicht empfinden; im Gegenteil: die Witwe mußte es erleben, daß die Nichte sie auslachte. Später am

Tage hörte sie dann Anne Marie in ihrem Zimmer pfeifen uud Tanzmelodien vor sich hinsummen. Darüber ärgerte sich Frau von Nettelmüller um so mehr, als sie sich schlecht gelaunt fühlte. Ihr eigener Ball war ihr schlecht bekommen. Wozu der ganze Aufwand von Mühe und Ausgaben, fragte sie sich. Damit Anne Marie Triumphe feiere! Sie war sehr unzufrieden mit der Nichte. Das Mädel durchkreuzte alle ihre Pläne. Früher hatte die Witwe geglaubt, Anne Marie sei unklug und unberechenbar; daß sie Eberhard Hindorf und Chineck abgewiesen hatte, schrieb sie auf das Konto ihrer Jugendlichkeit; aber ihr neuestes Verhalten dem Lamnitzer gegenüber machte sie stutzen. Sollte das, was man für Übermut gehalten, etwa gar Berechnung sein und einem wohlüberlegten Plane entspringen?

Der Witwe ging das Zustandebringen von Partien über alles. Aber der Lamnitzer Hindorf, Ernst Hindorf und das „dumme Mädel" — so nannte sie die Rivalin in diesem Augenblick —, der Gedanke war unerhört!

Es galt zu handeln. Frau von Nettelmüller bestellte sich einen Wagen. Sie sagte der Nichte, daß sie ausfahren wolle, um in der frischen Luft ihren Kopfschmerz los zu werden. Anne Marie hatte keinen Kopfschmerz und fühlte auch kein Bedürfnis, mitzufahren.

Am nächsten Vormittag kam Horst Plessow in die Villa. Er hatte den Ball nicht mitgemacht, angeblich, weil er seine Frau auf eine ganze Nacht jetzt nicht verlassen könne. Heute, sagte er, wollte er einmal sehen, was seine Schwester mache. Anne Marie staunte; solches Familieninteresse war sonst gar nicht Horsts Art. Monatelang hatte er sich nicht um sie gekümmert.

Horst fragte nach Job, von dem, wie er höre, Anne Marie Briefe habe. Er ließ sich dann von dem Ergehen des Bruders ausführlich berichten.

Anne Marie hatte jedoch von vornherein das Gefühl, daß Horst mit seinem Besuch irgendeinen besonderen Zweck verbinde, den er nicht zu erkennen gab.

Er sprach dann auf einmal davon, daß der Termin von Anne Mariens Mündigwerden immer näher heranrücke. Man müsse sich schlüssig darüber werden, wie sie ihr kleines Kapital anlegen wolle. Er schlage vor, daß sie sich in einem jener norddeutschen Stifte für junge Damen aus guter Familie einkaufe; denn es sei ja doch klar, daß sie von den Zinsen ihrer zehntausend Mark nicht leben könne. Als Stiftsdame habe sie doch wenigstens ein Heim und wisse, wohin sie gehöre.

Horst hatte schon früher einmal von dieser Idee der Schwester gegenüber gesprochen, und sie hatte ihn nicht darüber im Zweifel gelassen, daß sie ihr im höchsten Grade widerwärtig sei. Warum kam er jetzt von neuem damit?

Augenblicklich aber interessierte es sie, zu wissen, warum Horst dieses abgetane Thema gerade heute wieder hervorgesucht habe. Sie kannte ihn doch zur Genüge; es gehörte etwas dazu, daß er sich aus seiner Bequemlichkeit aufraffte; ohne Grund war er nicht gekommen und hielt ihr diese schönen, wohldurchdachten Reden.

„Ja, liebes Kind," sagte Horst, „du mußt dir einmal klar darüber werden, was mit dir in Zukunft werden soll. Du hast die Erziehung einer Dame genossen und du bist hübsch. Das ist ziemlich viel. Aber du bist auch verwöhnt und sehr anspruchsvoll. Mit einem gewissen Recht vielleicht. Aber überlege dir,

daß die Jahre vergehen. Heute liegt dir noch alles zu Füßen; wir wollen uns in zehn Jahren wieder sprechen. Für ein altes Mädchen ist es eher eine Last als ein Vorzug, wenn sie von Adel ist. Du kannst nicht, wie Fräulein Müller oder Fräulein Schulze, Erzieherin, Gesellschafterin, Stütze der Hausfrau oder dergleichen werden. Zur Hofdame passest du auch nicht mit deinen Einbildungen. Was bleibt dir, wenn du nicht heiratest? Ich sehe ziemlich düster für deine Zukunft."

„Beruhige dich, Horst," erwiderte ihm Anne Marie und lachte dabei gezwungen; „was auch aus mir werden mag, das verspreche ich dir: der Familie will ich nicht zur Last fallen."

„So war das nicht gemeint, wahrhaftig nicht! Du bist das einzige Mädchen unter uns, dazu das jüngste Kind. Man hat einfach die Pflicht, dich zu bewachen. Außerdem gibt das Gesetz mir speziell das Recht dazu, so lange du unmündig bist. Ich stehe an Vaters Stelle dir gegenüber. Das heißt: ich habe die Oberaufsicht nicht bloß über deine Vermögensangelegenheiten, sondern auch über dein Verhalten. Natürlich kann ich dir nicht vorschreiben, wie du dich in jedem einzelnen Falle benehmen sollst. Das muß deinem eigenen Takt überlassen bleiben. Um das zu wissen, bist du alt genug; aber schließlich werde ich verantwortlich gemacht als Bruder und als Familienoberhaupt für das, was du sagst und tust."

Anne Marie blickte mit maßlosem Staunen auf den Bruder. Er kam ihr als Tugendwächter so lächerlich vor, daß das Gefühl dieser Komik doch noch den Ärger überwog, den sie über seine Anmaßungen empfand.

„Tante Nettelmüller ist also in Baderwisch gewesen!" sagte sie.

„Allerdings! — Warum?"

„Ich habe mir gedacht, daß sie mich verklatschen würde."

„Vom Verklatschen ist keine Rede. Tante Nettelbeck hat ein Recht, entrüstet zu sein, als Wirtin einmal und noch mehr in ihrer Eigenschaft als Pflegemutter. Wenn du einen gesellschaftlichen Fauxpas begehst, so wird sie in erster Linie dafür verantwortlich gemacht. Uns wird es in die Schuhe geschoben, daß du dich unweiblich, jedenfalls nicht mädchenhaft aufführst, wie es neulich leider der Fall gewesen ist. Man fragt in solchem Falle immer zuerst: Wo ist die Familie? Wie kann sie das zulassen?"

Anne Marie brach in Lachen aus.

„Denke nur nicht, daß dein Benehmen nicht kommentiert wird, liebe Schwester!" fuhr Horst fort. „Der Korb, den du Chineck gegeben hast, ist dir ebensowenig vergessen wie der an Eberhard Hindorf. Die Welt knüpft an solche Dinge ihre Vermutungen."

„Was für Vermutungen?" fragte Anne Marie.

„O, die Leute denken, wenn sie dich jetzt mit einem anderen flirten sehen: Darum also wies sie den jüngeren Bruder ab; Frau von Hindorf will sie werden, aber nicht Frau von Hindorf ohne Lamnitz. Du spielst ein ziemlich hohes Spiel, mein Kind; und ich sage dir im voraus, du wirst es verlieren. Ich kenne Ernst Hindorf von Jugend auf. Er ist der größte Heuchler, der mir je vorgekommen. Er hat seine erste Frau um Geldes willen geheiratet, trotz alles nachherigen Witwerkummers, der sehr gut agiert war. Ernst Hindorf wird nie anders als wieder um Geldes willen heiraten. Daß ihm die Damen die Cour machen, als wohlhabendem Witwer, läßt er sich natürlich ganz gern gefallen. Aber

er lacht über euch, über dich genau so wie über die Weudenas und wer ihm sonst alles noch nachlaufen mag. Ich aber, als dein Bruder, will und darf nicht ruhig zusehen, daß du dich vor aller Welt einem Manne an den Hals wirfst, der von jeher ein Gegner unserer Familie gewesen ist. Der Vater würde sich im Grabe umdrehen, hätte er das erlebt!"

Das Lachen war Anne Marie vergangen. Sie rang die Hände und stöhnte laut auf. Daß es jemand wagen durfte, ihr das zu sagen! Wie sie es in diesem Augenblicke verwünschte, daß sie ein Mädchen war! Ein Mann hätte jenen niedergeschlagen oder vor seine Pistole gefordert. Was konnte sie tun? Gegen was sollte sie sich verteidigen? Was er behauptete, war ja so gemein, daß es einem die Zunge lähmte.

Und niemand auf der weiten Welt, den sie hätte anrufen können gegen diese schwerste Beleidigung. Der, der von Natur berufen war, für sie einzutreten, ihr Bruder, war es ja, der ihre Ehre so tief gekränkt hatte.

* * *

Herr von Weudena auf Dromsdorf war schon seit einiger Zeit durch eine schwere Wassersucht ans Bett gefesselt. Es schien nur noch eine Frage von Wochen, wann er seinen Leiden erliegen werde. Ernst Hindorf, der aufrichtige Verehrung für den alten Herrn, einen Zeitgenossen und Freund seines Vaters hegte, fuhr, so oft es ihm seine Zeit erlaubte, trotz der nicht geringen Entfernung zwischen Lamnitz und Dromsdorf zu ihm hinüber.

Der Kranke war sich der Hoffnungslosigkeit seines Zustandes bewußt. Sein Leiden, qualvoll, wie es war, hatte ihm doch volle Klarheit des Geistes be-

lassen. Er war imstande, vor dem Abschied sein Haus zu bestellen.

Hindorfs Besuche waren ihm eine große Beruhigung. Herr von Weudena hinterließ eine große Familie und, außer einem hochbelasteten Gute, kaum irgend welches Vermögen. Vor fünfzig Jahren, als er, ein blutjunger Mensch, das Familiengut übernahm, war er mit diesem Besitz ein leidlich wohlhabender Mann geworden. Aber seitdem war ein wirtschaftlicher Umschwung vor sich gegangen, der alle Werte verändert hatte. Der Dromsdorfer Weudena hatte gute Jahre erlebt im Anfang seiner Tätigkeit, aber auch schlechte. Und diese letzteren hatten aufgezehrt, was er in besseren Zeiten zurückgelegt. Einfacher, als er für seine Person lebte, konnte man nicht leben, aber das Gut verlangte Meliorationen, wenn man als Landwirt mit der Zeit fortschreiten sollte. Dazu die vielen Kinder. An ihrer Erziehung zu sparen, wäre diesem Vater niemals in den Sinn gekommen. Von den sieben Mädchen hatten nur die beiden ältesten geheiratet. Dann war noch als jüngstes Kind ein Junge da, der kurz vor der Mündigkeit stand.

Es hätte für Herrn von Weudena nahe gelegen, seine Familie und sein Haus dem Schwiegersohne zu übergeben; Superintendent Miele war ein Mann in den Fünfzigern, bereits zum dritten Male verheiratet, mit reichem Kindersegen von den drei Frauen. Aber der alte Herr liebte den Schwiegersohn nicht besonders. Obgleich ein kirchlich gesinnter Mann und evangelischer Christ aus Überzeugung, waren ihm die Diener der Kirche doch immer mehr oder weniger als notwendiges Übel erschienen. Schwer genug war es ihm geworden, seine Tochter an einen Schwarzrock zu vergeben.

Ernst Hindorf war der Mann nach dem Herzen des alten Weudena. In seinen Augen war der Lamnitzer, trotzdem er schon in den Dreißigen nicht mehr viel zu suchen hatte, noch ein ganz junger Mensch. Der Greis empfand Hindorf gegenüber, den er vom Kind zum Mann hatte heranreifen sehen, die väterlichen Gefühle eines älteren Freundes. Sein eigener Sohn Gerd war im Alter zu weit von ihm entfernt, als daß er ihn hätte als Kameraden und Vertrauten betrachten können. Und die Töchter — ja, das waren eben Mädchen. So lieb er sie hatte, bedeuteten sie ihm doch nur eine wehmütige Freude, an die er stets mit einer gewissen Beklemmung dachte.

Herr von Weudena sprach voll Freimut über die Mißlichkeit seiner Verhältnisse mit dem Lamnitzer. Er legte dem Nachbar seine Familie und sein Gut ans Herz. Hindorf versprach dem Greis in die Hand, tun zu wollen, was in seinen Kräften stünde. Der Kranke nahm das Versprechen mit Genugtuung auf. Es war vielleicht die letzte Freude, die der alte Mann bei klarem Bewußtsein erlebte. Wenige Tage darauf schloß er die Augen für immer.

Der Lamnitzer war in der nächsten Zeit viel in Dromsdorf. Die Hinterlassenschaft des Verstorbenen zu ordnen war kein kleines Stück Arbeit. Abgaben und Zinsen sollten bezahlt, Rechnungen beglichen werden, und dazu kein Bargeld vorhanden. Der junge Weudena war ein bescheidener, braver Mensch, aber es fehlte ihm mit seinen zwanzig Jahren noch völlig an Erfahrung und Selbständigkeit. Es rächte sich jetzt, daß der alte Weudena den Jungen bis zuletzt als Kind behandelt hatte; jetzt, wo er auf eigene Füße gestellt wurde, schien es etwas spät, das Gehen zu erlernen.

Der Grundgedanke von Herrn von Weudenas Testament war gewesen, daß Dromsdorf, welches nicht Majorat war, der Familie erhalten bleiben möchte. Darum hatte er den einzigen Sohn zum Haupterben eingesetzt. Die Töchter wurden gebeten, sich mit dem Pflichtteil zu begnügen. Da ihrer sieben waren, machten selbst bei niedriger Taxe des Gutes die Pflichtteile eine ganz stattliche Summe aus. Wenn die Töchter auf Auszahlung bestanden hätten, wäre der Bruder ruiniert und Dromsdorf der Familie verloren gewesen. Ernst Hindorf als Testamentsvollstrecker hatte das den Damen auseinanderzusetzen. Die Mädchen waren sofort einig, zugunsten des Gutes ihre Ansprüche aufzuschieben, bis der Bruder einmal in die Lage kommen würde, ihnen das Ihrige auszuzahlen. Nur die Frau des Superintendenten vermochte sich zu solcher Höhe der Auffassung nicht aufzuschwingen; sie machte den Rechtsstandpunkt geltend, verlangte Auszahlung des ihr zukommenden Kapitals.

Helene Kracht, die in Berlin in einer Diakonissenanstalt arbeitete, war während der letzten schweren Krankheitsperiode nach Dromsdorf gekommen, um den Vater zu pflegen. Sie war öfters mit Ernst Hindorf an dem Lager des Vaters zusammengetroffen. Der alte Mann hatte ganz vergessen, was vor Jahren zwischen seiner Ältesten und dem Lamnitzer gewesen. Die jüngeren Geschwister hatten nie etwas von jenen Ereignissen erfahren. Immer und immer wieder schwärmten sie ihr von dem Lamnitzer vor. Helene selbst verhielt sich mehr als zurückhaltend gegen Ernst Hindorf, so daß er den Eindruck einer gewissen feindlichen Stimmung hatte, die er sich nicht erklären konnte. Kaum jedoch war sie des Abends allein auf ihrem Zimmer, so konnte sie ihre

Erregung nicht mehr meistern. Ihre grauen Haare schützten sie nicht vor dem Ausbruch leidenschaftlichen Empfindens. Sie dachte an jene Szenen im Jägerhäuschen, wenn Ernst Hindorf herübergeritten kam und sein Pferd draußen anband, und an die Trennung, die die vernünftigen Leute herbeigeführt. Seinen Abschiedsbrief besaß sie noch und las ihn von Zeit zu Zeit. Darin beschwor er sie, ihm treu zu bleiben. Und ein Jahr darauf hatte sie mit einem anderen vor dem Altar gestanden. Furchtbar hatte es sich an ihr gerächt, daß sie sich verkauft. Sie kam sich befleckt und verbraucht vor. Ihre Gefühle für Ernst waren unverändert, doch sollte er es niemals merken. Sie fühlte sich seiner nicht mehr würdig. Diese Art Liebe, wie sie sie genossen, verwüstet eine Frau, und ihm wollte sie die elenden Reste nicht antragen.

Die Entfernung zwischen Lamnitz und Dromsdorf brachte es mit sich, daß Hindorf wiederholt bei den Weudenas übernachten mußte. Er hatte dort sein Zimmer, das stets für ihn bereit stand.

Er war gern in Dromsdorf. Der Geist von Schlichtheit und Ehrenhaftigkeit, der dem alten Weudena eigen gewesen, hatte sich auf die Kinder vererbt. Nur Menschen von ausgesprochener Rasse waren imstande, die Armut mit solch großartiger Gelassenheit zu ertragen. Man hielt sich nur die allernotwendigsten Dienstboten für den Haushalt. Die Mädchen schneiderten, kochten, wuschen sogar, wenn es notwendig war; und dennoch würde niemand einer von ihnen die Bezeichnung „Dame“ verweigert haben.

Sie ließen sich durch die Beschränktheit ihrer Lage nicht zur Kopfhängerei bringen. Selten konnte man vergnügtere Menschen beisammensehen. Ihre Heiterkeit

hatte etwas Veredeltes, weil sie sich behaupten mußte gegen vielerlei Widerwärtigkeiten des Alltagsdaseins.

Wenn sich Ernst Hindorf in dem Kreise umschaute, der sich mittags an dem einfach gedeckten Eßtisch, oft nur zu einem einzigen Gericht, versammelte, und die blonden Köpfe der fünf Fräulein von Weudena sah, von denen eine immer hübscher war als die andere, dann empfand er jenes unbeschreibliche Gefühl von Behagen, das für den Mann von weiblicher Anmut und Jugend ausströmt. Dann fühlte er sich selbst verjüngt. Es war ihm, als sei er zurückversetzt in seine Jugendzeit, wo sie in Lamnitz auch solch ein Kreis von jungen, glücklichen Menschen gewesen waren, die vom Ernst des Lebens noch nichts geahnt hatten. Es tat wohl, das einmal wieder mit anzusehen, jetzt, da man ein ganz anderes Auge hatte für die feineren Nuancen des Lebens.

Die Weudenas hatten sich schnell daran gewöhnt, den Lamnitzer Hindorf wie einen älteren Bruder zu betrachten. Nicht bloß der junge Besitzer von Dromsdorf vertraute ihm rückhaltlos in allen Dingen, auch die Mädchen kamen mit kleinen und großen Anliegen zu ihm als ihrem natürlichen Freund und Berater. Die Verehrung, die er in diesem Kreise genoß, hätte etwas Bedrückendes haben können, wäre sie nicht so selbstverständlich gewesen. Im Augenblick war er, Ernst Hindorf, ein und alles für diese Kinder. Sie schwärmten für ihn, aber die Offenheit, mit der das gezeigt wurde, machte die Sache harmlos; er brauchte sich kein Gewissen daraus zu machen, ihre Vergötterung anzunehmen.

Marka war von den unverheirateten Töchtern der Familie die älteste. Seit der Vater tot war, konnte sie als das Oberhaupt des Familienkreises gelten. Marka

trat, trotz ihrer Schönheit, in Gesellschaft hinter lebhafteren und selbstbewußteren Mädchen zurück; erst in engerer Häuslichkeit kamen ihre Vorzüge zur Geltung. Für die jüngeren Schwestern war sie mit ihrer schlichten, sich stets gleichbleibenden Art eine ausgezeichnete Erzieherin. Gerade weil sie sich nirgends aufdrängte mit ihrem Rat, wirkte ihre bloße Gegenwart mit einer stillen Kraft, der man sich nicht entziehen konnte.

Für Ernst Hindorf verknüpfte sich mit diesem Mädchen noch eine besondere Erinnerung, die sie ihm wert machte: Doris hatte Marka Weudena gern gemocht und sie oft wochenlang bei sich in Lamnitz gehabt. Später hatte dann Eberhard ein gewisses Interesse für Marka an den Tag gelegt, und sein älterer Bruder bedauerte es noch heute, daß aus der Courmacherei nichts Ernsteres hervorgegangen war. Er bedauerte es um Eberhards willen, der eine bessere Frau sicherlich nicht hätte finden können, und es tat ihm leid um des Mädchens willen, das schwerlich Aussicht haben würde, einen Mann zu finden, und das doch eigentlich zu schade war, sich langsam im Dienste der Familie aufzureiben.

Ernst Hindorf brachte den Weudenas oft einmal etwas mit: so dem Sohne kürzlich ein Jagdgewehr, das er nicht mehr brauchte; den jüngeren Mädchen machte er Geschenke von Büchern oder Gesellschaftsspielen. Nur Marka konnte er nicht in dieser Weise beschenken; sie schien ihm über das Alter hinaus, wo man ein Mädchen einfach als Wahlnichte behandeln kann. Und gerade Marka hätte er gern ein äußerlich erkennbares Zeichen gegeben, wie er ihre selbstlose Aufopferung bewunderte.

Da kamen ihm die Blumen zustatten, die in seinem Warmhaus wuchsen. Doris war eine große Blumen-

freundin gewesen. Der Gärtner in Lamnitz zog noch immer die Arten weiter, welche die Verstorbene bevorzugt hatte. Ernst Hindorf ließ wohl hier und da ein besonders schönes Exemplar in sein Zimmer bringen, um sich daran zu erfreuen; aber die meisten dieser Kinder der Flora vergingen ungesehen. Seitdem er sich so viel in Dromsdorf aufhielt, bekam auch sein Warmhaus wieder einen Zweck. Dort hatten sie nichts dergleichen. Ernst Hindorf aber machte es Freude, Marka Weudena mit den kostbarsten Exemplaren, welche die Kunst seines Gärtners hervorbrachte, zu beschenken. Blumen, fand er, paßten so gut zu diesem Mädchen, das selbst in seinem passiven, pflanzenhaften Wesen etwas von einer stillen, schönen Blüte hatte. Blumen zu schenken und Blumen anzunehmen brauchte sich ja auch niemand zu scheuen; es machte den Geber nicht arm und beschwerte den Empfänger nicht.

Ernst Hindorf feierte seinen Geburtstag. Es waren nicht allzu viel Leute, die um das Datum wußten. Eberhard hatte ihm aus Berlin einen steifen Brief geschrieben, und von seiner Schwägerin Hedika lag ein kleines Höflichkeitsbillett bei. Frau Siebert, die Wirtschafterin, hatte es sich nicht nehmen lassen, die übliche Geburtstagstorte zu backen, aus Biskuit mit Zuckerguß, nach einem alten Rezept des Lamnitzer Hauses. Der Leuchter mit dem Lebenslicht und die Girlande um den Frühstückstisch fehlten nicht. Später traten einige von den Gutsleuten an, um mit verlegen schmunzelnder Miene zu gratulieren.

Hindorf hoffte, die Sache wäre damit erledigt, denn er liebte die Ovationen nicht; aber die zweite Post brachte noch einige Briefe und sogar ein umfangreiches Paket. Die Briefe stammten aus Kranzfelde. Der

eine trug die ihm so gut bekannte Handschrift von Babette Finsterly. Die Alte vergaß keinen Geburtstag ihres ehemaligen Eleven. Das andere Kuvert zeigte gleichfalls eine Damenhand. Ernst Hindorf überlegte einen Augenblick. Die Witwe Nettelmüller! Wer anders führte ein so weichliches Parfüm, wie es dieser Brief ausströmte.

Am interessantesten war ihm das Paket. Absender war eine indifferente Firma in Kranzfelde. Dahinter verbarg sich irgendeine Freundin, die nicht erkannt sein wollte. Einen Augenblick dachte er an Anne Marie Plessow. Als er jedoch das Paket öffnete, wurde ihm klar, daß sie es nicht sein könne. Die gestickte Tischdecke, die sich daraus entwickelte, sah der kleinen Plessow nicht ähnlich. Eine äußerst fleißige Arbeit, aber ohne jede Spur von Originalität; wahrscheinlich nach irgendeinem Modejournal entstanden. Das war Dromsdorfer Fabrikat. Er sah es, und zum Überfluß sagte es ihm ein Brief von Marka, in dem sie ihm in ihrem und der Geschwister Namen zum Geburtstag gratulierte. Marka nahm die Gelegenheit wahr, ihm ihren Dank auszusprechen für alles, was er an ihnen tue.

Der Brief war merkwürdig unfrei im Tone und sagte, trotz ziemlicher Weitschweifigkeit nicht viel. Die Decke belustigte Hindorf. Sie war sehr groß ausgefallen. Eine Menge bunter Wolle steckte in den vielen Blumen und Ornamenten. Wie viel Mühe mochten sich die guten Mädel damit gegeben haben! — Er wußte nichts Besseres, als die Geburtstagstorte, die er ja doch nicht allein verzehren konnte, einpacken zu lassen und sie mit vielen Blumen nach Dromsdorf zu schicken.

Babette Finsterly hatte sich in ihrem Glückwunsch-

schreiben an Ernst Hindorf beklagt, daß er sie vernachlässige. Als er das nächste Mal zur Kreisstadt fuhr, suchte er die Alte daher in ihrer Wohnung am Marktplatz auf. Babette war entzückt, ihn zu sehen. Der Frühling war ihre langweilige Zeit. Da kamen wenig Menschen zur Kreisstadt. Wenn das Gras zwischen den Pflastersteinen zu sprießen begann, gab es nicht viel zu sehen von ihrem Fenster aus; die Wagenburg vor dem „Goldenen Löwen" war nur klein. Die Wege waren grundlos und die Landwirte mit der Bestellung ihrer Felder beschäftigt.

Immerhin war die neugierige alte Jungfer auch jetzt gut beschlagen im Klatsch der Gegend. Zweierlei interessierte sie am meisten: das waren Verlobungen, welche in der Luft schwebten, und Kinder, die erwartet wurden. Es war ihr Ehrgeiz, über solche Eventualitäten früher unterrichtet zu sein als irgend jemand anders. Und sie scheute vor indiskreten Fragen nicht zurück. Man nahm ihr das auch nicht übel. Daß in Baderwisch voraussichtlich noch im Sommer getauft werden würde, war ihr natürlich längst bekannt. Dagegen schweige noch alles bei Agathe von Rängern. Dann rückte sie vorsichtig mit der Frage heraus, wie es denn in dieser Beziehung bei Eberhard und seiner jungen Gattin stehe, die im Dezember geheiratet hatten. Ernst Hindorf konnte mit gutem Gewissen versichern, daß er nicht wisse, ob er Aussicht habe, Onkel zu werden.

Ernstlich entrüstet war Babette, daß in der Gegend das Verloben ganz aus der Mode zu kommen scheine. Die Herren seien zurückhaltender als früher geworden. Warum, zum Beispiel, saßen die Weudenaschen Töchter in Dromsdorf noch immer unvergeben? Früher waren

so hübsche Mädchen abgegangen wie die warmen Semmeln.

Dann begann Babette ein Loblied zu singen zu Ehren von Marka Weudena. Sie werde eine ausgezeichnete Hausfrau und Mutter abgeben mit ihrer Solidität, Sparsamkeit und Anspruchslosigkeit. Die Männer wären blind, daß sie einen solchen Demanten unbeachtet liegen ließen. Ernst Hindorf konnte nicht in Zweifel darüber sein, was die Alte damit sagen wollte.

* * *

Der Verfasser, der noch wenige Monate vor seinem Tode an diesem Roman gearbeitet hat, mußte mitten im Werke die endgültige Ausführung abbrechen. Es ist daher im Nachstehenden der sorgfältig skizzierte Entwurf des Schlusses wiedergegeben.

Ernst Hindorf fühlt sich unangenehm berührt. Das Dromsdorfer Idyll ist ihm zerstört. Nachdem die Sache dort in Ordnung gebracht ist, zieht er sich nun zurück. Es liegt so nahe für ihn, zu heiraten, aber er denkt an Eberhards schlechte Erfahrungen in seiner Ehe. Er denkt an sein Glück mit Doris. Kann ihm ein junges Mädchen nach ihr etwas sein? Und kann er einem jungen Mädchen etwas sein in seinem Alter? Die Frauen haben natürliches Zutrauen zu ihm. Er sucht sie nicht, aber sie suchen ihn auf. Anne Marie Plessow — das Mädchen ist ihm ein Rätsel, er kann sie mit anderen Mädchen nicht in einen Topf werfen; sie ist etwas Besonderes, ihn sehr Anziehendes. Aber begünstigen kann und will er ihr aufkeimendes Interesse nicht; es kann doch höchstens romantische Mädchenschwärmerei sein. Er stellt sie sich an seiner Seite vor. Die Jahre sind es nicht so sehr, die ihn von Anne

Marie trennen, als seine Erlebnisse, die ein junges Mädchen niemals würde verstehen können. Einen Menschen an sich fesseln ist höchste Lust, aber auch höchste Verantwortung und Gefahr. Er hat zu ernste Dinge erlebt; seinem Gesicht ist der Stempel davon aufgedrückt. Und doch — das Alleinsein ist so schwer! Frauenliebe ist doch das Größte auf der Welt. Aber er hat das Geschick, Einsiedler zu sein, angenommen und will es nicht leichtsinnig vertauschen. Das Heiligtum seiner Erlebnisse will er sich nicht profanieren lassen.

Er setzt sich auf den Rand des Bettes und denkt an seine Lieben. Das ist seine Art, zu beten.

In Baderwisch ist ein Sohn geboren worden. Es herrscht allgemeine Beglückung über den Stammhalter. Aurelie schreibt an Anne Marie einen Versöhnungsbrief und lädt sie zur Taufe ein. Anne Marie fährt hin und steht Pate. Ihr Mitgevatter ist Assessor Tubus, der ihr von der Hochzeit her bekannt ist. Assessor Tubus ist ein unglücklicher Charakter, mißtrauisch, ehrgeizig, empfindlich, Outsider der guten Gesellschaft, die er bewundert. Beim Taufdiner spielt er eine unglückliche Rolle. Er tut Anne Marie leid; sie spielt mit ihm Tennis und macht mit ihm Besuche im Dorf, wo er den Leuten Geld schenken will. Eine Alte hält ihn für Anne Mariens Bräutigam.

Der Lamnitzer Hindorf kommt in einer Grenzangelegenheit zu Horst und bleibt zum Frühstück. Anne Marie kann ihre Freude, ihn zu sehen, nicht verbergen. Doktor Tubus wird dadurch eifersüchtig und stellt Anne Marie zur Rede. Sie weist ihn in seine Schranken zurück. Doktor Tubus schreibt einen Brief an Anne Marie; sie liebt nicht Korrespondenzen zwischen Menschen, die im selben Hause leben, und sagt ihm das. Darauf

stellt er die entscheidende Frage, wird aber sofort abgewiesen. Er spricht davon, daß er das Leben von sich werfen wolle. Sie hält es für die bekannte Redensart.

Nach der Auseinandersetzung mit Doktor Tubus geht Anne Marie auf ihr Zimmer. Sie kann die Sache nicht recht ernst nehmen, hofft, daß er noch zur Räson kommen wird. Während sie hinausblickt, sieht sie ihren Bruder Horst mit dem Lamnitzer Hindorf unten auf und abgehen. Sie scheinen ihren Gestikulationen nach in lebhafter Unterhaltung. Der Inspektor, der früher in Lamnitz gewesen, kommt dazu. Es scheint ein Streit daraus zu werden. Anne Marie stellt Vergleiche an, freut sich an der vornehmen Haltung Hindorfs, der sich jetzt verabschiedet.

Beim Essen ist Horst noch sehr erregt, räsoniert auf den Lamnitzer, der ihn um Beteiligung an seiner Genossenschaftssache gebeten hat. Horst hat das abgelehnt. Der Lamnitzer hat eine Anzahl Bauern in Baderwisch für seine Ideen gewonnen. Horst nennt es Popularitätshascherei und rühmt sich, es Hindorf diesmal ordentlich gesteckt zu haben. Anne Marie schweigt wohlweislich über ihre Gedanken.

Doktor Tubus fehlt; der Diener wird nach ihm geschickt, findet ihn aber nicht auf seinem Zimmer. Aurelie ist um ihn besorgt.

Im Laufe des Nachmittags machen Kammerherr und Frau von Mildenau Besuch. Anne Marie weiß nicht, wie sie zu Frau von Mildenau steht; es ist ihr nicht gleichgültig, wie Ernst Hindorfs Schwester von ihr denkt. Das alte Wohlwollen ist geschwunden. Sie hat das Gefühl, von ihr beobachtet zu werden. Der Besuch verläuft kurz und steif. Horst ist unzufrieden

mit Aureliens Haltung. Aurelie ist durch die Sorge um den Bruder ganz benommen.

Der Gärtner meldet, daß sich der junge Herr aus Berlin das Leben genommen habe. Aurelie verliert die Haltung völlig, beschuldigt sofort Anne Marie. Horst zeigt sich als feige und ratlos.

Anne Marie flüchtet sich auf ihr Zimmer. Zunächst wiegt das Entsetzen vor. Hat sie schuld? Ist sie kokett gewesen? Nein, aber unklug. Was soll nun werden? In diesem Hause kann sie nicht bleiben. Wohin flüchten?

Sie erträgt es nicht länger und läuft in die Dämmerung hinaus, schlägt, ohne es zu wissen, die Richtung nach Lamnitz ein. Wilde Gedanken und Pläne jagen durch ihren Kopf. Zu ihm! Er muß ihr sagen, wer sie ist, was sie tun soll. Er allein auf der Welt kann es wissen, wird ihr helfen. Ihm zu Füßen fallen, von ihm sich aufrichten lassen. Sie sieht das Herrenhaus von Lamnitz, die Begräbnisstätte im Park; scheut sich, weiterzugehen. In seinem Zimmer ist Licht. Er hat seine Welt für sich. Was ist sie ihm?

Anne Marie kehrt um; es ist Nacht; das Baderwischer Haus ist verschlossen. Sie klingelt, muß warten, bis ein Mädchen ihr öffnet.

Anne Marie geht wieder auf ihr Zimmer. Sie muß sich ruhig überlegen, was sie zu tun hat. Hier kann sie nicht mehr bleiben um Aureliens willen. Sie denkt an Agathe, will aber nicht um Einlaß betteln. Zur Tante in Kranzfelde! Das hieße versauern. Es bleibt nur Amerika für sie. Job wird sie und ihr bißchen Geld schon gebrauchen können. Sie wird ruhiger. Ein schneller Abschied ist die Hauptsache. Wie wenig Menschen man hat, an denen man hängt! Ihre Ge-

danken kehren zu Ernst Hindorf zurück. Ihn will sie noch einmal sehen, am hellen Tage ganz ruhig mit ihm sprechen, seinen Rat erbitten und sehen, ob es ihm leid tun wird, daß sie geht. Sie besiegt ihre Bedenken. Was bedeutet es ihr jetzt noch, was die Welt sagt! Wäre es nicht Feigheit, zu gehen, ohne dem Menschen, der die wichtigste Rolle in ihrem Leben gespielt, Lebewohl gesagt zu haben? Selbst auf die Gefahr hin, daß er merkt, was sie fühlt.

Der nächste Tag ist Sonntag. Sie weiß, welchen Weg er durch den Park von Lamnitz aus zur Kirche geht. Dort wird sie ihm morgen in der Frühe entgegengehen.

Ernst Hindorf hat sich etwas früher aufgemacht als sonst; es ist ein wunderschöner Sommermorgen. Ein Mädchen aus dem Dorfe tritt ihm auf dem Kirchweg entgegen, erzählt ihm eine lange, tragische Geschichte. Zum Schluß bittet sie für ihren Geliebten, der eine Straftat begangen und sich verborgen hält. Ernst Hindorf erwidert: Strafe muß sein, aber er wird sich des Falles annehmen. Das Mädchen geht beglückt ab. Sie kommen alle zu ihm, haben Vertrauen zu ihm. Er hat sich gestern abend so einsam gefühlt. Wie ihn der junge Morgen erfrischt! Die Kirchenglocken läuten. Anne Marie kommt ihm entgegen. Er erkennt, daß etwas Besonderes mit dem Mädchen ist. Sie sagt ihm offen, daß sie ihn habe treffen wollen. Er sieht, daß er die Kirche heute aufgeben muß. Anne Marie berichtet, daß sie das Land verlassen will. Er erkennt, daß das, was sie vor hat, Torheit ist — sie würde für Job nur eine Fessel werden —, und redet ihr ab. Sie: „Es bleibt mir kein anderer Ausweg." Er: „Was ist geschehen?" Sie erzählt zaghaft das gestrige Ereignis.

Er versteht schnell und erspart ihr das übrige. Er erwägt die weiteren Möglichkeiten, die ihr bleiben: ihre Tante, Frau von Nettelmüller. Sie setzt lebhaft auseinander, warum sie zur Tante nicht wieder will. Er schlägt seine Schwester, Frau von Mildenau, vor. Sie deutet an, daß die Freundschaft mit Drosselbach einen Riß bekommen habe.

Anne Mariens ehrliche Art, dem Geschick mutig ins Gesicht zu sehen, imponiert ihm, und zugleich rührt sie ihn in ihrer Jugendlichkeit. Das Mädchen kommt ihm heute ganz anders vor, viel seelenvoller, bedeutender; alles Puppenhafte der Salondame ist von ihr gewichen. Sie hat mehr als bloß Rasse; sie scheint Charakter zu besitzen. Er will sie auf die Probe stellen, will herausbekommen, weshalb sie gerade ihm alles dies erzählt. Er will sie nicht merken lassen, wie sehr sie ihm gefällt, und unterwirft sie noch einem härteren Examen.

Was will sie drüben beginnen? Sie: „Arbeiten, was sich bietet, lieber, als hier Demütigungen ertragen." Blitzartig durchzuckt ihn das Gefühl, daß es eine Schmach wäre, anzusehen, daß dieses Wesen sich ruiniert. Man muß hier helfen. Sie hat solch großes Vertrauen zu ihm. Wie ist sie auf den Gedanken gekommen, sich gerade an ihn zu wenden? Er stellt diese Frage, kränkt sie dadurch. Anne Marie antwortet nicht, wendet sich und geht. Sie hat Furcht, ihm die Antwort hierauf zu geben, denn sie ist am Ende ihrer Kraft, fürchtet weich zu werden. Er glaubt sie beleidigt, eilt ihr nach und holt sie ein. Sie hat die Augen voll Tränen, sprachlos. „Warum?" ... Er erkennt mit einem Male, was er geahnt hat, ist tief ergriffen. — Sie finden sich. „Du darfst nicht gehen!" Die Gebetglocke schlägt an zum Vaterunser. Ihr ist's wie im Traum. Sie hat

wieder das Gefühl des Überweltlichen. Er spricht von seiner Schwester; nun muß sie zu ihr. Man sieht Kirchgänger in der Ferne. Was kümmert es sie! Sie will nicht von ihm. Ihr ist, als sei sie endlich zu Haus. Er muß mahnen, bringt sie bis zum Park von Baderwisch und kehrt dann nach Lamnitz zurück. Sie bleibt lange stehen und schaut ihm nach.

Ernst Hindorf geht nach Hause zurück, durch seinen Park, am Erbbegräbnis vorbei. Sein Vogt begegnet ihm, fragt ihn wegen einer wichtigen wirtschaftlichen Maßnahme. Er reißt sich zusammen, um ihm zu antworten. Bestellt den Wagen, um nach Drosselbach zu fahren. Er geht dann ins Haus. Eine große Unruhe hat sich seiner bemächtigt. Sein Zimmer mutet ihn fremd an. Was hat er getan? Ist es Leichtsinn? Er schreitet durch alle Zimmer; vor dem Bild von Doris bleibt er stehen. Ihr Anblick beruhigt ihn. Es war doch nicht bloße Verliebtheit. Er hat in Anne Marie einen Abglanz jener Liebe gesehen, die er bei Doris gefunden, der großen Weibesliebe. Er darf ohne Scheu Doris ins Auge blicken.

Anne Marie verlebt ihre Brautzeit in Drosselbach. Wie alles für sie verwandelt ist! Sie liebt alle Menschen; es wächst etwas ganz Neues aus ihr heraus, Hingebung. Sie wundert sich, daß sie essen und trinken muß; schlafen und sich an- und ausziehen wie früher. Nur was auf ihn Beziehung hat, sollte sie interessieren. Der Alltag macht seine Rechte geltend.

Agathe kommt auf kurzen Besuch nach Drosselbach; sie ist noch nüchterner geworden, gratuliert der Freundin, daß sie nun erreicht hat, was sie gewollt. Anne Marie kann nicht klug daraus werden, was Frau von Mildenau über ihre Verlobung denkt.

Eines Tages hört sie von der Terrasse Brocken eines Gesprächs zwischen Frau von Mildenau und der Witwe Nettelmüller. Ernsts Schwester spricht über Anne Marie und beklagt ihren Bruder. Das Mädchen sei oberflächlich; er müßte eine ganz andere Frau haben.

Anne Marie fühlt sich schwer getroffen. Ist das wahr? Ernst allein kann ihr darüber Aufklärung geben. Er kommt meist abends zu Wagen von Lamnitz. Sie macht sich zu Fuß auf, ihm entgegenzugehen. Er kommt nicht. Ihre Stimmung wird immer verzweifelter. Sie macht ihm in ihrem Herzen Vorwürfe, daß er nicht kommt, und kehrt schließlich um. Als sie bei Dunkelheit nach Drosselbach zurückkehrt, findet sie ein Telegramm von ihm, daß er wegen einer dringenden Sitzung abgehalten sei, zu kommen. Sie ist deprimiert, verbirgt das nicht.

Am nächsten Tage kommt er früh. Sie sieht ihn auf einmal mit anderen Augen, will ihn nun nicht mehr fragen, ob sie oberflächlich ist. Fragen ihrer Ausstattung werden erwogen. Das kommt ihr so entsetzlich prosaisch vor. Sie weiß, daß Frau von Mildenau das exzentrisch findet; Ernst leidet darunter. Er ist doch in manchem ganz anders, als Anne Marie ihn sich gedacht.

Anne Marie erhält von ihm das Brautkleid geschenkt. Dabei erwähnt er ihr gegenüber zum erstenmal den Namen Doris.

* * *

Die Hochzeitsreise macht Ernst Hindorf mit seiner jungen Frau über Frankreich nach der Kanalküste von Südengland. Anne Marie ist wenig gereist; alles erstaunt sie. Das Beobachtetwerden in Paris fällt ihr

auf. Ernst bestimmt alles. Es wird ihr schwer, die Unabhängigkeit des Mädchens fahren zu lassen, aber sie sagt sich, daß sie es ja selbst gewollt hat. Ernst ist sehr schweigsam; dabei hat sie das Gefühl, als beobachte er sie. Der Gedanke, daß er Vergleiche anstellen könne, ist ihr furchtbar. Im Seebad entzückt sie der Strand und die Brandung. Sie sieht eine andere junge Frau baden und fühlt alle diese leichten Bewegungen mit. Sie will sich ein Badekostüm anschaffen, aber Ernst erlaubt es nicht. Der Gedanke befremdet sie, daß er ihr etwas untersagen kann. Seine Gründe, daß er seine Frau nicht den Blicken anderer preisgeben will, erscheinen ihr lächerlich. Sie reisen nach Nordengland an die Seen, wo sie regnerische Tage verleben. Ernst sehnt sich nach Lamnitz und seiner Arbeit zurück.

Nach Lamnitz zurückgekehrt, nimmt ihn sein Beruf wieder ganz in Anspruch. Anne Marie ist eifersüchtig auf dieses Gut, das ihm mehr ist als seine Frau. Alle möglichen Menschen kommen zu ihm, vom Dorf, aus dem Haus, aus der Ferne; für alle hat er ein Ohr. Diese Anliegen scheinen ihr zum Teil sehr unwichtig, aber ihm gehen sie im Kopf herum und ziehen ihn ab. Er ist eine ganz andere Art Gutsherr, als ihr Vater es war. Zum Reiten kommt sie gar nicht, zum Ausfahren wenig. Auch die Politik nimmt ihn in Besitz und seine Genossenschaftsbestrebungen. Dazu kommt Ärger mit Horst und Baderwisch. Ganz anders hatte Anne Marie sich das Leben einer Gutsherrin vorgestellt. Die Wirtschafterin will die junge Frau tyrannisieren; Anne Marie läßt sich das nicht gefallen. Ernst kündigt der Frau; die neue schlägt schlecht ein. Der alte Diener Gustav scheint die junge Herrin nicht zu billigen; ihr ist der Alte unheimlich.

In der Kirche denkt sie an die Zeiten zurück, wo sie drüben in der Baderwischer Loge gesessen. Jetzt hat sie nun das, was sie damals nicht mal zu wünschen gewagt hat. Und doch möchte sie ihr Ideal sich nicht herabwürdigen lassen. Ernst ist doch ein großer Mensch, nur ganz anders, als sie ihn sich gedacht. Er ist ihr damals näher gewesen und verständlicher als jetzt. Sie fühlt, daß er sich von ihr zurückzieht. Der Verdacht, daß er Vergleiche anstellt, befällt sie aufs neue. Der Saal mit Doris' Bild ist ihr der unbehaglichste Raum im Hause. Sie geht in die Lamnitzer Gruft und steht vor den Särgen der ersten Frau und des Kindes. Sie kann es nicht ertragen, daß Ernst noch andere Götter hat außer ihr.

Das Haus von Babette Finsterly in Kranzfelde wird abgebrochen; an seine Stelle kommt ein moderner Modebazar. Dadurch ist das Bäbchen ohne Behausung. Ernst Hindorf ladet sie nach Lamnitz ein; er meinte, Anne Marie könne weibliche Gesellschaft brauchen; er ahnt, daß er selber nicht der rechte Gesellschafter ist für eine junge Frau. Das Bäbchen bringt wirklich Leben in das Haus.

Ernst Hindorf ist Kurator des Kreiskrankenhauses. Die alte Vorsteherin legt ihr Amt nieder wegen Gebrechlichkeit. Helene Kracht wird zur Vorsteherin gewählt. Anne Marie erfährt das ganz zufällig und macht ihre Rückschlüsse daraus, daß Ernst ihr gegenüber nicht davon gesprochen hat. Er hat die neue Vorsteherin selbst eingeführt und kommt durch seine Stellung oft mit ihr zusammen. Anne Marie hat lange nicht mehr an Helene Kracht gedacht und an ihre früheren Beobachtungen. Jetzt will sie von dem Bäbchen wissen, was eigentlich zwischen den beiden gewesen ist. Babette

kann nicht widerstehen, erzählt, was sie weiß: von den Zusammenkünften der beiden als junge Menschen, von der Trennung durch die Familien und von dem Brief, den Ernst geschrieben, und der durch Babettens Hände gegangen ist. Alles das macht Eindruck auf die junge Frau. Sie weiß nun gewiß, daß Helene Kracht Ernst noch liebt. Abends sucht sie ein Gespräch mit Ernst, aber er ist ganz an seinem Schreibtisch vertieft. Sie geht zu Bett, hält es nicht aus, sucht ihn noch einmal auf und findet ihn in seinem Zimmer am Fenster, tief in Gedanken hinausstarrend. Er scheint ihr Kommen unangenehm zu empfinden, sie ist gekränkt.

Sie fragt sich: Ist sie glücklich? Hat sie in der Ehe gefunden, was sie erwartet? Sie ist eine andere, aber auch Ernst ist ein anderer, als sie ihn gesehen. Schreckliches Gefühl, an einem geliebten Menschen Schwächen zu entdecken. Er ist ihr zu sehr Träumer. Sie möchte ihn einmal ganz in Flammen sehen. Seine große Güte kann langweilig wirken. Sie denkt an eine Szene mit einem Knecht, wo er ihrer Ansicht nach hätte zornig werden müssen, aber er blieb gelassen. Wie anders war ihr Vater! Es fehlte Ernst an einer gewissen Brutalität. Sie reizt ihn manchmal absichtlich, nur um zu sehen, wie er sich verhalten wird. Es ist ihr eine Qual, aber auch ein süßer Kitzel. Vor allem aber reizt es sie, Ernst aus seiner Gleichgültigkeit zu bringen. Sie erreicht dadurch nur, daß er traurig wird und sich noch mehr in sich selbst verkapselt. Ist sie schlecht?

Eberhard ist zurück von Berlin in seine alte Garnison Kranzfelde. Hedika, seine Frau, hat ihm inzwischen zwei Jungen geschenkt. Hedika ist die eleganteste Frau der Gegend; sie spielt die erste Rolle

im Regiment, das jetzt einen bürgerlichen Oberst hat. Die Leutnants sind viel bei ihr; es wird geraucht und gespielt in ihren Salons und sehr ungeniert parliert. Hedika kann sehr liebenswürdig sein, wenn sie will; sie ist sehr geschickt und praktisch in allen Haushaltungsdingen. Sie beherrscht ihren Mann vollkommen, jedoch scheitert sie an Ernst Hindorf, der sie nach wie vor kühl behandelt. Von ihm fühlt sie sich durchschaut.

Auf Anne Marie gewinnt Hedika Einfluß. Anne Marie imponieren die Sicherheit und kühle Offenherzigkeit und die gesellschaftlichen Talente Hedikas. Im Innersten verabscheut Anne Marie diese Frau, aber sobald sie zusammen sind, hat Hedika Einfluß auf sie.

Chineck hat sich nach längerem Umherstreifen in Kranzfelde niedergelassen; er ist viel in Eberhards Hause, in Baderwisch und macht auch Besuche in Lamnitz.

Anne Marie hat ein sicheres Auftreten nach außen hin als Frau von Hindorf. Ihr macht die Geselligkeit Spaß; sie wird beneidet und bewundert. Es ist ihr Befriedigung, aus gesicherter Stellung ihre früheren Quälgeister fühlen zu lassen, daß sie die Frau des Lamnitzers ist.

Ernst Hindorf erschrickt manchmal vor der Schrankenlosigkeit ihrer Leidenschaft. Hat er nicht doch eine Torheit begangen? Er weiß, daß man imstande sein muß, sich vieles zu verzeihen in der Ehe. Aber gerade das will Anne Marie nicht einsehen. Der Mensch kann dem Menschen niemals ganz nahe kommen; wir sind alle Einsiedler; vielleicht ist Anne Marie zu jung, das zu verstehen. Sie begehrt ihn ganz für sich selbst, mit der ganzen Einseitigkeit der Frau. Er will sich

nach außen hin auswirken, in Gemeinde, Verwaltung, Politik. Gegensatz männlicher und weiblicher Auffassung in diesen Dingen.

Ernst Hindorf fühlt, daß er Einfluß gewinnt am Widerstand der Gegner. Er kandidiert für den Landtag. Horst agitiert gegen ihn. Die Leute trauen ihm Ehrgeiz zu, schieben ihm sonst welche Motive unter. Daß einer um der Sache willen wirkt, glaubt niemand. Die politische Situation im Kreise ist so verfahren wie möglich. Man will wirtschaftliche Vorteile machen und nennt das gute Gesinnung. Keiner will etwas nachlassen von seinen speziellen Interessen. Er hat einmal in einer Versammlung der Grundbesitzer von politischer Unerzogenheit und Kurzsichtigkeit etwas geäußert und damit in ein Wespennest gestoßen. Horst vor allem räsoniert. Hindorf erhält Beweise des Vertrauens von anderer Seite. Seine Zusammenschlußideen auf praktischem Gebiete fangen an, sich zu realisieren.

Der junge Weudena wird mündig; Ernst hat wieder in Dromsdorf zu tun. Anne Marie liebt diese Familie nicht. Sie machen gemeinsam einen Besuch in Dromsdorf, wobei man auch Helene Kracht sieht. Ernst erwägt, ob er seiner Frau von dieser Jugendliebe erzählen soll. Der Gedanke, daß er damit das Geheimnis einer Dame preisgeben würde, hält ihn davon ab. Er ist unzufrieden mit Anne Mariens neuesten Freundschaften. Er unterdrückt die dunklen Gedanken, die manchmal in ihm aufsteigen wollen. Sind nicht die Frauen doch das inferiore Geschlecht? Sie versprechen viel und halten wenig; sie täuschen durch Liebreiz, und ein Tor fällt darauf herein. Es war nur eine, die davon eine Ausnahme machte.

Hedika geht im Sommer mit ihrer Mutter auf Reisen; Eberhard bleibt in Kranzfelde. Hedika weiß es bei Anne Marie durchzusetzen, daß sie die beiden Jungen mit dem Kinderfräulein nach Lamnitz nimmt. Anne Marie bereut es sehr bald, denn die Jungen verursachen viel Not im Haus, und sie sieht, wie Ernst darunter leidet. Wünscht er sich Kinder?

Agathe Rängern ist in Drosselbach mit ihrem Baby. Die Freundinnen sehen sich und unterhalten sich über Kinder. Bei Agathe ist die Liebe zum Kinde an Stelle der Gattenliebe getreten; für ihren Mann empfindet sie Dankbarkeit und Freundschaft. Anne Marie ist außer sich bei dem Gedanken, jemals dahin kommen zu können.

Man trifft Chineck öfter; er kommt immer dahin, wo Anne Marie ist, kommt neuerdings auch ungebeten nach Lamnitz. Ganz anders faßt Anne Marie seine Courmachereien jetzt auf wie als junges Mädchen. Chineck ist ihr widerlich, direkt physisch unangenehm, und doch liegt ein Reiz darin, der Reiz des Gefährlichen, zu wissen, daß sie mit ihm anstellen kann, was sie will. Sie behandelt ihn absichtlich schlecht. Hedika kommt von ihrer Reise zurück; sie protegiert die Sache; Ernst scheint nichts zu sehen oder sehen zu wollen. Gerade das reizt Anne Marie noch mehr. Sie begeht eine Unvorsichtigkeit.

Ernst Hindorf greift nicht ein; er ist zu stolz dazu. Er zieht sich ganz auf sich zurück. Er sieht, daß er sich getäuscht hat in Anne Marie. Er weiß nun, daß er zum Einsiedler geboren ist. Manchmal hat er an einen Leibeserben gedacht; es ist besser so, daß er keinen hat. Er wird niemanden haben, wenn er stirbt, in dessen Augen er blicken kann. Es war vielleicht zu

viel vom Leben verlangt, zweimal einen Menschen zu besitzen.

Hedika bringt Anne Marie in perfider Weise ins Gerede. Ernst erkennt, daß er eingreifen muß. Er stellt das Renommee seiner Frau wieder her.

Anne Marie bangt um Ernst. Sie erkennt mit Schrecken die Gefahr, in die sie ihn gebracht hat, und seine Großherzigkeit. Er tritt für ihre Ehre ein, läßt sie aber merken, daß damit das Tischtuch zerschnitten sein soll für künftig.

Ein paar Tage lebt man nebeneinander her, gleichgültig.

Anne Marie fühlt, daß sie sich ganz einsetzen muß, ihn wiederzugewinnen oder ihn aufgeben. In der Nacht schleicht sie zu ihm, findet seine Tür erst verschlossen, fleht um Einlaß. Er läßt sie ein.

Hedika macht wieder Anknüpfungsversuche. Eberhard hat Schulden. Ernst muß wieder einmal einspringen.

Anne Marie erwartet; sie hat nicht gewußt, welch stolzes Gefühl das ist. Wie ihr Ernst wertvoll wird; in einem ganz anderen Sinne bewundert und liebt sie ihn. Alles erscheint in einem neuen Licht. Sie ist unvorsichtig, er ängstlich. Bei einer Wagenfahrt nach Drosselbach schadet sie sich. Ihre Hoffnung wird vernichtet. Anne Marie liegt in Drosselbach; Agathe ist bei ihr; ihre Nerven sind stark angegriffen.

Ernst Hindorf ist tief deprimiert. Im Grund seiner Seele liegt tiefe Melancholie, er freut sich auf das Sterben.

Auf Anraten der Ärzte wird Anne Marie ins Bad geschickt. Der Badearzt ist ein hervorragender Psychologe. Anfangs fühlt sie sich sehr matt und

weint viel. Sie hat Ernsts Bild in ihrem Zimmer aufgestellt, denkt auch viel an ihn und über sich selbst nach. Sie schreibt oft an ihn in warmherzigem Ton; Ernst antwortet nur kurz, da er sehr beschäftigt ist mit Wahlvorbereitungen. Sie versteht ihn viel besser aus der Entfernung. Die Fragen des Arztes befremden Anne Marie. Die Kur schlägt gut an. Sie darf ausgehen, fühlt kein Bedürfnis nach Geselligkeit. Sie liest Bücher, die ihr der Arzt besorgt. Sie denkt jetzt manchmal über Dinge nach, die früher nie in ihren Gedankenkreis getreten. Sie empfindet, daß sie sehr schlecht erzogen worden ist. Der Gedanke, daß man sich selbst erziehen müsse, ist ihr früher nie gekommen. Anne Marie findet in den Büchern manches über den Einfluß der Mutter auf das Kind vom ersten Augenblicke des Daseins an. Sie fragt den Arzt über einiges. Sie findet, daß er ein zartfühlender Mensch in rauher Schale ist. Jetzt weiß sie, warum sie ihr Kind damals verloren hat: sie war noch nicht gut genug dafür.

Ernst Hindorf ist neuerdings öfter mit Helene Kracht zusammengekommen. Sie kündigt ihre Stelle als Vorsteherin des Krankenhauses. Er will ihr abreden; er meint, es gehe nicht ohne sie. Sie will ihm den Grund nicht sagen, warum sie gehen will. Bei dieser Zusammenkunft sprechen die beiden von ihrem Vater und den alten Zeiten, ohne die früheren Erlebnisse direkt zu berühren. Sie bleibt immer zurückhaltend. Dann gibt sie ihm, wie beiläufig, den Brief zurück, den er ihr damals geschrieben hat. Als er gegangen, bricht die grauhaarige Frau in verzweifeltes Weinen aus.

Äußere Ereignisse stellen starke Anforderungen an Ernst Hindorf. Man will ihn als Reichstagskandidaten

aufstellen. Die politische Lage. Er prüft sich, kommt zu dem Resultat, daß er annehmen muß. Die Gehässigkeit der Gegner setzt sofort ein. Er hat gegen zwei Fronten zu kämpfen: die Liberalen, die ihn als Junker nicht wollen, und seine Standesgenossen, denen er zu frei denkt. In gewissem Sinn tut ihm dieser Kampf wohl; so kommt er am besten über seinen Kummer weg. Intrigen aller Art werden gesponnen; er unterliegt dem liberalen Kandidaten.

Anne Marie kommt nach Lamnitz zurück. Sie hat in den Blättern von seiner Niederlage gelesen; sie ist empört, viel mehr als er. Sie findet ihn gesetzt und stoisch gefaßt. Ihr Herz ist übervoll. Sie hat die feste Absicht, ihn zum Auftauen zu bringen. Er ist erstaunt über ihre Frische. Ihm ist ihr verändertes Wesen erst ganz fremd. Er meint, er müsse sie erst ganz prüfen. Bloße Zärtlichkeit allein kann ihm nicht genügen; er muß einen Freund haben. Hätte wirklich das Kind ihre Seele zum Durchbruch geholfen? Er kommt sich vor wie ein Gärtner, der lange ein Bäumchen beobachtet hat, und nun, wo er längst die Hoffnung aufgegeben, steht es auf einmal in Blüten. Er überdenkt seine und ihre Geschichte. Hat er vielleicht Unrecht begangen, da er zu viel bei ihr voraussetzte? Er hatte Erfahrung, sie nicht. Hat er ihr überhaupt jemals sein Herz geöffnet, wie anderen Frauen? Er hat großes Unrecht getan, indem er sie mit Doris verglich Jede Frau hat eine andere Art Liebe.

Sie sprechen sich aus zur Nachtzeit. Diesmal ist er es, der zu ihr kommt. Er erzählt von Doris und gibt ihr am nächsten Morgen Doris' und seinen Briefwechsel zu lesen, der wie ein „untrennbares Geflecht" ist. Anne Marie ist von der Größe dieser Liebe tief

ergriffen. Aber warum hat er ihr das andere nicht auch gesagt? Er meint, sie ziele auf jenes Jagdabenteuer mit der Sängerin ab. Das interessiert sie nicht; sie meint Helene Kracht. Er gibt ihr den Brief zu lesen, den er damals geschrieben, und erzählt ihr, wie unerklärlich sich die Frau neulich benommen habe. Anne Marie wird alles klar; sie ist erschüttert bei dem Gedanken an die Treue dieser Liebe und sagt ihm das. Er sinnt nach; es macht ihm Eindruck. Er kann es doch nicht recht glauben. Anne Marie erscheint es so selbstverständlich jetzt. Er ist so schön, und sie weiß jetzt, warum er es ist: aus seinen Zügen strahlt alle Schönheit der Frauen, die ihn geliebt haben.

Sie haben lange gebraucht, um den tieferen Sinn der Ehe zu verstehen. Es gibt kein vollkommenes Aufgehen zweier Menschen ineinander. Es wird immer ein Anziehen und Abstoßen und Wiederfinden bleiben müssen. Man muß sich vieles verzeihen. Aber das große Vertrauen muß da sein. Dann kommt auch der Glaube an das Glück.

Inhaltsverzeichnis.

Piererſche Hofbuchdruckerei Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

Wilhelm von Polenz

Gesammelte Werke

Wilhelm von Polenz

Gesammelte Werke

Band 9

Gesammelte Werke

von

Wilhelm von Polenz

Band IX

Gedichte und Dramen

F. F. & Co.

F. Fontane & Co.
Berlin

Wilhelm von Polenz

Gedichte und Dramen

F. F. & Co.

F. Fontane & Co.
Berlin

Inhaltsverzeichnis.

Gedichte der ersten Periode.

(Bis 1894.)

Hutten.

Ein Streiter warst du, Großer, wild von Blute,
In Kampf und Fehde sahst du Ritterpflicht.
Nur vorgestürmt in tollem Übermute,
So galt's im Lieben dir und im Gedicht.
Verbraustest so dein Leben, und es ruhte
Erfolgesfrucht auf deinem Schaffen nicht.
O Hutten, solchen heißen Blutes Wallen
Sah manchen Edlen ich zum Opfer fallen.

Doch deinem Volke bist du echt geblieben;
Die Treue hieltest du der einen Braut.
Ein deutscher Held in deinen starken Trieben,
Deutsch war dein Sprechen, zornig, derb und laut.
Deutsch dientest, Wackrer du, mit scharfen Hieben,
Für Deutschland trugst zu Markt du deine Haut.
O Hutten, könntest du uns wiederkehren,
Den deutschen Geist von neuem uns bewehren.

So schlugst du und so sangst du unverdrossen,
„Ich hab's gewagt!" Kühn flog dein Selbstvertraun.
Aus altem Stamm warst adlig du entsprossen,
Doch nicht war deine Sache: Rückwärtsschaun.
Das Auge klar, die Seele weit erschlossen,
Hast Gasse du ins Vorurteil gehaun.
O Hutten, Freiheit war dein Zukunftsahnen;
Zur Freiheit sollst du ewig uns ermahnen.

Ingrimmig haßtest du die Dunkelleute.
Hei! Ihnen galt dein pfeilgespitzter Hohn.
Wie folgte kläffend dir die Pfaffenmeute;
Nur heller schmettert deines Weckrufs Ton.
Und wo du zielst, du triffst dir sichre Beute,
Des neuen Geistes ein gelahrter Sohn.
O Hutten, auch in unsern hellen Tagen,
Du fändest noch genug solch Wild zu jagen.

Dir, Herrlicher, fühl' ich verwandtes Streben!
Auch ich entstamme einem edlen Haus.
Mir ward, gleich dir, zur Hand das Schwert gegeben;
Ich aber sah mir andre Waffen aus.
„Es ist, Jahrhundert, Lust, in dir zu leben!"
Ich ruf's, wie du, aus großer Zeit hinaus.
O Hutten, deine ritterlichen Manen,
Sie winken mir zu sternenhohen Bahnen.

Ball.

Von hundert Kerzen goldner Schimmer,
In hundert Augen Festesglanz,
So fliegen durch das glatte Zimmer
Die Paare klanggewiegt, im Tanz.

Ein Scharren, Stampfen und ein Schwingen,
Sie lächeln fade Brust an Brust;
Entfesselt da beim Geigensingen
Ist eine blütenschwüle Lust.

Und all die Lust erschien wie Lügen;
Schon hat ich mich zum Geh'n gewandt. —
Wer bist du denn mit solchen Zügen? —
Verzaubert steh ich, festgebannt.

Aus deinen Augen spricht ein Sinnen,
Ein tief Verstehen spricht zu mir;
O, komm, du! Flieh mit mir von hinnen!
Jetzt gleich entführ' ich dich von hier.

Ich seh's, es wohnen stumme Schmerzen
In deiner weißen Marmorbrust;
Komm, Freundin! Auch in meinem Herzen
Zum seltnen Gaste ward die Lust.

Wir gießen unsern Schmerz zusammen,
Die Schwermut segnet unsern Bund,
Vereinigt lohn die Trauerflammen
Und machen unsre Hochzeit kund.

Du labst den Durstenden mit Küssen,
Du nimmst die Dornen mir vom Haupt;
In meiner Liebe Feuergüssen
Findst du, was nie du noch geglaubt.

Aus unserm Bunde wird entspringen
Kraft, die uns weit und weiter trägt;
Von solchen Glückes Zauberschwingen
Wird jeder Kummer weggefegt. — —

Da setzten ein die Walzergeigen,
Ein Tänzer neigt sich tief vor ihr;
Und wie sie fliegt im bunten Reigen
Versinkt auch dieser Traum in mir.

Eine Königin.

Beim Abendläuten
Durch reifende Saaten
Schritt eine Magd.
Ein Grasbündel
In der Linken,
Die Rechte hielt
Die gekrümmte Sichel
Am Holzstiel.
Im roten Kopftuch,
Barfuß,
Mit bloßen Armen
So schritt sie
Langsam,
Ein wenig schleppend,
Sorgsamer als andere.

Voraus schon waren
Die Schwestermägde.
Ihr Singen erklang
Ferne und ferner
Durch den lauen
Sommerabend.

Nicht mit den Jungfern
Wollte sie gehen,
Mit den leichtfüßigen,
Den leichtherzigen
Konnte sie eilen. —

Allein schritt sie
Den stillen Weg,
Durch schweigende Flur,
Und war doch nicht
Einsam.

Sie trug keine Last.
Klein war ihr Bündel,
Ohne Tracht
Ihr Rücken. —
Und dennoch schritt
Die Unbelastete
Mit einer Bürde.

Sie blickte vor sich
Ins Abendlicht,
Das die Gestalt,
Ihr dürftiges Kleid
Mit Purpur verbrämte.
Sie blickte
Über reifende Felder,
Hörte den Wind
Mit den Ähren flüstern,
Und sah nichts —
Hörte nichts,
Als nur das eine,
Ein Geheimnis,
Das trauteste,
Das wunderbarste,
Tief versenkt,
Wartend,
Wachsend,
Webend,
In ihr.

Sie trug sich stolz,
Schritt erhobenen Hauptes
Wie eine Fürstin,
Wie eine Herrscherin,
Die Magd! —
Denn sie war
Eine auserlesene,
Eine gebenedeite,
Gesalbte Königin.
Mächtiger
Als alle Fürsten!
Erhabener,
Beglückter
Als je ein König,
Ein gekrönter König
Und Herr aller Länder.
Ihr Hort und Kleinod,
Ihr kostbares Eigentum,
Ihr heimliches Königreich,
Es lag bei ihr,
In ihr,
Von ihr getragen,
Gehütet, genähret.
Es ruhte
Unter ihrem Herzen.

Der Arzt.

Ein weißgetünchter Saal. Die Wand entlang
Steht Bett an Bett in Reihen; eng der Gang.

Ein Mann liegt da auf schmaler Krankenstatt,
Bleich, hager, ausgereckt, vom Ringen matt.

Das heiße Aug' gerichtet unverwandt
Auf eine schwarze Tafel an der Wand.

Mit Goldschrift stand allda ein kurzes Wort,
„Ich bin der Herr, dein Arzt!" so las man dort. —

Es kam ein Arzt, doch ihm galt nicht sein Blick;
Vor Menschen war entschieden sein Geschick.

„Zwei Tage noch, nicht mehr!" Aus strengem Mund
Ward gestern ihm sein Todesurteil kund.

Er lächelt nur und blickte nach der Wand,
Wo jenes Wort in Gold geschrieben stand.

Er dachte an sein Weib an fernem Ort,
An seine Kleinen dacht' er immerfort.

Er dachte an sein hohes Lebensziel,
An seine großen Pläne dacht' er viel,

Jetzt sterben — jetzt! — Vor ungetaner Pflicht —
So grausam war der Todesengel nicht.

„Ich bin der Herr, dein Arzt!“ Schon bleicht sein Mund,
Doch röchelnd gibt er noch die Losung kund. —

Das Aug' weit offen starrte nach der Wand,
Noch immer dort das Wort geschrieben stand.

Es kam der Arzt, so heißersehnt, herzu
Und drückte ihm die leeren Augen zu.

Der Baum.

Ein Bäumchen stand auf kahler Bergeshöhe,
In weiter Ferne braust das ew'ge Meer;
Daß es den Ozean nur einmal sähe,
Das war des Baumes heißester Begehr.
Drum schob er ungeduldig, trieb den Wipfel
In jedem Frühjahr weit und weiter vor,
Schoß überschnell ins Holz, auf steilem Gipfel,
Ein schmächtig schlankes Stämmchen, jach empor.

Da kommt auf starken Schwingen angeflogen
Der Nordweststurm vom hochgepeitschten Meer;
Zum Staub herab wird da der Stamm gebogen,
So tapfer er sich anstemmt auch zur Wehr.
Bis in das Mark hinein muß er erzittern
Und beugen tief das hochgetrag'ne Haupt,
Sieht er, wie Glas, die dünnen Äste splittern,
Steht nackend da, zur Schande, kleidberaubt.

Doch nicht ward seine Wurzel ihm vernichtet,
Sie spendet jetzt ihm ihre Mutterkraft,
Dem jungen Sprößling, dem den Sturm gelichtet
Die Krone hat, und niederbog der Schaft.
Nun schickt hinab in lichtverborg'ne Tiefen
Die Wurzelarme er, zum zähen Grund,
Und Millionen Kräfte, die dort schliefen,
Trägt er zum Tag empor und wird gesund.

Drauf bauen Sonnenschein und Regenschauer
Ihm eine Krone wohlverzweigt und weit;
Hart wird die Rinde in der Jahre Dauer,
Und jedem Sturme trotzt ein solches Kleid.
So steht er da auf steilem Felsenrande,
Mit faserhartem Stamm und wurzelstark
Ragt weit empor er über alle Lande,
Fernher schon sichtbar, eine Landesmark.

Ob seinem Haupte ziehen hin die Stunden,
Die Vögel bauen gern bei ihm ihr Nest,
Und mancher Wandersmann hat Schutz gefunden
Und Schattenkühle unter dem Geäst.
So ragt der Baum, in seinen dichten Zweigen
Wühlt beutegierig der Nordwestersturm;
Sie geben hin sich mit geschmeid'gem Neigen.
Der tiefgesenkte Schaft steht wie ein Turm.

Die Sonne grüßt ihn mit den ersten Küssen,
Wenn früh sie aufsteigt, und umwebt den Baum
Mit ihres Abschieds glüh'nden Feuergüssen,
Eh' sie verschwindet fern am Erdensaum.
Es greift der Wind uralte Melodien
Sanftflüsternd bald, bald heulend, ins Gezweig'
Und wehend drüber hin die Wolken ziehen,
Beschütten ihn mit duft'gen Flocken weich.

So wartet er auf kahlem Bergesgipfel,
Schickt neue Triebe jährlich auf ins Licht,
Und es erblickt der himmelrage Wipfel
Den fernen Ozean noch immer nicht. —
Da eines Tages früh, im Morgengrauen,
Nach langer, finstrer, wetterschwerer Nacht,
Darf er das heißersehnte Wunder schauen,
Das ew'ge Meer, in seiner Zauberpracht.

Da breiten seine Äste sich nach oben;
Nun sieht er alles, hoch von seiner Wacht,
Und was er sieht, es ist ein stummes Loben
Der mütterlichen ewig guten Macht.
Er steht und lauscht, hört wunderbares Singen,
Fühlt Gottes Atemzug vom fernen Meer,
Läßt seine eignen Zweige sanft erklingen;
Ist fromm in Stille, wie die Welt umher.

Kindchens Tod.

Von grünumhang'ner Lampe matter Schimmer,
Im Bettchen liegt der Kleine todeskrank;
Es schwebt mit dunklen Schwingen durch das Zimmer
Ein düstres Schweigen, weil der Abend sank.

Die Mutter wacht, schon sitzt sie manche Stunde,
Dem Atem lauschend und dem Fieberschlag;
Der Uhr eintönig Ticken gibt ihr Kunde,
Wie endlos hinschleicht dieser Sorgentag.

Doch nun umfängt auch sie ein tiefer Schlummer,
Ein Falter surrt ums Glas, sie hört es nicht;
Vom Traume weggelogen flieht der Kummer,
Leicht huscht ein Lächeln über ihr Gesicht.

Das Kind, versenkt in schwüler Kissen Lager,
Wie wirft's das heiße Köpfchen hin und her!
Der abgezehrte Körper, ach wie mager!
Die Augen fiebergroß, der Atem schwer.

Horch, wie die Hunde auf der Straße bellen!
Wie im Getäfel tickt die Totenuhr! —
Und näher kommt's — es kommt — wie rote Wellen —
Ach, wenn doch Mutterchen erwachte nur! —

Da sitzt ja einer dicht am kleinen Lager! —
Woher kam lautlos plötzlich die Gestalt?
Ein kleines Männchen, ausgemergelt, hager,
Grau, runzlig, eingetrocknet — alt, so alt! —

„Hab' keine Furcht und schreie nicht, mein Söhnchen,
Spielwaren bring' ich dir, du kleiner Wicht!
Sieh, sieh nur das! Ei, das ist schönchen!"
Schmeichelt der Greis; falsch lächelt sein Gesicht.

Der Fremde streicht des Kindes heiße Wangen,
Mit einer Hand, die eisig ist und hart;
Der Kleine zuckt, sein Herz ergreift ein Bangen —
Wie schrecklich doch des Greises Auge starrt!

Aus einem Korbe kramt er manche Ware,
Der Kleine schielt halb nach der Mutter hin. —
„Dein Muttchen schläft, sie sieht's nicht, Gott bewahre!
Sag' ruhig, Hänschen, wonach steht dein Sinn?

„Lang' zu, mein Söhnchen; sieh die schönen Sachen!
Ich bin am Ende gar der Weihnachtsmann!" —
Raunt nah zum Ohr er, schüttelt sich vor Lachen;
Das Kind keucht schwer in seines Auges Bann.

„Der Weihnachtsmann — o Mutti — tausend Lichter!
Lebkuchen, Äpfel, Sternchen — welch ein Glanz!
Und kleine Mädchen — Mutti! — Ach, Gesichter! —
Darf, liebe Mutter ich — darf ich zum Tanz?" —

Da endlich schreckt die Schlummernde aus Träumen,
Blickt staunend um sich, fragend, wo sie sei;
Sie eilt zum kleinen Bette ohne Säumen.
„Tot! — Hänschen tot!" — gellt einer Mutter Schrei.

Bezwungen.

Sie war ein edler Sproß aus altem Haus,
Als Kind schon lief am liebsten sie mit Jungen,
Und Burschen hat mit Lachen sie bezwungen,
Sie hatte Mucken übertoll und kraus;
Gar mancher lose Streich ist ihr gelungen.

Als Backfisch strich umher sie, wie ein Wild,
Ein scheues, ungezähmtes, fremdes Wesen.
Nur wer's verstand, im Menschenaug' zu lesen,
Fand einen Ausdruck dort, ein Sehnen mild. —
So blieb ein Rätsel sie, das schwer zu lösen.

Da sie zur Jungfraunschaft herangeblüht,
Ließ lang sie jeder Laune Zügel schießen.
Viel Schütteln gab's der Köpfe und Verdrießen;
Was kümmert sie's! das Eisen nur geglüht!
Und was das saft'ge Leben bot, genießen!

Die Männer toll zu machen, war Vergnügen,
Sie folgten zungenlechzend diesem Wilde;
Sie aber stahlumpanzert, wie Brunhilde,
Ließ an dem Spiel mit Feuer sich begnügen,
Wahrt ihren Jungfernhort mit starkem Schilde.

Da endlich kam der Siegfried, der sie zwang;
Doch nicht am Boden schwelte nun ihr Feuer,
Nein, höher loht die Flamme nur und freier.
Vorüber ist des Irrlichts Zickzackgang:
Ihr ganzes Leben ist jetzt eine Feier.

Der Liebe eine Feier und der Treue,
Für den, der endlich ihr den Stab gegeben,
Um den sich ranken durften ihre Reben.
Nun dankt ihm die Bezwungne und doch Freie,
Beschenkt als Mutter ihn mit jungem Leben.

Puppentaufe.

„Ist meine Puppe Frieda,
Mutti, getauft denn schon?
Das möchte ich gern wissen!“
Forscht Ännchen in wichtigem Ton.

„Ännchen, man tauft wohl Kinder,
Doch Puppen tauft man nicht!“ —
„Aber Frieda ist mein Kind doch!“
Sagt Ännchen mit langem Gesicht

Und nach ’ner kleinen Weile
Von neuem fragt sie an:
„Warum denn, liebes Mutti,
Tauft kleine Kinder man?“ —

„Damit sie in Himmel kommen
Und zum Herrn Jesus Christ.“
Da legte den Kopf beiseite
Klein-Ännchen und fragte mit List:

„Und wenn sie nicht getauft sind,
Wo kommen sie hin wohl dann?
Das möchte ich gar zu gern wissen!“
Die Mutter verlegen sann.

„Dann, Ännchen, sind’s eben Heiden,
Die dürfen im Himmel nicht ein!“
Da wurde die Kleine traurig.
„Die armen Kindelein!“ —

Am Abend, als die Mutter
Nach Ännchen wollte sehn,
Fand sie das Kind im Hemdchen
An seinem Waschtisch stehn.

Im Becken, da war Wasser,
Drein taucht sie die Finger geschwind
Und sprach Gebetesworte;
So tauft sie ihr Puppenkind.

Drauf machte sie noch dem Täufling
Ein Kreuz über Brust und Gesicht,
Gab ihm einen Kuß auf die Nase
Und löschte aus das Licht.

Vorbei war die heilige Feier,
Das Kind schlich ins Bettchen zurück,
Schlief mit der getauften Puppe,
Beruhigt nun für ihr Geschick.

Stoffwechsel.

Ein Beinhaus ist die weite Welt,
Und Wiege doch für ew'ges Leben,
Wo Schicht auf Schicht zu Boden fällt,
Die neuem Wachstum Nahrung geben.

Der Schnee hält unsre Saaten warm
Mit seiner eisig kalten Decke,
Doch vor des Lenzes starkem Arm
Fliegt Schnee und Eis in ihre Ecke.

Der Frühling kam im Jugendsaus,
Nun liegt auch er schon bei den Alten;
Der Sommer hält ein Weilchen Haus
Und wird dem Herbst den Buckel halten.

Ihr Alten sitzt nicht gar so fest!
Seht ihr noch nicht die Jugend dringen
In euren Saal? Nun ist's ein Rest
Mit eurem Grünen, eurem Singen.

Einst auch, die jetzt wir jung uns nennen,
Einst wirft man uns zum alten Eisen;
Den Tod kann niemand überrennen,
Wenn Jugend naht, muß Alter reisen.

Vor einem Christusbilde.

Nein Herr!
So hast Du
Nicht ausgesehen.
So nicht!
Dieser schöne Männerkopf
Von milchzarter Farbe,
Nichtssagenden Auges,
Kirschroten Mundes,
Weichlich, freundlich,
Ist nicht Dein Ebenbild.
Niemals! —

Mein Auge sieht Dich,
Wie Du wandelst durch Sichem,
Auf den kahlen Höhen
Tabor und Karmel,
In einsamer Wüste,
An den lieblichen Ufern
Des Sees Genezareth,
Und weilst in Bethsaida
Und ruhst in Deinem
Vor allen anderen
Geliebten Kapernaum.

Gesenkten Hauptes,
Hager und barhäuptig,
Gebräunt von der Sonne;

Die braunen Strähne
Des Denkerkopfes
Ein Spiel der Winde:
So sah Dich die Wüste.
So sahn Dich die Berge,
Die Städte und Seen
Von Galiläa.

Im härnen Gewande,
Bestaubten Fußes,
So schreitest Du fürbaß;
Von dem schon verkündet
Jesaias: „Er hatte
Keine Gestalt noch Schöne!“ —
In Deinem Haupte
Leuchten die Augen,
Zwei Augen abgrundtief,
Klar wie das Mittagslicht,
Lieblich wie Morgenrot,
Milde wie Dämmerung,
Zündend wie Blitzstrahl,
Traurig, geheimnisvoll
Wie sinkende Nacht.

Und diese Stirne,
Der Schrein der Gedanken —
Welch kleine Behausung!
Und doch wohnen drinnen
Der Welt und der Menschheit
Große Geschicke. —
Vom Aufgang zum Untergang,
Was war und was sein wird,
Speise der Hungrigen,

Labsal der Durstigen,
Tröstung der Sterbenden,
Hoffnung der Armen,
Stecken der Lahmen,
Ärger der Weisen,
Honig und Galle,
Stachel und Balsam,
Ewiger Reinheitsquell,
Für tausend Jahre
Und abertausend
Licht und Gesetz.

Von dieser Stirne
Leuchtet die Sonne,
An deren Gluten
Die Menschenvölker
Sich wärmen werden,
Verzehren sich werden;
In deren Lichte
Sie schreiten werden
Auf ihrer Wallfahrt
Durch kahle Wüste
Von Wiege zu Grab.

Und Deine Lippen,
Die schmalen Lippen,
In deren Lächeln
Tränen wohnen;
Tränen viel heißer,
Tränen salziger,
Als jemals andere
Augen geweint.
Denn dieser Zug

Um deinen feinen.
Bebenden Mund
Bedeutet Kummer.
Du kanntest die Menschen,
Und wer, der sie kannte,
Müßte nicht trauern?

Dies zitternde Lächeln,
Das herbe Sinnen
In Deinen Augen,
Die Gramesfalte
In Deinen Wangen,
Wer anders schuf sie
Als ewiges Mitleid!
Und diese Lippen,
Von denen die Worte
Wie Schwerter zückten,
Noch Größeres wußten
Die schmalen Lippen,
Sie wußten zu schweigen.

Das Größte sicher,
Herr, was Du wußtest,
Ging niemals, niemals
Über die Lippen Dir;
Das nahmst Du als tiefstes
Dein eignes Geheimnis
Mit dir von dannen,
Mit Dir ins Grab.

Freiheit.

Er war ein Knabe:
Um Kopfeslänge schien er allen vor
Im Spielen und im Lernen; krauser war
Sein Lockenhaar als das der Spielgefährten,
Und hell im Kopfe strahlten ihm die Augen.

Der Vater meinte oft: „Zum Staatsminister
Ist der geboren!" — Und das Mutterherz:
„Wenn doch Superintendent er werden möchte!" —
Er aber! — andre Wünsche hegte er.

Und eines Morgens riß von seinen Büchern
Er sich hinweg, und ohne Abschiednehmen
Schritt er hinaus und schnitt sich einen Stock.
Als dort er stand, die junge Weide köpfend,
Da kam Martine, Körbchen in der Hand;
Kamillen hatte sie gesucht und Thymian,
Um Kräutersäckchen daraus zu bereiten.

„Wo willst du hin?" so fragte sie den Jüngling.
„Heraus aus diesem Joch; ich will zur Freiheit!"
Sie stand mit offnem Munde. „Was ist Freiheit?"
„Das eben will ich just erkunden, Gänschen.
Lebwohl!" — „Wann kommst du wieder?" —
„Schwerlich je!" —
„Und ich?" — „Du warte deiner Kräutersäckchen!" —

Sprach's, lachte, schritt. — Sie aber blickte ihm,
Das Körbchen in den Händen, lange nach,
Mit trüben Augen, die sich langsam füllten.
Sie dachte an ihr Herz, und mehr noch, dachte
An das, was unter ihrem Herzen lebte. —

Er ging und sang sich lust'ge Wanderlieder.
Sein Weg führt ihn durch vieler Menschen Länder,
Doch nirgends fand die rechte Freiheit er.
Gesetze überall, vererbte Rechte.
Und Sitten-Krimskrams, Rücksicht, Modezwang,
Moral- und Splitterrichter allerorten;
Und vor den Sicherheitsbehörden sah
Sich nirgends sicher er. An jeder Ecke
Fand er 'ne Tafel aufgerichtet: „Achtung!
Hier ist verbot'ner Weg!" — So ging es fort;
Es war dieselbe Leier wie daheim. —

Da kam ein Wagen, Four-in-hand, gerasselt,
Auf hoher Coach saß eine bunte Sippe
Von Herren, Damen, wunderlich gekleidet,
Ihr Lachen gellt ihn schon von weitem an.
Champagnerhälse guckten da aus Körben,
Und Schultern sah er leuchten, dralle Waden
In schwarze Seidenstrümpfe eingezwängt.
Er blieb am Wege stehn, neugierig gaffend;
Da sah ihn eine von den üpp'gen Weibern,
Sie hieß den Kutscher halten: „Komm herauf!
Du da, mit deinem Stab! Solch Lockenhaar,
Solch große, dumme, blaue Unschuldsaugen
Hab, ich bisher in Träumen nur gesehn." —
Er folgte ihrem Wink; die Fahrt ging weiter.

Er lag bei ihr, ward ein gelehr'ger Schüler,
Sie zauste ihm das Haar, er lernte küssen;
Bald konnt' er's besser als die andern alle,
Die jämmerlichen, ausgedörrten Knaben.
Der Weiber Liebling ward er, und der erste
der Weiberknechte. —

Eines Tages schlug
Der Burschen einer seine Liebste blutig,
Da braust er auf und schwang den Weidenstab.
„Was fällt dir ein" schrie da der ganze Chor,
„Was fällt dir ein! Wir sind im Land der Freiheit!
Frei sind wir, frei, und tun, was uns beliebt!" —
Da sank der Stab ihm in den Händen nieder.
„Freiheit!" Das Wort traf ihn wie Donnerschlag.
Er nahm den Stecken auf und ging von dannen.

Nach langem Wandern kam er in 'ne Stadt,
In dieser Stadt inmitten breiten Marktes
Ragt hoch ein Gotteshaus mit Zwillingstürmen.
Er trat hinein durchs graue Steinportal.
Vergebens sucht er nach dem Weihebecken,
Wo kniet doch heute der Andächt'gen Menge?
Befremdet schritt er weiter durch die Gänge.
Kein Kerzenschimmer und kein Weihrauchduft!
Und keiner Orgel Melodie erklang.
Profane Töne schlugen an sein Ohr.
Profane Leute sah er am Altare.

Da stand ein Mann, grad unterm Kruzifix,
Hut auf dem Kopf, die Hände in den Taschen,
Der sprach zu einer buntgemischten Menge,
Von Wissenschaft sprach er und von Vernunft,
Den Namen „Gott" vermieden seine Lippen. —

Der Jüngling blieb und hörte staunend zu,
Ward ein gelehr'ger Schüler. Nach 'ner Weile
Stand selbst er vor dem Volk, sprach große Worte,
Erklärte ein System, das er erfunden,
Ein funkelnagelneues Weltsystem,
Das jubelnd von der Menge ward empfangen,
Als freien Geistes jüngste Offenbarung.

Da eines Tages stellten sie den Antrag,
Das alte holzgeschnitzte Kruzifix
Hinweg zu räumen, weil's nicht zeitgemäß.
Und schneller, als gesagt, packt da die Schar
Den Gottessohn mit wilden Frevlerhänden
Und riß und zerrte unter lautem Johlen
Den Ew'gen hin und her. — Da sprang er ein,
Schlug mit dem Stabe ihnen auf die Finger,
Daß heulend sie den Heiland fahren ließen.
„Was fällt dir ein!" schrie da der ganze Chor,
„Was fällt dir ein! Wir sind im Land der Freiheit!
Frei sind wir, frei, und tun, was uns beliebt!" —
Da sank der Stab ihm in den Händen nieder.
„Freiheit!" Das Wort traf ihn wie Donnerschlag.
Er nahm den Stecken auf und ging von dannen.

Er schritt durch Auen und er schritt durch Wüsten,
Er sah den Tag vermählen sich der Nacht
Und sah die Nacht gebären jungen Tag.
Da kam er auf ein Feld, besäet mit Menschen;
Kopf drängte sich an Kopf, als seien's Ähren.
In einem Windzug regten alle sich,
Und „öffentliche Meinung" hieß der Hauch,
Vor dem so tief sich ihre Häupter beugten. —

Bald war auch er der tausend Ähren eine.
Sie standen da, gedrängt, in gleichem Abstand,
Und paßten wacker aufeinander auf,
Daß keiner für 'nen Deut nur habe mehr
An Boden, Regen und an Sonnenschein,
Als jeder Nachbar hatte. Doch sobald
Es einer wagte, nur um Zolleslänge
Das Haupt emporzurecken, schrien alle
Und klagten ihn des Staatsverbrechens an,
Des Frevels an des Volkes Majestät.
So standen sie und denunzierten sich
Und blieben alle hübsch im Mittelmaß.

Da eines Tages gab's ein groß Geschrei.
Ein Mann, den man vor Jahren ausgewiesen,
Weil er ihr angestammter Fürst und König,
Der kam als Greis ins Vaterland zurück,
Heimwehverzehrt, aus bitterem Exil,
Um sich ein Grab zu suchen in der Erde,
Die einst als Herrscher er beschritten hatte.
Da schrien Mord und Zeter sie im Chor,
Sie läuteten die Glocken, wie zum Sturm:
„Gefahr, Gefahr droht unsrer Republik!
Die Freiheit und die Gleichheit muß verhüllen,
Die Souveränität des Volks, ihr Haupt
Bei solchem Anblick." — Einberufen ward
Der Staatsrat, und in Ketten hingeschleift
Vor sie des Königs tiefgebeugte Hoheit.
Und sie entschieden, daß geköpft er werde. —

Da reckte sich der Jüngling hoch empor,
Vom Schergenpöbel riß er weg den Fürsten,
Stand da mit seinem Stecken, er, der eine,
Und schützte so des greisen Königs Haupt.

„Was fällt dir ein!“ schrie da der ganze Chor,
„Was fällt dir ein! Wir sind im Land der Freiheit!
Frei sind wir, frei, und tun, was uns beliebt!“ —
Da sank der Stab ihm in den Händen nieder.
„Freiheit!“ Das Wort traf ihn wie Donnerschlag.
Er nahm den Stecken auf und ging von dannen.

Nun wandte er der Freiheit Land den Rücken.
Das Heimweh gab ihm Flügel, keine Rast
Nahm er, bevor er sah die Kirchturmspitze,
Die ihm der Heimat Weichbild fernher kündet.
Ein andrer kam er heim, vom Bart umrahmt,
Ein wetterhart durchfurchtes Angesicht.
Zum Heimatboden ließ der Mann sich nieder
Und küßte ihn mit Ehrfurcht; dann den Stab,
Den Weidenstab, den er sich einst geschnitten,
Er stieß ihn in den Boden, legte sich
Und schlief — schlief an der Mutter Busen ein.
Als er erwachte, sah ein Wunder er,
Sein Weidenstab, er war gekrönt mit Knospen,
Grün ward der Stamm, den längst verdorrt er glaubte
Weil er in Heimaterde wieder fußte. —
Da stand er auf und betete zu Gott,
Nicht kniend, stehend dankt er seinem Gott,
Daß er ihn diesen Tag erleben ließ.

Dann ging er heimwärts. Öde war das Haus
Und düstre Grabesleere wohnte dort,
Ein grau Gespenst, wo einst die Eltern wirkten.
Lang' saß er da, vor der verfall'nen Stätte,
Haupt in der Hand, und Tränen liefen ihm
Hinab die Wangen, tropften in den Sand.

Da kam ein Knabe; einem Schmetterling
War spielend er gefolgt. Als er den Fremdling,
Den bärt'gen, auf dem Steine hocken sah
Macht jäh er Halt und steht mit weiten Augen,
Mit großen blauen Kinderaugen da.

Der Fremde schickte nach dem Kind die Blicke,
Rief es heran; der Knabe naht verschämt.
Der Mann ergreift das Kind mit beiden Händen,
Stellt's vor sich hin und starrt in seine Züge.
Ein Blick, der nach der eignen Seele sucht,
Ein heißer Blick, der nach dem Keime sucht,
Den er in Wonnen einstmals hat versenkt
An dieser Stätte. — — „Ja, du mußt es sein!
Du bist mein Kind — mein Kind — ich halte dich!
Nun führe, Knabe, mich zu deiner Mutter
Und künde ihr, vom Freiheitsuchen kehrte
Der Wandrer heim; nichts weiter bracht' er mit,
Als sich und seinen Stab und eine Lehre:
Die Freiheit ist in keinem Land der Welt,
Die Freiheit wohnt im Menschen und heißt
Selbstzucht."

Erntezeit.

(1896 bis 1903.)

Ernte.

Mein Acker ist mit Korn bestellt;
Die Ähren krümmen sich im Feld,
Gebeugt in ihrer goldnen Reife.
Fromm wartend stehen sie bereit;
's ist Erntezeit, 's ist Sterbezeit.
Auf, daß ich meine Sense schleife!

Ich setze ihre Schneide an,
Sie frißt durchs Korn sich breite Bahn;
Ein Schwung, ein Zug, die Häupter sinken.
Ich gönne mir nicht Rast, nicht Ruh',
Dem fernen Waldrand streb' ich zu;
Schon fühl' ich seinen Schatten winken.

Da hör' ich, täuschte mich das Ohr,
Dem Echo gleichend kam mir's vor,
Weit hinter mir ein feines Sirren.
Was haut mir nach in gleichem Schritt,
In gleichem Takt, in gleichem Tritt?
Und näher, näher kommt's mit Schwirren.

Ich wende mich, bin wie gebannt;
Wer bist du, Schnitter ungekannt,

Der du dich hängst an meine Sohlen?
Du mähst im fremden Ährenfeld,
Die Frucht ist mein, von mir bestellt;
Wer hat zur Ernte dich befohlen?

Tief sitzt der Hut ihm im Gesicht,
Aus hohlem Auge glüht kein Licht,
Er lächelt düster ohne Lippe,
Weit holt er aus, die Schneide saust,
In seiner knochendürren Faust
Ein grimmes Richtschwert klirrt die Hippe.

Verstand er mich? Er nickt mir zu,
Mäht emsig weiter dann in Ruh';
Ich steh' und starre angstbeklommen,
Hör', wie er sich ein Liedchen singt,
Das summt und brummt und gellt und klingt,
Ein Sang, wie ich ihn nie vernommen.

„Hei, mir gehört die ganze Welt!
Ich mähe, wo es mir gefällt.
Die Ähren schwer, die Halme fein
Mitsamt den bunten Blümelein,
Vor meiner Sense sind sie Schwad.
Ich schneide früh, ich schneide spat.
Den trifft es morgen, jenen heut';
Seid nur bereit, ja, seid bereit!"

Da hab' ich mich emporgerafft,
Sein Lied gab meinem Kleinmut Kraft,
Die Sense hoch und weit geschwungen;
Den rüst'gen Händen mich vertraut,
Nicht umgesehn, nach vor geschaut,
So hab' mein Tagwerk ich bezwungen.

Seitdem verging gar manche Zeit,
Mein Haupt trägt schon das Silberkleid,
Ich hör' nicht mehr des Schnitters Singen.
Nur wenn der müde Tag sich neigt,
In mir und um mich alles schweigt,
Tönt mir's wie fernes Sensenschwingen.

Mai.

Daß er die Schlummernde kosend erwecke,
Hat sich der Lichtgott der Erde genaht;
Unter der eisig starrenden Decke
Sprießt schon im Triebe die grünende Saat.
Jetzt noch gefangen, einst bist du frei!
Aus ist der Winter, nah' ist der Mai.

Und wo jetzt kahl noch die Schollen gebreitet,
Wogt bald das reifende Ährengold;
Was heut' der Sämann sorgend bereitet,
Lohnt ihm der Sommer mit fürstlichem Sold.
Schreite nur wacker, schaffe nur treu!
Hart ist der Winter, gütig der Mai.

Sieh, wie am Baume die Knospen sich drängen,
Noch sind die Sänger fern seinem Dach.
Bald doch im Laube mit buhlenden Klängen
Ruft dem Gefährten der Nachtigall Schlag.
Frühling ist worden; alles wird neu!
Alt ist der Winter, jung ist der Mai.

Kranzgedicht.

Als ich zu diesem Jungfernkranz
Die Blumen dir gebrochen,
Da haben die kleinen Blüten zu mir
Ein Wörtlein jede gesprochen.

Sie haben mir ihr Leid geklagt,
Daß nun zu Ende ihr Leben,
Daß sie zu andrer Lust und Freud'
Ihr Dasein müßten geben.

Doch eine Blüte, die schwieg still,
Tät nicht mit den Schwestern klagen;
Und was ihr Schweigen mir verriet,
Will ich dir, Freundin, sagen:

Das Leben, das uns Blumen ward,
Ist ein kurzes Duften und Sonnen,
Wir hauchen es aus und sind nicht mehr,
Noch ehe der Tanz recht begonnen.

Doch schmücken wir eine Menschenbraut,
War nicht umsonst das Leben,
Da unser Duften bei ihrem Glück
Eine Schwester darf umschweben.

Es liegt oft tiefer Sinn im kindischen Spiel.

Fritzchen, du und kleine Emmi,
Was bedeutet euer Singsang,
Was bedeuten diese Kerzen,
Dieses große Wasserbecken? —
  Ach, wir spielen ja nur Taufe!

Fritzchen, du und kleine Emmi,
Was bedeutet euer Aufzug,
Diese düstern Schmerzensmienen,
Diese schwarzen Trauerschleier? —
  Ach, wir spielen doch Begräbnis!

Fritzchen, du und kleine Emmi,
Was bedeutet dieses Streiten,
Dieses Zanken, dieses Keifen?
Fritzchen, warum knuffst du Emmi? —
  Ach, wir spielen Ehepaar!

Das Töchterlein.

Mein allerliebstes Töchterlein,
Es naht die Zeit,
Wo dir, mein Kind, die Rose blüht,
Die Rose dir allein,
Und dann wie sie in Lieblichkeit
Schamhaft dein junges Herz erglüht.
  Bald kann das sein!

Mein allerliebstes Töchterlein,
Wohl kommt die Stund',
Wo dich die Myrte duftend schmückt,
Du Abschied nimmst vom Mädchenreihn,
Und jener dorngeflocht'ne Bund
Sein Mal auf deine Stirne drückt.
  Wann wird das sein?

Mein allerliebstes Töchterlein,
Auch kommt die Nacht
So wonneschwül und ernst geweiht,
Mit holdvertauschtem Mein und Dein,
Wo Hymens Hand dir sacht
Den Gürtel löst voll Heimlichkeit.
  Wie wird dir sein?

Mein allerliebstes Töchterlein,
Einst kommt der Tag,
In duftigen Nebel noch gehüllt,
Wo gar ein krauses Köpfchen fein
An deinem Busen ruhen mag.
Dann ist der Rose Traum erfüllt,
Wenn du wirst Mutter sein.

Ein Paar Augen.

Du lebtest halb in Träumen
Die Mädchenzeit dahin,
Nur wie ein leichtes Schäumen
Floß Sehnsucht über dich hin.

Da sahst du ein Paar Sterne
In einem ernsten Gesicht,
Die wie aus himmlischer Ferne
Dir leihen wollten ihr Licht.

Nun hob sich's gleich dem Schleier
Von keuscher Seele dir,
Brach wie blutrotes Feuer
Ein lohend Fanal herfür.

Die Augen sie haben die Kerzen
Des Wissens dir angesteckt,
Im unentweihten Herzen
Zum Weib dich auferweckt.

Gedenken.

Gedenke mein,
Wenn du im Abendwinde
Gehst durch ein reifend Ährenfeld,
Wenn letzter Himmelsglanz gelinde
In goldnen Mantel hüllt die Welt.
Beim holden Abendschein,
Wie fern ich sei, gedenke mein!

Gedenke mein beim nächt'gen Sternenreigen,
Wenn alle Tiefen Finsternis verhüllt,
Mach', daß sich dir bei solchem heil'gen Schweigen
Die Seele ganz mit süßer Inbrunst füllt.
Weit tue dann den Schrein
Des Herzens auf! Gedenke mein!

Gedenke mein in allerbängster Stunde,
Wenn dir versagt ein jedes Licht,
Wenn dröhnend wild mit eh'rnem Munde
Dein Schicksal dunkle Worte spricht.
Wenn du durch Wüsten gehst allein,
Bin ich bei dir; gedenke mein!

Im Traume.

Du lagst in tiefem Schlummer
Bei taghellem Mondenlicht,
Da huschte, ich sah es, ein Kummer
Über dein weißes Gesicht.

Und weil von den Lippen dir kamen
Die Seufzer todesbang,
Riefst wild du meinen Namen
Mit fremdem, feindlichem Klang.

Viel mehr als deutliches Sagen
Machte dein träumender Mund
Mit seinem stillen Klagen
Den bittersten Vorwurf mir kund.

Doch lichter im Traume und lichter
Bald strahlte dein Angesicht,
Als sähest du liebe Gesichter,
Hörtest das schönste Gedicht.

Nicht hobst du die schlummernden Lider,
Längst wich das Mondenlicht,
Da beugte ich lauschend nieder
Zu dir mein heißes Gesicht.

Und als nun aus Herzens Tiefen
Ein schwellender Seufzer dir drang,
Als deine Lippen riefen
Meinen Namen mit Jubelklang.

Da ging ein rosiger Schimmer —
Die Sonne erwachte noch kaum —
Leis durch das stille Zimmer;
Gott segnete deinen Traum.

Mannestränen.

Ich weiß, ich weiß, du hast gar manche Träne
Um mich geweint. Dein Los war Frauenlos:
In Schmerzen lieben!
Doch sind Frauentränen
Gar wunderliche Dinger. Edelsteine,
Die eine güt'ge Fee mit stiller Hand
Von Aug und Wange sammelt, einen Kranz,
'nen Strahlenkranz zu flechten eurem Haupt,
Daß rührender und schöner nur ihr schaut.

O, Mannestränen sind ganz andrer Art;
Sie bleiben ungeweint und sinken tief,
Gleich Kieseln kalt und schwer zum Herzensgrund.
Dort liegen sie, ein starrer, eisiger Schutt,
Ein Eis, das frißt und sengt wie Feuerbrand.
So weißt du's nun, wenn ich dich oftmals kränkte,
Aus eisiger Tiefe stieg es feindlich auf,
Wo meine ungeweinten Tränen ruhen.

Und ach, wie manchen sandtest du nicht selbst
Zum Grund hinab von jenen kalten Steinen!

Der Baum der Treue.

Nie hab' in meinem Leben
Und niemals werd' ich treure Freunde sehen
Als diese beiden.

Von Natur geschaffen,
Einander mehr zu sein als Mann und Weib,
Tief schienen sie vertraut und liebten sich
Wie Mädchen innig. Dabei waren's Männer,
Ein jeder wert, vor Gottes Angesicht
Mit ungesenktem, freiem Blick zu stehen.

Sie schritten einstmals, wie sie oft getan,
Auf eignen Pfaden durch den dichten Wald,
Von hehren Dingen sprechend: Gott und Welt.
Da machte unter hundertjähriger Buche
Der Jüngere Halt. Wortlos entnahm er hier
Hammer und Nägel einer seiner Taschen.
Der Freund sah dem Beginnen staunend zu;
Doch wehrt' er nicht, als jener einen Nagel
Von hartem Stahl, den stärksten, den er fand,
Mit wucht'gen Schlägen in die Buche trieb,
Bis von der glatten, silbergrauen Rinde
Die Nagelkuppe kaum zu unterscheiden.
Nun erst verstand der Ältere das Symbol,
Und wortlos, wie der Freund getan, schlug er
Tief in die Rinde einen zweiten Nagel
Dicht neben jenen ersten.

Jahre gingen.
Es trennten Nationen sich. Es fielen,
Verräterisch von ihren Fürsten, Völker.
Doch jene zweie standen unerschüttert,
Vergleichbar einem Paar von Zwillingstürmen,
Aus einem Grunde wachsend himmelan.

Noch einmal schritten sie zu jenem Baume,
Der ihres Bundes ehernes Zeichen barg,
Doch diesmal nicht allein. Mit ihnen kamen
Der beiden Frauen. An der Buche hielten
Die viere an, und forschend suchten nun
Die Freunde, ob der Baum ihr Zeichen auch
Die langen Jahre über gut verwahrt.
Glatt war der ganze Stamm und fest wie Erz.
Längst hatte über jene kleinen Male
Die narbenfreie Rinde sich geschlossen.
Die Freunde nahmen's als ein gutes Omen.
Geheimnisvoll, profanem Blick entzogen,
Ganz tief verschlossen in das Innerste
Wie ihre Freundschaft, ruhte das Symbol
Eherner Treue in der guten Hut
Des treuen Baumes hier, des Baums der Treue.

Der Ältere von den beiden aber trat
Dicht an den Baum heran und ritzte dort
Mit scharfgeschliffenem Messer in die Rinde
Das Zeichen eines Kreises. Dahinein
Schrieb er der viere Namen. Nun erst hab'
Ihr Bündnis tiefen Sinn in höchster Weihe,
Seit ihrer Frauen Neigung es besiegelt.

Und abermals nach wen'ger Jahre Flucht
Eilte beim Abendschein zum hohen Baum

Ein Menschenpaar. Aus jener viere Zahl
Sind's heute zweie nur, ein Mann, ein Weib.
Wohl scheinen sie einander eng vertraut,
Doch nicht strahlt Ruhe sicheren Besitzes
Aus ihrem Wesen. Mit beklommener Eile
Vom unerhörten Tun schier überwältigt,
So kosten sie die höchsten Zärtlichkeiten
In düstrer Leidenschaft gleich einem Raub,
Als wüßten sie, daß über ihren Häuptern
Ein wartend Richtschwert unentrinnbar starre.

Die Buche finden sie, die Namen in dem Ring,
Ganz deutlich lesbar da der Namen vier.
Das Messer zückend zu bewußter Tat
Streicht nun der Mann der Namen zweie aus.
Dann reckt er sich und über jene beiden,
Die noch verbleiben, schneidet er ins Fleisch,
Ins weiße Buchenfleisch ein neues Zeichen,
Ein großes, einz'ges, flammengleiches Herz.

Doch wie er grad' den tiefsten Schnitt will tun,
Da klirrt die Schneide, steckt wie angehalten
Von unsichtbarer Hand. In hellem Zorn
Treibt er das Messer tiefer noch ins Holz.
Es zittert, ächzt, die Klinge springt entzwei.

Ein winz'ges Hindernis brach ihren Stahl,
Ein alter rost'ger, längst vergessener Nagel.

Vergänglichkeit.

Ach, daß vom Lenz zum Winter
Nur so ein kleiner Weg,
Und zwischen Jugend und Alter
Führt ein so kurzer Steg,
Und zwischen Leben und Sterben
Ein schnell verflogener Traum! — —
Ach, daß die Lieb' vom Hasse
Trennt allerschmälster Saum!

Erwartung.

Ich denke oft, es darf nicht sein,
Und doch das Herz wird's nie erfassen,
Will, ach, vom blöden Wahn nicht lassen,
Du trittst noch einmal bei mir ein.

Von lieben Dingen alt und neu
Hätt' ich dir mancherlei zu sagen;
Dir hob ich auf viel tausend Fragen,
Vor fremdem Aug' verborgen scheu.

Du ruhst dich nirgend besser aus,
Wie ferne du auch heut' magst weilen,
Heimwärts ein jeder Schritt muß eilen;
Und glaube mir, hier ist dein Haus.

Ich weiß es ja, du kehrst zurück,
Dann sei es wie in alten Zeiten.
Indessen will ich still bereiten
Mein Herz und Haus für solches Glück.

Der Landstreicher.

Ich zieh' die Lande hin und her
Ein alter Vagabunde,
Ohn' Uhr und Kompaß, kreuz und quer,
Mir schlägt ja keine Stunde.
So wandre ich viel tausend Jahr
Rings um die Erde immerdar;
In meine Hand gegeben
Ist euer aller Leben!

Am Kirchhof geht die Fahrt vorbei,
Ein wackliges Gemäuer!
Horch! düstere Sterbelitanei,
Grabrede — alte Leier!
Mir macht es nicht das Herze weich,
Ich breche mir 'nen Fliederzweig;
Die Mädels zu berücken
Sollst du den Hut mir schmücken.

Ha! kommt ein andrer Vagabund
Mir dort nicht just entgegen?
Welch zottig räudiger, alter Hund,
Verwittert und verwegen!
„Kenn Kunde!" grüßt der Wandersmann,
Ich biet' ihm meine Flasche an;
Hat gierig draus getrunken,
Ist lautlos hingesunken.

In jenem Hause groß Geschrei!
Ein Kindchen grad gestorben,
Der eine Sproß von muntren drei;
Das Kleeblatt, ach, verdorben! — —
Ihr Eltern nehmt's nicht allzuschwer,
Gebt nur auch gleich die andren her!
Ein glatt Geschäft vor allen,
So laß ich mir's gefallen!

Das Edelfräulein dort im Schloß
Will morgen Hochzeit machen,
Ist schön und jung, die Mitgift groß;
Der Bräutigam kann lachen!
Wie schwillt im Traum des Fräuleins Brust,
Entbreitend sich der nahen Lust!
Ich tät mich zu ihr schleichen,
Und schnell muß sie verbleichen.

Herr Graf, auf Eurem edlen Tier,
Darf ich mich Euch gesellen?
Mir macht die Hetzjagd auch Pläsier,
Kliff klaff! Den Keiler stellen! — —
Hoch jene Hecke, edler Graf,
Doch haltet Euch im Sattel brav! — —
O weh! Schon liegt begraben
So Mann wie Roß im Graben.

Nun zieh ich in die Großstadt ein;
Welch Tosen, welch Gedränge!
Da möchte jeder erster sein,
Wie schiebt und treibt die Menge!
Geduld! Nur nicht so übereilt! •
Ob ihr euch hastet, ob ihr weilt,
Mir geht ihr doch entgegen,
Auf euren kurzen Wegen.

Mal ins Theater will ich gehn,
Theater hab' ich gerne!
Ein neu Ballett ist heut zu sehn,
Da bleib' ein andrer ferne!
Wie voll das Haus! Kein Platz blieb leer,
Von rosigen Gliedern wogt ein Meer.
'nen Funken in den Plunder!
Brennt lichterloh wie Zunder.

Madame! Wie wär's mit einem Tanz?
Hört, wie die Geigen singen!
Im glatten Saal voll Lichterglanz
Laßt uns im Walzer schwingen!
Was gibt's? Was blickt Ihr also stier?
Saht wohl zu tief ins Auge mir? — —
Ich hör' 'ne Saite springen;
Aus war's mit Tanz und Klingen.

Dich Sanitätsrat, hoch gelehrt,
Laß ich ein Weilchen machen.
Dein Doktern sei dir unverwehrt,
Treibst ja nur meine Sachen!
Quacksalberst besser, als ich's kann,
Bracht'st unter'n Rasen manchen Mann.
Du bleibe mein Gehilfe!
Ich lob' mir solche Hilfe.

Längst Mitternacht! Die Straßen leer.
Nur eine späte Schöne,
Die keinen Amoroso fand,
Schleicht dort — — komm, Magdalene,
Komm, henkle dich bei mir nur ein;
Das soll dein letztes Brautfest sein!
Du ärmste, tust mich dauern,
Sollst einsam nicht mehr lauern!

Am Schreibtisch sitzt ein junger Mann,
Will sich den Kopf zerquälen,
Wie er was Neues finden kann
„Vom Tode“ zu erzählen. — —
Was quälst du dich, du armer Fant,
Und malst den Teufel an die Wand?
Schon steht er dir im Nacken,
Wird früh genug dich packen.

Die alte Buche.

Auf halber Höhe eine Buche steht,
Dort wo der Weg in schmaler Krümmung geht;
Schon manche hundert Jahre ward sie alt.
Hell leuchtend vor dem ernsten Föhrenwald
Gleicht sie der guten Tempelhüterin.
Viel Paare schreiten heimlich zu ihr hin.
Nachsichtig sah sie manches Stelldichein,
Unzähl'ge Namen grub man in sie ein.

Die vielen Wunden tuen ihr nicht weh,
Sie wächst nur um so stolzer in die Höh,
Und weil der Wipfel in den Himmel steigt,
Sie ihre Zweige freundlich tiefer neigt,
Zu einer Laube biegend das Geäst,
Das keinem Neugierauge Durchblick läßt.

Der Seufzer viele wurden ihr vertraut,
Paar hat um Paar sie mütterlich getraut.
Die Leute wechseln und die Moden auch,
Doch niemals ändert sich der Liebe Brauch.
Sie sieht und hört dasselbe fort und fort,
Doch plaudert nimmer aus das kleinste Wort.
Nur manchmal nachts bei Sommerwindeswehn
Hört man ein Flüstern durch die Zweige gehn.
Leis mit sich selber raunt die Alte da
Von wunderlichen Dingen, die sie sah.

Die Eltern.

Um Mitternacht. Es schläft das alte Haus,
Vom hohen Dache sicher zugedeckt.
Es schlummern alle, die darinnen sind,
Und ahnen nicht, daß wenn das Leben schläft,
Der Toten Stunde anhebt. —
Mitternacht!
Die steile Treppe kommt ein Zug herauf,
Paarweise gehn sie, einzeln, auch zu dritt,
Der Bruder und die Schwester Hand in Hand,
Manch trotz'ger Held, manch krummes Mütterlein,
Und Kinder, die der Eltern Schritten folgen.
Dort eine Mutter, die der Glucke ähnlich
Ein ganzes Häuflein deckt mit ihrem Fittich;
Im Schmuck der Myrte jugendliche Bräute,
Und Knaben schlank und flink wie Edelwild.
Die langen Gänge eilen sie hinab,
Der sucht dies Zimmer auf, die jene Kammer.
Sie kennen jeden Winkel ja des Hauses.

Es zieht der Ahnen Geisterzug vorbei,
Sie schaun mich an mit großen, stillen Augen,
Die tief nach innen blickend nichts erkennen,
Ein jeder ganz vom langen Traum umfangen,
Doch wie im Leben schreitend, blickend, lächelnd.
Dort noch ein Paar: Der Mann im grauen Bart,
Er schreitet langsam, träumerisch, bequem;

Sie aber treibt ihn sanft, reicht ihm den Arm,
Trägt ihre Jahre und die seinen scheint's.
Das junge Auge spricht den Runzeln Hohn,
Wie eine Braut blickt sie voll Zärtlichkeit,
Und lächelt gütig unterm weißen Haar.

Da plötzlich angezogen faßt ihr Blick
Die Spinnewebe dort an jenem Spiegel.
Behende eilt sie hin und fegt ihn blank.
Dann greift sie wieder des Gefährten Hand,
Der ihrem Tun geduldig zugeschaut.
Und langsam seh ich nun das alte Paar
Den Weg zum Schlafgemach hinunterschreiten.

Ich stehe zitternd, steh und wag' es nicht
Der Eltern heil'gen Spuren nachzugehen.

Otto von Bismarck.

Zum achtzigsten Geburtstage.

Im Sachsenwalde sah ich eine Buche;
Grad' steigt wie Fels der graue Schaft empor
Zur Höhe, die das Auge staunend mißt.
So ragt der Stamm, granitner Säule gleich,
Kein Ästchen wagt hervor sich, bis zur Krone;
Dann bricht das Astwerk aus mit Riesenarmen
Und hält des Blätterdaches duft'gen Schirm. —
Im Sachsenwalde steht der Große so,
Mit breiten Wurzelarmen tief verankert
In seiner Heimat zähem Mutterboden,
Sein ragend Haupt hält Zwiesprach mit dem Himmel.
O Fürst! Dem heut sein Volk mit Kränzen naht,
Aus großer Zeit ragst du ein letzter Zeuge!
Des Freiheitskriegs verrauschendes Gewitter
Hat fernher deiner Wiege noch gegrollt,
Du hast das tiefste Elend auch gesehen
Des deutschen Volkes, sahst sein langes Ringen;
Nach Einheit hast sein Seufzen du gehört.
Dein Aug', o Fürst! Dein helles Seherauge
Im Schacht des Berges hat's den Schatz erkannt,
Den durch Jahrhunderte die Besten suchten,
Den Hort der Eintracht, lange da verzaubert,
Der tiefer uns und tiefer war gesunken, —
Weil Zwietracht Schicht um Schicht darauf getürmt
Von Bruderzwist und Kläglichkeit und Jammer, —

Den Hort hat deine Hand zu Tag gefördert,
Nun blickst mit milden Greisesaugen du
Von deiner Jahre klarer Bergeswarte
Ins stille Land der Ewigkeit hinaus.
Das Alter küßte deinen Scheitel längst,
Der Genius mit der Fackel grüßte dich,
Doch hat er noch die Leuchte nicht gesenkt;
Möcht' zögern lang er doch, um unsertwillen!
Du kennst ihn: Jeder Große nennt ihn: „Freund". —
„Noch lange nicht genug!" rief einst dein Ahn';
„Du tatst genug!" ruft heut die Welt dir zu.
Du tatest dir genug, und damit mehr,
Als je ein Deutscher seinem Volk getan.
Drum dulde, Fürst — —, daß wir dich heute ehren,
Weil du zu Ehren wieder uns gebracht.

Egidys Tod.

Im Winter war's vorm Jahr, kalt stand und grau
Der Himmel über rußgeschwärzten Häusern.
Wir schritten durch die Vorstadt, er und ich.
Im Schnellschritt eilte — denn 's war Mittagspause —
Das Arbeitsvolk in Haufen uns vorüber,
Mit groben Fäusten, eckigen Ellenbogen,
Geruch der Arbeit noch in Haar und Kleidern.
Ich, dem ihr Wesen just nicht nach Geschmack,
Verwünschte laut des Pöbels lästig Drängen.
Doch er, durch einen Blick bestraft' er mich.

Ich wußte, was er meinte: unsre Schuld,
Ja unser aller aufgehäufte Schuld,
Aus jenen Mienen feindlich und verdrossen,
Aus jenen Blicken trostlos, stier, verödet,
Aus ihren Gliedern ausgemergelt hager,
Schrie wider uns. — — — Er liebte dieses Volk.
Ihr Elend war das seine, ihre Not,
Sie sengt' ihm, wie ein Feuermal, das Herz,
Sein wackres, treues, kindergutes Herz.

Auch heute so; ich sah des Kummers Wolke
Auf seiner Stirn, sah ihn die Lippe nagen.
Wir schritten zu. Durch Häuserlücken schon

Drängt Gartenland und Zaun und freies Feld.
Bald liegt Berlin im Dunste hinter uns.
Und wie die Luft uns freier nun umfächelt,
Und schon ein dunkles, breites, zackiges Band
Der Kiefernwald den lichten Himmel säumt,
Da schüttelt er wie eine fremde Last
Den Kummer ab vom heiteren Gemüt.
Sein Auge leuchtet, und es glüht die Wange,
Weil er mit starken Schritten vorwärts eilend
Beredten Mundes Bild auf Bild mir deutet,
Wie sich die Zukunft seinem Hoffen zeigt.

Jetzt, als er schweigt, vom Rausche überwältigt,
Ergreif' ich selbst das Wort und wende ein:
„Nein, niemals wird dein Traum zur Wirklichkeit!
Die Menschheit ist verdammt zu ewiger Not,
Denn wir sind Sklaven angebornen Elends.
Nie werden wir von solchen Fesseln frei
Den Nacken heben, nie Gesetz und Richter
Entbehren können, niemals Frieden halten.
Und wenn dem Kriege du, Volk gegen Volk,
Dem Henkerbeile Einhalt du geboten,
Viel wildre Kämpfe werden dann entbrennen,
Mann gegen Mann und Klasse gegen Klasse.
Der Große wird den Kleinen stets verschlingen,
Bedrücker und Bedrückte wird es geben,
Solange Mensch sein, Egoist sein heißt."

Da blitzte feindlich mich sein Auge an;
So hab' ich's blitzen sehn in alter Zeit,
Wenn seine Rechte flink zum Degen fuhr.
Doch heute machte Halt auf halbem Wege
Die kleine markige Faust. Nur schwerer atmend,

Das Haupt gesenkt, als schluck' er was hinab,
So stand er eine Weile vor mir da.

Dann blickt' er auf, und sieh: er lächelt,
Nahm bei der Hand mich sanft und ging voran.
Vor einem greisen Eichbaum macht er Halt,
Der hier inmitten schlanker Kiefern ragte,
Ein moosbewachsner schlangenarmiger Riese.
„Wir haben Februar!" so hob er an,
„Wenn kaum drei Monde sind ins Land gegangen,
Wird dieser Alte, düster jetzt und tot,
Im vollen Schmuck von Blatt und Blüte leuchten.
Fehlt dir der Glaube? Zweifelst du daran?" —
„Ja, weil dann Frühling ist!" war meine Antwort.
„Ja, weil dann Frühling ist — o herrlich Wort!
Und wollte jemand dir entgegenhalten:
Nie kann des Winters Eis der Sonne weichen,
Zu hart und kalt und starr ist seine Kruste,
Der gälte sicher dir als Narr. Und ich,
Der auch nur glaubt, daß sterblich sei der Winter,
Bin dir ein größrer Narr. Sieh dich nur um!
Die Knospen drängen allerwärts zum Licht,
Voll Keimens ist der Boden, der dem Auge
Gleich dürrem Sand erscheint. O, glaube mir,
Viel herrlicher und goldner ist der Frühling,
Der unserm Volke, der der Menschheit winkt.

„Ich fühle schon den Saft im Baume steigen,
Ich höre der verborgenen Quelle Rauschen.
In tausend Herzen, dunkel und verschüttet,
Liegt Gold, das nur des rechten Gräbers harrt.
Es kommt der Tag, und nahe ist er schon,
Wo der jahrtausendalte, böse Traum

Wie Schuppen uns vom blöden Auge fällt.
Dann wird es Tag, dann hebt von allen Tiefen
Der Dunst sich auf, aus Schleiern tritt hervor
Die schmerzerlöste, freie, gute Welt."

Ich hört' ihn — staunend, seines Wortes Feuer
Fiel in mein Herz und setzt' es ganz in Flammen.
Ein solcher Mensch, ein Wunder selbst an Hoffen,
Er macht an Wunder auch den Zagsten glauben.
Ein Licht war er von warmem, mildem Glanz
Inmitten kalten grauen Wintertags.
Er war ein Quell, der aus verborgnen Tiefen
Des Ursprungs Reinheit uns zutage schuf.
Er war in unsrer greisen Welt die Jugend,
In öder Wüste war er die Oase,
Zu der wir alle dürstend uns gedrängt,
Von der wir alle Labung uns geholt.

Nun liegt er draußen, einsam, stumm und kalt;
Nie wieder sehn wir seines Auges Leuchten,
Nie wieder hören wir den Klang der Stimme,
Der wie Fanfarenruf die Herzen traf,
Daß mut'ger sie und hoffnungsvoller schlugen;
Nie wieder! Unser Hoffen starb mit ihm.

O glaubt es nicht! Er ist uns nicht gestorben.
Der Ton, der helle Ton, den er geweckt,
Er zittert weit und weiter durch die Welt.
Sein Tod war nur das Sinken einer Hülle,
Und reiner sehn wir ihn und lichter nun;
Er schreitet höher, wächst mit jedem Schritte.

Und wenn der Morgen naht, der Menschheitstag,
Wie er im gläubigen Gemüt ihn sah,

Dann kehrt er uns im Frühlingssturme wieder,
Dann ruft er uns zum Streit, dann zieht auch er
Im unsichtbaren Heer der edlen Geister
Ein lichtverklärter Streiter uns vorauf.

Vergeßt ihn nicht! Und euer Trost sei der:
Unsterblich Leben hat ein guter Mensch.
Uns starb er nicht; sein Geist lebt unter uns.

Mein Freund.

Ich lag von weißen Armen warm umfangen,
Von goldgesponn'nen Flechten überhangen,
Beschattet hold von eines Weibes Brust,
Umfittigt ganz von ihrer schwülen Lust.
Mein Blick ertrank in ihrer Reize Flut,
Ihr dunkles Aug' strahlt' wider meine Glut.
Ich lebte so, versenkt in ihren Schoß,
Ambrosisches Genießen war mein Los.

Einst, da mein Haupt an ihre Brust gesunken,
Des lang geschlürften Wollustrausches trunken,
Im Traume halb nach heißem Liebeskosen,
Da löste sie ein Büschel dunkler Rosen
Vom Busen, und mit rätselhafter Hand
Zum Kranze sie die vollen Blüten wand.

„Ich bin die Freude!
Du mein Sänger! Deine Priesterbinde
Sei dieser Kranz, den ich ins Haar dir winde.
Ich schmücke dir das Haupt mit duft'ger Krone,
Nun zieh hinaus und singe mir zum Lohne
Das Lied der Freude; sing mein hohes Lied!
Die Lust, die jetzt in deinem Blute glüht,
Die ich entzünde, trage sie hinaus!
Ström sie in tausend heißen Liedern aus!
Sei meine Harfe! selbst will ich dich spielen,
Bacchant'sche Klänge will ich dir entwühlen.

Ich weihe dich mit dieses Kranzes Blüten,
Die nimmer welken, und du sollst sie hüten!" — —

Ich hört' es staunend, was sie zu mir sagt;
Lang' hab' ich zu erwidern nicht gewagt.
Süß klang ihr Wort und doch — — es traf mich schwer.
Als ich mich wandte, fand ich sie nicht mehr.
Wo eben noch die Freundin lieblich thronte,
Wo ihres Lächelns heitre Sonne wohnte,
Ragt eines Greisen hagere Gestalt,
Ein herbes Männerantlitz bartumwallt.
Vor seines Auges heilig düstrer Glut
Gerinnen wollte all mein Lebensmut;
Von diesem hoheitsvollen Angesicht
Dräut's nieder mir wie strafendes Gericht.

„Wer bist du, Fremder?" zögernd forscht mein Mund,
Er blickt und schweigt, dann gibt sein Ernst mir kund:
„Ich bin dein Freund. Daß du mich nicht erkannt! —
Gar nahe bin mit jener ich verwandt,
Die dir vom Lager eben treulos schwand.
Der Freude Bruder, Schmerz bin ich genannt."

Erhebend blickt' ich auf dies hehre Bild;
Sein Blick war strafend, doch er war nicht wild,
Verstehen war darin, Verzeihen mild,
Wie Freundes Wehmut, die zu Tränen schwillt.
„Was willst du Schmerz! o sag, was willst du hier?
Bleib lieber fern! Wer rief dich her zu mir?
Laß mich der Freude, laß mich ihr im Arm!
Ich war ihr Liebling, sie umfing mich warm."

Er nahm in seine Hände meine Hand,
Mein Auge hing an seinem wie gebannt.

Von seinem Haupte weißes Leuchten wallt',
Er gleicht dem Berge schneegekrönt und alt.
In seinen Wangen dunkle Falten tief;
Auf seinen Lippen greise Weisheit schlief.
„Seit deine Hand sich meiner Hand vertraut,
Bist mit dem Schmerze du, mein Freund, getraut.
Mein Zeichen hab' ins Herz ich dir gebrannt,
Nun bist mein Jünger du, von mir erkannt."

Da sank mein Haupt, sank tief hinab zur Brust,
Begraben war nun Liebe, Leben, Lust.
Sein Jünger ich! Ein Jünger ich dem Schmerz! —
Es traf sein grimmig Wort, wie schneidend Erz.
Drauf rührt er mir das Haupt mit seiner Hand,
Die Rosen, zagt' ich, hätt' er mir entwandt;
Doch lächelt' er: „Die magst du ruhig wahren,
Trag fürder auch der Freude Schmuck in Haaren.
Nein! ihre Gaben kam ich nicht zu rauben,
Nicht gram bin ich der Schwester, magst du glauben;
Aus einem Keim sind beide wir entsprossen,
Aus einem Quell ist Freud' und Schmerz ergossen.
Doch bin der Stärkre ich, und bin der Treue,
Der Alte bin ich, bin der ewig Neue;
Und wirst du meinem Dienste dich ergeben,
Will ich ums Haupt dir meine Dornen geben.
Auf deiner Stirne soll mein Brandmal leuchten,
Ich will dein Lächeln selbst mit Tränen feuchten,
Hart wird und bitter deine Stimme klingen,
Und gramumflorte Weisen wirst du singen.
Der Menschen Seelen sollst durch mich du rühren,
Auf steilen Pfaden sie zur Einsicht führen,
Du sollst sie lehren, mir ins Antlitz schauen,
Pfadlosem Dunkel mutvoll sich vertrauen.

Freund bin ich ja von Anbeginn gewesen,
Ihr wißt's nur nicht in meinem Blick zu lesen.
Den Mutterwehen geb' ich meinen Segen,
Aus Kindesaugen leucht' ich stumm entgegen,
Dem Sterbenden muß ich das Kissen legen,
Ein Schatten flog ich euch auf allen Wegen.
Der Fiedler bin ich auch bei jedem Reigen,
Ich spiele auf mit frohen Hochzeitsgeigen,
Ich schlummre tief in aller Schönheit Grunde,
Ich poche an in seeliger Schäferstunde.
Ich bin der Alte! Führ' auf Dornenwegen
Die Menschenkinder jenem Tor entgegen,
Das euch beschließt im stillen Schattenreich,
Wo Freude Schmerz ist, Schmerz der Freude gleich.
Nicht jeder hat mich so, wie du, gesehen,
Du, lehr die Brüder, lehr sie mich verstehen!
Sie sollen meinen Händen sich ergeben,
Sie sollen nicht dem Freunde widerstreben!
Scheint hart auch meine Hand, es ruht sich gut
An rauher Brust, in Schmerzes treuer Hut.
Dir hab' ich nun mein Angesicht enthüllt,
Hab' dich mit meiner hohen Kraft erfüllt.
Ich habe meinem Dienste dich geweiht,
Du trägst mein unsichtbares Ordenskleid!"

Er rührte meine Stirne mit der Hand,
Stumm kniet' ich hin, mein Aug' in seins gewandt,
Und grüßt' ihn, als er langsam mir entschwand,
Den Boden küßt' ich, da der Meister stand. —

Mir träumte:

Wir beide wollten ausgehen, die Berge des Glückes und der Freiheit zu suchen.

Die Menschen verlachten uns darob. Diese Berge gibt es nicht, sagten einige, sie liegen im Fabelland.

Wir aber ließen uns nicht irremachen. Unsere Liebe sagte uns: es müsse diese Berge des Glückes und der Freiheit irgendwo geben. Und sollten sie ja nicht existieren, dann müsse der liebe Gott ein Einsehen haben und sie für uns schaffen. Ein alter, weiser Mann, den wir um den Weg fragten, sagte uns: „Wohl, es gibt jene Berge. Ich habe sie in meiner Jugend selbst aus der Ferne gesehen; aber der Weg zu ihnen führt durch das Tal der Unmöglichkeit." —

„Dieses Tal möchte ich sehen!" rief ich. „Und ob es sich durch unsere Liebe nicht stracks in ein Tal der Möglichkeit verwandeln wird!"

„Gut, so versucht es!" antwortete der weise, alte Mann. „Ihr seid die ersten nicht, die den gefährlichen Weg gehen. Ich will euch nur noch eines sagen: Wappnet euch gegen dreierlei. Die Gefahren, die ihr zu bestehen haben werdet, sind: Vorurteil, Satzung und Gemeinheit."

„Mein Mut wird deine Gefahren spielend überwinden!" sagte ich, darauf machten wir uns auf den Weg.

Am Eingange jenes Tales aber, das uns der Alte als das Tal der Unmöglichkeit bezeichnet hatte, fanden wir ein junges, schönes Weib sitzen. Wir baten sie um Durchlaß.

„Ich will euch beiden etwas auf den Weg mitgeben," sagte sie. Damit reichte sie mir einen goldnen Schlüssel, einen ehernen Hammer, und meiner Gefährtin gab sie eine Blume von klarem, leuchtendem Demantstein.

„Rate, was diese drei Waffen zu bedeuten haben!" sagte das junge, schöne Weib.

Ich antwortete ohne Zögern: „Der Schlüssel ist mein Glaube, der Hammer mein Mut, und die Blume, die du meiner Freundin gegeben hast, ist ihre Herzensreinheit."

„Du rietest recht!" sagte darauf das Weib. „Wenn ihr den rechten Gebrauch machet von meinen Gaben, werden euch die Leute nichts anhaben können. Alles, was die Menschen euch in den Weg legen, werdet ihr besiegen."

In freudigster Stimmung traten wir in das Tal ein; denn nun wußten wir ja, daß wir die Berge des Glückes und der Freiheit erreichen würden.

Der Weg wurde enger, und vor uns stand ein Tor, ein gewaltiges, eisenbeschlagenes Tor von dunkler Farbe, eingezwängt in riesige Steinpfeiler. Ich betastete die glatte Fläche des Metalls, und siehe da, ich fand eine kleine Öffnung. Da hinein steckte ich den goldenen Schlüssel, und die Flügel des Tores rollten wie von unsichtbaren Händen geschoben zurück.

So traten wir durch das Tor.

Ein weites Tal lag vor uns, in das eine schöne ebene Straße führte. Und schon sahen wir in der Entfernung weiße Gipfel winken, auf denen die Sonne lag.

Wir jubelten; denn das konnten nur die Berge des Glückes und der Freiheit sein.

Da plötzlich wuchs vor uns aus der Erde auf ein grauer Felsen, den Weg versperrend. Breitspurig, hochmütig, ein schroffer, unwirtlicher Felsen, auf dem nichts wuchs, weder Baum noch Strauch, nicht einmal Moos. An ihm emporzuschauen allein schon machte schwindeln. Feindlich drohend blickte er mit seinem überhängenden Gipfel auf uns herab.

Ich erhob meinen ehernen Hammer, holte mit aller Kraft aus und schlug dagegen.

Und siehe da, der Fels brach in sich zusammen.

Weiter ging unser Weg durch liebliches Gelände unter sanft blauendem Himmel, an reichen Fruchthängen hin.

Da aus der Ferne kam es heran, erst wie ein schmales Band, das zu einer grünlichen Mauer heranwuchs: eine Welle, eine riesige, schmutzige, schlammige Woge!

Ich schrie auf vor Schreck; denn dieser höchsten Gefahr gegenüber fühlte ich mich waffenlos. Da erhob meine Gefährtin die demantne Blume, daß sie über ihrem Haupte erstrahlte wie ein Heiligenschein. Und im Nu machte die Woge Halt, floß rechts und links ab.

So gingen wir trockenen Fußes durch die Fluten.

Nun waren wir den Bergen, denen unsere Wanderung galt, schon ganz nahe. Durch wilde Landschaft stiegen wir empor. Hehre Einsamkeit herrschte in herber Gebirgsluft.

„Nun kann uns keine Gefahr mehr begegnen," sagte ich, „denn jetzt sind wir aus den Tälern der Menschen heraus, sind in der großen Natur, wo alles rein ist und gut, und alles möglich erscheint und selbstverständlich."

Doch kaum hatte ich das gesprochen, da wehte ein kalter Wind uns an, wie von Eisfeldern, und eine leuchtende, kristallhelle Wand rückte gegen uns an, unentrinnbar. Wir wollten fliehen; aber da kam auch schon von der andern Seite die nämliche himmelhohe, funkelnde Wand langsam, aber unentrinnbar angerückt. So waren wir eingeschlossen von Eiswänden. Ich erhob den ehernen Hammer, aber er zerschellte, ich suchte nach einer Öffnung für meinen goldenen Schlüssel; aber da war nichts, kein Riß, kein Spalt, glatt alles wie poliert! Meiner Gefährtin entsank die demantene Blume, die hier alle Leuchtkraft verloren hatte, aus den erstarrten Händen.

Wie zwei Vögel waren wir gefangen in diesem Eiskerker. Wir stürzten gegen die Stäbe unseres entsetzlichen Käfigs. Umsonst alles Flattern und Suchen! Bis wir einen schmalen Ausgang fanden, durch den wir entkamen.

Die Freundin brach erschöpft zusammen. Ich sagte: „Nun bleibt uns nichts als zurückschreiten und jenes Weib bitten, daß sie uns auch für diese Gefahr eine Waffe gibt. Ich will vorauseilen. Warte du hier, bis ich zurückkomme!"

Nach langer Irrfahrt kam ich endlich wieder an des Tales Ausgang. Da saß auch wirklich eine weibliche Gestalt, mir den Rücken kehrend. Das ist die Gute, dachte ich und trat zu ihr. Aber als sie aufblickte, sah ich in ein uraltes, verwittertes Weibergesicht.

„Kommst du auch zurück?" sagte sie mit blecherner Stimme zu mir.

„Woher kennst du mich denn?" fragte ich.

„Ich habe euch einstmals den Weg gewiesen," erwiderte sie.

„D—u—?!“

„Ja, ich! Damals.“

„Ist denn das so lange her?“

„Viele, viele Jahre!“

Ich stand wie vom Donner gerührt. „Du!“ sagte ich, „du hast uns betrogen, als du noch ein junges Weib warst. Du gabst uns dreierlei Waffen. Drei Gefahren bestanden wir. Aber dann kam eine, vor der deine Waffen kläglich versagten!“

„Ich habe euch nicht betrogen. Ich sagte, entsinne dich recht, alles was Menschen euch in den Weg legen könnten, würdet ihr besiegen. Aber jene Eiswände, der Kerker, in den ihr euch schließlich verirrt hattet, soll ich dir sagen, mein Sohn, was sie gewesen? — Das waren eure eignen Zweifel, alles, was ihr gegeneinander genährt an feindlichen, kleinlichen, häßlichen, unwürdigen Gedanken. Alles, was ihr euch angetan an bitterem, herbem, ungerechtem Herzeleid. Eure eigene Kälte, eure eigene Härte waren es, die euch da entgegenwuchsen und euch den Kerker bereiteten. Davor versagten meine Waffen. Ich habe euch nicht betrogen!“

Lange stand ich schweigend, sann dem Unerhörten nach. Dann bat ich: „Sage mir nur noch eines! Wenn ich es jetzt noch einmal versuchte, willst du mir nicht eine Waffe mitgeben gegen jene fürchterlichen Eiswände?“

„Du Tor!“ rief das alte Weib. „Einmal nur ist es euch Menschen vergönnt, den Weg zu gehen durch das Tal der Unmöglichkeit. Für euch zweie sind die Berge des Glückes und der Freiheit versunken!“

„Dann laß mich wenigstens zurück, meine Gefährtin zu holen!“

„Deine Gefährtin!“ lachte das alte Weib, „ist

längst hier vorbeigeschritten! Lange vor dir ist sie zurückgekehrt in die Wirklichkeit. Blicke dorthin!" Und die Alte wies mit ihrer knochigen Hand in die Ferne.

Da erblickte ich eine weibliche Gestalt verhüllten Hauptes, die sich schnell von mir entfernte.

Ich wollte meinen Fuß heben, ihr nach! Aber der Fuß war eingewurzelt. Ich erwachte. —

Todessehnen.

Wie wohl wird's tun,
Wenn ich, vom wüsten Lärmen
Entfernt, in dunkler Kammer werde ruhn,
Da keiner Sonne Strahlen mich erwärmen,
Wie wohl wird's tun!

Mein Feind mag ruhig mir zu Häupten schreiten,
Mag lachend weisen auf den Leichenstein,
Was kann's am kühlen Orte mir bedeuten,
Denn mir ist wohl; ich bin allein.

Der Tag bescheint die Welt wie vor Äonen,
Sie blüht in seinem Licht zu neuer Pracht.
Mich lockt er nicht, nicht würde sich's verlohnen.
Laßt schlummern mich! Ich liebe meine Nacht. —

Wie wohl wird's tun!
Der Abend sank hernieder,
An seinem Busen kann ich ewig ruhn.
Nie wieder heben sich die müden Lider,
Wie wohl wird's tun!

Glaube.

Ein Eiland liegt, so künden fromme Sagen,
Weit draußen überm Meer, am Rand der Erde,
Die Insel der Glückseligkeit, und niemand
Hat es mit Leibesaugen je gesehen.

Jahraus, jahrein ward manches Schiff gerüstet,
Manch tücht'ges Boot mit Ruderern bemannt,
Das Sagen bunt-umwobne Land zu suchen.
Von all den Pionieren keiner sah
Die heimatlichen Fluren lebend wieder;
Doch manche Leiche ward zum Strand gespült
Mit fahler Wange, eingekrampften Fingern,
Vom Tod gezeichnet, doch im Aug' ein Leuchten
Wie glückesinniges Leben; selig Wissen
Hineingebannt ins stille Angesicht,
Daß jeden, der's erblickte, ein Sehnen packte,
Zu sehn, was jenes Auge brechend sah.

Ein Jüngling, dem der mörderische Wahn
Der Brüder liebsten so entrissen hatte,
Fand seinen Leichnam in den Uferfelsen,
Von Wellen hoch zur Klippe erst gehoben
Und treulos dort verlassen von den Trägern.

„Was sahst du, Bruder, um die Liebe, sprich!
Was ist es, daß dein Aug' dem Tode höhnt?
So schaut nur drein, wem großes Glück geschah."
Und nimmer konnt' den Anblick er verwinden;
Bald rüstet er ein Boot und stellt das Segel.

Viel Tag' und Nächte trieb der Knabe so,
Zum Kompaß sich die hohen Sterne nehmend,
Allein im kleinen Schiff, die Wasserwüste
Belebt ringsum von wunderlichen Schrecken.
Und in den Nächten gluckſen leis die Wellen
Am Kiele, reden ihm mit Menschenstimmen,
Erzählen, wie so mancher schläft dort unten.

Die Wasser bäumen sich gleich wilden Rossen,
Und der Orkan brüllt drein mit Donnergrollen;
Leicht tanzt des Bootes winz'ge Eierschale
Im Wogensturz der aufgebrachten See.

Das Wasser dringt ins Boot, er achtet's nicht.
Was gilt es ihm, denn über Wogenkämmen
Erblickt sein spähend Aug' ein fernes Ufer.
Im letzten Sonnenstrahl erglänzen Zinnen,
Es breiten sich Gefilde, bunte Auen;
So steht das Bild im Glanz der Abendsonne.
Er schaut und schaut — sein Traum ward Wirklichkeit;
Anbetend fromm ist er ins Knie gesunken.

Dort steht ein großes Volk am nahen Strand,
Sie winken, sieh! die Seligen winken ihm. —
Er hebt die Hand, will ihren Gruß erwidern.
Da eine Woge dunkel stürzt heran,
Den Beter schlingt die See zum finstern Grund.

Schnell sinkt die Nacht herein auf Meer und Land.
Die Wellen spülen einen stillen Pilger
Zum Heimatsstrand. Dort, wo hinaus er fuhr,
Das Kleinod suchend, liegt der Knabe wieder.
Er fand, was er gesucht, sein Antlitz lächelt
Im Glauben selig. — —

Abend.

Abend! Es treten
Die Berge näher.
Es steigen die Nebel,
Huschen Schatten
Vom Fels zum Walde.
Über zackigen Wipfeln
Tanzt die Sonne.

Abendschweigen.
Wie redet die Einsamkeit,
Spricht eherne Worte
Zur Mannesseele!

Die Sonne glüht,
Die scheidende Sonne.
Wie im Tode ein Großer
In aller Glorie
Einmal noch aufstrahlt.

Dann sinkt sie schnell.
Die Dämmerung schleicht,
Ein grauer Wolf,
Durch nächtliche Täler.
Ich weiß, ich weiß:
Nun kommt die Nacht,

Die lange Nacht,
„Da niemand wirken,"
Da niemand lieben kann.
Ich weiß, ich weiß.

Bitter wunderlich!
Dann werd' ich dein Auge,
Dein grüßendes Auge
Nimmermehr sehen.
Dann wirst du, Geliebte,
Des Freundes Auge
Nimmermehr sehen.
O wunderlich bitter!

Nun starb die Sonne.
Ist mit ihr auch
Gestorben die Liebe?

* * *

Ein Leuchten da!
Ein schwaches Leuchten.
Geküßt vom Strahle
Der schon Entschwundenen
Eine Wolke leuchtet,
Eine kleine, stille,
Rosige Wolke
Hoch am Himmel,
Am dunkeln Himmel.

Hab' Dank für das Zeichen!
Nicht tot die Sonne,
Nicht tot die Liebe.

Sonne und Liebe
Können nicht sterben.

Versteh' ich das Zeichen?
Dies Leben ist nichts
Als nur ein Abglanz,
Ein schwacher Abglanz
Jener fernen, verborgenen,
Aus tiefer Nacht
Dem, der sie sieht,
Leuchtenden Sonne.

Hab' Dank, hab' Dank,
Sonne — Freundin!
Hab' Dank!
Ich versteh'!

O du, o Weib,
Seit deine Seele,
Deine keusche Seele
Mir sich ergeben,
Ward lichter Morgen,
Ward heller Mittagsglanz
Meines Lebens Nacht.
Du machtest sehend
Die blinden Augen,
Du machtest gläubig
Dies tote Gemüt.
Nun scheint mir alles
Hier nur ein Gleichnis,
Ein Gleichnis von dem,
Was drüben wartet.
Ich sehne, sehn' mich

Der Sonne nach,
Zum Tode, zu dir.

O komme du große,
Herbe Liebe.
Auf lichtem Fittich
Nimm mich, trag' mich
Zur neuen Sonne!

———

Schicksal.

Der Liebe Todesspiegel.

„Bitterer, tausendmal bitterer, als geliebte Menschen im Tode verlieren, ist es, eine Seele, die sich uns ergeben, durchs Leben einbüßen."

I.

Ich habe alles, hab' ein stolzes Schloß,
Hab' Hunde, Pferde, Bücher, Bilder
Und Ahnen auch und Wappenschilder,
Von Dienern, Knechten einen Troß.
Ich bin ein Fürst auf angestammtem Grund,
Hab' manchen Feind dazu, mein Glück zu neiden —
Nun ihrem Gift zum Trotz blieb ich gesund —
Doch hängt' ich nicht mein Herz an solche Freuden.
Ich acht' es alles einem Raube gleich,
Mein Geist erkor sich früh sein eigen Reich.

Nur eine Leidenschaft, nur ein Begehren:
Der Durst nach Seelen — stets schon war er da —
Wollt' mich im innersten verzehren.
Das war's, was heiß mir aus dem Auge sah,
Aus großen Kindesaugen fragte:
Der Durst nach Seelen, der mich plagte,
Den Jüngling dann zu mancher Türe trieb,
Vor der er ohne Antwort stehen blieb.

Oft überfiel mich wunderliches Bangen,
Nicht Furcht war's, Habsucht nicht und Neid;
Nein, ein unsäglich zehrendes Verlangen,
Als würde mir zu eng des Leibes Kleid.

Wie lebte irgendwo in fernem Land
Ein Ding, ein Mensch, ein Glück noch nicht erfunden,
Wie könnt' ich nimmermehr gesunden,
Solang' ich dieses letzte Heil nicht fand.

Ach, einsam war ich da in solchen Schmerzen,
Nichts gab mir Trost, nicht Wissenschaft und Kunst,
Nicht, die ich mir verbunden, teure Herzen;
Sie mehrten mir nur die geheime Brunst.
Dem Gärtner glich ich so, des fruchtlos Mühen
Bei all den tausend Knospen, die ihm blühen,
Die Seele heiß und heißer läßt erglühen
Nach einer Blume einzig schön,
Von seiner Sehnsucht Träumen nur gesehn.

Und einmal war's, ich lag im tiefsten Schlaf,
Bin in von jähem Schrecken aufgewacht;
Mir schien's, als rufe wer durch stille Nacht,
Ein Rufen, das mich todesbange traf.
Da noch einmal der überird'sche Klang!
Ein Notschrei! Wie des Nachts auf weitem Meere,
Aus ferner, hohler, unermeß'ner Leere,
Tönt's über Wogen hilfesuchend bang.

O Gott, wer ruft mir so! Ich stand beklommen,
Vor Ahnung zitternd hab' ich ausgeschaut.
Nie hatt' ich solche Stimmen je vernommen,
Und dennoch klang mir's so vertraut.
Es kommt ein Nachen durch die Flut geschwommen,
Legt sich an meine Seite ohne Laut. —

Da war die große Zeit mir endlich kommen;
O — Seele, heute fandst du deine Braut!

II.

So einfach war's!
So wundereinfach war's!
Ich sah ins Auge dir
Und du in meines.
Reichtest mir die Hand
Und lächeltest.
Bist endlich gekommen,
Bist endlich da?
Der du mir bestimmt
Von Ewigkeit!
Böser, wo bliebst du?
Trittst wirklich hervor
Aus meinen Träumen,
Meinen Mädchenträumen,
Deinem Versteck!

So fanden wir uns,
Wie zwei alte Bekannte,
Die einander gesehen
Vor dem Beginn aller Dinge
Mit den Augen der ersten Menschen,
Mit Kinderaugen.

Reichte dir die Hand
Und lächelte.
Bist endlich gekommen,
Bist endlich da?
Die du mir bestimmt
Von Ewigkeit!

III.

An deines Auges Blicke
Hab' ich dich erkannt,
Ja, unsere Geschicke
Sind blutsverwandt!

Aus des Herzens Tiefe
Aufjauchzte ein Schrei,
Als ob deine Seele riefe:
Mache mich frei!

Deines Mundes Schweigen
Sprach glühend zu mir!
Meines Hauptes Neigen
Gab Antwort dir.

IV.

Nicht mehr allein!
Kannst du's fassen?
Nicht mehr allein! —
Du hast eine Gefährtin.
Da du kaum noch hofftest,
Jemals das Herz zu finden,
Das große, verstehende Herz,
Da du dich fröstelnd
Auf den Weg gemacht,
Dich eingehüllt fest
In deine Selbstsucht,
Dich mit Verachten umpanzert
Und Mißtrauen.
Da du dachtest:
Dein Herz ist tot,
Kannst nicht mehr lieben!
Da trat sie dir entgegen,
Die Schwesterseele.

Sie sprach:
Ich lese in deinen Augen,
Du bist elend.
Es steht in deinen Zügen,
Du bist einsam.

Auf deiner Stirn sind Male,
Schwerer Gedanken Wundmale.
Auf deinen Lippen
Schweben Worte,
Nie gesprochene,
Bittere Worte.

Siehe, ich bin gekommen,
Dir zur Erlösung!
Ich leide wie du!
Ich bin einsam wie du!
Bin elend und stolz wie du!
Und niemanden fand ich,
Der mir von der Seele
Nehme die Bürde.

Ich will meinen Kummer
Legen auf deinen;
Er wird ihn verzehren.
Ich will die Dornen
Von deinem Haupte
Heften auf meines;
Dort werden sie alle
Zu Rosen werden.
Ich will die Worte,
Die schweren Worte,
Die deine Lippen nicht finden,
Dir singen.

Also sprach die Schwesterseele,
Blickte mir in die Augen —
Und siehe, es waren

Meine eigenen Augen,
Die mich ansahen
Aus ihren.

Ich ließ meine Hand
Gleiten über ihren Scheitel,
Segnete mich,
Segnete sie.

V.

Ich sah euch wandeln
Durch den Sommerabend,
Arm in Arm,
Unbedeckten Hauptes.
Eure Blicke gerichtet
In die untergehende Sonne.

Ihr hattet geplaudert,
Jetzt schwiegt ihr,
Wie Frauen schweigen.
Ein Sinnen und Spinnen,
Ein Lauschen ins Innere,
Ein Harren stiller Dinge,
Ein unmerkliches Blühen,
Ein scheinbares Nichtstun,
Und stetes Formen,
Wie die Blumen formen:
Schönheit formen,
Leben dichten.

So schrittet ihr
Sanft zueinander geneigt,
Blicktet der Sonne nach
Und lächeltet.

Da traf mich's:
Wie gleich dies Lächeln,
Wie Schwesterngleich!

Aus tiefem Grunde
Schien's aufzuquellen,
Aus dem nämlichen
Tief-tiefsten Grunde.
Hier waret ihr Eines
In diesem Lächeln,
Dem Glückeslächeln!

Zween Augen gleich
Des nämlichen Angesichts,
Wie ein Lippenpaar,
Ungleich und gleich.

Wer ist die Sonne —
Sprecht ihr Frauen —
Wer ist das Glück,
Der verborgene Schatz,
Von dem dies Leuchten
Nur schwacher Abglanz?

Sagt, was verschwistert euch,
Die nicht Verwandten,
Die Blutgetrennten,
Die Grundverschiedenen?

Sah euer Auge,
Euer Seelenauge
Das gleiche Bild?
Lebt unter eurem Herzen
Das nämliche Geheimnis?
Liebt ihr,
Liebt ihr den Einen? —

VI.

Wir haben uns gefunden,
Für ewig sind verbunden:
Du, ich und du.

Wir dürfen ohne Zagen
Vor Gottes Thron uns wagen,
Du, ich und du.

Leg' deine Hand in meine,
Und unsre nun in deine.
Du, ich und du.

VII.

Ich liebe deine Hand,
Deine feine, gute,
Verschwiegene Hand.
Sie ist deine Schwester!

Klug ist sie wie du,
Stark und herb wie du,
Scheu und zart wie du.

Sie faßt die Dinge,
Als wisse sie,
Daß ihre Berührung
Heiligt und weiht.

Ich träume manchmal;
Wo sie gelegen,
Müßten Blumen sprießen.
O, diese Hand,
Diese feine, gute,
Verschwiegene Hand,
Hat ihre Sprache.
Dinge sagt sie,
Trauteste Dinge,
Die dein Mund mir schweigt,
Die dein Auge mir birgt.

Laß unsere Hände
Sich umarmen wie Schwestern,
Keusch und wunschlos
Wie Schwestern!

Sie sollen sich sagen,
Meine Hand und deine,
Was die Herzen,
Mein Herz und dein Herz,
Sich ewig verschweigen.
Sollen sich's eingestehen,
Wie Schwestern
Wunschlos.

VIII.

Dein Aug' ist tief und schön! Wird es die Welt,
Die Welt des eignen Busens mir entschleiern?
Werd' ich in seinem Licht ein Leben feiern,
Von Güte und Verstehen ganz durchhellt?

Dein Mund ist stolz und deine Stirne hehr,
Es nährt dein Haupt nur edelste Gedanken.
Um solchen Stamm kann ich mich selig ranken;
Sei du mein Steuermann im wilden Meer!

Dein Arm ist stark und zart ist deine Hand,
Du sollst die Wogen meiner Unruh' stillen,
Darfst meines Traums geheimsten Wunsch erfüllen,
Wirst führen mich in meiner Sehnsucht Land.

IX.

Erinnerst du dich:
Wir gingen
Nach jenem Berge!
Einmal wolltest du
Seinen Gipfel ersteigen,
Einmal
Allein mit mir!

Wie wurden wir still
Als wir schritten,
Wir zwei allein
Durch den Abend!
Es weiteten sich
Unsere Herzen.

Alles Kleine
Fiel ab von uns.
Wie wurde das Schweigen
In uns, um uns,
Beredt und geheiligt!

Über uns der Himmel
Rot durchglüht
Flammte auf,
Ein Freudenfanal.
Zu unseren Füßen
Die Welt
Ward grau.

So standen wir zweie,
Die ersten Menschen!
Adam — — Eva.
Wir sahen uns an,
Sah'n, daß wir bekleidet;
Schämten uns
Der armen Kleider.

Da legte Gott selbst
Freundlich lächelnd,
Mit goldigem Finger
Um unsere Schultern
Den Purpurmantel,
Den Königsmantel
Seines Abendrots.

X.

Wir standen beisammen.
Aus der Ferne, vom Dorf her,
Läuteten Glocken.

Ein Wort aus meinem Munde,
Ein schicksalschweres Wort,
Traf dich.
Du blicktest auf.
Unsere Blicke
Berührten sich, fanden sich,
Drangen ineinander.

In kurzer Spanne
Stieg auf, versank
Eine Welt von Lust,
Eine Welt von Schmerz.
Wir wußten es wohl;
Es war ein Gleichnis,
Nur irdisches Gleichnis
Von höherm Geschehen
Ob unseren Häuptern.

Denn in dieser Minute,
Kurz und doch ewig,
Wardst du mein Weib.

XI.

Mir träumte, ich hielte in meinem Arm
Ein Kind von dir.
Ein Unterpfand und Liebesband
Von dir zu mir.
Als ich sein erstes Lächeln sah,
Tat sich der Himmel auf;
Die Welt für einen Augenblick
Stand still in ihrem Lauf.
Ich will nichts mehr als dieses Glück;
Ein Kind von dir!
Liebliches Wunder, das entsprang,
Aus dir und mir.

XII.

Es gibt nicht Freundschaft zwischen Weib und Mann.
Wohl gibt's ein ew'ges Finden und sich Lassen,
Ein heiß Umwerben und ein wildes Hassen,
Ein trunk'nes Sehnen und ernüchtert Fassen.
Es gibt ein brünstig lohendes Umschlingen,
Ein schwermutvolles Ineinanderdringen,
Ein bittres sich Ergeben, rohes Zwingen;
Doch nimmer gibt es Freundschaft zwischen Weib und
Mann.

XIII.

Es ist was in dir, das mich bitter macht.
In tausend spröden Heimlichkeiten
Dein wellenflüchtiges Entgleiten
Hat oft mich schon in dumpfen Zorn gebracht;
Ich kann dein herbes Sträuben mir nicht deuten.
O, nimm der Liebe Blütenschmelz in acht!
Wie leicht ist brennend Herzeleid entfacht! —
Es ist was in dir, das mich bitter macht.

Es ist was in dir, das mich zittern macht.
Muß ich in dir die Richterin erblicken?
Wirst du ob mir das Schwert der Rache zücken
Für dein Geschlecht, so oft von mir verlacht?
Wie? würde alte Schuld vor deinen Blicken,
Verrat der Liebe, heimlich nur gedacht,
Ans unbarmherz'ge Tageslicht gebracht? —
Es ist was in dir, das mich zittern macht.

XIV.

O Gott, wir sind die ersten Menschen nicht!
Wir tragen mit uns unsrer Mütter Bürde,
Der Väter Erbe, das so greis uns macht.
Ein Bangen ist in unsrer Liebe selbst,
Ein Zittern vor der Sturmgewalt des Glücks.
Ach, arm sind wir geworden, reiche Arme;
An Wissen reich und Kräften, arm an Unschuld!
O Gott, wir sind die ersten Menschen nicht.

XV.

Welch häßliches Geschöpf kriecht da heran?
Grün, schleimig, ohne Glieder, rückgratlos,
Jedoch behend, ein Wurm von spitzem Maul
Und ältlich saurem, hämischem Gesicht;
Raunt mir ins Ohr ein Wort mit fixer Zunge.
— „Du bist ein Tor!“ so sprach der Feind zu mir,
— „Ein Weib ist sie! Was greifst du denn nicht zu?
Sei roh, sei wild! Doch zeige dich ein Mann!
Laß deine Faust sie spüren; selig wird
Sie dann die Hand dir küssen. Aber glaub's:
Niemals verzeiht ein Weib, wenn du verzichtest.
Angreifen ist des Mannes uralt Recht,
Sich unterwerfen Weibes süße Wollust.
Sie wird nicht anders sein als ihre Schwestern!“

XVI.

Als unsere Liebe zu Grabe ging,
Da wurde kein Wort gesprochen;
Sie ist, wie ein Glas von edlem Kristall,
Lautlos über Nacht zerbrochen.

So keusch war dein Lieben, o Freundin mein,
Daß nur ein unschönes Denken
Deiner Jungfrau-Seele heilige Scham
Zu Tode mußte kränken.

Mit fremden Blicken siehst du mich an,
Begreifst nicht, was dir geschehen.
Begreif ich's doch selbst nicht, was ich getan;
Vor Schämen möcht' ich vergehen.

XVII.

Nicht will ich um Verzeihung bitten, nicht
Nach Mitleid schielen. Laß zwei Fechtern gleich,
Die ehrlich rangen, uns die blanken Klingen
In Achtung senken. Auch die edlen Tropfen,
Die roten Tropfen, die vom Herzen flossen,
Nicht wollen wir sie zählen, messen, wägen.
Laß stolz uns jedes seine Straße ziehn,
Stolz, daß es unsresgleichen gibt auf Erden!

XVIII.

Schon hat ein Meer sich zwischen uns gelegt,
Ein Meer, das unsrer Liebe Abgrund füllt,
Vergessenheit sein Name.
Wie zwei Länder,
Zwei Inseln, die in Freundschaft einst vereint,
Bis unterird'scher Gluten Zorn sie trennte,
So liegen wir im ew'gen Ozean;
So weit, so weit, daß keine Botschaft dringt
Von Land zu Lande.
Nur im Abendstrahl,
Wenn still die Wasser, seh' am Horizont
Ein Wolkenbild ich stehn in feinen Linien:
Die edlen Formen eines stolzen Hauptes.
Dann rötet sich mein Gipfel, sendet dir
Hoch übers Meer zum Gruß sein Feuerzeichen.

XIX.

O sage nicht, daß du mir dankbar bist!
Ich leide Scham, wenn du mich so erniedrigst.
In deinem Herzen hab' ich einst geherrscht;
Dein König war ich! Und vor Königen
Ist stolz der Große, aber niemals dankbar.
Drum sage nicht, daß du mir dankbar bist.

XX.

Jetzt laß uns Aug' in Auge senken,
Groß und frei
Der Seelen Abschied feiern:
Dann — — — vorbei!

Nun gehe deinen guten Weg
Allein!
Ich will nur noch das kurze Stück
Begleiter sein.

Zum letzten Male reich' mir deine Hand
Im Scheiden nur!
Dann geh' ich rechts, du links
Auf eigner Spur.

Dort, wo der Weg sich biegt,
Den Scheidegruß!
Ins Leben schreitet rüstig dann
Mein Fuß.

Doch wenn die Nacht herniedersinkt,
Vielleicht,
Daß sich mein sterbend Haupt vor dir
Anbetend neigt.

Anhang.

Der Grundplan des Jahres 1901.

Der Liebe Todesspiegel.

Meinen Toten gewidmet.

> Die Lebenden sind uns oft vielmehr gestorben als die Begrabenen. Oft auch leben sie nur neben uns oder wider uns. Ein geliebter Toter aber lebt in uns. Laßt uns dafür sorgen, daß wir in denen, die mit uns sind, einstmals das ewige Leben haben.

Mein eigen Angesicht im Spiegel. (Verse.)

Die Lebensquelle, aus deren unerforschlichem Grunde Angesicht auf Angesicht auftaucht. (Verse.)

Die Eltern. Wenn ich dem Vater nichts zu danken hätte, dafür bliebe ich ewig sein Schuldner, daß er sein Herz sprechen ließ in seiner Wahl. Ein Segen ward ihm das und uns Kindern. (Verse.)

Das Haus. (Verse.) Kein Geist spukt, doch leben die Geister derer, die hier geliebt und gestorben. Ich sah sie oft, fühle ihre Blicke auf mich gerichtet.

Die Schwester. (Verse.)

Der Mutter Tod. (Verse.) Ein Fest. Sie überwand. Starb als Siegerin.

Der Sohn an der Leiche des Vaters. (Verse.) Den Vater versteht man erst, wenn er tot. Wird mein Sohn einst so an meiner Leiche stehen?

Ihr beiden Alten da unten in der Gruft. (Verse.)

Jünglingsschmerzen. (Verse.)

Erste Liebe. (Verse.) Ich sah sie neulich wieder, alt und verwelkt. Doch schwebte ein goldiger Schimmer um ihr Haupt, meiner Liebe Abglanz.

Ball.

Der Freiheitssucher (aus „Karline").

Nein!

Im Strudel des Lebens. (Verse.) Ich kann euch Mädchen nicht zürnen, ihr schultet mein Herz. Selbst in trüber Flut kann sich die Sonne der großen Liebe spiegeln. Und Reue empfinde ich nicht, daß ich zu viel und zu viele, höchstens, daß ich nicht heiß genug liebte.

Wiedersehen mit einer, die mir Jahre ihres Lebens geschenkt. (Verse.)

Die Braut. (Verse.)

Die junge Mutter. (Verse.)

Des Weibes Rede. — Des Mannes Antwort.

Die Tochter. (Verse.) Mit Zittern blick ich auf das Kind. Ich, der so mancher Mutter Tochter gekränkt. Gott räch' es nicht an mir in meinem Kinde!

Der Sohn. (Verse.) Wer bist du? Wächst mir in dir ein Feind heran? Willst du mich verdrängen? Vielleicht kannst du ein Freund mir werden.

Männertränen.

Bitterer, tausendmal bitterer, als geliebte Menschen im Tode verlieren, ist es, eine Seele, die sich uns ergeben, durchs Leben einbüßen.

Finden. Du warst mir bestimmt von Ewigkeit.

Nicht mehr allein. (Verse.)

Zu dreien. (Verse.)

Jungfrau. — Mutter. (Verse.)

Auf steilstem Gipfel ich und du. Die ersten Menschen.

Verflogen. (Verse.) Wir wollten stärker sein als die Natur. Wir sind die ersten Menschen nicht.

Ach, zwischen Liebe und Feindschaft ist nur eine schmale Grenze.

Es gibt nicht Freundschaft zwischen Weib und Mann. (Verse.)

Verdacht. (Verse.) Hast du nur geistige Mutterschaft von mir gewollt? War ich dir nur Mittel zum Zweck?

Verzeih! (Verse.) Ich bin ja nur ein Mann!

Du hast mich zum größten Menschen gemacht. (Verse.)

Wir wollen Abschied nehmen. Wir können es voll Stolz. Keines braucht sich des andern zu schämen. So reißt ein Erdbeben zwei Welten auseinander. Aber sie grüßen einander über das Meer hinweg.

Berufung. („Mein Freund".)

Wieder allein. (Verse.)

Kassandra.

Ich bin bei dir. (Verse.)

Der Schmerz hat dich zum Weibe gemacht.

Die Englein. (Verse.) Wo kommen sie her? Brachte sie der Storch?

An meinen Freund.

An C. K.

Zum Geburtstag: „Mai".

„Glaube" aus der „Wahrheit".

Die Gesichte versinken. Der Quell rauscht weiter. (Verse.)

Deine Augen sind mein Spiegel. Deine Güte macht mich rein.

Schluß. (Verse.) Helft mir, ihr Toten, daß ich lebe, helft mir ihr Lebenden, daß ich sterben lerne!

Anscheinend später hinzugefügt:

IV. Ideale.

Hier können Gedichte aus „Karline" Aufnahme finden, z. B. Christusgedicht, Hutten.

Das Bismarckgedicht, An Nietzsche, Egidys Totenfeier u. a.

V. Reif sein!

Weibesliebe ist nicht das Höchste. Freiheit ist mehr. Frei sein und seine Einzigkeit genießen.

Aus einem den Grundplan des Gedichtwerkes behandelnden Briefe vom Jahre 1901.

Ich werde wohl lange zu diesem Buche brauchen, vielleicht Jahre. Und wer weiß, wie und wann ich es dann publiziere*) . . . Gewisse Gefühle und Bekenntnisse schreien nach der lyrischen Form, nach der großen lyrischen Form. Und daß mir diese gegeben ist, beweisen mir die zwei Dutzend Gedichte, die ich hier geschrieben habe. — Merkwürdig, ich wußte es ganz genau, daß ich noch 'mal Verse machen würde, nachdem ich es so lange ganz unterlassen. Nun ist es mit einem Male mit solcher Gewalt über mich gekommen; so ganz anders, als ich sonst dichte. Es ist, als spräche irgend etwas aus mir, eine Gewalt, ein fremdes Wesen, dessen Diener ich nur bin.

Vielleicht ist es, weil ich in den letzten Jahren so viel erlebt habe, vielleicht auch, weil ich mit meinen vierzig Jahren nun an einer Lebenswende stehe. Ich bin so glücklich, daß ich gewartet habe, diese großen Gefühle und Erfahrungen nicht in kleinen Gelegenheitsgedichten verschwendet habe. Überhaupt sehe ich mehr und mehr ein, wie glücklich ich bin, auch darin glücklich, daß ich mich so spät entwickle, daß ich langsam reife, daß auch der Erfolg langsam zu mir kommt, und daß ich so in die Tiefe leben darf.

*) Tatsächlich ist das Gedichtwerk „Erntezeit" erst nach dem Tode des Dichters veröffentlicht worden.

Satiren.

(Bis 1894.)

Die Wahlurne.

Es war einmal ein Land, in dem seit grauer Urzeit Fürsten regiert hatten: gerechte und despotische, Tyrannen und Volksfreunde, Lüstlinge und Tugendbolde, dumme und weise. — Die Leute dieses Landes waren stark, beides an Körper und Geist, mutig, bieder und kernhaft; aber auch mancherlei Untugenden verunzierten ihre Trefflichkeit. Untereinander lebten sie in stetem Hader, und ehe sie einen der Ihren gelten ließen, lagen sie lieber vor jedem Fremden auf der Nase.

Als dieses Volk nun nach mannigfach wechselnden Geschicken in das Alter getreten war, da es glaubte sich selbst regieren zu können, führte es den Parlamentarismus bei sich ein. Viele der anderen Völker ringsum hatten ihn schon angenommen — und was andere besaßen, mußte man doch auch haben!

So stellten denn die Braven eine große Wahlurne in der Mitte ihres Landes auf mit mächtigem Bauch, der die Meinung von Millionen Wählern aufnehmen und verdauen sollte, mit einem riesigen Spalt versehen, dem Rachen eines Ungeheuers nicht unähnlich, das grimmig lächelnd den Wahlspruch des souveränen Volkes hinunterschlang.

Nun traten sie an in unabsehbarer Kette. Jeder seinen Zettel in der Hand, wohlgefaltet — denn die Wahl war eine geheime. Und das Ungeheuer schlang und schlang.

Sehr verschieden waren die Leute, die da herantraten. Da war eine reckenhafte Gestalt, die aus dem übrigen Volke um Hauptеslänge hervorragte; das Gesicht sah aus, als würde eine eherne Sturmhaube es besser zieren als das Monokel, das im Auge klemmte. Ein Nachkomme der Edlen war er, die das Land vor Jahrhunderten erobert hatten. Jetzt trug er den Rock des Bürgers, und nur sein stolz nachlässiges Gebaren verriet, daß er etwas Besonderes sei.

Dem Junker folgte einer hart auf den Fersen, ein Kleiner mit krummer Nase und pfiffigem Gesichte. Wie ein Fremder nahm er sich aus, unter so viel strohfarbenem Haar und wasserblauen Augen, mit seinen mandelförmigen Kohlenaugen und dem Rabengefieder seines Kopfes. Doch schien er sich durchaus heimisch zu fühlen unter seinen Wirten. Er trug eine dicke goldene Kette auf weißer Weste und blitzende Steine an den fetten Fingern. Der Junker, hinter dem er ging, trat gelegentlich nach dem Schwarzgelockten; aber der wich geschickt aus. Die Männer ringsum mochten die Nasen rümpfen, so viel sie wollten, über den Fremden; der wußte, wo er blieb. Die Hypotheken ließ er dem Junker, den Tagelöhnern und dem Landmanne die Arbeit; er setzte die Kurse fest und machte die Kornpreise — der Großmütige!

Dann kam ein Wohlbeleibter mit rotem Kopfe. Er murrte, daß er heute den Frühschoppen versäumen werde, wegen der Wahl. In Schlafpantoffeln ging er einher, bierduftend, mit gesticktem Mützchen auf dem Kopfe, der voll Schrullen war. Das Pfeifenmundstück und die letzte Nummer seines Leiborgans blickten ihm aus der Tasche. Behäbig und selbstzufrieden schritt er einher. Irgendein Schalk hatte ihm einen Zettel auf

den breiten Buckel geklebt, ohne daß er in seiner Lethargie etwas gemerkt hätte davon. Auf dem Zettel stand zu lesen: „Philister!"

Ein Mann in Priestergewandung stach ins Auge, mit dem Gesichte des Biedermannes und frommen zum Himmel aufgeschlagenen Blicken; so ging er mit schier unhörbaren Tritten einher. Sah man scharf zu, so konnte man unter seiner Soutane das Ende eines Fuchsschwanzes hervorblicken sehen.

Dann kam einer mit langem Haar und Brille über den kurzsichtigen Augen. Ein wenig eckig waren seine Bewegungen und pedantisch abgemessen seine Schritte. Er sah öfters nach der Uhr; denn er wollte heute noch eine Vorlesung vom Katheder halten. Sein langes Haar triefte von der Salbe des Liberalismus. Aber dem Nasenzuhalten seiner Umgebung nach zu schließen, war dieses Öl schon ein wenig ranzig geworden.

Sonderbare Dinge konnte man da erblicken: allerhand alten Trödel, Kleiderfetzen aus längst vergrabenen Zeiten, wie bei einer Maskerade. — Da war einer, der trug eine alte abgelegte Hose aus St. Manchester mit vielem Stolze zur Schau. Ein anderer schwang einen krummen Polensäbel mit wütiger Gebärde. Die Diamanten, die einstmals den Griff der Klinge geziert hatten, waren freilich längst versetzt. — Einer trug unter demokratischem Schlapphute die Maske der Unversöhnlichkeit zur Schau, und in manchen Köpfen, denen man auf ihre ergrauten Haare hin hätte Weisheit zutrauen mögen, spukte ein merkwürdiges Phantom, das hieß: Programm von Achtundvierzig.

So zog das souveräne Volk heran zu der Wahlurne, die sie sich selbst aufgestellt hatten in der Mitte ihres Landes. Mit dem gleichen vernichtenden Lächeln

nahm der eherne Rachen die Wahlzettel auf, die sich raschelnd in dem weiten Bauche des Ungeheuers anstauten.

Zuletzt kam einer angeschlichen, ein blasser Jüngling, ausgemergelt, mit beschmutztem Arbeitskittel, rotem Halstuch und Stiefeln, aus denen die Zehen hervorguckten. Mit Mühe nur gelang es ihm, bis zur Wahlurne vorzudringen, um die sich die Menge staute. Geringschätzig lächelnd stießen sich verschiedene wohlgenährte Bourgeois an: „Seht einer den Proletarier!" und der sonnengebräunte Agrarier wunderte sich, daß solche Canaillen überhaupt zur Wahl zugelassen würden. Mit scheuem Blicke steckte der blasse Proletarier seinen Zettel in das Maul der Urne und drückte sich hastig zur Seite.

Nach ein paar Jahren schritt man abermals zur Wahl. Manches hatte sich geändert. Der Junker sah unzufrieden aus, und der Krummnasige trat ihm noch rücksichtsloser als früher auf die Hacken. Ranziger noch als vordem schien das Öl des Liberalismus geworden und röter der Kopf des Philisters von mancherlei Sorgen, die ihm jetzt häufig bis zur geheiligten Stätte des Stammtisches folgten. Nirgends war rechte Zufriedenheit zu finden. Dem einen waren die Kornpreise zu hoch, dem andern zu niedrig, der schwor auf Schutzzoll, der andere auf Freihandel. Keineswegs friedlich ging es ab unter den braven Bürgersleuten; man stellte einander Beine und gab sich Püffe in die Seiten.

Der Proletarier kam nicht mehr als letzter. Er war ein ganz anderer geworden; seine Stiefeln waren geflickt, mit Selbstbewußtsein trug er sein rotes Halstuch zur Schau. Man lächelte nicht mehr, als er daher

kam. Einzelne von der Kapitalistenklasse hielten sich besorgt die Taschen zu und steckten ängstlich die Köpfe zusammen; denn äußerst bedenklich war es anzusehen, welche Fortschritte der Proletarier in den paar Jahren gemacht hatte. Sie bebten für ihre Geldbeutel, Zinshäuser und Renten und beschlossen, nach der Polizei zu rufen.

Das nächste Mal kam der Gefährliche denn auch geschlossen, in Ketten. Auf seinen Fesseln stand zu lesen: „Ausnahmegesetz!" — Er knirschte mit den Zähnen und ballte die Fäuste. Aber die Gutgesinnten spotteten seiner und seiner ohnmächtigen Wut. Sie hatten sich um die Wahlurne postiert, als eine Ehrenwache, und sahen unter Hohngelächter zu, wie der Gefesselte seinen Wahlzettel abgab. — Recht geheuer war ihnen dabei freilich nicht zumute. Jener gedieh auch unter den Fesseln; das war nicht zu verkennen. Aus seinen Lumpen blickten schwellende Muskeln hervor. Wenn der frei kam, war nicht mit ihm zu spaßen! —

Und als das souveräne Volk wieder antrat zum Wahlgeschäft, da bot sich ein sehr verändertes Bild. — Der Junker hatte eine Gamasche verloren; es zwickte und zwackte ihn am ganzen Leibe. Hypotheken und anderes infames Ungeziefer saugte an seinem blauen Blute. Der Krummnäsige hatte Fett angesetzt, aber kein gesundes; schwammig und aufgedunsen schwankte er mit bebenden Knien einher. Laute Stimmen schrien auf ihn ein, er solle den Judassold herausgeben. Der Philister hatte die Gelbsucht bekommen und war nur noch ein Schatten seiner selbst, seit sie ihm die notwendigsten Lebensmittel: Bier und Zigarren, besteuert hatten. Der Priester hatte seine Biedermannswürde ganz verloren, nicht mehr über der Brust, sondern über

dem Leibe gefaltet trug er die Hände. Ihn plagte demokratisches Gewürm im innersten Eingeweide. Und der Langhaarige mit der Brille, er war noch kurzsichtiger und knickschüssiger geworden, und das Öl auf seinem Scheitel verlangte dringend einer Erneuerung. — Lauter noch als früher lärmte der Chor der kleinen Geister. Eine häßliche, veraltete, partikularistische Weise hatten einige von ihnen hervorgesucht, die sie gröhlend vortrugen. Die Manchesterhose war doppelt und dreifach geflickt. Auch der Polensäbel wurde noch geschwungen; ja, wie es schien, war er kürzlich neu vergoldet worden.

Am meisten verändert aber hatte sich der Proletarier. Aus dem blassen Jüngling von ehemals war ein bärtiger, starkknochiger Mann geworden. Er kam daher — diesmal ohne Ketten; unter seinen Füßen erdröhnte der Erdboden. Rücksichtslos stieß er rechts und links mit den Ellenbogen um sich und schaffte sich Platz unter der gaffenden Menge, welche die Wahlurne umstand. — Jetzt verging den andern das Lachen. Sie standen wie gebannt, wagten nicht, Hand noch Fuß zu regen.

Jener warf ein schweres Paket in den Spalt, und noch eines, und immer noch eines; es schien kein Ende nehmen zu wollen. Da ermannten sich einige, sie versuchten ihn wegzuziehen, rissen an seinen Rockschößen und zeterten; aber er stand da wie auf eisernen Säulen.

Und als er den letzten Zettel hineingeworfen hatte, ließ er sein rotes Halstuch wehen und rief mit blitzenden Augen: „Auf Wiedersehen, zum nächsten Male!“

Obergigerl.

In den grünenden Promenaden
Einer Millionengroßstadt
Ging spazieren einst ein Gigerl;
War von allen hier am Orte
Wohl der gigerlhaftig feinste,
Pschüttest, vlanste, elegantste,
Schickste, fashionabelste,
Raffinierteste der swells er,
Anerkannt von seinesgleichen,
Als der Tiptop-Obergigerl.

Hechtgraufarben war sein Anzug,
Ohne Taille, weit und locker
Fiel er schlaff ihm um die Glieder.
Aufgeschlagen war das Beinkleid,
Ließ die seid'nen Strümpfe sehen
Über absatzlosen Schuhen.
Dieser Strümpfe Sitz und Farbe,
Dieses Rosa, zart wie Lachsfleisch,
Mit 'nem Stich ins Pfirsichgelbe,
War an sich schon ein Poem.
Schieferblau erschien sein Hemde
Mit 'nem langgestreiften Einsatz.
Kornblumblaue Hemdenknöpfe
Einten sich mit karmesinen
Changeant violetten Zipfeln

Seines selbstgeknüpften Halstuchs
Zu 'ner Farbensymphonie.
Feingewählt zu seines Schnurrbarts
Herbstfahl gelber Ockerfärbung
War des Hutes graue Tönung.
In den Händen, die in Handschuh'n
Von dem weichsten Kaffeecremegrau,
Trug der Dandy einen Knüppel,
Wuchtig, kurz, poliert, mit einem
Elfenbeingeschnitzten Knaufe,
Kleiner Orang-Utanschädel,
Ganz besonders menschenähnlich.
Daß ich nicht des Nasentuches
Hier vergesse, das dem Braven —
Heliotrop war die Nüance —
Aus der Tasche zipfelnd hing.

Also schlich er, absatzschleifend,
In der Hand den Knüppel wuchtend,
Tief gesenkt das Haupt, im Auge
Ein Monokel, das er jählings,
Auf die neuste Gigerlweise,
Durch ein schräges „Äh"-verziehen
Seiner Wange und des Mundes
Auf das Vorhemd krachen ließ.

Müde schritt er, denn die Tages-
Arbeit war ganz formidabel
Wiedermal gewesen heute.
Aufgestanden war er mittags,
Hatte dann ein Bad genommen,
Ausgefahren d'rauf mit Juckern,
Freund besucht, geluncht, mit Rosa

Dann gebummelt, kaffeetrinkend
Modeblätter angesehen,
Umgekleidet dann von neuem,
Und gegangen zur Promenade,
Dachte Menschen er zu sehen,
Equipagen, Reiter, Weiber.
Aber leider keine Menschen,
Nicht 'ne einz'ge Menschenseele,
Hatte er bisher getroffen.

Lauter ganz gemeine Völker
Ordinäre Arbeitstiere,
Leute mit viereck'gen Stiefeln,
Krummen Hosen, rauhen Hüten,
Abgelatscht und abgetragen,
Mauvais genre — very bad style!
Ruppig, rauhbeinig und schofel,
Ohne Schick und Pli und Haltung,
Lauter Mob, outsiders, snobs das!
Nicht 'ne einzige Toilette,
Keine einz'ge veritable
Equipage, keine Weiber!
Wirklich unaussprechlich traurig
War's, dergleichen zu erleben.

Auf 'ner Bank ließ er sich nieder,
Auf 'ner ganz gemeinen Holzbank;
Aber ihm war wirklich fade,
Ganz entsetzlich fad zumute.
Hatte er sich wo erkältet?
Oder war's der ekle Anblick
Des gemeinen Packs gewesen?
Kurz, er fühlte einen Schwindel.

Stöhnend ließ er sich dort nieder,
Suchte durch Odeur sich Stärkung,
Feinstes Peau d'Espagne-Aroma,
Aus des Stockes Affenknaufe,
Der in seiner Schädelhöhlung
Ein Parfümflakon enthielt. —
Und er gähnte, und er gähnte;
Grau lag vor ihm die Promenade,
Grau die Menschen, grau schien alles,
Grau wie seines Rockes Farbe.
Und ein Frösteln stieg vom Boden,
Stieg empor an seinen Strümpfen,
Stieg ihm bis zur Westengegend,
Nistete sich ein in seinem
Trikotseidnen Unterhemde.
„Werde doch nicht Schnupfen haben?"
Sagte Gigerl zu sich selber.
Wollte schon an Aufstehn denken,
Als sein Blick auf einmal starrte,
Wie gebannt, auf eine Stelle,
Wo um eine Wegeecke
Jetzt geschritten kam ein andrer
Spindeldürrer, langer Gigerl.

Absatzschleifend, wie's die Mode,
Tief im Angesicht den hohen
Mäusegrauen tophat tragend,
Schlenderte der hag're Strizi.
Rundes Einglas, mit dem schwarzen
Breiten Band, klemmt in der Höhle,
In der tiefen Augenhöhle,
Über fleischlos hohler Wange.
Erdfahl, wie sein covert-coat,

Ist des magern Kopfes Färbung,
Kurz die Nase, wenig Lippen,
Scharf springt vor der Unterkiefer. —
Aber, wenn auch nicht 'ne Schönheit
Dieser Herr, so doch ein Gigerl
Von der allerfeinsten Sorte,
Erster Klasse ist der Rockschnitt,
Prima Qualität der Kleidstoff,
First rate ist die Farbenwahl.

Auf der Bank der erste Gigerl
Ward im höchsten Grade unruh'g;
Niemals hatte er im Leben
Noch 'nen größeren swell gesehen.
Offnen Mundes blieb er sitzen,
Starrte auf den langen Fremden,
Der ihm langsam näher kam.

Jener ließ das Einglas fallen,
Auf die neu'ste Gigerlweise,
Durch ein kurzes „Äh"-verziehen
Seines dürren Unterkiefers,
Daß es krachend fiel aufs Vorhemd.
D'rauf den Arm zum Winkel schränkend
Rückte er an seinem Hute,
Fragte dann mit heiserm Näseln,
Ob's erlaubt sei, Platz zu nehmen.

Gigerl wurde schwül zumute,
Sorge wollte ihn beschleichen,
Daß vor solchem Tiptop-Dandy,
Solchem raffinierten Fesch-sein,
Solchem allerhöchsten finish,
Seine eigne, schwer erworb'ne

Glorie, als Gigerlober,
Könne gar gefährdet werden.

Bald war ein Gespräch im Gange.
Fremd sei er, erzählte jener,
Hier am Ort, und stellte Fragen
Über beste Frühstückskeller,
Kaffeehäuser und Friseure,
Parfümeure, Pferde, Weiber,
Hühneraugenoperateure;
Wo man esse, wo man bade,
Wie's ein Fremder eben fragt.
Gigerl gab ihm bestens Auskunft.
Dann kam seine Zeit zu fragen,
Wo der Fremde schneidern lasse,
Wer sein Schuster, wer das Hemde,
Handschuh, Hut, Krawatte, Strümpfe,
Ihm so prima hab' geliefert. —

Lächelnd meinte drauf der Dürre
Mit 'nem eignen hohlen Lächeln,
Das von einem Ohr zum andern
Seinen Birnenschädel teilte,
Daß, was er am Leibe trage,
Alles seinen Ursprung habe
Nur vom Menschen! — Niemals trage
Er von Tieren oder Pflanzen,
Er Gespinnste oder Stoffe.

Staunend, mit weit offnem Munde,
Hörte Gigerl, was der sagte.
„Nur vom Menschen?“ — „Ja, mein Lieber!
Dieses Rockes weicher Cheviot

Ist von Jungfraunwangen-Flaumhaar
Zubereitet Euch zum Beispiel!" —
„Wie, von Jungfraunwangen-Flaumhaar?"
Gigerl überlegte staunend.
„Dieser Hose gilblich Trikot
Ward von blonden Kinderhärchen
Haltbar feinstens hergestellt.
Diese Schuhe, rabenkohlschwarz,
Hab' von derben Kaffernhäuten
Ich mir extra gerben lassen."
„Kinderhaare — Kaffernhäute!"
Gigerl ging das Hirn im Kreise.
„Diese Handschuh, wie gegossen,
Biskuitgelb, an meinen Händen,
Sind von schöner Frauen Schultern,
Wo die Haut am allerfeinsten,
Allerweichsten, abgeschält." —
„Abgeschält von Frauenschultern?" —
„Dieses zartgeflocht'ne Kettchen,
Das für Silber ihr mögt halten,
Dieses Kettchen ist von Haaren,
Die aus eines Greisen Barte,
Schneegebleicht, ich eigens raufte.
Die Berlocken, die hier baumeln,
Sind polierte Backenzähne,
Von Prälaten und von Fürsten,
Denen jetzt kein Zahn mehr weh tut.
Dieser Stock, den ich hier halte,
Ist Euch eine Wirbelsäule
Von 'nem jungen kräft'gen Manne,
Und der Knopf darauf — nun ratet?
Ist ein niedlich blankes Köpfchen
Eines sieben Monat alten

Zarten Menschenembryos.
Und der Stein in der Krawatte,
Wie ihr wohl bei Juwelieren
Seinesgleichen nie gesehen,
Dieser Stein so tief von Leuchten,
Farbenschillernd, reinsten Wassers,
Ist ein schönes Menschenauge,
Das ich auf galvan'schem Wege
Also präparieren ließ.
Dieses Taschentuches Farbe
Ward in hundertfachem Bade
Purpurroten Menschenblutes
Feinstem Stoffe imprägniert.
Den Batist ließ ich mir spinnen
Von 'ner ganz besond'ren Faser,
Krausen Menschenachselzotten.
Und der Duft, der wunderbare,
Der berauschend starke Wohlduft,
Ist nichts andres als ein Extrakt,
Ausgelaugt aus Menschenhirnen,
Aus Gehirnen weiser Leute,
Dichter, Denker und Gelehrter.
Allerfeinste Geistesblume
Ist, was Eure Nase kitzelt. —
Seht so trag' ich nichts am Körper,
Was nicht Menschenleib entstammt ist,
Nicht von Pflanzen, nicht von Tieren,
Kommt auf mich ein Fädchen nur."

Wie im Traume hörte Gigerl
Seines hagern Nachbars Rede.
„Bitte, laßt noch eins mich wissen,
Wie, wo, wer schafft Euch die Stoffe,

Liefert Euch zu solchem Luxus
Respektive Materialien?"

„Tausende und abertausend
Von Kommis und Voyageuren,
Lieferanten und Tailleuren
Stehn in meinem Dienst und Solde.
Niemals, müßt Ihr wissen, trag' ich
Einen Rock zum zweiten Male;
Täglich, von dem Kopf zur Sohle,
Kleid' ich mich in neue Sachen."

Da erhob sich Gigerl eiligst,
Nahm den Hut ab und verbeugte
Tief sich vor dem fremden Dandy.
„Niemals noch, parole d'honneur,
Habe ich in meinem Leben
So bewundert einen Menschen!
Ihr seid allererster Klasse,
Ihr seid wirklich very stylish,
Ihr seid hors de honcurrence,
Ihr seid aller Gigerl König,
Ihr seid ein tremendous swell!"

Hämisch lächelte der Fremde,
Mit 'nem eignen hohlen Lächeln,
Das von einem Ohr zum andern
Seinen Birnenschädel teilte.
Darauf griff in seine Tasche
Mit der magern, langen Hand er,
Zog ein schwarz Etui zutage,
Drauf 'ne gold'ne Fürstenkrone
Thronte über schrägem T.

Knispend schnappte eine Feder,
Grinsend bot er Zigaretten.
„Bitte, sich nur zu bedienen!
Das ist meine eigne Sorte,
Die mir täglich wird geliefert,
Allerfeinste Primaware.“

Gigerl nahm sich dankend eine
Von den gelben Papyrossen;
Staunend sah auf dem Papiere
Dieser feinsten Zigaretten
Einen Totenkopf gedruckt er,
Mit gekreuzten Knochen drunter.
Zögernd wollt' er sich bedenken;
Doch der andre meinte lachend,
Daß sei jetzt das Allerfeinste,
Sei die latest novelty nun,
Seines Wappens Bild zu führen
Auf dem Zigarettenumschlag. —
Gigerl spitzte fein die Ohren,
Denn dem Tiptop-Gigerlober
Abzulauschen die Finessen,
Das war jetzt sein höchster Ehrgeiz.
Schräg in seines Mundes Winkel
Stülpte er die Zigarette,
Feuer bot der Fremde ihm. —

Wenig Züge nur tat Gigerl
Von der gelben Papyrosse,
Da sank schwer sein Haupt zur Seite.
Flau, sehr flau ward ihm zumute.
Aus dem Innersten des Leibes
Stieg der Ekel ihm zu Halse.

Wie ein grauer dichter Schleier
Nebelte es ihm vor Augen.
Gleich 'nem Taschenmesser klappte
Er zusammen, wie ein Hühnchen
Kläglich piepsend fällt vom Stengel,
Also wimmernd sank er nieder,
Fiel er von der Bank herab.

Neben ihm der Fremde hob sich,
Zog sich seinen Schlips zurechte,
Blies ein Stäubchen sich vom Ärmel,
Lachte, gab noch einen Fußtritt
Dann der Leiche und schritt weiter,
Lugte aus nach neuem Wild. —

Wenige Minuten gingen
Nur ins Land; da kam's im Marschtritt.
War ein Trupp von Arbeitsleuten,
Die just von 'nem Neubau kamen.
„Seht, was liegt dort für ein Bündel
Alter Kleider?" sagte einer.
„Nee, da steckt ja ooch ein Mensch drin!"
Und sie standen um den Toten.
„Ist ein Weib das, ist's ein Mannsbild?" —
„Nee, ein Kerl ist's; seht den Schnurrbart!"
„Nein doch, solch ein Muttersöhnchen!
Stutzerischer Modenarre!
Fühlt mal, warm ist ja das Aas noch!
Ein verreckter Kleiderstock! —

Also höhnend, schwatzend, witzelnd,
Packten sie ihn an den Knöcheln
Mit den groben Arbeitsfäusten,

An den seid'nen, pfirsichgelben
Strümpfen ihn. — So wie 'nen Hammel,
Luden sich ihn auf die Schultern.
Einer trug den grauen Hut nach,
Und so schleppten sie den Gigerl,
Den verendeten, mit Lachen,
Auf das Polizeibüreau.

Der letzte Ritter.

„Gebt mir mein Schild zum Streiten
Und zäumt mir auf mein Pferd!
Ich will mal wieder reiten
Zur Fehde, kampfbewehrt.

Will sehn, ob meine Farben,
Ob dieses Schwertes Stahl
Den Feind noch mähn, gleich Garben
Im Feld, wie dazumal.“ —

So ritt zum Todesturniere
Der wackere Rittersmann;
Mit leuchtender Helmziere
Kam stahlgeschient er an.

Keinen Feind konnt' er erblicken,
Keinen Recken, den er wert
Gehalten hätte, zu zücken
Auf ihn sein edles Schwert.

Und als vom bärt'gen Gesichte
Der Kämpe schlug das Visier,
Da lag im Friedenslichte
Vor ihm ein friedlich Revier.

Viel Städte sah er da blühen,
Die Leute im Bürgerkleid,
Manch Herdfeuer lustig glühen,
Und Saaten zur Ernte bereit.

Wohl rieb sich der Brave verwundert
Die Augen da mit der Hand;
Es gingen ja sechshundert
Jahre und mehr in das Land,

Die hatte in alten Mauern
Verdämmert er; rings die Welt
Ward anders — er sah es mit Trauern;
Nun war alle Lust ihm vergällt.

Da fiel er in tiefes Sinnen,
Ward melancholisch schier;
Daß bald er käme von hinnen,
Wandte er rückwärts sein Tier.

Und als beim Morgenrote
Er nahte seinem Schloß,
Da fand er mit rauchendem Schlote
Ein' ziegelumpanzert Koloß.

Wo der alten Feste Gemäuer
Dräute ins Land hinaus,
Lag ein glutspeiend Ungeheuer,
Ein ratternd Maschinenhaus.

Da reckte sich der Ritter
Im Bügel kühn empor,
Ließ nieder sein stählernes Gitter,
Die Lanze nahm er vor.

Und nun dem alten Rosse
Den Eisensporn ins Blut!
Dem dampfenden Kolosse
Galt seine schnaubende Wut.

So kam er herangeflogen,
Zum letzten Todesturnier;
Im Abendlichte, verwogen,
Flattert der Helmdecken Zier.

Die eherne Lanze in Splitter,
Tier und Reiter am Boden zerschellt!
Da lag der letzte Ritter,
Vom Dampfpfeifenschrei übergellt.

Die Synode.

Seit ein'gen Wochen tagte die Synode.
An langen Tafeln saßen sie beisammen,
Viel weise und hochwürd'ge Synodalen:
Pastoren, Diakonen und Vikare,
Superintendenten, Räte des gestrengen,
Des hohen Landeskonsistoriums.
Der evangel'sche Oberkirchenrat
Er hatte seinen Kommissar entsandt.
Gar manchen Lizentiaten gab's darunter;
Selbst ein gelehrter Doctor theologiae
War hier zu finden; Professoren, viele
Dozenten auch der göttlichen Gelahrtheit.
Am Tisch des Kirchenregimentes thronten
Ein Staatsminister und der Präsident
Des evangel'schen Landeskonsistoriums,
Fünf Räte um ihn her, nicht zu vergessen! —
Auch einige Profane tagten mit;
Doch in dem dichten Schwarm der Kleriker
Erschienen sie wie weiße Raben fast.
Sie saßen manche Stunde schon beisammen.
Die Tagesordnung war beinah' erledigt.
Viel war gesprochen worden: Gutes, Frommes
Und minder Frommes, wie's die Sache brachte. —
Viel Würde sah man dort und vielen Dünkel.

Gar manche Glatze deckte hier ein Haupt
Voll Raupen und voll Schrullen. Mancher Schmerbauch
Sprach für ein gut Gefäll und fette Pfründe.
Denn vielgemischt war diese edle Runde.
Da gab's fanatisch düstere Zeloten,
Luther'sche Jesuiten auch, Asketen,
Und Pharisäer gar und Sadduzäer,
Wenn sie sich evangelisch auch benannten.
Theisten, Pietisten, Empiristen,
Rationalisten neben Mystikern,
Kritische Richtung auch und Ritschlianer,
Strengorthodoxe und Neukirchliche,
Altlutheraner wider Reformierte.
Auch ein'ge Liberale waren da,
Doch diese nur verkappt und mäuschenstill;
Denn ihre Richtung ist nicht opportun,
Weil nicht beliebt beim Kirchenregiment.

Man hatte mancherlei schon durchgehechelt,
Man hatte sich beschimpft und sich beweihraucht,
Kollekten dann verteilt und auch Präbenden —
Was weiß ich alles! Revidiert war schon
Der Ämter-Kirchenfonds und durchgesprochen
Die Prediger-Witwen-Waisenunterstützung.
Ein neuer Bußtag war ins Aug' gefaßt.
Mit Bitterkeit ward dabei auch gedacht
Der Hoffahrt, Weltlichkeit, des argen Sinns,
Die immermehr die Kirchlichkeit bedrängten.
Auch die Agenda war beraten worden,
Die neue, die man nächstens bringen wollte.
Hier hatte nun die liberale Richtung
Ein wenig aufgemuckt. Man solle doch
Dem Geist der Neuzeit etwas Rechnung tragen,

Der Freiheit der Gewissen und der Forschung,
Der Toleranz, der krit'schen Bibelkunde. —
Was Toleranz! Verflucht ist die Kritik,
Vom Teufel ist die Forschung! Kurz, verfemt
Sei jede Neuerung! — So wurden sie
Vom Gros der Positiven überschrien.

Nach heißem Kampf und Aufeinanderplatzen
Und manchem scharfen Wort von beiden Seiten
Hat doch der Präses konstatieren können
Und hat gebucht im Protokoll der Schreiber,
Daß wundervolle Einigkeit geherrscht,
Ganz ungetrübt, und daß kein Jota noch,
Kein einzig Tüttelchen verrückt sei worden
Vom orthodoxen positiven Dogma.
So hatte man denn schlagend und vertragend,
Entrüstet wetternd, klug sich dann versöhnend,
Das Pensum abgewälzt; noch stand jedoch
Ein wicht'ges Thema zur Beratung an,
Das wichtigste, so mochte mancher denken
So im geheimsten Herzen, eine Frage
Von brennend aktuellem Interesse:
Die Frage des Gehalts der Geistlichen. —
Hier gab's nicht Stänkereien, wie zuvor,
Ganz homiletisch ging es zu, und Sanftmut,
Wie eine Taube, flog im Saal umher. —
Rationalisten, Mystiker, Theisten,
Kritische Richtung und die Positiven,
Die Lutheraner und die Reformierten,
Die Orthodoxen wie die Liberalen,
Sie waren einig über diesen Fall.
Hier gab es keine Meinungsdifferenzen,
Gravamina, Gewissensskrupel, Zweifel;

Nur ein Profaner, der sich unterstand,
Etwas dareinzureden, ward belehrt,
Daß dies Interna sei'n der Klerikalen. —

Schon wiegte sich der Abend dämmernd nieder
Auf grauem Fittich: schummrig ward's im Saal,
Da sah man plötzlich einen Fremden stehn,
Dem Sitz des Präsidenten gegenüber,
Hoch oben auf der dunklen Galerie. —
Nicht war alltäglich dieses Haupt zu schaun,
Mit langem, braunem Lockenhaar und Bart,
Der in der Mitte sich gespalten zeigte.
Ein edles hagres Männerangesicht! —
So stand's just vor dem großen Mittelfenster.
Der Abendsonne letztes Leuchten wob
Ihm eine Aureole um den Scheitel. —
Stumm blickte jener Fremdling, unbeweglich,
Wie sinnend, feuchte Trauer in den Augen,
Den großen, tiefen, mitleidsvollen Augen,
Hernieder auf die geistliche Versammlung.
Ein theologischer Professor sah
Zuerst den fremden Mann und stieß den Nachbar:
„Herr Superintendent! Nein, seht nur, seht!
Ein Fremder hat sich tückisch eingeschlichen
In unsre Mitte!" — „Was — was will er hier?" —
So zischelt's hin und her durch die Korona.
Man reckt die Hälse, klemmt den Kneifer ein,
Rückt voll Nervosität auf seinem Platze.
Schwül ist's im Saal; wie wenn was Unerhörtes,
Ein Wetter — das Gericht — ob ihnen hinge.
Bang zeigen sie einander jenen Mann.
Doch der steht unbeweglich; trauernd nur
Schaut er mit vorwurfsschwerem Blicke nieder. —

Der Präses, endlich aufmerksam gemacht
Durch einen Synodalen auf den Fremdling,
Erhebt zu seiner ganzen Würde sich:
„Mein Herr dort oben auf der Galerie,
Ich muß Sie bitten, diesen Platz zu räumen,
Denn Fremden ist der Zutritt untersagt!“ —
Es rief's mit Schneid und Pathos der Präside.
Da ging der Fremde lautlos, wie er kam. —
Als er sich wandte, sah man sein Gewand,
Nur für Sekunden sah man einen Rock,
Der ungenäht ihm von den Schultern fiel.
Dann war er fort. — Der Sonne letzter Strahl
Schien ausgelöscht; die Nacht sank schnell herein.

Nach Gas rief da der Präses. — Als die Lampen
Mit grellem Licht die Dämmerung durchbrachen,
Stieg manches Herz, das tiefer war gesunken.
Man sah sich bang in schreckensbleiche Larven
Und lächelte mit zagendem Gewissen,
Als man den Nachbar neben sich gewahrt. —
Merkwürdig! Welch ein eigenes Phänomen? —
Gut, daß der Fremde ging! Was wollt er hier? —
‚Denn Fremden ist der Zutritt untersagt!“ —

— — —

Ode an Deutschland.

Ich liebe nicht die Sedanfeste,
Ich liebe nicht das Hurraschrei'n,
Hochreden, Schärpen, Ehrengäste,
Festjungfrau'n, Tanz- und Saufverein.

Ich liebe nicht die Byzantiner,
Die in des Herrschers Sonne stehn,
Nicht die betreßten Kammerdiener,
Gamaschenträger, Livreen.

Ich liebe nicht die Staubperücken,
Juristen-Philologentum;
Dahergehumpelt kommt's auf Krücken,
Mumifiziert ist längst sein Ruhm.

Ich liebe nicht den Erzphilister,
Mit engem Herzen, dumpfem Sinn;
Ob Straßenfeger, ob Minister,
Mir einerlei! Ich hasse ihn.

Ich lieb' nicht Partikularisten,
Pfahlbürger, Kannegießerei,
Die enge beieinander nisten,
Um ihren zähen Kleinstaatsbrei.

Ich liebe nicht die Auslandsaffen,
Cul de Paris und full dress coat;
Nach fremder Mode dieses Gaffen,
Die Schweizer Bonne, table d'hote.

Ich liebe nicht die Renommisten,
Monokel, Gigerlalbernheit,
Patentkomment, Feudalklubisten,
Reserveleutnantsschneidigkeit.

Ich liebe nicht die Pfaffengeister,
Ob orthodox, ob liberal;
Die Muckerei, der Seelenkleister,
Römisch wie deutsch, ist mir fatal.

Ich liebe nicht die krummen Näsen,
Den Schacher-, Wucher-, Börsenton,
Das schnöde Kipper-, Wipperwesen,
Den Talmi-, Tombak-, Goldbaron.

Ich liebe nicht die finstern Leute,
Die mit der Lunte wartend stehn,
Sich grimmig freu'n auf blut'ge Beute,
Wenn alles wird in Trümmer gehn.

Die alle haff' ich, doch mein Hassen
Ist heißer Liebe nur entstammt.
Möcht' ich sie sorgend doch erfassen,
Zurück sie führen allesamt.

Könnt' ich zum Zorne doch entfachen,
Zu Scham und Reu' ihr träg' Geblüt!
Daß endlich sie zum Tag erwachen;
Dann wäre nicht umsonst mein Lied.

Sämann und Dohlen.

Sah einstmals einen Sämann schreiten,
Mit rundem Wurf den Samen breiten,
Und weil er schritt, folgt seinen Sohlen
Ein Flug von gierig frechen Dohlen.

Sie folgten ihm mit emſ'gem Flattern,
Um sich das Beste zu ergattern;
Zerstörten so mit Picken, Scharren
Die Arbeit jenes blöden Narren.

Sie flogen, setzten sich dann wieder,
Sie blähten auf ihr schwarz Gefieder,
Verspotteten den dummen Wicht;
Der Sämann schritt, als säh' er's nicht. —

Als ich dies Bild betrachtend stand,
Gedacht ich dein, mein Vaterland.
Mein Volk, du säest mit vollen Händen,
Und andre sind's, die dir's entwenden.

Mit Schwert und Pflug die biedern Alten
Schon täten sie des Landes walten,
Bestellten ihren kargen Boden
Mit Sümpfetrocknen, Wälderroden.

Durch Blut und Schweiß zum Eigentume
Gewannen sie die Ackerkrume,
Besiedelten die wüsten Strecken,
Erbauten Burgen sich und Flecken.

Doch als nach manchem sauren Jahr
Der magre Boden urbar war,
Da kamen andre angeflogen,
In dunklen Schwärmen angezogen,

Die niemals hackten, niemals säeten,
Den Pflug zu führen gar verschmähten;
Sie kamen, um bei uns zu nisten,
Nicht stark an Arm, doch stark an Listen.

Erst schienen's arme Bettelgäste,
Wir ließen ihnen nur die Reste;
Doch bald begannen sie zu naschen
Von allem, füllten sich die Taschen.

Die Gäste wurden fett und rund,
Dieweil der Wirt kam auf den Hund.
So pickend folgten diese Dohlen
Dem deutschen Michel auf den Sohlen.

Schon reißen sie's ihm aus den Händen,
Die ihnen doch den Segen spenden,
Schon hacken sie ihm nach den Augen
Und wollen gar das Blut ihm saugen.

Der Michel aber schreitet weiter
Mit Lammsgeduld und lächelt heiter,
Wirft aus und säet, bestellt das Land,
Sanft träumerisch, in sich gewandt. —

So sah ich ihn, nicht lang' ist's her,
Ganz ohne Harm, ganz ohne Wehr.
Der schwarzen Vögel dichtes Schwirren
Nicht im geringsten tat's ihn irren.

Doch jüngst ging ich vorbei dem Feld,
Das er fürs künft'ge Jahr bestellt,
Da wollt' ich kaum den Augen trauen,
Ganz anders war der Mann zu schauen.

In seinen Blicken sah ich's lohen,
Zum Schlag erhoben sah ich drohen
'nen starken, deutschen Bauernarm.
Nun sieh dich vor, du Dohlenschwarm!

Preisgegeben.

Hochzeitskutschen, Orgelklänge;
Heute gibt's 'ne große Feier!
Neugierhälse, Volksgedränge;
Seht die Braut im weißen Schleier!

Lieblich bist du, auserlesen,
Junges Ding von siebzehn Jahren,
Schwebst dahin ein duftig Wesen,
Mit dem Myrtenkranz in Haaren.

Zag, in Mädchenscham erbebend,
Senkst du Züchtige die Lider;
Eine lichte Wolke, schwebend,
Hüllt der Krepp die schlanken Glieder.

Wer, o sprecht, ist der Beglückte,
Dem sie hat ihr Herz gegeben,
Der sich solche Blüte pflückte,
Dem sich eint ihr reines Leben?

Doch nicht jener hagre Alte,
Der dort wartet am Altare?
Hohle Wangen, manche Falte,
Zitterhände, wenig Haare!

Nicht in Arbeit, nicht in Ehre
Ist der Mann dort kahl geworden;
Oder noch in ihrer Leere
Scheint die Brust mit so viel Orden.

Zeigt ihr keiner, daß in Ketten
Sie zum Richtplatz wird gefahren?
Ist denn niemand, dich zu retten,
Keine Mutter, dich zu wahren? —

Ihre Mutter ist zur Stelle,
Strahlend blickt sie wie die Sonne,
Fährt auf ihres Stolzes Welle,
Schwimmt in einem Meer von Wonne.

Und der Priester fleht hernieder
Himmelsgaben. — Gibt dem Bunde
Gottes Segen; fromme Lieder
Tönen aus der Hochzeitsrunde.

Wie der Habicht schlägt die Taube,
Greift er sich ihr junges Leben;
Greisen Lüsten ward's zum Raube,
Ohn' Erbarmen, preisgegeben.

Nein!

„Du bist so krank, mein Vater,
Bete zu Jesu Christ,
Daß er sich dein erbarme;
Kurz ist die Gnadenfrist!“

Der Vater lächelte bitter
Und schüttelte trübe das Haupt;
Ihm hatten längst die Jahre
Den Kinderglauben geraubt.

„Mein Kind, ich mag nicht beten!
Nie, in der größten Not,
Hab' je das Knie gebeugt ich;
Mag's auch nicht beugen im Tod!“

Er schwieg, nicht wollte er mehr sprechen
Und winkte mit bleicher Hand;
Sein Auge es bat um Ruhe,
Dann wandte er stumm sich zur Wand.

„Vater, ich laß dich nicht sterben!
Ich lasse dir nimmer Ruh',
Eh' du dein Heil nicht gesucht hast,
Eh' nicht gebetet du!“

Da ward er müde, — dem Kinde
Erfüllt er das letzte Begehr
Und lallte Gebetesworte;
Schon ward die Zunge ihm schwer. —

Sie hatten den Toten gebettet,
Eine Bibel in der Hand,
Und hoch zu seinen Häupten
Ein goldnes Kruzifix stand.

So lag er von Kerzen umschimmert
Auf hohem Totenschrein,
Mit stummen, weißen Lippen;
Die Lippen, sie schwiegen ein: Nein!

Heinrich von Kleist.

Trauerspiel.

(1891.)

Personen.

Heinrich von Kleist.
Heinrich Karl Frhr. de la Motte Fouqué.
Adam Müller.
Vogel, Rendant.
Paltzow, Rentier.
Katz, Rezensent für gelehrte und Theatersachen.
Pieper, Schriftsteller und Kritiker.
Leske, Verleger.
Mappes, Kaufmann und Wucherer.
Henriette Vogel.
Marianne Paltzow.
Fräulein von Dechtel.
Frau Bartels, Kleists Wirtin.

Der Wirt zum Stimming. — Ein Exekutor des Gerichtes.
Herren und Damen. Dienerschaft.

Das Stück spielt zwischen dem 18. Oktober und dem 11. November 1811 in Berlin.

Erster Akt.

Wohnzimmer Heinrich von Kleists. Nüchterner, ärmlich möblierter Raum mit einem Alkoven. Rechts ein Schreibtisch, links ein Tisch, an dem Stühle. Ein Bücherspind. Einige Stiche und militärische Embleme an den Wänden.

Erste Szene.

Beim Aufgehen des Vorhanges steht Adam Müller am Schreibtisch und blättert in Papieren und Heften. Die Tür links öffnet sich, Frau Bartels tritt ein. Adam Müller schrickt bei ihrem Eintritt zusammen, wie auf einem Unrecht ertappt; da er Frau Bartels erkennt, beruhigt er sich und fährt fort, in den Papieren herumzukramen.

Frau Bartels macht sich inzwischen daran, mit mürrischer Miene den Staub von Tisch und Möbeln zu entfernen, indem sie mit einem Tuche auf dieselben schlägt.

Müller (von einem Hefte aufsehend, das er eben mustert). Schläft er noch, Frau Bartels?

Frau Bartels. Eben is er ufjewacht. Aber denn dauert et immer noch ne jute halbe Stunde, ehe daß er sich aus de Federn bequemt.

Müller. Kleist war doch früher kein solcher Langschläfer. —

Frau Bartels. Ach Jott. — Det liegt tiefer.

Müller. Wieso?

Frau Bartels (halblaut, nach der Tür links blickend). Er hat Sie nämlich wiedermal nich en roten Heller.

Müller. Das verstehe ich nicht. — Was hat das mit seinem langen Schlafen zu tun?

Frau Bartels. Na, sehn Se, wenn eener keen Jeld hat, denn kann er och keen Holz kofen — nichwahr? Und ohne Holz kann mer nich inheezen. —

Müller. Sehr wahr!

Frau Bartels. Na — und eh daß er nu friert, da bleibt er lieber im Bette. — Sehen Se, so kommt det schließlich rum.

Müller. Und Sie borgt ihrem Mietherrn nichts?

Frau Bartels. Ick! — Wo werd' ick so eenem wat pumpen. So dumm!

Müller (lächelnd). Weiß Sie wohl, gute Frau, daß manche Leute den da drinnen für einen großen Dichter halten? — Ja, sie beherbergt hier einen berühmten Mann.

Frau Bartels. Wat! En berühmter Mann — der da!

Müller. Ja, ja!

Frau Bartels. Na, für die Art Berühmtheit bedanke ick mir scheenstens. — En Hungerleider is er.

Müller. Was hat Sie denn gegen ihn einzuwenden?

Frau Bartels. Soll ick Se's sagen? Hier! (sie zeigt auf ihre Stirn) is et nich richtig mit en.

Müller. Wie äußert sich denn das? — Das wäre ja interessant zu erfahren.

Frau Bartels (mit einem Blicke nach der Türe links, tritt nahe an Müller heran). Wissen Se, er spricht oft so vor sich hin, och wenn ick in der Stube bin — janz dolles Zeug, das keen Mensch nich verstehen kann."

Müller. Etwa Verse?

Frau Bartels. Versche — och meglich — jedenfalls is et lauter Blech. Und manchmal da will er überhaupt jar nich uffstehn — weil er meent, schlafen und verjessen, det wäre det Scheenste in der Welt. Und vom ewigen Schlafe redt er dann — jar nich mehr ufwecken mecht er. — Sagen Se, is det nu nich verrickt?

Müller. Hat Sie sonst noch etwas Auffälliges bemerkt?

Frau Bartels. Ja, hören Se nur — solche Sachen! — Manchmal, in der Nacht, da heult er janz laut, flennt richtig wie en kleenet Kind, daß ick mir ordentlich schon verschrocken habe und denke, 's is en wirklich wat passiert. — Dat is doch nu de richtige Verricktheet, das müssen Se mir doch recht jeben.

Müller. Nun ja — allerdings! Ganz gewöhnlich ist das ja nicht — hm!

Zweite Szene.

(Fouqué durch die Mitte, im Überrock mit Hut und Stock. Frau Bartels, nachdem sie noch während einer kurzen Weile die Möbel abgestäubt, ab nach rechts.)

Müller. Sieh da, der Baron de la Motte Fouqué.

Fouqué. Und Sie, Herr Adam Müller. — Ist Kleist nicht zu Haus?

Müller. Er liegt, wie ich höre, noch in süßen Träumen da drinnen.

Fouqué. Schläft noch. — Es ist doch bald Mittagszeit.

Müller. Der arme Teufel! Er hat nichts zum Einheizen, und da bleibt er lieber im Bett. — Sieht das unserem Kleist nicht ähnlich — was?

Fouqué. Mein armer Heinrich! Heute ist sein Geburtstag, der vierunddreißigste, glaube ich. Ich bin zufällig in die Stadt gekommen und wollte die Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, Kleist zu begrüßen. — Er besitzt so wie so nicht allzuviele Freunde.

Müller. Ja, er hat ein eigenes Talent, sich seine Freunde zu verscherzen. Um so mehr muß man zu ihm halten, als Mann von Charakter. —

Fouqué. Aber aufstehen muß er. (Er geht zur Tür links.) Heinrich! Heda, Heinrich! (er pocht.) Steh auf, Faulpelz. — Ein Schwarm von Gratulanten antichambriert bei dir.

Stimme Kleists (aus dem Nebenzimmer). Fouqué — wahrhaftiger Gott — du bist's! Ich stehe schon auf. In fünf Minuten bin ich bei dir.

Fouqué. Der gute Junge! Aber er sollte nicht so lange schlafen, seine Stunden sind kostbar — sind ungemünztes Gold.

Müller. Meinen Sie?

Fouqué. Was könnte er schaffen, was könnte er uns geben, wenn er nur wollte. — Wir anderen zersinnen uns den Kopf nach großen Gedanken, und ihm fliegen sie nur so zu.

Müller. Er hat sehr nachgelassen in der letzten Zeit — ich fürchte, ich fürchte —

Fouqué. Was besorgen Sie?

Müller. Er hat sich ausgeschrieben.

Fouqué. Ach, nicht doch! —

Müller. Sehen Sie hier, Herr Baron. (Ein Heft vom Schreibtische nehmend.) Lauter Fragmente — nichts als Skizzen — angefangen, fünf, sechs Seiten geschrieben — dann liegen gelassen. Es ist keine Ausdauer in ihm — er bringt nichts mehr zu Ende.

Fouqué. Es werden schon bessere Tage für ihn kommen. Er bedarf nur ein wenig des Glückes — des Erfolges. Ohne Sonnenschein gedeiht doch keine Pflanze, und gerade die edleren Gewächse bedürfen viel Licht.

Müller. Ach — er selbst ist ja ganz allein an seinem Unglück schuld. — Warum kommen denn andere durch? — Er hat keine Prinzipien — hat nie welche

gehabt — ihm fehlt — wie soll ich sagen — — der sittliche Halt. — Was hat er denn nicht versucht? Erst war er Offizier. Das behagte ihm nicht.

Fouqué. Für einen Feuergeist, wie ihn, war der Gamaschendienst auch wirklich nichts.

Müller. Pah! Feuergeist. — Er ist gar nichts so Außergewöhnliches. — Mit dem Studium hat er's ja auch versucht — nun, hat er es etwa bis zum Staatsexamen gebracht? Und dann seine Verlobung, die zu nichts führte. — Keinen sittlichen Halt, wie ich schon sagte. — Nachher entdeckte er auf einmal den Dichter in sich.

Fouqué. Wollen Sie ihm die dichterische Begabung etwa auch absprechen?

Müller. Bewahre mich Gott! Nein. — Sie mißverstehen mich gänzlich, Herr Baron. — Ich bin sein Freund, er wird kaum einen treueren haben als mich; deshalb muß ich aber doch nicht ein blinder Anbeter sein von allem, was er tut und schreibt. Weiß Gott, wir haben schon mancherlei gemeinsam durchgemacht, Kleist und ich — in Dresden und nun hier wieder. Ich bin nicht immer gut dabei gefahren; über mancherlei könnte ich mich beschweren. — Sie, Herr Baron, kennen ja unseren Freund und wissen —

Fouqué (ihn unterbrechend). Sagen Sie, sind ihm nicht Stellen angeboten worden in der letzten Zeit?

Müller. Jawohl, im Heere wie im Zivildienst — durch die Gnade des Königs.

Fouqué. Nun — und —

Müller. Er will nicht. Warum? Aus purem Eigensinn. — Oder hält er sich für zu gut dazu? — Er hat eben eine ganz übertriebene Vorstellung von seiner Bedeutung.

Fouqué. Da ist er endlich.

Dritte Szene.

(Kleist von links, er springt freudig erregt auf Fouqué zu, den er umarmt.)

Kleist. Fouqué, mein alter Lieber! Du hast mich also wirklich nicht ganz vergessen.

Fouqué. Wie könnte ich das je! — Ich kam, dir zu gratulieren.

Kleist. Mir zu gratulieren — wozu?

Fouqué. Nun, zu deinem Geburtstage. Hast du vielleicht vergessen, daß heute —

Kleist. Richtig! — Und dazu willst du mir also Glück wünschen?

Fouqué. Ja dir — und auch mir, und — der Welt.

Kleist. Mein Freund! — Nun — ich könnte dich wohl an das Wort eines griechischen Dichters erinnern, das wahrer ist als alles, was je über das Geborensein gesagt wurde.

Fouqué. Ach Unsinn!

Kleist. Schon gut! — Nicht jeder kann das verstehen, und niemand will es zugeben. — Es ist gegen unsere Natur. — — (Aus Schwermut zur Lustigkeit umspringend.) Ach — das Leben ist doch schön — nicht wahr, Fouqué?

Fouqué. Es kann schön sein —

Kleist. Ja, man muß ein Gut besitzen, wie du — eine liebe, schöne Frau, die einem jeden Kummer wegküßt — ein wenig Phlegma und Selbstzufriedenheit — und — einen guten Magen. Ha ha! — Auch etwas, ihn zu füllen. Dann kann man mit fromm über dem vollen Bauche gefalteten Händen ausrufen: „Wie herrlich ist doch alles in dieser schönen Welt eingerichtet," und den Schöpfer preisen, daß nicht ein jeder es so gut hat — nicht wahr?

Fouqué. Warum so bitter, Kleist?

Kleist. Bitter! — Ja, ich bringe nur noch bittere Früchte hervor. — Früher, da war ich ein Stamm, der edle Früchte hätte tragen können und — sollen. — Gott, erinnert einen doch nicht immer wieder daran, was hätte sein können. — Nun, jetzt eben hänge ich voll bitterer Früchte. Meine Wurzeln treiben nur noch elende, entartete Reiser.

Fouqué. Aber lieber Kleist! —

Müller (der sich bis dahin beobachtend fern gehalten hat, hinzutretend). Nein, das ist entschieden Übertreibung, Herr von Kleist.

Kleist. Seht an — der!

Müller (mit einer Verbeugung, etwas unsicher). Ja — auch ich wollte mir erlauben, Herr von Kleist, Ihnen zu gratulieren.

Kleist. Und wollen um Verzeihung bitten. — Sie sei Ihnen gewährt.

Müller. Sie sprechen von Verzeihung, Herr von Kleist. — Gestatten Sie, das verstehe ich nicht ganz.

Kleist. Nun ja doch. Ich verzeihe Ihnen den Streich von neulich.

Müller. Den Streich? —

Kleist. Warum denn nicht.

Müller. Das habe ich, bei Gott, nicht um Sie verdient.

Kleist. Daß ich Ihnen verzeihe. Möglich!

Müller. Herr von Kleist, ich muß denn doch um eine Erklärung bitten.

Kleist. Nun, wenn Sie sich an dem Ausdrucke stoßen, taufen wir es um; nennen wir es einen letzten Liebesdienst, den Sie mir erwiesen.

Müller. Liebesdienst?

Kleist. Mit jenem famosen Artikel in den Abendblättern. — Sie wissen ja — worauf mein Blatt, dieser letzte Rettungsanker eines lecken Schiffes — worauf dieses mein Blatt von Regierungs wegen konfisziert wurde.

Müller. Herr von Kleist, meine Absichten waren dabei die —

Kleist. Kann ich mehr tun, als Ihnen verzeihen. Jemand mußte mir doch den Gnadenstoß geben; wie schön, daß er von Freundeshand kam.

Müller (sich zu Fouqué wendend). Herr Baron, wie soll man sich solchen Anschuldigungen gegenüber verhalten? — Unser lieber Kleist scheint mir heute nicht gerade in der besten Laune.

Kleist. Ich nicht bei Laune! — In der besten bin ich, wahrhaftig, in der allerbesten.

Fouqué. Wirklich?

Kleist. Ja, in einer ganz besonderen Stimmung. — Ich kann's euch kaum beschreiben. So etwa muß es auf hohen, ganz hohen Bergen sein. Die Luft ist rein und kalt, alle Sinne geschärft, man sieht in unendliche Weiten, und das Nahe verschwimmt. — Fest wie das Urgestein zu deinen Füßen steht eine Tatsache: Der Unwert des Daseins. — Immer dünner wird die Luft, immer leichter die Seele, man schwimmt im kristallhellen Äther der durchsichtigsten Selbsterkenntnis —

Fouqué (ihn am Arme berührend). Kleist, ich kam hierher, um von ernsthaften Dingen mit dir zu sprechen.

Kleist. Ich hielt dies für verdammt ernsthaft. — Aber gut —

Fouqué. Wie bringst du deine Tage zu? Was treibst du? Wie steht es mit deinen Plänen — dichtest du?

Kleist. Dichten! — Für Zeitungen schreibe ich.

Fouqué. Du?

Kleist. Warum nicht, Fouqué!

Fouqué. Weil mir das eines Edelmannes unwürdig erscheint.

Kleist. Mit leeren Taschen vornehm sein, ist auch schwer.

Fouqué. Das geht nicht so weiter (sich umsehend). Ist diese Spelunke der Aufenthalt für einen Kleist?

Kleist. Wem sagst du das?

Fouqué. Du bist es schon allein den Deinen schuldig — deinen Angehörigen —

Kleist. Denen! — Nein, mit meiner Familie bin ich quitt.

Fouqué. Was ist geschehen?

Kleist. Weißt du, Fouqué, bisher glaubte ich, wenn irgend eine Liebe groß und heilig sei auf der Welt, so müsse es die zwischen Bruder und Schwester sein. — Denke nur: Mann und Weib also zum Lieben geschaffen, dazu demselben Schoße entsprossen. — Gäbe es zwischen zwei Menschenkindern eine nähere Verwandtschaft?

Fouqué. Du sprichst von Ulrike?

Kleist. Ja, von ihr spreche ich. — — Neulich war ich in Frankfurt. —

Fouqué. Nahmen sie dich nicht gut auf?

Kleist. So etwa wie einen Feind, welchen man in die Festung einläßt, unter dem Vorgeben, mit ihm verhandeln zu wollen, und den man, kaum ist er innerhalb der Wälle, meuchlings überfällt.

Fouqué. Das kann ich mir gar nicht denken. } gleichzeitig.

Müller. Das wäre ja außerordentlich! }

Fouqué. Auf eine oder die andere Weise muß das ausgeglichen werden.

Kleist. Nie!

Müller. Schließlich hängen Sie doch von den Ihren ab.

Kleist. Ach — ich hätte Lust, dieser ganzen Sippe von Tanten, Paten, Stiftsdamen — und wie sie alle heißen, einen Streich zu spielen — irgendeinen verteufelten Streich. Damit sie wenigstens Grund haben, sich das Maul zu den Ohren zu reden.

Fouqué. Nein, setze sie lieber durch eine wirklich große Tat in Staunen.

Kleist. Große Taten — hm — sprechen wir von anderem. — — Was gibt's denn in der Stadt, am Hofe? Hat Hardenberg wieder eine Geliebte? Es ist, glaube ich, schon ganze vierundzwanzig Stunden her, daß er mit der letzten brach. — So redet doch! — Was ist das letzte aus Paris? — Hat der kaiserliche Tiger gute Verdauung? Wie? — Oder sind neue Fettheringe aus Hamburg eingetroffen? — Herr Gott, so redet doch nur! Ihr seht, ich bemühe mich nach Möglichkeit, euch entgegenzukommen.

Müller (zu Fouqué). Sehen Sie, so ist er nun gegen seine aufrichtigsten Freunde.

Fouqué. Kleist, du kannst einem wahrhaftig die Laune verderben.

Kleist. Oder über unser liebes Vaterland. — Wieviel darf Preußen neuerdings wohl für die Ehre zahlen, der Prügeljunge des korsischen Plebejers zu sein? — — Ihr wundert euch über mich. Mein Wort, ich wundere mich über mich selbst, daß ich noch essen, trinken, schlafen kann, und dabei mein Vaterland so tief gebeugt. — — Wäre man nicht so klein, so kalt,

so mattherzig, man müßte zu Taten schreiten. Aber so — nicht wahr, Fouqué, nicht wahr, Müller! Wenn man nur selbst Stuhlgang hat; um das Bauchgrimmen Deutschlands brauchen wir uns nicht zu bekümmern — nicht wahr?

Vierte Szene.

(Ein Diener tritt ein durch die Mitte. Er trägt einen Kranz von weißen Rosen mit schwarzen Bändern, den er Kleist überreicht.)

Diener. Für Herrn Heinrich von Kleist.

Fouqué. Sieh da, ein Blumengruß.

Müller. Von wem kommt das?

Diener. Ich sollte es abgeben. — Der Herr von Kleist würden schon wissen. — Hier ist auch ein Brief.

Müller. Mit schwarzem Rande und Siegel.

Fouqué. Das scheint mehr für ein Begräbnis als für ein Wiegenfest bestimmt. — (Zu dem Diener.) Er ist wohl an die falsche Adresse geraten?

Diener. Nein, für Herrn Heinrich von Kleist sind die Blumen und der Brief.

Kleist (während des Lesens). Ah — das ist schön!

Fouqué. Wie, mein Freund?

Kleist. Wunderbar! Welch wollüstig süße Schwermut die Seele eines Weibes beherbergen kann. (Im Anblick der Blumen verloren.) Und diese Rosen — wie melancholisch sie duften.

Müller. Das klingt geheimnisvoll.

Fouqué. Kleist!

Kleist. Was gibt's? — Ach, richtig, ihr! — Ihr seid neugierig. Hier, lest. (Er reicht Fouqué den Brief.)

Fouqué. Das sind ja Verse.

(liest) „Wie wohl wird's tun,
Wenn ich vom wüsten Lärmen

Entfernt, in dunkler Kammer werde ruhn,
Da keiner Sonne Strahlen mich erwärmen,
Wie wohl wird's tun."

Kleist (nimmt ihm das Blatt aus der Hand). Du kannst nicht lesen.

„Wie wohl wird's tun,
Wenn ich vom wüsten Lärmen
Entfernt, in dunkler Kammer werde ruhn,
Da keiner Sonne Strahlen mich erwärmen,
Wie wohl wird's tun.

Mein Feind mag ruhig mir zu Häupten schreiten,
Mag lachend weisen auf den Leichenstein,
Was kann's am kühlen Orte mir bedeuten,
Denn mir ist wohl; ich bin allein.

Der Tag bescheint die Welt wie vor Äonen,
Sie blüht in seinem Licht zu neuer Pracht,
Mich lockt er nicht; nicht würde sich's verlohnen,
Laßt schlummern mich! Ich liebe meine Nacht.

Wie wohl wird's tun!
Der Abend sank hernieder,
An seinem Busen kann ich ewig ruhn.
Nie wieder heben sich die müden Lider,
Wie wohl wird's tun."

(Er läßt das Blatt sinken.) Nun, was sagt ihr dazu?

Fouqué. Entschuldige, lieber Kleist, das Gedicht ist ja nicht schlecht; aber zu einem Geburtstagsfeste — das scheint mir denn doch absurd.

Kleist (zu Müller). Und Sie!

Müller. Mir macht es den Eindruck des Krankhaften — des Überreizten.

Kleist. Da haben wir's. — Aberwitz — Krankheit! — Das glatte Urteil zweier sehr weiser Leute: Fouqué — Adam Müller. — Sterne am Himmel

unserer Literatur. — Nun denn, ihr braven Weisheitsräte, ich sage euch, das, was ihr für Wahnsinn erklärt, ist höchste Vernunft — Gesundheit — Schönheit — Harmonie — Ideal — o! (Er wendet den beiden den Rücken.)

Müller (halblaut zu Fouqué). Ich kann mir übrigens denken, von wem das Gedicht stammt.

Fünfte Szene.

(Henriette Vogel durch die Mitte, gefolgt von ihrem Gatten. Sie ist in Trauerkleidung.)

Kleist (unwillkürlich). Henriette!

Müller. Ich glaube gar — Frau Vogel! — Und er ist auch mit. — Das ist noch erstaunlicher.

(Henriette ist auf Kleist zugeschritten, ohne die anderen zu beachten. Sie reicht ihm die Hand und blickt ihn mit ernster Miene schweigend an.)

Vogel (nähert sich Kleist verlegen zögernd). Auch ich wollte Ihnen meinen Glückwunsch aussprechen, Herr von Kleist — zum heutigen Tage. Es ist Ihr Geburtstag — wie ich höre. — Möge Gott —

Henriette (ruhig abweisend). Laß gut sein!

(Vogel zieht sich zurück.)

Müller (zu Fouqué). Was sagen Sie dazu?

Henriette (halblaut zu Kleist). Du hast den Gruß erhalten?

Kleist. Und verstanden. — Sei gedankt.

Müller (sich den beiden nähernd). Gnädige Frau — darf ich mir erlauben, Sie zu begrüßen. — Entsinnen Sie sich meiner noch?

Henriette. Ich habe Sie nicht vergessen, Adam Müller.

Müller. Sehr schmeichelhaft für mich. — Und hier ist der Baron de la Motte Fouqué — der weltbekannte Dichter.

Henriette. Sie sind Dichter?

Fouqué. Man tut mir die Ehre an, mich für einen zu halten.

Henriette. Was besingen Sie?

Fouqué. Nun — die Welt — das Leben.

Henriette (schüttelt das Haupt und lächelt). Das ist nicht Dichtung.

Fouqué. Nicht Dichtung?

Henriette. Nein!

Fouqué. Was sollte man denn nach Ihrer Ansicht besingen, gnädige Frau?

Henriette (ernst). Den Tod.

Fouqué. Wie — den Tod?

Henriette. Der Urgrund aller Dinge.

Fouqué. Entschuldigen Sie — das — scheint mir aber doch —

Henriette (mit plötzlicher Lebhaftigkeit). Was war vor dem Leben? — Was wird nach dem Leben sein? — Was ist das einzig Gewisse im Wechsel der Dinge? — Auf jede Frage ist dies die letzte Antwort. — Der Tod ist der Refrain des Lebens — warum sollte er's also nicht in der Dichtung sein? — (Sie wendet sich zu Kleist, mit dem sie nach hinten geht.)

Müller (halblaut zu Fouqué). Merken Sie etwas? — Die Blumen stammen von ihr.

Fouqué. Die Blumen. —

Müller. Und auch das Gedicht.

Fouqué. Sie dichtet?

Müller. O, Henriette ist ein geistvolles Weib. — Ich kenne sie sehr genau.

Fouqué. Aber — ist sie denn krank?

Müller. Wie Sie es nehmen wollen. — Unbefriedigt ist sie; das ist ihre Krankheit. — Sie hat sich

sehr verändert. Früher, als Henriette sich noch nicht dem Weltschmerze ergeben hatte, sprühte sie nur so von Geist und Witz — und sie sang! — Ihre eigenen Dichtungen zur Harfe — ah! — Ich sage Ihnen, Herr Baron, sie war ein berückendes Weib — o, ich habe sie sehr gut gekannt. —

Fouqué. Aber wie in aller Welt ist sie zu diesem Manne gekommen?

Müller (nachdem er sich umgeschaut). Das ist ja gerade der kritische Punkt — — (da Kleist und Henriette nach vorn kommen, spricht er leise weiter).

Vogel (der sich seiner Frau genähert). Henriette!

Henriette. Laß gut sein!

(Vogel bleibt unentschlossen stehen.)

Müller (zu Fouqué). Nun können Sie sich das Rätsel ja ungefähr erklären. (Zu Vogel tretend.) Bester Herr Vogel, wie ist es ihm denn ergangen, seit wir uns nicht gesehen?

(Müller, Vogel und Fouqué wenden sich nach hinten und verweilen während des nächsten Gesprächs in dem Alkoven.)

Henriette (allein mit Kleist im Vordergrunde). Gedenkst du deines Versprechens — mein Freund?

Kleist. Henriette — bei Tag und Nacht gedenke ich seiner.

Henriette. Und — soll's noch lange währen? — (Plötzlich voll Feuer.) Laß es doch heute sein — heute! — Welcher Tag wäre schöner? — Geburt und Tod — Anfang und Ende — eins. Ein Ring, der sich schließt. So ist nichts gewesen. —

Kleist (unruhig). Ich — ah — Henriette! — Ich bin noch nicht bereit.

Henriette. Nicht bereit? — Noch immer nicht genug? — Du willst also weiter an deinen Ketten

zerren. — Noch nicht müde von der Jagd nach der falschen Freude?

Kleist. Nein, nein, nein! — Darüber bin ich hinaus. Die Freude am Leben haben sie mir aus dem Leibe gehetzt.

Henriette. Nun also! — Dann fehlt es dir an Mut.

Kleist. An Mut! — Sage das nicht wieder — an Mut!

Henriette. Was ist es sonst? — Du sagst, du besitzest die Einsicht und auch den Mut — nun — dann also verbirgst du mir etwas.

Kleist. Dir, Henriette!

Henriette. Darf ich's nicht wissen — mein Freund.

Kleist. Es ist — ich fühle, daß ich hier noch mancherlei zu tun hätte. — Ich bin noch nicht reif.

Henriette. Wer keine Hoffnung mehr hat, der ist reif.

Kleist. Ich habe den Unwert des Lebens durchschaut, und trotzdem hänge ich am Leben.

Henriette. Du hast recht, dann bist du noch nicht reif. — Aber dann wird das Leben selbst dafür sorgen, daß du es hassen lernst, grimmiger als den Tod.

(Da die anderen wieder nach vorn kommen, begeben sich Kleist und Henriette langsam nach hinten; Vogel schließt sich ihnen für eine kurze Zeit an.)

Müller (mit Fouqué im Vordergrunde). Und was sagen Sie zu diesem Muster eines Ehemannes?

Fouqué. Kleist tut großes Unrecht.

Müller. Ja, es ist ein skandalöses Verhältnis.

Fouqué. Die Frauen haben ihn von jeher verwöhnt.

Müller. Die Weiber lieben eben das Charakterlose.

Fouqué. Ich fühle, hier müßte etwas getan werden.

Müller. Hören Sie mich, Herr Baron, ich habe einen Plan zu Kleists Bestem. — Aber Sie müssen mir helfen.

Fouqué. Gern, wenn es wirklich zu seinem Besten ist.

Müller. Als seine Freunde haben wir die Pflicht und das Recht, ihn zu leiten — denn wahrhaftig — er ist wie ein Schiff mit zerbrochenem Steuer.

Fouqué. Es liegt etwas Wahres in diesem Vergleiche.

Müller. Nun — ich glaube, es könnte nichts schaden, wenn wir einmal die Steuerung des Schiffes übernähmen und ihm einen bestimmten Kurs gäben — (sprechen weiter).

(Kleist und Henriette kommen wieder nach vorn.)

Kleist (halblaut). Sie sollten Ihrem Gatten doch anders begegnen.

Henriette. Er ist ein Bleigewicht an meiner Seele.

Kleist. Er liebt Sie so ehrlich.

Henriette (erregt). Ah! — Diese aufdringliche Liebe, die — Rechte zu haben glaubt —

Vogel (der sich ihr genähert hat). Henriette — wir müssen gehen.

Henriette (mit kaltem Blicke). Müssen? —

Vogel. Herr von Kleist wird uns entschuldigen — der Dienst ruft mich.

Henriette. Als ob es der Mühe wert wäre, den Menschen zu dienen.

Müller (zu Fouqué). Sehen Sie — es liegt oft ein gewisser Sinn in ihrem Unsinn.

Henriette (sich rasch umwendend). Was sagten Sie da — Adam Müller?

Müller. Ich sagte nur — der Tiefsinn, den gnädige Frau entwickeln, wird unsereinem manchmal schwer zu verstehen.

Henriette (mißt ihn mit einem scharfen Blicke). Adam Müller — an Ihrer Seele frißt der Neid.

Müller (verblüfft). Der Neid!

Henriette. Sie neiden Größeren das, was Ihnen fehlt.

Müller (betreten). Aber — wenn ich fragen darf — was fehlt mir?

Henriette. Das fühlen Sie selbst; darum gerade fehlt es Ihnen. — Und Sie werden es nie erreichen, soviel Sie auch an fremden Schicksalen herumnesteln mögen. —

Müller (die Achseln zuckend). Rätselhaft — ganz rätselhaft!

Henriette (zu ihrem Gatten). So laß uns gehen. — (Sie tritt zu Kleist, dem sie mit einem tiefen Blicke die Hand gibt, dann ab mit Vogel durch die Mitte.)

Sechste Szene.

Kleist blickt ihr wie verzaubert nach.

Fouqué (indem er Kleist am Arme berührt). Mein Freund!

Kleist (auffahrend). Ah!

Fouqué. Was bedeutete das?

Kleist. Wie?

Fouqué. Nun, all dies, was wir staunend mit angesehen. — Dein Verkehr mit dieser Frau.

Kleist. Was hältst du von ihr — sprich!

Fouqué. Ich weiß bei Gott nicht, was ich von ihr denken soll — eine verheiratete Frau —

Kleist. Verheiratet! — Was hat das zu sagen? Sie ist ein großer, vorurteilsfreier Geist.

F o u q u é. Aber der Schein, Kleist — der Schein! Bedenke doch, in welchem Lichte euer Verkehr erscheint.

K l e i s t (abwesend). Hat sie nicht etwas an sich von einer Verstorbenen? — So wesenlos — und lockend, wie der Schatten eines geliebten Menschen.

M ü l l e r (halblaut zu Fouqué). Ist das noch zurechnungsfähig zu nennen?

K l e i s t (träumend). In ihrer Nähe ist mir's, als sei die Dämmerung angebrochen — ja — die süße Dämmerung, die uns aus dem grellen Tageslichte hinüberleitet ins Dunkel der Nacht.

F o u q u é. Du mußt sie in einem besonderen Lichte sehen — mir scheint sie weiter nichts als ein tief beklagenswertes Geschöpf — ein zerrütteter Geist.

K l e i s t (ohne auf Fouqué zu hören, visionär). Ihre Nähe macht eine Saite meiner Seele erzittern — mitklingen. — Im tiefsten, dunklen Grunde der Naturen muß zwischen uns Verwandtschaft bestehen. — Habt ihr wohl ihr Todessehnen im Auge bemerkt?

F o u q u é. Sie ist krank.

M ü l l e r. Ihr Leiden liegt auf der Hand. — Wäre ihr Herr Gemahl ein Mann —

K l e i s t (aufbrausend). Was redet ihr? — Was faselt ihr! — Blind seid ihr — gefühllos in eurem Panzer von Lebenslust und Behäbigkeit. — Was wißt ihr von dem reinen, dem heiligenden Gefühle des Schmerzes, das zwei Seelen so unzertrennlich aneinander fesseln kann. — — Ihr natürlich seht im Verhältnis vom Mann zur Frau nur das Gemeine. — Daß es noch etwas Höheres geben kann, eine Freundschaft von Seelen, die auf denselben Grundton gestimmt sind — — Ach, was verschwende ich meine Worte! —

(Er wendet sich ab und geht erregt im Zimmer umher.)

Fouqué. Seine Reizbarkeit hat erschreckend zugenommen.

Müller. Sagen Sie selbst, Herr Baron — dürfen wir hier die ruhigen Zuschauer spielen? — Es ist wahrhaftig nicht meine Art und Weise, mich in fremder Leute Angelegenheiten zu mischen — das ist ein Geschäft, bei dem man selten Dank erntet, auch widerstrebt es meinem Zartgefühle —

Fouqué (ihn unterbrechend). Vor allem müssen wir ihn aus den Schlingen dieses Weibes zu befreien suchen — sie scheint geradezu eine dämonische Gewalt über ihn zu besitzen.

Müller. Ganz meine Ansicht! Schwachen Menschen, wie ihm, kann eine solche Frau gefährlich werden. Aber Vorsicht! Er ist mißtrauisch und eigensinnig. Um keinen Preis darf er etwas von unseren Absichten merken.

Fouqué (zu Kleist tretend). Kleist — mein alter Freund — willst du uns anhören?

Kleist. Warum auch nicht? — Zeit habe ich ja — mehr als genug! — Ich stehle dem lieben Gott so wie so nur die Tage.

Fouqué. Ja, ihm sei's geklagt! Du wucherst schlecht mit deinem Pfunde. — Mensch, etwas muß sich ändern, so geht's nicht weiter — so führt's zum Abgrunde. Sage, siehst du das nicht selbst?

Kleist. Besser als du.

Fouqué. Nun — und da raffst du dich nicht auf? Läßt das Boot in den Strudel treiben, ohne zu den Rudern zu greifen!

Kleist. Das Bild ist gut. — Das Boot auf dunklem Gewässer — ringsum Nebeldunst — und — fernes Rauschen kündet den Katarakt — das Bild gefällt mir.

Fouqué. Höre jetzt auf das, was ich dir sage. Es bieten sich dir Aussichten —

Kleist. Im Staatsdienste? — Nein, guter Fouqué, in das Joch krieche ich nicht mehr. Ich kenne den Staatsdienst. — Es ist ein enger Gang, je weiter man hineinkommt, je tiefer muß man sich bücken — schließlich kriechen — mühsam keuchend in stickender Luft.

Fouqué. Vom Staatsdienst ist gar nicht die Rede.

Kleist. Wovon denn? — So braucht man wohl einen Gelegenheitsdichter? — Zwei Silbergroschen das Gedicht. — Oder einen Kopisten mit sauberer Handschrift — wie?

Fouqué. Du sollst deine volle Freiheit bewahren.

Kleist. Freiheit! — ja, das ist ein köstliches Gut. Das einzige, das ich besitze. — So ganz ein Ball sein in der eigenen Hand, den man hinwerfen kann, wohin es einem beliebt — in den Himmel oder in den tiefsten Abgrund.

Fouqué (zu Müller). Nun — sprechen Sie!

Müller. Herr von Kleist, war es nicht einstmals Ihr Wunsch, ein großer Dichter Ihres Volkes zu werden?

Kleist. Ein großer! — Adam Müller, der größte wollte ich werden. Und wer weiß — beim Allmächtigen — wer weiß — wenn ich ein wenig von jener eisigen, berechnenden — egoistischen Götterruhe im Blute hätte, die dem großen Alten dort in Weimar die Seele umpanzert hält —

Müller (ihn unterbrechend). Ich glaube, daß es etwas anderes war, das Ihnen bisher fehlte zur vollen Entfaltung Ihrer Begabung.

Kleist. Und das wäre?

Müller. Eine gesicherte, sorgenfreie Existenz.

Kleist (stutzend). So — wahrhaftig!

Fouqué. Ja, Adam Müller hat recht. Eine sorgenfreie Lage würde dir Muße geben, ganz dich auszuleben, deine volle Kraft, deine herrlichen Gaben dem einen großen Zwecke zu widmen. — Kleist, ich verstehe dich nicht! Gefällt dir denn deine jetzige Lebensweise so sehr?

Kleist. Mein Freund, ich bin weder ein Gott noch ein Tier. — Ich bin ein Mensch, dem Hunger und Kälte weh tun. Ich habe eine zarte Haut. — Ah — warum ward der Mensch nackt geschaffen, wenn er doch in Nesseln geworfen wird?

Müller. Nun, wozu ist denn dem Menschen eigentlich der Verstand gegeben! Man muß eben seine Lage zu verbessern suchen. Wir kommen doch auch durch, Herr von Kleist.

Kleist. Ja, Ihr!

Müller. Nun, bei aller Bescheidenheit, so ganz gewöhnliche Kreaturen sind wir am Ende auch nicht.

Fouqué. Wie hoch flogen ehemals deine Pläne, Kleist. Ich kann mich der Zeit entsinnen, da du schwurest, du würdest deinem glorreichen Stamme zu anderen Kränzen des Ruhmes noch den vornehmsten Lorbeer, den des Dichters, erobern. — War es nicht so — sprich!

Kleist. Ja — das waren meine Träume. — — Ach, mein Freund, rühre daran nicht. Siehst du, früher da glaubte ich an mich, aber inzwischen habe ich eingesehen — daß — —

Fouqué. Nun?

Kleist. Daß das Große, was ich hier drinnen trage — ich sage, daß ich dieses Große niemals rein und groß zutage fördern werde. Unzulänglich, stümperhaft, verpfuscht ist alles, was ich schaffe. Keines meiner Werke gibt eine Ahnung davon, wie ich es empfunden.

Fouqué. Mein Freund, wem von uns ginge das nicht so?

Müller. Der Herr Baron hat sehr recht. Jeder tiefere Geist, wir alle leiden an solchen Anwandlungen.

Fouqué. Lerne nur Beschränkung, Geduld, Genügsamkeit. Suche im kleinen das Mögliche zu leisten, dann wirst du zufrieden sein.

Kleist. Ich zufrieden — nie!

Müller. Dann ist Ihnen eben nicht zu helfen.

Kleist. Von innen drängt mich das, wofür ich keinen Namen habe — das Unendliche — die gebundene Gottheit. — Von außen drückt mich die dumpfe Atmosphäre des Lebens und tausend reibende Fesseln. — Wer könnte das ertragen!

Siebente Szene.

(Frau Bartels durch die Mitte.)

Frau Bartels. 's is en Herr draußen. Mappes sagt er, hieß er.

Kleist. Ah, dieser Menschenfreund, schon wiedermal! — Sagen Sie Herrn Mappes, ich hätte Besuch und könnte ihn jetzt nicht empfangen.

Frau Bartels. Heute jing er nich wieder so weg — hat er jesagt.

Fouqué. Was will der Mann von dir?

Kleist. Das einzige, was er bei mir nicht finden kann: Geld!

Frau Bartels. Er hat och den Exekutor mit.

Müller u. Fouqué (gleichzeitig). Den Exekutor!

Frau Bartels. Ja un von pfänden haben se was geredt. — Ick bin blos neigierig, wat die hier pfänden wern.

(Frau Bartels ab durch die Mitte.)

Fouqué. Kleist, was ist das für ein Mann? — Was hast du mit ihm zu schaffen?

Kleist. Ach, weißt du, Fouqué, das ist einer der wenigen, die etwas von mir halten. Er schätzt mich hoch, dieser Mappes — zu hoch. Er hält mich für mehr wert, als ich bin.

Fouqué. Was soll das heißen?

Kleist. Siehst du, dieser Mappes kaufte meine sämtlichen Schulden auf —

Fouqué. Kaufte — deine Schulden auf?

Kleist. Ja, er brachte sie an sich — wohl für ein geringes. Armer Mann! Die Spekulation war falsch. Wie ich bin, kann er mich auf den Kopf stellen, nichts wird aus meinen Taschen fallen.

Achte Szene.

(Mappes und der Exekutor durch die Mitte.)

Fouqué. Eine verbotene Physiognomie!

Mappes (zum Exekutor, auf Kleist weisend). Dieser da ist Herr von Kleist.

(Der Exekutor überreicht Kleist ein Papier.)

Fouqué. Was ist das?

Exekutor. Ein Gerichtsbeschluß.

Mappes. Ein extrahierter Beschluß des Gerichtes — bezeugt, daß meine Forderungen sind wohlerworben — daß sie sind rechtskräftig, obsieglich eingeklagt. — Dies ist die Ausfertigung des Beschlusses, kraft deren mir zusteht Exekution in das Vermögen des Schuldners — meine Herren.

Kleist. Du siehst, Fouqué, er ist angefüllt bis an den Rand mit gutem Rechte.

Mappes. Der Herr von Kleist wird es nicht kommen lassen so weit — ich weiß es. Der Herr von

Kleist ist klug, er wird mich nicht treiben zum äußersten, — er ist ein Edelmann — und wird es nicht kommen lassen wollen bis zur Exekution.

Kleist. Wenn Er mir das Geheimnis verraten kann, mein Bester, wie man aus gutem Willen gute Münze schlägt, dann ist ihm und mir zugleich geholfen.

Mappes. Der Herr von Kleist wollen mich halten zum Narren.

Kleist. Ist nicht nötig. — Wenn er hier nach Schätzen sucht, hält er sich selbst zum Narren.

Mappes. Gott ist mei Zeuge, daß mich der Herr getrieben hat zum äußersten. — (Zum Exekutor.) Der Schuldner verweigert Zahlung — Sie haben es gehört.

(Der Exekutor macht sich daran, das Inventar des Zimmers zu mustern.)

Fouqué (zu Mappes). Er scheint nicht zu wissen, mit wem er es hier zu tun hat.

Mappes. Werde ich nicht wissen, mit wem ich es habe zu tun. — Herr Heinrich von Kleist ist mein Schuldner.

Fouqué. Wie kommt Er zu der Forderung an ihn?

Mappes. Wie ich komme zu Forderungen an Herrn von Kleist? Hier ist der Gerichtsbeschluß. — Wollen sich der Herr überzeugen mit eigenen Augen. Steht nicht hier, daß meine Forderung ist rechtskräftig, obsieglich eingeklagt? — Also sehen der Herr, daß meine Ansprüche sind wohlerworben, und daß ich nur mache Gebrauch von meinem guten Recht.

Fouqué. Gutes Recht! — Man möchte fragen, wie kommt das gute Recht zu dem?

Kleist. Wie der goldene Ring zur Elster. — Laß ihn nur, Fouqué, seine Ansprüche sind besser als er. — Warum sollte nicht auch ein schmutziges Gefäß einen klaren Inhalt haben können!

(Mappes hat sich zu dem Exekutor begeben und hilft ihm suchen.)

Fouqué (zu Müller). Sollen wir das wirklich so ruhig mit ansehen?

Müller. Glauben Sie mir, Herr Baron, mein Vermögen gäbe ich her für Herrn von Kleist — gern gäbe ich es her, wenn ihm damit geholfen wäre. Was würde es nützen? — Wasser in ein Sieb gegossen.

(Mappes und der Exekutor kramen in Kleists Schreibtisch.)

Exekutor (einen Stoß Papiere emporhebend). Das hier —

Kleist. Sind Manuskripte! Wertlos, völlig wertlos — wie ihm die deutsche Kritik erklären wird, guter Mann.

Exekutor (die Hand auf einen anderen Stoß legend). Und das hier? —

Kleist. Drucksachen. — „Michael Kohlhaas" — „Penthesilea" — „Prinz von Homburg". Makulatur — alles Makulatur! — Frage Er nur die deutschen Theaterdirektoren, wieviel man dafür bietet.

Exekutor. Also alles wertlos?

Kleist. Wertlos, alles wertlos, mein guter Mann. Schrieb mir's denn nicht neulich erst Cotta, als er mir mein „Käthchen" zurückschickte; und seht, — Cotta, der muß es doch wissen. — Also, brave Leute, ihr seht wohl nun ein, daß bei mir nichts zu holen ist. Ihr habt mir zuviel zugetraut; dank im übrigen für die gute Meinung.

Fouqué (zu Mappes). Was beträgt seine Forderung?

Mappes. Fünfzig Taler — Zinsen und Gerichtskosten eingerechnet. Die Forderung ist wohlerworben, meine Herrn. — Soll ich nicht machen Gebrauch von einer wohlerworbenen Forderung?

Fouqué (hat einen Beutel aus der Tasche gezogen, entnimmt ihm Geld). Hier! — Erklärt Er sich damit für befriedigt?

Mappes (zählt das Geld). Soll das sein für mich?

Fouqué. Damit ist seine Forderung gegen Herrn von Kleist getilgt. Und nun pack Er sich, und das auf der Stelle.

Mappes. Der Herr sind sehr gütig. Darf ich mich anbieten —

Fouqué. Will Er sich wohl packen!

(Mappes und der Exekutor entfernen sich.)

Neunte Szene.

(Die vorigen, ohne Mappes und Exekutor.)

Kleist. Fouqué, das war nicht klug gehandelt. Du kommst um dein Geld, und ich tausche einen Gläubiger gegen einen Freund ein.

Fouqué. Wie froh bin ich, daß ich zurecht kam, dir diesen Dienst leisten zu können.

Kleist. Fouqué, es war nicht weise. — Wozu sein gutes Geld in einen Bankerott werfen.

Fouqué. Wie meinst du das!

Kleist. Ich bin bankerott — und nicht bloß am Vermögen.

Fouqué. Kleist, laß solche Reden, wenn du mich nicht ernstlich böse machen willst.

Kleist. Nein, lieber Fouqué, das möchte ich beileibe nicht. Ich weiß es, du meinst es wirklich gut mit mir.

Müller. Herr von Kleist — Sie haben noch Freunde. — Wenn Sie das nur glauben wollten.

Kleist. Nun denn, ihr beide, die ihr euch meine Freunde nennt, eine Frage — Hand aufs Herz: Glaubt ihr denn wirklich, mir sei noch zu helfen?

gleichzeitig { Müller. Aber gewiß!
Fouqué. Sicherlich! — Dir ist zu helfen, lieber Kleist.

Kleist. So sagt mir, bitte, wie? — Als Arzt will ich mich selbst nicht mehr zum Patienten haben, und als Patient habe ich das Vertrauen zu mir, dem Arzte, verloren.

Müller. Man muß sich nur mit dem Leben einrichten. Sie sollten sich etwas mehr Leichtsinn anschaffen, Herr von Kleist. Sie nehmen alles zu ernst, zu schwer. — Das Leben bietet so viel Schönes.

Kleist. Ja, wenn man frivoler wäre — oder — sich nicht mit diesem Ballast eines Gewissens herumschleppte.

Fouqué. Das brauchst du dir nicht zu wünschen, Kleist.

Müller (halblaut zu Fouqué). Nein, lassen Sie nur! — (zu Kleist) Ihre Lage ist nicht so verzweifelt, wie Sie es sich vorstellen, Herr von Kleist. Sie sehen alles zu schwarz. Ich kenne verschiedene Personen, die Interesse an Ihnen nehmen, die gern etwas für Sie tun würden. — Warum haben Sie sich in letzter Zeit so ganz zurückgezogen von aller Geselligkeit?

Kleist. Mich erschreckt der Anblick menschlicher Larven. — In Gesellschaft ist mir stets, als sei ich in einen Raubtierkäfig geraten.

Müller. Das ist unrecht! — Sie sollten sich nicht so zurückziehen, sollten die Leute gewinnen, statt sie vor den Kopf zu stoßen. Vor allem sollten Sie Konnexionen suchen. — Der Herr Baron ist darin ganz meiner Ansicht.

Fouqué. Du ziehst die Menschenscheu künstlich in dir groß.

Müller. Seien Sie doch einmal Mensch unter Menschen.

Kleist. Also Tier unter Tieren. — Übrigens der Vorschlag hat etwas für sich. Es gibt keine größere Wollust als die Menschenverachtung. Und wo immer diese Rasse sich zeigt, sorgt sie dafür, daß man sie verachten muß.

Fouqué. Das ist falsch. Die meisten von uns sind beklagenswert, manche lächerlich, aber schlecht — die wenigsten.

Müller. Mir aus der Seele gesprochen. — Herr von Kleist, nur noch ein paar Worte, denn meine Zeit drängt. — Ich dachte vorhin an einen meiner Bekannten — meiner Freunde, darf ich wohl sagen. Er ist Ihnen selbst übrigens nicht unbekannt. Sie sind doch im Hause des Herrn Paltzow gewesen, wenn ich mich recht entsinne.

Kleist. Paltzow! — Meinen Sie den alten Geldprotz?

Müller. Sehen Sie, daß Sie die Menschen ungerecht beurteilen. — Nein! Der Herr ist zwar ein wenig lächerlich — das muß ich ja zugeben — aber er ist ein ehrbarer Mann. Er gefällt sich in der Rolle eines Mäcen.

Kleist. Weshalb erzählen Sie mir das?

Müller. Nun, ich meine nur, das ist so einer, den Sie sich warm halten sollten. Ja! Er hat auch neulich — ich glaube, es war erst gestern, nach Ihnen gefragt, warum Sie sein Haus gar nicht mehr beehrten.

Kleist. Weil mir's dort zu sehr nach Parvenu riecht —

Müller. Er wird nächstens ein Fest geben, zu dem die besten Köpfe Berlins geladen sind. — Da sollten Sie nicht fehlen.

Kleist. Fouqué, was sagst du dazu? Du bist Edelmann, hast den Stolz im Blute, den meine Ahnen auch mir vermacht. — Soll ich mich so weit erniedrigen, Fouqué, schwanzwedelnd um die Gunst des reichen Plebejers zu buhlen?

Fouqué. Kleist, wie du alles übertreibst. (Zu Müller, der nach Hut und Stock greift.) Wo wollen Sie schon hin?

Müller. Ich tue wohl besser, zu gehen. Ich dränge mich niemandem mit gutem Rate auf — nein, gewiß nicht.

Fouqué. Lassen Sie nur! (Auf Kleist deutend, der auf und ab geht.) Sehen Sie, es arbeitet schon in ihm. (Zu Kleist.) Kleist, du vergibst dir nichts, wenn du dich aus dieser elenden Lage herauszureißen suchst.

Kleist (stehen bleibend). Ist man nicht ein wankelmütiger Schwächling? Ich glaube wahrhaftig, mein Wille ringt schon mit der Versuchung, die Ihr emporgezaubert habt.

Müller. Ich kann Sie also meinem Freunde Paltzow anmelden?

Kleist. Meinetwegen, melden Sie mich an.

Müller. Sie werden mir noch Dank wissen, Herr von Kleist.

Kleist. Adieu, Vornehmheit — adieu Stolz! Stolz sein dürfen ist auch ein Luxus. Und was braucht ein Bettler Luxus? — — Ich will's einmal versuchen, gewöhnlich zu sein. —

(Der Vorhang fällt.)

Zweiter Akt.

Wohnzimmer im Hause des Rentiers Paltzow. Reich im Geschmacke der Zeit, aber ohne Einheitlichkeit möbliert. An den Wänden hängen Bilder. In einer Ecke der Kopf der Autinoosbüste. Rechts ein Sofa, links ein Tisch mit Stühlen.

Erste Szene.

(Beim Aufgehen des Vorhanges sind Paltzow, Adam Müller und Fräulein v. Dechtel im Gespräche.)

Paltzow. Und dieser Herr von Kleist hat also wirklich jarnischt?

Müller. Er ist arm wie eine Kirchenmaus.

Paltzow. Und den schlagen Se mir zum Schwiegersohne vor. — Ne, Müller, wissen Se, en Geizkragen bin ich ja am Ende och nich — aber wenn Se jarnischt sagen — das is nu doch zu wenig.

Müller. Er ist von edler Herkunft und ein bekannter, ich darf wohl sagen — berühmter Mann.

Paltzow. Jarnischt hat er, und da soll er och noch berühmt sein?

Müller. Leider kann ich an der Tatsache nichts ändern, daß Herr von Kleist unbemittelt ist, aber ich sollte denken, daß könnte hier nicht so sehr ins Gewicht fallen — da Ihre Wohlhabenheit, Herr Paltzow, wie jedermann weiß —

Paltzow (geschmeichelt). Nun ja doch — wenn ich och am Ende nich grade uf de Groschens zu sehen brauche — aber — hübscher wär's doch, wenn er och was hätte.

Frl. v. Dechtel. Die Kleists sind eine sehr, sehr alte Familie.

Paltzow. Zum Teufel och! ich sehe jarnich ein, warum ene alte Familie durchaus arm sein muß.

Frl. v. Dechtel. Und bei Hofe sind die Kleists sehr, sehr gut angeschrieben. Auch Herr Heinrich von Kleist geht zu Hof — nicht wahr, Monsieur Müller?

Müller. Allerdings, mein gnädiges Fräulein, zu Hofe geht er.

Frl. v. Dechtel. Denken Sie nur, was das für Ihre Mademoiselle Tochter für eine — wie soll ich doch gleich sagen — für eine distinction sein würde — an den Hof!

Paltzow. Na, das wäre nu am Ende och nich so schlimm.

Frl. v. Dechtel. Aber, Monsieur!

Paltzow. Wissen Se, ich habe mir mei Geld selbst verdient — ich janz alleene, mit diese meine Hände. — Man sieht's en och noch an — was?

(Hält ihr seine Hände vor die Augen.)

Frl. v. Dechtel. Ah, fi donc!

Paltzow (lacht). Sehen Se, Müller, als ich anfing, da hatte ich nich mal soviel, als — na, als mich jetzt der Marmorkopp dort in der Ecke kostet. Na, und nanu! — Heutzutage halte ich mir Wagen und Pferde — und meine Tochter, die lernt Musik, und diese noble Dame hier is bloß dazu da, ihr Gesellschaft zu leisten — ja — (Er holt eine silberne Dose hervor und schnupft.)

Frl v. Dechtel. O, qu'il est maladroit.

Müller. Und Sie sind in der Tat ein Vorbild, Herr Paltzow, nicht nur, wie man Reichtum erwirbt, sondern auch, wie man ihn in edler und schöner Weise anwendet.

Frl. v. Dechtel. Sehr, sehr wahr!

Paltzow (schmunzelnd.) Na, ja doch! Im allgemeinen will ich das zugeben. Wenn so'n armer Deibel zu mir kommt — Gott, man weiß och noch, wie eenem zu-

mute war — na ja! — ja! — (er wischt sich den Tabak mit einem bunten Tuche ab.)

Müller. Und mein Freund Kleist sollte der erste sein, den Sie mit leeren Händen von sich weisen, Herr Paltzow?

Paltzow (lacht breit). Mit leeren Händen, meinen Se! (Plötzlich ernst.) Aber — das heißt, das ist denn doch was anderes, sollte ich denken. — Meine Tochter — das einzige Kind — die enmal alles erbt — die — ne, die jibt man nich so weg wie 'nen Doppeltaler. Das müssen Se doch selbst sagen.

Müller. Gewiß! Ich weiß Ihre Gefühle in dieser Beziehung vollständig zu würdigen, Herr Paltzow. — Ich meine nur, man sollte dem jungen Mädchen nicht die Gelegenheit nehmen —

Paltzow. Ne, de Gelegenheit — de Gelegenheit — die soll se haben — ganz bestimmt. — Aber ich sage eins: er kriegt se nur, wenn sie en mag — sonst nich. — Und wenn er der Prinz von Marokko in eigener Person wäre — wenn sie en nicht will, kriegt er se nich. — Und nu Jott befohlen! — Wenn Se mir brauchen, lassen Se mir rufen (ab nach rechts).

Zweite Szene.

(Adam Müller und Frl. v. Dechtel.)

Müller (ihm nach.) Ein Original!

Frl. v. Dechtel. Ah, cet homme va me tuer. — Sie werden begreifen, Monsieur Müller, was meine Gefühle täglich im Umgange mit einem solchen Menschen zu erdulden haben.

Müller. Wo ist denn aber Fräulein Marianne?

Frl. v. Dechtel. Mademoiselle Paltzow wird sogleich erscheinen. Täusche ich mich nicht, so höre ich

sie da drinnen (rufend). Ma chére! — entendez vous, ma chère?

Dritte Szene.

(Marianne von links, sie steckt den Kopf zur Tür hinein.)

Marianne. Hier, hier! — Was gibt's? — Kommt er?

Frl. v. Dechtel. Ne voyez vous pas le monsieur que voilà.

Marianne. Ach so!

Frl. v. Dechtel (zu Müller). Entschuldigen Sie ihre maladresse, Monsieur — sie ist noch nicht lange in meinen Händen.

Marianne. Nun, was gibt's denn eigentlich?

Frl. v. Dechtel. Mais — Sie sehen doch, Mademoiselle — Monsieur Müller ist hier.

Marianne. Ach, das wußte ich schon; ich habe ihn ja sprechen hören.

Müller. Welche Ehre für mich, daß das Fräulein meine Stimme wiedererkannten.

Marianne. Kann ich wieder gehn?

Müller. Was hat das Fräulein denn vor, daß Sie uns Ihre Anwesenheit gar nicht ein wenig gönnen will?

Marianne (schnippisch). Ich lese.

Müller. Und was, wenn man fragen darf?

Marianne. Das „Käthchen von Heilbronn".

Frl. v. Dechtel (halblaut zu Müller). Ich habe es ihr gegeben.

Müller. Recht so! — Übrigens wird es das Fräulein wohl interessieren, zu vernehmen, daß der Dichter dieses Dramas wahrscheinlich noch in dieser Stunde hierher kommen wird. —

Marianne. Herr von Kleist?

Müller. Er will sich die Ehre geben, seine Aufwartung zu machen.

Marianne. O — ich kenne ihn schon.

Müller. Jawohl! — Auch er hat mir neulich von dem Fräulein gesprochen.

Marianne. Früher — da hat er mich nie angesehen — ich fand das sehr unhöflich.

Müller. Ach, Fräulein, mit Dichtern muß man es nicht so genau nehmen. — Er kann sehr liebenswürdig sein — gegen Damen.

Marianne. Ein interessanter Mann ist er — das ist gewiß.

Müller. Sehen Sie einmal an — interessant findet sie ihn.

Marianne (den Kopf zurückwerfend). Ja, das finde ich.

Frl. v. Dechtel (halblaut zu Müller). Ich habe sie schon ein wenig vorbereitet. (Zu Marianne) Mademoiselle, es wäre an der Zeit, sich zurecht zu machen. — Ihre Frisur — Ihr Kleid.

Marianne. Ja, — ich will gleich — (läuft zum Spiegel und betrachtet sich).

Frl. v. Dechtel. Voyez donc — cet enfant!

Müller. So ist's im besten Gange.

Vierte Szene.

(Ein Diener durch die Mitte, gleich darauf Kleist.)

Diener. Der Herr von Kleist!

Frl. v. Dechtel. Wir lassen um die Ehre bitten. (Diener ab!) Nun — ist sie noch nicht fertig, Mademoiselle?

(Kleist durch die Mitte.)

Müller (zu Frl. v. Dechtel). Gestatten Sie, gnädiges Fräulein, daß ich Ihnen Herrn Heinrich von Kleist vorstelle.

Frl. v. Dechtel (mit geziertem Kompliment). O, nicht von nöten! — Der Name des Monsieur Henri de Kleist ist in jedermanns Munde.

Kleist. Um so schlimmer für meinen Namen.

Müller. Fräulein Paltzow kennen Sie schon.

(Kleist verneigt sich flüchtig gegen Marianne.)

Frl. v. Dechtel (ist zu Marianne getreten, welche Kleist sprachlos anstarrt). Mademoiselle — wo bleibt Ihre éducation — man verneigt sich. (Sie macht sich an Mariannes Toilette zu schaffen.)

Kleist (mit Müller im Vordergrunde). Wer ist diese zudringliche Alte?

Müller. Die Erzieherin des Fräuleins. Ein hübsches Mädchen, diese kleine Paltzow — das muß man sagen — und sie ist auch nicht ohne Geist — sie interessiert sich für die schöne Literatur —

Frl. v. Dechtel (nähert sich, Marianne an der Hand führend, den beiden). Monsieur de Kleist (Marianne macht eine linkische Verbeugung). Die junge Dame interessiert sich aufs lebhafteste für Ihre Dichtungen. Sie ist ganz scharmiert, den großen Dichter hier zu sehen, und wünscht nichts sehnlicher, als sich mit ihm über seine Werke zu unterhalten, die sie mit Entzücken gelesen hat. — Messieurs! — (Sie weist auf das Emplacement links, sie selbst und Müller nehmen auf dem Sofa rechts Platz). Er ist ein wenig steif, der Herr von Kleist. Ich hätte mehr savoir vivre von einem Kavalier erwartet — muß ich sagen.

Müller. Es ist wohl nur der Anfang. — (Unterhalten sich weiter.)

(Marianne und Kleist haben einander stumm gegenüber gesessen, Marianne betrachtet ihn von der Seite. Kleist nachlässig, verächtlich.)

Kleist. Nun also — ja — was ich sagen wollte — das Wetter ist schön heute — nicht wahr?

Marianne (schnell). Ja, es ist sehr schönes Wetter.

Kleist. Hm — das heißt — mir fällt ein, es regnete in Strömen, während ich hierher kam. — Ich dächte, es wäre schlechtes Wetter — nicht?

Marianne. Ja, eigentlich ist auch schlechtes Wetter.

Kleist. Ja — das Wetter ist veränderlich, und — wir Menschen — sind Wetterfahnen.

Frl. v. Dechtel (zu den beiden herüber). Ah, cher monsieur de Kleist — ich vernehme soeben, daß die hochselige Königin Luise geruht hat, höchsteigenhändig ein Gedicht von Ihm entgegenzunehmen. — Erzählen Sie uns das — wir müssen das aus Ihrem eigenen Munde hören.

Kleist. Wie — das soll ich erzählen?

Marianne. Ach ja, Herr von Kleist, erzählen Sie uns das!

Frl. v. Dechtel. Von einer so außergewöhnlichen Ehre müßte man, dächte ich, gern erzählen.

Kleist. Gern! — o nein! — Es wird mir sogar schwer, gerade davon zu erzählen.

Müller. Nun, Sie sind doch sonst beredt genug. — Ich bitte Sie!

Kleist. Ach, unser Herz ist stumm, nur der Kopf hat eine geschwätzige Zunge.

Frl. v. Dechtel. Aber wer läßt sich denn von Damen bitten?

Kleist. Sei es! — Es war im vorigen Jahre, wir feierten den Geburtstag der Königin — wer ahnte damals, daß es ihr letzter sein sollte! — Die Königin — — doch wer beschreibt sie —

Frl. v. Dechtel. O, wir haben die Ehre gehabt, Ihre Majestät gesehen zu haben — aber bitte, Monsieur — wir sind ganz Ohr.

Kleist. Ich hatte einige Verse geschrieben —

Frl. v. Dechtel. Gewiß sehr, sehr schöne Verse.

Kleist. Nicht besser und nicht schlechter, als eben meine Verse zu sein pflegen — die überreichte ich —

Frl. v. Dechtel. Vor versammeltem Hofstaate.

Kleist. Die Königin las — (stockt).

Müller. Nun, weiter!

Kleist. Die Königin —

Frl. v. Dechtel. Las und — was denn?

Kleist. Und weinte!

Marianne. Ach, das muß sehr rührend gewesen sein.

Kleist (aufspringend). In der Tat, das war es!

Frl. v. Dechtel. Mais — was gibt es denn?

Müller (halblaut). Weshalb erregen Sie sich denn so? Sie ist noch halbes Kind. Ein wenig vorlaut, wie eben Mädchen in dem Alter sind, aber völlig harmlos. Ihre Naivität ist ja entzückend — so echt weiblich.

Kleist. Ah, diese echte Weiblichkeit! Alles, was je den Mann verführte, trug diese Maske.

Frl. v. Dechtel. Ja, die hochselige Königin Luise war doch eine seltene Frau.

Kleist. Sehr richtig bemerkt! Eine seltene Frau. — Eine echte Frau und darum eine Seltenheit unter den Frauen.

Frl. v. Dechtel (zu Müller). Ihr Freund ist sonderbar.

Müller. Das hat schon mancher gefunden.

(Müller und Frl. v. Dechtel setzen sich wieder rechts.)

Marianne (zu Kleist). Ich lese jetzt das „Käthchen von Heilbronn".

Kleist. So! — hm! — Das „Käthchen von Heilbronn". — Ein artiges Stück — was? Ein ganz passables Stück, wie die Kritiker sagen.

Marianne. Es gefällt mir so sehr.

Kleist. Freut mich zu hören. — Sagen Sie übrigens — es wäre doch interessant zu erfahren, warum Sie sich einbilden, dies Stück gefalle Ihnen.

Marianne. Warum es mir gefällt?

Kleist. Ja, sagen Sie mir das.

Marianne. Weil! — weil es so wahr ist.

Kleist (stutzt). Weil es so wahr ist. — Eine sonderbare Antwort! — Es ist ein Märchen. Freilich, Märchen können tiefe Wahrheiten enthalten. Meinen Sie damit, ein Mädchen würde in Wirklichkeit so handeln, wie Käthchen tut?

Marianne. O gewiß! — Das, glaube ich bestimmt, könnte ein Mädchen alles tun.

Kleist. Sonderbar! Wie sind Sie darauf nur gekommen. Woher, sagen Sie mir, wollen Sie das wissen?

Marianne. Ich fühle es.

Kleist. Sie fühlen es?

Marianne. So oft ich's lese.

Kleist. So oft Sie's lesen. — Lasen Sie es mehrmals?

Marianne (mit Affekt.) O, immer und immer wieder!

Kleist. Wahrhaftig! — Das ist seltsam (für sich, nachsinnend). Stets glaubte ich an eine Liebe des Weibes, die jede Schranke überwinden könne. — — Nun, hier — (zu Marianne gewendet). Noch eine Frage: Wenn Käthchens Tun Ihnen wahrscheinlich dünkt, meinen Sie, daß Sie selbst wohl auch so handeln könnten?

Marianne. Wie — Käthchen?

Kleist. Nun, ja doch — mich interessiert es nun einmal, das zu wissen.

Marianne. Ich! (Sieht ihn betroffen an und senkt die Augen.)

Müller (aufstehend). Da drüben scheint man ja im besten Fahrwasser. — Jetzt wäre es Zeit, sie allein zu lassen.

Frl. v. Dechtel. Ach, Monsieur Müller, wie scharmant es sich mit Ihnen parliert.

(Müller flüstert ihr etwas zu, sie schlägt ihn mit dem Fächer, dann beide ab nach rechts.)

Fünfte Szene.

(Kleist und Marianne allein.)

Kleist. Ich habe Sie nicht kränken wollen mit meiner Frage — bei Gott nicht! (Er bemerkt, daß die beiden fort sind.) Wie! — allein gelassen — zum Tete-a-Tete — hm (Marianne scharf fixierend). Mein Fräulein, dieser Adam Müller ist wohl öfter hier im Hause?

Marianne. Er ist einige Male hier gewesen.

Kleist. Besonders in der letzten Zeit — wie?

Marianne. Jawohl!

Kleist. Aus Freundschaft zu Ihrem Vater — wohl?

Marianne. Ich — weiß es wirklich nicht.

Kleist (geht auf und ab und bleibt plötzlich dicht vor Marianne stehen). Hat er etwas gesagt — ich meine — hat er etwas merken lassen? — Bitte, beantworten Sie diese Frage. — Hat er Ihnen angedeutet — auch nur leise angedeutet, daß ich hierher kommen würde?

Marianne. Ich habe nichts gemerkt.

Kleist. Wahr und wahrhaftig nicht?

Marianne. Was?

Kleist. Sehen Sie mich an!

(Marianne blickt ihn tief errötend an.)

Kleist. O, Ihre Augen sind schön. (Sie senkt den

Blick.) Hm — wie heißen Sie eigentlich — mit Vornamen, meine ich.

Marianne. Ich heiße Marianne.

Kleist. Marianne.

Marianne. Ja.

Kleist. Marianne, sagen Sie — Sie sehen doch, daß jene gegangen sind. — Fürchten Sie sich nicht vor mir?

Marianne. Fürchten?

Kleist. Ich bin ein Mann.

Marianne. Vor Ihnen! — — (ihn voll anblickend.) Im Leben nicht.

Kleist. Ah! — Und warum nicht vor mir?

(Marianne lacht halb verlegen, halb schelmisch.)

Kleist. Nun?

Marianne. Ach — ich weiß es nicht so recht.

Kleist. Mir liegt daran, den Grund zu erfahren.

Marianne. Ich glaube — (stockt).

Kleist. Sie glauben — nun?

Marianne (schnell). Ich glaube, Sie sind gut.

Kleist. Ich gut! — Wie wollten Sie das wissen?

Marianne. Ach, das fühlt man.

Kleist (tut ein paar Schritte von Marianne weg, im Nachsinnen). Sonderbar! Sie ist ganz anders, als ich dachte. Ich tat ihr großes Unrecht. (Blickt sich nach Marianne um und trifft ihren Blick.) Ah — hm — wo ist doch dieser Müller hin — ich will hier nicht allein sein — (sieht sich um). Schöne Gemälde sind hier (er tritt näher an eins der Bilder heran). Wohl ein französischer Meister? — Richtig! l'amour champêtre. Gefällt Ihnen dieses Bild, mein Fräulein?

Marianne. Das dort? O nein! Das schon gar nicht.

Kleist. Nun, es ist doch nicht so übel. Sehen

Sie den zierlichen Schäfer, wie wohl ihm das blaue Gewand zu den zarten Gesichtsfarben steht. Und die Dame, wie graziös die Bewegung dieser kleinen Hand, mit der sie die Rose entgegennimmt. Und dort die Lämmer. — Welch feiner Gedanke — Lämmer und ein Liebespaar — das Lamm ein Symbol der Unschuld. — Was könnten Sie an dem Bilde auszusetzen haben?

Marianne. Ach, es ist so lächerlich.

Kleist. Lächerlich?

Marianne. Ja, so — unwahr.

Kleist. Sie haben wieder recht. Unwahr, weil Liebe anders spricht und blickt, geziert — und darum lächerlich. — Wer hat Sie fühlen gelehrt? — Wo wurden Sie erzogen?

Marianne. Ich war im Pensionat in Dresden. Aber seit einem Jahre schon bin ich wieder beim Vater.

Kleist. Und Ihre Mutter ist tot?

Marianne. Ja, die ist tot.

Kleist. Ist tot!

Marianne. Dort hängt ihr Bild.

Kleist (das Bild betrachtend). Schöne Augen — die gleichen den Ihren. Aber den Zug von Schelmerei da um den Mund, den haben Sie nicht von ihr. Ich lese etwas wie Melancholie in diesen Zügen. — Keine Alltagserscheinung diese Frau — und — sie ist tot!

Marianne. Schon lange, lange. Ich sah sie niemals — die arme, gute Mutter.

Kleist. Die Arme, Gute! — Warum sagen Sie das? — Wohl eine Wendung, die Sie öfters gehört und nun nachsprechen. — Die Arme, Gute! — — (brütend.) Ja — es ist doch so! Viel, viel näher stehen uns die Toten als die Lebenden. — Sterben muß man, um Liebe zu gewinnen. — Wie möchte es wohl sein, wäre

diese Frau am Leben? Mehr Kränkungen würde sie erleben als Minuten. Nun — wo sie nicht mehr ist — liebt man sie — denkt ihrer in frommer Rührung — sie ist die Arme, Gute. — Ah, wir sind doch Bestien — alle — alle sind wir sentimentale Bestien.

Marianne (die ihn erstaunt betrachtet hat). Aber —

Kleist. Wundern Sie sich nur nicht. Mich stimmen Dinge traurig, über die andere lachen. Wo für den Alltagsmenschen nichts ist, da sehe ich Welten. Für mich gibt's keinen leeren Raum — alles ist mir bevölkert. — Jeder Blick ist mir ein Wort — jedes Wort eine Person — und jede Person wieder ein Gedanke. Ich bin umgeben von Geisterschwärmen — sie reden auf mich ein — hämmern gegen meine Stirn — saugen an meinem Hirne. — Und das Schlimmste! — In meiner Brust der ekle Knäuel — Dies Gewürm häßlicher Wünsche — Pfui! — — Das macht mich — ah! — (Pause. Er kommt zu sich.) Lächerlich! Wozu habe ich Ihnen das erzählt? — Wie sollten Sie das verstehen?

Marianne. Doch! — O, ganz gewiß!

Kleist. Sie meinen, Sie hätten mich verstanden. — Kann ich's doch selbst nicht einmal. — Nun — und was denken Sie also von mir?

Marianne (nach kurzem Zaudern.) Sie, — tun mir so — leid.

Kleist. Das — das ist wirklich mehr, als ich erwarten konnte. — Mitgefühl! — Wie lange habe ich davon nichts erfahren. — Sehen Sie, die Menschen haben mich gehetzt wie ein Tier — aus Mordlust — oder nur so zum Zeitvertreib, weil ich — wohl anders gefiedert bin als die übrige Kreatur. — Wo immer ich war, hörte ich das Kläffen der Meute hinter mir.

— Machte ich Halt, zum Rasten, so sah ich glühende Augen — gefletschte Zähne. — So haben sie ihrer Jagdlust gefrönt, bis ich nun bald zur Strecke bin — ich habe keinen Atem mehr — keine Lust mehr am Leben — keine! — (Er verbirgt sein Angesicht in den Händen.)

Marianne (ängstlich). Ach — Herr von Kleist! —

Kleist (aufsehend). Was wollen Sie? — Richtig! — Sie haben Mitleid mit mir. — Wenigstens sagten Sie so etwas Ähnliches vorhin.

Marianne. Ja — wirklich!

Kleist. Wunderbarer Gedanke — daß jemand anderer Leiden mitfühlen kann. — Wäre es nicht am Ende nur Mitleid mit sich selbst, das man empfindet, dieweil man sich in des anderen Lage versetzt? — Ich muß mir das ein andermal genauer überlegen. — Mitgefühl! — Der Gedanke könnte das Leben aufhellen. — Sagen Sie — Sie hängen wohl sehr am Leben — Marianne?

Marianne. Das — verstehe ich — nicht ganz.

Kleist. Nun denn — ich frage Sie — ob Sie das Leben lieb haben?

Marianne (lachend). Aber natürlich!

Kleist. Fräulein, mir erscheint das nicht so natürlich. Es müßte denn sein, daß man das Leben schön fände.

Marianne. Aber — das Leben ist doch schön.

Kleist. Sie möchten also nicht sterben?

Marianne. Ach nein doch! — Ich möchte recht alt werden. — Sie doch gewiß auch — nicht?

Kleist. Ich? — Ich alt! — Wie kommen Sie auf den Gedanken?

Marianne. Ich meinte nur —

Kleist. Glauben Sie etwa, daß ich den Tod fürchte?

Marianne. Nein, ich dachte nur — jeder Mensch liebt doch sein Leben, dachte ich.

Kleist. Sie haben recht! Jeder Mensch liebt sein Leben. — Nur zu wahr!

Marianne. Am besten, man denkt gar nicht ans Sterben. Es kommt ganz von selbst. Und wenn's da ist —

Kleist. Fahren Sie nur fort.

Marianne. Nun, dann ist's eben nicht zu ändern. — So denke ich.

Kleist. Welch ein Seelenzustand! (Er tut einige Schritte von ihr fort.) Ein Geschöpf voll Lebenslust und Zufriedenheit — ganz Frische — Gesundheit — Natur! — Wäre das die Lösung des Lebensrätsels? — Harmlos genießen — sich ihrer freuen — an ihrer Seite — durch sie beglückt. Wie lange habe ich gesucht, und hier — nun ist es da — so einfach und herzerquickend. (Er nähert sich ihr wieder.) Marianne — hm — Sie sagten so etwas von Mitleid vorhin. — Mitleid sollte man eigentlich mit jedem Menschen haben, denn — wir sind alle Leidensgefährten — aber — wenn es etwas gibt, dies Leid erträglich zu machen — sie verstehen — so ist es — ah — verstehen Sie mich wohl? (Sie blickt auf, um die Augen sofort wieder zu senken.) Marianne, sagen Sie — Marianne — jetzt ahnen Sie — nicht wahr?

Marianne (leise). Ja!

Kleist. Marianne! (Er ergreift ihre Hand, sie erbebt.) Ich bin ein Bettler — nichts ist mein — ich habe weniger als nichts — noch schlimmer, ich bin ein elender, kranker, besessener Mensch. (Er kniet vor ihr nieder.) Gib du mir Frieden — ich muß Frieden haben. Ich sehne mich ja so nach Glück. — Ich bin ein Mensch — der Trieb zum Leben und Genießen rollt mir durch die Adern

mit dem Blute — mein Leben ist mir lieb — und — ich fürchte mich vor dem Tode. — Nicht wahr, das ist nicht wunderbar — du wunderst dich darüber nicht, daß ich mich vor dem Tode fürchte? Du nicht. — Ah, du bist mein guter Genius! (Er streichelt ihre Hände.) Du wirst mich mit dem Leben versöhnen — du! — Pflege meine wunde Seele mit diesen kleinen, weichen Händen — laß mich gesunden an deinem unschuldigen Busen — du bist ja gesund — gut — und glücklich. — Flöße mir von deinem frischen Lebensmute ein — laß mich recht oft dein übermütiges Lachen hören — hörst du! — Dann werde ich mit dir lachen. — Laß mich ein kleines Kind sein in deinem Schoße. — Wehre den Wahnsinn von mir ab — o — lege mir diese süßen Händchen auf die Stirn — so — und sage: ich liebe dich! — O, sprich mir's nach: ich liebe dich!

Marianne. Ich — liebe — dich!

Kleist (aufspringend). Dank! — dies Wort enthält einen Zauber. Nun ist alles gut. Ich fürchte mich nicht mehr. Die Krankheit ist gewichen. — Und du — mein Kind — bist du glücklich? — Sprich!

Marianne (sich an ihn schmiegend, innig). Ja!

(Der Vorhang fällt.)

Dritter Akt.

Gesellschaftszimmer im Hause des Rentiers Paltzow. Das Zimmer ist durch eine in der Mitte der Hinterwand befindliche Portiere vom Nebenraume getrennt.

Erste Szene.

Eine zahlreiche Gesellschaft ist versammelt. Kleist im Vordergrunde links, dem Zuschauerraume halb den Rücken zukehrend, liest aufrecht stehend vor. Er ist im Hofkleide. Die Gesellschaft im Halbkreise vor ihm, die Damen sitzend, die Herren stehend. Auf dem rechten Flügel nicht weit von Kleist: Marianne, neben ihr Frl. v. Dechtel, hinter beiden Adam Müller. Rechts vorn der Hausherr im blauen Rock mit blanken Knöpfen, behäbig schmunzelnd. Etwas abseits Henriette Vogel, ernst, in sich versunken, Vogel hinter ihrem Stuhle. Eine Gruppe für sich bilden: Katz, Pieper und Leske.

Kleist (liest, während der Vorhang aufgeht). Käthchen! schläfst du?

Nein, mein verehrter Herr.

Und doch hast du die Augenlider zu.

Die Augenlider?

Ja, und fest dünkt mich.

Ach geh'!

Was! nicht? Du hätt'st die Augen auf?

Groß auf, so weit ich kann, mein bester Herr;
Ich seh dich ja, wie du zu Pferde sitzest.

So! — auf dem Fuchs — nicht?

Nicht doch! Auf dem Schimmel.

Wo bist du denn, mein Herzchen? Sag' mir an.

Auf einer schönen grünen Wiese bin ich,
Wo alles bunt und voller Blumen ist.

Ach, die Vergißmeinnicht! Ach, die Kamillen!
Und hier die Veilchen; schau! ein ganzer Busch.

Ich will vom Pferde niedersteigen, Käthchen,
Und mich ins Gras ein wenig zu dir setzen.
Soll ich?

Das tu', mein hoher Herr.
He Gottschalk! —
Wo laß ich doch das Pferd. Gottschalk, wo bist du?
Je, laß es stehn. Die Liese läuft nicht weg.
Meinst du? Nun denn, so sei's,
Mein liebes Käthchen.
Mein hoher Herr!
Du bist mir wohl recht gut?
Gewiß, von Herzen.
Aber ich — was meinst du?
Ich nicht.
O Schelm!
Was Schelm! Ich hoff' —?
O geh', verliebt ja wie ein Käfer bist du mir."
(Unruhe unter den Zuhörern und unterdrücktes Lachen.)

Frl. v. Dechtel (sich zu Müller umwendend). Cela c'est un peu fort.

Kleist (ohne sich zu unterbrechen).
Ein Käfer! Was! Ich glaub' du bist — — —.
Was sagst du?
Ihr Glaub' ist wie ein Turm so fest gegründet!
Sei's! ich ergebe mich darin. — Doch Käthchen,
Wenn's ist, wie du mir sagst —
Nun? Was beliebt?
Was, sprich, was soll daraus werden?
Was draus soll werden?
Ja! hast du's schon bedacht?
Je, nun.
Was heißt das?
Zu Ostern, übers Jahr, wirst du mich heuern.
(Bewegung unter den Zuhörern.)

Katz (zu Pieper). Wie finden Sie das?

Pieper (ihm ins Ohr). Vulgär.

Kleist (ohne sich zu unterbrechen).
So! heuern! In der Tat! Das wußt' ich nicht!
Kathrinchen schau! — wer hat dir das gesagt?
  Das hat die Marianne mir gesagt.
So! die Marianne! Ei — wer ist denn das?
  Das ist die Magd, die sonst das Haus uns fegte.
Katz. Sie haben recht — sehr vulgär!
Kleist (ohne sich zu unterbrechen).
Und die, die wußt' es wiederum — von wem?
  Die sah's im Blei, das sie geheimnisvoll
  In der Silvesternacht mir zugegossen.
Was du mir sagst! da prophezeite sie?
  Ein großer, schöner Ritter würd' mich heuern.
Und nun meinst du so frischweg, das sei ich?
  Ja, mein verehrter Herr.
Ich will dir sagen,
Mein Kind, ich glaub', es ist ein anderer.
Der Ritter Flammberg — oder sonst — was meinst du?
  Nein, nein!
Nicht?
  Nein, nein, nein!
Warum nicht? Rede!
  Als ich zu Bett ging, da das Blei gegossen,
  In der Silvesternacht bat ich zu Gott,
  Wenn's wahr wär', was mir die Marianne sagte,
  Möcht' er den Ritter mir im Traume zeigen.
  Und da erschienst du ja um Mitternacht,
  Leibhaftig, wie ich jetzt dich vor mir sehe,
  Als deine Braut mich liebend zu begrüßen.

(Während des letzten herrscht starke Unruhe. Kleist klappt das Buch zu.)

Kleist. Ich schließe — genug habe ich sie gelangweilt.

Pieper. Durchaus nicht gelangweilt.
Müller. Bravo, bravo! } gleichzeitig.

(Applaus.)

Katz. Gott sei Dank, daß er schloß. (Zu Kleist.) Nein, wirklich nicht gelangweilt, Herr von Kleist.

Pieper. Im Gegenteil — sehr liebenswürdig gegeben.

Müller. Ich gratuliere von ganzem Herzen zu diesem schönen Erfolge. } gleichzeitig.

Leske. Das Talent ist gar nicht zu verkennen.

Marianne (auf Kleist zueilend). Das war sehr schön! (Sie drückt ihm die Hand.)

Frl. v. Dechtel. Mademoiselle, was fällt Ihr ein! (Nimmt Marianne beiseite.)

Marianne. Aber ich darf doch —

Frl. v. Dechtel. Nein, Sie dürfen nicht — c'est très mauvais genre ça — noch ehe Sie überhaupt verlobt sind.

Paltzow. Haben Sie sich das alles selbst ausgedacht, Herr von Kleist?

Kleist. Ich kann's nicht leugnen.

Paltzow. Das is alles mögliche — wirklich, alles mögliche!

Müller (zu Kleist tretend). Nun, ist Ihr Ehrgeiz endlich befriedigt? — Von allen Seiten werden Sie ja mit Lob förmlich überschüttet.

Kleist. Wahrhaftig! — Dieser Beifall könnte mich bedenklich machen.

Müller. Ach — Sie sind nie zufrieden.

Paltzow. Na, nu is aber genug mit der Poesie — jetzt woll'n wir och mal ans Essen denken. Kommen sie ins Nebenzimmer, meine Herrschaften! — (Er klopft

Kleist auf die Schulter.) Kommen Se man, Kleist, Sie werden am Ende och ne trockne Kehle haben, nach das viele Jerede — was! Ha, ha, ha! — Aber hübsch war's. — Wirklich, 's hat mer gefallen. — (Er nimmt Kleist am Arm, ab mit ihm ins Nebenzimmer, die Gesellschaft folgt nach und nach.)

Müller (im Abgehen zu Henriette Vogel). Und was ist Ihr Urteil? Sie waren so tief in Gedanken. — Freuen Sie sich gar nicht für unseren gemeinsamen Freund Kleist?

Henriette. Nein, ich bedaure ihn.

Müller. Wie das?

Henriette. Er wird betrogen — und — er betrügt sich selbst.

Müller. Das müssen Sie mir wahrhaftig näher erklären. — — (Ab mit Henriette.)

Zweite Szene.

(Katz, Pieper, Leske allein.)

Leske. Die Vorlesung scheint im allgemeinen gefallen zu haben.

Pieper. Ja, man kann von einem spontanen Erfolge reden.

Katz. Das naive Publikum läßt sich immer übertölpeln.

Leske. Nun, an Opposition seitens der besseren Köpfe hat es ja auch nicht gefehlt.

Pieper. Jedenfalls steht er ganz allein da mit diesem Stile — nirgends eine Anlehnung an Bekanntes, Bewährtes — keine Analogie.

Leske. Außerdem war alles das nachempfunden, nichts Originelles!

Pieper. Ja — allerdings, in gewissem Sinne

ist das ja alles schon viel besser gesagt worden. — Es ist eben kein Stil darin.

Leske. Sehr richtig! — Es ist kein Stil darin — und auch keine Empfindung.

Pieper. Nein — so rechte Empfindung eigentlich auch nicht — sonst müßten die Zuhörer doch etwas dabei empfinden. Haben Sie etwas empfunden?

Leske. Nein — ich nicht.

Katz. Ich nur — daß es komisch war.

Pieper. Sehr gut! — Und diese Wirkung war doch jedenfalls unbeabsichtigt. — Ha, ha! Sehr gut! (Sie lachen.)

Leske. Ja, das Schöne — das Ideale — das, wie soll ich sagen — was eigentlich ein Kunstwerk erst zum Kunstwerke macht, das fehlt ja in allen seinen Sachen.

Pieper. Es ist alles viel zu natürlich bei ihm — verstehen Sie — ich meine so dem ganz gewöhnlichen Leben ähnlich — und das soll nun Poesie sein.

Leske. Nein — es ist das Gegenteil von Poesie.

Dritte Szene.

Paltzow (durch die Mitte kommend, er ruft von der Tür aus). He! — denken se vielleicht, de jebratenen Hühner und Jänse sollen se so janz von alleene in Mund jeflogen kommen? — (Er kommt näher.) Ne — Kinder — soweit is de Technik denn doch noch nich fortgeschritten (Die Herren umringen ihn lachend.)

Katz. Keine Sorge, Herr Paltzow, wir werden Ihrer Tafel schon alle Ehre antun.

Paltzow. Na, das will ich och hoffen. — Zum Ansehen sind nur de Damens da, aber det übrige allens zum Aufessen. — Ha ha!

(Er schnupft und läßt die Dose kreisen.)

Leske. Eine wahrhaft vornehme Gesellschaft heut abend, Herr Paltzow!

Pieper. Ja, Geist und Anmut vereinigen sich in Ihrem Hause mit Pracht und Wohlstand. — Sie sehen wieder einmal die besten Köpfe Berlins bei sich.

Paltzow (verschmitzt). Besonders aber der Wildschweinskopf da drinne, das ist doch das allerbeste — was? (Alle lachen.)

Pieper. Nein, Spaß beiseite, nirgends in ganz Berlin speist man so, wie in Ihrem Hause, Herr Paltzow.

Leske. Ja, das ist eine bekannte Tatsache.

Katz. Herr Paltzow ist ein echter Mäcen.

Paltzow. Mäcen. — Muß ich das Wort schon wieder hören! — Ich weiß jar nich, warum Se mir seit einiger Zeit immer Mäcen schimpfen. Wenn mir man bloß eener erklären wollte, was das nu wieder für so'n neumodisches, verdammtes Schimpfwort is — Mäcen! (Er lachte unbändig, die Herren stoßen sich an und kichern. Paltzow plötzlich innehaltend und die anderen verschmitzt anblinzelnd.) Ich weiß es nämlich, was es bedeutet: Mäcen — ich weiß es janz jut. — Ick verstellte mir man bloß. — Ha ha! (Alle lachen mit ihm, er wischt sich die Tränen aus den Augen.) Ach Gott! — Nu kommen Se aber mit. (Er nimmt zwei am Arme.) Wir wollen en paar Pullen Rheinwein de Hälse brechen. (In der Tür treffen sie auf Kleist.) Nanu, da is ja der jroße Poet. — Na, wo wollen Sie denn hin, so ganz alleene — trinken Se ein Glas Wein mit uns.

Kleist. Ich danke, Herr Paltzow, ich habe genug.

Paltzow. Genug? — Kränken Se mir nich, Herr von Kleist! Der Mensch, der bei mir jenug hat, beleidigt mir persönlich.

Kleist. Um Verzeihung —

Paltzow. Oder sind Se am Ende so verwöhnt von die sojenannte bessere Gesellschaft her? — Wissen Se, die Gesellschaft mag meinetswegen besser sein — aber se essen nich besser als wir — das jlobe ich nich. — Na also — allons — vorwärts!

Kleist. Ich muß danken, Herr Paltzow.

Paltzow (zu Kleist tretend, mit schalkhaftem Augenzwinkern, halblaut). Sie wern ä Mal en recht billig zu ernährenden Schwiegersohn abjeben — Sie — ha ha! (Lachend ab, die anderen folgen ihm.)

Vierte Szene.

(Kleist einen Augenblick allein, er ballt die Fäuste im Zorn, tut einige Schritte, schlägt sich vor die Stirn und lacht plötzlich auf. — Die Tür links öffnet sich. Marianne steckt den Kopf herein und macht: Pst pst! Kleist wendet sich, sie kommt auf ihn zugesprungen.)

Marianne. Allein! — Niemand sieht's! (Sie umarmt ihn.) Keine Angst! — sie sind alle beim Essen.

Kleist. Aber —

Marianne. Sag' nichts! — Bitte, sag' nichts! — Nein, daß ich dich hier so allein treffe. Komm', setz' dich hier — nein — erst laß dich mal bewundern in deinem Staat. — Also — das ist das Hofkleid — nicht wahr, was man bei Hofe trägt?

Kleist. Ich zog es an — weil — nun, weil es so ziemlich das einzige ist, was ich habe.

Marianne. Warum sollst du denn das Hofkleid nicht tragen? — Ich freue mich ja so darüber. Es steht dir so gut. Du siehst so vornehm darin aus — so ganz anders als die übrigen — und dann — weißt du — die anderen ärgern sich auch alle.

Kleist. Ärgern sich?

Marianne. Ach Gott, fürchterlich? Ich habe so

einige Bemerkungen gehört, — ach, war das spaßhaft. Und weißt du, wer sich am meisten ärgert? — Meine Freundinnen.

Kleist. Das verstehe ich gar nicht.

Marianne. Daß du von Adel bist und bei Hofe ausgehen darfst — darüber ärgern sie sich ganz fürchterlich.

Kleist. So — und das — freut dich also?

Marianne. Aber natürlich!

Kleist. Und — Marianne — woher wissen denn deine Freundinnen eigentlich von unseren Beziehungen?

Marianne. Ich habe niemandem etwas gesagt — wahrhaftig nicht! — Aber weißt du, so was spricht sich schnell rum.

Kleist. Ah! — Marianne — du mußt wissen, mit deinem Vater habe ich noch nicht gesprochen.

Marianne. Was tut denn das? — Meinst du, mein Vater denkt sich nichts dabei?

Kleist. Wobei?

Marianne. Nun, daß du in den letzten Tagen so oft hier gewesen bist. — O nein, mein Vater ist gar nicht so auf den Kopf gefallen. — (Plötzlich die Augen senkend.) Weißt du — (sie stockt verschämt).

Kleist. Nun?

Marianne. Ach — ich meine nur so — du könntest nun wirklich mit ihm sprechen. Es ist doch schon ganze acht Tage her — daß du — nicht? (Sie blickt ihn verliebt an und drückt seine Hand, lebhaft.) Weiß du — heute abend wäre die beste Gelegenheit. Der Vater ist immer guter Laune, wenn er viel getrunken hat. — Ach Gott! Nein, ich bin ja ganz närrisch vor Vergnügen. — Nun — was sagst du dazu?

Kleist (blickt sie ernst an). Marianne!

Marianne. Wie du das sagst: Marianne! Als

ob ich wirklich was Böses getan hätte. — Ach, warum bist du nur so ernst?

Kleist. Ja, ich bin ernst.

Marianne. Ach ja — sehr ernst — und manchmal bist du auch so traurig, so — ich verstehe gar nicht, wie. Und ich — ich weiß nicht, was ich vor Übermut angeben soll.

Kleist. Du bist ganz anders, als ich dich gedacht.

Marianne. Nicht wahr, du hast mich für so ein sentimentales Mädchen gehalten — für so ein — Käthchen von Heilbronn — nicht wahr? — das bin ich gar nicht. Ach, ich bin ja so vergnügt — so — küsse mich! Ja bitte, küsse mich! — So wie du neulich küßtest — weißt du — so küsse mich jetzt. Sonst tue ich's selbst. (Sie umarmt ihn.)

Kleist. Kind — aber —

Marianne. Ach du — weißt du — die alte Dechtel — Fräulein von Dechtel, die ist so böse auf mich — Gott, so fürchterlich böse! — C'est très mauvais genre, sagt sie immer. — Ha ha ha! Die alte Dechtel! — Du, die behalten wir nicht. Sie ist so hochmütig und eingebildet — ich mag sie gar nicht leiden. Wie ein kleines Kind behandelt sie mich. — Weißt du was — nein, das muß ich dir erzählen. (Ihm ins Ohr.) Sie hat falsche Zähne! — ein ganz richtiges Gebiß — jawohl! Ich hab's neulich durchs Schlüsselloch gesehen. — Ist das nicht lächerlich? nicht! — So lache doch!

Fünfte Szene.

(Vogel durch die Mitte, gleich darauf Marianne ab.)

Marianne. Ach wie dumm! Nun werden wir gestört.

Vogel. Entschuldigen Sie — ich störe doch nicht?

Marianne. O nein!

Vogel. Ich wollte — ein Wort mit Ihnen sprechen — Herr von Kleist — aber — wenn ich störe —

Marianne. Ich muß zu den anderen zurück. (Halblaut zu Kleist.) Ich bleibe nicht lange. — (Ab durch die Mitte.)

Vogel (öfters stockend vor innerer Erregung). Ja — Herr von Kleist — ich wollte mit Ihnen sprechen — eigentlich — schon lange wollte ich es — aber — niemals gelang es mir — unter vier Augen — Henriette war stets zugegen.

Kleist. Ihre Frau Gemahlin!

Vogel. Ja, gerade von Henriette wollte ich mit Ihnen sprechen — denn um Henriette handelt es sich nämlich. (Er ringt nach Atem.)

Kleist. Wahrhaftig! — Ich bin gespannt —

Vogel. Herr von Kleist — ich weiß — wofür Sie mich halten — weiß, wofür die Welt mich hält.

Kleist. Aber Herr Vogel!

Vogel. Nein, lassen Sie nur. — Ich weiß es. — Übrigens, das ist mir beinahe gleichgültig. — Was kümmert mich die Nachrede? — Nein — was anderes liegt mir auf dem Herzen und muß herunter. Meine Frau! — ah! (stockt.) Einst war sie — einst! — und — heute — (krampfartiges Schluchzen unterbricht ihn).

Kleist (unruhig). Aber Herr Vogel — ich verstehe nicht.

Vogel. Sie haben recht. — Zur Sache! — Ich liebe meine Frau, liebe sie mehr als ich sagen kann — mehr als irgend jemand verstehen könnte. — Sehen Sie, Herr von Kleist, ich bin ein einfacher Mann — an mir ist nichts Besonderes — nichts! Das weiß ich selbst am besten. — Und Henriette ist schön, ist klug

und geistreich — vollendet in allem und jedem. — Was bin ich neben Henriette? Nichts! — Und doch — und trotzdem — früher — früher hat sie mich geliebt — wenn Sie's auch vielleicht nicht für möglich halten — sie hat mich lieb gehabt. — (Er bedeckt die Augen mit den Händen. Kleist ist sehr beunruhigt. Vogel, sich aufraffend:) Ich habe es ja immer als ein Wunder betrachtet — ich habe Gott täglich auf den Knien gedankt, daß mir ein solches Glück zuteil geworden. — Sehen Sie, als sie damals einwilligte, da war ich ja wie — berauscht — konnte es kaum fassen — und dann — des Abends — wenn wir allein waren und sie so vor mir — in ihrer ganzen Schönheit — mein — ganz mein — — ah! — Ich hätte mit niemandem auf der ganzen Welt tauschen mögen. — Und jetzt — jetzt ist das alles aus. Ich existiere nicht mehr für sie. Und das Schrecklichste! — Sie selbst, sie leidet — leidet unsäglich — sie scheint ruhig — ja! Aber das ist nur Schein. Ich weiß es, sie leidet. Und das — das kann ich nicht mit ansehen. Lieber sterben als das erleben.

Kleist. Und — Herr Vogel — was, bitte, habe ich damit zu tun?

Vogel. Hören Sie! — Sie kamen vor Monaten in unser Haus. — Meine Frau war damals schon — verändert — ich meine, nicht mehr glücklich —

Kleist. Nun also!

Vogel. Ja, in der Tat, der Anfang ihres Leidens liegt weiter zurück. — Ah, was war sie früher! — Gesund, heiter, voll Leben und Geist, eine Freude für jeden, der sie sah — für mich Wonne, Stolz — alles; da — da kamen Sie —

Kleist (unwillkürlich). Ich!

Vogel. Sie betraten unser Haus. Ich nahm

Sie auf als werten Gast. — Ja — ich will's gestehen — ich hoffte für meine Frau und mich viel von Ihnen. Henriette braucht geistige Anregung — ich glaubte — wenn ich über ihren Zustand nachdachte — es käme — es wäre — weil ich ihr doch eben so wenig bieten kann. Nun — und darum sann ich auf allerhand. — Was täte man denn nicht in der Angst um ein geliebtes Wesen? — Sie kamen also — kamen öfter. — In Ihrer Gegenwart lebte Henriette auf, etwas Großes schien mit ihr vorgegangen, sie erinnerte mich wieder an die ersten Jahre unseres Glückes. Aber dann — allmählich — wie — wann — wodurch — wer kann das sagen — wer darf das sagen —

Kleist. O, was wollen Sie!

Vogel. Mit einem kurzen Wort: Sie sind ihr Verderben geworden!

Kleist. Das sollen Sie nicht sagen — beim heiligen Gott!

Vogel. Schwören Sie nicht! Es ist so.

Kleist. Sie sagen selbst, Ihre Frau war verändert — schon früher —

Vogel. Das war sie. — Zu Tode krank ist sie erst, seitdem Sie kamen.

Kleist. Seitdem ich kam — zu Tode! — Wunderbar. (Er versinkt in Nachsinnen.) Höchst wunderbar!

Vogel. O, geben Sie mir zurück, was Sie mir genommen! Was ist es für Sie — und was war es mir? — Ich besaß Henriette — ich war glücklich. Sie war mein ein und alles — das — was das Leben mir lebenswert machte. — Geben Sie mir das alles zurück. — Hören Sie! — — Sie hören mich wohl nicht?

Kleist (aus Gedanken auffahrend). Doch — doch! — Ich höre jedes Wort.

Vogel. Lassen Sie mich nicht verzweifeln — Hören Sie! — So hat sich wohl noch nie ein Mann vor einem anderen erniedrigt, wie ich vor Ihnen.

Kleist. Was kann ich für Sie tun?

Vogel. Wollen Sie mir helfen?

Kleist. Ich will es.

Vogel. Geloben Sie mir das?

Kleist. Ja, ich gelobe es.

Vogel. Ah — dann ist alles gut. — Ich danke Ihnen! (Er ergreift Kleists Hand und küßt sie.)

Kleist. Nein doch! — Was tun Sie!

Vogel. Ich kann nicht anders — Sie machen mich zu glücklich.

Kleist. Schicken Sie mir Ihre Frau.

Vogel! Hierher?

Kleist. Ja, mag es gleich sein.

Vogel. Ich werde Sorge tragen, daß Henriette kommt.

Kleist. Ich warte hier auf sie. (Vogel ab durch die Mitte.)

Sechste Szene.

(Gleichzeitig treten ein durch die Mitte in lautem Gespräche Katz, Pieper, Leske.)

Leske. Nein, dieser alte Paltzow ist göttlich.

Pieper. Mit der klassischen Bildung ist's nicht weit her bei ihm, aber —

Leske. Aber seine Küche und sein Keller sind exquisit.

Katz. Und das Töchterlein nicht zu vergessen.

Pieper. Ei, das Töchterlein — ein Goldfischchen — ha ha!

Leske. Achtung! Dort — (Er weist auf Kleist.)

Pieper. Was gibt's denn?

Leske. Wir sind nicht allein.

Pieper. Ach so — dieser Herr von Kleist.

Katz. Der ist nicht umsonst hier.

Leske. Habe mir auch schon meine Gedanken gemacht.

Katz. Ich weiß es von Adam Müller — die Sache ist so gut wie abgemacht. Wahrscheinlich wird heute abend noch die Verlobung proklamiert.

Leske. Seht an, so ein Dichter — das also ist sein idealer Sinn.

Katz. Sein Sinn steht eben auf die goldnen Ideale.

Pieper. Beim Essen war er nicht und hat sich trotzdem den fettesten Bissen zugelangt.

Katz (zu Kleist herantretend). Nun, Herr von Kleist, werden Sie uns nicht zum Nachtisch noch ein weniges von Ihren hervorragenden Werken gewähren?

Kleist. Meine Dichtung vermöchte wohl kaum den Vergleich auszuhalten mit dem gestopften Truthahn, den ich da drinnen sah — ich danke Ihnen.

Katz. Nein, nein — im Ernste!

Pieper. Der Anfang hat uns auf mehr begierig gemacht.

Leske. Wir sind noch lange nicht gesättigt.

Kleist. Wirklich! Welch ein Geständnis! Habt ihr noch nicht genug an mir genagt? — Ihr seid ja da recht hübsch beisammen, ihr Herren: Verleger, Rezensent, Theatermann — meine besten Freunde — Wärter des Hungerturms, in den mich mein Volk gesperrt! — Bei Gott, ich habe euch Fleisch von meinem Leibe gegeben, Stücken frisch vom Herzen geschnitten — ihr habt die Kost verschmäht, und nun — satt von Hummer, Schöps und Wein, kommt ihr hierher und meint, ich

sei ein guter Bissen zum Nachtisch. — Weg! Ich bin zu gut zum Fraße für euch und euresgleichen — ah! (Er wendet sich ab.)

Pieper. Hat man je —

Leske. Es ist nicht richtig mit ihm.

Katz. Oder trank er etwa zuviel im geheimen?

Pieper. Nein — ich glaube, die Sache ist ganz einfach — diese Aussicht auf eine Heirat mit einer Erbin —

Katz. Ja, das hat ihn um den Rest von Verstand gebracht.

Siebente Szene.

(Müller durch die Mitte, bald darauf Katz, Pieper, Leske ab.)

Müller. Wo ist Kleist?

Katz. Ihr Freund ist ein schnurriger Herr.

Müller. Wem sagen Sie das — das hängt so mit seinem Genie zusammen.

Katz. Halten Sie ihn für ein Genie?

Müller. Nun — jedenfalls hält er sich für eines.

Pieper. Kommt, ihr Herren, laßt uns jetzt gehen.

Katz. Der alte Paltzow liebt ein Partiechen L'hombre, und wenn er nicht ganz nüchtern ist — (das übrige unhörbar).

Leske. Katz, Sie sind doch ein Erzpfiffikus. (Sie gehen durch die Mitte ab.)

Müller (ist zu Kleist getreten). Wollen Sie mich hören, Herr von Kleist.

Kleist. Was gibt es?

Müller. Sehr gute Nachrichten! — Ihre Sache steht aufs beste.

Kleist. Welche Sache?

Müller. Kleist — wir können doch nunmehr

offen miteinander sprechen — dächte ich. — Ich gratuliere Ihnen von ganzen Herzen. Ich wüßte nichts, worüber ich mich seit langer Zeit so gefreut hätte. — Nun — einiges Verdienst dabei kann ich mir ja selbst zurechnen.

Kleist. Belieben Sie, bitte, klarer zu sprechen. — Ich verstehe nichts.

Müller (losplatzend). Nun, mit einem Worte: die Million ist Ihnen sicher und das Mädel dazu. Der alte Paltzow hat mir soeben gesagt — Sie nehmen mir's wohl nicht übel, wenn ich's wörtlich wiederhole — er ist nun einmal etwas deutlich —: „Der Kleist ist zwar nur en armer Schlucker", sagte er, „aber mir gefällt er und meiner Tochter auch" — (indem er Kleist auf die Schulter klopft). Das haben wir fein gemacht! — was? — (zur Tür gehend). Ich muß sofort wieder zurück zu dem Alten. — Auch das Gold muß man schmieden — nicht wahr — so lange es heiß ist — ha ha! (Ab!)

Kleist. Nein! — Bleiben Sie!

Achte Szene.

(Kleist zunächst allein, er tut einige Schritte, als wolle Müller nach. Dann bleibt er stehen, legt die Hand an die Stirn, schüttelt das Haupt und lächelt verwirrt, mit starrem Blicke. — Inzwischen ist Henriette eingetreten. Da er ihr den Rücken zuwendet, sieht er sie nicht. Sie betrachtet ihn eine Weile, dann tritt sie an ihn heran und legt ihm die Hand auf die Schulter.)

Kleist (zusammenfahrend). Du!

Henriette. Du hast mich rufen lassen. — Hier bin ich.

Kleist. Ja! — allerdings — (Pause. Er scheint seine Gedanken zu sammeln.)

Henriette. Mein Freund —

Kleist (auffahrend). Lassen Sie den Ton! — Ich muß Sie darum bitten.

Henriette (unwillkürlich zurücktretend). Wie?

Kleist. Jawohl! — das ziemt sich nicht — für uns beide — nein — wirklich, es ziemt sich nicht.

Henriette. Wenn ich dich verstehen könnte.

Kleist (nervös). Von jeher! — Dieser ganze Ton ist falsch — ist unrecht! — daß Sie mich Freund nennen und — du! Das ist — anstößig.

Henriette. Wann ist dir — ist Ihnen diese Erkenntnis gekommen?

Kleist. Nun — sie ist mir eben gekommen.

Henriette. Nicht von selbst — nicht aus Ihrer Seele, Kleist — die kenne ich. Die ist groß und frei — erhaben über das, was die Alltagsmenschen Moral nennen.

Kleist. Es gibt Gesetze, die man heilig halten muß — nicht über jede Schranke kann sich der Geist hinwegsetzen, und wäre er noch so frei.

Henriette. Das ist das Gegenteil von dem, was Sie bisher verfochten.

Kleist. Nun — darf man seine Ansichten nicht ändern?

Henriette. Wer sprach von Freundschaft der Seelen, die, losgelöst vom Körperlichen, die Gesetze nicht zu beachten brauche, welche nur für den Durchschnitt geschaffen seien. — Von wessen Lippen erklang zuerst das „du"?

Kleist. Henriette!

Henriette (näher an ihn herantretend, blickt ihm in die Augen). Kleist! — gedenke der seligen Stunden, die wir zugebracht im Anschauen der Nacht — des Symbols der ewigen Ruhe. Gedenke auch des Schwures, den du geleistet — freiwillig mir geleistet: Treue bis in den Tod, der alle Unterschiede des Standes, Alters — des Geschlechtes auslöscht. — Gedenkst du dessen?

Kleist. Henriette! — Ach Henriette! — Gewiß! — (stockt, dann sich zwingend). Dein Gatte war bei mir. — Wir hatten eine Aussprache.

Henriette. Du und — Vogel?

Kleist. Ja wohl! — Und er hat mir Eröffnungen gemacht —

Henriette (schnell). Was hat er dir gesagt?

Kleist. O — er hat es verstanden, mich auf meine Pflicht zu weisen. — Henriette! — Er liebt Sie — liebt Sie voll Inbrunst —

Henriette. Das wußten Sie schon früher.

Kleist. Henriette — und doch — vorhin habe ich etwas erfahren — etwas —

Henriette (erbleichend). Nun?

Kleist. Etwas, das mir unser Verhältnis in ganz verändertem Lichte erscheinen läßt. — Henriette, daß es früher anders zwischen Ihnen gewesen, erfuhr ich von Ihrem Gatten — daß Sie ihn ehemals —

Henriette (erregt). Laß das! — Kein Wort davon!

Kleist. Henriette!

Henriette. Darüber spricht man nicht zu einer Frau.

Kleist. Darüber nicht?

Henriette. Nein! — Ich will darüber nichts hören. — Vor allem von dir — von Ihnen nichts.

Kleist. So habe ich Sie noch nie zuvor gesehen, Henriette. — Wahrhaftig —

Henriette (sich gewaltsam zusammenraffend). Sprechen wir doch von etwas anderem, von Ihnen — von Ihrem Glücke wollen wir sprechen.

Kleist. Was wissen Sie davon?

Henriette. Sie verraten sich selbst.

Kleist. Henriette! — Wenn Sie in meiner Seele lesen könnten!

(Pause.)

Henriette (sich ihm nähernd, mild). Einst durfte ich in deiner Seele lesen, wie du in der meinen. — Soll das vorbei sein? — (Sie ergreift seine Hand.) Kleist — du bist nicht glücklich.

Kleist. Das weiß Gott! — Ich bin es nicht.

Henriette. Und könntest es doch sein. — Kleist — es gibt nur ein Glück —

Kleist. Die alten Töne!

Henriette. Die ewig wahren. — Eine Weisheit, viel zu groß und einfach, um von dem großen Haufen verstanden zu werden. Nur auserlesene Seelen entdecken diese Blume auf ihren einsamen Wegen — und selig — selig, wenn zwei sie gemeinsam fanden. — O, mein Freund! — (Sie blickt ihn verzückt an.)

Kleist (beunruhigt). Nein, laß das! Rühre das nicht wieder auf. Ich hatte dies alles vergessen wollen. (Macht sich los von ihr.)

Henriette. Das eben war die Torheit. Ein Kranker, der weiß, daß sein Leiden unheilbar, ist der nicht ein Tor, wenn er zu Mitteln greift, die an ihn verschwendet sind, statt das Gesicht zur Wand zu wenden und des Erlösers von allem Leide zu harren? — Oder, meinst du, dir sei noch zu helfen?

Kleist. Ich glaubte — (stockt).

Henriette (bedeutsam, dicht an ihn herantretend). Kleist, glaubst du zu lieben?

Kleist. Ich liebe und werde geliebt.

Henriette (auffahrend). Ah — wirklich! — (Sich schnell mäßigend.) Kleist, bisher habe ich Ihr Herz für größer gehalten.

Neunte Szene.

(Marianne durch die Mitte, hüpfend. Da sie Henriette erblickt, macht sie Halt.)

Marianne. Ah! — Ich wollte nur —

Henriette. Ich werde nicht stören. — (Sie geht nach links, wo sie das Fenster öffnet und in die Nacht hinausblickt.)

Marianne (mit Kleist rechts vorn). Ach, Frau Vogel ist also mit dir — nun — dann kann ich mir schon denken —

Kleist. Was kannst du dir denken?

Marianne. Ich habe alles gehört über sie.

Kleist. Was hast du gehört?

Marianne. Eben, daß sie eine fixe Idee hat.

Kleist. Wer hat sich unterstanden!

Marianne. Pst — pst! Werde doch nicht gleich so böse — Herr Adam Müller — der lacht auch über sie.

Kleist. Was hat er dir gesagt über Henriette? — Ich will's wissen.

Marianne. Nun, daß sie nach jemandem sucht, der — um sich — nein, 's ist zu dumm, ich kann's gar nicht aussprechen. Du, hat sie dich etwa auch schon gefragt — was?

Kleist (außer sich). Schweig!

Marianne. Wie — aber — „schweig!" sagst du zu mir. — (Mit dem Fuße aufstampfend.) Ah! das ist stark. Nun spreche ich den ganzen Abend kein Wort mehr mit dir. — (Ab nach rechts. In der Tür wendet sie sich noch einmal, die Augen voller Tränen, sie zögert.) Ah! — nein — gerade nicht! — (Ab.)

Zehnte Szene.

(Henriette kommt langsam zu Kleist zurück, der Marianne mit verdüsterter Miene nachblickt.)

Henriette. Kleist — das war sie.

Kleist. Ach Henriette! — (Pause. Kleist läßt sich nieder, den Kopf in den Händen. Henriette tritt neben ihn und legt ihm die Hand aufs Haar.

Henriette. Mein lieber Kleist.

Kleist (mit schmerzlichem Aufblicke). Henriette, wenn du wüßtest, wie wehe mir ums Herz ist.

Henriette. Ich weiß es, mein Freund.

Kleist. Sage mir — wie kam's — (stockt).

Henriette. Daß du dieses Mädchen zu lieben glaubtest — meinst du das?

Kleist. Ja, gerade das.

Henriette. Du hast sie nie geliebt. — Du warst in ein Bild verliebt, das du dir von ihr zurecht gemacht.

Kleist. Wie — wer sagte dir das?

Henriette. Liebe ist nichts als Egoismus. — Du liebst nur immer dich selbst auch im anderen. — Du liebst das Glück, daß du im anderen zu finden wähnst.

Kleist. Halt! — Laß mich dem nachsinnen.

Henriette. Deine Liebe war noch schlimmer als Selbstbetrug — du betrogst auch sie. — Du brauchtest sie — sie sollte dich über deinen Schmerz hinwegtäuschen — dich betäuben. — Kleist, soll ich dir die volle Wahrheit sagen? — — Du liebtest sie aus Furcht.

Kleist. Henriette. — Welch ein Geist bist du!

Henriette. Mein armer Kleist — einer — der dir so gerne helfen möchte.

Kleist. Sage mir — Henriette — was soll nun werden?

Henriette. Was werden soll? Das will ich dir sagen. Entweder du schickst dich drein — ergibst dich — heiratest sie und lebst behaglich im goldenen Käfig — machst die Augen fest zu, um nichts zu sehen — versinkst allmählich im Schlamme des Alltags — — O, Kleist! — Ich werde das nicht erleben — aber — zu denken —, daß du dahin kommen könntest — du! Das könnte mir die Seligkeit des Sterbens selbst verbittern.

Kleist. Sei ruhig! — Dazu kommt's nicht. — Ehe ich mich so erniedrige — nein! dann lieber die Masten kappen — und — das Wrack versenken.

Elfte Szene.

(Die Gesellschaft kehrt zurück. Der alte Paltzow mit Zeichen eines kleinen Rausches.)

Müller. Hier ist Kleist (auf Kleist zueilend). Sie wurden gesucht.

Paltzow (stammelnd). Hier steckt er — und wir haben en jesucht wie ne Stecknadel — diesen — Kleist.

Müller (halblaut). Die Sache ist gemacht. — Sie dürfen mir danken.

Paltzow. Marianne! — Wo zum Teufel steckt denn das Mädel?

Frl. v. Dechtel. La voilà, monsieur. (Zu Marianne, die sie vorschiebt.) Jetzt comme il faut, mademoiselle!

Paltzow. Komm her, meine Tochter, zu mir!

Müller. Nun ist's Zeit — Kleist!

Paltzow. Na, Se haben was auf 'n Herzen — Kleist! — Man raus damit! Ich seh Se's ja an — man keene Bange!

Kleist. Herr Paltzow — vielen Dank für Ihre

Güte — — vielen Dank! — Die Absicht war die beste — aber — wir mißverstanden uns.

Paltzow. Wat quasselt er da?

Müller. Was reden Sie denn!

Kleist. Nein — wir verstanden uns nicht. — Sehen Sie — ich möchte vornehm bleiben.

Müller. Sind Sie von Sinnen!

Kleist (wendet sich zum Gehen).

Paltzow (starr). Da hört doch aber —

Marianne (ihm nachblickend, greift sich an die Stirn, schreit plötzlich auf). Nein nein! — Bleibe — bleibe!

Kleist (sich umwendend). Ich will ich selbst bleiben bis zum Ende.

Pieper. Nun ist er doch richtig verrückt geworden.

(Der Vorhang fällt.)

Vierter Akt.

Erster Aufzug.

(Kleists Zimmer wie im ersten Akte.)

Erste Szene.

(Marianne tritt ein durch die Mitte, zaghaft, sich scheu nach allen Seiten umblickend; sie ist in Straßentoilette, in der Hand trägt sie ein Päckchen, sie ist zu Kleists Schreibtisch gelangt, wo sie das Päckchen niederlegen will, da erscheint Frau Bartels in der Tür rechts.)

Frau Bartels. Na — das heeßt —

Marianne (zusammenfahrend). Ach, entschuldigen Sie! — Ich fand hier alles offen. Ich wollte nur — (stockt, dann mutiger). Hier wohnt doch Herr von Kleist — nicht wahr?

Frau Bartels. Wollen Se zu den?

Marianne. Ja! — Eigentlich wollte ich nur etwas abgeben. — Er ist wohl nicht zu Haus — nicht wahr?

Frau Bartels. Wie Se sehen, is er nich anwesend.

Marianne (verlegen stockend). Meinen Sie — daß — Herr von Kleist — lange ausbleiben wird?

Frau Bartels. Meinetswegen könnt'r janz ausbleiben. — Ick würde mir och nich weiter grämen.

Marianne (sieht sich unsicher um, zu Frau Bartels tretend) Könnten Sie ihm das hier übergeben?

Frau Bartels. Warum denn nich! Und was soll ick ausrichten?

Marianne. Nein, nein! — Sagen Sie — nein — sagen Sie das lieber nicht —

Frau Bartels. Na, wat soll ick dem nu eegentlich nich sagen?

Marianne. Er darf nicht erfahren, woher das hier kommt, verstehen Sie.

Frau Bartels. Na, so verrickt is er man doch noch nich, daß er jloben kennte, so wat käme vom Himmel jefallen.

Marianne. Ein Freund — ein Herr, hätte es gebracht — könnten Sie denn das nicht sagen. — Ginge das nicht? Er soll nämlich — er darf nämlich nicht wissen —

Frau Bartels. Dort kommt er übrigens, da können Sie's 'n ja selber ausrichten.

Marianne (in Angst). Er kommt — nein — (will fort, in der Tür begegnet ihr Kleist).

Zweite Szene.

(Kleist durch die Mitte, Hut auf dem Kopfe, er ist bleich und abgehärmt, vernachlässigt in seiner Kleidung. Er fährt zusammen, da er Marianne erblickt, dann verfinstert sich sein Gesicht. — Marianne steht mit gesenktem Haupte, zitternd ihm gegenüber.)

Kleist (tut einige Schritte ins Zimmer, dann stehen bleibend). Das erscheint mir — sonderbar —, Fräulein Paltzow.

Marianne (leise). Ach — was werden Sie von mir denken!

Kleist (auflachend). Spaßhaft — daß mir noch jemand nachlaufen sollte — wirklich höchst spaßhaft!

Marianne. O — nein — nein!

Kleist. Oder schickte Sie Ihr Vater?

Marianne. Mein Vater — nein!

Kleist. Sie kamen so ganz — auf eigenen Antrieb?

(Marianne will etwas sagen, senkt das Haupt und schweigt. Kleist bedeutet Frau Bartels, sich zu entfernen. Frau Bartels ab nach rechts. Von der Tür aus wirft sie noch einen neugierigen Blick auf die beiden.)

Kleist (barsch). Fräulein, nun bitte ich, in aller Kürze, was wollen Sie von mir? — Zu sentimentalen Possen bin ich nicht aufgelegt.

Marianne. Ich wollte nur — (stockt).

Kleist. Ich glaubte, wir seien fertig miteinander. — War ich nicht deutlich genug, neulich abend?

Marianne. Ich dachte nicht, Sie hier zu treffen — ganz gewiß nicht!

Kleist. Fräulein Paltzow — ich habe mich Ihnen wohl von sehr lächerlicher Seite gezeigt, damals, daß Sie mich für so leichtgläubig halten? — Glauben Sie nur, ich bin ein anderer als dazumal. Früher standen bei mir Türen und Fenster offen für jeden Luftzug, jetzt habe ich Riegel vorgelegt. Liebe, Haß — nichts soll mir mehr an den Leib. Ich habe mein Haar zu Stacheln wachsen lassen, meine Haut zum Panzer. — — Vielleicht werden Sie mich roh finden — was macht's. Was macht's! Das ist jetzt meine Formel. — Also fahren Sie nur fort, Fräulein, Sie wollten mich nicht hier treffen, darum kamen Sie hierher — das war die erste Wahrheit aus Ihrem lieblichen Munde.

(Marianne bricht in Tränen aus.)

Nun, auch noch Tränen. Das altbewährte Weibermittel. Schicken Sie nur Ihre Wassertropfen nach Haus, hier dieser Boden nimmt nichts mehr an.

Marianne (schluchzend). Und ich habe Ihnen doch gar nichts Böses getan.

Kleist (für einen Augenblick ergriffen). Nein, etwas Böses haben Sie mir nicht getan — das ist wahr. (Er nähert sich ihr einige Schritte.) Und doch, Sie haben mich von meinem

Wege abgelenkt — verkleinert — erniedrigt haben Sie mich. — So recht nach Weiberart, mich herabgezogen, da ich mich erhöht glaubte. Verführerinnen, die ihr seid, von Anfang. Weil wir den Blick zu euch emporrichten, merken wir nicht, daß ihr uns abwärts zieht.

(Pause. Marianne schluchzt fassungslos.)

Nützt nichts — Fräulein — nützt nichts! Noch vor einigen Wochen hätte mich das gerührt, — heute — möchte ich darüber lachen. Was sind Tränen? Sie deuten auf geheime Freude, auf Wollust der Seele, die Mitleid mich sich selbst empfindet. — Ich sage Ihnen, ich kenne einen Schmerz, der keine Tränen hat. — — (Pause, Marianne weint leiser.) — (Kleist auffahrend, rauh.) Was wollen Sie also von mir? — (Pause.) Nun, Fräulein, Sie können doch wohl sprechen!

Marianne. Da hier — wollte ich — (Sie legt in Hast das Päckchen auf den Tisch und eilt nach der Tür.)

Kleist. Halt, Fräulein — Halt! (Marianne bleibt stehen, Kleist hat das Päckchen ergriffen, betrachtet es und lacht auf.) Wahrhaftig! — Almosen — wie zart!

Marianne. O, nehmen Sie es nicht übel auf!

Kleist. Das ist das Allheilmittel für jedwedes Leiden — damit begleicht man alles — nicht wahr? — Sie sind doch, bei Gott, ganz Ihres Vaters Tochter!

Marianne. Mein Vater weiß davon nichts. — Es ist mein Taschengeld.

Kleist. Ihr Taschengeld! — wirklich? (milder) Marianne — die Absicht war gut. Ich danke Ihnen. Sie wußten es nicht besser. Ich danke Ihnen, Marianne. (Er reicht ihr die Hand, sie errötet in tiefer Erregung.) Wie Sie zittern. — Nein, nein, nein! — Marianne, keine neue Torheit. 's ist aus, ganz aus! Und so soll's bleiben. — Wir zwei gehören verschiedenen Welten an. Das hier drin überbrückt manchen Abgrund, aber den nicht.

— Hier, nehmen Sie zurück. — Und nun — gehen Sie — gehen Sie, gutes Mädchen.

(Marianne geht zur Tür, wendet sich plötzlich, stürzt auf Kleist zu, den sie umarmt und leidenschaftlich küßt.)

Kleist. Wie! — o — Kind!

Marianne. Ich muß — ich — du!

Kleist (gibt sich für Augenblicke ihrem Kusse hin, dann sich losreißend). Geh, geh — schnell — sage ich — du sollst mich nicht zum Leben verführen. — (Da sie noch zögert, plötzlich in Zorn aufflammend.) Geh!

(Marianne flieht. Kleist blickt ihr nach, seine Augen füllen sich mit Tränen, um seinen Mund zuckt es. Er läßt sich erschöpft nieder, starrt vor sich hin, fährt dann, wie von einer plötzlichen Eingebung erfaßt, auf und ruft:)

Frau Bartels! (ungeduldig.) Hört sie denn nicht — Frau Bartels!

Dritte Szene.

Frau Bartels (in der Tür rechts). Ick komme ja schon — wat jibt's denn wieder. — Ick denke doch mindestens, et brennt.

Kleist. Beste Frau Bartels, wollen Sie mir einen Dienst erweisen?

Frau Bartels. Nee, da brauchen Se sich jar keene Mühe nich erst zu jeben — anpumpen lasse ick mir nich.

Kleist (trübe lächelnd). Aber — wer denkt an so etwas?

Frau Bartels. Na, an wat denken Sie denn sonst!

Kleist. Wollen Sie einen Gang für mich tun?

Frau Bartels. Der Kofmann macht och schon Späne, wenn er hört, et soll for'n Herrn von Kleist sin — daß Se's nur wissen.

Kleist. So bin ich also ohne allen Kredit bei meinen Mitmenschen. — Nun, sehr bald wird der große

Rechnungsabschluß stattfinden — da werden wir ja sehen, wer schließlich der Gläubiger ist und wer der Schuldner — die Welt oder ich.

Frau Bartels. Wie meenen Se?

Kleist. Ach richtig! — Also, beste Frau Bartels, will Sie zu Frau Henriette Vogel gehen — die Wohnung der Dame kennt Sie ja — und ihr folgendes ausrichten: Ich würde mich zur angegebenen Zeit an dem verabredeten Platze einfinden. Weiter nichts! Hat Sie mich auch richtig verstanden?

Frau Bartels. Hm — versteh schon — (Im Abgeben halblaut brummend.) Na, wie jesagt — nischt zu beißen — aber Frauenzimmer — natirlich! (Ab nach rechts.)

(Kleist ist an den Schreibtisch getreten und sucht in gebückter Stellung in den Fächern.)

Vierte Szene.

(Fouqué durch die Mitte. Er tritt geräuschlos auf. Fouqué macht einem hinter der Szene Befindlichen Zeichen. Adam Müller tritt ein. Kleist hört ein Geräusch, fährt zusammen und wendet sich schnell.)

Kleist. Wer?

Fouqué. Nur wir — nur wir, mein lieber Kleist.

Kleist. Seid ihr schon lange hier?

Fouqué. In diesem Augenblicke sind wir gekommen.

Kleist. Habt ihr mich belauscht?

Fouqué. O, nein doch!

Kleist. Warum tratest du so leise auf?

Fouqué. Man sagte mir — du — seiest nicht ganz wohl.

Kleist. Nicht ganz wohl — So! Bin ich nicht — ganz wohl — sagt man das? — Fouqué — wozu die

Komödie -- sag's doch ganz offen, was nachgerade alle von mir denken: verrückt — nicht wahr?

Fouqué. Kleist, wie kannst du nur.

Kleist. Ho ho ho!

Müller (vortretend). Wir wollten uns nach Ihrem Befinden erkundigen, Herr von Kleist.

Kleist. Was für ein Wiedehopf schreit da!

Fouqué. Kleist — ich bitte dich!

Kleist. Bei Gott, dies Gesicht wollte ich nicht mehr sehen.

Fouqué. Kleist, höflich bist du gerade nicht.

Müller. Lassen Sie, lassen Sie, Herr Baron, der Herr von Kleist haßte und schmähte von jeher diejenigen, welche ihm wohlgetan.

Kleist. Wohlgetan! Bei Satans Steiße, wenn der Fleischer dem Stiere wohltut, dem er einen Ring durch die Nase reißt, dann habt Ihr mir wohlgetan, Adam Müller.

Fouqué. Kleist — aber Kleist — du vergißt dich!

Kleist. Oder wenn der Junge dem Schmetterlinge wohltut, den er an glühender Nadel aufspießt, dann habt Ihr mir wohlgetan. — Ho, ho ho! Ihr seid ein gemütvoller Schlaukopf, Adam Müller. — Nachdem Ihr mich dumme Fliege eingenetzt, kommt Ihr herbeigeschossen, wie die gierige Spinne auf ihrem Faden, um Euch an dem Opfer zu weiden. Hier bin ich, saugt mich aus. — Viel ist nicht mehr an mir. — Ich bin ein magerer Braten geworden für eine fette Spinne, wie Ihr seid. — Ho ho ho!

Müller. Sie pochen sehr auf meine Langmut, Herr von Kleist.

Kleist. Auf seine Langmut!

Müller. Ich habe mir viel bieten lassen, schon

früher — immer — mehr als sich eigentlich mit der männlichen Würde verträgt — weil — nun, weil ich stets ein gewisses Interesse für Sie hatte — und auch Mitleid mit Ihnen — darum habe ich Ihnen manches nachgesehen —

Kleist. Fouqué, bin ich noch bei Sinnen? — Adam Müller — Mitleid — ich — er hat mir manches nachgesehen!

Müller. Jawohl, mehr als vielleicht recht und klug war. Ja, selbst das letzte Schwere, was Sie mir angetan, habe ich Ihnen verziehen.

Kleist. Wovon sprechen Sie?

Müller. Was Sie im Hause meines Freundes Paltzow getan, hat mich schwer kompromittiert. — Ich hatte Sie dort eingeführt, aus purer Großmut — ohne persönliche Nebenabsichten — und wie wurde mir gelohnt. Aber wenn Sie mich jetzt für all dies noch obendrein beleidigen, so geht das zu weit — und ich wollte bemerken —

Kleist. Sprechen Sie aus!

Müller. Daß selbst meine Geduld ihre Grenzen hat — wollte ich nur bemerken.

Kleist. Wessen Geduld hätte keine Grenzen — denken Sie, die meine sei unerschöpflich! (In plötzlicher maßloser Leidenschaft.) Fort — packt Euch — hinaus — hinaus, sage ich! — Ich will das Gesicht nicht mehr sehen — es erinnert mich an Demütigungen — fort!

Müller (der einige Schritte zurückgetreten ist, bleich). Schämen Sie sich, Herr von Kleist!

Kleist. Vor Ihnen?

Müller. Ja, vor mir!

Kleist. Das ruft Adam Müller mir zu. — Er, ein Fleck — ein kleiner schmutziger Fleck in meiner Sonne.

Müller. Das ist geschmacklos.

Kleist. Spottvogel, der sich ein Adler dünkt.

Müller. Ich gehe. — Aber bei Gott und allen Heiligen, ich kann Sie nur beklagen. Von Herzen bedaure ich Sie — von ganzem Herzen. (Ab.)

Fünfte Szene.

(Fouqué und Kleist allein.)

Kleist. Bis zum Letzten ein Komödiant! Und ich glaube, dieser Hanswurst ist mit sich selbst zufrieden.

Fouqué. Das war nicht wohlgetan, Kleist; Adam Müller ist nicht schlecht.

Kleist. Frech ist er und gemein — mit tölpelhaften Händen mischt er sich in anderer Angelegenheiten, mit dieser Sucht des Hundes, dort herumzuschnüffeln, wo's gemein ist. Er freut sich, daß Bessere als er auch ihren Kot haben.

Fouqué. Du warst zu scharf.

Kleist. Pah! — Es läuft an ihm ab. — Weißt du, Fouqué, er kommt mir vor wie ein Kork, der auf Wasser schwimmt — frech und selbstzufrieden in seiner Leichtigkeit. Tauche die Sorte unter, sie fahren sofort wieder empor. Ich bin ganz anders geartet. Wenn ich mich vollgesogen habe mit Schwermut, dann sinke ich zum tiefsten Grunde, und vom Tageslichte will ich nichts mehr sehen.

Fouqué (an Kleists Schreibtische; er hebt einige Blätter auf). Trotzdem war's nicht recht. Er kann dir schaden.

Kleist. Was schadet mir noch! — Höchstens das Sonnenlicht, wenn es mich früh aufwachen macht.

Fouqué (ein Blatt in der Hand). Sieh da, du hast geschrieben! — Das ist brav. Noch dazu Verse, wie es scheint.

Kleist (ihm hastig das Blatt aus der Hand nehmend). Nein!

Fouqué. Wie, ich darf nicht —

Kleist. Niemand soll das Recht haben, über mich zu lachen. Es ist aus mit mir — ich bin leer. — Alles gab ich her bis zur Hefe. Siehst du dies hier? (Er hält das Blatt empor.) Das war so eine Probe von der Hefe. (Er zerreißt das Blatt.)

Fouqué. Kleist — Kleist, was tust du!

Kleist. Es war nicht schade drum, Fouqué. Ich tat schon einmal in meinem Leben das nämliche. Robert Guiskard, mein geliebtester, bester Sohn, starb von diesen Händen. — Und ich bin zufrieden mit mir, daß ich ihn umbrachte. Dies blöde Geschlecht hätte ihn doch nie und nimmer verstanden. — Aber — auch dieser Schatten winkt mir oft. — (Er versinkt in Brüten.)

Fouqué. Du begingst ein großes Unrecht, Kleist. Werke, wie die deinen, gehören nicht dir, sondern der Menschheit. — Du wirst in besseren Stunden die Arbeit daran wieder aufnehmen.

Kleist. Nein, ich bringe nichts mehr zustande. Ohne Saft und Kraft bin ich, und da verdorren die Früchte. Mich hat das Schicksal bis zur letzten Faser ausgequetscht.

Fouqué. Kleist, wenn ich dich nicht so genau kennen würde in deinem selbstquälerischen Drange —

Kleist (verstört). Das ist das Fürchterlichste, bei lebendigem Leibe entdecken, daß man ein Leichnam ist — hinter dem eigenen Sarge zu Grabe gehen.

Fouqué (besorgt). Beschreibe mir nur einmal, liebster Kleist, wie eigentlich dein Zustand ist?

Kleist. Mein Zustand! — Ach, Fouqué, weißt du — an manchem Tage faste ich — aber das hängt weniger mit der Schwäche meines Magens als mit

der meines Beutels zusammen. — Und dann der Schlaf! — der Gast sucht mich selten heim. Er liebt wahrscheinlich nicht düstere Gesellen wie mich. Auch empfinde ich häufig eine Angst, die mich vor mir selbst herjagt, daß ich nicht mehr weiß, bin ich das Wild oder bin ich der Hund.

Fouqué. Mein armer, armer Freund! — Nun sehe ich, wie es steht. (Er wischt sich die Augen.) Ich will dein Arzt sein. Komm zu mir aufs Land. In der ländlichen Ruhe wirst du dir Seele und Leib ausheilen — beide sind erkrankt. — Du kommst, nicht wahr? Ich kann dich meiner Frau anmelden.

Kleist. Nein — das geht nicht!

Fouqué. Geht nicht — warum?

Kleist. Ich mag keine glücklichen Menschen mehr sehen.

Fouqué. Welch eine aberwitzige Idee!

Kleist. Wieso? — Gibt es nicht Tausende, die keinen Armen, Kranken, Elenden um sich ertragen wollen? — Nun, ich bin umgekehrt. Mich ärgern die Glücklichen — Satten — Zufriedenen. Vielen erscheint Unglück ein Verbrechen, für mich ist Glück ein Frevel. — Auffassung, alles Auffassung!

Sechste Szene.

(Frau Bartels durch die Mitte.)

Frau Bartels. Ich traf ihr unten auf der Straße —

Kleist (sie zum Schweigen bedeutend). Schon gut — schon gut!

Frau Bartels. Die Vogel nämlich. Se war schon aufn Wege hierher.

Kleist. So schweigen Sie doch! (Nimmt sie beiseite.)

Frau Bartels. Na, Se haben mir's doch ufjetragen — ick hab's ausgerichtet. — Se wartet uf Sie —

Kleist. Wartet auf mich?

Frau Bartels. Ja, so habe ick ihr wenigstens verstanden.

Kleist. Es ist gut!

(Frau Bartels ab nach rechts.)

Siebente Szene.

(Kleist und Fouqué allein.)

Fouqué. Was gibt es, lieber Kleist?

Kleist. Ach nichts — nichts!

Fouqué. Es war von Frau Vogel die Rede, soviel ich verstand.

Kleist. Richtig gehört, Fouqué, es war von Frau Vogel die Rede.

Fouqué. Kleist — Kleist! Noch immer diese verhängnisvolle Frau. — Was hast du mit ihr — was will sie von dir?

Kleist. Wie du mißtrauisch bist! Das harmloseste Ding der Welt: Sie hat mich zu Tisch eingeladen, und ich — ließ ihr durch meine Wirtin absagen.

Fouqué. Du hättest ihr abgesagt?

Kleist. Fouqué — meine Röcke sind im Leihhaus, bis auf diesen hier.

Fouqué. Mein guter Alter! — Nein, hier tut wahrhaftig Hilfe not. — Kleist, ich lasse dich nicht mehr aus den Augen. Du bedarfst der Aufsicht. Wenn du nicht mit mir kommst, setze ich mich hier bei dir fest — und —

Kleist. Und gerade jetzt wollte ich einen Augen-

blick allein sein. — Ja, ich muß ganz notwendig eine Stunde oder zwei für mich haben — guter Fouqué.

Fouqué. Allein — mußt du sein — wozu?

Kleist. Siehst du, lieber Freund, soeben schoß mir ein Plan durch den Kopf — eine Idee, die ich halten muß — zu Papier bringen will — solange sie hier noch frisch ist.

Fouqué. Betrifft es das, was du vorhin zerrissest?

Kleist. Gerade das — ja! Jetzt ist mir die Lösung, über die ich so lange fruchtlos gegrübelt, auf einmal klar geworden. — Ja, dieser Kopf hat doch noch Anschläge — ja ja! Ich fühle es deutlich, so glücklich kommt mir diese Stimmung nicht wieder.

Fouqué. Du willst dichten; wie mich das freut! So hast du die Lust zum Leben und Schaffen doch noch nicht völlig aufgegeben — du rätselhaftester aller Menschen.

Kleist. Nein, nein, nein! — Siehst du, Herzens-Fouqué — es stirbt sich nicht so leicht. Das Leben ist eine schlechte Angewohnheit, und — von denen läßt man bekanntlich am schwersten. — Ha, ha ha!

Fouqué. Nun lachst du wieder. — Dein Gemüt ist, wahrhaftig, wie Aprilwetter.

Kleist. War ich jemals anders? Du kennst mich ja. — Nun magst du ruhig gehen, lieber Freund; mich juckt es geradezu in den Fingern, die Feder zu ergreifen.

Fouqué. Doch ich komme wieder, und das noch heute, um zu sehen, was du geschaffen hast.

Kleist. Top! So sei es! Komm und sieh und überzeuge dich. Du wirst finden, daß ich das Größte, Kühnste und Klügste getan, was ich je unternommen.

Fouqué. Leb' wohl, bis dahin!
Kleist. Ja, leb' wohl, bis dahin!

(Fouqué ab durch die Mitte.)

Achte Szene.

(Kleist allein; als Fouqué gegangen, verändert sich sein Mienenspiel. Er bricht in höhnisches Gelächter aus.)

Kleist. Ja, dieser Kopf hat doch noch Anschläge!

(Kleist rennt wild durch das Zimmer, mit zerfahrener Miene, er sucht etwas in Hast.)

Kleist. Frau Bartels!

Neunte Szene.

(Frau Bartels von rechts.)

Frau Bartels. Hier!

Kleist (noch immer suchend). Frau Bartels — (er faßt sich an die Stirn). Dieser Kopf hat doch noch Anschläge — nicht wahr? (Lacht.)

Frau Bartels. Sie scheinen och wiedermal nich janz —

Kleist. Also Frau Bartels — liebe Frau Bartels — beste Frau Bartels — ja, was ich sagen wollte — — geben Sie mir meine Sachen. Hut, Stock — alles, was man braucht —

Frau Bartels. Wollen Se denn verreisen?

Kleist. Verreisen! — (Stutzt.) Jawohl, verreisen. (Er findet ein Kästchen, das er in die Höhe hält und erregt betrachtet.)

Frau Bartels. Na, denn soll ick wohl für Se packen?

Kleist. Packen! — Für die Reise! — Hier habe ich alles, was ich brauche. (Er reißt ihr den Hut aus der Hand.) Nun denn — so bliebe nichts zu tun, als die Tür zu öffnen. (Er öffnet die Mitteltür.) Wie leicht das geht. —

Dann einen Schritt über die Schwelle — und — —
(das übrige verklingt, während er abgeht).

(Frau Bartels sieht ihm nach, schüttelt den Kopf und zeigt nach der Stirn. Dann macht sie sich mit mißvergnügtem Gesicht daran, den Staub von den Möbeln zu wischen.)

(Verwandlung.)

Zweiter Aufzug.

(Am Wannsee. — Sandiges Ufer, einige Waldbäume, Strauchwerk. Man sieht ein Stück des tiefer liegenden Sees und einen Streifen des jenseitigen Ufers. Die Bäume sind kahl. Herbststimmung. Spätnachmittagsbeleuchtung.)

Erste Szene.

(Kleist und Henriette kommen langsam von links, schweigend. Der Wirt „Zum Stimming" folgt ihnen.)

Der Wirt (alt und trottelig). Hier ist nämlich der Platz. — Hier führe ich alle Fremden her. — So was gibt's nirgends auf der ganzen Welt. — Ich führe alle Fremden hierher — jawohl — ich führe alle —

Henriette (sich umwendend). Glauben Sie, daß mein Brief wohl jetzt in Berlin sein kann?

Der Wirt. Der Brief! Der Brief — nämlich Ihr Brief —

Henriette. Ja, den ich Sie nach Berlin zu schicken bat.

Der Wirt. Der Brief — jawohl, ja, der kann jetzt in Berlin sein — freilich, der muß ja jetzt in Berlin sein. — Der Franz, das ist nämlich der Junge, den ich mit dem Briefe nach Berlin geschickt habe, der hat fixe Beine. Und wenn er sich nicht unterwegs aufgehalten hat, muß er jetzt schon in Berlin sein — nämlich der Franz mit dem Briefe. — Jawohl, so was gibt's nirgends auf der ganzen Welt; ich führe alle Fremden hierher —

Kleist. Er ist sehr freundlich, Alter — aber wir finden unseren Weg allein. Ich kenne die Gegend genau.

Der Wirt. Jawohl, ich führe alle Fremden hierher.

Kleist. Wir wollen die Aussicht allein genießen.

Der Wirt. Ja ja — die Aussicht! Im Sommer ist's noch viel schöner. Jetzt ist Herbst, nämlich November, glaube ich — da wird's zeitig kalt — brr! und dunkel — jawohl!

Kleist. Drum gehe Er nur heim. (Er wendet ihn um und drängt ihn sanft beiseite). Wir wollen hier allein sein — ganz allein.

Der Wirt. Nämlich so was gibt's nirgends — (geht für sich sprechend ab nach links). Sachen — Sachen —

Zweite Szene.

(Kleist und Henriette allein.)

Kleist (blickt dem Alten nach und lacht). Recht so, recht so! Der letzte, den uns das Leben nachschickt, ein Narr! — Schufte und Narren, Narren und Schufte, und hin und wieder einer, der nach dem Lichte strebt und unter ihren Füßen endet. — Das ist die Menschheit.

(Die Sonne bricht plötzlich durch und läßt den See erglänzen.)

Henriette. Sieh, Kleist — ein Sonnenblick — das sehen wir nicht wieder.

Kleist. Ja, finster wird's sein — finster und kalt — (er versinkt in Brüten).

Henriette. Kleist, nicht dran denken!

Kleist. Hast recht, hast recht! Nicht denken. Das ist das große Geheimnis im Leben wie im Sterben. — Henriette — du — recht aneinander schmiegen wollen wir uns — recht eng, so fest, so fest, daß sie uns nicht

trennen können. Mit den Knochenhänden noch werde ich dich halten. — Sieh so! — (Er packt sie.)

Henriette (sich sanft losmachend). Laß, mein Freund, laß! — (Die Sonne schwindet.) Sieh, dort den Nebel.

Kleist. Ja, aus jener Ecke kommt er herangekrochen — wie er breiter wird und breiter — Henriette, unser Leichentuch! — Nebel, Bild meines Daseins: — Element, das mich von Kindheit auf umgab. Nie sah ich das Licht klar und frei, stets hinter Schleiern. Zeigte sich auf meiner Straße ein Glück, und schritt ich schneller, so stieg ein Dunst auf und machte den Glanz erblinden. — Sieh, Henriette, sieh nur, wie jetzt der See verschwindet. — — O, und irgendwo muß es doch anders sein, besser als hier. Irgendwo in der Welt ist helles, warmes, freies Leben. — Henriette, wäre es überall so kalt und grau? Ich kann's nicht glauben. — Laß uns fliehen! Dies Land ist zu häßlich, selbst um drin zu sterben. Laß uns fliehen! Wir gehen dorthin, wo Sonne ist und freier Himmel.

Henriette. Mein Freund, wie lange würde uns beiden der Himmel heiter sein — wir nehmen zuviel Nacht in unseren Seelen mit uns — und — wie dort der Nebel sich verbreitet, so verfinsterte uns diese Stimmung bald — auch die neue Heimat.

Kleist. Wahr, wahr, wahr! — Wir selber machen uns die Welt zum Jammertale. — Ich war ein Grübler von Anfang. In selbstquälerischer Wollust habe ich mich mit eignen Händen recht eigentlich zerrissen. Und nun es zum Letzten kommt —

Henriette. Blicke nicht hinein in die Flut; das ist alles.

Kleist. Ich weiß es, nur die Phantasie macht den Tod zum Übel. Die Welt ist eine Leichenkammer.

Rings um uns gestorbene Hoffnungen, umgebrachte Vorsätze. — Wer's in der Pesthöhle aushält, muß sein Gefühl vertieren lassen — das weiß ich alles.

Henriette. Und trotzdem —

Kleist. Und trotzdem sträubt sich mir das Haar. Das Letzte zu tun, davor graut mir. Denn, weißt du, Henriette, wenn ich daran denke, was nachher sein wird, wenn sie uns finden werden — da — dann hebt sich etwas in mir —

Henriette. Erleben wir es? All das Ekelhafte, das Häßliche lassen wir den Toren, die bereit sind, es weiter zu tragen.

Kleist. Wenn ich deinen Heldenmut besäße!

Henriette. Du fürchtest nur den letzten Schritt, mein Freund. — Überlege doch: tausendmal im Leben bist du schon gestorben. Hast du dich nicht tausendmal schon selbst begraben. Und diese letzte Hülle, die dir so lästig ist, zauderst du, abzuwerfen?

Kleist. Wie soll ich das beschreiben? — Es weht mich, wie Erinnerung aus frühester Jugend an, wo ich — manchmal glücklich war.

Henriette. Das — verstehe ich nicht.

Kleist. Damals, als ich ein Knabe war, und ich las von großen Männern: Cäsar — Achill — Sokrates — da schwoll mir das Herz, als habe die ganze Welt drin Platz. Da dachte und wähnte und betete ich: Lieber Gott, laß mich so werden. Und meine Knabenseele erfüllte das stolze Gefühl im Verkehr mit diesen Unsterblichen, auch du wirst sein wie sie. Damals konnte ich kaum die Manneszeit erwarten. — — Und nun! — nun! — Dies Bewußtsein ist mörderisch.

Henriette. Quält dich die Sorge um Nachruhm?

Kleist. Nein! — aber das Bewußtsein unerfüllter Pflichten.

Henriette (lebhaft.) Keine Sorge, Kleist! Du hast nicht deinesgleichen. Man wird dich ein Meteor nennen — vorüberflammend und in höchster Pracht zerstiebend.

Kleist. Was hilft's, darüber grübeln. Reue ist unfruchtbar. — Bleibe ich mir nicht getreu bis zum letzten? Stets Gedanken wiederkäuend — Vorsätze beweinend. — Ja, ich bin weibisch — bin memmenhaft!

Henriette. Mein Freund, du tust dir unrecht. Mache dich nur frei von all dem Kleinlichen — von dem Moos, daß sich jedem Stamme anheftet im Laufe des Daseins. — Deine Seele schmachtet nach Freiheit. — (Nahe an ihn herantretend, ihm tief in die Augen blickend.) Was ist der beste Teil des Lebens? — Das Sehnen, von ihm erlöst zu werden. — Hast du's nicht stets in Augenblicken vermeintlichen Glückes wie eine geheime Mahnung verspürt, eine Warnung, nicht an das Glück zu glauben — sage!

Kleist. Ja, — wir sind nur ein Teil des Weltengeistes, und der mahnt seine Kinder beständig an die Rückkehr. Doch sage, Henriette, warum sind der Seele tausend Gewichte angehängt, die sie zu Boden zerren — warum wurde ihr die schmachvolle Mitgift, diese Liebe zu ihren Fesseln?

Henriette. Die Edlen schämen sich dieser Fesseln. Scham über das Gemeine an uns, das ist das Höchste, was der Mensch empfinden kann.

Kleist (brütend). Das Dasein ist voller Rätsel und Widersprüche. Aber — auf all dies muß doch eine Antwort sein, — irgendwo! — — (Pause.) Henriette — wenn wir ihn nun tun, den Schritt ins Ungewisse —

und — nichts bleibt von uns, um die Antwort zu verstehen — was dann?

Henriette. Dann ist unsere Neugier ja befriedigt. — Frage und Antwort sind eins geworden in der Erfüllung.

Kleist. Ein großer Gedanke! — Alles wäre ein Meer, tiefer und weiter als der Ozean. Wir Menschen nur die kleinen Wellen, die sich auf seiner Oberfläche kräuseln. — Sie schwellen und fallen, zerfließen im unendlichen Grunde — so fort durch die Ewigkeit. — — Wie groß, wie ehrfurchtgebietend, das zu denken.

Henriette. O, laß dich von diesem Gefühle ganz durchdringen, mein Freund. (Sie erfaßt seine Hand.) Ist es denn nicht weit größer, ein Teil des Ganzen sein, als zeitlebens ein unseliges Wesen, das sich nach dem Urquell sehnen muß?

Kleist (außer sich). Henriette! — Du bist groß, bist göttlich! — Daß ich dich nicht zeitiger fand! — (Er sinkt ihr zu Füßen.) Tue mit mir, was du willst!

Henriette (erschrocken). Steh auf! — Steh auf!

Kleist. Das ist das Herbste von allem, daß ich dich jetzt erst finden durfte — die einzige auf der Welt, die mich — hätte glücklich machen können.

Henriette. Welch ein Gedanke!

Kleist. O, wir waren füreinander bestimmt — wir zwei. An deiner Seite —

Henriette (hastig ihn unterbrechend). Sage nicht, daß ich dir das Leben teuer gemacht hätte.

Kleist (leidenschaftlich). Laß mir, o laß mir diese Hand — ich will sie küssen —

Henriette (zurückweichend von ihm). Nein! Das nicht — nur das nicht, Kleist!

Kleist. Was ficht dich an?

Henriette. Mich — ah! — Es erinnert mich an all das Häßliche. — Ich hasse es.

Kleist. Henriette — mich haßt du doch nicht. — (Er erhebt sich.)

Henriette. Nein, dich nicht. — Aber den Wahn — den Rausch hasse ich, der allen Bodensatz der Seele emporbringt — davor graut mir.

Kleist. Könntest du damit die Liebe meinen?

Henriette. Ja, ich meine die Liebe.

Kleist. Henriette — dann — wäre ich dir nichts als ein Mensch, den du zufällig auf demselben Wege trafest?

Henriette (sehr erregt). Nein! — O nein! — — Frage mich nicht danach! — (Pause.)

Kleist (ihre Hand ergreifend). Warum sollten wir in diesem großen Augenblicke uns nicht das Letzte entdecken? — Henriette, ich fühle etwas wie Brautnachtsstimmung. Sieh, es wird Abend — (glühend). Henriette, enthülle dich mir ganz.

Henriette (sich ihm entziehend). Dringe nicht so in mich. — Alles das habe ich tief in mir verschlossen. — Mit Wünschen fesseln wir uns ja nur an das Leben.

Kleist. Wenn der Mensch alles in sich vernichten kann, ist denn Liebe nicht mehr als all das andere? Wäre es nicht der Mühe wert, zu leben, wenn man lieben kann?

Henriette. Kleist — das ist ein Wahn. — Im Lichte des Tages würde das zerfallen.

Kleist. Aber — wenn dieser Keim noch lebendig ist, aus dem das Leben wächst —

Henriette. Vergiß nicht, mein Freund, die Liebe trägt ein blendendes Gewand, das uns täuscht. — Wir wollen das Häßliche nicht sehen, das sich dahinter birgt. — Ist es nicht so?

Kleist. Wie recht du hast. — Ja, durch das rosige Fleisch des lieblichsten Angesichts lugt der Totenschädel.

Henriette. Und — werden wir denn nicht gemein, wenn wir lieben?

Kleist. Henriette! — Wer hat dir diese Gedanken gegeben? — Ja! — Leben schaffend, fühlen wir, daß wir für ihn — den Tod arbeiten. — Unter den Rosen des Genusses lauern Schlangen. — Liebe, Wollust, Ekel, wer hält die drei auseinander? — Und so ist das höchste Glück, das wir wähnen, eine — Fratze. — — Henriette, mit jedem deiner Worte fällt ein Vorhang vor meinen Augen.

Henriette. Beginnst du endlich das Allerheiligste zu ahnen?

Kleist. Mich fassen Schauer vor seiner Erhabenheit.

(Während des Letzten ist es allmählich dunkel geworden.)

Henriette. Laß diese Andacht nicht verglühen. — Jetzt bist du in der Weihestimmung. Nun, laß es bald sein — jetzt gleich! — Der Abend ist da, unsere Briefe müssen schon angelangt sein. — Laß nichts mehr zwischen uns und unseren heiligen Entschluß kommen. Jetzt steht nur noch eine Schranke zwischen dir und mir — das Leben. — Laß sie fallen.

Kleist. Henriette — ja! — Laß uns eins sein! — Du bist süß — ich liebe dich, meine Todesbraut.

Henriette. O komm — o komm!

Kleist. Dort jene alte Eiche — siehst du den Baum? — Dort betten wir uns wie fallendes Laub.

Henriette. So komm!

Kleist. Ich komme! — (Er zieht einen blitzenden Gegenstand aus der Brusttasche.) Hier dieser Freund! — Blick ihm ins Auge, Henriette — es blitzt dich lüstern an — seine

Lippen lechzen — wie? Jetzt soll uns der feurige Liebhaber beide zu Tode küssen — erst dich — dann mich. — Ho ho! Süßeste Henriette! — Ho ho! (Er schwenkt die Pistole in toller Ausgelassenheit über dem Haupte.) Und ich verspreche dir, Herzens-Henriette, ich werde die Arbeit gut machen. — Mein Leben war voll Halbheiten, mein Tod soll ein ganzes Ding sein — das erste Meisterstück meines Lebens.

Henriette. Wie wild du bist!

Kleist (in Ekstase). Ich bin trunken! — Du hast mich von einem Weine kosten lassen, nach dem ich gedürstet habe mein Leben lang. Den Labetrunk, mein süßes Kind, hast du mir kredenzt. O, Dank, Dank, reizende Hebe! — Nun kann's zur Hochzeit gehen. — Nie durfte ich dir im Leben nahen — wenn unsere Seelen sich aus dem Kerker lösen, werden sie sich finden in jauchzender Umarmung.

(Er hat sie umfaßt, sie blickt ihn verzückt an; Auge in Auge versenkt, gehen sie langsam nach rechts ab. — Einen Augenblick bleibt die Bühne leer, dann Stimmen und Tritte von links. Die Stimmen erklingen näher.)

Dritte Szene.

(Rendant Vogel von links, gefolgt vom Wirt „Zum Stimming", der eine Laterne trägt.)

Vogel. Wo — wo?

Wirt. Hier, lieber Herr — gerade hier, wo Sie stehen — nein, es war ein bißchen weiter rüber. — Also hier, grade hier, habe ich sie verlassen, alle beide, wie sie waren — alle beide —

Vogel. Bemerkten Sie etwas — ich meine, merkte man den beiden etwas Außergewöhnliches an?

Wirt. Was Außergewöhnliches — ach so! Nein, ich führe alle Fremden hierher.

Vogel. Schon gut, lieber Mann — aber, was taten sie — was sagten sie? Ist Ihnen nichts aufgefallen?

(Ein Schuß fällt rechts.)

Vogel. Barmherzigkeit Gottes!

Wirt. Wer erlaubt sich, hier zu schießen?

(Ein zweiter Schuß fällt.)

Vogel. Lieber Gott — lieber Gott! (Er stürzt nach rechts ab.)

(Der Wirt geht langsam nach rechts, in der Hand die Laterne, den Kopf schüttelnd.)

Wirt. (Ruft.) Lieber Herr! — (für sich) Sachen, Sachen!

(Von rechts her tönen Vogels Klagerufe.)

(Der Vorhang fällt.)

Ende.

Junker und Fröner.

Eine Dorftragödie.

Personen.

Wolf Heinrich Freiherr von Hayn, Erb-, Lehn- und Gerichtsherr zu Altenroda, Döhlitz, Sumslitz und Baschitz.
Erdmuthe von Hayn, seine Frau.
Jobst von Ramsdorf auf Stolzenhain.
Graf von Ernstburg auf Ernstburg.
Senapio, Justitiarius der Freiherrlich von Haynschen Gerichte.
Christian Noack, Bauer.
Anna, seine Frau.
Witib Noackin, Christians Mutter.
Barthel Noack, Hausgenosse.
Caspar Ibe, Dorfrichter.
Andreas Gannsen, ältester Mann des Dorfes.
Melchior Trips, } Schöppen.
Unverdorben, Bauer, } Schöppen.
Hans Krone, Schäfer.
Rusera, herrschaftlicher Verwalter.
Veith Pulster, Abdecker und Häscher.
Findeisen, Bauer.
Feigel, Advokat.
Jean, Lakai.

Nachbarn, Nachbarinnen. Ein Mütterlein. Ein Reitknecht. Jägerei.

Erster Aufzug.

Gerichtshalterei der von Haynschen Gerichte zu Altenroda. Schmaler, hoher Raum, mit wenigen Möbelstücken. Über der Mitteltür Darstellung der Justitia mit Wage und Schwert. Aktenschränke. Ein Bücherbrett mit dickleibigen Folianten. Bilder von Richtern in Allongeperücken.

(Senapio und Jean treten von links her ein. Jean trägt ein Aktenbündel.)

Jean. Soll ich den Herrn Justitiarius anmelden?

Senapio. Nicht von nöten! Nehme Er mir den Mantel ab. Leg' Er die Akten hierher — so — und ruf' Er mir den Dorfrichter herbei, den ich draußen im Gange stehen sah. (Jean ab nach links, Senapio blättert in den Akten.)

(Ibe von links.)

Ibe (mit tiefem Bückling.) Der Herr Justitiarius haben befohlen!

Senapio. Dorfrichter, ich habe ein Wort mit Ihm zu sprechen, ehe wir in die Verhandlung eintreten.

Ibe. Hielt mich in der Nähe, weil ich mir solches versah. Der erste Gerichtstag unter dem jungen Herrn! Bin gespannt, was für Novissima er einführen wird.

Senapio. Was schwatzt Er da für unverdautes Zeug!

Ibe. Nun, hat denn der Gerichtsjunker nicht bei seiner Antrittsrede zu erkennen gegeben, daß er seinen Untertanen immerdar ein milder und gerechter Herr sein wolle, und gesonnen sei, manchem zu Altenroda eingerissenen Mißbrauche zu steuern? So lauteten des Freiherrn höchst eigene Worte, mit denen er die Gerichts-

Personen.

Wolf Heinrich Freiherr von Hayn, Erb-, Lehn- und Gerichtsherr zu Altenroda, Döhlitz, Sumslitz und Baschitz.
Erdmuthe von Hayn, seine Frau.
Jobst von Ramsdorf auf Stolzenhain.
Graf von Ernstburg auf Ernstburg.
Senapio, Justitiarius der Freiherrlich von Haynschen Gerichte.
Christian Noack, Bauer.
Anna, seine Frau.
Witib Noackin, Christians Mutter.
Barthel Noack, Hausgenosse.
Caspar Ibe, Dorfrichter.
Andreas Gannsen, ältester Mann des Dorfes.
Melchior Trips, } Schöppen.
Unverdorben, Bauer, } Schöppen.
Hans Krone, Schäfer.
Rusera, herrschaftlicher Verwalter.
Veith Pulster, Abdecker und Häscher.
Findeisen, Bauer.
Feigel, Advokat.
Jean, Lakai.

Nachbarn, Nachbarinnen. Ein Mütterlein. Ein Reitknecht. Jägerei.

Erster Aufzug.

Gerichtshalterei der von Haynschen Gerichte zu Altenroda. Schmaler, hoher Raum, mit wenigen Möbelstücken. Über der Mitteltür Darstellung der Justitia mit Wage und Schwert. Aktenschränke. Ein Bücherbrett mit dickleibigen Folianten. Bilder von Richtern in Allongeperücken.

(Senapio und Jean treten von links her ein. Jean trägt ein Aktenbündel.)

Jean. Soll ich den Herrn Justitiarius anmelden?

Senapio. Nicht von nöten! Nehme Er mir den Mantel ab. Leg' Er die Akten hierher — so — und ruf' Er mir den Dorfrichter herbei, den ich draußen im Gange stehen sah. (Jean ab nach links, Senapio blättert in den Akten.)

(Ibe von links.)

Ibe (mit tiefem Bückling.) Der Herr Justitiarius haben befohlen!

Senapio. Dorfrichter, ich habe ein Wort mit Ihm zu sprechen, ehe wir in die Verhandlung eintreten.

Ibe. Hielt mich in der Nähe, weil ich mir solches versah. Der erste Gerichtstag unter dem jungen Herrn! Bin gespannt, was für Novissima er einführen wird.

Senapio. Was schwatzt Er da für unverdautes Zeug!

Ibe. Nun, hat denn der Gerichtsjunker nicht bei seiner Antrittsrede zu erkennen gegeben, daß er seinen Untertanen immerdar ein milder und gerechter Herr sein wolle, und gesonnen sei, manchem zu Altenroda eingerissenen Mißbrauche zu steuern? So lauteten des Freiherrn höchst eigene Worte, mit denen er die Gerichts-

kinder begrüßt hat, ehe er sie den Untertaneneid erneuern ließ.

Senapio. Dorfrichter, das Sprichwort sagt: „Neue Besen kehren gut", und ein anderes: „Es wird nichts so heiß gegessen, als es gekocht ist". Die Antrittsrede des Freiherrn war wohlgemeint . . .

Ibe. Sie hat die Hoffnungen der Untertanen auf das höchste angereizt.

Senapio. Nun, alles wird sich finden mit der Zeit. Hör' Er mich, Dorfrichter! (Ibe tritt auf seinen Wink näher.) Ich will Ihm das heute besonders eingeschärft haben! Es bleibt alles beim alten, nichts ändert sich an den bewährten Einrichtungen, wie ich solche bei hiesigen Gerichten eingeführt und durch manches Jahr mit Sorgfalt gehütet habe. Alle liberalen Reden des Gutsherrn verrücken daran nichts. Kommt, nachdem er lustig am Hofe gelebt, hierher, der Väter Erbe anzutreten. Denkt, regieren und verwalten sei so leicht wie Geld ausgeben. Wird sich umsehen! Wird Lehrgeld zahlen müssen! Reden voller Huld und Großmut ist leicht, daß die blöde Menge jubelt, aber Zucht und Ordnung aufrecht erhalten bei den Untertanen, das will erlernt sein. — Also, Dorfrichter, merk' Er sich's, es bleibt alles beim alten. Hat Er mich verstanden?

Ibe. Zu dienen ja, Herr Justitiarie!

Senapio. Jetzt entfernt Er sich, denn ich vermute, daß die Herrschaft alsbald hierher kommen wird.

Ibe. Der Herr Justitiarius können sich ganz auf hochdero Diener verlassen.

Senapio. Es ist gut! (Ibe ab nach links. Gleich darauf tun sich die Flügel der Mitteltür auf, von außen durch Lakaien geöffnet, es treten ein der Freiherr von Hayn und Erdmuthe.)

Hayn. Sieh da, der Herr Gerichtsverwalter! So früh schon im Amte?

Senapio. Wollte nur alles vorbereiten für den Gerichtstag. Hoffe, die Herrschaften nicht zu stören ...

Hayn. Mit nichten, Lieber! Bin gesonnen, mancherlei von Euch zu erfragen und zu lernen. Denn mir ist wohl bewußt, in der Juristerei nicht sonderlich zu Haus zu sein. Hoffe, Ihr werdet mich in diese Kunst einweihen.

Senapio. Wird mir eine besondere Ehre sein, nach meinen schwachen Kräften Euer Hochwohlgeboren Einsicht zu fördern. Habe ich doch unter Eurem Vater und Großvater, seligen Angedenkens, manches Jahr die Freiherrlich von Haynschen Gerichte verwaltet, mir dieser edlen Herren Zufriedenheit erworben, wie ich mir auch schmeichle, Euer und Eurer hochedlen Frau Gemahlin Vertrauen zu besitzen. — Das Amt eines Justitiarii ist kein leichtes. Viel Ärgerlichkeit, Renitenz und Turbation kommt vor. Das darf unsereinen nicht abhalten, jederzeit das Wohl der Gerichtsherrschaft im Auge zu haben und deren Autorität aufrecht zu erhalten den unruhigen und zu Übergriffen stets geneigten Untertanen gegenüber.

Erdmuthe. Er spricht mir aus der Seele, Herr Justitiarius!

Hayn. Liegen heute Dinge von Wichtigkeit vor zur Verhandlung?

Senapio. Nur eine Sache, Euer Gnaden, aber diese von nicht geringem Belang. Es ist eine alte Querel, die leicht zu einem kostbaren Prozesse heranwachsen möchte, wenn man nicht größte Behutsamkeit anwendet. Gestatte mir eine kurze species facti davon zu geben: War ein Bauer im Oberdorf mit Namen Noack ...

Hayn. Der alte Peter Noack?

Senapio. Derselbe.

Hayn. Habe ihn gut gekannt. Sein Sohn Christian ist bei der Miliz.

Senapio. Euer Gnaden wissen gut Bescheid über Hochdero Untertanen. Besagter Peter Noack nun ist vor etlichen Monden mit Tode abgegangen.

Hayn. Habe es mit Kummer vernommen. War ein redlicher alter Bauer.

Senapio. Leider hat selbiger Noack vielerlei angestellt, das wohlgeeignet ist, ihn nachträglich um solche Reputation zu bringen. Weiß nicht, was ihm den Kopf also verwirrt hat, daß er sich unterfangen, gegen die Gerichtsherrschaft zu rebellieren. Denn ich muß es offen heraus sagen: Peter Noack war das Haupt der Unzufriedenen in der Gemeinde. Er hat die Herrschaft verklaget in ihren eigenen Gerichten. Ist aber hinweggestorben vor Austrag des Streites. Heute nun soll durch Zeugenvernehmung der Fall geklärt und was rechtens ist entschieden werden.

Hayn. Ist mir leid, solches zu vernehmen. Hatte mich eines besseren versehen von Peter Noack.

Senapio. Wenn ich einen Rat geben darf, Gestrenger, der mehr meiner langjährigen Erfahrung und meiner Anhänglichkeit für Euer edles Haus entspringt als etwaiger besserer Einsicht, so möchte ich Euch warnen, irgendeinem von Euren Erb- und Zinsleuten allzu feste zu trauen. Sie haben Euch zwar erst jüngst den Untertaneneid geschworen, doch kennt man ihre Hintergedanken dabei nur zu gut. Wo sie Euch mit Arglist Abbruch tun können, werden sie es versuchen. Darum seid auf Eurer Hut, Herr, und lasset die Euch angeborene Milde nicht allzu deutlich offenbar werden. Denn der Bauer

ist jederzeit auf seinen Vorteil bedacht und trachtet, wo er etwas mit List erschnappen könne. Eure Gütigkeit aber möchte Euch leicht zum Schaden ausschlagen.

Hayn. Ich will Euch den Rat nicht übel nehmen, Justitiarius, weil ich weiß, daß er aus treuer Gesinnung kommt. Aber ich hoffe, daß Ihr, was meine Untertanen betrifft, zu schwarz sehet.

Erdmuthe. Und ich danke Euch, Herr Gerichtsverwalter, denn Ihr habt mir nur bestätigt, was mir mein eigener Argwohn längst verraten hatte. (Sie reicht ihm die Hand, die er küßt.)

Senapio. Euer Gnaden gestatten, daß ich mich zurückziehe. Es ist noch mancherlei ins Werk zu setzen. (Ab mit Verbeugung nach rechts.)

Hayn. Ein wackerer Mann, der Gerichtsverwalter, von zuverlässiger Gesinnung und mir eine Hilfe in vielem. — Heute ist ein Tag von nicht geringer Bedeutung für mich, Erdmuthe. Zum ersten Male werde ich Gerichtstag halten vor meinen Untertanen. Ich kenne nur den einen Wunsch, gerecht zu sein.

Erdmuthe. Sei strenge, dann wirst du ihnen das sein, was sie verdienen! Wie wir von dem Justitiarius gehört haben, ist dies ein alter, verworrener Handel, von einem Bauern angezettelt gegen die Herrschaft. Sieh zu, Wolf, daß du dir nichts von deinen Rechten hinterrücks nehmen lässest!

Hayn. Ich habe deinen Witz stets bewundert, Erdmuthe; aber dies hier, glaube mir's, beurteile ich besser als du. Das macht, hier ist mein Vaterhaus, ich stehe auf eigenem Grund und Boden, kenne Land und Leute von Jugend auf. Liebste, ich kann dir nicht sagen, wie glücklich ich mich fühle, nun wieder daheim zu sein! Leicht und froh ist mir zumute und so hoff-

nungsvoll! Vieles liegt hier im argen! Das gibt Arbeit. Nun kann ich meine Kräfte erproben, die so lange einem Brachfelde gleich geruht haben. Welcher Beruf wäre schöner als der des Grundherrn? Gleicht unsereiner nicht einem Fürsten? Auch wir sind Herren von Gottes Gnaden, auch uns ist ein großes Amt in die Hände gelegt: Die Obrigkeit. O, ich will meinen Leuten ein gütiger Herr sein! Mannigfaltige Verfehlung ist an ihnen gut zu machen. Und du, Erdmuthe, hilf mir dabei! Was wäre ein Mann in diesen großen Dingen ohne seines Weibes Hilfe?

Erdmuthe. Von Herzen gern, Wolf, möchte ich dir darin zu Willen sein, doch fürchte ich, du vergibst dir an Respekt.

Hayn. Respekt finde ich gerade genug bei meinen Untertanen. Den haben ihnen meine Vorfahren eingebläut mit Ruten und Stockpeitschen. Ich hege anderen Ehrgeiz, ich will geliebt sein. Gehorsam aus Liebe steht mir höher als Gehorsam aus Furcht.

Erdmuthe. Das ist dein menschenfreundlich Herz! Aber bedenke, Güte kann zum Fehler werden, wenn man sie wegwirft an Unwürdige.

Hayn. Meine Untertanen sind keine Unwürdigen, Erdmuthe!

Erdmuthe. Das niedere Volk will die Faust des Herrn spüren. Mein Vater hat es wiederholt vor meinen Ohren gesagt: Der Bauer verlangt den Knüppel, wie Pferd und Hund die Peitsche. Streichelt man die Art, so versteht sie es falsch und schnappt nach der Hand, die sie karressiert. So sagte mein Vater, der viele Hunderte von Bauern sein eigen nannte.

Hayn. Dein Vater, Liebste, war von der alten Schule. Die Welt beginnt anders zu denken in diesen Dingen.

Erdmuthe. Zu den Aufgeklärten hat mein Vater freilich nicht gehört! Bücher, wie du sie liest, hätte er dahin gesteckt, wohin sie gehören, ins Feuer! Es verging keine Woche, wo er nicht mindestens einen seiner Bauern ans Halseisen gestellt oder in den Turm geworfen hätte!

Hayn. Und was ist dabei herausgekommen? Den Hof haben ihm die Bauern angesteckt über dem Kopfe!

Erdmuthe. Brauchst mich daran wahrlich nicht zu erinnern, Wolf! Nie, selbst auf dem Sterbebette nicht, will ich jener Nacht vergessen. Hat wenig zu sagen, daß unser Schloß zu Witzstätt abbrannte mit allem, was drinnen an Bildern, Waffen, Schmuckstücken und teuren Angedenken. Aber das Antlitz meines Vaters, als seines Sohnes verkohlter Leichnam aus den Trümmern hervorgezogen wurde — — dergleichen vergißt nicht, wer's erlebt! — Will's auch denen nicht vergessen, die's angestiftet, ihnen nicht und ihrer ganzen Art.

Hayn. Aber, Liebste, unmöglich kannst du doch der Bauern zu Witzstätt Missetat dem ganzen Stande anrechnen!

Erdmuthe. Das tue ich! War eine echte Bauerntat, tückisch, heimlich und schurkisch. Ist ein Beweis ihrer Gesinnung, die überall die nämliche.

Hayn. Gewiß ist traurig, was dir und den Deinen widerfahren; doch mir beweiset es nur, daß man die Bauern als Menschen halten soll, auf daß sie sich als Menschen aufführen.

(Jean von links.)

Jean. Herr Jobst von Ramsdorf halten zu Pferde vor dem Hauptportale und erkundigen sich nach der Herrschaften hohem Befinden.

Hayn. Geh', sage Herrn von Ramsdorf, wir ließen

bitten, vom Rosse zu steigen und hereinzukommen, damit er sich durch eigenen Augenschein von unserem Wohlbefinden überzeugen könne. (Jean ab nach links.) Liebste, sieh, wie schön sich das trifft! Nun kannst du mit Vetter Jobsten reiten. Er wird sich bei seiner bekannten Courtoisie ein Vergnügen daraus machen, dein Kavalier zu sein und dich mit seinen poetischen Einfällen zu unterhalten.

(Jobst von Ramsdorf durch die Mitte.)

Ramsdorf. Salut, gnädigste Cousine! (Küßt ihr die Hand.) Gott zum Gruß, hochgeschätzter Herr Vetter und Nachbar! Wollet exkusieren, daß ich in solchem Aufzuge meine Visite effektuiere! Zur Entschuldigung solcher Malkonduite diene mein glühendes Verlangen, dieses holde Angesicht zu schauen. Und so habe ich, sintemal die Wege bei jetziger Jahreszeit für Karossen unpassierbar sind, satteln lassen, und bin von Stolzenhain herübergeritten. Mein derangierter und bespritzter Aufzug möge hochdero verwöhntes Auge nicht beleidigen. Aber wir Landedelleute sind allzumal halbe Barbaren, rustici, pagani, dem Bauernvolke ähnlich, unter dem wir leben. — Wie gefällt es meiner schönen Frau Base auf Schloß Altenroda?

Erdmuthe. Bis jetzt nicht sonderlich.

Hayn. Sie vermißt die Ergötzlichkeiten der Stadt und das lustige Leben am Hofe.

Erdmuthe. Nicht das so sehr als den Verkehr mit meinesgleichen.

Ramsdorf. Dann werdet Ihr nimmer auf Verkehr rechnen dürfen; denn wo in der Welt wäre Euresgleichen?

Erdmuthe. Ich sehe, der Herr Vetter hat seine Fadessen noch nicht verlernt.

Hayn. Doch hoffe ich, Erdmuthe wird mit der Zeit Wohlgefallen finden an dem Guten, was wir hier haben, daß es dem Schönen, so wir gehabt, allmählich gleichkomme in ihrer Wertschätzung. — Er legt doch ab, Herr Vetter, und verweilet, so lange es gefällt. Ich bin leider abgehalten; wir haben heut Gerichtstag. Erdmuthe wird sich Euch widmen. Erlaubt, daß ich nach Eurem Pferde sehe, ob es wohl untergebracht. (Ab durch die Mitte.)

Ramsdorf. Tragt Euer Exil guten Mutes, gnädige Cousine! Mancherlei Freuden warten Euer auf dem Lande. Eine schöne Frau kann selbst in der größten Einsamkeit nicht verborgen bleiben. Sie lockt wie eine Blume durch den Duft, den sie verbreitet, die Sinne schon von weitem an, daß sie bald umschwärmt sein wird, wie jene von Bienen und Schmetterlingen, so die Schöne von Anbetern. Ihr lieblicher Anblick wird den unglücklich-glücklichen Schäfern, deren Herz sie tödlich getroffen hat, girrende Seufzer entlocken. Denn am Ufer des murmelnden Baches, beim Anblick der friedlichen Hütten, gedeihet die Galanterie und trifft Gott Amor die Herzen um so sicherer, als man hier Zeit hat zu stillem Nachsinnen und empfindsamer Sehnsucht.

Erdmuthe. Ihr schildert mir das Dorf recht, wie es sich im Kopfe eines verliebten Seladons spiegelt. Mich tröstet Ihr mit solchen Luftspiegelungen nicht.

Ramsdorf. Ihr seid zu beklagen, ich gebe es zu. Um so glücklicher sind wir, denen nun das hohe Pläsier Eurer steten Nähe zu teil wird. Warum soll alles Schöne und Liebliche in der Residenz haften bleiben, warum die Provinz nicht auch des Glückes genießen, welches von Schönheit und Anmut ausstrahlet,

wie von einem Diamant das Feuer! Ihr werdet die Sonne sein in unserer bisher des Lichtes baren Gegend, die Sonne, um die sich alles drehet. Die Sonne, die alles an sich ziehet und selbst das Alter zu neuem Leben erwecket.

Erdmuthe. Eine Ehre, Herr Vetter, nach der mich, meiner Seel', wenig gelüstet! Denn soll ich schon mal Sonne sein, so will ich etwas zu meinen Füßen sehen, das zu bestrahlen der Mühe wert. Und davon, übergalanter Herr Nachbar, finde ich hier weit und breit nichts. Nicht einmal in seiner Glatze mich zu spiegeln verspüre ich die geringste Lust!

Ramsdorf. O, ebenso schöne wie grausame Frau! Der Stachel, den Ihr Euren Worten verleiht, macht es nur um so verlockender, zum Honig Eures innersten Wesens vorzudringen.

(Durch die Mitte Hayn und Graf Ernstburg.)

Hayn. Hier bringe ich dir den Grafen von Ernstburg, Erdmuthe. Auf der Fahrt zur Stadt ist ihm just vor meinem Hofe ein Rad an der Kalesche zerbrochen. Ich habe den Grafen gebeten, hier einzutreten, während der Schaden in der Schmiede ausgebessert wird.

Ernstburg. Das Malheur, welches meinem Gefährte widerfahren, wird zum Pläsier für mich, da ich auf diese Weise den Vorzug habe, der schönen Herrin dieses Schlosses vorgestellt zu werden.

Erdmuthe. Seid uns willkommen, Graf! Ich hoffe, der Schmied soll sich nicht allzusehr beeilen, damit wir Eure Anwesenheit um so länger genießen.

Ernstburg. An jedem anderen Tage würde ich auch so sprechen, aber heute habe ich Geschäfte in der Stadt, die leider keinen Aufschub dulden.

Ramsdorf. Ist doch heute kein Landtag, wo die Edelleute einreiten!

Ernstburg. Das Obergericht hat mich zitieret, bei Strafe zum Termin zu erscheinen! Habe Prozeß mit meinen Bauern.

Hayn. Mit Eueren Bauern?

Ernstburg. Die Braven haben mich verklagt, sie bekämen kein Recht in meinen Gerichten gesprochen.

Hayn. Wie ist das möglich?

Ernstburg. Werter Baron! Wir Edelleute sollten einen Bund machen, wonach wir uns verpflichten, jeden Tag mindestens einem unserer Untertanen das Fell zu gerben.

Ramsdorf. Stiftet uns den Bund, Graf Ernstburg, ich bin der erste, der beitritt.

Ernstburg. In vollem Ernste, wir müssen die Gelegenheit wahrnehmen; denn bald genug mag es dahin kommen, daß man belangt wird, wenn man einen Bauernkerl auch nur schief ansieht. Wir erleben es noch, daß der Edelmann gezwungen wird durch allerhöchste Verordnung, zuerst den Hut zu ziehen, wenn er einem von dem Dorfspack begegnet.

Erdmuthe. Nun hörst du's einmal, Wolf, wie andere Herren denken!

Ernstburg. Wahrlich hätte ich geahnt, was meiner auf dem väterlichen Besitze warte, ich wäre noch manches Jahr auf Reisen geblieben. Die Untertanen sorgen dafür, daß ich meines Lebens nicht froh werde. An sie nur zu denken macht mich krank. Allerorten muß ich sie riechen, täglich muß mein Auge ihre Tücke mit ansehen, stündlich füllen mir die Beamten die Ohren mit Klagen über ihre Faulheit.

Ramsdorf. Wenn Ihr nicht von den Ernstburger

Leuten sprächet, Graf, würde ich denken, Ihr schildertet die Bauern meines Stolzenhain.

Hayn. Nun, bei Gott ihr Herren, das Lied, das ihr von euren Leuten singt, klingt nicht gerade fein! Da sind meine Gerichtskinder aus besserem Holze geschnitten!

Erdmuthe. Triumphiere nicht, Wolf! Vielleicht kennst du sie nur nicht zur Genüge.

Ernstburg. Euer Gatte meint, ich übertriebe. Will euch ein Stücklein erzählen von meinen Untertanen, ihr Herrschaften! Zum Advokaten sind sie gelaufen in die Stadt! Zum Advokaten! Feigel heißt die Kanaille. Soll der niederträchtigste Rechtsverdreher sein weit und breit. Der hat ihre Beschwerde bereitwilligst angenommen. Ist solchem Schufte ja ein gefunden Fressen! Heute nun ist Termin anberaumt vor dem Obergericht, wo ich mich zu verantworten habe.

Hayn. Und was ist Eurer Bauern Beschwerde?

Ernstburg. Lächerlich, davon nur zu reden! Ich sei bei der Fuchshatz mit der Meute über ihre Saaten gesprengt. Das Brot, so ihnen bei der Fronarbeit gereicht werde, wäre um etliche Lote zu leicht und nicht genießbar. Die Mägde, so auf dem Hofe im Zwangsdienst stehen, müßten des Nachts über spinnen und gewönnen an Lohn nicht das Hemd auf dem Leibe. Die Bauern hätten über dem vielen Fronen nicht Zeit, ihre eigenen Felder zu bestellen. Wohl ein Dutzend Gravamina dieser Art enthält die Klagschrift. Ich habe die anderen vergessen.

Hayn. Nun, Bagatellen sind das gerade nicht!

Ramsdorf. Sind gute und berechtigte Einrichtungen, um deretwillen der Graf verklagt werden soll, so auf den Rittergütern ringsum von rechtsbewährter

Zeit bestehen. Ich hoffe, das Obergericht wird die Bauern mit ihrer Klage gebührend abweisen. Denn siegen die Schufte, dann ist gleichsam ein Präjudiz geschaffen, und die Bauern des ganzen Landes möchten denen von Ernstburg folgen. Das aber wäre uns Edelleuten ein großer Schaden.

Hayn. Laßt uns lieber solche Mißstände abstellen auf unseren Gütern, ihr Herren! Dann werden wir nicht befürchten müssen, daß die Untertanen murren.

Ernstburg. Fürchten! — Nein, Baron, das Wort gibt es nicht in meinem Wörterbuche. Mag es zum Ärgsten kommen! Mögen die Obergerichte den Bauern recht geben! Um so besser! dann werde ich dem Pack zeigen, wes Standes ich bin. Wollen doch mal sehen, was stärker ist, eines Herrn adelige Faust oder ein paar hundert faule Bauernköpfe!

Erdmuthe (reicht Ernstburg die Hand, die er küßt). Graf, ich kann Euch nicht sagen, wie mir das wohltut! Als hörte ich meinen Vater! Leider denkt nicht jeder Edelmann also in diesen Dingen.

(Von links der Dorfrichter Ibe und die Schöppen: Melchior Trips und Unverdorben. Sie halten sich scheu in der Nähe der Tür.)

Ramsdorf. Da hätten wir ja einige von Euren famosen Untertanen, Herr Nachbar! Leibhaftige Honoratioren von Altenroda!

(Hayn begibt sich zu den Leuten und spricht mit ihnen.)

Ernstburg. Der mit dem Spitzbubengesichte ist vermutlich der Richter des Ortes.

Erdmuthe. Und solcher Roture zuliebe haben wir die Residenz verlassen!

Ernstburg. Euer Gatte scheint seine Untertanen sehr ans Herz geschlossen zu haben, Gnädigste!

Erdmuthe (seufzt). Wahrhaftig, das hat er!

Ernstburg. Wunderlicher Geschmack! Alles möchte noch gehen, wenn sie nur der Nase minder odiös wären!

Ramsdorf. Das ist Bauerngeruch! Die meinen zu Stolzenhain duften auch nicht besser. (Lachen.)

Erdmuthe. Ihr Herren, kommt! Im Tafelzimmer ist der Tisch gedeckt zu einem kleinen Imbiß. Graf, Ihr könnt doch so lange verweilen?

Ernstburg. Meinetswegen mögen die Obergerichte ohne mich verhandeln. In Eurer Gegenwart kann ich nichts versäumen, schöne Frau!

Erdmuthe. Wolf, die Herren erweisen uns die Ehre, das Frühstück bei uns zu nehmen.

(Erdmuthe, Hayn, Ramsdorf, Ernstburg ab durch die Mitte.)

Ibe (mit den beiden Schöppen vortretend). Ihr werdet jetzt hier Recht zu sprechen haben. Denket an euren geleisteten Schöppeneid! Gedenket aber auch andererseits, daß ihr geschworen habet, eurer adeligen Gerichtsherrschaft hold, treu und gewärtig zu sein. Im übrigen lasset euch nicht von Sorge anfechten, weil der Gerichtsjunker jetzt unter uns weilet. Es bleibet alles beim alten.

Trips. Hat der Gerichtsjunker nicht neulich erst feierlich erklärt, es solle alles anders werden zu Altenroda unter seinem Regimente! Wie kannst du alsdann sprechen, es solle alles beim alten bleiben, Dorfrichter?

Ibe. Rede nicht so töricht, Trips! Weißt du nicht, daß sie in ihren Antrittsreden alle sagen, es solle besser werden, und nachher bleibt es doch, wie es gewesen. Nein, nein! Der Herr ist jung und ermangelt der Erfahrung. Blicket nur auf Herrn Senapio, wenn euch Zweifel anfechten. Was der Herr Justitiarius will, geschieht doch!

(Schäfer Hans Krone und der älteste Mann des Dorfes Andreas Gannsen von links.)

Krone und Gannsen (unisono). Helf' Gott!

Ibe, Trips und Unverdorben. Helf' Gott!

Ibe (wichtig.) Also ihr Leute! Es wird heute verhandelt werden in Sachen: Beschwerde des verblichenen Großbauern Peter Noack gegen die Gutsherrschaft wegen unberechtigten Viehtriebs und die Replik der Herrschaft contra Noack. Da paßt wohl auf, ihr Zeugen, und spitzet die Ohren, daß ihr das rechte trefft.

Krone. Herr Justitiarius Senapio sagt, ich solle die volle Wahrheit aussagen, im übrigen meinte Herr Senapio, wenn mich Zweifel anföchten, möchte ich meines der Gutsherrschaft geleisteten Eides gedenken.

Ibe. Gut! (mit erhöhter Stimme). Und Ihr, Andreas Gannsen? Ob Ihr wißt, was Ihr aussagen sollt?

Gannsen. Bin der älteste Mann zu Altenrode, Es gedenket mir dreißig, vierzig, fünfzig, sechzig und mehr Jahre, daß die Herrschaft die Trift und Hutung auf fraglichem Grundstück . . .

Ibe. Gut, gut! Deshalb seid Ihr in diesem Handel als Zeuge berufen. — Gut, gut! (Die Schöppen und Zeugen um sich vereinigend.) Höret mich, Nachbarn. Suchet euch die gute Meinung unseres jungen Herrn zu gewinnen; ist erst diese bei ihm befestigt, dann könnt ihr hinterher tun, was euch beliebt. Das ist mein Rat. Macht ihn euch zu Nutzen!

Trips. So war es früher. Stets haben wir Bauern getan, was die Herrschaft befohlen oder ihre Diener uns angegeben. Den Buckel haben wir krumm gehalten und nicht gemuckt. Gefrönt haben wir, geschuftet im Schweiße unseres Angesichts Tag und Nacht für die Herrschaft, haben Abgaben gezahlt in das Ritter-

gut, das uns selbst nichts übrig geblieben als das nackte Leben.

Unverdorben. Hast recht, Trips, hast recht, so ist es gewesen.

Trips. Und vor Gericht haben wir stets ausgesagt, wie es der Herr Justitiarius uns zuvor kund getan. Mancher Meineid ist geschworen worden zu Altenrode, der Herrschaft zuliebe. Haben wir Untertanen solchergestalt selbst unser Seelenheil der Herrschaft dargebracht! Das dachten wir, würde nun anders werden unter dem jungen Herrn, haben wir gedacht.

Ibe. Trips, ich hätte mir von Euch wahrhaftig größere Klugheit erwartet! Weißt du nicht, wie die von Adel sind? Hast du jemals erlebt, daß einer von ihnen sein Wort gehalten? Sind sie nicht alle hoffärtig, stolz, hastig und schnell zufahrend?

Trips und Unverdorben. Ja, ja, so sind die von Adel!

Ibe. Gehet ihnen nicht ihr eigener Vorteil über alles?

Krone. Ja, ja, der Dorfrichter hat recht!

Ibe. Sehet, ihr Leute, Art läßt nicht von Art! Was meinet ihr wohl, was unser Gerichtsjunker mit euch anstellen würde, wolltet ihr ihm in diesem Handel zuwider sein? — Die Herrenart würde er herausstecken! Der Stock würde auf eurem Buckel tanzen und der Staupbesen!

Trips. Doch hat er neulich erst erklärt, das viele Prügeln sei nicht nach seinem Sinne, und er hoffe, es solle in seinen Gerichten ganz wegfallen.

Unverdorben. Ja, das hat er gesagt! Traute meinen Ohren nicht. Aber die anderen haben es auch gehört.

Krone. Wird ihm wohl nicht ernst gemeint gewesen sein!

Gannsen. Laßt mich hören, was ihr sprecht! Ihr Jungen sollt eines Greisen Rat nicht verschmähen.

Ibe (schreit ihn an). Vom Prügeln ist die Rede, und daß der Junker gesagt hat, es solle abgeschafft werden.

Gannsen. Die Prügel will er abschaffen, die Prügel! Dann wehe uns! Dann ist der Welt Ende nahe. Viele Herren habe ich gekannt, mancherlei Mucken haben sie gehabt: der eine Herr war toll auf die Jagd, der andere auf der Bauern Weiber, den einen ritt der Teufel des Geizes, der andere brachte alles durch mit Saufen und Schlemmen. Aber so verrückt ist doch keiner gewesen, daß er das Prügeln hätte abschaffen wollen. Gräbt sich sein eigen Grab, der Junker, und das unsere mit. Zucht herrschet nur durch den Stock! Wer anders denket, der versteht es nicht, nein, der versteht es nicht. — O, das sind böse Zeichen!

Ibe (zu Trips und Unverdorben). Ich habe euch beiden noch was zu sagen. Ihr seid wohlhabende Leute. Trips, du hast sechs Kühe im Stall, und Unverdorben, Ihr spannt zwei Paar Pferde an. Euch gehet die Sache, die heute hier verhandelt werden soll, sonderlich an. Lange Zeit waren die Noacks die reichsten Bauern zu Altenroda. Jetzt wäre es wohl an der Zeit, dazu zu tun, daß nicht wieder einer so übermächtig werde wie Peter Noack. Denn ihr alle habt Übles von seinem Stolze zu befahren gehabt, besinnt euch nur!

Trips. Ja, ja, er war ein stolzer Bauer!

Unverdorben. Habe ihn nicht ungern in die Grube fahren sehen!

Ibe. Nun sehet, wie euer Interesse hier mit dem der Herrschaft Hand in Hand gehet! Denn vergeßt nicht,

des Bauern Peter Noack Sohn lebt, und mag, wenn man auch nicht weiß, wo er steckt, jeden Tag zurückkehren.

(Witib Noackin und Barthel Noack treten ein von links.)

Da hätten wir die Supplikantin, Peter Noacks nachgelassene Witib. (Zu Barthel.) Und was will Er an hoher Gerichtsstelle? Ist Er zitiert worden?

Barthel. Wollt Ihr Dorfrichter sein und wißt nicht mal, daß eine Witib einen Beistand braucht?

Ibe. Den Beistand, du Gauch, ernennet Herr Justitiarius Senapio; so ist es Gerichtsgebrauch zu Altenroda.

Barthel. Beistand ist, wen die Witib dazu erwählet; so ist es rechtens im Lande.

Ibe. Willst mich belehren! Du, ein Mensch, der nicht ein Haus besitzet und Land, der nicht mit den Nachbarn zinset und steuert, elender Hausgenosse, nur geduldet in den Gerichten, Bankert, von dem man den Vater nicht weiß . . .

Barthel. Sagst mir nichts Neues, Ibe, wenn du mich schmähest. Bin ein ehrlicher Mann, wessen nicht jeder hier sich rühmen kann, zu allerletzt du, der ein bezahlter Aufpasser ist und ein Büttel der Herrschaft!

Ibe. Willst du dich unterfangen, die hochadligen Gerichte zu beleidigen in ihren Dienern! Herr Justitiarius Senapio, dem ich solches pflichtschuldigst hinterbringen werde, wird dir weisen, was hier rechtens ist. (Zu den Schöppen und Zeugen.) Es ist nicht gut, daß man sich mit solch boshafter Kreatur bemenge. Ich habe euch noch einiges im Vertrauen zu sagen . . . (Gehen nach rechts hinten.)

Barthel (mit der Witib vorn links). Beharret steif und feste auf Eurer Klage, wie Euer gutes Recht ist!

Witib. Wollte Gott, dieser Handel wäre nie begonnen worden!

Barthel. Sie werden versuchen, Euch Angst zu machen. Dann haltet nur steif und feste an dem, was Euer Mann Euch auf dem Sterbebette hinterlassen, nicht nachzugeben, um keinen Preis.

Witib. Warum hat Gott mir den Mann genommen und mich allein gestellt in solche Drangsal! Wäre mein Sohn nur zur Stelle, oder könnte dieser Handel aufgeschoben werden, bis er mir heimkäme von den Soldaten!

Ibe (tritt zur Witib, vertraulich). Gevatterin, sintemal ich Euch durch Patenschaft nahe stehe, rate ich Euch, suchet Vergleich mit der Herrschaft in Güte. Euer Mann — zwar will ich mich nicht versündigen, einem Defunkten Übles nachzusagen —, aber es ist männiglich bewußt, daß Peter Noack händelsüchtig gewesen. Er war bekannt in den Gerichten als ein arger Querulant. Hat auch viel Geld vertan mit kostbarem Prozessieren.

Witib. Daß Gott erbarm', da habt Ihr recht!

Ibe. Nun sehet, Frau Gevatterin, jetzt ist der Defunkte tot. Laßt den Streit mit ihm begraben sein! Ihr dringet doch nicht durch mit Eurer Beschwerde. Die Gutsherrschaft ist Euch zu mächtig. Vergleicht Euch im guten mit dem, der die Macht hat. Bedenket, daß ein magerer Vergleich besser ist als ein fetter Prozeß. (Hayn durch die Mitte.) Die hohe Gerichtsherrschaft in eigener Person. — Verneigt euch! (Gannsen und Krone anstoßend.) Tölpel, wißt ihr nicht, was sich vor der Herrschaft ziemet! (Alle verneigen sich tief, bis auf Barthel. Ibe dienernd zum Freiherrn.) Schöppen und Zeugen sind zur Stelle, auch Supplikantin, Peter Noacks nachgelassene Witib, untertänigst zu vermelden!

Hayn. Sie hat Beschwerde gegen das Rittergut, wie ich vernehme.

Ibe. Bringt Eure Supplik vor, Gevatterin, aber in aller Demut, rate ich!

Witib. Gestrenger, verzeihet einer armen Witib, wenn sie die Worte nicht zu setzen verstehet, wie es vor hoher Gerichtsherrschaft wohl Schuldigkeit ist.

Hayn. Sprecht nur und habet keine Sorge! Ich kenne Euch sehr wohl. Bin als Knabe oftmals in Eurem Hause gewesen; gern gedenke ich daran. Auch Euer Sohn Christian war mir ein lieber Spielgefährte. Habt Ihr Nachricht vom Christian?

Witib. Täglich erwarte ich von ihm Zeitung. Bin in großer Bedrängnis, sintemal mir mein Mann selig nur den einen Sohn hinterlassen. O Himmlischer, was habe ich arme Frau erleben müssen im eigenen Hause! Sind im Zorne aufeinander geraten, Vater und Sohn, wegen einer Frauensperson. War dem Bauern zu gering, die Dirne, für seinen Einzigen. Sollte nach Geld heiraten, der Christian. Fünf Jahre ist's wohl jetzt her oder länger gar, da mein Sohn vom Hofe entlaufen und den Werbern gefolgt. Hab' ihn seitdem nimmer gesehen und selten nur von ihm gehöret.

Hayn. Schicke sie mir den Sohn nur, sobald er kommt, denn ich bin ihm wohl affektioniert von alters her.

(Von rechts Senapio, jetzt im Richtertalar und Perücke, ihm folgt der Abdecker Pulster, der hier als Gerichtsdiener fungiert.)

Senapio (tritt zum Gutsherrn). Die Gerichte sind zur Stelle. Befehlt Ihr, daß begonnen werde?

Hayn. Laßt beginnen!

Senapio. So richtet alles vor! Richter und Schöppen an eure Plätze! Die Zeugen mögen an ihrem Orte warten, bis man ihrer bedarf.

(Die Zeugen Krone und Gannsen ab nach rechts. Rechts ist ein Tisch aufgestellt worden für das Gericht. In der Mitte wird ein Prunksessel gestellt für den Erb-, Lehn- und Gerichtsherrn. Links zwei Stühle für die Witib und ihren Beistand. Alles begibt sich an seine Plätze. Der Justitiarius sitzt zwischen den beiden Schöppen an der breiten Seite des Tisches, der Dorfrichter am schmalen Ende. Pulster bleibt im Hintergrunde.)

Senapio. Es soll heute verhandelt werden die Beschwerde der Frau Ernestine Noackin geborenen Lehmanin, Peter Noacks Großbauern zu Altenroda hinterlassener Witib, Supplikantin, einerseits, contra hiesige Rittergutsherrschaft, beklagten Teiles, andrerseits, wegen strittiger Hutungsgerechtigkeit und Viehtriebs. — Die Richterbank ist ordentlich besetzt. Wer vertritt die Supplikantin?

Barthel (sich erhebend). Ich vertrete die Supplikantin!

Senapio. Zwar bist du dem hiesigen Gerichte wohlbekannt, Barthel Noack; doch hege ich Bedenken, dich pro curatore zuzulassen. Wie begründest du dein Recht auf solches Amt?

Barthel. Das Recht, Herr Justitiarius, ist sehr klar für den, der's sehen will. Der Witib Sohn ist bei der Miliz, und steht annoch nicht fest, ob und wann er wiederkehrt. Ich bin des verblichenen Bauern nächster Blutsverwandter . . .

Senapio. Wohl bist du mit Peter Noack dem Blute nach verwandt, doch nicht legitime. Kannst du uns deinen Vater nennen? — (Barthel schweigt halb trotzig halb verlegen.) Du bist ein Mutterkind! Auch andere wichtige Qualitäten gehen dir ab, Ehrenämter zu bekleiden. Hast du das Nachbarrecht erlangt in Altenroda, sprich?

Barthel. Ich bin Hausgenosse.

Senapio. Ja leider! Weil der verstorbene Peter Noack dir Asyl gewährt, nachdem du von deinem früheren Gerichtsherrn mit Schimpf aus seinen Grenzen gewiesen.

So haben wir nun einen unruhigen Kopf, Stänker und Rabulisten mehr in Altenroda. — Ich wundere mich, Noackin, daß sie keinen besseren Mann zu produzieren gewußt hat für ihre Vertretung.

Witib. Wollet verzeihen, Herr Justitiarius! Weiß nicht, was Gerichtsbrauch ist. Habe niemanden zurzeit, der mir hilft, als diesen da!

Hayn. Herr Gerichtsverwalter!

Senapio. Euer Gnaden befehlen?

Hayn. Wenn es das Gesetz erlaubt, daß Barthel Noack die Witib vertritt, so laßt ihn, bitte, zu pro curatore.

Senapio. Wohl, das Gesetz hat nichts dagegen. Mir schien's nur contra bonos mores. Aber wenn es Euer Gnaden Wunsch . . .

Hayn. Ja, es ist mein Wunsch!

Senapio. Wohl, so bescheid' ich mich! Die Supplikantin sei vertreten durch Barthel Noack, Hausgenossen, als Beistand. — Wer vertritt das Rittergut? — (Pause.) Ist Rusera, Verwalter hiesiger Wirtschaft, geladen?

Ibe (erhebt sich). Ich habe Herrn Rusera rechtzeitig zitieret, auch besonders admonieret, terminum nicht zu versäumen. Doch ist Komparent bis dato nicht erschienen.

Senapio. So laßt ihn durch den Schergen zitieren!

Ibe (zu Pulster). Geh', zitiere Herrn Rusera! Weiß jemand, wo er zu finden ist?

Barthel. Ich sah den Herrn Verwalter vorhin in der Schenke. Doch schickt nur einen Wagen mit; auf seinen eigenen Beinen wird er schwerlich herkommen.

(Die Schöppen werfen sich verständnisvolle Blicke zu. Pulster ab nach links.)

Senapio. Der Witib Beistand hat zur Begründung der Supplik das Wort!

Barthel (tritt einen Schritt vor). Der Großbauer Peter Noack, hier dieser Witib verstorbener Eheherr, war, wie männiglich bekannt, ein Mann, der nicht an seine Rechte tasten ließ, weder von hoch noch von gering.

Senapio. Wir wollen von ihm nicht eine Leichenrede hören für Peter Noack! Faß Er sich kurz und sag' Er uns, was der Witib Beschwerde ist!

Barthel. Ich fasse mich kurz und sage, was der Witib Beschwerde ist. — Der Großbauer Peter Noack besaß ein Bauerngut, das jetzt im Erbe liegt. Von diesem Gute hängt ein Zipfel Landes in hiesige Rittergutsflur hinein. Und dieser Zipfel ist seiner absonderlichen Gestaltung wegen der „Brustlatz" genannt, wie jedem Kinde in Altenroda bekannt. Vermeldetes Stück Landes, genannt der Brustlatz, war hiesiger Rittergutsherrschaft von alters her ein Dorn im Auge, darum sie versucht hat, mit Gewalt und Arglist das Brustlatzfeld an sich zu bringen. Ist ihr aber nicht gelungen.

Senapio. Er soll zur Sache sprechen, hört Er mich!

Barthel. Zur Sache habe ich fernerweit zu vermelden: Seit einiger Zeit hat es sich die Herrschaft beikommen lassen, ihr Vieh über dieses Stück Landes, genannt der Brustlatz, zu treiben. Es erhellet, daß dies wider alles Herkommen geschehen. Nimmermehr ist es Rechtens gewesen zu Altenroda, über Bauernland das Vieh zu treiben, weder zu geschlossener noch zu offener Zeit. Wo soll ein Ackersmann bleiben, wenn ihm von seinen besten Feldern die Früchte weggehütet und der Acker zerstampfet wird? Hiergegen hat Peter Noack sich aufgelehnt, Pfändung vorgenommen wider den herrschaftlichen Schäfer, auch Klage anhängig gemacht bei hiesigem Gericht. Ist aber darüber hingestorben, ohne des Handels Ausgang zu erleben. Nun tritt die Witib

auf seine Klage, weil der Sohn nicht zur Stelle. Und ist ihre Beschwerde, was ich vorgebracht habe.

Senapio. Ist Er nun fertig?

Barthel. Fürs erste ja!

Senapio. So laßt die Zeugen rufen! (Ibe geht ab nach rechts.)

Hayn (seinen Sessel verlassend). Herr Gerichtsverwalter!

Senapio. Euer Gnaden!

Hayn. Auf ein Wort! (Sie treten in den Vordergrund. Während sie sprechen, führt Ibe die Zeugen Krone und Gannsen nach hinten links.) Nach dem, was dieser Bursche ausgeführt hat, will mich's bedünken, als sei der Witib Beschwerde nicht ohne Grund. Mir aber stünde es schlecht an, wenn mir im eigenen Gerichte nachgewiesen würde, daß ich im Unrecht sei. Wär's drum nicht angebracht, wir brächen die Verhandlung ab und suchten gütlichen Vergleich?

Senapio. Das wäre ein Fehler, wie es keinen ärgern gibt! Vergleich ohne Not, in einer Sache, die so günstig liegt! Ein Handel, so recht dazu angetan, ein Exempel zu statuieren, den rebellischen Untertanen zu zeigen, daß wir Herren sind im Hause. Nein, Gnädiger, verzeiht mir den freien Ausdruck: Ihr wäret ein Tor, gäbet Ihr hierin klein bei.

Hayn. Doch dauert mich der Witib Bedrängnis!

Senapio. Hört nur erst die Zeugen. Ich bin gewiß, es wird sich klärlich ausweisen, daß jenes hergelaufenen Galgenstricks Aussagen eitel Lüge sind. Bedenket, Herr, mir liegt das Recht genau so am Herzen wie Euch. In diesem hochwichtigen Handel ist meine Ehre gleichsam verpfändet. Der Witib soll ihr Spruch werden; doch eben darauf kommt es an, zu finden, was hier der rechte Spruch. — Darum gestattet gütigst, daß ich jetzt die Zeugen vernehme.

(Sie begeben sich an ihre Plätze zurück.)

Senapio. So mag denn als erster der Schäfer Hans Krone aussagen!

(Krone tritt vor.)

Dein Name ist dem Gerichte bekannt, ebenso dein Alter, Konfession und Herkunft. Doch sintemal du in herrschaftlichen Diensten stehest, so erfordert es die Notdurft des Falles, damit nicht der Schein der Parteilichkeit auf die Gerichte falle, daß du, bevor wir dich vernehmen, von deinem Herrn zuvörderst deiner Dienstpflicht, was gegenwärtiges Zeugnis anlanget, entlassen werdest.

Hayn. Zeuge ist, was gegenwärtiges Zeugnis anlanget, seiner Dienstpflicht von mir entlassen.

Senapio. Krone, da du zu verschiedenen Malen an dieser Stätte den Zeugeneid geschworen, so will ich dich von einer Wiederholung dispensieren, verweise dich, wie auch Andreas Gannsen, auf das, was ihr früher beschworen habet und vermahne Euch, die volle Wahrheit zu sagen. Nun, Krone, sag' Er uns, ist ihm ein Feldstück, genannt der „Brustlatz", dem weiland Peter Noack gehörig, bekannt?

Krone. Selbiges Feldstück, genannt der Brustlatz, dem weiland Peter Noack gehörig, ist mir wohlbekannt, Herr Justitiarie!

Senapio. Ist wahr, was Klägerin behauptet, daß du mit dem herrschaftlichen Vieh zu wiederholten Malen über beregtes Feldstück gezogen?

Krone. Ja, das ist wahr!

Senapio. Erzähle, was dir darüber bekannt ist.

Krone. Es war im Vorjahre, am Montage nach dem vierten Sonntage, so auf die heilige Trinität folget, da trieb ich mit den Schafen über das Brustlatzfeld.

S e n a p i o. Warum wohl triebst du gerade dort die Schafe?

K r o n e. Weil mir's geheißen war.

S e n a p i o. Von wem war dir's geheißen?

K r o n e. Von Herrn Rusera, meiner gnädigen Herrschaft Verwalter.

S e n a p i o. Gut! — Du triebst also dort die Schafe. Was geschah dir da?

K r o n e. Da, als ich mir nichts Übles versehe, kommt, wie der böse Feind gegen mich angelaufen der Bauer Peter Noack, schreit, was ich mir unterstünde, die Frucht von seinem Felde wegzuhüten; selbiges Land sei sein Eigentum. Schwingt einen Stecken über meinem Haupte mit ganz erschrecklichen Gebärden und brüllt, wenn er mich in seiner Flur hinwiederum beträfe, würde er mir die Ohren abschneiden.

S e n a p i o. Nur weiter!

K r o n e. Ich berichtete solches Herrn Rusera, wie meine Schuldigkeit. Der befahl mir, am anderen Tage wieder dort zu treiben.

S e n a p i o. Und was geschah?

K r o n e. Sobald ich mit den Schafen mich dem Brustlatzfelde genähert — es standen damals gerade Wicken und Erbsen darauf, so dem Schafvieh ein süßes Futter deuchten —, stürzt aus einem Hinterhalte, darinnen er gelauert, der Bauer auf mich, wirft mich zu Boden, karbatscht mich, zerbläut mir das Fell, traktiert mich mit Schlägeu, staucht und schindet mich, daß ich denke, ich soll das arme Leben von mir lassen. Nimmt mir den Hut und droht mich zu erschlagen. — Habe damals ein ganz zerschunden Angesicht davongetragen, und war mein Leib von blauen, gelben und grünen Flecken bunt wie eines Finkenmatzes Gefieder. Habe auch den Herren

Dorfrichter und Rügemeister sogleich diese blauen, gelben und grünen Flecken gewiesen.

Ibe (steht auf). Was Zeuge sagt, ist volle Wahrheit. Es gedenket mir wohl, erwähnte blaue, gelbe und grüne Flecken an seinem Leibe gesehen zu haben. War ein jämmerlicher Anblick.

Senapio. Und hat er fürderhin die Schafe über jenes Feldstück getrieben, Zeuge?

Krone. Zu wiederholten Malen und gänzlich unverwehrt. Es traf sich nämlich, daß der Bauer Peter Noack, bald nachdem er solchen Exzeß an mir verübet, schwer erkrankt ist. Hat vom Bett aus noch manch liebes Mal mit ansehen müssen, wie meine Schafe sich in seinem Futter delektiert haben.

Senapio. Wird von den Schöppen noch eine Frage gewünscht? — Da es nicht der Fall, werde ich zur Vernehmung des anderen Zeugen schreiten. Andreas Gannsen! (Zum Gerichtsherrn gewendet.) Er ist durch sein hohes Alter ein wertvoller Zeuge, die wandelnde Chronik gleichsam von Altenroda. (Ibe hat Gannsen geholt und vor dem Justitiarius hingestellt.) Andreas Gannsen, anerwogen Ihr ein alter ehrwürdiger Greis seid . . .

Gannsen. Bin der älteste Mann in Altenroda. Es gedenket mir dreißig, vierzig, fünfzig, sechzig und mehr Jahre . . .

Senapio. Das wissen wir, Gannsen! Wollet jetzt auf meine Fragen achten! Saget, ist Euch jenes Feldstück des weiland Peter Noack, genannt der Brustlatz, wohl bekannt?

Gannsen. Ja, es gedenket mir!

Senapio. Tretet näher, Gannsen, damit Ihr mich verstehet. (Es geschieht.) Wisset Ihr, ob auf beregtem Feld-

stück der hiesigen Gutsherrschaft die Trift und Hutungsgerechtigkeit zusteht?

Gannsen. Ja, es gedenket mir!

Senapio. Ist Euch bekannt, daß die Gutsherrschaft in rechtmäßiger Ausübung dieses Besitztituls über jenen fundus, genannt der Brustlatz, das Vieh getrieben und die Frucht hat weghüten lassen?

Gannsen. Ja, es gedenket mir!

Senapio (die Stimme besonders erhebend). Und nun, Gannsen, sage Er mir noch das eine; sintemal er der älteste Greis ist zu Altenroda. Wie lange gedenket ihm wohl zurück, daß die Gutsherrschaft ihr Vieh über den Brustlatz getrieben hat, ohne daß ihr das Recht verwehret worden ist? Wie lange gedenket Euch dessen?

Gannsen. Es gedenket mir alles dessen durch dreißig, vierzig, fünfzig, sechzig und mehr Jahre, Herr Justitiarie!

Senapio. Da hätten wir die Aussage eines klassischen Zeugen! — — — Da sonst keine Frage begehrt wird, erkläre ich der Zeugen Vernehmung für beendet.

(Von links Pulster zurück mit dem Verwalter Rusera.)

Pulster (sich stramm vor den Justitiarius hinstellend). Hier bring' ich Herrn Rusera!

Senapio. Hat lange genug gedauert! Doch brauchen wir ihn jetzt nicht mehr. Der Fall ist genugsam gekläret. Außerdem möchte klägerischer Teil einwenden, daß Rusera befangen sei — in propria causa testis, Zeuge in eigener Sache! Welchen Schein wir vermeiden wollen. Darum verzichten wir auf dieses Mannes Zeugnis, es sei denn, daß die Schöppen anders denken. — (Pause.) Es ist nicht der Fall! (Zum Gerichtsherrn gewendet.) Gestatten Euer Gnaden, daß wir uns jetzt

zurückziehen, um das Urteil zu finden. Es wird dazu, denke ich, nicht lange brauchen. (Ab nach rechts, gefolgt von Ibe und den beiden Schöppen.)

(Der Gerichtsherr verläßt seinen Platz und begibt sich zu Rusera.)

Hayn. Wo hat Er gesteckt?

Rusera. Ich war — ich war . . .

Hayn. Wo war Er? Was hat Er getrieben?

Rusera. Euer Gnaden — mancherlei Werk ist zu tun — Gestrenger!

Hayn. Was durfte Ihn abhalten, an Gerichtsstelle zu erscheinen, wenn Er rechtzeitig geladen? Antwort! Doch hüt' Er sich vor Lügen!

Rusera. Gestrenger, früh am Morgen ist nach dem Vieh zu sehen, die trägen Knechte auf den Acker zu jagen, die widerspenstigen Bauern anhalten, daß sie die schuldigen Fuhren tun, zusehen, daß die Dorfleute der Herrschaft nichts entwenden, denn die Untertanen sind diebisch, liederlich und faul . . .

Barthel. Bist eines Kleingärtners Sohn, Rusera! Mußt wohl der Dorfleute Sitten kennen!

Rusera. Wollet nicht auf jenen hören, Euer Gnaden! Die Bauern hassen mich, weil ich strenge bin und wachsam. Bin in gnädiger Herrschaft Diensten tätig von früh an und gönne mir nimmer keine Erholung.

Barthel (lacht wild). Vom Saufen in der Schenke gönnt er sich keine Erholung, außer wenn man ihn aus der Mägde Kammern ziehen muß.

Rusera. Herr, glaubt ihm nicht! Bin ein ordentlicher, nüchterner Mann.

Hayn. Doch riechst du nach Branntewein, und deine Haltung ist verdächtig. Hast mich schwer kompromittiert, Rusera! Werde keinen Beamten in meinem Dienste dulden, der den Untertanen ein solches Beispiel

setzet. Will gute Zucht haben in meinem Hause, Hofe und Dorfe. Du bist meines Dienstes entlassen.

(Rusera taumelt wie gebrochen zurück. Das Gericht kehrt von rechts her zurück, nehmen ihre vorigen Plätze ein. Alles steht.)

Senapio (liest aus einer Rolle). Sache: Freiherrlich von Haynsche Gerichte zu Altenroda contra Peter Noacks nachgelassene Witib.

Urteil: Daß Supplikantin die vorgebrachte Beschwerde nicht erwiesen, sonach die Gutsherrschaft in der possessio vel quasi der Trift und Hutung auf libelliertem fundus zu schützen, Supplikantin aber in die Kosten des Verfahrens zu verurteilen. Von Rechts wegen!

Witib (sich dem Justitiarius nähernd). Ich habe nicht alles recht verstanden, Herr Justitiarius.

Senapio. Sie ist kostenpflichtig mit ihrer Beschwerde abgewiesen. Nehme sie das Urteil mit Dank hin, Frau! Das Gericht hat außerordentliche Milde walten lassen, in Anbetracht, daß sie eine Witib. Man spricht dabei die Erwartung aus, daß weitere Turbationen nicht vorfallen werden.

Hayn. Hat sie etwas auf dem Herzen, Witib, so sage sie's ungescheut!

Witib. Ich wünschte — mein Sohn wäre hier! — Mehr weiß ich nicht! (Ab nach links.)

Hayn (winkt sich Barthel heran). Er ist das einzige Mannsbild, welches die Noackin zurzeit auf dem Hofe hat, nicht wahr?

Barthel. Jawohl!

Hayn. Merke Er jetzt wohl auf meine Worte. Die Witib ist mit ihrer Klage kostenpflichtig abgewiesen. Damit wäre der Handel wohl zu Ende. Aber ich will Gnade ergehen lassen vor Recht, will meinen Leuten anbefehlen, dem Verwalter und dem Schäfer, daß sie

die geschlossene Zeit respektieren und nur zu den Zeiten, da keine Frucht auf dem Felde steht, das Vieh über jenes Feldstück, genannt der Brustlatz, treiben. Ich hoffe, Ihr werdet diesen meinen Entschluß mit gebührender Dankbarkeit hinnehmen und die gütige Gesinnung Eures Herrn anerkennen.

Barthel. Mit nichten, Herr! Damit geben wir uns nicht zufrieden!

Hayn. Damit nicht! Was in aller Welt wollt Ihr noch mehr?

Barthel. Mit Brocken lassen wir uns nicht abspeisen.

Hayn. Aus Gnaden mache ich dies Zugeständnis, aus purer Gnade und Gütigkeit. Mancher wird es mir verdenken, als verschenkte ich leichtsinnig von meinen Rechten.

Barthel. Wir brauchen uns nichts schenken zu lassen!

Hayn (zum Justitiarius). Der Kerl ist, scheint's, verrückt!

Senapio. Ein echter Noack! Brav und bescheiden und untertänig! Das ist so ein Beispiel von Noackscher Devotion!

Hayn. Höre, Bursche! In Turm könnte ich dich werfen lassen, wenn es mir beliebte; doch will ich dir Gelegenheit geben, die Ungebühr gut zu machen. Gib mir Antwort: was verlangt ihr Noacks noch außer dem, was ich biete, sprich!

Barthel. Auf unserer Seite ist das Recht, dem ungerechten Spruche, der hier ergangen, zum Trotze. Es gibt noch Advokaten in der Stadt!

Hayn. Wollt Ihr mich abermals verklagen?

Barthel. Diesmal beim Obergericht.

Hayn. Wollt Euren Gutsherrn verklagen bei den Obergerichten! Schämt Ihr Euch nicht!

Barthel. Ist doch klar für jedermanns Auge, daß Ihr Euch im Unrecht fühlt. Aus welch anderem Grunde hättet Ihr sonst Vergleich angeboten?

Hayn. So traust du mir zu . . .

Barthel. Der Junker fürchtet, die Wahrheit könne herauskommen.

Hayn. Bursche — ich sage dir — Bursche!

Barthel (laut). Die Wahrheit, die er in seinem eigenen Gerichte nicht zu Worte kommen läßt, fürchtet der Junker, könne vor dem Obergericht ans Tageslicht kommen.

Hayn. Wo ist mein spanisch Rohr?

Barthel. Schlagt mich nur! Ich habe ein dickes Fell.

(Hayn hat den Stock gefunden und zieht Barthel eins damit über.)

Hayn. Da, für deine freche Rede!

Barthel (im Entweichen). Meine Rede hat besser gesessen als Euer Hieb!

Hayn. Elender Bauernkerl! (Holt von neuem aus. Barthel ab nach links.)

Senapio. So mußte es kommen!

Gannsen (tritt aus der Menge an den Gutsherrn heran, mit tiefer Verbeugung). Gnädiger Gestrenger! Wir danken Euch!

Hayn. Wofür dankt Er mir, Alter?

Gannsen. Daß Ihr jenem vor unserer aller Augen den Herrn gezeigt habt, dafür danken wir Euch! Nun erst wissen wir, daß Ihr unser gnädiger Junker seid, und daß Ihr es gut mit uns meinet. Kommt, Nachbarn! Laßt uns nun gehen! Gott schütze und segne unsere hochedle Gerichtsherrschaft, die jederzeit das Rechte tut!

Ibe. Ja, Gott segne die Gerichtsherrschaft und er-

halte sie lange! Möge sie uns auch fürder in Gnaden gewogen bleiben!

(Alle ab mit tiefer Verbeugung nach links.)

Senapio. Euer Gnaden, ist es gestattet, ein offenes Wort zu sprechen? Möge mir nicht verargt werden, wenn ich Ansichten ausspreche, die Eurem Ohre vielleicht nicht angenehm klingen. Aber was soll werden, frage ich, wenn die Großen selbst mit verderblichem Eifer ihre mühsam behaupteten Prärogative zum Scheiterhaufen schleppen und damit das Feuer der Aufklärung anzünden helfen, das sie und ihre Güter verzehren wird? Alles ruht auf der Autorität. Gleicht der Edelmann, der daran rüttelt, nicht einem, der den Ast absägen will, auf dem er und seinesgleichen sitzen?

Hayn. Nennt Ihr das an der Autorität „rütteln", wenn ich sorge, daß meinen Untertanen ihr Recht werde, Herr Justitiarius?

Senapio. Mit dem Herzen allein kann man nicht Recht finden; das ist des Kopfes Amt und Geschäft. Leicht entsteht Verwirrung, läßt man sich in Rechtssachen von der milden Gesinnung eines menschenfreundlichen Gemütes leiten. Wie Euer Gnaden an dem Exemplum erkennen können, welches uns dieser Barthel Noack soeben gesetzet hat.

Hayn. Das versteht Ihr nicht, Justitiarius. Ihr liebt die Bauern nicht, wie ich sie liebe, dem sie Gott gegeben hat zu Untertanen.

Senapio. Nicht wie Ihr bin ich von hoher Abkunft, das weiß ich! Aber obgleich niederen Standes, kann man mir, so hoffe ich, nicht alle Meriten absprechen. Von früh auf habe ich nur eine Neigung gekannt, Autorität zu erhalten bei der Obrigkeit, die uns gesetzt ist. Und wenn ich sehe, daß meine Arbeit

denen frommt, für die sie geschieht, dann bin ich reichlich gelohnt. — Jetzt wollet mich gütigst beurlauben, denn ich will auf Eure Güter Döhlitz und Sumslitz, dort nach dem Stande der Gerichte zu sehen. Empfehle mich zu Gnaden! (Ab nach rechts.)

(Gleichzeitig durch die Mitte Jean.)

Hayn. Was gibt's?

Jean. Ein Mann ist draußen. Er habe ein Schreiben, das er dem gnädigen Herrn persönlich übergeben wolle.

Hayn. Ist's einer meiner Untertanen?

Jean. Ich kenne ihn nicht.

Hayn. Laß ihn ein! (Jean läßt Christian Noack durch die Mitte ein, dann ab.) Alle Wetter, der Christian Noack!

Christian (militärisch stramm stehend). Ja, Herr, ich bin's!

Hayn. Dich hätte ich von allen Menschenkindern zuletzt hier erwartet! — Was willst du?

Christian. Bin endlich wieder daheim! Soll eine Empfehlung ausrichten von meinem Kapitän, dem Herrn von Sack, und hier schickt er ein Schreiben. (Überreicht einen Brief.)

Hayn. Darum kommst du! — Warst du schon bei der Witib — bei deiner Mutter, meine ich?

Christian. Nein! Hielt es für meine Schuldigkeit, zuvörderst den Brief abzugeben. Bei der Mutter komme ich noch zurecht.

Hayn (öffnet das Schreiben). Vom Kapitän von Sack! Ist mir ein werter Freund, der von Sack. (Liest.)

Christian. Und ein Vorgesetzter, wie's keinen zweiten gibt. Ein wahrer Vater seiner Untergebenen. Habe unter ihm die letzte Campagne mitgemacht, Herr. Möchte unter keinem anderen gedient haben.

Hayn. Es stehet Gutes von ihm geschrieben in diesem Schreiben, Noack! Der Kapitän sieht ihn ungern scheiden. Nur weil er einer Witib einziger Sohn und es darum die Notdurft seiner Verhältnisse erfordere, sagt der Kapitän, entlasse er ihn vor der Zeit.

Christian. Bin selber ungern geschieden. Fünf Jahre habe ich's ausgehalten bei der Truppe, Herr. Bin blessiert worden, habe mancherlei durchgemacht, Herr, bei verschiedentlichen Affären.

Hayn. Der von Sack schreibt auch, ich möchte mich seiner huldvollst annehmen, da er nun in meine Gerichte zurückkehre. — Nun, das ist wohl nicht nötig! Ich will jedem meiner Gutsuntertanen wohl und ihm, Christian Noack, doppelt, da ich ihn von Jugend auf kenne, und er mir ein lieber Spielgefährte gewesen.

Christian. Ja, Herr!

Hayn. Haben uns manch liebes Mal das Fell tüchtig zerwalkt; was, Christian?

Christian (lachend). Ja, das haben wir!

Hayn. Und manchen tollen Streich zusammen ausgeführt.

Christian. Daß Euch dessen noch gedenket, Herr!

Hayn. Meint Er, weil ich jetzt Erb-, Lehn- und Gerichtsherr bin zu Altenroda, so müßte ich mich meiner Jugendstreiche schämen oder gar meiner Freundschaft mit Ihm. Meinst du so?

Christian. Will's offen gestehen, habe mir meine Gedanken gemacht auf dem Wege, wie der Gerichtsjunker mich wohl aufnehmen würde!

Hayn. Hast gedacht, ich würde den großen Herrn rausstecken, nicht wahr? — Da sei Gott vor! Ich will dir sagen, Christian, ich freue mich von ganzem Herzen über deine Rückkehr. Kann wackere, treugesinnte Männer

wohl gebrauchen in Altenroda! Jetzt reich' Er mir die Hand! Freue mich herzlich!

Christian (ergriffen). Herr — das ist zuviel — das ist ganz anders, als ich's gedacht?

Hayn. Was hast du gedacht?

Christian. Ach, die Leute reden soviel Unwahrheit.

Hayn. Was reden die Leute?

Christian. Herr, Ihr wißt doch, daß ich mit meinem Vater Zwist gehabt. Der Alte hatte seinen Kopf und ich den meinen. Daß ich zur Miliz gegangen, hat er mir nie verziehen. Auch durfte ich, solange ich bei der Truppe war, nicht unter seine Augen treten. Bin niemals auf Urlaub gewesen in Altenroda, all die Jahre hindurch, doch erhielt ich ab und zu einen Gruß von der Mutter; auch noch andere schrieben mir wohl ein Brieflein, oder ich traf einen Landsmann in der Fremde. Kurz, mancherlei Kunde drang zu mir von dem, was in Altenroda fürgehe. Und auch von hiesigem Rittergute erfuhr ich . . .

Hayn. Red' Er nur frei heraus! Was erfuhr Er vom Rittergute?

Christian. Herr, wenn ich die Wahrheit sagen soll: mancherlei Klage wurde laut. Die Herrschaft sei nicht da, lebe fern in der Stadt, niemand kümmere sich um das Dorf. Insonderheit aber ward geklagt über die grausame Härte des Herrn Justitiarii.

Hayn (lebhaft.) Es sind hier manche aufsässige und unruhige Subjekte, denen man mit Strenge begegnen muß; das erfordert der Obrigkeit Autorität.

Christian. Herr, ich kann nicht verbürgen, ob Wahrheit ist, was ich hörte. Sagte nur, was ich vernahm.

Hayn. Daß manches der Besserung bedürftig,

weiß ich ganz gut. Bin darum nach Altenroda gekommen, um hier nach dem Rechten sehen.

Christian. Habe auch nie recht glauben wollen, was die Leute berichteten, weil ich Euch besser kenne, Herr.

Hayn. Hast du mit irgend jemandem Verkehr gehabt, Christian, ehe du heute zu mir gekommen?

Christian. Nein, Herr! Bin stracks zu Euch gegangen, sintemal ich dieses Schreiben abzugeben hatte.

Hayn. Daran hast du recht getan. Ich sagte dir schon, daß hier am Orte unruhige Köpfe sind, die allerhand gegen die Herrschaft in Umlauf setzen. Höre nicht auf deren Verdächtigungen, Christian.

Christian. Herr, ich bin Euch ergeben von Jugend an!

Hayn. Ich will offen gegen Ihn sein, weil Er mein Spielgefährt gewesen ist. Da hängt von alter Zeit her ein Rechtshandel zwischen dem Rittergute und denen Noacks, und ist heute ein Spruch gefallen. Vielleicht mag dir ungerecht erscheinen, was hier entschieden worden ist. Die eigenen Leute daheim werden dir in den Ohren liegen, und sicherlich werden auch die Nachbarn versuchen, dich aufzuhetzen gegen mich, als hätte ich in deiner Abwesenheit meinen Vorteil gegen dich gesucht.

Christian. Herr, laßt die Leute schwatzen. Mein Vater ist der Herrschaft gram gewesen von alters her, ich weiß das wohl! Wir Noacks haben eben harte Schädel. Mein Kapitän hat oft von mir gesagt: Der Noack ist der trotzigste Schwerenöter von der ganzen Kompagnie, aber auch der treueste Kerl von allen! Das machte, weil ich den Kapitän lieb hatte! Für meinen Kapitän hätte ich mich in Stücke hauen lassen.

Und seht, Herr, so geht es mir mit Euch! Ihr habt mich huldvoll aufgenommen, seid der erste in der Heimat, der ein freundlich Wort an mich gerichtet. Das vergesse ich Euch nicht! — Und, Herr, da Ihr Euch also gütig erzeiget, wage ich frank und frei, mit einer großen Bitte hervorzutreten.

Hayn. Wenn ich sie erfüllen kann, so ist sie allbereits gewährt.

Christian. Herr, um einer Dirne willen war es, daß ich des Vaters Haus verließ.

Hayn. Kenne ich das Mädchen?

Christian. Die Anna steht in Euren Diensten!

Hayn. Potz Wetter, die Anna! Du hast dir nicht die häßlichste ausgesucht, Christian.

Christian (geschmeichelt). Habe die Dirne durch Jahre nicht gesehen. Hoffe, daß sie sich nicht unähnlich geworden! Treu geblieben ist sie mir, das habe ich erkunden lassen. Hat sich keinen anderen zum Umgang genommen.

Hayn. Und du bist ihr desgleichen allezeit treu geblieben, Christian?

Christian. Herr, Ihr wißt, wie's bei der Miliz zugeht. Habe Fortune gemacht bei manch einem Weibsbild. Aber die Anna habe ich darum niemals vergessen.

Hayn. So ist die Sache zwischen euch in bester Ordnung, wie's den Anschein hat. Was soll ich da noch helfen?

Christian. Herr, die Anna hat Euch erst ein paar Monde abgedient von den drei Jahren, die sie der Herrschaft schuldig. Doch bin ich bereit, sie auszulösen. Müßt nicht denken, daß ich mit leeren Taschen komme. Habe ein Stücklein Geld zurückgelegt bei der Miliz.

Hayn. Willst mir die Braut abkaufen? Du bist

nicht übel! — (Geht zur Tür rechts, ruft.) Jean! — Wir wollen das Frauenzimmer doch mal selbst sprechen. Wer weiß denn, ob sie dich überhaupt noch mag.

Jean (von rechts). Der gnädige Herr befehlen!

Hayn. Die Köchin soll kommen, wie sie geht und steht!

Jean. Die wartet schon im Vorzimmer, gnädiger Herr!

Hayn. Wartet! — Auf wen?

Jean. Als sie vernommen, der junge Noack sei beim gnädigen Herrn, da läßt sie alles stehn und liegen, läuft flugs in die Kammer, legt Sonntagsstaat an und steht nun da.

Hayn. Laß sie ein! (Jean ab.) Meine Sorge, daß sie nichts von Ihm wissen möchte, scheint allerdings umsonst. (Von rechts Anna. In besserer Kleidung. Sie bleibt befangen an der Tür stehen.)

Hayn (zwischen Anna und Christian als Vermittler hin und her gehend). Christian, sprich sie doch an! Bist du denn ein Stock! — Mädchen, schreckt dich sein Schnurrbart? Als er vor Jahren das Dorf verließ, war's nur ein leichter Flaum. Sein Kuß wird, ich wette, nicht schlechter schmecken, trotz der Borsten. Versuch's mal, Anna! (Nimmt sie an der Hand.)

Anna (sich sträubend). Herr — gnädiger Herr!

Hayn. Herr! gnädiger Herr! — Seinen Namen rufe! Hast du den vergessen? (Bringt sie näher.) Nun, Christian, warst vorhin so beredt, hast du dem Frauenzimmer nichts zu sagen? — So will ich für dich werben! Hier, Anna, ist ein Mann, der um deinetwillen vor Jahren das Elternhaus verlassen. Mancherlei hat er inzwischen durchgemacht: wieviel er dir davon erzählen will, ist seine Sache. Doch niemals konnte er die Liebste

daheim vergessen. Nun steht er hier, und so voll ist ihm das Herz, daß seine Zunge nichts hervorbringt. Ich will dir sagen, was er will . . .

Anna (die sich nicht länger halten kann). Christian! Mein Christian! (Fällt ihm um den Hals.)

Hayn. Der Ton sagt genug! — Hörst du, Christian, ich gebe sie dir frei. Morgen schon mag sie unser Haus verlassen. Mit einer verliebten Köchin ist nichts anzufangen. Du würdest uns allzuschwer im Magen liegen, Christian! Schon seit einigen Tagen hat unsere Zunge es unangenehm verspüren müssen, daß du im Anzuge warest.

Anna. O Gestrenger, verzeiht einem armen Mädchen! War ich doch die einzige, der er geschrieben, was er vor hat.

(Jean von links, gleich darauf die Witib.)

Jean. Ich konnte die Frau nicht halten. Sie spricht, ihr Sohn sei hier.

Witib. Der Christian ist mir zurück! Der Christian!

Christian. Ja, Mutter, hier wäre ich!

Witib (zum Gutsherrn mit Reverenz). Ihr werdet mich nicht vertreiben, Gestrenger! Mein Sohn ist bei Euch! Mein Sohn, den die alten Augen so lange Jahre nicht erblickt haben.

Hayn. Es freut mich, Noackin, daß das Wiedersehen hier gefeiert wird.

Witib. Die Leute haben mir's hinterbracht, der Christian sei auf dem Rittergute. Ich wollte's nicht glauben anfangs; denn, sagte ich, wenn der Christian zurückkehrt, auf den ich so lange, lange gewartet, dann wird sein erster Gang doch zur Mutter sein.

Hayn. Ich muß Euren Sohn in Schutz nehmen, gute Frau. Des Mutterherzes fühlte er sich wohl sicher. Doch hier war noch eine andere Person . . .

Christian. Mutter, ich wollte nicht allein vor Euch treten. Sehet, ich bringe Euch was ins Haus.

Witib. Die Anna!

Christian. Ja, die Anna! Um deretwillen mich der Vater von Haus und Hof getrieben hat. Damals schwur ich, die oder keine wird Noack-Bäuerin. Nun seht Ihr wohl, Mutter, daß ich meinen Schwur gehalten.

Witib. So kann ich aufs Altenteil ziehen. — Das ist der Welt Lauf! (Seufzt.)

(Von links Dorfrichter Ibe in großer Erregung.)

Ibe (atemlos). Euer Gnaden — gnädiger Gestrenger . . .

Hayn. Was gibt es? Brennt das Dorf?

Ibe. In der Schenke ist ein erschrecklicher Krawall und arger Exzeß, Euer Gnaden in Ehrfurcht zu vermelden!

Hayn. Prügeln sich die Bauern?

Ibe. Mit Respekt zu sagen: ja! Ihrer vier sind beim Kartenspiel aufeinander geraten.

Hayn. Nun, so treib' Er sie auseinander! Wozu ist Er Dorfrichter und Rügemeister!

Ibe. Ich weiß mir keinen Rat nicht, Gnädiger! Sie schlagen mit Stuhlbeinen aufeinander los und brüllen Zetermordio! Das ganze Dorf läuft zusammen. Zum Guten reden hilft nichts! Habe auch schon eines vor die Brust bekommen, daß es mir allen Odem benommen. Herr, wenn Ihr nicht kommt, gibt es ein Blutvergießen. Ihr seid der einzige, dem sie gehorchen.

Hayn. So werd' ich doch wohl kommen müssen! Geh' Er voraus, Dorfrichter! (Ibe ab nach links. Hayn nimmt Hut und Stock zur Hand.) Ihr da bleibt ruhig, wo ihr seid! Dies wird nicht lange Zeit in Anspruch nehmen. Ich habe noch mit euch zu sprechen. (Ab nach links.)

Christian. Der Junker ist voll Gütigkeit. Hätte mich nimmer eines solchen Empfanges von ihm versehen.

Witib. Weiß recht gut, warum der Junker dir so freundlich ist ins Gesicht.

Christian. In dem ist keine Hoffart!

Anna. Ein leutseliger Herr, und gegen jedermann der gleiche!

Christian. So war er von Jugend auf.

Witib. Spar' dein Lob, Christian! Wirst bald genug anders von ihm denken.

Christian. Was habt Ihr gegen den Junker, Mutter?

Witib. Frage den Barthel! Der wird dir's alles berichten, was hier geschehen. Ich, ein unkluges, unerfahrenes Weib, verstehe nichts von Rechtshändeln. Frage den Barthel, er hat mir beigestanden bei dem Prozeß.

Christian. Eure leidigen Prozesse!

Witib. Frage den Barthel! Wirst alles zeitig genug erfahren von ihm. Ich will dir jetzt einen Auftrag ausrichten vor allem anderen, denn er kommt von deinem Vater. Der Bauer hat mir's auf die Seele gelegt, und ich habe ihm in die Hand schwören müssen auf seinem Sterbelager, daß ich dir's ausrichten wolle. Du sollest den Streit mit dem Rittergute weiterführen, nimmer nicht klein beigeben und nicht eher ruhen, bis der Handel zum siegreichen Ende geführt ist. Dann, so sprach der Vater, wolle er seinen Fluch von dir nehmen, mit dem er dich einstmals aus seinem Hause entlassen. Solches ist mein Auftrag an dich von deinem Vater.

Christian. Mutter, hört mich an! Der Vater hat mir geflucht und mich verbannt. Ich habe mich

allein in der Welt herumschlagen müssen und bin durchgekommen trotz seines Fluches. Nun ist er tot, und sein Fluch ist tot mit ihm.

Witib. Versündige dich nicht, Christian! Eines Sterbenden Wort ist geheiligt.

Christian. Nicht, wenn es Torheit ist. Ich will mich nicht binden lassen durch meines toten Vaters Willen und Vorschrift.

Witib. So spricht die vermessene Jugend.

Christian. Will mich an das halten, was mein eigen Auge sieht. Die Dirne hier ist mir treu geblieben, das weiß ich; darum werde ich sie heuern. Und der Junker hat sich mir gütig bezeigt, ohne Stolz, Hochmut und Rückhalt. Darum, so lange mir keiner das Gegenteil beweiset, traue ich ihm und bleibe ihm ergeben. So hoffe ich, als ehrlicher Kerl durch die Welt zu kommen, gerade, rechtschaffen und ohne Arg, bis an mein selig Ende!

Anna. O, du bist mir nicht verdorben in der Fremde! Habe nicht umsonst auf dich gewartet die langen Jahre. Die mir's haben ausreden wollen, sind zuschanden worden! (Umarmung.)

(Hayn von links her zurück, legt Stock und Hut ab.)

Hayn. So, das war schnell getan! Habe die Kerls auseinandergetrieben. Will ihnen lehren, mein friedlich Dorf mit Lärm und Streit erfüllen am hellen Tage! — Nun zu dir Christian! Und auch ihr beiden Frauen höret das mit an. — Von alter Zeit her, länger als es Menschen gedenket, bestehet Zwietracht zwischen hiesigem Rittergut und denen Noacks. Wer den Streit begonnen und worüber es gegangen, das ziemet uns hier nicht zu untersuchen, würde auch nur Anlaß geben zu neuem Mißverständnisse. Vielmehr laßt uns darauf

sinnen, dem leidigen Zwist ein Ende zu bereiten, sintemal wir Christenmenschen sind. Kein Augenblick ist hierzu geeigneter als dieser, da ein ander Regiment begonnen hier auf dem Rittergute und auch in das Bauerngut eine neue Generation einziehet. Ich will dir, Christian, ein gütiger und gerechter Herr sein allezeit; das verspreche ich dir vor dieser Frauen Ohren!

Christian. Und ich werde Euch die Treue wahren, Herr!

Hayn. Das soll gelten! (Reicht ihm die Hand.) Ich nehme dein Wort als Untertaneneid.

Christian. Ihr erwähntet vorhin eines Rechtshandels, Herr, so zwischen dem Rittergute und uns schwebe.

Hayn. Ja — allerdings . . .

Christian. Des soll fürderhin nicht mehr Erwähnung getan werden, ist mein Vorschlag. Ist er Euch recht?

Hayn. Das ist eine glückliche Stunde, so mich von mancher Sorge befreit. Wir zwei verstehen uns. Und nun hätte ich eine Bitte an dich, Christian.

Christian. Was könntet Ihr von mir erbitten, Gestrenger?

Hayn. Du mögest mir erlauben, dir die Hochzeit auszurichten — bitte ich dich.

Christian. Herr — das ist zuviel!

Hayn. Damit alle Welt erkenne, daß der alte Groll begraben ist zwischen dem Rittergute und denen Noacks!

(Der Vorhang fällt.)

Zweiter Aufzug.

Zwischen dem ersten und zweiten Aufzug liegt ein Jahr.

(Familienwohnstube im Noackschen Bauernhofe zu Altenroda. Tiefer, viereckiger Raum. Niedrige Holzdecke, auf mächtigen Holzträgern ruhend. Kleine Fenster und niedere Türen. Plumpe Bauernmöbel. Breiter Kachelofen mit Hölle und Röhren zum Kochen. Truhe, Spinnrocken, einige religiöse Bilder, ein Schrank mit Tellern. Der Korb für den Säugling ist mit Stricken am Hauptbalken der Decke befestigt. Links zwei Eingänge, rechts einer. Witib Noackin und Anna, jetzt Christians Weib. Die alte Frau sitzt am Rocken nahe dem Fenster und spinnt. Anna ist am Herde beschäftigt, ab und an sieht sie nach dem Säugling.)

Anna. Christian bleibt heute lange. Ist bei nachtschlafender Zeit hinaus. Und jetzt steht die Sonne über dem Scheunenfirst. Wie dünkt Euch, Mutter, soll ich den Männern die Mahlzeit aufs Feld tragen?

Witib. Wart's ab in Geduld. Wenn ihnen der Magen knurrt, werden sie hereinkommen. Hunger kirrt die Mannsleute am besten. Dort, wo sie ihr Brot haben, kehren sie immer wieder ein. Sie haften am Herde, nicht an Weib und Kind, die Mannesleute.

Anna. Den ganzen Tag über schafft der Bauer auf dem Felde, und abends ist er müde und spricht kein Wort vor Gähnen.

Witib. Bist erst ein Jahr Bäuerin und klagst schon! Was könnte ich erzählen, die ich vierzig Jahre lang eines Bauern Weib gewesen! Ist ein Kreuz! Ist ein Kreuz das ganze Leben!

Anna. Ich wollte nicht klagen, Mutter, wenn er unwirsch ist, denn ich weiß ja, wo ihn der Schuh drückt. Wenn er nur dem Kinde einen freundlichen Blick vergönnen wollte! Ist doch sein kleiner Sohn! Hab's doch von ihm! Dachte, alldieweil ich's unterm Herzen

trug, das Kindlein würde ihm eine Ergötzung sein. Und nun schiert er sich nicht drum. (Geht zum Korb, blickt liebevoll hinein, wiegt den Korb sachte, summt dabei:)

Tschumperte, tschamperte, liebes Kind,
näßt dich kein Regen, schiert dich kein Wind!
Hast die Härlein so flockig wie Klee,
weiß ist das Leibchen wie jung-junger Schnee.

Witib. Wirst's noch ganz anders kennen lernen, Anna! Die Mannsleute sind ein wunderlich Volk. Und gar die Noacks! Vierzig Jahre hab' ich's aushalten müssen mit Peter Noack. Habe oft geglaubt, ich müßte entlaufen, weil er gar so hitzig war und jach. Und ist mir doch leid gewesen, als er die Hände sinken ließ. Ja, habe Gott gebeten, er möge mich zu sich nehmen, so bitter weh ward mir in meiner Witweneinsamkeit. War nach dem Herzen ein guter Mann, mein Bauer, wenn er auch schnell zufuhr und sich nicht kannte in der Wut. Habe manch liebes Mal seine Faust verspürt, Anna. Und wenn sein Zorn verraucht, dann war es ihm leid. Sind gut nach dem Herzen, die Noacks. Dein Mann ist wie sein Vater, Anna! Drum konnten die zwei auch nie miteinander auskommen. Gott hab' ihn selig, den Alten, und wolle ihm seine Sünden nicht allzu hart anrechnen. (Spinnt weiter.)

(Es klopft ans Fenster.)

Witib. Wer ist's. (Anna eilt ans Fenster rechts.)

Anna. 's ist der Rusera! Immer drückt sich der Mensch hier herum. (Es klopft abermals.)

Witib. Mach' ihm doch auf! Vielleicht bringt er uns Neuigkeiten. (Anna öffnet das Fenster.)

Rusera (den Kopf hereinsteckend.) Ihr Weiber, he! — Ihr Weiber! — Ist der Meister zu Haus?

Anna. Was will er von meinem Bauern?

Rusera. Ich frage nur! Darf ich zu euch herein?

Witib. Der Bauer ist auf dem Felde.

Rusera. Gut, gut! Dann komm' ich. (Verschwindet.)

Anna. Ist mir gar nicht recht, daß der Mensch uns ins Haus kommt. Wäre Christian hier, würd' er's nicht wagen.

Witib. Ach, laß doch! Der Rusera ist ein armer Schlucker, seit der Junker ihn aus Amt und Würden gejagt.

Anna. Sitzt in der Schenke tagein, tagaus, verhetzt die Leute und trägt üble Nachrede von Nachbar zu Nachbar.

(Rusera von rechts in vernachlässigtem Aufzuge des Herabgekommenen. Trinkerphysiognomie.)

Rusera. Guten Morgen ins Haus! Wollte doch mal sehen, wie's bei euch steht und geht. Also der Meister ist auf dem Felde?

Anna. Wie es einem rechtschaffenen Ackersmann in dieser Jahreszeit zukommt. Könnt Euch ein Beispiel zum Fleiß an ihm nehmen, Rusera. Kommt wohl aus der Schenke?

Rusera. Ich! Aus der Schenke! Wo denkt Ihr hin, Bäuerin! Hab' gestern und heute noch keinen Bissen zu mir genommen, geschweige denn einen Trunk getan. Was steht denn da am Feuer? (Tritt an den Herd, schnüffelnd.) Ja, ihr habt's gut! Habt ihr nicht was übrig für mich? (Anna holt einen Teller vom Schrank und legt Essen vor.) Hab's auch einmal besser gehabt, ihr Weiber! Ließ mir nicht träumen, daß ich jemals würde vorsprechen müssen in fremden Häusern. (Nimmt den Teller entgegen, setzt sich und ißt mit Gier.)

Witib. Was gibt es Neues im Dorfe, Rusera? Er hört ja immer allerhand!

Rusera (schlingend). Je nun — je nun — im Dorfe! Was soll's im Dorfe geben?

Witib. Oder auf dem Rittergute?

Rusera (hält im Essen inne). Auf dem Rittergute! — Ja, auf dem Rittergute! — — (Lacht.) Es geht mancherlei vor auf dem Rittergute! — — Ihr Weiber! — Die Kehle ist mir wie vertrocknet. Habt ihr nicht — ich sehe dort — — (Will nach dem Spind zu. Anna nimmt die Flasche an sich.)

Anna. Den bekommt Er nicht!

Witib. Gib ihm nur, Anna!

Anna. Mutter, 's ist der von der Taufe!

Rusera. Gebt mir von eurem Überfluß. Bin ein armer, geschlagener Mann. Bitter unrecht ist mir geschehen. Ihr wißt ja! — (Anna schenkt ein, gibt ihm widerwillig das Glas, er trinkt gierig.)

Witib. Vom Rittergute wolltet Ihr erzählen. Regieret dort noch immer Herr Justitiarius Senapio?

Rusera. Der Herr Gerichtsverwalter hier und der Herr Gerichtsverwalter dort!

Witib. Muß mich schier wunder nehmen, daß unser Junker so gut verkommt mit dem Justitiarius. Sonst wollen junge Herren meist selbst den lieben Gott spielen.

Anna. Ach, Mutter! Ich weiß doch, wie's im Herrenhause zugeht. Herr Senapio hat einen gewaltigen Stein im Brett bei der Gnädigen. Unser Herr aber ist seiner Frau Liebsten über alles zugetan. Darum genießet Herr Senapio so hohes Ansehen.

Rusera. Weil er den Untertanen das Geld aus der Tasche zieht, darum steht Herr Senapio in so hohem Ansehen bei der Herrschaft, aus keinem anderen Grunde nicht!

Anna. Das ist nicht wahr! Unser Junker, dürfte er nur, wie er wollte, möchte er uns ein leutseliger und milder Gebieter sein. Nichts als Gutes will er den armen Leuten. Teilt mit vollen Händen aus, wo es gilt, Not zu mildern.

Rusera (lacht). Ja, der von Hayn ist ein gütiger Herr! Weiß davon ein Lied zu singen! Dreimal bin ich bei ihm gewesen, habe ihn fußfällig angefleht, mich wieder anzustellen. Hat mich nicht erhört, der von Hayn! O ja, er ist gütig! Nun, er wird ja sehen, wie weit er kommt! Lustig drunter und drüber soll's nämlich zugehen auf seinem Hofe. Die Bauern beim Frondienst stehlen wie die Raben, die Knechte und Mägde faulenzen, kein Mensch tut, was ihm geheißen.

Witib. Was Ihr nicht sagt!

Rusera. Stürzet alles um, was Sitte und Herkommen gewesen und schafft neue Ordnungen. Knechte und Mägde müssen getrennt schlafen, er gehet selbst des Nachts durch die Kammern und jagt vom Hofe, wer solchem Verbote zuwiderhandelt. Wird bald keine Hofeleute mehr bekommen, so groß ist das Murren. Und das Ärgste von allem — habt ihr das schon gehört?

Witib. Nein, nein! Erzählet!

Rusera. Kein Branntwein wird mehr gegeben auf dem Hofe, weder dem Gesinde noch den Fronarbeitern. Keinen einzigen Tropfen vergönnt er ihnen. Dünnes Bier müssen sie saufen bei der Arbeit. Mögen es nicht, gießen es weg. Wissen sich schon zu helfen, die Leute. Der Schenkwirt im Dorfe macht ein glänzend Geschäft. In einem fort wandert die volle Flasche vom Gasthause zum Hofe . . .

Anna. Und du, Rusera, machst den Helfer!

Schaffst den Hofeleuten heimlich den verbotenen Branntewein — gesteh's!

Rusera (grinst). Gebt mir lieber noch einen aus Eurer Flasche! Ist ein köstlicher Tropfen.

Anna. Lieber gieß ich's weg, als daß ich dir's gönnte! Pfui, wie du deinem guten Herrn dankst! (Schließt die Flasche weg.)

Rusera (erhebt sich). Hat mir der Junker auch alles genommen, die Freude kann er mir nicht nehmen, zuzuschauen, wie's ihm mißrät in Hof und Haus.

Witib. Hat er Sorgen auch im Hause?

Rusera. Die Edelfrau ist wie ein Handpferd, das von dem Pferde, so zu Sattel gehet, wegdränget. Versteht ihr mich? — Schlecht gehet ein solches Fahren.

Witib. So ist er nicht gut gebettet mit seinem Weibe?

Rusera. Man weiß nicht, wieviel von ihr noch sein ist.

Anna. O, schämt Euch!

Rusera. Habt Ihr sie noch nicht gesehen mit ihren Kavalieren? Das ist ein Schwänzeln und Blickewerfen und Scharmutzieren ganz öffentlich! Was im geheimen vorgehen mag, kann man sich denken! — — Will nun gehen, ihr Weiber. Habt Dank für Gastfreundschaft! (Ab nach rechts.)

Anna. O, die boshafte Kreatur! Kein Wort glaub' ich ihm!

Witib. Wird schon was Wahres dran sein. Die von Adel haben lockere Sitten.

Anna (abräumend). Schlecht ist der Rusera! Schlecht ist er gewesen von Anfang. Habe mich seiner schwer zu erwehren gehabt, als er noch Verwalter war auf dem Rittergut. Der gnädige Herr hat recht daran getan, ihn wegzujagen.

Witib. Nun zahlt er's ihm heim. War nicht klug von dem Junker.

Anna. Mutter, ich möchte den Männern die Mahlzeit hinaustragen. Mich jammert, zu denken, wie der Bauer sich plagt und schindet auf dem Acker und soll dabei Hunger leiden und Durst. Wollet derweilen nach dem Kinde sehen. Ich werde nicht lange sein.

Witib. Nicht von nöten, Anna! Schau, dort kommen sie schon an der Kornsaat herab.

Anna (eilt ans Fenster links). Da kommen sie! Der Bauer voran mit den Braunen, und der Barthel folgt mit den Füchsen. Der Bauer kommt, mein Bauer kommt! (Eilt geschäftig umher in hastiger Freude, ordnet und stellt zurecht.

Witib. Wußte's ja! Der Hunger ist besser denn der beste Seiger. Kannst's wohl kaum erwarten, Anna? War auch so wie du in jenen Jahren.

Anna. Mutter! Ich trage den Kleinen hinauf in die Kammer? Der Bauer hat dann Ruhe über Mittag vor dem Schreihals. (Sie nimmt den Säugling aus dem Korbe, trägt das kleine Bündel nach links durch den vorderen Ausgang.)

(Gleich darauf Christian und Barthel von rechts, im Arbeitsaufzuge. Christian hat jetzt ein glattes Gesicht, nach Bauernart. Sie stellen die Peitschen beiseite.)

Witib. Kommst heute spät zum Imbiß, Christian!

Christian. Arbeit geht vor Notdurft, Mutter! Wäre nicht heimgezogen, wenn nicht das Vieh der Ruhe bedürfte. Potz Sucht, der Acker ist hart wie ein Knochen! Der Barthel hat gottserbärmlich gezetert. Ist ihm ein Ruhrhaken zerbrochen im steinigten Erdreich.

Barthel. Wer, zum Henker, hat Euch in den Kopf gesetzt, Bauer, die Lehde umzureißen! Schafft Euch unnütze Arbeit, zerreißet das Zeug und rackert Tier und Mensch ab.

Christian. Ist dir dein Tagwerk schon zuviel,

Barthel? Bist mir ein schöner! Hat das große Maul, beides zum Schwadronieren und zum Fressen. Aber wenn's ans Arbeiten geht, wird seine Courage klein. Möchtest wohl daheim bleiben am Herd, mit den Weibern schwatzen und das Kind warten — he?

Barthel. Habe nichts dergleichen im Sinne, Bauer! Denke wohl, daß ich mir mein täglich Brot heute verdient habe, Bauer! Bin Euch ein bequemer Hausgenosse, Bauer. Schimpf ist meine Auslösung und Unglimpf meine Bezahlung! Könnt Euch einen Knecht suchen, der mit solchem Entgelt vorlieb nähme!

Christian. Nun, nun, nimm's nicht krumm, Barthel! Wollte dich nicht kränken! Hab's von der Miliz her noch in der Gewohnheit, die Leute zu zwicken und zu kujonieren — He, lasset uns lustig sein! Mutter, kann sie mir sagen, wo mein Weib ist? — Bin ich ein Witwer oder Junggeselle, daß mir niemand aufwartet, wenn ich vom Felde heimkomme? Ist mir wohl gar entlaufen mit einem anderen, meine Frau Eheliebste?

Witib. Sie hat nur das Kind hinaufgetragen in die Kammer, als ihr kamet.

Christian (lacht). Seht mir einer die Anna an! Bringt das Kind in Sicherheit vor mir! Bin ich ein Wüterich, der dem eigenen Fleisch und Blut nach dem Leben trachtet?

(Anna von links her zurück.)

Christian (sich verstellend). Ha, da ist das liederliche Weibsstück! Wo hast gesteckt? Spute dich, spute dich, Mensch! Hurtig, das Essen herbei! Sonst in meiner Wut fresse ich den Jungen. Gelüstet mich schon lange nach seinem Fleische. Bin ja ein Rabenvater und gefährlicher Goliath. Marsch, das Essen auf den Tisch! Ich sehe schon rot vor den Augen. (Anna trägt

das Essen auf. Er ist hinter ihr drein, umarmt sie und gibt ihr einen herzhaften Kuß.) Böses Weib! Läßt den Mann verhungern!

Witib. Bist heute zu Kurzweil aufgelegt, Christian! Kommst nicht immer so heim vom Tagewerk. Ist dir was Gutes widerfahren? Hast einen Schatz gefunden im Acker? (Die Männer setzen sich zum Imbiß. Anna bedient. Die Witib bleibt auf ihrem Platz am Spinnrocken.)

Christian. Hast recht, Mutter! Habe einen Schatz gefunden im Acker.

Anna. Das wäre!

Christian (essend). Wollt mir nicht glauben! Schaut nur zum Fenster hinaus, ihr Weiber! (Weist mit dem Löffel nach links.) Seht ihr die Kornsaat?

Anna. Jetzt versteh' ich, wie du's meinest.

Christian. Kein Bauer zu Altenroda hat eine bessere Saat. Nicht ein Hälmlein Unkraut darinnen. Dicht wie eine Bürste und glatt wie eines Edelmanns Wams. Hab' auch ein Milchbrot im Acker vergraben nach der Aussaat; davon kommt's! Ist ein wahrer Gottessegen! Soll eine gute Ernte geben zum Herbst, so hoffe ich.

Barthel. Wenn es denen vom Rittergute paßt! Wäre ein schönes Stück für den herrschaftlichen Schäfer, die Herde darüber zu treiben.

Anna. Mußt du ihm die Laune verderben, Barthel, selbst über Tisch!

Barthel. Oder es gefällt denen von Adel, darauf das Weidwerk zu üben.

Christian. Hast wieder mal das große Maul, Barthel! Ist ja männiglich bekannt, wie dir's ergangen ist beim Grafen von Eltersberg zu Klosa. Hast müssen am Halseisen stehen und bist aus den gräflichen Gerichten ausgewiesen als ein unruhiger und widerspenstiger

Untertan. Hätte dich mein Vater nicht aufgenommen, so säßest du wohl jetzt hinter Schloß und Riegel.

Barthel. Brauchst es mir nicht über der Mahlzeit zu sagen, daß ich das Gnadenbrot bei Euch esse, Bauer! Dein Vater nahm mich auf in seines Hauses Schutz, weil mir Unrecht widerfahren. Peter Noack war eben ein Mann, dem das Recht über alles ging. Du aber bist anders; dich schiert's wenig, ob Recht geschieht oder Unrecht an dir und den Deinen. Du steckest geduldig den ärgsten Unglimpf ein . . .

Christian (aufbrausend). Steck' ich Unglimpf ein? Das sag' noch mal!

Anna. O, lasset doch das Streiten!

Christian. Er soll mir Rede stehen! Wo habe ich Unglimpf eingesteckt?

Barthel. Täglich, Bauer, steckst du Unglimpf ein, wenn der Hofeschäfer mit der Herde über dein Land ziehet und dir die Frucht weghütet. Sah heute erst wieder das Schafvieh vom Rittergute auf dem Brustlatz. Erlustigten sich weidlich in deinem Gemenge, Bauer. Wirst nicht viel Arbeit haben mit dem Einernten, Bauer, auf selbigem Brustlatzfelde.

Anna. Barthel, ich bitt' dich recht innig, red' ihm nicht davon!

Christian. Ich bin dem Barthel Antwort schuldig auf seine Rede. Zwar geht's ihm nichts an, und könnte ihm wohl das Maul verbieten; aber er soll erkennen, wie er im Unrechte ist. — Habe auch keine sonderliche Freude daran, wenn der herrschaftliche Schäfer die Herde über mein Brustlatzfeld treibet. Aber es ist dem Rittergute die Trift und Hutung zugesprochen auf selbigem Grundstücke durch Urteilsspruch nach dem Gesetze.

Barthel. Und gibt es keine Obergerichte und Advokaten?

Christian. Mag keine Advokaten! Sie sind Teufelsvorlauf! Wer mit Prozessieren anfängt, wird seines Lebens nimmer froh.

Barthel. Das Rittergut hat den Streit begonnen lange vor dir.

Witib. Und war der Wille des Verstorbenen, daß dieser Prozeß nicht ruhe. Vergiß nicht, Christian, hab's deinem Vater in die Hand schwören müssen auf dem Sterbebette!

Christian. Ich weiß, Mutter — ich weiß!

Witib. Dem Toten läßt es keine Ruhe nicht in der Grube. Hat mich erst vorige Nacht wieder heimgesucht im Traume, der Bauer.

Christian. Redet, soviel ihr wollt! Ich will keinen Streit! Hab's mit dem Junker abgemacht im guten. Ein Hundsfott, wer den Vergleich umstieße!

Barthel. Kriechst ja vor dem Junker ins Mauseloch. Hast dich schön von dem Edelmann kirren lassen. Derweilen seine Herde über dein Land ziehet und dir die Feldfrucht wegfrißt, sieht er zu und lachet des dummen Bauern, der sich solches bieten lässet . . .

Christian (aufspringend). Schwereschock, Barthel! Sieh dich vor mit deiner Rede! Schlag' dir den Schädel ein! Lasse mir solches nicht bieten, von keinem!

(Er haut auf den Tisch, daß eine Schüssel zerbricht.)

Anna. Gott schütze uns!

Witib. Als ob ich seinen Vater sähe!

Barthel. Diesmal war's nur 'ne Schüssel! — Bauer, ich sehe nach den Pferden. Inzwischen legt sich wohl Euer ungerechter Zorn. (Ab nach links hinten.)

Christian. Kannst gleich draußen bleiben!

(Anna räumt die Scherben zusammen, plötzlich hält sie inne und lauscht.)

Anna. Ich glaube, das Kind — — —!

Witib. Wäre kein Wunder nicht, wenn es erwachte. Vielleicht auch verlangt es nach der Brust.

Anna (halblaut.) Habe mich zu gewaltig erschrocken, Mutter. Möchte ihm Schaden tun. Reich' du ihm ein wenig Wasser mit Milch und Zuckerkant.

Witib. Laß gut sein, Anna! Will sehen, daß ich dem Brüller den Hals stopfe. (Ab nach links vorn.)

Christian (nähert sich dem Weibe.) Sei mir nicht bös, Anna! Ist mir leid um die Schüssel. (Sie führt die Schürze zu den Augen.) Will dir eine neue kaufen in der Stadt zum Markttag, schöner als die alte. (Sucht ihr die Hand von den Augen zu ziehen.)

Anna. Um die Schüssel ist mir's wahrhaftig nicht, den alten Scherben! Aber daß du gar so zornig wardst, Christian! Bist ein so guter Mensch, und im Zorne gleichst du einem anderen, daß man sich fürchten muß.

Christian. Wer mir die Ehre verunglimpfet, der soll sich vorsehen! Aber dir, Anna, braucht nicht bange werden.

Anna. Deine Mutter hat mir ein Wort gesagt, Christian, das mir nicht aus dem Sinne will. (Halblaut, fast scheu.) Dein Vater ist auch so wild gewesen. Die Mutter hat es am eigenen Leibe verspürt.

Christian (erhebt die rechte Hand). Diese Hand soll mir abfaulen . . .

Anna. Schwöre nicht! (Zieht ihm den Arm herab.) Lieber schlage mich, will's gern ertragen, aber bring' dich nicht um die ewige Seligkeit durch Eidbruch.

Christian. Möchte mich lieber gegen Gott versündigen, als dir ein Leides antun.

Anna. Hast mir soviel Gutes getan, daß ich dir

das Böse, das du mir noch tun kannst, jetzt schon vergebe, Christian.

Christian. Du bist mein liebes Weib! (Umarmung.)

(Barthel von links hinten.)

Barthel. Die Pferde haben ausgefressen, Bauer, dir zu vermelden.

Christian. Richte das Ackerzeug, Barthel, und zieh' die Pferde aus dem Stalle. Werde dir alsbald folgen.

Barthel. Soll's wiederum an das Umreißen der Lehde gehen?

Christian. Nein, diesmal auf Rittergutsflur. Bin in dieser Woche noch einen Tag zu frönen schuldig, nach der Zeche.

Barthel. Habt wohl nicht genug eigen Land zu bestellen, Bauer, daß Ihr die halbe Woche für die Herrschaft schuften müßt?

Christian. Maule nicht! Tu', was ich dich heiße!

Barthel. Dir, Bauer, reiten sie alle auf dem Puckel herum. Aber ist dir ja Wonne, Hofedienst zu tun. Deinem liebwerten gnädigen Junker zu scharwerken, zu pflügen, zu eggen, einzufahren, zu felgen, zu zäunen, zu dreschen, zu mähen und zu säen, wie es der gestrenge Herr Verwalter anbefiehlt. He! Ist ein herrlich Leben, das der Bauer hat!

Christian. Schweig! (Geht auf Barthel zu. Der entweicht nach links. Ab.)

Anna. Kränke dich nicht, Christian! — Hast schon abgegessen? Nimm noch einen Bissen, Mann.

Christian (setzt sich). Reich' mir den Krug, Anna! Will sehen, daß ich meinen Ärger hinabspüle! Geht mir heut' alles überquer. (Trinkt.) Kommt auch sicherlich noch ein Unglück bevor Nacht.

Anna. Sprich nicht so gotteslästerlich!

Christian. Ein Hase sprang mir über den Weg, als ich auf den Acker zog. (Trinkt.)

Anna. Gott behüte dich! Bleib' lieber daheim, Christian. Die Mutter hat deinen Vater gesehen heut' nacht, leibhaftig. Bleib' daheim, Mann!

Christian. Wo denkst hin, Weib! Der Acker bestellt sich nicht von selbst! (Steht auf.) Kannst mir das Vesper aufs Feld bringen. (Es klopft.) Kommt uns ein Besuch? — Herein!

(Senapio von rechts, trägt einen dicken Folianten unter dem Arm.)

Senapio. Gut, daß ich Euch heimisch finde, Bauer!

Christian. Was ist des Herrn Begehr?

Senapio. Wird Er alsbald erfahren! Nehmet mir den Mantel ab, Frau, und sehet, daß Ihr ihn an ein sauber Plätzlein hänget. Richtet mir den Tisch! Und sodann laßt mich einen Stuhl haben zum Niedersetzen.

Christian. Potz Marter! Soll hier Gerichtstag gehalten werden.

Senapio. Dies Buch hier, Bauer, ist das Fronregister.

Christian. Leiste die schuldige Fron nach der Zeche. Wüßte nicht, was die Herrschaft noch von mir erfordern könnte! (Anna hat einen Stuhl abgewischt, bringt ihn dem Justitiarius.) Bin auf der ganzen Welt keinem Menschen keinen Heller nicht schuldig.

Senapio. Geduld, mein Lieber, Er ist etwas voreilig! (Läßt sich an dem Tisch nieder, sucht in dem Register.) Hier finde ich auf Seite 81 des Fronregisters derer Anspänner und Pferdner zu Altenroda, Caput XI, eingetragen: Peter Noack, ein Großbauer . . .

Christian. Ich heiße Christian, Herr! Ihr habt den Toten für den Lebenden genommen.

Senapio. Also auf Pagina 81. Caput XI, eingetragen: Peter Noack, ein Großbauer, schuldet der Herrschaft fünfzig Holzfuhren, desgleichen Pagina 84, drei Dutzend Baufuhren, desgleichen zwei Seiten weiter, zehn Fuder Mist zu breiten, und schließlich auf Pagina 100 sind vierzig Fuhren Schlamm abzufahren aus den herrschaftlichen Teichen. Das zusammen gibt etliche Schock Fuhren, mit denen das Bauerngut der Herrschaft im Rückstande ist.

Christian. Habt wohl Euren Spott mit mir, Herr?

Senapio. Hier ist das Register. Er mag Einsicht nehmen; wird nichts anderes finden, als was ich Ihm kundgetan.

Christian. Glaubte, mein Vater habe seine obliegenden Dienste abgetragen und sei niemals nicht im Rückstande geblieben.

Senapio. Sein Vater war der Herrschaft jederzeit aufsässig und widerspenstig. Hat versucht, sich um die Fron herumzudrücken, wo er nur konnte. Hoffte wohl, seine Schuld werde in Vergessenheit geraten mit der Zeit. Hat sich freilich getäuscht bei all seiner Arglist, der alte Bauer. Wir führen genau Buch.

Christian. Daß ein Donner hineinschlage! Wenn das ist, dann muß ich ja karren einen Winter lang. Bin in der eigenen Wirtschaft ein geschlagener Mann!

Anna. Herr Justitiarius, der Bauer hat es schwer genug. Von früh bis abends müht er sich auf dem Felde. Habt ein Einsehen!

Senapio. Wo soll das Rittergut bleiben, Bäuerin, wenn die Bauern nicht ihre Schuldigkeit tun?

Anna. Was kann mein Bauer für seines Vaters Versäumnis?

Senapio. Solche Dienste haften am Gute. Wir halten uns an den Nachfolger.

Christian. Bei Gott, Ihr versteht es, unsereinem den Herrendienst sauer zu machen.

Senapio. Nun, Bauer, sehet, wie hochherzig wir gesonnen! Man hat beschlossen, die schuldigen Fuhren, die in natura von Euch zu fordern das Rittergut wohl berechtigt wäre, in Geld umzuwandeln. Hier ist spezifizieret und summieret, was Er dem Erbgericht schuldet. (Überreicht einen Zettel.) Erkennt Er nun die Milde der Gerichtsherrschaft, die ihm gestatten will, pro rata die aufhabende Schuld abzutragen? Wo uns doch das Recht zustünde, mit Exekution vorzugehen, falls Er, wie wahrscheinlich, das Geld nicht auf einem Brette zahlen kann.

(Christian hat den Schrank aufgeschlossen, ihm einen Beutel entnommen, Geld gezählt und tritt an den Tisch.)

Christian. Niemandem will ich eines Hellers Wert schulden. Euch zuletzt von allen! (Beginnt aufzuzählen.)

Senapio. Seht an, der Bauer ist bei Kasse!

Anna. Er hatte das Sümmchen zurückgelegt zur Anschaffung von Schiff und Geschirr. Ich bin arm, habe ihm nichts zugebracht. So fehlt es uns an Gerät und Linnen. Zu dem Behuf war das Geld aufbewahret. Soll nun alles daraufgehen? — (Führt die Schürze zu den Augen.)

Christian. Flenne nicht, Weib! Versüßest jenem nur seinen Raub. — Zählt, Herr, zählet! Ob Euch kein Groschen fehle?

Senapio. Die Summe stimmt! Noch habe ich mich eines Auftrages zu erledigen, Bauer! Acht Er wohl auf das, was ich sage, denn es kommt von der Edelfrau, meiner und seiner gnädigen Herrin.

Christian. Was hätte ich mit der Edelfrau zu schaffen?

Senapio. Die gnädige Frau befiehlt ihm, die Hegewische und Strohseile wegzunehmen, so Er an seines Feldes Grenzen gegen das Wild angebracht. Und das ohne Verzug, denn solche Hegewische und Strohseile sind der Dame hinderlich beim Jagen.

Anna. Seit wann denn liegt der Edelfrau das Weidwerk also am Herzen?

Senapio. Sorget, Frau, daß Euer Mann dem Auftrage nachkomme; denn die Edelfrau läßt nicht mit sich spaßen.

Christian. Läßt mir die Edelfrau das bieten? — Wirklich! (Geht umher.) Hoho! — — Steht's also?

Senapio. Gebt mir jetzt meinen Mantel, Bäuerin; denn ich bin hier fertig. (Es geschieht.)

Christian. Ist das die Meinung bei denen vom Rittergut! — Soll ich nicht mehr Herr sein auf meinem Grund und Boden?

Anna. Gib nach, Christian! Tu' der Edelfrau ihren Willen!

Christian. Edelfrau oder sonst eine! Von einem Weibe lasse ich mich nicht kommandieren. Die Hegewische und Seile bleiben!

Senapio. Sitzest sehr hoch zu Rosse, Bauer! Bist allzu übermütig, Mosjeu! Denkst wohl, weil der Junker an dir einen Narren gefressen hat, daß du dir alles herausnehmen dürfest? — He! — Kann sich auch wenden das Blättchen, mein Lieber. Ich wüßte schon, was dir gut täte! Schade, ewig schade, daß der von Hayn den Staupbesen abgeschafft hat in seinen Gerichten! Aber ich denke, allzu lange währt's nicht, dann führt er ihn wieder ein für dich und deinesgleichen.

Christian (sich zu ganzer Höhe aufrichtend). Herr! — — Laßt mich Euren Rücken sehen! Stehe sonst nicht für das, was sich ereignen mag.

Senapio. Weißt wohl nicht, mit wem du sprichst, du Tropf!

Christian. Weiß es nur zu gut! Kenne Euch nun und sehe, daß die Leute recht haben, die Euch einen Bauernschinder und Henkersknecht nennen.

Senapio. Sieh zu deinen Worten, Christian Noack! Ich stehe hier im Namen des Gesetzes und wahre meiner gnädigen Gerichtsherrschaft Wohlfahrt und Interesse.

Christian. Eure Sportuln liegen Euch am Herzen, nicht die Wohlfahrt der Gerichtsherrschaft.

Senapio. Du frecher Bauernkerl, werde dir Zaum anlegen und Gebiß! . . .

Christian. Ehe Ihr mir Zaum anleget und Gebiß, schlage ich Euch eines aufs Maul, daß Euch das Lästern und Lügen vergehet für immer.

Anna (an Christians Halse). Christian, schaff' dir kein Unheil!

Christian (sich losmachend). Will nur mein Haus säubern von Ungezíefer!

Senapio. Wir sprechen uns wieder, Christian Noack! Deine Rede bleibet dir unvergessen! (Ab nach rechts.)

Christian. Und dir die deine!

Witib (ist von links vorn eingetreten). Gott steh' uns bei, nun haben wir den Herrn Justitiarius zum Feinde!

(Von links hinten Barthel.)

Barthel. Ging da nicht der gewaltige Herr Gerichtsverwalter der Freiherrlich von Haynschen Gerichte von Euch?

Christian. Was schaffst du hier! Hab' ich dich nicht auf den Acker geschickt?

Barthel. Das Handpferd hat ein Eisen verloren auf dem Wege. Mußte darum in der Schmiede Einkehr halten. Während ich da stehe, den Huf aufhalte und nur darauf denke, des Pferdes Eisen zu beschicken, da kommt Euch auf der Dorfstraße ein Trupp Nachbarn vorbei. Vollführten einen gewaltigen Tumult, daß man es weithin hörte und die Leute in die Türen traten, zu sehen, was es gäbe. Herr Feigel war in der Menge, der Advokat. Soll ein gewaltig kluger und gelehrter Herr sein. Hast nicht gehört, wie er den Bauern zu Ernstburg zu ihrem Rechte verholfen hat, wider ihren Gerichtsjunker, den Grafen von Ernstburg? Dachte, ich müßte dir's vermelden, daß Herr Feigel am Orte ist.

Christian. Was geht mich der Feigel an? Geh' an deine Arbeit!

Barthel (wichtig). Bauer, der Feigel hat ein Schriftstück aufgesetzet, darinnen alle Beschwerden der Untertanen zu Altenroda gegen die Gerichtsherrschaft vermerkt sind. Ist gepfeffert und gesalzen, selbiges Schriftlein. Es gehet gegen Herrn Senapio. Wird sich wundern, der Justitiarius. Wird ihm tüchtig am Zeuge geflickt. War eine Freude anzuhören! Der Feigel geht durchs ganze Dorf und sammelt Unterschriften. Wird auch zu Euch kommen, Bauer! Werdet Euch doch nicht fern halten?

Christian. Geh' an deine Arbeit!

Barthel. Sämtliche Großbauern außer Euch haben schon unterschrieben.

Christian (stampft auf). Geh' an deine Arbeit! Ich sag's nicht nochmals!

Barthel. Geh' schon! doch hoff' ich, du wirst dir's bedenken. (Halblaut.) Siehst mich bald wieder mit den anderen. (Ab nach links.)

Anna (kommt zu Christian). Was hatte der Barthel so großwichtig?

Christian. Nichts! — Laß mich!

Anna. Ich seh' dir's an, daß dir's nahe geht! Was gibt es, Mann?

Christian. Ich habe dem Gerichtsjunker jederzeit die Treue gewahret, wie ich's ihm in die Hand versprochen. Aber wenn sie's zu toll treiben, dann reißet mir wohl die Geduld.

Anna. Kenne dich nicht wieder, Christian! Was ist? Was geht vor? Sprich! Mußt mir's nicht verbergen. Bin doch dein Weib, mit dem du alles teilen sollst, Gutes wie Arges.

Christian. An mein gut Recht lasse ich mir nicht tasten, von niemand! Mögen sich vorsehen, die vom Rittergut!

Anna. Christian, trag's doch dem Junker vor! Sicherlich ist nicht nach seinem Willen, daß seine Diener dich also bedrücken.

Christian. Mag nichts von dem Edelmann erbetteln! Brauche nichts von ihm! In Frieden soll er mich lassen, ist alles, was ich verlange.

Anna. Das ist dein leidiger Stolz!

Christian. Ja, Weib, mein Stolz! Will lieber vom Leben lassen als von meinem Stolze!

Witib (vom Fenster her). Wie ist mir? Kommt da nicht der gnädige Herr über unseren Hof geschritten, gerade auf das Haus!

(Von rechts tritt ein der Freiherr. Hut und Stock. Die Frauen verneigen sich tief, der Bauer bleibt steif.)

Hayn. Guten Tag, ihr Leute! Wollte im Vorbeigehen nach euch blicken. Die alte Mutter immer noch rüstig und auf dem Damme?

Witib. Es geht sachte, Gestrenger, es geht sachte!

Hayn. Und die junge Frau blühet wie ein Mairöslein. Habe mit Freuden vernommen, daß Ihm ein Knäblein geboren ist, Christian! Habt mich zwar nicht zu Gevatter gebeten, doch will ich Mutter und Kind dennoch ein Zeichen meiner Huld zuteil werden lassen. Hier diese Doppelkrone in Gold lege ich eurem Söhnlein als Angebinde in die Wiege. Soll nicht das letzte sein, was ich ihm zuwende, wenn ihr das Kind in Gottesfurcht aufziehet und im schuldigen Respekt vor der Obrigkeit. (Er überreicht Anna die Münze.)

Anna. Ei, der schöne Goldgülden! Schau nur, Christian!

Witib. Eure Güte ist groß, Gestrenger! Wie sollen wir das jemals wiedererstatten!

Hayn. Jetzt, ihr Frauen, lasset uns Männer allein! Ich habe mit eurem Meister ein Wörtlein unter vier Augen zu reden.

Anna. Nehmet unseren untertänigen Dank, Gestrenger; und der Allmächtige segne es Euch und Eurem ganzen hochadeligen Hause!

(Witib und Anna ab nach links vorn.)

Hayn. Nun, Christian, könntest dich auch mal blicken lassen bei mir! Habe dein Gesicht, dünkt mich, seit Monden nicht erblicket.

Christian (kurz). Ein Bauer hat nicht Zeit zu anderem, als seiner Arbeit!

Hayn. Denke dir, was mir auf dem Wege hierher widerfahren! Als ich über den Gemeindeanger schreite, dort, wo sich der Kirchsteg scheidet von der Dorf-

gasse, kommt mir ein Haufe Männer entgegen. Sahen mich erst wohl nicht; hörte da verwogene Rede gegen die Gerichtsherrschaft. Als sie meiner gewahr wurden, schwiegen sie. Ich trete zwischen sie, donnere sie an, was sie im Dorfe also ungebührlich zu lärmen hätten, würde ihnen den Dorfrichter auf den Hals schicken! Habe ihnen sodann den Rücken gewandt und ihrem Murren nicht weiter Beachtung geschenkt. Da ich jedoch fürbaß schreitend an die Schenke komme, ward mir erst der eigentliche Grund und Anlaß des Tumultes klar. Hielt da ein Wagen aus der Stadt, und davor stand ein Männlein, klein und verkrümmt, Feigel, der Advokat, der Bauernverhetzer und bissige Aufwiegler! War mir, als sei ich auf eine Kröte getreten, da ich des Menschen ansichtig wurde. Will er mir meine Gerichtskinder aufsässig machen? Soll es mir ergehen wie dem Ernstburger Grafen? — Schon ziehen sie auf und ab im Dorfe und rufen die Nachbarn zusammen, gegen mich zu rügen. Wäre es bloß hergelaufenes Gesindel gewesen, Armenhäusler und Hausgenossen, so wollte ich ihrem Treiben nicht viel Beachtung schenken. Aber ich habe Leute von Reputation erblickt in dem Haufen, Großbauern sogar! Wahrhaftig, mein Lebtag hat mich nichts so betrübet! Dächte doch, ich hätte Besseres verdient, als solches Verhalten meiner Untertanen — (Pause.) Was sagst du, Christian, zu alledem? — Du schweigst! Was geht vor in Altenroda?

Christian. Fragt einen anderen, Herr! Ich kümmere mich wenig um die öffentlichen Dinge.

Hayn. Du weißt darum; ich sehe dir's an! Schaust mürrisch drein und trotzig! Bist wohl auch schon aufgehetzt gegen mich?

Christian. Laßt mich in Frieden, Herr! Ich versehe meine Arbeit. Schere mich sonst um nichts nicht!

Hayn. Bin ich denn ein harter Gutsherr, der seine Bauern bedrücket, wie es deren gibt? Sprich, Christian! — (Christian antwortet nicht, zuckt die Achseln, macht sich im Zimmer zu schaffen.) Stehe ich in dem Ansehen? — Du sollst mir Rede stehen, Christian! Drück' dich nicht so heimlich herum! Sprich, ich befehle es dir! Was werfen mir die Leute vor? Ich will's wissen!

Christian. Herr, der Bauer wird einem Hunde gleich geachtet. Muß Schläge hinnehmen und darf das Maul nicht auftun!

Hayn. Christian, deine Rede muß mich schier wunder nehmen. Weißt du nicht, daß von Gott gesetzet worden die Stände? Daß Herren sind und Knechte? Daß jedermann untertan sein soll einem Höheren? Überall in der Welt muß der Bauer frönen. Ist zu Altenroda nicht besser und nicht schlimmer als anderwärts. Meinst du, es stünde in eines Einzelnen Macht, das zu ändern? Soll ich die Fron abschaffen? Kann ich das? — Schwer genug ist das Amt eines Gutsherrn in jetzigen Zeitläuften für den, der's ernst nimmt. Glaube mir, ich habe ein Herz für die Bauern . . .

Christian. Herr, sorget dafür, daß Gerechtigkeit zu finden sei in Euren Gerichten, damit wird uns besser gedient sein.

Hayn. Wer wagt zu behaupten, daß in meinen Gerichten anderes herrsche als Gerechtigkeit?

Christian. So lange Herr Senapio Gerichtsverwalter ist zu Altenroda, wird gutes Recht nimmermehr wohnen unter uns.

Hayn. Ist der Justitiarius dir ein Dorn im Auge? Ich weiß, daß er streng ist und genau. Hat Feinde zu Altenroda, der Justitiarius. Mir ist er ein treuer und ergebener Diener. Verwaltet hiesige Gerichte nun schon manches Jahr. So du aber oder ein anderer mir

beweiset, daß er sein Amt mißbrauche, so will ich ihn nicht verschonen, trotz seiner Meriten. Sprich, welches Unrechts kannst du den Gerichtsverwalter zeihen?

Christian. Wir Bauern sind dumm, und Herr Senapio ist gelehrt und arglistig. Unsereins wird ihn niemals überführen.

Hayn. Wozu sind die Erbgerichte in Altenroda?

Christian. Welcher Richter wird gegen sich selbst Recht sprechen? Von den Erbgerichten hoffen wir nichts.

Hayn. Aber den Feigel ruft ihr herbei, den Rechtsverdreher und Winkelkonsulenten! Tut mir die Schmach an, mich zu verklagen vor dem Obergericht, daß ich dastehe wie ein Leuteschinder und Bauernbedrücker! Sollen fremde Richter über mich und euch zu Gericht sitzen, und mir diktieren, wie ich mich zu führen habe in meinen Grenzen?

Christian. Herr, der Bauer muß auch sehen, wo er bleibet gegen des Gutsherrn Macht.

Hayn. Traurig, bei Gott, wäre es bestellt um das Land, wenn du recht hättest, Christian! Ich bin euer angestammter Herr. Ererbt habe ich euch von meinen edlen Vorfahren samt dem Gute. Ihr seid meinem Schutze befohlen. Aber not ist, daß ihr Vertrauen zu mir habet, als eurem Führer . . .

Christian. Herr, wir werden Euch vertrauen, wenn wir sehen, daß Ihr uns helfet!

Hayn. Christian, ist dir nie der Gedanke gekommen, dich an deinen Herrn zu wenden in der Not? Habe ich dir jemals Gehör versagt, wenn du zu mir gekommen? Sprich! Wer war's, der dir die Braut freigegeben? Wer hat dir die Hochzeit ausgerichtet? Sprich!

Christian. Herr, Ihr seid mir ein gütiger Herr gewesen von Anfang an — ich weiß es.

Hayn. Bei meinen adeligen Ehren, ich will, daß Recht und Billigkeit in meinen Gerichten blühe! Lieber mag mein eigener Vorteil zurückstehen, als daß meiner Gerichtskinder Wohlfahrt leide. Sage es nur den Nachbarn, Christian, richte ihnen aus, sie sollten mir ihre Beschwerden bringen, ich würde ihre Klagen untersuchen, ich, der Gutsherr! Und würde ihnen Abhilfe schaffen. Sage das den Nachbarn, Christian!

Christian. Herr, Ihr habt ein gutes Wort gesprochen!

Hayn. Laß es eine gute Statt finden, Christian! Reich' mir deine Hand! (Es geschieht.) Wo Edelmann und Bauer also zusammenstehen, da kann es nicht schlecht bestellt sein! Was bedünket dich?

Christian. Weiß Gott, Herr, mir war es auch nicht wohl zumute, da ich Euch gram sein sollte!

Hayn. Und nun laß nichts wieder zwischen uns kommen! Sollst mir ein Dolmetsch sein meiner guten Absichten, verstehst du, Christian! Denn nicht zu allen kann ich so sprechen, und nicht jedermann will ich mein Herz eröffnen wie dir, der mir ein Freund ist von Jugend auf. Stifte du Frieden zwischen der Herrschaft und dem Dorfe. Ist wahrhaftig kein geringes Amt, damit ich dich betraue!

Christian. Will versuchen, mich des Vertrauens würdig zu erweisen, Herr!

Hayn. Nehme dein Wort als ein gut Unterpfand mit von dannen, denn jetzt will ich gehen. Muß heute noch auf meine Güter im Gebirge. (Nimmt Stock und Hut.) Halte nur steif und fest an deiner loyalen Gesinnung und mache dich stark gegen jede Versuchung.

Christian. Keine Sorge, Herr! Laßt sie nur ankommen! Will ihnen die Meinung schon sagen! (Christian begleitet den Gutsherrn zur Tür rechts. Beide ab. Die Bühne bleibt einen Augenblick leer, dann die Witib und Anna von links vorn zurück.)

Witib. Der Gnädige ist lange geblieben. Möchte wohl wissen, was er mit dem Christian hat! Mein Bauer pflegte zu sagen: Wenn der Edelmann dich freundlich grüßet, dann sieh dich für! Möchte drum wissen, was er mit dem Christian hat!

Christian (von rechts zurück). Hab' ihm das Geleit gegeben zum Hoftor. Ist doch ein prächtiger Herr, unser Junker! Der bekommt es mit mir zu tun, der ihn fürderhin schmähet.

Witib. Dachtest anders vor einer Stunde!

Christian. Mutter, wir beide, der Junker und ich, haben ein Bündnis geschlossen. Ein Hundsfott, wer den anderen im Stiche ließe!

Anna. Siehst, Christian, nun hat der Tag, der so übel begonnen, dir doch Freude ins Haus gebracht!

Witib (bedenklich den Kopf schüttelnd). Wenn's nur anhält! Ihr jungen Leute seid allzu rasch, beides, zum Befreunden wie zum Befehden.

Anna (ans Fenster eilend). Welch ein Troß Leute kommt über unseren Hof! Sind ihrer zehn, zwanzig, und werden immer mehr.

Witib. Ist doch heute kein Festtag!

Anna. Das halbe Dorf ist auf den Beinen. Mutter, Christian, sehet doch! Ein putzig Männlein ist unter ihnen mit einer Brillen und Perücken.

Christian. Was schwatzest du da von Perücken! (Tritt ans Fenster.)

Witib (am anderen Fenster). Was ist es, was sie einander zeigen? Kann es nicht erkennen!

Anna. Ein Schriftstück gehet von Hand zu Hand.

Seht da, der Barthel ist auch dabei. Jetzt gehen etliche von dannen. Der Barthel kommt aufs Haus zu. Er wird uns doch den Brillenmann nicht hereinbringen! (Von rechts treten ein Barthel, Advokat Feigel, der Findeisen-Bauer und der Unverdorben-Bauer.)

Findeisen und Unverdorben. Helf' Gott!

Witib und Anna. Helf' Gott!

Barthel. Hier, Bauer, bringe ich Euch den großen gelehrten, ehrenfesten Herrn Doktor Feigel, Rechtskonsulenten.

Christian. Habe den Herrn nicht bestellt!

Findeisen. Zum Gruß, Gevatter! Schlag ein! (Reicht Christian die Hand.) Kommen in gerechter Sache zu dir. Es soll gegen die Gutsherrschaft gehen! Sechs Tage in der Woche schindet der Junker uns mit der Fron. Jetzt wollen wir den Spieß umdrehen.

Unverdorben. Hat mir zwar nichts zuleide getan, der Gerichtsjunker. Jedoch was der Findeisen-Bauer kann, kann ich auch.

Christian. Wollt ihr mir ernsthaft sagen, Nachbarn, was euer Begehr?

Findeisen. Den Edelmann wollen wir hetzen, wie er den Hasen hetzet zur Kurzweil auf unserer Flur.

Barthel. Gevattern, laßt mich dem Bauern unseren Plan klärlich auseinandersetzen! Wohlbewußt ist jedermann zu Altenroda, wie hiesige Gutsherrschaft die Leute kujonieret. — Darum, weil solche Not der Dorfgenossen zum Himmel schreiet, haben wir uns umgesehen nach Hilfe. Jedermann kennt und weithin berühmt ist der Ruf des gelehrten Herrn Doktors Feigel. Selbiger hat erst kürzlich die Bauern zu Ernstburg gegen ihren Gerichtsjunker zum Siege geführet. Ihm

haben wir unsere Beschwerde übergeben und vertrauen, daß er unsere Sache gut hinausführen werde.

Findeisen. Barthel Noack, bist zwar nur ein Hausgenosse und armer Schlucker, darfst dich nicht mit uns Bauern vergleichen, in keiner Weise; aber dein Mundwerk ist gut im Zuge. Wollen dir's darum vergönnen, mit uns zu raten und zu taten. — Würde nun gern ein Wörtlein hören von dem gelehrten Herrn Doktor. Anerwogen wir ihn mit teurem Gelde bezahlen, stehet uns wohl das Recht zu, zuvor seine Rede anzuhören, ehe wir den kostbaren Prozeß beginnen gegen die Gerichtsherrschaft.

Feigel (mit wichtigem Räuspern.) Habe eure Beschwerden angehöret, ihr Leute, und sämtliche Gravamina, Supplices und Appellationen zu Papier gebracht. (Er zieht ein Schriftstück hervor.) Kann euch mitteilen, daß euer Handel sich gut anläßt. Die Gravamina sind wohl gegründet, und ist fundamentum vorhanden zur litis contestatio, auch zur actio negatoria sowohl wie possessoria. Könnet euch freuen, daß eure Sache so gut stehet.

Unverdorben. Verzeihet, Herr, wie könnt Ihr sprechen, daß es gut stehe, wenn Ihr höret, daß es uns also miserabel ergehet.

Findeisen. Gevatter, zeiget Eure Dummheit nicht vor aller Welt! Unser Prozeß stehet gut, so meint der Herr, weil unsere Sache schlecht stehet. Begreift er das?

Unverdorben (wiederholt langsam). Unser Prozeß — stehet gut — weil unsere Sache schlecht stehet. — Was der Findeisen-Bauer begreift, begreife ich auch!

Feigel. Habe in derlei Materie umständliche Erfahrung gewonnen. Darf, ohne mich ungebührlich zu rühmen, sagen, daß kein anderer Advokatus in causis

rusticorum contra dominos mir das Wasser reichet. Werde mir diesen euren Prozeß am Herzen liegen lassen. Gedenke zum medio concludendi in diesem Handel die praesumptio libertatis naturalis respektive talis zu machen. Solchergestalt wird der beklagte Dominus die Extension affirmieren müssen ...

Unverdorben. Verstand Euch nicht ganz! Wollet das noch einmal wiederholen!

Findeisen. Verstehst die einfachsten Dinge nicht! Ist doch klar deutsch, was der Herr spricht! — Fahret nur fort, Herr Doktor, und lasset Euch durch dieses Dummkopfs Einwürfe nicht beirren!

Feigel. Um nun aber der Klage gegen die Gerichtsherrschaft vermehrtes Gewicht zu geben, auf daß die judices bei den Obergerichten sich solcher Appellation nicht wohl entziehen können, ist ratsam, daß möglichst viele Dorfgenossen die Beschwerde mit ihrem Namen unterschreiben, damit nicht aus dem Fehlen etlicher der falsche Schluß gezogen werde, diese Klage sei durch Verhetzung, Partei und Intrigen einiger weniger unruhiger Köpfe per meram calumniam zustande gekommen.

Anna (tritt zu ihrem Manne). Bemenge dich nicht mit ihnen, Christian! Ich bitt' dich!

Christian. Denkst du, Weib, so ließe ich mich abwendig machen meinem Worte!

(Von rechts kommt gestürzt ohne Hut mit beschmutzten Kleidern Melchior Trips.)

Trips. Ich suche den Herrn Advokaten aus der Stadt. — Wo ist er?

Barthel. Hier ist der Herr Doktor.

Feigel. Was ist Euer Begehr?

Trips. Schön gehet es zu in Altenroda! Höret,

was mir soeben widerfahren! Ich ziehe mit meinem Gespanne durch die Dorfgasse, ein Fuder Mist, fahre langsam . . .

Findeisen. Er ist nur ein Kuhbauer, müßt Ihr wissen!

Trips. Wo beim Gemeindehause der Weg enger wird, vernehme ich ein Stampfen, Poltern, Rufen, Bellen und gewaltiges Toben, als sei die wilde Jagd hinter mir drein! Ich mich umgesehen! Da sprengt die Edelfrau mit ihren Begleitern heran. Ich halte meine Kühe an, will den Troß mit Hörnern und Hunden an mir vorüberlassen; da fährt die Edelfrau auf mich los, schreit mich an, was ich hier zu suchen hätte. Ich antworte, was die Wahrheit ist, daß dies die Dorfgasse sei, da jedermann fahren könne; nicht bloß die Herrschaft hetzen mit der Meute. Da wird euch das Weib kirschrot im Gesicht, hebt die Peitsche auf gegen mich und schlägt auf mich ein, daß ich habe unter das Mistfuder kriechen müssen vor ihrer Wut. Doch haben mir dort ihre Hunde, so sie gegen mich angehetzet, keine Ruhe gelassen, so daß ich wiederum auf dem Fuder Obdach gesucht habe. Meine Kühe aber sind scheu geworden und mit mir auf und davon. Worüber die Edelfrau und die, so bei ihr, ein lautes Lachen angeschlagen.

Findeisen. Bist mir ein rechter Held, Trips! Kriechst vor einem Unterrock in den Mist!

Trips. Hättest du ihr Gesicht gesehen, Findeisen-Bauer, wie sie die Peitsche über mir schwang, wahrlich nicht minder hättest du dich entsetzet! Übel hat sie mir mitgespielt! Habe Schwielen an Kopf und Nacken. Möchte den Herren hier bitten, mir eine Klagschrift aufzusetzen.

Barthel. Kommst an die rechte Schmiede, Trips!

Feigel. Bene. Gibt eine vortreffliche Injurienklage. (Reibt die Hände.) Optime! Zeigt Eure Wunden, Mann! (Er untersucht Trips.) Breite Schwielen an Kopf und Hals, wohl eine Spanne lang. Schade, daß sie nicht fließend wund! Könntest sonst höheres Schmerzensgeld einklagen. Doch wird es Euch auch so ein Erkleckliches einbringen. (Macht sich Notizen.) Gravamen, Numero zehn: des Gutsherrn Weib scheut sich nicht, die Untertanen auf den Dorfgassen anzuhalten und mit Schlägen zu traktieren.

Barthel. Sind wir noch in christlichen Landen? Leben wir unter Heiden oder Türken? — (Zu Christian.) Sagt, Bauer, wollt Ihr Euch immer noch unserer Aktion fern halten?

Christian. Mag Melchior Trips klagen! Was geht es mich an, wenn er sich prügeln lässet von einem Weibe! — Höret mich an, ihr Leute! (Tritt vor.) Habe euch einen Auftrag auszurichten. Höret mich an! — Unser Gerichtsjunker meinet es nicht böse mit uns, er ist ein freundlicher und gütiger Herr. Ich lasse nichts auf ihn kommen! Auch ist er unsere angestammte Obrigkeit, und wir haben ihm den Eid geleistet . . .

Feigel. Wenn Euch der Untertaneneid Bedenken macht, so kann ich Euch beruhigen. Solche Eide sind eitel Formalität und werden nirgends gehalten.

Christian. Bin nicht gelehrt wie Ihr, Herr Doktor, doch sagt mir mein Gewissen, daß man sein Wort nicht brechen und der Obrigkeit die geschworene Treue halten soll. — — Bin weit in der Welt herumgekommen als Soldat. Überall ist es anders, aber eines ist das gleiche an allen Orten: Ordnung muß herrschen und Treue, sonst verderben die Menschen. Herren müssen sein, Zucht und Regiment, sonst gehet es drunter und drüber. Höret

mich weiter, Nachbarn! Habe euch die Botschaft noch nicht ausgerichtet. Der Junker läßt euch sagen durch mich: Ihr sollet keinen Fremden treten lassen zwischen ihn und euch! So wir aber gerechte Beschwerde hätten, so werde er solche gern anhören und, soweit er es vermöchte, abstellen. Solches hat er mir versichert hier in diesem Zimmer — noch keine Stunde ist es her, — bei seinen adligen Ehren!

Barthel (lacht laut auf). O, über den Tropf von einem Bauer! Merkt nicht, daß ihn der Junker mit schönen Worten auf die Leimrute gelockt!

Christian. Ich will vermaledeit sein, der Junker meint es ehrlich!

Barthel. Und ich will vermaledeit sein, der Junker hat dich zum anderen Male betrogen!

(Aus der Ferne vernimmt man Hörnerklang, der schnell näher kommt. Die Frauen eilen zu den Fenstern.

Trips. Das ist die Jagd!

Findeisen. So geht es jetzt tagein, tagaus!

Anna. Die Jagd kommt auf unseren Hof.

Witib. Sie halten und steigen ab!

(Die Hörner schweigen.)

Anna. Christian, sieh doch! Ein Tier geht lahm. Sie heben den Reiter vom Rosse.

Christian (zum Fenster). Die Edelfrau auf meinem Hofe! — Und ihr ganzer Troß!

Feigel. Ist das selbige Dame, so jenen da mit Schlägen traktieret hat?

Trips. Könnt sie gleich selbst in Augenschein nehmen, Herr Advokatus, das furiose Weibsstück!

Feigel (hastig). Möchte mich nunmehr empfehlen, ihr Herren! Unsere Geschäfte sind, wie mich bedünkt, erledigt. Gibt es keinen anderen Ausgang? — —

(Geht nach links hinten.) Ihr Leute, fahret nur brav fort, Gravamina zu sammeln! Je mehr ihr deren beibringet, je fetter wird euer Prozeß! (Schnell ab.)

(Von rechts treten ein: Erdmuthe in Reitkleidung, Jobst von Ramsdorf und zuletzt der Graf von Ernstburg, gestützt auf den Reitknecht. Der Graf schleppt ein Bein.)

Erdmuthe. Wo ist der Wirt, dem dieser Hof angehört?

Christian (vortretend). Hier!

Erdmuthe. Ist dir mein Befehl ausgerichtet worden, du sollest von deinen Grenzen die Hegewische und Strohseile wegnehmen? Sprich!

Christian. Der Justitiarius hat mir den Befehl ausgerichtet, vor einigen Stunden.

Erdmuthe. Und trotzdem erfrechst du dich, kecker Bursche . . .

Anna. Verzeihet, gnädige Herrin! Der Bauer . . .

Christian. Laß, Frau! Ist es doch mein gut Recht, die Saaten zu schützen gegen den Wildfraß.

Findeisen. Das stimmt! So ist es uns nachgelassen von rechtsbewährter Zeit, und stehet geschrieben in einem Rezeß der Gerichtsherrschaft mit den Bauern.

Erdmuthe. Was gehen eure Rezesse mich an! Das Bauernland gehöret der Herrschaft; aus Gnaden nur ist es euch geliehen. Daraus folgt, daß ihr die Jagd allerorten und zu jeder Zeit dulden müßt. — Nun hat durch eines solchen Burschen freche Dreistigkeit ein edler Kavalier und sein Roß schweren Schaden genommen . . .

Ernstburg. Daß die Pest alle Strohseile und Bauern hole!

Erdmuthe. Graf, ich bin untröstlich!

Ernstburg. Verzeihet, Gnädige, daß ich den Schmerz nicht besser zu menagieren weiß!

Erdmuthe. Einen Stuhl heran! Sorgt mir für den armen Herrn! (Die Frauen bringen einen Stuhl. Ernstburg wird darauf gesetzt.) Ich sehe Euch leiden, Graf! Ihr seid blaß! Wie ist Euch?

Ernstburg. Gütigste aller Freundinnen! Wenn ich allein nach meinem körperlichen Befinden antworten sollte, müßte ich sagen: es gehet mir miserabel, jedoch in Eurer Nähe und da ich Eures Anblicks genieße, darf ich sagen: es geht mir herrlich.

Erdmuthe. Jetzt keine Fadessen, Graf! Was kann für Euch geschehen? Würde ein Verband Euch Linderung schaffen? Wo sitzt der Schmerz?

Ernstburg. Hier — hier auch! Der ganze Schenkel zerschlagen, das Knie, das Schienbein zerschunden!

Ramsdorf. Um Gottes willen, Graf! Verletzet das zarte Ohr unserer Freundin nicht mit solchen allzu deutlichen Explikationen Eures körperlichen Zustandes! Ich erröte in ihrer Seele!

Erdmuthe. Er schweige gefälligst! (Sie zieht ihr Batisttaschentuch.) Hier, Graf, mein Sacktuch zum ersten Verbande! Kaspar mag Euch den Stiefel ausziehen. Die Weiber sollen zugreifen! (Der Graf wird in den Hintergrund geführt. Anna, die Witib und der Reitknecht sind um ihn.)

Barthel. Bin doch begierig, ob er roten Saft drin hat wie unsereiner!

Erdmuthe (winkt sich Christian heran). Nun zu ihm! Er hat sich aufgelehnt gegen seiner Herrschaft klaren Befehl. Was kann er anführen zur Entschuldigung?

Christian. Gott läßt die Frucht nicht wachsen auf dem Felde, daß Hirsch und Reh sie abweiden. So denke ich in meinem Bauernkopfe!

Trips (von hinten dazwischenrufend). Hast recht, Christian, hast recht!

Erdmuthe (sich rasch nach ihm umwendend). Was, Bürschchen, du auch hier! Wirst mir wohl künftighin fein aus dem Wege fahren! Ihr seid ja ein nettes Pack allhier beisammen. Brütet wohl Übles gegen die Gutsherrschaft? Habe euch Noacks längst auf dem Striche! Reif seid ihr! — Bauer, Er wird mir's büßen, daß Er mich am Weidwerk gehindert.

Christian. Lasse mir nicht befehlen von einem Weibe.

Erdmuthe. Weißt du, wer ich bin?

Christian. Unseres Gerichtsjunkers Gemahlin.

Erdmuthe. Und weißt du, daß, wenn ich dir etwas befehle, es genau ist, als beföhle es dein Herr?

Christian. Euch haben wir den Untertaneneid nicht geschworen, sind Euch auch keinen Gehorsam schuldig!

Erdmuthe (wütend). Frecher Bauer! Wirst ja sehen, was geschieht, wenn du mir den Gehorsam verweigerst! Mein Junker wird dich's lehren. Baust allzu feste auf seine Langmut.

Christian. Der Junker hat mir zugesagt, er wolle uns Untertanen schirmen gegen Drangsal und Unrecht.

Erdmuthe. Geh' zu ihm! Beschwere dich! Wirst ja seine Antwort vernehmen.

Christian. Wenn anders er an seinem Worte hält, wird er mich schützen vor seines Weibes Übermut!

Erdmuthe. Daß dir's nicht schlecht bekomme! Der Junker kennt Euch! Er wartet nur auf den Augenblick, Euch die wohl verdiente Strafe zu applizieren. Ich werde ihm die Mühe abnehmen für diesmal! — (Geht nach hinten zum Grafen Ernstburg.)

Christian. Das — das klingt ganz anders, als des Junkers Rede!

Barthel. Siehst du nun, Bauer, wie der Junker dich zum besten gehabt! Sein eigen Weib sagt es dir!

(Ernstburg, Ramsdorf und Erdmuthe kommen nach vorn.)

Ramsdorf. Gesteht es nur, Graf, Ihr habt mit Eurem Schmerze ein weniges kokettiert, um dieser schönen Augen willen.

Ernstburg. Ich bin geheilt! Das Elixier war jenes feine Tüchlein. — Gestattet, Gnädigste, daß ich es behalte und jederzeit auf dem Herzen trage. (Küßt ihr die Hand.)

Ramsdorf. Parbleu! Der versteht es, Kapital zu schlagen aus seinem Sturz!

Erdmuthe. Graf, seid Ihr imstande, das Roß zu besteigen? Hier, mein Kaspar mag seines hergeben; wenn's Euch nicht beleidigt!

Ernstburg. Zu tauschen mit Eurem Knechte? — Was ich schon bin, brauche ich nicht erst zu werden.

Erdmuthe. Nun, auf den Mund seid Ihr nicht gefallen, Graf, wie ich zu meiner Freude merke. — (Sie wendet sich um.) Ihr Leute, wem gehört jenes Feld? Die Kornsaat, meine ich, dort draußen! (Weist nach links.)

Anna. Das ist unser, Gestrenge! Weit und breit gibt's keine bessere Saat!

Erdmuthe (zu ihren Leuten tretend). Ihr Herren, macht euch bereit zu einem lustigen Spiel. Ich will Fuchs sein, ihr die Hunde. Fünfzig Schritt Vorsprung müßt ihr mir geben. Hinter uns das Gefolge, Piköre und Meute. — Auf zur Jagd!

Ernstburg. Verzeihet, Gnädige, wollt Ihr auf der Landstraße Jagd reiten?

Erdmuthe. Beruhigt Euch, Graf, ich will Euch einen weicheren Jagdgrund wählen. Kommt! Wer von

den Kavalieren als erster meinen Schleier berührt, ist Sieger.

Ernstburg. Bei Jovis und Apoll! Edleres Wild hab' ich noch nicht gehetzt!

(Erdmuthe, Ernstburg, Ramsdorf ab nach rechts.)

Barthel. Laßt frische Luft ein! Ich vertrage den Dunst nicht, den diese Art verbreitet. (Er reißt die Fenster auf.)

(Von draußen schmettert die Jagdfanfare herein.)

Anna (am Fenster). Schon sind sie aufgesessen, und fort geht's wie der Wind!

Trips. Möchte nicht der Junker sein! Hat den Teufel im Leibe, das Weib!

Findeisen. Habe dieser Dame Vater gesehen in meiner Jugend. War ein Herr von Witzstätt, den sie den „Bauernschrecken" nannten. Als sein Hof abbrannte in einer Nacht, war's euch einer Brandfackel gleich zu sehen auf viele Meilen.

Anna. Die Edelfrau ist voraus. Stolz sitzt sie zu Pferde. 's ist 'ne Lust! Wie das blitzt und blinkt! — — Jetzt springt das Pferd über den Graben. — Herr Gott, das Roß geht mit ihr durch! Seht, seht! Sie sprengt in die Kornsaat.

Christian. Das Roß ihr durchgehen! . . .

Anna. Die anderen folgen. (Schreiend.) Jesus, gerechter Heiland — unser Korn!

Barthel. Ha ha ha! Bauer, dein Augapfel, dein Schoßkind, deine Goldgrube! — Jetzt, sieh an, wie sie das Gold in den Boden stampfen! — Acht Pferde! Eine Bahn zweimal so breit wie Euer Hof, mitten hindurch! — Ha ha ha!

Anna. Herr, himmlischer, erbarme dich!

Witib. Das tägliche Brot! Unseres Herrgotts Gabe!

(Die Fanfare verklingt in der Ferne.)

Barthel. Nun, Bauer, was sagt Ihr über Euer gnädigen Gerichtsherrschaft freundlich Bezeigen? Sie meinen es gut mit Euch, wahrhaftig! Warten nicht erst, bis das Korn reif ist, um den Zehnten einzuziehen, nein, stampfen es lieber gleich in Grund und Boden.

(Christian steht vorn rechts, starr, wie leblos.)

Anna. Christian, hast du's gesehen? Unser Korn! dein bestes Stück! Unsere Augenweide von früh bis spät! Die Saat, die du mit eigenen Händen bestellt hast! . . . (Weint still vor sich hin.)

Witib. Ich wußte es, es lag ein Unglück in der Luft, da mein Bauer mir erschienen! (Die Hörner erklingen von neuem.)

Anna. Hört ihr's! Herr, himmlischer, was haben wir dir getan?

Barthel. Blieb wohl ein Stück, das sie nicht zerstampfet haben? Müssen sie doch nachholen! Der Bauer könnte sonsten über allzu gelinde Behandlung klagen. — Da sind sie schon wieder lustig an der Arbeit, daß die Erdklöße fliegen!

(Von rechts dringen ein: Männer, Weiber, Halberwachsene, eilen neugierig an die Fenster links.)

Erste Nachbarin. Ihr Leute! Habt ihr gesehen?

Zweite Nachbarin. Mit Verlaub! Dürfen wir zu Eurem Fenster hinausschauen, Nachbarin? Sie sprechen, es sei ein ganz erstaunlicher Spektakul zu erblicken auf Eurem Felde.

Mütterchen. Laßt mich, ihr jungen Weiber, laßt mich durch! Will auch den erstaunlichen Spektakul schauen. (Drängt sich vor.)

(Die Hörner ertönen bald stärker bald schwächer, während sich das Zimmer mit Menschen füllt. Vorn rechts, als Gruppe für sich: Christian, Anna und die Witib.)

Findeisen. Gevatter Noack! Die dreschen Euch das Korn aus, noch ehe es in Ähren steht! Habt vornehme Drescher auf Eurer Tenne!

Anna. Christian, — Mann! — Hörst du nicht! (Sie rüttelt ihn.) Hast den Verstand verloren?

Witib. Unser täglich Brot! Unseres Herrgotts täglich Brot!

Anna (fällt auf die Knie). Jesus, grundgütiger Heiland! Hilf uns! Laß uns nicht verderben!

Erste Nachbarin (vom Fenster her). Seht nur, seht! Spielen Haschekater miteinander, wie die Kinder auf dem Dorfanger. Die Edelfrau ist allen voran! — Die bekommt ihr nicht ein — Prostmahlzeit!

Zweite Nachbarin. Der mit dem Scharlachrock kommt ihr nahe!

Erste Nachbarin. Jetzt hat er sie erwischt. — Nein, wieder ist sie ihm entwichen!

Zweite Nachbarin. Hei, wie ihre Rosse jetzt ausgreifen!

Erste Nachbarin. Der Schleier fliegt hinter ihr drein, gleich einer Fahne!

Zweite Nachbarin. Hui, jetzt fällt einer! — Nein, er hält sich. Aber den Hut hat er verloren und die Perücken. Hat ja einen Kopf wie ein Ei so nackt!

Erste Nachbarin. Hier könnte ich einen Tag lang stehen und mich nimmer satt sehen!

Mütterchen. O jerum, jerum!

Barthel (tanzt auf einem Beine, klatscht in die Hände). Das ist ein Tag! Das ist ein Tag!

(Von rechts treten ein Ibe und Gannsen.)

Ibe. Was geht bei euch vor? Das halbe Dorf ist hier versammelt!

Barthel. Kommst auch, Dorfrichter! Meinst wohl, hier gibt's was zu schnüffeln?

Ibe. Zusammenrottungen sind streng verboten! Wer conventicula veranlaßt oder an solchen teilnimmt, zahlt ein Schock gute Groschen, so steht's geschrieben in den Dorfartikuln.

Barthel. Reiß deine Augen auf, Dorfrichter und Rügemeister, und blick' dort hinaus! Was dort vorgeht, ist wohl nicht gegen die Dorfartikul? — he!

Gannsen. Bin der älteste Mann im Dorfe. Es gedenket mir dreißig, vierzig, fünfzig, sechzig und mehr Jahre . . .

Barthel. Der alte Gannsen! — Seht Euch das nur recht genau an, Andreas Gannsen! Könnt dann vor Gericht schwören, die Edelfrau sei mit ihrem Gefolge über des Bauern Noack Saat geritten, und nicht ein grünes Hälmchen hätten sie ihm gekrümmt. (Die Hörner schweigen.)

Erste Nachbarin. Jetzt hat er sie eingeholt! Der mit dem Scharlachrocke hat sie erwischt!

Zweite Nachbarin. Sie nimmt den Schleier vom Hut und reicht ihn dem Scharlachnen. Der Kahlkopf geht leer aus.

Erste Nachbarin. Jetzt ist's aus! Schade! — Sie reiten langsam von dannen.

Zweite Nachbarin. Kommt, laßt uns gehen! Das war ein lustiger Zeitvertreib! (Die Weiber ab nach rechts.)

Findeisen (tritt zu Christian). Gevatter — eine Frage — mit Gunst! Euer Mund floß vorhin über vom Lobe der Gerichtsherrschaft. Konntet uns Nachbarn des Junkers Billigkeit und Güte nicht genug preisen. Haltet Ihr immer noch fest an solcher Meinung?

(Christian ist aus seinem Brüten aufgefahren. Er blickt den Frager einen Augenblick stier an. Dann hebt er langsam die geballte Faust, den Blick nach dem Fenster links gerichtet.)

(Der Vorhang fällt.)

Dritter Aufzug.

(Freier Platz im Dorfe Altenroda. Über den Gemeindeanger hinweg erblickt man in der Entfernung auf waldiger Anhöhe das Herrenhaus. Links eine Dorfhütte, Strohdach, Lehmfachwerk, Holzzaun davor. Rechts der Gasthof mit Schild und Laterne. Zum Eingang führen ein Paar Steinstufen empor. Rechts vorn ein Torbogen, durch dessen mächtigen Pfeiler eine tiefe Nische gebildet wird.)

(Von rechts hinten treten auf der Findeisen-Bauer, Trips, Feigel und Rusera. Kommen im Gespräche langsam nach vorn. Trips trägt einen Klöppel aus Holz.)

Feigel. Nichts Opportuneres konnte sich ereignen als der Edelfrau gestriger Exzeß. Ist ein delictum sui generis. Soll das Haupt- und Prachtstück abgeben in meiner Klagschrift. Eure Herrschaft sorgt dafür, daß die argumenta sich häufen gegen sie. (Reibt sich die Hände.)

Rusera. Könnte Euch noch mancherlei hinterbringen, Herr Advokatus!

Findeisen. Dem Herrn Doktor zur Erklärung: Dieser ist des Rittergutes ehemaliger Verwalter.

Feigel. Sprecht! Was wißt Ihr noch?

Rusera. Stundenlang könnte ich Euch erzählen. Kenne alle Schliche und Pfiffe, die sie beim Rittergute üben.

Findeisen. Hast's selber arg genug getrieben, Rusera, als du noch in der Macht warest.

Rusera. Doch habe ich mich immer zu den Bauern gehalten, Findeisen, das müßt Ihr mir lassen.

Findeisen. Zu der Bauern Weiber und Dirnen hast du dich gehalten; das ist richtig! Bist ein Leuteschinder gewesen, Rusera, wie kaum ein zweiter.

Feigel. Immerhin mag ein solcher Zeuge der Sache förderlich sein durch interessante Auskunft. Will mir anhören und mit deligentia notieren, was er vor-

zubringen weiß. — Ist jenes Haus da nicht die Schenke? Dort will ich mein Hauptquartier und Schreibzimmer aufschlagen. In Prozeßsachen ist nichts so geringe und verächtlich, daß es nicht zu einer Fußangel gemacht werden könne, darin man den Gegner verwickelt und zu Sturze bringt. Darum, wenn mir einer was zu melden hat, den weiset hier herein. (Zu Rufera.) Komm Er!

(Feigel und Rufera ab nach rechts, die Stufen hinauf.)

Findeisen. Und nun tue Er, wie ich Ihm heiße, Melchior Trips! Geh' Er von Haus zu Haus und rühr' Er den Klöppel, die Nachbarn zu laden. Sie sollen stracks zum Gemeindehause kommen, dort ein Bauerngericht zu hegen. Und so dich jemand anhalten will auf deinem Wege, etwa der Dorfrichter oder sonst ein Helfershelfer der Gerichtsherrschaft, und dich fraget, aus welchem Rechte du das tuest, so sage ihm: Ich, der Findeisen-Bauer, der reichste Bauer zu Altenroda, der vier Paar Pferde anspannt, hätte dich's geheißen; so wird er wohl schweigen!

Trips. Und soll ich zu einer jeden Tür gehen?

Findeisen. Die Ganzbauern sollst du laden und die Halbbauern, die Großgärtner und die Kleingärtner. An den Türen der Handwerker jedoch, so kein Land ihr eigen nennen, gehst du vorüber. Das geringe Volk geht dieser Handel gar nichts an! An dem Pastor und Schulmeister gehst du vorüber. Und denen, so anrüchig sind wegen ihres Gewerbes, als der Abdecker, weichst du fürsichtig aus. Denn dies ist freier Männer Sache!

Trips. Und was soll ich ihnen sagen, so sie mich fragen, um was es sich handle?

Findeisen. Gib solchen zur Antwort: der Findeisen-Bauer, der reichste Bauer zu Altenroda, läßt euch laden ins Gemeindehaus, anzurügen den neuesten Frevel

der Gerichtsherrschaft, so gestrigen Tages sich zugetragen auf Christian Noacks Kornsaat. Mehr zu sagen ist unnütz, denn männiglich in Altenroda hat davon Wissenschaft. Und nun schreite die Gasse hinauf auf der rechten Seite, bis du zur Pfarre kommst, dort kehre um, und schreite hinab auf der anderen Seite. Dann komm' hierher zum Gasthofe und teile mir mit, was du ausgerichtet. Ich gehe derweilen in die Schenkstube. (Der Findeisen-Bauer geht in den Gasthof, Trips nach hinten rechts. Man hört während des nächsten ab und zu den Klöppel aus der Entfernung.)

(Von links hinten treten auf: Erdmuthe, gefolgt vom Grafen Ernstburg und Jobst von Ramsdorf. Sie sind im leichten Anzuge, Erdmuthe im Gartenhut.)

Erdmuthe. Erzählt uns etwas aus der Welt, Graf, von Euren Reisen. Ihr habt ja vieles gesehen! Sind die Frauen in Frankreich so schön, wie man immer hört?

Ernstburg. Sie stehen hinter ihrem Rufe nicht zurück. Die Schönsten unter ihnen gleichen Euch, Madame! Doch eines, daß ich es sage, haben die Französinnen vor Euch voraus, Gnädigste . . .

Ramsdorf. Graf, wie könnt Ihr —

Erdmuthe. Sprecht nur! Was haben die Französinnen voraus vor uns?

Ernstburg. Ihr Herz ist minder fest umpanzert gegen die Seufzer ihrer Anbeter!

Erdmuthe (lacht). Graf, Ihr seid unverbesserlich! — Und wie sind die Männer? Sind sie wirklich solche Muster von Ritterlichkeit?

Ernstburg. Hierauf möchte ich die Antwort schuldig bleiben. Es ist nicht Sitte unter Kavalieren, von denen zu sprechen, über die man Vorteile errungen hat, auf dem Gebiete der Liebe und der Waffen.

Ramsdorf. O, wie bescheiden er ist!

Ernstburg. Ich bin in jeder Art des Waffen-

handwerks geübt, Herr von Ramsdorf! . . . (Trips erscheint im Hintergrunde mit dem Klöppel.) Ist das nicht unser Freund von gestern? Ich sehe ihn noch unter das Mistfuder retirieren.

Erdmuthe. Welch sonderbares Ding führt der Kerl?

Ramsdorf. Das heißt man einen Klöppel, womit die Bauern in den Dörfern zusammengerufen werden.

Trips (rührt den Klöppel und ruft aus). Die Nachbarn sind geladen zum Bauerngerichte, anzurügen . . . (Er erblickt Erdmuthe, erschrickt und entweicht nach rechts, unter Zurücklassung des Klöppels.)

Ernstburg. He he! — Der gäbe sich mit dem Gottseibeiuns auch lieber ein Stelldichein als mit Euch, Madame! (Hebt den Klöppel auf.)

(Von links hinten Justitiarius Senapio und Dorfrichter Ibe.)

Senapio. Es ist gut, Dorfrichter! Ich bin mit Ihm zufrieden! Jetzt misch' Er sich unter die Leute und such' Er zu ergattern, was sie planen! Aber ohne Verdacht zu erregen! — Hat Er mich verstanden?

Ibe. Zu Befehl Euer Gnaden, Herr Justitiarius!

(Ibe nach rechts hinten.)

Senapio (kommt nach vorn, begrüßt die Gutsherrin). Verzeihet, edle Frau, es will mir nicht wohlgetan erscheinen, daß Ihr Euch heute im Dorfe zeiget. Zumal Euer Gatte seit gestern abend auf seiner Besitzung im Gebirge weilet.

Erdmuthe. Zur Nacht erwarte ich ihn von Sumslitz zurück. Inzwischen habe ich an diesen Kavalieren wohl Schutz genug!

Senapio. Ich zweifle nicht, daß die Herren Euch gegen eine Hölle verteidigen würden! Dennoch halte ich es nicht für weise, den Teufel unnötigerweise heraufzubeschwören.

Erdmuthe. Tue ich das? Und auf welche Weise?

Senapio. Soeben hinterbrachte man mir, daß im Dorfe heller Aufruhr ist. Die Nachbarn werden zusammengerufen mit dem Klöppel.

Ernstburg (läßt den Klöppel ertönen). Wie Exemplum zeigt! — Den Klöppel, mein vorsichtiger Herr Justitiarius, haben wir schon konfisziert.

Ramsdorf. Murrt das Volk wegen unseres gestrigen Rittes?

Ernstburg. Möchte jeden Tag Quadrille reiten auf Bauernflur! (Geht mit Ramsdorf nach dem Hintergrunde.)

Senapio. Gestattet einem treuen Diener, gestrenge Herrin, eine Frage. Habt Ihr Eurem Gemahl von dem gestrigen Reiten über des Bauern Christian Noack Kornsaat gesagt?

Erdmuthe. Nein, Justitiarius! Bisher kein Wort!

Senapio. So weiß er noch nichts!

Erdmuthe. Ich schwieg, nicht aus Angst vor seinem Tadel; vielmehr wollte ich ihm Unruhe ersparen. Ich wußte, dies würde seines Gemütes Frieden stören.

Senapio. Doch wird er es erfahren!

Erdmuthe. Ich werde, was ich getan, zu verteidigen wissen! War ich etwa nicht in meinem Rechte — sagt selbst, Justitiarius, — den frechen Bauernkerl zu strafen, der meinem Befehle nicht Folge geleistet und, zur Rede gesetzt, sich noch mit dreisten Worten verteidigte! Stünde mir das Recht nicht zu?

Senapio. Ihr waret in begreiflicher Erregung.

Erdmuthe. Denkt nur nicht, daß mich's reut! Zufrieden bin ich mit dem Gerichte, das ich über den Burschen verhängt! Habe eine alte Rechnung abzumachen mit allem, was sich Bauer nennt. Ist nur ein weniges davon gestern beglichen. Nein, es reut mich nicht!

Senapio. Die Obergerichte werden anderer Ansicht sein.

Erdmuthe. Bin ich nicht Herrin zu Altenroda?

Senapio. Ganz unbestritten! Denket nicht, Gnädige, daß ich mich auf des Bauern Seite stelle. Da müßtet Ihr Euren Diener, dächte ich, besser kennen! Wenn einem, so gönne ich Christian Noack die verdiente Strafe. Habe selbst noch ein Hühnchen zu rupfen mit dem Burschen. — Sagt mir nur eines: wann kommt Euer Gemahl zurück von Sumslitz?

Erdmuthe. In der neunten Stunde erwarte ich ihn. So hat er mir's hinterlassen, als er gestern von dannen fuhr.

Senapio (nach der Uhr blickend). Gut! — So hätten wir noch zwei Stunden. Das ist vollauf genug!

Erdmuthe. Was plant Ihr?

Senapio. Ich sinne, wie ich die Gunst des Augenblicks nutze zu Eurem Vorteil. Der Bauer, dem das Feld zerstampft, hat einen Schein des Rechtes für sich. Gewinnt er den Prozeß, so ist's ein bitterer Schlag für uns. Schon treten die Nachbarn zusammen zum Rügegericht . . .

Erdmuthe. Wendet die Schmach ab, wenn Ihr's könnt!

Senapio. Ich sinne eben — sinne — — das Dorf ist in Erregung. Die ganze Nacht hindurch haben sie in der Schenke gesessen und sich Mut getrunken. Wenn man sie reizte zu Übergriffen — daß sie sich ins Unrecht setzten. — — Und dann auf frischer Tat zugriffe . . . das muß gehen!

Erdmuthe. Doch hofft keine Unterstützung von seiten meines Herrn! Seiner Untertanen Glückseligkeit gehet ihm über der eigenen Seelen Heil

Senapio. Ich denke, heute werde ich dem gnädigen Herrn den klaren Beweis erbringen, daß seine Untertanen Halunken sind.

(Die Kavaliere sind wieder nach vorn gekommen.)

Senapio. Jetzt aber, ihr Herrschaften, bitte ich, ziehet euch zurück! Denn nun möchte ich freies Feld haben!

Erdmuthe. Wie wäre es, ihr Herren, mit einem kleinen Spaziergang? Oder seid ihr müde?

Ernstburg. In Eurer Gesellschaft müde! — —

(Erdmuthe, Ernstburg, Ramsdorf ab nach links hinten.)

(Ibe von rechts hinten zurück.)

Ibe. Allerhand neue Zeitung! Die Bauern wollen den Fron verweigern. Andere wollen den herrschaftlichen Hof anzünden. Etliche auch haben sich vermessen, den Herrn Justitiarius — ich muß es sagen, wie ich's gehört — den Herrn Justitiarius bei lebendigem Leibe zu rösten.

Senapio. Merke Er sich nur alles, daß Er's später beschwören kann! Aus jedem ihrer Worte flechte ich den Kerlen eine Geißel!

Ibe. Fürs erste wollen sie aufs Gemeindehaus ziehen und dort Beratung pflegen.

Senapio. Wollen wir ihnen versalzen! — Ibe, Er läuft mir stracks zum Gemeindehause, schließt zu und bringt den Schlüssel!

Ibe. Werden sie das dulden?

Senapio. Er bringt mir den Schlüssel! Und wenn Er auf seinem Wege den Häscher trifft, Veith Pulstern . . .

Ibe. Den sah ich just hier um die Ecke gehen. Weit kann er noch nicht sein! (Geht nach links, ruft:) Pulster, Veith Pulster! — Schleppte was im Sacke hinter sich

drein, wohl ein Stück Luder für sein Geschäft. — Da seht, da kommt er schon!

Senapio. Also den Schlüssel, hört Er, Dorfrichter! Und braucht die Leute nicht sonderlich höflich zu behandeln, hört Ihr! Uns ist vor Exzessen nicht bange! Im Gegenteil, ein kleiner Tumult wäre ganz opportun!

Ibe. Ah, ich versteh' Euch nun! Das wird ein lustiger Abend! (Ab nach links vorn.)

(Veith Pulster von hinten links, im Werkeltagsgewande des Abdeckers.)

Senapio! Hierher Pulster, ganz nahe! Ich weiß, daß Er trotz seiner verächtlichen Hantierung ein Mann ist, auf den die Herrschaft zählen kann. Hör' Er genau auf das, was ich Ihm jetzt befehle! Er nimmt die Beine unter den Arm, läuft nach der Försterei und sagt dem Förster, er soll mir stellen, was er von sicheren Leuten hat: den Waldhüter, den Flurschützen und die beiden Jäger. Sie sollen ihre Schießwaffen in Bereitschaft setzen und meines Befehles gewärtig sein! — Komm' Er! Sein Weg ist ein Stück der meine. Ich präg' Ihm das noch ein. — (Ab mit Pulster nach hinten links.)

(Aus der Schenke treten der Findeisen-Bauer, Melchior Trips und Christian.)

Findeisen. Es freut mich baß, Christian Noack, daß Er Vernunft angenommen hat und nun zu uns und der gemeinen Sache stehen will.

Christian. So hab' ich's versprochen und so werd' ich's halten! Laßt uns nun zum Gemeindehause gehen! Mich drängt es, meine Klage vorzubringen vor versammelten Nachbarn.

Findeisen. Gemach, gemach, Gevatter! Noch findet Ihr niemanden dort! Melchior Trips hat sie geladen. Nun ißt männiglich noch ein weniges zur Nacht. Dann legen sie die Kirchenkleider an — wohl-

verstanden, wer solche hat — spricht mit dem Weibe noch ein Wort und macht sich langsam auf den Weg.

Christian. Sie sind alle so zahm! Haben keine Courage im Leibe!

Findeisen. Heut' abend werden sie Feuer fangen, verlaßt Euch drauf! Wenn erst die Flasche kreist!

Christian. Bedarf's dazu der Flasche! Haben wir denn keine Ehre im Leibe, wir Bauern? Ich dächte, jeder müßte's fühlen, als sei's ihm selbst widerfahren, was mir geschehen!

Findeisen. Habt Euch allzulange besonnen, Christian Noack, ehe Ihr Euch der gemeinen Sache angeschlossen. Mancher hat ein Mißtrauen gegen Euch, weil Ihr so fest zur Herrschaft standet.

Christian. Wohl, wohl, das habe ich getan!

Trips. Mancher hat Euch auch im Verdachte gehabt des Verrates, da man den Edelmann bei Euch aus- und eingehen sah.

Christian. So stand ich im Geruche der Unehrlichkeit bei meinesgleichen!

Findeisen. Der Hase soll nicht den Fuchs zu Gevatter bitten und ein Bauer nicht eines Edelmanns Freundschaft suchen!

Christian. Ich bin ein Narr gewesen, ein rechter Hansnarr!

Findeisen. Kann ihm nicht widersprechen, Gevatter!

Christian. Dachte es besser wissen zu wollen denn mein Vater, da er den Edelmann haßte wie Gift. — Nun seh' ich's! — —

Findeisen. Mußte erst die Edelfrau kommen und ihm einen Tanz aufführen in seinem Korn, damit ihm ein Licht aufginge!

Christian. Weil ich behext war! Nun aber bin ich's los! Wie Schuppen ist mir's von den Augen gefallen. Keinen anderen Gedanken habe ich als Rache, kein anderes Gebet als Vergeltung! (Von rechts hinten mehrere Nachbarn in ihren Kirchenröcken.)

Trips. Da kommen die ersten!

Findeisen. Guten Abend, Gevatter! Wohin des Wegs, Gevatter?

Erster Nachbar. Guten Abend beisammen! Die Nachbarn sind mit dem Klöppel geladen worden.

Zweiter Nachbar. Im Gemeindehause uns zu versammeln. Guten Abend beisammen!

Erster Nachbar. Wollen anhören, welche Sache es betrifft.

Christian. Ich habe zu rügen gegen die Gutsherrschaft. Schwerer Frevel ist mir . . .

Erster Nachbar. Werden wir dort hören, Gevatter!

Zweiter Nachbar. Wollen Eurer Rüge dort Gehör schenken, Nachbar!

Christian. So laßt uns endlich aufs Gemeindehaus ziehen!

(Alle ab nach links vorn. Sobald die vorigen ab, treten auf von rechts hinten Senapio und Hans Krone.)

Senapio. Heut' ist der Tag, wo er zeigen soll, ob man auf ihn bauen kann.

Krone. Ich habe stets des Herrn Justitiarii Vorteil im Auge gehabt. Habe mich nimmer beirren lassen durch meines Gewissens Bedenken. Auch der Bauern grausames Zetern und Drohen habe ich für nichts geachtet . . .

Senapio. Weichet nicht von mir und habet Euer Augenmerk auf jeden, der sich mir naht! Denn leicht

mag es heut' abend Händel geben. (Von hinten links Ibe im Laufschritt. Er hält einen Schlüssel hoch.)

Ibe. Der Schlüssel, Herr Justitiarius, der Schlüssel! War höchste Zeit! Schon kommen sie von allen Seiten zum Gemeindehause. Werden lange Gesichter machen, wenn sie die Klappe zu finden! (Übergibt den Schlüssel. Von links her vernimmt man tosenden Lärm.) Hört, wie sie toben! Ja, ja, das Gemeindehaus hat eine Tür von eitelguten eichenen Pfosten und ein festes Schloß! (Man hört den Ruf: „Waffen, Waffen!")

Krone. Horch, das Landgeschrei! Etliche kommen hierher!

Senapio. So wollen wir gehen. Er, Dorfrichter, bleibt und bietet ihnen Trotz!

Ibe. Was sage ich, wenn sie den Schlüssel von mir fordern?

Senapio. Sagt ihnen, daß sie nichts zu fordern hätten, und daß sie das seien, was sie sind, nämlich der Gutsherrschaft höchst lausige Untertanen! (Ab nach rechts hinten, gefolgt von Krone.)

(Ruf: „Waffen Waffen!" aus der Ferne.)

Ibe (allein). Werde mich hüten, ihnen das unter die Nase zu reiben! Will mich lieber verstecken. — (Schnell ab nach rechts vorn.)

(Ruf: „Waffen, Waffen!" näher. Von links dringen Männer auf die Bühne. Allen voran Christian Noack. Ein Durcheinander von aufgeregten Rufen.)

Christian. Wer hat uns die Schmach getan, das Gemeindehaus zu schließen!

Findeisen. Kein anderer als der schuftige Dorfrichter!

Barthel. Wo ist der Hund?

Trips. Hier stand er mit dem Justitiarius.

Barthel. Ich suche den Schuft, und wenn ich ihn finde . . . (Ab nach rechts vorn.)

Christian. Ihr Leute, sprecht! Wollen wir uns solche Schmach bieten lassen?

Mehrere. Nein, nein!

Christian. Das ist Unglimpf, so niemand zu tragen schuldig!

Erster Nachbar. Was wollt Ihr, Bauer? Die Herrschaft steckt dahinter!

Christian. Sind wir wehrlos in des Edelmanns Händen?

Gannsen. Bin der älteste Mann zu Altenroda. Ich sage euch, gegen die Herrschaft können wir nicht angehen.

Erster Nachbar. Der alte Gannsen hat recht! Gegen die Herrschaft können wir nicht angehen. Sie ist uns zu mächtig.

Christian. Also sind wir Tiere, die man dahin und dorthin treibt!

Gannsen. Es gedenket mir dreißig, vierzig, fünfzig . . .

Christian. Schweig, alte Vettel! — Wer sich sein Recht nehmen läßet, ohne sich zu wehren, ist ein Hund. Auch wir Bauern haben eine Ehre!

Gannsen. Gevattern, wenn ihr eines alten Mannes Rat hören wollt, so sage ich euch: gehet auseinander!

Christian. Nachbarn, wenn ihr Männer seid und keine Weiber, so folget mir! Wollen sehen, ob eine eichene Tür einer eisernen Axt nicht weichet! Ich lade euch ins Gemeindehaus, meine Rüge zu hören! In kürzerer Frist, als der Seiger fünf Minuten rücket, ist die Tür offen! (Ab nach links, gefolgt von einer Anzahl Männern. Ruf: „Waffen, Waffen!")

(Barthel von rechts, bringt den widerstrebenden Ibe auf die Bühne geschleppt.)

Barthel. Hier ist die Kanaille! Erwischte ihn just, wie er in sein Haus entschlüpfen wollte.

Findeisen. Bist du es, Dorfrichter, der uns das Gemeindehaus verschlossen hat?

Ibe (unter Barthels Faust sich windend). Herr Justitiarius Senapio hieß mich den Schlüssel abziehen und ihm bringen!

Findeisen. Bist ein Judas! Hast unsere Sache verraten!

Trips. Bist ein Kujon und Handlanger der Herrschaft!

Barthel. Was tun wir dem Kerl, daß er einen Denkzettel davontrage fürs Leben?

Trips. Schneidet ihm die Ohren ab!

Ibe. Ihr Herren! Ihr lieben Herren!

Barthel. Hängt ihn verkehrt am nächsten Baume auf, wie einen Quarksack!

Ibe. Bedenket, daß die Gerichtsherrschaft es rächen wird, so ihr mir ein Haar krümmet. Bin ein Diener der Obrigkeit! Bin eine unverletzliche Person!

Barthel. Da siehst du gleich, wie unverletzlich du bist! (Schlägt auf ihn ein.)

Findeisen. Platz, Platz! Will dem Kerl eines auswischen! (Haut zu.)

Unverdorben. Platz, Platz! Was der Findeisen-Bauer kann, kann ich auch! — (Haut los.)

Ibe. Zu Hilfe, zu Hilfe! (Wird nach dem Hintergrunde gedrängt.)

(Von links vorn Christian mit einer Anzahl Männern zurück. Christian trägt eine mächtige Axt über die Schulter.)

Christian. Die Bahn ist frei, Nachbarn! Haben nicht erst den Dietrich ins Schloß gesteckt! Die Tür liegt in Trümmern.

Barthel. Recht so, Bauer! Bist gut im Zuge! Schlag' mal dem Dorfrichter hier die Knochen entzwei,

daß er in Zukunft die Finger lasse von Schlössern und Schlüsseln!

Ibe (aus dem Hintergrunde). Zu Hilfe, zu Hilfe!

(Eine Schar Weiber eilt über die Bühne.)

Erste Nachbarin. Ein Wagen fährt ins Dorf!

Zweite Nachbarin. Laßt sehen, wer's ist! (Ab.)

(Rusera und Feigel kommen rechts die Stufen herab.)

Feigel. Habt mir wertvoll Material geliefert.

Rusera. Bin bereit, jedes Wort zu erhärten mit einem leiblichen Eide. (Mischen sich unter die Leute.)

(Von rechts hinten der Gutsherr. Der Freiherr ist in Hut und Reisemantel. Die Menge teilt sich, der Lärm schweigt. Er kommt nach vorn.)

Hayn. Welch ein Tumult! Bin ich in meinem friedlichen Altenroda? Die Dorfgasse voller Menschen, daß ich kaum mit den Pferden durchkomme! Ist Feuer gewesen oder ein anderes Unglück vorgefallen? — Sprecht! (Er sieht sich um, man schweigt trotzig.) Was hat's gegeben?

Ibe (tritt vor, verneigt sich.) Euer Gnaden treten im rechten Augenblicke, wie durch ein Wunder gesandt, unter uns. Wäret Ihr nicht gekommen, wahrlich, ich hätte mein armes Leben lassen müssen.

Hayn. Übel zugerichtet sieht Er aus! Was ist Ihm wiederfahren?

Ibe. In gnädiger Herrschaft Diensten bin ich von diesen Männern meuchlings überfallen! Habe nur meine Pflicht getan, Aufruhr zu stillen und ihren argen Anschlägen mit Wachsamkeit entgegenzutreten. Darob sind sie gewaltig erbost und haben mich gewürgt, auch gedroht, mich an einem Baume aufzuhenken.

Hayn. Nimmt in Altenroda Gewalt und Aufruhr überhand? Rottet ihr euch am hellen Tage zusammen ohne Ursach? Ist das ordentlicher Männer

sittsames Verhalten? Und was muß ich sehen! Alte Greise sind unter euch! Leute, von deren Jahren man wohl Besseres erwarten könnte! Und Großbauern! — Familienväter — Findeisen! Unverdorben! Welch schlechtes Beispiel setzet ihr der Jugend! — Und Christian Noack! Ich hoffe, du bist in der Menge, um Ruhe zu stiften! Nicht kann ich mir denken, daß du deines Versprechens so wenig eingedenk. Sollst mir sagen, was es hier gegeben hat! Aus deinem Munde will ich's erfahren!

Ibe. Gestatten Euer Gnaden untertänig zu vermelden: dieser da, der Bauer Christian Noack, ist recht eigentlich der Anstifter des ganzen Aufruhrs. Zum Bauerngericht hat er die Nachbarn berufen. Mit jener Axt, die er noch in Händen hält, hat er die Tür eingeschlagen zum Gemeindehause.

Hayn. Christian, ich hoffe, daß nicht wahr ist, was ich da vernehme!

Christian. Der Dorfrichter hat in seinem Leben nicht oft die Wahrheit gesprochen, doch was er jetzt sagt, ist wahr!

Hayn. Du lehnst dich auf! — Du, zu dem ich mich in Wohlwollen herabgelassen, wie zu einem Freunde.

Christian. Ich mag Euer Wohlwollen nicht! Es hat mich in üblen Geruch gebracht bei meinesgleichen!

Hayn. Christian — das ist Treuebruch!

Christian. Treue braucht man nur zu halten dem, der Treue hält!

Barthel und Trips (einfallend). Ja, Treue braucht man nur zu halten dem, der Treue hält!

Hayn. Spreche ich zu Untertanen? — Was sollen diese trotzigen Mienen? Wem gilt das?

Barthel. Euch gilt das! Der Tag der Ab-

rechnung ist da! Jahraus, jahrein haltet Ihr Gericht über die Bauern. Heute sitzen wir Bauern zu Gericht über Euch!

Trips und Findeisen. Ja, heute sitzen wir Bauern zu Gericht über Euch!

Hayn. Ihr Leute, hört mich an! Laßt uns ein vernünftig Wort miteinander reden! — Was wollt ihr?

(Während des nächsten geht Feigel im Hintergrunde von Gruppe zu Gruppe und souffliert den Leuten die Antworten.)

Barthel. Die Fron wollen wir abschaffen!

Trips. Und den Dezem!

Findeisen. Den Zwangsdienst!

Barthel. Die Leuteschinderei! Den Blutzoll!

Hayn. Dann schafft nur gleich die Rittergüter ab und das Eigentum.

Barthel. Wollen wir auch!

Findeisen. Das Land ist den Bauern.

Trips. Land, Wasser, Wild, Fische, Wald sind jedermanns eigen.

Barthel. Die von Adel haben uns unser Eigentum gestohlen.

Trips. Sie sollen's herausgeben!

Barthel. Weg mit den Herren!

Hayn. Und wo werdet ihr bleiben, wenn ihr die Herren abschafft? Wer wird euch schützen und für euch sorgen, wenn ihr in Not und Gefahr? Wer wird eure Klagen annehmen und eure Rechte vertreten?

Trips, Barthel, Findeisen (durcheinander). Die Patrone und Richter zum Teufel! Es gibt Advokaten!

Hayn. Also das Recht soll stürzen! Treue und Glauben nicht mehr sein! Gewalt herrschen! Zucht und Ordnung ausgerottet werden!

Findeisen. Bauernrecht soll herrschen!

Barthel. Das Recht haben die Herren gestohlen, wie alles andere! Weg mit den Patrimonialgerichten!

Trips. Es gibt nämlich ein anderes Recht noch als das Herrenrecht, das, das . . .

Feigel (einhelfend). Jus naturale.

Trips. Das Muß naturale!

Hayn. Seht an! Habt ihr einen Souffleur! — Leute, ihr werdet verführt und betrogen. Habt euch den ärgsten Feind des Bauern zu Gaste geladen, den Advokaten! — Ich war gesonnen, mir eure Klagen anzuhören. Tut mir leid, nun habe ich nichts weiter mit euch zu schaffen, da ihr solche Helfershelfer habet! (Er wendet sich zum Gehen.)

Christian (tritt vor). Bleibet, Herr! Ihr sollt nicht denken, wir seien nicht Mannes genug, unsere Sache allein zu führen. Auch mir ist der Advokat zuviel.

Findeisen. Doch bezahlen wir ihn!

Christian. Wollen's ausmachen Mann gegen Mann sonder Heimlichkeit und Ränken der Juristen. — (Zu Feigel.) Kehrt zu Eurem Tintenfaß zurück, Herr Doktor!

Feigel. Bedenket! Ist eine intrikate Materie! Schwerlich werdet Ihr Euch darin zurecht finden.

Christian. Unser Recht ist klar wie die Sonne! Können Eurer Spitzfindigkeiten entraten.

Feigel. Erwäget!

Christian. Schert Euch zum Teufel, Herr! (Feigel ab.)

Hayn. Das war recht! — Leute, nun wollen wir suchen, uns zu verständigen. Wählet einen zu eurem Wortführer.

Barthel. Christian soll sprechen!

Mehrere. Christian Noack soll sprechen!

Hayn. So sprich du! Worüber führt ihr Klage?

Christian. Der Klagen sind so viele, daß man sie an einem Tage wohl nicht aufzählte!

Barthel. In Euren Gerichten wird nicht Recht gesprochen, sondern Unrecht.

Christian. Eure Beamten drücken den Armen den Schweiß ab und mästen sich davon.

Barthel. Ihr Leute, Nachbarn, ist Wahrheit, was wir sagen, oder lügen wir?

Findeisen. Wahr ist jedes Wort, was ihr sagt!

Mehrere. Sie haben recht! Die Noacks haben recht!

Christian (dicht vor den Gutsherrn tretend). Und mehr noch! Was Eure Beamten übrig lassen, das verderbet Euer Weib! Der Edelfrau Hoffart geht über alles Maß ....

Hayn. Halt ein, Christian Noack! Ich habe Euren tollen Reden Lauf gelassen; doch wenn du dir unterstehst, mein Ehegemahl zu verunglimpfen ....

Christian. Sorget dafür, daß sie nicht frevle gegen menschlich und göttlich Gebot! Ein Mann hat einzustehen für seines Weibes Taten!

Hayn. Ich stehe ein für mein Weib! Was sie tut, ist so gut, als täte ich es!

Christian. So geschiehet es mit Eurem Willen, daß sie der Untertanen Felder zerstampfet mit Rosses Hufen und sich zur Kurzweil tummelt in Gottes Saaten mit ihren Kavalieren!

Hayn. Bist du verrückt?

Christian. Sprecht, Leute, Nachbarn! Ist solches etwa nicht geschehen vor euren sehenden Augen, zu Altenroda? Oder habe ich davon nur geträumt?

Findeisen. Wir alle sind dessen Zeugen. Solches ist gestern geschehen in des Bauern Christian Noack Kornsaat.

Hayn. Ich weiß nicht, wovon ihr sprecht! Bin

über Nacht fern gewesen. Doch werde ich eure Sache untersuchen lassen, und so jemandem Schaden geschehen ist, diesen reichlich ersetzen. Ich will jeder Klage gern ein willig Ohr leihen. Doch bringt eure Beschwerde vor in geziemender Form, wie es sich für Untertanen schickt. Ich weiß wohl, daß der Bauernstand ein geplagter Stand ist. In meinen Gerichten soll der Not gesteuert werden. Ihr Leute, ich will euch ein gerechter Herr sein. Euer Bestes will ich . . . .

Christian. Schenkt seinen Worten keinen Glauben! Lügen, gleißnerische Lügen sind's!

Hayn. Christian! — Das mir?

Christian. Ihr seid voll Arglist und Tücke! Eure Versprechungen sind eitel Wind! Von lieblichen Zusagen fließen Eure Lippen über, aber Ihr denkt nicht daran, zu halten, was Euer Mund verspricht! Wir glauben Euch nichts mehr!

Hayn. Bei meinen adeligen Ehren, solche Sprache habe ich noch nie vernommen.

Christian. Eure adeligen Ehren gelten uns nichts! Wir wollen unser Recht, nicht windige Versprechungen!

Barthel. Wir wollen keine windigen Versprechungen, wir wollen unser Recht.

Mehrere. Unser Recht! — Unser Recht! — (Man umringt den Gutsherrn tumultuarisch.)

(Von rechts hinten Senapio mit Krone, Pulster und einigen Jägern.)

Senapio (auf den Freiherrn zueilend). Soeben vernehme ich, daß Euer Gnaden im Dorfe weilen. Diese aufrührerische Rotte belästigt Euch! Hier bin ich mit Sukkurs. Ich hoffe, ich komme rechtzeitig, Ungebühr von des Gerichtsherrn Person abzuwenden.

Hayn. Ich danke Euch für Euren Eifer, Justitiarius! Das Volk ist außer Rand und Band.

Senapio. Hab' ich's Euch nicht stets gesagt! Doch wurde mir ehedem nicht Glauben geschenkt. Nun offenbart sich recht, was ihre wahre Gesinnung ist.

Hayn. Nimmer hätt' ich mich so schwarzen Undankes versehen! Doch kenne ich jetzt den Rädelsführer und werde ein Exempel statuieren.

Senapio. Welchen sollen wir verhaften?

Hayn. Der Bauer Christian Noack ist des Tumultes Anstifter! Ihn verhaftet und stellt ihn vor Gericht!

Senapio. Habe dich gewarnt, Christian Noack, gestern in deiner Behausung! Da war der Bauernkerl voll Frechheit und Trotz! Jetzt geschieht dir, wie ich vorausgesagt, nun lege ich dir Zaum an und Gebiß, daß du deine freche Zunge bändigen lernst! — (Zu Pulster und Krone.) Ihr habt den Befehl des Gerichtsherrn vernommen, ergreift den Bauern!

Krone. Er führt eine Axt!

Senapio. Wollt ihr tun, wie euch geheißen!

Barthel. Wir stehen zu dir! Wir decken dich!

Christian. Weg, das Schergenpack! Keiner rühre mich an! Übel möchte es ihm bekommen! (Zu Barthel und seinen Anhängern, die sich um ihn scharen.) Und ihr gebt Raum! Ich stelle mich dem Gericht.

Barthel. Was tust du? — Das ist Tollheit!

Christian. Nichts habe ich zu fürchten. Ich suche mein Recht! Das können sie mir nicht weigern.

Hayn. Dein Recht soll dir werden! Morgen halte ich Gerichtstag. Inzwischen aber sollst du mir nicht weiter Unruhe stiften im Dorfe. Folge dem Gerichtsverwalter! Er wird dir sicheres Quartier anweisen. (Er winkt Senapio heran, spricht mit ihm abseits.) Justitiarius! Verfahret mir nicht hart mit dem Bauern! Zwar ist er ein halsstarriger Geselle und hat mir schweren Kummer

bereitet, doch will ich seines früheren Wohlverhaltens nicht ganz vergessen. Tut ihm nichts an, was ihm die Ehre kränkt, hört Ihr! (Senapio verneigt sich zustimmend.) Ich eile jetzt nach Haus! Meine Frau Liebste wird sich wundern, wo ich so lange verweile. Morgen zum Gerichtstag wird, hoffe ich, manches sich klären, was jetzt dunkel erscheint. (Ab nach rechts hinten.)

(Senapio nimmt Pulster und Krone beiseite.)

Senapio. Habt ihr Stricke?

Krone. Ich habe bei mir, was nötig, den stärksten Mann zu fesseln.

Senapio. Laßt ihn uns nur erst weg haben von seinen Leuten! Ihr Rusera, schreitet hinter ihm drein! Wenn ich euch das Zeichen gebe, werft ihm die Schlinge über, und dann — zum Schandpfahl! Das übrige überlasse ich dir, Pulster! Ich hoffe, dein Werkzeug ist bereit!

Pulster. Zog heute erst einen neuen Riemen ein, Herr!

Senapio. Gut! Ich will den Lümmel schreien hören! (Tritt zu Christian.) Nun, wie steht's! Ist der Herr bereit? Der Gerichtsjunker hat mir aufgetragen, für seine Unterkunft zur Nacht Sorge zu tragen.

Barthel. Wirst so dumm sein und folgen!

Christian. Ich will mein Recht!

Barthel. Nimm dir's mit der Faust! Anders bekommst du's von denen nicht!

Senapio. So schreite er hurtig voran, Bauer! Wir folgen. — (Christian, Senapio, Pulster, Krone und die Jäger ab nach links vorn.)

Es fängt an zu dämmern.)

Barthel. Sie schleppen ihn ins Gefängnis! Und ihr seht ruhig zu!

Findeisen. Dem Junker hat er's ordentlich gegeben, das muß man sagen!

Barthel. Heute war der Tag, wo ihr euch befreien konntet, wo ihr euer Joch ein für allemal los waret, wenn ihr nur für einen Pfifferling Courage hattet! Memmen ihr! Ich gehe dem Christian nach. (Ab nach links.)

Erster Nachbar. Die Herrschaft ist uns zu mächtig!

Gannsen. Sie hat die Gerichte, und sie hat das Land. So ist es von alters her und wird immerdar so sein. Wir müssen fronen und gehorchen. Wer möchte sich gegen die Herrschaft auflehnen ungestraft?

Zweiter Nachbar. Die Noacks haben den Nacken allzu steif. Das tut nimmer gut!

(Man hört das Gebetsläuten vom Kirchturm. Alle nehmen die Kopfbedeckung ab und falten die Hände darüber. Stehen so gesenkten Hauptes, bis das Läuten vorüber.)

Gannsen. Kommt, Gevattern, laßt uns heimgehen!

Erster Nachbar. Ich gehe mit, Gevatter!

Zweiter Nachbar. Ich auch! — (Alle drei ab.)

(Melchior Trips kommt von hinten rechts.)

Trips. Leute, Leute, hört! 's ist was im Werke! Die Förster und Flurschützen sind auf den Beinen. Ihrer zwei stehen an jedem Ausgange des Dorfs, lassen niemand hinaus und bedrohen jeden mit Erschießen, der sich widersetzet. Es geht was vor heut' nacht, glaubt mir's!

Findeisen. So tuen wir besser, beisammen zu bleiben und zu sehen, wo das hinaus will!

(Anna kommt von rechts vorn auf die Bühne geeilt.)

Anna. Wo steckt mein Bauer? Den ganzen Tag ist er mir nicht heimgekommen. Sitzt er in der Schenke? Ist doch früher nicht Sitte gewesen bei ihm! Daheim die alte Frau spricht mit wem, und ist doch niemand

im Zimmer. Geht wohl gar der tote Bauer um! Ich weiß nicht, wo mir mein armer Kopf steht! Das Kind verschmäht meine Brust; schmeckt wohl, wie verbittert der Mutter Gemüt!

Barthel (von links in Erregung). Habt ihr's gehört? Der Bauer, der Noack-Bauer!

Findeisen. Was gibt's mit dem Noack?

Barthel. Der Justitiarius hat ihn fesseln lassen!

Anna. Meinen Bauern!

Barthel. Ja, Bäuerin! Jetzt steht er wohl schon am Schandpfahle und wird gestäupt.

Anna (aufschreiend). Barmherzigkeit Gottes.

Barthel. Gewalt, Gewalt! — Findeisen-Bauer, das geschieht Euresgleichen! Ihr Männer, das tun sie uns! Wenn wir's ertragen, sind wir ehrlose Schufte!

Findeisen. Der Noack-Bauer am Schandpfahle, sagst du?

Barthel. Er wehrte sich wie ein Löwe. Aber es waren ihrer zu viele. Ich stürzte hierher. euch zu holen. Helft!

Anna. Zeig' uns den Weg! (Barthel, Anna, Findeisen und andere ab nach links.)

(Weiber eilen über die Bühne.)

Erste Nachbarin. Sie sagen, der Noack-Bauer stehe am Schandpfahl!

Zweite Nachbarin. Ja, und soll gestäupt werden!

Mütterchen. Gestäupet! — Wird einer gestäupet?

Erste Nachbarin. Ja, ja, der Noack-Bauer!

Mütterchen. O jerum, jerum! Früher da wurde jeden Tag einer gestäupet. Habe oftmals mich daran erlustieret, als ich 'ne junge Dirne war! Ist ein erschrecklich grausamer Spektakul! Das Mannsbild wird euch gefesselt, steht mit dem Hals im Eisen, und der

Scherge zerledert ihm den Rücken, so entblößet. O jerum, jerum!

Erste Nachbarin. Kommt, laßt uns das mit ansehen!

Zweite Nachbarin. Dergleichen geschiehet nicht alle Tage!

Mütterchen. Nehmet mich mit! Nehmet mich mit, ihr jungen Weiber! (Wollen ab nach links.)

(Lärm hinter der Szene. Gekreisch, Gepolter. Durch alle Ausgänge kommen Leute auf die Bühne gestürzt. Rufe: „Mord, Mord!")

Findeisen. Der stehet nicht mehr auf! Der Schädel zerschmettert wie ein Ei!

Trips. Wie er die Fesseln zerriß! Den Schergen beiseite schleudert! Den ersten besten Pfahl ergreift und sich auf den Justitiarius stürzt, das war euch eins! Kein Mensch hätte ihn hindern können!

Findeisen. Gottesgericht!

(Erneutes Gekreisch hinter der Bühne.)

Trips. Wer kommt? Was gibt's?

Erste Nachbarin. Die Schützen!

Zweite Nachbarin. Die Jäger — die Schergen!

Erste Nachbarin. Rettet euch! Sie schießen alles nieder!

(Die Weiber fliehen nach rechts.)

Findeisen. Nachbarn, 's ist Blut geflossen! Einer von uns hat Blut vergossen! Unsere Sache war gerecht im Anfang; doch nun müssen wir uns vorsehen, daß nicht des Mordes Verdacht über uns komme! Dem Mörder können wir nicht helfen. Mir ist es leid um Christian Noack. Er muß sorgen, wie er sich seiner Verfolger Hand entziehe.

Trips. Jeder sehe, wie er die eigene Haut heil aus diesem Handel trage. Ich gehe nach Haus!

Mehrere (gleichzeitig.) Ich auch — ich auch! (Alle ab nach verschiedenen Seiten.)

(Es ist inzwischen ganz dunkel geworden. Die Bühne bleibt für einige Augenblicke leer. Von links hinten zuerst Anna. Sie sieht sich um, winkt, ruft dann jemandem mit gedämpfter Stimme.)

Anna. Hier ist niemand — komm'!

(Christian erscheint in verwildertem Aufzug. Ohne Rock, das Hemd auf der Brust geöffnet. Anna führt ihn an der Hand, er blickt sich scheu um.)

Christian. Ist — dort — nicht . . .

Anna. Nein, nein! Nur der Schatten! — Wie du zitterst!

Christian. Ich zittere nicht! — Anna! — Ich war in meinem Rechte, in meinem guten Rechte! — Meinst du nicht, Anna?

Anna. Ja, ja!

Christian. Wo soll ich hin?

Anna. Still, still! Wir finden wohl ein Versteck.

Christian. An meinen Händen ist Blut! Schaff' mir Wasser!

Anna. O himmlische Barmherzigkeit! — (Von links vorn Barthel, eine Flinte in der Hand.)

Barthel. Pst! Seid ihr's?

Christian. Barthel! Hilf du!

Barthel. Geh' nicht in dein Haus jetzt. Dort werden sie dich am ersten suchen. Hier hast du ein Gewehr, im Notfall dich zu verteidigen. 's ist geladen! Versteck' dich! Ich schaff' dir eines Försters Anzug. Den ziehst du an und entfliehst. Einstweilen halt' dich hier! 's ist dunkel, niemand sucht dich hier! In diesen Torweg stell' dich! Ihr, Bäuerin, geht nach Haus!

Anna. Ich weiche nicht von meinem Bauern. Wollen sie sein Blut, so sollen sie das meine auch nehmen!

Barthel. Wie Ihr wollt! — Stellt Euch vor ihn! (Er schiebt Christian in die Nische am Torweg rechts, Anna davor.)

So! und nun bittet den Mond, daß er auf seinem Wege zögere. Ehe er herauf ist, bin ich zurück mit den Kleidern. — (Ab nach rechts.)

Christian (flüsternd). Anna, hörst du nichts?

Anna. 's ist alles still!

Christian. Mir war's, als schlügen Hunde an in der Ferne! — Anna, hast du ihn liegen sehen?

Anna. Wen?

Christian. Ihn!

Anna. Nein! Als ich kam, war alles vorüber! Ich sah dich und eilte zu dir. Die anderen standen starr vor Schreck!

Christian. Über seine Stirn lief ein rot Bächlein! Anna, ich habe nicht kalten Blutes gemordet! Der liebe Gott muß ein Einsehen haben. Ich hab's in Verzweiflung getan der Seele! Er wollte mich entblößen lassen und vor allem Volke schlagen. Da, als sie mir die Kleider abrissen . . . (Der Mond geht auf.)

Anna. Nun kommt uns der Mond! O weh!

Christian. Anna, geh' heim! Laß mich! Was willst du bei mir?

Anna. Ich weiche nicht von dir, mein Christian!

Christian. In wenigen Minuten werden sie kommen und mich finden. Dann werde ich um mein Leben kämpfen müssen!

Anna. Habe ich die guten Zeiten bei dir verlebt, will ich in den bösen erst recht zu dir stehen, mein Christian!

Christian. Ich muß fliehen, außer Landes gehen, muß Haus und Hof meiden! Hast du's bedacht?

Anna. Weiß es, mein Christian!

Christian. Werde nimmer mein Feld wiedersehen, mein Vieh.

Anna. Weiß es, weiß es wohl!

Christian. O Gott, du bist ein harter Gott! Hättest mich den Tod finden lassen sollen als Soldat! Fliehen müssen von Haus und Herd, von Weib und Kind! — — Nein, ich ertrag's nicht! Mag nicht leben als ein landesflüchtiger Schächer! Selbst stelle ich mich dem Richter. Mag er kurzen Prozeß machen! Ich will nicht länger leben! (Er ist aus der Nische getreten.)

Anna. Bist du von Sinnen! Denk' an das, was der Barthel gesagt hat! Bald wird er hier sein mit den Kleidern. (Sie drängt ihn zurück in die Nische.)

Christian. Und was ist dann?

Anna. Dann entfliehst du und ich mit dir! Wir nehmen das Kind mit uns! Die Mutter bewacht uns derweilen den Hof! (Man vernimmt Stimmen.) Ganz still! Leute!

(Von links hinten treten auf Erdmuthe und Ernstburg.)

Ernstburg. Luna lächelt vom heiteren Himmel hernieder auf die träumende Welt. Da lösen sich die Geheimnisse heimlich schmachtender Seelen, und mancher Mund, dem zarte Rücksicht Schweigen gebietet, wird kühner . . .

Erdmuthe. Er scheint dem Vetter Jobst nacheifern zu wollen, Graf! Nun ich den einen allzu faden Schwätzer los bin, übernehmt Ihr die Rolle des sentimentalen Seladons.

Ernstburg. O, schöne Frau, laßt mich endlich die Siegel sprengen, die meine Gefühle verschlossen halten, sonst schmelzen sie vor der Glut meiner Leidenschaft.

Erdmuthe. Graf, es wäre schade, wenn ich den angenehmen Gesellschafter, den ich in Euch gefunden

zu haben vermeinte, einbüßen sollte durch Eure eigene Schuld!

Ernstburg. Einbüßen sollt Ihr mich nicht! Im Gegenteil! Gestern war mir's gestattet, Euren Schleier zu gewinnen. Das war in meinen Augen nur ein Versprechen, daß Ihr Euch bald ganz . . .

Erdmuthe. Graf, ich will von dem, was ihr soeben leichthin geschwätzet, nichts gehört haben. Führt mich nach Haus zurück! Mein Gatte wird angekommen sein. Doch möchte ich Euch raten, in Eurem eigenen Interesse, seinen Argwohn nicht herauszufordern — —

Ernstburg. Ach, Euer braver Gatte! (Lacht.)

Erdmuthe. Wie's scheint, kennt Ihr meinen Gemahl nicht recht!

Ernstburg. O, ich kenne ihn! Der Freiherr ist gut und brav! Wenn er etwas weniger vom Weibe an sich hätte, wäre er mir als Mann lieber.

Erdmuthe. Graf! Wißt Ihr, zu wem Ihr sprecht?

Ernstburg. Zu einer schönen Frau, die in eines anderen Armen zu wissen mich zur Raserei treiben könnte!

Erdmuthe. Graf Ernstburg, ich bereue bitter, Euch auch nur das geringste Zeichen von Gunst haben blicken zu lassen! Ich glaubte, daß ich es mit einem Kavalier zu tun hätte! — Verlaßt mich jetzt!

Ernstburg. Nicht um die Welt, Erdmuthe! In einer solchen Nacht ein süßes Weib verlassen . . .

Erdmuthe. So schlag' ich Lärm! — Da oben ist Licht! — (Schreitet nach rechts, kommt an die Nische, wo die beiden stehen, prallt zurück.) Hier — sind Menschen!

Ernstburg. Lauscher?

Erdmuthe. Ein Weib!

Ernstburg. Heda! Kommt heraus aus eurem Versteck! Wer seid ihr?

Christian (tritt vor, das Gewehr in der Hand.) Ich dächte, ihr solltet mich kennen!

Erdmuthe. Der Bauer Noack!

Ernstburg. Spitzbube! Was hält Er in der Hand?

Christian. Ein Gewehr! Ein geladenes, Herr!

Erdmuthe. Wer ist das Frauenzimmer?

Anna (stürzt Erdmuthen zu Füßen). Ich bin sein Weib! Bin Christian Noacks Weib!

Erdmuthe. Was willst du?

Anna. Rettet ihn! Ihr seid ja schuld an allem. Ihr habt ihm den Acker zerstampft. Er suchte nur sein Recht. Im Zorn hat er gehandelt, wußte nicht, was er tat. O, wenn Ihr ein Fünklein Barmherzigkeit im Leibe habt, so rettet ihn!

Erdmuthe. Was hat dein Mann getan?

Anna. Rettet ihn! Ihr könnt es! Der, den er erschlagen, war Eures Mannes Diener.

Erdmuthe. Einen Menschen erschlagen?

Anna. Er tat's in Notwehr! Stäupen wollte ihn der Justitiarius lassen vor allem Volke. Da sprengte er die Fesseln und schlug ihn nieder!

Erdmuthe. Erschlug den Justitiarius! — Graf, habt Ihr das gehört?

Ernstburg. Ich möchte raten, zieht Euch zurück! Entweder das Weib rast oder der Bursche ist ein Verbrecher! — Kommt!

Erdmuthe. Nein! So geh' ich nicht von hinnen! Schwerer Frevel ist begangen. Verhaftet mir den Bauern, Graf!

Christian (steht im Anschlag.) Ich rat' es keinem, mir zu nahe zu kommen; er sei wer er sei! Seht Euch vor!

Ernstburg. Der Kerl sieht verzweifelt aus! Ich möchte Euren Augen Blutvergießen ersparen, Gnädigste!

Erdmuthe. Graf, Ihr rühmet Euch vorhin Eurer Bravour. Hier ist Gelegenheit, sie zu beweisen.

Ernstburg. Stellt mich einem meinesgleichen gegenüber, und Ihr sollt sehen, wie ich fechte! Doch von einem solchen Tölpel ist keine Ehre zu holen.

Erdmuthe. So versagt Ihr beim ersten Male, wo's Ernst ist! — Graf, ich lerne Euch in eigentümlichem Lichte sehen!

(Von links hinten der Freiherr, in Eile.)

Erdmuthe. Da kommt mein Herr!

Hayn. Erdmuthe! — Du!

Erdmuthe. Du kommst mir vom Himmel gesandt, Wolf! Weißt du, was geschehen?

Hayn. Wenn du den Mord meinst; soeben habe ich die furchtbare Kunde erhalten! — Wo ist Christian Noack?

Christian (tritt einen Schritt vor). Hier bin ich!

Hayn. Mörder!

Christian. Ihr dürft mich so nennen! — Doch wer mich dazu gemacht, wißt Ihr, wer's ist?

Hayn. Leg' deine Waffe nieder!

Christian. Nicht, bevor sie gesprochen! (Geht in Anschlag.)

Hayn (mit Nachdruck). Leg' deine Waffe nieder, Christian Noack!

Christian. Keinen Fuß breit näher oder . . .!

Hayn. Will doch sehen, ob du deines Herren Blut vergießest! (Tritt nahe heran.) Nun drück' ab.

Christian (legt an, setzt ab, zaudert, wirft verzweifelt die Waffe von sich). Ich kann nicht! — (Pause.)

Hayn. Christian, du bist mir verhaftet.

Erdmuthe (eilt auf ihren Mann zu). Ich wußte es, daß du ein Held bist! (Umarmt ihn.)

Hayn. Dir, Erdmuthe, eine Erklärung zu gelegenerer Zeit! — Ein Wort vor allem zu diesem Herrn! (Er tritt zum Grafen.) Ich rat' Euch, Graf, sucht Euch anderer Männer Ehefrauen aus, um mit ihnen bei Mondschein zu lustwandeln! Und erspähet anderer Untertanen Felder, um Eure Rosse darauf zu tummeln. — Ich habe von alledem soeben erst erfahren; einige Stunden zu spät, Unglück zu verhindern. Blut ist geflossen, ein Mensch vor den ewigen Richter getreten und ein anderer vor dem irdischen zum Verbrecher geworden! Und daran sind wir alle schuld!

Ernstburg. Wenn vielleicht ein Schatten von Verdacht auf diese Dame . . .

Hayn. Herr, meine Frau braucht Eurer Verteidigung nicht. Ihr seid lästig! Und ich gebe Euch den Rat, wollet Euch entfernen!

Ernstburg (tritt zu Erdmuthe). Soll das mein Abschied sein? — Zürnt Ihr mir?

Erdmuthe. Zürnen? — Wahrlich, nein! — Euch verdanke ich ein großes Glück. Ihr habt mich gelehrt, meinen Mann bewundern und über alles lieben.

Ernstburg (achselzuckend). Dann allerdings bin ich überflüssig! (Ab nach links.)

(Drei Schüsse fallen kurz hintereinander in der Nähe.)

Anna. Hilf Gott, die Häscher!

Hayn. Wer schießt in meinem Dorfe?

(Leute kommen auf die Bühne gestürzt, unter ihnen Krone, Findeisen-Bauer, Trips.)

Trips. Sie haben den falschen geschossen! Barthel liegt im Blute!

Hayn. Wer ist geschossen?

Trips. Der Barthel Noack! Er schlich sich an den Zäunen hin, trug etwas auf dem Arme. Die Jäger hielten ihn für den Mörder, schossen flugs hinter ihm drein!

Findeisen. Er liegt von Kugeln durchbohrt, wie ein Stück Wild!

Christian. Mich zu befreien ist er gestorben!

Hayn. Wer hat den Jägern Befehl gegeben, auf meine Untertanen zu schießen? Sprecht, welcher Infame hat sich dessen unterfangen? Schwer soll er mir's büßen! (Schweigen.)

Findeisen (tritt vor). Herr, der Mund, der das angeordnet, ist verstummt für alle Ewigkeit. Euer Beamter, der Justitiarius, ist Anstifter dieses Unheils. Nachbar hat er gegen Nachbar gehetzt, Untertan gegen Obrigkeit, Bauer gegen Herrschaft aufgebracht! Des leben genug Zeugen in Altenroda. Nun liegt er erschlagen von Bauernhand! Hat sein eigen Blut über sich gebracht!

Hayn. Der Unselige! Ich habe ihm allzu feste vertraut! — O, Erdmuthe, über vieles, scheint's, soll uns in dieser Nacht ein Licht aufgehen! Welch bittere Schule für dich und mich!

(Die Witib Noackin kommt von rechts hinten auf die Bühne gewankt. Man macht ihr scheu Platz.)

Christian. Die Mutter!

Witib. Wo ist mein Sohn?

Christian. O, Mutter . . .

Witib. Hast Blut an den Händen?

Christian. Ja, Mutter!

Witib. Hab's gewußt! — Komme nicht, dich anzuklagen, mein Sohn! Das mögen andere tun! Dein Vater hat dir die Hand geführt. Peter Noack ist auf-

erstanden aus der Grube. Er geht um, war bei mir, habe ihn gesehen, leibhaftig! — Er hat dir die Hand geführt! Nicht du bist ein Mörder, bist unschuldig, wie ein neugeboren Kind, mein Sohn! Sie müssen dich frei ausgehen lassen, die Richter.

Christian. Mutter, saget nicht, daß der Vater schuld sei hieran! Meine Tat ist mein! Will sie nicht hergeben oder einem Toten in die Schuhe schieben! Eine alte Rechnung war aufgelaufen zwischen den Noacks und der Gutsherrschaft; ich habe sie beglichen! Meine Tat ist mein und werde dafür büßen mit dem Leben.

Anna. Du darfst nicht sterben, wenn noch Gerechtigkeit ist in der Welt!

Christian. Ist für jeden Stand Gerechtigkeit in der Welt, Anna, nur nicht für den Bauern!

Anna (wirft sich dem Gutsherrn zu Füßen). So fleh' ich Euch um Barmherzigkeit! Ihr kennt den Christian von Jugend auf! Ihr wißt, daß er nicht schlecht ist! Wenn er gefehlt, so geschah's, weil er in seiner Ehre gekränkt ward.

Findeisen. Hört auf das Weib, Herr! Christian Noack ist nicht schlecht!

Mehrere. Gnade, Herr! Laßt Gnade vor Recht ergehen!

Anna. Ja, laßt Gnade ergehen vor Recht!

Christian. Steh' auf, Weib! (Reißt sie empor.) Und wenn er mir die Freiheit schenkte, ich nehme sie nicht! Will keine Gnade von denen da!

Erdmuthe (zu ihrem Gatten tretend, eindringlich). Mir ist es, Wolf, als sollte ich dich bitten für diesen Mann! Liegt es in deiner Macht, ihn zu retten, so tue es!

Hayn. O Amt der Obrigkeit, wie bist du schwer! —

Mir blutet das Herz, Erdmuthe! Bitterer ist diese Erfahrung als alles, was ich je erlebt! Doch helfen kann ich nicht! Blut fordert Blut!

Anna. So sterbe ich mit dir, Christian!

Christian. Nein, Anna, du sollst leben! Du hast einen Sohn! Erziehe ihn — erzieh' mir meinen Jungen . . . (Bedeckt die Augen.)

Hayn. Christian, das laß meine Sorge sein! Ich schwöre dir's, gut will ich an deinem Sohne machen, was an dir verbrochen ist! Alle, die ihr hier steht, seid dessen Zeuge: in meiner Obhut soll dieses Mannes Kind aufwachsen!

Christian. Und ihr alle seid Zeuge, daß ich dem Edelmann verbiete, sich meines Kindes anzunehmen! Ein Bauer soll der Junge werden, ein Bauer mit steifem Nacken und trotzigem Mut, kein Lakai! Alles Elend, das mich und die Meinen getroffen, kam uns von Euch und Euresgleichen! Ich ließ mich verlocken, Euch zu trauen; das war mein Unglück! Nun büß' ich meine Dummheit mit dem Leben. — (Pause.) Nicht ich gehöre vor den Richter, sondern Ihr! (Pause.)

Hayn. O, wie sein Wort mich trifft!

(Der Vorhang fällt.)

Ende.

Andreas Bockholdt.

Tragödie in vier Akten.

Personen.

Andreas Bockholdt, Dr. med., Anstaltsarzt.
Ernestine, seine Frau.
Frieda, beider Tochter.
Mühling, Ernestinens Bruder, Landgerichtsrat.
Wangemann, Anstaltsgeistlicher.
Korinski, Dr. Bockholdts Schreiber.
Lorenz, ehemals Gärtner bei Dr. Bockholdt.
Brutke, Anstaltsgefangener.
Anna, Mädchen bei Bockholdts.
Karl, Laufbursche.
Salzmann, Gefangenenwärter.

Zeit: Gegenwart.

Alle vier Akte spielen in Dr. Bockholdts Hause.

Erster Akt.

(Familienzimmer bei Bockholdts. Mitteleingang führt auf den Korridor. Tür links nach dem Eßzimmer, Tür rechts nach des Doktors Studierzimmer. — Bürgerlich gediegene Ausstattung, die von Wohlhabenheit zeugt, ohne prunkhaft zu sein. Dienstmädchen Anna ist mit Abstäuben der Möbel beschäftigt. Derbe Gestalt, einfältiges Gesicht. Schürze, Haube, bloße Arme. Schwingt das Tuch mit ärgerlichem Eifer.)

Anna. Ich sage, wo bloß immer der Staub wieder herkommt!

(Von links tritt auf Ernestine, Vierzigerin. Ihre Schönheit ist verblüht, um so mehr haben in ihren Zügen Überlegung und Energie die Oberhand gewonnen. Abgeschlossenes Wesen. Haltung selbstbewußt. Der Gesichtsausdruck meist gelassen. Sie geht haushälterisch mit ihrem verschönenden Lächeln um. — Dunkles, einfaches Kleid.)

Ernestine. Lassen Sie's nun gut sein, Anna! Es ist ja alles in schönster Ordnung.

Anna. Ja, das muß aber doch auch, gnädige Frau! Wenn Fräulein Frieda zurückkommt, da muß alles blitzblank sein, wie geleckt!

Ernestine. Frieda wird sich wohl darum wenig kümmern.

Anna. Nu! wer so aus der Fremde zurückkommt — da sind die Leute immer sehr verwöhnt. Das heißt, unsere Frieda, die war niemals hochmütig; das ist wirklich wahr! Aber drei Jahre ist sie wohl bald fort — da ändern sich die Menschen — (hört mit Abstäuben auf, tritt zu Ernestine); darf ich mal was fragen, gnädige Frau? Fräulein Frieda wird wohl nun ganz hier bleiben?

Ernestine. Gewiß soll sie hier bleiben, im Elternhause!

Anna. Die Leute haben sich auch schon gewundert ....

(Von rechts tritt auf Korinski. Sein Alter ist schwer zu bestimmen; Wende der Dreißig. Er ist schlank, brünett, beinahe bartlos. Wohlgepflegtes Äußere. Geschmeidige Bewegungen. Sucht den harten Ausdruck seiner Züge durch glatte Verbindlichkeit zu verbergen. — Langer, schwarzer Rock. Hält eine Ledermappe in der Hand. Er verbeugt sich vor Ernestine mit Devotion. Sie erwidert seinen Gruß kaum.)

Ernestine. Anna, ist mein Mann im Studierzimmer?

Korinski (Anna das Wort abschneidend). Jawohl, gnädige Frau! Patienten sind da. Das ganze Wartezimmer sitzt voll.

(Es klingelt.)

Anna. Schon wieder! — (Ab durch die Mitte.)

Korinski. In den letzten Tagen waren auch mehrere Fremde bei uns. Des Herrn Doktors Methode ist jetzt öfters in den Zeitungen erwähnt worden. Nun fängt auch das große Publikum an ....

Ernestine (Zeichen von Ungeduld merken lassend). Ich danke!

Korinski (verbeugt sich, geht, kehrt an der Tür wieder um, nähert sich wichtigtuerisch). Gestatten gnädige Frau eine Frage: Ich weiß, daß der Herr Doktor heute Abhaltung hat — ich meine das erfreuliche Ereignis, Fräulein Friedas Wiederkehr. — Sollte man ihm da nicht die Besucher etwas vom Halse halten?

Ernestine. Hat mein Mann etwas Besonderes befohlen?

Korinski. Nein — das nicht gerade. Ich meinte nur, bei einem solchen Ereignisse in der Familie — ein Wiedersehen nach so langer Trennung — darauf könnte doch Rücksicht genommen werden.

Ernestine (mit einer nicht mehr mißzuverstehenden Kopfbewegung). Es ist gut!

Korinski. Wie gnädige Frau befehlen! — (Verbeugt sich, ab durch die Mitte.)

(Ernestine setzt sich, nimmt ein Buch zur Hand.)

(Die Tür rechts öffnet sich, durch die Spalte blickt Doktor Bockholdt. Bockholdt ist Vierziger, mittelgroß, kräftige, proportioniert gebaute Männererscheinung. Langes, weiches, etwas welliges Haupthaar. Kurz gehaltener Vollbart. Große, phantasievolle Augen. Blick eines Menschen, der mehr in der Ferne als in der Nähe sieht. Kindlich reine Züge. Gütiges Lächeln. Knabenhafte Frische.)

Bockholdt. Ernestine! Was machst du, Liebchen?

Ernestine. Ich möchte was anfangen. — Man findet nicht die rechte Ruhe heute.

Bockholdt (immer in der Tür). Mir geht's gerade so! Weißt du, ich habe schließlich die Leute weggeschickt. (Kommt nach vorn.) Es waren keine schweren Fälle! — Den heutigen Tag will ich mir nicht verderben lassen. Heute sind wir mal wieder jung — nicht? — Was, Ernestine, jung! — (Er beugt sich über sie und blickt ihr in die Augen.) Du auch, Herzchen — jung!

Ernestine (nachdenklich). Ja, ach ja! — Soweit wir's können, Andreas.

Bockholdt. Siebzehn ist das Mädel nun schon. — Herrgott, wo ist die Zeit hin! Aber nicht einen Tag wünsche ich mir weg, Ernestine, nicht einen. (Geht dabei auf und ab, Ernestine folgt ihm mit den Blicken, er sieht nach der Uhr.) Eine Stunde noch! — Zwanzig Minuten muß man bis zum Bahnhof rechnen. Wir wollen nur ja nicht etwa zu spät gehen.

Ernestine. Ich habe einen Wagen bestellt, Andreas.

Bockholdt. Recht! — Als sie wegging, trug sie noch kurze Kleider. — Ist das Zimmer fertig?

Ernestine. Alles eingerichtet!

Bockholdt. Die neuen Möbel aufgestellt? Der Schreibtisch, die Bücher?

Ernestine. Alles, alles!

Bockholdt. Und das neue Bett! Ihr altes wäre ihr doch viel zu kurz!

Ernestine. In meinen Gedanken lebt sie nur als Kind.

Bockholdt. Ich sage dir, du wirst dich wundern! — Wie lange ist's jetzt, daß du sie nicht gesehen hast, Ernestine?

Ernestine. Beinahe drei Jahre ist's her.

Bockholdt. Ja, damals war sie noch halb Kind. Ich kenne sie nun schon in einem anderen Stadium. Ich schlug dir doch vor, mit nach Zürich zu reisen, Ernestine. Du hättest es tun sollen! Nun ist dir das Kind fremd geworden. Drei Jahre ist eine lange Zeit!

Ernestine. Eine lange Zeit — eine sehr lange Zeit, Andreas!

Bockholdt. Wenn man sich überlegt, was hätte sein können, wenn man das Mädchen nicht aus dem Hause gegeben hätte! Was sie mir hätte sein können, das Kind mit seinem Temperament, seiner Liebenswürdigkeit — gerade unsereiner braucht ja so etwas Erfrischendes. Wenn man nur immer Krankhaftes sieht: Irrsinn und Verbrechen. Da geht einem schließlich das bißchen Idealismus verloren über all den Perversitäten. Da ist einem etwas Sonnenschein daheim wohl zu gönnen.

Ernestine (überlegen lächelnd). Hast du's denn wirklich gar so dunkel um dich, Andreas?

Bockholdt (bestürzt). Herr Gott! Da habe ich dich wohl gekränkt, Ernestine! (Kommt zu ihr.) So war's wirklich nicht gemeint. Ich dachte nur an meine Praxis — wirklich! Ein glücklicheres Heim als das hier gibt es ja nicht. Aber weißt du, als Gefängnisarzt! Es ist doch eben eine Atmosphäre für sich da drüben. (Weist

nach dem Fenster links.) Von der Arbeit behält man immer etwas an sich, an den Kleidern, in den Lungen. — Schließlich! Die Armen da, denen gilt ja mein Leben! Für die zu arbeiten wäre ja Freude, wenn man dürfte, wie man wollte .... nun, du weißt ja! Ich will mir und dir den heutigen Tag nicht verderben. — (Sieht nach der Uhr.) Höre mal, in einer Viertelstunde müssen wir fort, Ernestine! Besser etwas zeitiger am Bahnhof als zu spät. — — O, ich sehe sie schon vor mir: sie ist schlank, famos gewachsen. Damals, vor zwei Jahren, in Zürich, da war sie schon in deiner Größe — denke mal! — Als ich sie mir da ins Sprechzimmer rufen ließ, dieses Gefühl, Ernestine, als sich die Tür auftat, und das Mädel guckt rein; ganz Verlegenheit, ganz Überraschung! Dieses Gefühl: Das ist Fleisch von deinem Fleisch, das ist dein Kind. Herr Gott, ich glaube, das kann doch niemand so verstehen wie der Vater.

Ernestine (melancholisch lächelnd). Sollte es eine Mutter wirklich nicht verstehen können, Andreas?

Bockholdt. Höre, du bist doch nicht eifersüchtig, Ernestine!

Ernestine. Guter Andreas!

Bockholdt. Nein wirklich! — Es war doch nicht meine Schuld! Ich hätte sie doch so gern behalten.

Ernestine (nach einer Pause). Lassen wir das ruhen, Andreas! Heute kommt Frieda ja zurück.

Bockholdt. Ja, heute kommt sie zurück. Dann hast du dein Kind wieder. (Reicht ihr die Hand und will sie an sich ziehen.) Dann fängt ein völlig neues Leben an — als wenn wir gestern erst getraut worden wären, soll's dann wieder sein — nicht wahr?

(Im Augenblicke der Umarmung tritt ein durch die Mitte Korinski.)

Korinski. Bitte um Verzeihung!

Bockholdt. Was wollen Sie, Korinski?

Korinski. Verzeihung! Ich möchte nicht ....

Bockholdt. Er darf bleiben, nicht wahr, Ernestine? — Also was gibt's!

Korinski. Ich hätte die Dame abgewiesen, weil ich weiß, daß der Herr Doktor den heutigen Tag für sich haben wollen ....

Bockholdt. Wer ist's?

Korinski. Frau Hurtig! Ihr Junge ist angenommen bei Wendtlands. Sie kommt, um sich beim Herrn Doktor zu bedanken.

Bockholdt. Ist er angenommen! Das freut mich, freut mich sehr! — (Zu Ernestine.) Es handelt sich um einen Knaben. Auf der Schule haben sie ihn weggejagt, weil er einem Mitschüler Zeichenutensilien entwendet hatte. Sie hatten die unglückliche Mutter ganz verängstigt. Da kam sie zu mir gelaufen in ihrer Not. Ich habe mir den Jungen kommen lassen. — Schwach entwickelte Energie, weiter nichts. — Ich denke, jetzt ist er über den Berg! (Wieder zu Korinski.) Sagen Sie der Frau Hurtig, ich freute mich sehr, daß ihr Sohn bei Wendtlands aufgenommen worden ist; da sei er in besten Händen. Ich würde ihn nicht aus den Augen lassen; sagen Sie ihr das, Korinski.

Korinski. Sehr wohl, Herr Doktor! (Will ab.)

Bockholdt (ihm nachrufend). Und im übrigen soll sie guten Mutes sein. Ich hätte die besten Hoffnungen für ihren Sohn — sagen Sie das der Mutter, hören Sie, Korinski!

Korinski. Werde's wörtlich ausrichten, Herr Doktor. (Ab durch die Mitte.)

Ernestine. Überläßt du Korinski so etwas, Andreas?

Bockholdt. Wenn nicht ihm, wem denn?

Ernestine. Daß du dem Menschen solches Vertrauen schenkst!

Bockholdt. Ernestine!

Ernestine. Wenn ich sehe, daß du gemißbraucht wirst .... Beweise habe ich nicht dafür, wenigstens nicht solche, denen du glauben würdest. — Ich gebrauche eben meine Augen.

Bockholdt (erregt). Und bin ich etwa blind? (Ernestine schweigt, blickt ihn an.) Ich denke, ich werde dir noch den Beweis liefern, — euch allen den Beweis liefern — daß ich tiefer und weiter blicke als ihr!

Ernestine. Andreas! Wer könnte sich inniger freuen als ich, wenn du recht behieltest!

Bockholdt. Siehst du, hier mit diesem Korinski, das ist so recht charakteristisch für eure Art. Der Mann hat einen Fehltritt begangen — gut! — Nun fragt ihr nicht etwa: was hat ihn dazu getrieben? Welche Umstände: Geburt, Umgebung, Charakter, Erziehung entlasten ihn möglicherweise? — nein! — das ist euch viel zu weitläufig. Euch genügt die Tatsache: er hat Unterschriften gefälscht, vor allem, er ist vom Gericht schuldig gefunden, hat „gesessen", die „Ehrenrechte" sind ihm aberkannt. Also ist er ein Schurke, bleibt er ein Schurke, Zeit seines Lebens, er mag anfangen, was er will, er mag sich führen, wie er will, er ist und bleibt gebrandmarkt.

Ernestine. Andreas!

Bockholdt. Ich weiß, daß du ihn nicht leiden magst.

Ernestine. Das lehrt mich mein Gefühl, daß der Mensch nicht gut ist.

Bockholdt. Und das soll nun keine Unduldsamkeit sein!

Ernestine. Daß du das nicht fühlst!

Bockholdt. Nein, Gott sei Dank, das fühle ich nicht! Dann taugte ich schlecht zu meinem Berufe. Wenn ich dieses „Gefühl“ in mir aufkommen ließe, dann würde ich über die Gestrauchelten hinwegschreiten, würde dem Gefallenen noch einen Fußtritt versetzen, wie es die Gesellschaft tut. Gott bewahre mich vor solchem Gefühl!

(Er ist dabei in Erregung auf und ab gegangen, ohne Ernestine anzublicken.)

Ernestine. Andreas, ich wollte dir nicht wehe tun.

Bockholdt (vor ihr Halt machend). Nun sind wir wieder da angelangt, wo wir nicht hin wollten. — Ist es denn nur möglich, Ernestine? Auch heute wieder das leidige Thema! — Frieda sollte heitere Gesichter sehn, wenn sie kam, hoffte ich — und friedliche Gemüter finden.

Ernestine. Und gerade um Friedas willen muß ich darüber sprechen. Ist sie erst da, dann wäre es wohl zu spät.

Bockholdt (seufzt). Ich weiß ja, was du willst: Korinski soll aus dem Hause.

Ernestine. Je eher, je besser!

Bockholdt. Ich will einmal von der Ungerechtigkeit absehen, die darin liegt: einem Menschen, den man in sein Haus genommen hat, plötzlich den Stuhl vor die Tür zu setzen; nun sieh', wie du dir weiter forthilfst!

Ernestine. Korinski kommt wohl nicht zu kurz, davor braucht uns nicht bange zu sein.

Bockholdt. Siehst du, siehst du! Das ist wieder diese Härte, diese Kälte des Gefühls, die mir so furcht-

bar ist, die ich verabscheue bei anderen und die mich an dir zur Verzweiflung treiben könnte.

Ernestine. Für mich handelt es sich hier um Friedas Wohl. Sie soll nicht mit diesem unter einem Dache leben!

Bockholdt. Als er vor zwei Jahren zu mir kam, stellenlos, mit seiner vernichteten Karriere, seinen anderthalb Jahren Zuchthaus, seinem jämmerlichen Flehen, ihn doch nicht hinabsinken zu lassen in den Abgrund der Verachtung; damals dachte ich: es wird ein Versuch sein, vielleicht ein nutzloser Versuch; aber ich nahm den Kampf auf mit dem Abgrund. Das Rettungswerk gelang. — Und nun soll diese Arbeit umsonst gewesen sein, nun soll ich alles das, woran ich soviel Freude erlebt habe, so mir nichts dir nichts preisgeben — um einer Marotte willen!

Ernestine. Die Sorge für unsere Tochter ist, dächte ich, keine Marotte.

Bockholdt. Was soll Korinkis Anwesenheit dem Kinde schaden?

Ernestine. Muß ich dir das wirklich auseinandersetzen, Andreas? Du scheinst vergessen zu haben, in welchem Alter Frieda steht.

Bockholdt. Alt genug, um selbständig zu denken.

Ernestine. Aber nicht erfahren genug, um jeder Person, die ihr begegnet, den richtigen Platz anzuweisen.

Bockholdt. Da unterschätzt du sie, Ernestine. Du kennst eben Frieda nicht.

Ernestine. Wie sie geworden ist, das werden wir ja erst sehen.

Bockholdt. Was hat das Mädel für Fragen an mich gestellt, damals in den drei Tagen in Zürich! —

Das hatte ja von klein auf diesen Wissensdrang. Alles erforschen! — In der habe ich meine Tochter wiedererkannt — wahr und wahrhaftig! — Wie ich mich auf das Mädel freue! Ich kann's ja gar nicht sagen! Die versteht mich! Nun werde ich einen Kameraden haben!

Ernestine (die ihn mit ernsten Blicken beobachtet hat). Andreas! Du wirst dir Zurückhaltung auferlegen müssen. Du wirst auf deine Worte acht haben müssen. Ich habe zu manchem die Augen zugedrückt, weil — kein Kind im Hause war. Aber wenn nun Frieda wiederkommt, möchte ich, daß hier alles klar und rein sei — alles für ein junges Mädchen berechnet — wie für eine Braut ....

Bockholdt. Ernestine, bin ich denn roh, bin ich gefühllos? Herr Gott, wenn ich dächte, etwas könnte diesen Spiegel trüben! Frieda könnte hier etwas sehen, etwas hören ... das ist ja alles Unsinn! Du malst wieder mal alles schwarz in schwarz, siehst etwas, wo nichts ist.

Ernestine. Ich habe Erfahrungen, Andreas! Ich habe manches ferngehalten ....

Bockholdt. Bin ich ein Vater, der sein Kind verdirbt?

(Anna tritt ein durch die Mitte.)

Anna. Herr Doktor!

Bockholdt. Was gibt's denn schon wieder?

Anna. Es ist einer draußen, der nicht fortgehen will.

Bockholdt. Ich kann jetzt niemanden annehmen. (Sieht nach der Uhr.) Wahrhaftig, es ist die allerhöchste Zeit. Ernestine, wir müssen fort. (Zu Anna.) Sagen Sie dem Herrn, daß er ein andermal wiederkommen möchte.

(Ernestine macht sich inzwischen zurecht zum Ausgehen.)

Anna. Er ist hier früher im Hause gewesen.

Bockholdt (stutzt). Hier bei uns! — Wer soll das sein?

Anna. Lorenz! und er müßte den Herrn Doktor dringend sprechen.

Bockholdt. Lorenz! Wie, Lorenz! Aber der ist doch jetzt in Frankfurt. — Etwa auf der Durchreise?

Anna. Er müßte mit dem Herrn Doktor sprechen, sonst wäre er elend, sagt er.

Bockholdt. Ernestine, kann ich dich allein zur Bahn fahren lassen?

Ernestine. Du mußt wissen, ob das hier so wichtig ist, Andreas!

Bockholdt. Wichtig? — Natürlich wichtig! Ich kann mir schon denken, was er will! — Du besinnst dich doch auf Lorenz, der mir noch immer die dankbaren Briefe schreibt? — Kann mir schon denken, kann mir alles denken! Sein alter Fehltritt! — (Zu Anna.) Er soll hereinkommen. (Anna ab.) Nimmst du mir's übel, Ernestine? Siehst du, solch einen Menschen abweisen, das würde mir Tag und Nacht keine Ruhe lassen. Sie sind ja immer etwas mißtrauisch, die Unglücklichen. Sie haben alle etwas behalten: eine Ängstlichkeit von dem Feuermale, das ihnen eingebrannt worden ist . . . .

(Anna läßt Lorenz ein durch die Mitteltür.)
(Lorenz ist in Wanderkleidern. Hut und Stock. Gedrungene Gestalt, bärtiges Gesicht, ausgearbeitete Hände. Abgehärmte Züge.)

Bockholdt. Grüß Gott, mein guter Lorenz!

Lorenz (anfangs gedrückt). 'n Tag, Herr Doktor! (Zu Ernestine, vor der er sich linkisch verbeugt.) 'n Tag, Frau Doktorn!

Ernestine (ihm die Hand reichend). Guten Tag, Lorenz! Lange haben wir uns nicht gesehen.

Lorenz. Ach Gott, ne, Frau Doktor! Ach Gott, ja, Herr Doktor, ich hatte immer gehofft, hierher brauchte

ich nicht wieder zu kommen. — Der Herr Doktor verzeihen mir, ich bin ja so glücklich gewesen hier im Hause . .

Bockholdt (ihn unterbrechend). Lassen Sie, guter Lorenz! — Ernestine, du mußt fort! Sonst kommt uns das Kind an, und niemand ist am Bahnhof, sie zu empfangen. Du wirst ihr erklären, warum ich nicht mitkomme; sie wird das nicht verstehen.

Ernestine. In einer halben Stunde hast du sie hier, Andreas!

Bockholdt. Nun, Lorenz, zu Ihnen! — (Setzt sich, weist Lorenz einen Platz an.)

Lorenz (die Augen am Boden). Ach Gott, ja, Herr Doktor! — es ist eben keine freudige Veranlassung, was mich hereinbringt. Das sind eben so Sachen. — Man denkt's nicht, wie die Menschen sind gegen unsereinen.

Bockholdt. Nun sprechen Sie nur offen, Lorenz!

Lorenz. Ja, zu Ihnen kann man's ja sagen; das ist wirklich wahr! — Sie glauben's einem, daß man kein schlechter Mensch ist, wenn einem auch mal ein Unglück passiert ist. — Also ich hatte doch so eine gute Stelle in Frankfurt als Gärtner in den städtischen Anlagen . . . .

Bockholdt. Ich weiß, Lorenz, Sie haben mir das geschrieben.

Lorenz. Die Stelle hätte ich auch nie und nimmer bekommen, wenn der Herr Doktor nicht war — ich meine, wenn ich das gute Zeugnis nicht mitbekommen hätte.

Bockholdt. Sie haben mir ja auch meinen Garten zu voller Zufriedenheit besorgt.

Lorenz. Nun war ich also in Stellung. Und weil ich mein Auskommen hatte, dachte ich, da kannst

du auch heiraten. — Der Herr Doktor wissen, die Bilder von Weib und Kind habe ich ja an die Frau Gemahlin geschickt und bin auch soweit ganz glücklich. Da muß mich so was treffen —! (Stützt den Kopf in die Hand. — Pause.)

Bockholdt. Mein Guter! Betrifft's denn die Familie?

Lorenz. Ach Gott, nein! die sind gesund. Hören Sie nur, Herr Doktor! — Zehn Jahre ist's doch jetzt bald her, daß ich da drüben frei gekommen bin. Ich denke doch, nun wird mir das nicht mehr anhängen. Ich war schon ganz sicher; anfangs hatte ich freilich Angst, daß es rauskommen könnte — aber nach zehn Jahren ....

Bockholdt. Sie hatten nichts gesagt, daß Sie gesessen haben, Lorenz?

Lorenz. Herr Doktor! Wenn ich das den Leuten auf die Nase binden wollte, dann Prost die Mahlzeit! Da hätte ich niemals eine Stelle bekommen; da hätte ich Steine klopfen können oder verhungern — wer von da drüben kommt, dem traut niemand nichts Gutes mehr zu.

Bockholdt. Und da haben Sie das also all die Zeit über verheimlicht?

Lorenz. Kein Mensch hat was erfahren. Nur meiner Frau habe ich's gesagt; die weiß alles.

Bockholdt. Hat man Sie denn nicht nach Ihrer Vergangenheit gefragt?

Lorenz. Ich ging eben so weit weg von hier, damit mir das nicht nachlaufen sollte. Und dann hat mir das gute Zeugnis vom Herrn Doktor viel geholfen — — ach Gott, Herr Doktor! Ihnen brauche ich das doch nicht erst zu sagen, wie's unsereinem zumute ist. Ich habe ja Unrecht begangen, aber ich war doch nicht schlecht

ich habe mir's doch nicht vorher überlegt — es kam doch so über mich, daß ich nicht anders gekonnt habe. Tritt da ein Mensch vor dich hin, ein ganz gemeiner Lump, schimpft dich, macht dich schlecht, und das auf dem Tanzsaal, vor der ganzen Gesellschaft — wenn man da nicht mehr weiß, was man tut! — wenn einer da zuschlägt! — Und unglücklich treffen muß man auch; deshalb ist man doch kein schlechter Kerl, Herr Doktor! Gefährliche Körperverletzung nannten sie's bei Gericht; aber ich hab's doch nicht gewollt! Nur züchtigen habe ich den Menschen wollen für seine Rede. Und dafür wird man zusammengeworfen mit Dieben und Einbrechern, als wäre man unehrlich. — Schlecht bin ich gewesen, Herr Doktor, verzweifelt schlecht; aber nicht damals! Nachher bin ich schlecht geworden im Untersuchungsgefängnis, und dann in der Zelle; da habe ich alles verloren, Ehre und Gott und alles! da bin ich rein verzweifelt. Ich sagte zu mir: Haben sie dich einmal schlecht gemacht, dann willst du's auch sein. Herr Doktor, wenn Sie damals nicht waren, wenn Sie mich nicht annahmen, da war ich verloren, so wahr ich hoffe, selig zu werden. Wenn ich nicht in Ihr Haus kam, wenn Sie nicht so für mich sorgten, Sie und Ihre liebe Frau Gemahlin, da stünde ich nicht so vor Ihnen jetzt — wer weiß, wo ich da jetzt wäre! Und das — Herr Doktor — das werde ich Ihnen nie vergessen! (Er ergreift Bockholdts Hand, will sie küssen; der Arzt wehrt ihm.)

Bockholdt. Das lassen Sie, Lorenz! Wäre nicht das Zeug an Ihnen dazu, ich hätte Sie auch nicht retten können. — Nein! das verdanken Sie sich selbst. — Aber nun erzählen Sie mir mal: Was wurde denn weiter?

Lorenz. Ich kam vorwärts in meinem Berufe,

ich rückte auf. Dann machte ich mich auch sonst nützlich. Die Kassen wählten mich zum Obmann. Überall sahen mich die Leute gern. So war ich ganz sicher geworden, ich dachte: 's ist Gras darüber gewachsen. Und da trat ich auch in einen Verein ein, den die Kollegen unter sich gebildet hatten: ein Jahr war ich erst drin und auch schon in den Vorstand gewählt, da führen sie eines Tages ein neues Mitglied ein. Ich denke mir gar nichts dabei, und denken Sie sich, der Mensch ist hier gewesen in der Stadt, weiß alles von mir, und erzählt's den Leuten. Nun fragen sie mich — denn keiner wollte es zuerst glauben — da mußte ich aus dem Verein raus und aus den Ehrenämtern und dann kündigte mir auch die Gartenverwaltung. Es täte ihnen leid um mich und sie sähen mich ungern gehen, aber unter diesen Umständen könnten sie mich nicht behalten.

Bockholdt (erregt). Ah! daran erkenne ich sie wieder, unsere Gutgesinnten!

Lorenz. Ja, und so bin ich um meine Stelle; nun kann ich wieder von vorne anfangen.

Bockholdt (auf und ab schreitend, zu sich selbst). Überall dasselbe! Alle Arbeit ist umsonst — — Parias, Parias! ...

Lorenz. Und alles, was ich mir erarbeitet hatte, das Ersparte, ist auch schon hin. Ich habe nach Arbeit gesucht zwei Monate über. So was redet sich schnell rum; kein Mensch will mich anstellen.

Bockholdt. Schrecklich!

Lorenz. Da sage ich zu meiner Frau: nun bleibt mir nur noch eins auf der Welt, Pauline, das ist Herr Doktor Bockholdt; wenn der mir nicht helfen kann, dann müssen wir auf die Straße, Pauline, habe ich gesagt. — Dann haben wir uns beredet, und das Geld habe ich noch mühsam zusammengekratzt zum Billett — und

da bin ich eben hier, Herr Doktor; ob Sie mir nicht vielleicht was verschaffen möchten, Herr Doktor! — Arbeit zu Brote — denn ich habe vier Kinder, Herr Doktor, — vier Kinder!

Bockholdt. Sehen Sie, das war ein vernünftiger Gedanke von Ihnen, Lorenz! Ein famos vernünftiger Gedanke von Ihnen!

Lorenz. Herr Doktor, Sie sind ja der einzige Mensch, der für unsereinen ein Herz hat.

Bockholdt. Daß Sie das glauben, Lorenz, freut mich von Herzen! Sehen Sie, meine ganze Liebe gilt ja euch Unglücklichen. Das ist mein Beruf! — Ich kann Ihnen versichern, guter Lorenz, die Arbeit wird einem schwer genug gemacht. Nicht von euch und euresgleichen — o Gott, nein! von ganz anderen — — Dann tut es einem wohl, mal so einen zu sehen wie Sie! Das stärkt, das gibt wieder Mut. — Und das schwöre ich, ich werde Euch nicht im Stiche lassen, mag kommen über mich, was will! Ihr seid mir anvertraut, und ich werde Euch herausführen aus Eurer Knechtschaft! — (Nahe an Lorenz herantretend, ihm ins Auge blickend, bedeutungsvoll.) Sie glauben an mich, Lorenz?

Lorenz. Ja, Herr Doktor! Ich weiß ja, wie gut Sie sind, und wie Sie's mit unsereinem meinen — so treu . . .

Bockholdt. „Treu", das war das richtige Wort, Lorenz! Treu will ich sein, mir selbst und damit treu gegen Euch. Denn meine Sache ist es, euch zu befreien . . .

(Durch die Mitte kommt hereingestürzt in freudiger Erregung Anna.)

Anna. Herr Doktor, Herr Doktor! Sie sind unten — der Wagen — Frieda, unsere Frieda ist drinne . . . .

Bockholdt. Gehen Sie hinunter, Anna! Helfen Sie das Gepäck herauftragen! —

Anna. Ja, ja, das Gepäck! — (Ab durch die Mitte.)

Bockholdt. Lorenz, meine Tochter kommt eben zurück. Sie müssen mich für heute entschuldigen. Natürlich bleiben Sie hier. Ich werde nicht eher ruhen, bis Sie wieder Arbeit und Stellung haben. Soviel Einfluß, denke ich, besitze ich noch. — Sehen Sie sich zunächst mal um, und kommen Sie zu mir, den Erfolg mitteilen — verstehen Sie!

Lorenz. Ich danke, Herr Doktor, ich danke! . .

Bockholdt (nimmt Lorenz am Arm und führt ihn nach rechts. So mein guter Lorenz, und nun gehen Sie mal hier — durch mein Zimmer.

Lorenz ab durch die Tür rechts. Bockholdt eilt nach der Mitte, trifft in der Tür auf Ernestine und Frieda. Das Mädchen umarmt ihn stürmisch.

(Das Nächste spielt sich teils im Vorsaal, zu dem die Tür offen geblieben, teils auf der Schwelle des Zimmers ab.)

Frieda. Vater! — Mein lieber Vater!

Bockholdt (mit hohen, stockenden Tönen). Frieda — Kind — mein Kind! . . .

(Neue Umarmung.)

Frieda. Vaterchen, ach Vaterchen! Wie ich mich darauf gefreut habe!

Bockholdt (zieht sie an beiden Händen über die Schwelle, tritt selbst ein wenig zurück). So ein Mädel! Nein, so ein Mädel! — Sie ist richtig so groß wie du, Ernestine; siehst du, siehst du, was ich gesagt habe!

Ernestine (zu Anna, die mit Schachtel und Tasche eingetreten ist). Auf das Zimmer, Anna — auf Fräulein Frieda's Zimmer!

Anna. Ich möchte nur, und ich wollte mir das gnädige Fräulein doch auch besehen.

Ernestine. Frieda, hier ist Anna. Kennst du die noch?

Frieda. Aber Mama! Ich werde doch unsere Anna kennen. (Reicht ihr die Hand.) Nicht ein bißchen hast du dich verändert, Anna.

Bockholdt. Was sagst du denn nun? Du sagst ja gar nichts, Ernestine! Ist sie nicht großartig? Ich finde gar keine Worte. — Ich kann mich noch gar nicht fassen — mein Kind, mein Kind!

(Anna mit dem Gepäck nach links.)

Frieda. Ach, Vater, mein lieber Vater! Wie schön das ist, wieder zu Haus zu sein — nein, das könnt ihr euch gar nicht denken!

Bockholdt. Hast du Sehnsucht nach uns gehabt, Frieda?

Frieda. Ja, — das heißt erst in der letzten Zeit, Vater. — Zu Anfang da gefiel mir's so in der Pension, da hatte ich eigentlich gar keine Lust, hierher zurückzukehren. — Du nimmst mir das nicht übel, Mutter, nicht wahr! Aber, sieh' mal, ich hatte so liebe Freundinnen dort! Die gingen später alle, eine nach der anderen, und dann kamen welche, mit denen war nichts los. — Oder kam mir's nur so vor, weil ich älter geworden war und klüger! Kurz, ich fühlte mich manchmal vereinsamt. — Ja, Vater, lache nur! — wirklich vereinsamt! Damals kamst du nach Zürich gerade zur rechten Zeit, das war für mich ein Wendepunkt. Siehst du, seitdem wußte ich doch, daß es noch etwas auf der Welt gibt, für das man leben kann. Die drei Tage, wo du in Zürich warst, Vater, die werde ich nie vergessen. — Weißt du noch unsere Spaziergänge?

Bockholdt. O, ich erst recht! Ich weiß alles, als wäre es gestern gewesen.

Frieda. Und unsere Gespräche! — Was du mir da gesagt hast über die „Entwicklung" und die „Krankheiten des Willens" —. Jedes Wort weiß ich noch. Das war mir wie eine Erleuchtung damals!

Bockholdt (mit einem besorgten Blick auf Ernestine). Kind, daß das so stark auf dich gewirkt hat!

Frieda. Ja ja, Vater! Ich schrieb damals in mein Tagebuch: „Heute habe ich meine wirkliche Konfirmation erlebt." — Denn, weißt du, die erste hier durch Pastor Wangemann damals, ehe ich nach der Schweiz ging, das hat mich ganz kalt gelassen. Aber die andere Konfirmation — dein Besuch ....

Bockholdt (zu Ernestine). Ich habe davon wirklich keine Ahnung gehabt.

(Anna ist eingetreten von links, sie tritt zu Ernestine und macht ihr eine Mitteilung. Die Hausfrau geht ab und an.)

Frieda. Und siehst du, lieber Vater, seit jener Zeit hatte ich solche Sehnsucht. Und das wurde immer stärker. Ich sagte mir, wenn du einen solchen Vater besitzest, warum mußt du dann unter Fremden sein! — — Ach, Vater, mein lieber Vater.

(Sie fällt ihm um den Hals.)

Bockholdt. Kind, Kind! — Du bist ja stürmisch!

Ernestine (von der Tür links aus). Frieda, willst du jetzt nicht auf dein Zimmer kommen!

Frieda. Ach Mamachen, bitte, jetzt noch nicht! Ich habe noch so vieles auf dem Herzen.

Ernestine. Nun, wir haben noch mehr Tage vor uns, so Gott will.

Frieda. Nein, nein! So etwas kommt nicht wieder, eine solche Stimmung. — Laß mich noch ein bißchen beim Vater, liebste Mama!

Ernestine. Nun ja, Frieda! Aber ablegen möchtest du auch.

Frieda. Das kann ich auch ebenso gut hier besorgen. (Geht vor den Spiegel, nimmt Hut und Umhang ab, ordnet ihr Haar.)

Bockholdt (ist zu seiner Frau getreten, spricht halblaut). Ist sie nicht entzückend, Ernestine? — Sind wir nicht glücklich? — Ein solches Kind! — Frisch wie Maiwuchs! Das will sich entwickeln, entfalten nach allen Seiten. Und dieses köstliche Selbstbewußtsein! — — Das ist ein Mensch, Ernestine, ein wirklicher Mensch! — O wie glücklich ich bin, wie unaussprechlich glücklich.

(Frieda kehrt sich um, kommt zurück zu den Eltern.)

Frieda. So! Das muß für's erste aushalten. Aber, nun muß ich mich hier mal ordentlich umsehen in dem neuen Hause.

Bockholdt. Ach ja, für dich ist es ja noch das „neue". So vergeht die Zeit, Ernestine!

Frieda. Du nahmst mich einmal mit auf das Baugerüst, Vater; ob ich Schwindel bekommen würde.

Bockholdt. Tat ich das? Sieh mal an, das habe ich doch ganz und gar vergessen.

Frieda. Wir stiegen ganz oben hinauf bis auf den Dachstuhl. Die Zimmerleute wunderten sich alle. Man konnte von da oben das ganze Zuchthaus übersehen. Das war mir so interessant! Ich hatte mir als Kind immer vorgestellt, wie es da hinter der hohen Mauer wohl aussehen möchte. Und nun sah ich's auf einmal, die ganze Anlage, aus der Vogelschau — den Hof, die Gebäude, auch einige Sträflinge in ihren hellen Anzügen. Das war alles ganz anders, als ich mir's ausgemalt hatte — gar nicht schrecklich; und ich war eigentlich enttäuscht, daß es so natürlich und mit rechten

Dingen da drüben zuging. (Ernestine ist inzwischen wieder nach links abgegangen.) Also das ist wohl Mamas Zimmer?

Bockholdt. Unser Wohnzimmer — hier links sind Mamas Räume. (Er schreitet nach rechts und öffnet die Tür.) Siehst du, das ist mein Studierzimmer.

Frieda. Ach, die vielen Bücher! — Was ist denn das dort auf dem Schranke?

Bockholdt. Das ist meine Schädelsammlung. Abnormitäten.

Frieda. Gott! Ist das interessant! Ich möchte ...

Bockholdt. Nein, nein! Das ist nichts für dich, Frieda.

Frieda. Nun, ein andermal! Aber dann zeigst du mir auch alles, nicht wahr, Vaterchen?

Bockholdt. Wir werden sehen!

(Bockholdt schließt die Tür, sie kommen ins Zimmer zurück.)

Bockholdt. Ja — und dann haben wir noch das Eßzimmer im Parterre, von da geht man gleich hinaus in den Garten. Ich denke, unsere Wohnung kann sich sehen lassen, und was die Hauptsache ist: man wohnt im eigenen Hause.

Frieda. Ja, hier ist's viel schöner als früher in dem engen Stadtquartier; hier ist's halb wie auf dem Lande.

Bockholdt. Einfältige Menschen haben mir's verdenken wollen, als ich mich hier ankaufte. Mein Schwager Mühling hat sich den Mund zu den Ohren geredet. Den störte vor allem die Nachbarschaft da. (Weist nach links.)

Frieda. Das Zuchthaus!

Bockholdt. Das wäre ja noch schlimmer als am Kirchhof wohnen, meinte er. Mühling hat die Ansicht,

glaube ich, daß solch eine Strafanstalt alles ringsum verpestet.

Frieda. Ach Gott, Onkel Mühling! Mit dem habe ich mich ja so wundervoll gezankt — immer!

Bockholdt. Ja, Mühling war ganz außer sich, als ich dieses Grundstück kaufte und mich hier anbaute. — Ich bin wirklich stolz auf meinen Besitz — sieh mal! (Er öffnet das große Fenster links. Man erblickt grüne Baumwipfel, dahinter die rote Ziegelmauer der Strafanstalt.) Was sagst du dazu? Kann sich sehen lassen — wie?

Frieda. Das ist reizend, Vater? So viel Grün. Schade, daß die hohe, kahle Mauer dort steht, die ist nicht gerade hübsch.

Bockholdt. Sage mir nichts gegen die Mauer, Kind! Die Mauer liebe ich.

Frieda. Aber sie benimmt den Blick.

Bockholdt. Sie benimmt den Blick; da hast du recht — sehr recht!

Frieda. Wie meinst du, Vater?

Bockholdt. Die Mauer, mein Kind, hat für mich eine besondere Bedeutung. Ich liebe sie, weil sie mir ein steter Mahner ist. — Siehst du, mein Kind, diese Mauer, die rings um die ganze Anstalt läuft, das ist der undurchdringliche, unübersteigliche Wall, der zwei Welten scheidet. Von jenen da drüben kann keiner zu uns herüber und wir nicht zu ihnen — es ist eine „große Kluft befestigt", wie es in der Schrift heißt. Und dabei sind es doch Menschen, Menschen genau wie wir — das darf ich sagen, der ich täglich unter ihnen bin. Nur darum scheinen sie wild und gefährlich, weil wir sie eingeschlossen haben, wie wilde Tiere in einen Käfig. Nichts als Feigheit ist diese Mauer. Feigheit der Gesellschaft, die ein schlechtes Gewissen hat, und

sich schützen will gegen die Auswüchse, die sie selbst groß zieht. Denn siehst du, Frieda, ebenso wie die Mauer jene einschließt und absperrt, so verhindert sie auch uns, zu ihnen hinein zu gehen; ja, wir wollen sie nicht einmal sehen, die Unglücklichen! Wir richten eine undurchdringliche Scheidewand auf zwischen ihrer und unserer Welt. — Das ist die wahre Bedeutung dieser Mauer, Frieda. Das bedeutet sie für mich.

Frieda. Ich glaube, ich fange an zu verstehen, Vater!

Bockholdt (mehr und mehr aus sich herausgehend). Die Mauer muß fallen, sie muß! — Das ist das größte Werk, welches die Menschheit zu vollbringen hat. Ehe das nicht getan ist, bleibt das Wort „Kultur" eine Lüge. Eine Riesenaufgabe; ich weiß es! Wert, sein Leben dafür einzusetzen. Einmal wird die Mauer ja doch fallen; so hoch sie scheint und undurchdringlich, sie ist doch nur aus Ziegeln aufgerichtet. Ist erst einmal Bresche an einer Stelle gelegt, dann bricht schnell das andere nach, dann wird der schmale Eingang nicht ausreichen, dann werden jene befreit zu uns herüberkommen, und wir werden erstaunt und beglückt erkennen, daß es Menschen sind, unsersgleichen! Dann wird die Menschheit einen großen Schritt vorwärts getan haben.

(Bockholdt schließt das Fenster, sie kommen wieder nach vorn.)

Frieda. Jetzt verstehe ich vieles — vieles . . .

Bockholdt. Siehst du, mein Kind, nun bist du eingeweiht in das, was recht eigentlich den Brennpunkt meines Daseins ausmacht. — Du bist nicht in ein Haus gekommen — laß dir das sagen — wo alltägliche Dinge auf der Tagesordnung stehen; leicht zu atmen ist diese Luft nicht. Wer in solcher Nachbarschaft (weist nach dem

Fenster) leichtlebig sein wollte, der müßte unglaublich gedankenlos und frivol sein.

Frieda. Ach Vater, ich muß dir etwas sagen!

Bockholdt. Nun?

Frieda. Ich habe etwas gelesen — eines von deinen Werken, Vater!

Bockholdt. Frieda, welches?

Frieda. „Der Verbrecher: Mitmensch oder Paria?"

Bockholdt. Das enthält ja mein Glaubensbekenntnis! — Wie bist du dazu gekommen, Frieda?

Frieda. Ja, das kam so . . . Kennst du Doktor Wentlin?

Bockholdt. Wer ist das?

Frieda. Unser Arzt in der Pension. Er fragte mich mal, ob ich mit dir verwandt sei, und als ich ihm sagte: „Doktor Andreas Bockholdt ist mein Vater," da sah er mich mit ganz besonderen Augen an.

Bockholdt. Und der hat dir mein Buch gegeben?

Frieda. Bewahre! Durch das, was Doktor Wentlin von dir gesagt hatte, war ich neugierig geworden; und dann schämte ich mich, ja, ich schämte mich geradezu. Ich sagte mir: Dein Vater ist also ein großer Mann; selbst im Auslande wird man sofort ganz anders angesehen, weil man seine Tochter ist. Und du, sein einziges Kind, weißt eigentlich gar nichts über ihn; das ist doch eine Schmach! Aber ich konnte nur das eine Buch erlangen, ganz heimlich!

Bockholdt. Du kannst doch kaum etwas davon verstanden haben, Kindchen! Es ist ein Buch für Fachleute geschrieben — polemisch, das Gegenteil von gemeinverständlich.

Frieda. Weißt du, Vater, anfangs war mir manches darin fremd.

Bockholdt. Das will ich glauben!

Frieda. Aber ich las es ein paarmal von Anfang bis zu Ende. Ich sagte mir: Das hat dein Vater geschrieben, das mußt du verstehen. Schließlich, diese Dinge sind so natürlich, und die Art, wie du es sagst, so einleuchtend — ich bin so davon überzeugt, daß du recht hast. Ich begreife gar nicht, daß es Menschen gibt, die das nicht einsehen wollen. Doktor Wentlin sagte: Du würdest noch gar nicht genügend anerkannt, und deine Lehre würde noch einmal die Welt erobern. Ja — und noch vieles andere Schöne. Und daß die Leute, die dich mit Kot würfen, nicht wert wären, dir die Schuhriemen zu lösen. Ich war ihm so dankbar dafür, dem alten Manne — er ist nämlich ein alter Mann. Einmal sagte er auch: Aus deinen Schriften wehe einem so etwas wie Morgenluft entgegen.

Bockholdt. Gott segne den Mann! So etwas wirkt ja wie Tau auf die junge Saat! Hier wird mir dergleichen nie gesagt. — Also ein alter Mann ist dein Doktor, und er glaubt an mich?

Frieda. Er sei wie Moses, sagt Doktor Wentlin, er dürfe das gelobte Land nur von ferne sehen.

Bockholdt. Herrlich! — Wenn das doch die hier alle hören könnten, die Glaubensarmen. Nicht einer ist da, der mir zujubelte, nicht einer! Sie schelten mich einen Schwärmer — Utopien sollen meine Gedanken sein . . .

Frieda. Sie müssen aber doch einsehen . . .

Bockholdt. Weil ich an den Menschen glaube.

Frieda. Wer sind denn diese?

Bockholdt. Die, die mir am nächsten stehen sollten,

das sind gerade die Ärgsten, die Verstocktesten. Am meisten finde ich noch Glauben dort, wo schon Christus seine Jünger wählte. Die da drüben, die Verachteten, die Ausgestoßenen, die glauben an mich. Die fühlen, die wissen, daß ich allein sie liebe, daß ich gern — ach wie gern — mein Herzblut hingeben würde für sie.

Frieda (tritt vor ihn hin, begeistert). Vater, als ich hierher reiste, ahnte ich, daß ich etwas Großem entgegengehe. Nun weiß ich, daß sich das erfüllt hat. Nimm mich an, Vater, als Schülerin, als Gehilfin — was du willst! Wenn ich dir nur etwas sein kann. Allein sollst du nicht mehr stehen. (Ergreift seine Hand.)

Bockholdt. Kind — Kind! — — du! . . . (Umarmung.) Nun habe ich einen Jünger — einen Jünger!

(Korinski ist nach seiner Art geräuschlos von rechts eingetreten, er wird noch Zeuge der Umarmung, tritt dann vor.)

Korinski. Herr Doktor!

Bockholdt (sich umwendend). Korinski! — Was? . . .

Korinski. Das Schreiben an das pathologische Institut. Genau wie der Herr Doktor angegeben haben. Soll ich vorlesen?

Bockholdt. Haben Sie die Feder mit?

Korinski. Wollen's der Herr Doktor nicht erst durchlesen?

Bockholdt. Es wird schon richtig sein — geben Sie her!

(Korinski reicht ihm Schreiben und Feder. Während der Arzt unterschreibt, beobachtet Korinski mit scharfen Blicken Frieda, die, ohne ihn zu beachten, in einem Buche blättert.)

Bockholdt. So! — (Gibt Schreiben und Feder zurück.)

Korinski. Auch die Durchsicht der letzten Druckbogen habe ich fertig.

Bockholdt. Schön, schön! — Etwas eingelaufen mit der Post?

Korinski. Nichts von Belang! Ich habe die Sachen sortiert. Der Herr Doktor werden Verschiedenes auf dem Schreibtisch finden. — Eine Anfrage vom Kreisphysikus habe ich mir gleich zu beantworten erlaubt. Ich hoffe, der Herr Doktor wird nicht ungehalten sein, daß ich . . .

Bockholdt. Bewahre, bewahre, lieber Korinski! Wozu die vielen Worte!

Korinski. Haben der Herr Doktor sonst noch Befehle?

Bockholdt. Ich wüßte nichts weiter! (Korinski will ab.) Halt, Lieber, ich muß Sie doch meiner Tochter vorstellen. Frieda, hier ist Herr Korinski — — wie soll ich Sie näher bezeichnen? — „Meine rechte Hand" könnte ich vielleicht sagen.

Korinski (hat Frieda eine tiefe Verbeugung gemacht). Das ist doch wohl allzuviel Lob — man bemüht sich ja, das Seine zu tun — man bemüht sich . . . (nach einer abermaligen Verbeugung ab nach rechts).

Frieda. Er ist dein Schreiber — nicht wahr?

Bockholdt. Wie man will! Auf den Namen kommt's ja nicht an. — Jedenfalls ist er mir sehr nützlich gewesen. Die reine Rechenmaschine ist der Mensch, versteht die Buchführung, hat meine ganze Registratur, und das will etwas heißen. Überhaupt, Korinski ist ein systematischer Kopf. Er hat mir schon viel Arbeit abgenommen, denn ich habe kein Talent für alle diese Dinge, die doch auch versehen sein wollen.

Frieda. Das trifft sich ja sehr glücklich für dich, Vater!

Bockholdt. Ja, ich werde ihn sehr vermissen.

Frieda. Du willst ihn entlassen?

Bockholdt. Es geht nicht gut anders.

Frieda. Aber — wenn er dir so unentbehrlich ist!

Bockholdt (unsicher). Es sind das Verhältnisse — — ich kann dir das nicht so erklären, Frieda. — Er ist deiner Mutter unsympathisch.

Frieda. Dann weiß wohl Mama nicht, daß er dir so wertvoll ist?

Bockholdt. Weißt du, Frieda, es gibt schließlich Gründe, deren Gewicht . . .

Frieda. Hat er denn etwas Unrechtes getan?

Bockholdt. Ich habe ihn treu und ehrlich gefunden. So lange er in meinem Dienste ist, hat er sich tadellos geführt.

Frieda. Dann, Vater, würde ich ihn nicht fortschicken!

Bockholdt. Das fühlst du auch so! Nicht wahr, es wäre eine Ungerechtigkeit? — Kind, Kind! — Du bist wahrhaftig meine Tochter!

(Es klingelt, man hört eine männliche Stimme: „Ist Fräulein Frieda schon da? . . . Wirklich!")

Frieda. Die Stimme kenne ich doch, — Onkel Mühling!

Bockholdt. Ja, es ist mein lieber Schwager!

(Durch die Mitteltür treten ein Mühling und Ernestine. Mühling ist Vierziger, nicht ohne steife Würde des Beamten. Korrekt in Haltung und Kleidung, umständlich; man merkt, daß er sich nicht bedeutend genug fühlt, um der Form entraten zu können.)

Mühling. Nein, wirklich, wenn ich dächte, ich störte euch. — Aber wo ist denn nun Frieda eigentlich?

Ernestine. Da steht sie ja vor dir!

Mühling. Das — das wäre Frieda! — Aber, die hat sich ja verändert!

Frieda. In drei Jahren hat man wohl das Recht, sich zu verändern, Onkel!

Mühling. Jetzt erkenne ich sie wieder, wenn sie so spricht.

Frieda. Übrigens könnten wir uns nun wohl eigentlich begrüßen. (Sich zu Mühling wendend.) Guten Tag, Onkel Mühling!

Mühling. Guten Tag, Frieda! Willkommen in der Heimat! (Zu Bockholdt.) Nun hättet ihr euer Kind wieder.

Bockholdt. Wir haben sie lange genug entbehren müssen; jetzt hoffen wir sie für immer zu behalten.

(Es klingelt.)

Bockholdt. Ist jemand draußen?

(Durch die Mitte tritt ein Anna.)

Anna. Herr Pastor Wangemann.

Ernestine. Wird uns freuen — ich lasse bitten!

(Anna ab.)

Bockholdt! Unser guter Pastor!

(Mühling ist zu seiner Schwester getreten, spricht halblaut mit ihr.)

Mühling. Ich habe mir die Sache mit eurem Korinski im Kopfe herumgehen lassen, Ernestine! Schon des Odiums wegen muß er aus dem Hause kommen. Es wird so wie so genug über euch gesprochen . . .

Ernestine. Ach, das wäre mir das wenigste!

Mühling. Nein! Es ist nicht gleichgültig, was die Leute von einem denken! Reinliche Wäsche! Das ist Hauptsache. — Ich habe mich nach einer Stelle für Korinski umgesehen. Ich denke, du wirst ihn los werden.

(Durch die Mitte ist eingetreten Pastor Wangemann. Wangemann ist Dreißiger, schlank, bartlos, rotblond. Durchaus pastoral gekleidet. Bewegungen etwas unbeholfen. Spuren von Askese. Durch seine mädchenhaften Züge leuchtet ein reiches Innenleben.

Er sieht sich unsicher um, macht zögernd an der Tür Halt.)

Bockholdt. Mein lieber Wangemann! Das ist ja reizend, daß Sie uns gerade heute aufsuchen!

Wangemann. Ich weiß nicht . . . ich ahnte nicht, daß Fremde . . .

Bockholdt. Hier kennen Sie alle!

Mühling. Sie werden mich doch nicht etwa verleugnen wollen, Herr Pastor!

Wangemann. Herr Landgerichtsrat — gewiß nicht! (Mit einem Blick auf Frieda.) Aber . . .

Bockholdt. Meine Tochter dürfte Ihnen doch auch keine Fremde sein!

Wangemann. Das ist — — das ist . . .

Frieda (geht auf ihn zu). Ja, das bin ich, Herr Pastor!

Wangemann (verwirrt). Ich bitte um Entschuldigung!

Frieda. Sie haben mich zu meiner Einsegnung das letztemal vor sich gesehen.

Wangemann. In der Tat — — ich hätte das nie gedacht . . .

Mühling. Ja, nicht wahr, die Jugend wächst uns über den Kopf.

Wangemann. Ich wäre nicht hierher gekommen, hätte ich gewußt . . .

Frieda. Hätten Sie gewußt, daß ich hier wäre.

Mühling. Aber das war nicht höflich von Ihnen, Herr Pastor.

Wangemann. Ich dachte — ich meinte, daß ich als Fremder nicht stören wollte . . . (wendet sich an Ernestine). Sagen Sie mir, gnädige Frau, ob ich störe?

Ernestine. Sie sind unser liebster Freund, Wangemann — das wissen Sie doch!

Wangemann. Ich kann's noch gar nicht fassen! Das also ist Frieda — Fräulein Frieda!

Ernestine. Finden Sie sie so verändert?

Wangemann. Ja! — Für mich hat es etwas — ich weiß nicht — etwas Verwirrendes. — — Das kleine Mädchen, das ich „du" genannt habe — — meine Schülerin! — Wie mag ich vor ihren Augen dastehen, wenn sie zurückdenkt, jetzt, wo sie gelernt hat zu urteilen. Ich weiß, wie unzulänglich ich gewesen, als Lehrer ... meine Kraft reichte eben nicht an meinen Willen heran.

Bockholdt (kommt von der anderen Gruppe, tritt zu ihnen). Aber lieber Pastor, das geht wahrhaftig nicht, daß Sie sich so selten machen bei uns!

Ernestine. Wir werden jetzt die Herren sich selbst überlassen. Frieda, du hast deine Einrichtung noch gar nicht gesehen.

Frieda. Ich weiß ja noch gar nicht einmal, wo ich wohne.

Ernestine. Andreas, du lädst wohl den Herrn Pastor ein, zu Tisch zu bleiben.

(Die beiden Frauen ab nach links.)

Bockholdt. Waren Sie heute schon drüben, Herr Pastor?

Wangemann. Ich komme von drüben.

Bockholdt. Mit dem Gesundheitszustande bin ich jetzt recht zufrieden.

Wangemann. O, wenn ich das doch auch von den Seelen sagen dürfte!

Mühling. Haben Sie kürzlich trübe Erfahrungen gemacht in Ihrem Amte, Herr Pastor?

Wangemann. Nichts Außergewöhnliches in letzter Zeit. Ein Tag gleicht dort dem anderen. Die Leute kommen und gehen, aber das Verbrechen bleibt. Dieselben Früchte, hervorgegangen aus der nämlichen

Wurzel: Verstocktheit, Taubheit gegen Gottes Ruf. Das ist ja gerade das Entsetzliche, diese Hoffnungslosigkeit, die Unausrottbarkeit des bösen Willens, dieses trostlose Grau in Grau der Sünde. Man bestellt einen Boden, der keine Triebkraft hat.

Bockholdt. Am Boden liegt es nicht, in dem sind viele und gute Keime. Es fehlt die Sonne; ihr habt keine Menschenliebe. — Sie, Herr Pastor, sehen im Sträfling ein sündiges Geschöpf, das von vornherein zur Schlechtigkeit verdammt ist, darum erscheint Ihnen da drüben alles grau in grau. Ich sage Ihnen, da drüben ist jeder eine Welt für sich, in seiner Art liebenswert. — Ein Beispiel für viele! Da ist dieser Brutke .....

Wangemann. Der!

Bockholdt. Du entsinnst dich vielleicht auch noch, Mühling? Der Fall machte damals viel Aufsehen.

Mühling. Welcher Fall?

Bockholdt. Wegen Totschlags wurde er verurteilt; es ist jetzt zehn Jahre her.

Mühling. Richtig! Jetzt fällt mir's ein. Brutke hatte seine Geliebte getötet, unter auffälligen Umständen. Was soll mit dem sein?

Bockholdt. Hört! Da müßte euer Verein mal zeigen, ob er mehr kann, als bloß Vorträge halten und Sammlungen veranstalten. — Wenn man sich einen so stolzen Titel beilegt: „Verein zur Förderung entlassener Sträflinge".

Mühling. Wir legen auch wahrlich nicht die Hände in Schoß! — was Herr Pastor? Lies doch mal gefälligst unsere Jahresberichte durch, wie vielen wir schon im Laufe der Zeit Rettung gebracht haben.

Bockholdt. In wenigen Tagen wird Brutke da drüben entlassen. Dem müßtet ihr eine Anstellung verschaffen.

Mühling. Das wird schwer halten! — Wer soll so einen anstellen?

Bockholdt. Aha!

Mühling. Da ist das beste: Korrektionshaus oder wenigstens Polizeiaufsicht.

Bockholdt. So schnell seid ihr auf dem Grunde eurer Christenliebe angelangt! Und ihr wollt Menschenfischer sein?

Wangemann. Ich dächte, Herr Landgerichtsrat, es wäre Ehrenpflicht für uns, hier zu helfen; schon um dem Herrn Doktor einen besseren Begriff von unserem Vereine beizubringen.

Mühling (achselzuckend). Ein Totschlag! — Ein nachgewiesener Totschlag!

(Von links her kommt ins Zimmer gestürzt Frieda. Sie eilt auf den Vater zu, den sie stürmisch umarmt.)

Frieda. Mein lieber, guter Vater!

Bockholdt. Kind — Kind, du erstickst mich ja!

Frieda. Ich danke dir so — danke dir ... Der Schreibtisch — der reizende Schreibtisch! Und die Bücher! Ein ganzes Brett voll — entzückende Bücher!

Mühling (komisch). Haben gewiß recht schöne Einbände, Frieda?

Frieda. Ja, Onkel, die haben sehr schöne Einbände —! Aber in einem Jahre da werden sie ganz häßlich sein und schäbig und zerfledert.

Mühling. Sieh mal an, gehst du so mit den Büchern um!

Frieda. Bei den langweiligen bleiben die Einbände schön, aber die interessanten, die zerlese ich.

Mühling. Danach könnte man ja aus dem Bücherdeckel deinen Geschmack erkennen!

Frieda. Kann man auch! Zum Beispiel der Gerok, der hat einen Einband wie neu — tadellos, sage ich dir, Onkel; aber den Gustav Freytag, den kauft mir kein Trödler mehr ab.

(Hinter der Szene hört man Ernestinens Stimme: „Frieda — Frieda!")

Da rufen sie mich schon wieder! Adieu, Papa! Habe Dank! — (Eilt nach links ab.)

Mühling. Ein Frauenzimmer ist das! Stets mit der Antwort fertig!

Wangemann (für sich). Der Gerok . . . meine Konfirmationsgabe!

Bockholdt. Wie, Herr Pastor, Sie wollen doch nicht etwa gehen?

Wangemann (der seinen Hut ergriffen hat.) Ich wollte, Herr Doktor . . .

Bockholdt. Das geht auf keinen Fall! Meine Frau rechnete auf Sie bei Tisch; wir wollen Friedas Rückkehr feiern. Wir hoffen, daß ihr beide . . .

Mühling. Aber, meine Sitzung!

Bockholdt. Die wird sich wohl verschieben lassen.

Wangemann. Ich bitte, mich zu entschuldigen.

Bockholdt. Sie bleiben; ich sage Ihnen, Sie bleiben! Geben Sie her (nimmt ihm den Hut ab). Solch einen Tag gibt's nur einmal; ich habe nur eine Tochter. Im Keller ist alter Rheinwein, den müßt ihr mir kosten helfen. Ihr bleibt also!

Mühling. Ich wünschte übrigens auch noch ein Wort mit dir, Bockholdt. Ich weiß nicht, ob Ernestine dir's schon gesagt hat; es ist mir endlich gelungen, für deinen Schreiber etwas ausfindig zu machen.

Bockholdt. Für Korinski?

Mühling. Ja! eine Stelle, eine gute Stelle sogar. Die Leute wollen ihn nehmen, trotz seiner Vergangenheit.

Bockholdt. Ich gebe ihn ungern her! Er ist jetzt über zwei Jahre in meinem Hause. Ich habe ihn nach jeder Seite hin erprobt. Er würde sich, glaube ich, bedenken, eine gebrauchte Stahlfeder von mir sich anzueignen. Und weißt du, Mühling, weshalb er da drüben war? Urkundenfälschung und Betrug, anderthalb Jahre!

Mühling. Dann hat ihn also die Strafe gebessert!

Bockholdt. Nein, die hat ihn geknickt, die hatte alles in ihm verwüstet, was zukunftskräftig war. — Den Menschen habe ich emporgehoben. Diese Auferweckung von den Toten, das ist meine Tat.

Mühling. Das wäre ja ein Wunder!

Bockholdt. Nun gut, so laß es ein Wunder sein! Aber glaube an die Kräfte, die es hervorgerufen haben; sie heißen: Liebe zum Menschen und Glauben an die Güte des Menschen. Herr Pastor, Sie werden doch die Wirkung jener Kräfte: Liebe und Glauben, nicht leugnen wollen?

Wangemann. Wenn sie von oben empfangen sind, Herr Doktor — wenn sie vor allem gepaart sind mit dem Bewußtsein, daß die Menschenkraft schwach ist . . .

Bockholdt. Nein, nein! damit kommen Sie mir heute nicht! — Ich werde Korinski hereinrufen; er mag sich selbst vorstellen!

Wangemann. O, ich kenne Korinski! Ich kenne ihn recht gut. Er gehört der Vereinigung der

„christlichen Brüder“ an. Er ist eines unserer regsten Mitglieder.

Mühling. Sie loben ihn also auch?

Wangemann. Ich muß zum mindesten sagen, daß er bescheiden ist und — soweit man als Mensch die Herzen künden kann — daß er von Besserungsstreben beseelt scheint.

(Bockholdt hat inzwischen Korinski von rechts her herbeigerufen.)

Bockholdt (mit Korinski vortretend). Sie kennen ja die beiden Herren, lieber Korinski!

Korinski (sich vor Mühling verbeugend). Wenn sich der Herr Landgerichtsrat noch entsinnen!

Mühling. Gewiß — natürlich!

Wangemann (ist auf Korinski zugegangen, reicht ihm die Hand).

Korinski. Der Herr Pfarrer haben sich meiner stets freundlichst angenommen. Ich war gestern in der Vereinigung.

Wangemann. Ist mir nicht entgangen, Korinski!

Bockholdt. Lieber, hören Sie mal!

Korinski. Herr Doktor!

Bockholdt. Daß Sie nicht für immer in meinem Hause bleiben können, ist Ihnen bekannt. Es handelt sich nun darum, etwas für Sie ausfindig zu machen. Hier der Herr Landgerichtsrat glaubt etwas Passendes gefunden zu haben.

Korinski. Dürfte ich — ein Wort — Herr Doktor?

Bockholdt. Die Herren hier sollen alles hören.

Korinski. Kann ich nicht in Ihrem Hause bleiben, Herr Doktor? Ich würde mir doppelt Mühe geben, um zu genügen. Ich fühle mich hier so geborgen!

Mühling. Aber Sie wollen doch auch vorwärts kommen, Korinski!

Korinski. Ich will gern auf alles verzichten, wenn ich nur hier bleiben darf. Herr Doktor, wenn Sie mich von sich stoßen, werde ich unglücklich.

Mühling. Haben Sie denn nicht das Bedürfnis, etwas vor sich zu bringen, haben Sie gar keinen Ehrgeiz?

Korinski. Mein Ehrgeiz ist, von der großen Dankbarkeitsschuld, die ich hier stehen habe, etwas abzutragen. Was wäre aus mir geworden, ohne den Herrn Doktor?

Bockholdt. Seht ihr's — seht ihr's!

Mühling. Aber wenn Sie hören, daß die Verhältnisse hier im Hause Ihr Fortgehen nötig machen!

Korinski. Ich kann bloß soviel sagen: wenn ich gezwungen werde, dieses Haus zu verlassen, dann bin ich verloren. Das, was ich hier hatte, kann durch nichts ersetzt werden. Hier genoß ich Liebe und Vertrauen; das ist mein Halt gewesen.

Bockholdt. Hört ihr's — hört ihr's!

Wangemann. Ein Mann muß auch allein stehen können in Anfechtung, Korinski!

Korinski. Wir sollen auch nicht auf unsere Kraft pochen, Herr Pfarrer! Man mag mich von hier verjagen! — Ich muß mich ja fügen . . .

Bockholdt. Nein, wahrhaftig, das soll nicht sein! Eine solche Verantwortung mag ein anderer auf sich nehmen!

Korinski. Ich darf also bleiben?

Bockholdt. Es bleibt beim alten zwischen uns!

Korinski. Das macht mich unaussprechlich glücklich!

Bockholdt. Gehen Sie nur einstweilen hinüber, Lieber! (Korinski mit einer Verbeugung ab nach rechts.) Nun, was sagt ihr nun?

Mühling. Ich fürchte — ich fürchte! . . .

Wangemann. Mir hat dieser Korinski heute keinen günstigen Eindruck gemacht.

Bockholdt. Ach, ihr seid unverbesserliche Skeptiker!

Mühling. Und dich macht dein Idealismus blind, Schwager!

(Der Vorhang fällt.)

Zweiter Akt.

Szene: Doktor Bockholdts Studierzimmer. Es ist durch eine Schranke in zwei ungleiche Hälften geteilt. Rechts die kleinere Abteilung enthält die zum Berufe des Arztes notwendigen Instrumente, Apparate, Bücher, Akten, Schädelsammlung, Schreibtisch. Links die größere Abteilung, die zum Empfangsraum dient, ist wohnlich eingerichtet.

Drei Eingänge. Der Eingang rechts führt zur Dunkelkammer des Arztes, der Mitteleingang auf den Korridor, die Tür links zu den Familienräumen. Korinski ist am Schreibtisch beschäftigt mit Briefschaften, befeuchtet den Stempel, drückt ihn auf ein Schriftstück.

Korinski. „So!" (kuvertiert das Schreiben. — Es klopft.) Herein!

(Es tritt ein durch die Mitteltür Karl, der Laufbursche. Halbwüchsiges Bürschchen. Blauer Kittel, Mütze mit Kokarde, trägt im Arm Pakete, räuspert sich.)

Karl. Guten Morgen.

Korinski. Wer ist da?

Karl. Ich!

Korinski. Schafskopf! „Ich" ist jeder.

Karl. Ich bin's, Herr Korinski, der Laufbursche.

Korinski. Denkst du, ich kenne deine dumme Stimme nicht.

Karl. Aber Sie fragten doch, Herr Korinski.

Korinski. Komm hierher!

Karl (begibt sich nach rechts, wo Korinski noch immer am Schreibtisch beschäftigt ist). Guten Morgen, Herr Korinski.

Korinski. Die geistreiche Bemerkung hast du schon einmal gemacht. — Was ist da drinne?

Karl. Für die Wirtschaft!

Korinski. Das hier?

Karl. Vom Bandagisten für den Doktor.

Korinski. Wie steht's mit meinen Besorgungen, Bengel?

Karl (greift in seine Brusttasche). Hier war der Tabak.

Korinski. Gib her! (Nimmt ein Zinnkästchen in Empfang mit türkischem Tabak, riecht daran.) Ah, prima! — (Der Junge folgt ihm mit neugierigen Blicken). Paß mal auf, Bengel! (Nimmt Tabak und Seidenpapier, dreht eine Zigarette, leckt.) So! Nun Feuer! — Pikkolo — Feuer! (Karl zündet ein Streichholz an, hält es hin.) Pff — Pff! — Hast du anschreiben lassen?

Karl. Jawohl, Herr Korinski!

(Es tritt ein durch die Mitte Dienstmädchen Anna.)

Korinski. Ah! — Sie reizendes Geschöpf!

Anna. Wer raucht denn hier?

Korinski. Ich bin so frei!

Anna. Das leidet die Herrschaft nicht, die Gnädige hat's neulich erst gesagt.

Korinski. Die hat gar nichts zu sagen! — Hier sind wir: ich und der Doktor.

Anna. Herr Korinski! Das ist nicht hübsch von Sie! — Überhaupt, das ist gar nicht gebildet von Sie!

Korinski (zu Karl, der mit dummdreistem Gesichte zuhört). Nu ab, Pikkolo! Wir wünschen allein zu sein.

(Schiebt Karl nach der Tür.)

(Anna hat angefangen die Möbel abzustäuben. Korinski beobachtet sie, faunisch lächelnd, tritt dann von hinten an das Mädchen heran, umfaßt sie mit einer blitzschnellen Bewegung.)

Anna. Großer . . . man erschreckt doch des Todes!

Korinski (sich vor Lachen schüttelnd). Balgen Sie sich schon wieder mit dem Staube rum, Anna!

Anna. Nun ja, man muß doch!

Korinski. Staub, Staub, immer Staub! Sie sind dumm, Anna! — Dabei könnten Sie's viel besser haben.

Anna (verdutzt). Wie meenen Sie das, Herr Korinski?

Korinski. Wenn Sie nicht so albern gewissenhaft wären, Anna! Was Sie für rote Arme haben!

Anna. Lassen Sie!

Korinski. Schäfchen!

Anna. Herr Korinski! Wenn Sie — — ich sag's der Herrschaft!

Korinski. Herrschaft! Für mich gibt's keine Herrschaft. Ich bin kein Dienstbote; hundertmal habe ich Ihnen das schon gesagt.

Anna. Sie sprechen immer so von der Herrschaft — so . . . Das ist nicht recht von Sie!

Korinski. Der Doktor — Gott, der Mann mag noch gehen. Aber die Frau! Die habe ich im Magen. Wenn nicht die Tochter wäre! Frieda — Friedachen! — (Schnalzt.) Die gefällt mir wirklich, Frieda gefällt mir sehr! Seitdem die bei uns ist, ist's überhaupt erst nett geworden hier.

Anna. Ich weiß gar nicht, wie Sie sind! — Das gnädige Fräulein geht Sie doch gar nichts an. Die kümmert Sie doch gar nichts, Herr Korinski!

Korinski. Wer weiß! — Kommt alles noch, Anna, kommt alles noch.

(Durch die Mitte tritt ein Lorenz.)

Lorenz. Guten Morgen beisammen!

Anna. Ach Gott, das ist ja der — der . . .

Lorenz. Lorenz ist mein Name. — Ist der Herr Doktor zu Haus?

Korinski. Der Herr Doktor ist jetzt für Bittsteller nicht zu sprechen.

Anna. Aber Herr Korinski, das ist ja der Herr, der neulich schon da war!

Lorenz. Ich bin beim Herrn Doktor in Dienst gewesen, lange ehe an Euch hier zu denken war.

Korinski. Ach, dann sind Sie also der gewisse . . .

Lorenz (sich an Anna wendend). Fräulein, Sie sind wohl so gut und melden mich beim Herrn Doktor an. Lorenz

wär' da! — Ob ich wohl mit dem Herrn Doktor sprechen könnte, wenn's nicht störte.

Anna. Schön, Herr Lorenz, werd's ausrichten.

(Anna ab nach links.)

Korinski. Haben Sie denn nun eine Stelle?

Lorenz. Wer sind Sie denn?

Korinski. Doktor Bockholdts Mitarbeiter. — Sie haben also die Stelle nicht bekommen — wie?

Lorenz. Nein! Es war nichts damit.

Korinski. Hätt' ich Ihnen vorher sagen können! Die Leute wollen Papiere sehen. „Zeugnisse" ist immer die erste Frage. (Vertraulich spöttisch.) Und wenn da irgendwo ein dunkler Punkt ist — so was Unaufgeklärtes — so ein, zwei, drei Jährchen, nicht wahr? — da wittern sie gleich was, da werden die Polizeiakten befragt, und dann ist's Essig mit Anstellung.

Lorenz. Herr Gott! Woher wissen Sie denn das?

Korinski. Mein Bester, ich bin doch schon ein paar Jahre hier in Praxis; da lernt man Leute kennen. — Weshalb haben Sie denn gesessen?

Lorenz. „Gefährliche Körperverletzung" nannten sie's.

Korinski. Sonst nichts? Keine Vorstrafen — gar keine Rückfällchen?

Lorenz. Ich habe mir freilich nie nichts wieder zu schulden kommen lassen.

Korinski. Nur nicht so zimperlich!

(Von links tritt ein Doktor Bockholdt.)

Bockholdt. Mein guter Lorenz! (Reicht ihm die Hand.) Recht, daß Sie Wort gehalten haben! — Korinski, machen Sie im Dunkelzimmer alles zurecht; wir werden Arbeit bekommen heute. (Korinski ab nach rechts.) Also, Lorenz,

wie ist es Ihnen ergangen? Ihre Mienen könnten sonniger sein. — Kein Glück gehabt?

Lorenz. Herr Doktor, ich bin wohl an fünf, sechs Türen gewesen. Die meisten wollten keinen Mann mit Anhang — nun, darein muß man sich finden. Aber dann las ich doch eine Anzeige im Blatte, wo ein Herr Stadtrat einen verheirateten Gärtner sucht. — Wohnung, Gehalt, freie Heizung, alles wie gemalt! — Ich gleich hin! Der Herr Stadtrat war auch zu Haus; ich schien zu gefallen, sollte gleich antreten dürfen. Zum Schluß hieß es: die Papiere! Ich zeige also den Lehrbrief; das war ja alles in schönster Ordnung. Aber dann kam der Haken; wo hast du die drei Jahre gesteckt? Na, ich nahm mir ein Herz . . .

Bockholdt. Sagten Sie, daß Sie da drüben waren?

Lorenz. Ne! So dumm war ich nich — ne! Ich sagte: Herr Stadtrat, ich kenne hier am Orte einen Herrn, der mich auch kennt, daß ist Herr Doktor Bockholdt, bei dem können sich der Herr Stadtrat nach mir erkundigen. Der Herr Stadtrat meinte gleich, wenn der Herr Doktor Bockholdt für mich gut sagten, dann könnte ich morgen bei ihm antreten. Und da bin ich eben hierher gekommen und wollte den Herrn Doktor bitten . . .

Bockholdt. Hm — ja! Und soll das ein Ausweis sein über Ihre Vergangenheit, Lorenz?

Lorenz. Der Herr Stadtrat soll nur sehen, mit wem er's zu tun hat.

Bockholdt. Ja, dann müßte ich doch hineinschieben, was Sie gerade verschwiegen sehen wollen.

Lorenz. Herr Doktor, darüber, daß mir das Unglück damals passiert ist, darf nichts hinein.

Bockholdt. Ja, ich sehe nicht, wie wir das vermeiden könnten.

Lorenz (verzweifelt). Dann bin ich um die Stelle. Dann bin ich brotlos mit Weib und Kind. Und die Stelle war so gut, und ich hätte was vor mich gebracht.

Bockholdt (beunruhigt). Ich kann doch nichts schreiben, was wider mein besseres Wissen ist! — Das müssen Sie doch einsehen, guter Lorenz.

Lorenz. Dann kann ich mich gleich aufhängen! — Ich bin doch ein ehrlicher Mann! Sagen Sie mir's, Herr Doktor, Sie kennen mich doch: bin ich ein Lump? bin ich ein Bösewicht?

Bockholdt. Nein, nein! Ich weiß, was an Ihnen ist, Lorenz!

Lorenz. Und nun nützt einem das alles nichts, nun müssen die unschuldigen Kinder auch noch dafür büßen, und die arme Frau! Den Jammer mag ich gar nicht ausdenken!

Bockholdt (ergriffen). Ruhe, mein lieber Lorenz — Geduld! Es ist ja schwer, ich seh's ein . . . Du mein Gott . . .

Lorenz. Da wär's ja schließlich besser, man wäre ein schlechter Kerl geblieben und hätte ein zweitesmal was angestellt, da säße ich jetzt da drüben, da wüßte ich doch weshalb . . .

Bockholdt. Ich denke, ich weiß da einen Ausweg. (Geht an den Schreibtisch, ergreift die Feder.) Ich will Ihnen hier etwas schreiben — Lorenz.

Lorenz. Ein Zeugnis?

Bockholdt (beginnt zu schreiben). „Ich bescheinige hierdurch, daß" . . . wie ist doch Ihr Vorname?

Lorenz. Traugott!

Bockholdt (schreibend). „Traugott Lorenz" . . . (liest

während des Schreibens vor): „daß ich den Traugott Lorenz für einen durchaus ehrlichen, zuverlässigen, in jeder Beziehung vertrauenswerten Mann halte, dessen tadelloser Charakter mir seit Jahren bekannt ist, und daß ich für seine Ehrenhaftigkeit volle Bürgschaft übernehme. Ich empfehle ihn" usw. . . . So, das wird doch wohl nun genügen, sollte ich denken! (überreicht Lorenz das Blatt.)

Lorenz. Herr Doktor, mein Herr Doktor!

Bockholdt. Ich habe kein Wort geschrieben, Lorenz, das ich nicht vertreten könnte! — Aber ich will Ihnen doch lieber noch eine Abschrift geben davon, 's ist zu viel drin 'rum korrigiert. (Setzt sich und schreibt das erste Zeugnis ab.)

(Steht auf, gibt Lorenz die Abschrift.)

(Mühling tritt ein durch die Mitte, hohen Hut in der Hand.)

Bockholdt. Sieh da, Mühling! So früh am Tage! (Zu Lorenz.) Gehen Sie, mein Guter, und besten Erfolg! (Lorenz ab.) Heute keine Sitzung, Mühling?

Mühling (mit verstimmter Miene). Doch, doch, bin auf dem Wege.

Bockholdt. Das ist nett — bitte, nimm doch Platz!

Mühling. Danke! Was ich zu sagen habe, ist stehend erledigt.

Bockholdt (hat Stühle herangeschoben). Setz' dich nur, setz' dich! Ist dir der gestrige Abend gut bekommen?

Mühling. Ich komme gerade, um über gestern abend mit dir zu sprechen.

Bockholdt. Mir hat's wohlgetan; ich habe ausgezeichnet geschlafen danach. Siehst du, das ist für mich so ungefähr, was bei unseren Großeltern ein Aderlaß war. Mal bißchen die alten Säfte abstoßen — das Blut in Wallung — das erfrischt!

Mühling. Erlaube mal, daß ich dir meine Ansicht sage. Es war ein Skandal, ich kann es nicht anders bezeichnen . . . .

Bockholdt. Wenn es laut herging, schließlich, so lag das an euch . . .

Mühling. Nein, das lag nicht an uns, das lag einzig und allein an dir! Ich muß es dir ganz offen sagen: es ist mir sehr unangenehm, ja geradezu schmerzlich und peinlich, daß du dich in dieser Weise vor einer ganzen Anzahl sehr anständiger Leute blamiert hast.

Bockholdt. Habe ich mich blamiert?

Mühling. Du wärest naiv genug, das nicht zu wissen!

Bockholdt. Und ich Ärmster hatte mir eingebildet, mich gegen einen Saal voll — wie sagtest du doch: „sehr anständiger Leute" wacker geschlagen zu haben. Wie man sich irren kann!

Mühling (ärgerlich). Du scheinst heute zum Scherzen aufgelegt, Bockholdt! Mir ist die Sache sehr ernst, kann ich nur sagen. Ich bin deshalb so früh aufgebrochen, um mit dir zu sprechen. . . .

Bockholdt. Nun?

Mühling. Der Landgerichtsdirektor. . . .

Bockholdt. Dein Chef!

Mühling. Jawohl, mein Chef! Aber nicht als solcher, sondern in seiner Eigenschaft als korrekter, ordnungsliebender Mann — der Herr Landgerichtsdirektor also hat mir auf dem Nachhausewege von der Versammlung gesagt, daß dein Auftreten ihm durchaus unverständlich gewesen sei . . . .

Bockholdt. Das konnte man ihm in der Tat anmerken!

Mühling. Und daß er deine Ansichten mit

deiner Stellung als Anstaltsarzt nicht in Einklang zu bringen vermöchte.

Bockholdt. Und — was weiter?

Mühling. Verstehst du denn nicht? — Weil — weil eben deine Ansichten höchst ungewöhnlich — ja man könnte sagen: umstürzend sind.

Bockholdt. Nun, gestatte mal! Eure Sitzung war eine öffentliche, nicht wahr? Die Diskussion war also frei für jedermann.

Mühling. Ja, das war sie, aber man konnte gewisse Rücksichten erwarten. Es war eine ganze Anzahl höherer Beamter zugegen und — Frauen — anständige Frauen — Damen!

Bockholdt. Es ist auch kein Wort gefallen, meines Wissens, das nicht ebensowohl jeder „höhere Beamte" als jedes junge Mädchen hätte hören können.

Mühling. Nun, die Ansichten über das Schickliche sind eben verschieden.

Bockholdt. Mühling! . . . Das ist denn doch! — Ihr ladet mich ein; es wird über „Verantwortlichkeit und Verbrechen" gesprochen. Einer meiner Freunde, Pastor Wangemann, ist der Redner. Und dieser Mann bringt Ansichten vor, die sich zu meiner Auffassung verhalten, wie — nun, wie Wasser zu Feuer. Sein ganzer Vortrag war ja, obgleich er meinen Namen nicht nannte, gerichtet gegen mich; das wußte Wangemann und das wußtest du, und so wußten es viele. — Ich sah es ja den Gesichtern an, es war darin zu lesen ein: „Nun, was sagst du dazu?" Und da hätte ich schweigen sollen? Nein, ich bin zufrieden, daß ich gesprochen habe, und auch mit dem, was ich gesagt habe, bin ich zufrieden.

Mühling. Ich kann dir versichern, wir haben wie auf Kohlen gesessen. Deine Äußerungen haben

böses Blut gemacht, Bockholdt! Du entschuldigst das „Böse“ und begünstigst es damit.

Bockholdt. Ich suche es zu verstehen. — Versetze dich nur einmal ganz in die Seele des Verbrechers! Lebe doch mit jenen! Lege einmal nur das tadellose Gewand des „anständigen Menschen“ ab, mische dich unter sie!

Mühling. Ich danke bestens dafür!

Bockholdt. Siehst du, deine Korrektheit erlaubt dir das nicht! — Nein, wir müssen alle einmal da hinabsteigen. Der Heiland fuhr zur Hölle, ehe er zum Himmel erhöht wurde. — Wir müssen die Scheu überwinden, müssen uns eingestehen, daß jene unseresgleichen sind, daß wir nichts vor ihnen voraus haben.

Mühling. Mit solchen Theorien verwirrt man die Begriffe.

Bockholdt. Ich sage dir, ich hatte noch ganz anderes in petto. Schade, ewig schade, daß euer Vorsitzender mich unterbrach.

(Von links treten ein: Ernestine und Frieda. Ernestine gekleidet wie im ersten Akt, Frieda im hellen Morgenkleid.)

Mühling. Da haben wir die Damen! — Guten Morgen, Ernestine; guten Morgen, Frieda!

Ernestine. Wie geht es dir?

Mühling. Danke, danke!

Bockholdt (der seinen Hut inzwischen herbei geholt hat). Laßt euch nicht stören, ich muß fort.

Ernestine. Um diese Zeit?

Bockholdt. Einen Sprung rüber in die Anstalt! Nur auf eine Viertelstunde — ’s ist was Wichtiges. Laßt euch nur nicht stören, Kinder!

Mühling. Für mich wird’s auch Zeit!

Bockholdt. In zehn Minuten bin ich zurück! —

Übrigens auf ein Wort! (Tritt mit Ernestine beiseite.) Ich möchte dich doch darauf vorbereiten; ich komme möglicherweise nicht allein von da drüben zurück.

Ernestine. Nicht allein? — Was soll das heißen!

Bockholdt. Ja, siehst du, ich habe da heute eine Auskultation, eine wichtige Untersuchung an einem Strafgefangenen. Übrigens, Mühling, das wird dich auch interessieren: Es handelt sich um Brutke.

Mühling. Den Totschläger! Von dem du verlangst, daß wir ihn unterbringen sollen?

Bockholdt. Der nämliche!

Ernestine. Und den willst du heute untersuchen?

Bockholdt. Ja! Seine Strafzeit geht morgen zu Ende. Nun haben sich in den zehn Jahren schwere Leiden bei Brutke ausgebildet. Ist so einer nun entlassungsfähig? Soll man ihn nicht lieber einem Krankenhause überweisen? — Die Untersuchung kann ziemlich kompliziert werden — und dabei kommt doch soviel darauf an für ihn. . . .

Mühling. Solche hartgesottene Sünder haben gewöhnlich eine Katzennatur.

Bockholdt. Ich werde die Untersuchung hier vornehmen!

Mühling. Du willst den Menschen hierher bringen?

Bockholdt. Warum nicht!

Mühling. In dein Haus?

Bockholdt. Wozu habe ich mich denn hierher gebaut? Dreißig Schritt durch den Garten, die kleine Pforte aufgeschlossen und man ist drüben! — Ein rechter Geistlicher wohnt bei seiner Kirche!

Mühling. Du bist verrückt, Bockholdt!

Bockholdt. Das Kompliment ist mir nicht neu von dir, lieber Mühling!

Mühling (sich zu Ernestine wendend). Ernestine! Das darfst du nicht dulden! Einen Verbrecher in euer Haus!

Ernestine. Andreas wird wohl seine Gründe haben, wenn er so etwas unternimmt.

Bockholdt. Ernestine, du bist eine großartige Frau! — (Zu Mühling.) Schämst du dich nun nicht?

Mühling. Laß dir sagen, Bockholdt, das ist einfach Leichtsinn! Wie kannst du Frau und Tochter so etwas zumuten?

Frieda. Ach Onkel, wir sind hier gar nicht so ängstlich!

Bockholdt. Lebt wohl! Drüben warten sie schon auf mich.

Mühling (ihm bis zur Tür folgend). Bockholdt, ich hoffe, du wirst die tolle Idee aufgeben!

Bockholdt. Angstmeier! (Ab.)

Mühling (zu den Damen zurückkehrend). Es ist unverantwortlich! Ein berüchtigtes Subjekt, einen Menschen, der zehn Jahre im Zuchthaus gesessen hat — ich würde mich bedanken!

Frieda. Onkel, nun erlaube mal, daß ich dir auch was sage!

Mühling. Bitte!

Frieda. Du kannst dich mit dem Vater überhaupt gar nicht vergleichen.

Mühling. So!

Frieda. Das kann, das darf überhaupt niemand — denn der Vater, der hat eben seinen Beruf . . .

Mühling. Nun, mein Beruf ist wahrlich auch kein schlechter.

Frieda. Aber der Vater — — das ist etwas ganz anderes — der Vater hat eben einen inneren Beruf!

Mühling. Was du sagst, Friedachen!

Frieda (sich immer mehr erhitzend). Bei dem Vater — dem Vater — da kommt alles aus dem Herzen. Bei dem ist Glaube und Beruf eins, der hat eben die wirkliche Berufung!

Mühling (spöttisch). Das sind recht geschraubte Redensarten, die du dir da angewöhnt hast, Frieda!

Frieda (leidenschaftlich). Nein, Onkel! Das sind keine Redensarten, das ist die Wahrheit! Ich fühle das! Ich verstehe den Vater. — Ihr anderen habt keine Ahnung von ihm.

Mühling. Nun, nun, nun! — — (Zu Ernestine, da ihm Frieda den Rücken zugekehrt hat.) Ernestine! Du solltest da ein Auge darauf haben! Das Kind scheint mir stark in die Fußtapfen des Vaters treten zu wollen.

Ernestine. Wüßtest du etwa ein besseres Vorbild für Frieda?

Mühling. Ich meine nur seine Theorie, selbstverständlich! — Die scheint mir für ein Mädchen von siebzehn denn doch etwas verfrühte Nahrung. — Aber mich geht's ja nichts an — mich geht's ja nichts an! — Ich will mich nun auch empfehlen. — Auf Wiedersehen!

Ernestine. Auf Wiedersehen!

(Mühling ab.)

Ernestine. Frieda!

Frieda. Mama!

Ernestine. Du hättest höflicher sein können!

Frieda. Wenn er sich untersteht, geringschätzig vom Vater zu sprechen! — Ach, diese Menschen, diese Menschen! Gestern abend! — Ich hätte nur ein Mann sein sollen! — Wie sie über den Vater herfielen! Alle gegen einen! — Freilich, sie konnten ja schließlich doch nichts gegen ihn. Wie ein Eichbaum stand er da im

niederen Gestrüpp! Herrlich! Ich hätte aufstehen mögen und ihm vor aller Welt die Hände küssen.

Ernestine. Frieda, du mußt dich nicht so hinreißen lassen!

Frieda. Ach, Mutter! Sieh mal! Es ist meine Seligkeit, mir zu sagen: Du bist also die Tochter dieses einzigen Mannes! — Das hat so etwas Großes für mich der Gedanke, daß ich — ich ganz allein — in einem solchen Verhältnis zu ihm stehe.

Ernestine. Halte ihm nur Treue, mein Kind! Beständigkeit trotz allem — das ist das Große und Schwere!

Frieda. Mutter, du sprichst so, als mache es der Vater einem schwer, ihn lieb zu haben! — Ich verstehe es nicht, daß nicht alles ihm zujauchzt. Sie müssen Herzen von Stein haben! — Gestern abend! — Ich koche, wenn ich daran denke! — Weißt du, Mama, wer mich am meisten gereizt hat gestern abend?

Ernestine. Nun?

Frieda. Dein Pastor Wangemann.

Ernestine. Und der gerade hatte es nur gut gemeint!

Frieda. Sein Vortrag, seine Erwiderung auf das, was der Vater sagte . . .

Ernestine. Der Vater hat keinen Menschen, der es aufrichtiger meint, der sich so um ihn sorgt.

Frieda. Als ob der Vater das nötig hätte! Von so einem zu allerletzt! Mutter! Ich begreife dich nicht, daß du so viel von diesem Pastor hältst. Mich reizt der Mensch! Schon in der Konfirmationsstunde war er mir lächerlich.

(Durch die Mitte tritt ein Pastor Wangemann.)

Ernestine. Sie kommen selbst!

Wangemann (auf Ernestine zugehend). Ich bin ein paarmal an Ihrem Hause vorbeigeschritten — habe mir's überlegt — schließlich — habe ich's doch gewagt — — Guten Morgen, gnädige Frau! Guten Morgen, gnädiges Fräulein!

Ernestine. Guten Morgen, Wangemann! Das haben Sie recht gemacht, daß Sie heraufgekommen sind!

Wangemann. Ich habe einen weiten Spaziergang hinter mir. — Ich bin gar nicht zu Bett gegangen vorige Nacht. Hätte ja doch nicht schlafen können! — Gnädige Frau, ich war zu tief erregt! Ich habe eine sehr bittere Erfahrung gemacht gestern abend.

Frieda. Sind Sie so empfindlich, Herr Pastor?

Wangemann. Empfindlich! — — davon, glaube ich, kann ich mich mit gutem Gewissen freisprechen.

Frieda. Es wäre auch lächerlich, wenn Sie sich verletzt fühlen wollten — wahrhaftig, Herr Pastor!

Wangemann. Das, was ich mit diesem Vortrage bezweckte, habe ich nicht erreicht.

Frieda (höhnisch). Wirklich! — Sie scheinen allerdings schwer zu befriedigen. — Die Mitglieder haben sich ja die Hände wund geklatscht.

Wangemann. Gnädiges Fräulein! Auf diesen Erfolg hätte ich wahrlich gern verzichtet. — Zischen und Murren wäre mir lieber gewesen, wenn ich nur das eine erreicht hätte — denn mein Zweck war ein sehr ernster, ich kann sagen, heiliger! Für mich heiliger! Fräulein Bockholdt! — — Es war der heiße Wunsch, Ihren Vater zu bekehren.

Frieda. Den Vater wollten Sie bekehren — Sie! — mit Ihrem Vortrage?

Wangemann. Das war mein Unterfangen. Ich bin völlig gescheitert; ich weiß es, das Gegenteil habe ich erreicht von dem, was ich wollte. Die Kluft ist erweitert, das Mißverstehen größer. — Ich fürchte, der Herr Doktor zürnt mir . . .

Ernestine. Nein, denken Sie das nicht, Wangemann! Andreas trägt nichts nach. Er weiß die Person von der Sache zu trennen.

Wangemann. Aber eines bleibt: Ich habe Ihren Gatten veranlaßt, die Versammlung zu besuchen. Konnte ich ahnen, daß der Abend einen solchen Verlauf nehmen würde!

Ernestine. Machen Sie sich deshalb keine Bedenken. Andreas denkt selbst sehr ruhig darüber.

Wangemann. Ich wollte, er sollte meinen Vortrag hören, der das Ergebnis jahrelangen Nachdenkens und Sorgens ist. Ich wahr so kühn zu hoffen, daß es mir gelingen würde, ihn mit meinem schwachen Worte zu überzeugen, ihn wenigstens zu erschüttern in seiner Auffassung. Vielleicht — so dachte ich — wird das zum Samenkorn der Erkenntnis. — Ja, so kühn war ich! Und nun! Anstatt dessen! Was ist erreicht? Doktor Bockholdt steht da bloßgestellt — seine Widersacher triumphieren über die neue Niederlage, die er erlitten hat . . . .

Frieda. Wollen Sie etwa behaupten, mein Vater hätte eine Niederlage erlitten?

Wangemann. So ist es in der Tat vielen erschienen.

Frieda (dicht vor Wangemann hintretend, mit blitzenden Augen). Ich will Ihnen was sagen, Herr Pastor! Ich finde es unerhört, die Art, wie man gestern gegen meinen Vater aufgetreten ist! Hundert gegen einen! Mutig,

weil sie in Masse waren! Ich kann Ihnen versichern, ich bereue es, daß ich nicht dazwischen gesprungen bin; ich glaube, mit Euch wäre ich noch fertig geworden.

Ernestine. Frieda!

Frieda. Mama, du hättest es nur hören sollen, die giftigen Reden in meiner Umgebung! — Mich kannten sie ja nicht. — Wie sie den Vater verlästerten — wie sie alles, was er sagte, begeiferten! Er ist ja viel zu gut, zu groß für die Gesellschaft. Und so etwas mit anzuhören und schweigen zu müssen!

Wangemann. Fräulein Bockholdt! Glauben Sie mir, daß kein Mensch auf der Welt solche Vorgänge tiefer bedauern kann als ich.

Frieda. Der Vater braucht kein Bedauern!

Wangemann. Sie mißverstehen mich wieder.

Frieda. Der Vater ist nicht besiegt gestern, auch nicht widerlegt! — Er kann überhaupt nicht widerlegt werden. Am allerwenigsten können ihm Leute etwas anhaben, die so tief unter ihm stehen . . . so tief . . . Leute, die nicht wert sind, ihm die Schuhriemen zu lösen.

(Übermannt von Erregung schnell ab nach links.)

Wangemann. Was ist das! Das war ja Haß — ja, das war Haß, was aus ihr sprach.

Ernestine. Sie ist maßlos und ungerecht. — Die Jugend ist so, Wangemann!

Wangemann. Jetzt weiß ich es ganz genau, daß ich ihr verhaßt bin; geahnt habe ich's ja schon früher. — — Gerade Frieda? Nie hat mich ein Menschenkind so mit tiefster Teilnahme erfüllt — und nun haßt sie mich!

(Geht auf und ab.)

Ernestine. Trösten Sie sich mit mir, Wangemann! Auch mir ist sie verloren. Sie ist mir aus den

Händen geglitten. Wie etwas Zufälliges nimmt sie es hin, daß ich ihre Mutter bin.

Wangemann. Aber das ist ja entsetzlich, das ist ja unnatürlich!

Ernestine. Es ist das Schwerste, was einer Mutter begegnen kann; die Verbindung verloren mit dem eigenen Kinde!

Wangemann. Wie hat das geschehen können?

Ernestine. Das ist sehr einfach! Ich habe mich ja trennen müssen von ihr. In den drei Jahren da ist sie mir verloren gegangen.

Wangemann. Ja, daß Sie damals diese Trennung vornahmen!

Ernestine (lebhafter als gewöhnlich). Wangemann, denken Sie denn wirklich, daß ich Frieda von mir gelassen hätte, wäre es nicht bittere Notwendigkeit gewesen?

Wangemann. Es hieß doch immer, Fräulein Friedas Ausbildung mache es nötig. Hier seien nicht die Schulen.

Ernestine. Ausbildung! — Wahrlich, eines so leeren Begriffs wegen hätte ich mich von dem einzigen Kinde nicht getrennt!

Wangemann. Aber wenn es das nicht war! ...

Ernestine. Daß ihr Männer keine Augen habt! Andreas hat auch nichts gemerkt — er, selbst er nicht einmal! — Der Grund — der einzig wahre Grund war: Andreas!

Wangemann. Ihr Mann?

Ernestine. Ich mußte mich damals entscheiden zwischen ihm und dem Kinde.

Wangemann. Ich verstehe immer noch nicht.... Er liebt seine Tochter doch schwärmerisch — abgöttisch geradezu!

Ernestine. Weil er sich selbst in ihr wiederfindet. Von klein auf ist er ja bestrebt gewesen, das Kind nach seinen Bedürfnissen zu erziehen, zu einer Anbeterin seines Tuns, zu einer Schülerin, einem Jünger seiner Lehre . . . Wir zwei haben gekämpft um das Kind, ich habe verloren — Frieda gehört ihm — damals handelte es sich um die Entscheidung. Ich brachte das Opfer, gab das Kind von mir, ließ es von Fremden erziehen — und blieb bei ihm.

Wangemann. Gott sei Dank, daß Sie das taten! Bockholdt hätte eine Trennung von Ihnen nimmermehr ertragen.

Ernestine. Er hat seine Welt für sich. Er braucht die Menschen nicht! Was sind ihm Menschen? wenn nur seine Idee siegt oder wenn er glaubt, sie siegt!

Wangemann. Aber — Sie sprechen ja wahrhaftig — Frau Bockholdt — als glaubten Sie nicht an Ihren Gatten! (Man hört die Korridortür. Schritte und Stimmen. Bockholdt, noch draußen, ruft: „Das Gas anzünden.")

Ernestine. Andreas ist zurück!

Wangemann. War er drüben?

(Bockholdt tritt ein durch die Mitte. Er ist im Eifer, wirft den Hut in die Ecke.)

Ernestine. Andreas, siehst du gar nicht?

Bockholdt. Pastor, Sie hier!

Wangemann. Ich wollte nur . . .

Bockholdt. Sehr lieb, daß Sie gekommen sind. — Um Verzeihung! Ich muß noch ein Wort . . . (Eilt nach der Mitteltür, ruft in den Korridor:) Korinski, also ins Dunkelzimmer. Der Wärter mag bei ihm bleiben! — (Kehrt ins Zimmer zurück, tritt zu Ernestine.) Er ist da, Ernestine! Er ist da! Der Transport machte nicht die geringste Schwierigkeit. Aber einen Aufseher haben sie doch mit-

gegeben von drüben, die Furchthasen! — (Sich zu Wangemann wendend.) Also, mein lieber Freund! . . .

Wangemann. Ich ersehe aus Ihrer Anrede mit Freude, Herr Doktor, daß Sie mir nicht zürnen.

Bockholdt. Ich Ihnen zürnen? Mein guter Wangemann! Im Kampfe festigt man seine Rüstung!

Wangemann. Ich fürchtete . . .

Bockholdt. Nein! Ich danke Ihnen sogar für den Dienst, den Sie mir geleistet haben, Wangemann! — Sehen Sie, der Widerspruch ist wie der Wind, der einen reifen Samenkolben schüttelt; da werden die Keime weit hinausgetragen in alle Richtungen. So findet Befruchtung statt. — Auch meine Gedanken sollen ja hinaus in die Welt! Und nicht bloß die Gedanken! Gedanken, die sind so häufig wie Grassamen; wieviel geht davon auf? — — Taten, mein Lieber, Taten! Mit denen allein reformiert man! — (Tritt näher an Wangemann heran, die Stimme senkend.) Wissen Sie, wen ich da drin habe? — (Weist nach rechts.) Brutke!

Wangemann. Den Sträfling Brutke?

Bockholdt. Was machen Sie denn für ein Gesicht, Pastor?

Wangemann. Ich finde das sehr bedenklich! Ich würde solche Verantwortung nicht auf mich nehmen.

Bockholdt. Nicht wahr, die Verantwortung, einen Menschen zehn Jahre in die Isolierzelle zu sperren, ihn an Geist und Körper zu ruinieren, die nehmt Ihr auf Euch, die wiegt leichter?

Wangemann. Ein Totschlag, Herr Doktor!

Bockholdt. Und darum soll man noch die Verfemung zur Strafe gesellen! Wir sollen nicht siebenmal, sondern siebenzig mal siebenmal vergeben, Herr Pastor!

Wangemann. Es gibt einen Grad der Verruchtheit, dem gegenüber Milde zum Unrecht wird. Ich halte Brutke für hoffnungslos verstockt im Bösen ... Ich glaube, den da drinnen zu kennen. (Weist nach rechts.) Außerordentliches habe ich mit ihm durchgemacht. (Wendet sich mit dem Nächsten mehr an Ernestine als an Bockholdt.) Ich kenne Brutke nun seit sechs Jahren; als ich an diese Anstalt kam, war er schon da. Noch ganz neu war ich damals in der Arbeit an den Züchtlingen. Alle meine Versuche, ihn zu gewinnen, prallten an seiner Verstocktheit ab, wie stumpfe Geschosse an einer Steinmauer. Ich wollte verzweifeln; ich fragte mich: bist du solch ein Stümper, daß du die Seelen nicht zu wecken vermagst? Die Sorge um Brutke raubte mir den Schlaf. Er war leidend, wie leicht konnte der Herr ihn abrufen, und er fuhr ohne Buße dahin. Am meisten Bekümmernis aber machte es mir, daß Brutke den Genuß des heiligen Abendmahls verweigerte. Ich hielt ihn mit Mahnen und mit Bitten an; und sehen Sie, da schien eines Tages der Trotz aus seinem Gemüte zu weichen. Ich hatte in seiner Gegenwart gebetet; unter dem Hammer des Gotteswortes wäre, so glaubte ich, sein sprödes Gemüt nachgiebig geworden. Aus freien Stücken bat er, mit den anderen kommunizieren zu dürfen. Er war bußfertig, seine eigenen Worte ließen mir keinen Zweifel darüber. — — Hören Sie das Ende! Nun kommt etwas, das zu schildern sich die Zunge sträubt. Am Altare, unter dem Kruzifix, hat er die Gnadengabe des Herrn vergeudet — hat er das Sakrament geschändet — mit teuflischer Freude. Das ist meine Erfahrung mit Brutke. Vielleicht kennen Sie den Mann, den Sie da drin haben, doch nicht so genau, Herr Doktor.

Bockholdt. Auch ich kenne Brutke, kenne ihn

aus einer zehnjährigen Behandlung. Ich weiß, was an ihm gesündigt worden ist. Er ist ein Mensch und keine Bestie.

Wangemann. Gewiß, er ist ein Mensch. Einer mit entwickeltem Verstand sogar, kein niedrig organisiertes Individuum — o nein! Das alles will ich Ihnen zugeben, Doktor Bockholdt! Brutke ist kein Tier, aber er stellt eines von jenen beklagenswerten Geschöpfen dar, in denen der Teufel mächtig ist — oder wenn Ihnen das Wort zu altmodisch klingt, er ist eine boshafte Intelligenz, die Lust hat an der eigenen Verworfenheit. Das ist mein Urteil über Brutke!

Bockholdt. Da seht ihr's, ihr alle, Richter wie Geistliche, ihr könnt nichts als Verurteilen und Verdammen. Wie konnten Sie so etwas tun? ihn zum Genuß des Abendmahls veranlassen, das hieß ihn provozieren.

Wangemann (zu Ernestine). Gnädige Frau, ich will jetzt gehen!

Ernestine (reicht ihm die Hand.) Ich danke Ihnen!

Bockholdt. Pastor, wollen Sie nicht der Auskultation beiwohnen? Sie werden sehen, wie harmlos die Sache verläuft.

Wangemann. Nein! das ist nicht meines Amtes. — Leben Sie wohl, Herr Doktor!

Bockholdt (ihn nach der Tür geleitend). Leben Sie wohl!

(Wangemann ab.)

Bockholdt. Der Gute! Was er wieder für Skrupel hatte! Es grenzt ans Lächerliche!

Ernestine. Er ging bekümmert; daran trägt er wieder viele Tage.

Bockholdt. Wenn er so verschrobene Ansichten hat! . . .

Erneſtine. Andreas! Ich habe Wangemanns Geduld bewundert! Du trittſt auf die Gefühle anderer.

Bockholdt. Ich?

Erneſtine. Und merkſt gar nicht, wie wehe du tuſt. Ja, du kannſt grauſam ſein — ſo grauſam! Du verletzt deine Freunde, gerade weil es deine Freunde ſind.

Bockholdt. Freunde? — Ich habe keine Freunde! — — Alle Menſchen ſtehen meinem Herzen gleich nahe.

Erneſtine. Das iſt eben deine Ungerechtigkeit — das falſche Maß, mit dem du mißt. Wangemann, dem tuſt du mit leichtem Herzen wehe. Wenn aber einer kommt, der deiner Leichtgläubigkeit ſchmeichelt —, wenn ein Korinski kommt . . .

Bockholdt (auffahrend). Erneſtine!

Erneſtine. Das iſt die Kehrſeite deiner Menſchenliebe.

Bockholdt. Erneſtine, du quälſt mich!

Erneſtine. Du treibſt ein Spiel mit Seelen. Nimm dich nur in acht, daß dabei nicht ein Unglück herauskommt!

(Schnell ab nach links.)

Bockholdt (ihr nachlaufend). Erneſtine!

(Bockholdt allein, hat ſich in einem Stuhle niedergelaſſen, den Kopf in der Hand.)

(Von rechts tritt ein Korinski, betrachtet den Arzt eine Weile, tritt dann vor, räuſpert ſich.)

Korinski. Herr Doktor!

Bockholdt (emporfahrend). Was wollen Sie?

Korinski. Brutke!

Bockholdt. Ach Brutke! — (Erhebt ſich.) Ich habe wohl auf mich warten laſſen — wie ſteht es mit Brutke?

Korinski. Er iſt nicht recht — — es ſcheint mir eine Art von Schwächezuſtand —.

Bockholdt. Ohnmacht?

Korinski. So ähnlich!

Bockholdt. Seht ihr's — seht ihr's! — Da muß ich gleich . . .

(Eilt nach der Dunkelkammer.)

Korinski (allein. Er sondiert den Schreibtisch. Findet einen Zettel, den er genauer betrachtet, liest halblaut). „Hierdurch bescheinige ich, daß ich den Traugott Lorenz für einen durchaus ehrlichen, zuverlässigen" . . . (überlegt.) Lorenz! — Ach so — der! — (Liest weiter.) „Dessen tadelloser Charakter mir seit Jahren bekannt ist" . . . (Lacht in sich hinein.) Sieh mal an, sieh mal an!

(Doktor Bockholdt tritt wieder ein.)

Bockholdt. Es war nicht gefährlich, Gott sei Dank! Die fremde Umgebung . . . Ich dachte mir's ja schon. Jedenfalls muß ich mit der Untersuchung noch etwas warten; jetzt würde es ihn zu sehr angreifen. — Rufen Sie mir erst mal den Wärter, den Salzmann, herein.

Korinski. Soll Brutke allein gelassen werden, Herr Doktor?

Bockholdt. Bleiben Sie bei ihm einstweilen!

(Korinski ab nach rechts. Bockholdt geht einen Augenblick auf und ab. Von rechts tritt ein Salzmann, in der Uniform der Gefangenenaufseher, verharrt in der Tür in militärischer Stellung. Salzmann, vierschrötiger Geselle, rotes gutmütiges Gesicht.)

Salzmann. Zur Stelle!

Bockholdt. Hören Sie mal, Salzmann, ich wollte mit Ihnen sprechen wegen dieses Brutke. Sie sind ja sein Aufseher seit langem?

Salzmann. Zu Befehl, Herr Doktor!

Bockholdt. Wie Sie wissen, soll er nächstens entlassen werden. Haben Sie seinen Zustand beobachtet?

Salzmann. Zu Befehl, ja, Herr Doktor! Ich mache immer meine Beobachtungen.

Bockholdt. Wie war denn der Schlaf?

Salzmann. Ach Gott, der schläft — — mancher ehrliche Mensch hat keinen solchen Schlaf wie der!

Bockholdt. Haben Sie niemals Selbstgespräche gemerkt bei ihm — Stöhnen — Weinen?

Salzmann. Ne! — Das heißt doch! Manchmal da schreit er auf — — ja, ja! Aber die Sorte simeliert auch gerne. — Manchmal da war's och, als ob ihm was geträumt hätte. Das mag das böse Gewissen sein; der sagt Dinge, Herr Doktor, die muß sich ja unsereiner schämen, in Mund zu nehmen. Ich mache doch nun schon etliche Jahre mit da drüben, aber so einer, wie gerade der Brutke is, is mir noch nich in meiner Praxis vorgekommen. Ich spreche immer: die Behandlung is schuld dran! — Der Gesellschaft geht's viel zu gut — viel zu gut geht's denen bei uns!

Bockholdt (ärgerlich). Unsinn!

Salzmann. Nu 's doch wahr, Herr Doktor! Keine Nahrungssorgen! Um nichts nich brauchen die sich zu kümmern; das wird denen alles scheenstens besorgt. So gut geht's doch unsereinem im ganzen Leben nich!

Bockholdt. Und die Zwangsarbeit und das Schweigegebot und die Freiheitsbeschränkung rechnen Sie für gar nichts?

Salzmann. Ja, ich spreche immer, ehe daß wir nich die Prügelstrafe wieder einführen, wird's nich! — Die Kerls lachen ja nur über uns.

Bockholdt (vom Fenster zurückkehrend). Salzmann, es ist gut!

Salzmann. Herr Doktor! bitte um Verzeihung! Ich soll den Gefangenen nicht aus dem Auge lassen.

Brutken is nich zu trauen! Der Herr Direktor hat mir's scharf gemacht. Brutken is nich zu trauen! Ich habe auch die Knebel mit.

Bockholdt. Die Knebel mitgebracht! — Das sieht Euch ähnlich!

Salzmann. Um Verzeihung, mein Herr Doktor! Aber so einer wie Brutke, das ist doch, man möchte sprechen, gar kein Mensch mehr.

Bockholdt. Kein Mensch — —. Ja, ja, kein Mensch. In aller Naivität sagt er das!

Salzmann (vertraulich grinsend). Herr Doktor, ich mache nun schon meine fünfzehn Jahre mit, da lernt man die Leute kennen.

Bockholdt. Gut, gut! — Aber hier kann ich Sie jetzt nicht brauchen; gehen Sie, Salzmann, gehen Sie!

Salzmann. Aber der Herr Direktor haben befohlen, ich soll kein Auge von Brutke . . .

Bockholdt. Das überlassen Sie mir! Ich werde es verantworten, Salzmann! Gehen Sie jetzt in die Küche und lassen Sie sich Frühstück geben.

Salzmann. Wenn der Herr Doktor befehlen! — (Ab durch die Mitte.)

Bockholdt (geht nach rechts an den Schreibtisch, ruft:) „Korinski" (sucht unter Papieren auf der Schreibtischplatte, ruft von neuem:) „Korinski, he Korinski!"

(Währenddessen ist von links eingetreten Frieda, sieht sich verstohlen neugierig um, eilt nach der Abteilung rechts, wo sie den Vater findet.)

Frieda. Papa! — Hörst du nicht, Papa!

Bockholdt. Kind, ich habe keine Zeit jetzt!

Frieda (mit gedämpfter Stimme). Papa — nicht wahr — er ist da drin!

Bockholdt (nicht auf sie achtend). Ich habe mir die Liste verlegt — — — Korinski! — — Ach Gott, den habe ich ja rübergeschickt!

Frieda. Papa! — bitte — ist er da drüben?

Bockholdt. Von wem sprichst du?

Frieda. Nun — — der — — der — — Verbrecher!

Bockholdt. Ja, Kind, ja! — Laß mich jetzt! Ich habe keine Zeit!

Frieda. Vater, ich möchte ihn sehen!

Bockholdt. Du bist toll!

Frieda. Von weitem nur. — Warum denn nicht, Vater? Du siehst doch täglich hundert solche Menschen!

Bockholdt. Laß mich! Laß mich!

Frieda. Papa, wenn ich nun aber recht innig bitte, recht herzlich! — Tue mir den Gefallen! Sieh mal, ich bin kein solches Gänschen! Ich verstehe doch schon etwas von der Sache!

Bockholdt. Laß mich! laß mich — sage ich dir. Das ist ja Tollheit! — (Sich von ihr losmachend.) Nein! Du wirst mich dazu niemals bringen! (Ab nach rechts.)

Frieda (allein, stampft mit dem Fuße auf). Und ich werde ihn doch sehen!

(Geht nach rechts, versucht durch die Türspalte zu blicken.)

(Inzwischen ist eingetreten durch die Mitte Korinski; begibt sich nach rechts überrascht Frieda.)

Korinski. Das gnädige Fräulein!

Frieda (fährt zusammen, wendet sich, faßt sich schnell). Herr Korinski!

Korinski. Das gnädige Fräulein suchen — — vielleicht den Herrn Vater!

Frieda. Ja, ich suche — — — (wirft den Kopf zurück, zu stolz zur Lüge). Nein! — Ich möchte gern — — — Wissen Sie vielleicht . . .

Korinski. Interessiert es das gnädige Fräulein, zu wissen, was da drin vorgeht?

Frieda. Vielleicht ja!

Korinski. Ich bin da in einer sonderbaren Lage. — Ich weiß nicht, ob ich darüber sprechen darf. Rücksichten verschließen mir den Mund. Es ist ein eigentümlicher Fall — für Damenohren . . .

Frieda. Ich habe keine Furcht! — — Außerdem — Ich habe über diese Dinge gelesen!

Korinski. So! — — Und was haben das gnädige Fräulein denn da gelesen! — Wenn es erlaubt ist zu fragen.

Frieda. Zum Beispiel: „Der Verbrecher, Mitmensch oder Paria?“

Korinski. Das letzte, was wir publiziert haben! — Um dieses Werk darf ich mir ja auch einiges Verdienst zuschreiben.

Frieda. Sie!

Korinski. Ich habe dem Herrn Doktor das wichtigste Material herbeigeschafft, die Tabellen sind von mir aufgestellt, die Berechnungen und Illustrationen sind von mir besorgt. Ich bin Mediziner von Fach, gnädiges Fräulein. Durch Eifersucht und Neid meiner Kollegen bin ich aus meiner Karriere geschleudert worden. Das ist eine lange, traurige Geschichte! — Aber schließlich hat sich das Unglück für mich in Glück verwandelt; denn auf diese Weise bin ich hierher gekommen, in dieses Haus . . .

Frieda. Und der Mensch da drin — — Was hat der denn eigentlich verbrochen?

Korinski (sie scharf fixierend). Der „Fall Brutke“ ist folgender; da sich das gnädige Fräulein dafür interessieren.

Frieda. Ja, ich will alles wissen!

Korinski (mit besonderem Blicke). Brutke hatte eine

Geliebte, er lebte von dem, was sie mit nach Haus brachte von der Straße — verstehen Sie?

Frieda (unschuldig). Ja!

Korinski (zwinkert mit den Augen). Eines Tages wurde das Frauenzimmer tot im Bette aufgefunden. Er habe das Mädchen ermordet, nahm man an, aber Brutke behauptete, in Notwehr gehandelt zu haben; die Person sei eifersüchtig gewesen. Er machte nämlich Glück bei den Frauen; wenn man ihn jetzt sieht, würde man's freilich kaum für möglich halten! — Er verstand es, glaubhaft zu machen, daß sie ihn attackiert habe. Die Notwehr wurde ihm zwar nicht geglaubt, aber das Gericht erkannte auf Totschlag, nicht auf Mord. — Brutke ist ein interessanter Fall, auch in anderer Beziehung. Wir haben allerhand über ihn gesammelt — hier! — (Er blättert in Papieren.) Ja, der Fall ist geradezu typisch. — Die Aszendenz — — gnädiges Fräulein verstehen Von mütterlicher Seite wie von väterlicher ist er mit Degenerationsmerkmalen belastet. Mutter starb an Krämpfen; auch er ist . . .

Frieda (mit Zeichen des Schreckens.) Nein! Hören Sie auf!

Korinski. Das gnädige Fräulein wollten doch hören.

Frieda. Nein, das ist ja entsetzlich.

Korinski. Das sind ganz alltägliche Erscheinungen in der Pathologie. (Weiter blätternd.) Ich habe hier noch verschiedenes, hochinteressant — — Aber wenn das gnädige Fräulein sich freilich fürchten . . .

Frieda. Ich fürchte mich nicht!

Korinski. Hier ist seine Handschrift, sehen Sie! — Diese unregelmäßig steilen Züge! — Hier Zettel, die er in der Zelle geschrieben hat — hier einer mit verstellter Hand. — — Das ist eine Zwangsaufnahme.

Frieda. Was ist das?

Korinski. Er weigerte sich, sich photographieren zu lassen; mußte gebunden und von Wärtern gehalten werden. — Sehen Sie, das Gesicht ist ganz verzerrt!

Frieda. Schrecklich! (Streckt die Hände mit einer unwillkürlichen Geste des Entsetzens von sich). Nein! Nein! . . .

Korinski. Diese Dinge gehören zur Wissenschaft, gnädiges Fräulein! — Ich hätte hier noch einiges andere . . .

Frieda (will ab).

Korinski. Aber wollen gnädiges Fräulein nicht Brutke selbst sehen?

Frieda. Ich glaube, mein Vater wünscht das nicht!

Korinski. Die Auskultation muß nun gleich zu Ende sein; wir machen dann die Diagnose. — Wenn das gnädige Fräulein sich hier halten wollen — ich richte es ein, daß Sie ihn sehen können.

(Die Tür rechts öffnet sich. Doktor Bockholdts Kopf erscheint für einen Augenblick in der Spalte.)

Bockholdt. Korinski!

Korinski. Herr Doktor! (Zu Frieda.) Ich bringe ihn hier herein. — Ich verschaffe Ihnen das! (Ab nach rechts.)

(Frieda allein, kämpft mit dem Entschlusse zu gehen. Sie ist einmal bereits bis zur Tür links geeilt, macht Halt, besinnt sich anders, kehrt um, bleibt auf halber Zimmerhöhe stehen; ihre Blicke sind angstvoll gespannt nach rechts gerichtet. Es tritt ein von rechts Bockholdt, erblickt Frieda, wendet sich zurück.)

Bockholdt (ruft). Nicht hereinbringen!

Frieda. Papa!

Bockholdt. Frieda, was suchst du hier?

Frieda. Ich — ich wollte nur . . .

Bockholdt. Nein, nein, nein! — Das geht nicht!

Frieda. Ich möchte das auch einmal durchgemacht haben, Papa!

Bockholdt. Rede nicht, rede nicht!

Frieda. Vater! (Ihm die Hände auf die Schultern legend.) Du hast mich doch deinen Jünger genannt neulich! — Du hast mich doch selbst eingeweiht in deine Lehre — Vater — nicht? Und als ich noch klein war, hast du mir alles gesagt, und nun soll mir auf einmal das hier verheimlicht werden — Vater, es ist wirklich nicht Neugier von mir, nicht gewöhnliche Neugier.

Bockholdt. Kind! Kind! Deine Mutter wird's gewiß nicht billigen.

Frieda. Die Mutter! Die möchte mich mit aller Gewalt in Unwissenheit erhalten. — Die Mutter hat überhaupt solche altmodische Anschauungen. Was ich aber weiß, kann sie mir doch nicht nehmen! — Vater, laß mich nicht solange bitten.

Bockholdt. Du wirst's nicht ertragen, Frieda!

Frieda. Wofür hältst du mich!

(Inzwischen hat Korinski Brutke hereingebracht, von rechts her, zunächst unbemerkt von Bockholdt und Frieda, die ihm den Rücken zuwenden.)

(Brutkes Anblick ist mehr erbärmlich als fürchterlich. Er erscheint als ein ehemals stattlicher, jetzt in sich zusammengesunkener Mann. Kurzes Haupthaar, rasiertes Gesicht, grauer Sträflingskittel. Bleigraue Gesichtsfarbe. Gesenkter Blick. Stumpfer Ausdruck. Nur gelegentlich gibt einer seiner schnellen Seitenblicke Kunde davon, daß er beobachtet. Tierisch stark entwickelte Hals- und Mundpartie, niedere Stirn. Er bleibt nach wenigen Schritten stehen, mit interesseloser, mürrischer Miene, schlaff herabhängenden Händen.)

Korinski (tritt zu Doktor Bockholdt). Herr Doktor — hier! . . .

(Bockholdt und Frieda wenden sich um, erblicken Brutke. Frieda stößt einen Ruf des Schreckens aus.)

Korinski. Er war dort drin nicht zu halten — durchaus will er . . .

Bockholdt (zu Frieda). Kind, geh'! Du bist ja ganz blaß!

Frieda (zitternd). Ich habe keine Angst, Vater! — Wirklich nicht!

Korinski. Herr Doktor, soll jetzt vielleicht das Protokoll? . . .

Bockholdt. Das hat Zeit, bis wir allein sind. Ich will noch ein paar Worte mit ihm — — (Begibt sich zu Brutke.) Nimm Platz, Brutke! Du bist das Stehen nicht gewöhnt — Korinski, einen Stuhl!

(Korinski bringt einen Stuhl herbei, auf den sich Brutke niederläßt mit den unfreien Bewegungen einer Gliederpuppe. Frieda steht links, von Brutke nicht bemerkt.)

Bockholdt (im Freundestone). Nun, Brutke, ich habe dir mitzuteilen, daß dein Zustand besser ist, als ich befürchtet hatte. Das ist sehr erfreulich! Ich trage kein Bedenken, dich für entlassungsfähig zu erklären. Freilich, eines lege ich dir ans Herz, lieber Brutke, Schonung bedarfst du noch für längere Zeit. Als Arzt und als Freund rate ich dir: ruhiges, vernünftiges Leben in Zukunft! Dann wird sich dein körperliches Befinden heben, dein Gemüt wird sein Gleichgewicht wieder finden. Das wollen wir hoffen! — Nicht wahr? (Brutke gibt kein Zeichen der Teilnahme zu erkennen.) Jetzt habe ich dich zu fragen, Brutke, was du nach deiner Entlassung zu unternehmen gedenkst? (Keine Antwort erfolgt.) Hast du darüber nachgedacht, Brutke? — (Brutke verharrt in Schweigen.) Ich frage nicht aus Neugier. Weil ich mich um dein Geschick besorge, weil ich weiß, wie schwer es deinesgleichen wird, Arbeit zu finden. Also vertraue dich mir an, ich meine es gut mit dir!

Korinski. So antworten Sie doch dem Herrn Doktor!

Bockholdt. Überlassen Sie das mir, Korinski!

Korinski. Mich empörte nur diese Verstocktheit!

Bockholdt. Brutke, du hast dir etwas Geld erarbeitet in den zehn Jahren da drüben — was soll

aber werden aus dir, wenn das Arbeitsguthaben aufgezehrt ist?

Brutke (mit dumpfer, tonloser Stimme). Wees nich!

Bockholdt. Du siehst doch gewiß deiner Befreiung mit Freude entgegen — nicht?

Brutke. Nee!

Bockholdt. Das kann ich nicht glauben, Brutke! Denke nur, was das heißt: frei sein — frei! Dein eigener Herr! Herr deiner Entschließungen; und vor allem, schaffen zu dürfen! — — Ist das nicht schön? Das wäre nicht ein Glück?

Brutke. Nee!

Bockholdt. Ich glaube, du vermagst das Glück nur nicht ganz zu fassen; daran liegt's. Dir ist der Sinn für die Freiheit abhanden gekommen in der langen Haft. Wenn du erst wieder freien Himmel über dir sehen wirst, dann wird zur Freiheit auch das Verständnis kommen, sie zu genießen. Glaube mir das nur! Du bist nicht der erste, dem ich über die Schwelle hinweggeholfen habe. Hast du Verwandte?

Brutke. Weeß nich!

Bockholdt. Du hast doch Briefe erhalten von draußen! Glaubst du, daß deine Angehörigen etwa verstorben sind?

Brutke. Ich weeß nich!

Bockholdt. Hast du sonst keine Freunde, keine Bekannte — niemanden, der sich um dich bekümmerte? — — (Brutke schweigt.) Das ist ja furchtbar! — Keinen Menschen! Keine einzige Seele, die sich freute, daß er ihr zurückgegeben wird. (Geht ein paar Schritte nach links zu Frieda.) So! da hast du ein Beispiel! Das ist solch ein Opfer unseres vielgepriesenen Systems. Strafen zumessen und mit wundervollen Gründen belegen, das können wir.

Menschen lebendig einsperren — dafür bauen wir Paläste, wie der da drüben! Aber was aus ihnen wird, wenn der Vogel, der das Fliegen verlernt hat, in die Freiheit zurückkehrt, darauf weiß keiner eine Antwort! Und so etwas geschieht am Menschen!

(Brutke macht Anstalten, sich zu erheben.)

Ich bin noch nicht zu Ende! (Kehrt zu Brutke zurück.) Brutke! Du mußt mir noch stille halten! So kann ich dich nicht von mir lassen! — Du scheinst dir also keinen Rat zu wissen, was du nach deiner Entlassung beginnen sollst! — Hast du noch nie etwas gehört von dem Vereine, der sich die Fürsorge zur Aufgabe gemacht hat für die Entlassenen? Soll ich mich dort für dich verwenden?

Brutke (lebhafter als vorher). Nee! danke scheenstens!

Bockholdt. Ich kenne die Herren!

Brutke. Ich ooch! — Danke für die Art! Da möchte man schuften den ganzen Tag!

Bockholdt. Ja, arbeiten mußt du allerdings: umsonst gibt der Verein nichts.

Brutke. Und da soll man fromm tun! — Das sind ja solche „Traurige"!

Bockholdt. Da ist ferner die Arbeiterkolonie.

Brutke. So dumm! — Ne! Uffpassen lassen gibt's nich! Ich habe meine zehn Jahre weggemacht — morgen sind se rum! Nu hat sich keen Mensch mehr nich um mich zu bekümmern!

Bockholdt. Aber du mußt doch etwas beginnen, sonst fällst du unrettbar zurück. Siehst du denn das nicht ein? — Ich sorge mich um dich, lieber Brutke. Die Vergangenheit ist nicht so leicht auszulöschen. Du schleppst das Geschehene mit dir herum wie einen Klotz am Fuße. Ich habe ja kein Recht, dich zu irgend etwas

zu zwingen; aber ich will dir den Rat geben — als Freund . . . .

Brutke (sich plötzlich erhebend in jäh aufsteigendem dumpfen Zorn, der sein Gesicht raubtierartig erscheinen läßt). Nu hert's uff! Ich hab's schon lange dicke! — Mir hat keen Mensch mehr was zu sagen! — Überhaupt — morgen komme ich naus! (Nähert sich dem Arzte.) Das Fragen immerwährend! — Ich will keenen guten Rat! Nich von Eich! Der Doktor ist so schlecht wie der Paster! Ich kenne Eich Brieder! Angst habt ihr — Angst, weil Brutke frei kommt. Paßt ihr man uff! Ich bin nich so mieß, wie ihr denkt!

(Brutke ist dicht vor Bockholdt hingetreten, dem er mit funkelnden Augen vor dem Gesichte herumfuchtelt. Frieda hat von links alles mit wachsender Angst verfolgt; da sie den Vater bedroht glaubt, stürzt sie vor.)

Frieda. Vater! — — — (Will ihn wegreißen.) Vater!

Bockholdt. Keine Angst, Kind! mir geschieht nichts, mir nicht! Siehst du, so äußern sich Haß und Mißtrauen, die sie da drüben züchten. So einer kann schließlich Freund und Feind nicht mehr unterscheiden. — Das kann man nur mit Hingebung bekämpfen.

Brutke (der Frieda jetzt erst sieht, verschlingt sie mit allen Sinnen. Er atmet schwer, die Hände krampfen sich zusammen, er zittert). So was — so was — — habe ich lange nich gesehen!

Frieda (entsetzt über den Anblick). Vater! — (Schwankt.)

(Der Arzt fängt die Sinkende auf.)

Bockholdt. Herr, mein Gott — aber Kind! Korinski, Wasser! — Nein, Äther! Schnell! — Die Flasche — dort! — — Frieda — Kindchen! (Zu Korinski, der mit einem Fläschchen herbeikommt.) Haben Sie? — Geben Sie!

Korinski. Das gnädige Fräulein . . . .

Frieda (schlägt die Augen auf). Vater!

Bockholdt. Wie ist dir, mein Kind?

Frieda (sich am Halse des Vaters verbergend). Führe mich weg — Vater!

Bockholdt. Kind! — — Halte dich an mich! — So! — — Komm. (Führt Frieda ab nach links.)

Brutke. Was is denn mit das Mächen! Hat sich wohl in mir vergafft?

(Salzmann tritt durch die Mitte ein.)

Salzmann. Was gibt's?

Korinski. Der Mensch hat sich aufgeführt, sage ich Ihnen!

Salzmann. Ich hab's dem Herrn Doktor ja gleich gesagt! Aber wer nicht hören wollte! — — (Zu Brutke tretend.) Du denkst wohl, weil du morgen raus kommst — da gibt's nichts! Heute wird noch pariert!

Brutke. Weg, sag' ich! (Stößt Salzmann, der Hand an ihn legen will, vor die Brust.)

Salzmann. Wart' du! — (Holt Knebel hervor.) Dir werden wir's zeigen! — (Will Brutke knebeln, der setzt sich zur Wehr, sie ringen.)

Korinski (ist mit Zeichen des Schreckens zur Tür gelaufen, ruft:) Herr Doktor— Herr Doktor!

(Bockholdt tritt ein von links, springt dazwischen, reißt die Kämpfenden auseinander.)

Bockholdt. Wollt ihr! — — Salzmann! — Brutke!

Salzmann. Herr Doktor, ich habe Befehl . . .

Bockholdt (in souveränem Tone). Ich bin der Meister! — Wollen Sie gleich die Dinger wegstecken! — Frieden!

Salzmann. Der Kerl wollte sich noch zur Wehr setzen gegen mich!

Bockholdt. Tierbändiger seid ihr! Höher steht eure Kunst nicht! — (Zu Brutke tretend, der mit geballten Fäusten dasteht, bereit, sich auf den Wärter zu stürzen.) Brutke! Mein lieber Brutke! Schlag' zu, schlage mich! wenn du willst. Ich kenne dich besser. Du kannst mir nichts tun, mir nicht!

(Brutke läßt die Arme langsam sinken. Bockholdt wendet sich mit triumphierender Miene zu Salzmann.)

Nun sehen Sie! Liebe hat ihn sofort entwaffnet.

(Der Vorhang fällt.)

Dritter Akt.

(Famlienzimmer bei Bockholdts wie im ersten Akte. Beim Aufgehen des Vorhanges ist Ernestine allein im Zimmer. Durch die Mitte tritt Mühling, Hut und Stock in der Hand.)

Mühling. Ich komme auf einen Augenblick herein. Wie ist Friedas Befinden?

Ernestine. Anlaß zu Besorgnis gibt es Gott sei Dank nicht; Frieda wird aufstehen.

Mühling. Das muß ja eine nette Geschichte gewesen sein gestern! Dein Mann hat's also doch nicht unterlassen können, diesen Brutke hier zu untersuchen, obgleich ich ihn ausdrücklich gewarnt hatte. Aber daß nun gar noch Frieda dabei sein mußte! Wenn man sich auch bei euch an mancherlei gewöhnt hat, das muß ich doch sagen: ein Vater, der so etwas fertig bringt, der so gewissenlos . . .

Ernestine. Ich muß dich bitten!

Mühling. Gut, gut! Ich will nichts gesagt haben; aber daß du so wenig Einfluß hast auf deinen Mann — Ernestine!

(Frieda tritt von links ein. Sie erscheint angegriffen wie nach einer Niederlage.)

Mühling. Da ist ja die hohe Patientin selbst! Guten Tag, Frieda! — — Sie sieht doch etwas blaß aus. Hast wohl zu eifrig deinen Studien obgelegen Frieda?

(Keine Antwort.)

Und gestern war sie noch so beredt! — Ich dachte, sie könnte schon was aushalten; aber das da war doch zu viel. Gib's nur zu, Friedachen!

(Frieda hat sich gesetzt, achtet nicht weiter auf den Onkel.)

Ernestine. Sie hat uns wirklich Sorge gemacht!

Mühling. Seht ihr's! Seht ihr's! Das sind nun die Folgen. Immer diese Emanzipationsideen!

(Von rechts tritt ein Korinski, er kommt einige Schritte ins Zimmer anscheinend suchend.)

Korinski. Der Herr Doktor ist nicht hier? — Ich hatte etwas für ihn; aber es verträgt auch Aufschub. — (Wieder ab nach rechts.)

Mühling. Der ist auch noch hier! Na, Geschmacksache! Nächstens wird Bockholdt niemanden mehr um sich dulden, der nicht mindestens zwei Jahre gesessen hat. Die reine Verbrecherkolonie! Ich will nur gehen! Recht gute Besserung wünsche ich, Frieda!

(Zu Ernestine.) Ich bedaure dich recht, Ernestine! Du tust mir aufrichtig leid! — Adieu!

(Ab durch die Mitte.)

Frieda. Was hat er denn?

Ernestine. Laß nur, Frieda, laß gut sein!

Frieda. Was hat er dich denn zu bedauern? — — Mama! Weiß er etwa? (Da Ernestine schweigt.) Mama! Ist das herumgekommen?

Ernestine. Frieda! Es muß einen Spion geben!

Frieda. Mutter!

Ernestine. Es ist ja nicht das erste Mal . . .

Frieda. Wer ist das, Mutter?

Ernestine. Korinski!

Frieda. Traust du ihm das zu?

Ernestine. Das und mehr!

Frieda. O, wie beschämend wäre das, wie furchtbar beschämend!

Ernestine. Ich bin ihm ja längst auf der Spur!

Frieda. Und ich habe . . . Welche Schmach!

Welche entsetzliche Schmach! — — Aber wie ist das möglich, Mutter! Wie konnte der Vater so blind sein?

Ernestine. Mein Kind! das — magst du selber finden.

Frieda. Mutter! Wenn Korinski so schlecht ist, dann — dann schwebt ja der Vater in furchtbarer Gefahr, dann — dann schweben wir ja alle in Gefahr ...

Ernestine. Wem sagst du das!

Frieda. Das ist ja eine Schmach für uns alle, für unser Haus ...

Ernestine. Laß dir das nicht weiter im Kopfe herumgehen!

Frieda. Nein, nein! Das muß ich ausdenken! Dann ist ja hier alles ganz anders, als ich mir's gedacht.

Ernestine. Du wirst noch manches erfahren, Frieda! Halte deine Augen offen! — Ich kann dir weiter nichts sagen.

(Durch die Mitte tritt ein das Stubenmädchen.)

Anna. Gnädige Frau! — Gnädige Frau werden draußen gewünscht!

Ernestine. Ach ja! Es ist Zeit, daß ich mich um die Wirtschaft kümmere. — Bringen Sie eine Decke hier für das gnädige Fräulein!

Anna. Aus dem Schlafzimmer? die rote!

(Anna ab.)

Frieda. Mama, das ist doch nicht nötig!

Ernestine. Es ist besser, du hältst dich noch! — Willst du etwas lesen, Frieda?

Frieda. Ich will's versuchen, Mama! — aber ich glaube, es wird nicht gehen.

Ernestine. Sobald ich Zeit habe, lese ich dir auch vor, wenn dir das lieber ist.

Frieda. Wie gut du bist zu mir, Mutter!

(Anna ist eingetreten.)

Anna. So, hier wäre die rote!

Ernestine. Wenn du mich brauchst, Frieda, laß mich rufen!

(Ernestine ab durch die Mitte.)

Anna (vor Frieda kniend). Nun wollen wir mal die Füßchen einwickeln!

Frieda (springt auf, wirft die Decke ab). Nein!

Anna. Aber . . .

Frieda. Ich ertrag's nicht!

Anna. Herr-du-meines! Was ist denn nur? (Erhebt sich.)

Frieda. Er muß aus dem Hause! — — Anna, höre mal . . .

Anna. Was denn?

Frieda. Rufe mir mal! — nein! — — Ja, doch! Ich will's . . . Rufe mir Korinski herein!

Anna. Herrn Korinski?

Frieda. Ich hätte mit ihm zu sprechen!

Anna. Herrn Korinski? — Ach nee, nee! — Lieber nich!

Frieda. Was hast du?

Anna. Ach nee, nee! Der is Sie gar nich immer anständig — der is manchmal so unartig — is der!

Frieda. Ich will mit Korinski sprechen — ich! Verstehst du?

Anna. Wenn er nur nich . . .

Frieda. Er soll zu mir kommen, und das sofort!

(Anna ab nach rechts.)

(Frieda einen Augenblick allein, sie räumt Buch und Decke weg. Von rechts tritt ein Korinski. Seine Mienen tragen den Ausdruck gespanntester Aufmerksamkeit, tritt ein paar Schritte vor, Verbeugung.)

Korinski. Das gnädige Fräulein haben befohlen!

Frieda (ist unsicher geworden). Ja — ich wollte mit Ihnen sprechen —

(Verlegenheitspause.)

Korinski (überlegen lächelnd, tritt näher). Das gnädige Fräulein haben uns gestern einen großen Schreck bereitet, — mir ganz besonders! Ich habe mir Vorwürfe gemacht hinterher — wirklich! Ich hätte über den Fall Brutke, streng genommen, gar nicht sprechen dürfen, weil er gewissermaßen Amtsgeheimnis ist; ich würde diese Details auch nicht jedermann mitgeteilt haben — aber die Bitte wurde in so liebenswürdiger Weise vorgebracht von dem gnädigen Fräulein . . .

Frieda (ihn unterbrechend). Wovon sprechen Sie?

Korinski. Ich glaubte — nachdem mir das gnädige Fräulein gestern Einblick gewährt in Ihre Interessen . . .

Frieda. Von ganz etwas anderem spreche ich mit Ihnen — will ich vielmehr jetzt sprechen.

Korinski. Ich bin doch gespannt!

Frieda. Was ist Ihre Stellung hier im Hause?

Korinski. Ich diene dem Herrn Doktor, so gut ich es mit meinen schwachen Kräften vermag.

Frieda. Sind Sie das, wofür Sie sich ausgegeben haben?

Korinski. Ich habe in meinem Leben noch nie etwas anderes scheinen wollen, als was ich bin.

Frieda. Haben Sie nicht behauptet, Sie seien der Mitarbeiter meines Vaters; Sie hätten Anteil an seinen wissenschaftlichen Arbeiten?

Korinski. Das ist auch so! — das kann ich beweisen!

Frieda. So! — und dann ist wohl auch das wahr, was Sie mir über Ihre Vergangenheit gesagt

haben, — die Geschichte, wie Sie zu meinem Vater gekommen sind?

Korinski (nimmt eine tragische Miene an). Daß Sie diesen Punkt berühren würden — das — das . . . (Pause) das hätte ich nie und nimmer für möglich gehalten! — Das war nicht im Sinne Ihres Vaters gehandelt — nein, wahrlich nicht im Sinne Ihres herrlichen Vaters! Aus Zartgefühl habe ich geschwiegen über das, von dem ich annahm, daß Sie es schon wüßten. Ich dachte, Sie wollten es mir ersparen, über einen Fehltritt zu sprechen, welcher der stille Gram meiner Seele ist. Wenn Sie ahnten, gnädiges Fräulein, welch bitteres Unrecht Sie mir tun! Niemand kann sein Vergehen tiefer bereuen als ich! — Was habe ich unter dem Mißtrauen der Menschen zu leiden gehabt! Aber daß mir auch hier in diesem Hause, von der Tochter meines Wohltäters, von Doktor Bockholdts Kinde, dieses Mißtrauen entgegengebracht werden würde — das könnte mir wirklich das Herz brechen! (Bedeckt die Augen mit der Hand.) Aber ich weiß, woher das stammt; ich weiß es ganz genau! — Ihre Mutter hat mich mit ihrem Mißtrauen verfolgt, so lange ich in diesem Hause bin.

Frieda. Ja, Gott sei Dank! Meiner Mutter Sand in die Augen zu streuen, ist Ihnen nicht geglückt. Meiner Mutter Urteil ist unbestechlich!

Korinski. Die Frau haßt mich, haßt mich wie den Tod!

Frieda. Nein! Soviel Ehre tut Ihnen Mutter nicht an; wir verabscheuen Sie nur!

Korinski. Wissen Sie, daß das den Lehren Ihres Vaters geradezu ins Gesicht schlägt? Daß es ein Hohn ist auf Doktor Bockholdts Theorie!

Frieda. Der Vater ist zu gut; er merkt nicht, daß seine Güte gemißbraucht wird.

Korinski (läßt die Lammesmaske fallen). Ich will Ihnen etwas sagen, mein Fräulein, Sie gebrauchen Worte, deren Tragweite Sie selbst nicht zu kennen scheinen. Einem Menschen Unrecht vorwerfen, das man nicht beweisen kann, das nennt man „Verleumdung". Auch gegen Damen gelten die Gesetze, wollte ich nur bemerken!

Frieda. Sie wagen es, mir zu drohen!

Korinski. Ich warne nur! Ich könnte Sie zur Verantwortung ziehen, wenn ich wollte. Sie sind sehr schroff, sehr unvorsichtig sind Sie, Fräulein Bockholdt, in Ihren Worten wie in Ihren Handlungen — rasch und unvorsichtig wie Ihr Vater!

Frieda. Unterstehen Sie sich, von meinem Vater Übles zu sagen!

Korinski. Ich sage durchaus nichts Übles. Ich möchte nur bemerken: Ich kenne den Herrn Doktor sehr genau; so wie ich, kennt ihn vielleicht niemand. Ich weiß mancherlei! — Ich habe den Herrn Doktor schon vor manchem bewahrt; ja, ich kann sagen, wenn ich nicht gewesen wäre, würde Ihres Vaters Stellung längst ruiniert sein.

Frieda. Das — das übertrifft alles! — Das — das —! Mein Vater durch Sie bewahrt! — Der Gedanke ist empörend!

Korinski. Nur nicht so hitzig, Fräulein! Sie werden sich daran gewöhnen müssen.

Frieda. Nie! — Sie werden dieses Haus verlassen!

Korinski. Ihre Mutter hat auch einmal so zu mir gesprochen; es ist wohl schon ein Jahr her. —

Beweise hatte sie auch nicht, nur starke Ausdrücke. Und ich bin noch immer hier im Hause, wie Sie sehen! Und, so Gott will, werde ich noch länger bleiben.

Frieda. Herr mein Gott! . . . (Ringt die Hände.)

Korinski. Sehen Sie, gnädiges Fräulein, Sie haben, wie ich Ihnen schon sagte, die Unvorsichtigkeit Ihres Vaters geerbt und von Ihrer Mutter den Hochmut. Das ist eine gefährliche Mischung. — Damit, glauben Sie mir's nur, kommt man nicht überall durch. Ich bleibe hier im Hause. — Und noch eine Bitte: einen etwas freundlicheren Ton gegen mich! (Geräusch vom Vorsaal, man hört eine Tür auf und zu gehen.) Das wird der Herr Doktor sein! Wir haben zusammen zu arbeiten. — Empfehle mich einstweilen und wünsche dem gnädigen Fräulein von ganzem Herzen gute Besserung!

(Verbeugung, dann ab nach rechts.)

(Frieda einen Augenblick allein, steht wie erstarrt, schlägt die Hände vors Gesicht, läßt sich in den Stuhl zurückfallen. Von links tritt ein Ernestine.)

Ernestine. Kam der Vater nicht eben? Ich hörte doch die Tür . . . Kind, was ist dir?

Frieda. Mutter!

Ernestine. War jemand bei dir?

Frieda. Korinski!

Ernestine. Hat er dich beleidigt?

Frieda. Mutter! — Mutter, gib mir deine Hand!

(Ernestine tritt zu Frieda, streichelt ihr das Haar.)

Ernestine. Sei ruhig, mein Kind! Beruhige dich, Frieda!

Frieda. O Mutter!

(Durch die Mitte tritt ein Bockholdt. Überzieher, Hut. — Er wirft den Hut in die Ecke, reißt den Überzieher herunter, beachtet die Frauen kaum.)

Bockholdt. Nun haben sie ihn da drüben herausgelassen, ohne mir ein Wort davon wissen zu lassen! — Einfach den Käfig aufgemacht — fort — heidi! — —

Und das nach zehn Jahren! — Unverantwortlich! — verbrecherisch geradezu!

Ernestine. Worüber erregst du dich so, Andreas?

Bockholdt. Ach! den Brutke haben sie da drüben entlassen, und ich bin zu spät gekommen. Und das Geld, das er sich verdient hat, haben sie ihm auch noch in die Hand gegeben, damit er ganz sicher der ersten besten Versuchung in die Hände fällt. — Diese Wichte! Diese Tropfe! — — Ich bin ihm nachgelaufen in die Stadt, habe gesucht — nirgends eine Spur von ihm zu entdecken!

Ernestine. Gott sei Dank!

Bockholdt. Natürlich! Dir ist das gerade recht!

Ernestine. Andreas!

Bockholdt. Natürlich bist du auf der Seite. Wenn Kurzsichtigkeit und Engherzigkeit sich gegen mich verschwören, bist du ja stets bei jenen zu finden.

Ernestine. Ich?

Bockholdt. Du! ja du!

Ernestine (erbleichend). Andreas! Wir sind nicht allein.

Bockholdt. Ach, Frieda weiß das ja längst! (Ab nach rechts.)

(Pause.)

(Frieda blickt erschrocken auf die Mutter. Ernestine versucht, innerlich tief erregt, zu lächeln.)

Frieda. Mutter!

Ernestine. Ja, mein Kind!

Frieda. So — so ist der Vater zu dir?

Ernestine. Nur manchmal, Kind! Er ist nervös, Frieda! Er war den ganzen Morgen schon so erregt.

Frieda. Mutter! jetzt sehe ich! — — Der Vater! — Mutter, mein Vater!

Ernestine. Ach Kind!

Frieda. Ich habe so fest an ihn geglaubt! Ich war so stolz auf ihn! Es gab nichts Größeres auf der Welt für mich als das Bewußtsein: Du bist das Kind eines solchen Mannes! — Und nun — (schluchzt).

Ernestine. Frieda, du bist nicht die Einzige! Unseren Stolz wollen wir zu Grabe tragen; aber niemals, hörst du's, Frieda, laß deine Liebe für ihn klein werden. Bleibe dem Vater treu! Er wird unserer noch bedürfen.

Frieda. O Mutter! Warum habe ich dich so spät kennen gelernt! O, daß ich so blind gewesen bin, so blind! — (Verbirgt ihr Gesicht an der Mutter.) In Worten und Gedanken habe ich mich versündigt an dir!

Ernestine (gerührt). Mein Kind!

Frieda. Mutter!

(Umarmung.)

Ernestine. Jetzt habe ich mein Kind wieder! — Ich habe mein Kind wieder!

(Die Umarmung stört Doktor Bockholdt, der von rechts her eintritt.)

Bockholdt. Ernestine! Frieda! was ist vorgegangen? — — Ich komme ins Studierzimmer, finde Korinski; der Mensch ist völlig fassunglos! Ich frage, was es gibt; er weint, will mit der Sprache nicht heraus. — Wer hat ihn gekränkt?

Ernestine. Andreas! — Frieda hat sich über Korinski zu beschweren.

Bockholdt. Frieda!

Frieda. Ja, Vater! — — Dieser Mensch. — Ich habe ihn bisher mit deinen Augen gesehen, und weil ich glaubte, er sei dir ergeben, deshalb vertraute ich ihm.

Bockholdt. Was ist geschehen?

Frieda. O, frage mich nicht nach einzelnem! Ich

kann das nicht wiedergeben! Als ob eine Spinne, irgendein ekles Tier an mich gekommen wäre! Ich fühle mich krank, daran nur zu zu denken!

Bockholdt. Frieda! Du erhebst schwere Anklage! Hast du Beweise?

Frieda. Ich weiß, daß er mich belogen hat, daß er dich belügt und hintergeht: er verlacht dich ganz offen. Er ist ein Heuchler, wie es keinen ärgeren geben kann. Und dabei so freundlich — so — so — schlüpfrig in seiner Vertraulichkeit. — Beweisen! So etwas fühlt man — beweisen kann man es nicht.

Bockholdt. Ich wundere mich, Frieda, daß auch du so befangen bist in Vorurteilen.

Frieda. Vater, ich fürchte, die Vorurteile sind auf deiner Seite! Wer Korinski ist, das weiß ich ja nun!

Bockholdt. Also du auch! — Also auch du! — Er hat gesessen; nicht wahr, das genügt, um ihm jeder Schlechtigkeit fähig erscheinen zu lassen?

Frieda. Vater, so urteile ich nicht!

Bockholdt. Ich habe also keinen Menschen, der mich versteht, keinen, der mir folgt! — Begreift ihr denn nicht, was ich will? Könnt ihr denn nicht verstehen, um was es sich handelt? — Wer einen Gedanken durchsetzen will, muß ihn selbst leben! Das wäre ein schlechter Prophet, dessen Mund von Liebe überfließt, und der in seinem eigenen Hause diese Liebe nicht üben wollte! — Die Augen der Welt sind auf mich gerichtet — auf euch, die ihr mir am nächsten steht. Fühlt ihr denn das nicht — die Verantwortung, die ihr tragt? „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen!“ — Bin ich denn ein so schwacher Meister, daß ich nicht einmal euch mit meinem Geiste habe erfüllen können, — — O Frieda, Frieda! von dir hatte ich Großes erwartet!

Frieda. Vater! mein lieber Vater! — Aber ich kann doch nicht, wenn ich die Schmach sehe, die uns angetan wird! Hättest du nur gehört, was ich gehört habe: wie er dich verhöhnt! — Wie er von der Mutter gesprochen hat! — Haben wir die Pflicht, um der Barmherzigkeit willen unseren guten Namen besudeln zu lassen, Vater?

Bockholdt. Frieda, wir müssen bereit sein, auch dieses Opfer zu bringen.

Ernestine. Nun, wenn dir dein Name nichts zu bedeuten scheint, Andreas, dann wirst du doch die Ehre der Deinen, der Familie, wenigstens schützen wollen!

Bockholdt (visionär). Was ist Familie? — Mir sind alle Menschen gleich nahe; alle haben den gleichen Anspruch auf meine Liebe. Die Familie, wo sie uns Fesseln anlegen will, müssen wir überwinden.

Frieda. Mutter! Das ist furchtbar traurig!

(Wirft sich der Mutter verzweifelt schluchzend um den Hals.)

Ernestine. Nun, sieh her, Andreas, was du angerichtet hast! — Du hast ihr Zutrauen vergiftet — preisgegeben der Demütigung die Tochter! Eine schwerere Sünde gibt es nicht! Und das alles deinen Ideen zuliebe! — — O diese jämmerliche Humanität! — Sieh her: hier sind wir, deine Familie, hier ist dein Haus! Hier sollst du wirken, uns sollst du glücklich machen! Was gehen dich die da draußen an? Wenn du dein eigenes Kind elend machst, wie kannst du's dann wagen, hinauszutreten als Prophet? Wie kannst du Fremden das Heil bringen wollen, wenn du den Nächsten Wunden schlägst? Lächerlich! Noch schlimmer: eine Lüge ist all dein Tun!

Bockholdt (beunruhigt). Ernestine! — Nein, nein! — Du hast nicht recht! — Du stellst alles auf den Kopf.

Ernestine. Verstocke dich diesmal nicht, Andreas! Laß endlich die Stimme der Gerechtigkeit eindringen — verstocke dich nicht!

Bockholdt. Nein und abermals nein! Du sollst mich nicht untreu machen meiner Mission! Ich kenne euch! Ihr seid eine furchtbare Verlockung! Aber ich werde kämpfen für mein Werk, das ihr bedroht!

Ernestine. Und ich werde kämpfen für die Unbescholtenheit unseres Hauses. — Für meine Ehre! — — Sieh mich an, Andreas, deine Frau! Achte auf das, was ich dir jetzt sage! Ich stelle hier in Gegenwart Friedas die Forderung — als Mutter und Frau fordere ich — hörst du's, ich bitte nicht, ich fordere, Andreas: reinige unser Heim!

(Pause. — Bockholdt starrt vor sich hin mit gerunzelter Stirn, blickt von Zeit zu Zeit auf Ernestine halb ergriffen, halb feindlich. Sie hält seinen Blicken ruhig stand. — Man hört das Atmen der drei Personen. — Allmählich nehmen seine Mienen einen milderen nachgiebigeren Ausdruck an.)

Bockholdt (mit einem starken Entschlusse). Ich will es tun!

Ernestine. Ich danke dir, Andreas! — Ich wußte, daß du dahin kommen würdest. Ich danke dir!

Bockholdt. Nein, danke mir nicht! Was ich tue, geschieht aus freiem Willen, nicht um euretwillen! Ich will das Unrecht, das ich begehe, allein auf mich nehmen. Ihr sollt keine Verantwortung haben! — Und da es nun einmal geschehen soll, mag es gleich sein! Geht, Frieda, und auch du, Ernestine! Ich werde Korinski zu mir rufen. — Bitte, geht!

Ernestine. Komm, Frieda!

(Ernestine und Frieda ab nach links.)

Bockholdt (nach rechts, öffnet die Tür, ruft hinein:) Korinski. (Kehrt dann ins Zimmer zurück.)

(Von rechts tritt ein Korinski.)

Korinski. Der Herr Doktor haben gerufen!

Bockholdt. Ja, Korinski, ich habe ein ernstes Wort mit Ihnen zu reden. — Nehmen Sie Platz. (Weist auf einen Stuhl, setzt sich selbst.)

Korinski. Wenn der Herr Doktor gestatten, bleibe ich stehen. Ich weiß, was mir zukommt.

Bockholdt. Ich habe mit Ihnen zu sprechen — ich sinne nach, wie ich Ihnen das sagen soll.

Korinski. Darf ich mir ein Wort erlauben, Herr Doktor? Ich glaube zu wissen, um was es sich handelt: Ich soll aus dem Hause!

Bockholdt. Wie haben Sie das erfahren?

Korinski. Das war eben nicht schwer zu erraten. Ich bin doch nicht gefühllos, Herr Doktor! Die Winke, die man mir gegeben, die Verdächtigungen, ja die Beschimpfungen, mit denen man mich traktiert hat, waren deutlich genug! — Man scheint anzunehmen, daß ich keinerlei Ehrgefühl besitze — freilich, wem die Ehre aberkannt ist von Gerichts wegen, der kann wohl auch kein Ehrgefühl mehr haben, das ist ja die landläufige Auffassung so!

Bockholdt. Es würde keine völlige Trennung sein, lieber Korinski, kein Bruch, verstehen Sie mich nur nicht falsch! Nach wie vor würde ich für Sie sorgen. Ich stoße Sie nicht von mir. Meine Anteilnahme bleibt Ihnen gewiß, dessen seien Sie versichert; aber mein Haus müssen Sie verlassen! Es hilft nichts!

Korinski. Und wie werden sich der Herr Doktor ohne mich behelfen? Ich will mich nicht brüsten; aber ich glaube, ich habe mein Amt nicht gerade schlecht versehen.

Bockholdt. Das weiß ich, lieber Korinski, das weiß ich! Und ich werde Sie schwer vermissen; aber es muß sein!

Korinski. Es will mir nicht in den Kopf! Ich von hier fort!

Bockholdt. Schicken Sie sich darein; es ist unabänderlich!

Korinski. Und darf ich nach dem Grunde fragen?

Bockholdt. Es sind Verhältnisse eingetreten, lieber Korinski, privater Natur, die es mir wünschenswert erscheinen lassen, allein zu sein mit den Meinen.

Korinski. Habe ich mich denn vergangen? Habe ich jemanden unversehens verletzt, daß man mich mit so schwerer Strafe belegt, daß man mich fortschickt wie einen schlechten Dienstboten?

Bockholdt. Sie übertreiben, Korinski! Ich denke, Sie könnten sich an der Tatsache genügen lassen, daß ich nichts gegen Sie habe. — Zwischen uns ist nichts anders geworden.

Korinski. Also geht der Beschluß nicht von dem Herrn Doktor selbst aus?

Bockholdt (erhebt sich). Ich meine, Korinski, daß ich Ihnen genug gesagt habe. Wir wollen dieses Gespräch beenden.

Korinski. Nun denn — ich glaube zu wissen, wem ich zu weichen habe! Ich weiß ganz gut, von wem alles das ausgeht! Schon lange arbeitet man daran, mich zu beseitigen; ich bin das Opfer einer Intrige!

Bockholdt. Korinski, Sie vergessen sich!

Korinski. Herr Doktor, mir geschieht Unrecht. — Ich werde ausgestoßen, verdammt ohne Urteil. Nichts ist mir nachgewiesen, nichts! Da sind jene drüben barmherziger. — Das ist einfach Grausamkeit.

Bockholdt. Sie gehen nicht ohne Grund. Sie

sind unbescheiden gewesen — haben sich ungebührlich aufgeführt gegen die Damen.

Korinski. Also, das ist es! Also doch die Damen! Ich wußte es ja! — — „Unbescheiden“, das ist mein Verbrechen! — Nein, unbescheiden bin ich nicht, das liegt meinem Wesen sehr fern. Mein Fehler ist allzuviel Verehrung gewesen für dieses Haus, allzuviel Liebe. — Ich hatte mich eben verführen lassen, mich als „Mitmensch“ zu fühlen, und muß nun einsehen, daß ich doch nichts weiter bin als „Paria“. — Zurück mit dir, wo du hingehörst! Wir haben nichts mit dir zu schaffen! Die Atmosphäre unseres Hauses soll durch deine Gegenwart nicht verpestet werden. So, das sind die Konsequenzen, die Herr Doktor Bockholdt selbst zieht! So sieht seine Lehre in Praxis umgesetzt aus.

Bockholdt. Schweigen Sie!

Korinski. Ich wollte nur zu Gemüte führen, wie man vielleicht draußen in der Welt solche Handlungsweise auslegen könnte.

Bockholdt. Schweigen Sie! Ich sehe jetzt ein, daß die Damen mit ihrer Anklage nur zu recht haben.

Korinski. Ich weiche also wirklich einem Weiberklatsch?

Bockholdt (geht auf Korinski zu in aufflammendem Zorn. Es scheint einen Augenblick, als werde er ihn züchtigen). — dort . . . (weist nach der Tür).

Korinski. Das wird Sie noch gereuen, Herr Doktor!

(Schnell ab durch die Mitte.)

Bockholdt (allein. Er will jenem noch etwas nachrufen, eilt nach der Mitteltür). Korinski! (Kehrt um, ohne die Tür geöffnet zu haben.)

(Von links treten ein Ernestine und Frieda.)

Ernestine. Er ist fort?

Bockholdt. Ich habe ihm die Tür gewiesen!

Frieda. O Vater, Vater! — Wie wir dir dankbar sind!

Ernestine. Endlich dieses unwürdige Verhältnis gelöst! — — Nun wirst du dich wie neu fühlen, Andreas! Mir ist so frei, als ob ein Gewitter den Druck von uns genommen hätte!

Frieda. Lieber Vater! Nun gewährst du mir einen Wunsch, nicht wahr? Ich habe mir etwas ausgedacht, Vater: Laß mich dein Geheimschreiber sein! Vielleicht wirst du denken, ich hätte nicht genug gelernt dazu. Aber sieh mal, ich kann wirklich mehr als du denkst; und ich habe den guten Willen! Sieh mal, Vater, es ist doch etwas ganz anderes: das eigene Kind! Nicht wahr, mein lieber Vater, so soll es sein? Von heute ab bin ich dein Geheimschreiber — nicht wahr?

(Naht sich ihm schmeichelnd. Bockholdt ist mit seinen Gedanken anderwärts; er scheint beunruhigt und zerstreut, weist ihre Zärtlichkeit zurück.)

Bockholdt. Laß mich! Laß mich!

Frieda. Aber du hast mich doch selbst dazu herangezogen, Vater! Du hast ja selbst davon gesprochen, und mein Ideal war es immer, deine „rechte Hand" zu werden. — Hast du deinen Sinn so plötzlich geändert?

Ernestine. So gib ihr doch wenigstens eine Antwort, Andreas!

Bockholdt. Laßt mich! — Laßt mich allein!

Ernestine. Was ist dir?

Bockholdt. Laßt mich, um Gottes willen, laßt mich allein! — Ihr könnt das nicht verstehen! (Wie verzweifelnd, versinkt in sich selbst.)

Frieda. Mutter, haben wir den Vater erzürnt?

Ernestine. Ich fürchte . . . Mir ahnt.

Bockholdt. O, was habe ich getan! Was habe ich getan! — Mein eigenes Werk zerstört — alles zerstört!

Frieda (ängstlich). Mutter, verstehst du das?

Ernestine. Wir haben zu zeitig frohlockt, Frieda!

Bockholdt. Nun bin ich untreu geworden. — Die eigene Lehre verleugnet! — Das ist nie, nie wieder gut zu machen!

Frieda. Vater, lieber Vater.

Bockholdt (sieht sie wie eine Fremde an). Was willst du?

Frieda. Quäle uns nicht so! Sage uns, was dich bewegt!

Bockholdt. Das könnt ihr nicht begreifen!

Frieda. Sind wir denn Fremde für dich?

Bockholdt. Ihr seid schuld an der Sünde, die ich begangen! Ihr habt mich betört! — Nun bin ich meiner Lehre abtrünnig geworden, aus Feigheit! — Ja, nennen wir es beim rechten Namen: aus Feigheit habe ich das getan!

Frieda. Vater!

Bockholdt. Und ich habe wollen ein Prediger sein der Gerechtigkeit, ein Erwecker neuer Menschlichkeit! Und bei der ersten Gelegenheit, wo es galt, meiner Überzeugung zu leben, meiner Wahrheit ein Opfer zu bringen, versage ich kläglich! — Nun bin ich selbst der Pharisäer! — Nun habe ich einen Menschen gerichtet in Roheit und Zorn, vorschnell, hochmütig, rachsüchtig! Und nie werde ich meine Hände davon reinwaschen!

Frieda. Vater, das ist . . .

Ernestine. Frieda! Du wirst ihn nicht bekehren. — Verschone uns vor Zwist.

Frieda. Mutter, ich muß sprechen! Vater, wenn das Unglaubliche wahr ist, daß du bereust, einen schlechten

Menschen beim rechten Namen genannt zu haben — wenn du deinen Nacken jedem Streiche hinhältst — dann — dann . . .

Bockholdt. Sprich es nur aus, mein Kind; ich werde es ertragen.

Frieda. Siehst du, Vater — ich kann mir nicht helfen; das ist — das ist unwürdig!

Ernestine. O Kind, Kind! Schone den Vater!

(Es tritt ein durch die Mitte Dienstmädchen Anna, in Aufregung.)

Anna. Gnädige Herrschaft!

Ernestine. Anna! Was wollen Sie?

Anna. Ich wollte — nämlich Herr Korinski — aber die Herrschaft darf nicht böse werden!

Ernestine. Was ist mit Korinski?

Anna. Ich kann wirklich nichts dafür! Ich hab's ihm auch gleich gesagt, daß er's nicht tun soll; aber er spricht, das ginge mich nichts an.

Frieda. So sage doch nur, was es gibt!

Anna. Herr Korinski hat aus dem Schreibtisch was rausgenommen.

Ernestine. Aus dem Schreibtisch meines Mannes?

Anna. Ich spreche — weil ich doch gerade dazu kam — ich spreche: das geht doch nicht! Das dürfen Sie doch nicht! Das sind doch dem gnädigen Herrn seine Sachen.

Ernestine. Andreas! Hast du das gehört?

Anna. Da dürfen Sie sich doch nicht dran vergreifen, Herr Korinski, sprech' ich.

Ernestine. Andreas! Wirst du ruhig dulden, daß er dich plündert?

Bockholdt. Ich glaub's nicht! Ich glaub's nicht! (Ab nach rechts.)

Ernestine. Haben Sie gesehen, Anna, daß er das Schloß erbrach?

Anna. Ach Gott! Das hat 'r gar nicht erst nötig! Der hatte ja immer den Schlüssel! Herr Korinski, der durfte ja alles! Ich hab's schon oft sagen wollen, weil mich der gnädige Herr dauerte. Herr Korinski, der trieb's doch manchmal gar zu bunt! Ich sage: Herr Korinski, der Herr Doktor ist doch so gut mit Sie, der is doch überhaupt so gut mit allen Menschen, den dürfen Sie doch nich so zum besten haben! Das ist doch grade, als ob man en kleenen Kinde was Böses täte. „Halt's Maul, dumme Gans!" hat er da bloß gesagt; das war sein drittes Wort. — Ne, was recht is, is recht. Uff den Herrn Dukter lasse ich nischt kommen!

(Ab durch die Mitte. — Sie trifft in der Tür auf Wangemann, der in Eile eintritt.)

Ernestine. Sie!

Wangemann. Ja! (Bemerkt die Erregung der Frauen.) Aber — was ist — was haben Sie?

Ernestine. Wangemann! Sie kommen zur rechten Stunde zu uns!

Wangemann. Ist ein neues Unglück? . . .

Ernestine. Korinski hat den Schreibtisch meines Mannes geplündert.

Wangemann. Schrecklich!

Ernestine. Eben haben wir's erfahren.

Wangemann. Weiß es der Herr Doktor?

Ernestine. Er ist hingeeilt — ich fürchte zu spät.

(Bockholdt von rechts zurück. Bleich, verstört.)

Ernestine. Nun?

Bockholdt. Ich bin beraubt!

Wangemann. Die Kasse?

Bockholdt. Nein! Geld hat er nicht genommen, Geld hat er nicht angegriffen!

Wangemann. Ist er fort?

Bockholdt. Im Hause ist keine Spur mehr von ihm.

Ernestine. Was hat er genommen?

Bockholdt. Dokumente, Aktenstücke, Manuskripte, auch Briefe fehlen mir. Meine intimsten Geheimnisse sind in seinen Händen. — Private Korrespondenzen — — alles, alles! — Dinge, die nur er kannte, die nur ihm zugänglich waren . . . (wirft sich in einen Stuhl mit dem Gesicht gegen das Polster, ächzt.)

Frieda. Mutter, was kann das bedeuten?

Ernestine. O, hätte er doch nur Geld genommen!

Wangemann. Was kann ihm die Korrespondenz des Herrn Doktors nützen?

Ernestine. Das werden wir bald genug erfahren! — Er kennt die schwachen Seiten der Menschen.

Wangemann. Die Papiere, die Korinski Ihnen entwendet hat, sind wichtig, nicht wahr?

Bockholdt. Unersetzlich!

Wangemann. Wollen Sie nicht Schritte tun, daß man ihn ergreift, ehe er seinen Raub in Sicherheit gebracht hat?

Bockholdt. Ich kann nicht!

Wangemann. Wie! Sie können nicht?

Bockholdt. Ich darf nicht! Auf mir lastet die Schuld!

Wangemann. Schuld?

Bockholdt. Ich, der ihn erziehen wollte, habe ihn verdorben! — Zur Verzweiflung habe ich ihn getrieben! — Weil ich ihn von mir gestoßen, weil er den Halt verloren, weil der Stab, an den er sich hielt, zerbrach, darum ist er gefallen. Ich habe ihn zum zweiten Male zum Verbrecher gemacht!

Wangemann (zu den Frauen). Man muß dafür

sorgen, daß der Dieb festgenommen wird! Die Polizei muß benachrichtigt werden. Wollen Sie nicht die Polizei anrufen, Herr Doktor?

Bockholdt. O ja, die Polizei! — Wie eine Meute Spürhunde würden sie hinter ihm her sein, nein, das lasse ich nicht zu! Er war in meiner Hut. Ich trug die Verantwortung für ihn. Ich hatte die Pflege seines kranken Gewissens übernommen! — Anstatt dessen, was habe ich getan? Den Kranken vor die Tür gewiesen! — Mit Härte, mit Roheit! Darum mußte er rückfällig werden, darum mußte er sich an meinem, gerade an meinem, des ungetreuen Hüters, Gute vergreifen. Das ist die unheimliche Konsequenz, die in den Dingen liegt.

Wangemann. Mir ist das zu hoch, zu verzwickt; ich vermag da nicht zu folgen.

Bockholdt. Wollt Ihr, daß ich Unrecht auf Unrecht häufe? Darf ich einen Menschen richten, an dem ich mich versündigt?

Wangemann. Und soll der Missetäter der gerechten Strafe entgehen? Wollen Sie den Verbrecher dem Arme des irdischen Richters entziehen! Können Sie das verantworten?

Bockholdt. Ja, das verantworte ich leichten Herzens!

Wangemann. Sind Gesetz und Obrigkeit gar nichts in Ihren Augen?

Bockholdt. Ich kenne unsere Gerichte. Mir graut davor, einen Menschen solchen Richtern zu übergeben.

Wangemann. Sie stellen also Ihr Urteil über das aller Gerichte?

Bockholdt. Das tue ich! Denn ich allein weiß, wie alles so hat kommen müssen.

Wangemann. Wollen Sie denn auch das Recht leugnen?

Bockholdt. Ich übe ein besseres Amt, die Vergebung! Das ist ein göttlich-menschliches Recht.

Wangemann. Sie wollen dem Herrgott ins Handwerk pfuschen! Woher nehmen Sie das Recht?

Bockholdt. Ich trage die Ordination in mir, bin Mensch und hoher Priester.

Wangemann. O, welche Blasphemie!

Bockholdt. Ich übe das königliche Prärogativ der Gnade!

Wangemann. Sie Kurzsichtiger wollen sich über die Weltordnung stellen! O Verblendung! — Hochmut, krankhafter Hochmut!

Bockholdt. Schelten Sie mich, Herr Pastor, das schmerzt mich; aber in meinem Wege kann es mich nicht beirren!

Wangemann. Und wohin wird Sie der Weg führen?

Bockholdt. Zum Siege!

Wangemann. Sie werden scheitern, Doktor Bockholdt! — Hören Sie auf meine Warnung! Sie jagen einem Phantome nach!

Bockholdt (ekstatisch). Und wenn ich scheitere, was liegt daran! Andere werden meine Gedanken weitertragen. Mein Untergang wird das Piedestal sein meines Sieges! — Wer kannte jenen Jesus von Nazareth? Ans Kreuz geschlagen, eroberte er die Welt!

Wangemann. Ihre Schwärmerei, Ihr erbärmliches menschliches Phantasiespiel wagen Sie in einem Atem zu nennen mit dem Erlösungswerke des Gottessohnes! O, wo geraten Sie hin! — Überheben Sie sich nicht! — Bescheidenheit ist das schlichte Gewand

gewesen aller, welche die Menschheit wahrhaft gefördert haben. Unser Arm ist Fleisch! Pochen Sie nicht auf menschliche Weisheit! Die Klügsten werden zu Narren, wenn ihnen nicht das Licht von dort kommt, wo aller Weisheit Quell und Ende ist. Halten Sie Einkehr bei sich! Daß nicht jene recht behalten, welche sagen: Eitelkeit sei die Triebfeder Ihres Tuns!

Bockholdt. „Eitelkeit!" — Eitelkeit wirft man mir vor!

Wangemann. Befragen Sie Ihr Inneres! Wenn Sie sich frei fühlen von diesem stärksten aller selbstischen Triebe, wohl Ihnen!

(Bockholdt geht erregt nach dem Hintergrunde des Zimmers.)

Ernestine. Sie haben an seinem Gewissen gerüttelt!

Wangemann. O, daß ich es ganz aufrühren möchte!

Frieda. So hat noch niemand zum Vater gesprochen!

Wangemann. Ich darf so sprechen, weil ich ihn liebe!

Ernestine. Vielleicht ist es diesmal die Genesung.

Frieda. Sie haben Großes getan für uns — für mich . . .

Bockholdt (ist in den Vordergrund getreten, mit sieghafter Miene.) Und ich habe doch recht! Und mögt ihr alle gegen mich stehen! Und mag mich die ganze Welt verlästern, mich einen Narren schelten, ich habe doch recht!

Wangemann. Dann, Herr Doktor, sind Sie nicht zu bekehren.

Bockholdt (exaltiert). Ihr werdet euch bekehren! Die Welt wird sich zu mir bekehren! — Heute ist mir die heilige Gewißheit aufgegangen! Habe nur den Mut,

deiner Überzeugung zu leben bis zum Äußersten, dann beugen sich die Menschen vor dir, dann bist du Herr aller Dinge! — Ich habe Rücksichten genommen bisher, Rücksichten auf euch, Rücksichten überall — — Christus kannte das nicht! Er verließ Vater und Mutter. „Wer ist meine Mutter und meine Brüder?" — — Darum unterwarf sich die Welt ihm, weil er ihre Kleinheiten nicht kannte. — In uns selbst tragen wir das Maß von allem; wer es wagt, unbeirrt sich selbst zu folgen, dem wird am Ende die Welt zu Füßen liegen!

Wangemann. Nun will ich gehen! — (Greift nach dem Hute.)

Ernestine. Sie wollen uns im Stiche lassen, Wangemann?

Wangemann. Hier kann ich wohl nichts mehr nützen. — Mir graut, das ist die Hybris — das ist Größenwahn!

Frieda. Nein, nein! Gehen Sie nicht!

Bockholdt. In dieser Stunde erst bin ich mir meiner Sendung bewußt geworden. Nichts habe ich bisher getan, nichts! Weil ich mich selbst erhalten wollte und das, was ich liebte. Nun erst werde ich mein Meisterstück liefern — die Tat — die wirkliche Tat! (Geht umher, suchend.)

Wangemann. Was hat er im Sinne?

Ernestine. Mir ahnt etwas . . .

Bockholdt (hat seinen Hut gefunden). Frieda und Ernestine! Ich frage euch: wollt ihr zu mir stehen?

Ernestine. Was willst du, Andreas?

Bockholdt. Das, was Christus auch getan hat: den Sünder suchen. Ja, den größten Sünder will ich jetzt suchen!

Ernestine. Ich hab's gewußt!

Bockholdt. Wollen Sie mich begleiten, Pastor?

Wangemann. Nein, das kann ich nicht!

Bockholdt. Nun denn! ich werde Brutke auch so finden!

Ernestine. Andreas, denke an gestern!

Bockholdt. Rede nicht! Ich kenne die Stimme; das ist die Versuchung zum Kleinmut. — — Ein Feigling, wer am Ufer stehen bliebe und nicht nachspränge und nicht tauchte, bis er ihn angreift, und wäre das Wasser auch noch so tief und noch so trübe! — Wollt ihr mir helfen, das Opfer bringen — das größte Opfer bringen?

Ernestine. Opfer! O, es sind welche gebracht worden!

Bockholdt. Haben wir das Vorurteil geopfert — jedes Vorurteil? Die Ängstlichkeit, die Rücksichten, die falsche Scham! — Wollt ihr die elende Furcht fahren lassen? — Aufgeben, dran geben müssen wir uns und alles, was wir lieben. Selbst hinein in die Flut auf Leben und Sterben! Sonst sind wir Zuschauer nur und keine Täter. Opfer fordert die Sache — Opfer der eigenen Person, wenn es sein muß! — Ernestine, Frieda! Habt ihr den Mut, mit mir zu schreiten auf dem steilen Pfade? — (Pause.) Nun — dann allein!

(Der Vorhang fällt.)

Vierter Akt.

(Speisezimmer bei Doktor Bockholdt. In der Mitte runder Familientisch. Büfett mit Silberzeug. An den Wänden einige gediegene Fruchtstücke. Die breite Mitteltür steht offen, sie führt auf eine Freitreppe, die nach dem Garten hinausgeht. Hinter grünen Wipfeln erkennt man ein Stück von der roten Ziegelwand der Strafanstalt. Ernestine und Anna auf der Bühne, Frieda tritt gleich darauf von rechts herein.)

Ernestine. Mit dem Abendbrot soll noch gewartet werden, bis der Herr Doktor nach Hause kommt, Anna!

Anna. Jawohl, gnädige Frau! — Soll ich immer decken?

Ernestine. Das ist ja nachher schnell geschehen!

(Anna ab nach links.)

Frieda. Der Vater noch nicht zurück? Mir ist so bange, Mutter!

Ernestine. Frieda! Was nützt das alles!

Frieda. Mutter, wir hätten ihn nicht gehen lassen sollen!

Ernestine. Konnten wir ihn halten?

Frieda. Mutter! — Wenn ich dächte, der Vater .... Mutter, warum ließen wir ihn gehen? Wenn nur wenigstens Pastor Wangemann bei ihm wäre! Der ist doch des Vaters einziger Freund.

Ernestine (lächelnd). Frieda, hast du das eingesehen?

Frieda. Ach, Mutter, ich habe viel, viel verlernen müssen in diesen Tagen! — (Anna von links.)

Anna. Herr Landgerichtsrat Mühling!

Frieda. Onkel Mühling!

(Von links tritt ein Mühling. Überzieher, Hut.)

Mühling. Ernestine, ich komme zu etwas ungewöhnlicher Stunde — — ein paar Worte mit dir ... (zögert).

Ernestine. — Bitte!

Mühling. Ich weiß nicht ... (Blickt auf Frieda.)

Ernestine. Frieda kann alles hören.

Mühling. Also ... ich will sogleich auf die Sache kommen! Obgleich sie, wie ich vorausschicke, nicht erfreulich ist. Es wird mir mitgeteilt — durch wen, habe ich kein Recht zu sagen —, daß bei der Staatsanwaltschaft eine Denunziation eingelaufen ist gegen Bockholdt, ein Zeugnis betreffend, das er einem gewissen Lorenz ausgestellt haben soll, und das angeblich falsche Angaben enthält über die Vergangenheit eben dieses Lorenz. Ich frage dich ganz privatim, weil ich ja weiß, daß er zu Unvorsichtigkeiten geneigt ist. Weißt du etwas darüber?

Ernestine. Dieser Lorenz ist früher in unseren Diensten gewesen. Ich glaube auch, daß Andreas ihm neulich ein Zeugnis ausgestellt hat.

Mühling. O weh! Das ist bös! Das ist sehr bös!

Frieda. Ja, hatte denn der Vater nicht das Recht ...

Mühling. Er hatte die Pflicht, die Wahrheit zu schreiben, als Arzt und Beamter ganz besonders.

Frieda. Was der Vater geschrieben hat, das wird er auch verantworten, Onkel!

Mühling. Vor sich selbst vielleicht! Ich habe vorläufig nicht an seinem guten Glauben gezweifelt. Die Sache kann zu äußerst unangenehmen Konsequenzen

führen. Ich bin darum sogleich hierher geeilt, um Bockholdt zu avertieren . . . .

Ernestine. Es wäre am besten, du wartetest hier; er kann nicht lange ausbleiben.

(Es tritt ein von links Laufbursche Karl, nimmt die Mütze ab, geht auf Ernestine zu.)

Karl. Frau Doktorn!

Ernestine. Nun — was gibt's?

Karl. Der Herr Doktor schickt mich, ich soll sagen, Sie sollen hier mit dem Abendessen warten, sagte der Herr Doktor, und er würde auch einen Gast mitbringen, soll ich ausrichten.

Ernestine. Hat er gesagt, wen?

Karl. Ne! Sie sollten nur mit dem Abendessen warten, und er würde auch einen mitbringen, hat er gesagt.

Ernestine. Es wird Pastor Wangemann sein. Frieda, willst du mal in der Küche nachsehen! — Und du sorgst wohl auch dafür, daß ein Gedeck mehr aufgelegt wird.

(Frieda ab.)

(Zu Mühling.) Komm' mit in den Garten! Ich muß das mit dir durchsprechen.

(Ernestine und Mühling gehen langsam nach der Mitteltür.)

Mühling. Ja, was ich sagen wollte! Dein Gatte handelt manchmal, als wolle er durchaus und durchum . . .

(Das übrige verklingt.)

(Anna, einen Augenblick allein. Von links her tritt ein Pastor Wangemann.)

Wangemann. Ist die gnädige Frau da?

Anna. Die Gnädige ist im Garten.

Wangemann Dann werde ich sie dort aufsuchen.

(Indem tritt ein von rechts Frieda.)

Frieda. Herr Pastor, wo haben Sie meinen Vater?

(Anna ab nach links.)

Wangemann. Ich weiß nicht, wo Ihr Vater ist.

Frieda. Und ich hatte gehofft, Sie seien bei ihm!

Wangemann. Machen Sie sich keine Sorge, Fräulein Bockholdt, Ihrem Vater geschieht nichts. Ich habe das Gefühl, daß Doktor Bockholdt einer von denen ist, die ihre Herzensgüte schützt. Solche stehen, gleich den Kindern, in besonderer Hut. Gott wird Ihren Vater nicht zu Schaden kommen lassen.

Frieda (seufzt). Wenn man das glauben könnte!

Wangemann. So kleinmütig, Fräulein Bockholdt!

Frieda. Ich weiß nicht — mir ist bange! Ich habe zuviel erlebt in den letzten Tagen!

Wangemann. Was hätten Sie verloren, das nicht ersetzt werden könnte? In Ihrem Alter!

Frieda. Sie können nicht wissen, Herr Pastor — wenn einem ein Bild, das man über alles verehrt hat, zertrümmert ist. Wenn man sich eingebildet hat, man sei — etwas Rechtes — und nun einsehen muß ... (stockt).

Wangemann. Nicht wahr, da schwindet unser Stolz!

Frieda. Das haben Sie auch durchgemacht?

Wangemann. Ich danke Gott, daß er mich durch solche Finsternis geführt hat; denn in Zweifeln erst findet der Mensch sich selbst.

Frieda. Wie sich alles so wunderbar verkehrt hat! Wissen Sie noch, wie ich zu Ihnen in den Konfirmationsunterricht ging, Herr Pastor?

Wangemann. Das ist meinem Gedenken unauslöschlich eingeprägt!

Frieda. Damals, glaube ich, habe ich Sie oft gekränkt?

Wangemann. Ja, das haben Sie! — Gekränkt — vielleicht noch mehr als bloß gekränkt!

Frieda. Ich bildete mir ein, Sie zu hassen; ja, das habe ich noch vor ein paar Tagen geglaubt. Ich verstehe mich selbst nicht mehr!

Wangemann. Es hat tiefere Spuren an mir zurückgelassen, Fräulein Bockholdt, als Sie ahnen. Aber es ist auch das zum Guten gewesen. Zurückweisung da, wo wir bewundern, führt uns auf uns selbst zurück.

Frieda. Sie hätten mich bewundert?

Wangemann. Ich konnte nicht anders!

Frieda. So häßlich ich gegen Sie gewesen bin!

Wangemann. Schon damals, als Sie meine Schülerin waren, glaubte ich an Sie. Ein Wesen wie Sie läßt Gott nicht verderben. Und mein Glaube hat mich nicht betrogen.

Frieda. Sehen Sie, Herr Pastor, das ist es, was ich vorhin meinte: es hat sich alles umgekehrt zwischen uns.

Wangemann. Damals war ich unsicher — hatte — ich will es nur gestehen — Furcht vor Ihnen.

Frieda. Und nun sind Sie gefestigt — nun stützen Sie uns. — Sie müssen mir alles verzeihen! Nicht meine Taten allein, meine Worte, damals und jetzt, auch alles, was ich Schlechtes von Ihnen gedacht habe, denn das bedrückt mich am meisten.

Wangemann (tief ergriffen). Es ist alles gut gemacht. — Diese Stunde, das fühle ich, ist die größte meines Lebens — durch Sie, Frieda!

(Von links tritt ein Doktor Bockholdt.)

Frieda. Der Vater!

Bockholdt. Und ich komme nicht allein. — Ist mein Bote nicht zu euch gekommen, ich brächte einen Gast?

Frieda. Wir glaubten, der Herr Pastor sei gemeint.

Bockholdt. Auch der soll mir willkommen sein, natürlich! — Aber ich bringe euch einen, der Herberge nötig hat und Speisung — und vor allem: Liebe! Ahnt ihr denn nichts? — (Geht nach links.) Kommen Sie nur herein, mein Lieber — kommen Sie! (Tritt auf Brutke.)

Frieda. Der!

Wangemann. Brutke!

(Pause. — Brutke ist mit einem neuen Anzug bekleidet. Den ehemaligen Sträfling erkennt man noch an der Gesichtsfarbe. Seine Haltung ist minder schlaff, sein Ausdruck zeigt mehr Leben. Er ist zunächst schweigsam, dabei mißtrauisch beobachtend.)

Bockholdt (mit besonderer Weihe). Hier ist mein Gast! — Ihr kennt ihn in anderer Gestalt. Heute sehen wir ihn als unseren Mitbürger unter uns. — Begrüßen Sie ihn, lieber Wangemann, damit er Vertrauen fassen kann.

Wangemann. Das ist schwer!

Bockholdt. Läßt Sie der Geist der Bruderliebe so schnell im Stich, Herr Pastor? — Dann mag Frieda Ihnen vorausgehen. — Frieda! sprich zu dem Manne; er ist unser Gast.

(Frieda ist erbleicht, zittert.)

Frieda. Vater! Ich kann nicht!

Bockholdt. Angst vor einem Menschen?

(Wangemann ist zu Brutke getreten.)

Wangemann. Sie haben mich bisher nur im Amte kennen gelernt, und leider hat es mir Gott nicht gewährt, Ihr Vertrauen zu gewinnen. Heute bitte ich

Sie, daß Sie mir in Freiheit Ihre Hand reichen zum Zeichen, daß auch zwischen uns aller Groll begraben sein soll.

(Er hält Brutke die Hand hin. Brutke betrachtet ihn falsch lächelnd von der Seite, schlägt nach einigem Zögern in die dargebotene Hand ein.)

Bockholdt. Ich danke Ihnen, Wangemann! Das war endlich mal wie ein Seelsorger gesprochen! — Und nun du, Frieda!

Frieda (zu Wangemann ihre Zuflucht nehmend). Helfen Sie mir! — Ich weiß nicht mehr, was ich soll.

Wangemann. Überwinden Sie sich! Reichen Sie ihm die Hand! Das schändet nicht.

(Frieda nähert sich Brutke zitternd. Brutkes Züge beleben sich bei ihrem Anblick, grinst, nimmt ihre Hand. Sie entzieht sie ihm hastig.)

Bockholdt. Wangemann, Sie bleiben doch! Mühling werde ich auch bitten. (Frieda ab nach rechts.) Und nun wollen wir's uns leicht machen. Kommen Sie, lieber Brutke! — (Nimmt Brutke den Hut aus der Hand.) Er muß sich erst wieder an menschlichen Umgang gewöhnen. Schrecklich, zu denken, wie schnell sie das drüben verlernen! — — Sie billigen mein Tun wohl nicht, lieber Wangemann?

Wangemann. Ich weiß nicht, ob das nicht heißt, Gott versuchen!

Bockholdt (nimmt Wangemann beiseite). Wenn Sie gesehen hätten, wie ich den Menschen gefunden habe. Ich habe ihn befreien müssen aus starken Schlingen. Es war ein Kampf. — Aber ich hatte mir geschworen, ihn zu gewinnen; und nun ist er frei!

Wangemann. Auf wie lange wird's sein?

Bockholdt. Für immer! — Zunächst bleibt Brutke in meinem Hause. Hier soll er sich reinigen von Haß und Mißtrauen. Er muß Vertrauen fassen, lernen, Mensch unter Menschen sein.

Wangemann. Dazu wollen Sie Ihr Haus hergeben, Doktor Bockholdt?

Bockholdt. Ja! und auf Sie rechne ich stark dabei! — Sie werden mir bei diesem Werke helfen, Herr Pastor! (Tritt zu Brakke.) Kommen Sie, Lieber! Stehen Sie nicht so von fern. — Sie sind unter Freunden!

(Unterdessen sind Ernestine und Mühling auf der Freitreppe erschienen; sie treten ein.)

Mühling. Wer ist denn das?

Bockholdt. Unser Gast!

Mühling. Ist das nicht . . . — Das setzt allerdings allem die Krone auf!

Bockholdt. Ich weiß, daß ich damit Ungewöhnliches tue. — In Wahrheit ist es das Natürlichste — das Menschlichste! Ich erfülle die einfachste Pflicht des Christentums. Träte Er unter unser Dach, er würde sich gewiß nicht weigern, mit jenem da zu Tisch niederzusitzen; und, ich denke, wir wollen uns nicht besser dünken als des Menschen Sohn. — Nicht wahr, Wangemann? Nicht wahr, Mühling?

Mühling. Nein, Schwager! — Das ist schon nicht mehr bloße Verrücktheit, das ist Vermessenheit — das ist Wahnsinn! — Dafür habe ich keine Worte! — Hier gibt es nur eine Erklärung: Du bist nicht zurechnungsfähig! — (Zu Ernestine tretend.) Ernestine, ich beklage dich! Ich beklage dich wirklich aufs tiefste! Dieser Mann müßte entmündigt werden! Ihr werdet erlauben, daß ich mich entferne.

Bockholdt. Du verschmähst unser Abendbrot, Schwager?

Mühling. Ich pflege nicht mit Strafentlassenen zu Tisch zu sitzen! — (Ab nach links.)

Bockholdt. Du sprichst dir dein eigenes Urteil! —

(Wendet sich an Wangemann.) Tun Sie mir einen Gefallen, lieber Wangemann, gehen Sie mit Brutke in den Garten! Versuchen Sie es, diesen letzten häßlichen Eindruck aus seiner Seele zu tilgen! Wollen Sie? Kommen Sie, mein lieber Brutke! Gehen Sie mit dem Herrn Pastor! — Nach dem Abendbrot wollen wir dann über Ihre Zukunft beraten!

(Wangemann und Brutke ab in den Garten, von Bockholdt bis auf die Freitreppe geleitet.)

Anna (mit Decken beschäftigt.) Soll ich denn wirklich für den mit decken? So en Gesichte! Da könnte man doch träumen! — Mit so enem blieb ich nich alleene im Zimmer. Der hat doch sei Mädel abgemurkst — hat der.

(Bockholdt kehrt von der Freitreppe ins Zimmer zurück.)

Bockholdt (freudestrahlend). Er bleibt! Ernestine, er will bleiben! — — Hast du uns denn ein recht gutes Abendessen bereiten lassen, mein Herz?

Ernestine. Wie gewöhnlich, Andreas!

Bockholdt. Heute hättest du schon was Besonderes spendieren können; denn heute ist ein großer Tag für uns.

Ernestine. Du kannst nun gehen, Anna! Es ist ja alles soweit fertig. — (Anna ab.)

Bockholdt. Mir ist zumute . . . das läßt sich gar nicht sagen! Solch ein Gefühl muß der Vater empfunden haben, als der verlorene Sohn ins Haus zurückkehrte. — Mach nur kein so bedenkliches Gesicht!

Ernestine. Andreas! Ich habe mit dir zu sprechen!

Bockholdt. Gut, ja — ich höre!

Ernestine. Du willst mir das wirklich antun, Andreas?

Bockholdt (erstaunt). Ernestine! — Ich dachte doch wirklich . . .

Ernestine. Du begreifst nicht, um was es sich handelt für mich. Blind stürmst du darauf los — blind!

Bockholdt. Wenn Mühling so spricht, der Philister! — Aber du, Ernestine? Etwas mehr Weitherzigkeit dürfte ich doch von dir erwarten. Oder willst du etwa mit unserem Schwager sagen: „Mit Strafentlassenen pflege ich nicht zu Tisch zu sitzen!"

(Ernestine tritt dicht an ihren Gatten heran, daß sie ihm in die Augen blicken kann, legt ihm die Hand auf die Schulter.)

Ernestine. Andreas! Ist dir dein Heim etwas wert? Liebst du dein Kind? Bedeute ich dir etwas? — Sprich!

Bockholdt. Ernestine — wirklich — du fragst ...

Ernestine (in steigender Erregung). Siehst du nicht, daß du am Werke bist, den Grund, auf dem unser Familienleben ruht, zu zerstören? Willst du durchaus das Vertrauen, das wir, die Deinigen und deine Freunde, trotz allem und allem in dich gesetzt, in dein gütiges, liebevolles Herz, willst du unserem Vertrauen so ins Gesicht schlagen? — Was du vorhast, dieses letzte, ist eine Verhöhnung meiner Gefühle, meiner Würde — eine Vernichtung alles Zartgefühls, aller Achtung für mich und Frieda — es ist eine Mißhandlung. — Furchtbar ernst ist diese Frage für mich! Denn wenn du mich heute wieder nicht verstehen willst, dann ist das Ende da, das ich schon lange befürchte.

Bockholdt. Welches Ende?

Ernestine (mit Nachdruck). Dann bist du allein!

Bockholdt. Ernestine!

Ernestine. Dann bist du allein, Andreas!

Bockholdt. Ernestine! — Warum wendest du solche Drohungen an?

Ernestine (weicher). Eine Drohung sollte es nicht

sein, Andreas! — Ich wollte dich bitten — —. Ich habe nicht oft etwas erbeten von dir — habe in vielem dir deinen Weg gelassen — fast in allem! — Aber jetzt — nun, nach achtzehn Jahren, Andreas, bitte ich dich — erinnere ich dich an das Heiligste, was es zwischen uns gibt, an die ersten Tage nach der Hochzeit! — Frieda, die hiervon nichts weiß — unser Kind, Andreas — bittet doch auch mit. — Denke an unsere Nächte, Andreas! — — Ich kann nichts weiter sagen — wenn du mich noch bitten läßt, dann, wahrlich, wäre jene Zeit und alles, was ihr folgte, besser nie gewesen!

Bockholdt (erschüttert). Ernestine! Was willst du? Was soll ich tun?

Ernestine. Sehen!

Bockholdt. Sehen?

Ernestine. Sehen wollen, Andreas! — Erkennen! Dich erkennen! — Einsehen, daß du auf diesem Wege Halt machen mußt!

Bockholdt. Mein Werk aufgeben?

Ernestine. Endlich einmal dir selbst bekennen, daß du das Unmögliche willst.

Bockholdt. Dann besser gleich ins Grab gelegt — nein, nein, nein! — Ich kann nicht!

Ernestine. Du willst nicht!

Bockholdt. Mich selbst will ich opfern, aber nicht mein Werk!

Ernestine. Du willst deine Eigenliebe nicht opfern! Belüge dich nicht, Andreas!

Bockholdt. Eigenliebe! Von der weiß ich mich frei! — Ich habe eine Liebe — o ja! Aber die gilt nicht etwas so Kleinem, wie der einzelne Mensch, nicht mir — nicht euch. — Was ist Weib? Was ist Kind? Was ist dieses sogenannte Familienleben, gehalten gegen

die wahrhaft großen Dinge? Nein! Verführer seid ihr. — Die Familie: ein Gewicht, das mich herabzieht, meinen Flug hemmen will. — (Visionär.) Ich sehe meinen Weg! Das alles wird verschwinden, untergehen, als das Zufällige — aber das eine bleibt, das Große, das Unvergängliche, das ich gewollt. Alles andere sind Ketten; fallen sie ab, dann fallen sie! Man muß den Mut haben, auch das Liebste abzustreifen!

(Pause.)

Ernestine. Andreas!

Bockholdt. Ja!

Ernestine. Jetzt ist das Gefürchtete da; jetzt bist du allein!

(Schnell ab nach rechts.)

Bockholdt (blickt ihr starr nach, als könne er das Vernommene noch nicht fassen, murmelt). Jetzt bist du allein!

(Von links tritt ein, zunächst unbemerkt von Bockholdt, Lorenz. Bockholdt fährt herum, da er Schritte hört.)

Bockholdt. Wer ist hier?

Lorenz. Lorenz, Herr Doktor! — Nur Lorenz!

Bockholdt. Was wollen Sie?

Lorenz. Herr Doktor, ich wollte nur — ich bringe hier — — (Holt ein Taschenbuch hervor, dem er ein Papier entnimmt.) Das Zeugnis, Herr Doktor!

Bockholdt. Welches Zeugnis?

Lorenz. Das der Herr Doktor so gütig gewesen waren mir auszustellen — neulich.

Bockholdt. Aber wie denn? ....

Lorenz. Hier bringe ich dem Herrn Doktor das Zeugnis mit bestem Dank zurück!

Bockholdt. Sie haben also eine Stelle?

Lorenz. Nein! Eine Stelle habe ich leider noch nicht.

Bockholdt. Und trotzdem geben Sie das Zeugnis zurück?

Lorenz. Ich hörte, der Herr Doktor sollten Ungelegenheiten haben, weil da doch nichts drin steht von meiner Vergangenheit. Da dachte ich, da willst du's doch lieber zurückbringen! — Undankbar will ich nicht sein, und wenn ich mit meiner Familie deshalb hungern sollte; — undankbar soll mich niemand heißen!

Bockholdt. Und da bringen Sie mir das Zeugnis zurück?

Lorenz. Ja, Herr Doktor!

Bockholdt. O, das ist herrlich, — das ist ein Zeichen!

Lorenz. Der Herr Doktor Bockholdt soll's nicht bereuen, daß er mich wieder zum Menschen gemacht hat!

Bockholdt. Lorenz, Sie wissen nicht, was Sie mir damit tun! Das ist — ein Zeichen! das soll Ernestine sehen! — (Geht nach rechts, ruft:) Ernestine, Frieda, kommt! Hier ist Lorenz! (Frieda von rechts. Gleich darauf Wangemann aus dem Garten.)

Lorenz (verneigt sich). Guten Abend, das Fräulein!

Bockholdt. Wißt ihr, was hier geschehen ist? Nun hört: Der hier hat mich gerettet! — Er hat mich gelehrt, daß der Glaube an den Menschen keine Narrheit ist; in einem Augenblicke, wo ich nahe daran war, an diesem Glauben zu verzweifeln.

Lorenz. Herr Doktor — aber das habe ich mir gar nicht gedacht dabei — wirklich — ich wollte nur ....

Bockholdt. Ich weiß, mein guter Lorenz, ich weiß! — Aber gerade daß Sie nur Ihrer ehrlichen Natur gefolgt sind, das ist das Wertvolle — das ist das Zeichen! — Und nun sollen Sie mir nicht von hier fort heut abend! Frieda, ein Gedeck auflegen! Nun

haben wir noch 'nen Gast! Es ist wie im Evangelium: die Reichen haben unseren Tisch verschmäht; nun, da wollen wir uns andere Gäste suchen, nach unserem Herzen. — — Lorenz, Sie sollen dieses Zeugnis nicht nötig haben. (Zerreißt es.) Ich denke, bei mir wird sich noch Arbeit finden für Sie!

Lorenz. O, Herr Doktor!

Bockholdt. Und nun wollen wir noch ein wenig in Gottes freie Luft; kommen Sie, Lorenz!

(Mit Lorenz ab durch die Mitte. Sowie sie gegangen, eilt Frieda auf Wangemann zu.)

Frieda. Ihnen muß ich es sagen! — Die Mutter ist auf ihrem Zimmer, allein, in Tränen aufgelöst. Noch nie habe ich sie so gesehen! Sie muß etwas Furchtbares erlebt haben. Helfen Sie, Herr Pastor! Sie kennen die Mutter, zu Ihnen hat sie Vertrauen. Einen Blick hatte sie, so trostlos ....

Wangemann. Was muß das für ein Kummer sein, der eine solche Seele aus dem Gleichgewicht gebracht hat!

Frieda. Helfen Sie der Mutter, helfen Sie uns allen — wir haben nur Sie!

(Indem tritt ein Ernestine von rechts, das Haupt gesenkt. Anscheinend bemerkt sie Frieda und Wangemann gar nicht, schreitet zur Mitteltür.)

Frieda (tritt ihr in den Weg). Mutter!

Ernestine. Laß mich! (Will weiter.)

Wangemann. Frau Bockholdt, Sie haben einmal gesagt, ich sei Ihr Freund!

Ernestine. Was drängt ihr euch in meinen Weg! Soll ich erklären, wie man soweit kommt? Kein Mensch kann verstehen, was mir widerfahren ist. Es gibt keine Worte dafür.

Frieda. Mutter, auch ich habe geglaubt, ich müsse mich auflehnen gegen das, was der Vater vorhat ....

Ernestine. Als ob es das wäre! — Nur das Letzte, Äußerste ist das ja. — — Aber ein ganzes Leben umsonst zugebracht! Liebe, Hoffnung, Stolz, alles geopfert! Immer nur gegeben und gegeben, und was zurückerhalten? — Jetzt stehe ich so da; habe alles drangegeben, alles. — Er hat mich gedemütigt, so tief! — Ich habe Worte zu ihm gesprochen vorhin, und es war, als habe eine Fremde gesprochen. Mehr kann ich nicht, mehr habe ich nicht. — — Ich bin am Ende meiner Kraft.

(Bricht vor einem Stuhle zusammen.)

Wangemann (tritt zu ihr, dann nach kurzer Pause). Ich verstehe es, daß Ihr Stolz sich empört; ich verstehe es, glauben Sie mir das! Aber unseren Stolz dürfen wir zum Opfer bringen der Liebe. Das haben schon viele Frauen getan.

Frieda. Ja, Mutter, ja!

Wangemann. Fragen Sie nur Ihr eigenes Kind!

Frieda. Mutter, es ist solch ein Glück, alles hinzugeben, das habe ich zu dieser Stunde erfahren. (Wendet sich nach Wangemann um, reicht ihm die Hand, führt ihn ein paar Schritte, bis sie vor der Mutter stehen.) Denn siehst du, — hier!

Ernestine. Ihr?!

Frieda. Ja, wir!

Ernestine. Das — kann ich — allerdings noch nicht recht fassen!

Wangemann. Als Gegner gingen wir aus und trafen uns — mußten uns treffen.

Ernestine. O — das ist . . .

Frieda. Nicht wahr, Mutter, wunderbar ist es! (Beugt sich zur Mutter herab, die sie umfängt.)

Wangemann (ist ans Fenster getreten). Dort kommen sie! Der Herr Doktor bringt beide. — Mut! (Tritt zu

Ernestine.) Sie müssen es auf sich nehmen. Ihr Gatte hat vorhin ein Wort gesagt: „Träte Er unter unser Dach, er würde sich gewiß nicht weigern, mit jenen da zu Tisch niederzusitzen." — Das Wort hat mich getroffen.

(Durch die Mitte treten ein Bockholdt, Brutke und Lorenz.)

Bockholdt (voll Lebhaftigkeit). Nun zu Tisch! — Anna, die Lampe! (Anna hat die Lampe angezündet, stellt sie auf, schließt die Tür nach dem Garten.) Ernestine, mein Herz, dorthin! Ich sitze zwischen Brutke und Lorenz. Wangemann neben meiner Tochter. — So, meine Freunde! — (Faltet die Hände, kurze Pause, dann setzt man sich.)

Bockholdt. Ernestine, meine Gute, willst du Anna nicht entlassen? Wir können uns die Speisen wohl selbst reichen.

Ernestine. Anna, du kannst gehen! (Anna ab.)

Bockholdt. Nun laßt es euch schmecken! (Er reicht Brutke die Schüssel, der sich unbeholfen benimmt.) Ich werde Ihnen vorlegen, lieber Brutke! — So! — — Lorenz, kommen Sie, Ihren Teller! Und nun müßt ihr tüchtig zulangen! — Nicht wahr, Ernestine, du freust dich, wenn sie deinen Speisen Ehre antun?

(Bockholdt, der die gedrückte Stimmung gar nicht merkt, ist durchaus aufgeräumt, er schneidet auf, legt vor. Brutke gleichgültig gegen alles andere, stillt seinen Hunger.)

Welch ein Glück, seine Freunde so um sich zu haben! — So sollten sie mich sehen, die da draußen, die vielen, die Toren, die sich für etwas Besseres halten als ihre Brüder. — Ich bin so glücklich! Mir ist, als hätten wir, wir an unserem Teile, ein gut Stück von der Mauer abgetragen. Ihr versteht mich, meine Lieben! Und wie lange wird's dauern, da ist sie verschwunden bis auf den letzten Stein! Da reichen wir uns von hüben und drüben die Hände, der Mensch dem Menschen! — Gleich wie hier im kleinen, dann die ganze Welt:

eine Tafelrunde von Brüdern! — So sind wir ein Symbol für die Zukunft. Dann wird es sein, wie es in der Schrift heißt: „Die Wölfe werden bei dem Lamme wohnen — ein kleiner Knabe wird Löwen treiben".

Wangemann. Aber „Tag und Stunde" hat der Herr den Menschen verborgen, und ich meine, wir sollten nicht vorwitzig sein und sagen, die Zeit sei schon gekommen!

Bockholdt. Wenn wir doch an den Zeichen erkennen, daß sie da ist?

Wangemann. So leicht wird uns das nicht gemacht! — So drängt sich der liebe Gott seinen Kindern nicht auf!

Bockholdt. Kurzsichtiger! — Überall sprießt frisches Grün aus altem Gemäuer hervor. Der Menschheitsfrühling will erwachen! Sehen Sie sich doch um! Gebrauchen Sie doch Ihre Augen! Ist diese Tafelrunde hier nichts? Ist sie nicht ein Zeichen? Sagt mir nicht, das sei allzuwenig! Ich sage euch, eine Wahrheit ist wie ein kleines Steinchen oben am höchsten Alpengipfel; das löst sich ab, unscheinbar winzig, und als unwiderstehliche Lawine kommt es zu Tal. — Ein Wort, das gesprochen, ist nicht aus der Welt, weil es verhallt; irgendein Ohr hat es getroffen, eine Seele bewegt, und bald wird es in Tausender Munde sein! — Die Wahrheit ist nicht zu töten; und wenn du dich hermetisch gegen sie abschließen willst, sie dringt doch zu dir.

Wangemann. Wieviel uralte Wahrheiten gibt es, die niemals die Welt erobert haben, die nicht durchgedrungen sind!

Bockholdt. Weil sie nicht gelebt worden sind, weil ihre Propheten nicht den Mut der Tat besaßen. — Hätte Kolumbus eine neue Welt entdecken können,

ohne hinauszusegeln? — Jede Wahrheit ist von einem Flammenringe umgeben; einer muß kommen, der durch die Lohe springt.

Wangemann. Nicht jeder ist ein Kolumbus und nicht jeder ein Siegfried. Manches, was für Wahrheit gehalten wird, ist nichts als Selbstbetrug und Afterweisheit.

Bockholdt. O, Sie Kleingläubiger! Das ist die Stimme der Zweifelsucht und Mäkelei, die sich von jeher gegen jeden Wohltäter der Menschheit erhoben hat. — Ist die Persönlichkeit denn nichts? Blicken Sie doch um sich! Sehen Sie das hier! — Gibt uns das hier nicht eine Gewähr, daß der neue Geist schon unter uns wirkt, daß Wunder geschehen? — — Hier Brutke, hier Lorenz — — ich selbst der Diener einer neuen Weisheit, Sie der Lehrer des alten und ewig neuen Heiles. — Dort meine Frau — mein Kind! — — Wir vereinigt zu einer Familie, ohne Haß, ohne Vorurteil, ohne Mißtrauen. — Und nun erweitern Sie sich dieses Bild über den engen Rahmen hinaus. Dann haben wir die Menschheit. — (Er erhebt sich, nach oben blickend, schwärmerisch.) Meine Lieben! Feiert diesen höchsten Augenblick mit mir! — Fühlt mit mir, was ich fühle! Sehet, was ich sehe! — Der Hauch der Zukunft berührt uns — ein Strahl der Ewigkeit hat uns getroffen, der große Tag ist angebrochen, der Tag der Befreiung — der Erlösung. (Er verharrt einige Augenblicke in dieser Stellung.)

Frieda (halblaut). Mutter!

Ernestine. Ja, mein Kind!

Frieda. Mutter! Sieh den Vater! — Ist es nicht, als sähe er eine andere Welt?

Ernestine. Und darum sieht er die unsere nicht!

Frieda. Aber — er ist wunderbar schön so!

Bockholdt (zu sich selbst zurückkehrend). Laßt uns das Mahl aufheben! — (Man erhebt sich.) Und Dank sagen! (Alle bis auf Brutke falten die Hände.) „Danke dem Herrn, denn er ist freundlich und seine Güte währet ewiglich, Amen!"

(Er schüttelt Brutke, Lorenz, Wangemann die Hand, tritt dann zu Ernestine, die er auf die Stirne küßt.)

Meine liebe Gute! — — (Reicht Frieda die Hand, die diese küßt.) Ich danke euch so von Herzen! Ich weiß, es war nichts Kleines, was ich von euch verlangt habe, aber seht, nun habt ihr euch überwunden, nun habt ihr den großen Sieg gewonnen, den Sieg über das Vorurteil. — Jetzt seid ihr geweiht! Vergeßt diesen Abend nicht! Er bedeutet für uns alle den Anfang eines neuen Lebens. — Ich will euch auch nicht länger halten! Ich sehe dir's an, Ernestine, es ist genug gewesen. Und auch du, Frieda! Ihr seid tapfere Frauen! — Aber nun geht, laßt uns Männer allein, denn jetzt wollen wir uns mit diesem da beraten.

Ernestine. So komm, Frieda!

(Ernestine und Frieda ab nach rechts.)

Bockholdt. Und Sie, mein lieber Lorenz, Sie bleiben fürs erste bei uns. Sie kennen ja Ihr altes Stübchen, das können Sie gleich wieder beziehen, bis wir Weib und Kind haben nachkommen lassen.

Lorenz. Meinen Dank, Herr Doktor! — Meinen Dank für alles! — — (Will ihm die Hände küssen.)

Bockholdt (wehrt ihm). Schon gut, mein Freund!

(Lorenz ab.)

Und nun zu Ihnen, lieber Brutke! Da ist Hilfe nicht so leicht beschafft. Vor allem müssen Sie Arbeit finden, eine Beschäftigung, die Ihnen zusagt.

Wangemann. Darf ich einmal mit Brutke ein paar Worte sprechen?

Bockholdt. Gewiß! — Wir wollen hier beraten als Brutkes Freunde.

Wangemann (sich zu Brutke wendend). Brutke! Sie haben wohl über Ihre Zukunft selbst schon nachgedacht. Etwas anfangen müssen Sie doch; das ist Ihnen wohl klar?

Brutke (patzig.) Ich werde schon was anfangen!

Wangemann. Ja, aber auch was Ordentliches und Nützliches. Vor allem müssen Sie etwas beginnen, das Sie fördert. — Die Gefahr des Schwachwerdens ist groß.

Brutke. Jeder uff seine Weise! Ich wer' mir schon die Zeit vertreiben! — Ich tue, was mir paßt! — Ich bin überhaupt en freier Mann — daß Sie's wissen jetzt!

Bockholdt. Das ist nicht die rechte Art, Herr Pastor! Sie fordern nur seinen Trotz heraus.

Wangemann. Ich muß wissen, mit wem ich's zu tun habe, mit einem Hilfesuchenden oder einem Trotzigen! — — Brutke! Zehn Jahre haben Sie da drüben zugebracht; um zehn Jahre sind Sie Ihrem Ende näher gerückt! — Regen sich da nicht ernste Gedanken in Ihnen? — Sie sind ergraut in der Zeit, Brutke! — Sind die zehn Jahre spurlos an Ihrem inneren Menschen vorübergegangen? Hat keine Stimme in Ihnen gesprochen? — Geben Sie mir darauf eine Antwort, Brutke!

(Brutke tritt dicht vor Wangemann hin, mit rachfüchtiger Miene; seine Stimme ist ein Knurren.)

Brutke. Dummer Pfaffe! — Nu will ich dir och mal wos sagen! Da driben hast du mich können kujonieren — da habt ihr mich „du“ geheißen — da hast du mich können langweilen mit deine Gebete — da habt ihr mich alle dirfen kujonieren — ihr! . . . Aber jetzt! Jetzt is das Ding wos anderes. Jetzt kann

dos grobe umgekehrt kommen — sage ich! — Paßt emal uff — sage ich! Kleene gekriegt habt ihr mich noch lange nich — ihr nich!

Bockholdt. Nun überlassen Sie ihn wohl mir, Herr Pastor?

Wangemann. Das ist Verstocktheit!

Bockholdt. Hier beginnt mein Amt.

Wangemann. Ich warne Sie, Herr Doktor! Was mir nicht gelungen ist in jahrelangem, heißen Ringen, dieses Herz zu rühren, daran werden auch Sie scheitern!

Bockholdt. Mir wird gelingen, was keinem gelungen ist. — Denn ich habe noch etwas mehr als Sie! Ich habe die Berufung, mit der ich geboren bin, — den Glauben! Und darum die Kraft!

Wangemann. Sie versteigen sich .... mir schwindelt!

Bockholdt. Gleich werden Sie sehen, auf wie festem Boden ich stehe! (Tritt dicht vor Brutke hin, legt ihm die Hände auf die Schultern.) Brutke! Du hast häßliche Worte gesprochen, kränkende Worte. Dann kennst du den Geist dieses Hauses schlecht, in das du jetzt aufgenommen bist! — Hier herrscht Liebe und Vertrauen, und darum wird Rücksicht gefordert gegen den Nächsten und versöhnlicher Sinn. — Ich erwarte von dir, daß du die Kränkung gut machst, daß du dem Herrn Pastor Abbitte leistest. — (Pause.) Nun Brutke! — (Brutke verharrt in trotzigem Schweigen.)

Wangemann. Eher werden Sie einen Stein rühren als dieses Gemüt!

Bockholdt. Ich werde Wasser aus diesem Steine schlagen! — Wir gehen nicht auseinander, ehe dies nicht entschieden ist. Dem Glauben kann nichts widerstehen! — Ich denke, noch habe ich die Kraft!

Brutke, du wirst mich nicht zum Lügner machen — ergib dich! (Ergreift ihn fester, blickt ihm Aug in Auge.) Halte mir still, Brutke! Wir stehen uns nicht zum ersten Male so gegenüber. — Sieh mich an! Verbirg dein Auge nicht, mein Freund! Du weißt, daß ich dich liebe — daß ich an dich glaube, an das Gute, das Hohe, das Göttliche in dir. Keinen habe ich so geliebt wie dich — keinen so gesucht! — Blicke mich an! Ich schicke meine Seele aus nach dir. Du spürst meine Kraft, die Kraft meiner Umarmung! Brutke! — Freund! — Du kannst meiner Liebe nicht mit Haß antworten! Du kannst meinen Glauben nicht zunichte machen! — Ergib dich!

Brutke (schüttelt ihn ab). Laßt mich!

Bockholdt. Das tust du mir? — Du!

Brutke. Nennt mich „Sie" gefälligst! Ich bin nicht mehr Strafgefangener, ich bin ein freier Bürger! Überhaupt ich hab's satt hier.

Bockholdt. Brutke, ich erinnere dich an alles, was ich an dir getan habe. Du hast mir vertraut! Brutke, du hast mich geliebt — mich, den Einzigen — verstocke dein Herz nicht! Du liebst mich!

Brutke (in ein rohes Gelächter ausbrechend). Schafskopp — werde ich dir lieben! Ich liebe hübsche Mächen — Frauenzimmer! — Aber dir! — Über dich lache ich!

Bockholdt (ist totenblaß geworden). Brutke! — mein Gott! . . . Wangemann, was ist das?

Wangemann. Beginnen Sie zu sehen?

Brutke. In dem Hause hier, denkt 'r, werd' ich bleiben? — so dumm! — Da weeß ich mir viel was Besseres!

Bockholdt. Nein, nein! — Ich lasse dich nicht! — Brutke, lieber Brutke, — höre mich nur! — — So — so können wir nicht auseinandergehen! — (Will Brutke fassen und festhalten. Brutke stößt ihn von sich.)

Brutke. Weg! — — Ich hab das Gequasselе satt.

Bockholdt. Brutke — du weißt nicht, was du tust — mein Glaube! — Du vernichtest mich!

Brutke. En Narr bist de, so weit de warm bist, noch schlimmer als der Paster; der wird doch wenigstens dafür bezahlt. — — Das sage ich dir, über dich lachen da drüben alle! Da is och nich eener, der dir was globt. — — Nu will ich gehn! Adjes Paster! Adjes Doktor! Das Abendbrot hat mir geschmeckt! (Lachend ab.)

Bockholdt (schwankend, greift sich an den Stühlen weiter). Pastor — Pastor! . . . er hat seinen Spott . . . (Wirft sich in einen Stuhl, bedeckt die Augen, stöhnt.)

(Pause. Von rechts treten ein Ernestine und Frieda.)

Ernestine. Eben ging er! — Ich habe doch recht gesehen?

Frieda. Gott sei Dank!

Wangemann (ernst, weist auf Bockholdt). Sehen Sie dort!

Frieda. Der Vater!

Ernestine. Was ist . . .

Wangemann. Dort wartet Ihrer ein schweres Amt, Frau Bockholdt!

Frieda. Mein Gott — mein Gott!

Ernestine (erbleichend). Ist es — das?

Frieda. Vater — mein Vater!

Ernestine. Andreas!

(Treten zu ihm.)

Bockholdt. Frau! — Ich sehe etwas! — (Schreiend.) Ich bin ein Narr!

Ernestine. Andreas! — Wir sind bei dir!

(Der Vorhang fällt.)

Ende.

Pierersche Hofbuchdruckerei Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

Theodor Fontane Gesammelte Werke

Erste Serie:

Romane und Erzählungen. Ausgabe in 10 Bänden

Band

- I: **„Vor dem Sturm“.** Roman aus dem Winter 1812 auf 13. I. Abteilung (bis Kapitel 50).
- II: **„Vor dem Sturm“.** Fortsetzung und Schluß. **„Grete Minde“.** Nach einer altmärkischen Chronik und **„Ellernklipp“.** Nach einem Harzer Kirchenbuche.
- III: **„L'Adultera“** und **„Schach von Wuthenow“.** Erzählung aus der Zeit des Regiments Gensdarmes.
- IV: **„Graf Petöfy“** und **„Cécile“.**
- V: **„Stine“** und **„Irrungen Wirrungen“.**
- VI: **„Quitt“** und **„Unterm Birnbaum“.**
- VII: **„Unwiederbringlich“.**
- VIII: **„Frau Jenny Treibel“** oder **„Wo sich Herz zum Herzen find't“** und **„Poggenpuhls“.**
- IX: **„Effi Briest“.**
- X: **„Der Stechlin“.**

Preis bei Subskription der ganzen Serie, 10 Bände, pro Band:
geh. M. 3.—, Leinen M. 4.—, Halbfranz M. 5.—.
Einzelne Bände pro Band M. 1.— mehr.
(Band I, II, VI und VII werden nicht apart abgegeben.